KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM GRIMM

HERAUSGEGEBEN

VON

GUSTAV HINRICHS

974

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis 1881.

ERSTER BAND

Ges. Wke 428 f: 1

BERLIN

FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG

HARRWITZ UND GOSSMANN

1881

263

VORWORT.

Der längst gehegte und oftmals geäusserte Wunsch, nach dem Erscheinen der Kleineren Schriften Jacob Grimms auch die seines Bruders Wilhelm gesammelt und herausgegeben zu sehen, ist durch die Schwierigkeit, welche der erstere Theil dieser Aufgabe darbot, bisher immer vereitelt worden. Herr Professor Dr J. Zacher in Halle hatte bereits vor zehn Jahren eine Zusammenstellung alles Vorhandenen übernommen (s. Herman Grimms Schlusswort in J. Gr. Kl. Schr. V, S. 506), war aber am Beginn dieser von ihm lebhaft gewünschten Arbeit verhindert. Nach Vermittelung meines Freundes Dr Chr. Belger, an welchen sich Zacher gewandt hatte, und des Herrn Professor Dr W. Scherer hatte Herr Professor Dr Herman Grimm die Güte, mir im März 1879 die Herausgabe der Kleineren Schriften seines Vaters anzuvertrauen.

Bei der Aufstellung des Schriftenverzeichnisses war ich auf das eigene Durchsuchen der Litteraturzeitungen und kritischen Jahrbücher und auf zahlreiche schriftliche Erkundigungen angewiesen. Ausserdem überliess mir Belger eine ihm von der Göttinger Universitätsbibliothek ausgefertigte Liste der W. Grimm'schen Recensionen aus den Göttingischen gelehrten Anzeigen, welche auf meine wiederholten Anfragen Herr Oberbibliothekar Professor Dr Wilmanns nach den Honorarverzeichnissen, Herr Bibliothekar Dr Schubart in Cassel nach dem Exemplar der ständischen Landesbibliothek und die Verwaltung der Tübinger Universitätsbibliothek nach dem Reussischen Exemplar mit der grössten Bereitwilligkeit haben revidiren und ergänzen lassen.

Für alle Abweichungen von der Übersicht, welche A. Rassmann in seinem Artikel „Wilhelm Grimm“ bei Ersch und Gruber Bd 91 (1871), S. 275—307 zum Theil auf Grund eigenhändiger „Verbesserungen“ W. Grimms im Casseler Exemplar gegeben hat, kann ich also unbedingt eintreten; letztere beschränken sich, wie mir Herr Lohmeyer aus Cassel gütigst mittheilte, auf vier Fehlerverbesserungen und ein Zusatzwort. Eine neue Controlle bot sich, als mir nahe vor dem Abschluss des Verzeichnisses und nochmals nach dem Beginn des Druckes eine Anzahl J. Grimm'scher Sammelbändchen von Göttinger und Heidelberger Recensionen, im Ganzen fünfzehn, von denen jedoch nach ihrer Numerirung zu schliessen noch einige oder mindestens zwei mehr vorhanden gewesen sind, in die Hände kamen. Zweifelhaft bleibt nur die Recension von Simrocks Waltherübersetzung 1833, Stück 94, welche J. Grimm auf dem Umschlag mit deutlichem Wh. versehen, Benecke aber in den Honorarverzeichnissen auf seinen Namen eingetragen hat; auf welcher Seite der Irrthum liegt, ist nicht entschieden. Andererseits fehlen in diesen Ausschnittssammlungen einige sicher belegte Anzeigen. Damit auch im übrigen eine möglichst grosse Genauigkeit erreicht werde, schien es nach Jahresfrist rathsam, das bis dahin zusammengebrachte chronologische Schriftenverzeichnis allein drucken zu lassen und mit der Bitte um Vervollständigung zu versenden. Durch einzelne Nachträge bin ich den Herren Professoren Dr K. Weinhold, L. Holland, K. Goedeke zu grossem Dank verpflichtet, vor allem aber der Verlagsbuchhandlung der Leipziger Litteraturzeitung, für welche fast jeder Anhalt fehlte, den Herren Breitkopf und Härtel in Leipzig, welche mir nach freundlichst wiederholter Nachforschung einen Contoauszug über sämmtliche auf den Namen des Legationssecretärs Jacob Grimm eingetragene Recensionen zugehen lassen konnten. Die Frage, welchem von beiden Brüdern elf bis jetzt unbekannte Kritiken zu vindiciren sind, ist nur für wenige mit Sicherheit zu entscheiden, da leider auf der hiesigen Universitätsbibliothek nur ein Quartband mit der Bezeichnung „Recensionen II“, welcher von 1814 bis 1817 reicht, aufzufinden ist; ich glaube aber nicht irre zu gehen, wenn ich sie sämmtlich Wilhelm zuschreibe und

demgemäss aufnehme. Durch Lectüre von Grimm- und Arnimbriefen haben sich noch andere Beiträge ergeben; dieser Umstand muss zur Vorsicht mahnen, und ich wage nicht zu behaupten, dass die angestrebte absolute Vollständigkeit auch überall erreicht sei. Nicht verantwortlich bin ich für das Fehlen der Recensionen aus dem Litterarischen Centralblatt. Auf meine wiederholte Bitte um ihre Mittheilung schrieb Herr Geh. Hofrath Prof. Dr Zarncke Herrn Prof. H. Grimm, dass es der ausdrückliche Wunsch seines Vaters war, dass sein Name nicht genannt werde. Prof. H. Grimm hat deshalb die ihm angebotene Namhaftmachung dieser Beiträge nicht angenommen. Auch die zu den ältesten gehörenden Aufsätze der Brüder für V. L. Klopstocks Hamburgische Neue Zeitung, auf welche in den Jugendbriefen (Weimar, H. Böhlau, 1881) mehrfach hingedeutet wird, konnten leider bis jetzt nicht nachgewiesen werden. Allen hier genannten oder nicht ausdrücklich genannten Herren, deren Bemühung ich in vielen, wenn auch zum Theil resultatlosen Fragen mir in Anspruch zu nehmen erlaubt habe, sei hierdurch für ihre geneigteste Auskunft und aufmunternde Theilnahme herzlichst gedankt.

Was die Herausgabe anlangt, so hat als Grundsatz gegolten, dass nicht eine Auswahl, sondern eine möglichst vollständige Sammlung der Kleineren Schriften geboten werden soll. Ausgeschlossen wurden nur reine Textesarbeiten, die Übersetzungen der altdänischen Balladen in Trösteinsamkeit und einzelne später nachgetragene Märchen. Der in der Übersicht vorliegende Stoff zerfällt in Recensionen, Abhandlungen und eine Masse von Aufsätzen, Übersetzungen, Reden usw. Letztere können mit Recht ein allgemeineres Interesse beanspruchen, wenngleich nicht ein solcher Reichthum glänzender Vorträge erwartet werden darf, wie in Jacobs Sammlung. Wilhelms Kleinere Schriften bewegen sich in engerem Kreise.

Es schien angemessen, den chronologischen Gesichtspunkt in freier Weise mit einer sachlichen Gruppirung zu vereinigen. Der erste Band umfasst allerlei Vermischtes zur Litteraturgeschichte und Märchenkunde, der zweite soll die wissenschaftlichen Recensionen vom Jahre 1811 an (die Heidelberger von 1809 über Herzog Ernst steht bereits in Jacobs Kl. Schr. IV,

S. 34—43), und der dritte die akademischen und übrigen Abhandlungen enthalten. Dieser Gang ist der historische, denn nach dem Jahre 1841 scheint W. Grimm keine Kritiken mehr geschrieben zu haben ausser von 1851 bis 1855 für das Centralblatt. Abgewichen ist von dieser Abgrenzung insofern, als einige allgemeine Recensionen, welche sich auf die schöne Litteratur und die Zeitgeschichte beziehen, schon in den ersten Band herübergenommen sind. Damit der Inhalt desselben nicht als willkürlich zusammengewürfelt erscheine, ist er unter verschiedene Gruppentitel vertheilt worden, von denen die beiden letzten als Anhang angesehen werden können. Dabei bedarf es der Entschuldigung, wenn das erst während des Drucks aufgefundene Bruchstück über Gleichnisse im Ossian und Parzival, welches der Zeit nach wohl nach 1811 fällt (vgl. Görresbr. II, S. 267. 253) und seinem Platze nach eher vor oder hinter die Altschottischen Lieder gehörte, zu den Wissenschaftlichen Anfängen und der Aufsatz über die trojanischen Franken, weil er aus den Altdänischen Heldenliedern stammt, zur Naturpoesie gestellt worden ist. Zwischen der Rubrik Kunstpoesie und Zu den Märchen bildet Arnims Persönlichkeit das Bindeglied.

Die Autorschaft anonymer Stücke ist meist durch Briefstellen bewiesen. Die Übersetzung aus Öhlenschläger hat Arnim, welcher eine solche erwähnt, für das Pantheon eingeliefert, weshalb wohl Büsching im Mitarbeiterverzeichnis ihren Verfasser nicht genannt hat. Die Aufnahme des Artikels aus dem Rheinischen Merkur über hessische Stände, in welchem Arnim W. Grimm erkannt hat und den ich in den Jugendbriefen S. 524 fälschlich dem von Cassel abwesenden Jacob beilegte, sowie zweier anderer aus Hessen (vgl. Görresbr. II, S. 452 f.) hat Herman Grimm nach einer stilistischen Prüfung, welche er auch der zuletzt noch entdeckten Mathesiusrecension zu Theil werden liess, gutgeheissen. Zu den Berichten im Preussischen Correspondenten bekennen sich die Brüder durch Einzeichnung im Handexemplar. An den beiden Vorreden und Einleitungen der ersten und zweiten Märchenauflage, welche auf besonderen Wunsch aufgenommen sind, hat wohl Wilhelm den grössten Antheil; Jacob wird bei den letzteren für die Beschaffung des

Materials und die Revision kaum mehr geleistet haben, als bei der Elfeneinleitung. Nachzutragen ist, dass der letzte Abschnitt der Recension über Horn S. 258, wie das von mir nachträglich aufgefundene Blatt des Manuscripts ausweist, von Arnim zugesetzt ist. Die Reden sind ebenso wie Jacobs zweimal erhaltene Rede De desiderio patriae bisher ungedruckt.

In den Vortrag über das Deutsche Wörterbuch sind einige eigenhändige stilistische Änderungen und Streichungen aufgenommen. Auch sonst sind die von W. Grimm selbst angemerkten oder von mir corrigirten Lese- und Druckfehler ohne ausdrückliche Bezeichnung geblieben. Neue Anmerkungen sind als solche benannt und mit Ziffern angefügt, meine Zusätze sind durch Sterne und eckige Klammern kenntlich gemacht.

Die benutzten Textstellen sind unverändert, wie sie vorlagen, wieder abgedruckt. Ebenso ist die alte Orthographie wenigstens bei den Eigennamen genau bewahrt, abgesehen davon, dass Composita meist ohne Bindestriche und die Namen Jacob, Carl, Cassel in der Selbstbiographie und der Abtheilung Zeitgeschichtliches nach Grimm'scher Schreibung mit C, Deutschland usw. in den Artikeln aus dem Rheinischen Merkur nicht mit T gedruckt sind; im übrigen habe ich sie aufgegeben und y stets in i usw. verwandelt. Auch durfte die Angabe der ursprünglichen Seitenzahlen hier unterbleiben.

Dem letzten Bande wird das Schriftenverzeichnis in seiner neuen Gestalt und ein ausführliches Register beigegeben werden.

Mein aufrichtigster Dank gebührt schliesslich den Herren Professor Dr W. Scherer und Bibliothekar Dr R. Köhler, welche das Erscheinen dieses Bandes von Anfang an mit regstem Interesse begleitet und mich durch freundliche Rathschläge und gütige Mittheilungen gefördert haben.

Berlin, den 26. Dezember 1880.

Gustav Hinrichs.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Vorrede	III—VII
Biographisches	1— 27
Selbstbiographie	3— 26
Nachträge	26— 27
Wissenschaftliche Anfänge	29— 57
Einige Bemerkungen zu dem altdeutschen Roman Wilhelm von Oranse	31— 34
Über die Originalität des Nibelungenlieds und des Heldenbuchs	34— 35
Beitrag zu einem Verzeichnis der Dichter des Mittelalters	36— 45
Über einige unbekannte Ausgaben von Salomon und Markolf	45— 47
Gleichnisse im Ossian und Parzival	48— 57
Naturpoesie	59—233
Der Nibelungen Lied, herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen	61— 91
Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen	92—170
Räthsel aus der Hervararsaga	171—172
Ankündigung der altdänischen Heldenlieder	173—175
Zu den altdänischen Heldenliedern	176—203
Über die Sage von der trojanischen Abkunft der Franken	204—211
Die Lieder der alten Edda	212—227
Drei altschottische Lieder	228—233
Kunstpoesie	235—314
Sigurd der Schlangentödter. Ein Heldenspiel in sechs Abenteuern von Friedrich Baron de la Motte Fouqué	237—244
Christi Wiedererscheinen in der Natur	245—247
Palmatoke von Adam Öhlenschläger	248—260
Der Goldfaden, eine schöne alte Geschichte. Wieder herausgegeben von Clemens Brentano	261—265
Die schöne Litteratur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Dargestellt von Franz Horn	266—288
Armuth, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores. Von Ludwig Achim von Arnim	289—297
Die Kronenwächter von L. Achim von Arnim	298—310
Vorwort zu Arnims Werken	311—314

	Seite
Zu den Märchen	315—490
An die Frau Bettina von Arnim	317—319
Vorrede (zum ersten Band)	320—328
Vorrede (zum zweiten Band)	328—332
Einleitung. Über das Wesen der Märchen	333—358
Einleitung. Kinderwesen und Kindersitten	359—398
Kinderglauben	399—404
Einleitung über die Elfen	405—490
Reden	491—520
*Göttinger Rede	493—496
*Göttinger Rede über Geschichte und Poesie	497—504
*Antrittsrede in der Akademie	505—507
Bericht über das Deutsche Wörterbuch	508—520
Kosmos	521—525
Über die Naturbeschreibung in dem deutschen Volksepos und dem Minnegesang	523—525
Zeitgeschichtliches	527—570
Nachträge zu den [Kriegs-]Berichten aus Cassel	529—535
Über die Ständeversammlung in Hessen	536—543
Aus Hessen	543—547
Aus Hessen	548
Über Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in unserer Zeit	549—555
Kunstwerke	556—557
Casseler Künstler, Censur und Schlossbau	558
Teutoberg	559
Golownins Gefangenschaft in Japan	560
Golownins Gefangenschaft in Japan	561—563
Rikords Fahrt nach Japan und Müllers nordische Sagenbibliothek	563—568
Predigten des alten Herrn Magister Mathesius. Mit einer Vorrede herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim	569—570
Erzählungen	571—586
Der Sünder unter den Gerechten	573—574
Der büssende Wolf	575—577
Karls des Grossen Heimkehr aus Ungerland	577—581
Brod und Salz mit Gottes Segen	582—583
Der Segen des Vaters und der Mutter	584—586
Anzeige	587

BIOGRAPHISCHES.

SELBSTBIOGRAPHIE.

K. W. Justi, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- Schriftsteller- und Künstler-Geschichte von 1806—1830. Marburg 1831. 8. S. 164—183.

Grimm (Wilhelm Carl). Ich bin zu Hanau geboren, am 24ten Febr. 1786. Obgleich ich erst fünf Jahre alt war, als die Eltern diese Stadt verliessen, sind mir doch noch Erinnerungen aus jener Zeit geblieben. Dreissig Jahre später gieng ich an dem Hause vorüber, wo wir gewohnt hatten, und die offene Thüre reizte mich in die Flur einzutreten; ich erinnerte mich gar wohl der innern Einrichtung und sah über die Mauer des anstossenden Gartens noch den Pfirsichbaum, dessen rothe Blüthe mich als Kind ergötzt hatte. Im Jahr 1790 hatte der Landgraf von Hessen zum Schutz der Kaiserwahl bei der Frankfurt nahe liegenden Stadt Bergen ein beträchtliches Corps zusammengezogen; um die grosse Revüe an einem festlichen Tage mit anzusehen, waren die Eltern in das Lager hinausgefahren, und ich besinne mich deutlich, wie ich, zum Kutschenfenster herausschauend, die Regimenter mit den im Sonnenscheine blitzenden Gewehren vorübermarschieren sah und der Donner der Kanonen jedesmal den Wagen erschütterte. Nicht minder lebhaft steht mir noch in Gedanken, wie wir beide, Jacob und ich, Hand in Hand über den Markt der Neustadt zu einem französischen Sprachlehrer giengen, der neben der Kirche wohnte, und in kindischer Freude stehen blieben, um dem goldenen Hahn auf der Spitze des Thurmes zuzusehen, der sich im Winde hin und her drehte. Zwei Wege waren es besonders, die wir gemeinschaftlich machten, den einen zu der Schwester des Vaters,

einer kinderlosen Wittwe, die in unserer Nähe wohnte, den andern zu den Eltern der Mutter. Die Tante war eine verständige, wohlmeinende, aber ernste Frau, die uns den ersten Unterricht gab und einen grossen Einfluss ausübte, da ihre Autorität unbedingt galt. Sie hieng mit grosser Liebe an unserm Vater, den sie als ältere Schwester in der Jugend gepflegt hatte, und als dieser zum Justizamtmann in Steinau ernannt wurde, verkaufte sie ihr Haus in Hanau und zog mit dorthin. Sie hat ihn auch nicht lange überlebt. Die Festigkeit ihres Geistes verliess sie nicht, bis zu ihrem Ende. In der Nacht, wo sie die Annäherung des Todes fühlte, bat sie die Mutter, ihr ein Gebet vorzulesen; die Mutter fieng das Gebet eines Kranken an, „nein, Frau Schwester, sagte sie, suchen Sie das Gebet eines Sterbenden auf.“ Sie hatte eine Vorliebe für Jacob, ohne minder theilnehmend für uns übrige Geschwister zu sein, vielleicht trug die Ähnlichkeit mit dem Urgrossvater Friedrich Grimm, die ein erhaltenes Ölbild ausser Zweifel setzt, dazu bei, vielleicht auch die frühe Äusserung natürlicher Anlagen. Die Mutter erzählte wenigstens gerne, er habe schon lesen können, bevor andere Kinder anfangen zu lernen, und eine ganze Gesellschaft so sehr in Verwunderung gesetzt, dass alle sich hätten überzeugen wollen, ob er wirklich aus einem Buche ablese. Zu den Grosseltern giengen wir nicht täglich, wie zu der Tante, aber doch ein paarmal in der Woche zu bestimmten Tagen. Zwei Ölbilder aus jener Zeit vergegenwärtigen uns ihre Züge auf das lebendigste. Der Grossvater, Kanzleirath Zimmer, schon damals hoch bejahrt, lebte im Ruhestand. Er war um die Person des Landgrafen Wilhelm VIII. gewesen, als der siebenjährige Krieg diesen Fürsten nöthigte, sein Land zu verlassen, und eine gleichmässige Freundlichkeit, Milde und Nachsicht war ihm wohl aus dieser Stellung eigen geworden. Er starb oder vielmehr er schlief ohne Krankheit ein im Jahr 1803 in einem Alter von fast 90 Jahren, noch im vollen Besitze seiner Geisteskräfte; die Grossmutter war ihm, doch auch schon sehr bejahrt, vorangegangen. Beide behandelten uns mit jener grossen Zärtlichkeit, die Enkeln gewöhnlich zu Theil wird, und ich erinnere mich noch sehr gut, wie der

Grossvater, wenn wir späterhin ihn von Steinau aus besuchten, oft stundenlang sich zu uns setzte, seine zitternde Hände auf den Tisch legte und zusah, wie wir aus Niebuhrs arabischer Reise die Kupfer kopierten. Bis zu seinem Ende, als er die Feder nur noch mit Mühe halten und nur mit grosser Anstrengung schreiben konnte, ertheilte er uns in Briefen die liebreichsten Lehren. — Des Abzuges der Eltern nach Steinau erinnere ich mich noch als eines wichtigen Ereignisses; ich sass im Wagen auf einem Kästchen zu Füssen der Mutter und sah den blühenden Weissdorn an den Fenstern der Kutsche vorbeieilen, wenn diese zwischen Hecken hinfuhr. Ich kann übergehen, was Jacob schon von unserm Aufenthalte in Steinau erzählt hat. Ich erfreute mich in der ersten Jugend der vollkommensten Gesundheit und that es darin allen Geschwistern zuvor; ich erinnere mich nicht einmal eines leichten Übelbefindens und selbst die Blattern, an welchen wir Geschwister alle darnieder lagen, konnten mir nichts anhaben. Jacob war von dieser furchtbaren Krankheit heftig ergriffen, das ganze Gesicht, auch die Augen waren bedeckt, und fünf oder sechs Tage lag er völlig erblindet. Ich weiss noch, wie er nach seiner Genesung zum erstenmal an einem sonnigen Tage spazieren gefahren wurde und mit dem fleckigen und narbigen Gesichte, aber ganz unentstellten Zügen im Wagen sass. Die Narben sind hernach bis auf wenige Spuren völlig verschwunden, und der natürliche Ausdruck hat im mindesten nicht gelitten. Die Gegend von Steinau hat etwas angenehmes. Oft sind wir zusammen in den Wiesenthälern und auf den Anhöhen umhergegangen; der Sinn für die Natur mag uns, wie Vielen, angeboren sein, aber er ist doch auch auf diese Art genährt und begünstigt worden. Noch jetzt weiss ich nichts, was so sicher die friedliche Stimmung der Seele, in welcher alles Glück beruht, hervorrufe, als ein einsamer Spaziergang, wo kein Gespräch und Unterhaltung uns an die Bemühungen des Lebens erinnert und wir die Natur frei auf unsere Gedanken wirken lassen; ungesucht und unerwartet ist mir hier oft das Beste eingefallen. Darum gewöhne ich mich auch am letzten an eine neue Gegend, und unter so manchen schönen Punkten, die ich

hier in Göttingen sehe, erscheint mir der Meissner, den ich Jahre lang aus meinem Fenster in Cassel betrachten konnte, allein bekannt und zutraulich. Der Neigung zum Zeichnen ist schon gedacht, auch ein gewisser Sammlergeist zeigte sich frühe: schon damals brachten wir Insekten, Schmetterlinge u. dgl. heim und zeichneten es ab und späterhin ward es noch fortgesetzt. Einiges hat sich davon erhalten und ich kann versichern, dass die Abbildungen nicht schlecht gemacht und der geringen Muschelfarben ungeachtet treu illuminirt sind. Rechnet man dazu, dass wir niemals Unterricht im Zeichnen erhalten haben, (damals war keine Gelegenheit, hernach keine Zeit dazu), so darf man wohl einige natürliche Anlage voraussetzen. Auch die radierten Blätter meines Bruders Ludwig, fast lauter Zeichnungen nach der Natur, deucht mich, beweisen einen sicheren Blick. Genaue und sorgsame Monographien, wie etwa Lyonets Werk über die Weidenraupe, haben immer meine Bewunderung erregt. Solche Beiträge für die Wissenschaft können an Umfang gering sein, aber ihr Einfluss ist unberechenbar und ihr Werth unvergänglich. Geist, grossartiger Sinn, Theilnahme an den höchsten Fragen des Lebens werden sich auch hier nicht verläugnen, sind sie nur wirklich vorhanden. Ich möchte am liebsten das Allgemeine in dem Besondern begreifen und erfassen, und die Erkenntnis, die auf diesem Wege erlangt wird, scheint mir fester und fruchtbarer, als die welche auf umgekehrtem Wege gefunden wird. Leicht wird sonst als unnütz hinweg geworfen, worin sich das Leben am bestimmtesten ausgeprägt hat, und man ergiebt sich Betrachtungen, die vielleicht berauschen, aber nicht wirklich sättigen und nähren. — Im Herbst 1826 führten mich Geschäfte nach Steinau, wo ich in zwanzig Jahren nicht gewesen war. Der wohlbekannte viereckige Schlossthurm, von welchem Sonntags, wenn wir nach der Kirche mit der Mutter in feierlicher Stille an dem Schlossgarten hergiengen, die Posaunen einen Choral ertönen liessen, die Kirchen und andere höhere Gebäude zeigten sich an dem reinen Himmel aus der Ferne ganz wie sonst; in der Nähe war Manches verändert, neue Häuser waren auf fruchtbare Gartenfelder gebaut, ein paar Thürme über den Stadtthoren abge-

tragen, ein Theil des Schlosses, den noch die Mutter des verstorbenen Kurfürsten (eine Prinzessin von Engelland, Tochter Georgs II.) bewohnt hatte, war in der französischen Zeit in ein Gefangenhaus verwandelt und die Fenster vergittert worden. Wir fühlen es nicht immer, wie unaufhaltsam alles versinkt, aber ich kann mich der Bewegung nicht erwehren, wenn eine Erinnerung mich auf einen Augenblick in eine längst untergegangene Zeit, die andern Schmerz und andere Freuden hatte, mitten hinein rückt. Der Vater hatte mir erzählt, dass als er, noch ein kleiner Knabe, nach dem Tode seiner Mutter der Landgräfin begegnet sei, sie theilnehmend gefragt und angehört habe, warum er Trauerkleider trage. Dabei fiel mir ein, dass, als der verstorbene Kurfürst einmal in dem Städtchen angelangt und in dem Schloss abgestiegen war, ich von dem Amtsdiener auf die Mauer gehoben wurde, um den Herrn besser sehen zu können. Er zeigte sich auch wirklich in der glänzenden Uniform am Fenster und war ein schöner Mann in seinen besten Jahren. Einige Jahre vor seinem Tode musste ich ein paar Tage lang den Dienst in seiner Privatbibliothek zu Wilhelmshöhe versehen, er war ein Greis und klagte über innern Frost, aber mit sichtbarer Belebung und Freude erzählte er bei zufälliger Veranlassung, wie er in seiner Jugend mit seiner Mutter, eben jener Landgräfin, seine erste Reise an den Rhein gemacht habe und verlangte, ich sollte ihm ein Buch mit Bildern aus diesen Gegenden herbeiholen, in welchem er lange blätterte. — Ich liess mir die Schlüssel zu der Kirche bringen, in welcher der Grossvater vor etwa hundert Jahren seine Antrittspredigt gehalten hatte, und gieng ganz allein hinein. Die Sonne schien durch die hohen Fenster auf den ganz mit Leichensteinen bedeckten Fussboden der Kirche, wovon mehrere in das 16te Jahrhundert gehörten. Auf dreien, gerade vor dem Altar, fand ich die Namen meiner Familie: zwei Brüder des Vaters lagen da (er war der einzig übrig gebliebene), einer, der Friedrich hiess, war in der Jugend gestorben, und eine lateinische Inschrift gedachte der ungewöhnlichen Gaben des Kindes und des tiefen Schmerzes der Eltern bei seinem Verlust; der andere war schon Prediger in Hanau

gewesen. Über beiden zwischen dem Altar und der Kanzel lag die Grossmutter, und so war der Grossvater zwanzig Jahre lang jeden Sonntag über ihr Grab zur Kanzel geschritten. Die jetzige Zeit scheut dergleichen Erinnerungen, mir scheint es würdiger, das Andenken der Verstorbenen auf diese Weise zu ehren. Der Grossvater selbst war auf den vor der Stadt angelegten Kirchhof begraben worden, das wusste ich und fand dort seinen Leichenstein, auf welchem eine kurze Erzählung seines Lebens steht. Er war 47 Jahre an demselben Orte Prediger gewesen. Wie beneidenswerth schien mir dieses Loos: ein segensvolles Amt, Liebe und Achtung der Gemeinde, Musse zur Betrachtung und zum Nachsinnen und ein lebendiges und freudiges Gefühl des Daseins. Ich suchte auch den Garten auf, den die Eltern ehemals besessen hatten. Der Baum stand noch, an welchem der weisse Mantel der Mutter zu hängen pflegte, den wir von weitem sahen, wenn wir nach beendigter Schule nachkamen, und es war mir, als sähe ich sie selbst langsam über die Wiese hergehen. Als ich mit diesen Erinnerungen in dem Garten auf und ab gieng, kam ich mir selbst wie ein abgeschiedener Geist vor, der zu der ehemaligen Heimath wieder einmal zurückgekehrt ist. Ob das heftige Gefühl, das mir die Seele erfüllte, Schmerz oder Freude war, weiss ich nicht, es war wohl beides zugleich. Die Liebe zu meiner Mutter ist noch jetzt, nachdem sie länger als zwanzig Jahre im Grabe liegt, unvermindert in meinem Herzen, der Traum führt mich manchmal zu ihr hin, sie sitzt meist, wie in den letzten Jahren ihres Lebens, auf einem kleinen Teppich vor einem Arbeitstischchen, reicht mir die magere, aber sanfte Hand und fragt, warum ich so lange nicht bei ihr gewesen sei? Hätte es Gott gefallen, ihr Leben zu verlängern, welche Freude, wenn wir ihr die mühseligen, uns geopferten Jahre mit eben so viel stillen und ruhigen hätten vergelten können. Alte Leute kehren wohl, wenn keine Sorge und Arbeit sie mehr unterbricht, zu den Beschäftigungen der Jugend zurück, sie pflegen Blumen, einen Lieblingsvogel, und die Bücher, die der ernste Drang des Lebens ihnen verschlossen hatte, werden wieder geöffnet. Die Mutter las gerne, der Grandison war ihr Lieb-

lingsbuch, dessen verschlungene Begebenheiten und vielfältige Charaktere sie sehr wohl behalten hatte; manchmal bei recht heiterer Stimmung sagte sie uns Stellen aus Gellerts beschämter Schäferin vor, worin sie als Kind eine Rolle gespielt hatte. — Ich habe zu dem, was Jacob von unserm Aufenthalte in Cassel, wohin wir im Herbste 1799 [1798] geschickt wurden und wo wir das Lyceum besuchten, erzählt hat, Weniges hinzuzufügen. Eine ältere Schwester der Mutter sorgte dort für uns so liebreich, wie die Mutter selbst. Ich war eifrig im Lernen, wie es auch sehr nöthig war, aber der Übergang zu dieser sitzenden Lebensweise, denn der ganze Tag war mit Lehrstunden besetzt, wirkte nachtheilig auf meine bisher so feste Gesundheit. Nach einem an sich gar nicht heftigen, glücklich überstandenen Anfall des Scharlachfiebers fieng ich an über beschwerten Athem zu klagen, wozu sich bald Schmerzen in der Brust gesellten. Ob mein schnelles Heranwachsen auch Schuld hatte, wie man versicherte, weiss ich nicht, aber wir Geschwister hatten meist alle Vater und Mutter, die eher von kleiner Statur waren, überwachsen. Die Lehrstunden hatten dabei ihren Fortgang, und der Weg nach dem Lyceum ward mir oft sehr sauer, wenn mir der kalte Wind, der über den Friedrichsplatz oft herzieht, entgegenblies. Sammlungen mancherlei Art wurden angelegt, auch aus Büchern, die wir uns nicht kaufen konnten, Excerpte gemacht; die reinlich geschriebenen Hefte sind lange Zeit aufbewahrt worden. Als die Zeit heranrückte, wo wir die Universität beziehen sollten, war ich einem so heftigen Anfall von Asthma ausgesetzt, dass nur durch sehr starke Mittel die ganz nahe Gefahr abgewendet wurde. Ich durfte nach dieser Krankheit ein halbes Jahr lang das Zimmer nicht verlassen, das Zeichnen war meine einzige Erholung, aber dazu ward mir täglich nur eine kurze Zeit gestattet, ein reinlich ausgeführtes Blatt ist noch aus jener Zeit übrig, an die ich selbst mit einigem Behagen denke. Ich glaube Krankheiten in diesem Lebensalter können bildend wirken: die Nächte, in denen man vergeblich auf Schlaf hofft, die Stunden, in welchen Beschäftigung untersagt oder unmöglich ist und welche der Selbstbetrachtung zufallen, führen schneller zum Bewusstsein und zur Erkenntnis

unserer Natur, als es bei ungestörter, soll ich sagen übermüthiger? Gesundheit der Fall sein mag. Es entgehen doch nur wenige gänzlich der Krankheit, und ich habe auch darin eine gerechte Austheilung bemerkt, dass gewöhnlich nur eine Lebensperiode davon betroffen wird, und wessen Jugend davon frei blieb, in männlichen Jahren einen Theil der allgemeinen Schuld hat übernehmen müssen. Ich hatte mich einiger Massen erholt, als mich im Frühjahr 1804 [1803] Jacob nach Marburg abholte, wohin er vorangegangen war. Ich besuchte die Collegia und zwar unausgesetzt, ohne im Grunde an eine Wiederherstellung zu glauben. Schon damals erfuhr ich von Hofr. Conradi, der dort Professor war, die freundschaftlichste Theilnahme, und sein ärztlicher Beistand wurde mir auch späterhin und aus der Ferne nicht versagt. Ich habe mit meinem Bruder dieselben Lehrer gehabt und so ziemlich dieselben Collegia gehört; auch ich darf mich Savignys Wohlwollen rühmen und ich weiss nicht leicht etwas, das so grossen Eindruck auf mich gemacht hat, als sein Vortrag. Ich glaube, es war die Freiheit und Lebendigkeit, zugleich das Gemessene und Ruhige dabei, was so sehr anzog und festhielt. Rhetorische Gaben können für eine Zeitlang blenden, aber sie fesseln nicht. Er sprach frei und blickte nur von Zeit zu Zeit auf ein einzelnes beschriebenes Blatt, und es war bei vollkommner Klarheit und dem Ausdruck innerer Überzeugung eine gewisse Zurückhaltung und Mässigung in seiner Darstellung, deren Wirkung kein rednerischer Überfluss würde erreicht haben. Seine ganze äussere Erscheinung war diesem Eindrucke völlig angemessen. Ich hörte zuerst Rechtsgeschichte nach Hugo, dann Institutionen. Savigny richtete zuweilen, während der Vorlesung, Fragen an die Zuhörer, schwierigere wurden schriftlich beantwortet. Ich schrieb nach, aber was ich mit nach Haus brachte, ward durch das, was in Gedanken geblieben war, ergänzt und das Ganze überarbeitet. Wir beide erhielten die Erlaubnis, Savigny zu besuchen und uns Raths bei ihm zu erholen; die Anregung, die nicht bloss von seinen Vorlesungen ausgieng, die Einsicht von dem Werthe geschichtlicher Betrachtung und einer richtigen Methode bei dem Studium war ein Gewinn, den ich nicht hoch

genug anschlagen kann, ja ich weiss nicht, ob ich sonst je auf einen ordentlichen Weg gekommen wäre. Für wie vieles andere hat er uns den Sinn erschlossen, und wie manches noch unbekannte Buch ward aus seiner Bibliothek nach Haus getragen! Die anmuthige Weise, mit welcher er wohl gelegentlich etwas vorlas, eine Stelle aus Wilhelm Meister, ein Lied von Goethe, ist mir noch so lebhaft in Gedanken, als habe ich ihm erst gestern zugehört. Manchmal kommt es mir vor, als sei heut zu Tage strenger Eifer für Gelehrsamkeit wohl zu finden, eine solche Richtung nach freier Ausbildung aber seltener und dem Ernste die Heiterkeit entzogen worden; oder täusche ich mich und sollte ich bloss beklagen, dass die Zeit der ersten jugendlichen Anregung und der eben erwachten Theilnahme für das Geistige vorübergeht? Die Verschiedenheit von Savignys Vortrage hatte ich volle Gelegenheit zu bemerken, als ich in die Pandekten zu Weiss kam. Sie waren gewiss nicht schlecht, aber bei aller natürlichen Lebhaftigkeit des Mannes fehlte doch das rechte, fortschreitende Interesse an der Sache, und mitunter ins Geschmacklose zu gerathen ward ihm auch nicht schwer. Bei Erxleben, der Kirchenrecht vortrug, herrschte eine langweilige und abgelebte Zierlichkeit des Ausdrucks, die für den Inhalt entschädigen sollte. Im Frühjahr 1807 [1806] wurde ich examinirt, und wahrscheinlich hätte ich im Laufe des Jahrs eine Anstellung erhalten, wenn nicht das Vaterland von den Franzosen wäre überzogen worden.

Jener Tag des Zusammenbruchs aller bisherigen Verhältnisse wird mir immer vor Augen stehen. Ich hatte am letzten Oktober Abends die französischen Wachfeuer in der Ferne mit einiger Bangigkeit gesehen, aber dass Hessen unter fremde Herrschaft gerathen sollte, konnte ich nicht eher glauben, als bis ich am andern Morgen die französischen Regimenter bei dem alten, jetzt niedergerissenen Schlosse in vollem militärischen Glanze einziehen sah. Bald änderte sich alles von Grund aus: fremde Menschen, fremde Sitten, auf der Strasse und den Spaziergängen eine fremde, laut geredete Sprache. Keine andere deutsche Stadt hat so vielfachen Wechsel erlebt, als Cassel, und manchmal scheint es mir, als habe ich mehrere

Menschenalter verschlafen, wenn ich bedenke, welche ganz verschiedene Zustände ich dort erlebt habe. Die Zeit nach der Wiederherstellung war doch in manchen Dingen von der früheren ab, und seit der Regierung des gegenwärtigen Kurfürsten hat sich Vieles wieder gar sehr verändert. Bei der westfälischen Zeit kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken, weil sie zu oft in die Gedanken zurückkehrt. Ich habe stets die Schmach gefühlt, welche in der fremden Herrschaft lag; an harten, unerträglichen Einrichtungen, an Ungerechtigkeiten aller Art fehlte es nicht, und ich weiss wohl, mit welchem Gefühl ich die armen Menschen habe durch die Strasse hinwanken gesehen, welche zum Tod geführt wurden; aber dieser Zustand drückte mich nicht nieder, wie er, selbst im geringeren Grade, würde gethan haben, sobald Gesetzlichkeit, Ordnung und Wahrheit an der Spitze stehen sollten. Aber damals entsprang das Unrecht aus der Lage der Dinge, die in vielen Fällen mächtiger war, als der Wille des Gewalthabers selbst; es schien mir eine Naturnothwendigkeit zu sein oder eine strenge Fügung Gottes.

[Das Drückende jener Zeiten zu überwinden half denn auch der Eifer, womit die altdeutschen Studien getrieben wurden. Ohne Zweifel hatten die Weltereignisse und das Bedürfnis, sich in den Frieden der Wissenschaft zurückzuziehen, beigetragen, dass jene lange vergessene Literatur wieder erweckt wurde; allein man suchte nicht bloss in der Vergangenheit einen Trost, auch die Hoffnung war natürlich, dass diese Richtung zu der Rückkehr einer andern Zeit etwas beitragen könne. Was Bodmer früher angeregt hatte, war längst erstorben, dieses Gebiet konnte für ein eben entdecktes gelten, auch schien sich, wo man den Blick hinwendete, dem Auge etwas Neues darzubieten. Dazu kam die Zufriedenheit, die mit den ersten Versuchen verbunden zu sein pflegt, wo man die Schwierigkeiten noch nicht kennt und alles aufs Beste gemacht zu haben glaubt. An Empfänglichkeit bei dem Publikum hat es niemals gefehlt; einige Ungunst ward hier und da durch die natürliche Neigung zum Widerspruche hervorgerufen, am widerwärtigsten wirkte der abgeschmackte Enthusiasmus unwissender Lobredner, welche

ich dem Mehlthau vergleiche, der auf die gesundesten Pflanzen fällt und sie eine Zeitlang im Fortwachsen hemmt. Eine gerechte Würdigung scheint nicht mehr allzufern, und nachdem eine sichere Grundlage gelegt worden, ohne welche die einzelnen Bemühungen leicht wieder zusammengebrochen wären, so steht eine abermalige Vergessenheit nicht mehr zu befürchten. Die geistige Bildung des Mittelalters lässt sich kaum mit einer andern vergleichen: in ihrer Eigenthümlichkeit ist zugleich Leben und Wahrheit, in ihrem Reichthume Mannigfaltigkeit, in einer nicht geringen Anzahl ihrer Erzeugnisse ein ausgezeichneter innerer Werth; wie sollte jemand an einem für die Geschichte des menschlichen Geistes so wichtigen Zeitpunkte gleichgültig vorüber gehen können oder sich vorsätzlich davon abwenden? Ein glücklicher Umstand scheint mir, dass der Charakter dieser Bildung einer flüchtigen, bloss geistreichen Betrachtung widerstrebt und die Geschicklichkeit, mit allgemeinen Formeln das Ganze zu erfassen, oder, wie man sagt, sich anzueignen, dabei zu Schanden wird. Es sind schon Bücher in diesem Geiste geschrieben worden, vielleicht mit Talent. Wer die Dinge nicht kennt, mag hoffen, etwas daraus zu lernen, wer sie kennt, dem wird der Widerwille vor grundlosen Einbildungen und leeren Spiegelfechtereien alle Nachsicht unmöglich machen. Hier muss jedes einzelne nach seiner freien und unabhängigen Natur untersucht und gewürdigt werden, und nur auf diesem mühsamsten Wege darf man hoffen, zu einem wahrhaften Bilde jener Zeit zu gelangen. Es wird den meisten paradox lauten, dennoch ist es wahr: was die Gegenwart, der es nicht an Feinheit des Geistes und einer gewissen Schwelgerei in subtilen Gedanken fehlt, als ihr Eigenthümlichstes preisen möchte, sie könnte in den Gedichten des 13ten Jahrhunderts das Gegenstück finden und dabei eine Gewandtheit im Ausdrucke des Einzelnen, deren die heutige Sprache nicht mehr fähig ist. Freidanks Werk allein bewährt einen Grad von einem Selbstbewusstsein und unbefangener Beobachtung der Welt, dessen sich die besten unserer Zeit nicht zu schämen brauchten. Das Mittelalter zu erforschen, um es in der Gegenwart wieder geltend zu machen, wird nur der beschränktesten

Seele einfallen; allein es beweist auf der andern Seite gleiche Stumpfheit, wenn man den Einfluss abwehren wollte, den es auf Verständnis und richtige Behandlung der Gegenwart haben muss. In dieser Beziehung scheint es mir auch wichtig, dass die altdeutsche Literatur Veranlassung gab, auf Sitten, Gebräuche, Sprache und Dichtung des Volks die Aufmerksamkeit zu richten, und es verletzt schon jetzt den gelehrten Anstand nicht mehr, davon in ernsthaften Büchern zu reden und die Spuren des hohen Alterthums darin nachzuweisen. Ich erwähne hier die altdeutsche Literatur gewiss nicht, um Gelegenheit zu haben, eine Recension meiner Schriften zu liefern, nur eine Bemerkung sei mir erlaubt, die vielleicht als eine Entschuldigung gilt. Studien und Richtung derselben haben wir in der Gewalt und dabei sollen wir nach einem bestimmten Plane verfahren; die allgemeinere und breitere Anlage pflegt sich in der Folge zusammen zu ziehen und der Umkreis durch Beschränkung mehr Festigkeit und Sicherheit zu erlangen. Ich setze dabei voraus, dass äussere Verhältnisse nicht hemmend dazwischen treten und höhere Sorgen und Pflichten nicht andere Wege vorzeichnen. Dagegen ist die Ausarbeitung der Bücher selbst bei mir mehrmals von einem blossen Zufalle abhängig gewesen. Zu der Schrift über deutsche Runen veranlasste mich ein Fund in einem alten Grabhügel, der an sich sehr zweifelhaft war und in dem Buche selbst als eine geringe Nebensache erscheint. Ich bin schon längere Zeit mit einer Ausgabe von Freidanks Sprüchen beschäftigt; schnell können Arbeiten dieser Art nicht zu Stande kommen, weil die Handschriften, deren Werth erst auszumitteln ist, nicht so schnell anlangen, als man wünscht oder Versprechungen hoffen lassen. In der Zwischenzeit sorgte ich für die Herausgabe des Grafen Rudolf, wovon die Fragmente in meine Hände kamen, und als diese Arbeit beendigt war, bemerkte ich, dass meine fortgeführte Sammlung für die deutsche Heldensage zu stark herangewachsen war, als dass ich sie länger ohne Ausarbeitung übersehen könnte. Ich entschloss mich also dazu, aber sie kostete mehr als die dafür bestimmte Zeit, und die Untersuchung selbst führte mich weiter, als ich anfänglich geglaubt hatte. Zwar kehrte ich wieder zu der

früheren Aufgabe zurück, denn eine gewisse zähe Anhänglichkeit an einen einmal gefassten Plan ist an mir, ich weiss nicht ob zu rühmen oder zu tadeln, aber nun kam die neue Ausgabe des Liedes von Hildebrand dazwischen, veranlasst durch den bevorstehenden Abschied von Cassel. So lange ich den alten Codex wie oft ich wollte in die Hand nehmen konnte, hatte ich eine Abbildung desselben, deren Nutzen ich wohl einsah, immer aufgeschoben, jetzt gedachte ich damit ein Stück des bisher besessenen mitzunehmen, und der Sorgfalt, mit der ich sie fertigte, mag dieser Gedanke nicht geschadet haben. Meinem Bruder habe ich die paar Blätter zugeeignet, nicht als ein Zeichen der Liebe oder als eine Erinnerung der dort verlebten Jahre, weder des einen noch des andern bedarf es, sondern weil ich sie als die einzige Arbeit von mir betrachte, die nicht leicht durch eine bessere könnte ersetzt werden. Ob ich jetzt ohne Störung den Freidank beendigen kann, der doch nur von geringem Umfange ist, wird sich zeigen, bei der Mehrung meiner Berufsgeschäfte rückt er doch nicht so schnell, als ich wünsche, fort. Doch die Arbeit selbst ist es ja, worin die eigentliche Freude liegt, wenigstens nach meinem Gefühle. Sie wächst in dem Grade, in welchem jene sich ihrem Ende nähert, aber das fertige Werk lege ich gerne weg, und mich reizt nur der Gedanke, die Aufgabe das nächstemal besser zu lösen.

Nach dieser Abschweifung, in der ich vieles voraus genommen habe, kehre ich wieder zu den Ereignissen in den sieben Jahren der französischen Herrschaft zurück. Meine Kränklichkeit hatte nach dem Tode der Mutter (1808) immer zugenommen; zu dem beengten Athem, der mir das Ersteigen weniger Stufen zu einer grossen Last machte, und den fortwährenden stechenden Schmerzen in der Brust gesellte sich noch eine Herzkrankheit. Der Schmerz, den ich mit nichts vergleichen konnte, als dem Gefühl, es fahre von Zeit zu Zeit ein glühender Pfeil durch das Herz, war mit beständiger Beängstigung verbunden. Manchmal brach er in ein heftiges Herzklopfen aus, das ohne äussere Veranlassung auf einmal kam und eben so mit einem Schlag endigte; einigemal hat es ununterbrochen zwanzig Stunden gedauert und mich in dem

höchsten Grade der Erschöpfung verlassen; ein Gefühl, ich sei dann dem Tode sehr nah, war gewiss nicht ungegründet. Viele Nächte habe ich schlaflos, aufrecht sitzend, ohne mich zu bewegen, zugebracht und auf das Grauen des Tages gewartet, das mir immer einigen Trost zu bringen schien. Eine Wachtel, die vor dem Fenster eines Nachbars hieng, hat mir ihn oft zuerst angekündigt, und noch jetzt kann ich den eigenthümlichen Schlag des Thieres nicht ganz gleichgültig anhören. Es ist unglaublich, wie viel man körperlich ertragen kann, und zwar lange Jahre hindurch, ohne doch die Freude am Leben zu verlieren. Das Gefühl der Jugend mag dabei geholfen haben, aber gänzlich fühlte ich mich durch diese Krankheit nicht niedergedrückt und in den leidlichen Stunden arbeitete ich fort, selbst mit Vergnügen. Über meinen Zustand täuschte ich mich nicht, und jeden Tag, den ich noch lebte, betrachtete ich als ein Geschenk Gottes; dass ich bei diesen Leiden noch ein halbes Jahr fortleben könnte, schien mir oft ganz unmöglich. Nur so lange ich zweifelhaft war und an Genesung dachte, war ich gequält und erst von dem Augenblicke ruhig, wo ich alle Hoffnung aufgab, und ich glaube, dass es im Grunde dieser Augenblick war, wo meine Bessrung anfieng. Im Frühjahr 1809 reiste ich nach Halle, wo ich Gelegenheit hatte, den berühmten Reil über meine Krankheit um Rath zu fragen. Ich sehe ihn noch, wie er, den Bericht anhörend, die grossen, blauen Augen unverwandt auf mich richtete. Er war eine grosse Gestalt und in den festen, fast scharfen Gesichtszügen lag zugleich etwas Mildes, in seinem ganzen Wesen aber die Sicherheit und volle Überzeugung, die bei einem Arzte so sehr das Zutrauen erregt. Er legte die Hand lange auf mein Herz, um die Bewegung desselben zu beobachten, endlich äusserte er, dass bei einem so anomalen Zustande nichts übrig bleibe, als Versuche. Er bat mich späterhin sogar, einige ältere französische Abhandlungen über Herzkrankheiten nachzulesen, da ihm seine vielfachen Geschäfte und die Untersuchungen über das menschliche Gehirn, welche er eben vorhatte, dies selbst zu thun nicht erlaubten. Er sendete mir wirklich Bücher, und ich habe ihm daraus referirt, kann aber doch ein solches Studium nicht empfehlen.

Ob nun die gebrauchten Mittel: Einreibungen starker Essenzen, Eisen- und Soolbäder, Elektrisieren von Wirkung waren, oder ob der Rath, den mir Reil ertheilte, eine Veränderung in den Gewohnheiten des äusseren Lebens anzufangen und regelmässig eine Zeit lang durchzusetzen, oder das Fernhalten jeder Arbeit und Anstrengung und die Spaziergänge in den reizenden Gegenden von Giebichenstein das Wohlthätigste waren, weiss ich nicht, aber ich musste doch am Ende der Kur eine Besserung meines Zustandes anerkennen. Ich blieb bis zum Herbst in Halle und erfuhr von der Familie des Capellmeisters Reichardt, die mich eigentlich zu der Reise dorthin bestimmt hatte, die herzlichste Freundschaft. Reichardt war bei manchen Eigenheiten und einem starken Selbstgefühl ein Mann von leicht bewegtem, edlem Herzen. Unter seinen musikalischen Erzeugnissen stelle ich die Compositionen zu Goethes Liedern oben an. Wer sie von den Gliedern seiner Familie hat vortragen hören, hat sie vielleicht erst in ihrem ganzen Werthe kennen gelernt. Bei dem jetzigen Geschmack für eine Musik, die nicht Reize genug anhäufen kann, Mozarts Werke nur im Ganzen für schön, im Einzelnen für längst übertroffen hält, sind diese Compositionen meist zurückgestellt; einem einfachen Geschmack, der die natürlichen Früchte lieber, als den siebenmal abgezogenen Geist geniesst, und in den überfüllten Blumen eher einen krankhaften Trieb, als eine Schönheit erkennt, sagen sie vielleicht wieder zu.

Die Theilnahme an den grossen Ereignissen jenes Sommers war allgemein: es war in jener Periode das letztemal, wo die Hoffnung einer Befreiung aufleuchtete. Der Kriegsschauplatz war nicht so sehr fern, das Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels und eine Abtheilung der Schill'schen Husaren zogen nach einander durch Halle. Ich sah den Herzog auf dem Markte halten und seine ernsten, von den weissen Augenbraunen beschatteten Züge sich ein wenig erheitern, als er einem Bürger, den er von seinem früheren Aufenthalt in Halle her kennen mochte, die Hand vom Pferde herab reichte. Damals schien er bei seinem Abzuge uns Allen verloren, aber er hatte recht gehabt, dem Glücke zu vertrauen, und er glich dem

Muthigen, der bei dem Sturm sich aus dem Schiff herab ins Meer wirft und von den Wellen glücklich ans Ufer getragen wird. Nachdem der unglückliche Friede abgeschlossen war, schien Alles verloren und die französische Gewalt das feste Land von Europa auf eine Weise zu umstricken, dass man glauben musste, es dürfe ohne ihren Willen fortan kein Glied mehr frei bewegen. Allein mitten in solchem Zustande völliger Hoffnungslosigkeit, der, gewöhnlicher Ansicht nach, keinen Zweig mehr darbietet, nach dem der Herabstürzende greifen kann, ersteht in dem menschlichen Herzen das Vertrauen auf Gottes Beistand: das Äusserste, das eingetreten ist, scheint zugleich der Anfang einer bessern Zeit, und man fühlt sich von der Sorge befreit, nachzusinnen, auf welchem Wege die Hilfe kommen werde. Im Spätherbste reiste ich nach Berlin, Achim von Arnim zu besuchen, den wir schon früher hatten kennen lernen und dessen liebevolle Gesinnung zu allen Zeiten unverändert geblieben ist. Berlin war damals stiller und einsamer als je, das königliche Haus noch in Königsberg, nur die Kurprinzessin, jetzige regierende Kurfürstin von Hessen, bewohnte einen Theil des Schlosses. Ich sah in ihrem Vorzimmer das von Bury gemalte Bild des kleinen Prinzen, der in kindlichem Spiele eine weisse Fahne muthig aufrecht hielt, in welcher kein Wappen mehr war, gleich als wolle er es von neuem erobern; mir gefiel dieser sinnvolle Gedanke, aber nur meiner Wünsche dabei war ich gewiss. Mich trieb hessische Anhänglichkeit, der Kurprinzessin persönlich meine Verehrung zu bezeigen, und diese erhabene Frau, durch Geist und reiche Bildung ebenso ausgezeichnet, als durch Adel der Gesinnung, hat sich hernach bei der Wiederherstellung gegen mich und die Meinigen allzeit gnädig erwiesen. So trübe damals die Aussicht in die Zukunft war, so erinnere ich mich doch mit Vergnügen der in Berlin zugebrachten Monate und selbst der fröhlichsten Stunden. Ein gutes Naturell verläugnet sich auch unter solchen Umständen nicht, und nur als Beispiel nenne ich Buttmann, dessen frische Lebendigkeit gewiss in den glücklichsten Zeiten sich nicht steigern konnte.

Auf dem Rückwege durch Weimar, am Schlusse des

Jahrs, ward mir das Glück zu Theil, Goethe zu sehen. Noch deutlich bin ich mir der Stimmung bewusst, mit welcher ich zum erstenmale sein Haus betrat, und über die bequeme Treppe und das oft beschriebene Salve in sein Zimmer gelangte. Jemand, den wir früher oft und genau in mannigfachen Bildern angesehen, ist uns nicht fremd und überrascht uns doch; in der Wirklichkeit liegt noch eine Macht, von der die Kunst nichts weiss. Er äusserte Theilnahme für die Bemühungen zu Gunsten einer lang vergessenen Literatur und Geneigtheit sie zu unterstützen, wie mir denn auch späterhin durch seine Fürsprache die Benutzung einiger Codd. der dortigen Bibliothek gestattet wurde. Ich bin während meines Aufenthaltes in Weimar, wo Madame Schoppenhauer ein ebenso glänzendes als angenehmes Haus machte und mich auf das gütigste empfieng, noch einigemal bei Goethe gewesen, habe ihn in der Eigenthümlichkeit seines Wesens gesehen, seine Rede gehört. Ich glaube, ihn selbst gesehen zu haben, ist zu dem Verständnisse seiner Gedichte ungemein förderlich. In ihnen ist dieselbe Mischung der grossartigsten, reinsten und edelsten Natur, die ein sinnvoller Mensch sogleich anerkennt und verehrt, und jener höchsteigenthümlichen, besonderen Bildung, deren Gang man nur zuweilen erräth. Erregt doch auch der wunderbare Blick seiner Augen ebensowohl das vollste Zutrauen, als er uns ferne von ihm hält. Wenn in einer Zeit eine nationelle Gesinnung herrscht, mag es von geringerer Bedeutung sein, die Persönlichkeit des Dichters kennen zu lernen, der den Charakter des Volks in höchster Blüthe darstellt; anders verhält es sich, wo eine solche Nationalität fehlt und ein Geist, je grösser er ist, desto freier und kühner, innern, unausmessbaren Bedürfnissen gemäss sich entwickelt und bei höherem Aufsteigen immer einsamer sich fühlen muss. Man findet diese Einsamkeit, meine ich, in den meisten seiner Werke und das Ansprechendste und Einleuchtendste mit dem Seltsamsten und Fremdartigsten verbunden. Aus diesem Verhältnis wird auch das Verlangen unserer Zeit gerechtfertigt, die Geschichte der Bildung eines ausgezeichneten Mannes zu erfahren, die oft das Verlangen nach dem unmittelbaren Genuss seiner Werke übersteigt.

Das Jahr 1809 kann ich als den Wendepunkt betrachten, wo meine Genesung anfieng. Sie schritt jedoch nur langsam vorwärts, und die Anfälle von Herzklopfen kehrten zurück, wiewohl seltner und minder heftig: doch von Jahr zu Jahr fühlte ich mich besser, und etwa im Jahre 1815 schien mir der Zustand meiner Gesundheit im Vergleich zu dem früheren selbst ein Wunder. Der kurze Athem, der Druck auf der Brust war nach und nach verschwunden, ich konnte frei und tief athmen, mich an einem von Beängstigung erlösten Schlaf erquicken und schon, während ich sonst unfähig war, eine Seite laut abzulesen, eine Stunde lang ohne Beschwerde sprechen, selbst mit verstärkter Stimme vorlesen. Auch äusserlich erholte ich mich, dass wer mich früherhin bleich und auf das äusserste abgemagert, wie ich war, gesehen hatte, mich kaum wieder erkannte. Mit dem Gefühl, als sei mir das Leben nochmals geschenkt, lernte ich jetzt erst die Umgebungen von Cassel, die so schön und mannigfach sind, auf Spaziergängen kennen. Nur mehrere Stunden gehen durfte ich nicht, wenn das Herz nicht in ungewöhnliche und doch ängstliche Bewegung gerathen sollte, und auch jetzt darf ich es nicht wagen, so dass das Übel wohl beruhigt, doch nicht gehoben scheint.

Das Ende der französischen Herrschaft nahte im Jahre 1813 heran. Die Bewegung der Maschine stockte in den letzten Tagen nach und nach, die Reste der Gewalt machten keinen Eindruck mehr, nur Gewohnheit und Sitte dauerten fort und erhielten die Ordnung. Seltsam wie in solchen Augenblicken, wo die Spannung nachlässt und geistig die Luft umschlägt, die Aussenwelt daran Theil zu nehmen scheint: die Linien der Berge und Gegend, selbst die Formen der Gebäude zeigen sich unserm Blicke verändert oder in einer fremdartigen Beleuchtung. Als schon die Lage der Dinge bekannt war, einen oder zwei Tage vor seinem Abzug, ritt der König noch einmal mit glänzendem Gefolge, wie gewöhnlich, und ziemlich langsam durch die Strassen. Vor dem Fenster, hinter welchem ich stand, stürzte, als er vorbei war, einer von den rothen französischen Husaren, welche die militärische Bedeckung übernommen hatten, er ritt zurück, hielt still, und ich konnte ihn genau betrachten.

Auf seinem gelben, italiänisch feinen Gesichte war eine künstliche Kälte und in seinem ganzen Wesen Sorge für äussere Haltung ausgedrückt. Er ertheilte Befehle und wendete sich, ohne weiter Theilnahme zu zeigen, wieder ab. Der Verlust der im Traume gewonnenen Krone mag ihm verdriesslich gewesen sein. Schmerz kann er, der seinen Unterthanen absichtlich gewiss nichts Böses zufügen wollte, aber wie ein wirklicher Fürst kein Wohlwollen für sie fühlte, nicht eigentlich empfunden haben; ohnehin war er an den Wechsel des Geschicks gewöhnt. Als auf seiner Flucht zwei seiner Begleiter, die neben dem Wagen herritten, einen Refrain aus der alten Oper Hieronymus Knicker, der auf sein Schicksal nicht übel passte, in lustiger Laune absangen, erkundigte er sich nach dem Inhalte des Gesangs und lachte selbst mit, als ihm das Orakel so schicklich als möglich erklärt wurde, das er freilich, da er kein Deutsch gelernt, niemals vernommen hatte. Die Wiederherstellung von Hessen ist von uns mit der reinsten Freude gefeiert worden, und ich habe niemals etwas Bewegenderes und Ergreifenderes gesehen, als den feierlichen Einzug der fürstlichen Familie. Das Volk zog die Wagen nicht mit einem tobenden, für den Augenblick erregten Eifer, sondern wie jemand, der ein lang entbehrtes, von Gott wieder gewährtes Gut in die Heimath zurückführt. Mir schien in diesem Augenblicke, als könne keine Hoffnung auf die Zukunft unerfüllt bleiben.

Ich rücke der Gegenwart näher und würde mich schicklicherweise kürzer fassen, selbst wenn es nicht meine Absicht wäre, bloss einzelne Erinnerungen aus meinem Leben mitzutheilen. Die damaligen Ereignisse hatten auch auf meine Familie Einfluss. Zwei Brüder kamen nach langer Abwesenheit aus der Ferne zurück, um den Feldzug mitzumachen. Der Maler trat als Offizier in ein Regiment ein, und die Besorgnis, dass eine leichte Verwundung ihn für seinen Beruf unfähig machen könne, kam ihm doch kleinlich vor. Jacob gieng bald zu der Gesandtschaft ins Hauptquartier ab, und ich blieb mit der Schwester allein zurück, ich könnte sagen, in dem mütterlichen Hause, denn es schien uns beiden Ältesten, als hätten

wir die Pflicht, die Verbindung der ganzen Familie fortwährend zu erhalten.

Zu Anfang des Jahres 1814 bewarb ich mich um die zweite Bibliothekarstelle an der Bibliothek im Museum, die vacant war. Ich glaubte dazu nicht ungeschickt zu sein, und was mir fehlte, durch Fleiss und Neigung zu diesem Amte zu ersetzen. Der geheime Hofrath Strieder, der an der Spitze der Bibliothek und bei dem Kurfürsten sehr in Gunst stand, ein Mann von redlicher, aber finsterer und bitterer Gesinnung (er hatte aus Hass gegen die Franzosen während ihrer Anwesenheit sieben Jahre lang keinen Fuss aus seinem Hause gesetzt und konnte, ohne heftig zu werden, sie nicht nennen), rieth mir, um die Stelle bloss mit dem Titel eines Bibliothek-sekretärs zu bitten, weil der Kurfürst der nöthigen Ersparnisse wegen den Bibliothekarsgehalt zu ertheilen nicht geneigt sei und sonst die ihm nicht sehr dringend erscheinende Besetzung der Stelle aufschieben möchte: in der Sache mache dies keinen Unterschied, und bei der ersten Gelegenheit werde sich meine Stellung verbessern. Dieser Rath war so gut als eine Entscheidung; meine Bitte ward nun schnell erfüllt, und am 15ten Febr. trat ich mein Amt an. Mit dem ersten Bibliothekar, Oberhofrath Völkel, stand ich von Anfange in dem besten Vernehmen, er war reich an Kenntnissen, von gemässigtem, freundlichem Charakter, er hat mich niemals anders als collegialisch behandelt, alle Geschäfte der Bibliothek wurden ebenfalls gemeinschaftlich besorgt. Als Völkel, die Antikensammlung zu reklamiren, nach Paris gesendet wurde, blieb mir die Verwaltung der Bibliothek, selbst die Auswahl der anzukaufenden Bücher eine geraume Zeit allein überlassen. Nach Strieders Tod, der schon im Jahre 1815 erfolgte, würde ich vorgerückt sein, aber mehr werth als eine Beförderung war mir die Hoffnung, dass mein Bruder, der die diplomatische Laufbahn aus mehr als einem Grunde zu verlassen sehnlich wünschte, die Stelle erhalten könnte. Wir waren bisher nie getrennt gewesen und entschlossen, so lange es in unsern Kräften stehe, beisammen zu bleiben, aber ein solches gemeinschaftliches Amt erfüllte unsern liebsten Wunsch. Fast gegen Erwartung wurde die Bitte ge-

währt. Dankbar haben wir die glückliche Zeit genossen, wo wir eine willkommene und belehrende Beschäftigung in dem pünktlich verwalteten Amte fanden, daneben Musse zum Studieren und zur Ausführung mancher literarischer Pläne. Wir dachten nicht, dass wir je diese Stellung aufgeben würden, und Anträge, dieses zu thun, selbst solche, die uns nicht getrennt haben würden, wie viel glänzender auch die äussere Lage dabei gewesen wäre, haben wir ohne langes Bedenken abgelehnt. Wir haben sie auch niemals benutzt, um eine Gunstbezeugung ausser der gewöhnlichen Ordnung zu veranlassen, und hegten keine andere Hoffnung, als dass wir einmal in beide Bibliothekarstellen mit dem damit bisher verbundenen, mässigen Gehalte eintreten würden, auf den unsern Vorgängern wohl ohne Ausnahme bewilligten höheren Rang und Titel machten wir weder Rechnung noch Anspruch. Dass diese, wie ich glaube, nicht unbescheidene Hoffnung, die in der Regel jedem erfüllt wird, auf dessen Leben und Amtsführung kein Tadel haftet, uns getäuscht hatte, zeigte sich, als nach Völkels Tode dessen Stelle einem Gelehrten übertragen wurde, dem anderweitige Beschäftigungen vielleicht eben so wenig als seine Neigung gestattet hatten, sich irgend mit bibliothekarischen Arbeiten zu befassen. Ich bin 14 Jahre bei der Bibliothek gewesen und hätte, wenn ich nach der allgemeinen Sitte die französische Zeit hinzurechne, 21 Jahre im Dienste sein können. Bei der Bibliothek war in dieser Zeit das ganze Personal, das ich bei meiner Anstellung gefunden, gestorben. Verlassen habe ich sie am 2ten Nov. 1829.

Ich bin seit dem 15ten Mai 1825 verheirathet mit Henriette Dorothee Wild und habe niemals aufgehört, Gott für das Glück und Segensreiche der Ehe dankbar zu sein. Ich habe meine Frau schon als Kind gekannt, und meine Mutter hat sie als ihr eigenes geliebt, ohne dass sie dachte, sie könnte es jemals werden. Sie ist eine Urenkelin von Johann Matthias Gesner, der eine der ersten Zierden der hiesigen Universität war, und dem Ernesti in der einfachen Lebensbeschreibung das schönste Denkmal gesetzt hat. Gesners Tochter war mit dem Professor Huber, der von hier aus einem Rufe nach Cassel folgte, ver-

heirathet. Sie hatte, nach einem guten Miniaturbild zu urtheilen, noch in ihrem Alter lebendige, ausdrucksvolle Züge, und noch vorhandene, lateinische Briefe, die sie an den Vater schrieb, beweisen ihre gelehrte Bildung, die man der einzigen Tochter eines ausgezeichneten Philologen wohl vergönnt. Auch von ihrer Mutter besitzen wir noch ein werthgehaltenes Andenken, das ich wohl als ein Beispiel einfacher Sitten anführen darf: ein Tafelzeug von der feinsten Art, welches sie mit eigenen Händen hier gesponnen hat. Als ihre Enkelin, die Mutter meiner Frau, mit ihrem Bruder, dem vor etwa zehn Jahren verstorbenen geheimen Hofrath Huber, der vom Vater Anhänglichkeit an Göttingen geerbt hatte und sich Blumenbachs Freundschaft erfreute, nach dreissig oder mehr Jahren wieder einmal hierher kam, erinnerte sie sich bei dem Anblick der Bibliothek deutlich, wie sie als kleines Kind auf den Stufen der Treppe in der Nähe des Brunnens gesessen und in einem von dem Grossvater (der quer gegenüber wohnte) erhaltenen Buche gelernt habe. Sie war mit Hrn. Rudolf Wild, Apotheker zur goldnen Sonne in Cassel, verheirathet, dessen menschenfreundliche, mildthätige Gesinnung, noch jetzt, nachdem er schon fünfzehn Jahre todt ist, bei vielen Bewohnern Cassels im Andenken steht.

Mir wurde im April 1826 ein Knabe geboren, der von meinem Bruder den Namen Jacob erhielt; das liebe Kind starb schon im Dezember desselben Jahres und liegt neben meiner Mutter begraben. Der Zweite, im Januar 1828 geboren, ward nach dem mütterlichen Grossvater Hermann, nach dem väterlichen Friedrich genannt. Der Dritte ist hier, im März 1830, zur Welt gekommen und ein neues Band, das mich an Göttingen knüpft. Er heisst Rudolf nach meinem Schwager, dem Obermedizinalassessor Dr Wild in Cassel, ebenso hiess aber auch dessen Vater und Grossvater, (welcher aus Bern nach Cassel gezogen war und den das Heimweh früh ins Grab gebracht hatte); Georg heisst er nach Hofr. Benecke, dessen bewährter Freundschaft wir es verdanken, wenn wir uns bei unserer Ankunft hier nicht fremd fühlten; Ludwig nach meinem Bruder,

dem Maler, und dem Obergerichtsrath Hassenpflug in Cassel, mit welchem unsere einzige Schwester verheirathet ist.

Möge etwas von dem Geiste Gesners auf meine Kinder übergehen! Treue Ergebenheit für das neu erworbene Vaterland, fühle ich, ist sehr wohl vereinbart mit fortwährender Theilnahme und Zuneigung für das angeborne, und ich werde die wohlwollende Aufnahme in Göttingen so wenig vergessen, als die rührenden Beweise herzlicher Freundschaft und Liebe, die ich und die Meinigen bis zu dem letzten Tage in Cassel empfangen haben.

Das Diplom als Doctor der Philosophie habe ich von der Universität Marburg am 1ten Januar 1819 erhalten. Correspondent der königl. Societät der Wissenschaften bin ich seit dem 28ten Dezember 1824 und Mitglied seit dem 11ten April 1830; Mitglied der Gesellschaft für niederländische Literatur zu Leiden seit dem 5ten November 1816, der Skandinav. Lit. Gesellschaft zu Kopenhagen seit dem 6ten November 1816; der Berlin. Gesellschaft für deutsche Sprache seit dem 29ten Februar 1816; des Frankfurter Gelehrten-Vereins für deutsche Sprache seit dem 9ten Oktober 1818; der deutschen Gesellschaft zu Leipzig seit dem 23ten Dezember 1827; des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens seit dem 27ten März 1828; Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen seit dem 1ten Juni 1829.

Zu dem Verzeichnisse der gemeinschaftlich verfassten Bücher füge ich hier noch die, welche von mir allein herrühren.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen. Heidelberg 1811. in 8.

Über deutsche Runen. Mit 11 Kupfertafeln. Göttingen 1821. 8.

Zur Literatur der Runen. Nebst Mittheilung runischer Alphabete und gothischer Fragmente aus Handschriften. Wien 1828. 8. (Aus dem 43sten Bande der Wiener Jahrb. der Literatur besonders abgedruckt.)

Grôve Rundolf. Göttingen 1828. in 4.

Bruchstücke aus einem Gedichte von Assundin. Lemgo 1829. 8. (Aus Wigands Archiv für Geschichte Westfalens besonders abgedruckt.)

Die deutsche Heldensage. Göttingen 1829. 8.

In Hildebrandi antiquissimi carminis teutonici fragmentum. Gottingae 1830. fol.

Abhandlungen habe ich geliefert in die Studien von Creuzer und Daub und in den Hermes (die altnordische Literatur in gegenwärtiger Periode im Jahrg. 1820.); Recensionen in die Heidelberger Jahrbücher, in die Leipziger Literaturzeitung, in den Hermes und (seit 1818) in die Göttinger gel. Anzeigen. Nur ausnahmsweise und aus besondern Gründen habe ich mich unterzeichnet, in den Götting. Anzeigen nur einmal bei Lachmanns Walther von der Vogelweide [ausserdem 1826 S. 366 bei Liljegrens und Brunius' Nordiska Forulemningar].

NACHTRÄGE.

Geschichte der Universität Göttingen. Vierter Theil von 1820 bis zur ersten Säcularfeier der Universität im Jahre 1837. Vom Universitätsrathe Dr Oesterley. Mit 7 Kupfern. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1838. 8. S. 468 — 469. § 220.

Wilhelm Carl Grimm, geb. zu Hanau 24ten Februar 1786, besuchte seit 1799 [1798] das Lyceum zu Cassel und studierte von 1804 — 1807 [1803 — 1806] zu Marburg die Jurisprudenz. Seine angegriffene Gesundheit veranlasste ihn zu Reisen nach Halle, Berlin, Weimar usw., bis er wiederhergestellt 1814 das Amt eines Bibliothekssekretärs in Cassel antrat. Er folgte einem Rufe nach Göttingen, wo er unter dem 10ten November 1829 zum Unterbibliothekar, 18ten Februar 1831 zum ausserordentlichen und 22ten Juni 1835 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt wurde. Er war bisher zu Göttingen als Professor 6 J., von 1831 — 1837, alt 45 — 51 J. [1]).

[1]) Ehrenbezeugungen [s. Justi. Fortsetzung]: C. der Berliner Ak. der Wiss.; E. M. des thüringisch-sächsischen V. für Erforschung des vaterländischen Alterthums: corresp. M. der schleswig-holstein.-lauenb. G. für vaterländische Geschichte; M. des V. für hessische Geschichte und Landeskunde zu Cassel; M. des k. sächsischen V. zu Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer; E. M. der oberlausitzischen Ges. d. Wiss. wie auch corresp. M. des V. für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.

Sein Leben: in Justis hessischer Gelehrtengeschichte. Neues Conv.-Lex.*) und Reichenbach Conv.-Lex. Sein Bildnis mit dem von Jac. Grimm gezeichnet von Ludwig Grimm auf einem Blatte.

Seine Schriften [s. Justi. Fortsetzung]: 7) [De Hildebrando fragmentum ist übergangen]. Der arme Heinrich. 8) Vridankes Bescheidenheit, G. 1834. 9) Der Rosengarte, G. 1836. 10) Ruolandes liet. Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. Unter der Presse..... 13) In den altdeutschen Blättern von Haupt und Heinrich Hoffmann Bd II, Heft 1, 1837. Ein Segen aus dem zwölften Jahrhundert.

In seinen Vorlesungen erklärt er das Nibelungenlied mit ausführlicher Einleitung, Gudrun und Freidanks Werk.

*) [Brockhaus' Conversations-Lexicon. „Ich habe den Artikel in der letzten Ausgabe vor dem Druck durchgesehen." Mittheilung W. Grimms an C. Goedeke, Dez. 1859].

Verzeichnis im Jahre 1845 in Berlin lebender Schriftsteller und ihrer Werke. [Von W. Koner, Dr phil.]. Verlag von Th. Scherk. Athenaeum in Berlin 1846. 8. S. 114 — 115.

[Das vorige ist aus Oesterley wiederholt. Fortsetzung]: Im J. 1837 wurde er, wie sein Bruder Jacob Grimm seiner Stellung enthoben, lebte darauf privatisirend in Cassel, wurde 1841 als Mitglied der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen und hält in dieser Eigenschaft auch Vorlesungen an der hiesigen Universität. Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

Schriften [s. Oesterley. Fortsetzung]: Wernher von Niederrhein. Ebend. [Göttingen] 1839. 8. Konrads von Würzburg Goldene Schmiede. Berlin 1840. 8. Konrads von Würzburg Silvester. Ebend. [Göttingen] 1841. 8. Die Sage vom Ursprung der Christusbilder. Berlin 1843. 4. Graf Rudolf. Zweite vermehrte Ausg. Göttingen 1844. 4.

WISSENSCHAFTLICHE ANFÄNGE.

EINIGE BEMERKUNGEN ZU DEM ALTDEUTSCHEN ROMAN WILHELM VON ORANSE.

Neuer literarischer Anzeiger. Herausgegeben von Chr. v. Aretin in München. 4. Jahrgang II (1807) Bd II, No. 21 (26. Mai 1807), S. 334—336.

Man kennt den Streit der französischen Literatoren, ob die provenzalische oder nordfranzösische Poesie den Vorzug verdiene, welche für die letztere Partei nehmen (hauptsächlich Legrand), werfen jener Mangel an Phantasie vor, indem sie bei so vielen Anreizungen der Heldenthaten ihrer Zeit, eines südlichen Himmels nicht einen Liebes- oder Ritterroman hervorgebracht, währenddem die Nordfranzosen eine ungemein grosse Anzahl aufweisen können. Denn von den vier Romanen, welche man den Provenzalen zuschreibt,[1]) gehören drei eigentlich nicht dazu, als blosse Chroniken und Legenden, und es bleibt nur das Rittergedicht Guillaume au Cort-nes (Court-nez).

Wenn wir die kurzen Notizen des Legrand und des St. Palaye[2]) mit dem altdeutschen Roman Wilhelm von Oranse, der häufig Akurnoys (au court-nez) genannt wird, vergleichen, so lässt sich schon daraus fast mit Gewissheit schliessen, dass diese eine Übersetzung des provenzalischen Gedichts enthält; ob sich gleich Casparson, welcher durchaus ein deutsches Original haben wollte, nicht davon überzeugen konnte.

[1]) S. Legrand, Contes et fabliaux du 12 et 13 siècle, préface p. 35 und daraus Eichhorn, Geschichte der Cultur, Bd I, Erl. 590 ff.

[2]) In einem Briefe, welcher in der Vorrede zu Casparsons Wilhelm von Orange [1784] steht.

Indessen bin ich im Stande, auf eine andere Art zu beweisen, dass der altdeutsche Roman „Wilhelm von Oranse“ eine Übersetzung des Guillaume au court-nez sei.

Nämlich in dem nordfranzösischen Roman „Tirard [Gerart] de Nevers ou le roman de la Violette“, welchen Fr. Schlegel unter dem Namen der „schönen Euryanthe“ in dem zweiten Theile der romantischen Dichtungen übersetzt hat, und der sich handschriftlich zu Paris befindet (Bibl. impériale No. 4107, bei Montfaucon Bibl. Mss. p. 1108, No. 763), kommt ein Lied vor, welches heisst: „Das Lied des Wilhelm von Orange mit der kurzen Nase“, und also lautet:[1])

Grant fust la joye en la sale alaon
Moult y eust tables oyseaulx et venoison
Quique mangeast la char et le poisson[2])
Oncques a Guillaume nen passa le menton
Ains mangea tourte et beust eaue a foison
Quant eust mangier le cheval Baron
Les mappes trayent sergens et eschanson
Lequel Guillaume nist le roy a raison
Quas tu emprins gentilz filz a charbon
Secouras moy vers la gestes mahom
Ja deussent estre les os a charrion
Et dist le roy nous en conseilleons
Et le matin sauoir le vous ferons
O le Guillaume si tant comme charbon
Comment sire se plaidera on don
Est a la fable du leu et du mouton
Lors se baissa si prinst un gros baston
Puis dist aau rety vie fief vous rendon
Nequiers de vous tenir ung esperon
Ne vie ami ne seray ne voz hons
Et si venurez ou vous viellez ou non.

[1]) Bei Schlegel II, 60. 61. In der Bibliothèque universelle des Romans Juillet 1780, 2. vol., p. 1—154 befindet sich ein weitläufiger, modernisirter Auszug dieses Romans von Trestan unter dem Titel: „Les apparentes trompeuses“, die hierher gehörige Stelle p. 62.

[2]) Wilhelm von Oranse [= Willeh. IV, 176, 10—13 L.]

Der Maregrave nicht mere
Kheiner spise gerte
Wan daz her brot merte
In wazzere. —

Was dieses Lied enthält, passt genau in den Zusammenhang der Geschichte des Wilhelm von Oranse und wird dort erzählt Bd II, S. 80—82, freilich ausführlicher; allein jede deutsche Übersetzung französischer Romane war eine freie Bearbeitung, kein strenges Übertragen. Indessen finden sich auch mehrere Verse fast wörtlich wieder.

Übrigens ist der Wilhelm von Oranse so ganz in dem Geiste der nordfranzösischen Ritterromane, dass den Provenzalen nichts als die Sprache zugehört, welches als ein Zufall betrachtet werden kann. Vielleicht finden sich auf diese Art noch mehrere provenzalische Gedichte, wie es eben mit dem Roman de la Violette der Fall zu sein scheint; denn der Verfasser sagt, er habe das Buch aus dem Provenzalischen „langage provental et moult difficile à entendre" in das Französische übersetzt.

Hier ist es wohl kein unschicklicher Ort, noch einige Notizen über das hiesige Manuscript von dem 3ten Theile des Wilhelm von Oranse, der sein Mönchsleben und die Abenteuer des Rennewart enthält, mitzutheilen. Diese Abtheilung, bekanntlich bei weitem die beträchtlichste, ist in der hiesigen Handschrift von geringem Werth, indem sie an mehreren Orten bedeutende Defecte hat. Man bemerkt nicht nur fehlenden Sinn und Reim, sondern man sieht auch ziemlich deutlich, dass verschiedentlich mehrere Blätter ausgeschnitten sind. Wie Casparson sogar dieses nicht gesehen haben sollte, und eine mit Mühe verfertigte Abschrift bedauert (s. Eschenburg, Denkmäler p. 79), begreift man nicht, und er muss sich eigentlich für meine Meinung (mit Gründen zu unterstützen, wenn etwas genommen würde) bedanken, die weder an seine Abschrift glaubt, noch dass er viel in diesem Theile gelesen. Kommt es jemals zum Abdruck desselben, so dürfte der ohnehin vorzüglichere Codex in Wolfenbüttel zu benützen sein. Zu München sollen sich zwei Manuscripte befinden†); was dasjenige betrifft, welches

†) Adelung in dem chronologischen Verzeichnisse und andere aus dieser Quelle führen zwei pergamentene Handschriften des obigen Gedichts auf der Münchener Bibliothek an: es ist aber nur eine da, die mit dem ersten Verse anhebt, wo Ulrich von Thürheim (der auch von H. Grimm mit Ulrich von dem Turlin verwechselt wird) die Erzählung unmittelbar weiter fortzusetzen beginnt. Der Defect ist sehr beträchtlich. A. d. R.

in Bragur Bd IV kürzlich angezeigt wurde, so bemerke ich nur, dass es (ohnehin am Ende defect) erst mit dem 179sten Verse der Cass. Handschrift „nun geschach eyn ſchunpferture“ anfängt, die eine Einleitung religiöses Inhaltes hat.

An innerem Gehalt steht dieser Theil den übrigen gleich, d. h. es fehlt nicht an Schönheiten (so ist der Charakter des Rennewart und seine Liebe zur Alise gut dargestellt. In der Brautnacht verkündigt ihm eine himmlische Stimme, dass sie an der Geburt eines Sohnes sterben werde). Allein das Ganze ist zu weitläuftig gehalten und nirgends begrenzt.

Noch ist zu bemerken, dass Ulrich von Thürheim diesen Theil nicht, wie den ersten, in regelmässige Abschnitte von meist 31 Versen, wovon die drei letzten in demselben Reim endigen, abgetheilt hat.

Wilhelm Carl Grimm.

ÜBER DIE ORIGINALITÄT DES NIBELUNGENLIEDS UND DES HELDENBUCHS.

Neuer literarischer Anzeiger. Herausgegeben von Chr. v. Aretin in München. 4. Jahrgang II (1807) Bd III. No. 30 (27ten Juli 1807). S. 477—478.

Die Recension der Geschichte der deutschen Poesie von Franz Horn in den Göttinger gelehrten Anzeigen No. 94 v. J. enthält folgende Stelle:

„Wollte der Verfasser die poetischen Bestrebungen in dieser schönen Periode der genialischen Jugendkraft auch nur einigermassen treffend charakterisiren, so hätte er doch wenigstens zeigen müssen, — — wie durch Nachahmung der nordfranzösischen Ritterepopöe [illegible] epischen Werke entstanden, unter denen das Lied der Nibelungen und das Heldenbuch die originalsten und vorzüglichsten sind.“

Die gemeine Ansicht, die sich, wie ich glaube, mit Gründen unterstützen lässt, gieng bisher dahin, dass das Nibelungenlied ein deutsches Original sei, entfernt von allem Einfluss der nord-

französischen Poesie. Andere (z. B. Jördens) führen an, dass es nach nordischen Sagen bearbeitet worden, wozu dasjenige, was Bodmer in der Vorrede zu Griemhildens Rache aus dem Torfäus anführt, mag Veranlassung gegeben haben.

Was den Ottnit und Wolfdieterich betrifft (man sollte das Heldengedicht nicht als ein Ganzes citiren), so kann man zugeben, dass die Üppigkeit einiger Stellen die Farbe des Südlichen trägt und einige Züge Ähnlichkeit mit denen haben, die in den nordfranzösischen Romanen gefunden werden; allein abgesehen, dass dieses noch nicht für eine Abstammung von denselben beweist, so ist das Gedicht in dem noch epischen nationalen Ton und in der klaren objektiven Darstellung so gänzlich von jenen verschieden, dass schon deshalb an eine gemeinschaftliche Abkunft nicht kann gedacht werden. Das Rosengartenlied ist sicher deutschen Ursprungs.

Hierzu kommt, dass man in den nordfranzösischen Romanen keine Spur von dem Ottnit und Wolfdieterich (geschweige vom Nibelungenlied und dem Rosengarten) findet.

Die Ansicht des Recensenten ist demnach völlig neu und hätte billig einige Gründe verdient.

Wenn ferner in jener Recension die regelmässigen Stanzen in den drei ersten Theilen des Heldenbuchs als eine merkwürdige Verschiedenheit vom Nibelungenlied erwähnt werden so ist hierbei übersehen, dass die alten Manuscripte sowohl des Ottnit und Wolfdieterich, als des Rosengarten genau dasselbe Silbenmass haben, welches im Nibelungenliede vorkommt, wodurch dieser Unterschied ziemlich unbedeutend wird.

W. C. G—m.*)

*) [Mit einem Zusatz von Docen, der hier fehlen durfte.]

BEITRAG ZU EINEM VERZEICHNIS DER DICHTER DES MITTELALTERS.

Neuer literarischer Anzeiger. Herausgegeben von Chr. v. Aretin in München. 4. Jahrgang II (1807) Bd III. No. 47 (24ten Nov. 1807). S. 737—746.

Die Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters geht ungefähr mit dem 15ten Jahrhundert zu Ende.[1]) Wenn es nun wahr ist, dass erst eine völlige Durchdringung und Beherrschung des Details möglich macht, gedeihliche Resultate aufzustellen (wobei auch keineswegs braucht befürchtet zu werden, dass sich die Ansicht für das Ganze verliere), so kann niemand die Sorgfalt, auch das Geringere und unbedeutend Scheinende in dieser Periode zu berücksichtigen, verwerflich finden: eins steht mit dem andern in Verbindung und klärt sich gegenseitig auf. In dieser Hinsicht habe ich ein Verzeichnis aller Dichter des Mittelalters entworfen und theile daraus die weniger bekannten mit, in der Hoffnung, dass Freunde dieser Literatur dadurch bewogen werden, die unvollständigen Notizen, die ich oft

[1]) Ich postulire diesen Satz, weil ich glaube, dass hier nicht der Ort ist, ihn zu deduciren. Diese Bemerkung soll zu der weiteren führen, dass ich es überhaupt für meine Aufsätze in dem „Neuen Literarischen Anzeiger" unpassend finde, Behauptungen von grösserem Umfang zu beweisen, weil sie doch erst in der Vereinigung mit dem Ganzen vollständig erläutert werden können, und weil manches sonsther bekannte aufgeführt werden müsste, hier, wo man nur etwas gänzlich Neues oder irgend ein Detail ausführlich untersucht zu sehen wünscht. Wenn z. B. Herr B. D[ocen] die paar Worte, die ich über die Originalität des Nibelungenlieds, um eine andere Meinung unbegründet zu nennen, gesagt habe, mit Gründen unterstützte, so erkenne ich allerdings die Ehre seiner Aufmerksamkeit, allein die angegebenen Beweise konnten mir, unter andern, nicht leicht entgangen sein. Das Fragment des ältesten Romans, wie es heisst, [das Hildebrandslied] befindet sich nicht nur auf der hiesigen Bibliothek, sondern wird auch in dem bekannten Kochischen Compendium zweimal und in Kinderlings Geschichte der Niedersächsischen Sprache angeführt und beschrieben. Die Stelle aus dem Loblied auf den heiligen Anno ist schon in den Noten zu dem lateinischen Gedicht: „De prima Attilae expeditione" (welches selbst mit dem Nibelungenlied in offenbarer Beziehung bestehend, ein weit mehr bedeutender Beweis) angeführt, und zu der [aus der] Quedlinburgischen Chronik citirten Stelle (die vielleicht nicht eine directe Anwendung leidet) könnte ich mehrere, und unter diesen eine ungleich wichtigere aus einem anderen Schriftsteller des 12ten Jahrhunderts stellen.

nur geben kann, aus ihren Studien zu ergänzen und zu berichtigen.

Dangbrotsheim [Dangkrotzheim] von Hagenau. Von ihm finden sich Gedichte zu Colmar Bragur I, 380. Er verdient nur dann hier zuerst genannt zu werden, wenn er der von Hagenau ist, dessen Gottfried von Strassburg in dem Tristan V. 4659 als eines verstorbenen berühmten Dichters gedenkt [Reinmar, V. 4777]. Erst die nähere Kenntnis des Colmarischen Manuscripts kann hierüber helleres Licht geben.

Ecke von Rebkow. Der bekannte Verfasser des Sachsenspiegels. Er wird in der Singschul [1]) und auch von Harsdörfer (Gesprächspiele I. 44—46) als „Rebken" unter den Dichtern genannt. — Es ist vielleicht bloss auf die gereimte Vorrede des Sachsenspiegels zu beziehen, allein aus ebenderselben wäre auch zu schliessen, dass Ecko schon mehr gereimt habe.

Volcnant. Walther von der Vogelweide erwähnt dieses Dichters als seines Zeitgenossen, aber nicht im Guten. Maness. Samml. T. 113. col. a.:

Her Volcnant habt irs ere [2])
das ir den meistern tretten welt
ir meisterlichen sprüche
lat in geschehen niht mere
— — — — — —
— — — — her Walther —
singent ir eins er singet driu.

Otto der Bogener. [**]) Da mein Bruder schon früher [N. 23, S. 368] die Stellen angezeigt hat, welche von diesem Dichter reden, so will ich nur einem [von Docen N. 24, S. 374] geäusserten Wunsche gemäss die hieher gehörigen Verse aus dem Manuscripte des Wilhelm von Oranse anführen:

Swer hat daz vorder leit gelesen
difes buches der mueſte weſen
in clage alſe herz gelas
alse sin danne niht mehr in was

[1]) Der vollständige Titel nebst der hieher gehörigen literarischen Stelle ist abgedruckt in Gottscheds Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst Th. 1, S. 186 ff.

[2]) [Lachmann 18, 1. Hêr Wicman.]

[**]) [Vgl. Lachmann Wolfr. S. XLI. [2])]

ſo begunde er ſprechen owe
daz her uns nicht des buches me
in tutze hat geſprochen
her hat iz abe gebrochen
da iz was allir beſte
nu wil ich biz zu leſte
durch gute lute machen
an kunte nicht verſwachen
daz die meistere muzent iehen
iz kunde nummer ſin geſchehen
nicht wan ein gevuoge man
di uns ein walſch buch gewan
und daz her zu lande brachte
daz her daz i gedachte
des wil ich in ummer minnen
mit allen minen ſinnen
wi ſin name ist benant
daz wil ich uch tuon bekant
Otte der bogenere
ungerne ich verbere
ich in ſeite wo her ſeze
ob ich des hi vergezze
ſo were miner vuoge mat
her ſizet zu ovsburg in der ſtat
waz der vil gerne mit flize tut
ſwaz gude lute dunkit gut
der ungevuoge hat her haz
vil wol hat her hir gesagit daz
an diſſeme ſelben buche hie

Noch bemerke ich, dass bei dem Walther von der Vogelweide folgende Worte vorkommen. Maness. S. T. 127. a. [= 80, 27—29 L.]

ich bin dem Bognere holt
gar ane gabe vnd ane ſolt
er ist milde ſwie klein ich ſin geniusse

Dass sich dieses auf den Dichter beziehe, wird schwer bewiesen werden. Es scheint ein Fürst damit gemeint zu sein.*)

Vasolt. Bloss aus der Anführung des Rudolf von Montfort in dem Wilhelm von Orlienz bekannt.

Dietrich von Basel. Conrad von Wirzburg erwähnt seiner im trojanischen Kriege:

*) [Vgl. J. Grimm zu Lachm. 81, 4, S. 195.]

ich wil ein mere tichten
das allen meren ist ein herre
— — — — — —
V. 244. das ich es heb mit willen an
darauf hant wol gestueret mich
der werde fenger Dieterich
von Basel.

Müllerische Samml. Bd III, S. 3. a. Diese Stelle ist auch abgedruckt in Oberlins diatribe de Conrado herbipol. p. 16. b.

In einer holländischen Bearbeitung des Romans von Floris und Blanchefleur wird ein Dietrich genannt, der dieses Gedicht aus dem Wälschen ins Deutsche gebracht habe. Siehe N. lit. Anz. 1806 p. 99.

Der von Yfunde. Friederich von Sonnenburg sagt V. 207 (Müller. Samml. Bd 2):

wil her von mir han richez lob der sich keyen mir also vurſicht
Das ryet mir der von Yfunde ander gute meiſter nicht

Wiewohl wahrscheinlich, ist es doch nicht evident, dass hier ein Dichter gemeint sei.

Von Sluwenburg. Wird neben anderen in einem Gedicht genannt, das sich im Vatican befindet, Cod. 350. Adelung fortgesetzte Nachrichten S. 251. Für die daselbst geäusserte Meinung, den Friederich von Sonnenburg darunter zu verstehen, weiss ich keinen Grund.

Ulrich von Budinberg. Kommt an demselben Orte vor. Die Vermuthung, den von Bubenberg darunter zu sehen, scheint nichts, als einige Ähnlichkeit des Namens vor sich zu haben.

Peterlein Sachs. Peter von Sassen. Dieser Dichter wird im Renner V. 1187 neben Reinmar angeführt. Zu Colmar befinden sich Gedichte von ihm (Bragur I, 380) und Vogt [1]) nennt ihn ebenfalls unter den 12 alten Meistern.

[1]) Auf der jenaischen Universitätsbibliothek befindet sich ein starkes Manuscript von Meistergesängen, eigenhändig von Valentin Vogt, Bürger in Magdeburg, geschrieben. Die Dedication ist von 1568 datirt und an Kurfürst Johann Friedrich[s] hinterlassene Kinder gerichtet. Sie enthält verschiedene interessante Sachen, auch ein Verzeichnis von den Meistersängern. Hier sind nur die angeführt, welche er unter der Überschrift „die 12 alten Meistere" nennt. Siehe Tenzels monatliche Unterredungen 1691, p. 934 ff. Wiedeburgs Nachrichten p. 140—148.

Chunrat von Helmsdorf. Ist mir nur aus einer Note in Goldasts paraeneticis p. 370 und aus der Ausführung des Harsdörfer in den Gesprächspielen Th. I, p. 44 ff. bekannt.

Heinrich Graff zu Wirtenberg. Steht als Verfasser über mehreren Minneliedern, welche in einer im 15ten Jahrhundert geschriebenen interessanten Sammlung Clemens Brentano besitzt.

Johann Sasse. Kommt an demselben Orte vor. Einmal nennt er sich selbst:

Der vns dis nuwe lytgene fancke
Johann Sasse ist er genant
er hat vns wol gesungen.

Johann von Nürnberg. Von ihm rührt eine kleine Erzählung mit dem lateinischen Titel: „De vita vagorum", welche ich handschriftlich in einer Sammlung fabliaux besitze.

Ruprecht ein Würzburgere. Verfasser einer Erzählung von: zwein Kauffmann, handschriftlich in der genannten Sammlung.

Hermann Fressant. Verfasser eines Fabliau, das sich zu Dresden im Manuscript befindet. Siehe des älteren Adelung Notizen in der Vorrede zu den fortgesetzten Nachrichten p. XXI. XXII.

Der Velschberger. Ihm gehört eine Fabel zu in No. 367 der vaticanischen Manuscripte. Adelung cit. S. 302.

*) Sigmar der weise, Römer v. Zwickau. Bei Wagenseil unter den 12 alten Meistern angeführt, eben so bei Vogt. In der Singschule gleichfalls citirt.

Der Schweitzer. Veesenmeyer hat schon (in den Nürnb. lit. Blättern 1804, p. 310—312) bewiesen, dass Joh. v. Morsheim nicht, wie im Kochischen Compend. (T. 150) steht, von Geburt ein Schweizer, sondern dass, wenn man die Quelle jener Angabe richtig fasst, unter Schweizer ein besonderer Dichter zu verstehen sei. Hierzu kommt, dass Spangenberg im Adelspiegel II, 172 b eines Dichters Schweizer gedenkt, während dem er auch den Morsheim anführt.

*) [Barthel Regenbogen fällt aus, s. S. 784.]

Wolfgang Rohm, Rohn, Röne. Ein Ritter. Wird beim Wagenseil unter den 12 alten Meistersängern (andere setzen an seine Stelle den Heinrich von Ofterdingen) genannt. Auch in der Singschul kommt er vor.

Der Bügler. Vogt führt ihn an zwischen Heinrich von Brun und Hugo. In dem versificirten Roman: „Von eines Kuniges tochter in Frankreich“ (als heutiges deutsches und französisches Volksbuch hat er den Titel: „Die geduldige oder schöne Helene“) ed. 1508 (s. Panzer, deutsche Annalen T. 300) nennt sich der Dichter fol. 13

alſo ſprich ich der Büheler.

Zu Colmar befinden sich Gedichte von dem Buchenlin. Bragur I, 381.

Hans Zukunft. Verfasser eines Gedichts, das sich im Vatican (No. 355) befindet. Adelung cit. 288.

Peter Zwinger. Vogt citirt ihn zwischen Graf Helderung und Friedr. v. Sonnenberg. Zu Colmar befinden sich Gedichte vom Zwinger. Adelung cit. 327 führt ein Gedicht „im guldin Zwinger“ an und Wagenseil „den roten Ton Peter Zwingers“ von 15 Reimen.

Johannes Simon. Erste Hälfte des 15ten Jahrhunderts. Verfasser eines langen Gedichts vom Leben Johannes II., Bischofs von Wirzburg. Stellen bei Lorenz Friess nach Ludewigs Ausg. p. 702, 727, 771, 777.

Thomas Prischuch von Augsburg. Verfasser einer versificirten Geschichte der Kirchenversammlung zu Konstanz. Adelung cit. 200.

Johann Selitz. Er hat dem Püterich von Reicherzhausen zu Ehren ein Gedicht gemacht, welches dieser erwähnt. (p. 25 ed. Adelung.)

Der Cluser. Wird in der Singschul citirt. Aventin in der baier. Chronik gedenkt seiner S. 33 b. „Wolffram von Eschenbach der Cluser vnd Schaber — haben der alten teutschen Herren vnd Fürsten thaten — — in Bulerei verkehrt.“ Spangenberg ebenfalls im Adelspiegel II, 172 b.

Der Schaber. S. Aventin und Spangenberg l. c.

Bernkopf. Zu Wirzburg ein Dichter, nannte sich Frawenzucht. S. Lorenz Friess (ed. Ludewig) p. 728.

Frosch. Genannt in der Singschule. Im Vatican befindet sich ein Gedicht im „Frosch don", Adelung cit. 326. Spangenberg Adelsp. II, 172 b führt ihn gleichfalls an.

Jörg Schilcher. In dem Ton dieses Meistersängers zu Rom zwei Gedichte. Adelung cit. p. 304. Ein Schiller Ton wird p. 330 erwähnt. — Einerlei mit Georg Schüler?

Der Holzunger. Bei Spangenberg im Adelsp. II, 172 b und in der Singschule genannt. Vogt führt zwischen Druckler und Wagener den Hultzingk und fol. 15 die Hölzlingsweis an.

Frauenehr. Bei Vogt zwischen Wilhelm von Toetze und Heinrich von Brun. In einem vaticanischen Manuscripte wird unter andern Überschriften der Meistergesänge auch „Frawere ton" angeführt. Adelung 304.

Der Scholer Joh. Schuler. Wird in der Singschule und von Vogt als Hentz Schuler genannt.

Maienschain. Bei Vogt zwischen Frauenpreis und Grosswengkel citirt. Derselbe hat fol. 21 ein Gedicht im langen Ton Meyenscheins. S. auch das Manuscript der jen. d. Gesellsch. bei Wiedeburg S. 149.

Der Spet. Kommt in der Singschule und bei Spangenberg l. c. vor.

Albr. Lesch. Vogt führt zwar diesen nicht unter den 12 alten, sondern unter den 12 Meistern aus Nürnberg an, indessen befinden sich von ihm Gedichte zu Colmar und in dem Manuscript der jen. d. Gesellsch. kommt er gleichfalls vor. Adelung cit. 529 erwähnt eines Gedichtes, das im „Leschen don" (Zigelweis) gedichtet ist.

Augustin von Hammerstetten. Ende des 15ten Jahrhunderts. S. Gottscheds Büchersal S. VI, p. 129. 130.

Fritz Zorn. Vogt nennt diesen ebenfalls unter den 12 Meistern aus Nürnberg, doch vor dem Hans Sachs. Dass mit dem Hans Folz ein Kunz Zorn gelebt, ist bekannt.

Noch werden folgende Dichter genennt, von denen ich aber weiter keine Notiz mittheilen kann. In dem Codex zu Colmar: **Peter von Arberg, Peter von Reichenbach,**

Meffrid, Ernball Spiegel. S. Bragur I, 380. 381. In dem Manuscript der jen. d. Gesellsch.: Hieronimus Grabalt, Hans Rosengart Nester, der von Speyer, der Vngelert. Wiedeburg 149. Bei Vogt: Cunz Bast, der Ehrenreiche, der Elb Graf von Helderung, Hermann von Barburgk, Joringer, Molke, Pfalz von Strassburg, der Polster, Romter von Biber, Graf Dietrich der Druckler, Ehrenbot, Kungklin von Strassburg, Peter Pitter, Wendel von Görz, Wilhelm von Soetze, Peter Wolff, der Zcirgker, Eibann von Gengenn, Ermfrow, Frauenpreis, Fritz Kothner, Lilienfein, Mich. Nachtigall, der Süchesinn, Veit Wagner, der gros Wengkel.

ZU DEM GANZEN FOLGENDE ANMERKUNGEN.

1) Ich habe mich gehütet, verschiedene Dichter wegen entfernten Gleichlauts der Namen zu einer Person zu verbinden, wie leicht es auch gewesen wäre, bei dem Dietrich von Basel den Graf Dietrich, bei dem Zcirgker den Thomasin von Zirklern usw. wiederum zu citiren. Dadurch bin ich zwar einer Gewohnheit entgegen, welche Casparson, Adelung u. f. geübt haben, allein ich hoffe mit Recht; denn durch ein solches Verfahren sind nicht nur öfters die verschiedensten Dichter für einen erklärt worden, sondern, was schlimmer, diese Meinung hat sich, gestützt auf die Autorität dieser Schriftsteller, in jenen für diese Literatur unkritischen Zeiten erhalten und durch Tradition das Ansehen gewonnen, als beruhe sie auf besondere[n] Forschungen.[1]) Nur einigemal habe ich, bei auffallender Über-

[1]) So ist erst neuerlich bemerkt worden [oben S. 33†)], dass man nicht befugt sei, den Ulrich v. Türheim und Ulrich v. Turlin für einen Dichter zu nehmen. Indessen thut Herr Docen denjenigen, welche diese Meinung gehegt hatten, insofern ich darunter gehöre, zu viel, wenn er ihnen keinen andern Grund als Leichtsinnigkeit zuzuschreiben scheint. Nicht nur hatte Bodmer schon jenen Glauben geäussert (s. Vorrede zu Casparsons Wilhelm von Oranse, p. II.) sondern im Püterich von Reicherzhausen findet sich auch eine Stelle, die ohne die Behauptung eines geraden Irrthums nicht leicht widerlegt ist. S. 13:

Das erst und auch das letzte
fannd Wilhalmbs Puecher zwey
hat sonder Rhue und Reste
Vlrich von Türhaimb ain hubscher lay
— — — — — gedichtet

einstimmung, verschiedene Namen zusammengesetzt, z. B. beim Bücheler, ohne anders als wahrscheinlich eine Identität dadurch behaupten zu wollen.

Auf der andern Seite ist es jedoch nöthig zu erklären, dass ich die Möglichkeit einer Einheit verschiedener hier genannter Dichter, unter sich oder mit andern schon bekannten, keineswegs ableugne, nur muss diese anderswoher vollständig erwiesen werden; wie ich zugebe, dass manche Namen, z. B. die aus dem Vogt angeführten, corrumpirt sind; ferner auch, da es keinen Zweifel leidet, dass Dichter der spätern Zeit (14te 15te Jahrhundert) sich einen uneigentlichen sog. poetischen Namen gegeben, z. B. der Unverzagte, Ehrenreiche usw., ein solcher, den ein anderer unter seinem bürgerlichen Namen citirt, doppelt vorkommen könnte. Dennoch (wenn ich darin nicht irre, dass die möglichste Vollständigkeit zu wünschen) muss einmal der Anfang gemacht werden, und ich wiederhole meine Bitte um Beiträge und Kritik des hier gegebenen Verzeichnisses, das seiner Natur nach nicht vollkommen sein konnte.

2) Es war meine Absicht, die Dichter nach der Zeitfolge zu ordnen. Wer indessen weiss, wie wenig sichere Punkte wir haben, von wo aus sich die Chronologie der Dichter festsetzen lässt, der wird begreifen, dass sie nur ins Ungefähre zu bestimmen war; so wie er die leitenden Gründe bald erkennt. Ein Theil der genannten Poeten ist aus Vogts Notizen genommen, bis auf ein Paar ausdrücklich angegebene Ausnahmen habe ich nur die angeführt, die er neben den 12 alten Meistern aufzählt, und die wahrscheinlich alle wenigstens vor dem 16ten Jahrhundert gelebt haben.

3) Herr Docen hat in No. 19 und 20 des N. lit. Anz. ein Verzeichnis aller Dichter von 800 bis 1500 geliefert, welches recht nützlich ist, und noch nützlicher hätte ausfallen können, wenn es zugleich auf das Kochische Compendium bezogen wäre (denn es darf ein grosser Mangel an diesem Buche genannt werden, dass der erste Band nur ein sehr fehlerhaftes, der zweite gar kein Register hat). Das Verzeichnis, welches auch nicht so nachlässig sollte abgedruckt sein, ist nicht vollständig, vielleicht aus Vorsatz, weil Docen befürchtet, „durch das An-

denken elender Reimer die Literaturgeschichte zu beschimpfen", ein Grundsatz, dessen Richtigkeit ich nicht einsehe. Es ist nicht mein Willen gewesen, es zu vervollständigen, indem ich weder die aus dem Kochischen Compendium oder Docens Miscellaneen bekannten Namen hier wiederholen, noch überhaupt alles nennen wollte, was sich zusammenbringen liess, bei der grossen Unbestimmtheit und Zweideutigkeit, die manche aufgefundene Notiz an sich trägt. Zudem steht bei dem jetzigen Eifer für diese Literatur zu erwarten, dass bald neue Aufklärungen sich zeigen, mithin doch nur eine sehr relative Vollständigkeit zu erlangen gewesen wäre.

Wilhelm Carl Grimm.

ÜBER EINIGE UNBEKANNTE AUSGABEN VON SALOMON UND MARKOLF.

(Zu Eschenburgs Denkmälern, S. 178 ff.)

Neuer literarischer Anzeiger. Herausgegeben von Chr. v. Aretin in München. 4. Jahrgang II (1807) Bd III, No. 50 (15ten Dec. 1807), S. 797—798.

1) Eschenburg führt eine defecte Ausgabe dieses Gedichts in Reimen an. Eine, wo nicht complete, doch vollständigere befindet sich auf der herzogl. Bibliothek zu Gotha, woraus erhellt, dass dieses seltne Buch 1499 gedruckt worden und ein Zusatz zu Panzers deutschen Annalen ist. Nämlich am Ende heisst es:

das helffe vns iheſus gottes kint
von dem wir alle gesegnet sint
hie mit hat dis buch ein ende
Gott alles leit von vns wende
Amen.

Hie hat ein ende das buch morolff daz do sagt zum ersten von künig Salomon vnd von Salome siner frouwen wie sy der künig fore verzouwert vñ

fy enweg fürt auch wie fy morolff wider gewan vnd den kunig fore an einen galgen hing vn auch zum leften von dem künig princia wie er künig Salomon fyne fchöne frouwe ftal vnd ym die vber mer hien weg fürte vnd fy morolff zum anderen mal widerbracht vnd liefz ir taffen in eym waffer badt daz fy ftarb. vnd ift getruckt zu Strafzburg durch Mathis hüpffuff Im jar nach Christ geburt MCCCCXCIX.

Eschenburg vermuthet richtig, dass der Druck nur den ersten historischen Theil des Gedichts enthält und in jenem Exemplar nur wenige Blätter fehlen. Doch geht hier die Erzählung etwas weiter als im Manuscript, indem kürzlich angeführt wird, wie Morolf, Busse übend, todt hinfällt, die Königin aus Trauer über ihn, der König aus Trauer über sie, an demselben Tage stirbt, und wie darnach der eine Sohn Robam ins Kloster geht.

2) Auf der hiesigen Bibliothek befindet sich eine nirgends angeführte Ausgabe des zweiten Theils oder des heutigen Volksbuchs in Prosa. Der Titel ist nicht mehr vorhanden, wird aber im Catalog angegeben: „Frag und Antwort König Salomonis u. Marcolphi". 30 Blätter in kl. 8 mit kleinen Holzschnitten. Custoden und Signaturen finden sich, aber keine Seitenzahlen. Auf der ersten Seite des letzten Blattes steht:

Gedruckt zu Cölln, bey
Heinrich Nettiſsen in Ma-
riengarten Gaſsen. Im Jahr
M. DXCIII.

3) Ebendaselbst eine lateinische Edition mit dem Titel:

Marcolphus disputa-
tiones quas dicuntur habuis-
ſe inter se mutuo rex
Salomon ſapientiſsimus, & Marcolphus fa-
cie deformis & turpiſsimus: tamen, ut fer-
tur eloquentiſsimus, latinitate dona-
tae & nunc primum animi &
falſi leporis gratia
editae.

Unten als Custos: Cum- (denn der Text fängt gleich auf der zweiten Seite an). 18 Blätter in kl. Octav, nicht paginirt, mit Custoden und Signaturen. Auf dem letzten Blatt:

Francofurti ad
Moenum ex officina
haeredum Christiani Egenol-
phi, impensis Adami Loniceri Joan-
nis Cnipij Andronici fecundi,
Doctorum, & Pauli Stein-
meyeri
MDLXXXII.

Wenn Eschenburg die in den Denkmälern S. 179 angeführte Ausgabe nicht aus eigener Ansicht kennt, so möchte ich glauben, dass die hier genannte dieselbe ist. Denn die einzigen Verschiedenheiten, das unrichtige Falsi und V. statt II. im Druckjahre, könnten eben aus einer flüchtigen Ansicht entstanden sein. Hierzu kommt, dass die hiesige Edition ebenfalls in den Zusammenhang eines grösseren Werks zu gehören scheint, indem die Signaturen, und zwar auf dem Titelblatt mit y. 4 anfangen.

W. C. Grimm.

GLEICHNISSE IM OSSIAN UND PARZIVAL.*)

OSSIAN.

In dem Ossian ist zweierlei zu erkennen, entgegengesetztes (insofern überhaupt eins ohne das andere sein kann), was sonst durch die Zeit weit getrennt erscheint: eine Dichtung in der Fabel und in dem Gemüth. Es ist gar kein Zweifel, dass es alte Heldensagen sind, lebendig unter dem Volk erwachsen: die Gewalt und das Weltergreifende, das ihnen stets eigen, lässt sich wohl erkennen; dennoch ist es, als wären diese Sagen der Betrachtung eines einzelnen übergeben worden. Wie nun alles, was aus dem Bewegenden des Lebens zurücktritt und bloss vor der einsamen Beschauung steht, seine feste[n] Umrisse verliert und anfängt in Farben mannichfach zu luxuriren, so hat auch die alte Fabel ihr Zusammenhalten und ihre Macht hier aufgegeben, man kann nicht sagen ganz, aber sie gefällt sich mehr, einzelne Momente darin aufzusuchen und dabei zu verweilen. Nicht in den Mittelpunkt der Sage laufen die Fäden zusammen, sondern in die Brust des Dichters, aus dieser ist die Dichtung gesponnen, sie verhält sich zu dem reinen Epos wie der Traum zu dem Leben des Tags. Nur so weit wird der Geschichte gedacht, als nöthig ist die einzelnen Situationen daraus zu verstehen: wie flüchtig eilt der Dichter in Calhon und Culwala an der Fabel vorbei, nur in wenig Worten redet er davon.[1]) Es sind andere Forderungen anderer Zeit, man nennt den Ossian darum lyrisch, nicht ganz recht, denn die Stimmung ist auch wieder von der lyrischen verschieden. In Finjal ist die Fabel gänzlich unbedeutend: Cuchullin, Cormacs Vormund, wird von Suaran bedroht, Finjal kommt ihm zu Hilfe und schlägt und sendet fort den Feind, der Cuchullin schon besiegt hatte; dagegen sind die einzelnen Situationen der Helden, der einsame, über sein Unglück erhaben traurige Cuchullin, Finjal, der seinen

*) [Bisher ungedruckt. Die Abfassungszeit ist unbekannt. Vgl. die Anm. am Schluss.]

[1]) V. 42 ff. (III S. 381).

Feind zum Mahl der Muscheln einlädt und dem Besiegten geliebter Erinnerungen wegen vergiebt, herrlich; ebenso sind die von den Barden besungenen einzelnen Sagen recht wunderbar schön: unglückliche Liebende werden verherrlicht, die der Tod trennte und meist wieder vereinigte. Man kann in ihnen den Grund der Volkslieder noch sehr klar erkennen, am schönsten ist das Lied von Comal und Galwin im dritten Gesang. Auch in Timora, dem anderen grösseren Gedicht, ist dasselbe Verhältnis, ein loser Zusammenhang im Ganzen, aber eine reiche Dichtung im Einzelnen; der sechste Gesang ist der schönste in einfacher Erzählung wie in der Darstellung. Im vierten[1]) kommt ein Bild vor von so heimlicher Anmuth, dass sich kaum etwas Zärteres erdenken lässt: Sulwalla schläft ein am schilfigen Rande des Baches, von ihrem Haupt fällt der Helm, in ferner Heimath ist ihr Traum, dort glänzt Morgenroth auf den Gefilden, dort zieht die Jagd, dort wandelt auf den Höhen ihr Geliebter, und jungfräulich wendet sie den Blick von ihm: sie weiss es nicht, dass er nah über ihr weint und zum verderblichen Kampf fortgeeilt, eh sie erwacht; doch ihre Seele hat ihn empfunden. Die Lieder von Selma zeigen eine lind trauernde Seele und sind eigenthümlich erwärmt und ansprechend, doch die Klage allein verknüpft das Einzelne. In Carhon nur ist noch Gleichmass zwischen Fabel und Darstellung, und dies kleine Lied darum das vollkommenste zu nennen; darnach folgt Oïhonna und Cahlin von Clua.

Wie die Fabel im Ganzen, so haben die Charaktere der Helden ihren scharfen und individuellen Umriss verloren, es ist in allen eine schwermüthige, erhabene, fast überirdische Gesinnung, durch Grade darin unterscheiden sie sich, nur die eigenthümliche Trauer, einmal unterlegen zu haben, wirft auf Cuchullin ein eigen gefärbtes Licht. Gut und bös allein ist in den Helden entgegengesetzt, dunkel, finster blickend sind die Bösen, rothhaarig wie Dunromma in Oïhonna[2]) und Carbre in Timora[3]). Finjal aber ist der Mittelpunkt, um den sich alles

[1]) V. 370 ff.
[2]) V. 153.
[3]) I, 137. 176.

Grosse sammelt: umgeben von seinem Sohne, dem die weltlichen Augen zufielen, weil die geistigen ihm aufgiengen, dem Fürsten des Gesanges;[1]) von seinen muthigen Söhnen und Enkeln, umschwebt von den Schemen, die auf den Wolken herbeigeführt zu ihm herniederschauen, mit einem Schwert, dessen erster Hieb tödtet[2]), mit einem Speer, an dessen Spitze das Blut Tausender wallt[3]) (wenn er die Hand ausstreckt darnach, nahen sich tausend Schemen, sie sehen den Tod des Volks voraus[4]): so siegreich in allen Kämpfen, steht er überirdisch da wie ein Geist[5]), wie die Flamme des Todes, die die Beherrscher der Welt schreckt[6]); ja den feindlichen Gott selbst haut er durch, dass er wie Rauch zusammenstürzt und sich fürchtet vor ihm[7]).

In diesem Helden, wenngleich göttlich im Kampf, doch mild im Frieden[8]), ist die höchste Blüthe des Lebens entfaltet, die mit ihm abstirbt, und hierin gleicht der Ossian wieder allem Epos, das stets in solchem Ausgang erhaben tragisch ist. Er, dessen eigene Thaten vor seinem Feuergeiste hinschwinden, wie Nebelwolken zerfliessen, wenn strahlend die Sonne emporsteigt[9]), er fühlt den Untergang seines Geschlechts, seine Söhne fallen und sein Enkel, der jugendliche Oscar: „ich sehe deine Stürm', o Morwehn, die meine Hall' einst niederschmettern, wann in Schlachten gefallen mein Stamm[10])!“ und „nach und nach fällt hin mein Stamm, dem Ziel naht Finjals Geschlecht[11])!“ ruft er aus. Nur der Gesang überlebt die Helden, so lang er vermag: „vergleichbar ist meine Stimme dem letzten Gesäusel des Winds, wenn sein Hauch schwebt aus dem Wald“, spricht

[1]) Timora I. 35.
[2]) Timora I. 71. Carrighura 428.
[3]) Timora I. 65.
[4]) Dschärdul 243.
[5]) Timora VI. 275.
[6]) Carhon 486.
[7]) Carrighura 255. 299. 660.
[8]) Carrighura 475.
[9]) Sulwalla von Lumon 61.
[10]) Dschärdul 125.
[11]) Timora I. 343.

der hinsterbende Ossian[1]). Die Söhne des schwachen Geschlechts bewohnten die Hallen der Väter, der Helden nicht einer war übrig als Ossian, er der letzte Laut der Stimme Conas[2]).

Der Geist des Lieds zeigt sich auch im Gleichnis, fast immer ist das Allgemeine im Besondern dargestellt, eine Neigung der einsam betrachtenden Seele, die durch die ganze Natur sich ausbreitet, während das reine Epos, der Inbegriff des ganzen Lebens eines Volks, durchaus in seinen Bildern das Allgemeine im Besondern zeigt. Die Bilder sind gar nicht mannigfach, die Kämpfe werden meist durch zwei Donner, die auf Bergeshöhen gegenüber gestanden, oder durch zwei gegen einander brausende Ströme verglichen, allein sie sind in demselben Farbenton unendlich verschieden und eigenthümlich lebendig, oft von unbeschreiblicher Schönheit. Sie sind alle aus der umgebenden Natur genommen, die Seele, die sie gefunden, hat alle Geheimnisse derselben erforscht: was ein frischer Mensch, der durch die Wälder, Berge und Thäler hinzieht, gefühlt und gesehen, reicht dahin nicht, sein Weg führt ihn bald hindurch, zu den heimlichsten Gegenden führt keiner, die Thiere fliehen vor ihm. Vor diesem Geist aber sind sie nicht geflohen, er hat sie nicht erschreckt; mitten in der Einsamkeit hat er geruht, wie der erste Lichtstrahl durch das Laub gebrochen und jedes Blatt in grünen Flammen sich erhoben und den Thau glänzend von sich geschüttelt. Er hat gesehen, wie die Vögel erwachend ihr Haupt aufgerichtet und herabspringend zur Quelle sich gebadet und schauernd nach der Sonne sich umgesehen, wie die Rehlein, aufgestiegen vom Lager, an den grünen Hügeln gespielt. „Das Haupt des Birkhahns deckt der Flügel, die Hindin ruht beim Hirsch der Heide, sie werden erwachen beim Frühlicht und grasen am mosigen Strom[3])." Dann ist die Sonne aufgezogen, jeder Baum hat nach seinem Leben in den Lüften sich bewegt, der blaue Himmel, die weissen

[1]) Barhonna 414.
[2]) Barhonna 114. 137.
[3]) Cuchullins Tod 26.

Wolken haben über dem Wald gestanden, und in jener tiefen Einsamkeit am hellen Mittag, die gleich der um Mitternacht kein Mensch ohne inneres Erschrecken empfindet, sind die Geister auf der Heide hingeschwebt. Sind alle Wunder des Tags vorübergegangen und die Schatten der Nacht haben die Erde verhüllt, hat er die Sterne betrachtet, die unergründliche Milde des Monds und den Schlaf alles Lebens, und das Brausen des ewig bewegten Meeres gehört. Solche tiefe Naturanschauung ist in allen Gleichnissen offenbart, sie sind nur leis angeknüpft an das, was sie bezeichnen sollen, und der Witz hat wenig Antheil an ihnen. Der Dichter vergisst bald, dass es Gleichnisse sind, ihn freut das eigenthümliche Leben dieser Bilder, es ist eine eigene Lust daran sichtbar, die alle andere Beziehungen vergisst, daher man sie als eigene kleine Gedichte betrachten kann. So, wenn er gedenkt, wie die Sage alter Zeit lieblich sei, vergleicht er sie mit einem stillen Morgenthau, der mild herniedersinkt, und nun fährt er weiter fort: wie er auf den Büschen und Hügeln des Rothwilds gelegen, wann die Sonne langsam steigt über die Stille der grauen Gebirg und kein Tosen trübt den See, der im Thale glänzt sanft und blau[1]). Oder er sagt, sein Schmerz habe sich in Liedern ergossen am Wind, wie ein schattender Baum in wüster Berghöhen engem Thal höre sanft die Stimme des Frühlings umher; hier schliesst sich das Gleichnis, aber Ossian hält das Bild fest: von Blättern umrauschet das Haupt; dem sonnigen Strahl sie entfaltend schüttelt er einsam die zitternden Zweige, umsummt von der Biene des Bergs. Froh schaut sein Weben der Jäger von kahlen und dörrenden Höhn[2]).

PARCIVAL.

Drei Bilder bleiben uns aus diesem grossen Gedicht hell vor Augen: Gawan, Parcival und der heilige Graal, die Säulen, auf welchen das reiche Gebäude ruht.

[1]) Finjal III. 3.
[2]) Timora III. 433. 492.

Am nächsten in weltlicher Lust steht uns Gawan, ritterlich wie kein anderer, bringt er für treue Freundschaft und zierliche Liebeshändel kämpfend sein Leben hin. Die Frauen sind ihm alsbald geneigt, wie sie ihn sehen, Obilot nimmt sich seiner schon an, als sie ihn, mit ihrer Schwester auf der Mauer stehend, in der Ferne erblickt; er wird bald ihr Ritter, dem sie zärtlich den linken Ermel ihres Hemdes als Kleinod in den Kampf mitgiebt. Gawan heftet ihn auf seinen Schild und bringt ihn zerstochen der Dame wieder, die ihn nun an dem blossen Arm trägt. Doch diese Liebe kann ihn nicht halten, so wenig als es die Gunstbezeugungen der schönen Antikonye vermögen, die doch eingeschlossen mit ihm in einen Thurm, die Schachfiguren, es sei König oder Roch, auf die Feinde geworfen, während das Schachbrett selber sein Schild war. Er begegnet der Orgeluse de Logroys, bezwungen von ihrem Stolz und ihrer spröden Schönheit folgt er ihren Befehlen und trägt Spott und Hohn von ihr, dass die Leute weinen, wie sie einen so werthen Ritter verderbe. Endlich aber, als er den gefährlichen Kranz von dem Baum geholt, den Gramoflanz hütete, da demüthigt sich ihr Stolz vor seinem Muth und sie wird sein eigen. Ja, die Umarmungen Gawans haben sie erweicht, dass sie der Rache gegen Gramoflanz, der ihr den geliebten Cidegast erschlagen, entsagt und in eine Sühnung willigt.

Ist Gawan so glücklich in allem Beginnen, so bleibt Parcival die Welt immer fremd. Aus dem Gegensatz zwischen beiden geht ein jeder recht hell hervor. Parcival ist wie ein Mensch, der einen grossen Schatz besitzt, den er nicht kennt, den er aber ahnt: immer werden seine Gedanken von dem andern dahin zurückgerufen, er sinnt darüber und wie halb träumend wandelt er fort, und seine Füsse stossen überall an. Er fühlt, er ist in Gottes Hand und zu Grossem berufen, fast unbewusst, führt ein reines Leben, und doch, als er zum Einsiedler kommt, weiss er nichts vom Gottesdienst: er trägt zwei grosse Sünden, weil er seinen Verwandten Ither im Kampf getödtet, und weil seine Mutter aus Herzeleid über ihn gestorben [1]),

[1]) V. 14912. (499, 20.)

aber er trägt sie in Unwissenheit und ohne Schuld. So ist ein beständiges Missverhältnis in seinem Handeln und in seinem Wollen: schon als Kind von Natur zu ritterlicher Übung getrieben, weint er über den Vogel, den er geschossen, weil er vorher ihm gesungen. Er ist dumm, nicht aus Armuth, sondern aus Reichthum, nicht wie die, welche den Himmel nicht sehen, sondern wie die, welche vor dem Licht der Sonne die Welt nicht recht sehen: das Weite ist ihm zu eng, das Breite zu schmal, alle Grüne däucht ihm fahl, sein rother Harnisch blank[1]); in einem glänzend gerüsteten Knappen glaubt er Gott zu begegnen; nicht er kommt näher dem Thurm, sondern dieser wächst[2]). Er versteht jede Unterweisung schlecht, und statt Geschick giebt sie ihm Unglück, weil er sie verkehrt anwendet, immer aber zeigt er sich herrlich treu und rein bei diesem Missgeschick: es sind die Schläge, die das reiche Goldgestein anbrechen. Als er auszieht, giebt ihm Herzeloide gute Lehren mit auf den Weg, sie machen ihn ungeschickt bei Jestute [Jeschute], der er Kuss, Ring und Fürspann nimmt, und die er dadurch ins Elend bringt. Die Mutter hat ihm Thorenkleider gemacht, damit er, verlacht, wieder heim kehre, die will er, treu ihrem Willen, nicht ablegen. Gurnemanz giebt ihm die Lehre der Ritterschaft, er gedenkt sie zu befolgen und stiftet dem Anfortas, indem er bei allen Wundern, die an seinen Augen vorübergehen, nicht fragt, unsägliches Leiden, sich selber wendet er nahes Glück ab. Doch wie er Jestute [Jeschute] wieder befreit, so kann ihn auch kein Missgeschick seiner Bestimmung entziehen: es ist in himmlischer Schrift geschrieben, dass er Herr des Graals werden soll.

Schön ist der Gegensatz zwischen Gawan und Parcival in der Liebe ausgedrückt, welcher Leichtsinn in jenem, welche lindenweisse Reinheit in diesem! Er vergisst es nie, dass Cuneware Schläge um ihn erduldet, weil sie ihm zugelächelt und rächt sie, Liaze pflegt ihn lieblich, aber er, der alle besiegt hat, schämt sich vor Frauen[3]). Nur Conduiramur ist er er-

[1]) V. 5337. [179. 18.]
[2]) V. 4806. [161. 25.]
[3]) V. 20796. [696. 3.]

geben, sie kommt zu ihm in der Nacht, legt sich neben ihn, und er verspricht ihr, sie nicht zu berühren, und als sie ihm vermählt worden, lässt er sie noch drei Nächte eine Magd. Dann will er nicht für Orgeluse streiten, weil seine Frau schöner sei. Und wie ist diese Minne lebendig in seinem Herzen: ein ungewöhnlicher Schnee ist gefallen, ein Falk hat eine Gans gestossen, drei Tropfen Blut liegen auf dem weissen Grund, da hält Parcival still und versinnt sich seiner Liebe, zwei Tropfen Blut bedeuten seiner Fraue rothe Wangen, der dritte das Kinn. Nichts kann ihn von diesem Sinnen abwenden, bis Gawan ein Feiel auf das Blut wirft, oder, wie es noch schöner in einer anderen Recension heisst, bis die Sonne den Schnee weggeschmolzen. Auf derselben Stätte aber, wo über den drei Tropfen sein Herz in Liebe sich geregt, da findet er seine geliebte Conduiramur und die beiden Kinder, die sie ihm geboren, ruhend und schlafend in einem lichtsüssen Frühling wieder, gleichsam als sei in Blüthe ausgebrochen, was dort gesät war.

Steht Gawan nah vor uns in einem blumen- und quellenreichen Thal, Parcival höher auf Bergen, wo seltnere, aber auch köstlichere Pflanzen wachsen, vom Morgenroth beschienen, das dorthin nicht dringt, so ist der heil. Graal und sein Mysterium diese Morgensonne selbst, die lichtglänzend, geheimnisreich und wunderbar in das Gedicht hineinleuchtet. Zu ihr ist der Held gewendet wie jene Blume, die unwillkürlich ihr Haupt nach ihr dreht. Nicht so gegenwärtig wie im Titurell ist der Graal hier, mehr wie ein fernes Ziel erscheint er, doch sehen wir ihn einmal in überherrlicher Pracht hervorgetragen, Anfortas, den siechwunden, wie er zu einem frischen Jüngling genest; Trevrizent, der arm lebt, um Gott zu dienen. Auch Sigune erblicken wir, klagend um ihren geliebten Todten, eine Klage, wie sie tiefer, rührender, königlicher die Welt nicht vernommen.

Im Anfang waren diese Sagen einfach, in sich und ihrer Bedeutung reich, jedem klar und auch unergründlich. Hätte der Geist je ein Ziel erreicht, um dabei zu ruhen, so musste er hier stehen bleiben bei dem, was keines Zusatzes bedurfte, um besser zu werden und keiner Erklärung um deutlicher. Man kann den epischen Ursprung der Poesie einer Blume vergleichen,

die einfach, voll und recht ihre Blätter auswächst. Dann kommt eine Zeit, die sie gefüllt sehen möchte, aber oft wird dadurch die ursprüngliche Gestalt fast ganz zerstört, das gesetzliche Auswachsen des Einzelnen verhindert, und wen nur das ergötzt, was unmittelbar und in sich vollkommen lebt, der sucht nach jener ersten einfachen Form zurück. Die epische Dichtung ist überall ein klarer, stillfliessender Strom gewesen, in dem die Sonne sich gern beschaut, der vom Sturm bewegt, auch wohl grosse, brausende Wellen geschlagen, aber nie kunstreich aufgesprungen ist. Auch hier erscheint die Sage schon künstlich geleitet und auf mancherlei Weise verwickelt, wovon die Darstellung an verschiedenen Orten recht eigentlich gedrückt wird: es ist so vieles zu erklären und in Zusammenhang zu bringen, wovor die reinen Worte der Erzählung zurücktreten müssen. So geschlossen wie im Tristan ist das Ganze nicht und hinterlässt als solches keinen so befriedigenden Eindruck. Redet man dagegen von Einzelheiten, wo die schlichte Sage zum Wort kommt, so mag dies Gedicht sich gar wohl jenem gleichen, Vieles ist sehr gut, manches ungemein trefflich dargestellt, wie die einzelnen Abenteuer des Parcivals, vor allen wie er zum Anfortas gelangt und der Gral vor ihn getragen wird. In lieblicher Ausführlichkeit ist auch die Erzählung, wie Gawan nach dem Kampf mit den Ungeheuern von Marvale ermüdet niedergesunken ist. Eine Jungfrau sieht oben durch ein Fenster und ihr lichter Schein wird bleich, als sie ihn wie todt da liegen sieht. Zwei werden abgesendet zu sehen, ob er noch lebe, eine bindet ihm den Helm ab, ein kleiner Schaum liegt vor seinem rothen Mund, sie will warten, ob er noch athme, das liegt im Streit, sie reisst Haare aus ihrem Zobel und hält sie ihm vor die Nase, da regt sie der Athem. Dann muss die Gespielin schnell Wasser holen, sie schiebt ihr Fingerlein ihm zwischen die Zähne und giesst Wasser nach, sanft und immer mehr, doch nicht zu sehr, bis er die lichten Augen aufschwingt, den zwei süssen Kindern Dank sagt und Dienst entbietet.

Auch nicht so reich an Bildern ist der Parcival wie der Tristan, noch sind sie so ausgeführt und gleichsam in die Dichtung hineingeschmolzen wie dort. Zum Theil liegt dies in

dem Gegenstand selber, dessen eigene bildliche Bedeutung hier näher steht, als in jenem Liebesgedicht, ausserdem ist auch sonst Wolfram von Eschenbach nicht so freigebig mit Gleichnissen wie Gottfried, wiewohl die seinigen alle ein eigenthümliches Gepräg haben und oft kühn genug sind. Als Gawan die Orgeluse mit einem andern Ritter in der Zaubersäule sah, „da kam durch sein Herz enge die Herzogin, wie Nieswurz in der Nase herb und strenge ist". Ebenso als Gawans Augen weinen müssen lernen, spricht er: „zu einer Zisterne hätten sie schlecht getaugt, denn sie hielten das Wasser nicht". Diese Art Humor ist überhaupt dem Dichter eigen und bezeichnet wohl die Freiheit langer Übung der Kunst. Als in der Nacht die Jungfrau, den Schlaf sich abbrechend, zu Gawan gegangen und sich auf den Teppich vor das Bett gesetzt, spricht Wolfram: „die klare Jungfrau bei mir ich selten schau, dass mir Abends oder früh solche Aventüre schleiche zu[1])." Wie Fairefiz die Urepanse küsst: „ihr Mund war eh so roth, der leidet von Küssen nun die Noth, dass er mich müht, und ist mir leid, dass ich nicht habe solche Arbeit[2])." Der Löwe springt auf Gawan zu und droht ihn zu zerreissen: „wollte man ihn solcher Speise gewöhnen, dass er gute Leute ässe, ungern ich bei ihm sässe[3])".

Wolfram hat aber in den gewagten Gleichnissen niemals die Grenze überschritten und man kann von keinem sagen, dass es abgeschmackt sei, vielmehr bewähren sie die Sicherheit und den festen Grund dieses reichbegabten Dichters.

[1]) V. 16544. [l. 16543 = 554, 3.]
[2]) V. 24023. [l. 24123 = 807, 5.]
[3]) V. 17087. [572, 8.]

[Diesen beiden Aufsätzen liegen noch vier Notizen bei: J. J. Breitinger, Abhandlung über Gleichnisse, herausgegeben von Bodmer. Zürich 1740. Bibl. Cass. Philol. 8° 32, ferner: ὁ λόγος τῆς ψυχῆς εἴδωλόν ἐστι und zwei Citate aus Goethes Farbenlehre mit den Bemerkungen: ad p. 11, zu p. 15. Sie gehören, wie es scheint, zu anderen nicht vorliegenden Theilen der gleichen Arbeit über Gleichnisse.

NATURPOESIE.

DER NIBELUNGEN LIED, HERAUSGEGEBEN DURCH FRIEDRICH HEINRICH VON DER HAGEN.

Berlin bey Unger. 1807. Ohne Dedication 598 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang II (1809) Band I, Heft 4 (11), 5 (15). S. 179—189. 238—252.

Es ist eine merkwürdige Wendung in unserer Literatur, dass die eigentliche Poesie beständig zurückgeleitet wird zu einer Quelle, die ein fernes unzugängliches Land umschliesst, nur dort ströme sie frisch und rein, und bevor der Weg dahin gebahnt, sei eben kein Heil zu hoffen. Sie bedenken nicht, dass sie da überall fröhlich quillt, wo sich das Leben frisch und lebendig regt, und dass, eh man zu einer neuen Poesie gelangen könne, erst das Leben neu anzufangen sei. So wie jetzt, nachdem man die schöne Poesie der Griechen kennen gelernt, keine Scheu gehegt wird, sie kalt und gemüthlos zu nennen, und nur in Indien die Sonne leuchtete und die Erde grün war, auf dass sie gedeihen konnte, so war eine Sitte (welche die Nachahmer noch nicht ablegen wollen), die Vortrefflichkeit der Poesie unter dem Namen der romantischen in das geheimnisreiche Dunkel des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu setzen, und den Lüsternen, was man selbst für zu mühsam hielt, dort nach der Quelle graben zu heissen. Auf der andern Seite, wo man das schöne Streben einer neuen Zeit nach Freiheit und Erkenntnis aus Stolz oder Verstocktheit nicht anerkennen wollte, fährt man fort, mit noch geringerer Einsicht jenen Erzeugnissen des Mittelalters einen nur sehr relativen Werth für Historie oder Sprache beizulegen, nicht ohne sich selbst und alle diejenigen zu bedauern, die sich eines so peinigend mühsamen Studiums unterziehen müssten. Man braucht, um diese Ansicht zu finden, nur irgend ein literarisches Handbuch nach-

zuschlagen, und selbst der frühere Bodmer mit seiner Empfänglichkeit für das Poetische dieser Dichtungen fand wenig Glauben bei solchen. Es konnte nicht fehlen, jener immer doch lebhafte Anstoss musste zu einer gründlichen Untersuchung anregen, und so zeigt sich denn jetzt eine allgemeine Neigung und Lust für das Studium der altdeutschen Poesie und berechtigt die gedeihlichsten Resultate zu erwarten. Daher dürfte es in seiner Zeit und keineswegs Anmassung erscheinen, wenn wir jetzt unsere Meinung über den Werth der altdeutschen Poesie, wie sie die Folge eines redlichen Studiums derselben ist, aussprechen, denn es wird vor allem nöthig sein, dass der Punkt, auf welchem sie stehen, bestimmt werde: jede Verkleinerung oder Übertreibung rächt die Zeit unausbleiblich. Zuerst also diejenigen Gedichte, die man unter dem Namen der romantischen vernünftiger Weise begreifen kann, sind die aus dem Romanzo übersetzten, und hier müssen wir aufrichtig gestehen, dass wir solche keineswegs für jene unübertrefflichen Rittergedichte halten, für die sie häufig ausgegeben werden. Der Grund selbst ist schön, aber gänzlich entstellt durch die Behandlung. Es zeigt sich darin, was sich überall zeigen muss, sobald die Unschuld der Naturpoesie (in welcher sie sicher und unbewusst auf einer Höhe steht, zu welcher die Kunst erst allmählich aufsteigen muss) verloren gegangen: jene Hilflosigkeit und innere Armuth, jener Mangel an Freiheit in Beherrschung des Stoffs. Diesem unterliegend, umfassten die Dichter niemals das Ganze, welches daher los und unbegrenzt von einander fällt: eine unbeschreibliche Geschwätzigkeit drängt sich durch die Geschichte und treibt sie, mit Vernichtung jedes Interesses, nach allen Seiten hin, wie Laune oder Zufall will. Ja, man hat durchgehends den Eindruck, als sei die Darstellung der Geschichte das ausserwesentliche, bloss vorgenommen, um darüber reden zu können. Hierzu kommen die hart aufeinanderfallenden Reime, fast immer ohne Rhythmus, so dass die langmüthigste Geduld dazu gehört, ein Gedicht von zwanzig- oder vierundzwanzigtausend solcher Verse durchzulesen. — Was aber nun das Schöne dieser Gedichte sei? Eben jener unverwüstliche Grund, der immer noch durchbricht, und da es

Dichter waren, die die Sprache in ihrer Gewalt hatten, so kann es nicht fehlen, dass einzelne Situationen sehr lieblich und reizend erzählt sind, währenddem gleich darauf ein paar hundert Verse anheben zu sagen, woher das Gedicht gekommen oder was die Minne sei: denn dabei sind sie gar unerschöpflich, und weil das immer von neuem wiederholt wird, so ist es auch dann zuwider, wenn es gut gesagt sein sollte. Bei weitem das Vorzüglichste ist der Tristan, wo freilich auch manches Breite vorkommt, indessen sehr viele Situationen eine überaus anmuthige Frische und zarte Schönheit haben, wir nennen nur Tristan und Isaldens Liebesleben in der heimlichen Grotte. Neben diesem ist der Tyturell anzuführen, dessen Silbenmass und ungemeine Zierlichkeit der Rede sehr einschmeichelnd ist, und dessen mystische und allegorische Tendenz sich auszeichnet durch Tiefe und innere Lebendigkeit. — In dem Leben Carl des Grossen leuchtet noch viel von dem schönen Grund durch. Der Parzifal ist sehr verwickelt und hat in dieser metrischen Bearbeitung wenig Ergötzliches. Bei den übrigen: Iwain, Wilhelm von Oranse, Flor und Blanchefleur usw. ist mehr oder weniger derselbe Fall. So verhält es sich mit den Gedichten, die man unter der altdeutschen romantischen Poesie versteht. Sämmtlich Übersetzungen fremder Sagen (die von Carl dem Grossen in Frankreich entsprungen, und von Artus und der Tafelrunde in England, und dort allein in ihrer Reinheit zu suchen) sollten sie eigentlich nicht für Erzeugnisse altdeutscher Poesie ausgegeben werden, denn selbst der Nation waren sie damals fremd; sie konnten nicht aus dem Volk entspringen, auch nicht zu ihm zurückkehren. Die Ritter jener Zeit erhielten durch ihr Herumziehen, durch die Kreuzzüge eine gewisse eigenthümliche Bildung, in welcher sie diese Gedichte übersetzten und eine adeliche Poesie stifteten. Es war gleichsam eine gelehrte, ihnen allein zuständige Poesie, die aufgeschrieben wurde, nicht vom Volk gesungen (daher der Mangel an Rhythmus), und weil diese Handschriften in grosser Anzahl übrig sind, so beurtheilt man die ganze Poesie der damaligen Zeit darnach und nennt das altdeutsche Nationalgedichte, was doch nur als eine besondere Erscheinung in der-

selben, als die Kunstpoesie einer gewissen Klasse, darf berücksichtigt werden, nicht als das Resultat einer allgemeinen Volksbildung. Das Volk sang damals ganz andere Lieder, die freilich untergiengen, da sie im Leben und nicht auf dem Pergament waren, für deren Existenz wir indessen Zeugnisse haben, und welche allein die Poesie jener Zeiten ausmachten. — Dass jene Romane späterhin als Prosa zu Volksbüchern wurden, das hat in ganz andern Umständen seinen Grund und kann hier nicht erörtert werden. Meist aus dem Französischen übersetzt, zum Theil auch nicht, sind diejenigen Gedichte, in welchen irgend ein Factum, aus der spätern Geschichte oder sonst woher genommen, nach der geläufigen Manier bearbeitet wurde. Hier geht die Poesie noch mehr unter, und statt des Rittergeists ist es nur eine Liebesbegebenheit oder irgend ein anderes Verhältnis, wovon alles ausgeht, und was geschieht, soll das nur erweitern oder zu Ende bringen; daher keine rechte Thatenlust, und alle Handlung, wenn auch durch Worte tüchtig hinaufgetrieben, steht matt und unlebendig da. Wilhelm von Orleans, einer der bessern dieser Art, hat nur einige artige Liebesscenen, Wittich vom Jordan ist sehr unbedeutend, Apollonius von Tyrland ganz schlecht. In dem Herzog Ernst sehn die Wunderdinge gar fremdartig aus. Eine besondere Klasse in der Literatur, nicht in der Poesie, haben die Bearbeitungen einiger durch die zweite Hand erhaltener griechischer und römischer Gedichte, der trojanische Krieg, die Eneidt usw. Sie sind nach Art der übrigen behandelt und von gleichem Werth; die Schönheit z. B. des Homers, der nicht einmal zum Grund liegt, wiederzufinden, daran darf nicht gedacht werden. Wie auffallend vielen die Meinung sein mag, wir gestehen es offenherzig: diese Gedichte erscheinen wiederum viel reiner und poetischer in den später manchen zu Theil gewordenen prosaischen Bearbeitungen. Hier ist durch Wegschneidung des Geschwätzigen das Ganze strenger zusammengefasst, und die reizend naive Sprache der eben entstehenden Prosa spricht das Poetische viel klarer aus, als jene oft mühsam sich aneinander drängenden Reime. Das hat das Volk auch wohl empfunden, daher alle die Volksbücher in Prosa aufgelöst sind.

Was die Minnelieder betrifft, so sind sie zwar nicht Übersetzungen provenzalischer Lieder, erscheinen aber durchaus als die Kunstpoesie jener adelichen Bildung, und diejenigen verkennen ihre Natur sehr, die sie als eine grosse Erscheinung deutscher Nationaldichtung ausrufen. Wie ganz entfernt sind sie von der Einfalt, dem Epischen und dem natürlichen Rhythmus (sie haben einen sehr feinen künstlichen, den kaum die gebildete Kunst in der jetzigen Sprache erreicht) der Volkslieder, wie sie z. B. im Wunderhorn gefunden werden. Das Zarte, Anmuthige, die wehmüthige Klage in diesen Liebesmelodien wird nicht leicht verkannt werden, aber dennoch sind es nur Variationen eines einzigen Themas, und wiewohl sehr reich und üppig, stellen sie nur eine einzige Seite des menschlichen Gemüths dar. Was nach der heiligen Geschichte oder nach Legenden bearbeitet worden, zeichnet sich in nichts aus, z. B. Werners Gedicht der Jungfrau Maria; die Quellen sind allezeit vorzuziehen. Die goldene Schmiede Conrads von Würzburg ist merkwürdig durch eine künstliche, höchst bilderreiche, zuweilen dadurch lächerliche Sprache. Sodann die gnomologischen und Lehrgedichte: Der Freygedank, als eine Sammlung deutscher Sprichwörter sehr interessant; der Renner, in mancher Erzählung recht brav; König Tyro von Schotten gehört zu dem Besten in der Art; die übrigen Lehr- und Spruchgedichte entbehren mehr oder weniger eines organischen Lebens, einer lebendigen Anschauung, um als Poesie genannt werden zu können. Von den scherzhaften Erzählungen gilt, was von den Romanen: grösstentheils aus dem Französischen übersetzt, sind sie viel angenehmer zu lesen in den spätern prosaischen Bearbeitungen der Gartengesellschaft, Schimpf und Ernst usw. Noch ist übrig von dem zu reden, das ungleich das Wichtigste und Grösste ist in der altdeutschen Poesie: wir meinen das Nibelungenlied, die in diesen Cyklus gehörigen noch bekannten Stücke und die Gedichte, die unter dem Namen des Heldenbuchs zusammengedruckt sind. Sämmtlich keine Übersetzungen fremder Sagen, sämmtlich gehört ihnen in keiner Hinsicht der Name einer romantischen Poesie. Wenn man die Müllerische Sammlung zur Hand

nimmt und liest das Lied der Nibelungen neben den andern, so erstaunt man, wie es in diese Gesellschaft gekommen, das so gross und so unendlich viel höher steht, dass ihm nichts von der romantischen Poesie an die Seite gesetzt oder nur verglichen werden kann, wie man z. B. vom Tyturell behauptet. Noch unbegreiflicher ist es, dass die Stimme eines Johann von Müller (Bodmer selbst hatte es nicht bedeutend hervorgezogen) im Ganzen unbeachtet blieb und Friedrich der Grosse so schnöd darüber sprach, wenn man nicht bedenken müsste, wie eisern die Bande sind, die eine conventionelle Ansicht um ihre Zeit schlägt, und wenn man nicht noch täglich sähe, wie alles Grosse und Genialische ringen muss gegen die Gemeinheit, die es so gern mit dem Sand ihrer Wüsten zuwehen möchte. Dennoch ist es erfreulich, wie es durchdringt und selbst den unfruchtbaren Boden zwingt ihm zu dienen. Tie[c]k war der erste in neuerer Zeit (und er allein hatte ein Recht, davon zu reden, der mit Neigung und Liebe der altdeutschen Poesie ein gründliches Studium widmete), welcher in seiner Vorrede zu den Minneliedern auf die Hoheit dieses Gedichts aufmerksam machte. In ihm wurde erhalten, was nicht wieder ersetzt werden konnte, das Bild einer vergangenen Zeit, in welcher ein grosses Leben frei, herrlich und doch wieder so menschlich erscheint. Denn das ist es, was uns in der Poesie entzückt, jene Verbindung des Göttlichen und Irdischen: wie der Mensch fest und liebend steht auf der Erde, sein Haupt aber aufwärts richtet zum Himmel, so soll die Poesie sein; tief in die Erde dringen ihre Wurzeln, ihre Zweige geben Schatten und Obdach, ihre Blüthen aber steigen hinauf in den blauen Tag, wo sie im Abendroth stehn, an seinem Thau sich erfrischen, dann die Sterne schauen und die heilige Nacht. Ein solches Heldenleben ist in dem Nibelungenlied, wie es blüht in Liebe, Krieg, Zorn und Lebenslust, endlich sich selbst gewaltsam vernichtet: und darüber weht eine klare und heitre Ruhe der Dichtung, wie die Sonne auch über eine zerstörte Welt leuchtet, still und unbekümmert in hellem Glanz. Wer mag ohne Rührung das Treuliche an Siegfried lesen? oder wie Rüdiger Leib und Seele hingiebt im Kampf mit seinen Freunden, denen er die Waffen hin-

reicht gegen sich selbst, dass den grimmen, Könige spottenden Hagen die Gabe erbarmt und er absteht vom Streit gegen ihn? oder wie Wolfhart nicht beklagt sein will, da er von Königs Händen so herrlich todt liege? Ja, dieser Kampf mit einem ungeheuern Schicksal, das alles unaufhaltsam hinunterreisst, gehört mit zu dem Grössten, das je in der Poesie aufgestanden, wogegen Homer nichts Ähnliches aufzuweisen hat, der wohl reicher ist und geschmückter, aber nicht von solcher Tiefe. Dennoch, wie sich hier ein grosses Gemüth offenbart, so scheut sich auch keiner, seine Furcht und alles, was menschlich, zu bekennen, denn das ganze Leben, wie es sich äussert, ist poetisch, nicht das Einzelne darin, und nur aus dem gemeinsamen Boden kann das Grosse aufwachsen. Und diese Unschuld, die nur der Ausdruck des innersten Gemüths, ist, was das Gedicht so weit erhebt über alle andere, und das allein in einem solchen Volkslied gefunden wird, weil keine Kunst dahin gelangt. — Das Heldenbuch ist durch viele Entstellungen zu uns gekommen. In dem Ottnit und Wolfdieterich ist vieles noch erhalten von der eigenthümlichen Vortrefflichkeit, und ein kurzes Fragment aus der alten Zeit steht in der Reinheit des Nibelungenlieds. Das leidet keinen Zweifel, es sind Nationalgedichte im Geiste desselben; über das historische Verhältnis damit enthalten wir uns hier aller Bemerkungen. Wie noch viel reizender der Rosengarten im Original sei, davon geben die Proben aus dem Münchener Codex Zeugnis. Die übrigen zu diesem Cyklus gehörigen Stücke: der König Laurin, der hörnerne Siegfried, Ecken Uzfahrt (nach einigem, was wir daraus gelesen) usw. haben an gleichem innern Werth durch spätere Bearbeitungen gelitten. Das lateinische Gedicht: de prima Attilae expeditione hat nur historischen Werth. Viele sind noch aufzufinden, deren Existenz bewiesen werden kann. —

Wir glaubten es deshalb nöthig, diese Ansicht über den Werth der altdeutschen Poesie, wobei wir natürlich nicht in das Detail eingehen konnten, auszusprechen, weil sie unser Urtheil über die Art, wie dieselbe zu behandeln ist, begründet und das schon eigentlich hierher gehört. Jene aufgeregte Neigung zeigt sich nämlich in Bearbeitung der beiden möglichen

Wege: des kritischen, wissenschaftlichen und des poetischen. Wir unterlassen es hier von dem erstern zu reden, wo, was zu thun sei, leicht erkannt wird, und wenden uns zu dem zweiten, der schwieriger scheint. Denn nach beiden Seiten hin finden sich Anhänger, welche die Frage: ob man diese Gedichte durch Modernisiren in die jetzige Zeit herüber bringen dürfe? verneinen und bejahen. Und wenn nun in dem Glauben an die Richtigkeit des letztern ein Werk erscheint, welches das Höchste begreift, was die altdeutsche Poesie hat, so ist es doppelt nothwendig, die Sache zur Sprache zu bringen. Es kann das Modernisiren zweifach gedacht werden, einmal, dass die alten Formen bloss in neue sollen verwandelt werden, sonst aber das Ganze unverändert bleibt, oder dass die Idee des Gedichts aufgefasst und aufs neue nach den Ansichten der neuen Zeit wieder gestaltet werde. — Das erste ist in aller Hinsicht zu verwerfen aus folgenden Gründen. Erstens: jedes Gedicht ist als solches ein organisches Ganzes, jeder Ausdruck, jedes Wort ist Abdruck der zum Grunde liegenden Idee und darf durchaus nicht weggenommen werden oder durch Fremdartiges ersetzt, ohne diese zu zerstören, ohne einen Widerspruch mit dem andern; kurz dieses Modernisiren ist ein heilloses Zertrennen und Auflösen. Denn das ist eben das Zeichen einer echten Poesie, dass sie allein das Wort gefunden hat, in dem der Gedanke sich ausdrückt, das sich gleichsam fest auflegt auf das Bild, welches in der Tiefe des Gemüths ruht und es bedeckt. (Für die Nachahmer altdeutscher Poesie, die das voraus haben, dass sie nichts verderben, als andern auf eine Zeit die Lust daran, fahren wir fort: daher Manier entsteht, wo das nicht ist, und daher jede Nachahmung Manier wird, weil das Wort nicht freiwillig quillt aus der Sache selbst und sie erst aufbauen soll, es ist ein abgerissener Zweig in dürren Grund gesteckt, der bald welkt.) Auch das ist wahr; jedes Volksgedicht ist es nur, insofern es in seiner Zeit steht, und aus dieser herausgenommen verliert es seine Bedeutung. Es erscheint dann, wie etwas, das uns nicht anregt, weil es nicht eingreift in unser Leben, für jene Zeit aber die innere Wahrheit verloren hat, durch die wir es allein verstehen können.

Denken wir uns eine solche Modernisirung des Nibelungenlieds, so leidet das Gesagte völlige Anwendung; hier hängt jeder Ausdruck so innig zusammen mit dem, was er bezeichnen soll, dass er nicht weggenommen werden darf, ohne zu zerreissen, und das gilt von jeder Zusammenfügung, Folge, ja Stellung der Worte in demselben. Was aber die romantische, gereimte Poesie betrifft, so kann es nicht eben darauf bezogen werden. Diesen Gedichten fehlt jenes helle organische Leben des Nibelungenlieds, sie sind schon einmal, so zu sagen, übersponnen, und Veränderung oder gar Auslassung möchte nicht als zerstörend, vielmehr als Gewinn zu betrachten sein. Damit wollen wir nicht aufmuntern zu einer solchen Modernisirung dieser Gedichte, indem wir es gern abzuwenden wünschten, womit man schon gedroht hat; sie würden ihren einzigen Vortheil, die reine Sprache, verlieren, aber das Langweilige, Unpoetische und Unrhythmische ihrer Manier noch härter heraustreten. Die prosaischen Bearbeitungen erfreuen sich schon jenes Gewinns auf die allein mögliche Art. Weiter: bei einer Übersetzung kann wohl ein gleiches Verhältnis zum Grund liegen zwischen der fremden und einheimischen Sprache, durchaus nie beim Modernisiren, daher auch deshalb nothwendig eine gänzliche Untreue entsteht. Wie man einen Dialekt als solchen wieder in einen andern übersetzen könnte, nicht aber in die ausgebildete Sprache, so und noch viel weniger kann man eine solche kindliche und naive Sprache in eine gebildete oder Schriftsprache übersetzen, die immer in einiger Hinsicht steif und unlebendig bleibt. Es ist eine Verbindung zwei gegen einander streitender Punkte, deren Zerstörendes man leicht fühlt, und die Sprache, die daraus entsteht, alte Worte und Wendungen in neuen Formen, ist wie zerschlagen, dann zusammengepresst, gewaltsam und ungefüg. Endlich: dem schönen natürlichen Rhythmus, der ein jedes Volksgedicht belebt, geht es nicht besser; auf eine ungeschlachte Weise wird er vernichtet oder ein fremdartiger untergelegt, wie sich überall im Einzelnen wird ausführlich zeigen lassen. Es fehlt nicht an solchen, welche auch die andere Art der Modernisirung: neue Gestaltung der Idee verwerfen und fragen: woher die Nothwendigkeit, diese

Gedichte zu modernisiren? es liegt etwas Unheiliges darin, einzugreifen in das Eigenthum eines Dichters oder einer Nation: warum lässt man jener Zeit nicht das Ihrige? Diejenigen, welche sich Kenntnisse der altdeutschen Sprache verschaffen, was zu diesem Zweck nicht allzu schwer ist, mögen sie lesen und sich daran erfreuen, und die Kritik hat nur einen reinen Text zu liefern; den andern überlasse man, was ihre Zeit giebt. Wir antworten darauf also: In jener schönen Unersättlichkeit des menschlichen Gemüths, in dem beständigen Fortstreben und daher in dem liebevollen Umfassen und Ansichziehen, das besonders die deutsche Literatur charakterisirt, und dass ihr die Ausdehnung und Freiheit gegeben, der sie sich erfreut, darin liegt auch die Nothwendigkeit des Modernisirens. Gehen wir zurück auf die frühen Zeiten (um allein bei der deutschen Nation zu bleiben und nicht von dem zu reden, was aus andern Gründen als Nothwendigkeit betrachtet werden kann: von den Übersetzungen der Bibel), so zeigt sich diese Neigung schon eben in der Übertragung jener Menge nordfranzösischer Gedichte, des Virgils, des Homers, dann, wie es die Kräfte erlaubten, eines jeden ausgezeichnet erscheinenden Buchs; ebenso wurde jedes Product einheimischer Poesie nach den Bedürfnissen und Ansichten der Zeit verändert. Hans Sachs stellte bei einer ungemeinen Belesenheit das Leben der Alten mit sichrer Hand in den Kreis seiner Welt. Wie sich dieses Bestreben weiter geäussert, darüber kann die ausführliche Literatur der Übersetzungen belehren, und es ist wohl nicht nöthig zu erwähnen, auf welchem Punkt es in der neuern Zeit steht. Was aber historisch sich als richtig zeigen lässt, was die Zeit anerkannt hat, dagegen sollte man vor allem sich nicht wehren und sich freuen, wenn eine tüchtige Modernisirung das Schönste der altdeutschen Poesie uns wiedergiebt und zu eigen macht. Und dieses kann nicht für ein freches Eingreifen gelten, da das Alte unberührt bleibt, nur jenes Modernisiren durch neue Formen macht den Anspruch, dasselbe Gedicht zu sein, währenddem es, ohne ihn durchsetzen zu können, viel weniger ist. In der Art aber, wie jenes Übertragen geschah, kann allein das Muster liegen, das wir jetzt zu befolgen haben. Vor der

Poesie verschwindet alle Rücksicht auf wissenschaftliche Bearbeitung, auf Alterthümlichkeit usw.; sie will bloss in ihrer Zeit sein. Aeneas erscheint als deutscher Ritter und muss seine griechische Abkunft verleugnen, wenn er neben den andern stehen darf; ähnlich ist es im trojanischen Krieg. Es war ein sehr richtiges Gefühl, wenn man die Romane späterhin nicht lesen mochte und sie durch Auflösung in Prosa verständlich und eigentlich erst national machte: andere wurden durch ein regelmässigeres Silbenmass und erneuerte Sprache der Zeit accommodirt. Das ist die Vortrefflichkeit des Hans Sachs, dass er alles Ferne, das Griechische und Römische, (er konnte es doch keinen Griechen und Römern geben, die es allein verstanden) und wenn auch zuweilen herab, doch weg, wo es unerkannt blieb, in eine warme, lebendige Nähe rückte, in der es ein jeder sehen und mit Freud und Lust betrachten konnte.

Was nun die sogenannte romantische Poesie angeht, so steht uns diese noch so nahe durch die prosaischen Ausgaben des 16ten Jahrhunderts, ja diese leben noch immer als Volksbücher fort, dass durch einen treuen Abdruck mit Beobachtung der heutigen Orthographie am besten gesorgt wäre; oder auch, dass ein Dichter sie aufnehmen und geschmückt mit allem, was sein reiches Gemüth oder die Bildung seiner Zeit giebt, wieder erzeugen wolle; denn durchaus modern soll die Modernisirung unter uns stehen, jedem verständlich und jeden ansprechend. In diesem echten Sinne hat Tie[c]k die Volksmärchen, die heil. Genoveva, den Kaiser Octavian modernisirt, ja er ist derjenige Dichter, in all dessen Poesieen der altdeutsche Geist herrscht und sich so gestaltet hat, wie er jetzt wieder lebendig werden konnte. So hat Goethe den Reinecke Fuchs bearbeitet, und wenn Schlegel dem Tristan die reizenden Octaven geben will, so haben wir uns dazu Glück zu wünschen. Für die eigentlich altdeutsche Poesie behaupten wir, dass sie durchaus uns in dem Geiste eines grossen Dichters wiedergeboren werden müsste[1]). Man hält eine solche Bearbeitung des Nibelungen-

[1]) Proben, wie das Nibel.-L. nicht dürfe behandelt werden, enthalten einige Stücke des diesjährigen deutschen Merkur.

lieds für unmöglich, das ist aber eine Eigenschaft grosser Dichter, dass sie uns mit dem überraschen, was andern unerreichbar scheint. Wie wir denjenigen nicht tadeln, der das Schwert seiner Vorfahren, für seinen Arm zu schwer und gross, abbricht, weil er sich vertheidigen muss, noch auch den, der sich aus einem grossen Tempel, den die Götter verlassen haben, eine Kapelle aufbaut, die er seinem Gott weiht, so kommt hier die Frage nicht in Betracht: ob solche neue Gestaltungen besser seien, als das Original? die auch viel allgemeiner ist und eigentlich fragt: ob die Poesie unserer Zeit besser sei, als jene? darauf wird aber niemand jetzt unparteiisch antworten können, wo jeder von seiner Zeit befangen ist, entweder dafür oder dagegen; und jeder mag nach seinem Glauben leben.

Das vorliegende Werk soll eine Erneuung und Wiedererweckung des Originals sein durch eine genaue und getreue Übertragung aus der Sprache und Mundart jener Zeit in die jetzt lebende (S. 488. 489). Es soll der Nation ihr Epos gegeben werden und einem Dichter Gelegenheit, ein nationales Drama zu erschaffen (S. 479). Unser Urtheil über eine solche Bearbeitung haben wir schon oben ausgesprochen: wir halten die Idee, von der sie ausgeht, für durchaus falsch und erklären diese Arbeit geradehin für etwas Misslungenes. Ehe wir dieses Urtheil begründen, wollen wir eine Bemerkung vorausschicken. Ein jedes Nationalgedicht kann nicht gedacht werden ohne das Volk, in welchem und für welches allein es entstand, verändert die Zeit das Volk, so hört es auf, diesem, so wie jedem andern, ein solches zu sein, unbeschadet der Fähigkeit des menschlichen Geistes, es in dieser Eigenschaft zu erkennen. Um dies durch ein Beispiel zu erläutern: das Nibelungenlied ist uns ebenso fremd und ebenso nah, als der Homer, und eine moderne Bearbeitung desselben würde demnach jeden Gebildeten interessiren, aber der Nation in keinem Betracht ein Werk gegeben werden, wie es das Nibelungenlied seinen Zeiten war. So kann auch von einem Nationaldrama, welches daraus entstehen soll, (auf das besonders der Rec. in der Hallischen Lit. Zeitung frohe Erwartungen hegt) nicht die Rede sein, weil ein Parterre dazu gehört, das seine

Geschichte, wie sie in dem Andenken eines jeden lebt, seine Mythologie dargestellt sieht, dem es aber nicht kann gegeben werden in einer ihm gänzlich unbekannten Begebenheit, an welcher der Umstand sehr zufällig ist, dass sie aus den frühsten Zeiten der Entstehung seiner Nation genommen wurde. Wenn der Homer die Vorrathskammer der attischen Tragiker war und Aeschylos seine Tragödien Brocken von dem grossen Gastmahl desselben nannte, so konnte und musste das der Fall sein, da Homer in dem Munde und dem Herzen eines jeden Griechen war, wir aber das Nibelungenlied kaum auf dem Papier haben. Hierin soll übrigens nicht die Behauptung liegen, dass das Gedicht einer vorzüglichen dramatischen Behandlung unfähig, indem wir vielmehr wünschen, dass es eher auf diese Art, als in vorliegender Gestalt, eingeführt worden sei.

Wir wenden uns nun zu der Hagenschen Arbeit selbst. Betrachtet man den allgemeinen Eindruck, welche diese Accommodation giebt, so ist es derselbe, den man bei Betrachtung eines alten Gemäldes hat, das mit frischen Farben dünn überzogen den alten Grund durchblicken lässt; dieser harte Contrast hat alle feinen Töne vernichtet, und nur die Idee des Ganzen, der grosse Gedanke der Composition, hat sich erhalten. Es ist eine Modernisirung, die schlechter ist als das Original, und doch nicht modern. Folgende Stelle kann nur obenhin verglichen werden, um zu sehen, wie die Naivetät des Ganzen entstellt durch die Vermischung der alten und neuen Formen, wie der schöne Rhythmus zerstört, und wie gar nichts dafür zum Ersatz gegeben worden:

V. 7078. (M. A.)[1] [1771—74 L. 280, 4—7 Z.]

Volker, der vil snelle, zu des sales want
sinen schilt, den guoten, leinte von der hant:
do gie er hin widere, die videln er genam,
do dient er sinen friunden als ez dem degene gezam.

[1] Die mit lateinischer Schrift gedruckten Verse sind Text der Müllerischen Ausgabe, die mit Fraktur- [hier *Cursiv*-] Schrift aber aus der Hagenschen Bearbeitung. Die gesperrten Worte und Silben zeigen die Abweichungen der Hagenschen Arbeit an, so wie die über einigen Worten stehenden Ziffern die Versetzungen, welche Hagen unternommen hat.

Under die tur des huses saz er uf den stein,
chuner videlläre die sunne nie beschein,
do im der seiten dœnen so suozlich erchlanch:
die stolzen ellenden, sagten im des grozen danc,
do chlungen sine seiten, daz al daz huz erdoz:
sin ellen zu der fuoge, diu beide waren groz,
senfter und suezer videln er began,
do entswebter an dem bette vil manigen sorgenden man,
do sie wol entslafen waren, und er daz ervand,
do nam der degene widere den schilt an sine hant,
do gie er uz dem huze fur die ture stan,
und huote siner friunde vor den chriemhilden man.

V. 7353. (H. B.)

Volker, der viel schnelle, zu des Saales Wand
seinen Schild, den guten, den lehnt er von der Hand;
da ginge er hinwiedere, die Fiedelen er genahm:
da dient er seinen Freunden, als es dem Degene wohl gezan.
Unter die Thür des Hauses gesass er auf den Stein, —
kühneren Fiedelere thät nie die Sonne beschein'n —
da ihm der Saiten Tönen so süssiglich erklang:
die stolzen Elenden, die sagten ihm dess grossen Dank.
da klungen seine Saiten, dass all das Haus ertoss;
seine Stärke und seine Fuge, die waren beide gross.
Sänfter unde süsser Fiedelen er begann:
da entschwebt er in dem Bette viel man()chen sorgenden Mann.
da sie()entschlafen waren, und er das wohl erfand,
da nahm der Degen biderbe den Schild wieder an die Hand;
da ging er aus dem Gademe vor die Thüre stahn
Und hutete seiner Freunde vor Frauen Chriemehilden Mann.

Fragt man, ob denn durch diese Arbeit das gewonnen, dass jemand, dem Kenntnis der alten Sprache abgeht, wenigstens ungehindert fortlesen könne, so muss dies schlechterdings verneint werden, und man sieht nicht, für wen sie eigentlich unternommen. Der Verf. sagt (S. 493): „jeder, der hier ordentlich etwas will, muss sich gleichsam erst ein Publicum erschaffen, sich dafür beschränken, in diesem Falle befinde ich auch mich"; wir sind zwar auch der Meinung, dass ein Schriftsteller ausser seiner Zeit sein müsse d. h. nicht von ihr beherrscht werden, eben so gut aber muss er auch in derselben

sein d. h. wissen, was seiner Zeit darf geboten werden, und es ist eine der ersten Forderungen an ein Buch, dass es das erfülle, was ein besonderes Publicum verlangen kann, z. B. was sehr trivial scheint, dass ein ihm geschriebenes Buch in seiner Sprache geschrieben sei. Daher glauben wir, dass uns ein Recht zusteht auf die Frage: für wen diese Bearbeitung bestimmt sei? Da der Verf. selbst nicht glauben wird, dass sie besser sei als das Original, für diejenigen nicht, welche dieses lesen können. Für die übrigen auch nicht, denn diesen ist es immer noch unverständlich, theils der ungewöhnlichen Wortstellung, theils einer Menge dunkler und veralteter Worte wegen, so dass sie bald abgeschreckt werden und nicht weiter lesen: und das ist das Urtheil, welches Rec. aus dem Munde geistreicher Personen gehört hat. Streng demnach genommen, als ein poetisches Werk, und wir glauben damit einen grossen Tadel auszusprechen, hat das Buch kein Publicum. Wahrscheinlich im Gefühl dafür sagt der Verf. folgendes (S. 494): „ich darf mir wenig gemeine Theilnahme versprechen, und es bleibt mir nichts übrig als an ein gewisses höheres unsichtbares Publicum zu appelliren, das in Deutschland gleich einer jetzt heilsamen Vehme zu existiren scheint, und welches geheime Tribunal aus den grössten und vortrefflichsten Männern besteht — die ausser und über ihrer Zeit stehn". Einmal ist es sehr bequem, dann aber auch ungerecht sich auf etwas Unsichtbares zu berufen, weil es der Verf. wieder der Nation entrückt (wodurch besonders dem Hallischen Rec. Leid geschieht, der es als ein Werk ankündigt, das den Blick der ganzen Nation auf sich ziehe, ja ein wichtiger Wendepunkt in der Literatur werde) und eigentlich an der Kritik, indem nur ein solcher Unsichtbarer darüber urtheilen könnte. Wir denken uns die Sache also: diese Accommodation ist leichter zu verstehn als das Original und denjenigen, denen es Ernst war, das Gedicht kennen zu lernen, musste sie als Hilfsmittel immer angenehm sein; was sie aber von der Schönheit des Gedichts empfanden, wie sie sich auch hier noch zeigt, (das leugnen wir nicht, wir reden überhaupt bloss von ihr im Verhältnis zum Original) das wurde übergetragen auf die Be-

arbeitung selbst. Hieraus erhellt auch der einzige Vortheil, den sie gewähren kann, ein leichteres Verständnis des Originals, allein zu diesem sehr relativen Zweck sie abdrucken zu lassen scheint uns nicht gerathen. (Es sei denn in merkantilischer Hinsicht, da die altdeutsche Poesie fast Mode geworden, so mag sie vielen angenehm kommen; und in dieser Rücksicht auch ein Publicum haben.) Überhaupt haben wir Grund zu glauben, dass der Verf. selbst unserer Ansicht nicht sehr abgeneigt sei, indem er an einigen Orten darauf hindeutet, wie er geschwankt und erst durch die Stimmen anderer Sicherheit erlangt. Es ist aber wohl nirgend misslicher gewesen, als gerade hier, einer fremden Ansicht zu vertrauen, wo der allein recht das Unzulässige der Idee einsehen konnte, der sie zu realisiren unternahm. — Wir sind jetzt schuldig unser Urtheil im Einzelnen durchzuführen.

Sprache. Die hier vorkommende ist eine solche, wie sie zu keiner Zeit gelebt hat. Wir halten dies für etwas gänzlich Unerlaubtes; denn nur in der Hand der Dichter und Schriftsteller liegt die Bildung der Sprache, und nur diese dürfen sie leis und allmählich ausbauen, nicht darf es geschehn durch gewaltsames Eingreifen eines Einzigen. Sie zeigt sich hier, wie sie oben charakterisirt wurde, in einem zerstörenden Contrast: währenddem auf der einen Seite alte Worte mit neuen Endigungen und noch gangbar moderne stehn, sind auf der andern ganz veraltete beibehalten. Wir führen Beispiele an: wesen (sein), hörnein, gewarnot, Mage, ferren, anderthalb, zerführen (zerreissen), aufgebahrot, aufempört (aufgehoben), klait (klagt), Aufschwiff, gedolt (was durch geduldet im Glossar nicht einmal genau übersetzt ist, da es vielmehr dem latein. *doleo* entspricht), ermorderot (der Hallische Recensent freut sich, dass diese schöne alte Form beibehalten worden, wie viel grösser würde diese Freude sein, wenn das ganze alte Gedicht beibehalten wäre, müsste er nicht eben dadurch die Accommodation überhaupt verwerfen, was, meint er, nur ein „Oberflächling“ kann), erbolgenlich usw. Zuweilen ist inconsequent die alte und neue Form zugleich gebraucht, wie es gerade die Nothdurft erforderte, so ist *gezemen* und

gezam (wie V. 203) beibehalten des Reims wegen, an andern Orten aber in: geziemen und ziemt (wie V. 208. 505) abgeändert; *gescham* (V. 4810), das eben so gut bleiben konnte, ist in: Schande han (V. 5071) verwandelt. Oft ist durch das blosse Übertragen in die neue Form Härte, z. B.

4307. [1080, 4]. *so enkunden sis in selben noch ander niemen gegeben*
4568. so kunnten sie'n nicht ihn'n selben noch anders jemanden geben,

doch davon im folgenden Abschnitt ausführlicher; oft Steifheit:

15. [4, 4]. *din frouwe was ir swester, die fursten heten in ir pflegen*
— — — — die Fürsten hatten sie im Pflegen,

zuweilen Unverständlichkeit erzeugt worden, so wird den Vers:

628. dess bat er ihm die Mähre den König Gunther gestehn.

niemand, ohne die alten Wendungen zu kennen, begreifen. Dabei hat eine natürliche Täuschung gewaltet: jedem, der die alte Sprache kennt, mithin dem Verf. und wahrscheinlich denen er das Werk vorgelesen hat, fällt das Sonderbare der alten Formen und Wendungen ungleich weniger auf, als dem sie gänzlich fremd; einem solchen sind sie öfters unverständlich. Wollte daher der Verf. Nutzen ziehn aus dem Vorlesen, so mussten seine Zuhörer nothwendig zu den letztern gehören. Wenn er übrigens selbst zu erkennen giebt, dass er geschwankt habe, inwiefern das Alte beizubehalten sei: „und so bedenklich ich auch anfangs nach der andern Seite hin war, so fürchte ich jetzt fast, doch eher noch zu viel als zu wenig gethan zu haben“ (S. 495); so glauben wir selbst, dass es unmöglich war, eine strenge Grenzlinie zu ziehen: es musste jene Inconsequenz des Contrasts entstehn; aber das beweist nur die Unstatthaftigkeit der ganzen Idee. Einige alte Formen sind, wahrscheinlich aus einer gewissen Vorliebe, häufiger angebracht, als sie im Original gefunden werden. So wird zuweilen das Geschlechtswort noch vor das Pronomen gesetzt und statt: mein Gold, seine Lust, das meine Gold, die seine Lust gesagt. Dieses ist angewendet, so oft es nur angieng, selbst wo es gänzlich unnöthig war:

4766. [1195, 4]. *ein teil begund ir sorgen do ir grozer ungemach.*
— — — das ihr viel grosse Ungemach,

wir führen nicht weiter Beispiele an, da sie leicht zu finden sind. Ebenso ist es mit dem Fall, wo das Geschlechtswort hinter das Hauptwort gestellt wird:

365. Hort, der Nibelunges, der war gar getragen.

im Original:

357. [90, 1] *der hort Niblunges der was gar getragen.*

Hier ist es sonderbar genug, dass die Modernisirung alterthümlicher ist als das Original. (Dass übrigens *gar* müsse *dar* heissen, bemerkt man gleich.) Manchmal erscheint es, als habe der Verf. das Werk nur ein paar hundert Jahre, etwa in das 15te Jahrh., weiter rücken wollen, denn er bringt Alterthümlichkeiten hinein, die sich nicht in dem Original befinden, für deren Erklärung dann wieder das Glossar zu sorgen hat (es sind die mit einem Stern bezeichneten Wörter); und mit Recht, denn wir wissen z. B. nicht, ob „dickmalen" deutlicher ist als: *vil dike*. Zu diesem Zweck sind verschiedene Mittel angewendet worden (siehe S. 500); z. B. Ausdrücke des Kurial- und Kanzleistils, wohin das uns immer unangenehm vorgekommene „massen" (für *wande*) gehört. Dieses künstliche Treiben ist durchaus unmöglich, und jede Nachahmung irgend einer Zeit auf diese Art immer Manier, wie es denn auch hier gar nicht die Sprache jenes Jahrhunderts ist, noch hätte sein können, wenn damals das Nibelungenlied modernisirt worden wäre.

Silbenmass und Rhythmus. Der Verf. äussert die Grundsätze, die er befolgt S. 524. 525: „die Verse seien in ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit wiedergegeben, jedoch die darin zum Grunde liegende Regelmässigkeit hervorgehoben, der nicht selten trochäische Rhythmus zwar nicht gänzlich vertilgt, aber auch oft in den vorherrschenden jambischen verwandelt" usw. Wir haben folgende Ansicht: jede Beschränkung durch Silbenmass und Reim führt sich ein als Gesetz, innerhalb welchem die Poesie, die zugleich Gesang ist, sich bewegt; nothwendig, weil sie sich in einer gänzlichen Ungebundenheit nicht bewegen kann. Um aber so frei als möglich zu bleiben, nimmt sie diese Beschränkung nur so weit an, als höchst nöthig ist, daher nur ein gewisses gleichförmiges

Accentuiren, ohne strenges Abmessen, dann die unvollkommenen Reime oder blosse Assonanzen; daher aber auch, weil Gesang damit verbunden ist, ein schöner natürlicher Rhythmus, der überall unbewusst, wie es der Sinn verlangt, steigt und fällt, aus einem Silbenmass übergehend in das andere. Dieses alles findet sich, wie in jedem Volkslied, auch im Nibelungenlied. Je mehr nun die Poesie zur Kunst sich neigt, desto mehr Abmessung und Regelmässigkeit des Silbenmasses, Verschlingung und Richtigkeit der Reime; vorher bildete sich der Rhythmus und das Silbenmass nach dem Gedicht unwillkürlich aus innerer Nothwendigkeit, jetzt erst wird eine Norm constituirt, welche gewählt wird, und dann das Gedicht darnach abgemessen; das ist das Entscheidende, und dieses schreitet beständig fort, dass es sich in Einseitigkeit und blosse Form verlieren kann, wie z. B. bei den spätern Meistersängern. Eben so geht jener natürliche Rhythmus verloren und wird ersetzt durch einen nach und nach entstehenden künstlichen, auf Speculation beruhenden, der doch jenem an Wirkung oft nachstehn muss. Daher ist die Idee des Verf. durchaus falsch, anzunehmen, dass dem Nibelungenlied ein gewisses bestimmtes Silbenmass zum Grund liege, wovon die vorhandene Unregelmässigkeit Abweichung sei und wieder hervorgehoben werden müsse; er legt etwas hinein, das nicht darin ist. Jene Ansicht wird sich auch historisch beweisen lassen: die Abtheilung des Verses, wie sie im gedruckten Heldenbuch und in einer HS. aus dem 15ten Jahrh. vorkommt, (und das kann in Ansehung des Silbenmasses dem Nibelungenlied gleich gehalten werden) mit den doppelten Reimen, findet sich erst später und immer entschiedener. So ist sie in dem Manuscript zu Rom schon häufig, in dem Wenigen aber, was von einer früheren Recension bekannt ist, fehlt dieser Reim gänzlich, und es ist genau das Silbenmass des Nibelungenlieds. Wenn er sich in diesem aber an einigen wenigen Orten findet, so ist dies Zusatz späterer Zeit und berechtigt etwa nicht zu dem Schluss, dass dieses die ursprüngliche Form sei. Ferner: in allen Volksliedern zeichnen sich beständig die ältern durch ein regelloseres Silbenmass aus, und wenn man verschiedenzeitige Recensionen desselben Lieds

vergleicht, so sieht man deutlich, wie immer das neuere abgemessner und geregelter wurde. Dieses Ausdehnen nun und Ebnen zu einem regelmässigeren Silbenmass, dann der Verlust der vocalreichen alten Formen hat den natürlichen Rhythmus, der im Nibelungenlied sehr schön ist, fast gänzlich vernichtet. Wir wollen einige Beispiele geben:

1605. [404, 1. 2]. *den stein sol er werfen ‖ und springen darnach,*
den ger mit mir schiezen ‖ lat iu sin niht ze gach,

wie lebendig und bedeutend ist hier der Rhythmus, und wie ganz ist das aufgehoben zu flacher Regelmässigkeit:

1709. den Stein den soll er werfen, und springen auch darnach,
den Ger dann mit mir schiessen, lat euch nicht sein zu jach.

Es ist bis auf den Reim der Bruder Veiten Ton, der wohl die Grundregel sein soll.

1463. [368, 1. 2]. *Sîfrit do balde ‖ ein schalten gewan*
von stade er schieben ‖ raste began

ganz aus einander gedrängt:

1539. Siegefried da balde einen Schalter gewann
von Stade begunte schieben faste der kräftige Mann.

2457. [618, 1. 2]. *do er niht wolde erwinden ‖ diu maget ûfspranch,*
iu eimet mich niht zerfuoren ‖ min hemde so blanch.

völlig geebnet:

2681. Da er nicht wollt () ablassen die Maget auf da sprang.
euch ziemt nicht mir zerführen mein Hemde also blank.

3508. [831]. *einen eber grozen ‖ vant der spurhunt,*
als er begunde vliehen, ‖ da kom an der stunt
des gejeides meister, ‖ er bestund in, uf der sta,
daz swin zornechlichen ‖ lief an den kunen degen sa.

3757. Einen Eber grossen, den fand der Spürehund:
als er begunte fliehen, da kame an der Stund
des Gejagdes Meister, er bestand ihn auf der Stell,
das Schwein lief zornichlichen, an den kühnen Degen schnell.

3947. [990, 4]. *do kunde ir nieman trost nebeinen gegeben.*
4207. da kunnt ihr Trost noch einen zu der Welte niemand geben.

5423. [1362, 2]. *do flugen diniu mere von lande ze lande.*

wie ungeschickt ist hier der Daktylus vernichtet:

5694. da flogen diese Mähre von Lande bass zu Lande.

Wir können des Raums wegen keine grössere Stücke hersetzen, man vergleiche, wenn man will, die Erzählung von der Bärenjagd (V. 3841 ff.) usw. — Bei dem Anfang einer Rede wird gewöhnlich der Rhythmus lebendiger gemacht durch einen kürzern Halbvers mit einem Daktylus, dies ist ebenfalls übersehen und gänzlich verwischt worden. Z. B.

3025. [760, 1. 2]. *do sprach aber kriemhilt: sihestu wie er stat!*
wi rechte herliche er vor den recken gat!

3272. da sprach aber Chriemhild: nun siehst du wie er staht
wie rechte herrliche er vor den Recken gaht.

Freilich war der Verf. im Nachtheil, wenn er solche volltönende Formen wie: *fruo, tuot, errochen, edeliu, huote, laza, minna, huob, vaha, liebiu* aufgeben und die Worte: *der buoze miniu leit* nur eintönig: der büsse meine Leit übersetzen musste. (Des Vortheils, die wohlklingenden Namen *Liudgast, Liudger, Hunen, Huniburg etc.* beibehalten zu können, hat er sich, wie es scheint, ohne Noth begeben, indem er Lüdeger, Lüdgast, Heunen, Heunenburg usw. schreibt.) Wir haben nun zu sehen, welche Mittel angewendet worden, sowohl diesen Verlust zu ersetzen, als auch das Silbenmass auszudehnen. 1) Zuweilen hat sich der Verf. durch Einrückung von Adjectiven, wie sie eben zur Hand waren, durch Wiederholung eines Prädicats und dergleichen geholfen. Man muss gestehn, dass dies meist mit Schonung und behutsam geschehen, wiewohl sie zuweilen sehr überflüssig sind, z. B. keine V. 4465, gross V. 1740, beides V. 4546, dazu übellautend usw. 2) Weit bedeutender ist die Anwendung einer Menge nichtssagender Flickworte: mehr, hie, jetzt, all, da, um, so, denn, her u. a. m. Vorzüglich häufig ist: viel hineingeschoben, fast auf

jeder Seite; in V. 1802, 3 und 5 ist es viermal, wovon nur eins im Original steht, so auch V. 1857—59. 5348. 59. — Diese Zusätze sind grösstentheils verwerflich, wie schleppend ist denn V. 56, gar V. 3974 und 4497; der V. 406, es V. 559, doch V. 766, so V. 1476, da V. 7972, nun V. 9169; wie unpassend endlich V. 4573. 5553, denn V. 7073. Eben so zerstören sie den Rhythmus:

927. [233, 4]. *des vil ze sagene were her in Burgonden lant*
952. dess viel zu sagene were her zu der Burgonden Land

3058. [768, 2]. *und du uber uns beidin ‖ so gewaltig bist*
3306. Und dass du über uns beide also gewaltig bist

5829. [1463, 4]. *Sifrides wunden taten kriemhilde we.*
6100. die Siegefriedes Wunden die thaten Chriemhilden weh.

Wie sehr hat der Nachdruck dieses schönen Verses verloren durch die zweifache Einschiebung des Pronomen, noch mehr im Zusammenhang. Folgender Vers ist sehr schwerfällig geworden:

7886. [1961, 4]. *darumbe si aber raten an die geste began.*
8176. darumme sie aber starke, wider die Gäste rathen da begann.

und flach regelmässig:

1395. [351, 1]. *Frouwe merket rehte, waz ich iu sage.*
1453. Ihr sollt viel rechte merken, was ich euch Frauo sage.

1661. [417, 4]. *der ihr da gert din ist des tiuvels wip.*
1764. der ihr da gehrt zu minnen, die mag wohl sein des Teufels Weib.

3) die Ausdehnung der Pronomina: *ir*, *in*, *der*, *den* usw. in die neue Form ihrer, ihnen, derer, denen. Wir bemerken dies besonders, weil der Rhythmus dadurch fast immer gelitten:

45. [12. 1. 2]. *von des hoves krefte, und von ir witen kraft.*
von ir vil hohen werdecheit unde von ir ritterschaft.
Von des Hofes Kräfte und von ihrer weiten Kraft
von ihrer viel hohen Würdigkeit, und ( ) von ihrer Ritterschaft.

Wir glauben nicht, dass Verse von solcher Lahmheit im Original können aufgefunden werden; andere sind dadurch entstanden ohne Cäsur:

4558. Chriemhild | ihren | Schaden | grossen | klagen | da | begann.

Öfter behält der Verf. die alten Formen bei, indem er sie als zusammengezogen betrachtet (wenigstens drückt er sich zweideutig aus S. 513, sie sind es aber durchaus nicht) und ihn'n, den'n, der'r, ihr'r, ein'n, mein'n schreibt. Dieses ist sehr hart und ganz zu verwerfen. 4) Eins der wichtigsten Mittel war die Einschiebung des e. Schon manches Wort erhält durch blosse moderne Form diesen Buchstaben, und da er nun hier noch in grosser Anzahl eingerückt worden, so ist eine solche unverhältnissmässige Überfülle und daher Eintönigkeit entstanden, dass es höchst unangenehm auffällt. Verse wie folgende sind nicht selten:

2129. Nun bittet Siegefrieden derselben Botenschaft.
1977. [498, 1]. *nu bitet sifriden furen die botschaft.*

271. Bis dass sie da gefertiget die Siegefriedes Kleid
263. [66, 3]. *Unze man gewurhte die sifrides wat*

960. Er bringet reiche Geisel her in das Guntheres Land
935. [235, 4]. *er bringet rike giel in Gunthers lant*

3676. des Königes Guntheres Weib usw.
3427. [860, 4]. *Kunig Gunthers wip etc.*

Jedes Wort, das nur irgend Veranlassung hat geben können, ist durch diesen Buchstab erweitet worden. Von Wormes wollen wir nicht reden, weil das Original dazu einigemal Gelegenheit giebt, ebenso von herrelich, Siegefried, Gerenot usw., wiewohl es unrecht ist, dass diese Worte fast nur in solcher Ausdehnung vorkommen, aber auch andere haben eine gleiche Behandlung erleiden müssen, bei denen diese Entschuldigung nicht statt findet, z. B. Nichtes (Nichts), Pfingestmorgen, wie hart! Spürehund, Ortewein, Gelferat usw. Fast scheint es, dass der Verf. ein besonderes Wohlgefallen daran gehabt (wer hätte sonst *herbergen* noch in herebergen erweitert?) und geglaubt Wohllaut dadurch zu erlangen, denn an vielen Orten ist dieser Buchstab selbst für seine Zwecke ganz unnöthig zugesetzt, wo er freilich nur das Gegentheil bewirkt,

4153. [1042, 2]. *wit und vil mikel rich unde gruz.*
4414. weite | und er | haben || reiche | unde | gross.
4461. da sie vergessen wollte, auf Guntheren den Hass.
[1054, 1]. — — — *uf Gunther den haz.*

289. [73, 1]. *ir schilde waren niwe lieht und breit.*
396. ihre | Schilde | waren | neue | lichte | unde | breit.
— — *einen helm glanz.*

7115. [1779, 2]. *luotter und herte veste vnd ganz.*
7394. luter | unde | harte | feste | unde | ganz.

6334. [1565, 1]. *wi nu fruint Hagne*
6505. wie nun Freunde Hagene

8926. [348, 7. Z. = 2218, 1. L.]. *Gerbart und Wichart, Helpfric und Riechart.*
9229. Gerbart | unde | Wichart | Helfrich | unde | Ritschart.

denn besonders ist das häufig vorkommende: unde, wo es nicht im Original gestanden, sehr zuwider; wir wollen einige Beispiele nicht weiter anführen, sondern nur darauf hinweisen: V. 567. 3810. 4792. 6773 u. a. m. Wir wissen keine genügende Ursache anzugeben, warum der Verf. den trochäischen Rhythmus hat unterdrücken wollen, indem wir ihn gewöhnlich an seinem Ort gefunden haben. Auffallend ist es aber ihn in der Modernisirung nicht selten anzutreffen, wo er im Original fehlt. Schwerlich dürfte in diesem ein Vers sein wie folgender:

2180. – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ ‖ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘

So wär ihre hohe Minne ‖ uns zu grossen Schaden kommen.

Ferner:

61. – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ ‖ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘

Nun verred es nicht zu sehre ‖ ihre Mutter sprach da so.

249. – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ ‖ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘

da vernahm auch diese Mähre ‖ seine Mutter Siegelind.

973. – ˘ – ˘ – ˘ – ˘ ‖ – ˘ – ˘ – ˘ – ˘

die durch ihren Übermuthe ‖ widersagten an den Rhein.

Mit ungünstiger Wirkung ist er in folgende Halbverse eingeführt, wenn sie im Zusammenhang gelesen werden:

4144. Nun lass ihnen Gott gelingen — —

895. Dass man ihnen Lob gestände — —

2444. meine Schwester nur alleine — —

weitere Beispiele: V. 589. 150. 911. 1517. 1562ª. 5275 usw. Wir glauben hiermit ausführlich bewiesen zu haben, wie weit die Modernisirung dem Original nachsteht an vollem Wohllaut

und schönem bedeutendem Wechsel des Rhythmus, und wie so falsch als nachtheilig die Idee, eine grössere Regelmässigkeit unterzulegen.

Treue der Übersetzung. Wir reden davon zuletzt, weil wir eigentlich nicht im Stande sind, vollständig darüber urtheilen zu können, denn die Münchner Handschrift steht uns nicht, wie dem Verf. zu Gebot. Die meisten Abänderungen hat nach seinem eignen Geständnis der Reim verursacht, so musste deshalb *iehen* auf verschiedene Art übersetzt werden, *gemeit* durch: viel bereit usw.; wir wollen darüber nicht besonders rechten, da es nothwendige Folge der angenommenen Idee war, auch hat sich meist der Verf. auf eine leichte Art durchgeholfen. Überhaupt zeigt er gründliche Kenntnis der altdeutschen Sprache, und Untreue ist uns, so weit wir urtheilen konnten, wenig vorgekommen; wie denn auch das Nibelungenlied bei seiner klaren Einfachheit viel leichter zu verstehen ist, als manches andere altdeutsche Gedicht, z. B. der Tyturell oder einige Minnelieder. Wenn *erlich gewand* V. 1086 durch ehrlich Gewand, nicht wie sonst richtig durch herrlich übersetzt ist, so scheint das ein blosses Versehen. An die Richtigkeit der Übersetzung des V. 676 werden wir erst glauben, wenn wir sie von der Münchner HS. bestätigt wissen. V. 5137. [1290, 4 f.] *da si den fursten edele mit kussen guotlich enphie, uf ructes ir gebende etc.* hier übersetzt der Verf. aufrückte sie ihr Gebäude; wir glauben, dass es auf das Küssen bezogen werden muss, das ihr die Bänder aufschob, und würden diese Erklärung vorziehn, selbst wenn der Münchner Codex jene begünstigte. Dieses müssen wir bemerken: es ist eine für die Kunstsprache etwa nöthige Regel, das Aufeinanderfolgen gleicher Worte zu vermeiden, worauf die Volkspoesie nicht achtet in ihrer Unschuld, und wo es sich bei ihr ereignet, da ist es immer passend. Daher sagt Lessing irgendwo, es sei ein elender Grund gewesen von der Dacier, wenn sie jener Regel wegen dasselbe Wort beim Homer durch zwei verschiedene übersetzt habe, und daher müssen wir es auch an dem Verf. tadeln, dass er dieselbe gern anzuwenden sucht. In folgenden Beispielen ist es geschehen, entweder durch Aus-

lassung oder durch Umtausch mit einem andern Wort, wie uns däucht, aber immer mit schlechtem Erfolg.

1625. [408, 4]. *von porten licht gewurhte schein liehte daran.*
1727. von Borten licht Gewirke das sach man scheinen () daran.

1901. [477, 4]. *si furent segel wize die sint noch wizer denne sne.*
2036. sie führen Segel weisse, die sind noch blanker denne Schnee.

2213. [557, 1]. *da wart von guoten Kuchten vil guoter kleider abgeriten.*
2409. da ward von guten Hehlen viel () Kleider abgeritten.

3350. [841, 2. 3]. *ich bevilhe dir uf triwe mun den lieben min,*
daz du wol behutest mir den lieben man.
3598. ich befiehle dir auf Treue den holden Friedel mein,
dass du wohl behütest den meinen lieben Mann.

Wir haben dies angeführt, wie wir überhaupt darum in das Detail gegangen sind, um zu bewähren, wie wenig es geräth, dieses Gedicht zu irgend einer Umänderung auch nur zu berühren. Es ist bekannt, dass der Text in der Müllerischen Sammlung incorrect und defect ist, der Verf. musste ihm daher erst eine kritische Bearbeitung angedeihen lassen (S. 489), eh' er zur Übersetzung schreiten konnte. Dies ist so natürlich, dass wir uns mit nichts zu verantworten wüssten für die Behauptung: es sei wohl eine solche Übersetzung möglich, durchaus aber keine kritische Ausgabe, welche z. B. der Hallische Recensent aufgestellt hat in folgenden Worten: „es wird wohl einige geben, die behaupten werden, dass Hagen weit besser gethan hätte, eine kritische Ausgabe zu liefern, und die seine Bearbeitung für unnöthig, ja wohl gar für zweckwidrig erklären möchten. Ihnen und allen denjenigen, die uns jetzt kritische Bearbeitungen und Ausgaben, die sie vorhaben, ankündigen, sei hiermit gesagt, dass dazu noch lange nicht die Zeit in der altdeutschen Literatur erschienen ist," und dann: „jede kritische Bearbeitung ist nichtig und unzeitig für jetzt." Wir freilich gehören zu denen, welche glauben, dass es gerade an der Zeit sei, eine kritische Ausgabe zu besorgen; ja dasjenige, was sich davon noch in der Hagenschen Bearbeitung zeigt, ist bei weitem die glänzendste Seite des ganzen Werks. Es enthält nicht nur eine bedeutende Menge Ergänzungen aus der Münchner HS., schätz-

bar und merkwürdig an sich selbst, dann durch die Art, wie sie ergänzen, sondern auch glückliche Verbesserungen einzelner Ausdrücke, wodurch das Ganze an Lesbarkeit und Deutlichkeit ungemein gewonnen hat (z. B. 5196 Herberge für Berge, 5198 Burgeren für Burgunden), und darum ist das Buch jedem nothwendig, bis wir einen Abdruck des Münchner Manuscripts erhalten. — Noch haben wir über die Art, wie der Verf. diese Handschrift benutzt hat, zweierlei zu sagen. Erstens: der Verf. hat überall die Lesart des Münchner Manuscripts vorgezogen, wo diese mehr Deutlichkeit gewährt: dagegen ist nichts zu erinnern, und der Grundsatz an sich richtig, aber der Verf. hat ihn zuweilen auch da angewendet, wo schon Deutlichkeit genug war, und um noch eine genauere zu erlangen, deren die Poesie nicht bedarf, eine bessere Lesart hintangesetzt, z. B.

9104. [2262, 3=355, 3, 3—4, 1Z.] *einen schilt vil vesten den nam er an die hant,*
nach schaden in do troste der vil chune Hildebrant.
da sprach von Tronege Hagene: ich sihe dort hergan

Hagen liest:

9412. Einen Schild viel festen den nahm er an die Hand:
Sie gingen balde dannen, er und Meister Hildebrand,
da sprach — —

Die erlangte Deutlichkeit ist sehr überflüssig, da Hagen sie kommen sieht, mithin nicht braucht gesagt zu werden, dass sie abgehn. die Variante des Müllerischen Textes aber vorzuziehn. Weiterer Beispiele enthalten wir uns, da nach des Verf. Meinung vielleicht einige zu der andern Bemerkung noch hierher gehören. Zweitens nämlich finden wir eine Menge Abänderungen, Versetzungen der Worte u. dergl., die Nachtheil, zum wenigsten keinen Vortheil bringen, und welches Missbilligung verdient, da es bei dem Nibelungenlied darauf ankommt, so viel als möglich Einem Text zu folgen, indem jeder Originalcodex Abweichungen enthalten wird. Wir wissen nicht, ob es eigenmächtige des Verf. oder dem Münchner Codex zuzuschreiben sind, wollen aber das letztere vermuthen.

8817. [344, 7, 4 Z.]. *mich nimmt des michel wunder was wir den vechen haben gethan.*

9120. ich wähn, es an das Übel uns viel Elenden wolle gahn.

1064. [268. 1]. *die in den beten lagen und heten wunden not.*

1089. die in den Betten hatten überwunden ihre Noth.

6388. [254, 5, 4 Z.]. *die giengen in engegene und wolden si empfan.*

6663. die gingen ihnen entgegen mit manchem kühnen Mann.

1791. [450, 1] *so sient niht ze lange — —*

1928b. so seid auch nicht zu lange — —

4779. [1199, 2]. *— — sit ich vriunde han also vil gewinnen — — —*

5041. sint ich Freunde han also viel gewonnen — —

riwer rote vanchen 759 [185, 3] ist besser als: rothe Feuer Funken; weitere Beispiele sind: V. 3515. 3912. 4066. 4705. 634. u. a. m., die man vergleichen kann mit dem Original.

Dem Nibelungenlied ist die Klage angehängt. Dieses Gedicht hat wenig poetischen Werth und ist ein wortreiches Hinundherreden über die Klage und den Jammer Etzels, Dieterichs, des alten Hildebrands und anderer, dass, wiewohl es arg genug mit Worten gemacht wird, sie beständig laut schreien und das Blut ihnen gleich vor Schmerz aus dem Munde bricht oder sie auf ein paar Tage unsinnig hinfallen, dennoch niemand davon besonders ergriffen wird. Es ist nicht mehr die schöne Wahrheit des Nibelungenlieds, das Nationale, sondern jene Unsicherheit wo anzufangen und aufzuhören, jenes Einhüllen der Sache in langweilige Worte und das beständige Zurückkehren zu derselben, weil der Dichter doch immer fühlt, dass noch nichts gesagt sei. Da wenig Handlung in dem Ganzen liegt — wie leer ist das erste Abenteuer — so mag es sein, dass ein Dichter des 13ten Jahrh. einige Züge aus einem Nationalgedicht auffasste (so ist auch hier noch schön, wie Wolfharts Hand auch im Tode das Schwert nicht loslassen will, wie der alte Hildebrand entkräftet hinsinkt, wie die Markgräfinnen träumen von dem Unglück und es verkündet wird) und nach seiner Art bearbeitete. Daher darf dieses Gedicht in keiner Hinsicht neben das Nibelungenlied gestellt oder

auch nur damit verglichen werden, und es ist nicht zu vertheidigen, dass es der Verf. doch damit gewissermassen verbunden. Was er zur Entschuldigung anführt, will wenig sagen: es finde sich in jedem Manuscript des Nibelungenlieds — heisst das in mehr als zweien? und dann rührt dieses bloss von den Abschreibern her, da in den Gedichten keine Vereinigung ist; hernach: er sei gesonnen, ein ganzes Heldenbuch herauszugeben, wozu das gehöre — wir glauben nicht, da es in dieser Gestalt weiter keinen poetischen Werth hat.

Bei der Modernisirung der Klage hat der Verf. dieselben Grundsätze, wie beim Nibelungenlied, befolgt, sie kann daher, wenn man will, eben so beurtheilt werden, nur der Abschnitt über Rhythmus leidet keine Anwendung, da hier eben keiner zu zerstören war.

Darauf folgt ein Anhang. Dieser enthält eine kurze Andeutung zur Geschichte der Poesie des Mittelalters, worin nichts Neues; die Ansicht des Verf. über die Behandlung der altdeutschen Gedichte, eine Geschichte der Bearbeitungen des Nibelungenlieds, Grundsätze über die Behandlung der Sprache desselben: sehr fleissig; über ihren Werth wird derjenige urtheilen, der eine Grammatik der altdeutschen Sprache unternimmt, vielleicht entschliesst sich der Verf. zu dieser verdienstlichen Arbeit, wozu er die Neigung in eben diesen Bemerkungen zeigt; endlich über die Behandlung des Formellen. — Eine Menge Noten enthalten: Literatur der altfranzösischen, spanischen, englischen und deutschen Poesie (1—12), dann meist der modernen Bearbeitungen (12—22). Sämmtlich bekannte Dinge, bloss die Erfurter Märchensammlung war uns neu. In den folgenden (22—67) eine Bemerkung über Schlegels Alarkos, über Bodmer, Hinweisungen auf eine noch herauszugebende historische Einleitung zu dem Nibelungenlied, über Tie[c]ks zukünftige Bearbeitung ff., 67 über hochdeutsche Sprache und Dialekte, 101 eine Abhandlung über Beugung der Bei- und Fürwörter in der deutschen Sprache.

Endlich ein Glossar, geht von S. 529—595. Für die Übersetzung selbst bestimmt, ist die Existenz desselben schon ein scharfes Urtheil, für den Grammatiker, dem es der An-

merkung nach ebenfalls eingerichtet ist, kann nur weniges sein, und ohnehin wird sich dieser viel lieber an das Original halten. Sehr schätzbar sind die zugegebenen Erläuterungen von Alterthümern und zeigen von gelehrtem Fleiss, aber für das Glossar an sich können wir uns kein Publicum denken; wen interessirt es zu wissen, dass die Worte: allerkühnst, allermeist, endlich Schwert usw. gebraucht sind? und wer glaubt wohl, dass man geschmacklos genug sein könne, Wörter auf folgende Art zu erklären: allesammt durch insgesammt, angstlichen d. angstvoll, Armesspange d. Armspange, baldiglich d. bald, behutet d. behütet, beschweren d. betrüben, betriegen d. betrügen, Bettdach d. Betthimmel, dargehn d. dahergehn, dartragen d. darbringen, ehrenfest d. treu der Ehre, entsenden d. hinsenden, fleissiglich d. fleissig, fruh d. früh, funden d. gefunden, gehort d. gehört, grösste d. grösste usw. Wir hören hier auf, denn in den folgenden Buchstaben verhält es sich nicht besser, und aus diesen haben wir nur einiges genommen, fast das ganze Glossar ist dieser Art. —

Sollen wir noch zum Schluss eine Bemerkung über das ganze Buch machen, so ist es diese: wie in der Bearbeitung des Gedichts zwei Punkte gegen einander laufen, so zeigt sich auch in der Anlage des Ganzen ein Schwanken zwischen einer kritischen und ästhetischen Edition; was man von jedem Werk verlangen darf, ein bestimmtes Ziel, auf das streng hingearbeitet wird, das hatte der Verf. nicht: es sollte für jeden gerecht sein [1]), und ist es für niemand geworden. Eine historische kurze Einleitung, die am schicklichsten gewesen wäre, ist gerade in ein besonderes Werk verwiesen; der Anhang gehört so wenig hieher, als das Glossar. Welche gänzlich unnütze Erklärungen enthält dieses, und welche verschiedenartige Dinge (weshalb wir den Inhalt angegeben) sind in jenem zusammen-

[1]) Es ist für die ganze deutsche Nation bestimmt, aber nur für wenige Unsichtbare eingerichtet. Für den wissenschaftlichen Bearbeiter der Anhang, für den Literator die Noten, für den Grammatiker das Glossar, die Erläuterungen darin für den Antiquar. Zugleich ist das Ganze der Anfang eines grossen Heldenbuchs der Klage wegen.

gebracht! so dass der Verf. wohl nie daran gedacht hat, was auszulassen, sondern nur, was noch hinzuzufügen. Jedem andern würde es schwer geworden sein, so viel Noten aufzubringen, in denen noch dazu bekannte Dinge wiederbegegnen müssen. Überhaupt genommen: es mag gut sein, sich der Seichtigkeit entgegenzustellen, aber echte Gelehrsamkeit hat gerade diesen Aufwand nicht nöthig, um sich geltend zu machen. Citate, gelehrte Notizen haben Werth, in so fern sie zur Sache selbst gehören und neu sind, an sich keinen, und es ist geschmacklos, sie bei bekannten Dingen immer wieder aufzustellen. — Hiermit soll aber nichts gegen die Gelehrsamkeit des Verf. gesagt sein, das Buch ist überall mit Gründlichkeit und Neigung bearbeitet und verdient in dieser Hinsicht alle Achtung.

[Anonym; im Verz.: Von (W. C.) Grimm.]

ÜBER DIE ENTSTEHUNG DER ALTDEUTSCHEN POESIE UND IHR VERHÄLTNIS ZU DER NORDISCHEN.

Studien. Herausgegeben von Carl Daub und Friedrich Creuzer. Heidelberg. 8. Bd IV (1808), S. 73—121, 216—288) *).

Überall, wo wir zurückgehn auf die frühsten Zeiten eines Volks, ist es leicht zu bemerken, wie Poesie und Historie ungetrennt von einem Gemüth aufbewahrt und von einem begeisterten Munde verkündet wurde. Beide vereinigen sich darin, das Leben mit all seinen Äusserungen aufzufassen und darzustellen. Erst eine spätere wissenschaftliche Ansicht muss sie trennen, welche der Poesie nur ein unbeschränktes Aufwachsen gönnt, die Historie aber, nachdem der Glauben an die Treue der Volksgedichte verloren gegangen, auf jene kritische Wahrheit beschränkt, die an sich nichts gewährt und nur dann Werth hat, wenn sie verbunden ist mit jener höhern poetischen; denn nicht irgend ein blosses Ereignis, sondern in seinem Zusammenhang mit dem Leben wollen wir es erkennen; was will auch die Geschichte zuletzt anderes, als dass das Gemüth ein Bild der Zeiten gewinne, welche sie darstellt? und darum muss die kritische Historie auf einem andern Weg dahin wieder zu gelangen suchen, wo sie schon früher gestanden hatte, eins mit der Poesie, als Nationalepos. In solchem Sinne haben auch

*) [Dazu folgende Bemerkung in der Vorrede: Die zweite Abhandlung dieses Heftes über die Entstehung der altdeutschen Poesie steht mit der in den Heidelbergischen Jahrbüchern (2ter Jahrg. Fünfte Abthl. 1ter Bd) eingerückten Beurtheilung des v. Hagenschen Nibelungenliedes in genauer Berührung und liefert zu dem, was dort kurz angedeutet ist, den vollständigern Beweis. Die Verlagshandlung.]

die besten Historiker gedacht. Und warum giebt die Poesie des Nibelungenlieds, des Homeros eine viel reinere und lebendigere Anschauung, als alte Geschichte? Die Heldenschar bewegt sich vor uns, und wir ziehen mit ihr in den Kampf, wir stehen mitten in ihrer Versammlung, wir sehen die Zucht edler Frauen und eine ganze schöne Menschheit in Lust und Trauer, währenddem die Geschichte nur hinzeigt auf die öden Felder, wo einst diese Männer hergeschritten, oder ein Schwert ausgräbt, auf welchem die Jahrzahl entdeckt werden kann.

Wenn es aber wahr ist, dass Poesie und Geschichte nur zu gleicher Zeit sich erzeugen, so kann jene nicht mehr sein, wo diese aufhört; nur da wird sie geboren, wo der Mensch in freiem Ringen mit der Welt die Glieder übt und muthig das Leben umarmt.

Darum ist jener Punkt so herrlich in der Geschichte, wo ein Volk vereinzelt oder in Ungebundenheit lebend, nun das Bedürfnis fühlt nach Ordnung, Cultur und Sitten. Wie überall, geht auch hier erst aus einem wilden Kampf, aus einer ungeheuren Gährung die Ruhe hervor, aber eben in solchem Zustand des Werdens, wo jeder Augenblick erwirbt und jeder Augenblick das Erworbene verlieren kann, wo einer wie alle das Ganze festhält, immer bereit, davon zu geben, was ihm nur theuer; in solchem Zustand einer beständigen Anregung ist es, wo die Tugend des Menschen aufgeboten und alle geheime Kraft wach wird. Dann werden alle Quellen des Lebens aufgethan, dass es in jugendlicher Freiheit ströme, und jene göttlichen Menschen stehen auf, die wie Riesen sich erhebend, gewaltsam hingehen über die Erde und sie ordnen nach ihrem Sinne.

Und ist nach solch grossem Streit die Welt erworben, dann kommt die Ruhe des Friedens, in der sich Häuser und Städte aufbauen. Gesetze, mildere Sitten, Eintracht der Geselligkeit ordnen das Leben. Die Lanzen des Kriegs ergrünen in der fruchtbaren Erde und fügen sich zu blüthenreichem Laube, in dem Fröhlichkeit und Lebenslust wohnt; bald tritt die Poesie herzu und verkündigt in schlichten Worten die Thaten jener Zeit. Wie die Wipfel hoher Berge steht unter

ihnen das Andenken daran, und in dem ewigen Tag derselben wandeln die Helden, unsterblich, allen sichtbar, und den Göttern am nächsten. —

So treibt Poesie und Historie, als Epos, aus einer Wurzel, und beide blühen neben einander. Auch späterhin wird jene immer von dieser begleitet, d. h. wo wirklich etwas geschieht und das Leben sich regt, da fehlt es nie an einem bewegten Sinn, der es aussprechen kann.

Bei jeder Nation blickt der Moment einer neuen Grundbildung eines neuen Entstehens durch, in hellerem oder trüberem Lichte, wie verschieden die Umgebungen und Motive sind. Carl der Grosse erschuf Frankreich und lebte viele Jahrhunderte lang in der Poesie desselben. Um aus spätern Zeiten ein Beispiel anzuführen: wie der Cid Spanien erst Sicherheit und Dauer gegen die Araber, so gab er ihm auch eine Nationalpoesie, welche das Andenken an sein Ritterthum in schönen Liedern bewahrte.

Gross und welterregend, wie noch alles, was aus dem Leben dieser Nation durchbrechen konnte, hat sich jener Punkt bei den Germanen gezeigt. Schon aus den frühsten Zeiten haben wir Zeugnisse fremder Schriftsteller von ihrer Existenz.[1]) In einem langen Zeitraume schweigt alle Geschichte, und wo sie wieder anhebt, etwa mit der christlichen Zeitrechnung, da finden wir noch ein ungezähmtes Volk, meist als Nomaden, in herumziehendem Leben. Allmählich erscheint das Streben nach Cultur in der Entstehung einzelner Völkerschaften und besonderer Verbindungen, endlich aber erzeugte es jenen ungeheuren Kampf, den nicht bloss ein neues Herandrängen aus dem Mutterlande, aus Asien, sondern dieses innere Bedürfnis herbeiführte: die Völkerwanderung. Das ist das grosse Resultat derselben, dass aus ihr Germanien neu geordnet hervorgieng. Sie legte den Grund zu der Form, in welcher es sich entwickelte, und sie wies den Völkern die Plätze an, die sie noch jetzt im Ganzen behaupten. Es erscheinen Gesetze, welche den Staat und das Privatleben bestimmen, und die milde Religion der christlichen Kirche fieng an Eingang zu gewinnen.

1) s. Adelung älteste Geschichte der Deutschen.

Wenig haben die Geschichtschreiber von den Thaten jener Zeiten aufbewahrt. Alle Völker waren aufgeregt, aus dem Norden nach Süden, aus Osten nach Westen, wie nach einem verborgenen Schatze ziehend: Gothen, eine grosse Nation, die aus dem Norden kommend, durch Preussen, Pohlen und Russland sich ausdehnte bis ans schwarze Meer, Burgundionen, Sachsen. Und wie mussten sie kämpfend unter einander sich Leben, Erhaltung und Heimath erwerben! Von Helden, wie Attila, Dieterich, König der Westgothen, sagt die Geschichte, aber wie vieles ist geschehen und untergegangen.

Aber die Poesie bewahrte es auf, die jetzt entstand. Was Fremden oder Geistlichen mit fremder Bildung, nicht mehr zur Nation gehörig, in ihre trocknen Bücher aufzuschreiben unmöglich war, das lebte fort in dem Munde und dem Herzen eines jeden unter dem Volk. Sie erzählten sich und den Nachkommen das Leben ihrer Väter, und bald entstand eine gewisse Klasse, die ganz eigends sich diesem Geschäfte widmete: die Sänger. Sie waren gerade nicht die Dichter dieser Lieder, und nahmen sie auch nicht zu ausschliessendem Besitze dem Volke ab, aber sie waren besonders fähig, zu dem Absingen derselben. Jordanes (um 540—50) erzählt [1]), wie bei den Gothen die Geschichte der Vorzeit, fast auf historische Weise, durch alte Gedichte unter ihnen gelebt, und [2]) wie sie die Thaten der Vorzeit nach Weisen und unter Begleitung der Cither gesungen, vor denen sie eine so grosse Verehrung gehabt, dass kaum das wunderbare Alterthum solcher Helden sich rühme. In dem Leben des heil. Lüdger wird angeführt, wie ein Blinder, Namens Bernlef, vor ihn gebracht worden, den seine Nachbarn sehr lieb gehabt [3]), weil er gesprächig und die Thaten der Vorfahren und die Kriege der Könige mit Gesang angenehm zu erzählen gewusst. Die Sänger bei Attilas Gastmahl sind be-

[1]) De rebus Geticis cap. 4. quemadmodum et in priscis eorum carminibus pæne historico ritu in commune recolitur.

[2]) Cap. 5. Maiorum facta modulationibus citharisque canebant — quorum in hac gente magna opinio est, quales heroas fuisse mirando iactat antiquitas.

[3]) Quod esset affabilis et antiquorum actus et regum certamina bene noverat psallendo promovere. L. 2. § 31.

kannt genug. — Ein solch edler Spielmann war Volker von Elsass, der vor Gotelinde spielte[1]), und wo ist wohl schöner die Macht der Poesie angewendet worden, als wie er seine Freunde nach dem grossen Verderben in den Schlaf singt und den Schmerz im Gesang mildert[2]).

Es leidet keinen Zweifel, solche Lieder, deren Inhalt die Kämpfe und Thaten vergangener Zeiten waren, liess Carl der Grosse (nach der oft citirten Stelle beim Eginhard) sammeln, aufschreiben, und lernte sie auswendig.[3]) Daran muss man nicht denken, dass sie damals allgemein verzeichnet wurden, nicht als ob dies unmöglich gewesen[4]), sondern weil es der Natur eines Volksliedes entgegen ist. Überhaupt war alle Bildung ausländisch, welche dieser Lieder nicht achtete, und darum waren sie Ludwig dem Frommen, der griechisch und lateinisch wie seine Muttersprache redete, zuwider, dass er sie weder lesen, hören, noch hersagen wollte.[5]) So ist nur zweierlei aus dieser Periode, aber nicht in ursprünglicher Reinheit übrig geblieben: die Erzählung im altsächsischen Dialekt von Hildebrand, wahrscheinlich ein solches Volkslied, dessen Inhalt unrhythmisch vielleicht zur Übung aufgezeichnet wurde[6]), und

[1]) Nibelungenlied V. 6550. [260, 4, 1—3 Z., 1643, 1—3 L.]

Volker mit siner videlen dan
chom gezogenliche fur Gotelinde stan,
er videlt sueze done, und sang ir sinin liet.

[2]) Nibel. L. V. 7063 ff. [280, 3 Z.° 1772 ff. L.].

[3]) — memoriae mandavit. Dies scheint der rechte Sinn zu sein, wenn man damit in Verbindung bringt, was unten in der Stelle von Ludwig dem Frommen gesagt wird. Wahrscheinlich war es Sitte, dass die Jugend die historischen Lieder früh auswendig lernte.

[4]) Die Deutschen hatten wohl Runen in dieser Zeit, wahrscheinlich aber nur zu Inschriften. Dass Geistliche schreiben konnten, zeigt schon Wulfila, eben Carl der Grosse, einerlei, ob er selbst schrieb oder aufschreiben liess, und Ludwig der Fromme, der die Volksgesänge nicht lesen wollte. Das Volk aber hatte keine Schrift, denn Ottfried aus dem 9ten Jahrhundert sagt sehr klar: res mira usum scripturae in propria lingua non habere.

[5]) Thegnanus de gestis Ludewici c. XIX. apud Schilter SS. RR. GG. p. 74.: poetica carmina gentilia, quae in iuventute didicerat, respuit, nec legere nec audire nec docere voluit.

[6]) Neu übersetzt im Neuen literar. Anzeiger 1808, No. 3 [von W. F. H. Reinwald.].

dann das lateinische Gedicht: „de prima Attilae expeditione“, das ganz nach römischen Mustern umgebildet, alle Eigenthümlichkeit und poetischen Werth hat aufgeben müssen und uns geschichtlich merkwürdig ist.

Bei dem Volk indessen lebten diese Gesänge fort. In Unwissenheit und Unschuld entfaltete sich die Poesie immer mehr und zog an sich, was neuere Begebenheiten, Volksglaube usw. Grosses und Reizendes darbot, alles vermischend und verwechselnd. An jedem Ort mussten sie nach und nach einheimisch sein, und darum brachte sie das Entfernte herbei und setzte die Nähe in geheimnisreiche Ferne, Gegenden, Zeit und Völker umtauschend. Wie jede Nation eine ihr mehr eigenthümliche Sage gehabt hat, so scheint der hörnerne Siegfried, Wittich, Wielands Sohn, etc. nordisch, Wolfdietrich und Ottnit und die constantinopolitanischen Geschichten südlich, wahrscheinlich später etwas entstanden zur Zeit, wo die Longobarden in Italien blühten, das Nibelungenlied, Attila, Hagen, Günther, Chriemhilde eigentlich deutsch zu sein. Denn so zeigt sich in den ersten die nordische Tiefe, das Ungeheure und Riesenhafte, in den andern schon ein viel farbigeres und wärmeres Colorit, manche Erinnerung an den Orient und seine Üppigkeit, in dem letztern eine schöne Vereinigung, eine gemilderte Grösse, und die Liebe, die in den nordischen Sagen fast frech, gewaltsam und wild ist, erscheint hier in Schamhaftigkeit und deutscher Zucht.[1]) Die nordischen Sagen aus diesem Cyklus sind genau verbunden mit den deutschen, deuten auf sich hin und ergänzen sich gegenseitig. Dieterich von Bern, wiewohl im Einzelnen von andern übertroffen, ist am Ende immer der Sieger, der Tapferste und Menschlichste und der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Dichtung. Merkwürdig ist, dass sich in den nordischen Sagen keine Spur von jenen südlichen findet, die auf eine spätere Entstehung deutet, wo Scandinavien schon mehr von Deutschland abgeschlossen war. In jenen tritt zwar der nordische Alberich auf, aber nur dem Namen nach, denn

[1]) In den nordischen Gedichten geniesst Siegfried wirklich Brynhilddens heimliche Umarmung, wie edel und rein dagegen die Erzählung des Nibel.-Lieds.

es ist nicht der ernsthafte Zwerg des Nibelungenlieds, sondern ein neckender Kobold, wie er in deutschen und französischen Sagen vorkommt. Mit letztern scheinen diese constantinopolitanischen Sagen wieder einigen Zusammenhang zu haben, worüber eine weitere Bekanntschaft damit Auskunft geben wird.

So nämlich urtheilen wir über deutsche Nationalpoesie nach der Gestalt, in welcher sie auf uns gekommen: in den Bearbeitungen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Damals nämlich war die Schrift schon allgemeiner worden, und die Sänger fiengen an, die Gedichte, deren Umfang sich immer mehr erweiterte, aufzuzeichnen, und wie sie jetzt lebten und ausgesprochen wurden, nach den Veränderungen vieler Jahrhunderte hindurch, so wurden uns diese Gesänge ältester Zeit erhalten. Dies ist unsere Ansicht von der Entstehung des Nibelungenlieds (wir nennen bloss das Vorzüglichste und bezeichnen damit den ganzen Cyklus) und wir wollen hier so kurz als möglich die Resultate anführen, die sich daraus ergeben.

I) Das Nibelungenlied beruht auf Wahrheit und es liegt durchaus Geschehenes zum Grund. Streng genommen kann überhaupt nichts rein erfunden werden in der Poesie, als Abdruck des Angeschauten, und jede Nachahmung selbst durch viele Gründe hindurch weist immer zurück auf das Ursprüngliche und bleibt in so fern wahr. Attila, Dietrich von Bern, Günther, Hagen, Siegfried haben gelebt, die grossen Thaten, von denen diese Lieder singen, sind geschehen, und Chriemhildens entsetzliches Schicksal hat jene Helden in das Verderben gezogen. Es fehlt auch nicht an äusserlichen Beweisen, die lateinischen Geschichtschreiber nennen diese Männer und erzählen von Gonthakars Tod durch Attila. Am klarsten redet eine Stelle in der Chronik des Joh. de Thwrotz[1]), die wir vor allen anderen anführen wollen, sonstige Anspielungen und Hindeutungen, die bei den Geschichtschreibern gefunden werden, für das Detail aufbewahrend. Sie erzählt (Cap. 23), wie nach

[1]) Er schrieb im 16. Jahrhundert, aber sein Werk ist treue Abschrift und Zusammenstellung alter Chroniken. Es ist am besten abgedruckt in Schwandtneri script. rer. Hungaricar. Vindeb. 1746—48. im 1. Tom.

Attilas Tod alle ihm unterthänige Völker, erschrocken, nicht gewusst, ob sie sich freuen oder beklagen sollen. Unter Attilas Söhnen, wovon einer Chaba geheissen, von der Tochter des griechischen Kaisers Honorius geboren, der andere Aladaricus[1]), dessen Mutter die oft genannte Frau Chriemhild, aus einem berühmten Geschlecht deutscher Herzöge gewesen, sei Uneinigkeit entstanden. Viele deutsche Fürsten in Attilas Dienstbarkeit, unter denen Dieterich von Bern, einer der ausgezeichnetsten (excellentiam habuit non ultimam[2]), hätten, nicht treu gesinnt, sich auf die Seite des Aladaricus ihres Landsmannes gewendet, auf alle Art sich bemühend, die Hunnen zu trennen und innerliche Zwietracht zu erregen; das sei auch gelungen, und durch Dieterichs Anstiften unter beiden Brüdern, die die Regierung gehabt, heftiger Zwiespalt erregt worden. Da habe ein ungeheurer furchtbarer Kampf begonnen, in welchem die Hunnen, erfreut über den Untergang fremder Nationen, erst alle Deutsche und Ausländer, endlich sich selbst gegenseitig aufgerieben. In alten Chroniken sei aufgezeichnet[3]), wie dieser Bruderkrieg, dieses Würgen unter einander, funfzehn Tage lang gedauert und die Donau, die bei Ofen vorbeifliesse, von dem Blute deutscher und anderer Völker bis Pantela hin für Menschen und Thiere untrinkbar gewesen. Chaba habe immer die Oberhand behalten, bis auch er zuletzt durch Dieterichs List überwunden, mit seinen sechszig jüngern Brüdern und funfzehntausend übriggebliebenen Hunnen nach Griechenland zum Honorius geflüchtet.

[1]) Alter vero Aladaricus de illustri prosapia Germaniae ducum orta, domina Crimiheldina (al. Crumheldina Krembeilch) vocitata. cap. 23.

[2]) Er heisst Vogt über ganz Deutschland. Thwrotz c. II Detricus de Verona — omni Germaniae praesidebat und c. 13 wird erzählt, dass, als ein Pfeil ihn umsonst an der Stirn verwundet, er sich deshalb unsterblich genannt — immortalitatis nomen usurpasse.

[3]) Scribitur etiam in antiquis Hungarorum chronicis, quod hoc fraternum certamen, haec intestina tanti populi clades, vix diem per quindecim consumata fuisset — ut Danubius secus Sicambriam defluens, ex Germanica ceterarumque nationum caede, in ipsum decurrenti sanguine, in tantum permixtus fuisset, quod neque homines neque animalia a Sicambria deinceps usque ad Colentianam aquam illius puram sine sanguine potare valuissent.

Es ist derselbe vernichtende Kampf zwischen Brüdern und Freunden, der freilich anders gestaltet und von einem andern Verhängnis herbeigeführt, im Nibelungenlied vorkommt. Ein weiteres Beispiel, die Geschichte des Ermanarikus, wird unten angeführt.

Wenn es aber wahr ist, dass dem Nibelungenlied Geschichte zum Grunde liegt, so müssen diejenigen eine falsche Ansicht haben, die eine künstliche Übertragung alter aus Asien herstammender Sagen darin finden und das Gedicht auf diese Art entstehen lassen; oder gar den Homer darin wiederfinden, in dem nur an einer Stelle verwundbaren Siegfried, etwa den Achilles. Einmal ist dagegen die Unschuld und Bewusstlosigkeit, in welcher das Ganze sich gedichtet hat, die es gar nicht anders denken konnte, daher die Sicherheit, mit welcher immer das Beste ergriffen worden, und daher alles von so frischem Leben angehaucht ist und fest steht auf deutscher Erde. Es hat alles ein so einheimisches Angesicht, keinen fremden Zug darin. Zu einer solchen Übertragung, die das Fremdartige ganz ausgewischt hätte, gehört ein sehr künstliches Bewusstsein, eine Speculation, die sehr hoch gestanden wäre, um so frei herrschen zu können. Dann aber bewahrt ein Volk das Andenken an seine Herkunft ganz anders. Germanien wurde wahrscheinlich von Scandinavien her bevölkert, nicht in grossen Massen, und die Erinnerung an die Vorzeit, wie bei einem zerstreuten einzelnen Leben leicht möglich, verlor sich gänzlich. In dem Norden aber erhielt sie sich in den Gesängen einer besonderen Klasse, die wohl aus dem Mutterlande sich herleitet, der Skalden. Und welches war die Art? Gerade wie dort von Priestern, so wurden hier in Gesängen einer kurzen, schweren und verwickelten Sprache (wie möchte sonst diese bei den Skalden erklärt werden, da alle unter dem Volk lebende Nationalpoesie so klar und einfach ist?) die Urväter, die Asiaten, als Götter, die Ereignisse der Vorzeit als Mythus dargestellt, als die Philosopheme einer schon gebildeten Nation.

II) Die ursprüngliche Form der Nibelungen, wie überhaupt einer jeden Nationalpoesie, war das kurze Lied oder mit einem uneigentlichen Ausdruck die Romanze. Wen innere Lust und

Kraft dazu antrieb, d. h. wer Dichter war, der besang die Helden der Nation, und weil er sich nicht anders bewegen konnte, nach einem gewissen Takt, nach einem ordnenden Gesetz. So erzeugte sich das Lied mit Rhythmus und Reim.[1]) Keineswegs aber darf dies gedacht werden, als ein festbestimmtes, überall war es ein anderes, wie Sprache, Sitten, Denkungsart oder die Sage verschieden war; denn kein Volkslied wird an verschiedenen Orten übereinstimmend gefunden, dennoch leuchtete aber immer derselbe Grund durch.

III) Die bald sich bildende Klasse von Sängern erweiterte solche Lieder und verband sie zu einem grösseren Ganzen.[2]) Man könnte sagen, dass die Abtheilung in Abenteuer im Wolfdieterich und Nibelungenlied, das aus „alten mæren“ zusammengesetzt ist, auf diese Art entstanden wäre. Solche Gedichte wurden abgesungen vor dem Volk, bei Versammlungen und an den Höfen der Fürsten. Es darf nicht bezweifelt werden, dass in den Stellen, wo die Schriftsteller von dem Absingen der historischen Lieder reden, wovon mehrere oben angeführt sind, diese verstanden werden. Der erste ganz klare Beweis derselben ist die Übersetzung eines derselben in das Lateinische, das Gedicht de prima Attilae expeditione, welches genau mit dem Nibelungenlied zusammenhängt.[3])

[1]) Es ist lächerlich von dem Reim als einer besondern, von andern Völkern erborgten Erfindung zu reden, er führte sich von selbst ein, um den Satz zu einem Ganzen zu beschliessen und abzurunden, wie aus ähnlichem Grund der Refrain bei vielen Volksliedern gefunden wird.

[2]) Etwa wie Herder in richtigem Sinn die Romanzen vom Cid.

[3]) In folgenden Stellen bezieht es sich darauf: V. 5413. [1359, 4.]
dem (Hagen) sin die Wege von kinde herzelichen wol bekant.
V. 6759. [268, 4 Z. 1694.]
ez wurden mine gisel zwei waetlichiu kint:
er (Hagen) und von spane walther die wuchsen hie zeman,
hagenen sande ich widere, walther mit hiltegunde entran
V. 6922. [1735, 274, 4 Z.]
er und der von spane die trafen manigen stic
da si hie bi ezelen vahten manigen wic.
V. 9178. [358, 2, 2—3 Z., 2281, 2. 3.]
nu wer was der uf eime schilde vor dem waschenstein satz
do im von span Walther so vil der friunde sluoc?

IV) Wie die Lieder des Volks, so dauerten auch diese grösseren Gedichte fort stets, mit dem Fortgange der Zeit in veränderter Gestalt. Niemals standen sie in irgend einer fest, und es ist eine ganz falsche Ansicht, die das Nibelungenlied, im Ganzen eben so, wie wir es jetzt haben, gleich anfangs und auf einmal, wie das Werk eines Einzelnen, entstehen lässt, so, dass nur zu gewissen Perioden die Sprache etwas modernisirt worden sei; niemals hatte es eine bestimmte Form, sondern immer beweglich und anschmiegend musste es fast in jedem Munde verschieden sein.[1]) Eben so wenig waren die Grenzen irgend eines einzelnen Gedichts abgesteckt, da in diesem grossen Kreis die ganze Welt, wie sie damals erkannt wurde, aufgestellt war, so blieb jedes Einzelne mit dem Ganzen in Verbindung und hatte seine Stelle darin, wie es auch mit andern zusammengerückt und verknüpft wurde. Darum deuten sie auf einander hin und ergänzen sich. Z. B. das Nibelungenlied wird [weist?] auf den hörnernen Siegfried, wie er die Nibelungen besiegt, mit dem Lindwurme gekämpft und seine Unverwundbarkeit erhalten.[2]) Dann auf die Geschichte des Walthers von Spanien, wovon die Stellen vorhin angeführt sind; nachdem Attila von ihm erzählt, heisst es V. 6762 [268, 4, 1 Z. 1695, 1]:

er gedachte langer mære diu waren è geschehen.

Auch Nodungs Schicksal erwähnt Gotelinde.[3]) — So hatten sie sämmtlich innern Zusammenhang.

Für dieses alles ein Beweis, wird es interessant sein, in einem Beispiel durchzuführen, wie dieselbe Sage bei den verschiedenen Völkern einer Hauptnation sich verschieden aus-

[1]) So war z. B. von Etzels Tod eine verschiedene Sage:

Klage V. 4373. [2161—62 BC.]
sumeliche iehent er wurde erslagen
so sprechent sumeliche nein.

[2]) Nibel.-L. V. 345 ff. [88, 1.]

[3]) Nibel.-L. V. 6528. [259, 5, 3. 4 Z. 1637, 3. 4.]

do gedachte si vil tiure an nuodunges nôt:
den het erslagen witege, des twanc si iæmerliche nôt.

Dieser Witege ist Wittich, Wielands Sohn, von welchem wiederum ein besonderes Gedicht existirt hat.

bildete, mit andern mannigfach verwebte und Namen und Orte verwechselte: das Gedicht von dem König Ermanaricus.

Zuerst Jordanes (de reb. get. cap. 24) erzählt, wie der gothische König Ermanaricus ein treuloses Weib Sanielh von wilden Pferden habe zerreissen lassen, deren Bruder, ihren Tod rächend, den König in die Seite verwundet. Leidend daran sei er lebenssatt, hundert und zehn Jahre alt, gestorben. — Sodann in der Edda des Snorro erscheint doch noch kenntlich dieselbe Sage ausgebreiteter und poetischer. Dämesaga 77.[1]) „König Jormunrekur hörte nun von der Schönheit der Suanhilldur, da sendete er seinen Sohn Randver um sie zu bitten. Und als er kam zum Jonakur, ward Suanhilldur ihm in die Hände gegeben, dass er sie führe zu dem Jormunreke. Da sagte Bicke, Rathgeber des Königs (er fuhr mit Randver dem Sohne Jörmunreks), es wäre besser gethan, dass Randver sich der Svanhillde vermähle, da sie beide jung wären. Darauf sagte Bicke solches dem König, da liess Jörmunrek seinen Sohn greifen und zum Galgen führen, da griff Randver seinen Habicht und pflückte ihm die Federn ab und bat ihn zu senden seinem Vater, und als Jörmunrek den Habicht sah, da kam ihm in den Sinn, dass er war federnlos, so auch wär sein Reich verlassen, da er wär alt und sohnlos.“ Dämesaga 78. Schwanhilldur Ermordung und von Hamde und Saurla den Brüdern. „Da liess Jormunrekur, als er aus dem Wald ritt mit seinen Leuten vom Jagen und Svanhilldur sass beim Haarwaschen, über sie reiten und sie unter den Füssen der Rosse zertreten. Und als dies Gudrun hörte, rief sie ihre Söhne, zu rächen Svanhildur, und wie sie zur Fahrt eilten, da gab sie ihnen Panzer und Helme, und so stark, dass nicht ein Schwert sie verletze, und gab ihnen Rath, dass, wenn sie zu dem Jörmunrek kämen, sie zu ihm gehen sollten zur Nacht da er schlafe. Saurla und Hamder sollten Hände und Füsse von ihm hauen, und Erpur das Haupt.“ Aber Erpur wird unterwegs von den beiden andern Brüdern getödtet, die zwar zu dem Jörmunrek dringen

[1]) Ex edit. Resenii. Hier eine wörtlich treue Übersetzung des isländischen Texts.

und ihm im Schlafe Hände und Füsse abhauen, doch können sie ihn nicht tödten, da Erpur fehlt, der ihm das Haupt abschlagen sollte. Daher werden sie selbst von des Königs Leuten todt gesteinigt. Mit ihnen gieng das ganze Geschlecht zu Grund. — In der Edda, die dem Sämund zugeschrieben wird, kommt ebenfalls die Sage vor. Brynhilde auf dem Scheiterhaufen prophezeit:

„Swanhilde werden Biccos Rathschläge vernichten,
Es lebt Jormunreecr zum Unglück anderer."

Saxo Grammaticus (historia danica lib. 8. p. 156. 157. ex edit. Stephanii) stimmt, bei manchen kleinen Abänderungen, im Ganzen damit überein. Jarnericus hatte den Bicco, eines Königs Sohn, seiner Brüder beraubt und dieser Rache suchend schmeichelt sich ein und verführt ihn zu dem Abscheulichsten. Auf sein Anstiften ermordet er zwei Schwestersöhne in Deutschland und treibt ihn, gegen seine Blutsfreunde zu wüthen. — — Sein Sohn, der Broderus heisst, wird nur scheinbar an den Galgen gehängt, und wie dessen Lieblingshund zu klagen anhebt und der Habicht die Federn sich selbst auszieht, sendet der König, solches als Vorbedeutungen betrachtend, hin und lässt ihn unbeschädigt abnehmen. Suavilda wird fest an die Erde gebunden und soll von Pferden zerrissen werden. Aber sie war (erzählte man) von solcher Anmuth, dass selbst die wilden Thiere, erschrocken, die schönen Glieder mit ihren schmutzigen Füssen nicht berühren gewollt, bis Bicco, herbeieilend, Leib und Gesicht zur Erde hinwenden liess. — Auch in der Volsunga Saga kommt die Erzählung davon vor. Torfäus (in serie dynastar. ac regum Daniae. Hafniae 705. 4. p. 326—28) führt sie an, wie sie von seinen Landsleuten erzählt werde: fast wie in der Edda, der Sohn heisst Randver, und die Thiere wollen eher nicht die Suanhilde anrühren, bis ihr Gesicht und der schimmernde Glanz ihrer Augen bedeckt ist.

Wie verschieden wird nun in Deutschland diese Sage gefunden und dennoch in denselben Grundzügen: ein König durch die Anschläge eines Rachsüchtigen verleitet, tödtet Kinder und Verwandte und muss so sich selbst verderben. Was dort ausführlich erzählt wurde, ist hier kaum angedeutet und umgekehrt,

hier hat die Poesie bei einem Punkt verweilt und ihn entfaltet (z. B. die Ermordung der Geschwisterkinder), der dort nebenhin angeführt war, so auch sind die Fäden, mit welchen die Sage dort an andern hieng, hier ganz verschieden eingeschlungen. Die schöne Erzählung z. B. von der Schwanhilde fehlt in den deutschen Recensionen.

Das Dasein dieser Sage in Deutschland kann schon aus einer Stelle des Wolfram von Eschilbach (lebte am Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts) in seinem Parcival bewiesen werden, worin er darauf anspielt:

V. 12577. [421, 23—28.]
Gibche [Silche] nie swert erzoch,
er was ie bi den da man vloh;
doch muose man in vlehen.
groze gebe und starchiu lehen
enpfieng er von E[r]meriche gnuoch,
nie swert er doch durch helm gesluoch.

Erhalten ist sie für uns nur in der Übersetzung der Wilkina Saga, wo sie cap. 249 ff. vorkommt:

Ermenrekur, ein mächtiger König, dessen Gebiet bis an die Bulgarei (Bolgeraland), Griechenland und das adriatische Meer sich ausdehnte, sendet einen seiner Räthe Sifka nach der Stadt Farkastein, um Streitsachen zu beendigen. In seiner Abwesenheit verführt er dessen Gemahlin Odilia mit Gewalt. Sifka erfährt von ihr die erlittene Schmach und rächt sich nun, dass er den König verleitet, seine Kinder und Anverwandte umzubringen. Zuerst veranlasst er, dass dessen Sohn Fridrek zu dem König Osantrix in Vilkinaland geschickt wird, dort lässt ihn Sifka von dem Burgvogt, seinem Anverwandten, ermorden, und Ermenrekur muss die Schuld auf Osantrix schieben. Der andere Sohn Reginbald wird vom Sifka genöthigt, auf einem zerbrechlichen Schiff eine Fahrt zu unternehmen, und er versinkt mitten auf dem Meer. Auf einem Jagdzug klagt er darauf den dritten Sohn Samson an, dass er seine Tochter geschändet, der erzürnte Vater greift den schönen Jüngling an den Haaren und wirft ihn vom Pferd, wo er alsbald von den Thieren zertreten wird. Wie der König nach Haus kommt, wird ihm die Nachricht von Reginbalds Tod gebracht, und

nun ist er kinderlos; Eddgard und Aka, Geschwisterkinder des Königs, beschuldigt Odilia böser Sitten, und als strebten sie der Königin nach. Ermenrekur nimmt sie nach tapferer Gegenwehr gefangen und lässt sie aufhängen. Gegen den König Dieterich, seinen Verwandten, reizt ihn Sifka zum Krieg, dass dieser sein Reich verliert. Wie Ermenrekur todt ist, sucht Sifka die Regierung zu erlangen. — Doch wird dieser Verräther endlich von Alebrander (einen Sohn des alten Hildebrand) im Kampf getödtet.[1])

Der Anhang des Heldenbuchs erzählt nun folgender Gestalt[2]): „Der Berner hat noch drey Brüder. einer hiess Ementrich. der ander Künig Harlung. der drit der jung Dieterich der erschlagen ward. Zu wissen das keiser Ementrich ein marschalk hat. der hyess der getru Sibiche, der hette gar ein schöne frumme Frawen. die het der keiser geren beschlaffen. Das wolt sy jm nit verhengen. do gedachte er den Marschalk hinweg zu schicken. do musste er tzwölf Wochen auss syn. — — Do ward ein böser Fund erdacht mit bösen Weibenn das sy muste synen willen thun über jres hertzen willen. Vnd mit grossem Leid. also ward sy gar sehr betrübet biss an jr ende. Do nun Sibich jr man her heim kam. do saget jm die frawe wie die Sach ergangen was. Do sprach Sibich nun byn ich allwegen ein getreuer frummer man gewesen und ward mir der Nam geben der getreu Sibich. nun wil ich werden d'vngetrewe Sibich. Vnd darnach sprach er tzu synem herren keiser Ementrich. er solte syns Bruder kinden jr landt vnd eyn schloss nach den andern abgewinnen. das was das landt in dem preüssgawe vnd vmb brisach. wa syn Bruder Harlinge hete gelassen tzwen süne. die waren zwen jung starck kunig. do was der getreu Eckart den zweyen künigen zu vogt vnnd zuchtmeister geben. Vnd was gesessen auff eyner Burge nydwendig Brisach also schickt der König nach den jungen Harlingen seines Bruders kind vnd liess sy hencken.“ Nun folgt, wie der getreue Eckart mit dem Berner dem Ementrich ins

[1]) Wilkina Saga cap. 378.

[2]) Nach der Ausgabe von 1509. Eine Vergleichung dieser mit einer andern s. l et a. aus dem 15. Jahrhundert giebt wenig Abweichungen.

Land fällt, dass er entfliehen muss, doch hat er acht Helden des Dieterich gefangen, und um diese zu befreien, giebt letzterer Ementrichs Söhne und das eroberte Land zurück.

Hier also ist der treue Eckart mit hineingeflochten, der auch zu den altdeutschen Helden gezählt werden muss; im Rosengarten zu Worms kämpft er mit dem Hagen. Seine Treue an den jungen Harlingen erwarb ihm den schönen Beinamen. Agricola in seinen Sprüchwörtern [1]) erzählt das auch, nur dass er nach diesem den Ermentfried tödtete. Sibichs Falschheit scheint ebenfalls sprüchwörtlich gewesen zu sein. In den Fragmenten und kleineren Gedichten im dritten Band der Müllerischen Sammlung (pag. XV. col. 6. v. 47.), wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert, heisst es:

venützen sübichen ist manig guot geselle entwichen.

Dieses Beispiel zeigt recht deutlich den Gang, welchen die Poesie nahm. Wie, was in frühster Zeit geschah, sich ausbreitete nach allen Gegenden und nun Gestalt, Ton und Colorit erhielt, von der Region, in welche es gepflanzt wurde, und so überall eingehend in den Charakter und das Leben, überall Eigenthum und einheimisch ward. Eine solche auch ist die Wahrheit dieser Sagen: nicht eine diplomatische, sondern eine innere, welche auf lebendigem Begreifen und Anschauen ruht, bei der wir aber mehr gewinnen, als bei jener, eben weil diese nur uns lebendig ansprechen kann.

V) Erst zu der Zeit, wo die deutsche Schrift aufkam, im 12. und hauptsächlich im 13. Jahrhundert konnten die Dichtungen mehr fixirt werden, durch eine zufällige, das Gedächtnis eines Einzelnen unterstützende Aufzeichnung. Denn Zufall war es allerdings, keine innere Nothwendigkeit bei einem immer fortlebenden Volksgedicht, welche das Nibelungenlied erhielt, wie es im 12. Jahrhundert war. Wie wäre es sonst zu erklären, dass von so vielen Nationalgedichten, deren Existenz in jenen Zeiten erwiesen werden kann, nur so wenige auf uns gekommen,

[1]) No. 667. Hagenau 1534 bei dem Sprüchwort: du bist der trewe Eckard, du warnest jedermann; was sich auf die Sage vom Tannhäuser bezieht, wo er auch vorkommt.

währenddem fast alle Producte der Ritterpoesie, auch die unbedeutendsten, oft in zahlreichen Abschriften sich erhalten? So wie übrigens allzeit das Gedicht verschieden war, so musste es auch jeder Originalcodex werden, und höchst wahrscheinlich hat z. B. auch eine in der Erzählung abweichende Recension von dem Nibelungenlied noch existirt, nämlich diejenige, aus welcher im Anhang des Heldenbuchs ein Auszug gegeben, und die übereinstimmt mit der in der Wilkina Saga. Merkwürdig ist es auch, wie die grösseren Ergänzungen des Münchner Manuscripts (die man in der Edition von Hagen findet) ganz wie bei Volksliedern, wiewohl genau einpassend, doch auch, ohne den Sinn zu zerstören, weg sein können.

Es scheint, dass bis zum zwölften Jahrhundert die deutsche Poesie in ihrer Eigenthümlichkeit fortgeblüht habe, immer reicher und anmuthiger, und fände sich das Nibelungenlied in früheren Zeiten aufgeschrieben (wozu jedoch wenig Wahrscheinlichkeit ist), so würde es kürzer, unbehülflicher in Worten, aber in grösserem und strengerem Stil sein, denn das ist der Gang des menschlichen Geistes, dass er in seiner Fortbildung immer mehr nach Abrundung und Anmuth strebt, in welche die Grossheit der ersten Idee allmählich versinkt und endlich ganz verschwindet. Jenes Entferntsein von fremden Einflüssen gereichte ihr allerdings zum Vortheil, denn da die Bereicherung nur durch Einzelne bewirkt werden konnte, so musste der Vortheil eines grösseren Umfangs verschwinden, dadurch dass die Nationalsage nun durch die fremdartige, individuelle Bildung des Erwerbers gefärbt, aufhörte dem Volk eigen zu sein und daher an intensiver Grösse verlor, was an extensiver gewonnen ward. Überhaupt nichts ist misslicher, als wenn die Cultur einer Nation nicht in ihrer eignen Natur gegründet, sondern durch eine fremde gewaltsam fortgetrieben wird: es entsteht dann eine Spaltung zwischen den Einzelnen, die auf einen höheren Punkt durch fremde Hülfe sich gearbeitet, und zwischen der Totalität der Nation, welche auszufüllen jene sich umsonst bemühen, die vielmehr immer grösser wird, da das Fortschreiten des Einzelnen ungleich leichter ist. Diesem Umstand muss es auch zugeschrieben werden, dass sich durchaus keine eigen-

thümlich deutsche, das heisst, aus deutschem Geist hervorgegangene Literatur sich [eher?] entwickelte, als erst in späten Zeiten. Alle Bildung sollte damals durch eine schon vorhandene fremde gegeben werden, und was aus eigener Kraft in die Höhe dringen musste, das sollte ein in fremdem Klima gewachsenes Grün sich auf die Spitze setzen und damit zusammenwachsen, um sogleich fertig zu sein.[1]) Diejenigen, denen die geistige Ausbildung oblag, die Priester, holten an den meist getrübten Quellen der Vorzeit Weisheit und sehr verschiedenartig zusammengesetzte Kenntnisse, die dem Volk nichts nutzten, weil es sie nicht begreifen konnte, statt an der rechten Quelle zu schöpfen, deren Trank allein erfrischt und begeistert. Den meisten gab die Unwissenheit anderer einen Schein, die übrigen waren nur, nach der Beschaffenheit ihres Erwerbs, ein Anhang zu jener Cultur. Daher ist es auch gekommen, dass sich nicht, wie bei den Griechen, aus dem Vorrath alter Nationalsagen eine deutsche Historie entwickelt hat, lateinisch und nach lateinischen Vorbildern (am häufigsten copirte einer den andern, und man findet oft dieselben Worte bei vier bis fünf Geschichtschreibern wieder) wurde sie behandelt, weder im Geiste kritischer Forschung noch mit treulichem Glauben an alte Sagen.[2]) Die guten Chronikschreiber fangen auch erst spät an, etwa mit dem 14. Jahrhundert, als Städte und jene tüchtige bürgerliche Bildung zu werden anfieng. Auffallend ist, wie, was von fremden Bestimmungen entfernt, dem Nationalgeiste treu bleiben konnte, allmählich bis in die schönste Blüthe ausgewachsen ist: Baukunst und Malerei. Von letzterer beweisen gesammelte Zeugnisse eine frühe Existenz und deuten schon im 12. und

[1]) Um eine fremde Literatur einführen zu können, ist die Universalität der jetzigen deutschen Bildung nöthig, die aber eben deshalb auch im Ganzen charakterlos ist. Wenn sich die Franzosen wehren, eine fremde Literatur anzuerkennen, so hat dies an sich gute Gründe, nur nicht die, welche sie anführen.

[2]) Schon Jordanes (de reb. get. cap. 5) sagt, bei der Sage, dass die Hunnen durch ein Pferd aus der Gefangenschaft in Brittanien oder einer andern Insel befreit worden, vornehm: nos potius lectioni credimus, quam fabulis anilibus consentimus. Und doch mögen ihm Geschichtschreiber, die das kritische Princip bis zur Manier treiben, wie Adelung, in nichts trauen.

13. Jahrhundert auf eine grössere Ausbildung, als man gewöhnlich glaubt.[1])

Und überhaupt auf alles, was einer gelehrten Nachforschung und wissenschaftlicher Bearbeitung willig entbehrend, nur ein reiner Abdruck schöner Menschlichkeit war, darauf hatte dieses fremde Wesen keinen Einfluss. Daher auch nicht auf die deutsche Nationalpoesie. Wie Ludwig der Fromme, nach der oben angeführten Stelle, so bald er in diesen Geist kam, die Volkslieder verachtete, welches gewiss die allgemeine Stimme solcher war, so standen auch auf der andern Seite die vielen lateinischen Gedichte, nach der Form zwar der römischen, aber fast sämmtlich, selbst ohne einen Anstrich von Poesie, der Nation ganz fern und gehören sicherlich nicht zu einer deutschen Literatur, in dem Sinn, in welchem sie vorhin angegeben wurde.

In dem Anfang des zwölften Jahrhunderts wurde Deutschland mit dem Orient bekannt. Nichts ist mächtiger für die Entwicklung eines Volks, als die Berührung mit einem fremden. Vielfach waren die Einwirkungen eines solchen Ereignisses auf Leben, Sitten und Cultur der Deutschen[2]), der Handel erhielt eine grosse Ausdehnung, und in der Natur, welche er jetzt gewann, musste er in alle Zweige des deutschen Wesens eingreifen. Fremder Luxus wurde eingeführt, Indien gab seidene Gewande, Edelgesteine, Perlen, Spezereien, Asiens edle Früchte wurden einheimisch, und eine grosse Heerstrasse mit allen Herrlichkeiten des Orients beladen, zog sich, wie ein reichgesticktes Band, von Byzanz her an der Donau durch Deutschland, dann bis in das nordwestliche Europa hin und theilte Reichthümer aus. Die Bekanntschaft mit Griechenland, die Freiheit, Ausbildung und Bereicherung des Geistes, die Reisen geben, die erleichterte Verbindung unter sich, das alles musste eine totale Umänderung zur Folge haben. So war es auch. Dieser

[1]) Zu Cölln sollen sich Schätze altdeutscher Bilder befinden, die durch ihre Schönheit und Ausbildung eine ganz andere Meinung von deutscher Kunst und Entwicklung geben.

[2]) S. Heerens vortreffliche Preisschrift: Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge. Gött. 1808.

Handel war die Grundlage, auf welcher Städte, Stapelplätze, in denen sich der Reichthum häufte, erbaut wurden, und jener bürgerlichen Verfassung, die sich so kräftig gezeigt hat. Bisher waren fast nur Edle und Leibeigene, jetzt gab es auch Bürger, als die Vereinigung eines thätigen mit einem stolzen und edlen Leben. Und so hatten die Kreuzzüge die ganze politische Ansicht umgewälzt, die Hierarchie und das Feudalsystem, durch sie auf die höchste Spitze getrieben, wurden durch sie auch vernichtet, und es erzeugte sich ein republikanisches Princip, unter welchem allein der Handel gedeiht.

Was kann reizender sein, als das Bild einer Stadt des Mittelalters? Künste, die nur Reichthum ernährt, zogen herbei, kunstreiche Kirchen und öffentliche Gebäude stiegen auf in den sichernden Mauern, grün bepflanzte Plätze erheitern die zutraulichen Wohnungen, und darinnen ein arbeitsames, reges Schaffen neben aller Lust im Spiel, Scherz, Tanz und Kriegsübungen. Eines gegründeten Reichthums sich bewusst, giengen die schöngekleideten Bürger daher, stolz auf ihre Freiheit, tapfer sie vertheidigend gegen jede Anmassung, grossmüthig in Geschenken, ehrbar und streng in ihrer Familie und fromm vor Gott. Was ist grösser, als das Wirken eines Bürgermeisters, Rudolf Stüssi, und sein Heldentod[1]), und wie poetisch erscheint an einem Johann Waldmann der überfliessende Strom eines vollen, freudigen Lebens, noch liebenswürdig in allen Fehlern, und die rührende Hoheit, mit der er das Gerüst besteigt[2]).

Wie das Leben allzeit die Poesie begleitet, so musste dieses Eingreifen einer neuen Zeit auch ihre Saiten anrühren. Es entstand eine Poesie, deren Charakter der Widerschein dieses Lebens war: Lust, Anmuth, Scherz, mit all der Freiheit und dem Übermuth, den Reichthum und ein sorgenreiches Leben giebt, durchhin tüchtig und gesund, auch wol derb. Wenn die Poesie dieser Jahrhunderte (vom 14ten bis ins 16te) nicht so gross und weltumfassend war, wie die der epischen Zeiten, so

[1]) Müllers Schweizer-Geschichte III, 704.

[2]) Leonhard Meister berühmte Züricher. I, 124. Müllers Schweizer-Geschichte V. 1, S. 365 ff.

wird doch niemand diese Fröhlichkeit, dieses mehr häusliche Wesen ohne Ergötzen ansehen können. Man dürfte sagen, dass jene einen tragischen, diese einen komischen Charakter hat. Doch wie alle Scheidungen in der Natur niemals streng durchgehen und auch nicht sollen, so fehlte es auch dieser Periode nicht an Poesie, die voll Tiefe und Schönheit ist, denn die besten Romanzen, die wir noch haben, sind darin entstanden. Aber als Hauptfrüchte derselben sind jene lustigen Spiele voll Tollheiten, Narrenfeste und Gesellschaften, eine Menge lächerlicher Erzählungen, vor allem aber das Lalenbuch in seiner gediegenen Vortrefflichkeit, ganz als echtes Volksgedicht von selbst entstanden und überall bekannt, anzuführen. —

So wäre mit kurzen Zügen die Entstehung der deutschen, d. h. aus deutschem Geist entsprungenen Poesie angedeutet, deren ausführliche Entwicklung nicht der Gegenstand einer solchen Abhandlung sein kann. Allein noch etwas bleibt zu erläutern übrig, dasjenige, was bei weitem als das Wichtigste und als der Anfang deutscher Poesie betrachtet wird: die romantische Poesie des Mittelalters.

Unsere Ansicht ist schon dadurch ausgesprochen, dass ihrer bei der Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts, wo sie blühte, keine Erwähnung geschah. Sie gehört nicht zu ihr, sie ist eine besondere Erscheinung in jener Zeit, weder direct eingreifend in das Wesen echt deutscher Poesie, noch weniger aus ihr hervorgehend, und kann daher nur als solche dort einen Platz haben. Um diese Meinung recht deutlich hervortreten zu lassen, sollte hier erst ihre Entstehung und ihr Verhältnis zu der Nationaldichtung erörtert werden.

Die Kreuzzüge regten zwar anfangs meist nur Frankreich, bald aber ganz Europa auf, aus all der cultivirten Welt zogen die Edlen zu dem heiligen Streit. Solch gleiches Streben, gleiche Lebensweise, Gefahren und Freuden mussten nothwendig eine nähere Bekanntschaft der verschiedenen Völker bewirken. Deutsche wurden mit Franzosen oder den welschen Völkern, wie man alle südlichen nannte, verbunden, und wie grössere Lebendigkeit und Mittheilung anerkannt zu dem Charakter der letztern gehört, so lernten jene ihre Sprache und bald auch

ihre Poesie kennen. Man weiss, dass sie ihre Troubadours und Jongleurs mit sich nahmen, und diese, wie sie selbst, sangen Liebeslieder, Tensons usw. Auch war es gewöhnlich, dass, ehe die Schlacht anfieng, von den Thaten ihrer Vorfahren, von Rolland und der Schlacht in Roncisvall gesungen wurde [1]). Sodann lebten damals viele französische Dichter, welche diese Nationalsagen und die von dem Könige Artus, vermischt mit manchem von dem Märchenhaften und Zaubereien des Orients, in Verse brachten und aufschrieben. Die Deutschen trugen Gefallen an diesen anmuthigen Dichtungen, und sie mochten allen, welche die fremde Sprache erlernt hatten, bekannt genug werden.

Und was schien würdiger und rühmlicher Kenntnisse zu zeigen, als in Übersetzungen sie auszubreiten und Freunden mitzutheilen? So wie nicht allein Deutsche den Kreuzzügen beigewohnt hatten, so verbreiteten sich auch in andern Ländern diese Poesieen, in Italien, im Norden, ja selbst bis Island sind sie hingedrungen. Man sagt gewöhnlich schön: damals klang eine Poesie durch die ganze Welt, welches aber nur auf diejenigen gezogen werden darf, welche sich im Ausland damit bekannt gemacht hatten, von der Nation nicht, eine jede hat sich ihrer eigenthümlichen, bei ihr einheimischen erfreut. Schon damals verleugneten die Deutschen ihren heutigen Charakter nicht, sie waren am fleissigsten: was sich nur aufbringen liess von fremden Büchern, das wurde übersetzt, und es ist nicht zu verwundern, dass manches sehr Mittelmässige und ganz Schlechte nicht verschmäht wurde in solchem Eifer. Auch die Liebeslieder wurden eingeführt (wahrscheinlich nur das wenige übersetzt, das man nachgewiesen hat) und hierin wurden die Vor-

[1]) Dies bezeugen viele Stellen, die man in Adelungs Abhandlung über das Rollandslied oder auch bei Eichhorn in der Culturgeschichte gesammelt findet: dort hat man aus diesen Stellen auf ein einziges Rollandslied geschlossen und sich nur verwundert, wie, was so lang und noch so spät existirt habe, nicht aufzufinden sei. Es hat niemals in diesem Sinne existirt. Wie könnte auch ein festbestimmtes Lied die Jahrhunderte lang, durch welche die Zeugnisse gehn, und wo schon die Sprache eine ganz andere wurde, unverändert sich erhalten haben?

gänger gewiss übertroffen, bei dem tiefern Gefühl und der Herzlichkeit, die nach Süden hin nie so gewurzelt hat. Die deutsche Gründlichkeit durfte nicht fehlen, und so thaten sich viele zusammen, Regeln zu bestimmen über Form und Manier, bei denen man festhielt und die immer mehr erweitert wurden.

So entstand die romantische Poesie des Mittelalters in einer geschlossenen Gesellschaft mehr Gebildeter, Adlicher, zu denen sich auch wol Fürsten gesellten, weil es ehrenvoll schien, solch edle Kunst zu treiben. Was nicht gerade aus dem Leben gekommen, sondern Product einer gewissen Ausbildung war, das konnte der Schrift nicht entbehren, daher wurden diese sämmtlichen Gedichte auf das Pergament gebracht, und weil wir derselben eine grosse Anzahl annoch haben (die alten sind meist Prachtexemplare vornehmer und reicher Herrn), so ist darnach der Werth der deutschen Poesie berechnet, und diese für die einzige damaliger Zeit und ausgebreitete unter dem Volk gehalten worden. — Fragen wir nun, wie sie sich zur Nationaldichtung verhielt?

Kunstpoesie, d. h. die mit Bewusstsein und Absicht gedichtete, ist in ihrer Idee eben so vortrefflich, als Natur- oder Nationalpoesie, denn wenn sie echt ist, setzt sie diese nur fort, das heisst, wo diese untergeht und sich nicht mehr neu erzeugt, da bildet sie z. B. durch Belesenheit erworbenen Stoff in dem Geist der Nation mit all dem, was ihr eigenthümlich ist, um, damit es einheimisch werden kann. Hans Sachs ist in diesem Sinn Kunstdichter und Nationaldichter zugleich. Es gehört dazu ein klares Umfassen und Beherrschen des Stoffs, und die Individualität des Dichters verliert sich gänzlich in derjenigen der Nation, oder vielmehr sie wird noch mehr geläutert und steht wiederum rein in dieser. Wo dieses Verhältnis aber eine andere Mischung hat und nicht in gleichen Theilen sich abrundet, da entsteht mehr oder weniger Manier, und in demselben Mass steht die Poesie von dem Volk entfernt und kann nicht zu ihm gelangen.

So war es hier. Abgesehen, dass eine Kunstpoesie überflüssig war, wo die Nationaldichtung noch lebendig lebte, so war diese romantische Poesie nicht nur Kunstpoesie, sondern

auch Manier, ganz ausser dem Geist des Volks. Es war die Poesie einer gewissen Klasse, zu ihm gelangten diese Pergamentbücher nicht, und wäre auch umsonst gewesen, da [es] sie nicht lesen konnte. Wer glaubt, dass diese unrhythmischen Rittergedichte in ihrer Länge abgesungen wurden, oder dass die mit einer höchst verfeinerten Sentimentalität gedichteten Minnelieder jemals Volkslieder sein konnten?

Vielmehr standen sie in einem reinen Gegensatz zu der Nationaldichtung. Das Volk behielt seine Lieder von Dieterich von Bern und den alten Helden. Manche Chronikschreiber erwähnen dies[1]). Eben so hatte es seine Sänger von Profession, ein solcher (arte cantor) sang, wie Saxo Grammaticus erzählt[2]), dem Canut (lebte unter Nicolaus gegen das Jahr 1132), um ihn vor einem hinterlistigen Mord zu warnen, unterwegs in einem schönen Gedicht von der bekannten Treulosigkeit der Chriemhilde gegen ihre Brüder. In dem Rosengarten zu Worms sagt Chriemhilde zum Dieterich:

ich hör von dyner Kunheit so viel singen und sagen.

Diese Zeugnisse reden zu deutlich und weisen jeden Zweifel an ihrer Existenz zurück, der vielleicht daraus entstehen könnte, dass uns fast kein einziges Lied aus diesen Zeiten übrig geblieben[3]). Es ist, wie schon oben gesagt wurde, sehr begreiflich, dass sie nicht aufgeschrieben wurden, da sie nur in dem Munde und Gedächtnis des Volks fortdauerten, das keine Kunde

[1]) Chronicon Quedlinburgense aus dem 12. Jahrhundert: hic est ille Thiedericus, de quo cantabant rustici olim. Das olim kann nur bedeuten: sonst, auch, denn dass es immer noch geschehen, und später, bezeugen andere Citate.

[2]) Hist. danic. lib. XIII. p. 239. quod Canutum saxonici et ritus et nominis amantissimum sciret — sub involucro rem prodere conabatur. Igitur speciosissimi carminis contextu aotiasimam Grimildae erga fratres perfidiam memorare adorsus: famosae fraudis exemplo similium ei metum ingenerare tentabat.

[3]) Das bekannte Lied von dem alten Hildebrand kann hierher gerechnet werden und zugleich ein Beispiel sein, wie die einzelnen Lieder in ein Ganzes einrückten: denn in der Wilkina Saga cap. 376. findet man es im Zusammenhang mit dem Cyklus.

der Schrift hatte, die andern aber mit Verachtung sie betrachteten. — Auch für spätere Zeit (14. — 16. Jahrhundert) fehlt es nicht an hinlänglichen Anzeigen. Die Sage vom Nibelungenhort kommt als Sprüchwort öfters vor, z. B. in einem allegorischen Gedicht über die Treue (Manuscript p. m. 61.) heisst es:

hastu der Niblung hort
dort funden in dem buch?

ebenso in der Mörin des Hermann von Sachsenheim (geschrieben 1453.) fol. 5 a. (ed. 1512.):

het ich gehebt den nobling hort
und allen schatz von yndien.

Merkwürdig hat sich das Andenken noch in Ortsnamen erhalten[1]), und um von manchen deutlichen Hindeutungen nur folgende zu erwähnen, Fischart erzählt[2]), dass der hörnerne Siegfried am neuen Thurm zu Worms, gegenüber dem Rhein, abgemalt gestanden: und zu Verona sah man die Wohnung des Dieterich von Bern[3]). Von den Zeugnissen, welche direct auf die Lieder sich beziehen, wird es hinlänglich sein, diese anzuführen: Jacob Twinger von Königshoven (1386) in der elsassischen Chronik (ed. Schilter. p. 86): „Dieterich von Berne, von dem die Geburen so viel singent und sagent.“ Aventin († 1534) Bairische Chronik S. 259 a. (Frankf. 1580.): Dieterich von Bern „unser Leut singen und sagen noch viel von ihm, man findet nit bald ein alten König, der dem gemeinen Mann bei uns so bekannt sey, von dem sie so viel wissen zu sagen.“ In seiner lateinischen Chronik sagt er vom Rüdiger von Be-

[1]) S. die geistreich geschriebene Abhandlung über [den gehörnten Siegfried und] das Nibelungenlied von Görres in der Zeitung für Einsiedler [No. 5, 15. April 1808, S. 36—40. No. 8, 26. April, S. 57—64].

[2]) Geschichtsklitterung ed. 1582. c. 56.

[3]) Epistolae virr. obscurr. Romae 1570. Vol. 2. „et una sabbatorum venimus ad Veronam — et vidimus ibi domum Ditherici de Bern, ubi ipse habitavit, et ibi superavit et mortificavit multos gigantes, qui bellaverunt cum ipso.“

chalar: armorum Martisque studiosissimus, inclytus fabulis et Teutonum carminibus. Nach M. Goldast (erste Hälfte des 17. Jahrh.) sang man nur noch hin und wieder: in praefatione Tomi III. constitutionum imperialium sagt er: nemo princeps (Theodoricus), cuius quidem memoria superest, Theutonorum carminibus celebratior ullus fuit, quae passim a vulgo nostrate in Germania, Dania, Suedia et Hungaria decantantur.

Auch dass jene grösseren Heldendichtungen fortgedauert im 13. Jahrhundert, kann bewiesen werden. Sie wurden in dieser Zeit von einem Ausländer gesammelt, und so ist uns der grösste Theil derselben indirect erhalten worden in der Wilkina Saga, von welchem wichtigen Buche unten ausführlicher die Rede sein wird. Bei einer kaiserlichen Vermählung hörte der Bischof Biörn aus Norwegen diese Gedichte vorlesen, sammelte sie, und wie an andern Orten in Münster und Bremen von angesehenen Männern dieselben Sagen erzählten, stimmten sie auf eine merkwürdige Art damit überein. Was ausser dem Bekannten sich noch erhalten hat, das befindet sich in einer Sammlung, welche im Jahr 1460 der Herzog Balthasar von Mecklenburg durch einen von Roen veranstaltete, und welche jetzt in Dresden sich befindet.

Manche Anspielungen auf diese Nationalgedichte erhalten die Werke der romantischen Poeten, aber nicht in Verehrung, sondern nur nebenher fast mit Geringschätzung. Es ist dies zwar auffallend, aber ganz in der Ordnung, denn nichts verblendet so sehr, als das erste Verlassen der Natur, das Anheben einer Manier und einer besondern Cultur. Sie hielten sich zu vornehm, um zu der Poesie des gemeinen Mannes herabsteigen; währenddem sie mit Ängstlichkeit ergriffen, was das Ausland nur geben konnte, hat kaum einer oder zwei (z. B. der Verf. der Klage und des kleinen Laurin) seinen Stoff aus den Volkssagen genommen, wodurch indessen nichts verloren gegangen, denn eben diese Bearbeitungen sind in ihrer Manier, die vernichtend sein musste. Deutlich spricht Wolfram von Eschilbach in dem Tyturell (ed. 1477. fol. 164 a.):

So singent vns die blinden,
das syfried hûrnein were
durch das er vberwinden
auch kunde einen trachen freysebere
und von des blute ward sein fel verwandelt
in horne stark für wapen
die habent sich an warheit misshandelt.

Es ist charakteristisch, wie diese kritische Ansicht gelten muss, um eine Geringschätzung gegen die Blinden, d. h. gemeinen, albernen Leute begründen zu können, bei dem festen Glauben an die Wahrheit der romantischen Poesie. Vielleicht mag die christliche Religion auch etwas gewirkt haben, um gegen diese Sagen, voll von dem Volksglauben an eine alte Zeit, wo Riesen in furchtbaren Höhlen wohnend, die Welt beherrschten, zu streiten. Gottfried von Strassburg sagt im Tristan, V. 16555:

daz selbe hol (Höhle) was wilint [1]) e (ehemals)
under der heidenischen e (Ehe. Religion)
vor kormeis (?) jaren
da risen da herre waren

Am häufigsten wird das Nibelungenlied erwähnt [2]), welches vielleicht, als der Mittelpunkt und das herrlichste von allen,

[1]) Wieland. Bezieht sich ebenfalls auf die Sage von Wittich, Wielands Sohn. S. p. 102, N. 3.

[2]) Hier nur folgende Beispiele: Wolfram von Eschilbach im Parcival V. 12550 ff. [420, 26 — 421, 10]

ich tæte e als rumolt
der kunec gunther riet
do er von wormeze gein den hiunen sciet
er bat in lange sniten hæu
vnd in some chezzel unbedrau
der lantgrave elleus riche
sprach ir redet den geliche
als manger weiz an in furwar
iwer zit und uwer jar
ir ratet mir dur ich wolt idoch
vnd sprechet ir tætet als riet ein choch
den chuenen niblungen
die sich unbetwungen
uz huoben da man in rach
daz sivride davor gesach.

am meisten bekannt gewesen zu sein scheint (und darum erhalten wurde; so ist es tröstlich zu sehen, wie die Zeit immer das Grösste doch dem Untergang entreisst, eben weil sie das beste Urtheil hat, z. B. auch den Homer). Andere Stellen sind wichtig, indem dadurch die einzelnen Gedichte nachgewiesen werden können, die damals existirten, dies gehört aber für das Detail, der hier nöthige Beweis ist hinlänglich mit diesen geführt; einige werden noch unten vorkommen, und die oben bei der Geschichte des Ermanarikus citirten können ebenfalls hierher gezogen werden. —

Nichts konnte an Inhalt und Geist der Darstellung mehr von einander abweichen, als diese romantische und Nationalpoesie. Diese war ein grosses allesumfassendes Bild der deutschen Vorzeit, von den grössten Heldenthaten und Kriegen bis zum häuslichen Leben herab. Wie wir die Kämpfe der Männer, den Untergang ganzer Nationen ansehen, so werden wir auch in die Wohnungen der Frauen geführt und hören, wie sie einsam vertraulich ihre Träume erzählen und deuten, und wie die Mutter ihre züchtige Tochter warnt, nicht zu sehr der Liebe sich zu verreden. Ja, auch das bleibt unverschwiegen, dass der Koch den Herren anräth, sicherer daheim zu bleiben bei voller Tafel, als den gefahrvollen Zug zu unternehmen. Denn nichts verschmäht das Epos, was im Kreis des Lebens und in

Dieses bezieht sich auf V. 5594—5613 [1405, 1—1409, 4] des Nib. L. Derselbe im Tyturell fol. 86. col. 2. ein Kampfplatz:

so das die ammelunge
all mit den hünen kement do czu streite.

Ulrich von Turlin im Wilhelm v. Oranse S. 50. col. 2:

hi wil minne zwei here laden
zu der crimhelde hochcit
vil volkis da van tot geleit
niman daz irwenden kan.

Aus dem 14. Jahrhundert wahrscheinlich ist ein Lied, worin Chriemhildens Schicksal angedeutet wird, das sich im Vatican befindet. S. Adelungs Nachrichten von den Vatic. Mspt. II., 230 usw.

ihm verschlungen liegt. Und welch ein Geist der Unschuld und Keuschheit! Nur solche Reinheit durfte es wagen, Brynhildens Bezwingung durch Siegfried darzustellen. Der alte Hildebrand mag nicht Chriemhildens Küsse: das Hurenwerk lasst sein, ruft er unwillig aus. Wie ganz anders jene! Die seltsamen Thaten eines Ritters, freilich voll Tapferkeit, aber übermenschlicher und nur als Wunder begreiflich; das Leben nicht in dem strengen heiligen Ernst deutscher Helden, sondern als Feerei, als ein reizendes Spiel anlockender Abenteuer. Dazwischen die Liebe heiss und üppig; den Frauen will der Mantel der Treue nirgends passen, und die Männer mögen aus dem Horn keinen Trank gewinnen. Phantastisch nur erscheint die Treue als Bezauberung bei Tristan und Isalde. — Das ist der an sich anmuthige und poetische, aber tief unter jener Grossheit stehende Grund der Dichtung, der nur hin und wieder hell durchbricht.

Denn verschieden, dass es mehr nicht sein kann, ist die Darstellung der romantischen Poesie und des Nibelungenlieds. Wie ein grosser Geist, ruhig aber mit tiefbewegter Brust erzählt es, was geschehen, alles läuternd in reinem Äther der Dichtung und mit milden Worten tröstend, denn was sich herrlich gezeigt hat, ist nicht untergangen in den wilden Stürmen der Welt. Mitten in die Fluthen haben die Götter den Regenbogen, ihre Brücke, gestellt, auf welchem die Helden zu ihnen hinaufgestiegen sind.

Die Poesie spricht einfach und klar, jedem verständlich, und eindringend in das Gemüth, aber wo sie nicht ist, da wird die Rede verwirrt und ängstlich, überall hinfühlend und suchend nach einer Stütze. Die romantischen Dichter griffen nach allen Seiten, wo sie sich anhalten konnten, all der geistige Erwerb wurde herbeigeholt und was ihre Person betreffen konnte. Zuerst wird das Leben Jesu erzählt und die damalige Theologie entwickelt (am schönsten eingeflochten in die Geschichte im Tyturell), dann kommen Nachrichten, durch welche Wege man zu der Aventure gelangt sei, darauf von dem Poet und seinen Genossen, wie von ihren und seinen übrigen Wer-

ken, endlich wird die Begebenheit eingeleitet durch Tiraden über die Minne. In der Erzählung selbst treten die Gestalten selten in bestimmten Umrissen heraus, jede Gelegenheit zu einer Abschweifung wird mit Freuden ergriffen, und es scheint immer, als habe der Verfasser eine gewisse Ängstlichkeit, die Sache genau anzugreifen, und suche umher, was er darneben finden könne, damit nichts verloren gehe, als das Rechte. Die Worte schwimmen gleichsam auf der Oberfläche hin und her und stossen sich gegenseitig ab; keins steht für sich und seinem Mann, und überall blickt das Hohle und Leere durch. — So wäre im Allgemeinen diese Dichtung zu charakterisiren, wogegen man nur keine Einzelheiten stelle. Einiges aus dem Cyklus von Carl dem Grossen ist wol strenger und besser zusammen gehalten, aber doch in keiner Hinsicht mit dem Nib.-L. zu vergleichen. —

Dieser Unterschied zwischen Kunst- und Naturpoesie, so wie in entgegengesetzten Punkten entsprungen, dehnte sich mit dem Fortgange der Zeit in immer grösserer Spaltung aus, und nur in Liedern aus dem 14. und 15. Jahrhundert, nach einer handschriftlichen merkwürdigen Sammlung zu urtheilen, zeigt sich einige Annäherung und Verbindung. Es wird vom 14. bis fast zum 17. Jahrhundert hin recht klar, wie beide weit entfernt von einander herlaufen, die eine in voller Lebendigkeit, wie sie oben bestimmt wurde, die andere in der grössten Manier verhärtet in den ungelenken Formen der späten Meistersängerei, nicht an lebendigen, sondern an Todtentänzen sich erfreuend, an Allegorien ohne Bedeutung oder an kalter Moral, nicht wie sie aus einem liebevollen Gemüth spricht. So war nach und nach die Poesie von ihr gewichen, und nur selten spielen hier und da einige Farben, oder ein verlöschendes Licht flammt noch auf, denn auch in der grössten Verirrung ist der menschliche Geist nicht ganz verlassen.

Es sollte hier angedeutet werden, welchen Gang die deutsche Poesie genommen, wie sie sich aus der Geschichte und dem Leben entwickelt und darin gestanden, nicht als eine Einzelheit, sondern im Zusammenhang; und das Verhältnis angegeben, in welchem alles andere nicht zu ihr Gehörige zu betrachten ist. Dieser Standpunkt einer trennenden Ansicht ist nöthig, um die andere Frage: wie die nordische Poesie mit der deutschen verbunden sei, beantworten zu können. Diese Frage scheint um so weniger überflüssig, als man jene entweder zu wichtig als die Mutter der letztern betrachtet oder in dem andern Extrem gänzlich hintangesetzt. Es wird nöthig sein, auch hier in die frühsten Zeiten zurückzugehn.

Was schon dieselbe Grundsprache hinlänglich beweisen musste, das finden wir auch von der Geschichte bestätigt: gleiche Abkunft der Bewohner des scandinavischen Norden mit den Germanen.

Aus Asien herkommend, durch Russland und Preussen, an den Ufern des baltischen Meeres hin, dann durch Jütland und Seeland zogen die Völker zu dem Norden, in das Land, wo Zwerge ungeheure Schätze in den Gebirgen hüten und Drachen schützend auf dem Golde liegen. Wenn man bedenkt, dass dieser Glaube an den Reichthum des Nordens, tief eingewurzelt in die Mythologie und mannigfach gestaltet, wieder vorkommt, so ist es nicht unwahrscheinlich, was Schlegel angiebt[1]), dass die Sage der Indier von dem wunderbaren Berg Meru, in welchem der Gott des Reichthums wohnt, den Zug nach Scandinavien gelenkt habe.

Damit stimmt Geschichte überein, dass dort zuerst die Völker sich versammelt. Jordanes sagt ausdrücklich[2]), dass aus dieser Werkstatt, dem Geburtsort der Nationen, auch die Gothen einst hervorgegangen sein sollten, und was weiss man anders dagegen einzuwenden, als dass es von diesem herrühre, der keinen Glauben verdiene, weil seine Geschichte, aus alten

[1]) Über die Sprache und Weisheit der Indier S. 194.

[2]) De reb. get. cap. 4 ex hac igitur Scanzia insula quasi officina gentium aut recte velut vagina nationum — Gothi quodam memorantur egressi.

Gedichten gezogen, nur Lügen enthalte?[1]) Auch dieses darf man fragen: wurde ganz Deutschland zugleich mit dem Norden aus Asien her bevölkert, warum erhielt sich dort allein das Andenken an diese grosse Begebenheit und die darauf hindeutende Religion, hier aber keine Spur, und war deshalb der Gang der Geschichte nicht folgender?

Keine grosse Völkerschaften, sondern einzelne Horden mochten es gewesen sein, welche in den frühsten Zeiten lange vor unserer Zeitrechnung herunter in die Wälder Germaniens zogen. Hier kehrten sie, was nicht selten bei den Ausgewanderten, selbst einer schon gebildeten Nation gefunden wird, zurück in den Zustand einer wilderen Rohheit. Von der Jagd, die allzeit rauhe Sitten erzeugt, oder in Unthätigkeit lebend, ohne gesellschaftliche Verbindung, wie konnte da die Religion des Nordens, welche Tempel, Götterbilder, einen öffentlichen Cultus verlangte, sich lang erhalten?

Nie wurden in Germanien die Götter des Nordens allgemein verehrt,[2]) aber auch nie lebten seine Bewohner in der thierischen Dumpfheit einer absoluten Unwissenheit und Bewusstlosigkeit. In jeder Brust wohnt die Ahndung von Gott, und am wenigsten ist der rohe Naturmensch davon verlassen. Wie die Sprache in ihrer Entstehung wohlklingend und die erste Erzählung poetisch und rhythmisch ist, so sind auch seine Begriffe und Anschauungen der Welt religiös, und er sieht in der ganzen Natur einen Abdruck und das Regen der Gottheit, die mehr oder weniger hervortritt. So war der Gottesdienst der Germanen, wie aller uranfänglicher Fetischismus; sie verehrten Sonne, Mond, Bäume und alles Günstige,[3]) dabei fehlte es nicht an Schamanen und Zaubereien. Gerade eine solche Religion konnte die empfänglichste sein, die christliche anzunehmen, die ihnen nun die Verehrung Gottes in dem Menschen gebot, und wobei jener Naturdienst zum Theil fortdauerte, der

[1]) Adelung älteste Geschichte der Deutschen S. 17.

[2]) Mit Gewandtheit, doch zu einseitig ausgeführt in einer Abhandlung von Delius über die Religion der alten Deutschen. In den Nachträgen zu Sulzer VI, 2.

[3]) Hauptstelle bei Caesar de bello G. VI, 21. Tacitus Germ. 9. 10.

überhaupt bei keiner Religion sich ganz verliert, weil er so sehr dem menschlichen Gemüthe zusagt. — Dass übrigens in den Provinzen, welche mit den Römern in Verbindung waren, der Cultus der griechischen Götter aufkam, wenn auch nur bei Einzelnen oder einem Theil des Volks, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

So verhielt sich die nordische Religion zu der germanischen, nun fragt sich: wie hängt die Poesie beider Völker zusammen?

Poesie und Religion ist ursprünglich verbunden, denn alles trennt erst später der Mensch. Und so gieng mit der Religion auch die alte Sage, die von der Vorzeit und asiatischer Herrlichkeit erzählte, für die Germanen verloren. Denn Tradition, Sänger, welche sie erhalten, gedeihen nur im geselligen Leben, nicht in der Abgesondertheit eines Herumstreifenden, das keine bleibende Stätte hat, und nichts, woran die Erinnerung an die Vergangenheit sich anknüpfe.

In Jahrhunderten war die Bevölkerung Germaniens beträchtlich angewachsen, und als das mächtige Treiben der Völkerwanderungen die Nationen unter einander warf, da kamen auch die Bewohner des Nordens aufs neue mit Deutschland in Berührung, mit dem es überhaupt durch die Cimbern, Jüten und Sachsen in Verbindung gestanden. Die gothischen Völkerschaften, im Ganzen eine Nation, herrschten im Norden wie im Süden, bis nach Asien,[1]) und zogen durch ganz Germanien hin. Wie jene Zeit sich in der Nationalpoesie der Deutschen erhielt, so mussten auch die grossen Thaten derselben in die Poesie des Nordens, der nicht weniger Theil daran hatte, eingewebt werden, sich zu erfreuen an diesem, durch eigne Tapferkeit erworbenem Gut. Es wurde aufgestellt zu den alten Sagen und der Mythologie, diesen Heiligthümern eines Volks, denen es alles weiht, was gewonnen ist, zu unvergänglichem Gedächtnis.

Ein solches ist, im Ganzen betrachtet, das Verhältnis der nordischen Poesie zu der deutschen. Scandinavien hat nicht nur eine ihm allein eigenthümliche, sondern auch eine mit Ger-

[1]) Russland heisst noch jetzt in Litthauen Gothien.

manien gemeinschaftlich erworbene; jedem Volk gebührt derselbe Anspruch darauf, und wenn daher eine Sage bei beiden angetroffen wird, so berechtigt dies nicht auf ein Erborgen von einer Seite zu schliessen. Indessen mag zur Verwirrung der Umstand beigetragen haben, dass in späterer Zeit wirklich deutsche Nationalgedichte in das Scandische übersetzt wurden, dann auch, dass manche nordische nicht wieder in jenen gefunden werden, so dass man eine Trennung annahm und einen Zufall für die Übereinstimmung aufsuchen musste. Deshalb wird es nöthig sein, das Detail zu untersuchen und das jedesmalige Verhältnis zu der deutschen Poesie zu bestimmen.

MYTHOLOGIE.

Die jüngere Edda des Snorro enthält die älteste Weltanschauung und Götterlehre des Nordens in einem fast vollständigen, in sich consequenten System, schön und gross gedacht, ein Werk in seiner Anlage der Theogonie des Hesiodus vergleichbar.

Die ältere Edda, die dem Sämund zugeschrieben wird, greift in ihren wichtigsten Stücken (Woluspa, Vafthrudnis-Mal, Lied der Hyndla, Alvis-Mal, Wegtamsquida, Fiöl-Svinns-Mal; das Solar-Lioth gehört nicht in diese Sammlung) erläuternd in jenes System ein, indem sie in mehr ursprünglicher Form theils wiederholt und erweitert, wie die Woluspa, theils einzelne Mythen darstellt. An poetischem Werth geht sie der jüngeren Edda bei weitem vor. Dahin gehören auch besonders gedruckte Lieder, wie Rigs-Mal usw.

Es lassen sich in dieser Mythologie die verschiedenen Momente ihrer Entstehung leicht erkennen. Zuerst die Götterlehre selbst, die Erkenntnis des Unendlichen, die grosse Anschauung des Universums symbolisirt. Allvater ist der Einzige und das All Durchdringende, er giebt allem die Seele, und unter seinem Walten löst sich das Ganze wieder vereinigend auf. Die Asen sind nur vergötterte Helden, die endlich untergehn. In der Woluspa, Wegtamsquida, ist die Lehre in dem geheimnisreichen Ton der Orakelsprüche vorgetragen, wie es in der Natur der

Sache liegt, in der modernisirten, in Prosa aufgelösten jüngeren Edda nicht mehr, was ursprünglich so war. Sodann ist es natürlich, dass in dem Fortgang der Zeit die Idee und Bedeutung unbeachtet blieb, und man bei blosser Ausbildung des Formellen zu schönen Mythen verweilte, dahin z. B. Thryms-Quida, Förskirnis, Lieder in Haavamal. Endlich erscheint auch (in der spätern dramatischen Form) der freche Scherz, in welchem die Götter lächerlich mit allen menschlichen Schwachheiten auftreten müssen, wie in Harbard und Ägers Gastmahl. Nur ist nicht nöthig, diesen Dichtungen mit Gräter eine Aufklärungstendenz beizulegen, da ein freies Gemüth den ungebundensten Scherz mit der aufrichtigsten Frömmigkeit vereinigen kann, wie die Narren- und Eselsfeste im Mittelalter hinlänglich beweisen.

Dies ist die einfache Ansicht, die sich jedem Unbefangenen ergeben muss, aber schwerlich ist an ein Buch so viel Glauben und Unglauben zugleich gehegt worden, als an die Edda.[1]) Man hat die Untersuchung beständig dadurch verwirrt, dass man ihre Glaubwürdigkeit hat abhängen lassen von ihrem äusserlichen Entstehen als geschriebene Bücher. Weil sie von den frühesten Zeiten redet und doch erst spät im dreizehnten Jahrhundert aufgezeichnet wurde, so konnte sie unmöglich Wahrheit enthalten, und weil es nicht ausgemacht ist, dass Sämund Frode die alte Edda gesammelt, so müssen die Lieder derselben erdichtet sein. Es hat allerdings Grund, dass die jüngere eine Einleitung zu isländischer Dichtkunst und mit dieser Hinsicht geordnet ist, aber für ihren innern Gehalt ist der Zweck des Sammelns ganz gleichgültig.

Es gehört ein Festsein in jener Manier dazu, welche gern alles ableugnen und uns blos beschränken möchte mit der geschichtlichen Wahrheit auf unsere Zeiten, wo wir es ohne Be-

[1]) Nachdem es Schimmelmann mit jenem durch seinen Commentar oft ins Lächerliche getrieben, gingen andere, wie Anton (deutsch. Museum 1779 I, 27), Adelung u. a. in diesem so weit, dass sie es für das Geschwätz eines isländischen Neulings ausgaben. Gräter hat sich der nordischen Mythologie mit Eifer und Einsicht angenommen, und begünstigte nur zu viel ihre Anwendung auf Deutschland. In F. Majers mytholog. Lexikon ist sie als begründet eingeführt, und geht von da nun weiter aus.

weise sehen, dass sie nicht zu uns dringt, um eine solche Mythologie, die sich nur von selbst aus der Natur eines ganzen Volks erzeugt, für Lüge und reine Erfindung müssiger Phantasie zu betrachten. Sie haben den einfachen Satz nicht erkannt, dass keine Einbildungskraft im Stande ist, eine neue Mythologie zu erfinden, so wenig als eine neue Sprache.

Diese Ansicht hat Adelung mit einer andern von gleichem Werth verbunden.[1]) Er meint, die Edda sei eine Nachahmung der christlichen Religion, mit einiger Ausschmückung aus der griechischen überhaupt aufs Gerathewohl überall hergenommen, und blos zum Spass gedichtet. Eine solche Meinung verdiente keiner Erwähnung, wenn sie nicht von vielen anerkannt wäre. Also was noch keinem gelungen auf der höchsten Stufe der Bildung und Speculation, und was Dichter nur in einzelnen Bildern versuchen, das hat ein ungebildeter Mensch schon im dreizehnten Jahrhundert vollendet, er hat die Idee einer Religion erkannt und nun symbolisirt durch eine neuerfundene Welt? Was die Ähnlichkeit mit der christ-katholischen Religion des dreizehnten Jahrhunderts betrifft, so sieht man gleich, wie gezwungen sie herbeigeführt ist, würde, um nur eins zu bemerken, die Jungfrau Maria, das Kreuz, die Dreieinigkeit, fehlen können? Was er anführt, als gemeinschaftlich, und was sich auf den ersten Blick zeigt, in allen orientalischen Mythologien, die Lehre vom Allvater, der Krieg zwischen dem Guten und Bösen usw., das möchte auf einen weiter hinausgehenden Zusammenhang der nordischen mit der christlichen hindeuten. — Adelungs Sache war es nicht, die innere Verbindung und Wahrheit der Edda zu erkennen, da ihm überhaupt für Poesie kein Sinn gegeben war, und nur er konnte es übersehen, dass sie sich auf jenes grosse Ereignis, von dem selbst die kritische Geschichte weiss, bezieht, auf die Wanderung der Völker aus Asien, dass die Götter selbst Asiaten sind und ihre herrliche Wohnung in dem asiatischen Reich (Asgard[2]) haben. Auch fehlen äussere Beweise nicht. Die Stellen, in denen Schriftsteller (vom sechsten

[1]) Kaum hat er etwas Schlechteres geschrieben als seine Abhandlung über nordische Litteratur, Geschichte und Mythologie in Beckers Erholungen 1797. II.

[2]) S. Schlözer nord. Geschichte S. 503.

Jahrhundert an) dieser Religion erwähnen, sind gesammelt von Delius[1]), wo die Odin, Thor, Balder, Freya ihre Tempel und Bildnisse, welche verehrt wurden, angeführt werden und die aus der Edda bekannt sind; dann auch sind alle Sagen durchdrungen von dieser Mythologie und deuten beständig darauf hin.

Mit jener Behauptung, die Edda sei zum Spass gedichtet, verhält es sich also: in dem MS. der upsalischen Edda sagt der Vf.: „für junge Leute, die Lust haben, die Dichtersprache zu erlernen, — ist dieses Buch zum Vergnügen (til skemtunnar) geschrieben, niemand nehme aus der Dichtkunst diese Namen heraus, welche die Hauptskalden sich haben gefallen lassen, aber kein Christ glaube und betheure auch, dass diese Dinge sich ereignet haben.“ Indem nun Adelung diese Worte, welche auf die vorhergegangenen Skalden sich beziehend deutlich eine frühere Existenz beweisen, unredlich ausliisst, möchte er die Übersetzung „zum Spass“ verstanden wissen, als sei hier von einer Betrügerei die Rede.

Übrigens ergiebt sich aus der ganzen Stelle die richtige Ansicht von der Entstehung der jüngeren Edda. Ein Christ sammelte die Sagen über die mythologische Vorzeit, als solcher musste er sie nicht für Wahrheit, sondern für blosse Unterhaltung ausgeben. Snorro nahm sie auf, wie er sie fand im dreizehnten Jahrhundert. Wir haben demnach die nordische Mythologie in der Ausbildung und Modification, welche sie durch lange Zeiten erhalten; und diejenigen haben ganz Recht, welche behaupten, dass wir nicht mehr die ursprüngliche besitzen, denn sie hat ein gleiches Schicksal mit allen Volksgedichten gehabt, ein beständiges Umwandeln und Accommodiren an die Zeit. Aber dadurch verliert sie nichts an ihrer absoluten Wahrheit, denn

[1]) Glauben der Völker im scandischen Norden. In den Nachträgen zu Sulzer. B. 7. 1.

Man sieht, wohin eine einseitige Ansicht führt: Der Vf. möchte auch hier gern alles ableugnen, aber er hat nicht so leichtes Spiel als bei den deutschen Göttern, deren lächerliche Erfindung leicht auffällt, jedoch nur nothgedrungen, giebt er die Existenz des Gott Thor zu. Was die Edda betrifft, so muss er zwar eingestehen, dass diese Einsicht in die Werkstatt der Natur sich nicht im Besitz eines unwissenden Isländers befinden konnte, indessen weil man das Falsche nicht davon trennen könne, sei es besser, ganz darauf Verzicht zu thun.

ist nicht jeder Mythologie ein gleiches Schicksal begegnet, z. B. der griechischen, die in ihrer Entwicklung eine andere war, als in ihrem Entstehen, und wiederum verschieden bei den Römern erscheint, und wird deshalb die spätere eine falsche oder erdichtete genannt werden? Dass es eine sehr schwierige Arbeit sei, namentlich im Detail das Ursprüngliche zu trennen von dem Anflug späterer Zeit, begreift sich leicht, und wird nie gelingen, ohne mit dem Gang bekannt zu sein, den die Ausbildung der Mythologie bei allen Völkern genommen.[1]) — Snorro sammelte nicht kritisch und fasste auf, was er vorfand, und dann zu seinem besondern Zweck, daher er mit der Mythologie verband, was in keiner Beziehung zu ihr war, nämlich die zwei andern Theile der Edda, Kenningar und Liodsgreinir.

Über die alte Edda ist dieses noch zu bemerken. Es ist sehr einerlei, ob ihre Lieder von Sämund gesammelt sind oder nicht, sie enthalten die alte Mythologie, sind echt und können leicht aus der Zeit sein, in welcher Sämund lebte (1056—1133). War der Name Edda, wie es scheint, eine allgemeine Benennung für Volkssage[2]), so hat der isländische Bischof Brynolf Suenonius, welcher diese Gedichte wieder (1640) aufgefunden, nichts gegen sich, wenn er sagt, dass die ältere Edda so weitläuftig gewesen, dass diese kaum den tausendsten Theil ausmache, als dass er sich vielleicht zu stark ausgedrückt, an sich ist es sehr natürlich, dass es noch viel solcher mythologischen Gedichte gegeben, z. B. die, welche Saxo benutzte. Ihres Ausspruch: eine ältere Edda hat nie existirt heisst eigentlich nur: Sämund hat sie nicht gesammelt[3]); dass die Gedichte daraus

[1]) Versuche, die Beifall verdienen, sind Grüters Abhandlungen über die Nornen und Walkyrien in den nordischen Blumen.

[2]) Nach Ihre (s. dessen Briefe in Schlözers Isländ. Literatur und in Uno von Troils Reise) heisst Edda so viel als: etha, oder, weil dies häufig vorkommt in den Erzählungen.

[3]) Ihres einziger Grund ist: dass Sämund als Lehrer der christlich n Kirche, da man so eifrig an Abschaffung des Heidenthums arbeitete, ein System dieser Religion nicht würde gesammelt haben. Allein das lässt sich nicht nur mit jener Absicht vereinigen, sondern er konnte ja leicht von diesen Gedichten eine bloss historische Ansicht, überhaupt die vorherrschende im Norden von den alten Sagen hegen, der eruditissimus und multiscius genannt wird, (s. sein Leben der alten Edda).

Voluspa und das Havamal in der jüngern citirt werden, mithin ihr höheres Alter giebt er zu, welches auch innere Gründe bewähren, und sehr wahrscheinlich ist ferner die Behauptung, dass die jüngere Edda nur ein prosaischer Auszug aus der ältern metrischen sei, eben weil sie in Prosa und viel einfältiger geschrieben ist. —

Jetzt erst, nachdem eine Entscheidung über die Echtheit der nordischen Mythologie versucht worden, kann die Frage entstehn: ob sie Anwendung leide auf Germanien? Sie muss im Ganzen verneint werden. Schon überhaupt betrachtet, ist ein solches gerades Herübernehmen von einem verwandten Volk in der Geschichte sehr misslich, um so mehr aber hier, wo ausser der gemeinschaftlichen Abstammung wenig dafür wird angeführt werden können, wiewol vieles dagegen. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass ein so ausgebildetes System der Aufmerksamkeit römischer Schriftsteller sollte entgangen sein, da keiner von ihnen ein einziges deutliches Zeugnis giebt und aus den Nachrichten des Tacitus sich keine odinische Religion erklären lässt. Aber noch viel unbegreiflicher würde es sein, wie diese Religion so ganz vernichtet werden konnte, dass von Tempeln und andern Denkmälern auch keine Spur übrig blieb, während Überreste in dem kleinern Umfang von Scandinavien sich erhielten, die man z. B. auch in Engelland noch von dem früheren Glauben findet. Dann ist es durchaus unrichtig und der menschlichen Natur entgegen, wenn man glaubt, dass eine angenommene Religion die alte gänzlich verdränge, da es im Grunde nur eine neue Gestaltung derselben, kein von neuem anhebender Glaube sein kann. Es erhält sich manches in Vereinigung mit dem Neuen.[1]) Aber nirgends finden sich bei den Deutschen irgend Hindeutungen auf jene Religion des Nordens, wie häufig in Scandinavien selbst. Das mag zugegeben werden, dass die längere Dauer dort das Andenken frischer erhalten konnte, aber wo sollte es hier gänzlich vernichtet sein? In dem Nibelungenlied kommt die christliche Religion sehr bestimmt vor (man weiss, dass Guntachar im vierten Jahrhundert sich taufen liess),

[1]) So ist nach Humboldt die christliche Religion mit dem alten aztekischen Cultus in Mexiko vermischt worden.

streng geschieden von der heidnischen des Attila[1]), und keine Spur von jener nordischen, aber sehr deutlich erscheint noch der Volksglaube, den keine christliche Lehre gebot oder einführte: Wahrsagerinnen (die drei Meerweiber), und das Fliessen der Wunden, wenn der Mörder die Hand auf den Todten legt.[2])

Wenn also im Ganzen die nordische Mythologie nicht auf Germanien darf angewendet werden, so leidet dies doch im Einzelnen Modificationen. Man findet überall die Beobachtung bestätigt, dass von andern Ländern eine herübergezogene Sage, ein Volksglaube Eingang gewonnen[3]), um so viel mehr musste dies bei einem angrenzenden Volk, den Niedersachsen und Bewohnern des nördlichsten Deutschlands, der Fall sein, die in näherer Verbindung mit Scandinavien standen und deren Sprache

[1]) Chriemhilde klagt, dass sie einem heidnischen Manne sich vermählet habe.
Nibelungenlied: (V. 5314—16.) [1335, 1—3]
ez lac ir an dem herzen spat vnde vruo,
wie man si ane schulde brehte darzuo,
daz si muose minnen einen heidenischen man.

[2]) Nib.-L. V. 3930. ff. [934, 1—935, 4]
— — Kriemhilde begunde iehen:
swelher si unschuldec, der laze daz besehen,
der sol zuo der bare vor den luten gan,
da mach man die warheit harte schiere bi verstan.
daz ist ein michel wunder dike es noch geschihet
swa man den mortmeilen bi den toten sihet
es bluotent im die wunden. — —
S. Iwein V. 1355—60 und Friedr. Majers Geschichte der Ordalien S. 84.

[3]) So war die persische und griechische Volkssage von dem Greif, als einem abschreckenden Wunderthier, das auf Goldbergen wohne, schon im 12. und 13. Jahrhundert in Deutschland einheimisch. Im Parcival wird ein Wappenrock beschrieben, von dem es heisst:

V. 2010 [71, 17—21]
mit golde er gebildet was
da zer muntane an koukasus:
ab einem velse zarten
grifen chla diez da bewarten
vn ez noch hiute alda bewarent.

Auch im Tyturell und Wilhelm von Oranse p. 34 kommt diese Sage häufig vor.

Merkwürdig ist und bei Aventin nachzulesen, wie die Ceres als Frau Eysen in einer Volkssage nationalisirt war. Weitere Beispiele gehören nicht hierher.

nur als Dialekt verschieden war. Daher mag es immerhin sein, dass nordische Götter, wie Wodan, Jord (Hertha) von diesen verehrt wurden. Deutlicher zeigt sich der in seiner Ausbildung dem nordischen sehr ähnliche Glaube von Zwergen und Riesen, welche zuerst die Welt bewohnten; die Riesen zum Schutz erschaffen wurden übermüthig, da sandte Gott die Helden als Vermittler.[1])

[1]) Wie es Volksglauben war im 13. Jahrhundert, dass vor Zeiten Riesen die Höhlen bewohnt, das beweist die oben citirte Stelle aus dem Tristan. Aber schon im Nibelungenlied steht das ganze Verhältnis. Siegfried zog gen Norwegen, wo die Nibelungen den Hort in einem hohlen Berge, auf dem ihre Burg stand, bewahrten, da schlug er zwölf starke Riesen (V. 379—384) [95, 1. 2], die Freunde der Nibelungen, und darnach siebenhundert Recken. Alberich, der bisher den Riesen gedient, musste ihm Treue schwören, blieb Kämmerer des Schatzes und allerhand Dinge war er ihm gerecht (396—98) [99, 4. 100, 2]. Er ist ein listiges, wildes Gezwerg (V. 1839) [462, 2], mit geheimen Kräften ausgerüstet, stark durch Helm und Ringe, die er an dem Leib trägt (V. 1842) [463, 2], und seine Tarnkappe macht nicht allein unsichtbar, sondern giebt auch die Stärke von zwölf Männern (V. 1335) [336, 3]. Er hat eine schwere Geisel von Gold mit sieben Knöpfen in der Hand, womit er Siegfrieden einmal bitterlich schlägt (1844—49) [463, 4—464, 4], dabei hat er das Ansehen eines altgreisen Mannes mit einem Barte, an dem ihn Siegfried fängt und so ungefüg zieht, dass der Zwerg laut schreit (1855—56) [466, 1. 2]. Überhaupt waltet bei den Nibelungen (die zu unterscheiden sind von den späterhin eben so genannten Burgunden) eine übernatürliche Macht, wie in dem guten Schwerte Balmung; und der Hort selbst ist nicht bloss ein ungeheurer Schatz:

V. 4240 [1064, 1—3]
der wunsch lac darunder von golde ein ruotelin, (Wünschelruthe)
der daz hat erkunnet der mohte meister sin
wol in al der werlde über islichen man.

Ganz in dem Charakter des Alberich ist auch der König Laurin, listig, boshaft, stark durch Zaubereien; aber nur den Namen mit ihm gemein hat der Zwerg in dem Wolfdietrich, der zu den neckenden Kobolden gehört. — Wie im 15. Jahrhundert dieser Volksglauben fortgelebt, zeigt eine merkwürdige Stelle im Anhang des Heldenbuchs:

„Es ist auch zu wissen warum Gott die kleinen Zwerg, und die grossen Riesen und darnach die Held hies werden. Zu dem ersten liess er die Zwerglin werden, um des willen, dass das Land und Gebürge gar wüst und ungebauen was, und viel Gutes von Silber und Gold, Edelgestein und Perlin in den Bergen was. Darum machte Gott die Gezwerg gar listig und wise, dass sie bös und gut gar wohl erkannten und warzu alle Ding gut waren. Sie wissten auch, warzu die Gestein gut waren. Etliche Stein gebent grosse Stärk, etliche machent die unsichtbar, die sie bei ihn trugent, das heiss ein Nebelkapp, und darum

SAGEN.

Man kann zu einer bequemeren Übersicht die nordischen Sagen eintheilen in historische und poetische[1]).

Von den ersten kann hier nur remissiv die Rede sein. Das Hauptwerk ist die Heimskringla. Snorro sammelte die alten

so buweten sie hübsche hohle Berg und gaben ihnen Adel, dass sie Künig waren und Herren als wohl als die Held, und gab ihnen gross Reichthum. Und da nun Gott die Riesen liess werden, das was darumb, dass sie sollten die wilden Thier und die grossen Würm erschlagen, dass die Zwerg dest sicherer wärent, und das Land gebuwen möcht werden. Darnach über lützel Jahr, do wurden die Riesen den Zwergen gar viel zu Leid thun und wurden die Riesen gar bös und ungetreu. Darnach beschuf Gott die starken Held, das was dazumal ein Mittelvolk unter der dryerhand Volk. Und ist zu wissen, dass die Helden gar viel Jahre gar getreu und biderbe warent. Und darumb solltent sie den Zwergen zu Hilf kommen wider die ungetruwen Riesen, und wider die wilden Thier und Würme, darum machet Gott starke Held, und gab ihn die Natur, dass ihr Muth und Sinn musstent stahn auf Mannheit nach Ehren und auf Streit und Kriege. Es waren auch viel Künig unter den Zwergen die hätten Riesen zu Dienern, wann sie hätten rauhe Land und wüste Wäld und Gebürge nahent bei ihren Wohnungen liegen. Die Held sahen auch an all wegen Frauen Zucht und Ehre, und waren geneigt zu der Gerechtigkeit Wittwen und Waisen zu beschirmen. Sie theten auch den Frauen kein Leid, es wäre dann Leibes Noth, und kamen den Frauen allwegen in Nöthen zu Hilf, und begingen viel Mannheit durch Frauenwillen Schimpf und zu Ernst."

Dieselbe Ansicht liegt zum Grund in all den schönen Hünen- und Zwergsagen, die noch jetzt am Harz unter dem Volke sind, und die man aus Ottmars (Nachtigalls) Sammlung [Volkssagen, Bremen, 1800] kennt.

Vergleicht man nun die nordische Mythologie damit, so ergiebt sich eine sehr klare Ähnlichkeit. Nach der Edda lebte zuerst das böse Geschlecht der Riesen in Bergen und Höhlen, aber die Felsensöhne, (welche nachher die Menschen bildeten und Götter wurden) tödten sie bis auf Einen. Die Zwerge entstehen aus dem Riesenleichnam und erhalten von den Göttern menschlichen Verstand und Bildung. Sie wohnen zwischen Klippen und Bergklüften, sind künstlich und listig; (S. Dämes. 4. 5. 6. u. 13.) aber auch den Riesen wird Einsicht in die Natur zugeschrieben. Saxo Grammaticus (hist. Dan. lib. I. p. 9. ed. Stephanius) drückt das Verhältnis also aus: — — nosse

[1]) Es muss hier bemerkt werden, dass durch diese Unterscheidung keine Gegensätze constituirt, so wenig wie Mythologie, Sage und Volkslied sich entgegengestellt werden sollen. Ich habe oben schon die ursprüngliche Einheit der Geschichte und Poesie anerkannt, aber eben so bleibt es wahr, dass jene im Fortgang der Cultur sich trennend von der Sage nach dem kritischen Princip hinstrebt, während diese nur die höhere Wahrheit enthält, sich unbeschränkt entfaltend.

Sagen und bildete daraus, wie ein anderer Herodot die Geschichte des Nordens, die, obgleich von strengerem, ernsthafterem Ansehen, doch keineswegs unpoetisch ist, dass man wohl fühlt, sie sei aus frischer Quelle aufgestiegen. So die Erzählung von einem seltsam schwermüthigen, halb wahnsinnigen König Sigurd, der oft das Liebste, was er hat, seine Gemahlin und ein goldgeschriebenes Buch, von sich stösst. (Tom. II. c. 28.) In dem Saxo Grammaticus hat die starre verkünstelte Sprache und die nach fremden Mustern gebildete Erzählung nicht ganz das schöne Leben der Sagen niederdrücken können, und wie hinter einem Eisengitter schaut es noch durch. Nichts konnte verkehrter sein, als die einfachen Volkslieder in schwere römische Silbenmasse einzudrängen; hätte Saxo in Unschuld einfach aufgeschrieben, wir würden eine, wenn auch in Rücksicht der früheren Zeiten für die kritische Historie wenig brauchbare, doch an sich vortreffliche Sammlung von Volkssagen besitzen.

Was die zweiten betrifft, so sind die einheimischen von denen zu unterscheiden, die auch wieder in Deutschland gefunden werden.

operae pretium est, triplex quondam Mathematicorum genus inauditi generis miracula discretis exercuisse praestigiis.

Horum primi fuere monstruosi generis viri, quos gigantes antiquitas nominavit, humanae magnitudinis habitum eximia corporum granditate vincentes.

Secundi post hos, primam physiculandi solertiam obtinentes, artem possedere Pythonicam. Qui quantum superioribus habitu cessere corporeo, tantum vivaci mentis ingenio praestiterunt. Hos inter gigantesque de rerum summa bellis certabatur assiduis, quoad Magi victores giganteum armis genus subigerent, sibique non solum regnandi ius, verum etiam divinitatis opinionem consciscerent. Horum utrique per summam ludificandorum oculorum peritiam, propios alienosque, variis rerum imaginibus callebant, illicibusque formis veros obscurare conspectus.

Tertii vero generis homines ex alterna superiorum copula pullulantes, auctorum suorum naturae, nec corporum magnitudine, nec artium exercitio respondebant. His tamen apud delusas praestigiis mentes divinitatis accessit opinio.

Übrigens würde es leicht sein, in andern Mythologien die hier zum Grunde liegende Idee, nur anders entwickelt, nachzuweisen, eben weil sie die Urgeschichte deutlich genug enthält. Die wilden, in Höhlen wohnenden Menschen beraubten und drängten das Volk, bis die Helden auftraten, Fürsten, die es vereinigten, schützten und bildeten und jene Riesen unterdrückten. So ward der Name der Helden und Riesen getrennt, der ursprünglich derselbe war: Recke.

Unter den letzten sind diejenigen gemeint, die aus den Zeiten der Völkerwanderungen ihre Entstehung herleiten, wo ein allseitiges Drängen die Völker vermischte, unter denen auch nordische Helden standen[1]). Für ihre Thaten blieb ihnen billig der Ruhm in den Gesängen ihres Volks. So finden wir die Verrätherei der Chriemhilde, die schwer zu besiegende Brynhylde, den hörnernen Siegfried, Ermanaricus Schicksal, Attila, und damit den Heldenkreis des deutschen Epos wieder.

Die Nibelungen und Burgunden sind auch hier zwei berühmte Stämme, unter dem Namen der Wolsungen und Giukungen (Niflungen) bekannt, die in dem alten Geschlechtsregister vorkommen[2]). Die frühste Erwähnung derselben enthält die longobardische Geschichte des Paulus Diaconus (aus dem achten Jahrhundert), nach ihm wählten sich die Longobarden einen König aus dem berühmten Geschlecht der Giukungen[3]). In der Sammlung der ältern Edda befinden sich zwei Lieder, die ganz eigentlich diesen Cyklus zu berühren scheinen, aber noch nicht gedruckt sind, nämlich: Brynhilldar-Quitha[4]) oder Sigurdrifu-mal und Gudruna Quitha. In den andern schon gedruckten fehlt es nicht an Hindeutungen, wie in Hyndlu Liod: S. 331.

Alle stammen
von Jormunrekur,
Sigurdars Eidam, (durch Svanhilda Sigurds Tochter)
Horch was ich sage,
Des grimmen Wolsungen,
Der Fafnern erschlug.

[1]) So ist in dem Nibelungenlied ein Iring von Tennemarche (7907) [1965,1] Hawartes Mann (8040) [2006,3]. Er kämpft an Etzels Hof und hat das gute Schwert Waechen [1988,4].

[2]) S. Fundinn Noregur p. I, 11 u. 12. In den Nordiska Kämpe Dater.

[3]) Res Longobard. I. 14. Mortuis interea Hor et Ayone ducibus, qui Longobardos a Scandinavia eduxerant et usque ad haec tempora rexerant, nolentes iam ultra Longobardi esse sub ducibus, regem sibi ad ceterarum instar gentium statuerunt. Regnavit igitur super eos Agelmundus, filius Ayonis, ex prosapia ducens originem Gungincorum, quae apud eos generosior habebatur. — Agelmundus fieng nach Tiro Prosper (450) im Jahr 389 zu regieren an.

[4]) Einen prosaischen Auszug desselben enthält wahrscheinlich die Wolsunga Saga Cap. 39. S. 84.

Gunnar und Hangne,
Giukäs Erben!
So auch Gudruna
ihre Schwester.
Nicht war Guttormur
Giukäs Geschlechtes:
Aber doch war er
beider Bruder.

In der jüngern Edda hat sich schon mehr erhalten. In den letzten Capiteln derselben wird die Geschichte des Sigurd und der Gudruna (so heisst im Norden Chriemhilde, und diesen Namen führt Frau Uote, ihre Mutter), freilich nur kurz erzählt. (S. Beilage I.) Snorro nahm, als er die Edda sammelte, einiges aus diesem Cyklus auf und verband es mit der Götterlehre, wozu es eigentlich nicht gehörte, weshalb es auch hier erwähnt werden musste.

Ausführlicher, poetischer, aber übereinstimmend, so dass die Edda nur als ein Auszug gelten kann, enthält eigends die Wolsunga Saga das nordische Nibelungenlied (Cap. 22. ff.). Eingeleitet ist es durch die Erzählungen von den Wolsungen, deren erstes Entstehen an die Götter geknüpft ist und welche die Ahnherrn Sigurds des Schlangentödters sind. Die reizende Dichtung von der Auslauga, der Tochter Sigurdurs, die in einer Harfe fortgetragen wird, macht die Verbindung mit den andern, dem Norden allein zugehörigen Dichtungen aus, denn ihr ferneres Leben kommt in der Saga von Regner Lodbrock vor, der sich mit ihr vermählt.

Weiter gehört die Norna Gesters Saga hierher. Gestur, ein wunderbarer dreihundertjähriger Sänger, tritt vor den König Nafur und singt die Thaten jener Zeiten, bei denen er selbst zugegen gewesen. Da ergreift er seine Harfe und schlägt darauf das Lied von Gunnar und hernach von den alten Künsten der Gudruna, welches niemand vorher gehört hatte [1]). Dann erzählt er von Sigurd und Brynhilde. Es ist ein Theil der ganzen Dichtung, und wiewol übereinkommend mit dem vorigen, doch

[1]) Wolsunga Saga. p. 5. 6. tekur Gestur horpu sina — oc slaer tha Gunnars slag best, oc at lyctum slaer hann Gudrunar brogd hinu fornu, thau hofthu menn eki fyrr heyrt.

von einem andern Punkt angefangen und beendigt und eben darum sehr merkwürdig. Was hier ausgelassen, wird durch anderes, dort fehlendes ersetzt, dahin die Erwähnung des Kriegs zwischen den Giukungen und Sigurd Hringur (Cap. 6.), welcher dem Kampf Siegfrieds mit den Sachsen (Nibel.-L. 4. Abent.) entspricht.

Dieses sind die Sagen, welche den Heldenkreis ausführlich behandeln, aber auch durch andere zieht die Erinnerung daran in mannigfachen Anklängen. So in Alf Kämpars Saga heisst es S. 35:

Einen weiss ich
Gleichschnellen Held
Sigurd den König
Zum Schlosse Giukas.

Dann in der Halfdan Oescenssons Saga wird (Cap. 1.) Sigurds Abstammung erzählt; und in den Kenningar (Cap. Wpprune nockra konga heita.) sind auch die Niflungar genannt.

Wir übergehen es, die Verschiedenheit der nordischen Recension darzustellen bis ins Detail. Wie bei uns, so wurzelt auch hier die Dichtung in vaterländischem Boden, und alles ist eigenthümlich entfaltet und dunkelfarbiger, wie der Himmel, unter dem es gestanden. Brynhilde, deren Charakter in dem deutschen Gedicht nur einen leisen Anhauch von Zauberei hat, tritt bestimmt hervor als ein übermenschliches Wesen, als Walkyria. Sie lehrt Sigurd in einem geheimnisreichen Gesang die Runen. Zu diesem steht ihr Verhältnis hier ganz anders. Sie hatten früher in Verbindung gelebt, und Aslauga ist die Frucht ihrer heimlichen Liebe; nachdem sie erfahren, dass er sie betrogen, rächt sie sich erst durch seinen Tod, dann mag sie auch nicht länger mehr leben[1]). Überhaupt, die Gesinnung ist wilder, heftiger geworden, die Grausamkeit entsetzlicher und umwindet wie eine Schlange ihr Opfer, die in die Wunden ihr Haupt senkt und sich fest frisst an dem Herzen, dass keine Macht der Töne sie mehr rühren kann. Schön ist es in dem deutschen Nibelungenlied und gewährt die Beruhigung eines vollendeten

[1]) Sie erzählt ihr Leben in dem schönen Gesang von ihrem Tode, welcher aus Norna Gesters Sage übersetzt ist: Beilage II.

Schicksals, wie der alte mildgesinnte Hildebrand endlich entrüstet wird gegen Chriemhilde und richtend gleichsam, das Racheschwert der verletzten Menschlichkeit führt; hier aber in unersättlicher Grausamkeit mordet sie ihre eigenen Kinder, ihren Gemahl und verbrennt ihr Volk, dass das Meer, wie zürnend, ihr den Trost des Todes versagt.

Bei so ganz einheimischer Gestaltung der Poesie, die nicht die herüberpflanzende Kunst eines Einzelnen geben kann, ist es schon unmöglich, an ein Abborgen zu denken. Dann aber sind in dem Norden, wie in Germanien, die frühen Spuren von der Existenz dieser Gedichte gezeigt, dass man den Moment des Entleihens bis in die Zeit ihrer Entstehung zurückschieben müsste. Denn wie will man es bei dieser Ansicht erklären, dass in Süden Jordanes, Paulus Diaconus, in Norden die Edda und die alten Sagen, in Deutschland das lateinische Gedicht von Attila, Saxo, die deutschen Poesieen des 12. und 13. Jahrh. denselben Cyklus zum Theil darstellen oder darauf hindeuten, immer aber verschieden und eigenthümlich? Vielmehr darf man es so betrachten, dass beide Völker durch Heerzüge und Kriege vereinigt, eine gemeinsame Poesie erwarben, die von dem Norden an durch ganz Deutschland sich ausdehnte bis nach Süden hin, so weit Deutsche gedrungen sind, und es wird genau gerechtfertigt werden können, was die nordische Dichtung von Sigurd sagt: sein Name geht durch alle Zungen von dem griechischen Meer bis nach Norden und wird wol bleiben, so lange die Welt steht[1]). Nur bei jeder Nation hat sie sich anders entwickelt und ist anders eingerückt worden in schon vorhandene oder entstehende Dichtung. Und hier fügen wir noch eine Stelle aus der Norna Gesturs Saga hinzu, welche klar und entscheidend den Beweis für unsere Ansicht führt. Der König fragt nämlich, auf welche Art Sigurd erschlagen worden, da antwortet

[1]) Wolsunga Saga. p. 56. og hans nafn geingur i ollum tungum fyrer nordann Gricklandshaf: og svo mun vera medann veroldinn stendur. Mit denselben Worten in der Wilkina Saga. p. 249. ferner in der Wols. S. p. 86. og hans nafn mun aldrej firnast i thiskre tungu, og a nordurlondum medann heimurinn stendur.

Gestur: [1]) „Die meisten Männer sagen, dass Gutthormur, Giukas Sohn, ihn mit dem Schwert durchstach, da er schlief in dem Bette der Gudruna“ (wie in der Wolsunga Saga. Edda) „aber deutsche Männer sagen, dass Sigurd erschlagen wurde im Walde; Schwalben hatten verkündigt, dass Sigurd und Giukas Söhne würden zusammen ausreiten, und dass sie ihn erschlagen würden“ (wie im deutschen Nibelungenl. mit einem dort unbekannten Zusatze) „doch, das wird überall gesagt, dass sie ihn tödteten, liegend und ungewarnt und betrogen in der Sicherheit.“

So verhält sich das deutsche Nationalepos zu dem nordischen, beide Dichtungen unabhängig neben einander. —

Es ist natürlich, dass, so wie überhaupt immer wieder mehr örtliche Volkssagen sich erzeugen, so auch Scandinavien aus seiner Geschichte und Mythologie ganz eigenthümliche erwachsen mussten. Sie stehen zu deutscher Poesie in keiner besondern Beziehung, und eine Erläuterung derselben gehört deshalb nicht hierher. Eine der vorzüglichsten ist die Hervarar Saga: wie der Fluch, der auf einem Zauberschwert ruht, sich erfüllt. Der Geist dieser Dichtung ist gross, aber finster, und es fehlt an der heitern, ruhigen Sinnlichkeit des Nibelungenlieds, an dem hellen Leben, das in diesem so gemessen fortschreitet. Hier drängt es in einer immerwährenden, gewaltsam zerstörenden Bewegung fort, und doch ist jene krampfhafte Berserkerwuth weniger muthig, als der stille Gedanke Hagens, mit welchem er die Schiffe zertrümmert nach der Überfahrt, damit keiner dem prophezeiten Schicksal entrinne.

VOLKSLIEDER.

Es muss hier von der Sammlung dänischer Volkslieder geredet werden, die unter dem Titel Kiämpe Viiser (Kämpfer-Lieder) bekannt sind. Es bedarf wol keiner besondern Ent-

[1]) Norna Gest. S. p. 18. Gestur svarar: su er flestra manna saugu, at Gutthormur Giuka sun lagdi hann med sverdi igegnum sofanda i saeng Gudrunar, en thydverskir menn seigia Sigurd drepinn hafa verit uti a skogi enn igdurnar sogtho sva, at Sigurder oc Giuka syner hefthо ridit til thinga nockurs, oc tha draepi their hann. Enn that er allsagt, at their vogu at honum liggiandi oc svorom, oc sviku hann i trygd.

schuldigung, dass diese allgemein auf Scandinavien bezogen werden, da in der Zeit ihrer Entstehung der dialektmässige Unterschied der nordischen Sprachen noch weit unbedeutender war, als er jetzt, und was uns von schwedischen Volksliedern zu Gesicht gekommen, ganz im Geiste dieser dänischen ist.

Man kann diese Lieder in folgenden Eintheilungen übersehen: Heldenlieder aus der alten Nationaldichtung; Liebeslieder und Märchen; endlich historische.

Die erstern sind ungleich die wichtigsten. Es sind durch diese Sammlung noch mehrere Lieder gerettet, welche die Helden der Nationaldichtung besingen und deren Entstehung in die frühsten Zeiten zurückgeführt werden muss. Zwar wurden sie erst im 17. Jahrhundert gesammelt und in etwas modernisirt, dennoch aber unterscheiden sie sich sehr bestimmt durch eine alterthümliche ungelenkere Sprache von den übrigen. Ihr Stil ist einfach, etwas herb zu nennen, aber dieser Mangel an zierlicher Anmuth wird durch eine Grossheit ersetzt, die einen poetischen Sinn nicht leicht unberührt lassen wird. Wunderbar und tiefsinnig ist ein Lied, wo der junge Held zu dem Grabe seines Vaters hingeht und ihn aufweckt aus dem Tod, dass er ihm seine Waffen und Kampf herausreiche; und wo wird die Anhänglichkeit und Treue eines Thiers rührender erzählt, als in dem Lied, wo Dieterich den Löwen von dem Lindwurm erlöst?[1]) Ein anderes beschreibt eine Hochzeit, wo noch die ganze Riesenwelt auftritt in ihren ungeheuren Verhältnissen, und nur ein einziger kleiner Christenmann darunter. Der Verrath der Chriemhilde (die wieder diesen Namen führt) ist der Inhalt von drei Liedern, jedes verschieden, jedes aber in dem Geiste jener Poesie, die mit wenigen, aber bedeutenden Zügen, wie ein steinernes Bild unvergänglich, aus jener Heldenzeit herüber blickt[2]). Hier ist es die Insel Huen, auf der Chriemhildens

[1]) Übersetzt in der Zeitung für Einsiedler No. 6. [20. April, 1808. S. 47—48; wiederholt in den Altdänischen Heldenliedern, 1811, S. 13—17].

[2]) Die Beilage III. enthält eine treue Übersetzung dieser merkwürdigen Lieder. Das erste stand schon, aber nach Rücksichten verändert und abgekürzt in der Zeitung für Einsiedler [18. Juni. St. 23. S. 182—184] und erscheint hier vollständig. Die Vergleichung dieser drei Lieder kann aufs neue

Burgen nach den vier Weltgegenden stehn und wohin sie ihre Brüder zum Verderben lockt; auch die Entwicklung, das Streuen der Erbsen, über die Hagen hinstürzen muss, nachdem er versprochen, nicht wieder aufzustehn, wenn er einmal gefallen sei, ist neu, aber ganz nordisch [1]). So erzeugt sich die alte Sage immer wieder, wie der Mensch, der sie bewahrt, in erneuter und veränderter Gestalt.

Das Verhältnis dieser Lieder zu deutscher Poesie wird sich leicht bestimmen lassen. Es ist oben erläutert worden, dass die ursprüngliche Form des Nationalepos das Lied war, das auch noch immer fortdauerte, während jenes grösser zusammengesetzt war, eben so ist der Beweis geführt worden, dass solche Lieder in Deutschland existirt haben, allein sie mussten untergehn, wie eine neue Zeit das Andenken an die alte zerstörte, keine Schrift aber ihrer Aufbewahrung zu Hilfe kam. Es gab eine Zeit, wo diese Lieder von der Chriemhilde und Dietrich von Bern allgemein verbreitet waren; für das 12. Jahrhundert spricht die oben citirte Stelle aus dem Saxo Grammaticus, der die Geschichte der Chriemhilde allbekannt (notissima) nennt, für die spätere aber Goldast [2]), der ausdrücklich sagt, dass solche Ge-

darthun, wie ein Volkslied immer dasselbe bleibt und immer auch verschieden und örtlicher geworden ist. So stehen in dem dritten einheimische Helden, wie Guncelin und Obbe Jern unter den andern. Görres macht die an sich scharfsinnige Bemerkung, dass die Accommodation von dem Scalden Thiodolf herrühren könne, allein sie ist darum unwahrscheinlich, weil ein Volkslied sich selbst dichtet und anpasst, und dann wäre für die beiden andern Lieder noch der Verfasser zu suchen, die zu verschieden sind, um von demselben herzurühren. Übrigens habe ich den Rest des ersten Lieds, der hier mitgegeben ist, nicht für untergeschoben, sondern für unnöthig noch daran geschoben erklärt, da in den Volksliedern ein sehr richtiges Gefühl für solche natürliche Einheit sich zu finden pflegt. Der Beweis liegt darin, dass in den beiden andern Liedern dieser Anhang gänzlich fehlt.

[1]) In der Fyrbiggia Saga wird ähnlicher Weise eine glatte Ochsenhaut ausgebreitet, damit der eingesperrte Held falle, wenn er aus dem Gefängnis breche.

[2]) In praefatione Tomi II. constitutionum imperial. redet er von Dietrich: nemo princeps, cuius quidem memoria superest, Theutonorum carminibus celebratior ullus fuit, quae passim adhuc a vulgo nostrate in Germania, Dania, Suecia et Hungaria decantantur. Sein Zeugnis scheint unverdächtig, da diese dänischen Lieder nun entdeckt sind und in Ungarn noch wirklich jetzt unter dem Volk Lieder von Attila sein sollen.

sänge, wie in Germanien, so in Dänemark, Schweden und Ungarn lebten. Was in Deutschland verloren wurde, das hat sich in dem mehr concentrirten Norden durch eine früher darauf gelenkte Aufmerksamkeit erhalten. So vermögen wir gleichsam im Wiederschein darin zu erkennen, was wir sonst besassen, und es ist halb unser Eigenthum, das uns eine Übersetzung zurückgeben würde. Wie wenig sie oft im Einzelnen von der deutschen Sage abweichen, das kann eine Vergleichung des Lieds von dem Kampfe Wittichs und des Riesen Langbein mit der Wilkina Saga darthun [1]). Das bekannte Lied von dem alten Hildebrand wird auch in dieser Sammlung gefunden, aber merkwürdig als eine Übersetzung des deutschen, die übrigens gut gelungen ist.

Nur schliesse man darum nicht auf eine zweifelhafte Originalität der übrigen, dieses Lied unterscheidet sich deutlich durch eine gewandtere und rundere Sprache, wie durch die verschlungenen Reime, die der Übersetzer zum Theil durchgeführt hat, dann aber kommen noch andere Romanzen aus dem Deutschen übersetzt hier vor [2]); anderer Gründe, wie die ganz nordische Ansicht, die ihnen zum Grunde liegt, nicht zu gedenken.

Was die Märchen und Liebeslieder betrifft, so ist hier versammelt, was die Poesie Anmuthiges hat an Scherz, Kindlichkeit, Liebreiz, Zauberei, Freude und Trauer, in den einfachen und rührenden Worten, mit welchen das Volkslied spricht. Ihre Betrachtung liegt nicht in den Grenzen dieser Abhandlung [3]).

Dies ist auch der Fall mit den historischen Liedern. Sie enthalten meist die Thaten der dänischen Könige vom 12. bis zum 16. Jahrhundert und haben oft den Charakter einer schon strengeren historischen Meldung. Doch fehlt es nicht an kräftiger Darstellung und poetischen Zügen, und sie verdienen darin den

[1]) S. Zeitung für Einsiedler No. 30 [12. Juli, S. 237—240 und Altdän. Heldenl. S. 17—23] und Wilkina Saga Cap. 176.

[2]) Das Lied vom Ritter aus Steiermark. Kämpe Viiser S. 440.

[3]) Erst weniges ist durch Herders Übersetzung bekannt, wir hoffen in kurzem dem Publikum eine vollständige übergeben zu können.

Vorzug vor ähnlichen Liedern in den deutschen Chroniken. Merkwürdig darunter ist ein Lied von dem Auszug der Longobarden nach Italien, worin auch die Geschichte des Alboin und der Rosamunde vorkommt, wie beim Paulus Diaconus.

ÜBERSETZUNGEN.

Die geographische Lage des Nordens musste seine Aufmerksamkeit nach Süden und zunächst nach Germanien lenken. So finden wir schon in dem 12. und 13. Jahrhundert, dass häufig Reisen dahin unternommen, am häufigsten von den nördlichsten Bewohnern desselben, von den Isländern. Bei solchen Unternehmungen, die aus Wissbegierde entstehn, ist eine Aufmerksamkeit auf fremde Sitten, mithin auch auf fremde Poesie sehr natürlich. Ein Volk, das in Masse feindlich durch ein fremdes Land zieht, bekümmert sich wenig um die Gebräuche desselben, und allzeit sind es einzelne Unterrichtete gewesen, die fremde Weisheit geholt; so auch waren die schon früherhin häufigen Züge der Normänner nach Deutschland ohne Wirkung gewesen, und erst nachher führten Gebildete, selbst Priester, die deutsche Poesie in den Norden ein.

Man kann die nordischen Übersetzungen in solche eintheilen, deren Originale entweder deutsche Nationalpoesie oder romantische Rittergedichte waren, und ziemlich gleich damit ist die Unterscheidung, ob sie aus dem Munde des Volks oder aus Büchern genommen.

Bei weitem am wichtigsten ist die erste Klasse. Hier finden wir ein Buch, welches den Cyklus deutscher Nationalsagen gesammelt hat, wie sie noch im 13. Jahrhundert im Munde des Volks waren, die Wilkina Saga.

Über die Entstehung dieses merkwürdigen Buchs theilte der Herausgeber Peringskiold eine Stelle aus der Handschrift der Blomsturwalla Saga mit [1]): „Des Königs Dietrichs Historie

[1]) At konung Thidreks historia hafwer först skrifwen i Tyskland, och sedan införd til Norige af Mester Biörn i Nidaros, hwilken war biskop i Norige, och på konung Hakon then gambs tingunde regements ähr vthreste med

sei zuerst geschrieben in Deutschland und hernach in Norwegen eingeführt durch Meister Biörn aus Nidaros; welcher war Bischof in Norwegen und in König Hâkon des alten zwanzigstem Regierungsjahr ausreiste mit des genannten Königs Tochter Christine zum Kaiser Friedrich in Spanien, welcher sie vermählt mit seinem Bruder Heinrich, und bei eben dieser Hochzeit hörte Meister Biörn diese Abenteuer in deutscher Sprache lesen, welcher sie darauf mit sich nach Norwegen nahm, und sie beginnen vom Ritter Samson aus Humlunga oder Aumlungaland, König Dieterichs Grossvater.“ Hâkons zwanzigstes Regierungsjahr fällt in das Jahr 1240, und es passt genau, wenn man bemerkt, dass das älteste Manuscript der Wilkina Saga, wie Peringskiold sagt, vom Jahr 1245 ist, ein anderes auf Pergament von 1255. Mit dieser Angabe der Blomsturwalla Saga stimmen mehrere Stellen des Buchs selbst überein, die anzuführen interessant sein wird. 1) In der Vorrede heisst es:[1] „Diese Sage ist eine der ersten, die es gab in deutscher Zunge, und sie sagt von dem König Dieterich usw.“ Dann:[2] „Diese Sage ist zusammengesetzt aus Sagen deutscher Männer und genommen aus den Gesängen, an denen sich reiche Männer vergnügten, und welche von den alten Zeiten erzählten, von welchen gesagt wird in diesen Sagen; und diese Gesänge waren gesetzt nach Art der Singweisen in unserm Land.“ 2) Cap. 231 wird von der Jagd im Waslaungu Wald erzählt: „Iron Jarl ritt nun aus gen Brandinaborg mit seinen

bemälte konungs dotter Kristin, til Keiser Fridric i Spanien, hwilken gifte henne til sin broder Henric: och i samma bröllop hörde Mester Biörn läsas på Tyska tungo målet thetta äfwentyr, som han sedan förde hem med sig til Norige, og begynnes om Samson ridddare i Humlunga eller Aumlungaland, Konung Thideriks farfader.

[1] Thessi Saga er ein af hinum staerstum sogum er giordar hafa verid i Thyskri tungu.

[2] Tessi Saga er sett epter sogu Thyskra manna, enn sumt af kvaedum theim er skemta skal med rikum monnum, og so forn ad ort woru epter theim tidendum sem segir i thessare sogu. Enn thesse Kvaede eru sepft epter thvi sem Kväda-hätter er i voru Lande. (Man bemerke hier die Bedeutung von skemta, es ist dieselbe, welche oben bei der Edda als die richtige angegeben wurde. So auch Ihre glossar. Svio-goth. skaemta iocari.)

Hunden; und das ist gemeldet in den Sagen, dass kein Mann mochte bessere Windhunde haben als er hatte [1]). Zwölf waren die allerbesten, die sind alle genannt in den deutschen Gesängen.“ 3) Cap. 363. Wie Dieterich mit den Nibelungen kämpft: [2]) „Nun gieng Thidrikur aus zum Streit, und ist gesagt in den deutschen Liedern, dass die blutigen Männer nicht gering waren, die zusammen kamen in den Kampf des Thidrekur und des Niflungar, und wie weit in der Burg gehört wurde, Ekisax singen in den Niflunga Helmen.“ 4) Cap. 367. Es wird bei dem Kampf in Hunnenland (in Susa) gesagt: [3]) „So sagen deutsche Männer, dass kein Streit berühmter sei in den alten Sagen, als dieser;“ dann: [4]) „hier muss man die deutschen Männer erzählen hören.“ Endlich: [5]) „Männer haben uns auch dieses gesagt, die geboren waren in Brimum und Mönsterborg (Bremen und Münster), und keiner wusste etwas von dem andern, und sagten alle ein Gleiches aus, und das meist, so wie die alten Lieder sagen, in deutscher Zunge, was grosse Männer in der Vorzeit in diesem Lande gethan haben.“

Es ergiebt sich aus diesen Stellen deutlich die ganze Anordnung des Buchs, wie nämlich die einzelnen vorgesungenen oder vorerzählten Gedichte zusammengeschoben wurden. Diesem entspricht auch völlig die innere Einrichtung des Werks. Ohne eben bestimmt angeben zu können, wo ein einzelnes Gedicht

[1]) Tolf voru enir bestu hundar their er allir ero nefndir i Thydskum Kvaedum.

[2]) Nu geingur Thidrikur ofan a straetid, oc sva er sagt i Thydeskum Kvaedum, at thar var blaudum manni eige vaert er saman komu i vig Thidrikur oc Niflungar, oc sva vida hoyrir umm borgina hverso Eckisax syngur i hialmum Niflunga.

[3]) Sva seigia Thydeskir menn, at einginn orusta hefur verid fraegri i fornsegum helldur enn thessi.

[4]) Hier ma nu hoeyra frasogn Thydeskra manna.

[5]) Their menn hafa ofs oc sagt fra thessu er faeddir hafa verid i Brimum eda Moensterborg, oc einginn theirra vissi deili a odrum, oc sagdu allir a eina leid fra, oc er that mest eptir thvi sem seigia fornkvaedi i Thyderskri tungu, er giort hafa storir menn um stortitendi er i thessu landi hafa ordit.

anfange oder aufhöre (was deshalb nicht angeht, weil, wie schon bemerkt wurde, die Originale selbst in keine bestimmte Grenzen geschränkt waren, sondern frei herausgehoben aus dem grossen Kreis), so erkennt man doch leicht die Fugen, wo die Erzählung angerückt wurde. So ist das Nibelungenlied noch besonders eingelegt (Cap. 319. ff.), und wie in dieses Cap. 325 bis 331 ohne Zusammenhang nur eben hineingeworfen sind, bemerkt sich leicht. Ja, die ganze Anordnung ist so wenig künstlich und versteckt, dass sich Wiederholungen und Widersprüche finden, wie sie in den Volkssagen selbst entstehn, und die der Sammler unschuldig und treulich mit aufnahm [1]). Diese Bemerkung ist auch darum nicht unwichtig, weil sie beweise, dass der Sammler ohne Verfälschung und Accommodation aufgeschrieben; er entschuldigt auch in der Vorrede fremde Worte mit dem ausländischen Ursprung dieser Sagen.

Zu diesen Zeugnissen, die aus der innern Einrichtung des Buchs sich ergeben, können wir noch andere, in mancher Rücksicht merkwürdige äusserliche hinzufügen, aus welchen auch die Existenz der Gedichte in Deutschland im zwölften Jahrhundert bewiesen wird, von denen uns nichts mehr übrig, und die sich indirect hier erhalten haben. In dem Gedicht nämlich: de prima Attilae exped. werden schon die festen Waffen des Weland gerühmt:

V. 961. Et nisi dura Vuelandia fabrica giris
Obstaret, spisso penetraverit ilia ligno.

Dieser Weland (Wieland, Vater des Wittich, von welchem oben die Stelle aus dem Tristan und dem Nibelungenlied

[1]) Beispiele sind folgende: Cap. 40 wird Ecka erschlagen, Cap. 160 sein Wappen und Ansehn wieder beschrieben. Cap. 150 wird der König von Niflungaland Aldrianus genannt und Hogen's Erzeugung erzählt. Cap. 51 kommt es noch einmal vor als etwas ganz Neues, und der König heisst hier Irungur. Cap. 150 werden Aldrians Kinder genannt, drei Söhne und eine Tochter Gunnar, Gernoz, Gilser und Grimilldur. Cap. 151 werden sie wieder als etwas Unbekanntes angeführt, und zwar ein Sohn mehr: Gudzormur (der Guttormur der nordischen Recension). Cap. 65 wird der Markgraf von Bechelar Rodolfur genannt. Cap. 267 ff. in der Nifl. S. aber Rodingeir offenbar dieselbe Person, ob sie gleich Peringskiold in dem Register für zwei verschiedene angiebt.

redet [1])) ist der Velint in der Wilkina Saga ein kunstreicher Schmied, der köstliche Waffen arbeitet, und dessen Geschichte Cap. 18—30 erzählt wird. Das deutsche Gedicht von ihm muss noch in spätern Zeiten nach Zeugnissen (z. B. im Anhang des Heldenbuchs) vorhanden gewesen sein. — Dann findet sich in der Eneidt des Heinrich von Veldeck (blühte um 1180) folgende Stelle:

V. 5691. Her sante ym auch eyn gut swert (Vulkan dem Aeneas)
das scharffer vnd harter was,
den der gute vckesachs,
nach der mere myming,
nach der gute nagelring.

Sämmtlich berühmte Schwerter, die in der Wilkina Saga vorkommen [2]).

Betrachten wir, wie die Wilkina Saga sich zu den nordischen Nationaldichtungen verhalte, so erscheint sie zwar als eine fremde Dichtung, aber nur in dieser Form nicht materiell. Es wiederholte diese übersetzte Sage wenigstens dem grössten Theil nach, was die einheimische schon erzählt hatte. So kommt Sigurds Jugendgeschichte hier nach der deutschen Recension vor [3]). Eben so das Nibelungenlied, doch auch im Detail abweichend von derjenigen, die wir besitzen, welche wahrscheinlich älter ist. Dieses Verhältnis drückt auch der Sammler in der Vorrede deutlich aus, indem er sagt: „Nor-

[1]) Man sieht leicht ein, dass jene Stellen auch hierher gehören und die hier angeführten dorthin, wegen ihrer doppelten Beweiskraft, indem sie einmal die frühe Existenz solcher Gedichte in Deutschland, dann die Identität mit denen in der Wilkina Saga darthun, wovon hier die Rede. Mit dieser Bemerkung wollte man nur diejenigen hier anführen, welche allgemeinere Hindeutungen enthielten.

[2]) Myming ist Mimmung, Velints Arbeit, das Schwert zerschnitt, wie Gramur in der Edda, schwimmende Flocken und noch mehr. Wilk. S. Cap. 23. Uckesachs ist Eckisax, Eckas Schwert, das schon vorhin genannt ist, es zerfrass den Stahl. Wilk. S. S. 101. Naglhring hatte der Zwerg Alfrikur (Alpria, Alberich im Nib.-L.) geschmiedet und in neun Königreichen das Wasser, das es hart machen konnte, gesucht, bis er es in Trega fand. Wilk. S. S. 100.

[3]) Zur Vergleichung mit der Edda übersetzt in der Beilage IV.

männer haben auch zusammengesetzt einen Theil dieser Sagen“ [1]). So nämlich verstehe ich diese Stelle.

Noch verdienen die Punkte einige Betrachtung, von welchen aus wir die Wilkina Saga zu berücksichtigen haben.

Erstlich hat sich darin, wenn auch nicht vollständig, doch sicher der grösste Theil des altdeutschen Heldencyklus erhalten. Wir können daher, wenigstens dem Inhalte nach, das Verlorne, und was noch aufzufinden ist, bestimmen. Denn freilich die schöne rhythmische Einkleidung ist untergegangen durch das Übersetzen und vieles von der reichen poetischen Darstellung der Nationaldichtung, aber immer noch liest sich diese prosaische Auflösung an einigen Orten, wo sie umständlich geblieben, z. B. in der Erzählung von Vilint, sehr gut. Sodann zeigt sich darin der Zustand, in welchem die deutsche Nationalpoesie im dreizehnten Jahrhundert gewesen. An den Höfen noch lebte ihr Gesang, und unter dem Volk wurde die Sage erzählt und merkwürdig übereinkommend wurde sie an entfernten Orten gehört, wie alles die vorhin ausgehobenen Stellen bezeugen. Endlich resultirt daraus ein neuer Beweis für das Verhältnis der Nationaldichtung zu der romantischen, wie es oben erläutert worden ist. Diese stand eben zu der Zeit, wo das Buch gesammelt wurde, in ihrer höchsten Blüthe und dennoch war sie so wenig übergegangen zu dem Volk, dass hier auch keine Spur von ihrem Dasein gefunden wird [2]), und daran darf man doch nicht denken, dass der Sammler kritisch zu Werk gegangen wäre. Merkwürdig ist auch, dass auf die Begebenheiten des Ottnit und Wolfdieterich nirgends angespielt wird; König Rother kommt zwar dem Inhalt nach vor, aber durchaus nicht in dieser südlichen Gestalt, ein sicherer

[1]) Nordmenn hafa og samansett nokurn hlut sogu thessarar.

[2]) Zwar kommt der König Artus vor mit seiner Tochter Hildur, aber gar nicht in einem Verhältnis, das in der romantischen Poesie dargestellt wäre. Vielmehr will hier Dieterich von Bern mit Hildur sich vermählen. Es scheint, dass Artus, unabhängig von romant. Poesie, in Deutschland und in dem Norden bekannt war, denn in der Samson Fagres Saga tritt er auch auf, und Aventin erzählt eine Volkssage von ihm. — Eben so wenig ist der König Salomon von Frankreich aus französischen Gedichten genommen.

Beweis, dass er niemals in solcher den Deutschen national war [1]).

Ob andere Sagen, welche diesen Cyklus zu berühren scheinen, wie die Blomsturwalla, Floamanna und Magus Jarl Saga, Übersetzungen oder Originale enthalten, kann nicht entschieden werden, da sie bis jetzt nur in Handschriften existiren; indessen scheint die erstere nur hierher zu gehören [2]). — Eine Übersetzung des kleinen Laurin in das Neudänische mag aus der Bearbeitung desselben im Heldenbuch entstanden sein, sie ist in demselben Silbenmasse und nur im Ganzen abgekürzt [3]).

Die zweite Klasse begreift die Übersetzungen aus der romantischen Poesie. Hier hat sich Scandinavien nicht weniger thätig bewiesen als Deutschland. Im Verzeichnis der in Handschriften sich befindlichen isländischen Sagen (denn gedruckt ist noch nichts davon) stehn auch die Gedichte von Carl dem Grossen, Tristan, Apollonius von Tyrland, Fortunat, Melusine, Parcival, Alexander dem Grossen, Flos und Blankeflos, Magalone usw., aus welchen zum Theil die spätern dänischen Volksbücher mögen entstanden sein Der Nutzen, welcher sich aus diesen Bearbeitungen schöpfen liess, wäre eine vollständigere Kenntnis der romantischen Poesie, indem sich hier manches könnte erhalten haben, was verloren gegangen, wie die Erecks Saga, von welcher Rudolf von Montfort im Wilhelm von Orlienz spricht, wenn sie nicht auch noch in Frankreich vorhanden.

---

[1]) Das Verhältnis der Deutschen zu jenen constantinopolitanischen Sagen fordert eine eigne Untersuchung, die hier nicht gegeben werden kann. Nur das bemerke ich, dass bei einer richtigen Ansicht die Frage sich leicht beantwortet, wie in dem Morolf und Rother dieselbe Erzählung sein kann.

[2]) Peringskiold sagt von dieser, dass sie von König Ermanrek, Samson, Dieterich von Bern und Ake Orlungatrösts Sohne erzählte, in etwas verschieden von der Wilkina Sage, welche Abänderung vom nordischen Übersetzer herrühren könne; von der Floamanna Saga aber, dass sie zum Theil in den beiden Edden sich befinde.

[3]) En saare lystig Kronike om den beromte Kong Laurin, en Kämpe, kuns tre Warteer hoj. Kjobenhavn 8. Volksbuch.

So haben wir es versucht, in der nordischen Poesie die Punkte aufzufinden, in welcher sie in Berührung steht mit der deutschen, und wo sie sich gegenseitig durchdringen, das Resultat scheint keinem Zweifel unterworfen, dass nirgends her grössere Aufklärung zu erwarten sei, als von dieser Seite. Schon darum wird das Studium der nordischen Poesie (das bisher grösstentheils nur auf die Mythologie sich beschränkte), nothwendig, allein auch abgesehen davon, verdient sie eigends mit Aufmerksamkeit betrachtet zu werden. Es ist in der That eine merkwürdige Erscheinung, bei diesem verhältnismässig so kleinem Volk eine solche, nach allen Richtungen hin ausgebildete Poesie zu finden, der wol an innerer Vollständigkeit keine an die Seite gesetzt werden kann. Denn welches moderne Volk hat einen solchen Kreis erhalten, in welchem Mythologie, Epos, Sittenlehre, Geschichte (schon im dreizehnten Jahrhundert), Lieder fast ohne Lücke nach den Stufen entwickelt, welche die Cultur in ihrem Fortschreiten zu bilden pflegt, dastehn? Wir können kaum etwas mehr von Bedeutung dagegen stellen, als das Nibelungenlied, wobei es nur erfreulich, dass gegen die Vollendung und Herrlichkeit desselben dort nichts gehalten werden kann. Es wird überhaupt bei Betrachtung der nordischen Literatur von neuem klar, wie gedeihlich ein festes Zusammenhalten eines Volks ist, wo alle Kräfte, nicht getheilt durch mancherlei Wallungen, nach einem Punkte zu ernstlich forttreiben. Nur dann mag ein fruchtbares Blühen werden. Indem der deutsche Geist nach allen Welttheilen sich ausdehnte und sie zu umfassen strebte, verschwand in den ungeheuren Grenzen, die er zog, der Erwerb seiner Väter, als klein und gering, und damit die Vorliebe und Achtung, die ihm gebührte. So musste sich auch bei der Geschichte der Poesie die sonderbare Eigenthümlichkeit deutscher Literatur wiederholen, dass erst die aller andern Völker sorgfältig untersucht wurde, ehe man anfieng von der einheimischen etwas wissen zu wollen.

BEILAGEN.

I.

ZWEI UND SIEBENZIGSTE FABEL.

VON REIGENN UND SIGURDUR, DEM SCHLANGEN (FOFFNER)- TÖDTER.

Reigenn fuhr zum König Hiälffreck und ward sein Schmied, da erhielt er zu ernähren den Sigurdur, Sohn des Sigmundar Wolsung und der Hiordysar Tochter des Eylima, der alle Könige, die Heere anführeten, übertraf an Geschlecht, Kraft und Muth. Reigenn sagte ihm, wo Foffner auf dem Gold liege, und rieth ihm, das Gold zu nehmen. Da machte Reigenn ein Schwert, das er Gramur hiess, aus dem Bruche des Schwertes Sigmundar Wolsungs, das so scharf war, dass Sigurdur mit ihm Reigenns Ambos zerhieb; und sodann hielt es Sigurdur nieder in das rinnende Wasser, und es theilte entzwei eine Wollenflocke, als der Strom sie gegen die Schärfe trieb, und er konnte kein besseres Schwert finden. Hernach fuhr Sigurdur und Reigenn auf die Gnythaheide, da machte Sigurdur eine Grube in den Weg, wo Foffner kroch. Und als Foffner nach dem Wasser sich wand und zu der Grube kam, da legte Sigurdur das Schwert entgegen, und war das sein Tod. Kam da Reigenn und sagte, Sigurdur habe seinen Bruder durchstochen, und gebot ihm das zur Sühne, dass er sollt nehmen das Herz Foffners und es verzehren bei dem Feuer; und Reigenn legte sich nieder und trank Blut des Foffner und legte sich zu schlafen. Und als Sigurdur ass das Herz und fühlte, ob es völlig gar sei, und die Fettigkeit rann aus dem Herzen an seine Finger, da bracht er die Finger in seinen Mund, und das Herzblut kam auf seine Zunge, da erkannte er der Vögel Stimme und verstand, was die Schwalben sagten, die auf dem Baum sassen, da sprach eine:

Da sitzt Sigurdur, schweissbedecket,
Foffners Herze beim Rauch er isst.
Weise dünkt es mir, lösen die Ringe,
Und von dem fliessenden Blute zu trinken.

Da sang die andere:

Da lieget Reigenn, redet wol mit sich,
Will thun Falsches ihm, der ihm doch traut,
Bringt voll Zornes, bös' Wort zusammen,
Will trügend der Schmied, rächen den Bruder.

Da gieng Sigurdur zum Reigem und durchstach ihn und sodann zu seinem Ross, das Grana hiess, ritt zu, bis er kam zur Höhle Foffners, zog aus das Gold, theilt es in Bündel und legt es auf den Rücken des Grana, nahm den Zaum und wollte es leiten. Und Grana wollte nicht fortgehen. Sigurdur wusste, was es verlangte, da stieg er auf den Rücken des Pferds, und Grana lief da, als wäre es ledig, und das Gold, so es trug, war so viel, dass Sigurdur glaubte, dass nicht möchten mehr tragen drei oder vier Rosse. Daher ist das Gold genannt: Foffners Bett und Granes Last.

DREI UND SIEBENZIGSTE FABEL.

VON SIGURDUR.

Sigurdur ritt nun seinen Weg immer fort, bis er kam gen Hindarfiall, da fand er ein Haus, und schlief eine Frau darin, die hatte Helm und Panzer an. Er nahm das Schwert und schnitt ihr den Panzer ab: da erwachte sie, und hiess sie Hildur, da ward sie genannt Brynhildur [1]) und war eine Walkyria. Sigurdur ritt von dannen und kam zu einem König, der wurde genannt Giucke, seine Frau hiess Grymhilldur, ihrer Kinder waren vier: Gunnar, Hogne, Guttormur und Gudruna, da verweilte Sigurdur lange Zeit. Da gab Grymhilldur ihm einen Trank, dass er nicht verlangte nach Brynhildur, der hatte er mit einem Schwur gelobet, sie zu heirathen, und empfieng da Gudrunar, Giucks Tochter, und Gunnar und Hoger machten die Fahrt mit ihm und Brüderschaft; zunächst fuhr Sigurdur und die Guikingar zum Atla, dem Sohne des Budla, und warben um Brynhildur, seine Schwester, zur Frau des Gunnar, sie sass in Hindarfiall, und war in ihrem Saal, der mit unverlöschlichem Feuer umgeben war (Wafurlega), und sie hatte das Gelübde gethan, den Mann allein zu nehmen, welcher sich getraute, durch das Feuer zu reiten, da ritten Sigurdur und die Giukungar, die auch Niflungar genannt werden, zu dem Felsen und wollten durch das Feuer reiten; er hatte das Ross, das Gion (Gote) hiess, und sein Ross getraute nicht durch das Feuer zu laufen, da vertauschten Sigurdur und Gunnar ihre Farbe (Angesicht) und ihre Namen, denn Grana wollte unter keinem Manne gehn, als unter Sigurdur, da stieg Sigurdur auf Grana und ritt durch das Feuer und den Abend gieng er zum Brautlauf mit Brynhilde. Und da er ins Bett kam, zog er das Schwert Gram aus der Scheide und legte es zwischen sie, und am Morgen stand er auf, da gab er Brynhillde zum Geschenk einen Goldring, den Loke abgezogen hatte dem Andvara [2]), und zog ihr einen

[1]) D. h. gepanzerte Hildur.

[2]) S. Dämonga 70.

andern Ring ab zum Kennzeichen. Sigurdur nahm sein Ross und ritt zu dem Berge zurück und vertauschte mit dem Gunnar wiederum die Farbe, und Brynhildur fuhr mit dem Gunnar zu dem König Ginke.

Sigurdur hatte zwei Kinder mit der Gudruna, Sigmund und Svanhillda.

VIER UND SIEBENZIGSTE FABEL.

VON GUDRUNA UND BRYNHILDUR UND DEM MORDLICHEN TODE SIGURDURS.

Es geschah einsmals, dass Brynhildur und Gudruna zum Wasser giengen, ihre Haare zu waschen, und da sie kamen zum Arennar, da stieg Brynhilldur von dem Lande zuerst in den Fluss und sagte, sie wolle nicht auf ihr Haupt das Wasser bringen, das aus den Haaren der Gudruna rinne, da sie hätte einen muthigen Mann, da gieng Gudruna in den Fluss nach ihr und sprach: sie müsse vor ihr das Haar in den Fluss thun, da sie einen Mann hätte, der nicht geringer sei, und kein anderer in der Welt tapferer wäre, denn er habe Foffner und Reigenn besiegt und das Erbe von beiden genommen. Da sprach Brynhildur: mehr war das werth, dass Gunnar ritt durch das unverlöschliche Feuer, und Sigurdur getraute nicht, da lachte Gudruna, und sprach: glaubst du, dass Gunnar durch das unverlöschliche Feuer ritt, ich glaube, dass der bei dir schlief, der mir diesen Ring gab, und der Goldring, den du an der Hand hast und zum Geschenk erhieltst, der ist genannt Andvara Nautur, und ich glaube, dass nicht Gunnar solchen in die Gnythaheide brachte; da schwieg Brynhildur und gieng heim und darnach rieth sie dem Gunnar und Hogne, den Sigurdur zu erschlagen, und sie schwuren ihr erst einen Eid, dann riethen sie ihrem Bruder Guttormur, den Siegfried zu erschlagen; der durchstiess den schlafenden Sigurdur mit dem Schwert, und als dieser die Wunde empfand, da warf er das Schwert Gram nach Guttormur und schnitt ihn mitten entzwei. Da starb Sigurdur und sein dreijähriger Sohn Sigmundur, den sie auch erschlugen, hernach durchstach sich Brynhildur mit dem Schwerte und ward verbrannt mit Sigurdur, und Gunnar und Hogne nahmen Foffners Erbe und den Ring des Andvara und beherrschten das Land.

FÜNF UND SIEBENZIGSTE FABEL.

VON DEM KÖNIG ATLA, DER DIE GIUCKUNGA SCHLUG.

König Atla, Sohn des Budla und Bruder der Brynhildur, empfieng da Gudrunar, so Sigurdur gehabt hatte, und hatte acht Kinder. Atla

bat zu sich Gunnar und Hogne, und sie fuhren zu der Hochzeit. Und ehe sie von heim weg fuhren, da verwahrten sie das Gold, Foffners Erbe, in dem Fluss Reyn, und das Gold wurde hernach nicht mehr gefunden. Und König Atla hatte ein Heer gesammelt und bekriegte Gunnar und Hogna und nahm sie gefangen. König Atla liess das Herz schneiden aus Hognas Brust, und war das sein Tod. Gunnar liess er in die Gewürmerhöhle werfen, und ihm ward eine Harfe zugeschickt, die er mit den Zähnen schlug, da die Hände ihm gebunden waren, so dass alle Würmer einschliefen, ausser eine Natter, die zu ihm kam und also in seine Brust sich einbiss, dass sie ihren Kopf in die Wunde steckte, und an der Leber hieng, daran er starb. — Gunnar und Hogne werden Niflungar und Giukungar genannt und das Gold, Nifflunga Schatz oder Erbe, item Nynar-Metall und Nifflunga Streit.

SECHS UND SIEBENZIGSTE FABEL.

VON GUDRUNA.

Bald darauf erschlug Gudruna ihre zwei Söhne und liess machen mit Gold und Silber Becher aus ihren Schädeln; und als geschah die Bestattung der Niflungar, da liess zu diesem Gastmal Gudruna dem König Meth in diese Becher schenken, und war gemischt mit dem Blut der Söhne, und ihre Herzen liess sie bereiten, und dem Könige geben zu essen, und da das geschehen war, sagte sie es dem König mit harten und grausamen Worten; nicht verfehlte der Meth zu wirken, so dass das meiste Volk schlief, das da sass. In dieser Nacht gieng sie zum König, als er schlief, mit ihrem Sohne Hogna und schlug auf ihn, und war das sein Tod. Da legte sie Feuer in die Burg und verbrannte das ganze Volk, das darin war. Darnach fuhr sie zum Seeufer und lief in das Meer und wollte sich ertränken. Und die Winde führten sie über, da kam sie ans Land, das der König Jönakur hatte, aber wie sie kam, brachte er sie zu sich und nahm sie zum Weib, und hatte drei Söhne mit ihr, die hiessen Saurle, Hamder, Erpur, die waren alle schwarz, wie Raben an den Haaren, gleich Gunnar und Hogne und die übrigen Giuckungar oder Niflungar. Da wurde aufgezogen Svanhilldur, Tochter des Sigurdur, die war aller Frauen schönste.

II.

NORNA GESTERS SAGE. CAP. 8.

Einer der Hofmänner fragte, wie Brynhildur sich betragen? (nach dem Tode Sigurds), Gestur antwortete: sie erschlug acht Diener und fünf ihrer Frauen, darauf durchstach sie sich mit einem Schwert und bat, dass man sie mit diesen zu dem Holzstoss führe und verbrenne; und so geschah auch. Sie wurde gefahren in einem Wagen, bedeckt mit Goldzeug und Purpur, und sie gläuzte überall von Gold und so ward sie verbrennt. Da fragten sie den Gestur, ob Brynhildur nicht gesungen bei ihrem Tode? Er antwortete, dass es wahr sei. Sie baten ihn, das Lied zu singen, wenn er könne. Da sprach Gestur: Brynhilde wurde gefahren zu dem Holzstoss auf dem Todesweg und vorbeigeführt an einer nahen Bergklippe, da wohnte ein Riesenweib (Gygur), die stand in der Thüre der Höhle und hatte ein Kleid von Thierhaut an und war schwarz von Angesicht; sie hatte eine Waldstange in der Hand und sprach: diese will ich zu deinem Brand legen, Brynhildur, auch wäre es besser, du würdest lebendig verbrannt, deiner Unthaten willen, dass du liessest erschlagen Sigurd, den Schlangentödter, einen so hochberühmten Mann. Oft war ich ihm günstig und darum will ich über dich ausrufen rächende Worte, dass dich alle verabscheuen, die solches von dir sagen hören, darauf sang Brynhildur und das Riesenweib gegen einander, und das Riesenweib hub an:

Dahin sollst du
wandeln nicht
durch meiner Burg
Felsenwände.
Besser ziemet dir
Borten zu wirken,
als zu schauen hier
unsere Höhlen.

Was willst du schauen,
aus Vallandi
wackelndes Haupt,
meine Wohnung?
du hast den Wölfen,
die zu dir kamen,
vielen, zur Speise
Mannsblut gegeben.

Da sang Brynhildur:

Lästre mich nicht
Weib aus dem Felsen:
ob ich gewesen früh
unter Seeräubern.

Der aber däucht mir
unter uns grösser,
der meines edlen
Geistes kundig.

Das Riesenweib sang:

Du bist Brynhildur
Budlas Tochter,
mit Zeichen, ungünstig
zur Welt geboren.

Du hast Giukas
Kinder verdorben,
und ihr Erbgut
hast du zerstreut.

Brynhildur sang:

Ich will sagen dir
wahre Worte,
vielgrimmes Haupt!
magst du's wissen.
Wie mich machten
Giukas Erben
allverhasset
und eidbrüchig.

Mich liess von Harm,
der zornige König,
Atlas Schwester,
wohnen beim Eichbaum.
War zwölf Winter da
(wen's lüstet zu wissen),
als dem jungen König
Eide ich schwur.

Ich liess alten
Gygias Bruder,
Hialmgunnar, dann
zur Hölle gehn.
Gab Sieg dem Jüngling
Andur dem Bruder:
Da ward mir Odin
Zornig am meist.

Schoss in das Haupt mir,
Die vom roth und weissen
Schilde bedeckt war,
Schlafbringenden Pfeil:
und hiess zerstören
den mein Schlafen,
der keiner Art
Schreckens kundig.

Liess um den Saal mein
Südwind wehen,
Gipfel brennen
flammende Lohe:
Dann hiess er den Degen
hinüber reiten,
wenn er führe zu mir
Foffners Gold.

Auf Grana reitet,
erworben das Gold,
der Herrliche, hin wo
thronte mein Vater.
Ward da geachtet
der beste aller
Dänischen Räuber,
hoch in Ehren.

Wir schliefen zufrieden
in einem Bett,
Gleich ob er mein Bruder
geboren wäre:
keiner vermochte
über den andern,
in acht Nächten,
die Hand zu legen.

Da lästert mich Gudrun,
Giukas Tochter,
dass ich in Sigurds
Arme geschlafen.
Da ward ich innen,
was ich nicht wollte,
dass sie betrogen mich
im Wettkampfe.

Mögen mit Streiten
Förderhin lange
Weiber und Männer
im Leben sein.
Wir sollen werden
nicht mehr getrennt
wie ehmals, Sigurdur!
Fort mit dir, Gygur!

Da schrie das Riesenweib entsetzlich und lief in die Berge.

III.

DAS ERSTE LIED VON FRAU CHRIEMHILD UND DEM HELD HAGEN.

Das war die stolze Frau Chriemhild, die liess mischen den Meth zur Hand:
sie entbot zu sich die raschen Ritter aus allem fremden Land.

Sie bat sie zu kommen ohn Weilen, zum Kampf wol und zum Streit. —
Das war der Held Hagen, der verlor seinen jungen Leib.

Das war der Held Hagen, der gieng aus zum Strand;
fand da den Fährmann wol an dem weissen Sand.

Hör du guter Fährmann, o fahr mich über den Sund:
ich geb dir meinen guten Goldring, er wieget wol funfzehn Pfund.

„Ich fahre dich nicht übern Sund, all für dein Gold so roth:
kommst du in Huenilds Land, da bleibst du geschlagen zu todt."

Das war der Held Hagen, der sein Schwert auszog;
das war der unselige Fährmann, dem er das Haupt abschlug.

Er streift den Goldring von seinem Arm, er gab ihn Fährmanns Weib:
das sollst du haben zur Liebesgabe für Fährmanns jungen Leib.

Da gieng der Held Hagen auf und ab an dem Strand;
fand da eine Meerfrau, die ruht auf dem weissen Sand.

Heil dir! Heil dir! liebe Meerfrau, du bist ein künstlich Weib,
komm ich in Hvenilds Land, kann ich behalten meinen Leib?

„Burgen hast du mächtig und schön; auch vieles Gold so roth:
kommst du in Huenos Land, dort wirst du geschlagen zu todt."

Das war der Held Hagen, der schnell sein Schwert auszog:
das war die unselige Meerfrau, der er das Haupt abschlug.

So nahm er das blutige Haupt, warf es hinaus in den Sund,
schleudert den Leib darnach, da sammelt sich beides im Grund.

Herr Grimmer und Herr Gerner trieben das Schifflein vom Lande mit Muth,
zornig war ihnen das Wetter, und mächtig des Meeres Fluth.

Zornig war ihnen das Wetter, und mächtig des Meeres Fluth,
entzwei gieng in des Held Hagen Hand das eiserne Ruder gut.

Entzwei gieng das eiserne Ruder stark in des Held Hagen Hand,
mit zwei vergoldeten Schilden steuerten sich die Herren zu Land.

Da sie nun kommen zu Lande, da zogen sie ihre Schwert;
da stand so stolz eine Jungfrau, die sah sie schon auf der Fahrt.

Sie war schmal in der Mitte, nach rechtem Masse lang,
kurz war sie am Leibe, sie übt einen Jungfrauengang.

Sie gehen zu der Nordburg hin, wo pflegte zu stehen die Thür:
wo ist denn nun der Pförtner, der warten sollte hier?

Hier da ist der Pförtner, er liegt zum Vogt und Schirm:
„wüsst ich, woher ihr kommen wärt, eur Botschaft trag' ich gern."

Hierher sind wir gekommen, wol über drei Acker Land,
Frau Chriemhild ist unsere Schwester, sei in Wahrheit dir bekannt.

Hinein kam da der Pförtner, stellt vor die Tafel sich hin;
er war klug im Reden, konnt fügen seiner Worte Sinn.

Er war klug im Reden, konnt fügen viel gut seine Wort:
„Da halten zwei so vollbürtige Mann aussen vor der Port,"

„Da halten zwei so vollbürtige Mann aussen vor der Port;
der eine führt eine Fiedel, der ander einen vergoldeten Helm."

„Er führet nicht die Fiedel irgend für Herren Lohn,
von wannen die sind kommen, die sind zwei Herzogensohn."

Das war die stolze Frau Chriemhild, sie wickelt ihr Haupt in das Kleid,
so geht sie in den Burghof und lädt ihre Brüder herein:

„Wollt ihr gehen in die Stube und trinken Meth und Wein?
Ein Seidenbett, wenn ihr wollt schlafen, und zwei Jungfrauen mein."

Das war die stolze Frau Chriemhild, sie wickelt ihr Haupt in das Kleid,
so geht sie in die Steinstube vor allen ihren Mannen ein:

„Hier sitzt ihr all' meine Mann, trinkt beides, Meth und Wein,
wer will bestehen Held Hagen, allerliebsten Bruder mein?"

„Wer diesen Preis will erwerben, schlag Held Hagen zu todt,
er soll herrschen in meinen Burgen und gewinnen mein Gold so roth."

Darauf antwortet ein Kämpfer. ein Vogt wol über das Land:
den Preis will ich gewisslich vereinen mit deiner freien Hand.

Den Preis will ich erwerben. ich schlag Held Hagen zu todt;
so herrsch' ich über deine Burgen und über dein Gold so roth.

Dazu sprach Folquar Spielemann, mit seiner starken Eisenstange,
ich werde dich schon finden, eh du kannst zu mir gelangen.

Er schlug auf den ersten Schlag funfzehn Kämpfer, die da lagen:
„Hei! Hei! Folquard Spielemann, wie rührst du den Fiedelbogen!"

Also schlug er die Kämpfer, eine Brücke davon er macht,
Und die war beides breit und lang, gar gross Unruhe sie bracht.

Zu oben waren die Häute, zu nieden die Erbsen klein,
das machte, dass Held Hagen der allererst fiel hin.

Und da der Held Hagen wollt wiederum aufstehen:
„Halt du nun lieber Bruder, du weisst wie die Sachen gehn."

„Halt nun du allerliebster Bruder mein, du hältst deine Treue so sehr;
das erste du mögest zur Erde fallen, du wollest aufstehn nimmermehr."

So getröstet ward Held Hagen, er wollte nicht brechen sein Wort;
Er stand auf beiden Knieen, da er empfieng die Todeswund.

Doch schlug er drei Kämpfer, die waren nicht von den geringsten,
so gieng er hin nach Hammer, seines Vaters Schatz zu finden.

Doch war das Glück so freundlich ihm, er empfieng Jungfrauengunst;
das war die stolze Huenild, mit der zeugt er einen Sohn.

Ranke hiess der Kämpfer, er rächte seines Vaters Tod.
Chriemhild erstickt die Hungersangst bei Nidings Schatz ohne Brod.

So zog er aus dem Lande fort nach Bern in die Lombardei:
bei dänischen Mannen war er da und liess sein Mannthum sehen.

Seine Mutter blieb daheim zurück, davon Huen seinen Namen empfieng.
Unter Ritter und unter Kämpfer der Ruf da weit ausgieng.

DAS ZWEITE LIED VON DER FRAU CHRIEMHILD UND IHREN BRÜDERN.

Das war die stolze Frau Chriemhild, die liess beides brauen und mischen:
da war so mancher freie Held, sie gebot nach ihm zu schicken:

Sie hat sie kommen zum Kampfe, sie hat sie kommen zum Krieg:
da sollte so mancher freie Held verlieren seinen jungen Leib.

Das war Held Hagens Mutter, die träumte so wunderlich:
wie ein gut Ross gestürzet, das wollt man ausreiten für ihn:

„Der Traum der hat zu bedeuten, lieber Sohn, behalt's in dem Sinn;
hüt dich vor deiner Schwester, die ist so rasch und schlimm."

Das war der Held Hagen, der ritt aus zu dem Strand,
fand da ein Meerweib, das lag auf dem weissen Sand:

Sag mir du, gutes Meerweib, du bist eine Wahrsagerin weis:
soll ich streiten in Huenilds Land und besiegen die Kämpfer mit Preis?

„Höre du, Held Hagen, du bist ein Ritter stark,
genug Lande hast du selber, darzu gross Ehr und Gewalt."

„Du hast beides, Silber und Gold, dazu auch Burgen und Festen:
kommst du in Huenilds Land, da geht dir's nicht zum besten."

„Gewalt hast du und grosses Gut, darzu viel Gold so roth,
kommst du nach Huen im Jahr, so wirst du geschlagen zu todt."

Das war der Held Hagen, der zürnt bei den Worten so viel;
er schlug das arme Meerweib, dass zur schwarzen Erd' es fiel.

Da liege du hier und ruhe, Wahrsagerin häuslich und träg,
viel gut weiss ich mich zu wehren, zu finden über Kämpfer den Sieg.

Da ritten zwei gar herrliche Mann, da aussen vor der Port,
die waren gekleidet in Seide, ihre Ross eilten springend fort.

Sie schlugen an die Porte, das schallt in das Schloss hinauf:
wo bist du Pörtener, warum lässt du nicht auf?

Darauf antwortet der Pförtner unter dem Kleide so listig und fein:
„vor meiner Frauc darf ich nicht einen Fremden lassen herein."

Er gieng zur Frau Chriemhild, er fragte sie sofort:
„da halten zwei Ritter, die bitten mich, zu öffnen alsbald die Port?"

Da antwortet ihm Frau Chriemhild, das ist der Spielmann Folquar,
das ist der Held Hagen, beid' meine Brüder fürwahr.

Da giengen Frauen und Jungfrauen hinab, zu schauen der Ritter Gang,
die waren schmal in der Mitte, nach rechtem Masse lang.

Das war die stolze Frau Chriemhild, schlug über von Scharlach ihr Kleid,
so gieng sie in den Hof hinab und bat die Helden herein:

Hier ist Sitt und Burgstubenrecht, dass keiner Schwert darf tragen,
mich dünket, das so übel geschah seit König Siegfried ward erschlagen.

„Ich schlug den König Siegfried mit meiner eignen Hand.
Ich schlug auch König Ottelin, er war so stark ein Mann."

„Meinen guten Panzer verlor ich da und auch mein graues Pferd,
als wir im kalten Winter vor Troja lagerten."

Sie folgte ihnen in den Saal, zu hundert ihren Kämpfern,
um die zwei Ritter standen sie all mit gezogenem Schwert in den Händen.

„Ist hier kein Kämpfer drunter, der gegessen hat mein Brod,
der getraut meinen Bruder zu schlagen, ich geb' ihm Gold so roth."

Da das hört Folquard Spielemann, wie schnell übern Tisch er sprang;
das Schwert fuhr ihm aus der Scheide, die Thür aus den Angeln sank.

Da nahm er die starke Staidstange, wie fröhlich ward er da!
er schlug wohl funfzehn Kämpfer mit Mannthums Kraft und Schlag.

Eya! nun geht mein Fiedel recht, sagt Folquard Spielemann:
da schlug der Held Hagen wohl zwanzig in einem Gang.

Das war die stolze Frau Chriemhild, die ward erzürnt so sehr:
„viel besser musst du bleiben daheim, als dass du reitest hierher."

„Hier werden hundert Wittwen, eh du lässt ab vom Streit."
da sprach zu ihr Held Hagen: das hast du selber bereit't.

Das war des Held Hagen, lüftet den Helm am Haupte sein:
„ich brenne also sehre unter den Eisenhänden mein."

„Ich bin beides, matt und müde von ganzem Herzen mein:
gieb, guter Vater im Himmelreich, hätt' ich ein Horn mit Wein."

Und seinen Helm hob er sich ab, er trank vom Männerblut:
in nomine domini, das war Held Hagens Wort.

Nun liegen todt zur Erde all' die Chriemhilden Mann,
das hat Held Hagen alles mit seinem Bruder gethan.

„Gott gnade dir, Folquard Spielemann, du liegst als Leiche dabei,
du hast gebraucht deine gute Stahlstang, und das in aller Treu."

Vier und zwanzig fielen für einen da, sie konnten nicht stehen vor ihm,
er tödtet sie als ein Held, eh' er zur Erde fiel hin:

„Ach, herzelieber Bruder, unselig ist diese Fahrt,
dass ich dich nun soll missen, mein Schicksal ist so hart."

„Erleb' ich einen Tag oder eine Nacht, eh' die sich mögen enden,
so soll's entgelten die Schwester mein, ich will sie tödten oder verbrennen."

Das böse Schicksal kam, er ward dazu erschlagen. —
Chriemhilden liess König Hagens Sohn im Berge zu todt sich klagen.

DAS DRITTE LIED VON SELBIGER VERRÄTHEREI GRIMILDS GEGEN IHREN BRUDER.

Solche Kämpfer wie Held Hagen und seinen Bruder, den Spielemann,
wo man wohl solche finden und solche rühmen kann?

Bodild, Held Hagens Mutter, die trat da vor ihn hin:
dass die Fohlen all todt wären, däucht mir in meinem Sinn.

Viel gut kann ich Träum' errathen, dazu hab' ich Verstand:
kommt ihr in das Huenische Land, das schadet so manchem Mann.

Die Herren mochten ausreiten, wie der Strom rinnt brausend dahin:
eine Meerfrau haben sie funden, die schlief unterm Hügel grün.

Wach auf, wach auf, Meerfrau, du wunderschönes Weib:
ich zieh' in das Huenische Land, mag ich erhalten meinen Leib?

„Wend dich, wend dich, Held Hagen, du bist ein kühner Mann,
du hast so manche Burg mit Macht in deinem eignen Land."

„Zieh heim du in dein eigen Land, dies Kämpferschwert lass fahren,
du kannst bei deiner Schwester nicht dein junges Leben bewahren."

Das war der Held Hagen, der sein Schwert auszog,
das war die unselige Meerfrau, der er das Haupt abschlug.

Nun bin ich weis, nun bist du blau,
und ich zieh' in das Huenische Land, wenn guten Wind ich schau.

Da reiten herzu die Helden beid, sie finden des Fährmanns Haus:
steh' auf du, guter Fährmann, und geh' zu uns heraus.

Hör zu, was ich dir sage, du fahr mich über den Sund:
ich geb' dir meinen guten Goldring, der wieget wohl funfzehn Pfund.

„Behalt du selber, was du hast, mag nicht den Goldring dein,
ich komme nimmer in die Stadt, ich trage darum Pein."

„Ich komme nimmer in die Stadt, ich leide darum Noth,
ich führ dich nicht über heut' am Tag, Frau Grimild mir's verbot."

Held Hagen ward erzürnet, so sehr sein Herz und Muth,
er hieb dem Fährmann das Haupt herab, da roch so weit sein Blut.

So warf er das blutige Haupt wohl mitten in den Sund:
dann warf er den Leib darnach, betet: dass sie sich finden im Grund.

Herr Gynther und Herr Gerlof, die steuerten das Schifflein vom Land;
da sie kamen mitten in den Sund, da erhob sich das Wetter zur Hand.

Entzwei gieng da das Ruder in Folquard Spielemanns Hand;
Held Hagen steuert mit seinem Schild das Schiff mit Noth ans Land.

Da warfen sie ihren Anker wohl in den weissen Sand.
das war der Held Hagen, der trat zuerst ans Land.

Die andern harrten nicht länger mehr, ein jeder so er konnte aufs best
rüsteten sich männlich, Folquard Spielemann am meist.

Der Vogt, der stand da haussen, gieng hin auf der Zinne, gieng her:
„zu unserm Land sind kommen zwei so stolze Edelherrn."

„Zu unserm Land sind kommen Kämpfer und so muthige Mann;
sie sind gekleidet in Eisen, ihre Rosse kommen springend heran."

„Der eine führet einen Habicht, schimmert golden in seinem Schild,
der ander führt eine Fiedel, ein Herzogensohn so kühn."

Auf da stand Frau Chriemild, sie fügt ihre Worte viel gut:
er führet keine Fiedel, noch Dienst vor Herrntisch er thut.

Das sind zwei frische Helden, edle Herzogskinder frei,
sie sind mir auch nicht unbekannt, wir sind Geschwister drei.

Das war der Graf Herr Gunzelin, zu seinen Mannen er sprach:
„wir halten noch ein Rennen, Held Hagen kommt am Tag."

„Wir wollen fechten mit ihm noch heut und schlagen sie allsammt zu todt,
so gewinnen wir seinen grünen Wald, darzu sein Gold so roth."

Frau Grimild zu ihrem Bruder gieng, gross Falschheit war dabei:
ihr seid mir alle willkommen, Held Hagen nicht allein.

Da sprach der Held Hagen drinnen bei der Thür:
drum will ich euch bekämpfen, so ihr getrauet hier.

Es giengen aus die Gesellen, wie sehre sie da sprungen;
sie litten alle grosse Pein, die alten wie die jungen.

Entzwei gieng das gute Schwert in Folquard Spielemanns Hand,
da schaut er über sich an die Thür und fasst eine grosse Stahlstang.

Er schlug auf den ersten Schlag wohl sieben so rasche Hofmann:
in der Königin eigenem Namen, sagt er, nun wird meine Fiedel bekannt.

Nun gehet meine Fiedel, ihr tanzet und springet im Kreis,
mir wird unter meinem Panzerring vor grosser Arbeit heiss.

Das war Herr König Guncelin, der vor Grimilden trat:
hilf nun gegen diese harte Helden oder scheid von ihnen uns ab.

„Ihr schlaget nun meine guten Mann, all, denen ich gebe das Brot,
ihr lasset ja davon nicht ab, bis Folquard lieget todt."

Hör du, Schwester Grimild, sie hauen mir tiefe Wunden,
du warst mir nimmer treu und gut, das hab ich jetzt befunden.

Ich habe nun gewachet in Tag und Nächten sieben,
ich räch' gewisslich meinen Tod, eh ich mein Leben verliere.

Mein theur Schwert ist verloren, mein gute Eisenstang entzwei,
meine Sorg wollt ich verwinden, könnt' ich fahn eine Waffe frei.

Da sprach der junge Obbe Jern, er stand so nah bei ihm:
„ich leihe dir mein gutes Schwert, mein Bruder hatt' es so lieb."

„Mich däucht, du musst ein frommer Held und dazu viel stark sein,
das kann ich merken ohne Falsch am Fiedelbogen dein."

Ich dank dir, junger Obbe Jern, du bist ein Kämpfer so reich:
ich und all die Brüder mein dienen dir mit aller Treu.

So hieb der Folquard Spielemann, dass man's hört unter den Wolken hoch hin;
viel lieber wollt' er männlich sterben, als schimpflich entlaufen und fliehn.

IV.

HUNDERT UND VIERZIGSTES CAPITEL.

Und zu dieser Stunde kam die Königin (Sisile) in Kindesnöthen und gebar ein schönes Kindlein, da nahm sie ihren Methbecher, einen Hafen von Glas, den sie gehabt, und wickelte das Kind in Kleider,

legte es in den Hafen und deckte es sodann sorgfältig zu und stellte ihn neben sich. — Nun stiess Artwin seinen Fuss an den Glashafen, dass er in den Fluss rollte. —

HUNDERT UND ZWEI UND VIERZIGSTES CAPITEL.

VON SIGURD.

Das kleine Fass rollte auf dem Fluss nach der See, und nicht lange, so schwamm es mit dem Strom in die See. Da rollte es auf einen Steinfelsen, und die See lief ab, dass es trocken lag. Das Kindlein war gewachsen Nachts in dem Glashafen, und als dieser wider den Felsen stiess, sprang er von einander und das Kindlein weinte. Nun kam daher eine Hindin, die nahm das Kindlein in ihren Mund und trug es fein zu ihrem Lager, wo sie zwei Junge hatte; da legte sie das Kindlein nieder und liess es trinken an ihr und erzog es wie ihre Jungen, und es war bei der Hindin zwölf Monde; da war es gross wie andere Kinder, vier Winter alt.

HUNDERT UND DREI UND VIERZIGSTES CAPITEL.

VON MIMER UND REIGINN.

Ein Mann hiess Mimer, der war ein Schmied, so kundig und künstlich, dass in dieser Arbeit niemand etwas gegen ihn vermochte, er hatte viele Gesellen bei sich, die ihm dienten. Er hatte eine Frau, und in neun Wintern, seitdem er sie erhalten, hatte sie kein Kind empfangen, und darüber härmte er sich. Er hatte bei sich einen Bruder, der hiess Reiginn, der war viel stark und unter allen Männern der schlimmste, und durch Zauberei ward er verflucht, dass er zu einem Wurm ward und es endlich dahin kam, dass er ward der erste und schlimmste aller Würmer, und er wollte nun jeden Mann tödten ausser seinen Bruder, der war der allerstärkste: und kein Mann wusste sein Lager, ausser sein Bruder Mimer.

HUNDERT UND VIER UND VIERZIGSTES CAPITEL.

VON MIMER UND DEM KNABEN SIGURD.

Nun geschah es eines Tags, dass Mimer beschloss, in den Wald zu fahren, Kohlen zu brennen, und beschloss, da zu bleiben drei Tage lang, und als er in den Wald kam, machte er ein gross Feuer an, und

als er stand einsam bei dem Feuer, da geschah es, dass ein Knabe kam, der schön war, und auf ihn zu lief. Er fragt ihn, was für ein Knabe er sei, aber der Knabe konnte nicht sprechen; da zog ihn Mimer zu sich und setzte ihn auf seine Knie und legte Kleider auf ihn, denn er hatte keine Kleider an, da kam eine Hindin hergerennt und gieng zu Mimers Knieen und leckte an dem Antlitz und Haupt des Kindes, und aus diesem Anzeichen merkte Mimer, dass die Hindin das Kind aufgezogen hatte, und dafür wollte er die Hindin nicht erschlagen und nahm den Knaben und sorgte für ihn, und brachte ihn heim mit sich und beschloss, dass er ihn wolle zum Sohn annehmen, ihm einen Namen geben und Sigurd (al. Sigfrod) nennen. Nun wuchs der Knabe da auf, bis dass er neun Winter alt war, und er war so gross und stark, dass kein Mann ihm gleich war, er war so boshaft, dass er die Gesellen des Mimer schlug und misshandelte, so dass er seiner Gegenwart überdrüssig war.

HUNDERT UND FÜNF UND VIERZIGSTES CAPITEL.

VON SIGURD UND ECKIHARD.

Ein Gesell hiess Eckihard, der war der allerstärkste unter den zwölf Gesellen. Da geschah es eines Tags, dass Sigurd kam zu der Schmiede, darin Eckihard schmiedete. Nun schlug Eckihard dem Sigfrod mit seiner Zange an die Ohren, da zog ihn Sigfrod mit seiner linken Hand an seinem Haar so stark, dass er gleich zur Erde fiel, und nun liefen alle Schmiedegesellen hin und wollten helfen dem Eckihard. Aber Sigfrod schleppte ihn eiligst an die Thür und trug Eckihard nach sich an den Haaren, bis dass er kam zum Mimer, da sprach Mimer zum Sigurd: übel thust du, dass du willst schlagen meine Gesellen, die allzeit nützliche Arbeit thun, und du thust nichts, denn das übel ist, und nun bist du stark geworden und musst nicht weniger arbeiten als diese, und nun soll es dazu kommen, dass du sollst willig sein, und so du nicht willst, so werde ich dich schlagen, bis dass du aufgelegt wirst, die Arbeit zu thun, und nahm ihn an der Hand und führte ihn zur Schmiede. Nun setzte sich Mimer vor die Esse und nahm ein grosses Eisen und legte es ins Feuer, und Sigurd erhielt den schwersten Schlaghammer. Und als das Eisen war glühend geworden, zog er es aus der Esse und legte es auf den Amboss und bat Sigurd, es zu schlagen. Sigurd schlug auf den ersten Schlag so stark, dass der Amboss von einander sprang und in Stücken nieder fiel, und das Eisen zerriss, und die Zange brach entzwei, und der Hammer flog aus dem Stiel und sank weit hernieder. Da sprach

Mimer: nimmer sah ich solchen Hieb als diesen, und was sonst wird aus dir, du magst nicht nützen zur Arbeit. Nun gieng Sigurd zur Stube und setzt sich nieder bei seinem Pflegvater und sagte keinem Menschen, ob er Gutes oder Böses gethan.

HUNDERT UND SECHS UND VIERZIGSTES CAPITEL.

WIE SIGURDUR REIGINN ERSCHLUG.

Nun bedachte Mimer, dass ihm von diesem Knaben viel Unheil vorstände, und wollte dem vorkommen und gieng in den Wald, darin war ein grosser Wurm, und sagte, dass man ihm einen Gesellen gäbe, welchen er bitte, den Wurm zu erschlagen. Nun gieng Mimer heim, und den andern Tag sagte Mimer zu seinem Pflegesohn, ob er wollte in den Wald fahren und Kohlen brennen. Da sprach Sigurdur: wenn du mir wohl willst, wie du bisher gethan hast, so will ich hinfahren und will all die Arbeit thun, die du willst. Nun bereitete ihn Mimer zu dieser Fahrt und gab ihm Wein und Speise auf neun Tage, denn so lange sollte er ausbleiben, auch eine Holzaxt, und dann wies er ihn nach dem Wald, der ihm am besten däuchte. Da fuhr Sigurdur in den Wald und bereitete es zu um sich her und hieb grosse Stämme und legte sie in ein grosses Feuer, das er angemacht hatte. Da ward es Tag, und er setzte sich nieder zu seiner Speise und ass all seine Speise auf und unterliess auch nicht, auch den Wein zu trinken, wovon Mimer dachte, dass es ihm neun Tage reichen sollte. Da sagte er zu sich selbst: das weiss ich, dass kein Mann gefunden wird, den ich jetzt nicht schlage, wenn er zum Streit mit mir kommt, und ich glaube, dass der Kampf mit einem Manne mir nicht schwer würde. Und wie er geredet hatte diese Worte, da kam zu ihm ein grosser Lindwurm, und er sprach: nun kann ich bald meine Kraft versuchen, recht wie ich mir wünschte, und lief hin zu dem Feuer und zog heraus den grössten Stamm, der vom Brand glühte, und lief zu dem Wurm und schlug ihn an sein Haupt und schlug den Wurm nieder mit einer Wunde, und er schlug auf ein zweites mal den Wurm an das Haupt, und der Wurm fiel zur Erde, und nun schlug er auf ihn fort und fort, bis dass der Wurm todt war. Da nahm er seine Axt und hieb dem Wurm das Haupt ab und setzte sich dann nieder und war müde. Und als nun der Tag abnahm, da sah er, dass er nicht heim komme zur Abendzeit, und er wusste nicht, was er emphahen möge zu essen. Und es kam ihm endlich in den Sinn, den Wurm zu sieden und ihn zur Abendmahlzeit zu bereiten, und er nahm seinen

Kessel und füllte ihn auf mit Wasser und hieng ihn über das Feuer, nun nahm er seine Axt und hieb grosse Stücke, bis dass der Kessel voll war und ihm nichts fehlte zu seinem Essen; und als ihm däuchte, dass es gesotten war, steckte er seine Hände in den Kessel, worin es kochte, da verbrannte er sich an den Händen und an den Fingern, da steckte er sie in seinen Mund, um sie zu kühlen, und der Saft rann auf seine Zunge und in seinen Hals, da hörte er, dass zwei Vögelein, die auf dem Baum sassen, redeten, und er hörte, dass das eine sprach: besser wäre es, wenn dieser Mann wüsste, was wir wissen, da würde er heim fahren und Mimer erschlagen, seinen Pfleger, dafür dass er ihn verrathen hat zum Tod, wenn es so gegangen wäre, als er dachte, und dieser Wurm war Mimers Bruder, und wenn er Mimer nicht erschlagen will, so wird dieser seinen Bruder rächen und den jungen Gesellen erschlagen. Nun nahm er das Blut des Wurms und strich es auf sich und seine Hände, und allwo es hinkam, da ward es wie Horn. Da zog er seine Kleider ab und bestrich sich ganz mit dem Blute, wo er konnte hinreichen, nur bis mitten auf die Schulter mochte er nicht gelangen. Nun nahm er seine Kleider und fuhr sodann heim und hatte das Haupt des Wurms in seiner Hand.

HUNDERT UND SIEBEN UND VIERZIGSTES CAPITEL.

WIE SIGURDUR MIMER ERSCHLUG, SEINEN PFLEGER.

Nun war Eckihard haussen und sah, wie Sigurdur kam, und gieng zu seinem Meister und sprach: ja, Herr, nun fährt Sigurdur heim und hat das Haupt des Wurms in seiner Hand und er hat ihn erschlagen, und es ist nun nichts anders zu rathen, als dass ein jeder sich vorsehe, denn wären wir hier alle zwölf und wären unser um die Hälfte noch mehr, er würde uns doch alle zu todt schlagen, so zornig als er ist, und nun liefen sie alle in den Wald und verbargen sich. Aber Mimer gieng allein zu dem Sigurd und hiess ihn willkommen sein. Aber Sigurdur sprach: keiner von euch sei willkommen, bis dass du dieses Haupt wirst abgenagt haben, wie ein Hund. Mimer sprach: nicht sollst du das verlangen, was du sagst, ich will lieber büssen für das, was ich Übeles gethan gegen dich, ich will geben dir einen Helm und ein Schild und einen Panzer. Diese Waffen hab' ich dem König Hertind in Holmgard gemacht, und ein Ross will ich dir geben, das heisst Grani, das bei den Pferden der Brynhilldur ist, und ein Schwert, das Gramur heisst. Nun sprach

Sigurdur, das mag ich eingeben, wenn du das thust, was du gesagt, und nun giengen sie beide zusammen heim. Und Mimer nahm eine Eisenbose und bracht sie ihm, und er waffnete sich damit, und darnächst einen Panzer, welchen er über sich zog: sodann bracht er ihm einen Helm, den setzt er sich auf sein Haupt, und nun gab er ihm ein Schild, und waren diese Waffen alle so gut, dass man nicht finden mochte bessere. Nun reicht er ihm ein Schwert, und als Sigurdur erhielt das Schwert, da däuchten ihm gut die Waffen, und er hob das Schwert auf, so stark er konnte, und hieb den Mimer todeswund.

W. C. Grimm.

RÄTHSEL AUS DER HERVERARSAGA.

Berliner Abendblätter. [Herausgegeben von Heinrich von Kleist.] No. 19.
Berlin, den 23sten Januar 1811. S. 75—76.

Der König Heidrekur hat einem reichen Mann in Gothland, der Giestur heisst, der ihm Feind war und ihm seiner bösen Thaten wegen oft Unglück gewünscht hatte, die Wahl gelassen, entweder sich dem Urtheil seiner zwölf weisen Männer zu unterwerfen oder mit ihm in Räthseln zu streiten. In der Noth, da er durch beides gefährdet wurde, hört Giestur Abends an seiner Thüre pochen; ein Mann tritt ein, der ihm heisst, die Kleider mit ihm tauschen. Das geschieht, der Verkleidete geht nun an des Königs Hof, wird dort für den Giestur erkannt und will sich auf Räthsel mit dem König einlassen, der es nicht ahndet, dass es Othin ist, der vor ihm steht.

Ich wähle nur einige aus.

II. Giestur sprach: Heim fuhr ich gestern, sah ich auf dem Weg Wege: war da Weg unten, Weg oben und Weg in allen Wegen. Heidrekur, König, denk du an das Räthsel.

König antwortete: Gut ist dein Räthsel, errathen ist das. Da fährst du über eine Brücke, und Weg war unter dir nieden, und Vögel flogen über deinem Haupt und rund um dich: und war darum Weg auf allen Wegen.

III. G. sprach: Was ist das für ein Trank, den trank ich gestern? Das war nicht Wein, nicht Wasser, nicht Meth, nicht irgend eine Speise, fuhr doch durstlos davon? Heidrekur etc.

König antwortete: Errathen etc. Du lagst im Schatten, als der Thau war gefallen aufs Gras und kühlte dir deine Lippen.

IV. G. sprach: Wer ist der Schallende, er geht auf hartem Weg, ist oft vorher weggesprungen, oft küsst er, hat zwei Münde und zu Gold nur geht er? Heidrekur etc.

König antwortete: Das ist der Hammer, den hat der Goldschmied.

V. G. sprach: Was sind das für Mägdlein, sie gehen oft zusammen nach ihrer Natur, manchem Mann haben sie Leid gebracht?

König antwortete: Das sind Meer-Mägdlein (d. h. Wellen), und thun die manchem Mann Leid an und sind manche zusammen.

VI. G. sprach: Was sind das für Wittwen, die gehen alle zusammen, nach ihrer Natur, selten sind sie günstig den Männern und müssen im Winde wachen?

König antwortete: Das sind die Meeres-Töchter (die Wogen), die gehen stets drei zusammen, wenn der Wind sie aufweckt.

VII. G. sprach: Was sind das für Weiber, die gehen in kleinen Haufen (wie Wasser, das mit Schnee hin und wieder bedeckt ist), haben bleiches Haar und sind weiss geschleiert und achten auf nichts?

Heidrekur antwortete: Das sind die Meereswellen, die gehen rauschend und kämmen ihren weissen Scheitel auseinander und ihren bleichen Schleier: ihnen folgen immer Seemänner und sind achtlos.

IX. G. sprach: Was ist das für ein Thier, was ich drinnen sah, unter des Königs Thieren, hat acht Füsse und vier Augen, trägt die Kniee höher, als den Magen?

Heidrekur antwortete: Das ist ein klein Thier, das heisst der Gewebekönig (die Spinne).

X. G. sprach: Was ist das für ein wunderlich Ding, das sah ich draussen, hatte sein Gesicht zur Hölle gekehrt und seine Füsse zur Sonne hinauf?

Heidrekur antwortete: Das ist Spiess-Lauch, der hat Zwiebel in der Erde und Blatt zur Sonne.

[anonym.]

ANKÜNDIGUNG DER ALTDÄNISCHEN HELDENLIEDER.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 3. Jahrgang III (1810) Intelligenzblatt No. III, S. 9—11.

[Mit Clemens Brentano und Achim von Arnim.]

Aus den Untersuchungen des grössten Alterthumsforschers wissen wir, dass die Iliade und Odyssee keineswegs Werk und Erfindung eines Menschen gewesen, sondern dass diese Bilder einer grossen Heldenzeit aus den allgemeinen Volkssagen in vielen Liedern und Gesängen in ein Ganzes zusammengetreten sind. Gleiche Resultate haben die Untersuchungen über den Ossian und über die Bücher des Moses geliefert, alle bestätigen uns die Erfahrung, dass solche Gedichte, wie die Geschichte selbst nie aus eines Menschen Kunst gebildet werden können. Wie herrlich ist es, in die Werkstätte der Natur zu sehen, wie sie arbeitet und die Elemente einer solchen Kunstwelt erschafft! Wer würde nicht entzückt sein, wenn er die Landschaft, die ihn selbst umgiebt, anschauen könnte, wie sie in frühern Zeiten gewesen, bis sie endlich die geworden, die seine Blicke erfreut, was würde uns unsere eigene Geschichte nicht sein, wenn uns alle Erinnerung früherer Zeit blieben? Wie selten diese Quellen der grössern Nationaldichtungen erhalten werden, sobald das grosse Gedicht erschienen, zeiget uns der Homer wie das Nibelungenlied und die Bücher Moses; wo es weniger vollendet und in anderer Sprache geschehen, wie beim Ossian, finden wir dagegen noch manche lebendige Überbleibsel, nirgends aber zeigen sich mehr Reichthümer von solchen Liedern, als da, wo das grosse Gedicht durch allgemeine Umwandlungen der Nationen oder durch Unkenntnis des Schreibens in seiner Aufbewahrung oder Verbreitung gehemmt wurde, wie in Dänemark, Norwegen, Schweden und Schottland. Die einzelnen altdeutschen

Gesänge sind nach und nach entdeckt, zum Theil in Fragmenten, viele aber sind verloren, auch diese Überbleibsel sind einer grossen Zahl Deutschen von neuem lieb und werth geworden.

In Dänemark finden wir dagegen eine Sammlung solcher alten Lieder, die durch einen glücklichen Zufall im siebzehnten Jahrhundert schon veranstaltet wurde. Eine dänische Königin wurde durch Sturm genöthiget, drei Tage auf der Insel Huen zu verweilen, wo sie sich an Tygo de Brahes Anstalten erfreute, noch mehr aber an den alten Liedern, welche der Geschichtsschreiber Anders Söfrensön Wedel zusammengebracht, ergötzte, dass sie ihn veranlasste, seine Sammlung zu vermehren, die im Jahr 1691 erschien und späterhin unter dem Namen Kämpe Viser bekannt wurde. Diese Sammlung übertrifft an Reichthum alles, was irgend ein neueres europäisches Volk, die Spanier etwa ausgenommen, aus so früher Zeit aufbewahrt hat. Ein Theil derselben hat für Deutschland die nahe Berührung, dass sie mit dem Geschichtskreise der Nibelungen, der allen germanischen Nationen eigen war, in Beziehung stehn, und deren Entstehung sich in die frühesten Jahrhunderte zurückzieht; in ihren Abweichungen zeigt sich schon das Charakteristische dieser Gegenden, das Märchenhafte, Wilde, Räthselhafte und Grauenvolle, das sich in den übrigen noch eigenthümlichern Liedern in einer ganz neuen Welt zeigt, voll zauberhafter Steine, Meere und Wolkenbilder, von einzelnen gewaltigen Menschen durchirrt und mit allen muthigen Abenteuern versucht und bestanden.

Noch jetzt ist im tiefen Norden zwischen Felsen und Meeren die Kinderstube unserer Poesie aufgebaut, wo die Riesenamme noch an der leeren Wiege sitzt und die alten Lieder singt, denn sie ist vor Alter blind geworden und isländisches Moos bedeckt ihre Augen; ihr Mann, der alte Bergriese, ist längst neben ihr eingeschlummert, Schnee bedeckt sein Haupt, und nur zuweilen, wenn er von den Kämpfen mit den Recken träumt, haucht er Feuer aus; das Kind aber war mit offenen Augen geboren und ist ihr davon gelaufen, ehe es noch ihre Künste abgelernt hat. Jetzt kommt es wieder zurück zu der

Alten, die von ihm erst verschmäht wurde, und die Alte ist noch freundlich und gesprächig, sie weiss nicht, dass es seine Muttersprache mehrmals vergessen und wieder gelernt hat. — Kaum können wir diesen Fabelkreis berühren, ohne auch zu fabeln; sei dieses ein Zeichen, wie uns diese Lieder zu Herzen gegangen, die hier in einer treuen und echt deutschen Übersetzung vor uns liegen, deren Mitgenuss wir allen unsern Deutschen recht bald wünschen. Die von Herder, der so vieles Herrliche angeregt hat, bearbeiteten Romanzen vom König Oluf und die zauberische Elvershöh, der Wassermann, der in Goethes Fischer steht, die hier in gemeiner Übersetzung sich auch wiederfinden, können jedermann einen Vorschmack dieser Dichtungen geben, die keineswegs, wie der dänische Titel besagt, bloss Heldenlieder sind, sondern in schöner Mannigfaltigkeit, in sinnreichen Märchen auch alle übrigen Verhältnisse der Menschen, häusliche und öffentliche, berühren. Wir erwähnen des Beispiels wegen die Mutter, die aus dem Grabe aufsteht, ihre von der Stiefmutter vernachlässigten Kinder liebzukosen und zu tränken; die vom Meermann geraubte Jungfrau, die der Bruder mit List aus dem Wasserschloss befreit; den dunkeln Raben, dem die Mutter ihr Kind versprochen, aber die Braut des Kindes fliegt mit der Schere in die Luft und zerschneidet allen Vögeln die Flügel, bis sie endlich den bösen Raben trifft; so die Geschichte von der schönen Königstochter, die Gut und Ehre an einen jungen armen Gesellen im Würfelspiel verliert, der sich aber alsbald als ein Königssohn ausweist. Für die Kenner des Percy fügen wir hinzu, dass mehrere der hier übersetzten, die eine sorgfältige Auswahl aus allen dänischen sind, sich den schönsten darin nahverwandt anschliessen, die englische Darstellung aber meist an reizender Erzählung und Originalität übertreffen, dass dagegen alle die zum Theil sehr langweiligen lyrischen Poesien, die Percy mitgesammelt, in dieser Sammlung ganz ausgeschlossen sind, wo alles Begebenheit und That ist.

Diese Übersetzung wird in unserer Buchhandlung erscheinen unter dem Titel: Altdänische Helden-Gesänge, Liebeslieder und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg, Mohr und Zimmer.

ZU DEN ALTDÄNISCHEN HELDENLIEDERN.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg bei Mohr und Zimmer. 1811. 8. S. V—XL. 419—422. 545.

VORREDE.

Die Quellen einheimischer Poesie werden eben wieder aufgegraben, der Zusammenhang derselben mit den Dichtungen südlicher Völker offenbart sich immer mehr, gleicherweise ist eine Hindeutung nach dem Orient nicht weiter zweifelhaft: auf der andern Seite, was unabhängig von fremden Einflüssen auf eigenem Boden gewachsen, wird anerkannt, und so scheint es immer deutlicher zu werden, wie die Völker auf einander gewirkt, was sie gegenseitig sich mitgetheilt und was als selbstständiges Eigenthum einem jeden muss vorbehalten werden. Haben wir dieses vollständig erkannt, dann dürfen wir es wagen, dem Faden nachzugehen, welchen die alte Fabel gesponnen und in wunderbaren Kreisen und Figuren durch die Welt gezogen. Wie wäre es aber möglich, ohne dies Forschen nach ihren Völkerwanderungen das Leben der Poesie, ihre Entstehung und ihr Wachsthum zu begreifen? Wie wir die Form einer zarten Pflanze noch aus dem Eindruck, den sie in dem harten Stein zurückgelassen, so müssen wir nicht selten, was bei uns verloren, in einer Abbildung erkennen, die bei einem fremden Volk davon entstand, und die, wenn sie auch nur geborgte Strahlen zurückwirft, doch den alten Glanz ahnen lässt. Nach keiner Seite werden wir aber so natürlich hingewiesen, als nach dem Norden, und darum scheint es Zeit, die Aufmerksamkeit auch dahin zu lenken. Die Bahn ist erst wenig geebnet: die Mythologie war es meist, die man aufsuchte, oft nur, um ihr eine Ungerechtigkeit anzuthun und sich nach Beweisen für eine Ansicht umzusehen, die sie im Voraus für eine Nachahmung der griechischen und römischen ausgab, und welche kritische hiess. An die alte Dichtung hat man wenig gedacht, und doch hat die Sonne Homers auch über

diese Eisberge ihren Glanz und über die bereiften Thäler ihre Edelsteine ausgestreut. Zwischen einem wildkriegerischen, thatenreichen Leben, das in den frühen Zeiten meist in Seeräubereien zum Erwerb des Unterhalts oder in Heerfahrten bestand, welche die Nachbarn zur Tributpflichtigkeit unterwarfen, und zwischen einer müssigen Ruhe und Unthätigkeit war das Dasein der Nordländer getheilt. Ein rauhes Klima verweigerte dann die Lust eines üppigen leichten Lebens, und die Zeit nicht wie Südliche nach Sommern und Tagen, sondern nach Wintern und Nächten zählend, waren sie einer stillen Betrachtung, dem Nachdenken über die Thaten der Vorzeit und Gegenwart hingegeben. So scheint es aber auch, als ob sie alle geistige Lust und Kraft der Poesie zugewandt, und während es an jenen fast nur musikalischen und mit Farben spielenden Liedern südlicher Völker fehlt, so erscheint ein Reichthum an epischen Dichtungen, welcher bei dem verhältnismässig kleinen Volk verwunderungswürdig ist: Dichtungen, welche zu den tiefsinnigsten und gewaltigsten gehören, welche je durch die Seele eines Menschen gegangen. Sie haben alle etwas Uranfängliches, Rohes: die Form ist oft ganz vernachlässigt, hart und streng (denn sie pflegt erst später an schon Überliefertem zugefügt oder ausgebildet zu werden); dagegen aber haben sie noch all die Kraft und die Gewalt eines jugendlichen unbeschränkten und ungezähmten Lebens, das alles Äusserliche verschmäht. Aus dem Mutterlande her bewahrten die Scandinavier die Geheimnisse göttlicher Offenbarungen über die Natur der Dinge; ihre ersten Helden waren schon Götter geworden, dort in Asien noch wohnend, und traten auch wieder in den Fabeln einer schön ausgebildeten Mythologie in den Kreis der Menschen herab. Gleicherweise wurden ihnen spätere Helden zugestellt, die sich von ihnen herleiteten und in dem Bewusstsein göttlicher Abkunft lebten, wie das edle Geschlecht der Wolsungen, in deren Augen noch ein himmlisches Feuer brannte, das Mörder, selbst die wilden Thiere erschreckte. So besass der Norden alles, was der Poesie Bedeutung und eingreifendes Leben giebt, und wodurch sie eben so wohl auf den eigenen Boden festgestellt, als an die Sterne angeknüpft wurde.

Die Elemente der Poesie einer Nation erscheinen nie reiner und mehr vereinigt als in den Volksliedern, und diese sind es, welche aus dem Norden den Freunden der Poesie hier in einer Übersetzung übergeben werden. Es schien auch ihnen das Loos bestimmt, das alle Volksdichtung zu treffen pflegt: die Verachtung und Geringschätzung, welche die spätere entgegengesetzte Kunstcultur gern daran ausübt, um sich zu retten; und nur ein glücklicher Zufall hat sie erhalten, ehe noch so viel wie bei uns untergegangen war. Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts kam, durch einen Sturm genöthiget, die Königin Sophia von Dänemark, Mutter Christian des Vierten, zu der Insel Huen, wo Tyge de Brahe damals lebte und Anders Söfrensön Wedel, der dänische Geschichtschreiber und Übersetzer des Saxo Grammaticus. Dieser hatte für die dänische Geschichte die alten Heldenlieder gesammelt, die Königin hörte davon reden und gewann Lust, sie kennen zu lernen. Auf ihren Befehl also und nach wiederholter Erinnerung gab Anders Söfrensön Wedel fünf Jahre nachher (1591) das erste Hundert jener Lieder heraus; wie er dies alles in der Dedication an die Königin erzählt. Hundert und vier Jahre später (1695) wurden sie mit einem neuen Hundert von Peter Syv vermehrt und unter dem Titel: Kämpe-Viser (Kämpferweisen) herausgegeben, darnach öfter gedruckt[1]) und unter diesem Namen sind sie jetzt bekannt und gewissermassen ein Volksbuch. Eine andere Sammlung erschien in dem Jahr 1657, Elskovs-Viser (Liebeslieder) oder Tragica genannt. Sie enthält nur dreissig Gesänge, die alle einen tragischen Ausgang haben, daher der andere Titel. Sie können

[1]) Christiania 1664. Kopenhagen 1739: 1764 und 1787 in 8. Zu einer neuen Ausgabe haben sich Nyerup, Abrahamson und Rahbeck vereinigt, die auch die Elskovs-Viser hinzufügen wollen. Als Probe hat Nyerup das Lied von Axel und Waldborg in der Ankündigungsschrift geliefert. S. Anhang Nr. 38. — Robert Jamieson hat mehrere Lieder, wie Herr Olef, Marsk Stigs Töchter, ins Englische nicht ganz treu, sondern in der Manier der schottischen Balladen übersetzt und mit andern einheimischen Volksliedern herausgegeben unter dem Titel: Popular Ballads and Songs from Tradition, Manuscripts and scarce Editions; with Translations of similar Pieces from the ancient danish Language and a few Originals. 1809. (Monthly Repertory. Paris 1809. VI, 50—63.) Ins Deutsche sind nur ein Paar Lieder in Herders Stimmen der Völker [IV, 3—5. 11—14] und in Bragur von Gräter übersetzt worden.

dem Geist und Werth nach den Kämpe-Viser an die Seite gesetzt werden, und, was von diesen gesagt wird, gilt auch von ihnen. Die Mehrzahl sind schöne Lieder, die auch dieser Übersetzung sind einverleibt worden[1]).

In Dänemark also und in dänischer Sprache wurden diese Lieder gesammelt, dennoch glauben wir ein Recht zu haben, das Eigenthum des grössten Theils derselben ganz Scandinavien zuzuschreiben. Einmal fällt die Entstehung dieser Lieder gewiss in die Zeit, wo die Sprachen in Dänemark, Norwegen und Schweden, die doch nur Dialekte einer und derselben, wie es ursprünglich nur ein Volk, noch gar nicht oder nicht förmlich und in diesem Masse getrennt waren; sodann sind die Begebenheiten darin nicht auf den kleinern Bezirk von Dänemark eingeschränkt, sondern tragen sich in allen drei Reichen an noch jetzt bekannten Orten zu und deuten auf die Stätte, wo sie geboren sind. Endlich aber ist alles, was wir von schwedischen Volksliedern gesehen, ganz in demselben Geist und in derselben Manier gedichtet; überdies finden sich hier mehrere dänische, die mit schwedischen übereinstimmen[2]), zwei (Nr. 58. und Nr. 90.) sind offenbar schwedischen Ursprungs; in dem ersten wird sogar auf jütländische Sitte mit Verachtung gesehen.

Die Kämpe-Viser sind nicht ohne Fleiss und Liebe, aber nicht mit besonderm Sinn gesammelt. Mitten unter unbezweifelten Volksgesängen stehen auch andere, welche diesen Rang nicht haben. Das Buch gleich beginnt mit einer reimchronikmässigen Aufzählung aller dänischen Könige von Dan bis auf Friedrich den Dritten in sieben und neunzig Strophen; darnach befindet sich auch eine gute Anzahl sogenannter historischer Lieder darin. Sie beschreiben die Thaten dänischer Könige von dem zwölften bis zum sechszehnten Jahrhundert: nicht, dass

[1]) Sie sind unter der Überschrift mit einem T. bezeichnet. — Der vollständige Titel des Buchs ist dieser: den I Part, Tragica eller gamle danske historiske Elskove Viser, som ere lagde om saadan Kierlighede Övelse, som have taget en tragisk eller sorgelig Ende. Prentet i Kiöbenhaffen hos Jörgen Lamprecht. Aar 1657. Paa Joachim Moltkens Bekostning.

[2]) Sie sind in dem Anhang bemerkt: No. IX, 7. 9. 16. 22. 47. 74. 85. IV, 88. 90. 91.

poetische Momente aufgefasst wären, sondern was sie eben gethan oder gegen wen sie Krieg geführt, wird darin erzählt. Sie sind alle später entstanden, und auch wir besitzen solche historische Lieder in Chroniken, denen sie etwa an poetischem Werth gleich kommen, und nicht einmal immer. Schwerlich wird ein Vorwurf daraus entstehen, dass sie in der Übersetzung übergangen sind, wie noch einige andere, welche sich durch nichts auszeichneten und nur eine Variation auf ein schon dagewesenes Thema enthielten. Wer die Natur der Volkslieder kennen gelernt, der wird auch die Erfahrung gemacht haben, wie häufig dieselbe Idee nur wenig verändert wiederkehrt, und wie mannigfach die verschiedenen Recensionen von einem Lied sind, so dass doch an eine absolute Vollständigkeit nicht kann gedacht werden. Die zweihundert Lieder sind in der Sammlung in vier ungleiche Theile getheilt, wozu sich kein rechter Grund zeigt: manchmal erscheint die Absicht, sie nach dem Alter oder nach dem Rang zu ordnen; allein, da dies offenbar nicht durchgeführt, so sind die Eintheilungen in der Übersetzung nicht beibehalten worden. Wir sind zwar der Meinung, dass jede Zeit sich eigenthümlich verkündigt hat, weil der Geist nie still steht, sondern immer fortwächst, und dadurch sich von der andern getrennt, aber eine solche historische Scheidung ist an der Volksdichtung, die bei ihrem Alter immer auch neu und jugendlich bleibt, kaum möglich, und wir glaubten nur den allgemeinen Gegensatz, der so deutlich erscheint, zwischen der Zeit der heidnischen Helden und Riesen und der spätern, wo eine gemilderte menschlichere Tapferkeit regierte, voll Liebesabenteuer, wo überhaupt das Leben reicher und anmuthiger war, ausdrücken zu müssen; und so ist die Eintheilung in Heldenlieder und Balladen und Märchen entstanden. Hierzu kommt noch ein anderer Grund. Diese Heldenlieder waren zu der Zeit, wo die Sammlung begann, schon verschollen und nicht mehr in dem Mund des Volks. Anders Söfrensön Wedel hat sie aus Handschriften genommen: es geht dies schon aus der Dedication hervor, ausserdem sagt Syv (Vorrede §. 18.) ausdrücklich: das Hundert, das er gesammelt, habe er von Lebenden gesammelt, das andere sei ein handschriftliches Buch, dieses lebendiger Laut;

auch werden handschriftliche Liederbücher (§. 17.) und das Manuscript von dem Riesen Langbein (§. 6.) erwähnt.

Was die Heldenlieder betrifft, so tragen wir kein Bedenken, sie für uralt auszugeben und ihre Entstehung weit zurück in die heidnische Zeit, in das fünfte und sechste Jahrhundert zu schieben. Es lebt der Geist jener furchtbaren alten Zeit in ihnen und das Geschlecht der Riesen, welche an dem Eingange jeder Geschichte stehen. Alles Mass, wie in der Gesinnung und That, so auch in dem Äussern, in den Gestalten, Waffen ist ungeheuer: jeder Kämpfer hat fünfzehn Ellen unter dem Knie, Sivard reisst die Eiche aus, steckt sie an seine Gurt und tanzt damit; ja, die rechte Heldenbraut trinkt das Bier aus Tonnen und verzehrt ganze Ochsen. Was aber zunächst darauf führt: es werden Helden darin genannt, welche dazumal lebten, und Thaten beschrieben, welche dazumal geschahen, und welche nicht Jahrhunderte später besungen wurden, nach einer Erzählung, die niemand geben konnte, weil sonst nichts als die Volksdichtung die frühe Geschichte aufbewahrt, und weil diese Dinge nicht können erfunden werden oder nur nach etwas Ähnlichem, und jede Erfindung demnach immer wieder etwas Früheres, ein Original, voraussetzt; sondern wozu die frische Gegenwart begeisterte. Nur verstehe man dieses nicht unrecht: die Lieder, welche wir haben, sind dieselben, welche damals gesungen worden dem Inhalt nach, nicht aber der Form; das Gesetz der stätigen Umwandlung und Anpassung an Zeit und Sprache wird sich auch an ihnen ausgeübt haben[1]). Gleichwohl ist diese sichtbar einfacher und darum alterthümlicher, als in den andern; der Rhythmus freier und ungebundener und der Reim unvollkommener. — Von der Poesie dieser Lieder kann man sagen, dass sie roh sei, ohne Schimmer und einfarbig, aber von gewaltiger

[1]) Ein seltsamer Irrthum ist aus dieser Nichtachtung der Natur der Volksdichtung entstanden, wenn in Adelungs Mithridates (II, 298) die Kämpe-Viser ein Monument der dänischen Sprache aus dem 9. Jahrhundert genannt werden. So weit mag man es gewagt haben, den Ursprung der Heldenlieder zurückzusetzen, und nun hat man darnach die Sprache derselben auch in diese Zeit gesetzt, da sie doch, einzelne Wörter ausgenommen, durchaus in das 16. Jahrhundert gehört, wo die Sammlung entstanden. Eine analoge Behauptung wäre die, dass das Heldenbuch Ottfrieds Sprache hätte.

Art. Ohne Einleitung und Erklärung hebt die Erzählung an, die den Ausgang öfters schon in der ersten Strophe voraus verkündigt [1]) und alles einfach und in grossen Massen hinstellt: dann treten die Helden selbst auf, und ihre Reden sind wie Schwertschläge, von starken Armen gegeben, treffend und entscheidend. Die Poesie ist sich ihrer Tiefe noch gar nicht bewusst, sie weiss nicht warum diese Thaten geschehen, aber sie weiss wie sie geschehen; darum hat sie nichts zu erläutern, die Motive sind nicht breit dargelegt, aber die leise Hindeutung darauf trifft desto stärker. Erst als Hogen über die verrätherisch gestreuten Erbsen hinfällt, gedenkt Grimild des vorher geschlossenen Vertrags, dass er nicht wieder aufstehen dürfe, wenn er einmal gestürzt sei. Alles in der Mitte Liegende, Verbindende ist ausgelassen, die Thaten stehen streng neben einander, wie Berge, deren Gipfel bloss beleuchtet sind: und betrachtet man diese Härte bei dieser Erhabenheit und das Vordringende, Dramatische in diesen Liedern, so ist dabei eine Erinnerung an den Geist der alten Tragödie nicht zu kühn. Orm lüstet es, hinauszugehn in den Berg, wo sein Vater liegt; nun wird gleich erzählt, wie er draussen am Grab steht und so stark daran schlägt, dass der Felsen zerspringt und der Todte aus seinem Schlaf erwacht, klagend, dass er nicht in Frieden unter der schwarzen Erde liegen könne. Aber der Sohn will sein Schwert haben und droht, das Grab sonst in fünftausend Stück zu zerschlagen: da wirft es der Todte heraus, dass die Spitze in der Erde stecken bleibt. Es ist noch die ganze Grösse und Wildheit der altnordischen Sagen in diesem Lied. Diese Macht der ersten Dichtung, die wie ein Bergstrom Felsenstücke herunter wirft und alles mit sich fortreisst, kann doch nimmermehr durch die spätere Anmuth und äusserliche Vollendung ersetzt werden. Freilich diejenigen, welche sich auch in der Poesie eine bestimmte Art herausgesucht und nur auf einen Ton aus ihrem vollstimmigen Weltconcert hören wollen, werden wenig Gefallen

[1]) So heisst es in dem ersten Lied: Das war der Held Hogen, der verlor seinen jungen Leib: gleicherweise von der Chriemhilde im Nibelungenlied, wie sie zuerst genannt wird: um sie verloren viele Helden ihr Leben.

an diesen Liedern tragen. Und doch bricht durch dies ungebändigte Riesenleben oft ein zarter Gedanken, wie durch Felsen ein Sonnenstrahl. Wie edel ist der König, der gegen Vidrich streiten muss: er weiss, dass er unterliegen wird, doch soll es niemand, seine Braut nicht hören, dass er einem gewichen; dann wünscht er sich den Tod von solch einem Helden und bindet noch zur Beschützung einen rothen Seidenfaden um seinen goldnen Helm: und muss nicht Vidrich selbst klagen, dass er todt zu seinen Füssen liege? Es kommt auch hier, wie häufig in andern nordischen Sagen vor, dass das ganze Leben der Rache für Vater oder Verwandte geopfert wird, aber ruht diese nicht wieder auf einer grossen Liebe? Rührend ist die Sage von der Treue des Löwen erzählt, die fast bei allen Völkern gefunden wird: er gräbt den König aus dem Felsen, trägt ihn fort und, wenn er ruht, legt er das Haupt in seinen Schooss. Wir wissen nichts daneben zu setzen und nur eins darüber, nämlich die Treue des herrlichen Rosses Bayard, wie die vier Heymonskinder davon sagen. Manches in der Darstellung erinnert an den Homer, nicht nur die Einfachheit und der grosse Massstab in allem, denn die Helden im Homer kämpfen, schreien und essen eben so gewaltig; sondern auch das Feststehen poetischer Wendungen[1]), welches so natürlich ist, weil man für eine Sache nur einen Ausdruck hatte oder wollte, zu unschuldig für den modernen Reiz durch Abwechslung. Gleicherweise das Wiederkehren bestimmter Bilder und Redensarten[2]) und die Wiederholung der Rede; und so erscheint auch hier als Naturnothwendigkeit, was bei dem Homer als eigenthümlich gilt.

Zu der Zeit, wo diese Lieder unter dem Volk waren, lebten auch die Skalden und die Gesänge der Edda. Betrachtet man die Art der Dichtung in beiden, so kann man sagen, dass sie

[1]) So stehen fast dieselben Verse in dem IX. und XII. Lied. Die Kämpfe dauern immer bis an den dritten Tag zur Abendzeit; die Könige stehen auf den Zinnen und schauen in die Weite; der Besiegte verspricht dem Sieger seine Schwester; die Helden scheeln ihr Kleid, eh sie eintreten, und die Frauen ziehen ihren Scharlach über.

[2]) Von dem Sieger, der seine Feinde tödtet, heisst es, er mache viele zu Wittwen; von dem Sohn, der seinen Vater rächen wird: der kleine Hund wachse heran mit scharfen Zähnen im Munde.

sich entgegen standen. Darüber darf kein Zweifel gehegt werden, dass die Skalden, ein besonderes Amt bekleidend, eine besondere Klasse bildeten, dass sie Gesetze hatten für ihre Poesie und eine Kunst übten [1]): diese Lieder aber sind nach mündlichen Überlieferungen ohne eine besondere Kunst vom Volk erhalten und von jedem poetischen Gemüth neu gesungen und gedichtet worden. Beide haben zwar in den Sagen einen gemeinschaftlichen Gegenstand, durch den Sinn aber, womit sie ihn behandelt, trennen sie sich wieder von einander. Dieser Sinn indes giebt der Dichtung den Charakter und theilt gleichsam die Luft, worin sie athmet, eigne Natur, Gestalt und Leben mit; man halte einmal, um aus neuer Zeit ein Beispiel zu geben, eine moderne Bearbeitung des Nibelungenlieds in Stanzen, wie an mehreren Orten Proben gegeben sind, gegen das Original: es ist nichts ausgelassen, kein Zug der Geschichte fehlt, aber wenn ich jenes mit einem grossen Strom vergleiche, der herannaht, brausend in lebendigen Pulsschlägen, und sich langsam fortwälzt, die ganze Welt zu durchziehen; so gleicht die neue Manier einer Wasserkunst, die den lebendigen Strom durch dünne Röhren presst und ihn Kunststücke springen lässt: sie hat die Gewalt der Dichtung gebrochen. Die Volkspoesie lebt gleichsam in dem Stand der Unschuld, sie ist nackt, ohne Schmuck, das Abbild Gottes an sich tragend; die Kunst hat das Bewusstsein empfangen, sie kann den Muth nicht mehr haben, ihren Gegenstand hinzustellen, wie er ist, sondern er muss umkleidet werden. Es ist darüber kein Streit, man muss es empfinden, aber diese Kleidung ist es, die wir in den Gesängen der Edda finden, dieses Gemessene, Runde. Dadurch wird nicht gesagt, dass sie nicht auch sehr einfach sein können, noch wird über den Rang zwischen beiden abgeurtheilt; wenn

[1]) Der Skalde Sigvatur war so geschickt in der Skaldenkunst (Skaldskapur), dass seine Zunge so leicht darin sang, als sie sonst redete. Heimskringla VII. c. 170. Es fehlte auch nicht an Kunststücken. Der Skalde Hallfredur machte eine achtzeilige Strophe zum Dank für ein Schwert, die ganz mit einem Buchstaben alliterirt ist, und wo in jeder Zeile das Wort Schwert vorkommt. Heimskringla VI. c. 89. Über andere Künstlichkeiten der Skalden sehe man Ihres Briefe in Schlözers Isländischer Literatur und Uno von Troils Reise.

wir die Volkslieder wegen der Gewalt und Wahrheit lieben, mit welcher sie das Leben und das Grösste des Lebens nah vor uns hinstellen, so sehen wir in den Kunstgesängen alle Kräfte der Menschheit gesteigert, die Helden idealer und höher zu den Göttern gerückt. Eine nähere Vergleichung wird dadurch möglich, dass wir an beiden Orten dieselbe Fabel behandelt finden. In einem Lied (Nr. 27.), welches aus andern Gründen nicht zu den Heldenliedern ist gestellt, wiewohl es an Alter ihnen gleich kommen dürfte, wird erzählt, wie ein verlorener Hammer listig wieder gewonnen worden; und davon findet sich auch in der Edda Saemundar ein Gesang. Zug für Zug folgen sich beide Dichtungen in der Fabel [1]), nur dass der Riese in der Edda nicht vor Schrecken über das ungeheure Essen der Braut und, um sie wieder los zu werden, sondern um sie zu heiligen, den Hammer bringen lässt, und dass er, wie er sie küssen will, unter dem Schleier zurückfährt vor ihren grossen Augen. Aber diese Abweichungen gehen nur darauf, die Erzählung noch mehr zu heben und prächtiger zu machen. Denn hier trägt sich alles unter Göttern zu: Thor rüttelt den Bart und schüttelt das Haupt, wie er seinen Hammer nicht findet; Lokke verlangt das Federkleid von Frigga, und sie will es ihm geben, und wär es von Gold und wär es von Silber. Und wie göttlich zürnt Freia bei dem Antrag, des Riesen Frau zu werden! alle Götterwohnungen erbeben und das grosse blitzende Kleinod zerspringt. Dagegen ist im Volkslied auch nicht eine Spur von Göttern, es sind andere Namen (nur der listige Diener heisst auch Lokke), alles geht menschlich zu und ist ganz schmucklos erzählt. Nur glaube man nicht, dass dieses etwa nach der Edda bearbeitet sei, es ist so wenig als das Umgekehrte der Fall: die Idee einer solchen Abänderung ist gar nicht volksmässig, und deutlich spricht dagegen, dass in den Kämpe-Viser noch eine andere Recension von dem Lied mit andern Namen angeführt wird. Wie übrigens die Volkslieder und die Skaldenpoesie als innerlich verschieden entgegengestellt wurden, so ist dieser Gegensatz auch in der Form sichtbar. Bei den Skalden näm-

[1]) S. Anhang Nr. 27.

lich, zumal bei den ältern, finden wir sechs- oder achtzeilige Strophen mit zwei oder drei Accenten in jeder Zeile; der Reim, wie wir ihn kennen, ist ihnen fremd, und sie haben dafür einen künstlichen Buchstabenreim oder die Alliteration (gewöhnlich ist sie dreifach, so dass zwei reimende Consonanten in der ersten Zeile stehen und der dritte bindend in der zweiten). In diesen Liedern aber herrscht durchaus der Reim, oft, wie überall, wo er von selbst entstanden, mangelhaft und blosse Assonanz; die Strophen sind eigentlich zweizeilig mit einem Abschnitt in der Mitte und von der Alliteration zeigt sich keine Spur.

Eine interessante Zusammenstellung wird möglich sein, wenn die noch ungedruckten Lieder der saemundinischen Edda, welche den Cyklus des Nibelungenlieds berühren, erst vollständig bekannt sind. Denn zu diesem gehören auch unsere Heldenlieder, es wird Chriemhildens Rache darin besungen, die Blüthe und der Untergang der heldenmüthigsten Zeit; Dieterich von Bern, auf dem der höchste Glanz des Ritterthums lag, sammt seinen Gesellen. Was wir bis jetzt von den eddaischen Liedern kennen[1]), stimmt dem Inhalt nach mit der Wolsunga Saga, dem ursprünglich nordischen Gedicht, überein, im Gegensatz zu unsern Liedern, welche zu der deutschen Sage mehr sich neigen. Eben so hat die Darstellung einen ganz andern und jenen Charakter der früheren Skaldengesänge: wir vermögen dies deutlich in dem Lied, das Brynhildur, die ein höheres Wesen, eine Walkyria ist, auf dem Scheiterhaufen singt[2]), zu unterscheiden.

Indem wir den Inhalt dieser Lieder genannt, haben wir auch das Interesse berührt, welches sie für die Geschichte der altdeutschen Poesie haben. Der Zusammenhang derselben mit der nordischen ist zwar aus allgemeinern Gründen vermuthet worden, da sich die Verwandtschaft beider Völker auch in der Nationaldichtung müsste geäussert haben. Wenn wir aber die-

[1]) Durch die Güte des Herrn Generals, Grafen von Hammerstein, der sich selbst für die nordische Literatur interessirt, hoffe ich nächstens in dem Besitz einer vollständigen Abschrift dieser herrlichen Rhapsodien zu sein und sie den Freunden dieser Poesie mittheilen zu können. [Vgl. unten S. 202.]

[2]) Gedruckt in der Nornagestur Saga: eine Übersetzung davon in den Studien [oben S. 155—156].

selbe Fabel, den Cyklus des Nibelungenlieds wiederfinden, so entsteht die Frage, wie nah sich die altdeutsche und nordische Poesie gestanden, ob sie von einander entlehnt, und was einer jeden eigenthümlich sei. Eine vollständige Beantwortung derselben würde hier zu weit führen, weil wir alle nordischen Dichtungen, die entweder diese Sage behandeln oder darauf hinweisen, mit hinein ziehen müssten[1]). Es entdeckt sich aber eine mannigfache Gemeinschaft, ja nur ein und derselbe Stamm, dessen Zweige über beide Völker sich ausgebreitet haben. Es ist der Stamm, an welchem sich die Poesie, wie Odysseus, ihr Bett gebaut, aus welchem eine reiche Nachkommenschaft hervorgegangen. Wenn also ein Abborgen von irgend einer Seite geläugnet wird, so muss doch zugegeben werden, dass das nordische Nibelungenlied weniger ausgebildet und, wie oben von aller nordischen Poesie behauptet worden, uranfänglicher erscheine. — Nach unsrer Ansicht haben solche einzelne Heldenlieder sich in den deutschen Nibelungen vereinigt und sind bei uns untergegangen; wenn aber die nordischen, gewiss nicht alle, sich hier erhalten, so sehen wir das Verlorene in einer verwandten Gestalt und finden es zum Theil wieder.

Hiermit ist auch die Frage nach der historischen Bedeutung dieser Lieder erledigt, indem wir sie jenem Cyklus vindicirt haben. Dass das Nibelungenlied auf Wahrheit und Geschehenes zurückführe und Poesie und Geschichte noch ungetrennt in ihm rede, wird nicht länger mehr geläugnet werden. Die moderne Geschichte hat irgend einen Punkt gewählt, von welchem aus sie die Welt betrachtet, und nun greift sie ängstlich in den Vorrath gesammelter Facta und sucht heraus, was sich um diese beschränkte Ansicht reihe, während in die Nationaldichtung der Geist des Lebens und der Völker übergegangen ist und darin waltet. Er hat ein anderes strengeres Gericht gehalten: was in

[1]) In dem vierten Band der Studien von Daub und Creuzer [oben S. 122—150] sind die Stellen, welche auf diese Frage antworten, aus den Quellen selbst gesammelt und die Resultate kurz angegeben. Es war darum zu thun, eine bestimmte Ansicht und den Punkt aufzustellen, auf den es ankommt. Die besondere Frage, wie diese Heldenlieder sich zur deutschen und nordischen Sage verhalten, wird im Anhang ausführlich beantwortet. [Er fehlt hier, doch vgl. unten S. 200—202.]

sich leer, als blosses Werk eines künstlichen Treibens, nicht aus dem Volk hervorgegangen war und es wiederum nicht berühren konnte, das ist zusammengefallen und unbeachtet geblieben: aber jeder That, welche die innere Lust vollbracht, hat er ein Wort, ein Bild verliehen, zwar ein einfaches, aber ein wahres und unvergängliches. Und diese poetische, bildliche Wahrheit ist es, welche sich, wie im Nibelungenlied, so auch in diesen Liedern erhalten, selbst wenn sich bei dem Gang durch so viele Jahrhunderte alle kritische abgestreift hätte. Wann sie aber in dieser Gestalt aufgefasst worden, lässt sich nicht bestimmen, da nicht einmal das Alter der Manuscripte angedeutet ist, so viel leuchtet aber ein, dass es zu der Zeit geschehen, wo das Christenthum schon im Norden eingeführt war, denn der Gegensatz zu den Heiden wird einmal darin ausgedrückt[1]); also nothwendig nach dem elften Jahrhundert, wahrscheinlich aber, der Sprache nach zu urtheilen, viel später, etwa in dem vierzehnten.

In dem Anhang ist es versucht, darzuthun, wie mannigfach diese alten Lieder im Ganzen oder Einzelnen mit den Sagen anderer Völker übereinstimmen, wie sie in diesen Übereinstimmungen wiederum verschieden sind, und wie seltsam sie auf die fernsten Länder hindeuten und sich damit verbinden. Chriemhildens Rache, die hier auf der kleinen kaum bewohnten Insel im Sund, wird im deutschen Gedicht in der Stadt des grossen hunischen Reichs ausgeübt; die Helden, die nur über drei Acker Land hergekommen, ziehen dort über die Donau auf der grossen Strasse Deutschlands. Der Streit des Löwen mit dem Lindwurm, dem der König hilft, wird in unserm Heldenbuch von einem griechischen Kaiser in der Lombardei bestanden. Wie der Löwe den König, so hat ein Panther im Morgenland seinen Befreier dankbar fortgetragen. Endlich der nordische Held gedenkt der kalten Winter, da er vor Troja gelegen. Wie wunderbar erscheint dies alles! als ob eine geheime Verbindung aller Völker bestanden, oder als wären diese gleichen Töne in den

[1]) Klein Mimmering der Degen ist unter all dem heidnischen Volk der einzige Christenmann. XIVtes Lied. [Vgl. oben S. 140.]

entferntesten Gegenden von einer gemeinsamen Melodie übrig geblieben. In dem Gemüth des Menschen liegen Erinnerungen aus der frühesten Kindheit, oft lange, und stehen auf einmal hell vor ihm, aber Stätte oder Zeit ist vergessen: warum sollten sie den Völkern nicht geblieben sein, und was kann es hindern, dass der lebendige Sinn, der keine Zeitrechnung kennt, sie an die Gegenwart knüpft? Nur als ein herrliches Zeichen in dieser stehend, kennt die Poesie eine Vorzeit nicht als etwas Vergangenes.

Die andere Abtheilung enthält Balladen und Märchen. Diese werden den meisten näher stehen, nicht nur wegen ihrer Mannigfaltigkeit, sondern auch weil es unmöglich ist, dass diese Poesie nicht für jedes Gemüth einen Punkt habe, der es berühre und erfreue. Hier sind alle Farben des Lebens ausgetheilt: Scherz, Lust, Muth, Üppigkeit, treue Liebe, Trauer und höchstes Leiden, und in der Tiefe ruhen die Geheimnisse eines schönen Glaubens, der die ganze Natur belebt und erhöht, den Stein vor Leid ins Wasser sinken lässt, Zwerge aus den Felsen hervorgehen, einen kleinen Vogel in eine schöne Jungfrau sich verwandeln. Er ist die eigentliche Mariboequelle, aus welcher alles, was getrennt und getödtet wurde, vereinigt und lebendig wieder aufsteht. Wie einfach, wie unbedeutend sieht manches aus, und doch wie poetisch, wie reizend dies stille Wesen! Eine verwaiste Jungfrau steht am Bach und wäscht, da kommt ein stolzer Ritter vorbei, der spricht mit ihr und entdeckt sich als Bruder und führt sie zum Glück; eine andere näht einsam in der Kammer und weint, weil der Ritter sie verrathen, dem sie anvertraut worden, oder weil der junge König sie gelockt und ihr Geschenke gegeben; beiden aber wird es noch wohl. Dagegen in andern ist die Zauberei hellwarmer nordischer Sommernächte: die Königin hört im Bett den Klang zum Tanz und eilt mit ihren Jungfrauen hinaus; Stolz Signild lässt sich nicht abrathen, geht zum nächtlichen Reihen und muss verderben; oder vor dem halb Träumenden tanzen die Elfenjungfrauen, deren Anschauen und Schlag ans Herz den Tod bringt. Wer wird es ohne Rührung lesen, wie die Mutter im Grab ihre weinenden Kinder hört und aufsteht, sie zu trösten? wie Goldburg ihren Liebsten in den Tod ruft? oder wie Hafbur lieber sterben will,

als die Haare Signildens zerreissen, womit sie ihn gebunden haben? Auf der andern Seite, was kann ergötzlicher sein, als das Spiel zwischen der Königstochter und dem Stallbub, der ihr Ehre und Treue abgewinnt? Der Humor des Herrn Ion, der überall voraus ist, oder die Üppigkeit des Leichtsinns, der sich erst gefangen geben will, wann die Nordsee vertrocknet ist? In den Märchen ist eine Zauberwelt aufgethan, die auch bei uns steht, in heimlichen Wäldern, unterirdischen Höhlen, im tiefen Meere, und den Kindern noch gezeigt wird. Häufig kommt es vor, dass eine Mutter, unwissend oder aus Noth, ihr Kind verkauft hat an ein Ungeheuer, wie hier die Königin an einen wilden Nachtraben, das es wegträgt, oder dessen Zauber dadurch gelöst wird. Oder auch, dass der Bruder die verlorene Schwester aufsucht und in Meeresgrund findet, wo sie ein wilder Zauberer in seinem Wasserschloss hält, der das Menschenfleisch wittert, und vor dessen Wuth ihn die Schwester schützt, bis sie endlich erlöst werden. Hier muss man zuletzt mit dem armen Rosmer, der seine Frau selbst auf dem Rücken unwissend aus dem Meer trägt und, wie er sie unten nicht mehr findet, vor Leid ein Stein wird, Mitleid haben[1]). Diese Märchen verdienen eine bessere Aufmerksamkeit, als man ihnen bisher geschenkt, nicht nur ihrer Dichtung wegen, die eine eigene Lieblichkeit hat und die einem jeden, der sie in der Kindheit angehört, eine goldene Lehre und eine heitere Erinnerung daran durchs ganze Leben mit auf den Weg giebt; sondern auch, weil sie zu unsrer Nationalpoesie gehören, indem sich nachweisen lässt, dass sie schon mehrere Jahrhunderte durch unter dem Volk gelebt.

Seltsam ist das Lied von dem Held Vonved [No. 57]. Unter dem Empfang des Zaubersegens und mit räthselhaften Worten, dass er nie wiederkehre oder dann den Tod seines Vaters rächen müsse, reitet er aus. Lange sieht er keine Stadt und keinen Menschen, dann, wer sich ihm entgegen stellt, den wirft er nieder, den Hirten legt er seine Räthsel vor über das Edelste und Ab-

[1]) Auch Musäus hat dieses Märchen bearbeitet, aber in seiner Manier, nicht einfach und gerad, wie wir es noch lieber hören: Kinder nicht anders.

scheuungswürdigste, über den Gang der Sonne und die Ruhe des Todten: wer sie nicht löst, den erschlägt er; trotzig sitzt er unter den Helden, ihre Anerbietungen gefallen ihm nicht, er reitet heim, erschlägt zwölf Zauberweiber, die ihm entgegen kommen, dann seine Mutter, endlich zernichtet er auch sein Saitenspiel, damit kein Wohllaut mehr den wilden Sinn besänftige. Es scheint dieses Lied vor allen in einer eigenen Bedeutung gedichtet und den Missmuth eines zerstörten herumirrenden Gemüths anzuzeigen, das seine Räthsel will gelöst haben: es ist die Angst eines Menschen darin ausgedrückt, der die Flügel, die er fühlt, nicht frei bewegen kann und der, wenn ihn diese Angst peinigt, gegen alles, auch gegen sein Liebstes wüthen muss. Dieser Charakter scheint dem Norden ganz eigenthümlich; in dem seltsamen Leben Königs Sigurd, des Jerusalemfahrers[1]), auch in Shakespeares Hamlet ist etwas Ähnliches.

Am Ende sind mehrere Lieder zusammengestellt, die ihren Stoff aus der Geschichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts genommen. Es zeigt sich in ihnen recht merkwürdig die Art, wie sich das Volk diese aufbewahrt und zu eigen macht, denn sie sind sämmtlich viel gesungen und gelesen worden. Vergleicht man damit die Parallelstellen aus der urkundlichen Geschichte, die in dem Anhang gesammelt sind, so wird man sehen, wie genau sie sich an die factische Wahrheit halten. Allein sie enthalten noch etwas mehr, nämlich eine poetische Ansicht und Ausschmückung. In dem Cyklus von dem Marschall Stig, in welchem sich, wie irgend in einer griechischen Mythe, die Macht des Schicksals darstellt, denn er muss die Ehre seines Weibes rächen, und nun rächt sich die beleidigte Heiligkeit der Königswürde wieder an seinen Freunden und Kindern, dass die Töchter des mächtigen Mannes bettelnd durch die Welt ziehen und die Gnade anderer anrufen, bis ein fremder König die Wegemüden aufnimmt: aber die eine stirbt, die andere zieht ein Zauberer ins Wasser; in diesem Liedercyklus erscheint jene Verbindung des Wunderbaren, des Phantastischen (wie der Tanz, womit das Schloss gewonnen wird,) mit der geschicht-

[1]) Heimskringla XII.

lichen Wahrheit recht innerlich begründet, und man sieht wohl, dass es nicht zusammengelegt, sondern aus einem Keim entsprossen und zusammengewachsen ist. Man wird es einmal einsehen, dass dies poetische Auffassen keine Lüge, weil es in der Natur begründet ist, indem zur Wahrheit nicht das Factum hinreicht, sondern auch der Eindruck gehört, den es in das Gemüth der Lebenden macht; und diese poetische Ansicht, dieses lebendige Blühen dabei sein muss, wie das Volk seinen König mit der glänzenden Krone und dem Purpur bekleidet, ja, welches, als Symbol auf die unvergängliche Idee hindeutend, das Höhere ist. Dann wird man auch die Bedeutung solcher Lieder wieder erkennen, wie es Herodot, Snorro Sturleson, auch Johannes Müller gethan, denen der wenige Verstand gewiss nicht abgieng, welcher nöthig ist, einzusehen, dass da von einer bildlichen nicht factischen Wahrheit die Rede sei. Man darf auch nicht glauben, dass dieser Ausdruck der Geschichte durch das Wunderbare willkürlich sei und absichtlich entstanden, sondern es ist der erste, eigenste und in sich nothwendige, wie das Bild stets dem sogenannten unverhüllten Ausdruck vorangegangen, und wie (nach Creuzer[1])) Symbol und Mythe die natürliche und uranfängliche Bezeichnung des Göttlichen gewesen. Merkwürdig ist auch, dass wir im Shakespeare, der recht gewusst hat, die Weltgeschichte zu behandeln, dieselbe Ansicht und dieselbe Verbindung des Wunderbaren und der klaren urkundlichen Wahrheit finden, (wie ganz ist die nächtliche Erscheinung im Walde, die den König Erich warnt und dann verschwindet, in seinem Geist!) und wir dürfen wohl glauben, dass er, in welchem sich Natur und Kunst wieder vermählt, der Stimme des Volks gefolgt sei und der Geschichte vertraut habe, wie sie gewachsen war, nicht, wie sie von geschäftigen Händen getrocknet und aufbewahrt worden. Die Geschichtschreiber achten es gering, auf das Privatleben Rücksicht zu nehmen, und beschreiben nur das politische Treiben, während doch die Götter selbst zu den Wohnungen der Menschen herabgestiegen sind und ihr Leben betrachtet haben. Der einäugige Othin ist oft verkleidet in die Hallen

1) Symbolik I. 42. 63.

der Könige getreten und hat nicht bloss im Krieg ihnen beigestanden. So hat uns die Geschichte von der Königin Dagmar kaum den Namen erhalten, da die Lieder uns ihr frommes Leben entfalten, auf welchem der Glanz eines reinen Himmels liegt (wie auch ihr Namen: Tagfrau andeutet), und welches ein besseres Bild jener Zeiten giebt, als die kalten Beschreibungen der Historiker von einer ganzen Königsregierung.

Was wir überhaupt in all diesen Liedern lieben, das ist die Lust des Herzens, die darin spricht, die trauert oder sich freut. Wir müssen sie als das Höchste achten, weil aus ihr allein entspringt, was man durch Leben, Wahrheit, Schönheit, Poesie oder sonst ausdrücken will. Das ist der grosse Unterschied der Volksdichtung vor der Kunst, dass sie keine Wüsten kennt, sondern die ganze Welt grün, frisch und entzündet glaubt von Poesie, dass sie weiss, es werde doch alles von dem Himmel umfasst und nichts sei ungezählt; auch kein Haar auf dem Haupt. Darum sagt sie nichts, als was nothwendig, was wirklich bezeichnet, und verschmäht allen äussern Glanz (wie die singenden Vögel einfarbig sind); darum ist sie auch, unbekümmert um den Zusammenhang, abgebrochen und fällt doch nie heraus. Mit der Kunst aber ist es anders, sie hat zu besorgen, man möge den Zusammenhang nicht erkennen, weil sie an eine Leere und Unpoesie glaubt, darum will sie alles sagen, nicht bloss andeuten und fast mehr sein als ihr Gegenstand, vor dem sich die Volksdichtung immer demüthigt; darum quält sie sich in der Beschreibung und Umschreibung des Kreises, den sie nicht ausfüllen kann und der immer wieder von einander fällt. So konnte, nach der indischen Mythe, die Göttin Mariatale das Wasser ohne Gefäss in eine Kugel zusammengeballt tragen, aber es zerfloss, als sie die Unschuld ihrer Gedanken verlor.

Soviel von dem Geist dieser Lieder; wir haben nun noch einiges von ihrer Verwandtschaft mit benachbarter Poesie und von ihrer äusseren Structur zu bemerken. Auffallend nämlich ist es, wie sie den englischen ähnlich sind, sowohl an Tiefe und Weltansicht, als in der äusserlichen Darstellung. Nur scheint es, als ob die englischen, als später gesammelt, ausgebildeter, aber auch breiter wären. Es lässt sich diese Übereinstimmung

leicht aus der Geschichte erklären, indem schon im fünften Jahrhundert Jüten und Angelsachsen England bevölkerten und später im neunten ganze Horden Normannen hinüber gezogen sind, ja auch dänische Könige, wie Canut der Grosse, über die Insel herrschten, so dass eine ähnliche Lebensart und der Verkehr beider Völker untereinander nicht einmal braucht in Anschlag gebracht zu werden. Herder hat ein englisches Volkslied übersetzt[1]), worin Räthsel vorgelegt werden, wie in dem Held Vonved; und bei Percy[2]) kommt eine ähnliche Erfindung vor, wie hier in dem Lied von Stolz Ingeborg (Nr. 18.) II. Beide Völker haben auch den Refrain gemeinschaftlich[3]), der nicht als etwas Gleichgültiges darf angesehen werden. Bei der eigenthümlichen Freiheit des Silbenmasses war es nöthig, dass dem Rhythmus eine Symmetrie und Beruhigung mitgetheilt wurde: dies geschah durch den Refrain, indem er, regelmässig nach jeder Strophe wiederholt, jede derselben gleichsam rundete und in ein bestimmtes Bild abschloss. Daher aber durfte er keinen unbedeutenden Inhalt haben, sondern er musste zu der Dichtung selbst gehören. So ist er öfter der Hintergrund oder die Landschaft, vor welcher sich die Begebenheit bewegt, indem er dazwischen immer ruft: mein Wald steht ganz in Blumen! wie lieblich ist die Sommerszeit! Oder er zeigt die Stimmung der Redenden an: mein Lied weiss Gott alleine! mich hat die Lieb bezwungen! Manchmal enthält er den Grund, worauf die ganze Begebenheit beruht, und erklärt so den Zusammenhang, wie in dem 60sten Lied. Dann tönt er auch wie ein Ruf des Schicksals, wie in dem Lied vom Held Vonved. Beim Gesang muss er eine eigene Wirkung gemacht haben, da sich schon beim Vorlesen etwas davon zeigt.

Weniger bemerkbar ist eine Übereinstimmung der dänischen Lieder mit den deutschen. Diese erscheinen in ihrer Sammlung

[1]) Stimmen der Völker S. 378. [III. 37].

[2]) Reliques III. p. 83.

[3]) Dass er nur bei einigen englischen angegeben ist, mag die Schuld der Sammler sein, wo er aber so innerlich nothwendig erscheint, wie in dem Lied: Eduard, wie ist dein Schwert so roth! da darf man auf Allgemeinheit desselben schliessen.

mannigfacher durch die verschiedenste Art und Manier der Dichtung, während jene sämmtlich eine gewisse nationale Eigenthümlichkeit und Familienähnlichkeit haben. Wir zweifeln aber nicht, dass diese Mannigfaltigkeit der deutschen durch den Beitrag späterer Jahrhunderte, die verschiedene fremdartige Einflüsse empfangen, entstanden sei, wodurch ihre Reinheit gestört und ihre ursprüngliche Natur versteckt worden. Unverkennbar ist z. B. der Einfluss, welchen die sogenannte schlesische Periode auf die Volksdichtung hatte, und wodurch so manche von den schönen hellklingenden Liedern entstanden und volksmässig geworden sind, während auf sie selbst wiederum die südliche Dichtung gewirkt hatte; so dass sie das Medium war, wodurch auch jener Glanz den deutschen Boden berührte. Demnach kann eine Übereinstimmung mit den deutschen nicht so deutlich in die Augen fallen, wie bei den englischen, die doch wirklich vorhanden ist. Ein Paar Beispiele, die wir anführen wollen, werden mehr beweisen, als viele anderweitige Gründe. Erstlich das schöne Lied: Es liegt ein Schloss in Österreich[1]) findet sich auch schwedisch[2]); eben so das Lied: Edelkönigskinder, das in mehreren Recensionen existirt, und wobei durchaus an keine Übersetzung kann gedacht werden; dem Inhalt nach ganz übereinstimmend und nur in den Wendungen und Ausdrücken verschieden[3]). Sodann die zwei Lieder von dem Pfalzgrafen,

[1]) Wunderhorn I, 220.

[2]) Der ligger et Slot i Österrig; trykt 1688 und Gefle 1800. Es soll auch dänisch gefunden werden.

[3]) Nach einem fliegenden Blatt: En ynkelig wisa, huruledes en konungs Son gaf sig i fara för sin hiertans käreste skul och therigenom förgecks (ohne Jahreszahl), übersetzt in Kosegartens Blumen (Berlin 1801) S. 96. Das deutsche Lied steht am vollständigsten und am meisten übereinstimmend mit dem schwedischen im Wunderhorn II, 252. No. 72 in Hagens und Büschings Volksliedern enthält dasselbe, nur dass einige Strophen fehlen. Übrigens bemerke ich, dass die Verse, welche Hagen aus Kosegartens Ida von Plessen anführt, nicht mit dem hier erwähnten schwedischen Volkslied übereinstimmen; welches vermuthen lässt, dass noch eine andere schwedische Recension vorhanden, wie auch noch ein Druck, Gefle 1801, existirt. Der verlorene Schwimmer (Wunderhorn I, 236) scheint auch ursprünglich auf derselben Sage zu beruhen und kommt in einzelnen Ausdrücken, die im andern Liede fehlen, z. B. „Es fliessen nun zwei Wasser wohl zwischen mir und dir" mit dem schwedischen überein. Auch dänisch wird das Lied gefunden, aber nicht in den Kämpe-Viser.

der seine Schwester holen lässt und durch den Tanz erforschen will, ob das wahr, wessen man sie beschuldigt, und als er es befindet, sie grausam tödtet[1]), kommen überein mit einem Theil der Erzählung im 83sten Lied. Wenn man aus der deutschen Sammlung diejenigen Lieder herausscheidet, von welchen man vermuthen darf, dass sie mit den dänischen von gleichem Alter, mithin vor dem 17. Jahrhundert schon da gewesen sind[2]), und die, wenn man vergleichen will, allein dürfen dagegen gehalten werden, so zeigt sich eine unläugbare Verwandtschaft in dem Geist der Dichtung. Eine andere Übereinstimmung werden wir bei dem Silbenmass bemerken.

Es findet sich nämlich in den dänischen Liedern nur ein zweifacher Hauptrhythmus. Erstlich die Strophe, die aus zwei langen Zeilen besteht, die reimen, und wovon jede sieben bis zehn Hauptaccente hat, in der Mitte aber einen Abschnitt. Der Rhythmus ist ganz los zusammengehalten und bewegt sich in der grössten Freiheit[3]), zumal in den ältern Liedern, und man sieht wohl, wie der Gesang darüber hingeschwebt und alles verbunden hat. Späterhin wird sich dies Silbenmass immer fester gesetzt haben, wie es am ausgebildetesten erscheint in der Elfenhöh[4]) (N. 33.); dann auch mag der Reim in der Mitte und so Verschlingung desselben entstanden sein, wie in No. 45. und 88. Ein analoger Fall ist in dem Verhältnis des späteren Silbenmasses des Heldenbuchs zu dem ursprünglichen. Eine besondere Abweichung enthält das 23ste Lied: hier findet sich zwar die erste Hälfte regelmässig, allein die andere besteht nur aus

[1]) Wunderhorn I. 259. II, 272.

[2]) Wir meinen damit die Art, zu welcher folgende gehören: Es spielt ein Ritter mit seiner Magd I, 30. Stand ich auf hohen Bergen I, 70. 257. Es liegt ein Schloss in Österreich I, 220. Es reit't der Herr von Falkenstein I, 255. Es steht ein Baum in Österreich III, 48. Meine Mutter zeihet mich I, 109. Es wollt ein Mädchen früh aufstehn I, 395. u. a. m. Diese haben die eigentliche Natur und Grundgestalt des deutschen Volksliedes.

[3]) Er ist meist daktylisch und trochäisch mit häufig eingemischten Spondeen und Jamben, auch Anapästen. Der Reim ist beides, männlich und weiblich, ebenso der Abschnitt, so dass alle möglichen Formen sich finden.

[4]) Der Rhythmus ist hier noch regelmässiger daktylisch mit acht oder neun Accenten und der Reim grösstentheils weiblich.

zwei oder drei Accenten; dies giebt dem Rhythmus etwas Rasches und Springendes, welches zu dem Inhalt recht wohl passt. Ähnlich ist das Silbenmass des 44sten Lieds. Diese langzeilige Strophe kommt im Ganzen mit dem Silbenmass des Nibelungenlieds überein, wie man leicht bemerken wird. Doch zeigt sich auch wieder Verschiedenheit: dort sind meist nur sechs Accente, der Abschnitt ist fast regelmässig weiblich, und überhaupt ist der Rhythmus viel gemessener und geregelter. Dort herrscht auch der Jambe vor, hier der Trochäus, welches zum Theil in der verschiedenen Neigung der Sprache (die z. B. das Pronomen an das Substantivum hinten anhängt) seinen Grund haben mag. — Zweitens die Strophe, die aus zwei kurzen Zeilen von vier bis sechs Accenten besteht, die keinen Abschnitt haben, reimen, männlich oder weiblich, und in mannigfachem daktylischen, trochäischen und jambischen Rhythmus abwechseln. Es ist häufig bei dieser kurzen Strophe, dass die zweite Zeile der vorhergehenden Strophe bei der folgenden wiederholt wird, öfter auch noch die zweite Hälfte der ersten, so dass dann jede Strophe drei Zeilen oder drei und eine halbe hat[1]). — Merkwürdig ist nun, dass wir diesen zweifachen Hauptrhythmus ebenfalls bei den englischen und denjenigen deutschen Liedern finden, welche den ursprünglichen Charakter noch erhalten haben. Die langzeilige Strophe mit dem Abschnitt erscheint als die ältere, denn die Lieder in der kurzzeiligen sind im Ganzen betrachtet offenbar die jüngern und sie ist wahrscheinlich das epische Silbenmass gewesen. Die Heldenlieder sind darin erzählt, alle alten Lieder bei Percy, und ihre Ähnlichkeit mit dem Silbenmaass des Nibelungenlieds muss unserer Ansicht sehr willkommen sein.

Man darf schliessen, dass es nach diesem zweifachen Hauptrhythmus auch nur zwei Hauptmelodien gegeben. Bei der grossen Freiheit aber, womit man den Vers zu mehreren Accenten ausdehnen und wieder einziehen konnte, ist es einleuchtend, dass sie nicht wie moderne für eine genau gemessene Silbenzahl eingerichtet und fest bestimmt waren, sondern ebenfalls sich frei

[1]) Im Original ist diese Wiederholung immer mit abgedruckt worden, in der Übersetzung nicht, weil sie sich leicht macht, ausser bei Marsk Stigs Töchtern [89. II], wo es der Sinn verlangte.

erweiternd und das Ganze regierend mannigfaltig genug sein mussten. Gewiss waren diese Melodien langsam und traurig in Molltönen, wie die Volksweisen aller Völker sind. Syv sagt in der Vorrede (§. 21): es sei vordem gebräuchlich gewesen, dass erst das Lied gesungen wurde und darnach der Inhalt erklärt; auch (§. 14), dass manche von den Melodien, womit die alten Lieder gesungen würden, so angenehm, als irgend neue, und dass Resenius mehrere davon gewusst, die aber so süss und wohlklingend gewesen, dass manche von den schönsten Psalmen in ihrem Ton gesungen würden. Gewiss auch war der Gesang höchst einfach. Es ist bis jetzt nur einiges zu uns gekommen [1]), allein alle Volksgesänge stimmen darin überein, dass sie nur wenig Töne in geringer Abwechslung haben, die aber einen starken festen Eindruck geben: wie wär' es auch sonst möglich, da es niemand aushalten würde, eine moderne künstliche Melodie durch so viele Verse wiederholt anzuhören.

Das wollte ich als Einleitung zu dieser Übersetzung sagen: von der Treue derselben und von den Grundsätzen, die ich dabei befolgt, rede ich nicht weiter, da sie leicht bei einer Vergleichung mit dem Original entdeckt werden können. Alterthümlicher sollte die Sprache darin nicht erscheinen durch eingemischte alte Formen und Wörter, die nichts mehr bedeuten, als die üblichen, weil ich das nicht als einen Vorzug ansehen kann, dass sie ausserdem noch unverständlich sind. Nur die alten Ausdrücke, doch auch sparsam, sind gebraucht, welche, wie ich glaube, überhaupt wieder in unsere Sprache könnten eingeführt werden, deren Bedeutung nämlich augenblicklich klar ist; alles, was hier nicht unmittelbar als ein lebendiges Glied eintreten und gefasst werden kann, scheint mir Unrecht darzubieten. — Ich wünsche, dass dies Buch vielen Freude gewähre durch die Betrachtung dieser Tugenden, der Herzlichkeit, der

[1]) Die Melodie zum 7ten Lied der zweiten Abtheilung findet sich in Bragur, zum 88sten in Nyerups Ankündigungsschrift; dort werden noch ein Paar Melodien citirt, die gedruckt sind. Da aber der neuen Ausgabe der Kämpe-Viser alle noch zu gewinnenden Weisen sollen beigefügt werden, so habe ich diese wenigen nicht mittheilen wollen, um einmal sämmtliche als einen Nachtrag zu liefern.

Treue, der Liebe und der grossen Gesinnung der Helden. Was uns wieder berührt aus alter Zeit, das lebt auch wieder, und so wird vielleicht jener Glauben der Völker, den wir nicht ohne eine gewisse Wehmuth als vergangen betrachten können, von der Unsterblichkeit ihrer Ahnen, in einer Hinsicht wenigstens gerettet. Wer in Seligkeit stirbt bei den Indiern, aus dessen Leib geht eine Flamme und setzt sich auf die Lippen des Gottes; so ist, was göttliches Ursprungs gewesen, auf die Lippen der Poesie geflogen, als das Sterbliche vernichtet wurde. Sie spricht es aus durch die Welt, und es ist ein unvergängliches Leben darin. Jeder reine Sinn hat sie einmal gehört, und wenn sie später vor einem verwirrten Treiben ihm verstummte, so muss doch die alte Lust daran sich regen, wann er ihre Stimme wieder vernimmt. Jener persische König war als Kind von einer Löwin im Walde getragen und gesäugt worden; einmal, nachdem er sie längst vergessen über den Glanz seiner Krone, jagte er in dem Walde und erblickte sie wieder: ein unbezwingliches Gelüst überfällt ihn, er muss absteigen von seinem Pferd und sich, wie er als Kind gethan, auf den Rücken des Thiers setzen, das ihn freudig in des Waldes Finsternis fortträgt, aus der er nicht zurückkehrt. Wie in dieser Sage eine Wahrheit, der wir uns zugethan fühlen, so liegt sie als Kern in aller alten Poesie; daneben aber stehen die Täuschungen der Zeit: wenn wir dort märchenhaft von alten Riesen lesen, deren Athem allein Bäume und Äste niedergebogen, so haben wir Lügen in dem Schein der Wahrheit dagegen zu setzen. Weil die Dichtung niemals täuscht, ist auch Mildigkeit in ihr und ein unversiegbarer Trost: sie führt uns aus dem Thale hinauf, und wir sehen über allen Wolkenzügen den blauen Himmel ewig feststehen. Endlich aber, was kann die Poesie mehr erwecken, als die Poesie selbst, zumal wenn sie eine neue Welt aufthut, wie diese? nicht wirken Belehrungen darüber, gleichwie die Nachtigall nicht durch Brüten, sondern durch Singen ihre Eier beleben soll. — Es giebt eine Sage in Schweden von einem alten Mann[1]), der in der Meerestiefe sitzt und die Harfe spielend zu den Tänzen

[1]) Der Strömkarl. Arndts Reise durch Schweden III, 17.

der Elfen in einer ewigen Musik lebt; Kindern, die an das Ufer kommen und ihn in der Einsamkeit erblicken, erweckt er Stimme und Lust zum Gesang. Möchten diese Lieder auch also Lust erwecken! Denen, die sie daraus gewinnen können, ist diese Übersetzung bestimmt: denen aber, welche die Lieder des alten Sängers gehört und wiedergesungen, ist sie zugeeignet*).

W. C. Grimm.

AUS DEM ANHANG.

In der Vorrede sind diese Lieder aus allgemeinen Gesichtspunkten betrachtet worden: ich habe meine Meinung von ihrem Ursprung, von ihrem Alter und von dem Verhältnis geäussert, in welchem sie zu einheimischer sowohl als fremder Dichtung stehen. Auch das Interesse ist genannt, welches sie für altdeutsche Poesie haben, dadurch, dass der älteste und merkwürdigste Theil derselben, die Heldenlieder, in den Sagencyklus des Nibelungenlieds und des Heldenbuchs eingreift. Die besondere Ausführung dieser Bemerkungen, namentlich die Erläuterung dieser Verwandtschaft der nordischen und altdeutschen Nationaldichtung in einer Sage insoweit sie hier sich zeigt, schien dort nicht an ihrem rechten Platz zu sein. Sie durfte nicht auf den stossen, welchen die freie Lust an der Poesie zu diesen Liedern bringt: doch auf den, welchem die Geschichte derselben ein eigenes Studium bildet. Da aber eben dieses Studium Anlass der Übersetzung war, so wollte ich nicht mit Stillschweigen übergehen, was ich durch die Betrachtung des Einzelnen, vorzüglich durch die Zusammenstellung der verwandten Sagen zu einer solchen Erläuterung beitragen konnte, und lieber es in einem besondern Anhang mittheilen; das wenige, was zur Verständlichkeit beim Lesen durchaus erforderlich, ist gleich an der Stelle in Noten bemerkt, und so wird niemand gegen seinen Willen hierher geführt werden. — Eine Erklärung der Heldenlieder ist

*) [Die Widmung lautet: Dem Freiherrn Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano zugeeignet.]

demnach die Hauptsache, doch wird man auch zu den meisten Liedern der andern Abtheilung Anmerkungen finden. Theils darum, weil sie Interesse für sich haben und das ausführen, was in der Vorrede gesagt worden; theils, weil das Original dazu auffordert, indem fast über jedem Lied eine kleine Einleitung steht, in welcher zwar oft nur der blosse Inhalt angegeben oder eine moralische Anmerkung gemacht, zuweilen aber einige historische Nachweisungen enthalten sind. Während diese nicht sollten verloren gehen, waren sie auch wieder zu berichtigen und zu ergänzen, so dass ich dennoch bei weitem für den grössten Theil derselben einstehen muss. Um indessen kenntlich zu machen, was aus dem Original entnommen, so ist es, wie auch bei den Heldenliedern, durch ein Zeichen unterschieden worden.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu, die das Ganze in den richtigen Gesichtspunkt stellen soll. Man wird durchgehends eine Neigung finden, aus den poetischen Denkmälern aller Völker, so weit es möglich ist, zusammen zu stellen, was eine gewisse Ähnlichkeit hat. Manchmal wird sie überraschend sein, manchmal vielleicht wird sie erzwungen scheinen; sie ist aber immer nur aufgestellt, ohne dass ein Grund dafür angegeben wäre. Damit man indes nicht vermuthe, es sei an einen zu seltsamen dabei gedacht oder im schlimmern Fall an gar keinen, so soll hier kürzlich bemerkt werden, was damit gemeint ist. Es scheint nämlich, dass es sich mit der Poesie eben so verhalte, wie mit der Philosophie der Völker, und dass dasjenige, was Görres in seiner Mythengeschichte, deren Resultate wir mit zu den grössten rechnen, die die Zeit gewonnen, von dieser dargethan, auch von jener gelten werde. Das Göttliche, der Geist der Poesie ist bei allen Völkern derselbe und kennt nur eine Quelle; darum zeigt sich überall ein Gleiches, eine innerliche Übereinstimmung, eine geheime Verwandtschaft, deren Stammbaum verloren gegangen, die aber auf ein gemeinsames Haupt hindeutet; endlich eine analoge Entwickelung; verschieden aber sind die äusseren Bedingungen und Einwirkungen. Darum finden wir neben jenem Einklang auch wieder eine Verschiedenheit in der äusseren Gestaltung, abhängig von dem Himmel, worunter die Pflanze gestanden, und die in grossen Massen nachzuweisen ist, wie im

Einzelnen bis ins Unendliche. Wir können kein besseres Ebenbild geben als Gottes, den Menschen, dem überall dasselbe Herz in der Brust schlägt, dessen Gestalt, Farbe, Sprache und Lebenslust aber der Natur unterthan ist und gehorcht, wie sie verschieden in den Weltgegenden herrscht: so wie auch bei der Familienähnlichkeit der Nationen in jedem Einzelnen eine eigne Individualität hervortritt. Das ist der eine Satz, der andere scheint ihm fast entgegen zu stehen. Bei dieser freien unabhängigen und geistigen Verwandtschaft der Poesie der Völker existirt noch eine andere, die man die weltliche oder bürgerliche nennen könnte. Es ist nämlich nicht zu läugnen, dass die Dichtungen schon in bestimmter Gestalt einem Volk von dem andern hinüber gereicht worden und auf diese Art oft auf weitem Weg hergekommen sind; sie haben sich zwar meist dem Gesetz des neuen Reichs gefügt, aber immer noch deutlich die Spuren ihrer Herkunft an sich getragen. Soll das vorhin gegebene Bild fortgesetzt werden, so sind es im Ganzen die Völkerwanderungen, im Einzelnen aber Ehen, von den Individuen verschiedener Nationen geschlossen. Die Ausführung beider Behauptungen ist die Aufgabe der Geschichte der Poesie, wenn sie etwas Ganzes und Würdiges sein soll: die hier gelieferten Zusammenstellungen sind eine einzelne kleine Vorarbeit dazu. Gegen den, welchem der Grund, warum manches in Verbindung gebracht worden, bei leichter Ansicht zu gering oder gar nichtig vorkommt, will ich nur bemerken, dass wir durch eine grössere Übersicht erst den rechten Takt gewinnen und auf manches Gewicht legen müssen, was sonst unbedeutend erscheint.

NACHSCHRIFT.

Eine in der Vorrede geäusserte Hoffnung hat sich indessen erfüllt. Die noch ungedruckten Lieder der Edda Saemundar ausser der schon erwähnten Blomsturwalla-Saga befinden sich jetzt abschriftlich in meinen Händen. Beides verdanke ich der freundschaftlichen Güte des Herrn Grafen von Hammerstein und seinem lebendigen Interesse für die Wissenschaft. Dass es mir

ohne ihn kaum möglich gewesen, zu diesen Schätzen zu gelangen, sage ich um so lieber, als auch diejenigen, welche für diese Zeugnisse einer frühen Bildung Neigung und Interesse haben, erfahren, an wen sie ihren Dank für die Mittheilung derselben zuerst richten müssen. Gemeinschaftlich mit meinem Bruder werde ich diese Edda mit einer deutschen Übersetzung herausgeben: das Nähere wird eine besondere Ankündigung enthalten. Es sind diese Lieder einzelne Theile jenes grossen Nationalepos, das einmal unter allen Völkern germanischer Abkunft scheint lebendig gewesen zu sein, in einer sehr frühen Gestaltung aufbewahrt. Wem die Poesie etwas mehr ist, als eine von seiner Zeit und seinen Dichtern ihm eingelernte Weise, die an sich vortrefflich sein kann; wer alles dazu rechnet, was einmal in des Lebens Herrlichkeit sich aufgeschlossen, der wird diese Dichtungen gewiss anerkennen. Denn auch das ist das Wesen der Poesie, dass sie aus dunklen Zeiten, aus der nur wenige schweigende Ruinen stehen, über welche der Blick der Gegenwart unachtsam hingeht, und von welcher die Geschichte kaum etwas spricht, Gestalten in dem hellsten, lebendigsten Glanz hervortreten lässt, in deren Tugend, Muth und Schönheit wir sehen, dass auch damals Grosses und Mächtiges gewesen.

ÜBER DIE SAGE VON DER TROJANISCHEN ABKUNFT DER FRANKEN.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg 1811. 8. S. 431—440.

Noch eines besondern Umstandes muss hier ausführlich Erwähnung geschehen. Hogen sagt im zweiten Lied [s. oben S. 161 (188)], er habe seinen Panzer verloren und sein Ross in dem kalten Winter, als sie vor Trojen gelegen. Rudbek in seinem Atland (I, 809) da, wo er die Trojaner von den Scandinaviern abstammen lässt, bemerkt zwar, dass noch Troiin und Trojenborg eine feste Burg im Scandinavischen bedeute, und somit wäre die Stelle leicht erklärt. Allein das Wort ist nirgends zu finden, hingegen wohl troen, trogen (bei Ihre) und, was auch noch Rudbek anführt, Trygger (bei Gudmund Andreä): aber dies sind sämmtlich Adjectiva und sie haben ihre Wurzel nicht in Troja, sondern offenbar in tro, tru, trygd, Treue (und sind daher zuerst durch fidelis, darnach erst durch tutus zu übersetzen). Wahrscheinlich hat sich Rudbek von seinem Eifer irre führen lassen. Mithin wäre doch das alte Troja in Kleinasien gemeint, welches befremdend genug erscheint, sich aber aus dem Folgenden erklären wird. Im Nibelungenlied heisst Hagen: Hagen von Troneg, Trony, und Joachimus Vadianus (starb 1551) sagt (de collegiis monasteriisque veteribus apud Goldast SS. RR. AA. III, 35), dass Dagobert, König von Austrasien, sein Schloss zu Tronia gehabt, welches wahrscheinlicher für jenes Trony kann gehalten werden, als das alte Tournûs (Tornucium) nach Johannes Müllers Meinung. Troja in dem Lied könnte demnach als eine Verwechslung mit Tronia angesehen werden, allein dagegen streitet, dass in der dem Nibelungenlied ziemlich gleichzeitigen Niflunga Saga Hogne zwar nur am Ende des Gedichts, allein ausdrücklich

und dreimal (Cap. 363. 368. 381) Hogni af Troja genannt wird und in dem Walther von Aquitanien es von ihm heisst: veniens de germine Troiae (V. 28). Otto Frisingensis erwähnt (L. IV, c. 45), die Stadt Xanten am Rhein (im Herzogthum Cleve, Santen im Nibelungenlied, Burg des Königs Siegmunt in Niederlanden) sei sonst Troja genannt worden; und Meibom in den Noten zu Witechind (p. 690) sagt, das chronicon Belgicum nenne diese Stadt Klein-Troja und füge hinzu, Hago von Troja habe daselbst seinen Sitz gehabt. Nun ist zwar möglich, dass dieses Troja auch eine Verwechslung wäre, indem die Stadt früher als eine römische Colonie Colonia Troiana hiess, woraus sancta (daher Xanten) Troia und secunda Troia entstand (Hercules prodicius Colon. 1609 p. 53. Büschings Erdbeschreibung VI, 48. 49); allein diese Verwechslung fände sich schon sehr früh, denn eine Silbermünze aus dem elften Jahrhundert mit der Kirche von Xanten hat die Umschrift: Sancta Troia und eine kupferne aus dem fünfzehnten: Moneta nova Troiae minoris, auch vergleiche man die folgenden Stellen aus dem Fredegar und dem Leben des heiligen Anno; sodann aber setzt sie immer einen andern Grund voraus, wodurch sie sich erhalten konnte (dies gilt auch von dem vorigen Fall); dieser Grund aber ist hier gleichwichtig und wird sich aus dem Folgenden ergeben. Der Namen nämlich leidet keinen Zweifel, es fragt sich nur, ob dieses Troja in Bezug stehe mit dem alten asiatischen, und hier begegnet uns ein allgemein verbreiteter Glauben, welcher die Franken von den Trojanern abstammen lässt. In dem Walther von Aquitanien, als der dritte Franke Wernhardus gegen den Walther auftritt, heisst es:

723. quamlibet ex longa generatus stirpe nepotum,
o vir clare! tuus cognatus et arcis amator,
Pandare, qui quondam, iussu confundere foedus,
in medios telum torsisti primus Achivos.

Der Dichter lässt ihn also von jenem Lykier Pandarus, Lykaons Sohn, abstammen, der für Troja kämpfte, dem Apollo selbst den Bogen geschenkt (Il. B 824 [827]), und der den Diomedes an der Schulter verwundete (E 95 [98]), dass er aber den ersten Pfeil abgeschossen, davon sagt Homer nichts. (Troja finden wir noch

sonst in altdeutschen Gedichten: die rauch Elss wird vom Be[r]chtung in Troy angetroffen, Wolfdietrich [B] Str. 529 [B, 323, 2. 3. ed. Jänicke]: dort steht der Jungbrunnen Str. 353 [336, 2], und Wolfdieterich wird dann Herr von Troy genannt, Str. 632. 701. 769 [531, 2. 598, 4. 687, 3]. In dem Gedicht von Salomon und Morolf, in welchem mancherlei Anklänge von einem deutschen Volkslied sind, heisst es vom König David:

V. 2508. Der vor der alden Troie
erdachte das Seitten-spil so vin.

und V. 4052: da sprach ein alter Surian:
ich han vor Throe dicke das beste gedan.

Ob der Fluss Treya, in welchem Alfrikur das Schwert Naglhring härten kann, welchen er in neun Königreichen gesucht, Wilkina Saga c. 40. hierher gehöre, muss dahin gestellt bleiben.) Zu diesem Zeugnis kommen die der Historiker. Prosper Aquitanus (Continuator des Eusebius, starb um 463) erwähnt unter der Regierung des Kaisers Gratianus: Priamus quidam regnat in Francia, quantum altius colligere potuimus, c. IV. Deutlicher drückt Fredegar Scholasticus (starb 658) die Sage aus: de Francorum regibus B. Hieronymus [1]), qui iam olim fuerat, scripsit. Quod prius Virgilii poetae narrat historia, Priamum primum habuisse regem, cum Troia fraude Ulixis caperetur: exinde fuisse egressos. Post ea Frigam habuisse regem, bifaria divisione partem eorum Macedoniam fuisse agressam, alios cum Friga vocatos Frigos Asiam pervagantes in littore Danubii fluminis et maris Oceani consedisse. Denuo bifaria divisione Europam media ex ipsis pars cum Francione eorum rege ingressa fuit, qui Europam pervagantes cum uxoribus et liberis Rheni ripam occuparunt: nec procul a Rheno civitatem ad instar Troiae nominis aedificare conati sunt; coeptum quidem, sed imperfectum opus remansit. Residua eorum pars, quae super littore Danubii reman-

[1]) Wenn Fredegar den Hieronymus citirt, bei dem sich nichts von den fränkischen Königen findet, so ist damit, wie Schilter zu Königshovens Elsass. Chronik S. 472. 473. erläutert, der Prosper Aquitanus gemeint, indem der Kirchenvater den Eusebius aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte, welche Übersetzung dann Prosper Aquitanus continuirte, so dass alle drei in demselben Buch citirt werden.

serat, electum a se Turchot nomine regem, per quem vocati sunt Turchi, et per Francionem hi alii vocati sunt Franci, multis post temporibus cum ducibus externas dominationes semper negantes. Historiae Francorum epit. c. 2. Mit dem Fredegar stimmt überein Aimoinus (starb 1008) in der historia Francorum in der Zuschrift an den Abt Abbon, in der Vorrede c. 10 und zu Anfang des ersten Buchs; er sagt auch, dass etliche Autoren dasselbe angäben. Ein Gleiches enthält eine alte handschriftliche französische Chronik: Mélanges tirés d'une gr. bibliothèque V, 272. Die Gesta Francorum (der Verf. derselben lebte um 720) haben folgende Stelle, c. 1. 2.: alii autem de principibus eius Priamus et Antenor cum aliis viris de exercitu Troianorum XII. milia fugerunt cum navibus, qui introeuntes ripas Tanais fluminis per Moeotidas paludes navigaverunt et pervenerunt ad terminos finitimos Pannoniarum —. Illi quoque egressi a Sicambria venerunt in extremis partibus Rheni fluminis in Germaniam oppidis illicque inhabitaverunt. Wie geneigt man gewesen, an die Trojaner sich anzuknüpfen, beweist eine Stelle bei Paul Warnefried (starb vor 800): hoc tempore apud Gallias in Francorum regnum Anchis Arnulphi filius, qui de nomine Anchisae quondam Troiani creditur appellatus, sub nomine maioris domus gerebat principatum; und noch mehr das Epitaphium der Rothais, Tochter des Königs Pipin:

> ast abavus Anchise potens, qui ducit ab illo
> Troiano Anchisa longo post tempore nomen.

Thom. Aquinas a S. Joseph. de orig. gent. Franc. p. 43. Chifflet. Vindic. hisp. p. 429. 453. Idem in Lampad. ad Vindic. p. 5. — Sigebertus Gemblacensis (zweite Hälfte des 11. Jahrh.) sagt: Valentinianus eorum virtute delectatus, eos qui prius vocati erant Troiani, deinde Antenoridae, postea etiam Sicambri Francos Attica (?) lingua appellavit, quod Latina lingua interpretatur: feroces — undecunque ergo denominati sunt Franci: quantum altius colligere potuerunt historiographi, hic Priamus regnabat super eos tempore prioris Valentiniani. Nam ex ipso regis nomine recolentes nobilitatem illius Priami, sub quo eversa est Troia, inde gloriabantur gentis suae manasse primordia. Das letztere hat wahrscheinlich den Prosper Aquitanus zur Quelle. —

Endlich in dem Loblied auf den heiligen Anno (etwa aus dem Ende des 11. Jahrh.) ist die Sage ganz deutlich enthalten:

XXII. V. 348 [345].

Cefar bigonde nahin
zu den finin altin magin,
  cen Frankin, din edilin:
  iri beidere vorderin
quamin von Troie der altin,
dú die Criechin diu burch civaltin:
  dú ubir diu heri beide
  got fin urteil fo irfceinte,
daz die Troieri kum intrunnin,
die Criechin ni gitorftin heim vindin.

Cäsar begonnte nahen
zu den seinen alten Magen,
  zu den Franken, den edelen:
  Ihrer beider Vorderen
kamen von Troie der alten,
da die Griechen die Burg zerfällten:
  da über die Heere beide
  Gott sein Urtheil so erscheinte,
dass die Troieri kaum entrannen,
die Griechen nicht durften heim wenden.

XXIII. V. 390 [387].

Franko gefaz mit den fini
vili verre nidir bi Rini,
  da worhtin fi dú mit vrowedin
  eini lúzzele Troie:
den bach hizin fi Sante,
na demi wazzere in iri lante,
  den Rin havitin fi vure diz meri:
  dannin wuhfin fint vreinkifchi heri.

Franko gesass mit den seinen
viel ferne nieden beim Rheine,
  da wirkten sie dort mit Freuden
  eine kleine Troie:
den Bach hiessen sie Sante,
nach dem Wasser in ihrem Lande,
  den Rhein hatten sie für das Meer:
  dannen wuchsen seit fränkische Heer.

Und früher V. 95 [93] werden die trojanischen Franken genannt. Man bemerke den Ausdruck: Troja die alte, welcher mit der vorhin citirten Stelle aus dem Morolf übereinkommt und volksmässig gewesen zu sein scheint. — Dies sind die Stellen, welche ausdrücklich von der trojanischen Abkunft der Franken reden; man kann damit in Verbindung bringen andere Sagen von griechischer Abkunft. Ottfried sagt in den Evangelien L. I, c. 1. V. 174:

Las ih, ioh in alo war,
in einen buachon, ih weiz war,
  fie in fibbu ioh in ahtu
  fin alexanderes flahtu.
Ther worolti fo githrewita,
mit fuertu fie al giftrewita,
  untar feinen hanton
  mit fiu harten bantom.
Joh fand in theru redinu,
thaz von Macedoniu
  ther liut in giwurti
  giferidin er wurti.

Las ich, und in alle wahr,
in einem Buche, ich weiss wo,
  sie (die Franken) in sieben und in acht
  gewesen Alexanders Schlachten.
Der Welt so gedräuete,
mit Schwertern sie all gestreuete,
  unter seinen Handen
  mit viel harten Banden.
Und fand in diesen Reden,
dass von Macedonien
  dies Volk in Würden
  geschieden er führte.

Etwas Ähnliches kommt ebenfalls in dem Loblied auf den heiligen Anno vor. Es wird erwähnt [V. 327 ff.], dass, nachdem Alexander zu Babylonien gestorben, vier seiner Männer sich in das Reich getheilt, die übrigen seien in der Irre gefahren; ein Theil aber sei auf Schiffen herab zur Elbe gekommen (V. 334. 335.) [331. 332]. Merkwürdig aber ist, was damit übereinstimmend Witechind sagt im 1sten Buch der Gesta Saxonum: er habe in seiner Jugend jemand behaupten gehört, die Sachsen kämen von den Griechen her und wären Überbleibsel des nach Alexanders Tod in alle Welt zerstreuten macedonischen Heers. Auch wird in dem prosaischen Roman von Alexander dem Grossen, nach Hartliebs von München Übersetzung (f. 88*. ed. 1514), gesagt, dass nach dem Tode Alexanders Ptolomäus mit den Griechen durch Russland, Littauen und Preussen nach Sachsen gezogen und sich daselbst niedergelassen. Ich will hier nicht in meinen Vortheil ziehen, was Tacitus (de mor. German. c. 3.) anführt, dass die Germanen glaubten, Ulysses sei nach langen Irrfahrten nach Deutschland gekommen, weil er nur vergleichungsweise könnte genannt sein.

Es versteht sich, dass man bei den spätern Historikern die Sage wiederfindet. Vincentius Bellovacensis in dem speculum historiale und Martinus Polonus in seiner Chronik, beide aus dem 13. Jahrhundert, erzählen sie. Sodann Lupolt von Bebenburg: de iuribus regni et imperii Romanorum (Schardii collectio de potestate imperiali et ecclesiastica L. V.) und Königshoven in der Elsass. Chronik c. 4, §. 1, beide aus dem 14. Jahrhundert und auf den Eusebius (d. h. Prosper Aquitanus) sich berufend. Auch Annius Viterbensis aus dem 15. Jahrhundert in seinem commentarius antiquitatum L. XVII, fol. 151. führt an, dass Francus, ein Nachkomme des Hektors, über die Celten geherrscht. Er stützt sich auf den Berosus (der aber falsch und von ihm erdichtet sein soll, der echte lebte um 276 vor Christus) und auf den Vincentius Bellovacensis. Heinr. Valesius in notis ad excerpta Peiresc. p. 75. erwähnt der Sage als allgemein bei guten Schriftstellern. * Die Facetiae Bebelii (L. III, p. 186. Amstelod. 1651) enthalten eine Erzählung, wonach ein Fürst sich seiner trojanischen und römischen Abkunft rühmt, man sieht daraus, wie lang dieser Glauben fortgedauert*).

Es fehlt auch nicht an Versuchen das Ganze als eine Verfälschung darzustellen. Wendelinus in praefat. ad LL. Salic. glaubt, dass in den gestis Francorum zuerst die Fabel sei erdichtet worden. Schilter, der am gelehrtesten darüber spricht in der 5ten Anmerkung zu Könighovens Chronik, kann sich nicht anders helfen, als dass er den Fredegar geradezu beschuldigt (S. 470), er habe den Gregorius Turonensis verfälscht, welcher L. II, c. 9. ebenfalls von den Franken sagt: tradunt enim multi, eosdem de Pannonia fuisse digressos. Et primum quidem littora Rheni amnis incoluisse: dehinc transacto Rheno Thoringiam transmeasse: ibique iuxta pagos vel civitates reges crinitos (Adliche) super se creavisse de prima et ut ita dicam nobiliori suorum familia; ohne jedoch der trojanischen Abkunft zu erwähnen. Eccard (commentarii de rebus Franciae orientalis T. 22) meint, dass die Sage entstanden, weil ein fränkischer König Priamus geheissen. Suhm (om Odin S. 79) hält nach Schönings Vorgang (om Norskes Oprindelse S. 264) die Fabel keiner Betrachtung werth und glaubt, dass sie durch den Dares Phrygius aufgekommen. * In dem altrussischen Igorlied (herausgegeben von Müller) kommt S. 35 und 42 die Fährte Trojans und das Zeitalter Trojans vor; höchst wahrscheinlich, obgleich der Herausgeber es anders zu erklären versucht, bezieht sich dies auf die alte Sage von der trojanischen Abkunft der Völker.*)

Übersehen wir alle Stellen aber, welche auf diese Sage hindeuten, so werden diese Meinungen sämmtlich widerlegt; denn es ist offenbar, dass sie aus einem Volksglauben entstanden, nicht durch Verfälschung der Geschichtschreiber. Noch deutlicher wird dies, wenn wir bemerken, wie bei andern Völkern ein gleicher geherrscht. Lucanus sagt von den Avernern, einem celtischen Volk, Pharsalia I, 427:

— ausi Latio se fingere fratres
sanguine ab Iliaco populi.

* Wie bei den Römern diese Sage gegolten, darüber sehe man Niebuhrs gelehrtes Werk Bd I, besonders 133. 134. 108 usw.*).

*) [Die drei mit Sternen bezeichneten Einschaltungen sind aus den „Zusätzen und Verbesserungen“ in den Drei altschottischen Liedern, Heidelberg 1813. S. 55 aufgenommen.]

Die Hinweisungen auf asiatische Abkunft in den nordischen Sagen sind allgemein und gehören nicht hierher. Merkwürdig aber ist, dass in der Vorrede der jüngern Edda, da wo sie die genealogischen Tabellen enthält, die wahrscheinlich auf Tradition beruhen, Othin von Priamus, König von Troja, hergeleitet wird: in der achten Fabel (bei Resen) heisst es sogar: Asgardur that er Troja, Asgard das ist Troja. Nach dem Langfedgatal sind gleichfalls die trojanischen Helden die Vorfahren der nordischen. Dass die Sage von den Britanniern, die sich bekanntlich von Brutus herleiteten, herübergekommen nach Scandinavien, wie Thorlacius (om Thor og Hans Hammer, Skandinavisk Museum III, S. 11) behauptet, müsste bewiesen werden. Wie andere Völker ihren Anfang von der Zerstörung von Troja hernahmen, s. Pasquier recherches L. I, ch. 14.

Es scheint damit die frühe Existenz und Allgemeinheit der Sage dargethan, und es darf nicht bei dem Ausdruck des Lieds an eine zufällige seltsame Verwechslung gedacht werden. Übrigens ist es kaum nöthig zu bemerken, dass es nur darauf ankam, ihr Dasein zu beweisen, nicht, dass sie begründet in der Historie; wiewohl immer noch kann behauptet werden, wer sie nicht ohne Bedeutung glaube, habe das vor sich, dass eine echte Volkssage niemals eine eitle Erfindung ist, sondern dass sie stets auf einer Wahrheit ruht.[1])

[1]) Pasquier sagt: quant à moy, je n'ose ny bonnement contravenir à cette opinion, ny semblablement y consentir librement.

DIE LIEDER DER ALTEN EDDA.

Morgenblatt für gebildete Stände. Sechster Jahrgang. 1812. Tübingen, Cotta. 4. No. 65—69. Montag — Freitag, 16.—20. März 1812, S. 258—260. 263—264. 265—267. 271. 275.

[Mit Jacob Grimm.]

I.

Der Priester Saemund Sigfusson, der Gelehrte (Frode), geboren im J. 1056, gestorben 1133, dessen Leben Arne Magnaeus vor dem ersten Theile der Edda [1787] ausführlich beschrieben, war mit Are Frode der älteste Geschichtschreiber des Nordens, beide Vorgänger des grossen Snorro Sturleson, in dessen Geschichtsbuch das Beginnen wie die Blüthe der nordischen Heldenzeit mit würdiger, jedes Gemüth bewegender Kraft geschildert ist. Saemund schöpfte aus der Quelle und sammelte die Gesänge der Skalden und die Sagenlieder oder die alte Edda (Stammmutter der Poesie). Die Natur der Sache erforderte diese Arbeit; ausserdem haben wir hierüber ein ausdrückliches Zeugnis, welches Arngrim Jonas wahrscheinlich aus einem alten Annalisten anführt [1]), und welches noch nicht widerlegt worden. Weil man aber die Frage verwirrt und geglaubt hat, den Sammler auch für den Verfasser halten zu müssen, der er, wie sich leicht ergab, nicht sein konnte, so hat man, wie Arne Magnaeus gethan, sogleich dem Saemund allen Antheil abgesprochen und die Behauptung, dass die Edda von ihm herrühre, ohne Weiteres und

[1]) Er schrieb im J. 1638 an Ole Worm Folgendes (Wormii epistulae I. 329): de autore Eddae obiectum scrupulum illo eximendum sentio, quod in monumentis Nostr. manifeste legitur in haec verba: Snorre Sturlusson var i dagum Gunnlaugs Munks. Hann (Snorre) jok vid tha Edda, som Saemundus prastur hin frodi hafde adar samsett. Hoc est: Snorro Sturlae filius vixit tempore Gunlaugi cogn. Monachi (sc. Thingorensis coenobii, qui anno 1219 mortuus est). Ille (Snorro) Eddam a Saemundo presbytero multiscio primum delineatam et digestam adauxit. — Hinc est, quod Edda utrique Saemundo et Snorroni in antiquitate adscripta reperiatur: ita ut Saemundo initia et fundamentalia, Snorroni complementi et operculi absolutio debentur.

ohne Ursache, eine solche Unredlichkeit vermuthen zu dürfen, für ein Märchen ausgegeben, von dem ersten Entdecker des Manuscripts erfunden.

Wie Saemund, sammelte Snorro, der noch sein Zeitgenosse war, die alten Skaldengesänge, wie er in der Einleitung zu seiner Heimskringla selbst sagt. Für Dichter stellte er die Theomythien und Sagen der frühsten Zeit mit andern Abhandlungen zusammen als ein Handbuch, die poetische Kunst daraus zu erlernen. Seine Arbeit, mannigfach überarbeitet, erweitert, vielleicht in Einigem auch verkürzt, kennen wir unter dem Namen der jüngern, prosaischen Edda, von dem ersten Herausgeber auch die Resenische genannt. Nach dem vorhin angeführten Zeugnis, auch aus andern Betrachtungen, ist es wahrscheinlich, dass Snorro die Sammlung des Saemund zum Grund legte; selbst dass seinem Werke anfänglich die alten rhythmischen Lieder vorstanden, lässt sich vermuthen. Man hat mit gleicher Ungründlichkeit in der Manier einer gewissen Kritik, welche ohne innere Nothwendigkeit die einfachsten Dinge angreift, wie dem Saemund, so dem Snorro sein Recht absprechen wollen, welches wieder geltend zu machen wir noch neuerlich versucht haben.[1])

Die alte rhythmische Edda, von welcher hier allein die Rede sein wird, war fast vierhundert Jahre in Island verborgen und ganz vergessen. Ein Theil derselben ist leider für immer verloren gegangen, z. B. die Gunnarquida, die zu besitzen man so sehr wünschen muss, und wer weiss, wie viel andere Lieder, die nicht einmal genannt werden können. Erst im Jahre 1643 entdeckte und rettete der Bischof Brynjolf Svensen zu Skalholt einen vorzüglichen und noch immer den besten Pergamentcodex.[2]) Es war damals eine günstige Zeit für die alte Literatur, wo Olaus Worm und Stephanius, der Herausgeber des Saxo Grammaticus, lebte und der König persönlich dem Studium derselben geneigt war. So ward die Entdeckung

[1]) Heidelb. Jahrbücher 1811, No. 49. 50. [Bd II. S. 774—794.]

[2]) S. und über das Folgende: om Edda von Nyerup (det skandinaviske Literatur-selskabs Skrifter. 1807. III. S. 128 ff.).

in Dänemark, wohin das Manuscript gebracht wurde, mit Freude aufgenommen; Stephanius nennt in einem Briefe an O. Worms die Sammlung: immensi pretii κειμήλιον. Bald hernach war der Codex auch in den Händen dieses Gelehrten.

Indessen erkannte dieser gleich die Schwierigkeit, diese alten Lieder zu verstehen, welche, um nützlich zu sein, doch einer genauen Interpretation bedurften [1]), und so wurden erst im Jahre 1665 von Resenius nur zwei Stücke daraus, die Völuspa und Havamal mit Runacapitule, als Anhang seiner prosaischen Edda, mit einer lateinischen Übersetzung edirt, und 1673 einzeln die Völuspa mit einem Index isländischer Wörter wiederholt. In Sheringhams 1670 herausgegebener disceptatio de Anglorum gentis origine findet sich S. 187—192 ein Stück von Runacapitule isländisch und lateinisch abgedruckt.

Vierundzwanzig Jahre darauf (1689) edirte Barthelin seine Antiquitates danicae, ein Buch, welches mit vieler Gelehrsamkeit und Belesenheit geschrieben, aber nach damaliger Art in einem ganz verwirrten, geschmacklosen Plane abgefasst ist. Darin finden wir die ganze Sammlung benutzt und angeführt, Bruchstücke und die ganze Vegthamsquida (S. 623 ff.) vollständig abgedruckt und übersetzt. In den folgenden neunzig Jahren geschah nichts Weiteres für unsere alte Edda. Die Völuspa ward von Göransson wieder abgedruckt mit einer schwedischen Übersetzung, mit der lateinischen Übersetzung grösstentheils eingeführt in Schützes Lehrbegriff, verschiedentlich übersetzt ins Deutsche: mit der Vegthamsquida von Denis, mit Havamal von Schimmelmann, zuletzt von Herder mit Vegthamsquida und Runacapitule [Stimmen der Völker, IV, 7. 8]. Mallet lieferte einen Auszug aus Havamal. Erst im J. 1779 gab Thorkelin einen neuen Gesang, Vafthrudnismal, isländisch und lateinisch heraus, und in demselben Jahre Sandwig eine Übersetzung ins Dänische von Vegthamsquida und Runacapitule, wozu im J. 1783 und 1785 noch neunzehn andere Gesänge kamen, welche Arbeit hinlänglich bekannt ist.

[1]) Er schreibt an Stephanius (Wormii epistulae I, 267): talis namque est (Edda), ut nec tibi nec ulli nostrum usui sit, nisi accuratus accesserit interpres, quem vix in Dania habebis.

Endlich ward der Originaltext dieser Übersetzungen im J. 1787 von dem Magnaeischen Institute, belebt durch Suhms Eifer, mit einer lateinischen Übersetzung und Glossar, beide hauptsächlich von Gudmund Magnaeus gearbeitet, auf eine gelehrte und schätzbare Weise als der erste Theil der Edda Saemundar bekannt gemacht. Rechnen wir den Grottasaungr hinzu, welchen Thorlacius in dem fünften Specimen seiner interessanten antiquitates boreales herausgab, so schliesst sich hier die Literatur der alten Edda im Norden. Für Deutschland ist noch zu bemerken, dass Gräter (der auch in Bragur I Thrymsquida isländisch und dänisch abdrucken liess) in seinen nordischen Blumen (1789) acht dieser Rhapsodien (in Bragur I, 2. die neunte) übersetzte: eine Arbeit, die im Ganzen Lob verdient und welche dadurch besonders noch rühmlich war, dass sie zuerst auf die Würde und den poetischen Werth dieser alten Lieder aufmerksam machte, die man, wie überhaupt die nordische Mythologie, durch Schimmelmanns Übertreibungen oder leichtfertiges Absprechen anderer namhafter Gelehrten, welchen man nicht zutraute, dass sie aus Unwissenheit so sprachen, veranlasst, entweder gering schätzte oder aus Herders Lob [1]) nur entfernt kannte.

II.

Das Institut hatte in dem ersten Theile aus der Saemundischen Edda die Lieder ausgewählt, welche die Theomythien enthielten, und alle diejenigen blieben zurück, welche in die frühe Sagengeschichte eingiengen. Man darf dies nicht tadeln, selbst wenn einige Vorliebe Schuld daran, und da ohnehin die ersten Äusserungen des Geistes religiös sind und die Sage erst später daraus erwächst, so wäre diese Folge die richtige gewesen. Allein die Hoffnung, nach der Erscheinung des ersten Theils den zweiten bald zu erhalten, gieng nicht in Erfüllung, selbst als, auch nach einem langen Zwischenraume, das Institut wiederum sich thätig zeigte, wurden diese Lieder übergangen.

[1]) Horen. 1796. 1. Stück. Ideen zur Geschichte der Menschheit II, 29. 178. Stimmen der Völker 425—443. [IV, 6—8].

Indessen ward das Studium der einheimischen alten Dichtungen in Deutschland neu, man kann sagen, überhaupt erst belebt. Es zeigte sich bald und sonderte sich unter den mannigfachen Richtungen, welche die Poesie des Mittelalters genommen, ein eigenthümliches Nationalepos, durchaus auf deutschem Grunde gekeimt und aufgewachsen, in mannigfache Zweige reich und blühend ausgebreitet. Das Interesse musste sich vor allem zu dieser Erscheinung hinwenden, diese Gedichte aber deuteten auf frühere Jahrhunderte, auf die gewaltige und dunkle Zeit der Wanderungen, wo die Völker sich aus der Gemeinschaft schieden und eine neue Welt bildeten. Dort also waren Spuren und Zeugnisse des Daseins aufzusuchen, und bei der Verbindung, in welcher wir Germanien in diesen Zeiten mit dem Norden erblicken, musste die Aufmerksamkeit besonders dahin gelenkt werden. Es fand sich, dass auch in diesen Gegenden Chriemhildens grausame Hochzeit, der Verrath an dem edlen und treuen Sigurd und sein mordlicher Tod besungen worden. Auf welche Weise das Volk sich diese Sage in Gesängen aufbewahrt hat, zeigt die Übersetzung dieser altdänischen Heldenlieder, die in ihrer einfachen Grösse jedem unbefangenen Sinn schön und ergreifend erschienen sind; in einer eigenen Abhandlung dabei ist es dargethan, wie die Mythe in dieser Gestalt sich der Deutschen nähert und offenbar zu ihr neigt.

Denn ausserdem entdeckte sich im Norden noch eine eigenthümliche, von der deutschen abweichende und aus ihr nicht entsprungene Bildung der alten Stammsage, welche wie die Sprache beider Nationen eine frühere Einheit bewährt, die später in zwei Dialekte ausgewachsen ist. Den Zusammenhang dieser nordischen Recension stellte die Wolsunga-Saga vorzüglich dar, doch war sie grösstentheils in Prosa und offenbar später abgefasst: es schien keinem Zweifel unterworfen, dass sie aus ältern Gedichten entstanden, welche aufgefunden werden mussten, wenn wir der Quelle näher kommen wollten.

Jene zurückgebliebenen Lieder, der zweite Theil der Saemundischen Edda, waren nur aus der Angabe ihrer Überschriften und aus grössern und kleinern Bruchstücken bekannt, daraus indessen, und weil eine Rhapsodie, welche die Norna-

gestur-Saga enthielt, wahrscheinlich dazu gehörte, war es schon klar, dass sie ganz eigentlich jene grosse Dichtung, die ein Eigenthum aller Völker germanischer Abkunft scheint gewesen zu sein, begriffen. Sollte die historische Forschung über diese einen glücklichen Erfolg haben, so kam alles darauf an, dass diese Lieder bekannt wurden: ausserdem war gewiss eine reine und herrliche Poesie darin wieder zu entdecken.

Der Eifer für die Sache liess uns verschiedene Versuche zur Erlangung dieser köstlichen Denkmäler anstellen. Das Misslingen derselben macht uns jetzt doppelt erkenntlich für die Gewährung unseres Wunsches. Dem Wohlwollen des Herrn Grafen von Hammerstein, königl. westfälischen Gesandten in Dänemark, wie seiner eignen Neigung zu dem Studium der deutschen Alterthümer verdanken wir eine vollständige und genaue Abschrift dieser Eddaischen Lieder, von deren Herausgabe wir hier das Publikum benachrichtigen. [1])

Es sind im Ganzen dreizehn Gesänge mit folgenden Überschriften: das erste Lied von Helge Hundingstödter; das zweite Lied von Helge Hundingstödter oder von Hiovardur und Sigirlin; das dritte Lied von Helge Hundingstödter oder von den Wolsungen; vom Tode Sinfiotlis; vom Tode Jaffners oder Brynhildurs Lied; Brynhildurs Weissagung oder Sigurdurs Lied; Brynhildurs Todesfahrt; Gudrunas Lied, das erste; Gudrunas Lied, das zweite; Niflungenlied; Atlis Lied; das grönländische Lied von Atlis Tod [2]); Völundurs Lied. Jedes Lied besteht für sich, alle zusammen aber bilden einen grossen Cyklus, in welchem jene Stammsage in der eigenthümlich nordischen Form, würdig ihrer selbst, nach ihrer Bedeutung und Herrlichkeit dargestellt ist. Hier erblicken wir sie in einer sehr frühen Gestaltung, unbedenklich mehrere Jahrhunderte früher als unser Nibelungenlied. Selbst eine kurze Analyse dieser einzelnen Gesänge würde hier zu weit führen; wir begnügen uns daher nur vom dritten Lied von Helgi

[1]) Sie werden in dem Cotta'schen Verlag unter dem Titel: Lieder der alten Edda erscheinen. [Die Sache zerschlug sich, vgl. Görresbriefe II, 272 ff. 285. 298. 310 f. Der erste und einzige Band erschien ohne Glossar und Commentar 1815 in Berlin in der Realschulbuchhandlung.]

[2]) Unter Grönland wird hier eine Gegend von Norwegen verstanden.

oder den Wolsungen einen der Kürze wegen vieles übergehenden Auszug zu geben, welche ihren Gang und ihre Natur wird wenigstens erkennen lassen (für die poetische Betrachtung folgt nachher ein Bruchstück), zumal da so eben Gräter, der eine Abschrift von dem zweiten Helgelied aus dem Vidalinischen Codex erhalten [1]), durch Bekanntmachung einiger Strophen die Aufmerksamkeit darauf gerichtet hat.

III.

AUSZUG DES DRITTEN HELGELIEDS.

(König Siegmund und Burghild von Bralund hatten einen Sohn, den nannten sie Helge nach Helge, Hiorvards Sohn, und Hagal war sein Zuchtmeister. König Siegmund und die seines Stammes hiessen Wolsunger oder Ylfinger und führten Krieg mit König Hunding. Eines Tags war Helge heimlich und unkenntlich an Hundings Hof gekommen und hatte sich erst beim Weggehen durch einen Hirtenjungen offenbart. Nun sandte Hunding und liess Helge aufsuchen, der sich auf keinem andern Wege zu retten wusste, als dass er einer Magd Kleider anzog und in die Mühle gieng. Da suchten sie Helge und fanden ihn nicht. Blind, der unheilvolle (Baulvisi) sang:)

„Was hat die Mahlmagd für scharfe Augen! Die ist nicht aus gemeinem Stande, die Steine springen, die Mühle zerbricht. Hart ist's, dass ein Königssohn Gerste mahlen muss, dieser Hand ziemte Schwertesgriff besser, denn Mandelbaum?“ [2]) — Hagal aber antwortete und sprach: „Kein Wunder ist's, dass die Mühle kreischt, wann des Königs Magd den Mandel rührt: über den Wolken schwebte sie und kämpfte gleich Helden, eh sie Helge gefangen machte, darum hat die Magd so grosse Augen.“

(So entkam Helge, fuhr in den Krieg und tödtete König Hunding, seit welcher Zeit er Helge Hundingstödter hiess. Zu Braunwag lag er mit dem Heere, da hielten sie und assen rohe

[1]) Heidelb. Jahrb. 1811. No. 63.

[2]) Die Handhaben an der Mühle: wir Deutsche nennen noch jetzt ein ähnliches Werkzeug: Mandelholz.

Speise. Da kam Siegrun, Haugnis Tochter, die Walkyre, in Luft und Wasser geritten[1]) zu Helges Schiffen und sprach:)

„Wer lässt die Flotte fliessen am Strand? Wo habt Ihr, Helden, Heimath? Was weilet Ihr in Braunawag? Wohin lüstet's Euch, zu nehmen den Weg?“ — Da sprach Helge: „Hamal lässt fliessen die Flotte am Strand, Heimath haben wir zu Zlessei, des Windes wegen weilen wir zu in Brunawag, nach Osten lüstet's uns, zu nehmen den Weg.“ — Siegrune sang: „Wo hast Du, o König, den Kampf geweckt? Wo die Vögel der Kriegsschwestern gesättigt? Wie ist Deine Brynie (Panzer) von Blut so roth?[2]) Wie issest Du Rohes unter den Helmen?“ — Helge sprach: „Am Westensee that's der Ylfingersohn, so Dich's zu wissen gelüstet; Bären fieng ich in Bragalund und Adlerblut sättigte ich mit Spiessen.[3]) Nun hab' ich gesagt, Jungfrau, wie es ergangen ist. Darum wurde wenig Gebratenes gegessen am Strand.“

(Siegrun antwortete, sie wisse wohl, was er mit diesen dunkeln Reden sagen wolle, Hunding sei gefallen durch Helge, in Walrunen erzähle er des Krieges Spiel; aber sie habe ihn schon vor den Langschiffen gesehen, wie er in Blutes Spur gewandelt und die urkalten Wogen um ihn gespielt; der König wolle sich vor ihr bergen, sie kenne ihn wohl. — Nun wird erzählt, dass Haudbrodd, Granmars Sohn, um Siegrune gefreit habe, sie aber alsbald durch Luft und Wasser geritten sei, um Helge zu suchen. Helge führte Krieg mit Hundings Söhnen; streitmüd fand sie den Helden sitzen unter Aarstein (Adlerstein). Da fiel sie ihm um den Hals, küsste und nahm ihn bei der Hand, des Herren Sinn stand nach dem Weib, sie liebte

[1]) Auch im Deutschen wird reiten für schiffen gebraucht. S. Joh. Müllers Schweizer-Geschichte III, 98. No. 220. Scherz und Ihre in den Wörtern reiten und rida.

[2]) Wer denkt hier nicht an den Eingang des schönen schottischen Liedes: Wie ist dein Schwert von Blut so roth, Eduard?

[3]) Erinnert an eine merkwürdige Parallelstelle in dem herrlichen altslavischen Liede von Igor (Müllers Übers. S. 36), das man zwischen die Edda'schen und Ossian'schen Gesänge stellen kann. Bären fangen und Adler sättigen sind, wenn man will, bloss poetische Ausdrücke für: kämpfen, kriegen.

ihn aus ganzer Seele, eh sie ihn gesehen hatte.[1]) Nun erzählte sie, wie man sie dem Haudbrodd vermählt, aber sie wolle einen andern Mann haben, wenn sie schon ihrer Freunde Zorn voraussehe und ihres Vaters Freude gebrochen habe; Helge aber tröstete sie mit seiner Liebe, bei ihm solle sie leben und sich an keinen Zorn ihrer Verwandten kehren. — Hierauf wird Helges Krieg mit Granmar und seinen Söhnen beschrieben. Ein schrecklicher Sturm überfiel ihn zur See, Wetterleuchten kam über sie und in die Schiffe schlugen die Strahlen. Da sahen sie bald neun Walkyren in der Luft reiten und erkannten Siegrune, und der Sturm legte sich. In der Erzählung vom Erfolge des Kriegs kommen Stellen vor, die schon im ersten Helgelied und zwar vollständiger vorhanden sind; das Gespräch Sinfiotles und Gudmunds gehört zu dem Grössten und Schauerlichsten, was je gedichtet worden ist, und nur einzelne Stücke der Lokasenna mögen damit verglichen werden. Der Krieg gieng zwar glücklich aus, allein es blieb selbst Siegrunens Vater Haugni erschlagen. Helge erzeugte Söhne mit seiner geliebten Siegrune, er ward aber nicht alt. Dag, Haugnis Sohn, opferte dem Odin, seinen Vater zu rächen, Odin lieh ihm seinen Spiess. Nun fand er Helge im Fiotrlund und durchbohrte ihn. Da fiel Helge; Dag ritt nach Sevafiäll zur Siegrune und brachte ihr die Zeitung:)

„Gezwungen bin ich, o Schwester, Dir Trauer zu melden, ungern setzte ich meine Schwester in Thränen. Es fiel früh Morgens auf Fiotrlund der beste Fürst, der in der Welt war.“ (Da bricht Siegrune in heisse Verwünschungen aus:)[2]) „Dass Dich alle die Eide schneiden, die Du Helge geschworen hattest, an des Ufers leuchtendem Wasser, bei dem urkalten Stein der Wogen! Dass nicht vom Flecken schreite das Schiff, das unter Dir schreitet, und läge auch der günstigste Wind dahinter! Dass das Pferd nicht renne, das unter Dir rennet, und suchtest Du gleich Heil vor Deinen Feinden! Dass das Schwert nimmer

[1]) Sie und Svava sind nämlich durch Wiedergeburt eine und dieselbe. Von Svava aber ist in dem zweiten Helgelied die Rede.

[2]) Hier könnten viel Parallelen gezogen werden. Wild und wehmüthig sind die Verwünschungen in der altspanischen Romanze von Don Beltran.

schneide, das Du ziehst, ausser wenn es Dir singt um das eigne Haupt! Dann würde gerochen Helges Mord, wenn Du, ein Währwolf, liefest im Wald aussen, habe- und freudenlos; wenn Du keine andere Speise hättest, als um die Du nach todten Leichen springest.“ — Dag sang: „Toll und aberwitzig, Schwester, sprichst Du Verwünschung aus über Deinen Bruder. Alles Unheil brachte Odin, da er Streitrunen warf unter Verwandte. Rothe Ringe bietet Dir der Bruder, ganz Wandelswe und Wigdal, das halbe Reich Sabdir, Du reingeschmückte Frau, zur Leidesbusse Dir und Deinen Söhnen.“ — (Siegrune ergiesst sich in rührende, herrliche Klage:) „So hatte Helge in Furcht gejagt alle seine Feinde und die Freunde der Feinde, als vor dem Wolf unsinnig rennen Geisse auf den Bergen. So war Helge vor den Helden, wie die edelgeschaffene Esche vor den Dornen oder ein Thierkalb, thaubenetzt, das höher fährt denn alle Thiere, seine Hörner glühen am Himmel selber.“

(Nun ward dem Helge ein Grab gemacht, aber als er nach Walhalla kam, da bot ihm Odin, neben ihm über alles zu herrschen. Helge sang:)

„Du Hündling sollst allen Männern Fusswasser reichen, des Feuers warten, die Hunde binden, den Pferden geben und die Schweine füttern, eh Du schlafen gehest.“

(Abends gieng Siegrunens Magd zum Grab Helges und sah, wie Helge ritt mit vielen Männern. Die Magd sang:)

„Ist das Täuschung, was mir däucht zu sehen, oder ist Weltende da? Todte reiten und Ihr treibt Euere Pferde mit Sporen an? Oder ist den Helden Heimfahrt gegeben?“ — Helge sang: „Nicht ist das Täuschung, was Dir däucht zu sehen, noch Weltende, obschon Du uns siehest, obschon wir unsere Pferde treiben mit Sporen an, noch ist den Helden Heimfahrt gegeben.“

(Heim gieng die Magd und sagte Siegrunen:) „Ausgeh Du, Siegrune von Sefafiäll[1]), wenn Dich den Schlachtführer zu sehen lüstet. Aufgeschlossen ist der Hügel, gekommen ist Helge, die Feindesspuren[2]) bluten. Der Herr bat Dich, dass Du die

[1]) Vermuthlich der sevo mons des Plinius.

[2]) vulnera.

Wundentropfen stillen solltest.“ — (Siegrune gieng zum Grab zu Helge und sang:) „Nun bin ich so froh unserer Zusammenkunft, als die frechen Habichte Odins, so sie eine Walstätte wissen, warme Speise oder die dunkelfarbigen sehen des Tages Röthe. Erst will ich küssen den unlebenden König, eh Du die blutige Brynie ausziehst: Dein Haar ist, König, von Frost durchdrungen, ganz ist der Fürst mit Walthau (Blut) begossen, die Hände urkalt dem Haugnis Schwiegersohn: wie soll ich Dir, Herr, Rath gewinnen?“ — (Helge sang:)

„Allein herrschest Du nun, Siegrun, über Sefafiäll, denn Helge ist mit Leidesthau (Blut) benetzt, Du weinst, Goldgeschmückte, grimme Zähren, Du südlicher Sonnenglanz[1]); ehe Du schlafen gehst, jede (Zähre) fällt blutig auf des Königs urkalte, eingebogene, sorgbedrungene Brust. Wohl sollen wir trinken theuern Wein, haben wir schon gemisst Freude und Länder, niemand soll ein Angstlied singen, wenn er mir schon in der Brust Wunden sehe. Nun sind Frauen im Grab verborgen, Königsfrauen, bei mir Todten.“

(Siegrun machte ein Bett im Grab.)

„Hier hab' ich Dir, Helge, ein Lager gemacht, ein viel angstloses, Du Yfingersohn, im Arm will ich Dir schlafen, als ich dem lebenden Fürsten that.“ — (Helge sang:) „Nun sag' ich, dass nichts unerhört mehr sei; früh oder spät, bei Sefafiäll, da Du im Arme des Unlebenden schläfst, weiss im Grabe, Du Haugni-Tochter, und Du bist lebendig, Du Königsgeborne.“ — „Zeit ist's mir zu reiten gebahnten Weg und lassen das fahle Pferd den Luftsteig traben; ich muss gen Westen über Windhelms Brücke, ehe Salgofner (der Hahn) das Siegervolk wecket.“

(Helge mit den Seinen ritt nun seinen Weg, die Frau mit den Ihrigen fuhr heim in die Burg. Den andern Abend liess Siegrun die Magd auf dem Grabe Wache halten. In der Abenddämmerung kam sie selbst gegangen zum Hügel; sie sang:)

„Gekommen wäre nun, so er dächte zu kommen, der Siegmundsohn von den Sälen Odins; mein Hoffen verschwindet, dass der Fürst komme, seit auf den Baumästen Adler sitzen

[1]) Eigentlich eingefelgte (von Felge) innfalgt.

und alles Volk sich ergiebt den Träumen.“ — (Die Magd sang:) „Sei Du nicht so rasend, dass Du allein fahrest, Du Schildjungfrau, zu der Todten Haus. Stärker sind alle Todten bei der Nacht, als am lichten Tage.“

(Siegrune war kurzlebend vor Leid und Kummer. Das glaubte man vor Zeiten, dass die Menschen wieder geboren würden[1]), aber jetzt heisst es ein Märchen.)

IV.

Was nun die Art betrifft, auf welche wir die Edda herauszugeben gedenken, so wird unsere erste Sorge auf einen correcten und reinen Originaltext gehen. Hier freuen wir uns nun anzeigen zu können, dass wir uns dazu mit Herrn Ras. Christ. Rask, einem dänischen Gelehrten, verbunden haben. Den Beruf zu einer solchen Arbeit hat er durch seine neulich erschienene Isländische Grammatik, ein gleich gelehrtes und scharfsinniges Werk, welches zu dem Studium der altnordischen Sagen die Bahn bricht, hinlänglich dargethan. Unsere Abschrift ist nach dem besten Codex, nach dem königlichen auf Pergament aus dem 13. Jahrhundert, demselben, den Brynjolf entdeckte, gemacht, der leider nur in Begehildarqueda eine grosse Lücke hat. Herr Rask wird aus den übrigen Codd. Ergänzungen, so weit es möglich ist, überhaupt alles beitragen, was zu einem kritischen Texte gebraucht werden kann. Wir Brüder arbeiten ein ausführliches und etymologisches Glossarium zu dem Ganzen aus, worin man nichts wird übergangen finden; für einzelne schwierige Fälle hat uns Herr Rask seine Unterstützung zugesagt, ausserdem dürfen wir hoffen, dass die Kenntnis der altdeutschen Sprache nicht ohne guten Einfluss auf die Erklärung der altnordischen, die oft überraschende Übereinstimmung zeigt, sein werde. An dieses Glossar schliesst sich ein Abschnitt über das Formelle und das Wesen der Alliteration in diesen Liedern. Zunächst werden wir dann eine ganz getreue Übersetzung ins Deutsche daneben stellen; wir gedenken manches

[1]) Nämlich Siegrun, die schon früher als Svava gelebt hat, wird zum drittenmale als Kara wiedergeboren; Helge dagegen behält immer seinen Namen. Das Karalied gehört auch unter die ganz verlorenen.

alte Wort in seine ursprüngliche Bedeutung zurückzurufen, namentlich auf den Fall, wo sie sich im Nordischen erhalten; die Grenze muss unserm Gefühle freilich überlassen bleiben.

Das erste bei einem Buche, vor allem bei einem poetischen, bleibt uns die lebendige Erkenntnis und das frische Eingreifen in das Dasein. Wir glauben dies am besten befördert, indem wir den Text auf diese Art so zugänglich als möglich machen. Wie aber jeder von einem andern Punkte die Welt betrachtet und wir nicht wissen, ob der unsrige auch andern gültig sein wird, so wollen wir, um nach unsern Kräften einem jeden den Zugang zu öffnen, eine Art Paraphrase besonders hinzugeben, welche diese Lieder in das allgemein Geltende und Übliche übersetzt. So gedenken wir auch die zu gewinnen, die ihre Augen nicht gern auf fremden Gesichtszügen ruhen lassen.

Nachdem wir so für das Verständnis der alten Lieder glauben gesorgt zu haben, werden wir einen ausführlichen Commentar dazu liefern. Zuerst werden wir auf das denken, was die Geschichte der Poesie verlangt, also auf eine vollständige Sammlung aller Quellen der grossen Sage, insofern sie nicht schon, wie im deutschen Nibelungenliede, bekannt sind. Manches Merkwürdige, vielleicht auch einiges Unerwartete, wird sich hier finden; leicht lassen sich dann die Abweichungen und verschiedenen Geschlechter angeben. Zweitens wird die Untersuchung über das Religiöse in diesen Liedern einen eigenen Reiz haben. Durch die Werke von Creuzer, Görres und Kanne [1], die der schönste Beweis von dem Fortschreiten deutscher Wissenschaft sind, ist ein Punkt für die Betrachtung der Mythen gegeben, den andere Völker kaum ahnen. Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, dass durch alle ein grosser Zusammenhang sei und alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprangen. Es werden sich manche Hindeutungen darauf in diesen Liedern finden, so wie der Gegensatz zwischen einer frühern und spätern Lehre deutlicher werden wird und in einem andern Lichte, als

[1] Das letztere [Pantheum der ältesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker. Tübingen. 1811] ist erst vorige Messe erschienen und vermuthlich schon in den Händen aller Kenner und Freunde dieses Fachs.

in welchem ihn fast alle bisherigen Erklärer gesehen, erscheinen. Hierdurch werden wir auch auf das Alter der Lieder geführt werden. Kanne hat ein Buch über den Zusammenhang der Eddalehre versprochen: wir freuen uns, einen solchen Mann auf dieser Bahn zu erblicken; mögen wir ihm hier einiges gewähren, so dürfen wir erwarten, es mit Interessen zurückzuerhalten. Die Betrachtung des Religiösen führt die Betrachtung des Historischen mit sich, der eigenthümlich erscheinenden halb wirklichen, halb poetischen Geographie. Ein besonderer Abschnitt wird eine Vergleichung mit den Dichtungen benachbarter Völker, namentlich des Ossian, anstellen.

Wir beide arbeiten gemeinschaftlich diesen Commentar, das heisst, ein jeder hat an den Materialien gleichen Theil, nur in die Ausarbeitung der einzelnen Abhandlungen werden wir uns theilen. Wir gedenken dieser Arbeit mit Lust, die sie uns schon mannigfach gewährt; mag dies etwas thun, so dürfen wir auf einiges Gelingen hoffen.

V.

Sollen wir etwas von der Poesie dieser Lieder sagen, so scheint sie uns mit zu dem Grössten und Schönsten zu gehören, was je die menschliche Seele bewegt hat. An Tiefe und Höhe darf sie jeder andern zugesellt werden, ein mehr heiterer Himmel hat anderes mit mehr Milde und Lieblichkeit ausgefüllt. Die Fabel lässt die Göttlichkeit des reinen Lebens sehen, wie seinen nothwendigen Untergang in dem Verrath, der, immer mächtiger um sich greifend, endlich das ganze Geschlecht vernichtet. Die Gestalten stehen in der Schönheit und in dem eigenen Glanze, den alle Mythe über denen scheinen lässt, die noch nicht weit von ihrem Stammvater, der ein Gott war, entfernt sind. Zur Probe wählen wir hier ein organisches Fragment aus dem Gudrunalied, welches ohne genaue Kenntnis der Fabel an sich verständlich ist.

DAS ERSTE LIED VON DER GUDRUNA.

Gudrun sass über Sigurdurs Leiche. Sie weinte nicht wie andere Frauen, aber sie war nah daran, zu zerspringen vor

Harm. Beide, Frauen und Männer, giengen, sie zu trösten, aber das war nicht leicht. Es ist Volkssage, dass Gudruna gegessen habe von Faffners (des Drachen) Herz und sie verstanden der Vögel Sprache. Das aber wird gesungen von Gudruna:

1. Ehmals war's, dass Gudrun
als sie sass sorgvoll
Sie that keinen Seufzer,
noch weint sie um ihn,

bereitete sich zu sterben,
über Sigurd.
noch schlug sie die Hände,
wie andre Weiber.

2. Da giengen die Jarle,
von steinhartem Sinnen
Nimmer Gudrun
so war sie bekümmert,

die Vielklugen, heran,
sie abzuwenden.
weinen konnte:
dass sie zerspringen mochte.

3. Es sassen die tugendlichen
goldgeziert,
Jede sagte von ihnen
das bitterste.

Jarlenfrauen,
vor Gudruna.
ihr eigenes Leid,
das sie erlebt hatte.

4. Da sang Giaflaug,
„mich weiss ich auf der Welt
ich hab fünf Männer
zweier Töchter!
acht Brüder!

Giukis Schwester:
die Freudenloseste:
Verlust erlebt!
dreier Schwestern!
doch ich eine lebe."

5. Nimmer Gudrun
so war sie bekümmert
und steinhartes Muthes

weinen konnte,
über des Helden Tod
bei des Königs Leich.

6. Da sang das Herborg,
„Ich hab von härterem
meine sieben Söhne
mein Herr, der achte,

Humalands Königin:
Harme zu sagen:
im Südenland,
auf der Wahlstatt fielen."

7. „Vater und Mutter,
die auf dem Meer
die Welle zerriss

vier Brüder,
der Wind umbrachte:
des Schiffes Seite."

8. „Selbst musst' ich schmücken,
selbst musst' ich besorgen
Das erlebt' ich alles
so dass niemand

selbst musst' ich bereiten,
ihre Leichenfahrt.
ein halbes Jahr,
mir Freude brachte."

9. „Da ward ich gefangen
in selbigem Halbjahr
Ich musste schmücken
einer Königsfrau

und weggenommen
hernach noch.
und Schuhe binden
jeden Morgen."

10. „Sie quälte mich ohn' Ursache[1])
und trieb mich mit harten Schlägen.
Einen Hausherrn fand ich nirgends besser,
eine Hausfrau nirgends schlimmer."

11. Nimmer Gudrun weinen konnte,
so war sie bekümmert über des Helden Tod
und steinharten Muthes bei des Königs Leich.

12. Da sang das Gullraund, Giukis Tochter:
„Wenig kannst Du, Pflegerin, obgleich Du weise bist,
der jungen Königin entgegen reden."

13. Sie verbot einzuhüllen des Königs Leich,
sie schwang das Tuch ab von Sigurd
und wendete die Wangen vor des Weibes Knie.

14. „Schau auf den Lieben, leg Du den Mund an seine Wange,
Wie Du halsetest den lebendigen König."

15. Auf schauete Gudrun einmal,
sie sah des Fürsten Haar blutberonnen,
die klaren Augen des Fürsten gebrochen,
die Brust (Burg der Seele) des Herrn vom Schwert durchbohrt.

16. Da sank Gudrun nieder aufs Polster,
der Hauptschmuck löste sich, die Wange röthete sich,
ein Regentropfen rann nieder aufs Knie.

Es sei vergönnt, mit Goethes Worten[2]) zu schliessen: „Betrachtet man die einzelne frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortschaften, so kommen uns aus der dunkeln Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menschen, tapfere, schöne, gute, in herrlicher Gestalt entgegen. Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gern zuhören mag, ist niemals verstummt, und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden vertheilten harmonischen Ausströmungen, bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesange vernehmen."

Kassel, am 5. November 1811. Gebrüder Grimm.

[1]) Eigentlich: af afbrydi, wörtlich: ex abrupto.
[2]) Farbenlehre II, 131. [Theil 36, S. 90. Hempelsche Ausgabe.]

DREI ALTSCHOTTISCHE LIEDER.

Drei altschottische Lieder in Original und Übersetzung aus zwei neuen Sammlungen. Nebst einem Sendschreiben an Herrn Professor F. D. Gräter von W. C. Grimm. Heidelberg 1813. S. 3. 5. 7. 9. 11—13.

LORD RANDAL.

„O, wo bist du gewesen, Lord Randal, mein Sohn?
o, wo bist du gewesen, mein schön junger Mann?“ —
„Ich bin gewesen im wilden Wald: Mutter, mache mein Bett bald,
denn müde bin ich vom Jagen, ich legt mich gern zur Ruh.“

„Wo assest du dein Mittagsbrot, Lord Randal, mein Sohn?
wo assest du dein Mittagsbrot, mein schön junger Mann?“ —
„Ich ass bei meiner Treulieb: Mutter, mache mein Bett bald,
denn müde bin ich vom Jagen, ich legt mich gern zur Ruh.“

„Was assest du zum Mittagsbrot, Lord Randal, mein Sohn?
was assest du zum Mittagsbrot, mein schön junger Mann?“ —
„Ich ass Aal gekocht in Brüh: Mutter, mache mein Bett bald,
denn müde bin ich vom Jagen, ich legt mich gern zur Ruh.“

„Was ward aus deinen Bluthunden, Lord Randal, mein Sohn?
was ward aus deinen Bluthunden, mein schön junger Mann?“ —
„O, die schwollen und die starben: Mutter, mache mein Bett bald,
denn müde bin ich vom Jagen, ich legt mich gern zur Ruh.“

„O, ich fürcht, du bist vergiftet, Lord Randal, mein Sohn!
o, ich fürcht, du bist vergiftet, mein schön junger Mann!“ —
„O ja! ich bin vergiftet; Mutter mache mein Bett bald,
denn krank bin ich am Herzen und ich legt mich gern zur Ruh.“

Dieses wunderbare Lied fehlt uns Deutschen nicht, und Grossmutter Schlangenköchin: Wunderhorn I, 19 ist ohne Zweifel dasselbe. Das Einfache und Grossartige der Darstellung, die nur wenig Worte nöthig hat, um uns in dem innersten Herzen zu bewegen, ist an beiden Orten gleich, nur wird der Eindruck des Deutschen noch durch den Refrain erhöht, der die ahndende Angst der Mutter und das schneidende Weh des Kindes durch das ganze Gespräch uns vor die Seele hält. Merkwürdig ist, dass, wie der Herausgeber des Originals bemerkt, noch eine andere schottische Recension existirt, wo, wie im Deutschen, ein kleines Kind von seiner falschen Stiefmutter vergiftet wird.

DIE ZWEI BRÜDER.

„O, willst du gehen zur Schule, Bruder, oder willst du gehen zum Ball?
oder willst du gehen in den Wald von Warslin, sehen, wer von uns kommt zum Fall?“ —

„Ich will nicht gehen zur Schule, Bruder, ich will nicht gehen zum Ball,
aber ich will gehen in den Wald von Warslin, und du wirst kommen zum Fall.“

Sie giengen auf, sie giengen ab, den lieben langen Sommers Tag.
(heraus zog Wilhelm da sein Schwert, gab seinem Bruder einen Schlag.)

„O, heb mich auf, auf deinen Rück, trag mich in das schöne Thal,
meine blutigen Wunden schau über und über, seh, wann das Bluten lässt nach.

Und zieh mein Leibhemd mir auch ab und reiss es von Naht zu Naht
und stopf' es in meine blutigen Wunden, seh, wann das Bluten lässt nach.“ —

Er hob seinen Bruder auf seinen Rück, trug ihn ins schöne Thal,
wusch die blutigen Wunden über und über, aber das Bluten liess nicht nach.

Und zog sein Leibhemd ihm auch ab und riss es von Naht zu Naht
und stopft' es in seine blutigen Wunden, aber das Bluten liess nicht nach.

„O, heb mich auf, auf deinen Rück, trag mich nach Kirkland fein,
mach mir mein Grab beides breit und lang und leg meinen Leib darein.

Leg meine Pfeile zu meinem Haupt, den Spannbogen zu meinen Füssen hin,
mein Schwert und Schild zu meiner Seite, wie ich gewohnt zu schlafen bin.

Wenn du gehst heim zu meinem Vater, der wird fragen nach Hans, seinem Sohn,
sag ihm, du lerntest in der Schul allein, liessest ihn in Kirkland schön.

Wenn du gehst heim zu meiner Schwester, die wird fragen nach ihrem Bruder Hans,
sag, du liessest ihn in Kirkland schön, oben grünt das grüne Gras.

Wenn du gehst heim zu meiner Treulieb, die wird fragen nach Hans, ihrem Herrn,
sag, du brachtest ihn nach Kirkland, aber heim, fürcht'st du, käm er nicht mehr." —

Er ist gangen heim zu seinem Vater, der fragt nach Hans, seinem Sohn; —
„ich lernte in der Schul allein, liess ihn in Kirkland schön."

Und als er gieng heim zu seiner Schwester, die fragt nach ihrem Bruder Hans: —
„Ich liess ihn in Kirkland schön, oben grünt das grüne Gras."

Und als er gieng heim zu seiner Treulieb, die fragt nach Hans, ihrem Herrn: —
„Ich liess ihn in Kirkland schön, und heim, fürcht' ich, kommt er nicht mehr."

„Aber was für Blut ist das an deinem Schwert, Süss Wilhelm, verzähl mir bald."
„Es ist das Blut von meinen Jagdhunden, die wollten nicht rennen im Wald." —

„Es ist nicht das Blut von deinen Hunden, Wilhelm: deren Blut war nimmer so roth,
aber es ist das Blut von meinem Liebsten, ja, du hast ihn geschlagen zu todt."

Die schöne Maid weint, die schöne Maid klagt, die schöne Maid klagt und jammert laut:
„Ich brauch nicht zu schauen nach meinem Liebsten, wann jed Fräulein nach ihrem schaut.

O, was für einen Tod willst du sterben, Wilhelm? Nun, Wilhelm, sag mir's fein?" —
„Ich setz mich in ein bodenlos Schiff und segel' in die See hinein." —

„Wann willst du kommen wieder heim, Wilhelm? Nun, Wilhelm, sag mir's fein?" —
„Wann Sonn und Mond tanzen auf dem Grün, und das wird nimmermehr sein."

Wood a' Warslin erklärt der Herausgeber durch *a-wrestling*, Ringerwald. — Das Haus von Inchmurry, vormals Kirkland genannt, war vor Alters gebaut von dem Abt von Holyrood-House zu seiner Bequemlichkeit, wann er in die Gegend kam, und war vormals die Pfarrerwohnung. *Stat. Ac. of Scotland Vol. XIII, p. 506.* *Hollin sark* ist wörtlich ein Hemd von holländischer Leinwand.

O, WÄR MEINE LIEB JENES RÖSLEIN ROTH!

O, wär meine Lieb jenes Röslein roth, das auf dem Burgwall da oben steht,
und ich selber wär ein Tropfen Thau, aufs rothe Röslein ich fallen thät.
O, meine Lieb ist gut, gut, gut; meine Lieb ist gut, ihr Anblick wonnesam,
wenn ich schau in ihr wohlgestaltet Gesicht, lächelt's und blickt wieder mich an.

O, wär meine Lieb ein Weizenkorn, das dort wächst auf dem Acker klein,
und ich selber ein gut winzig Vögelein, mit dem Weizenkorn flög' ich heim.
O, meine Lieb ist gut, gut, gut; meine Lieb ist gut, ihr Anblick wonnesam,
wenn ich schau in ihr wohlgestaltet Gesicht, lächelt's und blickt wieder mich an.

O, wär meine Lieb eine Kiste von Gold und ich der Schlüsselhüter dazu,
ich wollt' öffnen die Kiste, wann ich hätt' Lust, und mich legen hinein zur Ruh.
O, meine Lieb ist gut, gut, gut; meine Lieb ist gut, ihr Anblick wonnesam,
wenn ich schau in ihr wohlgestaltet Gesicht, lächelt's und blickt wieder mich an.

Mit der letzten Strophe vergleiche man eine aus Walthers von der Vogelweide Gedichten Mancas. I, 108. [93, 30—39 L.]

Min frowe ist zwir (zweifach) beslossen,
der ich liebe trage,
dort verclauset, hie verhecret da ich bin,
des einen hat verdrossen
mich nu manige tage,
so gît mir das ander semeliches sin.
solt ich pflegen der zweier slüzzel huote,
dort ir liben, hie ir tugent:
diese wirtschaft neme mich nu sendem muote,
und neme immer von ir schöne nuwe tugent.

Die voranstehenden drei Lieder sind aus zwei neuen Sammlungen genommen, das erste und letzte aus Scotts *Minstrelsy of the scottish border (consisting of historical and romantic*

ballads, collected in the southern counties of Scotland, with a few of modern date, founded upon local tradition. 3 voll. 4. Auflage. Edinburgh 1810.) Das zweite aus Jamiesons *popular ballads and songs (from tradition, manuscripts and scarce editions; with translations of similar pieces from the ancient danish language and a few originals by the editor.* Edinburgh 1809. *2 voll.* in 8.) Von der ersten Sammlung habe ich ein Exemplar einer früheren Auflage schon gesehen, woraus einige Stücke in Zeitschriften übersetzt sind, eins der schönsten in Arnims Tröst-Einsamkeit*); die andere ist wahrscheinlich noch ganz unbekannt, nur aus dem *monthly repertory* konnte ich eine kurze Nachricht in der Vorrede zu den altdänischen Liedern benutzen.

Percy hat voraus, dass er früher sammelte, allein hier sind theils eine Menge der schönsten neuen Lieder mitgetheilt, theils aber auch andere, die bei Percy schon stehen, treuer und reiner, denn darin haben überhaupt beide Sammler einen bedeutenden Vorzug. Eigene Stücke und Nachahmungen des Alten sind abgesondert, und was zum Verständnis die Lücken ausfüllt, ist in Klammern gefasst. Merkwürdig ist auch dort für die Bearbeitung der alten einheimischen Literatur eine neue Epoche eingetreten. Nicht bloss diese Werke sind Beweis davon, wozu kommt, dass Scott gegenwärtig einer der beliebtesten Dichter ist, sondern auch andere Sammlungen von Gedichten des Mittelalters, in welchen doch nicht immer das poetische Interesse das grössere ist, wie die von Ritson und die neueste von Weber, zeugen davon.

Jamieson hat einige der schönsten Lieder aus den Kämpe-Viser, wie Herr Oluf, Elfenhöh, Rosmer Wassermann, Marstigs Tochter, Schön Anna, seiner Sammlung in Übersetzungen einverleibt, wovon das erstere als Probe hernach folgt**). Bei der schon früher bemerkten grossen Übereinstimmung der altdänischen und altschottischen Lieder fühlt man auch wieder einen bestimmten Unterschied, die dänischen haben im Ganzen einen festern Umriss, sind strenger zusammengehalten, die alt-

*) [St. 19. Den 4. Juni 1806. S. 146—148. Die grausame Schwester. Alt von der Schottischen Grenze. Übersetzt von Henriette Schubart.]

**) [Es ist hier ausgelassen worden.]

schottischen haben dafür etwas Zartes und eine eigenthümliche Mischung von Trauer und Wehmuth, die nicht sowohl im Einzelnen sich zeigt, sondern wie ein von halbdurchsichtigen, wunderbar beleuchteten Wolken dämmernder, gemilderter Himmel auf dem Ganzen liegt. Dadurch hängen sie offenbar mit dem Ossian zusammen, in welchem ganz klar einzelne Episoden solche für sich bestehende Lieder waren.

Sobald andere Arbeiten und der Buchhandel es möglich machen, soll eine Auswahl der Originale mit Glossar und Erläuterung erscheinen, hoffentlich auch eine Übersetzung nach den Grundsätzen, die bei der Übersetzung der Kämpe-Viser befolgt sind.

KUNSTPOESIE.

SIGURD DER SCHLANGENTÖDTER. EIN HELDENSPIEL IN SECHS ABENTHEUERN VON FRIEDRICH BARON DE LA MOTTE FOUQUÉ.

Berlin bey Hitzig 1808. in 4. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang II (1809) Band II. Heft 11, S. 121—129.*)

[Mit Achim von Arnim.]

Indes die Erforschung der altdeutschen Poesie eine eigene Wissenschaft zu begründen strebt und diesem Fleiss die Entdeckung und Erhaltung manches wichtigen Überrestes zu danken ist, erkennt man auf der andern Seite die Ansprüche, welche das Leben auf solche als Poesie macht und in seinen Kreis als zugehöriges Glied gestellt haben will. Nach verschiedenen Richtungen sind die Versuche gegangen; die Sammlungen der Volkslieder, die Einführung mancher alten Historie, der Volksbücher in der höhern Bildung scheinen mehr oder weniger Theilnahme erregt und somit den rechten Punkt berührt zu haben, mit den ältern Denkmälern wollte es nicht gelingen. Mannigfache Versuche mit dem Nibelungenlied theilen sich in zwei Klassen, der einen galt das Moderne so viel, als das Zernichtende der flachen Sprachgewandtheit, und diese wollte die

*) Schon im vorigen 33. H. (Abth. V, H. 10.) 1809 S. 52—55 hat ein Mitarbeiter unseres Instituts [Jean Paul] als Anhang zu der Beurtheilung von des Verf. Alwin seine Stimme über den Sigurd vernehmen lassen, und wir haben geglaubt, dem Publikum die Worte dieses Schriftstellers, der unter die grössten Zierden unserer Literatur gehört, nicht vorenthalten zu dürfen. Die gegenwärtige ausführlichere Recension, welche im vorigen Hefte keinen Raum mehr finden konnte, wird darum nicht unnütz scheinen, sondern beide werden neben einander gelesen werden können. Die letztere rührt von zwei Verfassern her, welche ihre Ideen ineinander gearbeitet haben.

Die Redaction d. 5. Abth. d. Heidelb. Jahrbücher.

Wielandische Stanze, den jambischen Rhythmus und dergleichen, die andere, welche die Hagen'sche Ausgabe repräsentirt, ist in sich würdiger, weil sie aus Achtung und Liebe floss vor dem Ehrwürdigen; allein sie wollte nicht sowohl das Lied modern, als uns alt machen oder die Mühe theilen (aber auch den Lohn) für das Gedicht und den Leser, dass beide sich entgegen kämen und in dem neutralen 16. Jahrhundert unterhandelten, wer nun den andern mitziehe. Zurück geht aber überhaupt der Mensch niemals, auch nicht in die bessere und poetischere Zeit des kindlichen Alters. So bleibt ein dritter Weg, den eignen Geist in der Betrachtung der Schönheit altdeutscher Poesie zu stärken und zu kräftigen und die Zweige des ausgehöhlten Baumes herabzubeugen in die heimische Erde, damit ein neuer Stamm erwachse frisch und treibend; einzuschliessen in das beschauende Gemüth und zu begreifen das Leben der Alten und neu zu gebären im Geiste, denn immer neu geboren und ewig jugendlich ist die Poesie wie das Leben der Natur. So muss wahr werden, wie man sagt, dass das echte Neue nur aus dem Alten keime. Aber wenigen ist es gelungen. Unsere gesammte moderne Poesie darf auch so ein Dichtergarten genannt werden, als sie gleich einem botanischen die Pflanzen aus allen Weltgegenden versammelt, unter denen mancher Strauch blüht, lustig anzusehn (auch die schlangenförmigen saftlosen der heissen Zonen stehen darin), die aber nirgend zu einer Laube zusammengebogen sind, in welcher man bei einem Trunk rheinischen Weins des Lebens sich erfreuen könnte; das Gitterwerk der Ästhetik, das daran gestellt wird, achtet keiner, und jeder wächst mit Recht auf seine eigne Hand fort, nur nicht zum andern, so dass die Hitze dazwischen nur ärger sticht. Viele stimmten Laute an aus alter Zeit, aber ohne Stimme, und wer hat gesangen aus reiner kindlicher Brust wie jene, einfältige herzliche Lieder? Wenige, die wir nicht nennen, weil sie in dem Andenken und der Liebe jedes Bessern sind.

Auch hier soll das alte Lied in einem selbstständigen Gedicht uns übergeben werden. Eine andere Gesinnung tritt hinzu und beschaut die Stätte, an welcher ein Leben so herrlich gekämpft hat, das äusserlich gering war gegen das Ungeheure,

das wir sehen, und innerlich so gross, dass eine einzige jener Thaten die Eroberung von Königreichen aufwiegt. Wir sind erleuchtet worden wie der alte Eichenwald durch Aushauen, und der Strahl der Gottheit dringt nicht mehr von oben in eine kühle, begeisterte, demüthige Nacht. So ist das Verhältnis verschieden. In alter Zeit gieng die Sage umher von Siegfried dem Schlangentödter, dem Erwerber des reichen Horts, mannigfach erklingend, aber immer neu und beweglich, denn die Poesie ist unermüdlich und ohne Überdruss in sich, wie die Liebe, so dass eine lange Betrachtung nur stärkt. Männer erzählten sie gern dem Fremdling, vor Fürsten, auf kaiserlichen Hochzeiten wurden sie gesungen; Könige gewarnt vor Verräthern durch die Erzählung von Chriemhildens entsetzlicher Grausamkeit. So tönte ein Lied unter allen Völkern deutscher Herkunft von dem Morgen bis in den Norden und stand wie ein verheissend Gestirn am Himmel, das jeder in Muth und Glauben ansah. Aber diese Zeiten versanken, wie der geheimnisreiche Hort versenkt wurde in den Rhein an unbekannter Stätte, weil kein Heldenstamm mehr lebte, der ihn besitzen durfte; und das Andenken verschwand an den Reichthum vergangener Jahrhunderte. Jetzt gehen die Fluthen des alten Stroms, der Zeuge dieser Thaten war, darüber, und was sein Rauschen sagt, wird von deutschen Ohren nicht mehr vernommen. Wir sind mit mannigfacher Erkenntnis gerüstet auch der altdeutschen Trefflichkeit, aber nicht in die Kraft derselben; in welchem Widerscheine wird das alte Lied stehen, wenn die neue Zeit ihr Licht darauf wirft? Wir schätzen an dem Verfasser, wenn er in jener Erkenntnis mit Scheu vor der gewaltigen Dichtung der alten Sage treu gefolgt ist. Er hat die dem Norden eigenthümliche zu Grund gelegt (die Wolsunga Saga) und vergilt es damit dem nordischen Bischof Biörn, der im 13. Jahrhundert das deutsche Gedicht nach Scandinavien brachte (Niflunga Saga in der Wilkina Saga). Eben darum, weil der Verfasser einen poetischen Sinn hat, ist er nicht leichtsinnig verfahren, sondern wir vermögen auch hier noch zu erkennen den kecken, frommen, kindlich treuen Muth in Sigurd, das Zerstörende einer tiefen, gewaltsamen, halb überirdischen Natur an Brynhildis, Gudrunens

jungfräuliche Liebe und Günthers zagendes Gemüth. Auf eigne Erfindung leistet er insofern Verzicht, wie die meisten tragischen Dichter, und was wir mit zu dem Tragischen rechnen, die Unterredung zwischen Sigurd und Brynhildis, wo sie beide ihr vernichtetes Dasein fühlen, war gegeben. Wie eines poetischen Sinns, muss man auch dem Verfasser das Lob einer guten Einsicht geben, die über dem Ganzen waltet und es verständig ordnet und zusammenhält. Wir möchten, wie gesagt, die Treue des Verfassers schätzen, wenn wir nicht Folgendes zu bemerken hätten. Ein jedes Gedicht drückt sich ab in seine Zeit und beide gehören beisammen. So steht die alte Sage in der unsrigen ganz anders; wie sie dort der Mittelpunkt war, um den die Poesie sich bewegte, so steht sie hier einsam und ist nicht an unser Leben, an unsere Sitten und Natur geknüpft; wir begreifen sie nur durch ihre innere Wahrheit. In solcher aber das Gedicht wieder aufzustellen, hilft nicht, dass wir ihre Äusserlichkeiten verfolgen, die ihr die Zeit damals gegeben, wie eine Erzählung nicht alt wird durch die alte Sprache, sondern die Betrachtung ihres Wesens und Geistes. Diese Anschauung ist das Geheimnis der Poesie. Wir sagen daher nicht mit diesem, dass es nothwendig sei, das Gedicht zu verändern, noch wissen wir hier wie, da das allein der Dichter weiss, wir wollen damit sagen, dass der Verfasser seinen Stoff anders behandeln musste; denn wir fühlen durchaus, dass er noch gebunden und die Poesie nicht, wie sie sollte, frei geworden. Es fliesst nicht aus der Fülle eines begeisterten Gemüths, und wenn es nicht fehlt an hellen poetischen Punkten, so sieht man auch, wie der Verstand und eingesammelte Kenntnis, gewandt übrigens, dabei sind und hülfreiche Hand leisten. Diesem schreiben wir es auch zu, dass die Figuren nicht immer fest auf den Füssen stehen und sich von einander ablösen, sondern in einer gewissen Eintönigkeit verbunden sind. Des Verfassers Willen hat hieran keine Schuld, denn er hat die Charaktere mehr unterscheiden und trennen wollen, als das Original, aber wir haben eben an dem, was die Erweiterung herbeigeführt, z. B. an dem schwachen Heldenvater Giucke wenig Gefallen gehabt. Wie vom Stoff, liess sich der Verfasser

auch von der Deutschheit binden. Es ist eine schöne Gesinnung, welche die Zueignung äussert, allein das Deutsche soll da nichts Besonders sein, ein besonderer Ton, den man zuweilen anstimmt, etwa wie man von einer besonderen Art Finken in dem Thüringerwald nach der Kunstsprache sagt, dass sie deutschen Pfiff haben. Ist die Poesie die Ausgiessung des heiligen Geistes, so ist auch über jeden Dichter gekommen, in welcher Zunge er reden soll. So meinen wir nicht, dass der Verfasser es gut gemacht, wenn er bloss die nordischen Silbenmasse der Skalden für deutsch und schicklich gehalten zu den Liedern, die, wie wir gestehn, uns dem grössten Theil nach (das Lied, das die Schwalben Sigurd vorsingen, wie er Faffners Herz gegessen, ist aus der jüngern Edda) leer und schlecht vorgekommen sind, gar nicht in dem mächtigen nordischen Geist. Gegen den unbedeutenden Gesang der drei Nornen halte man einmal das alte Lied der Schlachtgöttinnen (bei Herder übersetzt [IV, 9]), das voll innerlichen Grausens ist, als zische das Schwert des Schicksals durch die Lüfte. Wozu haben wir uns die schwere Mühe gegeben mit den griechischen, italienischen, spanischen Formen, wenn wir sie nicht brauchen dürfen auf den Fall, wo wir einmal deutsch zu dichten gedenken, welches wir immer sollten, so es Ernst ist mit der Poesie. Die Ansicht ist im Grund nicht schlechter, als der Campische Purismus in der Sprache, man nehme, wie in diese, nur herein, was eben geht, alles Unpassende stösst sich von selbst wieder aus, wie sich geschichtlich in einer Menge von Beispielen zeigen lässt. Wir sind einmal modern, und unser Gutes ist es auch, warum soll, was unsere Zeit errungen, sich nicht äussern dürfen und ist es möglich sie zu verleugnen? Und betrachten wir unser Gedicht mit dieser Rücksicht, so finden wir Eigenthümlichkeiten, welche die Frage verneinen. Erstlich die veränderte Form. Es ist sehr charakteristisch, statt der alten der Erzählung die modernere dramatische zu finden durchaus als Bedürfnis, da sie nicht zugleich für das Theater eingerichtet ist (wiewohl theatralisch, wie der Vorhang, der vor Brynhildens Todtengerüst aufgezogen wird). Sie ist der Einfachheit der Erzählung gerade entgegengesetzt, und unsere Zeit kann sich in den schwersten Gesetzen bewegen, nur nicht un-

schuldig und gerad erzählen. Die dramatische Form zog die moderne Reflexion, den Witz der Antithesen nach sich. Sodann: wir glauben, dass jedes echte Gedicht allegorisch sei im höhern Sinn, d. h. die Idee des Lebens, den ewigen Weltgeist ausdrücke, die alte Zeit mit unschuldiger Bewusstlosigkeit, die neue öfter mit Bewusstsein es aussprechend. Das erste Epos jeder Nation hat einen tragischen Charakter (die Ilias war früher, als die Odyssee), wie der Untergang von Troja, der Burgunden, Rolands, und niemand wird in dem Nibelungenlied dieses Tragische, *das Walten des Schicksals verkennen.* Nun ist es merkwürdig, wie dies deutlicher in dem modernen musste gemacht werden durch die Einführung der drei Schicksalsgöttinnen, der Nornen. Wir haben an sich nichts dagegen, und sie könnten ihr Auftreten wohl entschuldigen, wenn sie es nur thäten, aber so stehn sie wenig eingreifend in das Ganze da.

Diese Bemerkungen, aus der Vergleichung mit der alten Sage entstanden, sollen nicht ins Einzelne gehen und schliessen mit dem zusammengefassten Urtheil: die wenigen, welche die alte Sage kennen, werden erwarten, dass ein anderer das alte Epos glänzender, freier und lebendiger einführen werde, denn daran ist kein Zweifel, dass jetzt ein Vergessen und Hintansetzung seiner Herrlichkeit unmöglich ist, aber*) die grössere Zahl, d. h. alle jene, die theils wegen der Seltenheit nordischer Sagensammlungen (die mit Unrecht bisher von den deutschen Übersetzern vergessen worden sind), theils wegen Schwierigkeit der Originalsprache und Unbrauchbarkeit der entstellenden lateinischen beigefügten Übersetzungen von dem Studiren der Urquellen abgehalten werden, ohne ihr Interesse jener Zeit zu versagen, und alle jene, die den ersten Eindruck dieser furchtbaren alten Zeit aus diesem Werke empfangen, werden dankbarer gegen den Verfasser sein, der ihnen diese wunderbare Welt aufgeschlossen, von den [der] einzeln[e] Ansichten mit besonderer Eigenthümlichkeit in der Erinnerung haften, wie die runischen

*) [Vermuthlich beginnt hier der „Überschuß" Arnims: es ist nichts in einander gearbeitet. Vgl. den Brief Wilhelms an Jacob Grimm vom 18. Sept. 1809 und den Arnims an W. Grimm vom 2. Aug. 1809.]

Buchstaben, unvergänglich; wenn gleich in ihrer Bedeutung nur geahndet. So bleibt der kecke, freche Trotz Sigurds gegen den schlechten absichtsvollen Reigen, dieses unbewusste Vorgefühl, dass er nicht aus Liebe zu ihm, sondern zu seinem Zwecke die Klingen schmiede, bei seiner Gütigkeit zur Mutter im Vorspiele sehr fest und bestimmt in der Seele, und manches, was späterhin in seinen Reden nicht ganz zu seinem Wesen passen möchte, wird davon erstickt. Auch das erste Lied in der Schmiede bewegt sich freier und reicher, als manche der folgenden, die besonders beim Vorlesen besser zu überschlagen sind. Sehr nachdenklich machte uns das Hauptmotiv des Werks, wie Chriemhildis durch ein künstliches Vergessenmachen der Vergangenheit das Glück der Ihren neu begründen möchte und sie alle dadurch vernichtet; denn wie häufig ist nicht der Frevelmuth, der zu ganzen Nationen ausruft: was Ihr in früherer Verfassung an Glück besessen und erstrebt, ist alles nichts, vergesst Eure alte Liebe und Treue und Ihr könnt ein neues Leben anfangen, bauet Euer Schicksal in einem neuen Volke, und die einheimische Noth drückt Euch nicht mehr. Aber die ohnmächtige Täuschung verschwindet, nachdem ihm die alte Liebe Brynhildis wieder erschienen, und es möchten in vielen Zeiten gar manche mit Sigurd ausrufen: Wehe mir, ich wache; verpfändet ist meine Lieb, mein Wort ist gebrochen, nun hält mich Treue hier, reisst dort mich hin. Jetzt spür' ich es, mit argem Zaubertrank ward ich bethört, 'gewann für andre die, so all mein Leben war! Wir fühlen es besonders, wie nothwendig Trug aus Trug stammen müsse, als Sigurd aus Freundschaft gegen seine unnatürlichen Bundesgenossen sogar seine redliche Gestalt umtauschen muss, sein eignes Weib einem andern zu gewinnen. Wir fühlen es so nothwendig, wie sich das Böse immer zerstört, dass der getäuschte Überläufer mit dem täuschenden Freunde untergehen muss, und nichts ist mehr zu schrecklich, um diesen unnatürlichen Bund auszulöschen, da wird der Getäuschte im Schoosse der Gattin von seinem Bundesgenossen umgebracht, doch das Racheschwert ereilt noch diesen aus sterbender Hand, und Brynhildis verbrennt sich dem zu Ehren, dessen Tod sie rächend abgenöthigt. Alles wird uns so wahr,

so natürlich, dass wir die Nornen nicht begreifen, die da als einzige Vorstellung von alter Mythologie, wie die Vorhänge an manchen Theatern, mit Apollo und allen Musen geziert, beim Anfange und Schlusse der Aufzüge sich immer wieder zeigen, auf die aber im Stücke weiter keine Rücksicht genommen worden; viel lieber wäre uns die Ausführung mancher Verhältnisse gewesen, die das Dramatisiren nicht erlaubte, die aber eine zwischendurchgehende Erzählung ausgefüllt hätte. Wie wenig Hoffnung hat der Verfasser, dass sein Stück, welches so viele Schwierigkeiten in der Ausführung hat, je auf der Bühne erscheinen wird, da viel geringere Schwierigkeiten schon die meisten Directoren abschrecken, wozu also diese strenge Form in der versprochenen Fortsetzung? Zum Schlusse müssen wir noch den geachteten Verfasser bitten, bei dieser Fortsetzung nicht zu viel Rücksicht zu nehmen auf die Urtheile der Recensenten, denn wie wir ihm hier einen guten Rath nach unserer Überzeugung geben, so haben schon andere Recensenten in Literatur- und andern Zeitungen so wunderlich gerathen, und dem Scheine nach mit gleicher Überzeugung, der Verfasser möchte sich der einen oder der andern Redensart enthalten, weil darin etwas spanischen oder griechischen Ursprungs zu wittern sei, da doch der lebenden Poesie alle Sprache gehört, weil sie ihr immer noch nicht genügen kann selbst im höchsten Reichthume, dass wir uns selbst vor unsern eigenen Rathschlägen als unbesonnen zu fürchten anfangen, denn wer möchte sich allein von dem Fehler aller frei glauben: das Schicksal, das nach der gewöhnlichen Definition alle Helden der Tragödie bezwingen soll, kann sicher auch an den Recensenten der Tragödien seine Gewalt bewähren.

[anonym.]

CHRISTI WIEDERERSCHEINEN IN DER NATUR.

NACH DEM DÄNISCHEN DES A. ÖHLENSCHLÄGER ÜBERSETZT VON WILHELM CARL GRIMM.

Vaterländisches Museum. Hamburg, bei Fr. Perthes. 1810. 8.
Bd I, S. 211—213.

1. CHRISTI GEBURT.

Jeden Frühling, wann weichen die Nebel dem Blau,
Steigt das Christkind hernieder aus himmlischer Au,
Singen die Engelein in Lüften, im Meer, in dem Feld:
Das ist der Erlöser! das ist er selbst!
Und all die Natur in Wonn' und Freud
Zieht an der Hoffnung hellgrünendes Kleid.

Vor jungen unschuldigen Hirten mit Macht,
Als sie schauen gen Himmel in klarer Nacht,
Schreiten über die Wiesen Gottes Engelein
Und schweben und beben im Mondenschein,
Singen: heut' ist geboren ein Erlöser gross,
Aus dem Frühling, der holden Maria Schooss.

Sein einziger Trank ist der reinste Thau,
Zum Himmel schauet sein frommes Aug,
Zum Himmel streckt er die kindliche Hand,
An die Erde gebunden mit Rosenband,
Sein Lallen, wie Wehen in blühender Au,
Seine Augen funkelndes Himmelsblau.

Ach Hirten, gehet nach Bethlehem hin
Und rühret den kalten, verhärteten Sinn,
Bittet sie, hinaus auf das Feld zu gehn
Und das Kindlein auf dünnem Stroh zu sehn,
Wie sein unschuldig Lächeln, seine Stimm mit Lust
Zum Himmel hebet die irdische Brust.

Schweben wieder zur Heimath die Engelein,
Die Hirten aber wandern in Bethlehem ein,
Verkünd'gen, was Seliges sie erkannt.
Da wird ihnen mit Spott der Rück zugewandt;
So wandern sie wieder zum Felde fort,
Knien vor dem Kindlein und trauen auf Gott.

Und die Sterne blinken am Himmelsrand
Und winken den Kön'gen im Morgenland,
Ihre Strahlen kommen und neigen sich
Und sinken zur Erde demüthiglich,
Preisen den Erlöser mit frommer Lust,
Der lächelt an Marias schöner Brust.

Und sie richten vom schwarzen Boden sich drauf
Wie Blumen von Purpur und Gold wieder auf:
Unschuldige Kinder, so fromm, so beglückt!
Halb erhoben, halb nieder zur Erde gebückt,
Sie reichen die Urnen, so süss vergüldt,
Mit Weihrauch und duftenden Myrrhen gefüllt.

2. MARIA.

Mild und warm,
Mit dem süssen Kind im Arm,
Jung, unschuldig, hold und schön,
Lächelt sie zu ihrem lieben Sohn,
Legt ihn an ihre volle Brust,
Vogelsang*) ist ihre Lust,
Weiss, wie Lilien, ihre Hand,
Himmelblau ihr Gewand,
Augen dunkelblau, wie die See,
Zitternde Thränen darinnen stehn,
Haar, wie der Sonne Strahlenfluth,
Wangen Morgens Rosenblut,
Schau! in des Äthers Silbergewebe fein
Wiegt sie das zarte Kindelein.

*) [Vogelfang ist augenscheinlich Druckfehler; Rühs nennt es freilich in der Hallischen Litteraturzeitung 1812 Bd III, S. 851 einen der schülerhaftesten Schnitzer.]

3. JOSEPH.

Vom vorigen Jahr.
Wenn noch steht ein dürrer brauner Stamm,
Schattet er mit seinem trocknen Laub
Dann den zarten Blumenstaub:
Ein alter Stab, um den mit Fleiss
Lilien schlingen den Blumenkreis:
An der Hütte das trockne Moos,
Das schützt vor der Sonn' und vor Stürmen gross;
Alt, treu, mild und gut,
Aber ein Pflegevater nur.

PALNATOKE VON ADAM ÖHLENSCHLÄGER.

Pantheon Eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst Herausgegeben von Dr Johann Gustav Büsching und Dr Karl Ludwig Kannegiesser Leipzig bei C. Salfeld 1810 8. I. Band. S. 251–267.

Harald Blauzahn, König von Dänemark, durch Kaiser Otto zum Christenthum bekehrt und durch Popo, Bischof zu Schleswig, regiert, lebt in Unfrieden mit seinem Sohne, welcher dem Heidenthume treu geblieben ist und sich, begleitet von einer Schaar tapferer Kämpfer, ebenfalls Heiden, die Herrschaft zur See angemasst hat. Unter ihnen ist Palnatoke der Vornehmste und dem alten Könige daher am meisten verhasst. Schon öfter hat er ihn gefährliche Proben bestehen lassen, in der Meinung, er werde in denselben sein Leben verlieren; er hat endlich, da er sich gerühmt, der beste Schütze zu sein, geheissen, einen Apfel von seines Sohnes Haupte zu schiessen. Auch diese Probe hat der Held bestanden, jedoch vorher, wie Tell, einen Pfeil aus seinem Köcher mehr zu sich gesteckt und dem fragenden Tyrannen geantwortet: dass er für ihn bestimmt gewesen, falls er seinen Sohn erschossen hätte. Harald hat seinen Grimm unterdrückt. Palnatoke dagegen, von hohem Zorne erfüllt über des Königs Betragen und tiefem Unmuth, dass die alte Kraft seines Vaterlandes unter der Hand eines Tyrannen und eines gleisnerischen Priesters verloren gehe, stiftet mit wackeren Freunden einen Bund zu Gunsten des jungen Königs, beschliessend, sofern alles misslingen sollte, mit ihnen, den Überresten alter nordischer Kraft, nach Usedom zu wandern und dort ein neues Reich zu gründen. Harald, dem dieses hinterbracht wird, schliesst einen Scheinfrieden mit seinem Sohne, lässt ihn aber heimlich aufheben und in einen Thurm werfen, in der Absicht, dort ihn in einer tiefen Höhle unter Schlangen und anderem giftigen Gewürm umkommen zu lassen. In verrätherischer Absicht verfügte sich darauf Popo zu Palna-

toke. Dieser, seinen Feind kennend, bereitet ihm eine Demüthigung vor. Popo hatte Harald durch das scheinbare Mirakel, einen glühenden Erzhandschuh auf der blossen Hand zu tragen, im christlichen Glauben befestigt. Er kommt nunmehr, mit glatten Worten dem Palnatoke, sofern er das Christenthum ungekränkt lassen wolle, seine Hülfe anzubieten, um den jungen König auf den Thron zu setzen, und will das Heer dazu durch ein Mirakel überreden. Palnatoke forderte eine Probe und lässt einen glühenden Erzhandschuh bringen, verlangend, dass der Bischof ihn auf die Hand ziehe. Diesem, der sich auf diese Weise verhöhnt sieht, entfahren einige unvorsichtige Worte über den Anschlag Haralds: durch Drohungen wird er gezwungen, alles zu entdecken, und Palnatoke eilt nunmehr seinem Herrn zu Hülfe. Dieser ist mit einem Freunde, Thowald Vidförle, einem alten Wächter übergeben, der zu Nacht, sofern der Bischof ihm nicht anderen Befehl giebt, den Boden unter ihren Füssen wegziehn und sie in die Schlangengrube stürzen soll. Der Alte, der nach des Bischofs Reden nur den jungen König für schuldig hält, beschliesst dessen Begleiter zu retten: erkennt in diesem den Retter seines Lebens und seinen Wohlthäter und wird durch dessen festen Entschluss, ohne seinen Herrn keine Befreiung anzunehmen, sondern mit ihm zu sterben, vermocht, beide zu retten. Auf Palnatokes Rath, der dazu kömmt, begiebt sich der junge König nach Samsöe, und er selbst mit seinen Gefährten beschliesst, Harald am andern Morgen anzugreifen. Dieser erhält die Nachricht von seiner Flucht und Palnatokes Anschlag und beschliesst nunmehr, diesen als das Haupt seiner Gegner heimlich aus dem Wege zu räumen. Zu seinem Morde beredet er seinen Diener Skofte, einen Finnenknaben, der durch einen heimlichen Gang aus dem Palaste sich in die Wohnung Palnatokes schleichen soll. Der Mörder verräth sich selbst durch seine Furcht bei dem Anblick des von ihm schlafend angetroffenen Helden: und dieser beschliesst nun, den Harald, als des Thrones so wie des Lebens gänzlich unwürdig, zu tödten. Aber er hat seinen Köcher vergessen und will schon dieses für einen Wink des Schicksals, das ihm die That verbiete, halten, als er des Pfeiles gewahr wird, den er

früher zu sich steckte, als er nach seines Sohnes Haupte zielen musste. Er hält sich nunmehr zum Rächer für erkoren, geht durch denselben Gang, durch welchen der Mörder kam, in den Palast und erschiesst den König, welchem er den geforderten Zweikampf, als mit einem kraftlosen Greise nur ein leeres Spiegelgefecht, versagt. Morgens hat man Palnatokes Pfeil in des Königs Brust gefunden. Der junge König selbst, durch seines Vaters Tod mit ihm versöhnt, glüht von Rache gegen den Mörder und beschliesst, ihn bei dem Leichenmahle desselben fangen zu lassen. Palnatoke, welcher die Einladung dazu ausgeschlagen hat, weil er dessen Andenken nicht ehren könne, den er im Leben gehasst, wird durch einen gleisnerischen Brief des jungen Königs bewogen, hinzukommen. Dieser schwört beim Leichenmahle seinem Vater feierlich Rache und lässt alsdann den gefundenen Pfeil rund um die Tafel gehen, damit der Eigner sich zu demselben bekenne. Palnatoke erkennt den Pfeil an, so wie die That: er soll ergriffen werden, allein niemand wagt es an dem wackersten Helden Dänemarks sich zu vergreifen. Allein allen Muthes ungeachtet, womit er die That vertreten hat, wird doch sein Bewusstsein davon gequält, dass er dem Harald in der letzten Stunde den Zweikampf versagt hat; seit dieser Zeit steht dessen blutiger Schatten stets vor ihm, und ein Flecken, blutroth, besudelt sein sonst spiegelglattes Schild. Auch diese Schuld soll von ihm genommen werden. Bue hin Digre, ein derber, tüchtiger Kämpfer und sein Freund, hat von dem verrätherischen Anschlage des jungen Königs gehört und kömmt, Palnatoke zu retten. Er dringt wüthend auf den König ein, seiner Sinne nicht mehr mächtig bei einer Raserei, die ihn immer ergreift, sofern sein Inneres gewaltsam angereizt ist, und er ersticht in dieser den Palnatoke selbst, der ihn zurückhalten will und ihn Königsmörder nennt, mit dem Ausrufe: dass er selbst als Königsmörder zu sterben verdiene. Der sterbende Held wird mit dem Könige versöhnt und durch den Tod von seines Freundes Hand auch mit den Göttern.

Dieses ist der Inhalt einer Tragödie von Adam Öhlenschläger, die den Namen Palnatoke führt. Wenn wir früher

in dem Aladdin desselben Dichters eine reiche glühende Phantasie und sinnreiche Allegorie bewunderten: so spricht uns hier in der lebendigen Darstellung der alterthümlichen, vaterländischen Helden des Dichters ein neuer kräftiger Geist um so tiefer an, da der Eindruck des Ganzen durch kein unnöthiges Beiwerk gestört ist und unter andern die Liebe, ein, wie es scheint, so nothwendiges Ingrediens der modernen Tragödie, in dieser keinen Platz findet. Es ist der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes, nicht eine Beurtheilung, sondern nur eine einfache Anzeige des Werks zu liefern: daher ausser dem Gesagten von dem Einzelnen des Stückes nichts ferner geredet werden wird, sondern hier nur der Versuch einer metrischen Übersetzung einer der Hauptscenen angehängt worden; der, in welcher König Harald den Finnenknaben in der Nacht seines Todes zum Morde Palnatokes verführt. Möge der Dichter selbst diesen Versuch mit gütigem Auge ansehen und in einer vaterländischen Übersetzung des ganzen Stückes uns etwas Vollendeteres liefern, als das gegenwärtige, nur um auf das Ganze aufmerksam zu machen, anspruchslos Dargebotene*).

VIERTER ACT.

ERSTER AUFTRITT.

Harald.

Ha. diese Nacht ist schwanger mit Verbrechen!
Ich seh' im Dunkeln sie mit Dolch und Fackel!
Elender Neider! ich komm' euch zuvor.
Lass meine That mir glücken, Sanct Sebaldus,
Und eine Purpurdecke deinem Altar
Gelob' ich und zehn Kerzen; ja, ich baue
Dir eine Kirche, so du jetzt mir hilfst
Entrinnen dieser fürchterlichen Nacht.

*) Mit dem Verfasser dieses Aufsatzes verbindet sich mein und mehrerer meiner Freunde Wunsch und Bitte, dass es dem Herrn Professor Öhlenschläger gefallen möchte, uns recht bald auf deutschen Boden dieses Drama zu übertragen, dessen angegebener Inhalt, so wie das übersetzte Stück, das Verlangen nach dem Ganzen einem jeden erregen müssen.

Büsching.

Skofte (kommt).

Sieh, hier ist Skofte! Ist der Dänenkönig
Noch nicht zu Bett?

Harald.

Man schläft nur allzuviel
In diesem kurzen Leben. Auf dem Polster
Der harten Riesensteine, auf der Höhe,
Ist Zeit genug zu schlafen.

Skofte.

Nein, das Lager
Ist mir zu hart. Im heissen Aschenhaufen
Des Herdes schlaf' ich lieber.

Harald.

Auch nicht ich
Will in den kalten Staub geworfen sein.
Nicht, dass mich Sturm umtose, einem Sünder
Am Wege gleich: in Roskilds Kirche will
Ich ruhn, im Chore oben soll man mauern
Den königlichen Leichnam hoch erhaben
In einem Pfeiler und mit starken Farben
Mich für der fernen Nachwelt Aug dort malen.
So will ich nach dem Tode selbst noch leben.

Skofte.

Doch wenn der Kalk nun abfällt von der Wand?
Wenn im Gemäuer Kalk wird dein Gebein?

Harald.

So leb' ich fröhlich in der Skalden Dichten:
Und länger hat kein Held es noch getrieben.

Skofte.

Das ist nur Galgenfrist.

Harald.

Vertreib die Zeit mir.

Skofte.

Du willst die Zeit vertreiben, König Harald!
Und dich will wiederum die Zeit vertreiben,
Das geht ja auf!

Harald.

Erzähl' ein Abenteuer!

Skofte.

Soll ich erzählen dir von Heidreks Schwert,
Das sich im Männerblute letzen wollte,
Wenn man es zog?

Harald.

Nein, das hat Anschar
Verdorben, da er ihm geliehen hat
Moralische Bedeutung. Schlechte Weise!
Tirfing war sicherlich ein Zauberschwert!
So meinten es die alten Skalden auch.
Nun redet er von Mordlust und von Grimme!
Auf diese Weise macht er Tirfing todt.

Skofte.

So will ich eine Weise denn dir singen,
Die ich daheim gelernt. (Er singt.)
Mondlicht blinzet!
Todter grinzet!
Wird dir's da nicht bang?

Harald.

Welche Possen!
Pfui, schweig! — das ist nur leerer Wahn. Es kann ein Todter
Im Mondschein nimmer lachen.

Skofte.

O Herr König!
Da lacht man erst, wenn von der Kiefer fort
Das Fleisch ist: doch ist's ein gezwungnes Lachen!

Harald.

Komm, setze dich mir gegenüber, Skofte!
Und da ich weiss, dass du den Meth mir liebst,
So trink' aus diesem goldbeschlagnen Krug,
Derweil ich dir ein Abenteur erzähle?

Skofte.

Du willst erzählen? das ist kostbarlich!
(Er setzt sich hurtig an den kleinen Tisch, dem König gegenüber, schenkt ein und trinkt.)

Harald.

Es war einmal ein silberhaar'ger König,
Ihm standen list'ge Feinde nach dem Leben.
Sie drohten ihm, geführt von einem Neider.
Verlassen sass der Greis in seinem Alter.

Skofte (winkt).

Der arme Teufel!

Harald.

Es war schwarze Mitternacht.
Es sollte mit dem Tag der Streit beginnen.
Verstört und schlaflos sass er in der Nacht.
Gewiss des schnellen Sieges lärmten laut
In einem andern Hause die Rebellen:
Dort war des Königs schlimmster Neider auch!
Ach hätt' ich jetzt nur, dachte da der Alte,
'Nen Diener, unverzagt und kühnen Muthes,
So schickt' ich ihn in meines Feindes Haus:
In den Verräther stiess' er seinen Dolch.
Und mit dem Tage wär der Sieg gewonnen.

Skofte.

Und fand der Alte keinen solchen?

Harald.

Sohn!
Beherzte Treu ist nicht so leicht zu finden.

Skofte.

Wär' ich's gewesen nur, ich hätte lange
Mich nicht besonnen.

Harald.

Du bist rasch und schlau
Und unverzagt, doch bist du nicht gewohnt,
Das Schwert zu brauchen, Blut zu sehen.

Skofte.

Das Schwert nicht,
Allein das Messer brauch' ich desto besser.
Nicht Blut zu sehn gewohnt! Wo willst du hin?
Bei uns daheim bringen die Weiber stets
Das Schweisstuch und das Leichentuch zum Schmaus
Für ihre Brüder, ihre Männer mit;
Denn selten läuft es ohne Blut dort ab.

Harald.

Gestattet Kälte solche Heftigkeit?
Erlaubt der Schnee denn Mord?

Skofte.

Ho! ho! Herr König.
Der lockt uns erst dazu, denn nimmer röthen
Die Tropfen Bluts so schön, so purpurfrisch,
Als wenn sie träufeln in den weissen Schnee.

Harald.

Da hättest du denn wirklich Muth, mein Skofte,
Zu dieser That, wenn ich der Alte wäre?

Skofte.

Wie, Muth? Erlegt' ich doch mit eigner Hand
Drei starke Männer, meines Vaters Feinde.

Harald.

Du?

Skofte.

Ja, eben ich. (Er zieht sein Messer.) Siehst du am Messer hier
Die Flecken Rost? 's ist Blutrost: es ist Blut
Von meines Vaters Feinden.

Harald.

— und im Zweikampf?

Skofte (steckt das Messer zu sich).

Nein.
Es war im Einkampf.

Harald.

Standen sie da still
Und liessen zu dich stossen?

Skofte (schenkt ein).

Nein, sie lagen.

Harald.

Sie lagen?

Skofte (trinkt).

Und schliefen.

Harald.

Ja, so! — Du bist so munter!
Ha, ich missgönne dir die Munterkeit.
Sprich, hat ein Kobold niemals dich geplagt,
Den man Gewissen nennet?

Skofte.

Nein.
Ich weiss vom Wissen wenig, vom Gewissen
Noch weniger.

Harald.

Da bist du glücklich, Kind!

Skofte.

Ich thu, was man mich heisst, und lass die andern
Bedenken, ob die That ich wohlgethan,
Ob nicht.

Harald.

Da bist du glücklich, Kind!

Skofte.

Was ist es mit dem Sterben denn so Grosses?
Was mit dem Morden? Ist es hier vorbei,
So lebet man ja auf an andrer Stelle,
Wo es viel besser sein soll, wie man sagt.

Harald.

Du bist von eigner Art. Sag, hast du Brüder?

Skofte.

Bei Hakon Jarl in Norweg einen Bruder,
Heisst Karker: er ist dumm: ich gab ihm Prügel,
Darum hat uns der Jarl getrennt und mich
Her mit den Falken zum Tribut gesendet.

Harald.

Ich danke ihm für diese seltne Gabe.
Je grösa're Noth, je näher ist die Hülfe.
Ein Wesen eben hab' ich nöthig, Skofte,
Wie dich; denn selbst bin ich der Greis, mein Sohn,
Und Palnatoke dort ist der Rebell.

Skofte.

Der von des Sohnes Haupt den Apfel schoss?

Harald.

Derselbe.

Skofte.

's war ein tücht'ger Schuss.

Harald.

Ich fürchte
Noch einen schlimmern. Baut man schnell nicht vor,
Schiesst er die Krone wohl von meinem Haupte.

Skofte.

Schiess ihm den Kopf herunter, und dein Argwohn
Ist kürzer einen Kopf.

Harald.

Du redest wie
Der weise Miner. Skofte! willst du hin
Dich schleichen, mit dem Dolche ihn durchbohren?

Skofte.

Sofern sich's thun lässt, ja!

Harald.

Gar wohl
Lässt es sich thun: das Haus ist mir bekannt:
Als Königssohn hatt' ich es selbst zu Gorms Zeit.
Zwei Stockwerk hoch ist es gebaut: darunter
Die Waffenhalle, sie ist voll von Kämpen.
Doch oben ist ein kühler Platz und Kammer.
Dort schläft er sicher einsam manche Stunde.
Du kannst doch klettern, Skofte?

Skofte.

Wie ein Eichhorn.

Harald.

So steig' am Baume du zum Dach hinauf.
Der grösste Schornstein führt dich zum Kamin.
Dort kannst bequem du deine Zeit erwarten.

Skofte.

Das lässt sich hören.

Harald.

Wenn es dir geglückt,
So schenk' ich dir ein meergrün Seidenwamms,
'Ne Scharlachmütze, hoch und spitz, und Stiefeln
Mit Kleeblättern.

Skofte.

Und darf ich zeitig gehn
Zu Bett? und darf dein Küchenmeister mehr
Als sonst mir Butter zu dem Brote geben
Und mir es nicht so kärglich dünn mehr schmieren?

Harald.

Das sichr' ich dir, wenn Palnatoke fällt.
So soll dir niemals Fleisch zum Brote mangeln.

Skofte.

Ich eile! — doch nur eins noch, König Harald!
Du hast mir oft gelobt, dich mir zu zeigen
In deiner neuen reichen Krönungstracht:
Ich hab's noch nicht gesehn. Und soll ich fort,
So magst du damit erst noch mich vergnügen.

Harald.

Ein andermal.

Skofte.

Nein, diesmal! eben jetzt!
Es könnte Hind'rung kommen: niemals wieder
Bekäm' ich wohl es mehr so leicht zu sehn.

Harald.

In diesem selbst geb' ich dir nach.

Skofte.

Sie liegt
In deinem Schlafgemach im Kasten. Soll ich
Dir leuchten?

Harald.

Nein, bleib hier, ich weiss Bescheid.
Zur rechten Seite liegt die Königstracht,
Zur linken meine Leichenkleider. Bleib nur!
Ich weiss im Finstern, was ich will, zu finden.

Skofte (allein, zieht seinen Dolch).

Wenn er nur scharf genug ist, dieser Dolch.
Ei nun, ich will ihn schleifen, eh' ich gehe,
An uns'rer Bank, dem alten Opferherde,
Woran ich stets des Königs Messer wetze.
Dort steht der alte Odin mit dem Schwert
Schön auf des Steines Fläche ausgehau'n.
So nach und nach schon ist ihm weggeschliffen
Das halbe Schwert sammt seinem Daum von uns;
Denn für die leckre Tafel ist dem Esser
Von Nöthen doch vor allem Gabel, Messer:

Du muss nun's schleifen: und wenn es gewinnt,
Das Schwert dagegen mehr und mehr verschwindt.
Und treiben wir es lange rasch so fort,
Ist weggeschliffen bald der Kämpe dort.

(König Harald tritt herein in seinen Leichenkleidern.)

Da ist er schon. Hatt' ich das nicht gedacht!
Nun hat er fehlgegriffen und kommt nu
In Leichenkleidern. Hu! ein grauser Anblick!

Harald (mit stolzer Hoheit).

Hier bin ich in der eigentlichen Tracht;
Der Tracht, die meinen Stamm und Ursprung deutet,
Und die mit seltner Herrlichkeit bezeugt,
Aus welchem mächt'gen Schössling ich entsprossen.
Die andre wird von Demuth nur getragen:
Doch diese schmücket mich vor allen andern
Den hoheitsvollen Tag, wenn ich besteige
Den Thron.

Skofte.

Wohl, stolzer König! hast du Recht;
Denn sicherlich bist du der grösste Mann
In dem vierkant'gen, kleinen Föhrenreiche;
Die andern sind nur Würmer gegen dich.

Harald (betrachtet sich).

O Himmel, was ist das?

Skofte.

Dass du gewannst,
Im Finstern, was du wolltest, wohl zu finden.

Harald (erschrocken).

Ich nahm das Pack, das rechter Hand gelegen!
Gewiss, ich weiss es, lag sie rechter Hand,
Die Königstracht! Selbst legt' ich sie dort hin,
Den Schlüssel hab' ich selbst — ich weiss es sicher.

Skofte.

Das ist wohl nicht das erstemal, o Harald,
Dass du die recht' und linke Hand verwechselt?

Harald.

Geh! Surtur zaubert furchtbar diese Nacht!
Geh, tauch' den Dolch in meines Feindes Blut,

So sollst du mich in meiner Königstracht
Noch manche Jahre sehn. Doch eile hurtig:
Denn ich bin krank ums Herz.

Skofte.

Nun wohl, ich gehe.

Harald.

Hier hinterm Teppich siehst du eine Thür.
Sie führt durch einen unterirdschen Gang
Dich hin zum Hofe nach der andern Seite.
Damit dich die Trabanten nicht bemerken.
Auf diese Weise kommst du auch zurück.
Und jede Spur, die wohl die That verriethe,
Ist ausgelöscht. Doch hurtig! Skofte, hurtig!
Denn ich bin krank. Das weisse Leichenzeug
Stinkt häslich. — Doch ich weiss, es kommt
Vom Föhrenkasten, von beklemmter Luft.
Ich kann den Duft vom Hobelspan nicht leiden.
Mit Hobelspänen stopft man Todter Kissen.
Geh, eile.

Skofte.

Ich bin hurtig, wie ein Falk.

Harald.

Stürz hurtig, wie ein Falk, dich auf die Beute.

(Sie gehen ab.)

[anonym.]

DER GOLDFADEN, EINE SCHÖNE ALTE GESCHICHTE. WIEDER HERAUSGEGEBEN VON CLEMENS BRENTANO. MIT VIGNETTEN.

Heidelberg bey Mohr und Zimmer. 1809. 371 S. 8. (3 fl.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang III (1810) Band II, Heft 14. S. 285–290.

Der Herausgeber erwirbt durch die Erneuerung dieses alten Romans einen Dank, welchen sich früher schon Lessing damit verdienen wollte. Die Seltenheit des Buchs (wovon in dem Kochischen Compendium der altdeutschen Literatur, dazu an einer unrechten Stelle (II, 247), der spätere Nürnberger Druck aus dem siebenzehnten Jahrhundert angeführt wird) hat es wahrscheinlich der Bekanntmachung entzogen, bis sich auf der Göttinger Bibliothek ein Exemplar der Originalausgabe Strassburg 1557. 4. vorfand, wovon dieser Abdruck genommen worden. Der Verfasser desselben ist Georg Wickram von Colmar, welcher in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts lebte, und dessen übrige Werke sich vortheilhaft unter gleichzeitigen auszeichnen. Sein Stil gehört in die beste Zeit, er fängt an, sich in Perioden zu bilden, ohne dass er darum von der früheren naiven Art verloren hätte, und hat eine schöne poetische Ausführlichkeit, ohne breit zu sein; in den Selbstgesprächen und Klagen aber herrscht (wie S. 34 ff. und 219 ff.) eine eigene Anmuth. Die Geschichte begiebt sich in Spanien und Portugal, und man könnte daher auf eine Übersetzung schliessen, allein es ist uns keine Notiz von einem ähnlichen altspanischen Roman vorgekommen, und wenn auch die einfache Begebenheit aus einem solchen entlehnt wäre, so ist doch das Ganze durch und durch deutsch in Darstellung, Sitten und Gebräuchen, ja auch das frühere altdeutsche Gedicht, der Renner von Hugo von Trimberg, wird darin erwähnt, dass wir es für eine eigene Arbeit Wickrams halten dürfen. Der Charakter des Buchs ist

eine heitere Liebenswürdigkeit, die Erzählung geht ruhig fort und ist doch stets anziehend. Namentlich gilt dies von der ersten Hälfte des Buchs, und reizend gleich beginnt es mit dem Leben eines frommen Hirten, zu dem sich ein Löwe freundschaftlich gesellt, und mit der Erzählung von dem jugendlichen Königreich, das noch heute besteht. Der König entflieht, weil er sich nicht mehr mit Ehre behaupten kann, und wird Kochbube bei einem reichen Graf. Und wen wird hier der arme treue Knabe nicht rühren, der durch seine fröhlichen Gesänge sich den Dienst bei seiner Liebsten erwirbt und ihr geringes Geschenk, einen Goldfaden, in eine Wunde unter seinem Herzen legt, die er dann solchergestalt, ihn wohlverwahrend, zugeheilt und endlich nach mancherlei Schicksalen auf einen grünen Zweig kommt? Ein Paar hundert Jahre hat dieser Roman verborgen gelegen und doch ist er unversehrt und glänzend geblieben, wie der Goldfaden selbst, den Angliana aus der Wunde wiederum empfängt, während so vielen andern ihre eigene Zeit, wie ein Gewürm, das mitgeboren, alles Laub und alle Blüthen abgefressen hat und der verdorrte Stamm n[illegible]och in den literarischen Registern steht. Wo die Frischheit dieser Poesie begegnet, da erweckt es einen Muth, wie Leufried der Anblick seiner Angliana (S. 70); ihm war, als komme er aus einem finstern Gewölb urplötzlich in den klaren Schein der Sonne. Und wie es nicht selten ist, dass wir von einem geistreichen Gesicht mehrere Eindrücke, ganz verschieden und doch dieselben, empfangen, so kann auch dieses Gedicht auf mannigfache Weise ansprechen und einen jeden Sinn befriedigen. Die Unschuldigen werden sich einfach an der Geschichte und ihren Verschlingungen ergötzen, andere können sich schöne Lehren daraus ziehen, und die, welche bei einem freudigen Menschen nachsehen, ob auch das Herz ihm schlage, mögen sich die philosophische Idee und die Bedeutung des Ganzen heraus und hinein suchen, alle aber werden gern diesen goldenen Faden um den Rosengarten unserer Poesie aufziehen.

Orthographie und Kleinigkeiten im Stil sind zur Bequemlichkeit im Lesen abgeändert: die Kupferstiche in Holzschnittmanier dienen zu einer netten Verzierung.

Schliesslich wäre nun auch die Auffindung und Bekanntmachung eines andern alten Romans zu wünschen, des von Lotarius und Wilibald, dem unsaubern Knaben, den Koch (Bd II, S. 360) sehr problematisch behandelt, welcher aber von demselben Wickram, und zu welchem eben dieser Leufried als ein Gegenstück geschrieben worden ist, damit man umgekehrt sehe, wie der böse Muthwillen sich den Rittergarten des Lebens verscherzt und auf der kahlen Hirtenwiese, von Sonne und Armuth zerbrennt, sein Ende nimmt. Um aber Wickrams Eigenthümlichkeit als Dichter besser kennen zu lernen, wäre ein neuer Abdruck eines andern seiner Werke, des seltenen irrleitenden Pilgers, zu wünschen, das freilich keines so allgemein zusprechenden Inhaltes, wie der Goldfaden, aber wohl werth wäre, in einer abkürzenden Bearbeitung wieder zu erscheinen. Wir setzen als Probe desselben eine Stelle hierher, worin der allgemeinen Verständlichkeit wegen einiges unbedeutend geändert ist.

Der Garten war gross, lang und breit,
Worin er trat zur Morgenzeit,
Mit schönen Hecken unterfangen.
So selbst gewachsen und aufgegangen.
Zu äusserst um den Garten gieng
Eine schöne Mauer, die ihn umfieng.
Die war inwendig getüncht so rein
Und dann bemalt mit Farbenschein.
Im ersten Garten sah man stehn
In der Mitte einen Brunnen schön.
Der war gemacht von Marmelstein.
Weissglänzend wie ein Helfenbein.
Mit vier vergoldeten Röhren gross,
Daraus das Wasser reichlich schoss.
Oben darauf ein Weibesbild schön.
Künstlich mit einer Krone zu sehn.
Einen Kelch trug sie in rechter Hand
Und an dem linken Arme stand
Ein Crucifix, das thät sie halten.
Aus dieses Brunnens Kasten walten
Vier schöne Wasserbäche klar,
Durchwässerten den Garten gar,
Ob in dem Jahr kein Regen gekommen,

Es hätte ihm doch die Kraft nicht genommen.
In diesem Garten gar nichts stund
Denn hohe Bäume gewachsen rund.
Die waren der allerbesten Frücht.
Denn sich der Abt liess dauern nicht.
In fremde Lande zu schicken weit
Nach jedem Baum zu gelegener Zeit,
Damit er solche möcht bekommen.
Keine Frucht war hier nicht ausgenommen.
Von Äpfeln. Birnen mancherhand
Er hier in diesem Garten fand.
Unter den Bäumen stand das Gras,
Lustig im Thau. noch blinkend nass,
Mit vielen Blümlein untermenget.
Als wenn's mit Farben wäre besprenget.
Der edle süsse Vogelgesang
Auf allen Bäumen so laut erklang.
Dass einer an demselben Ort
Kaum hören mocht sein eigen Wort.
In [Je] einer dem andern zuwider erschallt.
Dass es durch alle Bäume erhallt.
Der Zaun. so da gieng rund umher,
Der war von lauter Kreuselbeer.
Die hiengen allenthalben voll Frucht.
Der Zaun ganz dick war in der Zucht
Von Laub und Dornen. dass kein Maus
Hätt mögen kommen ein noch aus.
Pomona stand gar herrlich gemalt.
Die Göttin gross von schöner Gestalt
Auf vorherbeschriebener Gartenwand.
Wie sie im Garten zu pflanzen verstand
Die schönen Früchte wundersam.
Davon ihr Name auch herkam.
Von Poma ist sie Pomona genannt.
Auch war zierlich gemalt an der Wand.
Wie Vertumnus. der Jüngling zart.
Der Pomona Buhler ward.
Hier sah man. wie er oft verwandelt
Als Fischer kam. mit Fischen handelt.
Dann kam er wie ein Gärtener.
Trug auf dem Hals einem Rückkorb schwer,
Jetzt kam er wie ein reisiger Mann.
Sprach allezeit die Pomona an.

Dass sie sich wollt' erbarmen sein.
Als Buhlen ihn bei sich nehmen ein.
Pomona es aber nimmer wollt,
Den armen Vertumnus sehr ausscholt;
Sie wollte ihm nimmer günstig sein,
Er sollte sie endlich lassen allein.
Zuletzt verkleidet er seinen Leib
Und kam gleich einem alten Weib
Und sich an einem Stecken lehnt,
Gerunzelt die Stirn und ungezähnt,
Als wär sie alt wohl hundert Jahr,
Die Augen roth und grau das Haar.
So klopft er an des Gartens Thür,
Pomona kam zu ihm herfür.
Da hat er sie mit Worten süss,
Dass sie ihn in den Garten liess.
Pomona liess ihn zu sich ein,
Empfieng da das alte Mütterlein.
Er gieng im Garten hin und her,
Beschaut ihn allenthalben so sehr,
Und als er alles hat beschaut,
Rühmet er sehr die schöne Jungfrau.
Das musste der Jungfrau wohl behagen!
Als nun das Weib thät zu ihr sagen:
„O Jungfrau, edel, schön und zart,
„Wie magst du der Früchte soviel Art
„Zusammenbringen in deine Gewalt
„Auch [Auf] so viel Bäumen von mancherlei Gestalt"!
Das alte Weib zuletzt auch hätt
Pomonen so freundlich dazu beredt,
Dass sie zu ihr auch nieder sass
Gutwillig in das grüne Gras
Und listig ihre Hand um sie schlug.
Dass nun heraus kam der ganze Trug:
Denn es verschwand das alte Weib,
Vertumnus zeiget ihr seinen Leib
Und gab sich zu erkennen sogar,
Warum er hergekommen war.
Also hielt er nun Pomona umfangen,
Mit dem alten Weib hat's angefangen,
Und alles in des Baumgartens Wand
Gar künstlich man eingemalet fand.

[anonym.]

DIE SCHÖNE LITTERATUR DEUTSCHLANDS WÄHREND DES ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

DARGESTELLT VON FRANZ HORN.

Berlin und Stettin bey Friedr. Nicolai, 1812. 224 S. in 8.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. 8. Jahrgang V (1812) Band II, N. 58. 64. S. 913—928. 1002—1008.

Wie man auch über diese Schrift zu urtheilen gesonnen sei, nach Beendigung derselben muss man von zweierlei einen angenehmen Eindruck behalten. Erstlich davon, dass der Verfasser überall darauf hinausgegangen, sein eigenes Urtheil zu haben, dabei mit dem Vorsatz, nicht einseitig oder streng es auszusprechen, sondern mild und innerhalb der Grenzen eines billigen Anstandes. Diese Redlichkeit, die durch das ganze Buch hin leuchtet, selbst im Irrthum befangen, muss um so mehr erfreuen, als sie nicht häufig angetroffen wird, und wie sie dem Ganzen einen gewissen Werth verbürgt, so liegt in ihr auch das Zeugnis für den Grad von Fleiss, den der Verfasser bei seinem Studium angewendet hat. Auch der Lohn konnte nicht ausbleiben, den jede eigene Arbeit gewährt: manche bessere Ansicht, gute und treffende Bemerkungen im Einzelnen; was wir alles hier anerkennen und wofür wir dem Verfasser danken wollen. Sodann ist ein lobenswürdiges Streben nach Unparteilichkeit in Beurtheilung der Dichter nicht zu verkennen und das Bemühen, auch ein geringes Verdienst im Ganzen nicht zu übersehen.

Das ist das Günstigste, was wir von diesem Buche aussagen können und was wir gern voranstellen. Gedenken wir nun den Werth desselben zu schätzen, so fällt sogleich die Enge desselben in die Augen. Auf nicht mehr als ein und zwanzig Bogen kleines Formats wird uns eine Geschichte der poetischen Bemühungen eines ganzen Jahrhunderts gegeben; wir wissen, dass eine Arbeit nicht nach dem äussern Umfang zu schätzen

ist, aber nur eine leichte Betrachtung der vorliegenden überzeugt, wie kurz, unbefriedigend und geradezu unbedeutend eine Menge Paragraphen sind. Wären Vorarbeiten zu benutzen gewesen und das genaueste Detail schon untersucht, so könnte man es ausführbar denken, die Resultate in einen so engen Raum zusammenzudrängen, hier aber bietet die erste Arbeit sogleich den letzten Gewinn dar. Recensent darf den Irrthum vermuthen, als sei das Ausführliche nur bis zu einem gewissen Punkt nöthig oder wünschenswerth, weiterhin unnütz und zerstreuend. Aus dem entgegengesetzten entstanden, der das gelehrte Detail ohne grossen und lebendigen Zusammenhang hat geltend machen wollen, ist dieser Irrthum gerade in dieser Zeit schädlicher als je, in welcher man gern alles Besondere und Eigenthümliche in einer gewissen unerquicklichen philosophischen Allgemeinheit verschwimmen und aufgehen lässt, und wir setzen geradezu entgegen, dass erst die Erforschung eines jeden Details in der Wissenschaft die rechte Erkenntnis, wie in der Poesie die rechte Lust gewähre. Was hernach mitgetheilt werden dürfe, wird der Geist wissen, der empfindet, in welchen Äusserungen das Leben sich am sichersten gezeigt; aber wie anders und eindringlicher lauten dann die Resultate, als die Worte unseres Verfassers können, wenn sie die Frucht eines solchen ernsthaften Studiums sind. Die Ungleichheit in dieser Schrift kann niemandem entgehen, während bei einem Dichter von einem manchmal kleinen Erzeugnis ausführlich die Rede ist, wird bei dem anderen kaum Namen und Titel seiner Werke genannt. Dies führt zu dem Urtheil, dass, wenn ein gewisser Fleiss des Verfassers nicht zu verkennen ist, ihm dennoch der rechte gefehlt; was er geliefert, ist kein Werk vollendeter Untersuchungen, sondern mehr einer gefälligen bequemen Ansicht. Die Wissenschaft, die jede Strenge und jeden Ernst fordert, hat einiges, aber doch nicht viel gewonnen. Darf man die Arbeit nicht so oberflächlich nennen, wie die Geschichte der Deutschen Poesie, die der Verfasser vor mehreren Jahren herausgab, in vielen Theilen wirklich ist, so ist sie doch leicht, es fehlt ihr an Tiefe und daher an begründetem Recht auf Dauer. Indessen, wie jenes Buch manchem eine willkommene Lectüre

gewesen, weil er sich auf eine anständige Weise belehrt und unterhalten fand, da der fassliche, auch nicht ganz sorglose Vortrag, eine Ansicht, die nicht ohne Geist und Gefügigkeit war, endlich die von uns getadelte Kürze, welche eine Beendigung erlaubte, entgegen kam, so glauben wir auch, das gegenwärtige werde sich eines gleichen Schicksals zu erfreuen haben, indem es mit jenem nicht nur dieselben Eigenschaften theilt, sondern auch noch sorgfältiger in der Form und genauer im Inhalt ausgefallen ist. Überhaupt scheint es uns ganz eigentlich für die gebildete Gesellschaft geschrieben, die sich in der Geschichte der Poesie zu orientiren gedenkt; die Forderungen, die eine solche machen darf, sind wohl alle befriedigt, selbst, was nicht selten wiederkehrt, das Berufen auf den Leser, der schon wisse und verstehe, womit in der That ein beträchtlicher Theil des Werkes abgethan worden, liess sich auch hieraus erklären. Man könnte nach dieser Bemerkung eine ernsthaftere Kritik für unpassend halten, wenn der Verfasser nur selbst einen solchen Standpunkt als den seinigen genannt, und wenn nicht schon die Wichtigkeit des Gegenstandes, von dem auch die Vorrede spricht, eine aufmerksamere Betrachtung erforderte.

Ein anderes Hindernis, das sich der würdigen Lösung der Aufgabe entgegenstellte, war noch bedeutender, da es in der Sache selbst lag und von keinem Fleiss gehoben werden konnte. Durch die in nicht langen Zwischenräumen bekannt gemachten Briefe mancher von denen, welchen unsere Litteratur ein neues Leben dankt, schien allmählich sich eine Geschichte der geistigen Bestrebungen des verflossenen Jahrhunderts vorzubereiten. Über das, was vorangegangen, hatte sich durch sie, das heisst, durch das blosse Dasein einer neu wirkenden und gestaltenden Kraft ein geschichtliches, festes Urtheil gebildet. Das unvertilgbare Blau des Himmels war von neuem hervorgetreten, in der frischen Luft, die man athmete, liess sich aber leicht und ohne Hass sagen, wie ängstlich, zusammengedrängt und darum wie arm man gelebt: es dachte niemand mehr daran, Gottsched und seine Zeit als nichtig darzustellen, er stand nun von selbst an der Stelle und in dem Verhältnis, das ihm in der

grossen Reihe gebührte. Was aber jene Männer theils angedeutet, theils schon ausgesprochen, ist seitdem wie gesunder Samen aufgegangen oder als lebendiges Wort unaufhaltsam weiter gedrungen; man hat dies Verdienst zwar einer späteren Umwälzung zuschreiben wollen, aber auch dieser Irrthum sinkt nach und nach und von selbst. Man fühlt, was man ihnen zu verdanken hat und dass alles fruchtbare Erkennen ein fortwachsendes sein müsse: nie hat ein Zauberstab, der ohne Zusammenhang schafft, etwas Freudiges und Dauerndes geschaffen, und edle Menschen würden ihn, wie Prospero, nachdem sie das Böse bezwungen, gern zerbrechen und den gebundenen Ariel frei geben. Indem sich der Einfluss jener Männer immer deutlicher bestimmt, in demselben Masse bildet sich auch, getragen von dem ganzen Volk, ein Urtheil über sie; das, was Lessing, Klopstock, Heinse gethan, mag schon gesagt werden können: wie Winkelmann als ein Tüchtiger von hinnen gegangen, hat uns der Geist gezeigt, der seine Bahn überschaute.

Ist es möglich geworden, über Einzelne schon ein geschichtliches Urtheil auszusprechen, das heisst, darzulegen, wie es allmählich sich begründet, so ist es über einen grossen Theil der hier besprochenen Dichter noch nicht. Noch leben wir in ihrer Zeit und unter ihrer Herrschaft, selbst wenn sich ihr irdisches Leben schon beschlossen, wir fühlen uns von ihnen berührt, wir müssen uns nähern oder entfernen. Auch der Stern, der über jenem dunkeln freudenlosen Tag schnell die Decke theilte und die Herrlichkeit eines morgendlichen Himmels ausbreitete, steht noch in allem Glanz über uns und wir erfreuen uns gern seiner Leitung. Eine jede Periode hat, wie jeder einzelne Mensch, eine eigenthümliche Richtung, erst, wenn sie vor einer andern weicht, mag ihr Werth zu dem Ganzen sich bestimmen; haben wir aber heute noch zu leben, so können wir noch nicht sagen, was morgen darüber für Recht zu sprechen sei. Darum sollte niemand glauben, der mitten in seiner Zeit steht, er, ein Individuum, führe den Massstab, der sie ausmesse, und er könne heraussuchen, was als Gewinn und reines Gold aus dem tauben Gestein zurückgelegt werden dürfe. Er wird doch immer auf eine Art für oder gegen sie befangen sein, da er mit aller

Geistesunabhängigkeit ihrem Einfluss nicht entgehen kann, wie wir uns nicht die Luft versagen, die uns umgiebt, und die Speise, die unser Land erzeugt. Übrigens lege man dies nicht so aus, als sei dadurch die Freiheit des persönlichen Urtheils geleugnet oder nur gefährdet, es soll mit aller Mannigfaltigkeit bestehen. Eben aus dem Zusammenklang darin wird, was wir in dem bedeutenden und edlen Sinne die Stimme des Volks nennen, erzeugt, sie aber wünschen wir vor allen aufrecht zu erhalten, denn bei dem schärfsten Widerspruch und jeder möglichen Äusserung wird allezeit das Rechte siegreich heraufdringen. Jedes Urtheil ist dann nur ein besonderes ohne Anspruch auf Entscheidung und Allgemeinheit. In diesem Sinne sollten auch ästhetische Recensionen betrachtet werden. Weil in der Litteratur nicht minder Bewegung und gesellschaftlicher Verkehr ist, so wünscht man die Stimmung der Mitlebenden zu vernehmen: eine Begrüssung des Neuhinzugetretenen oder ein Wegwenden von demselben, ein endliches Urtheil kann es nicht sein, und jede Anmassung dazu hat sich immer von selbst vernichtet. Auch haben wir es nicht selten erfahren, dass innere, in sich ruhende Vortrefflichkeit gegen das von allen Seiten einbrechende ungünstige Urtheil der Zeit sich endlich bewährt und ein langes Vergessen, aber kein langes Verkennen möglich war.

Wir glauben wohl, dass es der Verfasser hin und wieder gefühlt, wie etwas dagegen streite, über das in der Gegenwart Bestehende auf diese Weise geschichtlich zu reden; die seltsame Art, mit der er öfters das Urtheil weggeschoben, das Mildernde, das er durch die Form hineinzulegen versucht hat, deuten darauf; dennoch wie parteiisch, inconsequent, ja, in andern Augen, wie hart er gewesen, bei allem aufrichtigen Bestreben zum Gegentheil, werden wir unten zeigen. Ohne Zweifel hat ihn die Eintheilung nach Jahrhunderten vermocht, seine Arbeit auf diese Zeit auszudehnen, die doch offenbar nur eine äussere ist und keine Beachtung verdient. Man kann wohl mit dem 18. Jahrhundert anfangen (was zufällig ist), aber nicht damit endigen, so wie keiner unsere Zeit einmal geschichtlich verstehen und darstellen kann, der nicht bis zu ihrem Beginnen

und mitten in das 18. Jahrhundert zurückgeht. Beschränkte sich jemand darauf, die frühere Periode zu untersuchen, die hier als ganz elend abgewiesene Polemik der Schweizer, dann die Übergangspunkte in Klopstock, Lessing, Heinse, was Sulzer, Gleim, Ramler gewirkt, anzugeben, so würde er, wäre sonst nichts einzuwenden, ein sehr schätzbares Werk geliefert haben, welches in der That noch fehlt. Das aber müsste man auch verlangen, dass er nicht bloss die Poesie ohne Rücksicht auf die ganze geistige Cultur darstelle, die frische Ansicht der Antiken, z. B. die wir Winkelmann danken, der hier nur nebenbei und mit wenigen Worten angeführt wird. Denn überhaupt vermissen wir, was einem ergreifenden Buche nicht fehlen mag, das freie Umsichschauen, welches die rechte Sicherheit, mit der man die Sache gefasst, wohl erlaubte; der Verfasser hat sich die Poesie so streng darin abgesteckt, dass selbst Lessings Fabeln abgewiesen werden, und wenn nicht die Gleichnisse wären, würden wir kaum von dem Dasein anderer Zeiten und anderer Bildung etwas vermuthen können.

Noch ein drittes hat, wie wir glauben, nachtheilig auf das Ganze gewirkt. In der Vorrede heisst es nämlich: die deutsche Litteratur sei nur individuell und durchaus nicht national, im Buche selbst wird der monologischen Natur der Deutschen gedacht (S. 303), und dass jeder Dichter abgeschlossen für sich stehe. Soll das soviel heissen, dass man nie eine Autorität anerkannt und eine allseitige unendliche Entfaltung nie durch ein Gesetz hat begrenzen lassen, wie andere Völker, was diesen Sicherheit und schnelles Wirken, aber auch etwas Erstarrendes gab? Will man in diesem Sinn sagen, sie sei als Ganzes charakterlos und fragmentarisch, so ist das ebenso richtig als anerkannt. Schliesst man aber weiter daraus, dass jeder deutsche Dichter für sich, einsam und ohne Zusammenhang mit dem anderen da sei, so muss Recensent dies geradezu für falsch erklären. Wer die Poesie von ihrem Beginn bei allen Völkern betrachtet, der wird bemerkt haben, dass ihr Wesen gerade in dem Zusammenhang mit allen Zeiten, in der Überlieferung durch Jahrhunderte bestanden, und dass sie in diesem lebendigen

Wandel in ihrer grössten Reinheit und Bedeutung sich entfaltet. Wie sollte, was ewig in sich dasselbe und unveränderlich, so ganz sich umgekehrt haben und nur in einzelnen, abgetrennten Bruchstücken noch erscheinen. Wo die Natur sich dem Blicke des Beschauers als ungeordnet und vereinzelt darstellt, was als Gleichnis angeführt wird, ist sie nicht am herrlichsten, sondern da, wo wir einen grossen Zusammenklang wahrnehmen. Aber auch darin fehlt die Vergleichung, dass die Natur allezeit unwandelbaren Gesetzen gefolgt ist, jener Zusammenhang aber in der deutschen Poesie unleugbar vorhanden war. Sei uns ein anderes Bild des Verhältnisses erlaubt: Als die Lahen (die ersten Bewohner der Welt nach der Tibetanischen Mythe) noch in ihrer Reinheit lebten, pflanzten sie sich durch blosses Anschauen fort, und es waren nicht Sonne, Mond und Sterne, weil sie in ihrem eigenen Lichte glänzten, als sie aber finster wurden, stiegen diese erst aus dem Meere und gaben das Licht. Was sonst durch eingeborne, fast unbewusste Kraft verliehen wurde, das suchen wir jetzt durch Betrachtung wieder zu gewinnen, wir wissen von einer Nacht, wir streben aber dem Lichte zu, das wir nach unserm Stande anders betrachten, und dass auch nicht ganz das in uns Wohnende vergangen, das beweist die wunderbare Kraft des Auges. Wäre jene Behauptung richtig, so müsste die erste Folge davon sein, dass solche vereinzelte Poesie auch ohne Wirkung auf die Nation geblieben. Wie kann aber alles dies Goethe allein widerlegen. Er, der, ein jugendlicher Held, wie nicht aus ihm geboren, unter ein beschränktes Volk trat, erzählt in seinem Leben, dass Klopstock und die Dichter seiner Zeit auf ihn gewirkt, und gesteht dann, wie abhängig der Mensch von der Zeit lebe, dass ein Raum von zehn Jahren ohne Zweifel eine ganz andere Entfaltung bewirkt haben würde: wiederum aber, wie hat er, der sich so eigenthümlich gebildet, doch seine Nation ergriffen und angeführt, und wie allgemein ist er verstanden und geliebt worden. Überhaupt ist es nicht schwer, zu bemerken, wie etwas selbst ganz Unerwartetes und Individuelles, wenn es nur eine nationale Idee ergriffen und in sich begründet war, bald einen eigenen

Kreis um sich gezogen und die Krone getragen hat. So war in allen Zeiten eine Poesie da, die nicht bloss von dem Einzelnen abgehangen.

Indem der Verfasser dieses verkannt, hat er die Poesie des ganzen Zeitraums bloss persönlich dargestellt, und während in den früheren Jahrhunderten die Dichter selbst verschwinden und ihre Namen nur ein Einziger trägt, so scheint hier das Umgekehrte möglich geworden zu sein. Es lag wenig daran, ob er äusserlich die Periode angab, wenn er nur mehr das Leben der Poesie in den Dichtern dargestellt und so eine der grössten Belehrungen der Geschichte nicht entzogen hätte; das Wenige, was gelegentlich eingefügt worden, können wir unmöglich für hinlänglich erklären. Eine äussere Ungerechtigkeit ist schon durch dies blosse fragmentarische Nebeneinanderstellen der Dichter hervorgegangen, denn da das Urtheil über den Werth derselben nicht ohne ihr Verhältnis zur Zeit gedacht werden kann, so ist es gekommen, dass wir ein schwaches Verdienst der früheren Periode mit einigen wohlwollenden Worten uns nahgerückt sehen, während in späteren ein ohne Zweifel besseres mit einem noch kürzeren Tadel kaum bemerkbar verschwindet.

Das Vorangehende mag als Einleitung und allgemeines Urtheil gelten, wir können uns jetzt unmittelbar zu dem Buche selbst wenden, um im Einzelnen jenes zu bewähren. Die auf drei Seiten gegebene Einleitung von dem politischen Zustande Deutschlands theilt eigentlich weniger mit, als sie bemerkt, das Nöthige sei bei dem Leser vorauszusetzen. Ein umständlicher Abschnitt über das öffentliche und häusliche Leben, das Verhältnis der Dichtkunst zur Gelehrsamkeit, des Adels zu dem Bürger grosser Städte und über die Volkspoesie jener Zeit, an die hier niemals gedacht worden, wird ein anderes Werk einmal passend einleiten; auch die Bemerkung gehört hierher, dass die poetische Entwickelung nicht immer mit der politischen, deren Einfluss übrigens ausser Zweifel ist, parallel gelaufen und nicht alle Stützen des Menschen zugleich niedergesunken sind. — Über die erste Periode bis zu Klopstock und Winkelmann etwa haben wir im Ganzen wenig zu bemerken, die Haltung gegen

diese Dichter ist die der vermittelnden Kritik, welche, insofern sie geltend zu machen strebt, was sich von selbst gebildet, vortrefflich ist; den hier, zumal in ihrer Allgemeinheit gefällten Urtheilen wird man zu widersprechen nicht leicht in Versuchung kommen, man ist so ziemlich einig darin. Interesse können sie nicht erregen, weil sie zu kurz und eilend sind, nur ein genaues Einführen in das Treiben jener Zeit mag dies erwecken, und dann wird sich auch zeigen, ob wir uns zuviel vergeben, wenn wir uns einmal ihm überlassen. Wir wollen niemand tadeln, der eine reichere belohnendere Epoche zum Studium sich wählt, wer sich aber jener annimmt, dem können wir auch nichts erlassen. Dabei glauben wir, dass wie eine arme Gegend in gewissen Stimmungen einen eigenen Reiz und ein gewisses wohlwollendes Hinneigen zur Betrachtung ihres geringen Schmucks erweckt, etwas Ähnliches bei einem solchen Studium nicht ausbleiben werde. Indessen eine auffallende Ungerechtigkeit des Verfassers in dieser Periode müssen wir bemerken. Sie betrifft Bodmer. Mitten unter den billigsten und ruhigen Urtheilen, so dass Gottsched sogleich darauf in einem weit günstigeren Licht erscheint, wird hart und wie persönlich über diesen verdienten Mann hergefallen. „Beschränktheit und Bornirtheit hat ihn sein ganzes Leben nicht verlassen, alle Dichter hat er gehasst und gehöhnt. Selbst die Waffen der rohsten Polemik versagten ihm oft, ohne Witz und Grazie konnte er nur Schimpfreden aufbringen, als Dichter zeigt er nicht die leiseste Spur von Talent, und seine Werke erkältet eine jammervolle Mühseligkeit: was man rühmen möchte, seine Bekämpfung Gottscheds und die Bekanntmachung mehrerer altdeutscher Gedichte ist schon oft genug gerühmt.“ Wir müssen das längst ausgesprochene Urtheil der Zeit gegen Herrn Horn wieder herstellen. Als Dichter hat Bodmer der ursprünglichen Quelle, der ewig jugendlichen schaffenden Kraft ermangelt, darum ist er als solcher vergessen und nur für seine Zeit dagewesen; dagegen ist ihm Talent zur Poesie gewiss nicht abzustreiten, seine Gedichte mögen auf alle Art von selbstgebildeten Theorien und Ansichten erzeugt, grau und langweilig sein, ein gewisser Grund und Verstand ist aber sichtbar und

sie sind niemals fad. Was ihm aber in unseren Augen vorzüglichen Werth giebt, das ist sein Gefühl für das Ursprüngliche der Poesie, ein gutes Gedicht seiner Zeit zu erkennen ist leicht, aber schwer, ein ihr ganz entfremdetes, und hier erscheint sein Verdienst für die altdeutsche Litteratur in hellem Licht; dass er die Gedichte durch Abdruck mittheilen konnte, dafür müssen wir glücklichen Umständen Dank wissen, aber sein Eifer dafür, seine Erkenntnis ihres Werths, die ihm von niemandem mitgetheilt und gar nicht oberflächlich war, ehrt ihn unabhängig davon. Man braucht nur seine Einleitung zu den Minnesängern zu lesen, um zu fühlen, dass kein Geistloser und Beschränkter davon rede, man sehe seine Vorrede zu dem Nibelungenlied (Chriemhildens Rache), wie er den Vorrang desselben vor den anderen Gedichten des Mittelalters und seine Verwandtschaft mit dem Homer empfunden, die der einzige Johannes Müller nur noch anerkannte. Herr Horn denkt nicht daran, dass niemand weiter um das grosse Epos sich bekümmerte und es geradezu wieder vergessen wurde (worüber Bodmer mit Recht hätte empfindlich sein können), um ihm vorzuwerfen, dass er die späteren Meistersänger für gemeine Reimer gehalten, was sie doch grösstentheils auch gewesen sind. Freilich haben wir bessere Ansicht vom Homer, und manche Theorie ist veraltet, allein das sind Vortheile, welche unsere Zeit verleiht, und ein Einzelner darf nicht zu stolz damit gegen einen anderen thun, dem, um mit ihm darin auf gleicher Stufe zu stehen, bloss fehlt, dass er nicht sein Zeitgenosse ist. Als Kritiker Bodmer zu zernichten, soll der Umstand hinreichen, dass er die Musik gehasst und den Reim verworfen, es scheint kaum nöthig zu bemerken, dass wir bei ausgezeichneteren Geistern, als Bodmer war, solche Einseitigkeiten finden, sonst schlagen wir Herrn Horn vor, Schiller damit zu charakterisiren, dass er, wie bekannt, die Minnelieder verachtete. Wir wollen nicht alle einzelnen Ausfälle auf Bodmer beantworten und nur noch von einem Buche desselben reden, das Herr Horn anzuführen nicht werth gehalten: es ist die Übersetzung von Percys reliques unter dem Titel: Altenglische Balladen, welche besonders für ihre Zeit Lob verdient. Soviel wir wissen, ist es die erste Anerkennung dieser herrlichen Lieder

in Deutschland, und die Arbeit selbst zeigt eine sichere und feste Hand, darum alles gleichförmig geworden, auch nichts verziert und verweichlicht, worunter neuere Übersetzungen eher leiden, und wir ziehen diese in manchen Stücken sogar den Herderischen in den Stimmen der Völker vor. Die Stücke aus dem Nibelungenlied und dem Parcival sind mit Einsicht gewählt und behandelt. Angehängt sind einige polemische Stücke in Hexametern, die Herr Horn gewiss besser scandiren kann, aber weder roh noch schimpfend, sondern in einigen Bemerkungen wahr; ebenso ist, was bei der Büsserin gegen Stollbergs Bearbeitung gesagt wird, durchaus begründet. — Auch einige andere Urtheile scheinen uns im Gegensatz zu der vorherrschenden Milde zu hart, z. B. das gegen Zachariä, dessen Renommist das Studentenwesen gerade nicht schlecht aufgefasst hat und durch diese Wahrheit Werth behält. Wogegen wir der verschiedentlich durchbrechenden ungemessenen Verehrung vor Flemming wohl einige Schranken setzen möchten.

Das Urtheil über Klopstock geht darauf hinaus, die Verdienste dieses tiefempfindenden und ausgezeichneten Geistes ins Licht zu setzen, das gewiss zu billigen ist: wir wünschten nur die Gründe näher bestimmt, warum bei vielem Poetischen, das in der Messiade nicht zu verkennen, dieses Gedicht doch keinen nationalen Eindruck gemacht, mehr entfernt geachtet als eifrig gelesen wird. Der Unterschied zwischen dem Materialen der Poesie und der Poesie selbst, an welchen zu erinnern der Verfasser für heilsam hält, hilft hier nicht, weil er überall vorkommt, und die Klage, dass die Sprache sich unüberwindlich gezeigt, wohl jeder grosse und edle Dichter hat führen müssen. Wie Herr Horn sich öfter gleichsam selbst bestiehlt, so hat er bei dieser Gelegenheit eine ganze Seite aus seinem früheren Werk wieder eingezogen; wir können ihn keines Plagiats beschuldigen, aber wir wissen nicht recht, wie bei einem stets lebendigen Studium einem Autor dies möglich ist. Auch ein Gleichnis ist dorther entlehnt, um Klopstocks dramatische Versuche zu entschuldigen, sie seien wie ein Baum, dem man mit Fleiss alle Blätter abstreift; es ist nicht unpassend, da es andeutet, wie unser Blick nirgends an dieser Kälte und Starrheit haften kann,

aber für des Verfassers Absicht schlecht gewählt, da nichts trauriger wäre, als ein solch freiwillig entlaubter Stamm unter frisch grünenden, so wie auch das völlige Entblättern in der Natur das Absterben bewirkt. Wie Herr Horn diesen Irrthum Klopstocks, der ohne Folgen blieb, bedeutend nennen kann, begreifen wir nicht.

Was über Lessing gesagt worden, scheint nicht geglückt. Hier wendet Herr Horn zuerst die Ironie auf, von welcher er in der Einleitung sagt, dass sie nöthig sein werde. Erstlich sind auf diese Weise die früheren einseitigen Ansichten über Lessing vorgetragen, sodann wird auch das, was Schlegel über ihn gesagt und was man ihm erwidert, in diese Manier umgeschrieben, damit meint der Verfasser sogar den Artikel ohne ein weiteres Wort beschliessen zu können. Uns scheint diese Ironie nicht am rechten Ort, über Lessing hat sich ein Urtheil gebildet, das ruhig und ernsthaft aufzustellen und zu erkennen am besten gewesen wäre. Schlegel hat hier unleugbares Verdienst, und was Frühere in der Verlegenheit, Lessing nicht zu begreifen, gemeint, durfte durchaus nicht gegen sein gründliches Urtheil gestellt werden; dass er zu scharf sich ausgedrückt und die Grenzen in einigem überschritten (wie es bei einem Einzelnen kaum anders möglich und eher, wo es absichtslos, gern zu sehen ist), mag wahr sein, das hätte gemildert werden dürfen, wie es jeder für sich schon wird gethan haben. Dass Lessing von seiner Poesie wie von einem Plunder sprach, den er gern vergesse, ist ohne Zweifel merkwürdig, und wenn es, wie sich wieder von selbst ergiebt, nicht in dieser Strenge verstanden werden soll, doch ernsthaft gemeint; es ist gewiss etwas ganz anders, wenn ein Dichter sich selbst tadelt, als sich selbst lobt, und ein Sprichwort meint schon allgemein: Tadel gehe immer von Herzen. Uns hat ungleich besser gefallen, was A. W. Schlegel in seinen dramatischen Vorlesungen ohne Anstrengung, besonders zu sein, über Lessing gesagt. Herrn Horns eigene Zusätze lauten in der That etwas wunderlich: wir sollen Lessing „des Anstands halber, mit dem er die Dornenkrone des Unglaubens getragen, hochachten“, dabei werden wir erinnert, „unser Glück des Glaubens mit gleichem Anstande zu

tragen"; dann wird das Geschick „des kühnen Geistes ohne Poesie und Religion, ohne Liebe und Freundschaft" beklagt; wir müssen beklagen, dass die Kritik dazu gelangen kann, solche harte Worte auszusprechen, die alle Grundpfeiler, auf welchen der Mensch sich nur erhalten kann, niederreissen. Wir sind des festen Glaubens, dass jene Heiligthümer des Menschen tiefer als alle Ansichten und Speculationen in ihm begründet ruhen, und dass ein so herrlicher Geist wohl das Göttliche in sich gefühlt, davon freudig getragen und darum vor anderen glücklich zu preisen sei.

Wir nähern uns mit Herder unserer Zeit. Beklagen wir, dass er leiblich aus unserer Mitte verschwunden, so lebt doch sein Geist noch unter uns, thätig und wirkend. Was sein ernstliches Studium, das mythische und historische, bedeutet, fängt an immer klarer zu werden, ein endliches Urtheil hat sich hier noch nicht bilden können. Tief und schön sind die Worte, die Jean Paul als edles Lob über ihn gesprochen; wie wir es keinem verzeihen würden, der sie hintansetzte, so können wir es doch nicht billigen, dass der Verfasser sich darauf bezieht, um eines eigenen Urtheils überhoben zu sein. Die Ansichten des menschlichen Geistes sind unendlich, und es ist uns wunderbar, dass ein eigenes Anschauen und Betrachten, alles, was es gewonnen, bei einem anderen schon wiederfindet und ihm nichts übrig geblieben wäre; ausserdem aber, wer verlangt gehört zu werden, der gebe uns etwas Eigenes. Was Herr Horn hinzufügt, betrifft grösstentheils einige Schwächen des Alters, Menschlichkeiten, wie sie auch bei Klopstock getadelt werden; es ist nicht die Frage, ob sie wahr oder falsch, sondern es ist unwürdig, hier davon zu reden. Haben doch selbst die, gegen welche Herder so gesprochen, es vergessen, weil sie fühlten, dass sie selbst einige Schuld daran trugen und dass es den Verdiensten dieses reichen und milden Geistes nichts abziehe. Vollends übertrieben lautet es, wenn Herder wegen eines solchen etwas heftig ausgedrückten Unwillens ein reintragischer Charakter in seiner letzten Zeit genannt wird und endlich hochtragisch mit der Medea*) verglichen, die im Mord ihrer eigenen Kinder sich rächend strafte. Herder hat sein Volk geliebt und

*) [Statt Mode, im Handexemplar von W. Grimm verbessert.]

geachtet und die Kraft seines Lebens an die Bildung desselben gesetzt, wenn er nun im Alter Minuten erlebte, in denen er sich verkannt glauben musste und seine Bemühung vergebens, so kann es uns nur rührend sein, wenn er in solchem Schmerz, wie Odysseus, der von den Göttern geliebte, von den Göttern verfolgte und von seinem Vaterland entfernte, ausruft: ich bin müd im Leben zu sein und das Licht der Sonne zu schauen! — Herders Verdienste in der spanischen Litteratur werden noch genannt, aber nicht einmal sein Cid, welches uns eins seiner vollendetsten Bücher scheint. Eine Auseinandersetzung des Verhältnisses zu den spanischen Originalen hätten wir lieber gelesen, als Herders Urtheil über Canitz und das grossgedruckte Wortspiel über den Blumenberger Freiherrn, das wir aus dem früheren Werk des Verfassers noch nicht vergessen hatten.

Bei Goethe sollte nicht auf andere verwiesen werden, so mannigfach auch das ist und zum Theil vortrefflich, was über ihn gesagt worden, und welches immer einmal rühmend wird gezeigt werden können, wenn einer darnach fragt, wie die Deutschen ihren ersten Dichter geliebt haben. Es wird sogar einmal gesagt, es sei vielleicht keine gute Liebe, die sich durch fremde Bücher zu rechtfertigen sucht. Dort war es auch meist nur Auseinandersetzung seines Werths, Versuche ihn zu verstehen, herzliches und treues Lob: hier aber sollte ein allgemeines Urtheil über ihn gesprochen werden. Sonst galt das Gesetz, dass nur Gleiche über den Gleichen richten konnten, wer wollte es wagen, sich nur neben ihn zu setzen? Nur einmal sein ganzes Volk, wir meinen all das Herrliche, das in diesem liegt und noch blühend aufsteigen wird, kann über ihn sprechen. Herr Horn mag die Schwierigkeit des Unternehmens gefühlt haben; zu der Ironie, scheint es, wollte er doch nicht geradezu greifen, sie ist nur herrlich, wo sie unvorsätzlich einen lebendigen Grundton in der Seele des Beschauenden ausmacht, wie in Goethes Leben (wo sie hier getadelt wird), ein eigenes Anschicken dazu will uns nicht gefallen; indessen fand sich ein anderes Auskunftsmittel: der Platonische Dialog. Es wäre unstreitig ein richtiger Gedanken gewesen, die einzelnen Stimmen der Gegenwart nach ihrer grössten Verschiedenheit gegen

einander zu hören, und der beste Massstab, den Eindruck Goethes auf seine Zeit zu messen, wer diese Arbeit unternommen, würde eine Stimme gehabt haben und grosses Lob, wenn sie gelungen. Was wir aber hier zuerst bemerken und was der Verfasser selbst sagt: es sind keine Dialogen, sondern Monologen, also kein lebendiges Gegeneinanderstreiten; aber auch weiter: Monologen, in wenigem nur oder gar nicht gegen einander gerichtet, sondern auf einander folgend, so dass jeder einer anderen Betrachtung gewidmet ist. So wird es deutlich, dass hinter acht Masken nur ein Einziger ohne Gegner redet, der sein auf diese Weise ausgesprochenes Urtheil sichern will, wie durch die Berufung auf das Höherstehen des Lesers, der schon herausfinde, was die Wahrheit treffen müsse. Im Ganzen ist der Artikel mit Sorgfalt geschrieben, in dieser Bemühung zeichnet er sich aus und ist einer von denen, welchen man gegen den im früheren Werk gelieferten halten muss, um sich zu überzeugen, dass der Verfasser hier mehr geleistet, er enthält auch manche recht gute Bemerkung. Dass man die mehrsten Stimmen lobend vernehme, versteht sich, und da diese ihren meist kleinen Tadel wieder einschränken und er wohl bloss des Übergangs halber eingemischt worden, so wollen wir dessen nicht weiter gedenken; das Lob ist auch mit Sorgfalt ausgedrückt und nur die etwas nach Shakespeare formirte kalte Hyperbel: der Verfasser „wolle ein deutsches Wörterbuch in die Hand nehmen, um jedes einzelne lobende Wort desto schneller an sich zu raffen und jedes in Beziehung auf Goethe zu unterschreiben“ — können wir uns nicht gefallen lassen. Wenn der Verfasser nicht darauf bestanden, eigentlich zu richten, so würde er zwei seiner Redner unterdrückt haben, und dann hätten sich seine Mittheilungen als eine nicht unangenehme Ansicht gelesen, gegen diese beiden muss aber der Recensent sich erklären. Er darf um so eher den Verfasser dafür verantwortlich machen, weil der eine, der keine Mässigung in seinem Eifer kennt, als ein lebendiger Charakter, sein Lob, das er für die Werke Goethes, von denen er nicht spricht, gewiss in sich trug, nicht zurückgehalten und dadurch seinen Tadel erst in Verhältnis gesetzt hätte, der so unbegrenzt genug erscheint. Der, welcher hernach noch einzu-

lenken weiss, meint, Clavigo sei gezwängt, mühselig, peinlich, wovon wir nichts gefunden; kränklich freilich ist Maria, aber diese kranke, blasse, zarte Natur hat viel Rührendes und Wahres, und was soll den Dichter bewegen, von einer solchen sich wegzuwenden? In der Stella findet er nur eine „schwächliche Ruchlosigkeit“ und weiss seinen Abscheu nicht genug auszudrücken: hätte er bloss die Bemerkung gemacht, dass die alte Geschichte des Grafen von Gleichen nicht passend hier angewendet sei, so würde er damit das Wahre und Nöthige und nicht öffentlich solche Worte gesagt haben, deren Unziemlichkeit wir fühlen. Hernach nennt er auch noch den vierten Band von Wilhelm Meister rauh und herb, und, während der Dichter, der niemals etwas halb gewollt hat, wie er selbst gelehrt, im Ganzen, Vollen, Schönen resolut gelebt, heisst es hier, „in diesem Gedicht stelle sich eine anständige Unpoesie und geistreiche Halbunsittlichkeit triumphirend in den Hintergrund“. Jedoch dieser Tadel wird noch gering gegen das, was der frechste Redner, dem der Verfasser zur Entschuldigung eine Maske „mit strenger und sauerlicher“ Physiognomie vorhält, sagen muss: „der letzte Band des Wilhelm Meister sei ganz unsittlich, die Römischen Elegien verachte er und jeder reine Mensch müsse ein Gleiches thun, bei Herrmann und Dorothea denke man mit Sehnsucht an den Homer, in den Wahlverwandtschaften aber sei eine kalte Grausamkeit, ein langes, weites, ödes Eisfeld, auf das ein sternenloser Himmel herabhänge; eine chemische Zerlegung der Sünde, man wünsche nur, es komme zum Sündigen, so bleibe es nur beim Wollen, was schlimmer verödе“. Es wird niemand verlangen, dass wir eine solche Stimme anhören oder widerlegen sollen; wer wohl, wenn ihm auch manches andere nicht recht in dem letztgenannten Roman gewesen, hat eine kalte Grausamkeit in dieser Dichtung gefunden, die in Ottiliens Leiden das Tiefste und Zarteste einer himmlischen Seele enthält, in ihrem Tode die mildeste Beruhigung gewährt, oder wer hat nicht den reinen und grossen Sinn derselben, die ganz in ihrer Zeit und auch darüber steht, erkannt, da sie mit erschütternder Gewalt lehrt, wie alles Glück in der Nichtachtung der Sitte und heiliger Verhältnisse nothwendig untergehe. Herr Horn redet von einem

überschwenglichen Halbgottesdienst und einer unfreien knechtischen Verehrung Goethes, wir müssen glauben, die Furcht davor habe ihn zu solchen Äusserungen gebracht, aber wünschen, er hätte nicht so gesprochen. Der Enthusiasmus eines Volks, seine Liebe zu einem grossen Dichter ist das Herrlichste, was wir erblicken können, knechtische Gesinnung entsteht durch strenge tyrannische Herrschaft, wer aber ist milder und anerkennender gegen jegliches Talent, als Goethe. Alle Parteiung hat sich in ihm vereinigt und alle haben vor diesem Stern mit Ehrfurcht sich geneigt. Nur bei denen haben wir blinde Anhänger und eine ertödtende Einseitigkeit bemerkt, die nichts ausser sich achten und jedes eigene Bestreben niederdrücken wollten. Der Enthusiasmus aber hat niemals Unrecht; dürfte er angegriffen werden, so hätte der nicht frech gehandelt, der, als vor noch nicht langer Zeit ein Mann dahin gieng, der seinem Volk etwas gewesen, und den es mit Dankbarkeit und Verehrung nannte, über ihn richten und alle Blössen aufdecken wollte.

Wir sind bisher so ausführlich gewesen, um uns bei dem Übrigen kürzer fassen zu können, wie bei Herder werden auch die Urtheile über Jacobi und Lavater abgewendet. Es ist merkwürdig, wie dieser Schrift so viele Rücksichten Einhalt thun und die natürlichsten Forderungen unnöthig oder unpassend machen sollen, wie im Gegentheil die natürlichsten Hindernisse unbeachtet geblieben. Bei unbedeutenden Namen kommt dies Verfahren noch seltsamer heraus, und wir können z. B. durchaus nicht absehen, wem die blosse Anführung Nicolais mit Nennung der Titel aller seiner Werke gefallen möge oder belehrend sei; witzig ist es auch nicht. Über Johannes Müller soll die Kritik beinahe ihr Buch geschlossen haben; wir wünschen, dass gerade jetzt, nachdem seine späteren Briefe, die wir ungleich höher als die an Bonstetten schätzen, so vieles Treffliche an diesem Geist aufgedeckt haben, es möge jemand, dem es verliehen ist, ihn würdig charakterisiren. Übrigens verstehen wir nicht, wie man bei irgend einem Gegenstand, am wenigsten bei Dichterwerken, sagen kann, die Betrachtung sei fertig und alles Weitere unnöthig. Die Urtheile über die geringeren Dichter beweisen gleichfalls, dass wir nur individuelle Ansichten vor uns

haben, weshalb sie einem andern leicht ungerecht vorkommen können, wie z. B. dem Recensenten das, was über Knigge, Kosegarten, Lafontaine gesagt worden gegen das Lob, das Tiedge davon trägt, durchaus parteiisch ist; die Reise nach Braunschweig von dem ersteren ist ein recht gutes und wahres Buch, und ein Paar Kapitel daraus sind ohne allen Vergleich mehr werth, als der ganze Frauenspiegel von Tiedge. Indes übersehen wir das alles, um zwei auffallende Ungerechtigkeiten zu rügen. Die erste betrifft Heinse. Wie von einem ganz unbedeutenden, der ohne Einfluss gewesen, wird kurz über ihn gesprochen: „Talente wolle man nicht leugnen, nur solle man uns nicht zumuthen, ihn zu lieben". Wir gestehen, dies Vornehmthun war uns hier besonders zuwider, und wenn sich der Verfasser an einem anderen Ort, freilich etwas versteckt, das grösste Compliment macht, das ein Kritiker verlangen kann, nämlich, dass er sogleich in jedem Gedicht die Stubenluft rieche, so wollen wir das lieber anhören. Herr Horn glaubt sich dazu berechtigt durch ein gewisses Übermass von Sinnlichkeit bei Heinse, das dieser, wie es sich in seinen früheren Gedichten geäussert, selbst bereut hat, und welches man, insofern es sich in seinem späteren Werk, dem Ardinghello, noch zeigt, immerhin tadelnd erwähnen konnte. Allein es ist höchst parteiisch ungerecht, in Heinse nichts mehr als die Sinnlichkeit zu sehen und zu vergessen, dass diese innere Gluth in ihrer edleren Wirkung eine so frische lebensreiche Dichtung gab. Wer solche Gewalt der Sinne nicht kennt, hat freilich gut sich dagegen auflehnen. Heinse war ein nicht kranker, kräftiger Geist, der den Zwang abwerfen und frei an der Quelle schöpfen wollte: wie hell er geblickt, wie tief er gefühlt, davon sind seine Briefe allein Beweis genug. Er gehört ohne Zweifel zu denen, welche die ängstigenden Schranken niederzuwerfen sich bemühen, und wir dürfen nie dies vergessen wollen. Die andere Ungerechtigkeit hat Herr Horn gelegentlich bei Denis gegen Ossian ausgeübt. Er nennt ihn: „weichlich, pathetisch, erhitzt, gequält, durch und durch wolkig und nebelvoll". Dies Urtheil hat er von seiner Zeit empfangen, es sei nun, dass er es bloss nachspricht oder, genug eingenommen davon, wirklich wahr gefunden. Wie so eben von

der Seite, von welcher es ausgegangen, eingelenkt wird, so können wir es auch der Zeit überlassen, den Ossian in sein Recht wieder herzustellen, daher wir den Verfasser hier nicht ausführlich widerlegen, sondern uns nur gegen ihn erklären wollen. Merkwürdig wird es immer bleiben, wie es möglich geworden, eine Dichtung, in welcher das tiefste, reinste Gefühl für die Natur, eine grossartige Schwermuth, wie sie nur einem ganzen Volk eigen sein kann, das an seine versinkende Heldenzeit gedenkt, erhitzt und gequält genannt werden kann.

Neben diese Ungerechtigkeiten müssen wir auch Nachlässigkeiten aufstellen. Durch seine Kürze freilich sichert sich der Verfasser wieder gegen Vorwürfe, und wir müssen glauben, es sei Absicht, nicht mehr zu geben. Indes erräth man nicht, warum z. B. in dem Artikel Neubert (Naubert) gerade die besten Arbeiten dieser Dichterin übergangen worden, die zu manchem Lob Anlass gegeben, die Volksmärchen (4 Bde), Wallfahrten der Pilger und Elisabeth von Toggenburg: in dem letzteren Buche ist die Erzählung von zwei auf den Alpen verirrten Mädchen besonders gut erfunden und gründlich behandelt. Dass an Vollständigkeit, auch nur im beschränkten Sinn, bei diesem Werk nicht zu denken sei, wird man aus dem Inhalt gleich bemerken, und wir können uns hier nicht darauf einlassen, die Lücken alle anzugeben: mancher Bessere ist übergangen, der vor anderen offenbar eine Stelle verdient, z. B. Stilling Jung, es sei nun seiner Romane, seiner einfachen und herzlichen Romanzen oder der ersten Bände seiner Lebensbeschreibung wegen, welche letztere niemand ohne Gefallen und Theilnahme lesen kann und deren Erscheinung Goethe selbst veranlasste. Dagegen erhält Gedike, der als Dichter doch nicht den geringsten Eindruck hinterlassen, fünf Paragraphen, wiederum bloss persönliche Rücksichten halber. Noch auffallender ist das gänzliche Stillschweigen über einen in vielfacher Hinsicht ausgezeichneten Dichter, dem Maler Müller, vorsätzlich nicht zu erklären, schwer aus Übersehen, da eine Sammlung seiner Werke neuerdings die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hat. Wiewohl die Zeit seiner Bildung nicht in ihm zu verkennen, ist es doch ein kräftiger, origineller Geist, die Idyllen, die paradiesischen Bilder sind in ihrer Art vortreff-

lich, ein Paar Judenscenen im Faust unschätzbar, und seine Behandlungen der alten Mythe von der heiligen Genoveva brauchen keine Vergleichung mit Tieks Gedicht zu scheuen, manchen werden sie lieber sein. Da Tiek offenbar von diesen angeregt wurde, so ist auch Müllers Einfluss auf diese Zeit anzuerkennen. Endlich gedenken wir hier auch einer Inconsequenz, der sich Herr Horn gegen Voss schuldig gemacht; das grosse rückhaltslose Lob, das er früherhin über die Übersetzung des Homers ausgesprochen, verträgt sich durchaus nicht mit dem späteren harten Tadel über die Übersetzung des Horaz und ein parteiloses Urtheil wird einmal beide Arbeiten nicht so zur Rechten und Linken stellen können.

Es bleibt noch die Darstellung des Verfassers zu betrachten übrig. Im Ganzen ist Fleiss darauf verwendet, aber wie es den Untersuchungen an Detail, so fehlt es dieser an einer gewissen frischen Sinnlichkeit, Folge einer nahen und lebendigen Betrachtung. Dagegen ist die Neigung sichtbar vorherrschend, das Urtheil in epigrammatischen Wendungen und Spitzen auszudrücken, was auch wieder mehr für die Gesellschaft berechnet ist, als für die einsame, ruhige Betrachtung, die daran ermüdet. Wie immer, wenn dergleichen gesucht worden, ist es auch dann und wann auffallend misslungen, z. B. S. 110 „Lessing stand fast sein ganzes Leben hindurch einsam, so einsam, dass wir fast sagen möchten, die Einsamkeit selber könne nicht einsamer sein", was sich doch durch die einsamste Einsamkeit leicht überbieten liess. Ein eigenes Gewicht legt der Verfasser darum auf Sentenzen, auch weiss er sie bei einem Dichter, der sonst eben nichts hätte, wohl zu rühmen. Es ist eine eigene Sache damit, dass das Allereinfachste auch das Allerbedeutenste ist, so kommt es nur darauf an, dieses zum Verständnis zu bringen, das kann denn nur durch die Poesie des Ganzen und durch das allmähliche Hinführen dazu geschehen, so wie uns die meisten in der Jugend etwa erlernten Sprüche erst in ihrer Bedeutung einfallen, wenn wir im Fortgang des Lebens darauf gedrängt werden. Daher wollen diese Blüthen, ohne Stengel, Blätter und Entfaltung gereicht, selten den verlangten Eindruck hervorbringen, wenn (S. 200) bei der Erwähnung von Schillers Stil der Spruch: plus vis quam sanguinis

mit Folgendem begleitet wird: „vier Worte, die so gewichtig und bedeutend sind, dass ich fast wünschen möchte, man lese sie mehr als viermal hintereinander, um sich mit ihrem ganzen Inhalt desto inniger vertraut zu machen“: und wir bemerken, dass uns diese Forderung einen komischen Eindruck gemacht und wir beim vierten Lesen weniger gefunden als bei dem ersten (so dass fürs fünfte Mal nichts Sonderliches zu hoffen war), wo wir die einfache Wahrheit ganz passlich fanden, so klingt es wohl boshaft und ist doch nur geradezu wahr. Die angeführten Stellen des Verfassers erinnern uns an den so häufig vorkommenden bedingten und modificirten Ausdruck: „Fast möchten wir sagen“, welches, weil dann doch der Verfasser am sichersten zu sein glaubt, etwas Vornehmes und unnöthig Kostbares mit sich führt; wir wollen nur ein Muster mittheilen: S. 279 „so darf man vielleicht hoffen, dass selbst die jetzige ein wenig dürftige Zeit ein Unternehmen der Art vielleicht begünstigen werde“. Da wir hier von Kleinigkeiten reden, können wir auch den Verfasser auf allzu häufig vorkommende Lieblingsausdrücke, wie z. B. „zu nichts verrieben“, was sich bei Anakreons Küssen (S. 54) besonders scherzhaft ausnimmt, aufmerksam machen.

Von äusserer Einmischung der Philosophie hat sich der Verfasser ziemlich frei gehalten, nur bei Gelegenheit der Romantik (S. 292) kommen einige schulgerechte Definitionen vor. Wir wollen dabei nur bitten, das Romantische und Antike für keinen so scharfen Gegensatz auszugeben: was man unter jenem gemeinhin versteht, hat freilich in einer gewissen Zeit vorgeherrscht, indessen ist vieles auf der Welt und in der Poesie, was auf eigene Hand lebt und zwischen beiden Steinen des Anstosses ohne Gefahr durchpassirt ist. Solche bedeutend gegebene Aussprüche: „Griechische Tugend habe im Romantischen Farbe gewonnen“ kann man etwa umdrehen und sagen: Griechische Farbe habe im Romantischen innere Tugend und Bedeutung gewonnen, und es bleibt eben so viel Wahres darin. Die besonders unterstrichenen Worte aber: „Sophokles sei in Shakespeare, Shakespeare aber nicht im Sophokles“, sind uns (ausgenommen, was sich von selbst versteht) ganz nichtssagend; wir wünschen nun zu wissen, ob wir auch den Aeschylos und Euripides, weil

die drei griechischen Tragiker offenbar zusammenhängen, in Shakespeare auf dieselbe Weise besitzen, und wie es sich mit dem Calderone verhalte, ob wir in diesem wieder den Shakespeare finden oder umgekehrt. Da jeder Dichter seine eigene Form hat, so lassen sie sich eben nicht, wie in einer Fabrik die Kasten, in einander stellen, was freilich zu guter Ordnung und zum Platzmachen in einer Ästhetik recht bequem wäre. Noch einen andern Ausdruck dürfen wir nicht vorbeigehen lassen, da wir dessen Möglichkeit auch der philosophischen Manier, sich auszudrücken, aufbürden; Herr Horn sagt von Wallenstein, unstreitig einem von den herrlichsten und kräftigsten Werken Schillers, das am sichersten auf der Erde steht, es sei „ein Analogon der Poesie", ohne dass er es eben sehr damit tadeln will. Und doch kann ein Analogon von Poesie nichts anders sein, als was ein vollendetes Wachsbild von einem Menschen ist, das jedes natürliche Gemüth mit unwillkürlichem Schauder und Entsetzen betrachtet, und daher das Schlimmste, was man einem Gedicht nur nachsagen kann.

Zum Schluss theilt der Verfasser noch einige Bemerkungen über die Gegenwart mit. Es freut uns, dass er gewusst mit einem Trost und dem Anerkennen zu schliessen, dass Geist, Sinn und Talent in einem gewissen Grade durchgedrungen sind, man braucht, um dies wahr zu fühlen, nur etwa dreissig Jahre zurückzublicken. Damit hebt sich auf, was er früher von dem Dasein eines poetischen Eunuchismus (S. 187) gesagt, und ein Theil der vorangehenden Klagen, d. h. sie zeigen sich als solche, die keinem Jahrhundert, auch dem reichbegabtesten, gefehlt. Die allein hätten wir besonders hervorgehoben, dass die zerfetzende Kritik so nachtheilig gewirkt und viel unschuldige Freude an der Poesie getödtet. Man fordert unablässig Meisterwerke und weiss doch nicht mehr sich über das Geringere zu freuen, ja, man glaubt mit solchen Forderungen noch bescheiden zu sein. Diese Freudenlosigkeit und Gleichgültigkeit, von der das Publikum aufgezehrt wird, verhindert am meisten das fröhliche Aufblühen und Gedeihen manches emsig und treu gesäeten Samens. Weniger schädlich, aber noch schlechter sind diejenigen, die, ohne das Geringste gethan zu haben, wovon man reden könnte,

sich berechtigt glauben, ihren Jammer und ihre Klagen über die deutsche Litteratur auszuschreien, als liege sie im tiefsten Elend; sie verweisen dabei auf fremde Muster und lassen merken, dass ihnen noch allein die rechte Einsicht geblieben, oder sie toben in possierlicher Wuth und meinen, sie seien Vorfechter der bedrängten Poesie; sie ermuthigen sich auch wohl (wie im Sprichwort der Frosch den Schwaben) mit dem Zuruf: hier stehen wir Helden! Wir sollen von unseren Fehlern und Sünden durchdrungen sein, aber nicht durch ein endloses und doch nur eitles Klagen, sondern durch die That uns bessern; die erste Pflicht wird dann sein, jedes Bestehende, jede Bestrebung anerkennend und der Freude und dem Genuss wieder empfänglich zu machen, die Milde gegen das Dargebotene in der Poesie mag gern mit den strengsten Forderungen auf Vervollkommnen sich vereinigen. — Unsere Betrachtungen über dies Buch schliessen wir mit folgender:

Wir dürfen uns nicht verhehlen, dass die Möglichkeit, in litterarischer Hinsicht eine grosse Masse von Büchern durchzulaufen, sie zu ordnen und zur Bequemlichkeit nach gewissen Grundsätzen in der Bibliothek aufzustellen, uns gar leicht auf den Gedanken bringen kann, die Arbeiten ganzer Jahrhunderte wirklich zu fühlen, zu übersehen und darstellen zu können, während ein Dichter, wenn wir durch Zufall auf ihn beschränkt sind, uns mit den Jahren vielseitiger, bedeutender erscheinen möchte, als das Jahrhundert, mit welchem, so wie mit Hundert seines Gleichen, wir beurtheilend fertig geworden sind. Wir wünschen Herrn Horn dieses Glück, dass er einen Dichter oder sich selbst als Dichter so lieben lerne, dass er nicht über ihn oder über sich schreiben möge oder über ihn oder über sich allein; und indem er die anderen vergisst, so wird er die Masse leichtsinniger Urtheile, die deutsche Gesellschaften so langweilig machen, nicht zu vermehren sich bemühen.

GVmr. [= W-mGr.]

ARMUTH, REICHTHUM, SCHULD UND BUSSE DER GRÄFIN DOLORES.

EINE WAHRE GESCHICHTE ZUR LEHRREICHEN UNTERHALTUNG ARMER FRÄULEIN AUFGESCHRIEBEN VON LUDWIG ACHIM VON ARNIM.

Berlin in der Realschulbuchhandlung. Erster Band 348 S. Zweyter Bd 415 S. 1810. Mit Melodien (von Reichardt, Fürst Anton Radzivil, Beans Beor und Louise Reichardt). (7 fl. 39 kr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang III (1810) Band II. Heft 16, S. 374—383.

Wir achten und lieben zumeist an einem Buche, was allein unvergänglich durch alle Zeiten fortdauert und bei den verschiedensten Aufforderungen wieder erkannt wird, die innere Kraft, aus welcher es hervorgewachsen, oder das eigenthümliche, ganz auf sich ruhende, nirgendsher erborgte Leben desselben. In jeder Zeit ist ein gewisser Schatz von Erkenntnis im Umlauf, der von einem grossen hervorragenden Geist derselben herrührt, oder worauf Glück und Unglück, das sie betroffen, hingeleitet hat. Darnach bildet sich das Talent und es entspringt eine gewisse Poesie, der wir nicht alle Wahrheit oder Schönheit absprechen, weil sie etwas allgemein Gültiges enthält und manches wieder ausdrückt, was wir als trefflich anerkannt; und nicht alles Leben, weil das Auffassen des Erkannten darin oft liebevoll ist und darum lebendig geworden, und weil sich dann immer auch einiges Individuelle wird eingemischt finden. Der Grad dieser Individualität bestimmt ihren Werth, doch weil das Beste davon nur der zweite Regenbogen ist mit blässern Farben, so kann sie nicht fortdauern, wenn eine andere Zeit in solchem Geist sich nicht mehr ausbreiten will, die nur das ursprüngliche Licht achtet und sie vergisst; ihrer Zeit aber ist sie nothwendig, wie sich historisch auch zeigen liess,

indem sie überall erscheint, da nichts einzeln und hart dastehen kann, sondern einen milden Übergang verlangt und das Edelste nur als die Blüthe und Spitze des Ganzen. Wir sollen sie als das Bedürfnis derer betrachten, die mit offenen Augen in das Licht zu sehen nicht vertragen, und für die Zukunft wie Pflanzen, die gesäet werden, um edlere Keime, die langsamer wachsen, weil sie höher steigen müssen, unter ihrer Richtung und ihrem Schatten aufgehen zu lassen.

Wir haben an diese Bedeutung der nachziehenden Poesie, woran unsere Zeit reich ist, erinnert und ihren Werth erkannt, um uns zu jener hinwenden zu dürfen, die einen grösseren hat, weil sie edler ist und frei geboren, in welcher allein der Weltgeist fortwächst und die darum seltner sich zeigt. Herrliche Pflanzen sind nicht häufig, jener gewaltige Baum von Toluca erscheint vielleicht nur periodisch und nur in wenig Individuen, oft wird er der einzige sein. Sie ist es, welche uns in dem Geist dieses Buchs begegnet. Es ist durchaus in dem reinsten Sinn das Wort originell; wir meinen damit, dass, während es alle Vortheile benutzt, welche die Zeit erwecken (wie etwa, um ein Geringes zu erwähnen, der freigegebenen Sprache), und welche die nachahmende Sucht nach dem Original nur verwirft, es doch gänzlich auf einer eigenthümlichen Ansicht des Lebens beruht. Was die Poesie sei, wird uns ein ewiges Geheimnis bleiben, wie das Leben selber, das unaufhaltsam fortschreitend stets ein neues Antlitz zeigt und zu keiner verlassenen Gestalt zurückkehrt. So thut jeder originale Dichter eine neue Welt auf, über die zu urtheilen wir kein Recht haben, sondern die wir anerkennen und ehren müssen; wir dürfen nur sagen, wie weit wir von unserem Standpunkt hinein sehen können, das haben wir als Recensent bedacht.

Wir begreifen die Neigung eines Dichters zum Roman leicht, indem er das wichtigste Buch der modernen Poesie ist. Er vertritt gewissermassen die Stelle des Epos. Dieses entspringt in der Zeit einer grossen Nationalgesinnung, es begreift daher in dem Ganzen jeden Einzelnen und seine Thaten schreiten über die Erde hin, wie ein grosses Heer, wie die Wanderung eines Volks; es dringt über die Felder, Berge, Thäler und

Flüsse, aber auch in die einsamste Hütte und betrachtet das niedrigste Leben, wie das höchste. Während unten bei lustigen Feuern das Volk sich lagert und tummelt, hat der König und die Helden die Nachtwache oben auf den Bergen, er sieht die Sterne und ihren Gang und welches Schicksal sie verkündigen, und auf seinen Ruf versammeln sich alle gehorsam unter ihm. Der Roman entsteht da, wo das Leben einsam geworden, in einem gemeinschaftlichen Interesse sich nicht mehr vereinigt, wo es keine öffentliche Versammlung mehr giebt. Er betrachtet die Erscheinung und das Streben des Einzelnen in dieser Zeit, die Verbindung der Familien, die wir als das Liebste und Wichtigste derselben ansehen: alles, was nicht erstarrt, sich noch regen und bewegen kann. Jemand also, der den Unterschied zwischen dem Antiken und Romantischen nicht wollte gelten lassen, weil er bloss ein historischer, nicht in der Natur begründeter ist, würde sich nicht damit begnügen, wenn der Roman nach der bekannten Definition ein romantisches Buch wäre, er würde auch das verlangen, was einst im Antiken war, nämlich ein gegenwärtiges Leben. Unsere Tragödie spielt meist im Antiken und Romantischen und hat sich abgelöst von all unseren Verhältnissen: bei den Griechen war die alte Mythengeschichte ihr Gegenstand, an welchen die Gegenwart noch mit tausend Fäden angeknüpft war und die als Chor personificirt auch wirkend eingriff. Eine Komödie giebt es kaum, doch das Wenige, was existirt, verfehlt nie seine Wirkung. So bleibt es dem Roman allein übrig, bildend und belehrend zu sein, indem er das Leben berührt; in diesem Sinn nannten wir ihn das wichtigste Buch und so wird hier (B. 2 S. 288) gefragt: „Was ist uns denn in einer Geschichte wichtig? Doch wohl nicht, wie sie auf einer wunderlichen Bahn Menschen aus der Wiege ins Grab zieht? Nein, die ewige Berührung in allem, wodurch jede Begebenheit zu unserer eigenen wird, in uns fortlebt, ein ewiges Zeugnis, dass alles Leben aus Einem stamme und zu Einem wiederkehre.“ Wer kann den Vortheil ermessen, den der Wilhelm Meister gestiftet? Hier muss das herrliche Verdienst Jean Pauls genannt werden und er der Dichter der Zeit im edelsten Sinne. Hierauf erwähnen wir den im 17. Jahrhundert

geschriebenen Roman von dem Simplicissimus, der allerdings in dieser Reihe steht und ein vortreffliches Buch ist: dass nicht alles darin abgemessen, wie wir messen, übersehen wir leicht, aber wir erstaunen über die grosse Lebendigkeit darin, über die reiche Erfahrung, die darin niedergelegt, und über das helle Bild jener Zeiten, das darin abgedrückt ist.

Wir stellen unseren Roman in diese Reihe, weil wir ein gleiches Hindringen und Hinweisen zum Lebendigen darin erkennen. Haben wir den Dichter verstanden, so ist seine Aufgabe, das Ewige und Unvergängliche der göttlichen Liebe, das Selbstvergessen in dem liebevollen Umfassen des Ganzen darzustellen, wie den nothwendigen Untergang eines gegen den im Allgemeinen offenbarten Gott verschlossenen, in sich zurückgezogenen Daseins. Die Liebe ist in dem Graf Karl, in einem edlen Gemüth, blühend, doch nicht übermässig, sondern in schöner Thätigkeit sich ausbreitend, Früchte zugleich tragend: adelich in rechtem Sinn, mit dem Bewusstsein, dass alle aus gemeinschaftlichem Boden erwachsen. Die Sünde ist in der Gräfin Dolores innerlich leer und darum schlecht. Was ihn an sie knüpft, ist ihr Reiz und ihre Anmuth und die Engel, die aus ihren Augen blicken können. Denn wie einem leeren Gemüth die ganze Welt mit dem Grössten, was sie hat, bald unbedeutend wird, so trägt die Liebe sich in alles über und sie muss in allem Sinnlichen auch ein Geistiges, Übersinnliches voraussetzen, wie hier in der Schönheit, und das zieht ihn stets zu ihr hin. Meisterhaft ist es nun in ihrer Ehe dargestellt, wie ihr nichts helfen will, die innere Noth zu überwältigen; die Freude verwelkt ihr bald, wie Rübezahls Menschen, weil nur die Liebe ihr Dauer giebt: was er gesäet, ist bald verthan und in Augenblicken muss er empfinden, dass seine Liebe einsam sei, aber sein treues Gemüth lässt keinem bösen Glauben Raum. Die Rosen blühen noch um den Ring, wie sie aber nur fortleben, wenn der Thau eines reinen Himmels darauf fällt, nicht aber unter dem Gewitterdruck einer Schuld, so fallen sie ab, aber die Dornen bleiben übrig. Ein schlechtes Leben steht nicht still, es führt sich immer weiter: so wird sie auch von ihrer innern Trostlosigkeit zum Verbrechen geleitet. Damit

aber kann die Poesie nicht endigen: der Graf versündigt sich an ihr und darf ihr nun verzeihen. Dolores wendet sich zu einem besseren Leben, sie übt eine schöne Busse in grosser Mutterliebe und eine Reihe glücklicher Jahre sind ihr Lohn. Aber sie hat die That nicht vernichten können. Die ewige Gerechtigkeit übt ihr Recht und bereitet ihr durch jene den Untergang. Sie glaubt, der Graf habe dasselbe Verbrechen begangen, dessen sie gegen ihn sich schuldig gemacht, und der Schmerz darüber bringt ihr den Tod. Doch stirbt sie nicht in diesem Glauben, sondern in reinem Frieden.

Diese Ansicht haben wir von dem Buch gewonnen, wobei wir uns bescheiden, dass mannigfache Beziehungen und Bedeutungen uns verborgen geblieben. Es ist das Schicksal der Dichter, die Erklärungen aller berühmten werden das beweisen, fast immer nur von einer Seite erkannt worden zu sein, wie ja auch ein organisches Kunstwerk so verschiedene Auslegung zulässt und richtige, die der Dichter gerade nicht vor Augen gehabt.

Mit diesem Bewusstsein wollen wir auch unser Urtheil sagen. Am liebsten ist uns gegen die Sitte immer der Held gewesen, der Charakter des Grafen ist am beharrlichsten durchgeführt, die adeliche, reine und wieder so menschliche Gesinnung, die Liebe, die bei allen Wendungen und Anmuthungen des Schicksals treu bleibt und nicht untergeht, wie der Ring selbst aus dem Meer wieder hervorkommt. Wenn das Menschliche in ihm nicht recht ist, etwa in der Meinung, es sei Schwäche, dass er sich nicht alsbald gereinigt und getrennt von der Dolores, wie er empfunden, dass keine Liebe in ihr, als die zu ihr selbst, der sollte bedenken, dass wir durch solche Züge erst ein nahes Interesse und Vertrauen zu ihm gewinnen, da eine ganz überfliessende Vortrefflichkeit, wie etwa Albanos im Titan, uns allzuweit zurückstellt: hängt doch die alte Sage dem grössten Helden Deutschlands, dem Dietrich von Bern, die Makel an, dass ihm niemals der Bart wachsen wollte. In der Gräfin Dolores ist das Böse der Zeit. Mit grosser Kunst ist sie mit der edleren Natur des Grafen in mannigfachen Lagen zusammengestellt. Der ganze erste Band ist vortrefflich, in ruhiger Ent-

wicklung mit immer steigendem Interesse und voll originell erfundener Situationen. Auch die einzelnen Personen, die eintreten und Bedeutung in der Geschichte erhalten, müssen wir sehr rühmen, es ist eine grosse Wahrheit in der Darstellung dieser Naturen, in dem scharfgeschliffenen Frank, in Waller, der ein sündliches Gaukelspiel mit dem Heiligsten treibt, und in dem Baron, der wie die Grossohren bei Pomponius Mela und Plinius sich gar nicht zu schämen braucht, weil er sich in seine eigenen Ohren einwickelt. Die erste Hälfte des zweiten Bandes ist uns weniger lieb. Nicht etwa, als fänden wir das tiefere Versinken der Dolores nicht im Zusammenhang oder sei uns die Veranlassung nicht gut gewählt. Sie ist vielmehr recht aus der Zeit gegriffen und berührt eine Neigung moderner Frauen, die uns immer einer der unnatürlichsten Anblicke gewesen: wie auch die Alten (wir meinen einmal die nordischen) urtheilten, denn ein gutes Schwert durfte nicht in der Gegenwart einer Frau gezogen werden. Was uns zuwider, das ist der Markese, der einzige, in welchem wir kein rechtes Leben erkennen können. Was in ihm wahr ist, ein giftiger Sumpf mit leichter Bedeckung, auf welcher täuschend eine reiche Vegetation luxurirt, die anlockt und jeden, der sich nähert, hinunter stürzen lässt, dieses Entsetzliche unserer Zeit ist in dem Roquairol viel gewaltiger, tiefer und poetischer schon ausgeführt (wiewohl diesen das stete Bewusstsein der Schuld von dem Markese unterscheidet und ihn noch sündhafter macht). Klelie, die im ersten Band als Gegensatz zu der Dolores schön wie eine stillwirkende Heilige erschien, dachten wir, würde mehr in die Begebenheit eintreten, so aber ist der Blüthenschnee der Dichtung fast zu hoch auf sie gefallen. Manchmal scheint es uns, als ob die Idee des Buchs vor der innern Natur der Personen Gewalt gehabt. Wir müssen die Unendlichkeit der Gnade und Kraft der Busse anerkennen für die grösste Sünde, aber wir begreifen nicht oder haben keine Erfahrung davon, wie ein leeres Herz von Liebe je kann angefüllt werden, wie es von der Dolores behauptet wird: die Sünde, die gebüsst wird, setzt ein verlorenes Paradies voraus, das wieder erlangt wird. Dolores aber, so weit wir sie kennen, hat nie darin gewandelt.

Es ist ein schöner Gedanke, dass Johannes nun ein heiliges Leben führt und die Sterbende tröstet, aber für einen so räthselhaften Charakter hat der nicht leicht ein rechtes Urtheil, der bedenkt, dass die Heiligung des Lebens in der Geschichte meist als die Blüthe eines thatenreichen erscheint. Nach den Vedas ist den Braminen verordnet, wenn sie das Kind ihres Kindes sähen und ihre Haare grau, dann sollten sie sich zu einem heiligen Leben wenden. Auch von dem Minister müssen wir sagen, dass wir ihn nicht recht als leichtsinnigen Graf, der an seinem brennenden Palast seinen Zigaro anzündet, und als Entenfänger denken können. Beide einzeln aber sind gut, noch mehr aber hat uns der grillenhafte Alte angezogen mit seinen Automaten und dem unsichtbaren Mädchen. Dabei reden wir wohl am besten einige Worte von der Neigung zu dem Sonderbaren und Auffallenden, die in dem ganzen Buch nicht zu verkennen ist und die gewiss oft vorgeworfen wird. Wir finden sie ganz natürlich bei einem Dichter, der so auf das Lebendige und Individuelle hindringt. In einer Zeit, wo eine allgemeine Gesinnung herrscht, ein Nationalcharakter und ein bestimmtes Streben, da hat jede ausserordentliche Kraft Gelegenheit sich zu äussern und, indem sie ihre Stelle findet, wo sie sich thätig ausbreiten kann, gewinnt sie Mass und Begrenzung. Die grösste Kraft wird dann immer oben stehen, das ist die Auszeichnung und einzige Sonderbarkeit. In diesen Zeiten aber einer unendlichen Spaltung kann jede ausserordentliche einzelne Kraft sich kaum anders äussern, als so, dass sie den meisten Seltsamkeit ist: wer hat Gelegenheit oder den Willen, durch mannigfachen Verkehr mit der Welt ihr eine rechte Richtung zu geben und sie zu zähmen? So wird sie einsam stehend, festgedrängt nach einer Seite hin aufsteigen und ohne Mass sein. Wer will es aber dem Dichter verdenken, wenn er zu diesen Erscheinungen sich wendet, die immer eine lebendige Kraft voraussetzen, also poetisch sind, in dieser gar nicht poetisch reichen Zeit?

Die einzeln eingewebten Novellen, die alle, wie es sein muss, Bezug auf das Ganze haben, werden den meisten zusagen. Die Erzählung von der Fürstin rechnen wir auch dazu; obgleich

der Schluss durch sie sehr gut herbeigeführt wird, so nimmt sie doch zu viel Platz ein und schiebt ihn zu weit zurück. Sie hemmt den Strom der Dichtung, den sie durch zu viele Inseln in kleine Arme zertheilt; oder, um es anders auszudrücken, es sind in diesem Theil des Buches zu viele einzelne Bilder zusammengestellt, deren helle Farben uns vor den Augen flackern und in der ruhigen Betrachtung des Ganzen stören. Die komischen Stücke sind alle in ihrer verschiedenen Manier ungemein ergötzlich, zumeist das Puppenspiel: witzig ist die Zeit in der Art copirt, womit der Messias sich einführt und verkündigt. Unter den ernsthaften geben wir der Päpstin Johanna bei weitem den Vorzug. Dieses Bruchstück ist wunderbar herrlich: wir wissen nicht, wo der Zusammenklang des eben erwachten Blumenlebens der Kindheit mit der Natur zarter und rührender dargestellt wäre, und wir wünschen gewiss mit allen Lesern dessen Vollendung. In den Liedern ist eine tiefe Empfindung ausgedrückt. Nur wird die Freiheit, womit die Sprache darin behandelt wird, zumal für den Ungeübten beim ersten Lesen öfters eine Dunkelheit verursachen, die besonders in einem Lied nachtheilig ist, das bei seinem Schweben sehr klar sein muss, um den Zusammenhang nicht vermissen zu lassen. Eigenthümlich ist in vielen die Gewalt, mit welcher einzelne Augenblicke, die wohl ein jeder erlebt hat, ohne sie festhalten zu können, ergriffen sind. Wer ist etwa nicht einmal in einem grünen Wald gegangen, wo plötzlich ein leiser Wind die Bäume bewegt, dass ein wunderbares Licht durch alle Blätter dringt und die Regentropfen glänzend an allen Spitzen hängen; der alsbald wieder nachgelassen, die Blätter senkten sich wieder zu und das Licht war verschwunden und es war wie zuvor, die Erinnerung daran aber verschwand, wie ein Bild, das eben im Traum hell vor uns gestanden. Solche Momente werden uns in diesen Liedern zurückgerufen; wir wollen, was wir meinen, durch ein kurzes Beispiel deutlich machen, da ein grösseres der Raum nicht erlaubt. B. 2, S. 322:

Der Kirschbaum blüht, ich sitze da im Stillen,
Die Blüthe sinkt, und mag die Lippen füllen:
Auch sinkt der Mond schon in der Erde Schooss
Und schien so munter, schien so roth und gross:

Die Sterne blinken zweifelhaft im Blauen
Und leiden's nicht, sie länger anzuschauen.

Wir meinen, dass jeder von diesen wenigen Worten muss berührt werden, noch mehr, wenn er sie mit der schönen Melodie hört. Die beiden Romanzen von Ost und West und von des Bergmanns ewiger Jugend haben wir mit grossem Vergnügen gelesen, die auch in der Sprache durchaus klar sind.

Von vielen anderen trefflichen Einzelheiten wollen wir nicht reden, sie gehören in den Zusammenhang und sind zur Lust für die, welche empfänglich sind, das Ganze zu lieben mit allen Eigenthümlichkeiten; zum Ärger aber für die anderen, weil sie sich doch wiederum nicht wegleugnen lassen. Es lebt in dem ganzen Buche ein reicher Geist, eine freie Ansicht des Lebens und ein rechter Muth. Dafür, dass hin und wieder Nachlässigkeit in der Zusammensetzung zu erkennen, ist auch der Schimmer und frische Morgenthau einer freien Dichtung über das Ganze ausgebreitet, welchen die Qual und Noth eines mühsamen Zusammenarbeitens abwischt und den ein Spiegelglanz mit aller Politur doch nie erreicht. Wir gehören auch zu denen, welche die Poesie für eine freie Gabe des Himmels halten, die nicht kann erjagt werden, wie nach der alten Sage das Einhorn von keinem Jäger, welches aber freiwillig zu einer reinen Jungfrau kommt und sein Haupt auf ihren Schooss legt.

[anonym; im Verzeichnis: Von GVmr.]

DIE KRONENWÄCHTER VON L. ACHIM VON ARNIM.

Erster Band. Berlin 1817 in der Maurerschen Buchhandlung. Mit dem zweiten Titel: Bertholds erstes und zweytes Leben. Ein Roman.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. 8. Jahrgang XI (1818). Band I. No. 29. S. 452—464.

[Mit Bettina von Arnim.]

Diese Dichtung hatte uns an vielen Stellen angezogen, wie wenig Bücher der Art, an eben so vielen herzlich erfreut und erquickt; doch blieb uns am Schluss vor allem das Gefühl, dass sie aus einem vollen, überströmenden Herzen geflossen, innerlich sich keiner Unwahrheit bewusst sei. Wer die Messwaaren unserer Poesie näher ansieht, weiss, wie viel sie durch zusammenschraubende, auch wohl zusammenleimende Fertigkeit ausrichten, zumal wenn sie von einem Kunstfirniss überzogen sind, das heisst, wenn viel Talent und Geist daran glänzen; es ist dann wohl gesagt worden, dies seien Werke aus dem tiefsten Grunde herausgeholt, ihm gleichsam abgedrungen, und dennoch könnte man von ihnen sagen: es ist alles schön darin gemacht, aber morgen wird es verwelkt sein, während wir hier sagen: dieses und jenes gefällt mir nicht oder es ist meiner Gesinnung fremd, selbst entgegen, doch giebt jedes Blatt Zeugnis von seinem Leben, welches auszulöschen in keines Menschen Gewalt steht. Nicht ohne Aufmerksamkeit und grossen Ernst, aber freudig und peinlos, wie jemand arbeitet, der seines Berufs gewiss ist, werden die Eimer in dem reinen Born der Dichtung gefüllt und über uns ausgegossen. Dies ist das erste und grösste Lob, das wir auszusprechen wissen, denn dieser Geist des Ursprünglichen gleicht ja dem Licht in der Natur, das

allem Reichthum von Gestalten und Formen erst Athem, Farbe, Bewegung, die Lust des Daseins gewährt; damit es aber nicht aussehe, als wollten wir einem unbesonnenen, regellosen Trieb das Wort reden, so können wir auch im Einzelnen sagen, worüber wir uns zu freuen Ursache gehabt.

Vorerst ist die Erfindung hier ungemein und überraschend, die Darstellung im höchsten Grad frisch und frei von aller Manier. An Erfindung hat es zwar dem Verfasser nie gefehlt, aber etwas so Geschlossenes, Zusammenhaltendes kennen wir von ihm noch nicht. Die früheren Dichtungen hatten die Eigenthümlichkeit, die uns immer als ein Fehler vorkam, dass, wenn sie in schöner Gemessenheit eine Zeitlang gelebt, etwa die Jünglingsjahre erreicht, sie anfingen schnell und gleichsam ins Unendliche hineinzuwachsen. Sie glichen Bildern, die von drei Seiten einen Rahmen hatten, an der vierten aber nicht und dort immer weiter fortgemalt waren, so dass in den letzten Umrissen Himmel und Erde nicht mehr zu unterscheiden waren; woraus eine ängstliche Ungewissheit für den Leser entsprang. Welche Verschiedenheit ist z. B. zwischen dem ersten festen Theil von Halle und Jerusalem und dem zweiten, dem ein halber Welttheil beinahe zu eng wird. Eine andere Eigenthümlichkeit war die Neigung, verschiedenartige Charaktere und Begebenheiten, selbst alte Sagen auf eine den meisten Lesern fremde und seltsame Weise zu verbinden. Da das, was man poetische Sitte, lebendes poetisches Gesetz nennen könnte, wodurch ein episches Zeitalter blüht, fast ganz untergegangen ist, so schalten unsere Dichter zu eigenmächtig und unumschränkt mit ihrer Bildungskraft. Sie gerathen auch leicht aus den entgegengesetzten Gründen beschränkter Menschen auf den Gedanken, dass es erlaubt sei, Sprache, Gesetzbücher, Sitten und Feste zu machen, und Jean Pauls Lob von Wolkes Anleit wird darum immer merkwürdig bleiben. Der Dichter steht manchmal auf einer Stelle, wo er den Zusammenhang von Getrenntem und Entgegengesetztem erblickt, das von unten her betrachtet unvereinbar erscheint; dies kann wohl der Grund gewesen sein, doch hat es auch wieder das Ansehen, als ob ein geistreicher oder ein witziger Gedanke genug gewesen wäre,

um, nicht unähnlich den Restauratoren der Antiken, dem Leib einen Kopf geschickt aufzusetzen, der ihm ursprünglich nicht gehörte. Beider Neigungen gedenken wir hier, weil sich wohl Spuren davon finden, aber eigentlichen Einfluss haben sie auf die Bildung dieses Werks nicht gehabt, und in dieser Beziehung kann man sagen, dass die Kunst des Dichters fortgeschritten sei. Diese Dichtung hat eine bestimmte Begrenzung, einen Rahmen, der sie wohlthätig einfasst; zwar ist die früheste Erinnerung der Geschichte, die wir mit erleben, nicht vergessen, aber sie stört nicht die Verhältnisse und leuchtet aus der Ferne als ein Hausmärchen herein; das Wunderbare ist meist in jener zweifelhaften Schwebe zu dem Natürlichen und Wirklichen gehalten, in welcher es allein ergreift, und während man überall den Verstand in dem Wohlgeordneten erkennt, bricht ungestört die frische und grünende Saat der Poesie freudig ans Licht. Die Sprache ist, wo nicht reicher, was sie immer war, doch klarer (wenn gleich nicht frei von kleinen Nachlässigkeiten); besonders ist es den Liedern wohlthätig, wenn sie eben so herrlich gesagt als gedacht sind.

Die Einleitung beschreibt genau und mit poetischer Ausführlichkeit den Schauplatz, oder der Dichter breitet wie ein sorgender Wirth ein reines fein gebildetes Gedeck vor seinen Gästen aus. Jetzt werden wir in der kalten Winternacht zwischen Schneegestöber in die lebenswarme Dichtung eingeführt. Ob uns der Reiz des Neuen besticht, aber die ersten Geschichten, die spärliche Hochzeitslust, der seltsame Fund des Knaben, die ganze Wirthschaft auf dem Thurme, wo zwischen einer nahen meisterhaft geschilderten Gegenwart dunkle und geheime Ahnungen aufsteigen, jene von allem Glanz, irdischem und überirdischem, bestrahlte Erscheinung, die vor dem seligen Knaben sich aufthut und mit dem schnellen Tode Martins wieder verschliesst; sie scheinen uns die Krone des ganzen Buchs. Mit welcher Lust schreiten wir in diese neugeöffnete Welt! Was wir erblicken, ist überraschend und ungewöhnlich, dennoch ist es gültig und wahr vor unserer Seele, wir zweifeln nicht, dass es also gewesen. Wir sind geneigt, jene Erscheinung in den Ruinen des Barbarossapalastes wie

eine Vorgeschichte zu betrachten, und Berthold hätte dann ein dreifaches Leben gehabt; überschwenglich scheint dem Kleinen der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der mit seltenen Pflanzen und Bäumen durchwachsenen Ruinen und Steinbilder. Das Glück seines Lebens ist in gehäuftem Masse vor ihm ausgeschüttet, und mit Entzücken reisst er es an sich: „es ist mein, ruft er, ich will es ausbauen!“ Haben wir nicht, noch ehe uns die Geschicke hinausreissen, eine Grenze für uns aufgefunden, in der uns unsere Lebensplane überfüllt herrlich erscheinen, gerade die Grenzen, die dem Erfahrenen eine Andeutung und Aussicht in ungemessene Weite geben? Und darum ist die Freude des Knaben herzzerspringend für uns und den alten Martin, der in diesem Gefühle sein schauerlich schönes Lied singt. Schnell wird der Knabe seinem Glück wieder entzogen, das er erst durch das Leben verdienen soll, und schon hier erkennen wir den doppelten Faden, an den sein Schicksal geknüpft ist, der eine zieht ihn herab, der andere in die Höhe, doch der Zwischenspalt thut uns noch nicht weh: wer zweifelt, dass der wunderbare Alte ihn, den Seinen, aus der Hand lassen werde? Gewiss bewahrt er ihm den rothen Purpurmantel für die Zeit, wo seine Schultern ihn tragen können.

Mit dem Kauf des Gartens und der Ruinen tritt Berthold in das bürgerliche Leben ein, er zeigt dafür noch wenig Geschick, und das erste Vorhaben wäre misslungen, wenn nicht die Hülfe unerwartet von oben gekommen wäre. Und wie wird er gleich vom Schicksal in der ersten zartesten Neigung angefahren! Der Dichter hätte hier etwas milder sein sollen, denn die Erniedrigung, die Berthold erleidet, ist für seinen edlen Charakter zu hart. So wahr die Angst des Jünglings bei der Versteigerung dargestellt ist, voll feiner Züge, z. B., dass er mehr bezahlt, als nöthig ist, so schön wird der Traum und die wunderbare Erregung eingeflochten; doch das nachfolgende Gespräch mit Apollonien und den Voigtstöchtern könnte weniger überladen sein, auch wirkt das Lächerliche, das dabei auf ihn fällt, zu grell.

Bei dem Bau des Hauses und der Einrichtung des Handels scheint der Palast des Barbarossa vergessen, und das Bürger-

liche geht ganz und vielleicht zu schnell ins Breite; damit Berthold recht fest daran gebunden werde, nimmt ihn der thätige Schneider Fingerling an Kindes Statt an. Die komischen Anlagen dieses Charakters hat der Dichter vielleicht absichtlich nicht ausgebildet, damit der Abstand zwischen beiden nicht zu stark hervortrete. Jetzt aber erscheinen höhere Gestalten: die Fürstin und in ihrer Begleitung der Baumeister. Wie sie ihre Erzählung anfängt, tritt die Geschichte gleichsam aus einer engen Haft hervor und breitet sich aus wie die Teppiche, welche die hohe Frau dabei ausbreitet. Die Reise des Ritters nach der Kronenburg, gleich einer Pflanze, die in ihrem ersten noch geschlossenen Keimen schon auf ihre Seltenheit deutet und den betrachtenden Leser an ihre Entfaltung fesselt, treibt am üppigsten Fleck empor. Wir steigen mit dem Ritter an dem Felsen hinauf und erblicken die Welt unter uns; es ist eine Höhe, auf die uns der Dichter führt, von welcher aus wir ihn selbst in Ferne und Nähe als Aussicht gewinnen: eine Mehrzahl von Gedanken liegt wie die Mehrzahl der Bergspitzen in Nebel und Sonnengluth, beschneit und begrünt, wir erkennen nicht alles, aber es wird uns unendlich wohl in unserer Umgebung. Die Fürstin scheint eine Entwickelung herbeizuführen, es überrascht uns nicht mehr in ihr Bertholds Mutter zu kennen, er scheint auch dieser Höhe theilhaftig werden zu müssen, aber der aufsteigende Strahl wird schon unterbrochen von dem trüben Schein bei Frau Hildegardes Lampe und sinkt vor dem einbrechenden Wetter, das die angehäuften Blüthen zerweht. Gottes Hand zieht die Wolke wieder vor der durchbrechenden Sonne zusammen. Nach dem Sturm wird es ruhig aber kalt, und Berthold hat seine Liebe zwischen zwei Müttern zu theilen.

Das allmähliche Herabsinken und Hinschmachten Bertholds und die völlige Entfremdung von den angebornen Neigungen hat der Dichter uns wohlthätig entzogen; wir erblicken ihn nach einem langen Zeitraum erst wieder, als er sich seinem Ende zu nähern scheint. So vertrauern edle Pflanzen in hartem ungewohntem Boden. Die letzten Flammen leuchten nicht ohne Milde und Anmuth; dazwischen springt der humoristische

Sixt, und der Ton des tiefsten Ernstes wird angeschlagen in der Erzählung von dem Ende des Baumeisters, einer schwersinnigen, aber durchaus edlen Gestalt von solcher Tiefe, dass er wohl auf dieser Höhe den Tod suchen konnte. Sein Gesang ist grossartig und ergreifend.

Wir werden jetzt zu einer Begebenheit geführt, die den Keim der folgenden Entfaltung enthält, den Anfang von Bertholds zweitem Leben. Wir haben in dem vorangehenden die Hand Gottes gesehen, welche also die Geschicke des Knaben und Jünglings gelenkt hatte, und fühlen wir das Traurige dieses Herabbeugens und frühen Zerschneidens, so ist es doch eine milde Trauer; ihm war dabei viel Freude beschcert worden. Hielten trockner Sand und harter Stein die Säfte den Wurzeln zu sehr zurück, dass die Pflanze nicht zur Blüthe kam, sie hat doch ihren Himmel und ihre Sonne und die erquickenden Sterne gesehen, und der Samen war von dem Herrn dahin gesäet. Durch die Vertauschung seines kalten Blutes mit dem heissen des starken Antons reisst sich Berthold selbst aus seiner ihm gegebenen Stelle. Dass er Unrecht that, fühlte er, der bloss Gesundheit suchte, nicht; wir fühlen es wohl, denn uns lässt der Dichter durch die Art, womit er den Doctor Faust schildert, nicht im Zweifel; aber ob, was wir, weil es nur zu ahnen ist, das Unaussprechliche nennen, in dem vertauschten Blut nicht zu sinnlich und irdisch grob ausgedrückt sei? Die Frage wird sich jeder vielleicht anders beantworten, in uns regt sich ein Gefühl dagegen. Ungewisser, geheimnisvoller hätte es immer ausgedrückt werden können, damit es nicht so hart hereinbreche; die widerwärtige Pumpmaschine übersieht man bloss wegen der lärmenden Farben, womit Doctor Faust (übrigens sehr gut, wo sich der Dichter nicht dann und wann zu viel Spass mit ihm gemacht) gezeichnet ist.

Giebt man einmal die Statthaftigkeit des Motivs zu, so ist es aufs vortrefflichste benutzt und die Geschichte entwickelt sich daraus in unendlichen, lebensvollen Bewegungen. In Berthold dringt bald der neue Mensch heraus; in dem Versuch, reiten zu lernen, erscheint er ein wenig zu lächerlich, und man wünscht ihn schneller vergessen zu können. Seiner natür-

lichen Neigung entsprechend finden wir ihn erst auf dem Ritterpferde bei dem Einzuge des Kaisers in Augsburg. Die Darstellung gleicht hier der Malerei guter altdeutscher Bilder, so fleissig, wahr, sorgfältig ist sie, ohne mühselig zu sein, in allem Einzelnen, dabei so mannigfach und glänzend. Es gehört eine eigene Sicherheit dazu, die Farben hell und ungetrübt in ihrer Pracht spielen zu lassen. Dabei hat der Dichter das Glück, oft ein gesammeltes Licht auf die Wahrheit der Darstellungen zu ziehen; z. B. bei der Heilung: „der Schornstein streckte eine feurige Zunge gen Himmel"; bei der Beschreibung der fürstlichen Braut, wie sie ihre Schönheit hinter dem Pfauenwadel versteckt; bei Alma, wie sie ihren Feldblumenkranz auf dem Haupte mit dem Rosenbusch am Busen bekannt macht. Ferner der kleine Zug, dass sich Bertholds Gestalt zu lang und dünn für alle Rüstungen findet, welches seinem Stubensitzen zugeschrieben wird, wo dann die Rüstung seiner Ahnen, die ihm passt, uns einen Blick in die Zeiten des alten Herrschergeschlechts gewährt. Die ruhige Beherrschung der Erzählung wird unterbrochen durch die Nachricht von Apolloniens früherem Leben; man sieht, dass der Erzähler in diesem Augenblick ungern die grosse Heerstrasse, deren Aussichten sich mannigfaltig erweitern, verlässt, um uns mit dem nebeneinlaufenden Knüppeldamm von Apolloniens Begebenheiten bekannt zu machen. Er räumt da schnell auf und hat Recht, denn der Nebenweg enthält nicht viel Erfreuliches, aber Wahrheit genug in der Art des Schicksals, denn aus doppelten Blüthen erwächst nie eine Frucht. Ihr Charakter gehört aber auch zu denen, wo der Dichter etwas Verschiedenartiges zusammengesetzt zu haben scheint; es wird sich nicht jeder den Raum zwischen der schönen Jungfrau, die uns von der nächtlichen Kirchenscene als eine edle Gestalt mit dem Lamme im Arm in Gedanken schwebt, bis zu dem zankenden Weibe mit einem nicht abzuleugnenden Zuge von Gemeinheit ausfüllen können. Anna dagegen ist meisterhaft gehalten und reizend im Gefühl ihres schönen, gesunden und tüchtigen Daseins, obgleich der Dichter uns nie ganz ihre Abkunft vergessen lässt und gewisse Beimischungen, z. B. die Neigung, mit den Mägden sich zu unter-

halten, die Neugierde, womit sie das Haus gleich durchsucht, uns im Gegensatz desto mehr missfallen; Wahrheit ist übrigens gewiss dabei.

Von der Reise nach Augsburg an bis zu dem Brunnenbau ist der Fortgang der Geschichte heiter, schön und durchaus wohlgefällig; es ist ein Feld voll Ebenmass, wo die Saat gedrängt und gleichmässig in der Erzählung aufschiesst. Nur das Politische, besonders in dem Gespräch mit dem Schreiber des Kaisers, strebt darüber hinaus und ist doch zu dünn und fremdartig; auch führt der Dichter hier manchmal aus dem Bereich der Dichtung heraus zu der urkundlichen Wahrheit, so dass wir nicht wissen, wem wir anhangen sollen. Dass sich die Dichtung an eine bestimmte Zeit und wirkliche Orte anlehnt, an gewissen Begebenheiten aufwächst, dagegen haben wir nichts einzuwenden; was ist sie überhaupt anders als wofür sich diese ausdrücklich ausgiebt? Nicht geschichtliche Wahrheit, sondern eine geahnte Füllung der Lücken in der Geschichte; ein Bild im Rahmen derselben. Jeder Missbrauch wird verhindert, indem wir uns dieses Verhältnisses immer wohl bewusst bleiben. Geht aber der Dichter weiter, ergreift er eine schon von der Geschichte mit charakteristischen Zügen bestimmte, uns nahe liegende Einzelheit und bildet sie nach seinem besondern Talent und seiner besondern Ansicht weiter fort, so begeht er ein Unrecht: wir meinen hier das Einmischen vom Kaiser Max, noch mehr von Luther. Es regt sich dagegen ein deutliches Gefühl in uns, das Recht wird gekränkt, das wir auf die unverletzliche Wahrheit der Geschichte haben; denn hier ist keine Ausfüllung derselben, der geschichtliche Luther ist kein Rahmen zu dem Poetischen hier, sondern es ist eine Fortsetzung. Man sage nicht, Luther handle in seinem Geist, rede selbst mit seinen Worten, man könnte antworten, desto schlimmer, nun scheint es wie urkundliche Wahrheit und ist keine, so sehr sich auch die Kraft des Dichters bewähren mag. Die modernen Ergänzungen verlorener Bücher der Klassiker werden doch nie als Quelle angesehen, so geschickt sie möchten ausgefallen sein. Wie will sich der Dichter bei dem dritten oder vierten entschuldigen, der die urkundliche

Geschichte anders wie er gefasst (bei der unendlichen Verschiedenheit der Ansichten) und in dieser Erweiterung Zusätze erkennt, die ihm sogar fremdartig scheinen können. Die Pläne des Kaiser Max, wie sie hier geschildert werden, beruhen zum Theil doch nur auf Ansichten und Vermuthungen von Geschichtsforschern und können so irrig sein, als die Hypothese von dem Zusammenhang der Nibelungen und Gibellinen, auf den, wie uns dünkt, der Verfasser auch einmal anspielt. Die Kronenburg dagegen ist schon zu sichtbar im Reich der Dichtung aufgebaut, als dass jemand Anstoss daran nehmen könnte. Auch darin liegt keine Rechtfertigung der Einmischung, dass die Geschichte der Dichtung nicht entbehren könne und sie ja selbst schaffe, denn die Sagengeschichte geht aus der Gesinnung eines ganzen Volks hervor, und liegt ein Irrthum darin, so kann es diesen keinem vorwerfen, so wie das Wahre derselben ihm unmittelbar zufliesst und keiner sich dagegen sträuben darf.

Bis zum Brunnenbau treten die Wolken, die sich am Rande und manchmal gewitterschwer zeigen, noch immer zurück, und die Sonne behält die Oberhand. Noch dürfen wir hoffen, dass das schöne Gebet Bertholds erhört werde, das wir mitzutheilen uns nicht enthalten können: es ist ein inniges tiefes Gefühl darin, dem der leicht anschmiegende Reim durchdringende Rührung und Klarheit verleiht.

Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Dass ich dich, Herr, der Erde thue kund,
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth;
Gieb Kinder mir, die aller Sorge werth,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
Dass er sich leicht der schönen Welt entreisst.

Mit dem Eintritt des Bergmanns nimmt die Grundfarbe der Erzählung die Erdfarbe an, auf der die Gestalten hineinblitzen, wie der Glimmer im Gesteine. Der emporschiessende Wasserstrahl betäubt wie ein lang Ersehntes und Gefürchtetes; erst nachdem er in sein ruhiges Bett zurückgetreten, hoffen

wir, dass der Teufel hier nicht ganz die Oberhand gewinne. Der Schmuck des Brunnens ist reizend und entspricht der damit verknüpften Erzählung, die wie eine ausländische Pflanze, gleich den Fensterbogen, über der schönen Gruppe sich in einander flechtend und blühend verdachet und alle Himmelslichter in buntem Widerscheine auf sie strahlt; Gewebe der Blätter und Blüthen ist fein und unverletzt, der Duft fremdartig und edel. Die Weisheit, die sich auf allen Strassen vor jeder Hausthür im alltäglichen Gewand des irdischen Lebens erblicken lässt, zeigt sich hier in einem duftigen Schleier, der mit den Wolken des Himmels verschwimmt.

Im dritten Buche drängen die Begebenheiten mehr, Ernst und Laune, Hohes und Niederes tritt näher an einander. Die Zänkereien der Mägde, welche Mutter und Tochter trennen, entfernen diese auch etwas von uns, dagegen gefällt uns Anton in seiner Eigenthümlichkeit überaus und jederzeit, und da, wo er mit Anna zusammenkommt, gewinnt diese einen besonderen Reiz (z. B. in der Scene am Giebel des Hauses), sie scheint dann jedesmal veredelter und über sich selbst dazustehen. Von Grünewald aber können wir nicht sagen, dass er uns der Liebste wäre, so wohl uns seine Lieder gefallen (vor allen jenes von der beichtenden Gärtnerin S. 344); wir wissen uns kein festes Bild von ihm zu machen, und er scheint uns eher eine gefällige Ausfüllung und Verbindung als etwas Nothwendiges; bei seiner Verkleidung mit einer Tirolerin müssen wir mit Anna und Berthold die Augen zudrücken, damit wir ihn nicht erkennen. Berthold, ob er gleich thätig und verständig, wo er sich zeigt, wird in dieser Abtheilung doch etwas zu sehr von den andern vordringenden Gestalten versteckt. Die Erzählungen von dem Schloss Hohenstock und der Traubenlese sind beide in ihrer Art trefflich und von ungemeiner Wahrheit. Dort hatten wir es anders vermuthet, vielleicht mit uns der Dichter. Man sieht, dass keine Stimmung seinen Geist fesselt und dass trotz allem Anschein und wohl gar zu seiner eigenen Verwunderung die Wahrheit der Begebenheiten aus seiner Phantasie strömte. Sehr gut schleift und reinigt sich das Ganze im Gespräche, das Anna und der Ehrenhalt im Herab-

geben von der Burg führen, die wie ein geheimnisvolles eisernes Gefängnis hinter uns emporsteigt, worin die höheren Räthsel des Lebens gekettet liegen, die, wenn sie gelöst wären, die Welt in einen andern Umschwung brächten. Das Lied von Grünewald zeigt uns den Rost, den die Zeit auf dem erblindeten Glanze des Schlosses gezogen.

Der Gang zu dem Einsiedler scheint das wilde Traubenfest beruhigt, sein Lied den bösen Geist besprochen zu haben, aber es ist die kurze Ruhe vor dem einbrechenden Sturm. Ehe der Dichter die Erzählung anhebt, wirft er (im Anfang der sechsten Geschichte) seine Augen erst auf die Natur, gleichsam um getröstet zu werden über das Schicksal des geliebten Bertholds; er findet auch hier, wenn Frühling und Sommer vergangen sind, vor der Wiedergeburt alle Saaten der Erde verschüttet: „der Winter kommt den Thieren und Menschen zur Verwunderung, nur wenige wissen ihre Zeit voraus, wie die Wasserlilien, die zum Blühen in rechter Zeit ihre strahlenden Häupter über die Oberfläche der Gewässer erheben, um dann genügsam und ruhig in den Abgrund seliger Erinnerungen bis zur Wiedergeburt zu versinken.“

Die Zeichen der Natur wecken Berthold: wie kalt scheint, was ihn umgiebt! Seine rechte Mutter ist ihm längst entzogen, seine Pflegemutter ist nun auch gestorben, kein Lebenslicht wird ihm in der Neujahrsnacht mehr gebracht; bald auch bricht die Sorge von allen Seiten herein. Die Erzählung von dem politischen Treiben geht in grossen Schritten und ist in Vergleichung zu der übrigen flüchtig und uneben, obgleich sie durch ein Paar gute humoristische Züge belebt wird (nur dass ein Bürger eine Kugel für einen Kloss essen will und sich fast einen Zahn ausgebissen, ist kein solcher, sondern ein starker Spass, der allenfalls bei einer nächsten Auflage wegfallen kann). Überhaupt ist das Politische nicht das vorzüglichste Element des Buchs, und dass es den wahrhaftigen Berthold zu einer Verstellung zwingt, hat gewiss auch dem Dichter leid gethan.

Doch die gewohnte Theilnahme erwacht bald wieder, als wir Berthold von allem, was ihm lieb ist, mit Blicken, Küssen und Gebet Abschied nehmen sehen. Wie herangewachsen

durch das Schicksal, wie geläutert erscheint er uns in diesem Augenblick! Wir fühlen, dass er seinem Ende entgegengehen darf, wir sehen auch, dass auf den Thron erhoben oder in die Mitte des Lebens verschwunden die Geschicke den Königlichen immer königlich bedienen. Statt dass bei den Hohen am Sterbetag in allen Kirchen für sie gebetet wird, führen seine guten Engel ihn selbst zum Gebet in die Kirche; der Tag der Taufe seines Kindes feiert den Flug seiner Seele nach der Heimath, nach der er sich so oft gesehnt. Sein Geist entfaltet die reinen Schwingen in den Worten: „O, wie so oft hab' ich ein Zeichen erhofft, zogen Sterne den schimmernden Bogen durch die himmlische Leere, durch die himmlische Tiefe, dass ich der irdischen Schwere auf immer entschliefe. Aber der Morgen löschte die Sterne aus, weckte die Sorgen, weckte des Herzens Haus, und des Alltäglichen Macht zwang die Ahndung der Nacht." Er sinkt ins Grab, als aus Antons Wunde sein Blut verströmt; dies Ende, obgleich bei der Vertauschung voraus geahnt, hat uns doch erschreckt. Der Brunnen hört auf zu fliessen, das Böse scheint in sich zu versinken, und Anna und Anton werden wahrscheinlich im zweiten Band ein neues Leben beginnen.

Überschauen wir noch einmal das Ganze, so scheint ein reichbeschwertes Füllhorn vor uns ausgegossen, ein Gemisch von künstlichen Kleinoden, seltenen, zum Theil fremdartigen Blumen und Früchten ohne ängstliche, für die Zukunft sorgende Sparsamkeit dargeboten. Die Gesinnung, die durch das ganze Buch herrscht, ist edel, rein und liebevoll. Der Dichter erkennt seine Welt und ihre Verhältnisse, aber er nimmt an allem Antheil; er weiss, was die Erfahrung Erkältendes hat, aber das Feuer wird davon nicht gelöscht, nur gemildert und gereinigt. Es ist erlaubt, wieder von der Lehre einer Dichtung zu reden; der frühere Roman des Verfassers, die Gräfin Dolores, gab sie unmittelbarer, weil er Verhältnisse der Gegenwart behandelte, und es war davon eine reiche Kenntnis gezeigt; hier liegt sie entfernter, aber darum ist sie auch unbefangener und vielseitiger. Wer kann es z. B. verwerfen, wenn wir in Bertholds Charakter die ungewissen, gegeneinander arbeitenden

Triebe, den Streit unserer Zeit angedeutet finden? Wer aufrichtig ist, muss die Erinnerung an eine vorangegangene Herrlichkeit, den Zusammenhang fortlebender Geschlechter als etwas in der Gegenwart noch Wirkendes anerkennen: ist es natürlich, sich darnach zurückzusehnen, fühlen wir die eingeborne Neigung nach dem freieren und edelen Leben auf Bergen, so treibt auf der anderen Seite die Nothwendigkeit der Gegenwart in die Thäler herab zu der sinnenden Arbeit des Geistes, zu bürgerlicher Thätigkeit und Beweglichkeit der Sitten. Wer die Eigenthümlichkeit und den Werth jedes wahrhaftigen Daseins nicht bloss in Worten anzuerkennen und zu achten weiss, der hat bald allen Streit gelöst, die Schranken theilen wohlthätig den Boden, den irdischen Besitz; die Liebe steht höher, über die weiteste Trennung reicht eine treue Hand hinaus, und das Mildmenschliche ist das Mächtigste in einer reinen Brust. Aber wir erblicken nur ein unbesonnenes und geistloses Streben, zu vermischen und zu vernichten, was in verschiedenen Farben leuchtet, oder einen eben so unbesonnenen Hochmuth, der, was die Zeit allen gemeinschaftlich verliehen, an sich reissen möchte, oder, wo dies unmöglich geworden, es geringschätzend zurückstossen. Für beide böse Richtungen enthält das Buch vielfach Lehren; auch darum wünschen wir ihm viele Leser.

§ 7.

VORWORT ZU ARNIMS WERKEN.

Ludwig Achims von Arnim sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. Erster Band. Berlin, bei Veit & Comp. 1839. Novellen von Ludwig Achim von Arnim. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. Erster Band. Nebst einem Musikblatte. Berlin bei Veit & Comp. 1839. 8. S. V—XII.

VORWORT.

Mit tiefer Bewegung setze ich meinen Namen vor die Schriften meines verstorbenen Freundes. So lange ich ihn gekannt habe, in freudiger Jugend wie in männlicher Kraft, wandelte er, getragen von den Stahlfedern seines Geistes, in voller Gesundheit auf seiner Bahn. Ich hatte nie geglaubt, ihn zu überleben, an demselben Tage, wo er, von einem Nervenschlage getroffen, todt niedersank, stand ich selbst dem Grabe nah, und die Trauerbotschaft war das Erste, was mir bei der Rückkehr ins Leben entgegenkam. Aber wie die grünende Erde schon lange seinen Hügel überzieht, so löst sich der herbe Schmerz über seinen Verlust in die erquickende Erinnerung an die Zeit, wo wir uns seines Daseins freuten, und wir fühlen uns gemahnt, Freunden sein Andenken zu erfrischen, anderen, denen er fremd geblieben ist, die Blüthe einer reichbegabten Natur vorzuhalten.

Niemand vermag den Gang der Zeit zu hemmen, aber sie soll nicht fortschreiten, wie jene, die leichter sich zu bewegen glauben, wenn sie das Empfangene wie eine Last hinwerfen und sich rühmen, nicht mehr zu achten, was hinter ihnen gelegen ist. Wer der Blume die Wurzel abschneidet und die welkende in heisses Wasser stellt, kann ihr doch nur auf kurze Zeit

einen Schein des Lebens zurückgeben. Edlen Geistern ist es eigen, manchmal inne zu halten, über den zurückgelegten Weg nachzusinnen und, von der Betrachtung desselben gestärkt, frisches Muthes den Stab wieder in die Hand zu nehmen. Jeder wahrhafte Dichter, wie ihn auch seine Zeit und ihre Forderungen umstellt haben, etwas Unvergängliches, in fortdauernder Jugend Lebendes hat er der Nachwelt hinterlassen: die Poesie gleicht der Pflanze, die grünend zwischen Steinen und Felsen durchbricht und dem Lichte entgegenstrebt. Und wie die Bäume, die aus fernen Gegenden geholt werden, ihr Gewürm nicht mitbringen und unverletzt blühen, so lässt sich in das, was die Zeit in ihren Schutz genommen hat, kein giftiger Stachel mehr drücken: es wird von dem beruhigten Urtheil empfangen, das in dem Tadel zugleich ehrt und liebt.

Aus Arnims Dichtungen quillt uns eine Fülle von Leben entgegen: aus tiefem unerkünsteltem Gefühl, wie aus ernster Betrachtung der Welt hervorgegangen, sind sie zugleich von liebevoller Hingebung an sein Volk und Vaterland, das er in Preussen nicht allein erblickte, durchdrungen. Sein Urtheil war fest, aber seine Gesinnung mild: auch dem Geringsten gönnte er Sonnenschein und Wachsthum. Allem Parteiwesen fremd, hat er den Spaltungen der Zeit gegenüber die edelste Unabhängigkeit bewährt. Er war kein Dichter der Verzweiflung, der an der Pein innerer Zerrissenheit sich ergötzt: über Verwirrung und Dunkel erhob er sich, wie die Lerche, zur Abendröthe, um die letzten Sonnenstrahlen mit Gesang zu grüssen und auf den kommenden Tag zu hoffen. Seine Dichtergabe betrachtete er als eine Quelle, die in Lauterkeit aus der Brust ströme, der man einen ungehemmten Lauf gönnen müsse. „Mit welcher Sehnsucht wünsche ich mir oft“, sagte er einmal zu mir, „jene Leichtigkeit, alles in Worten nach Mass und Zahl zu fassen, ich wollte Dichtungen schreiben, die alle Welt erheben sollten, aber so, fürchte ich immer mehr, wird das Beste, was ich in meinen Gedanken umgewälzt habe, in meiner Ungeschicklichkeit mit mir zu Grabe gehen.“ Es ist wahr, manchmal war der Becher zu klein und der Wein strömte über, oder er war zu gross und wurde nicht bis zum Rande gefüllt,

immer aber war der Duft, der davon aufstieg, rein und erfrischend. Wenn der freigewordene Geist den Gegenstand völlig durchdrungen hat, so entspringt die wahre Form von selbst, und insoweit haben diejenigen nicht Unrecht, welche das Wesen der Poesie in die volle Einigung des Gedankens mit dem Worte setzen: aber nur in Zeiten, wo einfache, gesicherte, naturgemässe Zustände eine sorglose Entfaltung gestatten, haben Dichter ohne Mühe das Rechte getroffen: in unserer, der glücklichen Beschränkung entwachsenen, von tausend Fragen gequälten Welt ist es dem Einzelnen selten vergönnt, die von allen Seiten aufdringenden Erscheinungen gleichmässig zu erfüllen. Auch dem sonst gelungenen Gusse bleiben einzelne Theile aus, und wie geschickt sie von dem Verstande ergänzt werden, sie ermangeln der innigen Verbindung mit dem, was unmittelbar aus der Seele entsprungen ist. Arnim, dem aller Schein zuwider war, hat niemals besondere Mühe darauf verwendet, dieses Verhältnis zu verstecken. Die kühnsten Übergänge waren ihm in dieser Lage die liebsten, und er stellte ohne Bedenken das Seltsamste und Überraschendste mit dem allgemein Gültigen, die einfachsten, jedes menschliche Herz ansprechenden Lieder mit den geheimnisvollsten, deren Zusammenhang ihm vielleicht allein vollständig bekannt war, nahe zusammen. Er war wie jemand, der plötzlich die Gesellschaft verlässt, um in Waldeseinsamkeit bloss mit den eigenen Gedanken zu verkehren. Fast in allen seinen Dichtungen, selbst in seiner Sprache, während sie sich mit der frischesten Lebendigkeit bewegt, wird man Spuren dieser Einsamkeit entdecken.

Aber die wahre Poesie, auch wenn sie wollte, kann sich der Gegenwart nicht entziehen, sie strebt unwillkürlich bis in ihre feinsten Adern zu dringen. Man hat Arnim zu den romantischen Dichtern gezählt, weil ihn die Betrachtung früherer Zeiten reizte und er ernstlich bemüht war, Sage und Geschichte, Recht und Sitte seines Volkes kennen zu lernen, aber es war ihm nicht bloss um poetische Ergötzlichkeit zu thun, der Gewinn sollte den Mitlebenden zu gut kommen. Gerade in dem Werk, welches den Übergang des Mittelalters in die neuere Zeit, und gewiss mit überraschender Einsicht und dem anmuthigsten

Farbenwechsel, schildert, ich meine in den „Kronenwächtern“, hatte er die Gegenwart im Auge und suchte die Fragen, die sie ängstigen, in jenen Verhältnissen mit der Freiheit, die dem Dichter geziemt, zu lösen. Was ihm die eigene Zeit bot, was er selbst sah und miterlebte, das hat er in dem Roman von der Gräfin Dolores niedergelegt, dessen reiche Belehrung nur von einer gewissen Überfülle, deren er sich nicht erwehren konnte, bedeckt wird. In seinen Novellen, von welchen einige meisterhaft angeordnet und ausgeführt sind, hat er mit feiner Beobachtungsgabe einzelne Richtungen der Zeit herausgehoben, und ich zweifle nicht, dass ihnen die Anerkennung, die sie verdienen, zu Theil wird. Auch seine dramatischen Gedichte, für die er entschiedene Anlage hatte, würden auf der Bühne von Wirkung gewesen sein, wenn der Strom nicht zu oft über die Ufer getreten wäre. Überall aber hat er die volle Wahrheit seiner Seele ausgesprochen, die er mit keiner Buhlerei nach Beifall befleckte.

In gegenwärtiger Ausgabe sollen mit Ausnahme weniger ganz jugendlicher Versuche Arnims einzeln gedruckte oder in Zeitschriften zerstreute Dichtungen in natürlichen, nicht allzu ängstlich begrenzten Abtheilungen gesammelt und mit manchem Werthvollen, das in seinem Nachlasse sich befindet, vermehrt werden. Zugesagte Mittheilungen werden mich in den Stand setzen, am Schlusse des Ganzen einen Umriss von dem äussern Leben des Dichters, so wie Betrachtungen über sein geistiges Wirken hinzuzufügen.

Cassel am 1. Mai 1839.

Wilhelm Grimm.

ZU DEN MÄRCHEN.

AN DIE FRAU BETTINA VON ARNIM.*)

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Erster Band. Grosse Ausgabe. Dritte, vierte und fünfte Auflage. Göttingen. Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung. 1837. 1840. 1843. 8. Hier wiederholt aus der siebenten Auflage. 1857. S. III—VIII.

Liebe Bettine, dieses Buch kehrt abermals bei Ihnen ein, wie eine ausgeflogene Taube die Heimat wieder sucht und sich da friedlich sonnt. Vor fünf und zwanzig Jahren hat es Ihnen Arnim zuerst, grün eingebunden mit goldenem Schnitt, unter die Weihnachtsgeschenke gelegt. Uns freute dass er es so werth hielt, und er konnte uns einen schönern Dank nicht sagen. Er war es, der uns, als er in jener Zeit einige Wochen bei uns in Cassel zubrachte, zur Herausgabe angetrieben hatte. Wie nahm er an allem Theil, was eigenthümliches Leben zeigte: auch das Kleinste beachtete er, wie er ein grünes Blatt, eine Feldblume mit besonderem Geschick anzufassen und sinnvoll zu betrachten wusste. Von unsern Sammlungen gefielen ihm diese Märchen am besten. Er meinte wir sollten nicht zu lange damit zurückhalten, weil bei dem Streben nach Vollständigkeit die Sache am Ende liegen bliebe. „Es ist alles schon so reinlich und sauber geschrieben" fügte er mit gutmüthiger Ironie hinzu, denn bei den kühnen, nicht sehr lesbaren Zügen seiner Hand schien er selbst nicht viel auf deutliche Schrift zu halten. Im Zimmer auf und ab gehend las er die einzelnen Blätter, während ein zahmer Kanarienvogel, in zierlicher Bewegung mit den Flügeln sich im Gleichgewicht haltend, auf seinem Kopfe sass, in dessen vollen Locken es ihm sehr behaglich zu sein schien. Dies edle Haupt ruht nun schon seit Jahren im Grab, aber noch heute bewegt mich die Erinnerung daran, als hätte

*) Die Widmung vor der ersten und zweiten Auflage von 1812 und 1819 lautet:

An die Frau Elisabeth von Arnim für den kleinen Johannes Freimund.

ich ihn erst gestern zum letzten Mal gesehen, als stände er noch auf grüner Erde wie ein Baum, der seine Krone in der Morgensonne schüttelt.

Ihre Kinder sind gross geworden und bedürfen der Märchen nicht mehr: Sie selbst haben schwerlich Veranlassung sie wieder zu lesen, aber die unversiegbare Jugend Ihres Herzens nimmt doch das Geschenk treuer Freundschaft und Liebe gerne von uns an.

[Göttingen am 15. Mai 1837.]

Mit diesen Worten sendete ich Ihnen das Buch vor drei Jahren aus Göttingen, heute sende ich es Ihnen wieder aus meinem Geburtslande, wie das erste Mal. Ich konnte in Göttingen aus meinem Arbeitszimmer nur ein Paar über die Dächer hinausragende Linden sehen, die Heyne hinter seinem Hause gepflanzt hatte, und die mit dem Ruhm der Universität aufgewachsen waren: ihre Blätter waren gelb und wollten abfallen, als ich am 3. October 1838 meine Wohnung verliess; ich glaube nicht dass ich sie je wieder im Frühlingsschmuck erblicke. Ich musste noch einige Wochen dort verweilen und brachte sie in dem Hause eines Freundes zu, im Umgange mit denen, welche mir lieb geworden und lieb geblieben waren. Als ich abreiste, wurde mein Wagen von einem Zug aufgehalten: es war die Universität, die einer Leiche folgte. Ich langte in der Dunkelheit hier an und trat in dasselbe Haus, das ich vor acht Jahren in bitterer Kälte verlassen hatte: wie war ich überrascht, als ich Sie, liebe Bettine, fand neben den Meinigen sitzend, Beistand und Hülfe meiner kranken Frau leistend. Seit jener verhängnisvollen Zeit, die unser ruhiges Leben zerstörte, haben Sie mit warmer Treue an unserm Geschick Theil genommen, und ich empfinde diese Theilnahme ebenso wohlthätig als die Wärme des blauen Himmels, der jetzt in mein Zimmer herein blickt, wo ich die Sonne wieder am Morgen aufsteigen und ihre Bahn über die Berge vollenden sehe, unter welchen der Fluss glänzend herzieht; die Düfte der Orangen und Linden dringen aus dem Park herauf, und ich fühle mich in Liebe und Hass jugendlich erfrischt. Kann ich eine bessere Zeit wünschen,

um mit diesen Märchen mich wieder zu beschäftigen? Hatte ich doch auch im Jahre 1813 an dem zweiten Band geschrieben, als wir Geschwister von der Einquartierung bedrängt waren und russische Soldaten neben in dem Zimmer lärmten, aber damals war das Gefühl der Befreiung der Frühlingshauch, der die Brust erweiterte und jede Sorge aufzehrte.

[Cassel am 17. September 1840.]

Diesmal kann ich Ihnen, liebe Bettine, das Buch, das sonst aus der Ferne kam, selbst in die Hand geben. Sie haben uns ein Haus ausserhalb der Mauern ausgesucht, wo am Rande des Waldes eine neue Stadt heranwächst, von den Bäumen geschützt, von grünendem Rasen, Rosenhügeln und Blumengewinden umgeben, von dem rasselnden Lärm noch nicht erreicht. Als ich in dem heissen Sommer des vorigen Jahres während der Morgenfrühe in dem Schatten der Eichen auf und ab wandelte und die kühlende Luft allmählich den Druck löste, der von einer schweren Krankheit auf mir lastete, so empfand ich dankbar, wie gut Sie auch darin für uns gesorgt hatten. Ich bringe Ihnen nicht eins von den prächtigen Gewächsen, die hier im Thiergarten gepflegt werden, auch keine Goldfische aus dem dunkeln Wasser, über dem das griechische Götterbild lächelnd steht: warum aber sollte ich Ihnen diese unschuldigen Blüthen, die immer wieder frisch aus der Erde dringen, nicht nochmals darreichen? Habe ich doch selbst gesehen dass Sie vor einer einfachen Blume still standen und mit der Lust der ersten Jugend in ihren Kelch schauten.

Berlin im Frühjahr 1843.

Wilhelm Grimm.

VORREDE.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1812. 8. S. V—XXI.

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück, vom Himmel geschickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen, dass noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert und einzelne Ähren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort, keine frühe Sichel schneidet sie für die grossen Vorrathskammern, aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme, fromme Hände, die sie suchen; und Ähre an Ähre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet, als ganze Garben, werden sie heimgetragen und Winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft. So ist es uns, wenn wir den Reichthum deutscher Dichtung in frühen Zeiten betrachten und dann sehen, dass von so vielem nichts lebendig sich erhalten, selbst die Erinnerung daran verloren war und nur Volkslieder und diese unschuldigen Hausmärchen übrig geblieben sind. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

So denken wir jetzt, nachdem wir diese Sammlung übersehen; anfangs glaubten wir auch hier schon vieles zu Grund

gegangen und nur die Märchen noch allein übrig, die uns etwa selbst bewusst, und die nur abweichend, wie es immer geschieht, von andern erzählt würden. Aber aufmerksam auf alles, was von der Poesie wirklich noch da ist, wollten wir auch dieses Abweichende kennen, und da zeigte sich dennoch manches Neue und, ohne eben im Stand zu sein, sehr weit herum zu fragen, wuchs unsere Sammlung von Jahr zu Jahr, dass sie uns jetzt, nachdem etwa sechse verflossen, reich erscheint; dabei begreifen wir, dass uns noch manches fehlen mag, doch freut uns auch der Gedanke, das Meiste und Beste zu besitzen. Alles ist mit wenigen bemerkten Ausnahmen fast nur in Hessen und den Main- und Kinziggegenden in der Grafschaft Hanau, wo wir her sind, nach mündlicher Überlieferung gesammelt; darum knüpft sich uns an jedes Einzelne noch eine angenehme Erinnerung. Wenige Bücher sind mit solcher Lust entstanden, und wir sagen gern hier noch einmal öffentlich allen Dank, die Theil daran haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltner werden (freilich, die sie noch wissen, wissen auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen), denn die Sitte darin nimmt selber immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von ihnen spricht, welches vornehm aussieht und doch so wenig kostet. Wo sie noch da sind, da leben sie so, dass man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder abgeschmackt, man weiss sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran ohne einen Grund dafür: so herrlich ist die Sitte, ja auch das hat diese Poesie mit allem Unvergänglichen gemein, dass man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt sein muss. Leicht wird man übrigens bemerken, dass sie nur da gehaftet, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöschte Phantasie gewesen. Wir wollen in gleichem Sinn hier die Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen: jenes blosse Da-

sein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich und ist gewiss aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammenhaltendes Blatt gefasst, doch in dem ersten Morgenroth schimmernd.

Innerlich geht durch diese Dichtungen dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulich-weissen, makellosen, glänzenden Augen (in die sich die kleinen Kinder selbst so gern greifen [1]), die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienst der Erde ungeschickt sind. So einfach sind die meisten Situationen, dass viele sie wohl im Leben gefunden, aber wie alle wahrhaftigen doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brod mehr und müssen ihre Kinder in dieser Noth verstossen, oder eine harte Stiefmutter lässt sie leiden [2]) und möchte sie gar zu Grunde gehen lassen. Dann sind Geschwister in des Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Thieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei, das Brüderchen weiss den Weg nach Haus wieder zu finden, oder das Schwesterchen, wenn Zauberei es verwandelt, leitet es als Rehkälbchen und sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; oder es sitzt schweigend und näht ein Hemd aus Sternblumen, das den Zauber vernichtet. Der ganze Umkreis dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen: Könige, Prinzen, treue Diener und ehrliche Handwerker, vor allen Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten ge-

[1]) Fischart Gargantüa 129 b. 131 b.

[2]) Dieses Verhältnis kommt hier oft vor und ist wohl die erste Wolke, die an dem blauen Himmel eines Kindes aufsteigt und die ersten Thränen erpresst, welche die Menschen nicht sehen, aber die Engel zählen. Selbst Blumen haben davon ihren Namen erhalten, die Viola tricolor heisst Stiefmütterchen, weil jedes der gelben Blätter unter sich ein schmales, grünes Blättchen hat, wovon es gehalten wird, das sind die Stühle, welche die Mutter ihren rechten lustigen Kindern gegeben: oben müssen die zwei Stiefkinder, in Dunkelviolett trauernd, stehen und haben keine Stühle.

blieben, erscheinen darin; das andere ist ihr fremd und unbekannt. Auch, wie in den Mythen, die von der goldenen Zeit reden, ist die ganze Natur belebt, Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich, geben Geschenke oder lassen sich wohl gar in Kleider weben, in den Bergen arbeiten die Zwerge nach dem Metall, in dem Wasser schlafen die Nixen, die Vögel (Tauben sind die geliebtesten und hülfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl auszudrücken, das Blut selber ruft und spricht und so übt diese Poesie schon Rechte, wornach die spätere nur in Gleichnissen strebt. Diese unschuldige Vertraulichkeit des Grössten und Kleinsten hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit in sich und wir möchten lieber dem Gespräch der Sterne mit einem armen verlassenen Kind im Wald, als dem Klang der Sphären zuhören. Alles Schöne ist golden und mit Perlen bestreut, selbst goldene Menschen leben hier, das Unglück aber eine finstere Gewalt, ein ungeheurer menschenfressender Riese, der doch wieder besiegt wird, da eine gute Frau zur Seite steht, welche die Noth glücklich abzuwenden weiss, und dieses Epos endigt immer, indem es eine endlose Freude aufthut. Das Böse auch ist kein Kleines, Nahstehendes und das Schlechteste, weil man sich daran gewöhnen könnte, sondern etwas Entsetzliches, Schwarzes, streng Geschiedenes, dem man sich nicht nähern darf; eben so furchtbar die Strafe desselben: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihr Opfer, oder in glühenden Eisenschuhen muss es sich zu todt tanzen. Vieles trägt auch eine eigene Bedeutung in sich: die Mutter wird ihr rechtes Kind in dem Augenblick wieder im Arme haben, wenn sie den Wechselbalg, den ihr die Hausgeister dafür gegeben, zum Lachen bringen kann; gleichwie das Leben des Kindes mit dem Lächeln anfängt und in der Freude fortwährt, beim Lächeln im Schlaf aber die Engel mit ihm reden. So ist eine Viertelstunde täglich über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, als könne uns keine Gewalt ganz einhüllen und es gewähre jeder Tag Minuten, wo der Mensch alles Falsche abschüttele und aus sich selbst herausblicke; dagegen aber wird der Zauber auch nicht ganz gelöst,

und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, und weil eine Thräne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren, oder die weltliche Klugheit wird gedemüthigt und der Dummling, von allen verlacht und hintangesetzt, aber reines Herzens, gewinnt allein das Glück. In diesen Eigenschaften aber ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergiebt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie darum erfunden, aber es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüthe ohne Zuthun der Menschen. Darin bewährt sich jede echte Poesie, dass sie niemals ohne Beziehung auf das Leben sein kann, denn sie ist aus ihm aufgestiegen und kehrt zu ihm zurück, wie die Wolken zu ihrer Geburtsstätte, nachdem sie die Erde getränkt haben.

So erscheint uns das Wesen dieser Dichtungen; in ihrer äusseren Natur gleichen sie aller volks- und sagenmässigen; nirgends feststehend, in jeder Gegend, fast in jedem Munde sich umwandelnd, bewahren sie treu denselben Grund. Indessen unterscheiden sie sich sehr bestimmt von den eigentlich localen Volkssagen, die an leibhafte Örter oder Helden der Geschichte gebunden sind, deren wir hier keine aufgenommen, wiewohl viele gesammelt haben, und die wir ein ander Mal herauszugeben denken. Mehrere Äusserungen einer und derselben Sage wegen ihrer angenehmen und eigenthümlichen Abweichungen haben wir einige Mal mitgetheilt, das minder Bedeutende in dem Anhang, überhaupt aber so genau gesammelt, als uns möglich war. Gewiss ist auch, dass sich die Märchen in dem Fortgange der Zeit beständig neu erzeugt, eben darum aber muss ihr Grund sehr alt sein, bei einigen wird es durch Spuren in Fischart und Rollenhagen, die an ihrem Ort bemerkt sind, für beinah drei Jahrhunderte besonders bewiesen; es ist aber ausser Zweifel, dass sie noch gar viel älter sind, wenn auch Mangel an Nachrichten directe Beweise unmöglich macht. Nur ein einziger, aber sicherer ergiebt sich aus ihrem Zusammenhang mit dem grossen Heldenepos und der einheimischen Thierfabel, welchen auszuführen natürlich hier der Ort nicht war, einiges ist jedoch im Anhang gleichfalls darüber gesagt worden.

Weil diese Poesie dem ersten und einfachsten Leben so nah liegt, so sehen wir darin den Grund ihrer allgemeinen Verbreitung, denn es giebt wohl kein Volk, welches sie ganz entbehrt. Selbst die Neger im westlichen Afrika vergnügen ihre Kinder mit Erzählungen, und von den Griechen sagt es Strabo ausdrücklich (man wird dies Zeugnis am Ende finden *) bei den andern, welche beweisen, wie sehr diejenigen, die gewusst, was eine solche unmittelbar zum Herzen redende Stimme werth ist, solche Märchen geschätzt haben). Noch ein anderer höchst merkwürdiger Umstand erklärt sich daraus, nämlich die grosse Ausbreitung dieser deutschen. Sie erreichen hierin nicht bloss die Heldensagen von Siegfried dem Drachentödter, sondern sie übertreffen diese sogar, indem wir sie, und genau dieselben, durch ganz Europa verbreitet finden, so dass sich in ihnen eine Verwandtschaft der edelsten Völker offenbart. Aus dem Norden kennen wir nur die dänischen Kämpe-Viser, die vieles Hierhergehörige enthalten, wenn gleich schon als Lied, welches nicht mehr ganz für Kinder passt, weil es gesungen sein will, doch lässt sich hier die Grenze eben so wenig genau angeben, als zu der ernsthafteren historischen Sage, und es giebt allerdings Vereinigungspunkte. England besitzt die Tabartische eben nicht sehr reiche Sammlung, aber welche Reichthümer von mündlicher Sage müssen in Wallis, Schottland und Irland noch vorhanden sein, ersteres hat in seinen (jetzt gedruckten) Mabinogion allein einen wahren Schatz. Auf eine ähnliche Weise sind Norwegen, Schweden und Dänemark reich geblieben, weniger vielleicht die südlichen Länder; aus Spanien ist uns nichts bewusst, doch lässt eine Stelle des Cervantes über das Dasein und Erzählen der Märchen keinen Zweifel [1]). Frankreich hat gewiss noch jetzt mehr, als was Charles Perrault

*) S. XXII. Zeugnisse für Kindermärchen. Strabo 1, 2. § 3 ed. 1620 p. 19. „Wir erzählen den Kindern, um sie zu ermuntern, angenehme Geschichten und, um sie abzuhalten, schreckliche Märchen, wie die von der Lamia, der Gorgone, von Ephialtes und Mormolyk."

[1]) — y aquellas (cosas) que à ti te deven parecer profecias, no son sino palabras de consejas, o cuentos de viejas, como aquellos del cavallo sin cabeça, y de la varilla de virtudes, con que se entretienen al fuego las dilatadas noches del invierno. Colloq. entre cip. y. Berg.

mittheilte, der allein sie noch als Kindermärchen behandelte (nicht seine schlechteren Nachahmer, die Aulnoi, Murat); er giebt nur neun, freilich die bekanntesten, die auch zu den schönsten gehören. Sein Verdienst besteht darin, dass er nichts hinzugesetzt und die Sachen an sich, Kleinigkeiten abgerechnet, unverändert gelassen; seine Darstellung verdient nur das Lob, so einfach zu sein, als es ihm möglich war; an sich ist der französischen Sprache, die sich ihrer jetzigen Bildung nach fast wie von selbst zu epigrammatischen Wendungen und feingeschnitztem Dialog zusammenkräuselt (man sehe nur das Gespräch zwischen Riquet à la houpe und der dummen Prinzessin, so wie das Ende von petit poucet), wohl nichts schwerer, als naiv und gerad, das heisst in der That, nicht mit der Prätension darauf, Kindermärchen zu erzählen; ausserdem sind sie manchmal unnöthig gedehnt und breit. Eine Analyse, die vor einer Ausgabe steht, sieht es so an, als habe Perrault sie zuerst erfunden und von ihm (geb. 1633, gestorben 1703) seien sie zuerst unter das Volk gekommen; bei dem Däumling wird sogar eine absichtliche Nachahmung Homers behauptet, welche Kindern die Noth des Odysseus beim Polyphem habe verständlich machen wollen; eine bessere Ansicht hat Johanneau. Reicher als alle anderen sind ältere italienische Sammlungen, erstlich in den Nächten des Straparola, die manches Gute enthalten, dann aber besonders im Pentamerone des Basile, einem in Italien eben so bekannten und beliebten, als in Deutschland seltenen und unbekannten, in neapolitanischem Dialekt geschriebenen und in jeder Hinsicht vortrefflichen Buch. Der Inhalt ist fast ohne Lücke und falschen Zusatz, der Stil überfliessend in guten Reden und Sprüchen. Es ganz lebendig zu übersetzen gehörte ein Fischart [1]) und sein Zeitalter dazu; wir denken es indessen in dem zweiten Band der vorliegenden Sammlung zu verdeutschen, worin auch alles andere, was fremde Quellen gewähren, seinen Platz finden soll.

[1]) Welch ein viel besseres Märchenbuch als das unsrige hätte dieser mit der damaligen Sprache und mit seinem bewunderungswürdigen Gedächtnis aufschreiben können, wenn er anders den Werth einer getreuen, ungefälschten Aufzeichnung erkannt hätte.

Wir haben uns bemüht, diese Märchen so rein als möglich war aufzufassen, man wird in vielen die Erzählung von Reimen und Versen unterbrochen finden, die sogar manchmal deutlich alliteriren, beim Erzählen aber niemals gesungen werden, und gerade diese sind die ältesten und besten. Kein Umstand ist hinzugedichtet oder verschönert und abgeändert worden, denn wir hätten uns gescheut, in sich selbst so reiche Sagen mit ihrer eigenen Analogie oder Reminiscenz zu vergrössern, sie sind unerfindlich. In diesem Sinne existirt noch keine Sammlung in Deutschland, man hat sie fast immer nur als Stoff benutzt, um grössere Erzählungen daraus zu machen, die, willkürlich erweitert, verändert, was sie auch sonst werth sein konnten, doch immer den Kindern das Ihrige aus den Händen rissen und ihnen nichts dafür gaben. Selbst wer an sie gedacht, konnte es doch nicht lassen, Manieren, welche die Zeitpoesie gab, hineinzumischen; fast immer hat es auch an Fleiss beim Sammeln gefehlt und ein Paar wenige, zufällig etwa aufgefasste wurden sogleich mitgetheilt [1]). Wären wir so glücklich gewesen, sie in einem recht bestimmten Dialekt erzählen zu können, so zweifeln wir nicht, würden sie viel gewonnen haben;

[1]) Musäus und Naubert verarbeiteten meist, was wir vorhin Localsage nannten, der viel schätzbarere Otmar nur lauter solche; eine Erfurter Sammlung von 1787 ist arm, eine Leipziger von 1799 gehört nur halb hierher, wiewohl sie nicht ganz schlecht zu nennen, eine Braunschweiger von 1801 unter diesen die reichste, obgleich mit ihnen in verkehrtem Ton. Aus der neusten Büschingischen war für uns nichts zu nehmen, ausdrücklich aber muss noch bemerkt werden, dass eine vor ein Paar Jahren von einem Namensverwandten A. L. Grimm unter dem Titel: Kindermärchen zu Heidelberg herausgekommene, nicht eben wohl gerathene Sammlung mit uns und der unsrigen gar nichts gemein hat.

Die eben ausgegebenen Wintermärchen vom Gevatter Johann (Jena bei Voigt 1813) sind nur dem Titel nach neu und schon vor zehn Jahren erschienen. Sie haben mit der Leipziger Sammlung einen Verfasser, der sich auch Peter Kling nennt, und sind in derselben Manier geschrieben. Nur das sechste und zum Theil das fünfte Märchen haben Werth, die andern sind ohne Kern und bis auf wenige Einzelheiten hohle Erfindungen.

Wir bitten jeden, dem Gelegenheit und Neigung es möglich macht, dieses Buch im Einzelnen zu verbessern, die Fragmente zu ergänzen, besonders aber neue und sonderlich Thiermärchen zu sammeln. Für solche Mittheilungen würden wir sehr dankbar sein und durch den Verleger oder durch die Buchhandlungen in Göttingen, Cassel und Marburg sie am besten erhalten.

es ist hier ein Fall, wo alle erlangte Bildung, Feinheit und Kunst der Sprache zu Schanden wird und wo man fühlt, dass eine geläuterte Schriftsprache, so gewandt sie in allem andern sein mag, heller und durchsichtiger, aber auch schmackloser geworden und nicht mehr fest an den Kern sich schliesse.

Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen, dabei denken wir überhaupt an die segnende Kraft, die in diesen liegt, und wünschen, dass denen, welche diese Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge.

Cassel, am 18. October 1812 [1]).

[1]) Gerade ein Jahr vor der Leipziger Schlacht. [Bemerkung Jacobs im Handexemplar.]

VORREDE.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Zweiter Band. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1815. 8. S. III—XII.

Mit dieser weitern Sammlung von Hausmärchen ist es der treibenden, starken Zeit unerachtet schneller und leichter gegangen, als mit der ersten. Theils hat sie sich selbst Freunde verschafft, welche sie unterstützten, theils, wer es früher gern gethan hätte, sah jetzt erst bestimmt, was und wie es gemeint wäre; endlich hat uns auch das Glück begünstigt, das Zufall scheint, aber gewöhnlich beharrlichen und fleissigen Sammlern beisteht. Ist man erst gewohnt auf dergleichen zu achten, so begegnet es doch häufiger, als man sonst glaubt, ja das ist überhaupt mit Sitten, Eigenthümlichkeiten, Sprüchen und Scherzen des Volkes der Fall.

Die schönen plattdeutschen Märchen aus dem Fürstenthum Paderborn und Münster verdanken wir besonderer Güte und Freundschaft; das Zutrauliche der Mundart ist ihnen bei der innern Vollständigkeit besonders günstig. Dort, in altberühmten

Gegenden deutscher Freiheit, haben sich an manchen Orten die Sagen als eine fast regelmässige Vergnügung der Sonntage erhalten: auf den Bergen erzählten die Hirten jene am Harz auch bekannte und vielleicht jedem grossen Gebirge eigene vom Kaiser Rothbart, der mit seinen Schätzen darin wohne, dann von den Hünen, wie sie ihre Hämmer stundenweit von den Gipfeln sich zugeworfen; manches, was wir an einem andern Orte mitzutheilen denken. Das Land ist noch reich an ererbten Gebräuchen und Liedern.

Einer jener guten Zufälle aber war die Bekanntschaft mit einer Bäuerin aus dem nah bei Cassel gelegenen Dorfe Zwehrn, durch welche wir einen ansehnlichen Theil der hier mitgetheilten, darum echt hessischen Märchen, so wie mancherlei Nachträge zum ersten Band erhalten haben. Diese Frau, noch rüstig und nicht viel über funfzig Jahr alt, heisst Viehmännin, hat ein festes und angenehmes Gesicht, blickt hell und scharf aus den Augen und ist wahrscheinlich in ihrer Jugend schön gewesen. Sie bewahrt diese alten Sagen fest in dem Gedächtnis, welche Gabe, wie sie sagt, nicht jedem verliehen sei und mancher gar nichts behalten könne; dabei erzählt sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man will, noch einmal langsam, so dass man ihr mit einiger Übung nachschreiben kann. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten und wird in seiner Wahrheit nicht zu verkennen sein. Wer an leichte Verfälschung der Überlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der müsste hören, wie genau sie immer bei derselben Erzählung bleibt und auf ihre Richtigkeit eifrig ist; niemals ändert sie bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und bessert ein Versehen, sobald sie es bemerkt, mitten in der Rede gleich selber. Die Anhänglichkeit an das Überlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortfahren, stärker, als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen. Eben darum hat es auch, so vielfach erprobt, eine gewisse eindringliche Nähe und innere Tüchtigkeit, zu der anderes nicht so leicht gelangt, das äusserlich viel glänzender erscheinen kann. Der epische Grund der

Volksdichtung gleicht dem durch die ganze Natur in mannigfachen Abstufungen verbreiteten Grün, das sättigt und sänftigt, ohne je zu ermüden.

Der innere gehaltige Werth dieser Märchen ist in der That hoch zu schätzen, sie geben auf unsere uralte Heldendichtung ein neues und solches Licht, wie man sich nirgendsher sonst könnte zu Wege bringen. Das von der Spindel zum Schlaf gestochene Dornröschen ist die vom Dorn entschlafene Brunhilde, nämlich nicht einmal die nibelungische, sondern die altnordische selber. Schneewitchen schlummert in rothblühender Lebensfarbe wie Snäfridr, die schönste ob allen Weibern, an deren Sarg Haraldur, der haarschöne, drei Jahre sitzt, gleich den treuen Zwergen, bewachend und hütend die todtlebendige Jungfrau; der Apfelknorz in ihrem Munde aber ist ein Schlafkunz oder Schlafapfel. Die Sage von der güldnen Feder, die der Vogel fallen lässt, und weshalb der König in alle Welt aussendet, ist keine andere, als die vom König Mark im Tristan, dem der Vogel das goldne Haar der Königstochter bringt, nach welcher er nun eine Sehnsucht empfindet. Dass Loki am Riesenadler hängen bleibt, verstehen wir besser durch das Märchen von der Goldgans, an der Jungfrauen und Männer festhangen, die sie berühren; in dem bösen Goldschmied, dem redenden Vogel und dem Herzessen, wer erkennt nicht Sigurds leibhafte Fabel? Von ihm und seiner Jugend theilt vorliegender Band andere riesenmässige, zum Theil das, was die Lieder noch wissen, überragende Sagen mit, welche namentlich bei der schwierigen Deutung des zu theilenden Horts willkommene Hülfe leisten. Nichts ist bewährender und zugleich sicherer, als was aus zweien Quellen wieder zusammenfliesst, die früh von einander getrennt in eignem Bette gegangen sind; in diesen Volksmärchen liegt lauter urdeutscher Mythus, den man für verloren gehalten, und wir sind fest überzeugt, will man noch jetzt in allen gesegneten Theilen unseres Vaterlandes suchen, es werden auf diesem Wege ungeachtete Schätze sich in ungeglaubte verwandeln und die Wissenschaft von dem Ursprung unserer Poesie gründen helfen. Gerade so ist es mit den vielen Mundarten unserer Sprache, in welchen der grösste Theil der

Worte und Eigenthümlichkeiten, die man längst für ausgestorben hält, noch unerkannt fortlebt.

Wir wollten indes durch unsere Sammlung nicht bloss der Geschichte der Poesie einen Dienst erweisen, es war zugleich Absicht, dass die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke: erfreue, wen sie erfreuen kann, und darum auch, dass ein eigentliches Erziehungsbuch daraus werde. Gegen das letztere ist eingewendet worden, dass doch eins und das andere in Verlegenheit setze und für Kinder unpassend oder anstössig sei (wie die Berührung mancher Zustände und Verhältnisse, auch vom Teufel liess man sie nicht gern etwas Böses hören) und Eltern es ihnen geradezu nicht in die Hände geben wollten. Für einzelne Fälle mag die Sorge recht sein und da leicht ausgewählt werden; im Ganzen ist sie gewiss unnöthig. Nichts besser kann uns vertheidigen, als die Natur selber, welche gerad diese Blumen und Blätter in dieser Farbe und Gestalt hat wachsen lassen; wem sie nicht zuträglich sind nach besonderen Bedürfnissen, wovon jene nichts weiss, kann leicht daran vorbeigehen, aber er kann nicht fordern, dass sie darnach anders gefärbt und geschnitten werden sollen. Oder auch: Regen und Thau fällt als eine Wohlthat für alles herab, was auf der Erde steht, wer seine Pflanzen nicht hineinzustellen getraut, weil sie zu empfindlich dagegen sind und Schaden nehmen könnten, sondern lieber in der Stube begiesst, wird doch nicht verlangen, dass jene darum ausbleiben sollen. Gedeihlich aber kann alles werden, was natürlich ist, und darnach sollen wir trachten. Übrigens wissen wir kein gesundes und kräftiges Buch, welches das Volk erbaut hat, wenn wir die Bibel obenan stellen, wo solche Bedenklichkeiten nicht in ungleich grösserm Maass einträten; der rechte Gebrauch aber findet nicht Böses heraus, sondern nur, wie ein schönes Wort sagt: ein Zeugnis unseres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während andere nach dem Volksglauben Engel damit beleidigen.

Abweichungen, so wie allerlei hierher gehörige Anmerkungen haben wir wieder im Anhang mitgetheilt; wem diese Dinge gleichgültig sind, wird das Überschlagen leichter werden,

als uns gerade das Übergehen wäre; sie gehören zum Buch, insofern es ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Volksdichtung ist. Alle Abweichungen namentlich erscheinen uns merkwürdiger als denen, welche darin bloss Abänderungen oder Entstellungen eines wirklich einmal da gewesenen Urbildes sehen, da es im Gegentheil vielleicht nur Versuche sind, einem im Geist bloss vorhandenen, unerschöpflichen auf mannigfachen Wegen sich zu nähern. Wiederholungen einzelner Sätze, Züge und Einleitungen sind wie epische Zeilen zu betrachten, die, sobald der Ton sich rührt, der sie anschlägt, immer wiederkehren, und eigentlich in einem andern Sinne nicht zu verstehen. Alles aber, was aus mündlicher Überlieferung hier gesammelt worden, ist sowohl nach seiner Entstehung als Ausbildung (vielleicht darin den gestiefelten Kater allein ausgenommen) rein deutsch und nirgends her erborgt, wie sich, wo man es in einzelnen Fällen bestreiten wollte, leicht auch äusserlich beweisen liesse. Gründe, die man für das Erborgen aus italienischen, französischen oder orientalischen Büchern, die vom Volk, zumal auf dem Land, ungelesen bleiben, vorzubringen pflegt, gleichen denjenigen vollkommen, welche aus Soldaten, Handwerksburschen oder aus Kanonen, Tabakspfeifen und andern neuen Dingen in den Märchen auch ihre neue Erdichtung ableiten wollen, da doch gerade diese Sachen, wie Wörter der heutigen Sprache, nach dem Munde der Erzählenden sich umgestalten und man sicher darauf zählen kann, dass sie im sechszehnten Jahrhundert statt der Soldaten und Kanonen Landsknechte und Büchsen gesetzt haben und der unsichtbar machende Hut zur Ritterzeit ein Tarnhelm gewesen ist.

Die für diesen zweiten Band anfänglich versprochene Übersetzung des Pentamerone steht den einheimischen Märchen nothwendig nach, so wie die Zusammenstellung derjenigen, welche die Gesta Romanorum enthalten.

Cassel, am 30. September 1814.

EINLEITUNG.

ÜBER DAS WESEN DER MÄRCHEN.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Erster Band. Mit zwei Kupfern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1819. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 12. S. XXI—LIV.

Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen; weil aber einen jeden ihre einfache Poesie erfreuen und ihre Wahrheit belehren kann, und weil sie beim Haus bleiben und forterben, werden sie auch Hausmärchen genannt [1]). Die geschichtliche Sage fügt meist etwas Ungewöhnliches und Überraschendes, selbst das Übersinnliche geradezu und ernsthaft an das Gewöhnliche, Wohlbekannte und Gegenwärtige, weshalb sie oft eckig, scharf und seltsam erscheint, das Märchen aber steht abseits der Welt in einem umfriedeten, ungestörten Platz, über welchen es hinaus in jene nicht weiter schaut. Darum kennt es weder Namen und Orte, noch eine bestimmte Heimath, und es ist etwas dem ganzen Vaterlande Gemeinsames.

[[2]) Die meisten der hier geschilderten Zustände des Lebens sind so einfach, dass viele sie wohl im eigenen gefunden, aber sie sind, wie alle wahrhaftigen, doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brot mehr und

[1]) Hausmärlein bei Rollenhagen: Abendmärlein, s. Oberlin v. Velzen und das Gedicht von dem Häselin V. 7. — Rockenmärlein bei Aventin baierische Chronik 169a. 406a.

[2]) [Die Seiten XXII—XXIV dieser Einleitung sind aus der Vorrede des ersten Bandes der ersten Auflage S. IX—XIII, s. oben S. 322—324, herübergenommen: da sie jedoch abgeändert sind, sollte hier der Zusammenhang nicht durch ihre Auslassung unterbrochen werden.]

müssen in dieser Noth die Kinder im Walde zurück lassen, oder eine harte Stiefmutter lässt sie darben und leiden und möchte sie gar verderben [1]), aber Gott sendet seine Hülfe, er schickt die Tauben, damit sie Nahrung bringen oder dem armen Kinde die Erbsen aus der Asche lesen. Dann sind die Geschwister in des Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Thieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei; das Brüderchen weiss den Weg nach Haus wieder zu finden oder das Schwesterchen leitet es, wann es die Hexe in ein Rehkälbchen verwandelt, sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; und welch ein Reiz liegt in diesem heimlichen Waldleben, nach welchem sich jeder natürliche Mensch gewiss einmal gesehnt hat! Oder es sitzt Jahre lang schweigend und emsig arbeitend, um ein Hemd zu nähen, das den Zauber vernichtet. Der Umkreis dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen; Könige und Königskinder, treue Diener und ehrliche Handwerker, nachdem der Erzähler sie kennt, Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten bleiben, erscheinen darin; was sich sonst hervorgethan, ist ihr unbekannt. Auch, wie in einer goldenen Zeit, ist noch alles belebt: Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich und geben Geschenke; in den Bergen arbeiten Zwerge nach dem Erz, in dem Wasser schlafen Nixen, die Thiere, Vögel (Tauben sind die geliebtesten und hülfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl auszudrücken; das Blut ruft und spricht, und so übt diese Poesie schon Rechte, wornach die spätere nur in Gleichnissen strebt. Dieses Zusammenleben der ganzen

[1]) Dieses Verhältnis kommt hier oft vor und ist wohl die erste Wolke, die an dem Himmel eines Kindes aufsteigt und die ersten Thränen erpresst, welche die Menschen nicht sehen, aber die Engel zählen. Ein schönes dänisches Volkslied erzählt, wie die Mutter im Grabe das Schreien ihrer von der Stiefmutter verlassenen Kinder hört, Gott bittet aufstehen zu dürfen, und wie sie in der Nacht hingeht und sie pflegt und das kleine tränkt. Selbst Blumen haben davon ihren Namen erhalten: die Viola tricolor heisst Stiefmütterchen, weil jedes der gelben Blätter unter sich ein schmales, grünes Blättchen hat, wovon es gehalten wird, das sind die Stühle, welche die Mutter ihren rechten lustigen Kindern gegeben; oben müssen die zwei Stiefkinder, in Dunkelviolett trauernd, stehen und haben keine Stühle.

Natur und diese unschuldige Vertraulichkeit des Grössten und Kleinsten hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit in sich und wir möchten lieber dem Gespräch der Sterne mit einem armen, verlassenen Kinde, als dem Klang der Sphären zuhören. Das Unglück ist eine finstere Gewalt, ein ungeheurer menschenfressender Riese, der doch besiegt wird, da eine gute Frau oder Tochter zur Seite steht und der nur die Freude am Glück erhöht, das sich dann endlos aufthut. Das Böse ist nicht ein Kleines, Nahstehendes und das Schlechteste, weil man sich daran gewöhnen könnte, sondern etwas Entsetzliches, streng Geschiedenes, dem man sich nähern darf. Eben so furchtbar auch die Strafe: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihre Opfer, oder in glühenden Eisenschuhen muss es sich zu todt tanzen. Das alles redet unmittelbar zum Herzen und bedarf keiner Erklärung, aber bald ergiebt sich noch eine tiefere Bedeutung: die Mutter wird in dem Augenblick ihr rechtes Kind wieder im Arme haben, wo sie den Wechselbalg, den ihr die Hausgeister dafür gegeben, zum Lachen bringen kann, denn in dem Lächeln fängt das Leben des Kindes an und währt in der Freude fort, und darum reden beim Lächeln im Schlaf die Engel mit ihm. Eine Viertelstunde täglich ist über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, weil keine Gewalt uns ganz einhüllen kann und jeder Tag Augenblicke gewährt, wo der Mensch alles Falsche abschüttelt und frei und ungebunden aus sich selbst herausblicken kann. Dagegen wird der Zauber auch nicht ganz gelöset, ein Fehler wird begangen und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, oder weil eine Thräne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren. Durch den Dummling wird die weltliche Klugheit gedemüthigt, denn er, weil er reines Herzens ist, gewinnt allein das Glück. Jede wahre Poesie ist der mannigfaltigsten Auslegung fähig, denn da sie aus dem Leben aufgestiegen ist, kehrt sie auch immer wieder zu ihm zurück; sie trifft uns wie das Sonnenlicht, wo wir auch stehen; darin ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergiebt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie, wenige ausgenommen, deshalb entstanden, aber

es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüthe, ohne Zuthun der Menschen. [1])

Nicht zu verkennen ist ein gewisser Humor, der durch viele hingeht, wenn er sich manchmal auch nur leise äussert, und den man mit der eingelegten Ironie moderner Erzähler nicht verwechseln muss. In einigen wird er besonders und anmuthig ausgebildet, wie in der klugen Else, dem Schneider im Himmel und dem Jungen, der auszog, das Fürchten zu lernen, und der durch nichts Schreckhaftes, zuletzt aber durch ein natürliches Mittel zur Erkenntnis gelangt. Das ungeschlachte Wesen des jungen Riesen erhält eben so durch seinen Humor ein Gleichgewicht, als Siegfried in den Nibelungen durch seine Scherze das strenge Heldenwesen mildert. Der phantastische Igel-Hans erhebt sich dagegen durch den Humor aus dem Wilden und Thierischen, und der Bruder Lustig aus seiner Sünde. Dieser Zug ist eigenthümlich deutsch und wird sich auf diese Weise in den Märchen anderer Völker nicht leicht wiederfinden.

Die Darstellung kann in sofern mitunter lückenhaft heissen, als sie wohl einen Theil des Inhalts nur kurz erzählt oder andeutet, um bei einem andern länger zu verweilen; auch lässt sie ganz etwas fallen, ohne doch den Faden zu zerreissen, der nur anderswo angeknüpft wird; dagegen lenkt sie manchmal in eine andere Sage ein und nimmt ein Stück davon auf. Sie gleicht einer Pflanze, deren Sprossen und Zweige jedes Frühjahr in einer andern Richtung hervorwachsen, und die doch Gestalt, Blüthe und Frucht darum niemals verändert; oder es ist der lebendige Odem, der über diese Poesie hingeht und ihre Wellen auf und ab treibt und bewegt. Zuweilen scheint der Schluss unbefriedigend, weil das Ganze nicht darauf angelegt wird, sondern das Einzelne sich seines Zusammenhangs mit dem andern bewusst ist; alles Epische steht in einem

[1]) „Die wahre Darstellung hat keinen didaktischen Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie." Goethes Leben III. 350.

sichern Kreis, dessen deutliche Bezeichnung eben deshalb nicht immer nöthig war.

BEDEUTUNG ALS ÜBERLIEFERUNG.

So könnte man von dem Wesen der Märchen reden, wenn man sie bloss als etwas in der Gegenwart einmal Vorhandenes betrachten wollte. Fragt man aber nach ihrer Herkunft, so weiss niemand von einem Dichter und Erfinder derselben; sie erscheinen aller Orten als Überlieferungen und als solche in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Erstlich ist es unwidersprechlich, dass sie schon seit Jahrhunderten auf diese Weise unter uns fortgelebt, zwar mannigfach im Äussern sich umwandelnd, aber doch bei ihrem eigentlichen Inhalte beharrend. Wollte man annehmen, dass sie von irgend einem Punkt in Deutschland anfänglich ausgegangen wären, so steht ihre Verbreitung durch so viele ganz von einander getrennte Gegenden und Landschaften und die fast jedesmal eigenthümliche und unabhängige Bildung entgegen; sie müssten an jedem Orte wieder neu umgedichtet worden sein. Eben darum ist auch eine Mittheilung durch Schrift, die ohnehin bei dem Volk kaum vorkommt, nicht denkbar. Aber nicht bloss in den verschiedensten Gegenden, wo Deutsch gesprochen wird, sondern auch bei den stammverwandten Nordländern und Engländern finden wir sie wieder; noch weiter bei den wälschen und selbst bei den slavischen Völkern in verschiedenen, nähern und entferntern Graden der Verwandtschaft. Besonders auffallend ist die Übereinstimmung mit den serbischen Märchen, denn es wird wohl niemand darauf verfallen, dass die Erzählungen in einem einsamen hessischen Dorfe durch Serbier könnten dahin verpflanzt sein, so wenig als auf das Gegentheil. Endlich finden sich sowohl in einzelnen Zügen und Wendungen als im Zusammenhang des Ganzen Übereinstimmungen mit morgenländischen, persischen und indischen Märchen. Die Verwandtschaft also, welche in der Sprache aller dieser Völker durchbricht und welche noch neuerdings Rask scharfsinnig bewiesen hat, offenbart sich gerade so in ihrer überlieferten Poesie, welche

ja auch nur eine höhere und freiere Sprache des Menschen ist. Nicht anders als dort deutet dieses Verhältnis auf eine den Trennungen der Völker vorangegangene gemeinsame Zeit; sucht man aber nach diesem Ursprunge hin, so weicht er immer wieder in die Ferne zurück und bleibt wie etwas Unerforschliches und darum Geheimnisreiches in der Dunkelheit zurück.

Was den Inhalt selbst betrifft, so zeigt er bei näherer Betrachtung nicht ein blosses Gewebe phantastischer Willkür, welche nach der Lust oder dem Bedürfnis des Augenblicks die Fäden bunt in einander schlägt, sondern es lässt sich darin ein Grund, eine Bedeutung, ein Kern gar wohl erkennen. Es sind hier Gedanken über das Göttliche und Geistige im Leben aufbewahrt: alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element, das sich mit der Geschichte eines Volks entwickelt, getaucht und leiblich gestaltet. Doch Absicht und Bewusstsein haben dabei nicht gewirkt, sondern es hat sich also von selbst und aus dem Wesen der Überlieferung ergeben, daher sich auch die natürliche Neigung äussert, das von ihr einmal Empfangene, aber halb Unverständliche nach der Weise der Gegenwart zu erklären und deutlich zu machen. Je mehr das Epische Überhand gewinnt, desto mehr wird das Bedeutende verhüllt.

Beweise für die obigen Sätze sind vielfach in den Anmerkungen, in welchen wir überhaupt, was darauf Bezug hat, so gut wir konnten, zusammengestellt, enthalten, und es wird darnach niemand mehr die Behauptung auffallen, dass hier alte, verloren geglaubte, in dieser Gestalt aber noch fortdauernde deutsche Mythen anzuerkennen sind. Wem die Natur der Mythen nicht fremd ist, der weiss, dass sie bei allen Völkern so häufig als Märchen dargestellt wurden, oft nach dem Geist gewisser Zeitalter nicht anders erfasst werden konnten [1]).

[1]) Wie gleicht, um aus vielen nur ein Beispiel anzuführen, die so bedeutende Mythe des unter den Sternbildern selbst glänzenden Perseus völlig einem unserer Märchen. Auch wäre es nicht schwer, in ihm einen Wiederschein von unserm Siegfried zu zeigen. Wie dieser, ist er bei seiner Geburt in einem Kästchen aufs Meer ausgesetzt. Bald unternimmt er, von listiger Falschheit angetrieben, jenes Wagnis mit dem Haupt der Gorgo, wie Sieg-

SPUREN HEIDNISCHEN GLAUBENS.

Die beständige Umwandlung hat natürlich viel Neues beigemischt, auf der andern Seite musste der zu Grund liegende alte Glaube, eben weil er fremd und unverständlich ward, allmählich verschwinden, gleichsam abdorren. Der poetische Trieb bildete daraus etwas sinnlich Verständliches und Ansprechendes, aus welchem aber die Bedeutung nur hier und da dunkel, fast wider Willen hervor leuchtete, oder um es bildlich auszudrücken: das Sonnenauge des Geistes wurde auf den farbigen Pfauenspiegel der Dichtung vertheilt. Dennoch lässt sich schon im voraus vermuthen, dass, was zurückgedrängt wurde, nicht ganz verloren ging, und ist es hier leichter, etwas mit Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, als mit Gewissheit darzuthun, so zeigt doch die nähere Betrachtung noch kenntliche Spuren der frühsten Zeit. Freilich auch nur einzelne, da das zwischengewachsene epische Grün längst den Zusammenhang verdeckt oder zerstört hat.

Schon die Belebung der ganzen Natur kann man als eine fortdauernde Überlieferung aus jener Zeit betrachten [1]). Uns ist diese Ansicht nicht befremdend, da wir wissen, dass das Heidenthum überall davon ausgegangen (Juppiter est quodcunque vides, quocunque moveris drückt sie Lucan aus); für das Volk würde sie es gewiss sein, wenn sie ihm erst sollte gegeben werden. Der Sonne, dem Mond, den Sternen wohnt vor allem eine geistige Natur bei, und wenn sie zu den Be-

fried mit Fafner. Er bedarf dazu den unsichtbaren Helm des Aldes, welcher dem nordischen Agirshelm und der Nebelkappe, und die demantne Sichel des Hermes, welche Siegfrieds Balmungen entspricht. Die Wirkungen des Medusenhaupts lassen sich jenen des Hornleibs vergleichen: kein Feind kann fortan vor dem Helden bestehen. Die goldenen Äpfel, welche Perseus in dem Garten des Atlas bricht, sind die Schätze des Horts, die Siegfried sich erwirbt. Andromeda aber, von dem Ungeheuer auf einem Felsen gehalten, von ihm befreit, erscheint als Chriemhilde, durch Siegfried von dem Drachenstein erlöst. So unendlich ist die Wiedergeburt lebendiger Ideen.

[1]) In der deutschen und nordischen Sprache ist sie merkwürdig ausgedrückt in dem Wort Wicht, Vättur, welches erstlich jedes Wesen, die Natur, alles Erschaffene; sodann einen Geist, das Göttliche; endlich auch: kein Ding, nichts bezeichnet.

drängten reden, ihnen Geschenke geben, die sie erretten, so erscheinen sie als angebetete, göttliche Wesen (quorum opibus aperte iuvantur. Caesar de B. G. 10), wie sie es in den alten Zeiten den Deutschen wirklich waren. Auch die Bäume und Quellen, deren Verehrung sich lange fort erhielt, sind hier beseelt. Der Machandelbaum, d. h. der Leben verleihende, verjüngende Baum (iuniperus) ist sichtbar ein guter Geist, seine Früchte erfüllen den Wunsch der Mutter nach einem Kinde; die gesammelten Knochen des Gemordeten werden unter seinen Ästen, die sich gleich den Armen eines Menschen bewegen und sie umfassen, wieder belebt, und die von ihm aufgenommene Seele steigt aus den leuchtenden, aber nicht brennenden Flammen der Zweige in der Gestalt eines Vögleins hervor. Es ist nur anders ausgedrückt, wenn das in den Fluss geworfene Kind oder die weisse Braut gleichfalls in dem Bild eines Vogels sich wieder erhebt; der Fluss ist da ein belebter Geist. Anderwärts fangen die Zweige an sich zu erweichen und umfassen mit ihren Armen die in Trauer an dem Stamm Ruhende. Auch dem Grabe der Mutter entspringt ein Bäumchen, zu dem sich Aschenbrödel in der Noth wendet und das Geschenke herab wirft. Oder aus dem vergrabenen Eingeweide (dem Herzen) eines geliebten Thiers wächst ein Baum mit goldenen Äpfeln, der nur dem, wem er mit Recht angehört, gehorcht und folgt. Die Quelle aber, die glänzend über die Steine springt (wie heiliges Wasser in der Edda von den Bergen herabrinnt), ruft den Kindern zu, nicht aus ihr zu trinken, weil sie sonst verwandelt würden. — Weiter reicht schon die höhere Natur, die den Thieren beigelegt wird. Das Pferd Fallada spricht (wie Mimers Haupt) nach dem Tode noch zu seiner Gebieterin. Die Raben weissagen, sie wissen, gleich Odins Raben Huginn und Muninn (d. h. die mit Verstand und Gedächtnis begabten), was in der Welt geschieht. Überhaupt aber werden häufig die Vögel als Geister betrachtet. Die Tauben kommen und lesen dem armen Kinde die Erbsen aus der Asche, hacken aber den bösen Schwestern das Aug aus; ein Vöglein wirft dem Vater eine goldene Kette um den Hals, der gottlosen Stiefmutter einen Mühlstein auf

den Kopf. Wer das Herz, die Leber, eines Vogels isst, erhält übernatürliche Kräfte. — Eine der ältesten Spuren der heidnisch-symbolischen Vermischung des Thierischen und Menschlichen sind die Schwanenjungfrauen, welche hier ganz in der Gestalt und Art vorkommen, wie sie von dem alteddischen Wölundslied und den Nibelungen dargestellt werden [1]).

Mit dieser Ansicht von einer allbelebten Natur hängt auch das Übergehen in eine andere Gestalt zusammen, und die hier verwandelten Steine, Bäume, Pflanzen sind eigentlich geistig belebte. So schwört auch in der Edda dem Baldur die ganze Natur, nicht bloss Vögel und Thiere, sondern auch Feuer, Wasser, Eisen, Erz, Steine und Bäume Sicherheit vor aller Gefahr und hernach beweinen sie seinen Tod. Selbst die Zauberei, deren Macht sich hier so oft wirksam zeigt, beruht auf diesem Glauben, von einem allen Dingen inwohnenden Geist, über welchen man Herrschaft erlangen und ausüben kann.

Der Gegensatz des Guten und Bösen ist häufig durch Schwarz und Weiss, Licht und Finsternis ausgedrückt. Die guten, Hülfe bringenden Geister sind fast immer weisse Vögel und werden sie genannt: die reinen, gallenlosen Tauben; die bösen aber und Unheil verkündenden sind schwarze Raben. Es sind die schwarzen und weissen Alfen der nordischen Mythologie, welche die höchsten Götter eben so unterscheiden mochte, da Heindal der Weltbestrahler [2]) der weisse Ase ausdrücklich heisst und Balder lichtstrahlend ist. Aber auch bei Menschen wird auf diese Weise der Gegensatz bezeichnet. Das fromme Mädchen wird weiss wie der Tag, das gottlose schwarz wie die Sünde (Nacht). So kennt die

[1]) Eine Stelle des Gregor von Tours hist. Franc. II, 10 verdient zu dem Ganzen hier angeführt zu werden. Sed haec generatio fanaticis semper cultibus visa est obsequium praebuisse nec prorsus agnovere deum; sibique silvarum atque aquarum, avium bestiarumque et aliorum quoque elementorum finxere formas, ipsasque ut deum colere eisque sacrificia delibare consueti.

[2]) Vergl. gloss. edd. I, 553.

Edda Söhne des Tags (Dags-synir, megir) und die Tochter der Nacht (Sigurdrifas Lied No. 4 und grönländische Atliedlieder No. 61) und der eddische Name Dagr, welcher an unserm Dagobert, Tagglänzend, noch verstärkt erscheint, mag auf gleicher Idee beruhen. In jenem Schlosse ist alles schwarz und die drei schlafenden (zum Tod erstarrten) Königstöchter haben durch die Hoffnung zur Erlösung, denn der Zauber ist eine schwarze Kunst, nur erst ein wenig Weiss (Leben) im Antlitz. Eine andere kehrt stufenweis zu der Farbe des Lichts zurück, am ersten Tage werden die Füsse, am andern der Leib bis zu den Händen, am dritten endlich auch das Gesicht wieder rein und weiss, und dann erst ist die finstere Macht ganz bezwungen. Der Königssohn, der bei Tag schläft, nur in der Nacht wacht, und den, wenn er nicht unglücklich werden soll, kein Lichtstrahl berühren darf, ist gleichfalls ein schwarzer Alfe; auch diese flohen das Licht und wurden, von der Sonne getroffen, zu Stein. Daher die Sonne: der Jammer, die Klage der Alfen heisst (gráti álfa. Hamdismal Str. 1). Auch das Märchen von der Gänsemagd und der schwarzen und weissen Braut gehört hierher; es ist eigentlich die alte Mythe von der wahren und falschen Bertha. Schon dieser Name sagt die Glänzende aus, sie kämmt darum ihre goldstrahlenden Haare, weil sie, wie jene Königstochter, die ohne Kleidung sich bloss in den Mantel ihrer goldenen Haare hüllt, eine strahlende Sonne [1]), eine leuchtende Lichtelfin oder was dasselbe: eine weisse Schwanenjungfrau ist. Eine solche scheint auch ursprünglich Schneeweisschen gewesen zu sein, das selbst im Tode noch weiss und schön bleibt und von den guten (weissen) Zwergen verehrt und gehütet wird. Dabei darf man wohl an die zwei Welten der nordischen Mythologie, die eine des Lichts und der Seligkeit (Muspelheim) und die andere der Nacht und Finsternis (Nifelheim), erinnern.

Das Gute wird von dem Herrn belohnt, das Böse bestraft; er kommt herab auf die Erde und besucht den Reichen und

[1]) Sonnenglänzende, solbiört, heisst die Wahlküre Sigrun im zweiten Helgelied Str. 44.

Armen, jenen findet er verdorben, diesen fromm und nach seinen Gesetzen lebend. Er vertheilt darnach seine Gaben, die jenem zum Verderben, diesem zum Heil ausschlagen. Oder, indem er wandelt, begegnet er einer guten und einer bösen Schwester, jener gewährt er die himmlische Schönheit, diese straft er mit Hässlichkeit. Eigenthümlich ist der Gegensatz ausgedrückt, wenn der Teufel als ein Gegengewaltiger sein eigenes Gethier sich erschafft, seine Geise aber alle fruchtbare Bäume benagen, die edlen Reben schädigen und die zarten Pflanzen verderben, so dass sie der Herr von seinen Wölfen muss zerreissen lassen. Er ist der Schwarze, der nordische Surtur, der gegen die lichtstrahlenden, milden Götter (in suasu god) streitet (s. Vafthrudnismál 17. 18).

Überhaupt die Weise, wie Gott, der Tod und der Teufel leiblich auftreten, hat nicht selten einen ganz heidnischen Anstrich. Gott zieht umher, wie Odin, in Menschengestalt und wird scheinbar getäuscht, ja der Spielhans fängt zuletzt, wie ein Jöte oder Titan, Krieg gegen den Himmel an und will sich mit Gewalt den Zugang eröffnen. Auch die Fahrt in die Hölle (die Unterwelt, die nordische Hel) wird von dem, der in einer Glückshaut geboren ist, unternommen und ihm gelingt es, die drei goldenen Haare des Teufels (den geraubten Hort) herauf zu holen. Dieser hat hier und in einem andern Märchen, wo er von drei Soldaten, denen er Räthsel vorlegt, ganz das Wesen eines naturstarken, in Felsenhöhlen wohnenden Jöten, den das kleine aber edlere Geschlecht, von seiner eigenen Tochter, Frau oder Mutter unterstützt, überlistet; nicht anders als wie Thor den Kessel des Hymer (Weltbecher, aus welchem die Götter trinken wollen) holt. Die Strafe des Bösen: in eine Tonne unter Nattern geworfen zu werden erinnert nicht bloss an die Schlangenhöhlen der Sagen, sondern noch bestimmter an Náströnd, den Aufenthalt der Gottlosen; denn er ist nach der Edda mit Schlangen gedeckt, deren Köpfe einwärts gekehrt Ströme von Gift herabspeien. So auch ist über Lokes, des bösen Geistes, Antlitz eine Schlange befestigt, damit ihr Gift auf ihn herabtröpfle.

Heidnisch in seinem Ursprunge ist der Gedanke von einem auf Erden vorhandenen, alle Seligkeit in sich fassenden Schatz, welchen zu erwerben Glücklichen und vom Schicksal Begünstigten möglich ist; denn wer zu der Quelle aller irdischen Herrlichkeit dringt, den lässt das Heidenthum des höchsten Lebens Meister und Herr sein. Dies ist die Idee, der in verschiedener Gestalt, als Hut, Tuch, Tisch u. s. w. vorkommenden Wünscheldinge, welche jeden Gedanken befriedigen, Unsichtbarkeit verleihen, keines Raumes achten, kurz alle irdischen Schranken übersteigen. In dem Hort der Nibelungen liegt daher die Wünschelruthe, der Zauberstab, bedeutungsvoll verschlossen und zeigt, dass Kampf um den Besitz des höchsten Guts der eigentliche Inhalt der alten Sage ist. Im Titurel Str. 4751 steht die merkwürdige Stelle: „wande sich dér gral gelichtet dem paradis mit siner wunschelruoten[1]).“ Die weisse, d. h. die glänzende, auf dem Gold ruhende Schlange (Fafner), womit die Unke, die eine Krone trägt und die kostbarsten Schätze gesammelt hat, übereinstimmt, ist gleichfalls ein Symbol jenes Horts; darum erwirbt, wer von ihr isst, d. h. ihres Wesens theilhaftig wird[2]), die höhere Einsicht in die Natur der Dinge, versteht die Sprache der Vögel und hat das Glück an sich gebannt. Ferner das Herz des auf Goldeiern brütenden, selbst goldgefiederten Vogels ist wieder nichts anders, als jenes Schlangenherz, und wenn dem, der es genossen, das Gold im Schlaf unter dem Haupt wächst, so ist das ein bezeichnendes Bild von der unbewusst in ihm wirkenden Kraft. Hierher gehört auch die

[1]) Es verdient angemerkt zu werden, dass Valhaull (der selige Aufenthalt der im Kampf Gebliebenen) in der Atlaquida (Str. 2. 14) bloss die herrliche, die Wunschhalle heisst; Wunsch hier, wie überhaupt bei den Wünscheldingen, in dem alten Sinne als Inbegriff alles Wünschenswerthen genommen. Daselbst wird auch (Str. 30) der in den wallenden Rhein zu versenkende Hort val baugar genannt, zunächst herrliche, ausgewählte Ringe; weil aber der, welcher die Wahl hat, seine Wünsche befriedigen kann, auch Wunschringe. — Sonst kommt die Sache in der Edda noch unter anderm Namen vor: Gamban-trinn Wünschelruthe (Skirnisf. 32) und Gambansuml Wunschtafel (Ägisdr. 8).

[2]) So erhält Loke erst seine böse Natur, nachdem er das gebratene Herz eines bösen Weibes gegessen. Hyndluliod Str. 37.

unter den Wurzeln eines Eichbaums sitzende, also in der Erde verborgene Goldgans, die dem, welchem es gelingt sie hervor zu heben, Glück und Segen verschafft, was episch lebendig dadurch ausgedrückt wird, dass ein jedes sie nur berührende Ding, wie an einem Magnet, fest an ihr hangen bleibt. — Ein anderes Bild ist der Baum, an welchem die Äpfel des Lebens wachsen, in der nordischen Mythologie so gut als in der griechischen bekannt; ohne sie veraltert und welkt alles Leben und sie vermögen das halb erstorbene wieder zu erfrischen und zu verjüngen. Dasselbe bedeutet die Quelle, an welcher das Wasser des Lebens geschöpft wird, nach ihm sehnt sich der kranke König, weil es ihn allein heilen kann; es schliesst Wunden zu und giebt den Menschen, welche Zauberei in Steine verwandelte, ihre Gestalt zurück.

Verschiedentlich wird die Geschichte von einem König erzählt, der drei Söhne hinterlässt und nicht weiss, welchem er Reich und Krone nach seinem Tode überlassen soll. Er macht daher eine Aufgabe, es sei nun etwas Schweres zu vollbringen, etwas Seltenes und Kostbares zu holen oder eine grosse Kunst zu erlernen; wer sie löst, der soll der Erbe sein. Sie ziehen aus und jeder versucht sein Glück. Dass gewöhnlich der Jüngste, anscheinend der am geringsten Begabte den Sieg davon trägt, ist in einer sittlichen Idee begründet, über die nachher noch etwas wird angemerkt werden. Herodot (IV, c. 5) erzählt ein ganz ähnliches Märchen der Skythen über ihre Abkunft, welches, da auf die Verwandtschaft des Germanischen mit dem Skythischen überhaupt Rücksicht zu nehmen ist, mit jenen zusammengehalten zu werden verdient. Targitaus, vom höchsten Gott erzeugt, sei der erste Mensch in Skythien gewesen und habe drei Söhne hinterlassen. Während diese geherrscht, seien einmal goldene Werkzeuge vom Himmel gefallen, nämlich: ein Pflug, ein Joch, eine zweischneidige Streitaxt (σάγαρις) und eine Schale (φιάλη). Als der Älteste der drei Brüder sie aufheben wollte, sei das Gold glühend gewesen, darauf der zweite gekommen, aber auch diesen habe es gebrannt. Nachdem nun beide von der Glut abgewiesen worden, sei der Jüngste hinzugetreten, der das Gold ausgelöscht

gefunden und daher die Werkzeuge habe heimtragen können. Worauf die beiden andern diesem allein das Reich überlassen. — Die flache Schale ist wohl ein Bild des Landes selbst, Pflug und Joch bezeichnet den ackerbauenden, das Schwert den Stand des Kriegers; es sind also die Symbole der Herrschaft über dieses Reich, welche der Himmel einem der drei Brüder zuweisen wollte. Auch in der Vóluspá (Str. 7) schneiden ja die Asen selbst bei der Welteinrichtung Gold, bilden Zangen und verfertigen Werkzeuge. Das Glühen der Geräthschaften deutet auf einen germanischen Glauben, welcher der Probe des glühenden Eisens zu Grund liegt, denn dieses kann nur von dem, der Recht hat, dem ganz Schuldlosen, ohne Gefahr angerührt werden. — Die drei Söhne aber sind in den Märchen nichts anders als die Trimurti, in welche sich der höchste Gott bei der Bildung der endlichen Welt zertheilt, dem einen von den dreien wird aber die Oberherrschaft wieder verliehen, damit die Idee des alleinigen Gottes nicht verschwinde. Jener skythische Targitaus ist kein anderer, als der Mannus des Tacitus (Germ. 3), der Sohn des Gottes Thuisko, nach dessen drei Söhnen Deutschland dreifach benannt oder eingetheilt wurde; in der nordischen Mythologie aber der zuerst erschaffene Bure, dessen drei Söhne, Odin, Vile und Ve (Har, Jafnhar und Thridi oder nach der Vóluspá Odin, Häner und Loder[1]), die Welt ordnen und bevölkern. Odin hat hernach die Oberherrschaft erlangt.

Der goldene, der gläserne, d. h. der glänzende Berg, wohin der Zugang so schwer und erst mit Beihülfe der Sonne, des Mondes und der Sterne oder anderer übernatürlicher Kräfte zu finden ist, welchen unten angefesselte wilde Ungeheuer bewachen, und wo die Wunschdinge bewahrt werden, scheint ein Götterberg alter Mythen zu sein. Es ist derselbe, auf welchem die zwölf Riesen (Götter) den Nibelungenhort hüten, oder auch das nordische Flammenschloss der Brun-

[1]) Schering in den Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft 1810 vermuthet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, dass Loder mit Loke eins sei Wenigstens ist aus Lokasenna Str. 9. gewiss, dass Loke mit Odin früher in genauer Bekanntschaft und Brüderschaft gelebt.

hilde, deren Isenburg im deutschen Gedicht nichts andere als Eis-Glasburg aussagt. Im Norden finden wir Asgard als Mitte der Welt mit goldenen Schildern gedeckt, und die Art, wie im Marienkind der Himmel mit seinen zwölf Thüren und der dreizehnten verbotenen beschrieben wird, als ein prachtvolles Goldhaus, erinnert noch bestimmter an das goldglänzende Gladsheim mit seinen zwölf Sitzen für die Asen und dem Thron für Odin. Ferner ist Gimli zu vergleichen, heller als die Sonne, nach dem Weltende als die Wohnung der Guten noch fortbestehend; auch das Goldhaus Sindri auf dem Idagebirge und jenes, welches nach der deutschen Sage (B. II, St. 447) dem heidnischen Friesenherzog Radbot gezeigt ward. Endlich scheint der nordische Gläsisvöllr, welcher als vorodinisches Paradies betrachtet wird und worin der Acker der Unsterblichkeit (udainsakur) lag, hierher zu gehören. Heilige-Himmels-Berge kommen dem Namen nach so gut bei uns als in den altnordischen Dichtungen vor, wenn gleich manchmal nur in der bloss sinnlichen Bedeutung von hohen [1]).

Die Frau Holle oder Hulda hat auch noch, aber schwerlich in andern Ländern Deutschlands als in Hessen, Thüringen und Franken den Namen aus der Vorzeit behalten. Sie ist eine gnädige und freundliche, aber auch furchtbare und entsetzliche Göttin; sie wohnt in den Tiefen und auf den Höhen, in den Seen und auf den Bergen, theilt Unglück oder Segen und Fruchtbarkeit aus, je nachdem sie urtheilt, dass es die Menschen verdient haben. Sie umspannt die ganze Erde, und wann sie ihr Bett macht, dass die Federn fliegen, dann schneit es bei den Menschen. Ähnlich träufelt Thau und Regen herab und befruchtet das Land, wenn die Wolkenpferde der Wahlküren sich schütteln. Sie lässt sich die Haare kämmen (strehlen), das heisst: sie theilt die Sonnen-

[1]) S. die Anmerkung zu dem ersten Helgelied S. 37 in unserer Ausgabe. — In Schottland sieht man noch jetzt auf den Spitzen hoher Berge Ruinen von wirklichen Glasburgen (vitrified forts), deren Mauern nämlich mit Glas künstlich überzogen waren. Sie sind vom höchsten Alter. Vergl. gloss. eddicum II, p. 879 Note. Im Wigalois Mauern wie Glas glänzend und ein Haus von hellen Kristallen gebaut, 4594—4606.

strahlen über die Erde aus, denn auch die nordische Erdgöttin Sif hatte ein herrliches, von den Zwergen gewirktes Goldhaar. Um Weihnachten, wann die Sonne wieder steigt, zieht sie durch die Welt, belohnt und straft, sie führt besondere Aufsicht über die Spinnerinnen, welche, wie sich gleich zeigen wird, die das Schicksal spinnenden Elfenjungfrauen sind. Überhaupt ist sie die grosse Mutter vom Berge, eine Erdgöttin, wie es die auf Rügen verehrte Hertha und die Ceres der Griechen war. Mehr von ihr zu sagen wird sich am besten bei der Erläuterung der Sagen von ihr (B. I, S. 6—10) schicken, hier erscheint sie in ihrer zweifachen Natur, schrecklich anzusehen und doch mild und wohlgesinnt gegen das fromme Kind.

Altheidnischen Glauben enthält auch das Märchen von den drei spinnenden Weibern; diese nämlich spinnen den goldenen Faden des Schicksals, gleich den Nornen, Wahlküren und Parzen[1]). In ihnen sind leicht die halbüberirdischen Schwanenjungfrauen, als welche auch die Wahlküren geschildert werden, zu erkennen: sie haben noch den Platschfuss oder den breiten Daumen und die Schnabellippen. Rastlos spinnen sie Tag und Nacht, ohne Ende quillt der Faden hervor, aber auch die Edda sagt von den Wahlküren, dass sie ohne Ruhe gewesen, immer (nach ihrer Arbeit, das Schicksal zu treiben, weben, orlog drygia) sich gesehnt[2]), und in dem Wölundslied wird gerade erzählt, wie sie am Seestrand sich niedersenken, das Federgewand ablegen und köstlichen Flachs spinnen. Das ist nämlich der epische, sinnliche, aber bedeutungslos erscheinende Ausdruck für den alten tiefsinnigen: das Schicksal spinnen, weben. Auch die goldspinnenden Königstöchter in den Märchen sind nichts anders, als Glück und Reichthum spinnende, schaffende Schwanen-

[1]) Auch die Edda (im ersten Helgelied Str. 3) bedient sich des Ausdrucks: Schicksalsfäden (aurlaug thättir) und goldene Fäden (gullin simar); die Nornen befestigen sie unter dem Mondsaal, d. h. am Himmel.

[2]) Thràda, desiderio teneri, ist der Ausdruck Völundarquida Str. 3. Thrá valkyrior sagt der dunkle Hrafnagaldr am Eingang.

jungfrauen. Und da die Spindel, das Rad kreist, so fällt mit diesem Bild ein anderes gleichfalls uraltes, in dem eddischen Mühlenlied schon ausgebildetes zusammen, von einem Mühlenrad des Schicksals, welches alles, was der Wunsch verlangt (daher auch ein Wünschelrad), mahlt: Gold, Frieden und Krieg. Und so werden wir auf die noch fortdauernde Idee eines das Entgegengesetzte herumtreibenden Glücksrades (wie es im Wigalois der König besitzt) geführt. Fast immer sind die Goldspinnenden auch Hirtinnen, sie hüten Gänse, Schwäne, d. h. die Geister, was wiederum nur ein anderer Ausdruck für das Lenken, Bewachen des Schicksals ist.

Gleichfalls der Däumling (pollux) ist eine aus der Vorzeit übrige Götteridee. Er ist der die Heimath Schützende, seine Geschwister aus der Noth Rettende, immer wohl Leitende und ohne Zweifel mit den Kabiren und Penaten verwandt, die ja auch in kleiner, zwerghafter Gestalt gedacht wurden. In eine Reihe mit ihm gehören die Wichtel-, Haulemänner, Kobolde und Zwerge. Sie sind gleichfalls die Alfen der nordischen Mythologie und eben so beides: gut und wohlwollend oder bös und schadenfroh. Sie bewohnen nicht bloss die Oberwelt, sie heissen auch die Unterirdischen und durchdringen die verborgene und heimliche Erde, wo die herrlichsten Häuser für sie bereit stehen; sie sind der in die feinsten Adern der Welt vertheilte treibende Lebensgeist.

Überhaupt aber das die Naturkräfte in dem Gegensatz ihrer wilden und stillen Wirkungen darstellende Riesen- und Zwergwesen lebt hier noch in den Formen und Bildern fort, in welchen es die alten ursprünglich deutschen Gedichte darstellen, das Übermächtige und doch Ungeschlachte jener ist in ähnlichen naiven, höchst bezeichnenden Zügen dargestellt, so wie die Schlauheit, List und wiederum das Zuthätige und Bereitwillige der Kleinen aus Elberichs Reich, welche durch ihre wunderbaren und geheimen Kräfte immer auch das Geistermässige ihrer Natur erkennen lassen.

Legen wir diese einzelnen Körner zusammen, so scheint von dem alten Glauben noch durchzublicken: Belebung der

ganzen Natur, Pantheismus, ein Fatum, das gute und böse Princip, die Trimurti, grosse höhere Götter mit ihrem Götterberg, so wie Verehrung kleinerer besonderer Gottheiten.

ÜBERSICHT DES INHALTS.

Die epische Mannigfaltigkeit dieser Märchen ist dagegen gross, jedes Einzelne hat seinen besonderen Inhalt, und über die Verwandtschaft und Einstimmung mit andern ist in den jedesmaligen Anmerkungen das Nöthige enthalten. Dennoch lässt sich das Ganze in gewisse Massen eintheilen und darnach übersehen.

Erstlich wird der Kampf des Guten und Bösen, von dessen eigenthümlichem Ausdruck vorhin die Rede war, in vielfachen Verschlingungen und Wendungen dargestellt; häufig in den kindlichen Verhältnissen der Geschwister. Der Bruder ist in die Gewalt böser Mächte gefallen, die Schwester hört es und sucht ihn nun, durch Wälder und Einöden wandernd, scheut keine Gefahr, vollbringt die schwersten Aufgaben und erlöst ihn endlich, denn das Gute und Reine taucht doch am Ende als das allein Wahre und Bestehende hervor und besiegt das Böse. Und in wie viel schönen Zügen ist dabei das Menschliche eingeflochten! Nicht immer gelingt es, den Zauber ganz aufzuheben, die Warnungen der wohlwollenden Geister werden vergessen und die Arbeit muss von neuem angefangen werden.

Die reinen Geister, indem sie das Gute befördern, begleiten sichtbar den Menschen auf seinen Wegen. Daher überhaupt Mythen und Sagen von jenen höheren Menschen, mit denen die Götter selbst Umgang geflogen, und daran schliessen sich die Märchen von jenen besonders begabten, mit ungewöhnlichen Vorzügen ausgestatteten. Jener kommt schon in einer Glückshaut auf die Welt, ihm schlägt alles Widerwärtige zum Vortheil aus, er geht selbst in die Hölle, dem Teufel seine Geheimnisse abzulocken. Den beiden Brüdern wächst das Gold im Schlaf unter dem Kopfkissen, kein Schuss versagt, die Thiere kommen herbeigelaufen, um ihnen zu dienen, und Zauberei vermag nichts gegen sie. Sneewittchen, Aschen-

puttel und das mit seinem Liebsten Roland entfliehende Mädchen stehen unter einem besonderen Schutze.

In seiner Idee immer dasselbe wird ein Märchen vier- bis fünfmal jedesmal unter andern Verhältnissen und Umständen erzählt, so dass es äusserlich als ein anderes kann betrachtet werden. Die gute und unschuldige, gewöhnlich die jüngste Tochter wird von dem Vater in der Noth einem Ungeheuer zugesagt oder sie giebt sich selbst in seine Gewalt. Geduldig trägt sie ihr Schicksal, manchmal wird sie gestört von menschlichen Schwachheiten und muss diese schwer abbüssen, doch endlich empfindet sie Liebe zu ihm, und in dem Augenblick wirft es auch die hässliche Gestalt eines Igels, eines Löwen, eines Frosches ab und erscheint in gereinigter, jugendlicher Schönheit. Diese Sage, welche auch bei den Indiern einheimisch ist und mit der römischen von Amor und Psyche, der altfranzösischen von Parthenopex und Meliure sichtbar zusammenhängt, deutet die Bannung in das Irdische und die Erlösung durch Liebe an. Stufenweis arbeitet sich das Reine hervor, wird die Entwicklung gestört, so stürzt Elend und Schwere der Welt herein und nur von der Berührung der Seelen, vor der Erkenntnis in Liebe fällt das Irdische ab.

Es ist schon vorhin bemerkt, dass diese Poesie es ihrer innern Lebendigkeit überlässt, die gute Lehr ezu geben; an sich ist es nicht ihr Zweck, am wenigsten ist sie ausgedacht, um irgend eine gefundene moralische Wahrheit aus einander zu setzen. Dagegen sind einige Märchen deutlich auf eine Lehre gerichtet, doch nur indem sie mit dem bestehenden Volksglauben zusammenhängt und daraus die Sage sich gebildet, nicht aber soll sie durch den ersonnenen Gang einer Geschichte, wobei zuletzt eine Erklärung nöthig wird, herausgekünstelt werden. Dahin das Märchen von dem Mütterchen, welches über Gottes Fügungen trauert und in einem nächtlichen Bilde die traurigen Schicksale schaut, die von ihr abgewendet worden; das Märchen von dem Kind, das der gestohlene Heller nicht im Grabe ruhen lässt, das die Hand aus dem Grabe streckt; von der Brautschau, den Schlickerlingen, wodurch Fleiss und Häuslichkeit empfohlen werden; von dem Grossvater und Enkel;

dem undankbaren Sohn; von der Sonne, die allem Heimlichen zusieht und es an den Tag bringt.

Mehrere sind ganz christlichen Inhalts und unterscheiden sich durch Reichthum und Mannigfaltigkeit von den einförmigen Legenden. Vor allen ist das Marienkind zu nennen: erst lebt es mit den Engeln in reiner Unschuld, dann, durch die Neugierde zur Sünde verleitet, wird es aus dem Himmel verstossen. Nun muss es den Schmerz der Erde erfahren, so lang es in der Sünde beharrt, aber in dem Augenblick, wo sich das Herz zu Gott bekehrt, zeigt er sich auch wieder gnädig und alle Noth hört auf. In dem Märchen von dem Mädchen ohne Hände ist es so schön ausgedrückt, dass vor der Reinheit alle List des Bösen zu Schanden wird, und wie Gott darum die abgehauenen Glieder aufs neue wachsen lässt, so verleiht er dem Frommen, der unter einem Galgen sitzt, aber unter einem Kreuz zu sitzen glaubt und zu ihm betet, durch einen reinen Thau die Augen wieder. In dem Märchen von der Nelke speisen Gottes Thiere, wie jenen Propheten, die unschuldig eingekerkerte Königin, die darum auch, als sie befreit worden, weil sie himmlische genossen, keine irdische Nahrung mehr anrührt und stirbt. Der Knabe, der im Vertrauen auf Gottes Wort immer fort geht, um das Himmelreich zu finden, deutet an, dass der feste Glaube auch bei einem äussern Missverständnis zur Seligkeit führe. Einige märchenhaft ausgebildete Legenden sind am Ende zugefügt.

Der Zusammenhang einer besonderen Reihe mit der deutschen Heldensage ist in den Anmerkungen bis ins Einzelne nachgewiesen und hier nur im Allgemeinen etwas darüber zu erinnern. Die Sage pflegt in der Überlieferung vorzugsweise entweder ihren geschichtlichen Inhalt oder die innere Gesinnung der darin handelnden Menschen fest zu halten; je nachdem sie das eine für das Wichtigste ansieht, vernachlässigt sie das andere. In dem vollkommenen und blühenden Zustand einer epischen Zeit ist freilich beides gleich mächtig und bedingt sich gegenseitig; späterhin aber herrscht eine Richtung vor. Gewöhnlich pflegt die sogenannte Kunstpoesie die Fabel zurückzusetzen, um die Gesinnung auszubilden, wäh-

rend die Volksdichtung jene vor allem zu erhalten sucht. In unsern Märchen ist zwar die Übereinstimmung in der Fabel selbst das Überwiegende, doch haben sich auch Charaktere fort erhalten, namentlich erscheint Siegfried öfter am kenntlichsten in dem jungen Riesen an jener eigenthümlichen Mischung eines tapfern und reinen Herzens und einer gutmüthigen und scherzhaften Laune, in welcher ihn das Nibelungenlied darstellt. Siegfried handelt unbewusst, aber in sicherm Gefühl von der Herrlichkeit seiner Natur und Lebenskraft. Was den Zusammenhang mit der Fabel betrifft, so wäre er zu eng angegeben, wenn man voraussetzte, anfänglich sei völlige Übereinstimmung gewesen und nur durch Ausfüllung der Lücken mit Hülfe der Einbildungskraft das Abweichende entstanden; dagegen, wollte man behaupten, die Übereinstimmung, wie sie sich findet, sei bloss zufällig oder hätte ihren Grund in dem auf gleiche oder verwandte Gedanken von selbst zurückkehrenden Geist, so wäre dies noch unrichtiger. Sie ist zu merkwürdig und geht in zu viele einzelne Züge, als dass an einen solchen Zufall könnte gedacht werden. Freilich ist die deutsche Sage im Ganzen und Grossen aus dem Wesen des deutschen Geistes entsprungen, und es ist ihre Aufgabe ihn darzustellen; aber eben in dem Ineinandergreifen des Nothwendigen der Überlieferung und des Freien der poetisch-bildenden Kraft besteht ihr Leben, und eine solche Mischung müssen wir auch hier annehmen. Dass sich noch ein Zusammenklang mit der nordischen Sage, am deutlichsten in Beziehung auf Aslaug, erhalten, der in andern Denkmälern nicht mehr vernommen wird, ist um so wichtiger, als es zeigt, dass das Ganze nur in dem Bewusstsein des Volks vollständig vorhanden war und dasjenige, was in den einzelnen Gedichten hervortrat und ausgebildet wurde, immer nur als Bruchstück, wenn auch organisches, darf betrachtet werden. Bei dem Volk hat noch fortgedauert, was in den durch die Schrift auf uns gekommenen Dichtungen so gut spurlos untergegangen ist, als jene gleichfalls hierher gehörigen Lieder von Saurle und Hamder, deren Dasein doch ausdrückliche Zeugnisse beweisen. Auch hierin

gleicht die Sage der Sprache, die eben so nur in dem Bewusstsein des ganzen Volks vollständig lebt.

Die Thiermärchen öffnen eine andere Welt. Das heimliche Treiben der Thiere in den Wäldern, Triften und Feldern hat etwas sehr Bedeutendes. Es herrscht unter ihnen eine bestimmte Ordnung, in dem Bau ihrer Wohnung, in dem Ausflug, der Heimkehr, dem Füttern der Jungen, der Vorsorge für den Winter; ihr Gedächtnis scheint gross, sie machen sich einander verständlich, und ihre Sprache ist wohl nicht mannigfaltig, aber mächtig und eindringlich. Sie vereinigen sich in Schaaren, ziehen aus, haben Anführer und bekriegen einander. Dabei ist nichts natürlicher, als ihnen ein sittlich geordnetes, menschliches Leben und Weben zuzuschreiben, das sie nur unsern Blicken zu verbergen scheinen. Das Auge der Dichtung aber sieht alles Geheime und Verborgene, sie offenbart diesen innern Haushalt der Thiere, und da sie ihnen zugleich die menschliche Sprache beilegt, wodurch sie allein schon vieler menschlicher Gedanken theilhaftig werden, so sind sie uns noch näher gerückt. Ausserdem entsteht durch die beständige Vermischung des Thierischen und Menschlichen ein besonderer Reiz: man denkt, es wären wirklich Menschen, die Gefallen daran hätten, sich einmal in dieser Gestalt zu belustigen. Natürlich, dass bei dieser Vereinigung Sagen herüber und hinüber gegangen sind; manchmal wird das ganz Unbelebte mit hineingezogen, selbst Strohhalm, Kohle und Bohne machen eine Reise zusammen. Das Böse in List und Verschlagenheit ist der Fuchs, dessen Verwandtschaft mit dem ungetreuen Sibich der deutschen Heldensage an einem andern Ort gezeigt worden; in Gewalt und Plumpheit ist es der Wolf. Die schwachen Thiere, zumeist die Vögel, sind die Gutgesinnten, welchen von jenen nachgestellt wird. Auch stehen sich beide wieder entgegen, wie anderwärts Zwerge und Riesen: so ist in dem Märchen von dem Bär und Zaunkönig der Sieg der Kleinen über die Grossen und Unbeholfenen beschrieben, und der Wolf, der das Rothkäppchen und die jungen Ziegen berückt, stellt den Menschenfresser vor, der endlich doch

durch seine Plumpheit überwältigt wird. Manches gehört in den Fabelkreis von Reinhart Fuchs und wird dort besser sich erklären lassen. Wo die Menschen mit den Thieren zusammenkommen, sind jene gewöhnlich hart und ungerecht, werden aber dafür bestraft, wie z. B. in dem Märchen von dem Hund und Sperling.

FESTSTEHENDE CHARAKTERE.

Die Eigenthümlichkeiten eines ganzen Volkes pflegt die Poesie um Einzelne zu versammeln, so dass, was in der Menge zerstückt, schwach oder unbestimmt sich zeigt, gesteigert und zu einem Ganzen vereinigt wird; man könnte sagen, sie liess uns nur vollständige und in Farben ausgemalte Exemplare sehen. Stellt ein solcher Charakter zwar das Gemeinsame dar, so tritt er doch zugleich als eine scharf gezeichnete, für sich in ihrer Besonderheit lebende Gestalt auf; vorzüglich erscheinen im Komischen, weil es so viel Eckiges und Hervorspringendes hat, gleich feststehende Masken. Überhaupt aber, je mehr solche Charaktere auf die Natur eines Volks, seine Tugenden und Schwächen sich gründen, desto bleibender und unvergänglicher werden sie auch sein und nach allen äusserlichen Veränderungen jedesmal frisch sich herausbilden. Welches Epos hätte nicht als Helden einen Achill und Ulysses, im Humor und Scherz seinen Lalenbürger und Eulenspiegel. Es sind die natürlichen Formen und Grenzen der Poesie, innerhalb welcher sie sich mit aller Freiheit und Mannigfaltigkeit bewegen kann. Von Siegfrieds eigenthümlichem, die deutsche Natur vorzugsweise bezeichnendem Charakter war vorhin die Rede; dieser hat aber schon einen gewissen Anklang von einem andern, der hier oft vorkommt und der Dummling genannt wird. In der Jugend zurückgesetzt, zu allen Dingen, wozu Witz und Gefügsamkeit gehören, ungeschickt muss er gemeine Arbeiten verrichten (wie Siegfried das Schmiedehandwerk treibt) und Spott erdulden; er ist das Aschenkind, das am Herde oder unter der Treppe seine Schlafstätte hat; aber es leuchtet dabei eine innere Freudigkeit und eine höhere Kraft durch;

schön wird er im Parcifal der Dummeklare genannt [1]). Kommt es dann zur lebendigen That, so erhebt er sich schnell, wie eine lange keimende, endlich vom Sonnenlicht berührte Pflanze, und dann vermag er allein unter vielen das Ziel zu erreichen. Er ist hier unter verschiedenen Verhältnissen dargestellt, gewöhnlich der Jüngste von dreien Brüdern, stehen ihm die beiden andern in Stolz und Hochmuth entgegen; wenn sie zusammen ausgeschickt werden, um eine Aufgabe zu lösen, wornach der Vorzug unter ihnen bestimmt werden soll, verlachen ihn jene und sehen ihn mit Verachtung an. Der Dummling aber zieht in kindlichem Vertrauen aus, und wenn er sich ganz verlassen glaubt, hilft eine höhere Macht und giebt ihm den Sieg über die andern. Ein ander Mal hat er weltliches Wissen hintangesetzt und nur die Sprache der Natur gelernt, darum wird er verstossen, aber jene Erkenntnis erhebt ihn bald über alle anderen. Unterliegt er der Missgunst und wird ermordet, so verkündigt doch lange nachher der weissgebleichte, hervorgespülte Knochen die Unthat, damit sie nicht unbestraft bleibe.

Der Dummling ist der Verachtete, Geringe, der Kleine und nur von Riesen aufgesäugt, wird er stark; so nähert er sich dem Däumling. Dieser ist bei seiner Geburt nur so gross als ein Daumen und wächst auch nicht weiter. Bei ihm aber ist alles in Klugheit ausgeschlagen, er ist aller List und Behendigkeit voll, so dass er sich aus jedem Unfall, in den ihn seine kleine Gestalt so oft bringt, jedesmal zu helfen, selbst noch Vortheil für sich zu ziehen weiss. Jedermann äfft er und zeigt eine Lust an gutmüthiger Neckerei, überhaupt die Natur der Zwerge; auch mögen alte Sagen von diesen hier noch fortdauern. Manchmal ist er als ein kluges Schneiderlein dargestellt, das mit seinem feinen und schnellen Verstand die Riesen schreckt, die Ungeheuer tödtet und die Königstochter erwirbt; er allein kann die vorgelegten Räthsel lösen.

Das Bauerlein, das ein hölzernes Kalb auf die Weide schickt, aber hernach durch allerlei listige Streiche sich Reich-

[1]) Vergl. Altdeutsche Wälder I, [S. 1].

thum zu verschaffen weiss, steht zwischen dem Däumling und dem Lalenbürger. Dieser kommt aber hier in verschiedenen Abstufungen vor, am deutlichsten in den Narrheiten des Catherlieschen und der klugen Else, die Albernheit wird unter dem Anschein eines breiten Verstandes und mit eigenem Wohlgefallen manchmal mit einem leisen Bewusstsein betrieben; dann gehören die sieben Schwaben hierher, die alle an einem Spiess auf Abenteuer ausziehen, einen Hasen als ein Ungeheuer aufjagen und von einem Frosch ums Leben gebracht werden. Eigene Mischungen sind, wo die Dummheit zum Vortheil ausschlägt, wie beim Doctor Allwissend und bei der Hochzeit des gescheidten Hans, oder umgekehrt die Weisheit immer übel angewendet wird, wie bei dem Jungen, der auf Reisen gehen wollte.

Ein vierter Charakter ist der Bruder Lustig. Er bekümmert sich um nichts, als ein fröhliches Leben, weiss nicht, was gut und was bös ist, und ihm wird darum nichts zugerechnet. Als der Herr kommt, bei ihm zu herbergen, ist er bereit, das Letzte mit ihm zu theilen, doch verthut er gleich im Spiel den Groschen, wofür er einen Trunk zu der Speise holen soll. Dem Apostel Petrus, der in der Gestalt eines Armen um ein Allmosen ihn anspricht, giebt er seinen letzten Heller, und als dieser im Glauben, einen Frommen gefunden zu haben, mit ihm zieht, betrügt er ihn alsbald um das Herz des gebrateten Lämmchens und ist ärgerlich, dass der mächtige Apostel nicht mehr Geld zusammen bringt. Als Bärenhäuter dient er dem Teufel, wird aber aus der Hölle wieder fortgeschickt. Den Tod hat er lange zum Narren, endlich muss er ihm folgen, aber nun will ihn weder der Himmel noch die Hölle einlassen, bis er durch einen guten Einfall in jenen sich Eingang verschafft. Gewissermassen macht der Schneider, welcher, als er aus Gnaden in den Himmel aufgenommen worden, dort Richter über die Sünden sein will und wieder ausgestossen wird, das Gegenstück zu ihm. In der Legende ist der heilige Christoph, der sich einen Herrn sucht, dem Teufel dient und mit Verachtung ihn verlässt, weil er vor dem Christkind erschrickt, nach diesen Sagen gebildet.

Endlich der Aufschneider; in ihm giebt sich die reine und, weil sie unverhohlen ist, schuldlose Lust an der Lüge kund. Die menschliche Einbildungskraft hat das natürliche Verlangen, einmal die Arme, so weit sie kann, auszustrecken und ungestört das grosse Messer, das alle Schranken zerschneidet, zu handhaben. In diesem Sinne ist das Märchen von dem aus dem Himmel geholten Dreschflegel gedacht; nur ein Schritt weiter ist dann das Zusammenstellen des völligen Widerspruchs und Vereinigung des Entgegengesetzten, wie im Märchen vom Schlaraffenland. Doch mögen auch in jenen wunderbaren Künsten der sechs Diener alte Riesensagen fortdauern, die nur, nachdem aller Glaube daran sich verloren hatte, in einer solchen humoristischen Weise noch dargestellt werden konnten. Wenigstens wird das Riesenwesen, ihre Sprünge, ihr Schiessen und Kugelwerfen, die sprengende Kraft ihrer Augen, ihr ungeheures Essen und Verschlingen in den alten Sagen und Liedern ganz ähnlich und in allem Ernst beschrieben.

EINLEITUNG.

KINDERWESEN UND KINDERSITTEN.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Zweiter Band. Mit zwei Kupfern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1819. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 12. S. III — LXVIII.

1. „Lasset die Kindlein und wehret ihnen nicht zu mir zu kommen, denn solcher ist das Himmelreich"; dieser heilige Spruch bewährt sich durch alle Zeiten, überall geht das Leben des Menschen auf, wie eine Blume, ehe sie die stechende Sonne blässt und der irdische Staub trübt, in reiner, unversehrter Farbe. Hartmann von der Aue weiss darum nicht herrlicher die Tugend einer Frau zu preisen, als wenn er ihre Worte und ihr Wesen mit dem der Kinder vergleicht. Iwein 6470 [6497 — 6503]:

si was, daz man an kinden
niemer mohte vinden
süzzer worte noch reiner site:
si mohte da betwingen mite
eines engels gedanc,
daz er vil lihte einen wanc
durch si von himel tate.

Ein Engel wäre darum vielleicht bewogen worden, zu ihr vom Himmel herabzukommen, so wie man glaubt, dass jeden Menschen von seiner Kindheit an ein Engel begleite. Darin ist auch die Freude begründet, die wir bei dem Anblick der Kinder fühlen, dass ihre Worte und Geberden treu, wahr und lieblich sind. „Ich liege dir in deinem Herzen und thue dir in den Augen wohl" sagt das Kind zu seiner Mutter (Winsbeckin 30) [34, 3. 4]. Gudrun spricht in einem Liede der alten Edda (II, S. 532): „so war Schwanhild (meine Tochter) in meinem Hause, wie der lieblich anzuschauende Sonnenstrahl."

2. Rührend ist es, wenn wir die kleinen Züge aus dem Kinderleben in den alten Dichtungen schon beachtet finden. Man spielt mit Kindern, indem man sich neckend bald zeigt, bald versteckt; davon nimmt Wernher in dem Loblied auf die Jungfrau Maria ein schönes Gleichnis: der Engel, der mit ihr gesprochen und bei ihr stand (S. 106),

er verbarg ougen unde munt
sin antlutze ioh den schin:
also spilt er mit der kunigin
als man pfleit mit den kinden.

Fischart hat wohl dieses Spiel gemeint, wenn er von dem Vater spricht, der „mit dem Kind Mumels spielt“, Gargantua 71a. Kinder glauben sich zu verbergen, wenn sie die Hand vor das Gesicht halten, und so sagt Tyro von Schotten Str. 33:

wan si tuot als daz kindelin,
swanne daz verdecket diu ougen sin,
so wânt ez, daz es nieman sehe.

3. Der kindischen Lust und Trauer wird oft von den Dichtern jener Zeit gedacht. „Froh wie ein Kind sitzen“ ist ein bildlicher Ausdruck der Edda (sitia barnteitur. Hymisq. 2). Freidank sagt 2347 [125, 17. 18. W. Grimm S. 80²]:

ein kint nâme ein geverbet ei
fur andre driu oder zwei

und ähnlich das Märe vom Häslein 54:

ein kint den apfel minnet
unt nâme ein ei fur des riches lant.

Im Wartburger Krieg heisst es (Str. 17 in der Maness. Sammlung): „vor Zorn muss ich zappeln, wie ein Kind, dem man das Ei versagt“. Und im Wilhelm von Oranse ganz ähnlich:

— weinen so diu wip
oder als ein kint nach dem ei.

Überhaupt ist das Weinen der Kinder sprichwörtlich. Im Tristan 4097 [4294. 4295]:

er saz und weinte
als ob er ein kint wære

und in der Wilkina-Saga (S. 94 und 139): „das Kind soll haben, wornach es weint.“

4. Sie müssen sich der Lehre unterwerfen. Alter Titurel 80 [86, 4]:

swa kint lernent uf stan nach stuolen,
die muozzen zem ersten dar kriechen.

Von Alexander und Aristoteles (in der Müller. Sammlung Bd III, 69):

der meister nam den jungen knaben
unt lerte in die buochstaben
a b c d daz tet im an dem ersten we,
als ez noch tuot den jungen,
di do sint betwungen
mit schuole-meisterscheften.

Auch die Strafe wird erwähnt. Im Reinfried von Braunschweig spricht der Riese zu dem Helden, ich will mit dir nicht streiten (Gotha. Hs. Bl. 150a):

ich wil dich lazzen riten
durch dinen tumblichen muot,
eine weiche, kranke (d. h. schwache) kindes-ruot
horte uber dinen lip!
hastn ze tunde icht, daz trip
unt bis todes vor mir fri.

Aber Walter von der Vogelweide sagt auch schon sprichwörtlich (Man. I, 106b) [87, 1. 2]:

nieman kan mit gerten
kindes zucht beherten.

d. h. mit der Ruthe (allein) kann man ein Kind nicht erziehen. —

5. Sorglos sind Kinder und leben nach augenblicklicher Lust. So heisst's im armen Heinrich 950 [949—954]:

— du tuost also diu kint,
diu so gehes muotes sint:
swaz den komet in den muot,
es si ubel oder guot,
dazuo ist in allen gach
unt geriuwet sie sere darnach.

Nach dem Bunten und Schimmernden greifen sie zuerst, daher bei Freidank der Spruch 13 [125, 15. 16 verändert, vgl. Anhang S. 248]:

was mit varwe ist uberzogen,
da wurt ein kint vil lihte betrogen.

3688. [106, 8. 9] wo kint sint bi der gluot,
da ist not, daz man ir huot.

und Ulrich Furterer sagt im Lanzilot Str. 49:

als — kinden tuet gezemen.
den man beut einen apfel rot.
lazzen daz gold in ans den henden nemen.

Dies bezieht sich vielleicht auf die Sage von dem Brüderchen, das mit seinem Schwesterchen Schlachtens spielte, es, wie man den Schweinen thut, in die Gurgel schnitt und tödtete. Ein alter Mann zu Franecker, wo es der Sage nach geschehen ist, gab den Rath, der oberste Richter solle einen schönen rothen Apfel in die eine Hand nehmen, in die andere einen rheinischen Gulden, das Kind dann zu sich rufen und beide Hände gleich gegen dasselbe ausstrecken; nähme es den Apfel, so solle es ledig erkannt werden, nähme es aber den Gulden, so solle man es tödten. Es geschah, das Kind aber ergriff lachend den Apfel und ward von aller Strafe ledig erkannt. — Es giebt eine ganz ähnliche orientalische Sage von Moses (Rosenöhl I, 88). Pharao gewann den Findling sehr lieb, obgleich die Wahrsager ihn warnten, dies könne das Kind des neuen Gestirns sein; aber der König achtete nicht darauf, bis eines Tages der kleine Moses, den er spielend liebkoste, ihn mit einer Hand beim Bart bis zur Erde niederzog und mit der andern ihm die Krone vom Haupt schlug. Pharao, ergrimmt, will ihn umbringen lassen, die Räthe schlagen ihm aber vor, erst zu versuchen, ob das Kind schon den Gebrauch der Vernunft erlangt habe oder nicht. Es ward ihm ein Becken voll Gluth, ein anderes voll Gold hingestellt. Moses wollte zwar nach dem Golde greifen, allein der Erzengel Gabriel leitete ihm die Hand nach der Gluth, die er nach dem Munde führte. Dies entschied und Moses war diesmal gerettet. — Die Weltchronik erzählt in der Casseler Handschrift Bl. 79b etwas abweichend: Pharao habe, spielend mit dem Kinde, ihm die Krone aufgesetzt, aber es habe sie zur Erde geworfen, so dass sie in Stücke zersprungen sei. Ein Priester habe dies als eine von Gott geschickte Vorbedeutung angesehen und, um nun zu prüfen, ob Absicht oder kindlicher Unverstand Schuld gewesen, sei dem Kind ein glühender Brand vorgehalten worden. Aber es habe kindlich

ihn angegriffen und in den Mund gesteckt, wovon es sich verbrannt, und weshalb Moses hernach gelispelt.

6. Wenn man Kindern nicht sagen will, wo man das her wisse, wornach sie fragen, so antwortet man wohl: „mein kleiner Finger hat mir's gesagt“ (auch im Französischen: „mon petit doigt me l'a dit“). Dies finden wir schon in einem altdeutschen Gedicht (Müller. Samml. Bd III Fragm. und kl. Ged. St. IX, V. 119): „min minnester vinger mirs verjach“. —

7. Wenn man Papier verbrennt, giebt man Acht, wie die Funken auf dem schwarzen Grund hin- und hergehen und nach und nach verschwinden, besonders auf den allerletzten. Man sagt, das seien die Leute, die aus der Kirche giengen, und der letzte sei der Glöckner oder der Küster, der die Thüre zuschliesse (Französisch que c'est l'abbesse qui fait coucher les nonnains).

8. Frisches Brot aus neuem Korn wird Hasenbrot genannt und der Hase hat es im Walde gebacken; es giebt auch eine Pflanze, die Hasenbrot heisst (briza media Linn.). Wenn auf den Bergen Nebel liegt, so ist es der Rauch aus seiner Küche: „der Has kocht“. Im Plattdeutschen: „de Voss badet sik“ oder: „de Voss bruet“; der Nebel heisst: „Vossbad“.

9. Aus den eddischen Liedern verdient es angeführt zu werden, wie Gudrun nach dem Verderben ihres Geschlechts und mitten im herbsten Schmerz der seligen Zeit gedenkt, wo sie mit ihrem Bruder Haugni in kindlicher Lust zusammengelebt. Atla-mál in grönlensku Str. 68:

Alin vith upp vorom i eino husi,
lekom leik margan ok i lundi óxom,
gäddi ockr Grimhildur gulli ok háls-meniom.

Wir beide wurden auferzogen in einem Hause,
manches Spiel spielten wir, in dem Walde wurden wir gross,
Krimhild (die Mutter) schmückte uns mit Gold und Halsbändern.

Gudrun scheint vorzugsweise ihren Bruder Haugni geliebt zu haben. Wenn sich von mehreren Geschwistern immer zwei, wie häufig geschieht, zusammenhalten und unzertrennlich sind, so pflegt man die beiden Messerchen und Gäbelchen zu

nennen. Im Plattdeutschen (nach Dähnert) heissen auch zwei zusammengewachsene Äpfel Kindappel.

10. Bei der Geburt eines Sohnes pflegt der Vater einen Baum zu pflanzen, an manchen Orten den langsam wachsenden Lebensbaum thuia occident. (Vergl. unsere Edda S. 61 Anm. und Kopenh. Edda II, S. 59 Anm.) — In Schaffhausen, wenn ein Sohn geboren ist, trägt die Magd, die ihn den Verwandten ansagt, eine weisse Schürze und zwei Sträusse, einen vor der Brust, einen andern in der Hand; wenn es ein Mädchen ist, aber nur einen. (Stalder II, 355.) — Bei der Taufe erhalten Kinder ein Geschenk von ihrem Pathen. Im heidnischen Norden geschah dies, wenn sie den Namen, meistens Zunamen erhielten, und es hiess die Nafn-festi (Namensfestigung). Als die Wahlküre Swawa den Sohn Hiorwards, der noch kein Wort gesprochen, Helge nennt, hebt er an zu reden und verlangt nun auch das Geschenk zu dem Namen. Edda II, 33. Dieselbe Sitte beschreibt die jüngere Edda Dämesaga 63 und die Heimskringla VI, 9. Vergl. auch die Thorstein Bäarm. Saga Cap. 4. Sie macht auch eine merkwürdige Stelle beim Paulus Diaconus de gestis Longob. I, 8 deutlich, wo Frea dem Wodan sagt, weil er den Langbärten einen Namen gegeben (Odin heisst bekanntlich selbst Langbardur), so müsse er ihnen auch (als Geschenk) den Sieg verleihen. — Man pflegt heutzutage dem Kind etwas zu schenken, wenn es die ersten Kleider, Schuhe trägt usw. Eine uralte Sitte ist das Geschenk des Vaters bei dem ersten Zahn, im Nordischen hiess es Tann-Fé und im Grimnismal Str. 5 wird gesagt, dass Freyr seinen Sitz Alfheim als Zahngeschenk von den Göttern erhalten habe.

11. Kinderspiele. Die Kindheit selbst wird damit bezeichnet. Hartmann von der Aue sagt Manesse I, 179a [Lieder 4, 25—27 Haupt]:

> mir hat ein wip genade widerseit,
> der ich gedienet han mit stetekeit
> sit der stunde, daz ich uf mime stabe reit.

Lichtenstein (Frauendienst von Tieck S. 2) noch so dumm als

ein Kind, das auf Gerten reiten will. — Auch des Kriegspiels wird gedacht; im Titurel Str. 80 [86, 1. 2]:

swenn andriu kint diu iungen
ze velt unt an den strazzen
punierten unde rungen,
durch sende not so must er daz nu lazzen.

Konrad von Würzburg beschreibt die Jugend des Paris im Trojanischen Krieg 612:

swenne er unt ander hirtelin,
die sine gesellen waren,
ir spils begonden varen,
so tât er ie daz beste
unt was so tugendveste,
daz man in lobte denne.
si waren etswenne
mit strite sament gemeinlich,
also daz si do teilten sich
unt machten krieges parte,
so was er ein gries-warte
unt ein guot richter under in;
wan swer den sig do fuorte hin,
dem satzte er uf sin houbet
ein schapel wol geloubet,
damit er in do kronte
unt im der tugende lonte,
daz er so fromeklichen streit.

Das Spiel mit drei oder fünf kleinen Steinen, wovon einer aufgeworfen und, während dieser fliegt, die übrigen zusammengestrichen und in die Hand genommen werden, um jenen damit aufzufangen, findet sich überall und ist gewiss uralt [1]). — Ein altes Spiel sind auch die kleinen Windmühlen, zwei Querhölzer mit vier Flügeln, an einem längern Stock befestigt, der in der Hand gehalten wird. Geht kein Wind, so wird gelaufen, und der daraus entstehende Zug treibt die Flügel herum. Zwei Knaben mit diesem Spielwerk findet man

[1]) Niebuhr sah es bei den Kindern am Euphrat zwischen Vasra und Helle Es heisst bei den Arabern Lakud. Er macht dabei die Bemerkung: „die Spiele der Bauernkinder scheinen in der ganzen Welt dieselbigen zu sein." Reise nach Arabien I, 171. Clarke fand dieses Spiel in ganz Russland wieder und gedenkt einer griechischen Vase, auf welcher es abgebildet ist. Reise durch Russland S. 196 (bei Bertuch).

z. B. in einem in Holz geschnittenen Anfangsbuchstab zu dem chronicon Freculphi Lexovicensis episcopi ed. 1539. Tom. II. L. V, fol. CXLVIIIb. — Bei Hans Sachs Kempt. Ausg. I, S. 465 findet sich folgende Stelle:

willt du bei guten Leuten sitzen
für alle Kürzweil Linsen spitzen
gleich wie ein Kind bei einem Jahr?

Was heisst das? —

Über die Kinderspiele im Norden hat Sk. Th. Thorlacius antiquitt. boreal. spec. IV, p. 237 viel Schätzbares zusammengestellt [1]). Nachzutragen ist ein eigenthümlicher Zug in der Floamanna-Sage (nach der Übersetzung ins Dänische von B. Thorlacius S. 53. 54), welcher zeigt, wie früh schon bei Kindern in dem heidnischen Norden die Achtung vor ungezähmter Naturkraft geweckt war. Als Thorgil, der Held dieser Sage, fünf Jahr alt war, wollte er mit bei einem Knabenspiel sein. Die andern weisen ihn ab, weil sie festgesetzt hatten: „dass der nur Theil an ihren Spielen nehmen dürfe, der schon ein lebendes Thier umgebracht". Thorgil, missvergnügt darüber, sticht in der Nacht ein Pferd todt, um die Bedingung zu erfüllen. Man vergleiche des Tacitus bekannte Stelle von dem eisernen Ring, den die jungen Chatten tragen mussten und nicht eher ablegen durften, bis sie einen Feind erlegt.

12. Einzelne Spiele.

Der Wolf und die Schafe. Eins macht den Schäfer, eins den Wolf und mehrere die Schafe. Der Schäfer spricht: „Schaap, Schaap kamt to Huus." — Die Schafe antworten: „wi drövt (wir dürfen) nig!" — „Worum nig?" — „Dar steit

[1]) Ossian gedenkt auch der Kinderspiele seines Volkes: wie die Distel ein Hirsch, die wandernde Samenwolle ein Reh war (Gall Alterthümer I, S. 51). Rührend ist, wenn der sterbende Curach zum Ossian sagt (S. 303): „gieb dieses Schwert (einst) meinem Sohne! In dem grünen, binsenreichen Thale von Sliruth verfolgt er (jetzt noch ein Kind) die Samenwolle, die auf dem Fittich der scherzenden Geister fliegt. Der Schall des fallenden Wassers dringt zu des Knaben Ohr. Ich höre, sagt er, die Schritte meines Vaters. Mit dem ungleichen Schritt der Freude läuft er mich zu treffen, aber er sieht den grauen Strom. Kehre zurück, mein Kind, und verfolge deine Samenvögelchen, mein Auge wird vor Freude schimmern, wenn ich dich von meiner schwebenden Wolke erblicke."

en grooten Wulf vor de Dör.“ — „Wat deit he?“ — „Slippt Messen.“ — „Wat will he damit doon?“ — „He will uns all de Keel afsnieden.“ Der Schäfer sucht die Schafe zu schützen, aber der Wolf fängt doch endlich eins, welches hernach an die Stelle des Wolfs tritt. (Schütze Holstein. Idiotikon I, 261. IV, 17.) — Kätzchen und Mäuschen. Ist jenem ähnlich. Die Katze steht in einem Kreis, die Maus haussen, die Katze will immer heraus, der Kreis aber hält fest zusammen und singt:

„Mäuschen, lass dich nicht erwischen,
spring über Bänk und Tische:
husch! Mäuschen, husch!“

Bricht die Katze doch durch den Kreis, so wird das Mäuschen hereingelassen und der Katze der Zugang versperrt, bis ihr endlich gelingt, das Mäuschen zu fangen. — Vom Berg ziehen. Einer steht oben auf dem Hügel, die andern unten suchen ihn herabzuziehen und seinen Platz zu erhalten, dagegen wehrt er sich. Dabei wird gesungen:

„O Barg (Berg) min!“
„Wo lange is he din?“
„Hüt oder morgen.“
„Scheer heraf, lat der mi vör sorgen!“

Im Holsteinischen (Schütze III, 101), doch auch anderwärts üblich. — Erbsenspiel. „Gieb mir eine Erbse.“ — „Ich hab keine.“ — „Geh zum Müller und hol dir eine.“ — „Er giebt mir keine.“ — „So such dir eine.“ — „Ich finde keine.“ — „So blas ich dich.“ — „So wehr ich mich.“ — Nun blasen sich die Kinder ins Gesicht, wer es am längsten, ohne zu lachen, aushält, bekommt von dem andern eine Erbse. — Ringelreihe (plattd. Kringelkranz). Die Kinder fassen sich bei den Händen und tanzen im Kreis, dabei wird ein Lied gesungen, und wenn die Worte: „sitzt nieder!“ vorkommen, so setzen sie sich plötzlich und stehen wieder auf. Das Lied ist:

Ringel, Ringel, Reihe!
Sind der Kinder dreie,
sitzen auf dem Holderbusch,
schreien alle: musch! musch! musch!
Sitzt nieder!

Es sitzt'ne Frau im Ringelein
mit sieben kleinen Kinderlein.
Was essens gern? „Fischelein",
Was trinkens gern? „rothen Wein."
Sitzt nieder!

Königstöchterlein. Ein Mädchen setzt sich in die Mitte und zieht sein Röckchen über den Kopf in die Höhe, die andern Kinder stehen rings herum und halten den Rock. Eins geht um den Kreis und fragt:

„Ringel, Ringel, Thale ringen,
wer sitzt in diesem Thurm drinnen?"

Das Mädchen antwortet:

„Königs-Königstöchterlein!" —
„Darf man sie auch anschauen?" —
„Nein, der Thurm ist gar zu hoch,
du musst einen Stein abhauen."

Nun schlägt es auf eine Hand, die den Rock muss fallen lassen. Dann geht die Frage von neuem an. Sind alle Steine herunter, so springt das Königstöchterlein auf und den übrigen, die davon laufen, nach. Wen es erhascht, der muss in den Thurm. — Der Reim lautet auch so:

„Zink, zink, Tellerlein,
da sitzt des Königs Töchterlein
in einem hohen, tiefen Thurm;
wer's will sehen, muss die Stange brechen!"

Blinde Kuh oder blinde Maus. Einem werden die Augen verbunden, und so sucht er einen andern in einem bestimmten Umfang zu haschen, der dann an seine Stelle kommt. Im Anfang wird er von einem im Kreis herumgeführt, damit er nicht weiss, an welchem Ort er steht; dabei ist im Holsteinischen folgendes Gespräch üblich (Schütze I, 115). Der Führer fragt: „Blinde Ko, ik leide di." — Der Blinde: „woneem hen?" — „Na'n Bullenstall." — „Wat sall'k da doon?" — „Klütjen (Klösse) un söt Melk eeten." — „Ik heff keen Lepel." — „Nimm en Schüffel (Schaufel)." — „Ik heff keen Schüffel." — „Nimm en Tüffel (Pantoffel)." — „Ik heff keen Tüffel." — „Sü to, wo du een krigst." Hier lässt der Führer die blinde Kuh laufen. — Fischart Gargantua S. 166a gedenkt dieses Spiels. Es wird auch so gespielt, dass der Blinde mit einem

Stock in der Hand mitten in einem Kreis steht, der um ihn tanzt. Stösst er mit dem Stock auf die Erde, so muss alles still stehen, er rührt darauf einen an und hält ihm den Stock hin, dabei pfeift oder brummt er. Jener muss den Stock fassen und den Laut nachahmen, der Blinde aber sucht ihn, nachdem der Laut dreimal wiederholt ist, an der gewöhnlich verstellten Stimme zu errathen. — Fischerspiel. Einer ist Fischer, die andern sind Fische. Der Fischer spricht: „ich fische, ich fische in meines Herrn Teich, ich habe die ganze Nacht gefischt und habe nichts gefangen als einen Weissfisch", oder welchen Namen er will. Der Genannte steht auf und spricht: „ich dachte, es wär' ein Hecht gewesen", und nennt immer andere Fische, der Fischer muss antworten und darf nicht ja oder nein sagen. Fischart Gargantua S. 165 b gedenkt schon dieses Spieles, ähnliche giebt es mehrere, z. B. die Kinder stellen Getreide vor, einer hat aber ein Täubchen und spricht: „ich lasse mein Täubchen fliegen in Gerste". Nun antwortet die Gerste: „nein, in Hafer" usw. — Der Fuchs geht herum. Die Kinder stellen sich in einen Kreis, halten die beiden Hände auf den Rücken und stecken die Köpfe zusammen. Einer geht um den Kreis, hat ein zusammengewundenes Tuch in der Hand und spricht:

„Sieh dich nicht um,
der Fuchs geht herum!"

Wer sich gegen das Verbot umsieht, erhält einen Schlag auf den Rücken. Der Fuchs giebt nun einem das Tuch in die Hand, der seinen rechten Nebenmann so lang damit jagt und schlägt, bis dieser um den Kreis herum wieder zu seinem vorigen Platz gelangt ist. Dafür wird der Geschlagene der Fuchs[1]). — Etwas anders kommt das Spiel im Holsteinischen vor (Schütze II, 52). Der herumgeht, spricht:

„De Goos (Gans), de Goos, de leggt dat Ei,
un wenn et fallt, so fallt et twi!"

und lässt das Tuch hinter einem fallen. Räth es dieser, d. h. sieht er sich um und es trifft zu, so ist das Umgehen an ihm,

[1]) Auf ein ähnliches Spiel scheint Shakspeare im Hamlet IV, 2 hinzudeuten, wo es heisst: hide fox and all after!

und jener nimmt seinen Platz im Kreis ein. Dreht er sich aber um und das Ei liegt nicht hinter ihm, so bekommt er Schläge oder giebt ein Pfand. — **Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg!** Ein Hölzchen wird angezündet, und einer reicht es dem andern, indem er dazu spricht:

„Stirbt der Fuchs,
so gilt der Balg.
lebt er lang,
so wird er alt,
frisst er viel,
so wird er dick
und zuletzt gar ungeschickt."

So lang das Hölzchen brennt, lebt der Fuchs, bei wem er stirbt, der muss die bestimmte Strafe geben. — **Flederwisch.** Die Kinder sitzen um einen Tisch, unter dessen Platte ein Bindfaden herumgeht, an welchem ein Flederwisch hängt. Jeder hält den Faden mit beiden Händen und schiebt ihn fort, dabei wird gesungen:

Flederwischchen, Flederwischchen,
gucke nur nicht übers Tischchen!

Ist das dreimal gesungen, so wird still gehalten, und bei welchem sich dann das Flederwischchen findet, der muss die bestimmte Strafe geben. — **Der Baum.** Eins ist Rechenmeister, eins giebt Acht, die andern sind Zahlen. Der Rechenmeister spricht:

„Auf einem meiner Bäume,
den ich hab daheime,
hab ich eins, zwei, drei Blätter.
Auf dem dritten Blatt war eine Schnecke,
die hatte ein Haus zur Decke,
die kroch unter drei, vier Zweige,
sie wollte sitzen treige (träge).
Mit ihren zwei Hörnern
kroch sie auf zwei Dörner,
und da kamen lebende
fünf, sechs, sieben Hände
und nahmen die Schnecke
mit fünf (mit zehn) Fingern hinweg.

Die Zahlen sind willkürlich, der Rechenmeister kann nur eine oder mehrere, auch zusammengesetzte nennen. Die aber

genannt werden, müssen aufstehen und sich vor ihm neigen. Jener, der Acht giebt, muss die Strafe einsammeln, wenn der Rechenmeister eine Zahl nennt, die nicht da ist, oder wenn eine, die genannt ist, nicht aufsteht, oder wenn eine falsche aufsteht. — Alle Vögel fliegen. Die Kinder sind Vögel, sitzen um einen Tisch und legen die beiden Zeigefinger auf den Tisch. Einer ist der Meister und spricht: „alle Vögel fliegen!“ und hebt die Finger in die Höhe, worauf alle die Finger in die Höhe heben und fliegen. Dann nennt er einen Vogel, der zugegen ist, Lerche, Elster usw. und fliegt, und der genannte Vogel fliegt mit, nennt er aber einen, der nicht zugegen ist, oder ein Thier, das nicht fliegt, wobei er jedoch, um die andern zu irren, die Hände in die Höh hebt, und die andern thun es ihm nach, so sind sie in Strafe verfallen. — Buk, sta vast un wipper nig! Einer als Bock steht gebückt, die Hände auf dem Knie, und die andern springen über ihn her (Dähnert Pommer. Idiotikon und das Bremische Wörterbuch). Ein ähnliches Spiel heisst in Frankreich cheval fondu, jeder sucht auf den Rücken des Gebückten zu springen, wer nicht herabrutscht und sitzen bleibt, klatscht mit den Händen. — Wo ist gut Bier feil? Jedes von den Kindern erhält einen bestimmten Platz (gewöhnlich wird es unter Bäumen gespielt) bis auf eins, das durch Abzählen übrig bleibt [1]). Dieser muss herum gehen und obige Frage an einen richten, er erhält dann zur Antwort: „bei meinem nächsten Nachbar“. Während der Zeit wechseln die übrigen ihren Stand, und der Fragende muss sehen, dass er zu einem der verlassenen Plätze gelangt, worauf der Übrigbleibende an seine Stelle kommt. — Ähnlich ist das

[1]) Die beim Abzählen üblichen Reime und Lieder stehen im Anhang zum Wunderhorn S. 84. 88—91. Und in den Dichtungen aus der Kinderwelt S. 82 ff. 8 auch das Märchen N. 141. In Hessen haben die Kinder auch einen ganz kurzen Spruch dafür:

Wenn ein Ritter will sein Pferd beschlagen,
Wie viel Nägel muss er haben?
Drei oder viere!

Es wird natürlich immer nach Silben, nicht nach Wörtern abgezählt; auf jeden fällt eine Silbe.

Klingelspiel. Die Kinder sitzen in einem Kreis und singen:

Sa, sa, sa,
der Wirth ist nicht zu Hause,
wenn er wird nach Hause kommen,
wird er wohl geklingelt kommen!

Jetzt klingelt einer mit der Schelle, worauf alle die Plätze wechseln müssen und der Klingelnde sich einzuschieben sucht. — **Die Kitz.** Jedes Kind giebt von seinen Nüssen, bis ein grosser Haufen davon auf dem Tisch liegt. Dann geht eins hinaus, die übrigen wählen unter den Nüssen eine, welche die Kitz (Katze) heisst. Ist dies geschehen, so wird jenes herein gerufen; es darf so lange Nüsse von dem Haufen wegnehmen, bis es auf die bestimmte trifft, so wie es die angreift, rufen alle mit grossem Geschrei: die Kitz! — **Das Kruscheln,** in der Schweiz üblich (Stalder II, S. 138.) Kleine Münze wird in Krusch (Kleie) versteckt, und hernach bildet man aus der ganzen Masse so viel Häufchen, als Kinder dabei sind. Bei solchen Glücksspielen sagen die Knaben im Holsteinischen (Schütze III, 30), wenn es nur noch auf die letzte Entscheidung ankommt:

„de letzte Hand
klopft an de Wand,
de werd mi nig verlaten!"

Ringe schnellen. Ein altes Kinderspiel, dessen Wolfram von Eschilbach im Parcifal gedenkt:

10980 [368, 10—12] ame hove er eine tohter vant
unt des buregraven tohterlin,
diu zwei diu snahten ringerlin.

Vielleicht waren es Reife, die eins dem andern mit einer schwanken Gerte zuschnellte; ein noch heute bekanntes Spiel. — **Das Ballspiel,** ist weit verbreitet und mannigfaltig. Die alten Dichter sahen es als ein Zeichen des Frühlings an, und Walter spricht [39, 4. 5]: „wenn ich die Mägdlein auf der Strasse sehe den Ball werfen, so kommt uns der Vögelein Schall"; und Nithart (Maness. II, 79a) [XL, 25—XLI, 2 Haupt]:

es wirfet der jungen vil
uf der strazen ein bal:
dast des sumers erstez spil.

Die Mägdlein spielen auch mit (vgl. Stanheim Manes. II, 56, die megde wurfen ouch den bal), und Nithart sagt weiter [XLII, 6—11]:

wi si toben!
swenne er den bal werfen soll, sost in wol,
wan er welt, wem er den bal dur die lüfte sende,
sie biutent im ir hende,

hernach [19. 20]:

swelhiu den bal kan bejagen,
diu sol lop ze vorderst tragen.

Und einer ruft: „wirf mir her, ich wirfe dir wider.“ Walter sagt auch gleichnisweise Manes. I, 126b [79, 34]:

swer mich ufhebt in balles wis.

Im Westerwald theilt sich eine Anzahl Knaben in zwei Theile, welche auf einer Ebene von wenigstens 150 Schritten auf beiden Seiten Endpunkte annehmen. Jeder Theil sucht nun einen gemeinschaftlichen runden Baumknorren mit einem sogenannten Saustecken (der von Dorn oder Hasel, unten krumm sein und einen Knopf haben muss) über den Endpunkt der andern Partei zu schleudern. (Schmidt Westerwäld. Idiotikon) [1]). Im Märchen vom Froschkönig (Nr. I) spielt die Königstochter mit einer goldnen Kugel.

13. Viel stätige Sitte ist noch in andern Vergnügungen der Kinder. Das schöne, bunt punktirte Marienwürmchen setzen sie auf die Fingerspitzen und lassen es auf- und abkriechen, bis es fort fliegt. Dabei singen sie:

Marienwürmchen, fliege weg! fliege weg!
dein Häuschen brennt! die Kinder schrein!

Ein ganzes Lied theilt das Wunderhorn I, 235 mit. Die Northern Antiquities I, 322 bemerken dieselbe Sitte in England und selbst den Reim:

Lady-bird, lady-bird, fly and begone!
your house is a-fire and your children at home!

Ein ähnliches Liedchen wird gesungen, wenn ein Maikäfer, der an einen Faden gebunden ist, auffliegen soll:

[1]) Ähnlich ist das schottische Golfspiel, nur ausgebildeter. Ausführlich beschrieben in einer Reise durch Schottland, übers. von Soltau I, 90. ff.

Maikäferchen, flieg!
dein Vater ist im Krieg,
deine Mutter ist im Vaterland,
das Vaterland ist abgebrannt!
Maikäferchen, Maikäferchen, fliege weg!
dein Häuschen brennt,
dein Mütterchen flennt,
dein Vater sitzt auf der Schwelle:
fliegt in Himmel aus der Hölle!

Soll eine Schnecke die Fühlhörner herausstrecken, so wird sie mit folgenden Worten dazu gereizt:

Schneck im Haus,
streck die Hörner raus!
werf' ich dich in Graben,
fressen dich die Raben:
hol' ich dich heraus,
frisst dich die Maus,
Schneck im Haus!

Im Holsteinischen (Schütze IV, 144):

Sniggenhuus!
stik din veer, fief Hörner ut,
vullt du se nig utsteeken,
so willk din Huus terbreeken,
Sniggenhuus!

Im Wunderhorn Anhang S. 81 steht noch ein anderes Liedchen. — Dem fliegenden Storch wird nachgerufen:

Storch, Storch, Steinel,
mit dem langen Beinel,
flieg in das Bäckerhaus,
hol mir einen warmen Weck heraus!

Die jungen Katzen werden von den Kindern geneckt, indem sie ihnen ein Reis, einen Halm vorhalten und sie auf diese Art hin und her locken. Im Oranse wird daher ein Gleichnis genommen:

ir liebe ist ein katzenspiel,
si ziuchet unt zuckit,
gluch der den halm ruckit
dur schimpf den jungen katzen vor.

Bruder Wernher (Manesse. II, 163a) wirft der Welt vor, der er folgen müsse:

du ziuhest mir den halm
als einer jungen katzen vor

und in Püterichs Ehrenbrief heisst es von Montevillas Grabstein Str. 134:

Dem helm ob ein mörkhaz (Mohrkatze) sas,
dargegen ain sy zugen den khazen-knebl,
samb thun zu hof die pueben
vill dikh das spill, das ainer fellt auf dem gebl.

Mancherlei Spiele giebt's mit Pflanzen und Blumen. Aus den Stielen der gelben Cichorienblüthe werden Ringe und Ketten gemacht, oder sie werden bis zur Hälfte vierfach gespalten und in einen Brunnen gelegt, worauf sich das Gespaltene zusammenzieht und das Ansehen einer Hyacinthenglocke bekommt. — Die gelben Butterblumen hält man ans Kinn, und der gelbe Widerschein bedeutet, dass man gern Butter isst. — Die Näpfchen der Eicheln mit den Stielen daran werden nach den verschiedenen Formen abgetheilt und als Soldaten aufgestellt. Überhaupt aus Stielen und Stengeln machen sich Kinder ihre Waffen, Spiesse und Pfeile und schon bei Notker 63, 8 heisst es von ihnen: diu uzer stengelen iro scoz machont". — Aus der abgezogenen Weidenrinde schneiden sich die Knaben Pfeifen. Um sie unverletzt vom Holz zu lösen, klopfen sie den Zweig auf den Knien und singen dazu taktmässig:

Fabian, Sebastian,
lat mi de Weidenflöt afgahn!

Am Tage dieses Heiligen soll der Saft in die Bäume treten. (S. Voss Idylle V, V. 179.)

14. Noch haben die Knaben besondere Belustigungen, die sich gewöhnlich nach den Jahrszeiten richten. Im Frühjahr bei der zuerst warm scheinenden Sonne werden diejenigen vorgenommen, die besondere Bewegung des Körpers erfordern. Der Kreisel von der Peitsche herumgetrieben ist ein altes Spiel; schon im Parcifal kommt es vor:

4469 (150, 16—18) hie diu geisel, dort der topf[1])
laz kint in umbe triben,
so lobt manz vor den wiben.

[1]) topf ist der Kreisel (noch gebräuchlich in Dilltopf); engl. top, franz. toupie.

Und ein Ausdruck bei Reimar dem Alten (Maness. I, 80b) ist wahrscheinlich darnach zu erklären: „so wenent topfknaben wislichen tuon", dumme Knaben, die mit dem Kreisel spielen, dünken sich weise, kluge Leute. — Scherben auf dem Wasser tanzen lassen, welchem der abprallende Stein am meisten Sprünge thut, der ist der Sieger. Ein uraltes, weit verbreitetes Spiel. Die Griechen kannten es unter dem Namen ἐποστρακισμός (s. Meursii Graecia ludibunda); engl. Shipping, dänisch: at slaae Pläder (Thorlacius antiq. boreal. sp. IV, 237), franz. faire des ricochets. Die äusserst mannigfachen bildlichen Ausdrücke, die in Deutschland üblich sind, verdienten einmal vollständig zusammengestellt zu werden (einen Theil findet man im Morgenblatt 1816, No. 16—19), sie sind fast immer von der hüpfenden Bewegung des flachen Steins genommen, z. B. die Braut führen, die Braut, die Jungfrau schlagen (in Hessen), weil diese nämlich lustig tanzt und hüpft. So auch das Bäuerlein lösen; ferner im katholischen Schwaben: die liebe Frau lösen, Wasserjungfern, das Wassertäucherlein machen, Frösche werfen oder: Brot schneiden, Butterbrod streichen, und die einzelnen Ausdrücke: pflinzern, plätschern, schiffeln, stelzeln usw. — Tatze, Dotze heisst in der Schweiz das allgemein verbreitete Kinderspiel, wo wechselsweise einer mit den zwei ersten Fingern auf die nämlichen Finger des andern schlägt (Stalder). — Im Herbst, wenn die Winde beständig sind, und in den freien abgeernteten Feldern kommt die Reihe an die fliegenden Drachen; auch mit dem abgefallenen Laub giebt's Belustigung, einer z. B. lässt sich von den übrigen hinein begraben und ganz verhüllen. Für den Winter bleiben die Schneeballen und Schneemänner, das Abdrücken der Gestalt in den Schnee (s. Bronners Leben I, 118).

15. Auch eigene Loose, sortes, haben die Kinder, um das Zukünftige zu erfahren. Bei den alten Dichtern finden wir das Halmmessen, die Art und Weise dabei ist nicht ganz deutlich, wahrscheinlich wurden die Knoten des Halms berücksichtigt, so dass der eine Zwischenraum bejahte, der andere ver-

meinte. Walter von der Vogelweide (Manesa. I, 140b) [1]) [66, 5—12] sagt:

mich hat ein halm gemachet frô,
er gibt, ich sule gnade vinden.
ich maz daz selbe kleine strô,
als ich hie vor gesach bi den kinden.
hôret unde merket, ob siz denne tuo:
sine tuot, si tuot! sine tuot, si tuot! sine tuot, si tuot!
swie dike ich also maz, so was ie daz ende guot:
da hôret ouch geloube zuo.

Und der Miserere (Alt Meister-Gesangbuch S. 43):

weiz aber ein man, ob ich noch rechte milte mugo irwecken?
ich tuon, ich entuon! ich tuon, ich entuon! (trostet baz ir werden recken!)
ich tuon, ich entuon! ich mezze ein halm zuo lange [2]):
was geschen ist, daz weiz man wol, was ez offenbare gemeine,
was noch geschen sol, wer weiz daz? nieman wenne Got alters eine.

Vielleicht hangt damit zusammen das noch heute übliche Kurz-oder-lang-ziehen, wer das kurze Stück bekommt, hat verloren. (Daher sich auch die Redensart: den kürzern ziehen erklärt.) Gewöhnlich werden zwei ungleiche Stückchen von einem Halm dazu von den Kindern genommen, weshalb man auch wohl bloss sagt: den Halm ziehen, wie schon unter den Spielen bei Fischart Gargantua S. 169 „das Hälmlein ziehen". — Einen Kranz knüpfen. Eins hält eine Anzahl, meist fünf, Stiele oder Binsen in der Mitte zusammen, das andere verknüpft sie oben und unten nach Gutdünken; zeigt sich zuletzt, dass gerade ein Kranz daraus geworden, so trifft ein, was man sich in den Sinn genommen hat. — Bekannt ist das Zupfen der weissen Sternblume, es werden fünf Blätter nach einander ausgezogen, dabei folgende Worte gesprochen: „du liebst mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein

[1]) Dieselbe Strophe kommt auch jedoch nur sechszeilig und mit einigen Abweichungen S. 122b vor, doch hat sie gerade die entscheidenden Worte „sie thut's nicht! sie thut's!" richtiger gestellt, und darnach ist die Zeile hier, die mit der Bejahung anfieng und der Verneinung schloss, verbessert.

[2]) Der Dichter sagt: ich beschäftige mich zu lange mit der vergeblichen Arbeit. Nur Gott allein weiss die Zukunft.

wenig, gar nicht!“ und dann wird wieder von vorn angefangen, bis das letzte Blättchen auf einen von jenen Aussprüchen fällt, der dann das Wahre verkündigt.

16. Kinderfeste.

Die heiligen drei Könige. Sie erscheinen am 6. Januar, wo sonst die morgenländische Kirche die Geburt Christi feierte; doch schon früher in unserer Weihnachtzeit ziehen drei Knaben, als die heiligen drei Könige verkleidet, umher. Gewöhnlich haben sie nur ein weisses Hemd übergethan, einen Gürtel um den Leib und eine Krone von Goldpapier auf dem Kopf; einer hat sich als Mohr Gesicht und Hände geschwärzt. Sie lassen in einem kleinen Kästchen, über dem der Stern steht und das auf einer Stange in die Höhe gehalten wird, das Christkind in der Krippe, die Anbetung der Hirten usw. sehen. Die Vorstellungen sind beweglich und werden herumgedreht, einer beleuchtet sie mit der Laterne. Sie heissen daher auch die Sterndreher. Dabei wünschen sie in einem besonderen Spruche Glück zum neuen Jahr. Im Anhang des Wunderhorns S. 30 steht ihr Lied, hier in Hessen wird es mit einigen Ab[illegible]derungen gesungen:

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch
und in der Mitte einen gebratenen Fisch,
auf alle Ecken ein Glas mit Wein:
da können die Herrn frei lustig bei sein,
frei lustig bei sein und immerdar,
wir wünschen dem Herrn ein fröhlich Neujahr.
Wir wünschen dem Bursch ein neues Kleid
und über das Jahr ein junges Weib,
Wir wünschen der Jungfer einen goldnen Ring
und über das Jahr ein kleines Kind:
ein kleines Kind, ein grosser Gott,
der kann uns helfen aus aller Noth.

Fastnachtdienstag. Im Neckarthal gehen die Knaben mit papiernen Kappen auf dem Kopf und hölzernem Säbel an der Seite, oft auch mit Schnurrbärten, im Dorfe von Haus zu Haus und singen so lange:

„Eier raus, Eier raus,
der Marder ist im Hühnerhaus!“

bis sie einige erhalten, die sie Abends verzehren oder verkaufen. (Badische Wochenschrift 1807. No. 12.) In Hamburg singen die Kinder:

„Is düt nig Fastlabondfest?
lustig sünd de Buuren.
lustig sünd de Börger overall,
lustig sünd de Swien im Stall!"

Schütze Holst. Id. III, 60. — Im Mecklenburgischen bringen arme Kinder den reichern einen grünen Strauss in das Haus, welcher der grüne Fastelabendbusch heisst, oder sie sagen:

„Ich bring zum Fastelabend einen grünen Busch,
habt ihr nicht Eier, so gebt mir Wurst!"

wofür sie eine kleine Gabe empfangen. Sonst trugen sie lange mit grünem Laub umwundene Stecken herum. (Lübbert Fastnachtsteufel S. 6.) Auch schlagen sie sich mit Ruthen, wie zu Ostern in Schlesien geschieht (Schmidt Fastelabendsgebräuche). Überhaupt fällt dieses Fest mit der Sommerverkündigung zusammen. Im Unter-Engadin in der Schweiz gehen am ersten März die Knaben mit Schellen behängt von Haus zu Haus um den Heustock herum, als wollten sie ihn einsegnen, und erhalten dafür eine Gabe.

Das Gregoriusfest. Ein Schulfest, das auf den 12. März, den Gregoriustag, fällt, doch auch später im April gefeiert wird; die Landesgesetze schränken es immer mehr ein oder haben es ganz aufgehoben. Nachricht davon giebt M. Andr. Weber origo festi Gregor. Helmstad. 1714 und Joh. Caspar Wetzel in der Vorrede zu H. Müllers hymnologia sacra. — Aus den Schülern wird einer zum Bischof gewählt und zwei andere zu Pfarrern. Diese drei erhalten eine angemessene Kleidung, die übrigen Schüler gehen in ihrer gewöhnlichen Kleidung, nur die kleinern werden phantastisch ausgeputzt mit Federbüschen und Bändern und tragen Fahnen und Degen, auf welche nach Denis Lesefrüchten I, 129 auch wohl Limonen gesteckt wurden. Der Zug geht in Begleitung der ordentlichen Lehrer unter dem feierlichen Geläute der Glocken nach der Kirche. Dort setzen sich der Bischof und seine zwei Untergeistlichen vor den Altar auf drei Stühle und machen beständig

seltsame und lächerliche Geberden. Der ordentliche Prediger hält eine Rede; sobald er fertig ist, wird ein Gregoriuslied angestimmt und nun spricht oder vielmehr agirt der Bischof die Bischofspredigt, die gewöhnlich in Reimen abgefasst ist. Darauf besteigt er sein Pferd, die Untergeistlichen gehen neben ihm zu Fuss, und das Umsingen durch die ganze Stadt hebt an. Die ältern Schüler singen, die jüngern, in Apostel, Heilige, Engel, Könige, Priester, Edelleute, Schneider, Narren und Heiden verkleidet, sammeln an allen Thüren Geschenke ein. Dem Bischof werden zwei Maien, Zuckerbäume und Stangen mit Pretzeln und Bändern vorgetragen. Die Lehrer folgen dem Zug und erhalten dafür eine Pretzel und Geldgabe. Abends giebt der Bischof oder sein Vater einen Schmaus. — Tob. Petermann gab 1654 zu Dresden zwölf christliche Lieder auf dies Fest heraus, doch ist kein eigentliches Volkslied darunter.

Sommerverkündigung. Frühlingsanfang oder der heilige Sonntag zu Mittfasten, Lätare Jerusalem, der Rosensonntag wird (nach der alten Ansicht, die das Jahr nur in Winter und Sommer abtheilt) auch der Sommertag genannt und von den Kindern, Knaben und Mädchen, gefeiert. In der Pfalz und den umliegenden Gegenden gehen sie an diesem Tag auf den Gassen herum mit hölzernen farbigen Stäben, an welchen eine mit Bändern geschmückte Pretzel hängt, und singen von Haus zu Haus den Sommer an, worüber sich jedermann freut und wofür sie etwas erhalten. Das Lied steht im Anhang zum Wunderhorn S. 39. 40 und abweichend im Morgenblatt 1819. No. 171. Noch kennen wir es nach mündlicher Überlieferung aus Gernsheim im Darmstädtschen, wo es anhebt:

Stab aus!
dem Winter gehn die Augen aus.
Veilchen, Rosenblumen!
holen wir den Sommer,
schicken wir den Winter übern Rhein:
bringt uns guten, kühlen Wein!

Wird den Kindern nichts gereicht, so singen sie:

der Fuchs der kriecht ins Hühnerhaus
und frisst die Eier alle aus!

Auch gehen oft zwei erwachsene junge Bursche in einer Verkleidung herum, indem einer den Sommer, der andere den Winter vorstellt. Sie kämpfen mit einander und der Winter verliert. Man erinnere sich dabei, wie häufig die Minnesänger den Kampf zwischen Sommer und Winter beschreiben. Im Kraichgau tragen die Mädchen bei diesem Fest einen mit Immergrün umwundenen Reif auf einem Stecken, an diesem hangen kleine Spiegel, Goldflitter und Pretzeln. Die Knaben aber tragen viele solcher Kränze, nur kleiner, an ihren Stecken und geben immer einen als Gegengabe in jedem Hause ab, wo sie für ihren Gesang Geld, Eier, Schmalz oder Mehl erhalten. Dieser Kranz wird mitten in der Stube über dem Tisch an einem Faden aufgehängt und bleibt, bis er im nächsten Jahr durch einen frischen abgelöst wird. Durch die aufziehende Ofenwärme bewegt sich der Kranz zuweilen, dann sagen die Kinder, das bedeute etwas Gutes; kommt aber eine Hexe in die Stube, so sagt man, stehe der Kranz still. — In Schlesien war es sonst an diesem Tage allgemeine Sitte, den Tod auszutreiben, sie hat sich jetzt nur noch auf dem Land und in kleinern Städten erhalten. Es wurde ein Bild von alten Lumpen mit eigenen Gesängen durch die Stadt getragen und zuletzt ins Wasser geworfen (Henelii Silesiographia renov. II, p. 11). Jetzt gehen die Kinder mit geschmückten Tannen- oder Fichtenzweigen, wie es heisst: zum Sommer, nämlich von Haus zu Haus umher und singen:

wir haben den Tod hinausgetrieben
und bringen den lieben Sommer wieder,
den Sommer und auch den Mai:
der Blümelein sind mancherlei!

Oder:

Kleene Fischel, kleene
schwimmen uf em Teiche,
rothe Rosen, rothe
stehen uf em Stengel!
der Herr is schön, der Herr is schön,
die Frow is wie a Engel.

Sie erhalten dafür Pretzeln oder anderes Backwerk und werden die Sommerkinder genannt. (Flögel Gesch. der kom. Literatur IV, 10. 11; Büsching Wöchentl. Nachrichten III, 166.) —

In Sachsen (nach Hilscher Gedanken über das Todaustreiben. Dresden 1701) tragen sie auf den Sonntag Lätare den Tod in einem Bilde von Stroh in den Strassen herum. Sie lassen es manchmal zu einem Fenster hineinsehen, da glaubt man, es müsse jemand aus dem Hause in diesem Jahr sterben, und um es abzuwenden, giebt man ihnen gern Geld. Sie singen dabei allerlei Gesänge, z. B.:

„Nun treiben wir den Tod hinaus,
den alten Weibern in das Haus,
den Jungen in den Kasten;
Morgen wollen wir fasten!"

In Balth. Schnurrs Kunst- und Wunderbuch S. 127, V. 151 lauten diese Verse etwas verschieden; und dann weiter:

„Wir treiben ihn über Berg und tiefe Thal,
dass er nicht wieder kommen soll.
Wir treiben ihn über die Heide,
das thun wir den Schäfern zu Leide."

Oder in Nürnberg:

„Heut ist Mittfasten, wohl ist das!
trägt man den Tod ins Wasser, wohl ist das!"

Bei diesem Zug laufen die Knaben geschwind, wie die Todtengräber, wenn sie eine arme Leiche tragen. Draussen vor dem Thor stürzen sie das Bild ins Wasser [1]) oder werfen es auch wohl auf den Rabenstein; man glaubt, dass dadurch die Pest abgewendet werde. Ist nun der Winter getödtet, so bringen sie den Sommer. So heisst nämlich ein mit Kuchen, bunten Eierschalen, farbiger Wolle, silbernen Gürteln, Winterkränzen geschmückter Baum, den die Knaben in die Stadt tragen und gegen ein Geschenk vor die Thüre Neuvermählter setzen; es ist der Baum der Glückseligkeit. Ziehen sie damit durch Dörfer, so werden sie beschenkt mit Pretzeln, Eiern und Bohnen. Fromme Leute schicken den Waisenkindern an diesem Tage ein Erbsengericht. Das Fest ist auch in

[1]) Man erinnert sich hierbei einer altrömischen Sitte. Am 15. Mai pflegten die vestalischen Jungfrauen in Begleitung der Magistrate und Priester die Bilder von dreissig alten Männern, aus Binsen gemacht, auf den pons sublicius zu tragen und in die Tiber zu werfen.

Franken und Thüringen bekannt (wie Eccard Franc. orient. I, 438 gleichfalls bezeugt), selbst in Pohlen und in Moskau wird es gefeiert. Oft ist nur einer der Gebräuche herrschend, entweder das Austragen des Strohbildes oder das Eintragen des Sommerbaums. — Im Holsteinischen, besonders im Flecken Neumünster, tragen die Knaben, wenn sie bei der Sommerverkündigung von Haus zu Haus ziehen, einen todten Fuchs oder eine Krähe voraus. Wahrscheinlich bedeutet diese, so wie der Fuchs, mit dem schon oben Böses gewünscht wurde, nichts anders, als den besiegten bösen Geist, den Winter. S. Schütze Idiot. III, 165—167, wo auch das Lied, das dabei gesungen wird, mitgetheilt ist. Sie fordern darin milde Gaben in Geld und Speisen [1]). An einigen Orten, auch in Frankfurt am Main, wird das Fest noch früher, schon Ende Februar, zur Fastnacht gefeiert, wo nämlich der Storch sich zum ersten Mal zu zeigen pflegt, dessen Ankunft sonst in mehreren Städten durch den Stadttrompeter feierlich angekündigt wurde, wofür dieser einen Trunk aus dem Stadtkeller erhielt (s. die Alpenrosen für 1817. S. 51). Der Anhang des W.-H. theilt S. 21 ein Lied aus den Rheingegenden mit, welches zum Theil mit jenem Holsteinischen übereinstimmt. Die Kinder tragen hier bei ihrem Umgang einen gebundenen Hahn, der also die Stelle des Fuchses vertritt. Merkwürdig ist, dass bei den Griechen eine ähnliche Frühlingsfeier statt fand (s. Zell über die Volkslieder der Griechen im Morgenblatt 1819. No. 170. 171). Nachricht darüber hat sich beim Athenaeus erhalten (VIII, 60. p. 360). Nämlich zu Anfang des Frühlings trugen die Kinder auf Rhodus eine Schwalbe herum, sammelten Esswaaren und sangen ein Lied dabei. Dies nannte man schwalbeln (χελιδονίζειν), und einer der sieben Weisen, Kleobulus aus Lindus, soll bei einer Hungersnoth die Sitte eingeführt haben. Die Schwalbe, die schwarz ist und unten weiss zu werden beginnt, scheint ein Bild von der in das Licht übergehenden Nacht oder des besiegten Winters zu sein. Das Lied ist dieses:

[1]) Das Betteln auf eine Krähe war auch bei den Griechen bekannt, s. Athenaeus VIII, 59, der das Volkslied dabei anführt.

Die Schwalbe ist wieder,
ist wieder gekommen,
sie bringet den Frühling
und liebliche Tage.
Weiss ist sie am Bauche,
schwarz am Rücken.
Wie? gibst du nicht eine Feige
uns aus dem reichen Haus?
Eine Schale mit Wein,
ein Körbchen mit Käs und Mehl,
Eiersemmeln auch
liebet die Schwalbe.

Nun, sollen wir was kriegen oder soll'n wir gehn?
dein Glück, wenn du uns giebst, wir lassen dich sonst nicht,
wir schleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort,
oder auch die Frau, die drinnen sitzt, die holen wir.
Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringst du etwas, bringe uns recht viel und gut.
Mach auf die Thür, der Schwalbe mach die Thür auf;
nicht alte sind wir, sind ja junge Knaben noch [1]).

Ein Kinderfest in Spanien, das Laborde (Itiner. I, 57. 58) beschreibt, zeigt nur die Vernichtung des Winters. In Barcelona nämlich laufen die Knaben den Tag von Mittfasten in Haufen von dreissig oder vierzig durch alle Strassen, einige mit Sägen, andere mit Scheitern, andere mit Tüchern, in welche man ihnen Geschenke legt. Sie singen dabei in der Landessprache ein Lied, welches enthält, dass sie die allerälteste Frau in der ganzen Stadt suchen, um sie mitten durch den Leib entzwei zu sägen, zur Ehre der Mittfasten. Von Zeit zu Zeit stehen sie still, besonders vor den Läden, und verdoppeln ihren Gesang. Sie thun, als ob sie die Alte gefunden hätten, sogleich fassen einige die Säge an beiden Enden und nehmen die Stellung Sägender an. Einige schenken ihnen Geld, Brot, Eier und auch Holz, um damit die entzweigesägte Alte zu verbrennen. Aus Dankbarkeit heben sie noch einmal ihren Gesang an. Werden sie aber abgewiesen oder wohl gar mit Wasser begossen, so antworten sie durch höhnisches Schreien. Es ist offenbar nichts anders, als das Austreiben des Todes oder

[1]) Eine freie aber glückliche Übersetzung von Prätorius ist im Wunderhorn I, 161 (Bettelei der Vögel) mitgetheilt.

Winters, welcher hier als eine alte Frau dargestellt und vom Feuer oder der Sonne verzehrt wird.

Maitag. In Schwaben gehen die Kinder mit Sonnenaufgang in den Wald, die Knaben tragen Stäbe mit seidenen Tüchern, die Mädchen Zweige mit Bändern. Ihr Führer ist ein Maikönig, der sich eine Königin wählen darf. Beide fangen den Tanz an, der mit dem Kusstanz schliesst, wo ein Kreis gebildet wird, in dessen Mitte ein Knabe steht, der nach seinem Gefallen einem Mädchen das Tuch zuwirft und es küsst. Darauf kommt dieses in den Kreis und fordert auf, so geht es weiter. In England wurde am Maitag vormals (bis zur Reformation) um eine mit Bändern geschmückte Stange getanzt. Ein Knabe war als Jungfrau Maria verkleidet, ein anderer wie ein Mönch, und noch ein dritter ritt auf einem Steckenpferd mit Klingschellen und bunten Streifen. — In Schlesien peitschen die Kinder einander scherzweise zu Ostern mit bunten, aus Weiden geflochtenen Peitschen, die Schmagostern heissen, und bespritzen sich mit Wasser. Sie bekommen bunte Eier, Kuchen und ein zu diesem Feste gebackenes Geldbrot geschenkt. Mit einem ausgeschmückten Maibaum ziehen sie, während bestimmte Lieder gesungen werden, von Haus zu Haus und erhalten Geld und Fastenpretzeln. Auf der Spitze des Baums, gewöhnlich eine Fichte oder Tanne, sitzt eine Lappenpuppe, die mit Goldpapier, farbigen Eierschalen und Strohgewinden umhangen ist (Allg. Anzeiger der Deutschen 1808. No. 250). Merkwürdig, dass auch in Marseille der Gebrauch herrscht, sich mit Wasser zu bespritzen (Millins Reise ins südl. Frankreich Bd 3). Das Peitschen ist eben so im Erzgebirge üblich. — Im Östreichischen wählen die Dorfjungen zu Pfingsten einen Pfingstkönig, kleiden ihn mit grünen Zweigen, schwärzen ihm das Angesicht und werfen ihn auch wohl in kleine Bäche (Denis Lesefrüchte I, 129). Es zeigt sich auch hier die Idee von dem besiegten schwarzen Winter.

Johannistag. Bekanntlich wird dieser Tag der am höchsten stehenden und daher auch fallenden Sonne durch mancherlei Gebräuche, meist durch ein Bergfeuer und durch einen ausgehängten Frucht- und Blumenkranz gefeiert. In

Kreuznach und anderen Städten des Rheins werden an dem Johannistag auch die Brunnen gereinigt und neue Brunnenmeister erwählt, wobei sich die Nachbarn versammeln und ein kleines Fest geben. Die Kinder ziehen umher und sammeln Eier, die sie in einen mit Feldblumen geschmückten Korb auf Blätter legen und sich Abends zu einem Feste backen lassen. Man hat Nachricht von dieser Sitte bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Das Lied, das sie beim Einsammeln singen, steht im Anhang des Wunderhorns S. 40. 41. Im Anspachischen trugen die Knaben sonst einen geputzten Baum durch die Strassen und sangen dabei (Fischer Geschichte von Anspach S. 178). In Schlesien wird am Johannistag bei der Bildsäule des Johannes von Nepomuk, oft auch ohne diese, von Birken eine Laube gesteckt, in welche sich ein hübsches, armes Mädchen in seinen Sonntagskleidern, mit Blumenkränzen und Bändern ausgeschmückt, setzt und die Braut heisst. Andere Mädchen springen unter Gesang herum und jeder Vorübergehende muss ihnen eine Gabe reichen. Eben so gab es sonst in Leipzig ein Johannismännchen, mit welchem am Gesundbrunnen viel Lärm getrieben wurde (Allgem. Anzeiger der Deutschen 1808. No. 250). In den Nürnberger Vorstädten ziehen die Knaben vor die Häuser und betteln Holz, indem sie ein eigenes Lied dazu singen:

I, o, heu o,
zündt der Madt ihrn Rocku o!
geht zsamm, ihr leibn Beubn,
Scheidla wolln mer zsamma souchn.
Wollt er as ka Scheidla gebn,
wolln mer's Jaahr nimmer derlebn.
I, o, heu o,
zündt der Madt ihrn Rocku o!

Die zusammengebrachten Scheiter fahren sie auf einem Schubkarren an den Bleicherweiher beim Spitzelthore, zünden sie an, und wenn das Holz brennt, springen sie darüber, wie aller Orten beim Sonnenwendefeuer geschieht. Man erhält dadurch Gesundheit aufs ganze Jahr. Sie laden die Vorübergehenden zu diesem Sprunge ein, die einige Kreuzer für diese Erlaubnis geben. Auch im Östreichischen ist es Sitte der Knaben (Denis Lesefrüchte I, 130).

Der heilige Nicolaus (Klas, Klobes, Sinter). Er kommt den 6. Dezember Abends. Doch schon einige Tage vorher poltert sein Knecht Barthel an der Thüre, rasselt mit Ketten, macht auch wohl die Thüre auf und wirft, ohne sich sehen zu lassen, den guten Kindern Nüsse, gedörrtes Obst, Rosinen hinein, man spricht dann: „der heilige Niklaus meldet sich!“ Endlich erscheint er selbst als Bischof (der heilige Nikolaus war Bischof zu Myra) angethan und nimmt eine Prüfung mit den Kindern vor; die guten dürfen ihr Körbchen irgendwo hinsetzen und finden es dann den andern Morgen voll Geschenke; die bösen aber werden von dem Knecht Barthel geängstigt, bis sie Besserung versprechen (Denis Lesefrüchte I, 131). In der Grafschaft Mark und Homburg versammeln sich die Kinder Abends vorher und jedes hat einen seiner Schuhe mit Hafer gefüllt. Dieser wird auf eine grosse Schüssel geschüttet, um das Pferd des heil. Niklas, der in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember anlangt, damit zu füttern. Am Morgen finden die Kinder seine Gaben in der schönsten Ordnung aufgestellt. Die Zuckerbäcker bilden ihn als einen geharnischten, reisigen Mann ab. In der Grafschaft Mark, so wie in allen westwärts liegenden Ländern wird nur an diesem Tag beschert, im Homburgischen auch noch Weihnachten (Reichsanzeiger 1796. I, S. 166). Die Holländer sagen, er komme auf einem kleinen, weissen Pferde zum Schornstein eingeritten (Grabners Reise in den Niederlanden S. 365). An vielen Orten, in Oberschwaben, auch in Hessen, wird er als Vorgänger der Christbescherung angesehen, auch wohl mit dem russigen, Schrecken einjagenden Knecht Ruprecht verwechselt, so dass von diesem allein die Rede ist. Guten Kindern bringt er Äpfel, Nüsse, Spielzeug, den bösen aber eine vergoldete oder mit Goldflittern geschmückte Ruthe. Ein Kinderlied darüber steht im Anhang des Wunderhorns S. 28. 29 (vergl. Scheffers Haltaus S. 155. 156). In Thüringen verfertigt man an diesem Tage Niklaszöpfe, ein Backwerk in Gestalt eines geflochtenen Haarzopfes. Die Sitte wird durch eine Sage erklärt, wornach der heil. Niklas einem armen Manne, der seine drei Töchter in der höchsten Noth der Verführung überliefern wollen, einen

Beutel mit Gold in die Kammer geworfen, wofür diese bei ihrer Verheirathung dankbar dreifache Semmeln gebacken und unter arme Kinder ausgetheilt (Reichsanzeiger 1794. II, 1406). —

Weihnachten. Am 25. Dezember, dem Tage der wiedersteigenden Sonne, wo die Geburt des Heilands gefeiert wird, ist das höchste Fest für Kinder: da kommt das Christkind und beschert. In Franken klopfen die Kinder drei Donnerstage vorher, bald einzeln, bald truppweise, mit einem hölzernen Hammer an Thüren und Fenster; sie sagen etliche Reime her, deren es verschiedene giebt, und erhalten dafür Geld, Esswaaren, alte Kleidungsstücke und dergleichen. Diese Sitte ist auch in Holland und in der Schweiz bekannt und soll das Verlangen der Welt nach dem Heiland bedeuten, sie klopft an die Thore ihres Gefängnisses an, damit sie sich öffnen und der Herr erscheine (Spiess archival. Nebenarbeiten II, 86 und Scheffers Haltaus S. 263). Am Christtage freut sich die ganze Natur, man glaubt, dass selbst das Vieh in der Nacht sich aufrichte, im Holsteinischen wird ihm besseres Futter vorgelegt und vor die Krippe ein Licht gestellt; auch giengen sonst die Männer hinaus in den Wald, klopften an die Bäume und sprachen: „frouwet ju jy Böme, de hillige Karst is kamen!“ diese Worte hatten die Kraft, dass Eichen und Buchen reichliche Früchte trugen. Unter den Gaben des Christkinds sind drei eigenthümlich und beständig: der Baum, der mit Wachslichtern und Goldflittern hell erleuchtet und mit allen Früchten des Jahres geschmückt ist. Er scheint die neu beginnende, von einer neuen Sonne erleuchtete Welt unter dem alten Bilde eines Baums darzustellen und ist das Gegenstück zu dem, welcher am Lätarefest herumgetragen wird, wie überhaupt diese beiden die eigentlichen und Hauptfeste und die andern davon abgeleitet sind. Ferner: das Backwerk aus Honig, denn der Honig ist aus der ältesten Zeit die reine, himmlische Nahrung, weshalb auch die Jungfrau Maria mit der Biene verglichen wurde (s. Altdeutsche Wälder II, 208. 209). Er steht dem irdischen und schweren Bohnen- und Erbsengericht entgegen, das am Lätarefest gereicht wurde. Endlich: die Gestalten und Fi-

guren in Zucker, Teig oder Wachs abgedrückt oder in Holz geschnitzt, welche allerlei Früchte, Puppen, Thiere, alles Lebende, was fliegt und kriecht, darstellen, das sich um den Lebensbaum zu versammeln scheint. Bei den Saturnalien der Alten, welche am 23. Dezember sich schlossen, wurden gleichfalls Wachslichter angezündet, Honig und kleine Bilder (sigilla) geschenkt, daher schon Gedike in einer ausführlichen Abhandlung (Berliner Monatsschrift 1784. S. 78—87) beide Feste in Verbindung gebracht. Allein auch an den altnordischen Jolabend, der mitten im Winter gefeiert wurde und ohne Zweifel ein Fest der steigenden Sonne war, darf man erinnern, zumal da König Hagen Adelstan befahl, es auf den Christtag zu legen, so dass dieser jetzt durch Joltag bezeichnet wird. — Beschert wird entweder den Abend vorher, welcher im Plattdeutschen daher Kindjeesabend heisst, oder den Christtag morgens früh, immer aber bei Licht, und das Christkind verkündigt sich durch Klingeln (daher auch im Plattdeutschen Klinggeestabend), welches die im Finstern harrenden Kinder herbeiruft. Wo es am Morgen geschieht, da erlaubt man abends vorher den Kindern, wie beim Niklasfest, ihre Teller an einen bestimmten Ort, jedoch umgekehrt, zu setzen oder wie es in Hessen heisst: zu stülpen, auf welche dann die Geschenke gelegt werden. Armen und nicht zur Familie gehörigen Kindern, welchen man etwas schenken will, sagt man daher, sie sollten ihre Teller bringen und stülpen.

Kindertag. Der 28. Dezember, an welchem nämlich Herodes die unschuldigen Kinder zu Bethlehem ermorden liess, führt gewöhnlich diesen Namen. Schon in den alten Zeiten wurde er als ein Festtag angesehen und unter dem Namen Fest oder Tag der unschuldigen Kindlein (dies innocentium puerorum) mit allerlei Gebräuchen begangen. Vorzüglich war er für die Kinder feierlich; noch jetzt lässt man die Chorknaben bei der Messe und Vesper in beinah priesterlicher Kleidung erscheinen und weiset ihnen ihren Stand in den vornehmsten Klappstühlen des Chors an. An manchen Orten wird er auch Fitzel- oder Pfefferleinstag genannt. Die Eltern pflegen nämlich morgens ihre Kinder im Scherz mit Ruthen aus dem Bett zu treiben, welches man Auskindeln,

Fitzeln, auch Dingeln nennt. In Franken ist der umgekehrte Gebrauch, dass die Eltern von den Kindern mit den sogenannten Kindelruthen begrüsst werden. (S. Scheffers Haltaus S. 166.) Dies Auskindeln ist bei den Protestanten eben so üblich, wie bei den Katholiken. Die Ruthen werden von solchen Gewächsen gebunden, welche um diese Jahreszeit noch grün sind, oder es werden auch nur einzelne Zweige von Buchsbaum, Rosmarin, Lorber, Pomeranzen genommen und damit gefitzelt. Gemeinlich geschieht es auf die Hände, dazu spricht man: „schmeckt der Pfeffer gut?“ oder auch:

„Ist das Pfefferleinsbrot gut?
ist's gesalzen?
ist's geschmalzen?“

An manchen Orten haben die Bauern noch einen besondern Reim:

„Frischa, frischa, grüna,
sollt mer oisig lona (sollt mir jetzo lohnen)
Pfeffernüss und Brondaweiy
und an ganzen Dohler dreiy:
get mer oisig mit! (gebt mir ihn gleich mit).

Man giebt darnach den Kindern einen sogenannten Fitzelslohn an Geld oder Esswaaren. Es fitzeln auch Erwachsene, Eheleute, Anverwandte und Bekannte einander. Zuweilen überschickt man auch nur eine schöne Fitzelruthe zum Zeichen, dass man an einander denke. An manchen Orten wird umgewechselt, und am Kindertage das weibliche Geschlecht von dem männlichen, am Neujahrstage das männliche von dem weiblichen mit der Ruthe geschlagen, dabei haben die Mädchen einen besondern Reim:

„wachsa, wachsa, grün,
der liben Fra ir Sun,
schmeckt's Neujahr gut?
schmeckt's Neujahr gut?“

An einigen Orten (Haltaus führt namentlich Regensburg an) wählten sonst die Kinder an dem Kindertag einen Bischof aus ihrer Mitte, welcher der Kinderbischof oder Schulbischof genannt und mit Gepränge in der Stadt herum geführt wurde: also wie bei dem Gregoriusfest.

17. Geschenke. Wenn Eltern oder Freunde von einer Reise heimkehren, bringen sie den Kindern Geschenke mit, die Knaben erhalten Spielzeug, ein Pferdchen, eine Jagd, Pfeife und Trommel, Bilder, die Mädchen aber Kleider und Putzsachen. Die Eltern fragen auch wohl bei der Abreise: „was soll ich dir mitbringen?“ wie im Märchen vom Löweneckerchen vorkommt (No. 88) und im Aschenputtel (No. 21). So wird vom armen Heinrich erzählt:

330. unt daz kinden wol dohte
zuo ir kintlichem spil,
des gap der herre ir vil:
ouch half in sere, daz diu kint
so lihte zuo gewennde sint.
335. er gewan ir swaz er veile vant,
spiegel[1]) unde harbant
unde swaz kinden liep solde sin:
gurtel unde vingerlin.

Cunrat Dankbrotsheim [Dangkrotzheim] (aus Hagenau? fängt sein heiliges Namenbuch (handschriftlich zu Strassburg Ms. Johann B. 142 und gedichtet im Jahr 1435) [herausgegeben in den Elsässischen Litteraturdenkmälern von K. Pickel Strassburg 1878] in Beziehung auf jene Sitte, auch wohl auf die Weihnachtsbescherung, folgendergestalt an [1—2. 6—34]:

Jhesus, Marien liebes Kint,
dem himel und erde gehorsam sint, —
in des namen angefangen
habe ich dis buchlein bedraht
und jungen kinden das gemaht,
das si darinne leren,
das sich ir sele werde meren.
welch knabe zu disem buch hat minne,
der vindet ein guldin rössel driune
stiff gesattelt und vin gezoumet,
dast ernst und ist mir nit getroumet,
dann es ein luter wahrheit ist,
und komet das kindelin Jhesus Crist
mit sinem guldinen bredigerstul
und sezet sich nebent in die schul
und bringet im das rössel darin.
ist aber das kint ein megetin,

[1]) Ein Theil des Haarschmuckes.

so bringet des lieben kindes muter
rocke, mentel und vehe-futer [1]),
sidene borten mit gold beslagen,
und was ein töchterlin sol tragen:
nuwe huben, berlechte löcke,
flucken-belcze und bouwel röcke
und uff sin houbet ein stiffe kron [2]),
als wolte es zu dem dancze gon,
und wirt lutselig und wol herkant
und ist das heilig nambuch genant
und kan den kinden zu schulen locken
und simelkuchen in milchroum brocken
und in den sussen hunigseim
und mahte es Cunrad Danckbroczheim.

18. Neckereien. Wenn das Kind bei der Abreise fragt: „was bringst du mir mit, wenn du wiederkommst?“, so antwortet man wohl: „ein silbern Warteinweilchen, ein golden Nixchen in einem Niemalen-Büchschen“. — Wollen sie etwas erzählt haben, so fängt man an: „et was mol Männeken, wull Nüte (Nüsse) plücken, will ju et gerne hebben, so will ick et vertellen?“ Die Kinder antworten dann ja und nun geht's wieder von vornen an: „et was mol Männeken, wull Nüte plücken usw.“ Hierher gehören auch die Märchen vom Fuchs und den Gänsen (No. 86) und vom goldenen Schlüssel (No. 161).

19. Kindersprache. Ausser den häufig angewandten Diminutiven giebt es hier viele Klangwörter, vorzüglich die Thiere werden nach ihren Naturlauten genannt. Z. B. Muh-kuh (plattd. Bu-köken), Piephuhn (plattd. Tüt-hönken), Kikeriki-Hahn, Blälamm, Wauhund oder Wauwau, Misekatz, Bibi (Federvieh), Wulle-Gans, Bil-Ente, Hottpferd (hess. Huschepferd)*),

[1]) Pelzfutter, vielleicht ist zu lesen: mit vehe-futer, da ein Vehenmantel noch sonst vorkommt. Salomon und Markolf V. 1617.

[2]) Neue Hauben, aussen mit Vögeln seidegenäht bei Nithart. Maness. S. 76a [86, 7. 8], breite in der Kaiserchronik Heidelb. Hs. Bl. 73b. — Perlenschnüre in die Locken zu flechten. — Ein flockiger Pelz. — Baumwollne Röcke. — Eine starke Krone, wohl von Golddraht geflochten, ähnlich den Goldbändern, die Schapel hiessen (Nibel. 6630) [1594, 3]. Im Weinschwelg V. 46 werden „chrone, tschappel und chranz“ zusammen genannt.

*) [Zusatz von Jacob im Handexemplar.]

Hies-Fälek en (Füllchen) usw. — Die Worte, die zuerst gelernt und gesprochen werden, sind in ihrer Wurzel oft nicht zu erkennen. Dädi, Vater (in der Schweiz) erklärt sich noch durch Atte, Tatte; aber unverständlich ist schon Nännä und Dodoch, Mutter, oder Dodooli und Grossdodoch, Grossmutter. Ditti, klein Kind, hört man auch noch in den Maingegenden, dagegen du Appeli (Närrchen), Göf, Goov und Fitsch, Fitscheli (s. Stalder), Schmeichelnamen kleiner Kinder, wohl nur in der Schweiz allein. Man schmeichelt ihnen auch, indem man sie Täubchen, Hühnchen, Püterken nennt. Das jüngste und gewöhnlich das liebste Kind heisst Nestquackchen, im Plattdeutschen Neest-kiken, Neest-puuk, in der Schweiz Grättschi. Dagegen ein Kind, das Tücke im Kopf hat, wird dort Kufer genannt; ein unbehilfliches im Östreichischen Hascherl. — Dann sind auch für sie oder bei ihnen eigene bildliche Ausdrücke gebräuchlich. Das Trinkwasser heisst Gänsewein (Gooswin), in die Wiege (plattd. die Eija), ins Bett gehen: in die Federallee spatzieren gehn; sich verneigen: ein Jümpferli machen. Von einem unartigen Kind sagt man in Pommern: dat is mi een Krüdken (Kräutchen)! oder man droht ihm: Moder ward di dat Lendenbrood gewen! mit der Ruthe kommen! Auch sagt man im Scherz: dat di dat Müseken beit (das Mäuschen beisse)! — Ein hübsches Kindergebet ist im Holsteinischen (Schütze Idiot. III, 63) üblich: „leeve Gott, lat mi fromm un good waren un min Hemd to lütje“ (zu klein, d. h. lass mich wachsen). Und in Hessen:

„im Himmel steht ein Baum,
dran häng' ich meinen Traum,
dran häng' ich meine Sünden:
in Gottes Namen schlaf' ich ein!“

20. Kinderlieder. Sie enthalten einen einzelnen poetischen Gedanken, ein Bild, ein Gleichnis, oft ohne einen weiteren Zusammenhang. Das Kind blickt mit seinen reinen Augen umher, ein Vogel fliegt vorbei, ein Käferchen setzt sich auf seine Hand, ein Blümchen liegt neben ihm im Gras, ein armes Mädchen sitzt unter einem Baum und weint, das wird

ganz unschuldig und kindlich vorgestellt, und darin liegt der eigene Reiz dieser Lieder. Gâlur heissen sie im Nordischen und scharfsinnig wird eine Stelle in dem dunkeln eddischen Hrafnagalldr (Edda I, S. 221) auf diesen einschmeichelnden Gesang bezogen (quo nutriculae deliniunt tristes puerulos et somnum iis alliciunt). Eine Sammlung deutscher Kinderlieder enthält ein Anhang zum Wunderhorn und eine spätere: „Dichtungen aus der Kinderwelt" erschien in Hamburg 1815. Auch Meinert in den Liedern des Kuhländchens hat einige S. 381—383 mitgetheilt.

21. Die erste Kindheit Wolfdieterichs, wie sie die eigenthümliche Darstellung des in Dresden handschriftlich sich befindlichen Heldenbuchs*) erzählt, verdient hier mitgetheilt zu werden, da sie ohnehin wie ein Märchen lautet und in der (Inhalt und Sprache nach so sehr verderbten) Überarbeitung noch das Naive und Lebendige der früheren Dichtung durchblickt.

Als Hugdieterich von der Heerfahrt heim kommt, wird ihm sein während der Zeit geborenes Kind entgegen gebracht; er freut sich, dass es so schön ist. Ein Einsiedel, der es christlich getauft, hatte ihm ein mitwachsendes Hemd gegeben, wodurch es gegen jede Gefahr, vor jeder Wunde, Wasser- und Feuersnoth gesichert war und jedes Jahr seine Kraft um Mannesstärke wuchs. Das war heimlich geschehen, weil Hugdieterich, noch ein Heide, nichts davon wissen durfte. Jetzt war das Kind vier Jahr alt und schon so stark als vier Männer; wenn man ihm ein Brot gab und ein Hund wollte es ihm wegnehmen, so packte es ihn und schlug ihn an eine Wand. Der ungetreue Sabin nimmt von dem Gerede, das darüber entsteht, Anlass, dem König den Ursprung des Kindes verdächtig zu machen, als sei es vom Teufel gekommen (ein vertauschter Wechselbalg?), und bringt es endlich dahin, dass er es will tödten lassen.

23. König Hugo zu Puntung sprache: „heimlich must tödten mein Kind!
ich trag dirs aus dem Gemache, wenn sie entschlafen sind."
Puntung, vor Schrecken rothe, sprach: „edler König rein,
ich will an seinem Tode wahrlich unschuldig sein."

*) Herausgegeben von F. H. v. d. Hagen und A. Primisser 1820.

Hugdieterich droht ihm aber:

„und lass dich willig finden, wann ich im Willen bin:
du hast sechszehn Kinder, die häng' ich an die Zinn,
dazu dich und deine Frauc zu allervorderst an!"

Er heisst ihn vor seine Kammer kommen: wenn alles entschlafen sei, wolle er ihm das Kind geben.

der König ging zu seim Bette, da lag das Messer sein,
das Kind aufheben er thäte, er sprach: „und thust du wein',
32. ich stoss dir's in dein Herze, du unreines Kind!"
doch behüt' es Gott vor Schmerze, dass es schlief: gar geschwind
wohl aus der Kemenate der König sein Kind ihm gab.
Puntung eilt dannen drate (schnell), thät von der Burg hin trab'.
33. Da er kam weit hin danne, das Kind thät rühren sich,
es sah den Tag gar schöne, sprach: „Mutter, decke mich!"
Puntung der sprach: „schweig stille!" wie bald es da geschwieg!
thät an seim Harnisch spielen. Sie vermieden die rechten Stieg
34. und kamen auf eine Heide, da niemand bei ihnen was:
Puntung zog aus der Scheide, setzt das Kind auf das Gras.
Da es das Schwert sah glitzen, das Kind, so wohl gethan,
vor Freuden nimmer wollt sitzen, wollt das Schwert greifen an.

Da erbarmt ihn des Kindes und sein Herz wird weich, dass er, der allein hundert Männer den Tod schon gegeben, selbst nicht das Leben ihm nehmen kann. Er stösst sein Schwert ein und führt es zu dem Rand eines Brunnen, auf dessen Wasser Rosen liegen. Er zeigt ihm diese und denkt, es würde sich darnach bücken [1]) und so sich selbst hineinstürzen, aber das Kind achtet der Rosen nicht, sondern legt sich nieder ins Gras und wälzt sich darin. Puntung versteckt sich eine Ackerslänge weit und hat Acht, was geschieht. Als es Nacht werden will, kommen viele Thiere, die gern beim Wasser sind, Eber, Hirsche, Bären; auch die hungrigen Wölfe laufen daher, sie sehen das Kind, aber die göttliche Gnade waltet, dass sie es nicht anrühren. Puntung, als er das Wunder schaut, erstaunt und spricht: „du bist kein Teufelskind! doch will ich dich noch versuchen." Er machte ein Kreuz von Holz

[1]) Kriemhild sagt im ungedruckten Rosengarten 253, 2: „sie sollen wie ein kint spielen in den rosen rot.

und stellte es ihm hin. So wie das Kind das Kreuz erblickt, greift es darnach, betrachtet es und nimmt's in den Arm.

Puntung sprach: „bist du worden getauft, du bleibst gesund,
kein Thier thät dich nicht morden." Er küsst es an den Mund:
43. „Weib und Kind will ich wagen, will sie eh verderben lan."
Das Kind thät er hintragen, sass auf sein Ross wonnesam.
Er sprach: „du bist genesen vor den Wölfen wunderlich,
darum dein Nam' soll wesen hinfür: Wolfdieterich!"

22. Rudolf von Montfort hat in seinem noch ungedruckten Gedicht von Wilhelm von Orlenz sehr natürlich und lieblich das Kinderwesen geschildert. Der Knabe kam an den Hof des Königs von England, um dort in ritterlicher Zucht aufzuwachsen. Der König führte ihn in das Gemach der Frauen, die ihn zu sehen wünschten, weil sie von seiner Schönheit und seinen tugendreichen Sitten gehört hatten. Als Wilhelm eintrat, sahen sie ihn mit Lust an und grüssten ihn liebreich. Neben der Königin sass ihr Töchterlein, Amalie, ein blühendes Maienreis und eine Wonne der Augen, denn es war nicht anders, als der helle Sonnenglanz. Nie hat eine Mutter schönere Kinder geboren, als die beiden da waren. Der König fasste sein Töchterlein bei der Hand und sprach: „liebes Kind, du hast dir schon lange einen Spielkameraden gewünscht, da hab' ich einen gefunden. Komm, ich will dich mit ihm bekannt machen und ihm sagen, dass er artig mit dir umgeht. Er ist ein Kind, wie du, ihr könnt ohne Arg manchen Tag mit einander spielen. Sei du aber auch freundlich gegen ihn, wenn er bei dir ist." Nun war das Mädchen nicht älter als sieben Jahr und sprach, ohne sich dessen zu schämen: „Väterlein, das freut mich gar sehr, es soll mein Spielkamerad sein, ich will gehen und mich zu ihm setzen. Sag ihm auch, dass er zu mir geht." „Ja, Wilhelm, komm her", sprach der König. Da gieng das Mädchen zu ihm und sagte: „setz dich zu mir." Blöd und schüchtern, wie Knabensitte ist, wollte er nicht, ob er's gleich von Herzen gern gethan hätte. Es fasste ihn aber bei der Hand und nun sassen die beiden schönen Kinder beisammen, und wer nur da war, musste die Augen auf sie richten. Was sie wollte, das that er; was er wollte, das that sie. Sie

erzählten sich einander ihre Geschichten, sie sagte ihm vielleicht, dass ihre Docke[1]) so hübsch wäre und ihre Nachtigall so schön sänge und so süssen Schall hätte. Er wusste etwa von seinem Habicht (Sprinzelin, falco cyaneus) zu sagen, wie er ihn habe steigen gesehen[2]). So sassen sie bei einander, bis sie scheiden mussten. Da sprach sie: „Wilhelm, Gott behüte dich, komm

[1]) Docke ist der alte Name und Puppe (zunächst wahrscheinlich aus dem Französischen poupée eingeführt) findet sich vor dem 16. Jahrh. noch nicht. Die gloss. pez. hat mima, tohcha und die Gerbertische p. 47. Dokka est simulacrum puellarum. Es heisst wie pupa, κόρη, eben sowohl eine Jungfrau, geschmücktes Mädchen (s. Stalder Schweiz. Idiotikon I. 236), als ein ausgestopftes und bekleidetes Bild desselben. Über das lateinische pupa, poppea findet man Nachweisungen bei Ducange; es ist bekannt, dass die römischen, wie die heutigen Mädchen, schon Puppen hatten, womit sie als Kinder spielten und welche sie, sobald sie herangewachsen waren, der Venus opferten: tanquam virginitatis suae insignia, ut fauste futurum matrimonium cederet, wie sich Forcellini ausdrückt. Ob von daher die Docken geradezu gekommen oder ob sie mit altheidnischen Lappenfiguren zusammenhangen, welche der Indiculus superstitionum simulacra de pannis facta nennt, darf um so eher unentschieden bleiben, als ja beide einen gemeinschaftlichen oder verwandten viel ältern Ursprung haben können. Es sind die kleinen wohlthätigen Wesen, deren Leben an das eines Menschen gebunden ist, dem sie daher willig und zugethan sich bezeigen. Eccard bemerkt bei der Erklärung des Indiculus (Franc. orient. I, 436), dass man in Würzburg ein Kindergespenst Hullen-Pöpel nenne: das heisse der Frau Holle Puppe und zu der Ehre dieser Göttin seien jene heidnischen Puppen verfertigt worden. An die Alraunen denkt er aber auch, und das lässt sich insofern hören, als auch diesen pflegen Hemdlein angelegt zu werden (s. deutsche Sagen I. 136). — Eschenbach redet im Oranse (II, 16a) von seiner mit der Docke spielenden Tochter und gedenkt ihrer auch im Parcifal 11009. 11802 [372, 18. 395. 23]: für spätere Zeit ist Fischart anzuführen, der im Gargantua sagt 74a: „Und was ist's Wunder, dass die Weiber so fein wissen mit ihren Ehegetrauten umzugehen, da sie es doch von Jugend auf mit Docken und Puppen spielsweise also gewohnen."

[2]) Dies ist ein epischer Zug. Gerade so kommt er bei Ottokar von Horneck vor S. 166a:

sie redeten kintlich
— do die mait
von ir docken sait,
wie die weren gestalt,
do engegene er ir verzalt,
waz sin sprinz het gevangen.

Über das Spiel der Kinder mit dem Sprinz vergl. auch Parcifal 12838 ff. [430, 14].

bald wieder zu mir.“ „Ja, antwortete er, das thue ich gerne [1])“.

23. Einige hierher gehörigen Strophen aus einem Liede des Meisters Alexander (hinter Gottfrieds Tristran S. 144) mögen schliessen:

Hielevorn, do wir kinder waren
unt diu zit was in den jaren,
daz wir liefen uf die wisen,
von jenen her wider zuo disen,
da wir understunden
viel funden:
da sicht man nu rinder bisen.

Ich gedenke wol, daz wir sazen
in den blumen unde mazen
wellich diu schoneste mochte sin?
da schein unser kintlich schin
mit dem niuwen kranze
zuo dem tanze:
alsus gat diz zil von hin!

Seht, do liefe wir erdberen suochen
von der tannen zuo buochen
uber stoc unde uber stein,
der wile daz diu sunne schein,
do rief ein walt-wiser
durch die riser:
„wol dan kinder, unt gat hein! [2])“.

[1]) Parcifals Kindheit und Jugend ist auch herrlich in dem Gedicht von ihm beschrieben. Aus dem 16. Jahrh. hat sich das lebendigste Bild in Fischarts Gargantua im 14. Cap. erhalten. In der neueren Zeit ist das Kinderwesen schön und rührend und mit grosser Wahrheit dargestellt von Jean Paul in Fixlein (S. 96. 102) im Leben des Schulmeister Wutz, hinter der unsichtbaren Loge (II, 370 ff.) und im Jubelsenior S. 72—75. Von Arnim in Traugotts Erinnerung aus seiner Jugend im ersten Band der Gräfin Dolores. Auch Ernst Wagners Kinderjahre gehören hierher.

[2]) Understunden, zuweilen — bisen, wild herumrennen — Blumen messen, welche die schönste sei: Walter von der Vogelweide erzählt von dem Streit der Blumen (Man. I, 177b) [51, 34—36]:

„du bist kurzer, ich bin langer!
alse stritent si uf dem anger
blumen unde klê.“

diz zil, diese zeit — ein walt-wiser, ein Förster, Waldhüter.

KINDERGLAUBEN.

1. Wenn ein Brüderchen oder Schwesterchen geboren wird und die Kinder fragen, woher es gekommen sei? so sagt man ihnen: aus dem Brunnen, da hole oder schöpfe man sie heraus. Fischart im Gargantua führt das schon an. Gewöhnlich ist aber an dem Ort ein gewisser Brunnen, auf den man verweist, und wenn sie hineingucken, sehen sie ihre eigenen Köpfe unten im Wasser und glauben desto mehr daran. Kindibrunnon kommt schon in alten Diplomen (Pistorius III, 544) als ein Ortsname vor. Kanne (im Chronus S. 133 Anm.) bezieht diesen Glauben auf die durch die Mythe der ganzen alten Welt gehende Idee von Tod und Wiedergeburt im Wasser. Er bemerkt noch, dass bei Detmold ein solcher Geburtsbrunnen Lünsborn heisse.

Oder man sagt: ein Engel bringe sie und der habe zugleich das Zuckerwerk mitgebracht, das ihnen bei der Kindtaufe oder vorher gegeben wird; gewöhnlich sind es bunte Zuckererbsen. Oder: der Storch fische die Kinder im Wasser und bringe sie in seinem rothen Schnabel getragen, darum wird er angesungen:

Klapperstorch, Langbein,
bring meiner Mutter ein Kind heim,
leg' es in Garten,
will es fein warten,
leg's auf die Stiegen!
will es fein wiegen.

Oder auch niederdeutsch:

Ebeer, Langbeen
wenneer wult du to Lande teen etc.

Der Name des Storchs Adebar bedeutet nach einigen Kindträger, von baren, tragen, andere erklären Oudevar durch: alter Vater. Unter den Nürnberger Spielwaaren ist der Storch mit dem Wickelkind im Schnabel sehr häufig. Er bringt nach Fischart auch die rothen Schuhe mit.

In Frankreich sagt man, die Kinder wüchsen aus dem Kohl und lägen oben in den grossen Häuptern. Doch

scheint die Idee von dem Lebensbrunnen auch in der Bretagne nicht fremd. Cambry voyage dans le Finisterre I, 175 gedenkt des Volksglaubens, wornach man ein Kinderhemd in gewisse Brunnen lege; geht's unter, so stirbt das Kind im Jahre, schwimmt's dagegen, so lebt es lang. Man thut das feuchte Hemd den Kindern an und glaubt sie dadurch vor Schaden zu bewahren.

Bronner erzählt in seinem Leben (Zürch 1795. I, 23. 24): „da fragte ich meinen Vater einst bei Tisch: wo ist denn unser Brüderlein hergekommen? Die Hebeamme sass auch dabei. Diese Frau da, sagte er, hat es aus dem Krautgarten hereingebracht, du kannst noch heute den hohlen Baum sehen, aus dem die kleinen Kinder immer herausschauen, die man denn abholen lässt, sobald man ihrer verlangt.“ Es war eine hohle Weide an einem Teich, Bronner schaute hinein und sah den Knaben im Wasser: sein Vater hiess ihn rufen: „Buben, wo seid ihr?“ und er zweifelte nicht mehr. — In einem Kinderlied kommt vor:

die andere geht ans Brünnchen
und findt ein goldenes Kindchen.

2. Wenn die Kinder, die noch in der Wiege liegen, mit ihren Händchen spielen, darnach greifen, als hätten sie ein besonderes Wohlgefallen daran, so glaubt man, sie thäten es bloss darum, weil ihnen ihre Ärmchen und Händchen ganz wie von Gold und glänzend vorkämen. — Lächeln sie im Schlaf, so reden die Engel mit ihnen. — Wenn sie das Schluchsen bekommen, sagt man: „nun wächst ihnen das Herz.“ — Fällt ein Kind, so sagt man: „da liegt ein Spielmann begraben!“ Hungert es: „die Frösche murrten in seinem Leib“ (stomachus latrat) wie Fischart anführt. Nach Schütze (Holst. Idiot.) pflegt man zu sagen: Jung iss, sonst kommt der Hund und frisst dir den Magen weg. — Will es nicht schlafen, so legt man ihm einen Schlafapfel, den moosartigen Auswuchs an der wilden Rose, unter das Kissen; man glaubt, es erwache nicht eher, als bis er wieder weggenommen werde (Stalder II, 321).

3. Kinder gehen oft gefährliche Wege, über eine schmale Brücke oder die Balken untern Dach, auf dem Brunnenrand,

und doch begegnet ihnen kein Unglück; das macht, weil jedes Kind seinen Engel hat, der es bewahrt, hält und führt. Auch die Worte, die es reden soll, giebt er ihm in den Mund. So heisst es in einem altdeutschen Gedicht der Koloczer Sammlung S. 148. V. 127:

daz kint sprach mit sinne,
als im ain engel gab die lere.

und S. Georg 3200 ff.

daz kint von deme keiser gie,
jene, disse unde die
hatten vmme ez grozen gedranch;
hin durch si tet ez den wanch,
man het ez furwar ertreten,
wan daz zu ime was geweten
ein engel, daz ime niht gesach.

Vergl. eine Erzählung von Hans Sachs: die Engelshut Kempt. Ausg. II, 4. Abth. S. 170—172. — Damit hängt wohl zusammen der Glaube von dem Kindlein in Kindesaugen, das zornig herausschaut, wenn es unzufrieden mit ihm ist. S. Brentanos Gründung von Prag S. 110 und Anmerkung S. 434.

4. Wenn die Kinder Abends vor Müdigkeit mit den Augen blinzen und gleichwohl noch gern wach blieben, aber nicht können, so heisst es: das Sandmännchen kommt! plattdeutsch de Sandsaier (Sandsäher) kumt. (Dähnert und Schütze Holst. Idiot. IV, p. 3. 4). Schütze meint, Sandsaier sei entstellt aus Saatsaier; das Kind, wenn es schläfere, sei still, wie es still ist, wann gesäet wird. Offenbar gezwungen: es liegt die Idee zum Grund, dass Sand ausgesäet und in die Augen gestreut werde, was ja auch als sprüchwörtliche Redensart bekannt ist. — In Baiern sagt man: das Pechmännchen kommt! (Schmidt Westerwäld. Idiot.) das nämlich mit Pech die Augen zuklebt. — Nach der griechischen Mythe sprengt der Schlaf, wie dort Sand, Lethewasser in die Augen, und weht mit seinen Flügeln, bis man entschläft. Bei Zeus setzt er sich auf die höchste Tanne des Ida in das stachelvolle Gezweig (Ilias XIV, 290). —

5. In Baiern schreckte man zur Zeit Aventins (B. Chronik 171b) die Kinder mit dem Ausruf: „schweige, die Drud kommt über dich!“ In Franken und Schwaben sagt man: „still, die eiserne Bertha kommt!“ In Hessen und Thüringen fürchten sich die Kinder vor der Frau Holle, sie zieht sie in ihren Teich (s. das Märchen No. 24), die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen (s. Deutsche Sagen I, S. 7). In Pommern (nach Dähnert) ist es de olle Möme (die alte Mutter) oder auch de Water-möme; auf der Insel Föhrde: de blinde Jug. Sonst zeigt sich dort als Schreckbild de ruge Claas (der rauhe Niklas) und um Weihnachten de Bullkater (welches auch der Name für ein heranziehendes dickes Regen- und Donnergewölk ist). Im Ditmarsischen de Pulter (Polter)-Klas. Im Östreichischen Klaubauf, Grambus, auch Berthel (Denis Lesefrüchte I, 131). In der Schweiz heisst (nach Stalder) das Gespenst Bauwi, Bani, womit wahrscheinlich der holsteinische Buman und unser Bautzemann, Botzemann zusammen kommt; gewöhnlich vermummt sich jemand mit weissen Tüchern und nimmt einen Besen in die Hand, man hat in Hessen noch einen Reim darüber:

Es geht ein Botzemann auf unserm Boden herum,
er rüttelt sich, er schüttelt sich,
er wirft sein Säckchen hinter sich,
es geht ein Botzemann auf unserm Boden herum!

Der Knecht Ruprecht dagegen, welcher den Kindern den 6. Dezember erscheint, hat ein berusstes, ganz schwarzes Gesicht. Schon im Wartburger Krieg droht Ofterdingen: „Ruprecht, min knecht, muoz uwer har gelich den toren schern!“ Manes. II, 2b. In der Lausitz wird dieser noch heute Dieterich von Bern (Altd. Wälder I, 323). Im Hanauischen sagt man zu einem unartigen Kind: „wart, der Grossvater kommt!“

6. Manchmal ziehen viele kleine Wolken, die man Lämmerchen heisst, am Himmel ganz langsam, und scheint nun die Abendröthe darüber, so sagt man den Kindern: „da füttert der liebe Gott seine Herde Schäfchen mit Rosenblättern.“ — Nach Fischart sind die Wolken bei den Kindern

Wolle oder Blumendolder, das Gewölk Spinneweb oder Schinhut (Schaubhut, Scheinhut, umbella bei Oberlin; Schinhut bei Hebel; vergl. Troj. Kr. 5936). Wenn die Wolken fallen, kann man alle Lerchen sehen. (Bei Gruter germanica proverbia p. 95: „wenn die Wolken fallen, so ist's gut Lerchen fangen".) — Wenn die Sterne Nachts hell blinken und die Kinder wollen noch nicht zu Bett, so heisst es: „seht Kinder, die Himmelsthüre hat der liebe Gott auch schon zugemacht." Die Sterne sind die goldnen Nägel, womit das Thor beschlagen ist, und der Mond ist das Schloss daran.

7. Fällt Schnee, so sind es Federn aus dem grossen Bett, das dem lieben Gott aufgegangen ist; oder Frau Holle mache ihr Bett. Hierzu gehört eine merkwürdige Stelle Herodots (Melpom. c. 7), wonach bereits die alten Scythen glaubten, die nördlichen Weltgegenden seien unsichtbar und unzugänglich, weil Erde und Himmel mit Federn angefüllt seien, und dies deutet er weiterhin (c. 31) selbst auf Schnee.

Vom wehenden Schnee in grossen Flocken: „Müller und Bäcker schlagen sich mit einander" (s. Jean Pauls Quintus Fixlein S. 102). Das sagt man auch, wenn es zugleich regnet und schneit. Schnee ist Mehl (wie Fischart auch anmerkt), im Isländischen miöll, nix candidissima, gerade wie wir Mehlthau haben. — Der Wind ist ein gieriges Thier, das Nahrung für seine Kinder sucht. Prätorius führt an in der Weltbeschreibung I, 429: „zu Bamberg in Franken zur Zeit eines starken Windes hat ein alt Weib ihren Mehlsack in die Hand gefasst und denselben aus dem Fenster in die freie Luft nebenst diesen Wörtern ausgeschüttet:

lege dich, lieber Wind,
bringe das deinem Kind!

Sie wollte hiermit den Hunger des Windes stillen, da sie glaubte, derselbige wüthe darum, wie ein frässiger Löwe oder grimmiger Wolf." In der Rockenphilosophie S. 265 „wenn der Wind sehr wehet, so kann man solchen stillen, wenn man einen Mehlsack ausstäubet und darzu spricht:

sieh da Wind,
koch' ein Mus für dein Kind!"

8. Das Blut der Kinder macht alles, was es anrührt, wieder rein und gesund oder stellt den natürlichen Zustand wieder her, und zwar darum, weil es selbst als etwas ganz Reines betrachtet wird. So vernichtet es in dem Märchen von dem treuen Johannes den Zauber und giebt dem Stein das menschliche Leben wieder. Man hat viele Sagen, dass es allein den sonst unheilbaren Aussatz hat heilen können (s. Armer Heinrich S. 173 ff.). Auf dieser Reinheit der Kinder beruht noch ein anderer Glaube, dass nämlich Mauern über ein Kind gebaut allein unverrücklich fest ständen. Nach einer Dänischen Sage (s. die Sammlung von Thiele I. S. 3) stürzten die Wälle von Kopenhagen immer wieder ein, bis ein unschuldiges Kind, das man auf einen Stuhl an einen Tisch mit Spielzeug gesetzt und von zwölf Maurern schnell hatte überwölben lassen, zur Grundlage derselben genommen wurde. Verwandt ist die britische Sage von dem Gebäude eines Königs, das nicht zu Stande kommen konnte, weil jede Nacht wieder verschwand, was am Tage gebaut war. Worauf die Zauberer behaupteten, es werde nur dann stehen, wenn der Kalk mit dem Blute eines, der ohne Vater geboren worden (also eines ganz reinen Kindes), gemischt werde. Das war aber das Kind Merlin (Mart. Poloni chronicon bei Schilter script. rer. ger. p. 353).

9. In der Idee der Reinheit und Unschuld der Kinder liegt es auch, wenn die Entscheidung durch das Loos häufig in ihre Hand gelegt wird, noch heute pflegen bei den öffentlichen Glücksspielen Knaben in das Rad zu greifen. Aber schon in dem altfriesischen Gesetz (Tit. 14 bei Georgisch S. 422) war bestimmt, dass, wenn kein Priester zugegen war, „jeder unschuldige Knabe“ eins von den verhüllten, auf den Altar oder heilige Reliquien gelegten Stäbchen hervorziehen konnte, wodurch entschieden wurde, ob die Angeklagten an einem Morde schuldig oder unschuldig waren.

EINLEITUNG ÜBER DIE ELFEN.

Irische Elfenmärchen. [Fairy legends and traditions of the South of Ireland. London 1825.] Übersetzt von den Brüdern Grimm. Leipzig. Friedrich Fleischer. 1826. 8. S. VII—CXXVI.

DIE ELFEN IN IRLAND.

1. DAS STILLE VOLK.[1])

Die Elfen, die in ihrer wahren Gestalt kaum einige Zoll hoch sind, haben einen luftigen, fast durchsichtigen Körper, der so zart ist, dass ein Thautropfen, wenn sie darauf springen, zwar zittert, aber nicht aus einander rinnt. Dabei sind sie von wunderbarer Schönheit, Elfen sowohl als Elfinnen, und sterbliche Menschen können mit ihnen keinen Vergleich aushalten.

Sie leben nicht einsam oder paarweise, sondern allzeit in grossen Gesellschaften. Den Menschen sind sie unsichtbar, zumal am Tage, und da sie zugegen sein und mit anhören könnten, was man spricht, so drückt man sich nur vorsichtig und mit Ehrerbietung über sie aus und nennt sie nicht anders, als das gute Volk, die Freunde; ein anderer Name würde sie beleidigen. Sieht man auf der Landstrasse grosse Wirbel von Staub aufsteigen, so weiss man, dass sie im Begriffe sind, ihre Wohnsitze zu verändern und nach einem anderen Ort zu ziehen, und man unterlässt nicht, die unsichtbaren Reisenden durch ehrfurchtsvolles Neigen zu grüssen. Ihre Häuser aber haben sie in Steinklüften, Felsenhöhlen und alten Riesenhügeln. Innen ist alles aufs Glänzendste und Prächtigste eingerichtet

[1]) Wörtlich: das gute Volk (the good people). Der irische Ausdruck für Elfe in dieser Beziehung ist Shefro und diesen Namen führt auch im Original die erste Abtheilung, ohne dass er sonst vorkäme oder erklärt wäre. She oder Shi heisst ohne Zweifel Elfe, vergl. hernach Ban-shi und das schottische Doane-shi und Shian.

und die liebliche Musik, die zuweilen nächtlich daraus hervordringt, hat noch jeden entzückt, der so glücklich gewesen ist, sie zu hören.

In den Sommernächten, wenn der Mond scheint, am liebsten in der Erntezeit, kommen die Elfen aus ihren geheimen Wohnungen hervor und versammeln sich zum Tanz auf gewissen Lieblingsplätzen, gleichfalls heimliche und verborgene Orte, wie Bergthäler, Wiesengründe bei Bächen und Flüssen, Kirchhöfe, wohin selten Menschen kommen. Oft feiern sie ihre Feste unter geräumigen Pilzen oder ruhen unter ihrem Schirmdach. Bei dem ersten Strahl der Morgensonne verschwinden sie wieder und es ist, als rausche ein Schwarm Bienen oder Mücken dahin.

Ihre Kleidung ist schneeweiss, manchmal silberglänzend, nothwendig gehört dazu ein Hut oder ein Käppchen, wozu sie meist die rothen Blüthenglocken des Fingerhuts wählen und wodurch sich Parteien auszeichnen.

Die geheimen Kräfte der Elfen, ihre Zaubermacht ist so gross, dass sie kaum Grenzen kennt. Nicht bloss die menschliche, jede andere Gestalt, selbst die abschreckendste, können sie augenblicklich annehmen und es ist ihnen ein Leichtes, in einer Secunde über eine Entfernung von fünf Stunden hinwegzuspringen. Vor ihrem Anhauch schwindet jede menschliche Kraft. Manchmal theilen sie den Menschen etwas von der Wissenschaft übernatürlicher Dinge mit, und erblickt man einen, der wie in halbem Wahnsinn mit Bewegung der Lippen einsam auf und abgeht, so ist ein Elfe unsichtbar bei ihm und belehrt ihn.

Die Elfen lieben über alles die Musik. Wer sie angehört hat, kann nicht beschreiben, mit welcher Gewalt sie die Seele erfülle und entzücke: gleich einem Strom dringe sie mächtig entgegen; und doch scheinen die Laute einfach, selbst eintönig und überhaupt Naturlauten ähnlich zu sein.

Zu ihren Belustigungen gehört das Ballspiel, das sie mit grossem Eifer treiben und worüber sie oft bis zum Streit uneins werden können.

Im kunstreichen Tanz übertreffen sie weit alles, was Menschen leisten können, und ihre Lust daran ist unermüdlich.

Sie tanzen ununterbrochen, bis der Sonnenstrahl an den Bergen sich zeigt, und machen die kühnsten Sprünge ohne die mindeste Anstrengung.

Nahrung scheinen sie nicht zu bedürfen. Sie laben sich an Thautropfen, die sie von den Blättern sammeln.

Menschen, die vorwitzig sich nähern oder gar sie necken, bestrafen sie hart, sonst pflegen sie gegen wohlgesinnte, die ihnen vertrauen, freundlich und hülfreich zu sein. Sie nehmen einen Höcker von der Schulter, schenken neue Kleidungsstücke, versprechen einen Wunsch zu erfüllen, obgleich auch hier gute Laune von ihrer Seite nöthig zu sein scheint. Sie lassen sich auch wohl in menschlicher Gestalt sehen oder jemand, der Nachts zufällig unter sie gerathen ist, Theil an ihren Tänzen nehmen; aber etwas Gefährliches liegt allzeit in dieser Berührung: der Mensch erkrankt darnach und fällt von der unnatürlichen Anstrengung, da sie ihm etwas von ihren Kräften zu verleihen scheinen, in ein heftiges Fieber. Vergisst er sich und küsst der Sitte gemäss seine Tänzerin, so schwindet in dem Augenblick, wo seine Lippen sie berühren, die ganze Erscheinung.

Die Elfen stehen aber noch in einer besonderen und näheren Beziehung zu den Menschen. Es ist, als theilten sie sich in die Seelen der Menschen und betrachteten sie nun als ihre Angehörigen. Daher haben gewisse Familien ihre eigenen Elfen, denen sie ergeben sind, wofür sie aber von diesen Hülfe und Beistand in bedenklichen Augenblicken, oft Genesung von tödtlicher Krankheit erhalten. Weil sie aber ihren Elfen nach dem Tode zufallen, so ist der Tod des Menschen für jene ein Fest, wo einer der Ihrigen in ihre Gesellschaft eintritt. Daher verlangen sie von den Menschen, dass sie bei Leichenzügen sich einfinden und sie ehren; sie selbst feiern die Bestattung des Todten wie ein Hochzeitsfest, tanzen über seinem Grabe und ebendeshalb wählen sie auch Kirchhöfe zu ihren Lieblingsplätzen. Oft entspinnt sich heftiger Streit, wem ein Kind zugehöre, den Elfen des Vaters oder der Mutter, und auf welchem Kirchhof es solle begraben werden. Die verschiedenen Parteien der Unterirdischen hassen und bekriegen sich dann ebenso feind-

selig, wie Stämme der Menschen, ihre Kämpfe finden in der Nacht an Kreuzwegen statt, und oft trennt sie nur der einbrechende Tag. Diese Verbindung der Menschen mit einem stillen, aber guten Geistervolk würde an sich nichts Abschreckendes, eher etwas Beglückendes haben, aber die Elfen erscheinen in einem gewissen Zwielicht; beides, das Böse wie das Gute, hat zugleich Theil an ihnen und zie zeigen ebenso wohl eine schwarze als eine weisse Seite. Es sind vom Himmel gestossene Engel, die nicht bis in die Hölle gesunken sind, die aber selbst in Angst und Ungewissheit über ihre Zukunft zweifeln, ob sie am jüngsten Tage Begnadigung erhalten werden. Dieses Nächtliche, Teuflische bricht sichtbar in ihren Neigungen und Handlungen hervor. Wenn sie in Erinnerung des ursprünglichen Lichtes wohlwollend und freundlich gegen die Menschen scheinen, so treibt sie das böse Element ihrer Natur zu heimtückischen und verderblichen Streichen an. Ihre Schönheit, die wunderbare Pracht ihrer Wohnungen, ihre Fröhlichkeit ist dann nichts, als ein falscher Schein, und ihre wahre Gestalt von abschreckender Hässlichkeit erregt Grausen. Erblickt man sie in seltenen Fällen bei Tag, so zeigen sie ein von Alter eingefallenes oder, wie man sich ausdrückt, welkem Blumenkohl ähnliches Gesicht, eine kleine Nase, rothe Augen und das weisse Haar eines steinalten Greises.

Eins ihrer boshaften Gelüste besteht darin, gesunde und schöne Kinder den Müttern zu stehlen und einen Wechselbalg dafür hinzulegen, der einige Ähnlichkeit mit dem gestohlenen hat, aber nichts als ein hässlicher, krankhafter Elfe ist. Er zeigt alle böse Eigenschaften, ist heimtückisch, schadenfroh und obgleich unersättlich, will doch nichts an ihm gedeihen. Wird Gott erwähnt, so lacht er, sonst aber spricht er nicht, bis er auf eine besondere Weise genöthigt, die Stimme eines uralten Mannes ertönen lässt und sein Alter wohl selbst verräth. Die Neigung zur Musik offenbart sich auch hier, so wie ungewöhnliche Fertigkeit dazu, übernatürliche Kräfte äussern sich in der Macht, womit er alles, selbst unbelebte Dinge, zum Tanz zu nöthigen weiss. Wo er ist, bringt er Verderben: ein Unglück auf das andere erfolgt, das Vieh erkrankt, das Haus

stürzt ein und jede Unternehmung schlägt fehl. Wird er erkannt und bedroht, so macht er sich unsichtbar oder entflieht, er scheut das fliessende Wasser, und bringt man ihn über eine Brücke, so springt er hinab und auf den Wellen sitzend spielt er sein Instrument und kehrt zu den Seinigen zurück. Er heisst irisch „Leprechan“.[1])

Zu gewissen Zeiten, wie am Maiabend, scheinen die bösen Elfen besonders thätig und mächtig; denen, welchen sie feind sind, geben sie unsichtbar einen Schlag, der Lähmung zur Folge hat, oder sie richten ihren Athem gegen sie, und auf der Stelle, wo dieser Anhauch den Menschen berührt, erzeugen sich alsbald Beulen und Geschwüre. Die in besonderer Gunst bei den Elfen zu stehen vorgeben, unternehmen die Heilung solcher Krankheiten durch Zaubermittel und geheimnisvolle Reisen.

2. DER CLURICAUN (THE CLURICAUNE).[2])

In dieser Eigenschaft unterscheidet sich der Elfe wesentlich von dem Shefro durch sein einsames und täppisches Wesen; man findet den Cluricaun niemals in Gesellschaft, sondern immer für sich allein. Er ist viel körperlicher und zeigt sich am Tag als ein kleines, altes Männchen mit verschrumpftem Gesicht in altmodischer Tracht. Auf seinem erbsenfarbigen Rock sind grosse Knöpfe, sowie er an grossen Metallschnallen auf seinen Schuhen besonders Wohlgefallen zu haben scheint. Einen Hut trägt er auch, aber einen dreieckigen, altfränkisch aufgekrämpten. Man hasst ihn seines boshaften Wesens wegen und sein Name wird als Ausdruck der Verachtung gebraucht. Man bemüht sich seiner Herr zu werden und droht ihm gern; manchmal gelingt es ihn zu überlisten, manchmal ist er verschmitzter und betrügt den Menschen. Er beschäftigt sich mit der Verfertigung von Schuhen und pfeift ein Lied dazu. Wenn ihn der Mensch dabei überrascht, so ist er zwar voll

[1]) Das Wort, genau Preachán oder Priachan geschrieben, soll einen Raben bedeuten.

[2]) Ein irisches Wort, das der Verfasser S. 162 durch die Vermuthung erklärt, es sei eine Entstellung von Luacharma'n, Zwerg.

Furcht vor dessen überlegener Stärke, aber mit der Kraft begabt zu verschwinden, wenn es ihm durch List gelingt, es dahin zu bringen, dass der Mensch auch nur auf einen Blick die Augen von ihm abwendet.

Der Cluricaun besitzt Kenntnis („während der Unruhen") vergrabener Schätze, entdeckt sie aber nicht eher, als bis er sich aufs Höchste gedrängt sieht. Oft hilft er sich noch, wenn der Mensch schon glaubt, ihn ganz in der Gewalt zu haben. Eine gewöhnliche List besteht darin, dass er das Merkmal, wo der Schatz liegt, sei es Strauch, Distel, Stein, Zweig, unendlich vervielfältigt, damit es dem Menschen, der ein Werkzeug herbeigeholt hat, die Erde aufzugraben, nicht weiter als Unterscheidungszeichen dienen kann. Der Cluricaun hat einen kleinen ledernen Beutel mit einem Schilling, welchen er, so oft er auch damit zahlt, immer wieder findet und welcher der Glückschilling (Sprè na Skillenagh) heisst. Manchmal hat er zwei Beutel bei sich, der eine enthält den Wunderpfennig, der andere eine Kupfermünze, und wird er gezwungen herauszurücken, so reicht er hinterlistig den letztern, dessen Gewicht befriedigend ist, während er bei Untersuchung des Inhalts, wenn das menschliche Auge sich von ihm abwendet, verschwindet.

Sein Vergnügen besteht im Rauchen und Trinken. Er kennt das Geheimnis, das die Dänen sollen nach Irland gebracht haben, Bier aus Heide zu brauen. Kleine Tabakspfeifen von alter Form, die man beim Graben oder Pflügen häufig in Irland findet, besonders in der Nähe jener runden Verschanzungen, dänische Festungen genannt, glaubt man, gehörten den Cluricaunen; und findet man sie zerbrochen oder sonst auf eine Art verstümmelt, so betrachtet man das als eine Art Vergeltung für die Streiche, die ihre angeblichen Eigenthümer sollen gespielt haben. [1])

Der Cluricaun zeigt sich aber auch in Verbindung mit den Menschen und gehört dann einer Familie an, mit der er aushält, so lange ein Glied davon lebt, die aber gleichfalls seiner

[1]) Abbildung einer solchen Pfeife in der Anthologia Hibernica (Dublin 1793) I. 352 und in dem Original dieser Märchen S. 176.

nicht loswerden kann. Bei aller Neigung zu boshaften Streichen und Neckereien pflegt er vor dem Hausherrn eine gewisse Achtung zu hegen und ihn mit Rücksicht zu behandeln. Er leistet hülfreiche Hand, verhütet heimliche Unglücksfälle, wird aber im höchsten Grade zornig und aufgebracht, wenn man ihn vergessen und die ihm gebührende Speise nicht an den bestimmten Ort gesetzt hat.

3. DIE BANSHI.

Das Wort wird verschiedentlich erklärt als Haupt der Elfen oder als weisse Frau. Es ist ein weiblicher Geist, der gewissen Familien, doch meist nur von altem oder edlem Stamm, angehört und sich bloss zeigt, um den Tod von einem Glied derselben anzukündigen. Die Banshi erscheint dann in der Nähe des Hauses oder bei dem Fenster, wo der Kranke liegt, schlägt die Hände zusammen und klagt in den jammervollsten Tönen. Sie hat einen weissen weiten Mantel um und einen Schleier auf dem Kopf.

4. DIE PHUKA.

Es ist schwer von diesem Geist einen deutlichen Begriff zu geben.[1]) Es liegt etwas Unbestimmtes, immer aber etwas Dunkeles und Nächtliches in seinem Wesen. Man erinnert sich seiner unvollständig, wie eines Traums, ob man gleich den heftigsten Eindruck empfunden hat; gleichwohl kann die Phuka mit Händen berührt werden. Sie zeigt sich als schwarzes Ross, Adler, Fledermaus, und lässt den Menschen, dessen sie sich bemächtigt hat und der unfähig ist, den geringsten Widerstand zu leisten, in kurzer Zeit vieles erleben. Sie jagt mit ihm über Abgründe, führt ihn hinauf in den Mond und hinab in die Tiefe des Meers. Wenn etwas einstürzt, wird es ihr vom Volk zur Last gelegt. Nicht wenige Abgründe und Höhlen in den Felsen heissen Phukahöhlen (Poula Phuka), selbst ein Wasserfall, den der Liffey in der Grafschaft Wicklow bildet,

[1]) Der Sammler bemerkt S. 275, dass das vallisische Gwyll, welches Dunkelheit, Nacht, Schatten, Berggeist bedeute, dem irischen Phuka vollkommen entspreche. Es ist der deutsche Alp.

hat von ihr seinen Namen. Das Volk verbietet den Kindern nach Michaelis noch Brombeeren zu essen und schreibt die Abnahme derselben, welche nach dieser Zeit beginnt, der Phuka zu.

5. DAS LAND DER JUGEND (THERNA NA OGE).

Unter dem Wasser liegt ein Land, so gut wie oben, wo die Sonne scheint, Wiesen grünen, Bäume blühen, Felder und Wälder abwechseln, Städte und Paläste nur viel prächtiger und glänzender sich erheben, und das von glücklichen Elfen bewohnt wird. Hat man in dem rechten Augenblick an den Ufern des Sees die rechte Stelle gefunden, so kann man alle diese Herrlichkeiten mit Augen sehen. Einige, die ins Wasser gefallen und ohne Schaden zu nehmen dort angelangt sind, haben bei ihrer Heimkehr Bericht abgestattet. Diese Unterwelt heisst das Land der Jugend, weil die Zeit dort keine Macht hat, niemand altert, und wer viele Jahre da unten gewesen ist, den hat es nur ein Augenblick gedäucht. An gewissen Tagen bei aufgehender Sonne erscheinen diese Elfen auf der Oberfläche des Wassers, in grösster Pracht und in allen Farben des Regenbogens schillernd. Mit Musik und Tanz, in ungezügelter Lust, ziehen sie einen bestimmten Weg auf dem Wasser dahin, das unter ihren Füssen so wenig weicht, als die feste Erde unter den Tritten der Menschen, bis sie endlich im Nebel wieder verschwinden.

DIE ELFEN IN SCHOTTLAND.

Zu Grund liegt: the popular superstitions and festive amusements of the Highlanders of Scotland. Edinburgh 1823 von W. Grant Stewart, ein, wie es scheint, in Deutschland noch unbekanntes Buch, von welchem auch der Sammler der irischen Sagen nichts scheint gewusst zu haben; gleichwohl ist es äusserst schätzbar durch den Reichthum und die Vollständigkeit der darin aufbewahrten mündlichen Überlieferungen. — Benutzt ist die Abhandlung über Elfen in dem zweiten Bande von Walter Scotts Ministrelsy of the Scottish Border. 4. Aufl. Edinburg 1810 II, S. 109—183 und die Einleitung I, 99—103, dessen Noten zur Lady of the Lake, Grahams Sketches of

picturesque Scenery on the southern confines of Perthshire p. 107—118, Jamieson in den Illustrations of northern antiquities I, 404—406, Allan Cunningham traditional tales London 1822 II, 89—122, was alles jedoch gegen jenes erstgenannte Werk nicht bedeutend ist.

1. Abkunft. Die Elfen heissen Doane Shi: friedliche Leute, gute Leute. Es sind ihrem Ursprunge nach Engel, die des Lichtes theilhaftig waren, die aber, weil sie sich von dem Teufel verführen liessen, in unzähliger Menge vom Himmel herabgestossen wurden. Sie müssen bis zum jüngsten Tag über Berge und Seen wandern, wissen nicht, wie ihr Urtheil lauten wird, ob sie begnadigt oder verdammt werden, fürchten aber das Schlimmste.

2. Gestalt. An Schönheit kommt kein anderes überirdisches Wesen den Elfen gleich und es scheinen sich darin noch Spuren ihres ursprünglichen Zustandes erhalten zu haben. Sie sind im Ganzen klein von Gestalt, aber ausserordentlich wohl gegliedert. Die Elfinnen besonders sollen die reizendsten Wesen von der Welt sein. Ihre Augen glänzen wie Sterne, auf ihren Wangen ist Weiss und Roth auf das Zarteste gemischt, ihre Lippen gleichen Corallen, ihre Zähne dem Elfenbein und ein Überfluss von dunkelbraunem Haar hängt in Locken über ihre Schultern. Ihre Kleidung ist einfach und grün. Sie erzürnen, wenn Sterbliche diese Farbe tragen, die eben deshalb sie auch für eine unglückliche halten. In den Hochlanden ist es gewöhnlich wollenes Zeug. An Sümpfen hat man sie manchmal heidebraun gesehen oder in Kleidern, die mit Steinflechte gefärbt waren.

3. Wohnung und Lebensweise. Die Elfen sind ein geselliges Volk, leidenschaftlich den Vergnügungen und Lustbarkeiten ergeben. Selten leben sie paarweise beisammen, sondern schwärmen in Haufen umher und jeder Haufe hat eine bestimmte Wohnung oder Aufenthaltsort, wo sie sich nach Umständen versammeln und welcher Tomban oder Shian heisst. Diese Wohnungen befinden sich gewöhnlich in den Höhlen und Abgründen wilder und rauher Gegenden. Sie sind aus Stein

in der Gestalt unregelmässiger Thürmchen gebaut und so fest und dauerhaft, dass sie Felsenstücken oder Erdhügeln ähnlich sehen. Thüren, Fenster und Rauchfänge sind so künstlich verborgen, dass das blosse Auge bei Tag sie nicht erblicken kann, doch in dunkeler Nacht verräth sie das glänzende Licht, das herausbricht. In Perthshire bewohnen sie runde Grashügel, bei welchen sie im Mondschein tanzen. Nicht weit von Lochcon ist ein Platz Coirshian genannt, welchen sie vorzüglich lieben; in der Nähe sieht man kegelförmige Erhöhungen, besonders eine oberhalb des Sees Katrine, an welcher nach Sonnenuntergang sich mancher fürchtet vorbei zu gehen. Man erblickt zuweilen ihre Spuren in Kreisen, die manchmal gelb und eingetreten, manchmal von dunkelgrüner Farbe sind, in diesen ist es gefährlich zu schlafen oder nach Sonnenuntergang gefunden zu werden. In solchen Versammlungen der Elfen herrscht Lust und Freude, denn dem Tanz sind sie vorzüglich ergeben und er ist eine ihrer Hauptbeschäftigungen. Sie haben dabei die lieblichste Musik. Ungeachtet dieser Fröhlichkeit sind die Elfen doch neidisch auf das vollkommenere und reinere Glück der Menschen und es liegt immer etwas Dunkeles und Ängstliches in ihrer heimlichen Lust, so wie etwas Falsches oder bloss Scheinbares in dem Glanz ihrer Shians. Sie sind, wenn auch nicht durchaus boshaft, doch eigentlich grämliche und missgünstige Wesen. Die Hochländer reden nicht gern von ihnen, besonders am Freitag, wo ihr Einfluss vorzüglich gross sein soll. Und weil sie unsichtbar zugegen sein könnten, spricht man immer nur mit Ehrerbietung von ihnen.

Manchmal reiten sie auch unsichtbar in einem grossen Zug, wo das laute Geschrill der Zügel ihre Gegenwart verräth. Sie borgen wohl bei solchen Gelegenheiten Pferde aus den Ställen der Menschen, die man am Morgen keuchend und abgemattet darin findet, Mähnen und Schweif aufgelöst und verwirrt. Gewöhnlich sind ihre Pferde weiss wie Winterschnee.

4. Umgang mit Menschen. Manchmal sind Menschen in die Wohnungen der Elfen gekommen, entweder von ihnen hineingelockt, oder wenn sie zu gewissen Zeiten die Thüren dazu gefunden haben. Man glaubt in Perthshire, dass, wenn

jemand am heiligen Abend allein neunmal um einen Elfenhügel gehe, linker Hand eine Thüre offen stehen werde, durch welche er hinein gelangen könne. — Ein Pachter in der Nachbarschaft von Cairngorm in Strathspey zog mit seiner Familie und seinem Vieh in den Wald von Glenavon, der als ein Sitz der Elfen bekannt ist. Zwei von seinen Söhnen, die in einer Nacht weit ausgegangen waren, ein Paar verlorene Schafe zu suchen, kamen zu einem Shian von grossem Umfang, zu ihrem Erstaunen strömte das glänzendste Licht aus unzähligen Spalten im Felsen, die das schärfste Auge niemals vorher daran entdeckt hatte. Neugierde trieb sie näher, und von den entzückenden Klängen einer Geige bezaubert, wobei Ausbrüche der höchsten Lust sich hören liessen, versöhnten sie sich einigermassen mit dem gefährlichen Ort. Der eine Bruder konnte ohngeachtet der Abmahnungen des anderen seiner Neigung, an dem Tanz Theil zu nehmen, nicht widerstehen und sprang endlich mit einem Satz in den Shian hinein. Der andere, der ihm nachzuspringen nicht getraute, trat an eine der Spalten, rief dreimal, wie gebräuchlich, seinen Bruder mit Namen an und bat ihn dann aufs Dringendste, mit ihm, Donald Macgillivray, wieder nach Haus zu gehen. Alles war ohne Erfolg, Donald musste die traurige Nachricht von dem Schicksal seines Bruders den Eltern bringen. Alle Mittel und Gebräuche, die man in der Folge noch anwendete, ihn der Gewalt der Elfen zu entziehen, waren vergeblich und man hielt ihn für verloren. Endlich gab ein weiser Mann dem Donald den Rath, wenn gerade ein Jahr und ein Tag vorbei sei, so solle er zu dem Shian zurückkehren, ein Kreuz in den Kleidern werde ihn vor der Macht der Elfen schützen, dann solle er getrost hineingehen, seinen Bruder im Namen Gottes zurückfordern und, folge er nicht gutwillig, ihn mit Gewalt fortführen. Donald erblickt auch wieder Licht in dem Shian und vernimmt Musik und Freudengeschrei; nach furchtsamem Zögern tritt er endlich hinein und findet seinen Bruder, der in aller Lust einen hochländischen Tanz tanzt. Er eilt auf ihn zu, fasst ihn beim Kragen und beschwört ihn mit fortzugehen. Der Bruder willigt ein, will aber nur erst den Tanz beendigen, indem er behauptet, er sei erst eine halbe

Stunde in dem Haus. Vergebens versichert ihn Donald, nicht eine halbe Stunde, bereits zwölf Monate verweile er hier, er würde es ihm, als er wieder bei seinen Eltern angelangt war, nicht geglaubt haben, hätten ihn nicht die gross gewordenen Kälber und die aufgewachsenen Kinder überzeugt, dass sein Tanz ein Jahr und einen Tag gedauert hatte. —

Vor etwa dreihundert Jahren lebten in Strathspey zwei Männer, die wegen ihrer Geschicklichkeit auf der Geige berühmt waren. Es trug sich zu, dass sie einmal zu Weihnachten nach Inverness giengen, dort ihre Kunst auszuüben. Sie bezogen alsbald eine Wohnung, machten ihre Ankunft bekannt und boten ihre Dienste an. Bald darnach bestellte sie ein alter Mann von ehrwürdigem Ansehen mit grauen Haaren und einigen Runzeln im Gesicht, aber von freundlichem, artigem Betragen. Sie begleiteten ihn und kamen zu der Thüre eines etwas seltsamen Hauses; es war Nacht, doch konnten sie leicht bemerken, dass das Haus in keiner ihnen bekannten Gegend stand. Es glich einem Tomhan in Glenmore. Die freundliche Einladung und der Klang des Geldes überwand ihre Bedenklichkeiten und alle Furcht verschwand bei dem prächtigen Anblick der Versammlung, in welche sie eintraten. Die süsseste Musik munterte zur grössten Lust und Freude auf, der Boden zitterte unter den kühnen Sprüngen der Tänzer. Beide Männer brachten die Nacht auf das Angenehmste zu, und als das Fest beendigt war, beurlaubten sie sich, sehr erfreut über die gute Behandlung, die sie erfahren hatten. Aber wie gross war ihr Erstaunen, als sie, aus dieser wunderlichen Wohnung heraustretend, fanden, dass sie aus einem kleinen Berge kamen und alles, was gestern noch neu und glänzend gewesen, zerfallen und von der Zeit verwüstet war, während sie seltsame Neuerungen in Tracht und Sitten an der grossen Menge Zuschauer bemerkten, welche ihnen voll Verwunderung und Bestürzung nachfolgten. Als man sich endlich gegenseitig verständigte, kam man auf die Vermuthung, dass die beiden Musikanten bei den Bewohnern von Tomnafurich, wo sich die Elfen aus der Nachbarschaft zu versammeln pflegten, müssten gewesen sein. Ein alter Mann, den der Auflauf herbeigeführt, sagte nach Anhörung der Ge-

schichte: „Ihr seid die beiden Männer, die bei meinem Urgrossvater wohnten und welche, wie man glaubte, von Thomas Rymer nach Tomnafurich verlockt wurden. Eure Freunde beklagten Euch sehr, doch hundert Jahre, die seitdem verflossen sind, haben Eure Namen in Vergessenheit gebracht.“ Die beiden Männer, erstaunt über das Wunder, das Gott an ihnen gethan hatte, giengen, da es Sonntag war, in die Kirche; sie sassen da und hörten eine Weile dem Geläute der Glocken zu, als aber der Geistliche zu dem Altar trat, seiner Gemeinde das Evangelium zu verkündigen, wunderbar ist es zu sagen, so zerfielen sie bei dem ersten Wort, das aus seinem Munde kam, beide in Staub.

Was die Art und Weise betrifft, wie jemand wieder aus der Gewalt der Elfen zu befreien ist, so sind die Überlieferungen darüber verschieden. Der gemeinen Meinung nach muss es binnen Jahr und Tag geschehen und diese That kann nur am heiligen Abend bei dem jährlichen, feierlichen Zuge der Elfen vollbracht werden. Wer von den Leckerbissen, die ihm vorgesetzt werden, das Geringste geniesst, verwirkt dadurch die Gesellschaft der Menschen und ist an die Elfen gebunden. Man glaubt, wer einmal in ihre Gewalt gefallen sei, dem werde es erst nach sieben Jahren erlaubt, zu den Wohnungen der Menschen zurückzukehren. Nach abermals verflossenen sieben Jahren verschwindet er wieder und wird dann selten noch einmal unter den Sterblichen erblickt. Die Berichte, welche sie von ihrer Lage geben, sind verschieden. Nach einigen führen sie ein Leben ohne Rast und Ruhe und schweifen im Mondschein umher, nach anderen bewohnen sie eine entzückende Gegend; aber schrecklich ist ihre Lage dadurch, dass einer oder mehrere jedes siebente Jahr dem Teufel geopfert werden.

Die Frau eines Pachters in Lothian war in die Gewalt der Elfen gerathen und während des Probejahrs erschien sie mehrmals des Sonntags in der Mitte ihrer Kinder und kämmte ihre Haare. Bei dieser Gelegenheit ward sie von ihrem Ehemann angeredet, sie erzählte ihm das traurige Ereignis, welches sie getrennt hatte, und gab ihm die Mittel an, wie er sie wieder gewinnen könnte; sie ermahnte ihn, dabei all seinen Muth zu-

sammen zu nehmen, indem ihr zeitliches und ewiges Wohl von dem Erfolge seines Unternehmens abhienge. Der Pachter, der seine Frau herzlich liebte, gieng am heiligen Abend hinaus und wartete mitten auf einem Heideplatz ungeduldig auf den Zug der Elfen. Als die Zügel schallten und wilde übernatürliche Laute der Reiter, verliess ihn der Muth und der geisterhafte Zug gieng, ohne dass er ihn zu stören wagte, an ihm vorüber. Als der letzte vorbeigeritten war, verschwand der ganze Haufe unter Gelächter und Freudengeschrei, zwischen welchem er deutlich die Stimme seines Weibes erkannte, jammernd, dass er sie nun auf immer verloren habe. —

Eine Frau war in die Wohnungen der friedlichen Leute entführt und dort von jemand erkannt worden, der sonst ein sterblicher Mensch gewesen, aber nun den Elfen zugesellt war. Dieser Bekannte, welcher noch etwas menschliches Wohlwollen behalten hatte, warnte sie vor der Gefahr und rieth ihr, wenn ihr die Freiheit lieb sei, sich eine bestimmte Zeit lang alles Essens und Trinkens mit den Elfen zu enthalten. Sie befolgte den Rath, und als die Zeit herum war, so befand sie sich wieder auf der Erde unter den Menschen. Es wird noch erzählt, dass die Speisen, die ihr dargereicht wurden und ihr so verführerisch in die Augen leuchteten, bei näherer Untersuchung, nun als der Zauber vorüber war, aus nichts als Erdknollen bestanden hätten. —

Die Elfen hatten ein neugeborenes Kind in ihren Shian gebracht und holten hernach auch die Mutter, damit sie wenigstens ihr eigenes Kind säuge. Eines Tages während dieser Zeit bemerkte die Frau, dass die Elfen geschäftig waren, allerlei Zuthaten in einen siedenden Kessel zu werfen, mit der Mischung, so bald sie fertig war, sorgfältig ihre Augen bestrichen, das Übrige aber zu zukünftigem Gebrauch aufhoben. Sie wollte nun, als alle abwesend waren, ihre eigenen Augen mit der köstlichen Salbe bestreichen, hatte aber nur Zeit es mit dem einen zu versuchen, da die Elfen zu schnell zurückkehrten. Doch mit diesem einen Auge war sie im Stande, jedes Ding zu sehen, wie es wirklich in den Shian kam, nicht wie bisher in trügerischem Glanz und Schönheit, sondern in seiner wahren

Farbe und Gestalt. Die flimmernden Zierrathen des Gemachs waren nichts weiter mehr, als Mauern einer dunkelen Höhle. Bald darnach, als sie ihrer Pflicht ein Genüge gethan hatte, wurde sie nach Haus entlassen, immer aber behielt sie die Gabe, mit ihrem gekräftigten Auge alles, was durch Trug entstellt vor sie kam, in seiner natürlichen Gestalt zu sehen. Eines Tages mitten unter dem Gedränge von Menschen erblickte sie von ungefähr den Elfen, in dessen Besitz sie ihr Kind gelassen hatte, obgleich er jedem anderen Auge unsichtbar war. Von mütterlicher Liebe angetrieben, gieng sie ohne Rücksicht auf ihn zu und erkundigte sich nach dem Wohlergehen ihres Kindes. Der Elfe, im höchsten Grade erstaunt, von einem sterblichen Menschen erblickt zu werden, fragte, wie es ihr möglich gewesen sei, ihn zu entdecken. Erschreckt von seinen furchtbaren Mienen, bekannte sie, was sie gethan hatte. Er spie ihr in das Auge und es erblindete auf immer.[1])

Capitain George Burton theilte für Richard Bovets Pandämonium, welches 1684 erschien, folgendes mit: „Vor etwa funfzehn Jahren hielt ich mich in Geschäften zu Leith bei Edinburg einige Zeit auf und fand mich mit meinen Bekannten öfters in einem anständigen Haus, wo wir ein Glas Wein tranken. Die Hausfrau erzählte mir eines Tages, in der Stadt lebe ein Elfenknabe, wie sie ihn nannte, und als ich ihn zu sehen wünschte, zeigte sie mir ihn bald darnach und sagte: „„Schaut, Herr, jener dort ist es, der mit den anderen Knaben spielt.““ Ich gieng hin und durch freundliche Worte und ein Stück Geld bewog ich ihn, mit mir ins Haus zu gehen, wo ich ihm in Gegenwart der Leute verschiedene astrologische Fragen vorlegte, die er mit grosser Genauigkeit beantwortete, und in allem, was er hernach noch sagte, zeigte er sich weit über sein Alter, da er nur zehn bis elf Jahre zu haben schien. Als er

[1]) Graham, der diese Sage aus Überlieferung mittheilt, und welche, wie Walter Scott S. 122 versichert, ebenso in den schottischen Hochländern als in den Niederungen in Umlauf ist, hat nicht gewusst, dass Gervasius von Tilbury sie mit einigen Verschiedenheiten in den otiis imperial. erzählt. Es sind nur Wassergeister, zu denen die Frau kommt und wo sie ihr Auge mit Schlangenfett salbt.

mit den Fingern auf den Tisch trommelte, fragte ich ihn, ob er die Trommel zu schlagen verstehe? „„Ja, Herr, so gut als einer in Schottland, jede Donnerstagnacht schlage ich sie für ein gewisses Volk, welches in jenem Berg (er meinte den grossen Berg zwischen Edinburg und Leith) zusammenzukommen pflegt.““ „„Was für eine Gesellschaft ist das?““ fragte ich. „„Eine grosse Gesellschaft von Männern und Frauen, die ausser meiner Trommel noch mancherlei Art von Musik haben und Überfluss an Speisen und Wein; manchmal werden wir nach Frankreich oder Holland in einer Nacht geführt und auch wieder zurückgebracht und geniessen dort die Vergnügungen des Landes.““ Ich fragte, wie man in den Berg komme? „„Durch zwei grosse Thore,““ antwortete er, „„die sich öffnen, andern aber unsichtbar sind, drinnen sind schöne, grosse Zimmer, so schön eingerichtet, wie irgend wo in Schottland.““ Ich fragte, wie ich wissen könne, dass das, was er sage, wahr sei? Er antwortete, er wolle mir mein Schicksal voraussagen, ich würde zwei Weiber haben, und er sehe die Gestalt der einen auf meinen Schultern sitzen, beide wären schöne Frauen. Bei diesen Worten kam eine Frau aus der Nachbarschaft in die Stube und fragte ihn nach ihrem Schicksal. Er sagte ihr, sie würde zwei Kinder haben vor ihrer Verheirathung, worüber sie so aufgebracht wurde, dass sie nichts weiter hören wollte. Die Hausfrau sagte mir, alle Menschen in Schottland wären nicht im Stande, ihn von seinem Besuch in der Donnerstagnacht zurückzuhalten. Da ich ihm Aussicht auf ein grösseres Geldgeschenk machte, versprach er mir nächsten Donnerstag Nachmittag sich in diesem Hause wieder einzufinden. Er kam wirklich und ich hatte mit einigen Freunden verabredet, ihn von seinem nächtlichen Gang abzuhalten. Er sass zwischen uns und beantwortete verschiedene Fragen bis gegen elf Uhr, wo er unbemerkt sich entfernte, doch ihn sogleich vermissend sprang ich zu der Thüre, hielt ihn fest und brachte ihn wieder zurück. Wir bewachten ihn alle, aber plötzlich war er wieder draussen vor der Thüre. Ich folgte ihm nach, auf der Strasse machte er ein Geräusch, als wenn er wäre ergriffen worden, und von der Zeit an sah ich ihn nicht mehr.“

Die Elfen sollen in ihrer Verbindung mit Menschen manchmal sündlichen Neigungen und Begierden unterliegen, wovon die Folgen nicht ausbleiben. Vor langer Zeit lebte in der Nachbarschaft von Cairngorm in Strathspey eine Wehmutter. Eines Abends spät, als sie eben im Begriff war zu Bett zu gehen, klopfte jemand heftig an ihre Thüre. Sie öffnete und fand einen Mann zu Pferd, der sie bat unverzüglich mit ihm zu reiten, weil das Leben einer Frau in Gefahr sei. Er gestattete ihr nicht einmal, sich besser anzukleiden, sondern sie musste so wie sie war auf seinem Schimmel hinten aufsitzen. Sie flogen davon und er gab ihr auf ihre Fragen keine andere Antwort, als dass sie für ihre Mühe reichlich sollte belohnt werden. Als sie ängstlicher wurde, sagte der Elfe: „liebe Frau, ich führe Euch in ein Elfenhaus, wo Ihr einer Elfin beistehen sollt, aber ich versichere Euch bei allem, was heilig ist, Euch soll kein Leid widerfahren, sondern sobald Euer Geschäft beendigt ist, sollt Ihr wohlbehalten wieder nach Hause gebracht werden und eine Belohnung erhalten, wie Ihr sie nur wünschen mögt.“ Der Elfe war ein hübscher junger Bursche, dessen Offenherzigkeit und freundliches Wesen ihr die Furcht benahm. Sie entband die Elfin von einem schönen Knaben, worüber alles in Freude war; sie verlangte und erhielt zur Belohnung, dass sie und ihre Nachkommen immer glücklich in diesem Beruf sein sollten.

5. Kunstfertigkeit. Die Elfen besitzen grosse Kräfte und wissen sie klug anzuwenden. Sie sind die geschicktesten Handarbeiter von der Welt und jeder Elfe vereinigt in seiner Person die verschiedenartigsten Fertigkeiten; er ist sein eigener Weber, Schneider und Schuhmacher.

Ein Weber ward einmal Mitternachts durch ein starkes Geräusch aus seinem Schlaf aufgeweckt. Als er aus dem Bett sah, erblickte er seine Stube voll arbeitender Elfen, welche sich seines Werkzeugs ohne Umstände bedienten. Sie waren beschäftigt, einen grossen Sack der feinsten Wolle in Tuch zu verwandeln. Der eine kämmte, der andere spann, der dritte webte, der vierte presste, und das Geräusch bei diesen verschiedenen Beschäftigungen, sowie die Ausrufungen der Elfen

verursachten den gewaltigsten Lärm. Indessen, eh' es Tag wurde, hatten sie ein Stück Tuch von mehr als funfzig Ehlen zu Stand gebracht und giengen davon, ohne dem Weber für den Gebrauch seines Geräths nur zu danken.

Ein Elfe nähte einem Bergschäfer ein Paar Schuhe in der Zeit, wo dieser eine Mehlsuppe anrührte, und ein anderer rasirte einen Bekannten mit einem Messer, nicht schärfer als eine flache Hand.

Als Baumeister haben sie nicht ihres gleichen; das beweisen schon ihre eigenen Wohnungen, denn diese sind so dauerhaft, dass sie einige tausend Jahre Wetter und Wind ausgehalten und an nichts gelitten haben, als etwa an Verstopfung des Rauchfangs.

Wunderwürdig sind die Bauten, die sie unter der Leitung des berühmten Baumeisters Michael Scott ausgeführt haben. Dieser pflegte in seiner früheren Zeit jährlich einmal nach Edinburg zu reisen und sich dort nach Arbeit umzusehen. Einstmals befand er sich mit zwei Gefährten auf dem Weg dahin, sie mussten über einen hohen Berg, wahrscheinlich einen von den Grampians, und ermüdet von dem Steigen ruhten sie oben aus. Bald aber wurden sie durch das Zischen einer grossen Schlange erschreckt, die auf sie zu schoss. Michaels beide Gefährten ergriffen die Flucht, doch er beschloss muthig Stand zu halten, und als sie ihm eben den tödtlichen Biss versetzen wollte, hieb er mit einem Streich seines Stocks das Ungeheuer in drei Stücke. Nachdem er seine erschrockenen Gesellen eingeholt hatte, setzten sie ihren Weg fort und kehrten bei anbrechender Nacht in das nächste Wirthshaus. Hier unterhielten sie sich über Michaels Abenteuer mit der Schlange, welches zufällig die Wirthin mit anhörte. Ihre Aufmerksamkeit schien erregt, und als sie vernahm, dass die Schlange weiss gewesen sei, bot sie demjenigen, der ihr das Mittelstück holen wollte, eine ansehnliche Belohnung. Da die Entfernung nicht gross war, so machte sich einer von den dreien auf, er fand noch das mittlere und das Schwanzstück, das Stück mit dem Kopf war fort und hatte sich wahrscheinlich in das benachbarte Wasser geflüchtet, um nach Art der Schlangen, die mit Menschen

gekämpft haben, sich wieder zu einem Ganzen herzustellen. (Merkwürdig genug, dass ein Mensch, der einen Biss von einer Schlange erhalten hat, unfehlbar geheilt wird, wenn er das Wasser vor der Schlange erreicht.) Die Wirthin zitterte am ganzen Leibe, als sie das Stück Schlange empfieng, schien im höchsten Grade darüber erfreut und setzte ihren Gästen das Beste vor, das ihr Haus vermochte. Michael, neugierig was die Frau mit der Schlange anfangen wolle, erlitt plötzlich einen heftigen Anfall von Leibschmerzen, die nur dadurch gelindert wurden, dass er sich nah ans Feuer setzte, dessen Wärme ihm äusserst wohlthätig schien. Die Wirthin merkte von der Verstellung nicht das Geringste, und da sie dachte, dass jemand, der an solchen Schmerzen leide, nicht leicht Neugierde empfinden und ihre Töpfe untersuchen würde, so erlaubte sie ihm gerne, die ganze Nacht neben dem Feuer zuzubringen. Sobald die anderen alle zu Bett waren, machte sie sich an ihr wichtiges Geschäft und Michael hatte Gelegenheit, durch das Schlüsselloch alles genau zu beobachten. Er sah, wie sie unter Gebräuchen und Feierlichkeiten die Schlange mit geheimen Zuthaten in einen Topf that, welcher hierauf zu dem Feuer gebracht wurde, wo Michael lag, und bis zum Morgen kochen sollte. Ein- oder zweimal in der Nacht kam die Frau unter dem Vorwand, nach dem Kranken zu sehen und ihm eine Herzstärkung zu bringen; sie tauchte dann ihre Finger in die Pfanne mit der Brühe, worauf der Hahn auf der Stange laut krähte. Michael verwunderte sich über diesen Einfluss der Brühe auf den Hahn und konnte der Versuchung ihrem Beispiel zu folgen nicht widerstehen. Zwar kam ihm die Sache etwas verdächtig vor und er fürchtete, der Böse möchte mit im Spiele sein, doch zuletzt war seine Begierde mächtiger, als alle Vernunftgründe. Er tauchte mit dem Finger in die Brühe und berührte damit die Spitze seiner Zunge und sogleich verkündigte der Hahn das Ereignis in einem traurigen Ton. Michael empfieng augenblicklich ein neues, ihm vorher völlig unbekanntes Licht und die erschrockene Wirthin hielt es für klug, ihn ganz in ihre Geheimnisse einzuweihen. Mit diesen übernatürlichen Kenntnissen ausgerüstet verliess Michael am andern Morgen das Haus.

Er brachte bald einige Tausend von des Teufels besten Arbeitsleuten in seine Gewalt, die er so geschickt in seinem Fach zu machen wusste, dass er die Bauten des ganzen Reiches übernehmen konnte. Von ihm rühren noch einige wunderbare Werke in dem Norden der Grampians, einige jener erstaunungswürdigen Brücken, die er in einer Nacht baute, während nur zwei oder drei Arbeiter dabei sichtbar waren. Einmal war ein Werk eben fertig geworden und seine Dienstleute drängten sich nach ihrer Gewohnheit um sein Haus und schrieen: Arbeit! Arbeit! Arbeit! Verdriesslich über dieses unaufhörliche Quälen, rief er ihnen spottend zu, sie sollten einen Landweg bauen von Fortrose nach Arderseir über die Meerenge von Moray. Alsbald hörte das Geschrei auf und Scott, der es für unmöglich hielt die Aufgabe zu lösen, lachte sie aus und blieb zurück. Den andern Morgen bei anbrechendem Tag gieng er hinaus ans Ufer, aber wie gross war sein Erstaunen, als er sah, dass das unerhörte Werk so weit bereits gediehen war, dass nur noch wenig Stunden zu seiner Vollendung nöthig waren. In der Ungewissheit aber, wie viel Nachtheil daraus für den Handel erwachsen würde, gab er Befehl, den grössten Theil des Werkes wieder zu zerstören, und liess nur zum Wahrzeichen und Andenken ein Stück zu Fortrose stehen, das der Reisende noch heutzutag erblickt. Die Elfen, abermals ohne Arbeit, kamen aufs neue mit ihrem Geschrei und Michael wusste mit allem Scharfsinn keine unschädliche Beschäftigung für sie aufzufinden, bis er endlich befahl: „Geht und windet mir Seile, welche mich auf den Mond bringen, und macht sie aus Mühlenschlamm und Meersand.“ Das verschaffte ihm Ruhe und wenn es an anderer Arbeit fehlte, so schickte er sie ans Seildrehen. Zwar glückte es ihnen nicht, eigentliche Seile zu Stande zu bringen, allein man sieht doch bis auf diesen Tag an dem Meer noch Spuren ihrer Arbeit. — Als Michael Scott einmal mit jemand in Streit gerieth, der ihn beleidigt hatte, so schickte er ihn zur Strafe an jenen unseligen Ort, wo der Böse mit den Seinigen haust. Der Teufel aber, ärgerlich dass Michael sich dergleichen Dinge herausnahm, zeigte dem Ankömmling die ganze Hölle, endlich auch zu seinem Trost das Lager, das er dem Michael

bereitet hatte; es war mit allen erdenklichen Arten abscheulicher Bestien angefüllt, mit Kröten, Eidechsen, Blutigeln, und eine gräuliche Schlange sperrte den Rachen auf. Zufrieden mit diesem Anblick kehrte der Fremde zur Oberwelt zurück, er erzählte, was er gesehen hatte, und verhehlte auch niemand, was den Michael Scott dort unten erwarte, sobald er in die andere Welt werde hinübergegangen sein. Doch Michael verlor die Fassung nicht und erklärte, dass er den Teufel in seiner Erwartung betrügen wolle. „Wenn ich todt bin," sagte er, „so öffnet meine Brust und nehmt mein Herz heraus. Steckt es an einem öffentlichen Platz, wo es jedermann sehen kann, auf eine hohe Stange. Soll der Teufel meine Seele haben, so wird er in Gestalt eines schwarzen Raben kommen und sie wegholen, soll sie aber gerettet werden, so wird sie eine weisse Taube holen; das soll Euch ein Wahrzeichen sein." Sie thaten bei seinem Tode, wie er verlangt hatte; ein grosser, schwarzer Rabe kam von Osten mit grosser Schnelligkeit, während mit gleicher Eile von Westen eine weisse Taube sich näherte. Der Rabe stiess wüthend nach dem Herzen, fehlte und fuhr vorbei, die Taube aber, die zu gleicher Zeit anlangte, trug es unter dem Freudengeschrei der Zuschauer fort.

6. Gute Nachbarn. Man bemüht sich, mit den Elfen, die so grosse Macht haben und dabei so launenhaft sind, in gutem Vernehmen zu stehen. Obgleich schon alles Flüssige, was auf den Boden geschüttet wird, ihnen zukommt, so bestimmen doch manche ihnen absichtlich einen Theil von dem Besten, was sie haben. Manchmal befinden sich die unterirdischen Wohnungen der Elfen in der Nähe der Menschen oder wie das Volk spricht: „unter der Thürschwelle", und dann entsteht wohl ein Verkehr mit den Menschen durch Borgen und Leihen und andere freundliche Dienste. In dieser Eigenschaft werden sie gute Nachbarn genannt[1]); sie sorgen dann insgeheim für die Bedürfnisse ihrer Freunde und stehen ihnen in allen Unternehmungen bei, so lange ihre Gunstbezeugungen geheim gehalten werden.

[1]) Ähnlicher Rücksicht bedient sich das Volk sogar bei dem Teufel und nennt ihn „den guten Mann"

Ein Pachter in Strathspey war beschäftigt seine Ländereien zu besäen und sang dazu ein fröhliches Lied, als eine Elfin von grosser Schönheit vor ihm erschien. Sie bat ihn, ihr zu Gefallen ein altes gälisches Lied zu singen, als er das gethan hatte, verlangte sie auch ein Geschenk an Korn. Er fragte, was sie ihm dafür geben wollte? Sie antwortete, wenn er ihren Wunsch erfülle, sollte es ihm an Saat sobald nicht fehlen. Er gab ihr ein hübsches Theil aus seinem Sack und sie entfernte sich. Bald ward er angenehm überrascht, als er bemerkte, dass der Sack, nachdem er einen grossen Acker daraus besät hatte, nicht abnahm und an Grösse und Gewicht noch ebenso war, als da er der Elfin begegnete. Er besäte noch einen anderen Acker, ohne die geringste Verminderung zu spüren. Vergnügt gieng er heim, aber sein geschwätziges Weib, das eine Zunge hatte und einen leeren Kopf, wie die Glocke im Kirchthurm, hörte nicht auf, ihre Verwunderung über diese unerklärliche Natur des Sackes an den Tag zu legen, woraus die Hälfte ihrer Ländereien war besät worden. Nun ist bekannt, dass, wenn man eine übernatürliche Macht anruft, der Zauber alsbald gebrochen wird. So geschah es auch hier, der Sack ward augenblicklich leer. „Du dummes Weib!“ rief der geschlagene Mann, „hättest Du Deine verwünschte Zunge im Zaum gehalten, was der Sack wog, hätte Goldes Werth gehabt!“

Gottfried Macculloch ritt aus, als nahe bei seinem Hause ein kleiner alter Mann in Grün gekleidet auf einem weissen Klepper sich zu ihm gesellte. Sie grüssten sich und der Kleine gab ihm zu verstehen, dass er unter seinem Hause wohne und sehr über die Richtung eines Canals zu klagen habe, der sich gerade in sein bestes Zimmer ausleere. Macculloch stutzte über diese seltsame Bitte, doch da er die Natur des Wesens errieth, mit dem er es zu thun hatte, so versicherte er den alten Mann aufs freundlichste, dass der Canal eine andere Richtung erhalten sollte, und traf auch sogleich die nöthigen Anstalten. Einige Jahre hernach (1697) hatte Macculloch das Unglück, einen benachbarten Edelmann im Streit zu tödten; er wurde ergriffen und gerichtet. Das Blutgerüst, auf welchem ihm das Haupt sollte abgeschlagen werden, war schon auf Castlehill bei

Edinburg aufgebaut, aber kaum hatte er es erreicht, als jener kleine alte Mann auf seinem weissen Pferdchen wie ein Blitz durch das Gewühl der Menschen daher drang. Macculloch sprang auf sein Geheiss hinten auf, der „gute Nachbar" spornte sein Pferd den steilen Abhang hinunter und weder er noch der Verbrecher wurden je wieder gesehen.

7. Boshafte Streiche. Durch Nothwendigkeit werden die Elfen nicht angetrieben, die Menschen heimlich und mit List zu berauben, ein inneres Gelüsten scheint sie anzureizen. Der Wirbelwind ist nicht das einzige Kunststück, dessen sie sich bedienen, etwas zu stehlen, sie nehmen ihre Zuflucht zu anderen viel verderblicheren und stiften Unglück, wie Feuersbrünste, an, um daraus Vortheil zu ziehen.

Ein Elfenweib, das in den Thürmen von Craig-ail-naic wohnte, bat eine Pachtersfrau in Delnabo um etwas Hafermehl zur Nahrung für ihre Familie mit dem Versprechen, es ihr in kurzem zurückzugeben, da sie selbst bald reichlich damit würde versehen sein. Die Frau aus Furcht erfüllte das Verlangen der Elfin, bewirthete sie der Sitte gemäss mit einem Schlückchen, Brot und Käse und gab ihr noch das Geleit. Als sie eine Anhöhe vor der Stadt hinaufstiegen, machte „die Banshi" Halt und mit sichtbarer Freude sagt sie der Frau, sie möge ihr Mehl wieder mit heim nehmen, sie wäre nun, wie sie erwartet hätte, versehen. Die Frau, ohne die Elfin zu fragen, woher sie denn Mehl erhalten habe, nimmt vergnügt das ihrige und geht zurück. Wie erstaunt sie aber, als sie wenig Minuten darnach den Kornboden einer benachbarten Meierei in vollen Flammen erblickt!

Ein Pachter, welcher die Meierei von Auchriachan, von Strathavon inne hatte, suchte eines Tags seine Ziegen auf einem entfernten Berg in Glenlivat, als ein dicker Nebel ihm den Weg entzog und seine Sinne verwirrte. Jeder Stein war in seinen Augen gross als ein Berg, jeder kleine Bach schien in entgegengesetzter Richtung zu laufen und der arme Wanderer gab die Hoffnung auf, je wieder heim zu seinem Feuerherd zu gelangen. Beim Anbruch der Nacht setzte er sich nieder, ganz erstarrt und sein Ende erwartend, als er ein Lichtchen schimmern

sah. Seine Glieder bekamen bei dem Anblick neue Kräfte, er raffte sich auf und eilte dem Licht zu. Dabei angelangt sah er, dass es ein wilder Ort war, den ein menschlicher Fuss schwerlich schon betreten hatte, doch fasste er sich Herz und trat zu der offenen Thüre ein. Wie sank sein Muth, als er auf eine alte Bekannte stiess, deren Leiche er vor kurzem zu Grab geleitet hatte und welche hier, wie es schien, den Dienst einer Haushälterin versah. Sie sprang sogleich auf ihn zu und sagte ihm, dass es um ihn geschehen wäre, wenn er nicht in eine Ecke schlüpfe, wo er ausharren müsse, bis sich eine Gelegenheit finde zu entfliehen. Er befolgte ihren Rath, kaum war er dort versteckt, als eine unermessliche Menge Elfen hereintrat, die von einer wichtigen Unternehmung sehr hungrig waren und nach Speise schrieen. „Was haben wir zu essen?“ fragten sie. Da sagte ein alter, klug aussehender Elfe, der beim Feuer sass: Ihr alle kennt und verabscheut den alten elenden Burschen zu Auchriachan, lumpig und geizig wie er ist, lässt er uns nichts zufliessen und entzieht uns sogar, was uns gebührt. Von seiner alten Grossmutter, der Hexe, hat er gelernt alles einzusegnen und in Schutz zu stellen und wir können nicht einmal Nachlese auf seinen Feldern halten, geschweige zu der Frucht selbst gelangen. Diese Nacht ist er nicht zu Haus, weil er seine Ziegen sucht, Eure guten Bekannte“; (denn die Ziegen sollen in gutem Vernehmen mit den Elfen stehen und mehr wissen, als man dem Anschein nach glauben sollte) „seine nachlässigen Hausleute haben an die Sicherheitsmittel nicht gedacht, und wir können jetzt über all sein Eigenthum schalten und walten; kommt, lasst uns sein Lieblingsrind zu unserm Abendessen holen!“ „Wohlan,“ riefen alle einstimmig, „Thomas Rymer hat Recht, der Pachter von Auchriachan ist ein erbärmlicher Wicht, wir holen sein Rind!“ „Aber wo nehmen wir Brot her?“ sagte ein anderer grauhaariger Elfe. „Wir nehmen auch sein frischgebackenes Brot,“ sagte der kluge Rathgeber, „er ist ein elender alter Bursche, und sein Weib hat vergessen das Kreuz über den ersten Laib zu machen.“ Das alles hörte der arme Mann in der Ecke und hatte noch den Verdruss, mit anzusehen, wie sein Rind hereingeführt und geschlachtet wurde. Während

alle sich mit Zubereitung des Fleisches beschäftigten, hatte die Alte Gelegenheit, ihn zu befreien. Als er herauskam, war der Nebel verschwunden, die Steine hatten ihre gewöhnliche Grösse und der Mond schien so silberhell, dass er ohne Schwierigkeit den Weg nach Haus fand. Seine Familie empfieng ihn mit grosser Freude und die Frau, die glaubte, er würde hungrig sein, brachte Milch und frischgebackenes Brot und lud ihn ein, es sich schmecken zu lassen, doch er liess es stehen, denn er wusste, dass das Brot kein wahres Brot war, nur ein abscheulicher Trug. Er fragte nach seinem Rind und ob man es wie gewöhnlich vor böser Gewalt gesichert habe? „Ach nein, mein Vater, aus grosser Sorge über Euch habe ich es vergessen.“ „Ach!“ rief der arme Mann, „mein liebstes Rind ist verloren!“ „Wie?“ sagte der Sohn, „ich sah es noch vor zwei Stunden.“ „Das war nichts als ein trügerischer Balg von den Elfen, bring es schnell her, damit ich es wegschaffe.“ Und unter den heftigsten Ausdrücken gegen die boshaften Betrüger führte er einen so kräftigen Streich gegen des Rindes Stirne, dass es zu Boden fiel. Es lag zusammt dem Brot und weder Hund noch Katze mochten es anrühren.

8. Wechselbälge. Zu den bösen Gelüsten der Elfen gehört auch die Neigung, Kinder zu stehlen, wobei sie eine besondere Geschicklichkeit bezeigen. Oft haben sie einer unerfahrenen Mutter ihr liebes Kind am hellen Tag weggenommen und einen Wechselbalg an seine Stelle gelegt, dessen lügenhafte Krankheit und Tod die Last der armen Eltern noch schwerer machte. Aber auch dem Vater, der sein Kind mit aufs Pferd genommen hatte, haben sie es vom Arm weg gestohlen.

Zwei Männer von Strathspey pflegten eine Familie in Glenlivat wegen eines Nachts am sichersten zu treibenden Verkehrs mit gebranntem Wasser zu besuchen. Einmal als sie eben mit Zumessen in dem Hause dort beschäftigt waren, stiess das kleine Kind, das in der Wiege lag, einen heftigen Schrei aus, als wenn es ein Schuss getroffen hätte. Die Hausfrau schlug sogleich das Kreuz über das Kind und hob es aus der Wiege, die beiden Männer hatten aber nicht weiter Acht darauf, und als ihr Geschäft zu Ende war, machten sie sich mit ihrer La-

dung auf den Weg. In geringer Entfernung von dem Haus waren sie nicht wenig verwundert, ein kleines Kind ganz allein auf der Landstrasse zu finden. Einer von ihnen nahm es auf den Arm, alsbald hörte es auf zu schreien und schlang mit grosser Zärtlichkeit seine Ärmchen ihm um den Hals und lachte. Als sie es genauer betrachteten, erkannten sie das Kind ihres Freundes und hatten gleich Verdacht auf die Elfen, zumal sie sich des ausgestossenen Schreis erinnerten. Sie hatten das rechte Kind entwendet und einen Wechselbalg an seine Stelle gelegt, aber als die Mutter ein Kreuz schlug, wurde jenes von der Gewalt der Elfen befreit, welche es alsbald verlassen mussten. Da beider Männer Zeit beschränkt war und sie nicht sogleich wieder umkehren konnten, um die geheimnisvolle Begebenheit aufzuklären, so setzten sie ihre Reise fort, sorgten aber bestens für den kleinen Findling. Vierzehn Tage nachher führten Geschäfte sie wieder nach Glenlivat, sie nahmen das Kind mit, verbargen es aber bei ihrer Ankunft. Die Hausfrau fieng sogleich an über die hartnäckige Krankheit ihres Kindes zu klagen, womit es seit ihres vorigen Besuches behaftet sei, und die seinen Tod gewiss zur Folge haben würde. Während dieser Klagen stiess der Wechselbalg das erbärmlichste Geschrei aus, als hätten seine Schmerzen den höchsten Grad erreicht. Die Fremden hiessen die Mutter gutes Muthes sein und sagten, sie solle das rechte Kind wieder haben, frisch und gesund wie der Fisch im Wasser, das andere sei nichts als ein Wechselbalg. Die Mutter nahm ihr rechtes Kind mit Freuden in Empfang und die Fremden liessen ein Bund Stroh anzünden, um den Wechselbalg hinein zu werfen, welcher aber bei diesem Anblick durch den Rauchfang forteilte.

Will eine Mutter ihr Kind vor den Elfen sichern, so ist es gut, den Kopf desselben herunter hangen zu lassen, wenn sie es Morgens ankleidet. Ein rother Faden um den Hals geknüpft oder ein Kreuz schützt gleichfalls. Ist das Kind wirklich schon mit einem Wechselbalg vertauscht, so kann sie es auf folgende Art wiedererhalten. Der Wechselbalg wird da, wo drei Länder oder drei Flüsse zusammenstossen, hingelegt und zwar, ehe die Nacht einbricht, in der Nacht bringen dann die Elfen das ge-

stohlene rechte Kind, legen es hin und nehmen das falsche mit fort.

An der Ostküste von Schottland hat man einen besonderen Gebrauch, die Gefahr abzuwenden. Im März bei zunehmendem Mond werden Zweige von Eichen und Epheu abgeschnitten und davon Kränze geflochten, die man bis zum nächsten Herbst aufbewahrt. Wenn hernach jemand abmagert oder zusammenfällt, so lässt man es dreimal durch diesen Kranz gehen.

Aber die Elfen streben auch nach Frauen, die der Geburt eines Kindes entgegensehen, und ebenso wie bei dem Diebstahl der Kinder, schieben sie ein falsches und lügenhaftes Wesen unter.

Zu Glenbrown im Kirchspiel Abernethy lebte Johann Roy, ein muthiger Mann. Eines Abends gieng er über die Berge und gerieth in einen Haufen Elfen, deren Art zu reisen schon anzeigte, dass sie jemand mit sich führten. Er erinnerte sich daran, dass ihm gesagt war, die Elfen müssten für eine wenn auch geringere zum Tausch dargebotene Gegengabe das, was sie hätten, loslassen. Johann Roy nahm seine Mütze ab, warf sie unter sie und rief: „Das Meine ist Euer, das Eurige mein!“ worauf die Elfen genöthigt waren, die Mütze zu nehmen und ihren Raub aufzugeben, welcher in nichts anderem bestand, als einer schönen Frau, ihrer Tracht und Sprache nach von sächsischer Abkunft. Mit vieler Freundlichkeit führte sie Johann Roy in sein Haus, wo sie sieben Jahre lang mit der grössten Aufmerksamkeit behandelt wurde. Sie gewöhnte sich nach und nach an ihren neuen Zustand und ward als ein Theil der Familie behandelt. Es ereignete sich, dass „der neue König“ die grosse Landstrasse in dieser Gegend durch Soldaten anlegen liess. Johann Roy vergass seinen Widerwillen gegen „einen Sachsen“ und bot einem Hauptmann und seinem Sohn, welche eine Abtheilung in der Nähe arbeitender Leute befehligten, bei sich ein Unterkommen an, das sonst schwer wäre zu finden gewesen. Beide, Gäste und Wirth, waren bald sehr mit einander zufrieden; nur war diesem unangenehm, dass jene seinen englischen Findling immer so aufmerksam betrachteten. Einmal sagte der Vater zu seinem Sohn: „Mir fällt die Ähnlichkeit

dieser Frau mit meiner verstorbenen Gattin auf, zwei Schwestern können einander nicht mehr gleichen, und wäre es nicht ganz unmöglich, so würde ich sagen, dies sei meine liebe verstorbene Frau!“ und nannte ihren Namen. Die Frau, aufmerksam auf ihr Gespräch, als sie ihren wahren Namen nennen hört, erkennt Gatten und Sohn und fällt ihnen um den Hals. Die Elfen, die den Shian von Coirlaggack bewohnen, hatten eine Fahrt in das südliche England unternommen und sich kein Gewissen daraus gemacht, die Frau bei ihrer Entbindung zu stehlen. Eine falsche Gestalt ward an ihre Stelle gelegt, welche wenige Tage darnach starb und die der Mann, in der vollen Überzeugung, dass es die wahre Frau sei, begraben liess.

9. Elfenkeil, Waffen und Geräthe. Die schändlichste Handlung der Elfen besteht aber darin, dass sie Menschen und Thiere mit einem Zaubergeschoss tödten, gewöhnlich Elfenkeil (Elfbolt) genannt. Diese Keile sind verschiedener Grösse, hart und (gelblich), dem Feuerstein einigermassen ähnlich, den sie allenfalls ersetzen könnten. Der Keil hat häufig die Form eines Herzens, dessen Ränder scharf gezahnt sind, gleich einer Säge. Diese tödtliche Waffe werfen die Elfen nach Menschen und Thieren mit solcher Sicherheit, dass sie selten ihr Ziel verfehlen, und wen sie einmal damit berühren, der ist verloren. So gross ist die Gewalt, womit er trifft, dass, so wie er seinen Gegenstand berührt, er auch augenblicklich ihm das Herz durchbohrt, und eh man ein Auge zuthut, liegt schon der Mensch oder das Thier todt und kalt auf der Erde. Und seltsam genug, ein gewöhnlicher Mensch ist nicht im Stand, die Wunde zu finden, wo er nicht die Kraft besitzt, die einige weise Leute fähig macht, dem Weg, den der Pfeil genommen hat, nachzuspüren und ihn in dem todten Körper zu entdecken. Hat man ihn gefunden, so muss man ihn sorgfältig bewahren, denn wer ihn besitzt, ist gegen einen solchen Tod gesichert.

Die rohen Streitäxte von Metall, welche man findet, haben Elfen verfertigt, die man in den Abgründen und Felsenhöhlen hämmern hört. Die durchbohrten und abgerundeten Steine, die sich durch Reibung in den Flussbetten bilden, sind Becher und Schüsseln der Elfen.

Manchmal schneidet der Wetterstrahl mit besonderer Regelmässigkeit Stücke Rasen aus dem Boden, diese, glaubt man, hätten die Elfen herausgehoben.

10. Der Elfstier. In den schönen Herbsttagen, wenn die Felder abgeerntet sind und eine Anzahl Vieh aus verschiedenen Meiereien zusammengebracht wird, so rennen die Thiere oft wie toll herum und brüllen, obgleich keine Veranlassung dieser Unordnung zu sehen ist. Blickt man aber durch ein Elfenastloch oder durch die Öffnung, die ein Elfenkeil durch die Haut eines von dem Elfenschuss getroffenen Thieres gemacht hat, so kann man den Elfstier sehen, der sich mit dem stärksten Stier in der Herde stösst; doch man sieht hernach mit dem Auge nie wieder und mancher hat auf diese Art sein Gesicht verloren. Der Elfstier ist klein in Vergleich mit dem natürlichen, mausefarbig, hat gestutzte Ohren, kurze korkartige Hörner, kurze Beine, aber einen langen, geschwungenen Leib gleich einem wilden Thier; sein Haar ist kurz, glatt und glänzend, wie bei einer Otter. Dabei ist er übernatürlich muthig und stark. Er zeigt sich zumeist an den Ufern der Flüsse und frisst gern in der Nacht grünes Korn.

Ein Pachter, der bei einem Fluss wohnte, hatte eine Kuh, die niemals einen natürlichen Stier zuliess, aber jedes Jahr an einem bestimmten Tage im Mai regelmässig von der Weide sich entfernte und langsam an den Ufern des Flusses wandelte, bis sie einer kleinen mit Gebüsch bewachsenen Insel gegenüber war, dann gieng sie in den Fluss, watete oder schwamm zu der Insel, blieb dort eine Zeit lang und kam dann wieder auf die Weide zurück. Dies dauerte mehrere Jahre, und jedesmal zu der gewöhnlichen Zeit warf sie ein Kalb, welches vollkommen*) dem Elfstier glich. Um Martini, an

*) [Von diesem Wort an ist das Manuscript Wilhelm Grimms auf 34½ Seiten in Brieffolio erhalten, die ersten 26 Seiten sowie das Blatt mit S. 47. 48 (hier S. 467 „ihm sein Gesell“ bis S. 469 „dänischen Lieder“) sind verloren. Ferner sind 15 Seiten in etwas kleinerem Format von Jacob Grimm mit den Überschriften „Von den Elfen insgemein“ d. h. über den Namen und „Hauptzüge in dem Charakter der Elfen“ vorhanden. Von diesen Beiträgen hat Wilhelm den ersten Abschnitt über den Namen ganz, mit einigen Kürzungen und Umstellungen, die zweite Hälfte mehr oder weniger überarbeitet in sein

einem Vormittag, als das Korn unter Dach und abgemessen war, sass der Pachter beim Feuer und es war die Rede von dem, was zu Weihnachten sollte geschlachtet werden. Er sagte: „Die Kuh soll daran, sie ist wohlgenährt und hat im Pflug gute Dienste geleistet, die Ställe mit schönen Stieren angefüllt, wir wollen ihre alten Knochen jetzt abnagen.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so drang die Kuh mit ihren Jungen durch die Wände, als wenn sie aus braunem Papier beständen, gieng um den Misthaufen herum, brüllte ein jedes ihrer Kälber an und dann trabte sie hinaus, die Jungen hinter ihr drein in einer Reihe nach ihrem Alter, dem Ufer zu, wo sie ins Wasser giengen, die Insel erreichten und in dem Gebüsch verschwanden. Man hörte noch sah je etwas von ihnen.

11. Meerelfen. An der Nordküste von Schottland lebte ein Mann, der sich mit dem Fischfang abgab und vorzugsweise jene seltsamen Geschöpfe fieng, die man Seehunde nennt, deren Häute ihm gut bezahlt wurden. Aber die meisten sind nicht Hund oder Fisch, sondern ganz eigentlich Elfen. Eines Tages, als der Fischer von seinem Gewerbe heim kam, wurde er von einem Manne angerufen, der ihm fremd vorkam und sagte, er sei von jemand abgeschickt, der mit ihm einen Handel über eine Anzahl Seehundsfelle schliessen wolle, dass er ihn aber sogleich zu dieser Person begleiten müsse. Der Fischer, erfreut über die Aussicht auf einen guten Handel, willigt ein und beide besteigen zwei dem Fremden zugehörige Pferde und reiten so geschwind, dass der Wind, der ihnen vom Rücken her kommt, wegen der Schnelligkeit ihrer Bewegung ins Gesicht zu blasen scheint. Als sie bei einem furchtbaren in die See hinein ragenden Abhang angelangt sind, sagt der Führer, sie wären jetzt an dem Ort ihrer Bestimmung, ergreift den Fischer mit übernatürlicher Kraft und stürzt sich mit ihm gerade ins Meer hinein. Sie sinken und sinken, bis sie endlich auf dem Grund zu einer offenen Thüre gelangen, durch welche sie in

Manuscript aufgenommen. Jacob hat sodann im Ausdruck einzelnes geändert, Nachträge hinzugeschrieben und den ganzen sechszehnten Abschnitt über Hexen und Unholde zum Schluss angefügt. Sein Antheil ist hier, soweit er sich genau bestimmen lässt, durch cursiven Druck hervorgehoben.]

eine Reihe von Gemächern treten, alle mit Seehunden angefüllt, die aber sprechen und menschliche Empfindung zeigen; zuletzt bemerkt der Fischer zu seinem höchsten Erstaunen, dass er selbst, ohne es zu wissen, in einen Seehund verwandelt worden ist. Sein Führer zog ein ungeheures Messer hervor, und er glaubte, sein Ende sei gekommen, aber jener beruhigte ihn und fragte, ob er das Messer nicht mehr gesehen habe? Er erkannte sein eigenes, womit er heute einen Seehund getroffen hatte, welcher ihm entwischt war. „Dies war mein Vater," sagte der Führer, „er liegt gefährlich darnieder und kann ohne Deine Hülfe nicht genesen." Er führte den vor Angst zitternden Fischer zu dem Kranken, der in grossen Schmerzen auf dem Bette lag; der Fischer musste mit eigener Hand die Wunde verbinden, worauf er unmittelbar hergestellt wurde und von seinem Lager aufstand. Die Trauer verwandelte sich in allgemeine Lust und Freude. Der Führer sagte zu dem Fischer: „Ich will Dich selbst zu den Deinigen zurückbringen, nur musst Du geloben, Dein Lebtag keinen Seehund mehr zu tödten." Beide schwammen wieder aufwärts, bis sie die Oberfläche des Meeres erreichten und bei dem Platz landeten, wo die Pferde schon bereit standen. Der Führer hauchte den Fischer an, und sie erhielten beide die menschliche Gestalt. Bei seiner Hausthüre empfieng den Fischer ein so grosses Geschenk, dass er es nicht zu bedauern brauchte, seinem Handwerk entsagt zu haben.

12. Der Brownie. Er spricht niemals von seiner Abkunft, doch scheint er, im Ganzen betrachtet, zu den Elfen zu gehören. Er ist von Gestalt nicht so schlank, aber wohlgewachsen und artig, dagegen ihn andere als mager und zottig schildern. Den Namen hat er von seiner besonders braunen Farbe. Er ist arbeitsam, auf den Vortheil seines Herrn bedacht und immer zur Hand, nach einigen Tag und Nacht, nach anderen liegt er bei Tag in seinem Winkel versteckt und arbeitet bei Nacht. Alles thut er für magere Kost und zuweilen ein abgelegtes Kleidungsstück; ja er pflegt bei jeder anderen Belohnung zu verschwinden. Ein so wohlfeiler und nützlicher Diener ist also sehr schätzenswerth, aber durch Geld nicht zu erkaufen. Er bleibt bei einer Familie, so lange noch ein Glied

von ihr lebt, und ist daher das Erbstück eines alten und geehrten Stammes. Neben beispielloser Treue wacht er unermüdlich für den Vortheil des Herrn und fördert ihn; und seine Dienste werden noch durch die Gabe, die Zukunft voraus zu verkündigen, erhöht. Über die Hausleute hält er genaue Aufsicht und berichtet ihre guten und bösen Handlungen, weshalb er auch selten in gutem Vernehmen mit ihnen steht; wird er ihrer Gunst überlassen, so erhält seine Treue aller Wahrscheinlichkeit nach keine sonderliche Belohnung. Will der Herr aber für seinen Vortheil sorgen, so muss er zusehen, dass der Brownie ordentlich Essen und Trinken erhält. Er streckt sich gerne nächtlich ans Feuer, und wenn das Gesinde zu lange bei dem Küchenherd aufbleibt, so fürchtet er um seinen Platz zu kommen und erscheint manchmal an der Thüre, als müsse er darauf sehen, dass sie zu rechter Zeit sich niederlegen, und ermahnt sie: „Geht zu Bette und verwahrt das Feuer!“

Eine Familie hatte einen Brownie, und als die Hausfrau in Kindesnöthen sich befand und der Knecht schnell nach Jedburg reiten und die Wehemutter holen sollte, aber sich nicht sehr beeilte, so schlüpfte der Brownie in den Überrock des Zaudernden, ritt auf dem besten Pferd des Herrn nach der Stadt und nahm die Frau hinter sich. Während der Zeit war die Tweed, durch welche sie nothwendig setzen mussten, angeschwollen; der Brownie, schnell wie ein Geist reitend, liess sich nicht aufhalten. Er stürzte sich sammt der erschrockenen alten Frau ins Wasser und kam glücklich mit ihr zu Haus an, wo man ihren Beistand erwartete. Nachdem er das Pferd in den Stall geführt hatte, wo man es nachher in einem traurigen Zustande fand, gieng er in die Kammer des Knechts, und da dieser gerade im Begriff war, seine Stiefel anzuziehen, so versetzte er ihm ein Paar tüchtige Hiebe mit seiner eigenen Peitsche. Ein so ausgezeichneter Dienst erregte die Dankbarkeit des Hausherrn, und da er glaubte verstanden zu haben, dass der Brownie sich einen grünen Rock wünsche, so gab er Befehl, einen solchen zu verfertigen und ihn an seinen Aufenthaltsort zu legen. Der Brownie nahm das Geschenk, war aber von dem Augenblick an nicht mehr zu sehen. Vielleicht begab er sich in seinem grünen Kleide zu den Elfen.

Der letzte Brownie, der im Wald von Ettrick bekannt war, wohnte in Bodsbeck, einem wilden und einsamen Grund, wo er ungestört lebte, bis die ängstliche Frömmigkeit einer alten Frau ihn auszuwandern nöthigte, indem sie in seine Wohnung eine Schüssel mit Milch stellte und ein Stück Geld dabei legte. Nach diesem Wink, sich zu entfernen, hörte man ihn die ganze Nacht heulen und schreien: „Leb wohl, du liebes Bodsbeck!“ welches er auf immer verlassen musste.

Ehedem gehörte zu jeder ansehnlichen Familie ein Brownie, jetzt sind sie seltener geworden, die beiden letzten, die man in den Hochlanden gekannt hat, waren der alten Familie von Tullochgorm in Strathspey zugehörig. Es war Mann und Frau. Der Mann von heiterer, lustiger Gemüthsart neckte oft die Leute; er war besonders darauf aus, nach den Vorübergehenden mit einem Klumpen Erde zu werfen, weshalb er den Namen Brownie-Clod erhielt. Gleichwohl war er bei aller guter Laune ziemlich einfältig und wurde von denen hinters Licht geführt, welchen er mitzuspielen gedachte. Das beste Beispiel ist ein Vertrag, den er mit den Knechten vom Tullochgorm einfältigerweise abschloss, worin er sich verbindlich machte, allein so viel Korn zu dreschen, als zwei Männer in einem ganzen Winter vermögen, wofür er einen alten Rock und eine Kappe von Kilmarnock, an welcher er grossen Gefallen zu haben schien, erhalten sollte. Während die Knechte sich aufs Stroh legten und faulenzten, drasch der arme Brownie unaufhörlich. Kurz ehe der Vertrag zu Ende gieng, legten die Bursche aus Dankbarkeit und Mitleiden den Rock und die Kappe in ein Kornmass in die Scheune. Augenblicklich hörte er auf zu arbeiten und sagte höhnisch, da sie so einfältig gewesen wären und Rock und Kappe vor Beendigung der Arbeit gegeben hätten, so würde er sich hüten, noch eine einzige Garbe zu dreschen. — Die Frau dagegen, statt das Gelächter der Mägde zu sein, mit welchen sie arbeitete, war eine Art Gebieterin über sie. Sie stand selten in gutem Vernehmen mit ihnen wegen der Treue, womit sie der Herrschaft jede Vernachlässigung der Pflicht anzeigte. Sie hatte einen grossen Überfluss von Haaren auf dem Kopf, weshalb sie die haarige Mag (Maug Vuluchd)

hiess. Sie war eine rechtschaffene und treffliche Haushälterin und besonders geschickt bei Tisch aufzuwarten. Die Sorgfalt, womit sie immer unsichtbar den Tisch deckte, war für Fremde ein unterhaltender Anblick: das Verlangte kam wie durch die Luft geschwommen und setzte sich mit der grössten Geschwindigkeit und Geschicklichkeit auf die Tafel; und an Reinlichkeit und Aufmerksamkeit war ihres Gleichen nicht im ganzen Land.

ÜBER DAS WESEN DER ELFEN.

Die schottischen Sagen enthalten den Glauben an ein die ganze Natur unsichtbar erfüllendes, mit den Menschen nah verbundenes Geisterreich am vollständigsten und verdienten daher eine solche abgesonderte Darstellung, bei welcher wir die zugänglichen Quellen sämmtlich zu Rath gezogen haben. Was gegenwärtiges Buch in Beziehung auf Irland Neues gewährt, davon schien die vorangestellte Übersicht für den Gebrauch desselben nützlich. Die Überlieferungen anderer Länder sind, so weit wir sie kennen, im Ganzen lückenhafter, wenn auch im Einzelnen manchmal ausführlicher; auf diese Weise fortzufahren und jedes Volk für sich zu behandeln, würde zwar eigene Vortheile darbieten, die vielfache und doch nothwendige Wiederholung aber mehr Raum wegnehmen, als wir dieser Einleitung gestatten dürfen. Zweckmässiger schien es daher, Hauptpunkte herauszuheben und bei Betrachtung derselben das Eigenthümliche anderer Völker, so wie das Bedeutende der Übereinstimmung *und das hoch hinaufreichende Alterthum des Ganzen* anzumerken.

Der Weg, den wir dabei gehen, ist von dem verschieden, den Walter Scott in der obengenannten ihres Inhalts wegen ohne Zweifel schätzbaren Abhandlung eingeschlagen hat. Er sucht auf eine, wie es uns dünkt, gewagte, in blossen Voraussetzungen gegründete Art verschiedene, angeblich historisch gebildete Bestandtheile dieses Geisterglaubens zu entdecken, die ihm seine gegenwärtige im Abwelken begriffene Gestalt sollen gegeben haben. Dagegen ist unsere Absicht, ihn darzustellen wie etwas, das, so lange es fortgedauert hat, ein aus lebendiger Mitte entsprungenes und in seinen Bestandtheilen gegenseitig

sich ergreifendes Ganzes muss gewesen sein. Indem wir keine Zeit vermischen, im Gegentheil jede sondern und den grossen Einfluss des Christenthums auf Veränderung desselben nachzuweisen bemüht sind, glauben wir der historischen Untersuchung ihr Recht zu erhalten. Die frühsten Spuren von dem Dasein der Elfen aufzusuchen, lag mithin in unserm Zweck, sie haben den noch lebenden Glauben bestätigt, selbst erklärt oder von ihm Licht empfangen.

Litteratur. (Deutschland.) Unsere Sammlung deutscher Sagen, wovon der erste Band Berlin 1816 eine Menge hierher gehöriger Überlieferungen enthält; sodann die Hausmärchen, zweite Aufl. Berlin 1819. — (Dänemark.) Danske Folkesagn. Samlede af J. M. Thiele. 1—3. B. Kjöbenh. 1818—1820. Danske Viser fra Middelalderen. 1. Bd Kjöbenh. 1812. Junge den nordsjällandske Landalmues Charakter. Kjöbenh. 1798. — R. Nyerup Overtro hos den danske Almue. In dem Wochenblatt: Dagen 1822. Stück 291—294. 297. 299. — (Schweden.) Svenska Folk-Wisor utgifne af Geyer och Afzelius. I—III. B. Stockh. 1814—1816, besonders B. III, 114—174. E. M. Arndt Reise durch Schweden III, 8—18. — (Norwegen.) Hans Ström Beskrivelse over Söndmör i Norge. Förste Part. Soröe 1762. S. 537—541. — (Island.) Finni Johannaei historia ecclesiastica Island. II, 368. — (Färöer.) Beskrivelse over Färöerne af Jörgen Landt. Kjöbenh. 1800. S. 44—46. — (Wales.) The cambrian popular antiquities by Peter Roberts. London 1815. Cap. 24. — (Insel Man.) Waldron Works. — (Shetländ. Inseln). A description of the Shetland Island by S. Hibbert. Lond. 1821. — (Alt Preussen.) Lucas David Preuss. Chronik herausgegeben von Ernst Hennig. Königsb. 1812. I, 126—132.

1. NAME.

Dass das Wort Elfe den allgemeinsten Ausdruck unserer Sprache für jene geisterhaften Wesen enthalte, geht aus der Betrachtung jeder einzelnen deutschen Mundart hervor. Erst später sind einschränkende Bestimmungen hinzugetreten oder die Benennung hat sich verloren.

1) Der hochdeutschen Sprache gebührt die Form alp, welches einfache Wort zwar in keinem einzigen alten Denkmal vor dem 13. Jahrhundert anzutreffen ist, unstreitig bloss, weil es an Veranlassung fehlte, eines heidnischen, von den Schriftgelehrten verachteten Begriffs Meldung zu thun. Der Ausdruck muss aber von uralter Zeit her gäng und gäbe gewesen sein. Eine Menge männlicher und weiblicher Eigennamen sind mit ihm gebildet und zusammengesetzt: Alpine, Alpirîh, Alpkôz, Alpkast, Alphart, Alpkêr, Alpwin, Alphâri, Alptac, Alphilt, Alplint, Alploug, Alpwint, Westralp, woraus zugleich erhellt, dass man sich dabei nichts Böses noch Gehässiges dachte.

Die mittelhochdeutschen Dichter bedienen sich des Ausdrucks hin und wieder, wenngleich im Ganzen selten. Gewöhnlich steht die männliche Form. In dem alten Meistergesangbuch 37b ruft ein Dichter Gott an: got unde niht alp! *Gott, kein Truggeist! Ungewiss ist im Parc. 46a* [190, 22] zer wilder albe klûsen, *welches zwar heissen kann: zur Klause wilder Geister, aber auch zur wilden Alpklause, Bergklause (vgl. Barl. 191.* gein den wilden alben *und Parc. 62a* [261, 28D] zer wilden muntâne). *Deutlicher gehen folgende Stellen auf den Geist.*

Ein fahrender Schüler (Altd. Wäld. II, 53) nennt ein Mittel: guot für den alp. *Die meisten Anspielungen stehen in dem noch ungedruckten Gedichte Ruodigers von zwein Gesellen (Königsberg. Handschr.) 12a*

dich hat geriten der mar,
ein elbischez âs.
dû solt daz übele getwâs
mit dem kriuze vertriben:
set, daz hât man von in wîben,
swenne uns manne iht geschehe,
daz ir immer dez jehet:
uns triege der alp.

und gleich darauf:

dir enhât nieman niht getân
wan so vil, daz dich zoumet
ein alp, dâvon dir troumet:
der var der sunnen haz!

Die letzte Zeile ist eine auch sonst gebrauchte Verwünschungsformel. Und 14b:

in bedühte daz er vlüge.
oder daz in lihte trüge
ein alp in sine trumme.
14c ez gezäme michel baz,
daz dû mit zühten läges
unt solher rouwe pfläges,
als ûf dem beite wäre
den elbischir gebüre.

In der letzten Zeile steckt ein Fehler, vielleicht ist zu lesen: dem elbischen gebäre *und das voraus gehende* ûf der beite *scheint zu bedeuten: etwas erwarten, einem Ding auf der Lauer sein.*

Ferner 16d:

ich sehe wol, daz dû elbisch bist;
17a: ein elbische ungehiure!
sprach sie, dû sist verwâzen!

d. i. verflucht seist du, du elbisches Ungeheuer!

18a: nû sagâ mir, elbischez getwâs,
vil rehte dinen namen.

In einem anderen Gedicht (Altes Meistergesangbuch 2b):

elbe triegent niht so vil junge
und alte, alsô es mich tout.

Herbort (trojan. Krieg 84c) redet von elbischem viure (Irrlichtern?); statt der alp scheint er aber das Neutrum daz alp oder elbe Pl. diu elber zu brauchen (daselbst 5d):

diu elber triegent mich

und 6a

unreinez getwâs!

wie man schon früher neben dem männlichen der tiuvel auch daz tiuvel, Pl. diu tiuvler (althochdeutsch diufilir Otfr. III. 14, 103) sagte. Sonst wird der christliche, männlich gedachte Teufel in der altdeutschen Sprache gern weiblich, weil unserm Volksglauben der Begriff Unholdin, Hexe geläufiger war, als der des bösen Feindes und Zauberers. Ulfilas sagt lieber unholtô als unhultha und in althochd. Denkmälern (hymn. XXIV, 3. gloss. Ker. 85) wird diabolus statt durch das Masc. unholdo durch das Fem. unholdâ übersetzt. Deutsche Märchen legen dem Teufel wenigstens seine Grossmutter bei, und der böse Geist Grendel im angelsächsischen Gedicht hat seine noch ärgere Mutter zur Seite. Desto weniger kann befremden, dass zuweilen das Fem. diu alp, Gen. der elbe vorkommt. Heinrich von Morunge singt (M. S. I. 50b) [Minnesangs Frühling 126, 8. 9]:

von der elbe wirt entschen vil maniger man,
alsô wart ich von grôzer liebe entschen,

d. h. von der Alb wird es manchen Leuten angethan, so ist es mir angethan worden von der Liebe. Die Bedeutung von entschen bestätigt folgende Stelle aus dem ungedruckten Eraclius Z. 3329—35.

ich sage in guotin mâre.
spruch diu alte, do sie sie ersach.
iuwers kindes ungemach
kan ich wol vertriben.
hie geredet under uns wiben.
ich hân in gesegent, er was entschen,
im sol arges niht geschehen.

Neben dieser beschränkten Bedeutung von nächtlichem, die Menschen reitendem Gespenst mag noch die ältere und ursprünglich allgemeinere für Geist überhaupt bestanden haben, wie sich theils aus dem Elberich der Nibelungen und des Heldenbuchs, theils aus einer Stelle in der Verdeutschung der ovidischen Metamorphosen (Buch V, Cap. 9) folgern lässt, wo der Ausdruck die Elben und Elbinnen vorkommt. Wahrscheinlich hat ihn Wikram in dem durch ihn umgearbeiteten Werke Albrechts von Halberstadt bereits vorgefunden.

Heutzutage dauert in Deutschland bloss der Aberglaube von dem Reiten und Drücken des Alps mit dem alten Namen fort: was sonst von den Geistern zu erzählen ist, wird den Zwergen, Wichteln zugeschrieben, nicht den Elben, wiewohl dieser Ausdruck selbst noch in den späteren Hexenprocessen mitunter gebraucht zu werden scheint[1]*). Der unhochdeutschen, nie unter dem Volk gebräuchlichen Wortform Elfen hätten wir uns enthalten, wenn sie nicht von den Dichtern des vorigen Jahrhunderts in Übersetzungen aus dem Englischen, ohne die Eigenheit unserer Mundart zu beachten, angenommen und nun einmal eingeführt worden wäre.*

2) Aus der deutschen Sprache haben auch die Franzosen das Wort Alb für Geist überkommen, sie verwandelten es aber nach ihrem Organ in Aube, nämlich so muss der in einer altfranzösischen Volkssage auftretende Auberon, später Oberon, verstanden werden. Er entspricht etwa unserem Elberich und hat

[1]) *vgl. Pomarius colleg. synopt. phys. disp. 13. sect. 23. 24. 26. und Prätorius Weltbeschreib. I. 181. 182.*

ganz das Wesen der gutmüthigen Elfen. Aus dieser altfranzösischen Quelle haben die englischen Dichter ihren Elfenkönig Oberon geschöpft, den sie schicklicher in einen Elfric übersetzt haben würden, da Ob nichts anderes als das englische Elf bedeutet.

3) In angelsächsischen Denkmälern begegnet sowohl das einfache älf als die Zusammensetzungen älfric, älfrêd usw. Fürs Fem. gilt älfen Gen. älfenne. Über die ältere, weitere Bedeutung kann kein Zweifel sein: mägälf und älfscine werden in den Dichtungen auch als Epitheta von Menschen gebraucht (Cädm. 40. 58. Beov. 194. Jud. 9.). Sagen selbst scheinen nicht erhalten. In den Handschriften finden sich wohl die Ausdrücke dûnälfenne (monticolae, castalides), feldälfenne (möides, hamadryades), muntälfenne (oreades), saeälfenne (najades), rudälfenne (dryades), die jedoch mehr zur Übersetzung der griechischen Wörter gebildet scheinen, als uns Unterscheidungen einheimischer Geister lehren. — Spätere altenglische Dichter enthalten dafür genug Beispiele von lebendiger Fortdauer des Wortes und der Sache. Es wird hinreichen ihrer einige aus den Canterbury tales hier folgen zu lassen.

5174. the mouther was an elve by aventure
yeome by charmes or by sorcerie.

6442. the elfquene with here joly compagnie
danced ful oft in many a grene mede,
this was the old opinion, as I rede,
I speke of many hundred yeres ago,
but now can no man see non elves mo.

13718. 13720. 13724. an elfquene. 13633. se semeth elvish by his contenance. 16219. elvish craft. 16310. elvish nice. Eine Menge anderer stehen bei Spenser und Shakespeare[1]*), nach und nach ist der ungefähr gleichbedeutige Name fairy gebräuchlicher worden. Wiewohl nun jenes elf zuweilen völlig den Sinn des späteren, hochdeutschen Alp hat und elvish gerade so den von phantastisch, so giebt es doch eine Reihe echter Elfensagen unter dem alten Namen ohne solche Beschränkung auf blosse Zauberei.*

[1]) Der Shakespearischen Elfen Eigenthümlichkeiten, an denen der Dichter einen nicht geringen Antheil haben mag, obgleich er im Ganzen den Glauben des Volks zu Grund gelegt hat, findet man zusammengestellt von Voss in den Anmerkungen zum Sommernachtstraum S. 509—511.

4) Am reinsten und in der ursprünglichen ausgedehnten Bedeutung haben die nordischen Sagen und Gedichte diese Benennung erhalten. Altnordisch álfr, Pl. álfar: schwedisch elf, Pl. elfar, woneben häufig der weibliche Pl. elfvor gebraucht wird; dänisch elv, Pl. elve, in Zusammensetzungen heutzutag ellefolk, ellekone, ellekonge statt elvefolk usw.; aus welchem ellekonge durch ein Missverständnis die unrichtige deutsche Übersetzung Erlkönig entsprungen ist, da der Name des Geistes mit dem des Baumes Erle, dänisch elle, altnordisch elni (alnus) nichts zu schaffen hat.

5) Die Urbedeutung des Namens alp, álf, álfr hängt wahrscheinlich mit dem lateinischen albus (weiss) zusammen, vergleiche das griech. ἄλφιτον (Mehl), ἀλφιτώ, ein weibliches Gespenst, vor dem sich die Kinder fürchteten (weisse Frau?); nicht aber mit dem lat. alpes (Berge). Sie berührt sich auch mit dem allgemeinen Flussnamen Elbe, elf, albis (franz. aube), ohne dass man daraus zu schliessen braucht, die Elfen seien Wassergeister, was sie nur zuweilen sind.

II. ABSTUFUNG UND VERSCHIEDENHEIT.

Die Sagen, welche die Elfen als vom Himmel verstossene, der Hölle halb verfallene Engel, eben deshalb als halb teuflische Wesen schildern[1]), haben einen Gegensatz, der schon vorhanden war, in christlicher Ansicht erklärt, schwerlich aber geschaffen. Die Edda unterscheidet weisse, leuchtende Elfen des Lichts und schwarze Elfen der Finsternis, nicht als gute und

[1]) S. unten das irische Märchen No. 4. die Mahlzeit des Geistlichen und die Anmerkung dazu, wo die übereinstimmende dänische und schottische Sage angeführt ist. Auch in Schweden ist sie aller Orten bekannt, nur, und das ist merkenswerth, mit entgegengesetzter Auflösung (Schwedische Volkslieder III, 128). Zwei Kinder spielen an einem Fluss, da sitzt ein Nix auf dem Wasser und lässt seine Harfe ertönen. Die Kinder rufen ihm zu: „Was hilft, dass Du da sitzest und spielst, Du wirst doch nicht selig!“ Der Nix weint bitterlich, wirft seine Harfe hin und sinkt in die Tiefe. Als die Kinder heim zu ihrem Vater kommen, erzählen sie ihm, was sich zugetragen hat. Der Vater heisst sie zurückgehen, den Nix trösten und ihm die Versicherung der Erlösung geben. Als sie bei dem Fluss anlangen, sitzt der Nix auf dem Wasser und weint. „Nix, traure nicht,“ rufen sie ihm zu, „der Vater hat gesagt, dass auch Dein Erlöser lebe.“ Da nimmt der Nix seine Harfe wieder und spielt fröhlich. (Vgl. auch das. III, 158.)

böse, sondern um sie als Geister der verschiedenen Regionen des leuchtenden Himmels und der dunkeln Erde zu bezeichnen. Deutlich wird dies daraus, dass sie die schwarzen Elfen zugleich Zwerge nennt (so wie auch ein Zwerg in den Kenningar den Namen âlfr führt), denn dies ist der besondere Ausdruck für die in den dunkeln Berghöhlen wohnenden und hausenden Unterirdischen. Die Lichtelfen von reiner Farbe erscheinen fast durchsichtig, ganz ätherisch, mit weissen, silberschimmernden Kleidern, wie in den irischen Märchen. In deutschen Sagen (No. 10 und 11) sitzen sie als schneeweisse Jungfrauen im Sonnenschein, zeigen sich um Mittag (No. 12) und dürfen nur so lange, als die Sonne am Himmel ist, verweilen. Diese heisst daher in der Edda (Säm. I, 70 und 231) âlfrödull, die Elfen anstrahlend. Die Erdelfen dagegen sind körperlich und von dunkler Farbe, darum sind sie in Norwegen blau, in dem Sinne, in welchem die nordische Sprache einen Neger blâmadr nennt, der schottische Brownie ist braun und zottig, wie die wilde Berta in der deutschen Sage (No. 268), und brauner Zwerge in Northumberland gedenkt eine Anmerkung in Walter Scotts Lady of the Lake. Die Erdelfen tragen auch dunkelfarbige Kleider. Sie treiben ihr Wesen in der Nacht und fliehen im Gegensatz zu den Lichtelfen die Sonne, die daher auch in der Edda (Hamdismâl Str. 1) die Sorge der Elfen (græti âlfa) heisst. Überrascht sie der Tag, so werden sie von dem Strahl der Sonne in Stein verwandelt. (Vgl. Edda Säm. I, 274. II, 44.)

Natürlich bestand diese Unterscheidung nicht länger, sobald man sie auf sittliche Eigenschaften bezog, und die Elfen beider Art wurden verwechselt. Dass aber in Deutschland der Begriff der Lichtelfen vorhanden, ja vielleicht gerade im Gegensatz zu der späteren Zeit der allgemeinere war, zeigt nicht bloss die vorhin auseinandergesetzte Verwandtschaft des Wortes mit dem lateinischen albus, sondern auch der Umstand, dass *seit der Bekehrung das christliche engil ebenso wie früherhin alp zu Namenbildungen gebraucht wurde und insoweit an seine Stelle trat, z. B. Engilrîch, Engilhart, Engilgêr usw. Bei den Angelsachsen zeugt die Zusammensetzung ælfscîne, d. h. leuchtend wie ein Elfe.*

Für die Mischung beider Arten giebt Elberich das beste Beispiel ab. Sein Name verräth schon seine Abkunft, er heisst in den Nibelungen (1985) [462, 2] wie im Otnit (Str. 127 bei Mone) ein wildez getwerc, schmiedet und haust in Berghöhlen und gleichwohl erscheint er geistig überlegen und äusserlich glänzend, wo er in letzterem Gedicht, dessen Hauptperson er eigentlich ist, auftritt. In norwegischen Sagen wird es noch ausgedrückt, dass der Zwerg körperlicher und weniger geistig ist, als der Elfe; je genauer er aber in Verbindung mit dem Menschen kommt, desto menschlicher werden auch seine Bedürfnisse. Als Hausgeist dient er um Speise und Kleider, während er wunderbare Dinge verrichten kann, und ist beides ein hülfsbedürftiges und ein übermächtiges Wesen.

Die Ausdrücke Wichte, Schrate, Schretlein bezeichnen gleichfalls nichts anderes, als die kleinen Unterirdischen oder Zwerge, wiewohl sich leicht an jede besondere Benennung eine besondere, oft schwer zu bestimmende leise Nebenbedeutung hängt. Wir theilen die Stellen mit, wo wir diese Namen gefunden haben:

Glossae lindenbrog. 995a fauni, silvestres homines: waltscrechel, die im Wald herumspringen. — 996b larvae, lares mali: screza. — gl. vindob. larvae: screzzol scraito. — gl. trev. screiz, larvae, von späterer Hand dabei geschrieben: klein herchin (Herrchin). — Barlaam 251, 11. ein wilder waltschrate und Alt. Wälder III, 225. wo es für Faun steht. Schretel im Cod. palat. No. 341 f. 371. — Titurel 190. sie (die Minne) ist villihte ein schrat ein geist von helle. — Hans Vintlers Tugendbuch vom Jahr 1411 (nach der Gotha. Handschr.):

— etliche die jehent,
daz schretlin daz si ein kleinez kint
unde si als ringe als der wint
unde si ein verzwivelôter geist (d. h. gefallener Engel).

Bei Scherz Vocab. 1482. schretlin, penates.

Dem deutschen und angelsächsischen wiht entspricht das nordische vættur; hollar vættir, holdgesinnte Geister, werden in der Edda (Oddrûnar grâtr VIII) angerufen. wihtel im Cod. palat. No. 341. — Wolfdieterich Str. 789. 799. kleinez wihtelin.

— Liedersaal I, 378. 380. kleinez wihtelin, ez moht kûme einlanc sin. — Vocab. 1482. wihtelin, penates, *vgl. gl. blas. 87a wihsilstein (penas) vielleicht wihtilstein? doch haben gl. trev. 36b wihilstein.*

Auch das Wasser wird von Elfen bewohnt, und da das Element glänzend und durchsichtig ist, so scheinen sie zu den Lichtelfen gerechnet zu werden. Sie heissen Nixen, Nökken *(althochd. nihhus, Pl. nihhussâ,* bei Conrad von Würzburg Man. Samml. II, 200b die vertânen wazzer-nixen), Wassermänner und Wasserfrauen, Schwanenjungfrauen, und da diese Schwanengewänder tragen und wie Vögel über dem Wasser schweben, so folgt schon daraus, dass sie nicht zu den schwarzen Elfen gehören.

Jene christliche Ansicht vieler, vorzüglich schottischer und dänischer Sagen, welche die Elfen als Heiden und Genossen des Teufels schildern, wenn sie gleich auch bei den Dichtern des Mittelalters Eingang gefunden hat, wie mehrere der bisher angeführten Stellen beweisen, ist doch nicht überall durchgedrungen. Dem Zwerg, der bei Ottokar von Horneck dem Scherfenberger erscheint, wohnt christlicher Glaube bei (Deutsche Sagen No. 29). Elberich selbst ist ein Christ (Otnit Str. 283) und hilft sogar die Heiden bekehren und taufen (Str. 351 und 504). In den noch umgehenden deutschen Sagen werden sie häufig als gute, wohlwollende Geister und namentlich als Christen betrachtet, sie beten, ermahnen die Menschen zur Frömmigkeit, hassen Fluchen und Gotteslästerung und zürnen heftig, wenn man sie für teuflischen Spuk hält. Ein Hausgeist sagt das Gebet des Herrn und den Glauben her (Deutsche Sagen I, S. 113), doch nicht ganz vollständig, indem er einiges undeutlich murmelt, während der schottische Elfe, der sich mit dem Geistlichen unterhält, einiges ändert (vgl. unten die Anmerkung zu No. 4).

III. UNTERGANG.

Allgemein verbreitet und am wahrscheinlichsten durch Einführung des Christenthums entstanden sind die Sagen von dem allmählich näher rückenden Verschwinden der Elfen. Nicht bloss entfernen sie sich vor dem Geräusch und geschäftigen

Treiben der Menschen, sondern es erfolgt ein grosser Auszug der Unterirdischen. Sie schliessen einen Vertrag mit den Menschen ab und auf einem vorher bestimmten Weg, über eine Brücke, hört man in der Nacht die Kleinen in unzähliger Menge forttrippeln oder sie werden über das Wasser gefahren und ihre grosse Zahl drückt das Schiff. (Deutsche S. No. 152—154. dänische bei Thiele II, 2.) Manchmal wird erzählt, dass zum Andenken oder aus Dankbarkeit für das von den Menschen genossene Gute jeder ein kleines Stück Geld von altem Gepräge in eine hingestellte Schüssel gelegt habe.

Man hat in dem Auszug der Zwerge eine geschichtliche Thatsache, die Unterdrückung und Vertreibung eines alten, einheimischen Volkes durch neue Ankömmlinge erkennen wollen, *und wozu auch ein Zug von Scheu, Trauer und Ironie, der über die Natur des Geistervolks verbreitet ist, stimmt.*

IV. GESTALT.

1) Erblickt man den Elfen in seiner wahren Gestalt, so sieht er aus, wie ein schönes Kind von einigen Jahren, zart und wohl gegliedert; die schottischen und wallisischen Sagen beschreiben ihn ausdrücklich auf diese Art. Elberich liegt als Kind von vier Jahren unter einer Linde, wo ihn Otnit kraft eines Ringes sehen kann und ihn meint als ein Kind forttragen zu können (Str. 99. 108). Und als der Elfe sich vor den Leuten sehen lässt, so heisst es (Str. 517):

ich wâne daz nie kein ouge schœner bilde ie gesach.

In der Wilkina Saga (Cap. 26) bittet der Kleine den Dieterich, der ihn gepackt hat: „er möge seinen kleinen Leib und schwache Glieder nicht zerdrücken.“ Übereinstimmend wird von Oberon in dem französischen Volksbuch erzählt, dass er nur drei Fuss hoch sei, aber ein Gesicht von himmlischer Schönheit habe, welches niemand ohne Wohlgefallen ansehen könne (p. 28. „Oberon, qui n'a que trois pieds de hauteur, il est tout bossu, mais il a un visage angelique, il n'y a personne sur la terre, qui le voyant ne prenne plaisir à le considerer, tant il est beau“). — Hinzelmann (Deutsche S. No. 75) zeigt sich Knaben, in deren Gesellschaft er spielt, als ihres Gleichen,

aber mit schönem Angesicht. Damit stimmt auch die Vorstellung der Norweger, die sich die Elfen als kleine, nackte Gesellen denken. — Die Schönheit der Elfinnen wird in den schottischen, irischen, dänischen und schwedischen Sagen als im höchsten Grade reizend und verführerisch geschildert, menschlicher Schönheit unvergleichbar. So beschreiben sie auch schwäbische Sagen am Mägdleinsfelsen (s. Gustav Schwab Die schwäb. Alb. Stuttg. 1823. S. 71) und die Wasserjungfrauen entzücken alle Männer (Deutsche S. No. 58. 60).

2) Langes Haar legen schottische und wallisische Sagen den Elfen und Elfinnen ausdrücklich bei, und die Brownie heisst deshalb die haarige Mag. Eines Zwerges mit krausem rothem Haar in Northumberland gedenkt Walter Scott in den Noten zur Lady of the Lake p. 387. Die schwedische Waldfrau ist klein mit blonden Locken, so auch der Nix. In deutschen Sagen fehlt dieser Zug nicht: dem Hausgeist und einer schönen Elfin, die sich um Mittag zeigt, hängt das Haar in gelben Locken über die Schultern (D. Sagen No. 11. 65. 75); eine Bergfrau hat so prächtige Haare, dass sich ein Mann deshalb in sie verliebt, und dessen Weib, das sie schlafend erblickt, ausruft: Gott behüte Deine schönen Haare! (D. Sagen No. 50.) In einer andern ähnlichen Sage (Strack Beschr. von Eilsen S. 120) schneidet sie wirklich der Elfin eine von den schönen, langen Haarflechten im Nacken ab, welche diese hernach dringend zurückfordert. Die Elfinnen im Norden (Thiele III, 44. Schwed. Lieder III, 165) tanzen mit aufgelösten Haaren. — Auf das Kämmen der langen Haare scheinen sie besondere Sorge zu verwenden. Frau Holle oder Hulda, die ohne Zweifel zu ihnen gehört (Huldevolk heissen auf den Färöer noch jetzt die Elfen, und Huldrer die Elfinnen in Norwegen), lässt sich gern ihre Haare auskämmen (vgl. Hausmärchen III, 44). Die Wasserelfen erblickt man bei diesem Geschäft (Schwedische Lieder III, 148) und Waldron S. 128 erzählt von einem Wechselbalg, der, wenn man ihn allein gelassen hatte, bei der Zurückkunft, ohne Zweifel von den Seinigen, auf das Sorgfältigste gekämmt war.

3) Aus der Vermischung der himmlischen und irdischen Elfen erklärt sich, warum in den Sagen diese Geister zugleich

schön und jugendlich und alt und hässlich geschildert werden. Der Zwerg hat ebenfalls Kindesgestalt, aber ist alt und hässlich, langnäsig, von dunkler, wie vorhin erwähnt ist, blaugrauer oder erdbrauner Farbe; weil ihn das Licht nicht bestrahlt, hat er das Gesicht eines Todten, daher sagt auch in der Edda (Alvismâl II) der Gott zu dem Zwerg: „Wie bist du so fahl an der Nase, warst du in nächtlichem Dunkel bei einer Leiche?“ Dabei ist er missgeschaffen, dem Oberon wird mit Unrecht ein Höcker zugeschrieben (il est tout bossu), er gehört einem schwarzen Elfen (vgl. Thiele I, 121. 122). Elberich zeigt, wie nah den Sagen die Verwechselung lag, während er im Otnit als ein schönes Kind beschrieben ist, erscheint er in den Nibelungen als ein alter, bärtiger Mann:

2001. [466, 2] dô vienc er (Siegfried) bî dem barte den altgrîsen man.

Und seines Alters gedenkt das Kind auch im Otnit Str. 252:

ich trage ûf mînem rücken mê dan vierdehalp hundert jâr.

Ganz wie in dem deutschen Kindermärchen (I², 205) der elfische Wechselbalg ausruft: „Nun bin ich so alt, wie der Westerwald,“ womit man die entsprechende Stelle in dem irischen (unten S. 38) und dänischen (bei Thiele I, 48) vergleichen kann. — Ein altwallisisches Gedicht (Fairy tales p. 195. 196) nennt die Elfen „schiefmäulige“; der Cluricaun ist hässlich und sein Gesicht einem verschrumpften Apfel ähnlich, so zeigt sich der Elfe auf Bottle-Hill (unten S. 44) und genau gerade so beschreibt ihn Gervasius von Tilbury aus dem 13. Jahrhundert in einer merkwürdigen, unten vollständig anzuführenden Stelle. Die Bergmännlein der deutschen Sagen sind immer alt und greis. Der Nix wird in Schweden dargestellt klein mit Goldlocken oder alt mit einem Bart; man sieht ihn manchmal auf den Felsen sitzen und sich den Bart auswinden (Schwed. Volksl. III, 133).

4) Bei Zusammensetzung der Namen trat, wie vorhin bemerkt ist, das christliche engil an die Stelle des heidnischen alp, ein umgekehrtes Verhältnis scheint in der bildenden Kunst statt gefunden zu haben. *In der Bibel und den Kirchenvätern begründet nichts die Annahme einer kleinen Gestalt der Engel, aber das Volk war gewohnt, sich die Elfen als Kinder von grosser*

Schönheit zu denken. Diese Vorstellung übertrug man auf die christlichen Geisterwesen. Es verdiente wohl genauere Untersuchungen, wann und wo in Gemälden und Bildwerken zuerst solche kleine Engel angebracht worden sind, so wie, wann sich die Sprache der Verkleinerung Engelein zu bedienen anfieng. Etwan im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert muss es begonnen haben. Bei Otfried und andern deutschen Schriftstellern des neunten, zehnten Jahrhunderts sind die Engel stets erwachsene Jünglinge und werden Gottes Boten genannt. Um 1250 hatte sich das geändert. Berthold, ein bairischer Prediger, der 1272 starb und sich durch lebendige, das Volk ergreifende Beredsamkeit auszeichnete, sagt in seinem Sermon von den heiligen Engeln (Klings Ausgabe S. 181): ir sehet wol, daz si allesamt sint junclîche gemälet, als ein kint, daz dâ vünf jâr alt ist, swâ man sie mâlet. Auf die nämliche Bemerkung kommt er auch in andern Predigten zurück (S. 238. 282). Von den Genien der Griechen und Römer scheint nicht die kleine Gestalt der Engel ausgegangen, eher ihre Beflügelung; Flügel giebt den Elfen keine echte Volkssage. Sollte aber nicht der Zwergname Englin im Gedicht von Hürnin Siegfried in Englin zu berichtigen und blosse Übersetzung des älteren Elberîch sein? Selbst das Egwald im Volksbuch könnte gedeutet werden aus Engelwald.

V. KLEIDUNG.

1) Der Verschiedenheit in der Kleidung der Elfen nach der Verschiedenheit ihres Ursprungs ist schon vorhin gedacht und nur noch anzumerken, dass auch die serbischen den nordischen Elfinnen entsprechenden Vilen weiss gekleidet sind. Elberich hat glänzende mit Gold und Edelsteinen gezierte Kleider an (Str. 104); die Tracht der Unterirdischen ist dunkelfarbig, meist grün oder moosfarbig, in deutschen (No. 48. 270) wie in schottischen, wallisischen und shetländischen Sagen. Auf den Färöer und in Dänemark grau (Thiele I, 122. 125), doch zeigen sich auch hier grüngekleidete Elfinnen (Thiele I, 109). Geister, die mit den Menschen im Verkehr stehen, tragen buntfarbige und rothe Röckchen (Deutsche S. No. 71. 75) oder erhalten sie von jenen geschenkt (No. 37). Merkens-

werth ist eine Übereinstimmung. In dem irischen Märchen von der Flasche (unten S. 45) erscheint der Elfe ganz in sein Kleid eingewickelt, damit man seine Füsse nicht sehen kann; eine Schweizersage (No. 149) erzählt, dass die Zwerge in langen Mänteln dahergetrippelt wären, die ihre Füsse ganz bedeckt hätten. Neugierig streut einer Asche und findet, dass ihre Füsse platt sind, wie Gänsefüsse, wiewohl diese eigentlich nur Wasserelfen zuzugehören scheinen; man erinnert sich an die weisse Bertha mit dem grossen Fuss (vgl. Altd. Wälder III, 47. 48).

2)*) Von besonderer Wichtigkeit ist die Kappe oder Mütze, so sehr, dass die norwegischen Elfen, obgleich sonst ganz nackt, doch einen heruntergeschlagenen Hut auf dem Kopf haben. Die irischen bedienen sich dazu der rothen Blüthen des zauberkräftigen Fingerhuts oder sie haben weisse, breite Hüte, gleich Pilzendeckeln. Auch in Dänemark und Schweden sind ihre Mützen roth (Thiele I, 122. II, 3. Schwed. Volksl. III, 127) so wie bei den Nisser der Färöer, sonst aber auf diesen Inseln schwarz. In Preussen tragen sie spitze Hüte, die wie jene der Cluricaunen aufgekrämpt sind; ebenso sind die Mützen der Hausgeister in Dänemark spitz, während die Hüte, die sie im Sommer tragen, rund sind (Thiele I, 135). In den deutschen Sagen ist der Hut nicht vergessen. Die Bergmännlein haben weisse Hauptkappen an dem Hemd (No. 37); der Nix trägt einen grünen Hut (No. 52), ein anderer grauer Geist einen grossen Schlackhut (No. 271). Hodeken hat den Namen von einem grossen Hut, den er so tief in den Kopf drückte, dass man sein Gesicht niemals sehen konnte, und dieser Hut bringt dadurch einigermassen die Wirkung der Nebelkappe hervor, welche völlig unsichtbar macht, deren schon der junge Misener (Man. S. II, 156) gedenkt und welche den Zwergen am Harz (Deutsche S. No. 152. 153. 155) zugetheilt wird. Mit dieser hat Elberichs tarnkappe, wenn sie auch zugleich den Mantel enthält und der tarnhût entspricht,

*) [Die Vorlage J. Grimms ist hier so stark überarbeitet, dass eine Sonderung nicht möglich ist.]

doch offenbar Zusammenhang. Dienstbar wurde er und sein Reich dem Siegfried, weil der Held die tarnkappe genommen hatte, und das machen deutsche Sagen (No. 152. 153. 255) noch deutlicher, wenn sie erzählen, dass man nach den unsichtbaren Zwergen mit Ruthen geschlagen, bis man ihre Mützen getroffen und abgeschlagen habe, worauf sie sichtbar geworden und in die Macht der Menschen gerathen seien. Eske Brok schlug zufällig einem Zwerg im Felde den Hut ab, und um ihn wieder zu erhalten, bewilligte dieser alle Forderungen (Thiele III, 49). Nun erklärt sich die Wichtigkeit der Kopfbedeckung bei den Elfen, sie halten sich dadurch vor den Blicken der Menschen verborgen. Laurin hat eine Nebelkappe, sowie Euglin, welcher sie über Siegfried wirft und ihn dadurch den Augen des Riesen entzieht; dem Kopfschleier der Kriemhild legt der Rosengarten gleiche Kraft bei. Der Kobold Zephyr (in dem altfranzös. Roman Perceforest, Mélanges T. XII), der wie eddische Zwerge nach einem Wind benannt ist, trägt eine schwarze Kappe, durch welche er sich unsichtbar machen oder eine andere Gestalt annehmen kann.

Unbeständigen, schalkhaften Leuten (von Zwergsnatur) werden auch sonst Nebelkappen beigelegt (Man. Samml. II, 258b), und der römische Volksglaube dachte sich zu seinem incubo, welcher völlig dem deutschen Alp verglichen werden darf, gerade so den Hut und knüpfte an ihn die Unsichtbarkeit des Geistes. Die Stelle findet sich in Petronii satyric. c. 38 (Burm. p. 164): „sed quomodo dicunt, ego nihil scio, sed audivi, quomodo incuboni pileum rapuisset et thesaurum invenit.“ — Incubones qui thesauris incigilant (Sabinus ad II. Georg. v. 507), und ein neuerer Erklärer Petrons fügt aus dem Volksglauben seiner Zeit hinzu: ex superstitione veteri, cuius hodieque passim extant reliquiae, velut incubones sint ornati pileis, quibus surreptis compellantur ad obsequium in indicandis pecuniis absconditis. Hieran schliessen sich vollkommen die Worte des Nibelungenlieds:

399. [98, 3. 4.] dô er die tarnkappen ût Alberiche angewan,
dô was des hordes herre Sîvrit der vreislîche man.

Die kleinen, unsern Elfen und Zwergen vergleichbaren Hausgötter des phönicischen und griechischen Alterthums, Patäken, Cabiren,

Tritopatores erscheinen wiederum mit spitzen Hüten und haben sonst noch vieles in Gestalt, Tracht und Kunstfertigkeit mit ihnen gemein.

VI. WOHNUNG.

1) Die Lichtelfen wohnen nach der Edda bei dem Sonnengott Freir, die schwarzen aber in der Erde und in Steinen. Die heutigen Sagen weisen ihnen sämmtlich ein ausgedehntes Reich in Bergen, wilden und unzugänglichen Schluchten, Riesenhügeln und Felsklüften an. Sie haben darin oftmals ordentliche Wohnungen, die mit Gold und Silber angefüllt sind, und sehr prächtig werden die schottischen Shians beschrieben, dem Frau Venusberg der deutschen Sage (No. 170) ähnlich. In Schweden glaubt man, sie sässen in kleinen, zirkelrund ausgehöhlten Steinen, die man Elfenmühlen (alfquarnar) heisst, *dergleichen elfmills auch die schottische Sage kennt* und womit die isländ. álfavakir, kleine Höhlen in dem Eis, übereinkommen. Wolfram redet im Wilhelm dem heiligen S. 26b von Bergen: daz den wilden getwergen wâre ze ſtîgenne dâ genuoc. Hug von Langenstein in der heil. Martina f. 128d:

> ſie loufent ûf die berge
> als die wilden ſwerge.

„Unter der Erde wohne ich, unter dem Stein habe ich meine Stätte" sagt der eddische Zwerg (Alvísmál III.). In den Nibelungen:

> 1356. [51. 7 Z.] von wilden getwergen hân ich gehœret sagen
> ſie ſin in holn bergen.

Und im Otnit sagt Elberich Str. 127 mir dienet manec tal unde berc; und Str. 249. 278 im was kunt beidiu tal unde berc. Er besitzt dort alle Schätze der Welt; der aus Edelsteinen und Gold bestehende Nibelungenhort, welchen er bewacht, ist bekannt genug; auch im Otnit sagt er Str. 138 und 525:

> ich gibe wol ſwem mich luſtet ſilber oder golt
> ich mahte einen man wol riche, dem ich wære holt.

Und zu dem Kaiser selbst Str. 137:

> unde hâſt dû ûf der erden des landes alſô vil,
> ſô hân ich darunder klâres goldes ſwaz ich wil.

In der Wilkina Saga will er sich durch Gold und Silber aus Dieterichs Händen lösen.

2) Die Nixen haben unter dem Wasser ein Land, das in deutschen Sagen (No. 52. 65) ebenso prächtig beschrieben wird, als in den irischen, worin Häuser und Städte prangen, die mit allen Reichthümern der Welt verziert sind. Frau Holle hat unter ihrem Teich einen Garten, wo die herrlichsten Früchte wachsen.

3) Oben auf der Erde haben die Elfen Lieblingsplätze, Wiesengründe, einsame, eingeschlossene Waldgegenden, auch besondere Bäume, unter welchen sie sich gerne aufhalten (Vgl. Thiele III, 18). So liegt Elberich unter einer Linde im Gras; bei den alten Preussen war ihnen der Holunderbaum heilig und durfte nicht verletzt werden, und derselbe Glaube herrscht noch jetzt in Dänemark (Thiele I, 132); auch in Deutschland pflegte man diesen Baum am ersten Mai oder um Johanni (wann die Lichtelfen ihren Umzug halten) besonders zu beachten (Prätorius Glückstopf S. 217). In Norwegen darf man ihrentwegen gewisse hohe Bäume nicht abhauen. Hausgeister pflegen besondere Pfade zu haben. Hütchens Rennpfad gieng über Berge und Wälder gerade aus und es kam deshalb schon allen andern vor (Deutsche Sagen I, S. 100); Bolleta (in der französischen Schweiz) schlug immer denselben steilen Pfad ein, der so reinlich war, dass man nie einen Stein darauf liegen sah, obgleich auf dem Berg ein ganzes Lager von Rollsteinen vorhanden war; er heisst noch jetzt Bolletas Pfad.

4) Menschen sind manchmal in die Wohnungen der Elfen gekommen, dann hat sich das Geisterhafte ihres Daseins auch darin gezeigt, dass bei ihnen die Zeit aufhörte. Ein Mädchen, das glaubte drei Tage in dem Elfenberg gewesen zu sein, hatte ein ganzes Jahr dort zugebracht (Hausmärchen No. 39) und jenen beiden schottischen Spielleuten kamen hundert Jahre wie eine einzige in Lust zugebrachte Nacht vor, während eine arme Frau sie verschlief (Deutsche S. No. 151). *Der Tannhäuser merkt nicht, wie schnell ihm die Zeit in dem unterirdischen Berge verstreicht.*,

VII. SPRACHE.

1) *Die Edda schreibt den Elfen eine eigene von der der Götter, Menschen und Riesen verschiedene Sprache zu, deren Ausdrücke für die grössten Naturerscheinungen im Meismal aufgezeichnet werden. Ungefähr wie Homer an mehreren Stellen zwischen göttlichen und menschlichen Benennungen unterscheidet. Bemerkenswerth ist, dass ihre Ecke in dem nordischen Volksglauben Decgmál oder Bergmál d. h. Zwerg- oder Bergsprache genannt wird (Vgl. Biörn Halldorson I, 73a und Färöiske Qvæder, Randers 1822, S. 464. 468).* — *In Wales haben die Unterirdischen eine eigene, ganz verschiedene Sprache*, von der ein Mensch, der bei ihnen gewesen war, einige Worte gelernt hatte.

2) *Die Elfen reden ganz leise.* Auf Man hörte Waldron ein Wispern, das nur von ihnen herrühren konnte. Auch in Schweden ist ihre Stimme leis, wie die Luft. Hinzelmann (Deutsche Sagen 1, S. 104. 111. 113) hatte die feine Stimme eines zarten Knaben.

3) Dagegen der hässliche, verschrumpfte Elfe in der irischen Sage (unten S. 45) spricht mit einem schnarrenden und schneidenden Ton, der den Menschen erschreckt. Als Wechselbalg spricht er gar nicht, heult und schreit aber zum Entsetzen, und wird er genöthigt, so klingt seine Stimme wie die eines uralten Mannes (unten S. 37).

4) *Verschiedene Waldgeister schreien laut und brüllen. Der serbischen Vile wird die Stimme des Spechts zugeschrieben.*

VIII. NAHRUNG.

Die Elfen bedürfen einiger zarter Nahrung; erst wenn sie in nähere Verbindung mit den Menschen treten, scheint Verlangen nach gröberer Speise zu entstehen. In Irland schlürfen sie Thautropfen ein; sonst scheint süsse Milch ihre eigenthümliche Nahrung zu sein. Nicht selten wird ihnen nach den deutschen Sagen (No. 38. 45. 75. 273. 298) eine Schüssel voll hingesetzt; und in Wales herrscht gleiche Sitte. Einem Berggeist in der französischen Schweiz ward jeden Abend ein Napf voll süsser, frischer Nidle (Rahm) auf das Dach des Vieh-

schoppens gestellt und allzeit von ihm geleert (Alpenrosen für 1824, S. 74). Sie geniessen auch wohl Krumen von Käse oder Weissbrot. In Preussen wurde ihnen sonst Brot und Bier Nachts hingesetzt und dann die Thüre verschlossen; man war erfreut, wenn man am andern Morgen fand, dass sie davon gegessen hatten. Ausdrücklich wird gesagt (Deutsche S. No. 67), dass bei den Nixen die Speise ungesalzen sei.

Walter Scott (Minstrelsy II, 163) bemerkt, dass auf der Spitze des Minchmuir, eines Berges in Peeblesshire, eine Quelle sei, welche die Käsequelle genannt werde, weil vordem jeder Vorübergehende ein Stückchen Käse hineingeworfen habe, als Opfer für die Elfen, denen sie geweiht gewesen. — Seltsam ist, dass nach Grant Stewart (S. 136) in den schottischen Hochländern der Genuss des Käses als ein Mittel betrachtet wird, sich vor dem Einfluss der Elfen zu sichern. Er muss nämlich aus der Milch einer Kuh gemacht sein, welche ein gewisses Kraut gefressen hat, das gälisch Mohan heisst und auf Gipfeln oder Abhängen hoher Berge gesammelt wird, wo noch kein vierfüssiges Thier Nahrung gesucht oder hingetreten hat.

IX. LEBENSWEISE.

1) Die Elfen leben in grossen Genossenschaften, manchmal frei, manchmal unter einem Oberhaupt. In den schottischen Hochländern weiss man nichts von der Königin, deren wohl in Irland und England gedacht wird. In Wales haben sie einen König, der von einem Hof umgeben ist; auch in Schweden (Schwed. Lieder III, 158. 159), wo sie die menschlichen Einrichtungen nachahmen. In Island ist das Verhältnis am meisten ausgebildet. Dort ist der unterirdische Staat dem menschlichen fast ganz ähnlich. Ein Elfenkönig wohnt in Norwegen, und dahin reist der Statthalter nebst einigen Unterthanen alle zwei Jahre Bericht abzustatten; dann wird Recht gesprochen und gehandhabt. In deutschen Gedichten des Mittelalters erscheinen Zwergenkönige, die mächtig in ausgedehnten Reichen herrschen. Elberich trägt eine Krone (Otnit Str. III) und ist König über grosse, unterirdische Reiche, er sagt zum Otnit (Str. 173):

ich hân eigens landes mê dan dîner drî.

So ist auch Laurin ein König und gebietet über eine Menge Zwerge.

2) Aller Orten besteht die Lust und Beschäftigung der Elfen im Tanz. Unermüdlich bringen sie ganze Nächte in diesem Vergnügen zu, und nur der Strahl der aufgehenden Sonne zwingt sie einzuhalten und sich zu verbergen. Kreise, die sie in das thauige Gras getreten, erblickt man ausser Schottland auch in Scandinavien und Norddeutschland, und jeder ruft bei ihrem Anblick: „da haben die Elfen getanzt!“ Auf der Insel Man zeigten sich sogar die Spuren ihrer zarten Fusstritte im Schnee. Der Jüngling, der den Tanz der Elfinnen im Mondschein sieht, kann die Augen nicht abwenden, so verführerisch ist er (Danske Viser I, 235. 237. 238). Eine deutsche Sage (No. 31) beschreibt ein Hochzeitfest der Unterirdischen, der Graf Eulenburg tanzt mit ihnen, muss sich aber, wie jener irische Tänzer (s. unten S. 71) so schnell in den leichten Wirbeln der Geister umdrehen, dass er fast den Athem verliert. Bergmännlein kommen aus den Schachten hervor, die Nixen aus der Tiefe, um Antheil an dem Tanz der Menschen zu nehmen, und zeichnen sich durch besondere Zierlichkeit und Geschicklichkeit aus (No. 39. 51. 58). Auch sieht man die Nixen auf dem Wasserspiegel tanzen (No. 61) und die Zwerge vor den Riesen (Dieterich und Hildebr. Str. 159). Dänische Sagen davon hat Thiele I, 48.

Gleicherweise die serbischen Vilen (wie die Elfinnen jung und schön, mit langen Haaren, auf Bergen und in Wäldern wohnend) halten auf Wiesen ihren Reihentanz (Kolo): ein Lied in der Wukischen Sammlung (Thl. I, No. 75) beginnt:

O Kirschbaum, Kirschbaum,
heb die Aste oben,
unter dir die Vilen
führen Zaubertänze:
Radischa vor ihnen
schwingt Thau mit der Geisel,
führt zwei Vilen,
redet zu der dritten.

3) Verbunden mit der Liebe zum Tanz ist die Liebe zur Musik. Wo die Elfen ein Fest feiern, da bringen sie auch

die Musik mit, ebenso wenig fehlt sie bei ihren grossen Zügen; darin stimmen die Sagen aller Völker überein. Die Wasserjungfrauen wissen unbekannte Lieder zu singen (Deutsche S. No. 306), und der Zauber ist nicht zu beschreiben (Danske Viser I, 224), den der Gesang der Elfinnen auf die ganze Natur hervorbringt, alles horcht darauf und scheint gleichsam zu erstarren. Eine schottische Elfin kommt zu einem Landmann, bittet ihn, ihr ein altgälisches Lied zu singen, und belohnt ihn reichlich dafür. Auch Elberich hat die Musik nicht vergessen, wie der schwedische Nix oder der Strömkarl, der in der Tiefe des Wassers sitzend den Elfen zum Tanz aufspielt, oder der Bräutigam, der durch sein Spiel den Nix zwingt, ihm seine Braut zurückzubringen (Danske Viser I, 328. Svenska Visor III, 140), hat er eine Harfe:

Otnit Str. 522. er ruorte also geswinde die seiten allesamt
in einem sæzen dône, daz der sal erdôz.

Von dem Hausgeist Goldemar (Meibom script. I, 286) heisst es: lusit dulcissime in instrumento musicali chordis aptato. Ein anderer singt (Deutsche Sagen I, S. 113), und der irische Cluricaun pfeift sich zur Arbeit. In Norwegen heisst die Musik der Unterirdischen Huldre slaat und klingt dumpf und klagend. In Irland und Schottland schallt sie nächtlich aus den Riesenhügeln und Shians der Elfen. Ein Shetländer, der musikalisches Gehör hatte, lernte die Melodie eines nächtlich vorüberziehenden Haufens. Auf Seeland wie im südlichen Schweden kennt man ein Elfenkönigstück, das jeden, der es hört, alt und jung, selbst leblose Dinge, zum Tanz treibt, wie jene irische Melodie des jungen Sackpfeifers (s. unten S. 30), und der Spieler selbst kann nicht ablassen, wenn er nicht versteht, das Lied genau rückwärts zu spielen, oder ihm jemand von hinten die Saiten der Geige zerschneidet.

4) Gleich den Menschen begehen die Elfen zwei grosse Feste, bei dem höchsten und tiefsten Stand der Sonne, in feierlichen Umzügen. Am ersten Mai, Morgens, wie die Sonne sich erhebt, steigt der irische Held O'Donoghue, unter dessen Herrschaft vordem die goldne Zeit auf Erden war, mit seinen leuchtenden Elfen aus der Tiefe des Sees Killarney und

hält im höchsten Glanz und vollkommner Lust, selbst auf einem milchweissen Pferde reitend, seinen Zug über das Wasser. Seine Erscheinung verkündigt Segen für das Land und glücklich, wer ihn erblickt.

Weihnachten, wenn die Sonne am tiefsten gesunken ist, halten die Unterirdischen mit wilder, Schrecken erregender Lust ihren mitternächtlichen Umzug. Es sind die grün gekleideten Elfen, die durch Wälder und Einöden dahin brausen: man hört das Geräusch ihrer Pferde, das Hallogeschrei, den Klang der Hörner (Waldron p. 132). Deshalb heissen sie das wüthende Heer, die wüthenden Jäger und auf Möen der Anführer Grön Jette (Thiele I, 196). Der Ausdruck selbst ist alt, denn der Dichter Reinfrieds von Braunschweig (f. 4b) sagt: „er rauschet wie das wüthende Heer“ und in dem oben erwähnten Gedicht Ruodigers (fol. 17d) schwört einer „bei dem wüthenden Heer.“ Es ist ebenso gefährlich dem rasenden Zug zu folgen, ja ihn nur zu sehen, als der Anblick des O'Donoghue segensreich ist. Auch hier jagt ein Anführer voraus, wozu die Deutsche Sage die Frau Holle in ihrer bösen Eigenschaft (No. 4. 5) und die Tutosel (No. 311) macht; oder es wurde der Hackelberg (No. 248), Rodenstein (No. 169), der Ritter von Davensberg (Münster. Sagen 1825, S. 168. 169), in Dänemark Waldemar, Palnatoke und Abel (Thiele I, 52. 90. 110. II, 63) vorangestellt. Sie reiten auf schwarzen, hässlichen und zerzausten Pferden.

X. GEHEIME KRÄFTE UND KUNSTFERTIGKEITEN.

1) Schon aus dem Besitz der Nebelkappe ergiebt sich, dass die Elfen nach Gefallen verschwinden und sich unsichtbar machen können. Dieser Glaube herrscht überall, wir wollen daher bloss einige Zeugnisse aus älterer Zeit anführen. Elberich macht sich dem Otnit, obgleich von keiner tarnkappe in diesem Gedicht die Rede ist, vielleicht weil er eine Krone trägt, unsichtbar, wie er will, und Otnit selbst hat ihn nur kraft eines Ringes erblickt. Niemand kann ihn greifen:

Str. 298. wie sol man gevähen daz nieman ensihet?

Und doch ist er nicht als ein Schatten, sondern körperlich zugegen. Schön wird diese elfische Gegenwart beschrieben:

No. 404. sie sluoc unde rouste sich diu maget minneclich,
dô huop ir die hende der kleine Elberich:
ir minneclîche hende er in die sinen gevie.
diu tohter sprach zuo der muoter: „wir sin niht einec hie,
mich hât einez bevangen."

Elberich spricht ungesehen, wie ein Hausgeist thut. Dieser zeigt sich überhaupt nicht gerne und endlich auf vieles Bitten von dem ganzen Körper nichts, als die kleine Hand allein (Deutsche Sagen I, S. 125 und 129), und ganz übereinstimmend wird von Goldemar erzählt: manus sibi duntaxat palpandas praebuit, sed videri negavit et erant manus graciles et molles, ut si quis tangeret murem et ranam; oder er entfernt sich, wenn man ihn belauscht und erblickt hat, auf immer (Thiele II, 5). Auch Orthon (bei Froissart) will sich nicht sehen lassen.

2) Vor der Schnelligkeit der Elfen schwindet beinahe der Raum. Die irische Elfenkönigin sprang in einem Satz von einem Berg zum andern drei Stunden weit (s. unten S. 8). Der Kobold bringt die eine Nacht in Schottland, die andere in Frankreich zu oder gar in einem andern Welttheil. Der Cluricaun dringt ungehindert durch alle Schlüssellöcher und schwirrt auf einer Binse durch die Luft. Alle neun Welten hat der eddische Zwerg Alvîs durchwandert (Alvîsmâl IX).

3) Die Elfen wissen die Zukunft voraus, so gut wie sie wissen, was in der Entfernung geschieht (Deutsche S. No. 175). Sie weissagen (Thiele III, 63) und verkündigen bevorstehendes Unglück; die Bergmännchen klopfen den Bergleuten den Tod dreimal an (Deutsche S. No. 37. Vgl. der Klopfer auf Hohenrechberg in Gustav Schwabs Beschreib. der Alb. S. 227). Auch die Wasserelfen verkündigen in den Nibelungen den Burgunden ihr Geschick. *Ebenso weissagt die serbische Vile dem Helden Marco sein Ende.* Der Zwerg Alvis (der Allweise) in der Edda, dessen Name schon seine Eigenschaften verräth, lässt keine Frage des Gottes Thor unbeantwortet; überall ist er gewesen und jedes Ding ihm bekannt.

4) Sie können jede Gestalt annehmen. Häufig zeigen sie sich in menschlicher Grösse. Die Nixen, die ans Land steigen und sich unter die Menschen mischen, gleichen den schönsten Mädchen, sind auch wie Menschen gekleidet, nur dass zum Zeichen ihrer Abkunft die Säume ihrer Kleider oder ein Zipfel daran beständig nass bleiben (Deutsche S. No. 60); der Hausgeist fliegt als weisse Feder bei dem Auszug seines Herrn neben dem Wagen her (D. S. I, S. 105. 116): er entspringt als Marder (S. 111) oder zeigt sich als Schlange (Vgl. No. 305). Jene Elfin auf Tipperary (s. unten S. 4) wusste den armen Hirten durch die furchtbarsten Gestalten zu erschrecken.

5) Sie theilen übernatürliche Kenntnisse und Kräfte mit. Elberich giebt dem Otnit einen Stein mit den Worten Str. 256 „der lêret dich alle sprâchen", und damit stimmt das Versprechen, das die Elfinnen dem Jüngling thun (Danske V. I, 235), „wir wollen dich lehren Runen schneiden, schreiben und lesen"; auch Runcapituli legt den Zwergen die Eigenschaft bei, Runen zu schneiden und aufzulösen. Ein Ring, der die grösste Gelehrsamkeit verleiht und den Hütchen schenkt (Deutsche S. No. 74), will nichts anderes sagen. In dem Gedicht von Dieterich und Hildebrand Str. 54 giebt der Zwerg einen Ring, wobei man weder Hunger noch Durst empfindet. Einen andern, der Reichthum zusichert, erhält der Scherfenberger bei Ottokar von Horneck (Cap. 573).

6) Die Kunstfertigkeiten der Elfen übertreffen alles, was Menschen zu leisten im Stande sind. Nach der Edda vermögen sie darin mehr, als die Götter selbst. Sie verfertigen dem Odin den Spiess Gungner, der Sif das goldne Haar und der Freja die goldne Kette. Das höchst künstliche Schiff Skidbladner, das wie ein Tuch kann zusammengelegt werden, ist ihre Arbeit, und als die Götter den Wolf Fenrir binden wollten, sendeten sie eine Botschaft deshalb an die schwarzen Elfen, die dann das Band Gleipner aus wunderbaren Bestandtheilen verfertigten. Altdeutsche und nordische Gedichte enthalten häufig Erzählungen von der Geschicklichkeit der Zwerge in künstlicher Schmiedearbeit, von ihnen rühren meist die berühmten Waffen,

Rüstungen und Schwerter, in unterirdischen Schmieden gehämmert. Bei Zwergen kommt Wieland in die Lehre (Wilkina-Sage Cap. 20), und Elberich, der doch ein König ist, hat selbst ein Schwert im Kaukasus geschmiedet (Otnit Str. 122) und ein Beingewand verfertigt (Str. 124), und als er geht, dem Kaiser die versprochene Rüstung zu holen, heisst es:

Str. 188. dô huop sich der kleine wider in den berc
dô nam er ûz der essen daz berliche werc.

Die Wilk. S. schreibt ihm die Verfertigung der Schwerter Nagelring und Eckesax zu und bemerkt bei letzterem ausdrücklich, dass es unter der Erde geschmiedet sei (Cap. 40). *Auch den irischen Cluricaun hört man hämmern, er liebt vorzugsweise die Verfertigung von Schuhen, aber diese wurden vor Alters von Metall gemacht (altnordisch hiessen die Schuhmacher Schuhschmiede)*, und merkwürdig genug zeigen die Wichtelmänner in einem Deutschen Märchen (No. 39) dieselbe Neigung, denn was ein Schuster nur am Tage hat zuschneiden können, das arbeiten sie alles in der Nacht mit unglaublicher Geschwindigkeit fertig. Welche geschickte Hand die Elfen in vielen andern Dingen besitzen, davon enthalten die schottischen Sagen überraschende Beispiele. *Was aber in den älteren Überlieferungen von Elfen und Zwergen erzählt wird, pflegen die jetzigen Kindermärchen oft von arbeitsamen Thieren, wie Ameisen und andern ausrichten zu lassen, wie das Gewimmel der Zwerge selbst dem der Ameisen und des Gewürms verglichen wird.*

XI. CHARAKTER.

Sinnesart und Neigungen der Elfen zeigen eine eigenthümliche Mischung von Gut und Böse, List und Aufrichtigkeit, die sich vollkommen aus der Mischung zweier ursprünglich entgegengesetzter Eigenschaften erklärt. So entschieden sie auch manchmal nach einer von beiden Richtungen hingetrieben werden und sich edel und hülfreich oder im höchsten Grad boshaft betragen, so halten sie sich doch im Ganzen so bestimmt in einer zweifelhaften Mitte, dass man diese als das Charakteristische ihrer Natur angeben muss.

1) Sie necken gerne, höhnen und spotten die Menschen, ohne ihnen eigentlichen Schaden damit thun zu wollen, und eine gewisse Gutmüthigkeit bricht neben dieser Neigung hervor. Der Hausgeist in der Deutschen Sage (No. 75) hatte seine grösste Freude daran, die Leute an einander zu hetzen, trug aber vorher alle tödtlichen Waffen fort, damit sie sich kein Leid anthun konnten. Sonst narrte und neckte er die Leute, wo er konnte, hatte seine Kurzweil mit einem Narren und machte Spottlieder auf die, welche in seine Falle gegangen waren. Elberich zeigt dieselbe Natur:

Otnit Str. 451. er wolde die heiden irren. Elberich was kluoc,
der heiden abgote er in die bure truoc
dâ mite wolt' er sie effen unde triben einen spot.

Er ruft ihnen dann unsichtbar zu, er sei ihr Gott, sie sollten ihn anbeten. Laurin neckt durch plötzliche Dunkelheit diejenigen, welche mit ihm in den Berg gegangen sind. Elberich lockt dem Otnit den wunderbaren Ring ab, macht sich dann unsichtbar, lacht ihn aus und spottet über seine Drohungen, giebt ihn gleichwohl gutwillig wieder zurück.

Die Wichte in den Bergwerken (Deutsche Sagen No. 37) rufen, und wenn die Arbeiter herbeieilen, finden sie niemand. In Norwegen nehmen sie den Menschen ihr Werkzeug weg und bringen es mit Hohngelächter zurück.

Dagegen vertragen die Elfen selbst keinen Scherz, und so gerne sie die Menschen auslachen, so gestatten sie doch nicht den Menschen, es zu vergelten. Der Hausgeist duldet keine Neckerei. Die Elfen luden ein Dienstmädchen, das sie sehr liebten, zu einer Hochzeit; als das Brautpaar daher kam, lag unglücklicherweise ein Strohhalm auf dem Weg, der Bräutigam kam wohlbehalten darüber, aber die Braut nicht, sie fiel. Das Mädchen konnte Lachen nicht unterdrücken und augenblicklich verschwand alles (Swenska Visor III, 159). Ein Knecht verspottete einen Kleinen, weil er an einem einzigen Weizenkorn schwer trug, zornig warf er es zur Erde, es war vom feinsten Golde, aber er und die Seinigen verschwanden seit der Zeit und das Haus gerieth in Verfall (Strack Beschr. v. Eilsen S. 124). Das alte Sprichwort vom Halm an dem Wege

(Bertholds Predigten S. 194 a) erhält durch solche Erzählungen Bedeutsamkeit.

Die Elfen necken besonders gern, indem sie unsichtbar mit kleinen Steinen werfen. Ein schottischer Brownie erhielt davon einen Beinamen. Die Bergmännlein in Deutschen Sagen (No. 37) lieben diesen Scherz; auch Elberich wirft nach Otnit, ohne dass dieser ihn sehen kann (Str. 162). Nach der Legenda aurea cap. 177 war im Jahr 856 ein Poltergeist in Mainz, der die Priester, welche Messe sangen, mit Steinen warf.

2) Aber die Elfen sind auch treu und scheinen nur Vertrauen von den Menschen zu fordern. „Niemand soll feste Gelübde brechen!“ sagt der eddische Zwerg (Alvîsmâl III). Elberich, der im Nibelungenliede dem Siegfried von dem Augenblick an, wo er ihm Treue gelobt hat, völlig und aufrichtig ergeben ist, hält auch dem Otnit Wort und löst sich, wie er versprochen hat. Er sagt:

Str. 136. nû lâ mich ûf die triuwe min.

und

Str. 137. ez sprechent min genôzen, daz ich getriuwe sî.

Dagegen bedrohen sie den, der ihnen das gegebene Wort nicht hält (Thiele III, 48) oder bestrafen ihn (Deutsche S. No. 29). In Island glaubt man, dass sie Recht und Billigkeit in allen Dingen üben. Einem, der ihnen einen Goldschuh heimlich mitgenommen, brannte das ganze Haus ab (Thiele III, 64). — Unbezweifelt ist die Treue der Hausgeister, die keine Unredlichkeit dulden und deshalb selbst das Gesinde strafen. Die höchste Anhänglichkeit zeigt die irische Banshi, die den Tod eines Familiengliedes jedesmal in der grössten Trauer verkündigt, und ihr Klaggesang bildet den Gegensatz zu dem verspottenden Lachen anderer Elfen. Auch in Tirol und Niedersachsen glaubt man an einen Geist, der zu dem Fenster hineinschaut und schwer über das Haus legt, wenn jemand darin stirbt (Deutsche S. No. 266), und die weisse Frau mit ihrer Schleierhaube (No. 267) gleicht der Banshi vollkommen.

3) Als verschlagen und listig werden die Zwerge überall geschildert und es bedarf keiner Beispiele. Auch Elbe-

rich „ist kluoc“ Str. 451 und weiss alles durch kluge Streiche zu erlangen, den Ring wie die Schiffe, die er den Heiden stiehlt, und von dieser Seite muss man es betrachten, wenn die Elfen als Diebe berühmt sind. Sie wenden dazu ihre Kenntnisse an, wie die schottischen Elfen Wirbelwinde erregen, selbst Feuersbrünste, um Gelegenheit zum Stehlen zu haben. Merkwürdig heisst Elberich deshalb in der Wilk. Sage (Cap. 16) der grosse Dieb (hinn mikli stelari). Von den Diebereien der Zwerge kann man andere Deutsche Sagen (No. 152. 153. 155) nachlesen. Meist holen sie sich Lebensmittel. Ein dänischer Trold stahl Bier, und als er erschreckt wurde, entfloh er und liess seinen Kupferkessel stehen (Thiele I, 35); die shetländische Elfin, welche die Kuh unsichtbar gemolken hatte, liess ein seltsames aber schönes Gefäss bei ihrer Flucht zurück. — Der Däumling in den deutschen und englischen Märchen, der nichts als ein kleiner und behender Elfe ist, hat seine Neigung zum Diebstahl nicht vergessen, holt im Spiel seinen Gesellen das Ihrige aus dem Beutel und wirft die Thaler aus der Schatzkammer des Königs (Hausm. No. 37 und 45, vgl. III, S. 401). Dass wir einen im dreizehnten Jahrhundert bei den hochdeutschen Dichtern berühmten Dieb, der geschickt war, den brütenden Vögeln die Eier unter dem Leib wegzuholen (eine Sage, die noch in den Hausmärchen fortdauert, vgl. No. 129), gleichwohl so weit entfernt von gemeinen Dieben, dass er Carl dem Grossen in einem durch einen Engel gebotenen Diebstahl Beistand leistete, als einen ursprünglichen Elfen hieher ziehen, scheint uns, theils weil er ganz die Natur eines treuen, seinen Herrn begleitenden Hausgeistes zeigt, theils seines Namens Elbegast wegen, nicht zu kühn (vgl. Museum für altd. Litteratur II, 234. 235).

XII. VERHÄLTNIS ZU DEN MENSCHEN.

1) Die Unterirdischen leben ein verborgenes, heimliches Leben, können Lärm und Geräusch nicht vertragen und heissen in dieser Beziehung das stille Volk. „Daheim soll man nicht die Ruhe nehmen (stören)!“ sagt ein eddischer Zwerg (Alvismâl I). Bei Tag halten sie sich ruhig, erst wenn die Menschen

schlafen, in der Nacht, werden sie thätig und munter. Sie haben es ungern, wenn ein menschliches Auge sie erblickt; begehen sie ein Fest, feiern sie eine Hochzeit, so vergönnen sie wohl dem Hausherrn zuzusehen (Deutsche S. No. 31), aber wenn ein anderes Auge nur durch die kleinste Öffnung neugierig schaut, entfliehen sie plötzlich und ihre Lust ist gestört. *In Tipperary entfernen sie sich, wenn Menschen sich ihren alten Tanzplätzen nahen und das Gebrüll der Heerden klingt ihren Ohren unerträglich. Kommt ein Geistlicher des Wegs (s. unten S. 21), so verstecken sie sich eilig. Die erzgebirgischen Zwerge wurden durch Errichtung der Hämmer und Pochwerke (Deutsche Sagen No. 36) verjagt, andere durch das Glockengeläut in nahgebauten Kirchen. Als ein Bauer im Wald Bäume fällt und Balken haut, verdriesst es den Berggeist, er ruft klagend: „wer lärmt hier so stark?“ „Ein Christ“, antwortet ihm sein Gesell, „ist gekommen, haut uns den Wald und unsere Schlupfwinkel weg und thut uns grosses Leid an“ (Danske Viser I, 175. 176. 178). Thiele (Danske Folkesagn I, 42. 43. 122. 174. 175) hat ähnliche Sagen gesammelt, nach welchen die Trolde vor dem Glockengeläut das Land verlassen oder an einzelnen Orten wegbleiben. Eine Stelle im angelsächsischen Gedicht von Beovulf zeigt das hohe Alter dieser Überlieferungen, der König hatte eine Burg unfern dem Aufenthalt des Geistes Grendel bauen lassen, fröhlich hausten darin die Helden, aber (S. 9)*

se ellengäst earfodlice
thrage getholode, se the in thystrum bàd,
thät he dôgora gehvam dreám gehyrde
hlûdne in healle; thär väs hearpan svég
svutol sang scôpes.

(Der gewaltige Geist, der im Finstern wohnte, duldete heftigen Kummer, dass er jeden Tag den lauten Lärm in der Halle hörte, Harfenspiel und Gesang des Dichters). Grendel suchte mit aller Macht die Menschen zu schrecken, er und seine Mutter schlichen sich Mitternachts in die Burg, mordeten und raubten die Schlafenden, dass bald alles verödete. Chaucer gleich im Eingang von the wif of Bathes tale 6446—6463 schildert die Austreibung der Elfen folgendergestalt:

but now can no man see non elves mo:
for now the grete charitee and prayeres
of limitoures (Bettelmönchen) and other holy freres,
that serchen every land and every streme,
as thicke as motes in the sonne beme,
blissing halles, chambres, kichenes and boures,
citees and burghes, castles highe and toures,
thorpes and bernes, shepenes and dairies,
this maketh, that ther ben no fairies.
For ther as wont to walken was an elf,
ther walketh now the limitour himself
in undermeles and in morweninges,
and sayth his matines and his holy thinges,
as he goth in his limitatioun.
Women may now go safely up and doun
in every bush, and under every tree,
ther is non other incubus but he,
and he ne will don hém no dishonour.

2) Die Elfen heissen aber auch, wie in Schottland, das gute Volk, gute Nachbarn, friedliche Leute (men of peace); in Wales (Fairy tales p. 134) die Familie, die Gesegneten ihrer Mütter, die lieben Frauen; im Altnordischen und noch jetzt auf den Färöer Huldufolk; in Norwegen Huldre, und zeigen in Übereinstimmung mit diesen Benennungen ein dem vorigen ganz entgegengesetztes Bestreben, in der Nähe der Menschen zu sein und mit ihnen in gutem Vernehmen zu stehen. Sie legen ihre Wohnungen neben den menschlichen an, selbst, wie in Schottland, unter der Thürschwelle, und es bildet sich ein gegenseitiger Verkehr. Die Zwerge bei der Stadt Achen haben Kessel und Töpfe und allerlei Küchengeschirr bei den Einwohnern gelichen und redlich zurückgebracht (Deutsche S. No. 33, vgl. Thiele I, 121), dagegen bei Quedlinburg ihr eigenes Zinnwerk den Leuten zu ihren Hochzeiten geborgt (No. 36, vgl. Thiele II, 15). Das genauste Verhältnis drückt jene Sage aus, der zufolge die Familie der Elfen sich völlig nach der menschlichen richtete, welcher sie zugehörte und von der sie gleichsam ein Abbild war. Die Hauselfen hielten mit den Menschen an demselben Tage Hochzeit, ihre Kinder wurden an demselben Tag geboren, und sie beklagten ihre Todten an demselben Tage (vgl. No. 42). Dieses gute Volk

hilft in Trübsal und Noth und bezeigt sich dankbar für empfangene Wohlthat (Deutsche Sagen No. 30. 32. 45, Thiele I, 72). Manchmal machen die Elfen Geschenke mit seltsamen und wunderbaren Dingen, die, so lange sie erhalten werden, Glück bringen (Deutsche S. No. 33. 41. 70). In Wales, wenn man ihrem Ausgang aus den Häusern kein Hindernis in den Weg legt und ihnen eine Schüssel mit Milch hinstellt, lassen sie ein kleines Geschenk zurück. Dankbar zeigte sich jener schottische Elfe, der den Hausherrn hernach von dem Tod rettete, weil er eine gewünschte Verbesserung seiner unterirdischen Wohnung bewilligt hatte. In der Schweiz sind die Zwerge oft Nachts aus den Bergen gekommen und haben die schwere Arbeit gethan, das Korn geschnitten, so dass die Landleute, die Morgens mit ihren Wagen anlangten, schon alles verrichtet fanden. Oder sie haben die Kirschen gepflückt und gleich an den Ort getragen, wo sie gewöhnlich aufbewahrt wurden (Deutsche S. No. 149). Ein gutartiger Zwerg legte für verwundete Arbeiter heilende Kräuter bündelweise hin, die er Nachts zubereitet hatte (Krieger, der Bodenthäler, Halberst. 1819, S. 41). Napfhans führt die Kühe auf die gefährlichsten Stellen zur Weide, ohne dass je nur eine verunglückte.

Man muss aber von ihren Wohlthaten schweigen und das Geheimnis nicht verrathen. Weil darüber gesprochen wurde, verlor jener schottische Bauer das segenreiche Saatkorn, das kein Ende nahm, so wie die sich immer füllende Kanne leer wurde, die ein Knabe von den Elfen geschenkt bekommen hatte (Deutsche S. No. 7). Jene Zwerge in der Schweiz, als man Asche streute, um ihre Spur zu entdecken, flohen und versagten fortan ihre Hülfe.

3) Die Elfen nehmen auch Dienste der Menschen in Anspruch. Zwei Musiker mussten in einem schottischen Shian hundert Jahre lang aufspielen. Am häufigsten kommt jedoch vor, dass sie Wehemütter in ihre Berge oder unter das Wasser eilig geholt und ihren Beistand verlangt haben (Deutsche S. No. 41. 49. 304, Thiele I, 36).

4) Von genaueren Verbindungen der Elfen und Menschen reden nicht bloss schottische Sagen, mehrmals auch die dänischen Lieder. Rosmer, der Meermann, hat sich eine Frau von

der Erde geraubt, Agnete lebt acht Jahre mit einem Wassermann in der Tiefe und zeugt acht Kinder (vgl. Thiele I, 114. Schwedische Volkslieder I. 1. II. 2), so wie ein anderer mit Marstigs Tochter hinab in die Wellen tanzt (Danske Viser I, 311, vgl. Schwedische Volksl. III, 129), eine Sage, die ziemlich übereinstimmend auch in Deutschland erzählt wird (No. 51). In Island glaubt man, solche Verbindungen nähmen immer ein trauriges Ende, wenn sie auch anfänglich glücklich zu sein schienen. Die Verbindung des Staufenbergers mit der Wassernixe bringt zuletzt Verderben. Elberich hat an einem Maitage Otnits Mutter unsichtbar gewonnen (Str. 181), und Signild theilt mit dem Zwerg Laurin den Thron in dem unterirdischen Reich.

5) Schliesst sich ein Elfe an einen einzelnen Menschen oder eine Familie an und begiebt sich in seinen Dienst, so heisst er Kobold, Brownie (in Schottland), Cluricaune (in Irland), der Alte im Hause (Tomte gubbe, in Schweden), Nisse-god-Dreng (in Dänemark und Norwegen), Duende, Trasgo (in Spanien), Lutin, Goblin (in Frankreich), Hobgoblin (in England), erhält auch wohl noch einen Eigennamen, wie ein Napfhans (Jean de la Bolièta) in der franz. Schweiz (Alpenrosen für 1824, S. 74. 75) und in deutschen Sagen ein Hodecken, Hinzelmann, Ekerken (Eichhörnchen), Kurd Chimgen, Klopfer, Stiefel (No. 71—78), Pûck (nordisch Pûki), Knecht Ruprecht, König Goldemar[1]) vorkommt. Von nun an weicht er nicht mehr, zeigt die grösste Anhänglichkeit an seinen Herrn und fördert dessen Angelegenheiten, wie er immer kann; nur unter gewissen Umständen verlässt er ihn, sonst bleibt er, so lange der Herr oder ein Glied der Familie am Leben ist. Dagegen aber auch umgekehrt, kann ihn der Herr nicht wieder los werden, verändert er den Ort, so folgt ihm sein Hausgeist

[1]) Goblinus Persona, der gegen das Ende des 15. Jahrh. bis in das 16. hinein lebte, erzählt von dem König Goldemer, einem Hausgeist, der sich drei Jahre bei einem Neveling von Hardenberg aufhielt, alle Eigenthümlichkeiten eines solchen zeigte und wahrscheinlich derselbe Goldemar ist, dessen im Reinfried von Braunschweig f. 194c, wo er „daz riche keiserliche getwere" genannt wird, und im Anhang vom Heldenbuch Erwähnung geschieht (vgl. Altdeutsche Wälder I. 297. 298).

nach: Hinzelmann flog in Gestalt einer Feder neben dem Herrn her, andere kriechen in ein Fass und gucken bei der Abfahrt zum Spündloch heraus, oder sitzen hinten auf dem Karrn (Deutsche Sagen No. 72. 44, vgl. Anmerkung zu dem irischen Märchen No. 12). Sie wohnen gewöhnlich unten in dem Keller und in der Nähe der Küche. Der irische Cluricaun durchsucht alle Weinkeller.

Der Hausgeist behält den Charakter des Elfen bei, er ist behend, schalkhaft, gutmüthig und nur, wenn er beleidigt wird, zu heftiger Rache geneigt (vgl. No. 74 und 273, Thiele III, 8. 61), in allen Arbeiten höchst geschickt und unermüdlich, an geheimen und übernatürlichen Kräften unerschöpflich; „er dienete im sô sîn kneht, allerhande dinge was er im gereht", heisst es übereinstimmend von Elberich im Nibelungenlied (V. 405) [100, 1. 2], und dem Otnit leistete er, obgleich selbst ein König, jeglichen Dienst. Nur scheint der Hausgeist einige Stufen herabgesunken zu sein und menschlichere Bedürfnisse zu fühlen. Nach Speise und Kleidung zeigt er überall deutliches Verlangen. Die Speise muss jedesmal an den bestimmten Ort gestellt werden, sonst zürnt er aufs Äusserste (Deutsche Sage No. 73 und Anm. zu dem irischen Märchen No. 12. Dänische Sage bei Thiele I, 135); um die Kleidung scheint er ordentlich zu dienen. Manchmal verschwindet er, wenn er sie empfangen hat, das erzählt übereinstimmend eine schottische und holländische Sage (Ol. Wormii epist. II, 669) und ein deutsches Märchen (No. 39, I), am deutlichsten aber die mecklenburgische Sage (in Hederichs Schwerin. Chronik) von Pück, der sich einen bunten Rock mit Schellen ausbedingt, eh' er in Dienst geht, und den er bei seinem Abschied anzieht. Verlässt er das Haus, so schenkt er gewöhnlich einige wunderbare Stücke, die bei der Familie müssen erhalten werden, oder sie sinkt in Verfall.

Glück verbreitet sich in dem Haus, das einen Elfen besitzt, das Vieh gedeiht besser als an andern Orten und wird von keiner Krankheit befallen, alle Unternehmungen gelingen. Nachts, wo der Geist am meisten thätig ist, denn er lässt sich, wie schon oben bemerkt ist, nicht gerne sehen und belauschen, verrichtet er dem Gesinde, falls er gut mit ihm steht, die sauerste

Arbeit: trägt Wasser, haut Holz, besorgt die Pferde, die er manchmal besonders zu lieben scheint (Thiele II, 4). Das ganze Haus findet sich jeden Morgen gereinigt und geordnet, jedes Ding an seiner Stelle. Dabei ist er streng, hasst Faulheit und Unredlichkeit, zeigt Vergehungen an und bestraft das nachlässige Gesinde, wie Hinzelmann den Stock gebraucht und jener Brownie den trägen Reitknecht mit der eignen Peitsche züchtigt. In Dänemark glaubt man sogar (Thiele I, 135), dass in der Kirche ein Geist wohne, der darin Ordnung halte und bei ärgerlichen Vorfällen strafe.

Ein altes Zeugnis von dem Hausgeist findet sich bei Gervasius von Tilbury, das um so merkwürdiger ist, als es ihn genau so beschreibt, wie ihn die heutige Sage darstellt. Otia Imper. p. 180. Ecce enim in Anglia daemones quosdam habent, daemones, inquam, nescio dixerim, an secretae et ignotae generationis effigies, quos Galli Neptunos, Angli Portunos nominant. Istis insitum est quod simplicitatem fortunatorum colonorum amplectuntur, et cum nocturnas propter domesticas operas agunt vigilias, subito clausis ianuis ad ignem calefiunt et ranunculas ex sinu proiectas prunis impositas comedunt, senili vultu, facie corrugata, statura pusilli, dimidium pollicis non habentes. Panniculis consertis induuntur et si quid gestandum in domo fuerit aut onerosi operis agendum, ad operandum se iungunt, citius humana facilitate expediunt. Id illis insitum est, ut obsequi possint et obesse non possint. Verum unicum quasi modulum nocendi habent. Cum enim inter ambiguas noctis tenebras Angli solitarii quandoque equitant, Portunus nonnunquam invisus, equitanti se copulat et, cum diutius comitatur euntem, tandem loris acceptis equum in lutum ad manum ducit, in quo, dum infixus volutatur, Portunus exiens cachinnum facit et sic huiuscemodi ludibrio humanam simplicitatem deridet.

XIII. FEINDLICHE GESINNUNG.

Die Elfen zeigten sich bei aller Lust zu Neckereien als gutgesinnte Wesen, den Menschen geneigt und wenn auch manchmal in die Stille sich zurückziehend, doch im Ganzen gern mit ihnen verkehrend. Völlig entgegengesetzt ist eine

andere Ansicht, wovon gleichwohl die Sagen aller Völker durchdrungen sind und welche die feindlichste Stellung der Elfen gegen die Menschen behauptet.

1) Schon ihr blosser Anblick tödte, glaubt man in Wales, oder sei im höchsten Grad gefährlich. Krankheit, heftiges Fieber, Verlust des Verstandes erfolgt daraus nach Thomas Bourkes Bekenntnissen (s. unten S. 71. 72). Ein Jüngling erblickte einen braunen Zwerg, fiel in eine langwierige Krankheit und starb in Jahresfrist (Walter Scott Lady of the Lake p. 386). Überall wird gerathen, sich zu entfernen oder nicht aufzublicken, wenn der nächtliche Zug der Elfen kommt. Wer durch ein Astloch nach den Elfen sieht, verliert das Auge. Eine Wehmutter erzählt, was sie im Berg bei den Unterirdischen gesehen hat, und erblindet (Thiele I, 36).

2) Sie haben ein Geschoss, einen Pfeil, wodurch Menschen und Thiere unfehlbar getödtet werden; die blosse Berührung reicht schon hin (s. die schottischen Sagen). Die Elfenjungfrauen drohen dem Olof mit Krankheit und geben ihm einen Schlag zwischen die Schultern, und am andern Morgen liegt er todt auf der Bahre (Danske Viser I, 238, Schwed. Lieder III, 163). Ein Jüngling auf der Insel Man entzog sich den Liebkosungen einer Nixe und erzürnt warf sie nach ihm; ob er sich gleich nur leicht vom Kiesel getroffen fühlte, so empfand er doch von dem Augenblick eine qualvolle Angst und starb nach sieben Tagen. Elberich übt noch die gewohnte Rache; als Otnit ihn berührt und forttragen will, heisst es:

Str. 108. im wart sus dem herzen ein grôzer slac getân.

Und der Heidenkönig wird von dem lauten Schlag, den der unsichtbare ihm giebt, wüthend (Str. 299). Die Vermuthung ist wohl erlaubt, dass Elberich in dem Nibelungenlied die ungewöhnliche siebenfache Geisel mit den schweren Knöpfen führt (V. 1991) [463, 3], um damit den Elfenschlag zu thun.

Der blosse Anhauch der Elfen bringt schon Gefahr. In Irland und Schottland entstehen davon Beulen und Krankheiten. In Norwegen heisst die Krankheit Alv-Gust oder Alvild (Elfenfeuer), im Altnordischen álfabruni, und befällt den Menschen, wenn er nur an den Ort kommt, wo die Elfen hingespieen oder

Wasser gelassen haben. Der schottische Elfe speit in das Auge, das ihn gesehen hat, der preussische haucht hinein und es erblindet; der dänische reisst es aus (s. Nyerups Abhandlung), wie jener, von dem Gervasius in der gleich anzuführenden Stelle erzählt, es mit dem Finger ausdrückt.

3) Wer von Speise oder Trank, den Elfen vorsetzen, das Geringste anrührt und geniesst, ist ihnen nach den schottischen Sagen verfallen und kann nicht mehr in das Menschenleben zurück. Darum tragen sie Goldbecher in den Händen und bieten sie dar (Thiele I, 23. 55. II, 67. III, 44. Schwed. Volksl. I, 111), was aber aus dem Oldenburger Horn aufs Pferd sprützte, versengte die Haare (vgl. Thiele I, 4 und 49). Bei den Zwergen im Berg nimmt die Frau von Alvensleben nach der Deutschen Sage (No. 68) von dargebotner Speise und Trank nichts und kehrt deshalb wieder zurück; andere bringt der erste Trunk um die Freiheit (No. 305, vgl. Thiele I, 119). Die Elfinnen versuchen alles, den schönen Jüngling zum Reden zu bewegen (Danske Viser I, 234, vgl. Deutsche Sagen No. 7), oder dass er mit ihnen in den Tanzkreis trete; dann gehört er ihnen. Wer ihnen Dienste geleistet hat und ein wenig mehr von dem hingeschütteten Gold nimmt, als er zu fordern hat, dessen Leben steht in Gefahr oder er muss bei ihnen bleiben (Deutsche Sagen No. 41. 65). Selten kommt jemand von ihnen zurück, und wenn es geschieht, so ist der Mensch (wie man in Norwegen glaubt) auf immer wahnwitzig oder stumpfsinnig (elbisch). Manchmal erhält er nach langem Todesschlaf die Sinne wieder (vgl. unten S. 75 und Thiele Dän. Sagen I, 119). Deshalb glaubt man auch von einem Einfältigen, er stehe in Verbindung mit den Unterirdischen, und wenn sie nächtlich erscheinen, springt er auf, zieht mit ihnen und zeigt sich vertraut mit den Bewegungen ihres Tanzes, wie eine shetländische Sage erzählt.

4) Die Elfen tragen Verlangen nach kleinen, gesunden Kindern, blühenden Jünglingen und schönen Frauen, die sie mit Gewalt oder List rauben. Unsichtbare Hände nehmen das Kind der Mutter weg (Waldron S. 128), Nixen ziehen es ins Wasser (Deutsche S. No. 4. 61). Oder sie suchen durch

Musik und Tanz, durch Versprechungen wunderbarer Geschenke oder eines glückseligen Lebens die Menschen an sich zu locken; davon enthalten die schottischen und dänischen Sagen (Thiele I, 58) Beispiele genug. Wie etwa Homer von den Geistern erzählt, dass sie Blut begierig einsaugen, um das Gefühl des Lebens zu erlangen, so scheinen diese geisterhaften Wesen ihren Kreis durch die geraubten jugendlichen Menschen zu erfrischen oder wieder herzustellen, welches in Wales wirklich Volksglaube ist.

Am häufigsten vollbringen sie Diebstahl durch Vertauschung. In den deutschen Hausmärchen (No. 11. 135) wird mehrmals erzählt, dass an die Stelle einer schönen Frau während des Wochenbetts die hässliche Tochter einer Hexe sei vertauscht worden (vgl. Thiele I, 89). Sie sollen die Kinder der Elfen säugen, das sagt die schottische Sage ausdrücklich. Doch gewöhnlich ist es ein neugebornes rothwangiges Kind, dem der Platz in der Wiege von einem Wechselbalg geraubt wird. Der irische und schottische Glaube darüber ist so ausführlich abgehandelt, dass nur die grosse Übereinstimmung der deutschen Sagen (No. 81. 82. 87—90) und der nordischen (Thiele I, 47. II, 1) anzumerken ist. Das Alter desselben bezeugt auch eine zugleich ihres Inhalts und ihrer schon oben angezeigten Ähnlichkeit mit einer noch lebenden schottischen Sage wegen wichtige Stelle des Gervasius von Tilbury Otia Imper. 987.

Sed et dracos vulgo asserunt formam hominis assumere primosque in forum publicum adventare sine cuiusvis agitatione. Hos perhibent in cavernis fluviorum mansionem habere et nunc in specie annulorum aureorum supernatantium aut scyphorum mulieres allicere ac pueros in ripis fluminum balneantes. Nam dum visa cupiunt consequi, subito raptu coguntur ad intima delabi, nec plus hoc contingere dicunt quam foeminis lactantibus, quas draci rapiunt, ut prolem suam infelicem nutriant et nonnunquam post exactum septennium remuneratae ad hoc nostrum redeunt hemispherium; quae etiam narrant, se in amplis palatiis cum dracis et eorum uxoribus in cavernis et ripis fluminum habitasse. Vidimus equidem huiuscemodi foeminam raptam,

dum in ripa fluminis Rhodani panniculos ablueret, scypho ligneo superenatante, quem dum ad comprehendendum sequeretur, ad altiora praegressa a draco introfertur, nutrixque facta filii sui sub aqua, illaesa rediit, a viro et amicis vix agnita post septennium. Narrabat aeque miranda, quod hominibus raptis draci vescebantur, et se in humanas species transformabant, cumque uno aliquo die pastillum anguillarem pro parte dracus nutrici dedisset, ipsa digitos pastilli adipe linitos ad oculum unum et unam faciem casu ducens, meruit limpidissimum sub aqua ac subtilissimum habere intuitum. Completo ergo suae vicis anno tertio, cum ad propria rediisset, in foro Pellicadii (al. Belliquadri h. e. Beaucaire) summo mane dracum obvium habuit, quem agnitum salutavit, de statu dominae ac alumni sui quaestionem faciens. Ad haec dracus, heus, inquit, quonam oculo mei cepisti agnitionem? at illa oculum visionis indicat, quem adipe pastilli pridem perunxerat, quo comperto dracus digitum oculo infixit sicque de caetero non visus aut cognoscibilis divertit.

Wie der Hausgeist Glück und Gedeihen, so bringt die Gegenwart des Wechselbalgs Verderben über Menschen und Thiere und jedes Unternehmen misslingt (vgl. unten S. 32).

5) Die Todten gehören den Elfen an und sie feiern daher das Absterben eines Menschen, wie ein Fest mit Tanz und Musik. Diesem irischen Glauben entspricht die deutsche Sage (No. 61), wonach man die Nixen auf dem Wasser tanzen sieht, bevor ein Kind ertrinkt. In dem Zug des wüthenden Heers bemerkt man längst verstorbene Menschen (Eyring Sprüchwörter I, 781—786).

6) *Ein feindlicher Geist ist der Alp, schon bei den Dichtern des Mittelalters ein böses, schlafende Menschen zäumendes und reitendes Gespenst (getwâs), das ihnen im Traum vorgaukelt. Die Stellen sind oben im ersten Abschnitt mitgetheilt. Daher immer der Ausdruck triegen (täuschen), so wie für Gespenst selbst getruc (phantasma), schon bei O. III, 8. 48 gidrog stehet; das Adj. elbisch bezeichnet nicht bloss die Eigenschaft des Alpseins, sondern auch des vom Alp besessen seins, daher noch im Vocabul. 1482 elbischer: Phantast. Niederländische Dichter jener Zeit äussern dieselbe Ansicht. Vgl. Maerlant spec. hist. I, 5 elfs ghedroch*

(elbischer Trug.) — Ein altes Zeugnis für diesen Glauben findet sich in Snorres Heimskringla (I, p. 20): der schwedische König Vanland klagt, dass ihn die Mara im Schlaf gedrückt habe (at mara trad hann), und der Skalde Thiodolf wiederholt das in einem Gedicht (mara qualdi). Ein anderes enthält Gervasius von Tilbury otia imper. c. 86: ut autem moribus et auribus hominum satisfaciamus, constituamus, hoc esse foeminarum ac virorum quorundam infortunia, quod de nocte celerrimo volatu regiones transcurrunt, domos intrant, dormientes opprimunt, ingerunt somnia gravia, quibus planctus excitant. Dass es nicht Elfen sind, sondern Geister wirklicher Menschen, welche andere im Schlaf drücken, kommt mit dem heutigen Glauben in Schweden (Westerdahl Beskrifning am svenska Seder S. 40) und Dänemark (Thiele II, 18) überein, wornach Mädchen im Schlafe unbewusst entrückt werden und andere schlafende quälen. Der Name ist Mare, auf den Färöer Marra, in England Night-mare und in Holland Nachtmaer. In Deutschland, und wie es scheint allein, bedient man sich zwar des Ausdrucks der Alp, allein das gleichbedeutende Mahr und Drud wird beides männlich und weiblich gebraucht und stimmt insoweit zu Gervasius, der von Männern und Frauen spricht. Glaube und Sagen (was jetzt noch gäng und gäbe in Deutschland ist, findet sich gesammelt in No. 80) scheinen aller Orten ziemlich dieselben zu sein. Seltsam, dass man den Alp auch mit blossen Gedanken aus Zorn und Hass andern zuschicken kann; dann kriecht er als ein kleiner weisser Schmetterling aus den zusammengewachsenen Augenbraunen des Menschen hervor, fliegt und setzt sich auf die Brust des Schlafenden. Zu diesem Glauben stimmt vollkommen, dass (nach Stalder) in der Schweiz Toggeli beides zugleich den Alp und den Schmetterling bedeutet *und dass in den Hexenprocessen der böse Geist (der Elbe) als Molkendieb und Schmetterling vorkommt.* In Frankreich kennt man den Cauchemar. Die irische Phuka entspricht in ihrem Wesen völlig der Mahr, und es ist nur anzumerken, dass es noch eine besondere deutsche Sage (No. 79, vgl. 272) von einem in Schilf und Erlengesträuch sitzenden Gespenst giebt, welches, wie die Phuka, Abends den Vorüber-

gehenden auf den Rücken springt und sie nicht eher verlässt, bis sie ohnmächtig zur Erde fallen.

XIV. ALTE ZEUGNISSE.

Ein hohes Alter des Elfenwesens ergiebt sich aus dem frühen Dasein verschiedener dabei vorkommender Benennungen, welche wir an den passenden Orten nachgewiesen haben. Aber es fehlt auch nicht an (bisher noch von niemand aufgesuchten) Zeugnissen, die sich auf den Inhalt der Sagen selbst beziehen und insoweit ein noch grösseres Gewicht haben, als ihre Beweiskraft mehr in die Sinne fällt. Zwar hätten sie sich gleichfalls einfügen lassen, doch schien es theils vortheilhafter, sie der Reihe nach zu übersehen, theils war es nicht gut möglich, sie anders als hier, vorzüglich nachdem das Wesen des Hausgeistes dargestellt ist, vollständig zu erläutern.

1) Cassianus (im 5. Jahrh. Geistlicher zu Marseille) collationes patrum VII, c. 32.

Nonnullos (immundos spiritus), quos faunos vulgus appellat, ita seductores et ioculatores esse manifestum est, ut certa quaeque loca seu vias iugiter obsidentes nequaquam tormentis eorum, quos praetereuntes potuerint decipere, delectentur, sed derisu tantummodo et illusione contenti fastigare eos potius studeant, quam nocere; quosdam solummodo innocuis incubationibus hominum pernoctare.

Er beschreibt die Kleinen, welche das Volk Waldgeister nennt, die sich an Spielen vergnügen und die Menschen anlocken. Sie haben ihre Lieblingsplätze, wollen den Vorübergehenden nicht schaden, nur sie necken und auslachen, wie alles die Elfen zu treiben gewohnt sind. Zuletzt gedenkt er des Alps, der nächtlich die Menschen drückt.

2) Isidorus hispal. (Anfang des 7. Jahrh.) Etym. Lib. VIII, c. ult.

Pilosi, qui graece panitae, latine incubi appellantur — hos daemones Galli Dusios nuncupant. Quem autem vulgo Incubonem vocant, hunc Romani Faunum dicunt.

Die pilosi sind die haarigen Erdelfen, wie der schottische Brownie noch jetzt zottig und im Wolfdieterich die rauche

Els ausdrücklich dargestellt wird. Der gallische Name Dusii findet sich schon ein Paar Jahrhunderte früher bei dem heil. Augustin de civ. Dei c. 23: daemones, quos Dusios Galli nuncupant, von dem vielleicht Isidor diese Bemerkung entlehnt hat, so wie aus einem von beiden nachher Hincmar de divortio Lotharii p. 654 und Gervasius I, 989. Sämmtlich führen sie an, dass Frauen unerlaubten Umgang mit diesen Geistern gepflogen hätten. Die Erklärung von Incubo durch Faunus, welche gleichfalls aus dem Augustin genommen ist, zeigt, wie wir Faunus in der Stelle bei Cassian verstehen müssen; *vgl. incubo in der oben angeführten Stelle des Petronius.*

3) Eine Stelle bei Ducange (v. aquaticus) aus dem cod. reg. 5600, welcher um das Jahr 800 geschrieben ist:

Sunt aliqui rustici homines, qui credunt aliquas mulieres, quod vulgum dicitur, strias esse debeant et ad infantes vel pecora nocere possint, vel dusiolus vel aquaticus vel geniscus esse debeat.

Die Dusii werden also auch als kleine Geister gedacht, und es bestätigt sich durch den Gegensatz zu den andern angeführten, dass sie Wald- oder Hausgeister sind, denn unter aquaticus wird ohne Zweifel ein Nix, unter geniscus aber (von genius, Alp) ein eigentlicher Elfe oder Lichtgeist verstanden; beide Worte enthalten wörtliche Übersetzungen. (*Hincmarus remensis, opp. Paris 1645, T. I, p. 654 nennt lamiae sive geniculae feminae*). Sie schaden den Kindern, indem sie Wechselbälge an ihre Stelle legen, und dass sie das auch bei den Thieren thun, sagt die schottische Sage ausdrücklich.

4) Monachus Sangallensis (starb 885) de Carolo M. (Bouquet V, p. 116).

Daemon, qui dicitur larva, cui curae est ludicris hominum illusionibus vacare, fecit consuetudinem ad cuiusdam fabri ferrarii domum (in Francia quae dicitur antiqua) venire et per noctes malleis et incudibus ludere. Cumque pater ille familias signo salutiferae crucis se suaque munire conaretur, respondit pilosus: „mi compater, si non impedieris me in officina tua iocari, appone hic potiunculam tuam et quotidie plenam invenies illam. Sum miser ille plus penuriam

metuens corporalem, quam aeternam animae perditionem, fecit iuxta suasionem adversarii. Qui adsumpto praegrandi flascone cellarium bromii vel ditis illius (eines habsüchtigen Erzbischofs) irrumpens, rapina perpetrata, reliqua in pavimentum fluere permisit. Cumque iam tali modo plurimae cubae exinanitae fuissent, animadvertens episcopus, quia daemonum fraude periissent, benedicta aqua cellam adspersit et invecto crucis signaculo tutavit. Nocte autem facta furis antiqui callidus satelles cum vasculo suo venit et cum vinaria vasa propter impressionem sanctae crucis non auderet attingere, nec tamen ei liceret exire, in humana specie repertus et a custode domus alligatus, pro fure ad supplicium productus et ad palum caesus, inter caedendum hoc solum proclamavit: „vae mihi! vae mihi! quia potiunculam compatris mei perdidi!“

Deutlich wird hier der Hausgeist beschrieben, und die ganze leicht tausendjährige Sage ist so sehr in dem Geist der noch heute umgehenden, dass man glauben könnte, sie sei daraus entnommen. Man nennt ihn larva, das heisst, Wicht, Schrat, wie die oben angeführten alten Glossen übersetzen; dann auch wie bei Isidor: Pilosus; er zeigt gleich den Wichtlein menschliche Gestalt. Er kommt Nachts und hat sein Spiel mit den Werkzeugen des Schmieds, so wie der Cluricaun klopft und man die Unterirdischen nächtlich hämmern hört. Er ist ihm dafür gewogen, macht ein Geschenk mit einer nie versiegenden Weinkanne, um nach Art des Kobolds für den Vortheil des Hauses zu sorgen. Er macht sich kein Gewissen daraus den Wein anderwärts zu stehlen, wie der irische Cluricaun nächtlich in die angefüllten Keller schlüpft, und um nach seiner Art Gerechtigkeit zu üben und den Geizigen zu bestrafen, lässt er den Wein aus den Fässern fliessen.

5) Odericus Vidalis (geb. in England im Jahre 1075, lebte in der Normandie) hist. eccl. V, p. 556.

Deinde Taurinus fanum Dianae intravit Zabulonque coram populo visibilem adstare coegit, quo viso ethnica plebs valde timuit. Nam manifeste apparuit eis aethiops niger et fuligo, barbam habens prolixam et scintillas igneas ex ore mittens. Deinde angelus Dei splendidus ut sol advenit cunctisque

cernentibus ligatis a dorso manibus daemonem adduxit. Daemon adhuc in eadem urbe degit et in variis frequenter formis apparens neminem laedit. Hunc vulgus Gòbelinum appellat et per merita S. Taurini ab humana laesione coercitum usque hoc affirmat.

6) Poenitentiale in einer Wiener Handschr. aus dem 12. Jahrh. (Cod. univ. 633); wahrscheinlich ist das Werk älter. fol. 12. Fecisti pueriles arcus parvulos et puerorum sutularia et proiecisti eos in cellarium sive in horreum ut satyri vel pilo'si cum eis ibi iocarentur et tibi aliorum bona comportarent et inde ditior fieres.

Den Hauswichtlein werden, da sie klein sind, Kinderspielsachen, in den Keller oder die Scheune, ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort, hingelegt: ein Bogen, um kleine Pfeile auf die Menschen abzuschiessen und sie damit, wie sonst mit Steinchen zu necken, denn der gefährliche Elfenpfeil der schottischen Sage hat gewiss sein Gegenstück in einem unschädlichen. Ein Paar Kinderschuhe, das sind die sutularia (bei Notker, Capella 16. 37 sufteláre, petasus, subtalare, was man unter den Fuss bindet, sie wurden nur bei Nacht und im Sommer getragen, s. *Dü Cange*), denn die Wichte lieben Kleidungsstücke über alles. Das thut der Hausherr, damit der listige Kobold andern heimlich etwas (meist Nahrungsmittel) stehle und es ihm bringe, denn wo er haust, da ist Zufluss von allen Dingen.

7) Radevicus (im 12. Jahrh.) de gestis Frid. I. L. II. c. 13 bemerkt die Vorzeichen, ehe die Kirche zu Freisingen abbrannte, darunter:

Pilosi, quos Satyros vocant, in domibus plerumque auditi.

Man hört nämlich die Kobolde in den Häusern klopfen und pochen, als Warnung, wie die Wichte dem Bergmann den Tod anklopfen (Deutsche Sagen No. 47) und die Hausgeister Unglück voraus verkündigen.

8) Hieran schliessen sich die in den vorigen Abschnitten angeführten Stellen aus dem Gervasius Tilburensis, dessen Otia imperalia in das 13. Jahrh. gehören, worin der Glaube von

dem Brownie, Wechselbalg und Nachtmahr übereinstimmend mit den heutigen Sagen dargestellt wird.

9) Endlich führen wir ein Märchen von einem Hausgeist an, das in einem Heidelberger Codex (No. 341. f. 371. 372) sich befindet und dessen mit der heutigen Sage völlig übereinstimmender Inhalt ebenso merkwürdig, als seine Darstellung artig ist. Die Handschrift gehört in das 14. Jahrhundert, das Gedicht selbst aller Wahrscheinlichkeit nach ist älter und noch in dem 13. Jahrhundert abgefasst. Was die Quelle dieser Erzählung betrifft, so scheint am natürlichsten anzunehmen, dass ein Deutscher im Norden die Sage gehört oder ein reisender Norwege sie in Deutschland erzählt habe.

Der König von Norwegen will dem König von Dänemark einen zahmen, weissen Bären zum Geschenk machen. Der Normann, der ihn dahin führt, kehrt unterwegs in einem Dorfe ein und bittet einen Dänen um Nachtherberge. Dieser schlägt es nicht ab, klagt aber dem Fremden, dass er seines Hauses und Hofes nicht Herr sei, weil ihn ein Geist darin quäle:

mit niht' ich daz ervarn kan
swaz creaturen ez si.
sin hant ist swær' alsam ein bli:
wen ez erreichet mit dem slage —
ez slæt in, daz er vellet nider.
sin gestalt unt siniu gelider
din noht ich leider nie gesehen,
wan daz ich des vürwâr muoz jehen
unde sage ez in ze wunder,
daz ich gevriesch nie kumber
sô stark noch sô gelenke:
tische, stuele unde benke
die sint im ringe alsam ein bal:
ez wirfet ûf unde ze tal
die schüzzeln unde die töpfe gar,
ez rumpelt stæte vür sich dar.
ovenbrete unt ovensteine,
körbe, kisten algemeine,
die wirfet ez hin unde her.
ez gêt ot allez daz entwer
waz ist in dem hove min.

Darauf habe er mit seinem Gesinde das Haus verlassen und sich lieber auf dem Feld eine Hütte gebaut. Der Normann

will nur die Nacht über in dem Haus zubringen, kehrt in die Küche ein, brät sich bei angemachtem Feuer die Speise und ist guter Dinge; endlich legt er sich schlafen. Der Bär, der auch gefressen hat und wegmüde ist, ruht neben dem Feuer aus:

dô nû der guote man gelac
unde slâfes nâch der muede pflac
unt ouch der muede ber entslief,
hœret, wie ein schretel dort her lief,
daz waz kûme drier spannen lanc,
gein dem viure ez vaste spranc.
ez was gar eislich getân,
unde hæt ein rôtez keppel an,
daz ir die wârheit wizzet,
ez hæt ein vleisch gespizzet
an einen spiz isenin,
den truoc ez in der hende sin.
daz schretel ungehiure
sich sazte zuo dem viure
unde briet sin vleisch durch lipnar,
unz ez des bern wart gewar.
ez dâhte in sinem sinne:
waz tuot diz kunder hinne?
ez ist so grinliche getân!
unde sol ez bi dir hie bestân,
dâ muost sin lihte schaden nemen:
nein, lîbens darf ez niht gezemen.
ich hân die andern gar verjaget,
unde bin ouch noch niht sô verzaget,
ez muoz mir rûmen diz gemach.
nitlich' ez ûf den bern sach,
ez sach ot dar unt allez dar,
zelest erwac ez sich sîn gar
unde gap dem bern einen slac
mit dem spizze ûf den nac.
er rampf sich unde grein ez an,
daz schretel sprane von im hindan
unde briet sin vleischel vürbaz,
unz daz ez wart von smalze naz,
dem bern ez aber eines sluoc,
der ber im aber daz vertruoc,
ez briet sin vleisch vür sich dar
unz daz ez rehte wart gewar,
daz nû der bräte süezte,
unt in der hitze brüezte,
den spiz ez mit dem bräten zôch
vaste ûf über daz houbet hôch,

daz bœse tuster (oder custer?) ungeslaht
sluoc ûz aller siner maht
den mueden bern über daz mûl,
nû was der ber doch niht sô vûl,
er vuor ûf unde lief ez an.

Nun geht es an ein Balgen und Kratzen zwischen dem Bären und Schretel, der Bär brüllt laut, dass sein Meister erwacht und vor Angst in einen Backofen kriecht:

nû bizâ biz, nû limmâ lim!
nû kratzâ kraz, nû krimmâ krim!
si bizzen unde lummen,
sie krazten unde krummen.

Der Kampf ist lange ungewiss, endlich überwindet der Bär und das Schretel verschwindet plötzlich. Der Bär, zerzaust und zerkratzt, legt sich auf dem Estrich nieder und rastet die kampfmüden Glieder. Morgens frühe kriecht der Normann ganz russig aus dem Ofen, nimmt von dem Dänen Abschied, der sich verwundert, ihn noch lebendig zu erblicken, und zieht mit dem Thiere seines Weges fort. Unterdessen rüstet der Däne seinen Pflug:

ze acker er damite gienc,
er mente sin ohsen, hin treip er,
nû lief daz schretel dorther
unde trat ob im ûf einen stein,
mit bluote wâren sinin bein
berunnen ûf unt ze tal,
sin libel daz was überal
zekratzet unde zebizzen,
zezerret unde zerizzen
was sin keppel daz ez truoc,
ez rief eislich' unt lûte genuoc
unde sprach dem bûmanne zuo,
ez rief wol dristunt: „hœrest dûz dû?
hœrest dûz dû? hœrest dûz iedoch?
lebet din grôze katze noch?"
er luoget ûf unde sach ez an,
sus antwurt' im der bûman:
„jâ, jâ, min grôze katze,
dir ze trutze unt ze tratze
lebet sie, dû bœsez wihtel, noch:
sam mir daz öhsel unde daz joch!

vümf jungen sie mir hint gewan,
die sint schœne unde wolgetân
lancsitic, wiz unde herlich,
der alten katzen alle gelich."
„vümf jungen?" sprach daz schretelin.
„jâ, sprach er, ûf die triuwe min,
louf hin unde schouwe sie,
dû ne gesæhe sô schœner katzen nie,
besich doch, ob ez wâr si."
„pfî dich! sprach daz schretel, pfî!
sol ich sie schouwen, wê mir wart,
nein, nein, ich kom niht ûf die vart,
sint ir nû sehse worden,
sie begunden mich ermorden.
diu eine tæt mir ê sô wê,
in dînen hof ich niemer mê
kom, die wile ich hân min leben."
diu rede kam dem bûman eben,
daz schretel sâ vor im verswant,
der bûman kêrte heim zehant,
in sinen hof zôch er sich wider
unde was dâ mit gemache sider,
er unde sin wip unt siniu kint,
diu lebeten dâ mit vrôuden sint.

Merkenswerth ist, dass der Schrat Nachts zum Feuer herbeinaht, Fleisch zu braten, denn dies stimmt zu dem, was Gervasius von Tilbury in der vorhin angeführten Stelle sagt: die Kleinen kämen in der Nacht zum Feuer, wo sie sich Frösche brieten und solche verzehrten. *Das Schretel hat dem Eigenthümer Haus und Hof verleidet, wie der oben genannte teuflische Geist Grendel seine Burg dem dänischen König, welcher gleichfalls durch einen fremden Helden von der Plage befreit wird. Und Grendel treibt sein Spiel immer bei Nacht. In dieser Beziehung ist nicht zu verkennen, dass vielen heutigen Kindermärchen, worin ein muthiger Wanderer seine Nachtherberge von Geistern und Spuk reinigt, ganz dieselbe Idee unterliegt. Frühmorgens bezeigt sich der Wirth ebenso verwundert, dass der Gast mit dem Leben davon gekommen sei; zuweilen wird auch der Reisende von Thieren begleitet, die ihm, wie hier der Bär dem König, eigentlich die Sache gegen die Geister ausrichten.*

XV. ELFISCHE THIERE.

Auf den Färöer glaubt man, dass grosse und fette Kühe und Schafe der Elfen unsichtbar unter dem übrigen Vieh weiden und dass manchmal ein Stück davon oder einer ihrer Hunde gesehen werde. Derselbe Glaube herrscht auf Island, man hält ihre Heerden nicht für zahlreich, aber für sehr fruchtbar, sie zeigen sich nur, wenn es ihnen gefällt. In Norwegen treiben die Huldre Vieh vor sich her, das blau ist, wie sie selbst. Auch in Deutschland erzählt man von einer elfischen blauen Kuh, die voraus wusste, wenn Feinde sich näherten und den Menschen sichere Zufluchtsorte zeigte (Strack Beschr. von Eilsen. S. 7). In Schweden treibt die Meerfrau schneeweisses Vieh auf Inseln und auf den Strand, da zu weiden (Schwed. Volksl. III, 148), und die Elfenjungfrauen versprechen in einem Lied (das. III, 171 und 175) zwölf weisse Stiere.

Ausführlich ist die schottische Sage von dem Elfstier, gleichwohl schon sehr alt, denn bereits im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts muss sie in Island bekannt gewesen sein, wie aus der in jene Zeit fallende Eyrbyggia-Saga (Cap. 63) erhellt. Eine Kuh kam abhanden, man wollte sie auf der Weide mit einem Stier, der die Farbe eines Grauschimmels hatte (apalgrár) und der offenbar dem mäusefarbigen Stier der schottischen Sage entspricht, gesehen haben. Im Winter findet sie sich auf einmal wieder vor dem Stall ein, ist trächtig und wirft gegen den Sommer ein Stierkalb, das so gross ist, dass sie beim Kalben umkommt. Eine alte blinde Frau, die in ihrer Jugend hellsehend gewesen war, ruft, als sie das Kalb brüllen hört: „das ist das Gebrüll eines Elfen und nicht eines lebendigen Wesens, Ihr werdet wohl thun, es sogleich zu tödten!“ Sie wiederholt ihren Ausspruch, dem aber wegen der Schönheit des Thiers nicht Folge geleistet wird. Es wächst gewaltig heran, brüllt zum Entsetzen und durchbohrt mit den Hörnern im vierten Jahr seinen eigenen Herrn.

Auch in Deutschland scheint der Elfstier nicht unbekannt gewesen zu sein. Im Simplicissimus (Buch V, Cap. 10) wird erzählt, dass aus dem Mummelsee (d. h. dem See der Wasser-

nixen, denn sie heissen auch Mahmen, Mummeln, so wie die Landelfinnen Roggenmuhmen vgl. No. 89), als Hirten ihr Vieh dabei gehütet, ein brauner Stier herausgestiegen sei und sich zu dem andern Vieh gesellt habe; doch ein Wassernixe sei ihm sogleich nachgefolgt, um ihn wieder zurückzutreiben, dem er aber nicht gehorchen wollen, bis ihm dieser gewünscht, es solle ihm sonst aller Menschen Leid ankommen, worauf beide sich wieder in den See begeben hätten. *Man muss hiermit die irische Sage von der Kuh mit den sieben Färsen und die Schweizersage von dem gespenstigen Thier, das die Alpen verheerte und nur durch einen besonders dazu aufgezogenen Stier gebändigt werden konnte (Deutsche Sagen Num. 142), vergleichen.*

XVI. HEXEN UND UNHOLDE.

Wir schliessen diese Betrachtungen mit folgender aus ihnen zugleich hervorgehender. Der Glaube an Elfen und Geister hat in ganz Europa dem Christenthum lange voraus bestanden. Die Lehrer des neuen Glaubens suchten die tiefgewurzelten heidnischen Ideen und Gebräuche des Volks dadurch zu bekämpfen und zu vertilgen, dass sie solche als sämtlich und im Zusammenhang mit dem Teufel darstellten. Dadurch nahmen allmählich viele ursprünglich heitere Mythen und Volkslustbarkeiten eine finstere, gemischte und zweideutige Farbe an. Nicht als hätte der Gegensatz des Bösen dem heidnischen Glauben gemangelt: die nordische Fabel weiss von Wesen, die nicht geheuer sind, zumal weiblichen, die Nachts auf Schaden ausreiten, Sturm und Unwetter stiften: in Deutschland waren sie nicht unbekannt [1]).

Auch hat das Volk die unschuldige Ansicht seiner alten Meinungen sich nie völlig abgewinnen lassen, es sind selbst, wie wir darzuthun bemüht waren, in den Legenden, Gebräuchen und

[1]) Folgende Glossen gehören hierher: gl. vindob. lamia: holzmuwa und holzmove. gl. trev. 70a holzmvia, lamia. — gl. lindenbrog. 996b lamia: holzmuwo — gl. flor. 988b holzrunа, lamia. gl. doc. 219b holzmuoja, wildaz wip, lamia. muoja scheint die schreiende, brüllende, muhende zu bedeuten. — Tradit. fuldens. II. p. 544 domus wildero wibo, ein Ort. — Ein solches wildes Waldweib scheint die rauche Else, die den Wolfdietrich an sich zu locken sucht und Zauber [illegible] ihn wirft.

Festen der christlichen Kirche einzelne Züge und Bilder aus dem Heidenthum unvermerkt aufgenommen worden. Doch im Ganzen hat sich der Gesichtspunkt und die Beurtheilung jener uralten Überlieferungen im Sinne des gemeinen Manns getrübt. Zu der Scheu des Geisterhaften ist auch die des Sündlichen und Teuflischen getreten. Er meidet das stille Volk, wie man etwa einem Ketzer aus dem Wege geht, vielleicht ist manches von dem, was die Ketzer auszeichnet, darum auch den Elfen zugeschrieben worden, namentlich die Enthaltsamkeit von Flüchen und Schwüren. Die Reihen auf dem Brocken, die Tänze um das Johannisfeuer waren sicher nichts anders, als Feste der Lichtelfen, sie haben sich in greuliche, teuflische Hexentänze verkehrt, und die Spuren im Wiesenthau, vorher den leichten Fusstritten der Geister beigelegt, wurden aus jener Ursache hergeleitet. Auch die vormals hold und gnädig geglaubten Wesen sind gehässige und feindliche geworden, Unholde aus Holden, wenn schon der alte, milde Name noch hin und wieder fortdauert (in Hessen und Thüringen Frau Holle, woraus man die abgöttischere Frau Venus gemacht hat) [1]*. Alle Hexengeschichten haben etwas Dürres, Einförmiges: es ist bloss die Hefe der alten Phantasie darin zurückgeblieben. Sie sind unfruchtbar und freudenlos, wie die Hexerei selbst, die den Ausübenden arm und dürftig lässt, ohne weltlichen Ersatz für den Verlust der Seele; Cervantes sagt (Persiles II, 8), die Hexen thun nichts, das zu einem Zweck führt. Aber man sieht dennoch durch, wie genau, was die gemarterte Einbildungskraft der Unglücklichen zu bekennen weiss, in so trübem Fluss auf die Quelle der Geisterangst führt* [2]*. Die Hexen tanzen in nächtlicher Stille auf Kreuzwegen, entlegnen Bergen, auf Wiesen im Wald. Naht sich ein Ungeweihter, ruft er einen heiligen Namen aus, so zerstiebt alles Blendwerk. Auch Hahnenkrat (der Anbruch des Tages)*

[1] *Die ältesten Verordnungen gegen die Hexen sind lex salica tit. 67, lex langob. l. I. tit. XI. cap. 9, Caroli M. Capitul. de partibus Saxoniae cap. 5, 8, eine besonders merkwürdige Stelle bei Regino vrcl. discipl. lib. 2. § 304. Vgl. Mone Heidenthum 2, 128, der die Sache richtig ansieht.*

[2] *Die alte Benennung kommt hier und da noch vor (s. oben S. LIX)* [442]*: im niederdeutschen Roman von Malagis (Heidelberg. Handschr. f. 118b) heisst das Zauberweib ausdrücklich die Elfin.*

unterbricht die Zusammenkunft (Remigius Daemonolatria, deutsche Übers. Frankf. 1598. 8. S. 121); Salz und Brot fehlt bei ihren Mahlzeiten (das. S. 126. Actenmässige Hexenprocesse, Eichstädt 1811. S. 32), wie bei denen der Elfen. Der Drudenschuss ist der Elfenpfeil; Freitags (s. oben S. XXI) [S. 414] hört die Drud am schärfsten. In der Dunkelheit reiten die Hexen auf Thieren schnell durch die Lüfte, oder auf leblosen mit Zaubersalbe gekräftigten Stöcken und Gabeln, wie jener irische Churicaun auf Binsen; wer, ihnen unbemerkt, mit dahin gefahren, hat Tage und Wochen lang zur Heimreise nöthig. Sie brauen Wetter in Töpfen, dass ein Hagelschlag aufsteigt und „das liebe Getreide" trifft, wie das franz. Volksbuch vom Oberon berichtet, dass er Sturm, Hagel und Regen machte oder die serbische Vile Wolken sammelt (bei Wuk I, No. 323). Ihr Blick, ihr Händedruck thut es dem Vieh an, seltner dem Menschen, zumeist kleinen Kindern. Fast jeden Beleuchtung solcher Handlungen musste auf ein wirkliches Ereignis gerecht sein, dessen tausendfältige natürliche Veranlassungen übersehen wurden. Aber weniger das Volk, als die Richter haben gegen die Hexen gewüthet, ein Proceß zeugte den andern, und warum soll in einem kleinen Landstrich, in einem Städtchen, wo man früher so wenig von Zauberern hörte, wie jetzt in unsern Tagen, im 16. 17. bis in die Hälfte des 18. Jahrhunderts die entsetzliche Menge von Hexen gehaust haben? Der Umgang mit dem bösen Feinde[1]), dessen man sie zieh, ist nichts als was die früheren Überlieferungen von Verbindungen der Elfen und Elfinnen mit den Sterblichen erzählen. Die peinlichen Gesetze jener Zeit (bestärkt und hervorgerufen durch Innocenz des VIII. Bulle von 1484) nach Carls V. Halsgerichtsordnung (ccc. 109), sprachen grausame Wasserprobe, Folter und Feuertod dagegen aus, und Tausende wurden hingerichtet. Der angeklagten, unmöglichen Verbrechen alle unschuldig; den unbarmherzigen Irrthum

[1]) Er heisst Meister Hemmerlein (Remigius ausl. S. 181. 240. 280. 298. 359. 387. 408. 448) grade wie der Berggeist (Deutsche Sagen I, 3); hangt das mit dem Zürcher Hämmerlin (geb. 1389) zusammen? vgl. Joh. Müller 3, 164. 4, 291 und Kirchhofers Sprüchwörter S. 79. Oder ist Hammer ein viel älterer Name für Teufel und Hexenmeister? vgl. Frisch unter Hämmerlein: Poltergeist, Erdschmidlein, Klopfer.

mag, wenn es kann, entschuldigen, dass die meisten Verurtheilungen Weiber von unreinem, auch sonst zur Strafe reifem Lebenswandel getroffen zu haben scheinen. Nicht in allen Ländern hat ein unscheinbarer Aberglaube des Volks so schreckliche Macht ausgeübt; es war eine schauderhafte Parodie des bauren Lebens auf das in der alten Poesie gegründete Geisterwesen.

REDEN.

GOTTINGER REDE.

Rerum praesentium vicissitudines tam citato cursu esse properipiunt, ut reputantibus nobis quae fiunt atque id agentibus ut ea animo comprehendere, nexum eorum accuratius perspicere nosque ad id quod adest quodque praesens est accommodare contendamus, iam erepta sint ex oculis nostris oblivionique tradita, quae praesentia etiam nunc esse crediderimus. Ea enim est nostrae aetatis indoles ut rem magnam maior, maiorem maxima excipiat et qui inde nascuntur graviores animi motus placide non deleniantur, sed terrore potius supprimantur. Qui quidem anxius rerum status, dum cogitationes multorum occupat, eo alios adducit ut mentem a tali perturbatione avocantes praeteritis advertant oculos omnemque operam indagandae historiae perscrutandaeque antiquitati impendant. Vetusta monumenta accuratissima diligentia anquirunt, morum, iuris linguaeque primordia et progressus investigant nec quidquam omnium eorum est, quod detrahi sibi sinant. Quin tumulos effodiunt memoria hominum antiquiores, arma, suppellectilem et quidquid pietas ossibus defunctorum apposuit, educunt curiosoque ardore perscrutantur.

Quod quidem acre historiae studium, cui laudis, qua iure fruitur, is profecto nihil detrahet, qui in illo promovendo facultates qualescunque ipse collocaverit, tantum abest, ut omnem spem nostram atque exspectationem sustineat, ut pectus anxiis curis quodammodo implere videatur. Crescit enim in dies moles rerum, molis instar nivium de monte sese volventis, ut illis amplectendis vel tenacissima memoria vix par esse videatur. Is certo, qui omnia, quae facta peractaque sint, retinere studuerit,

adumbratas potius intellegentias hebetatumque ingenium quam acutum sentiet. Adde taedium, quod nobis affert, quae sit mentis humanae indoles, consideratio. Num quid enim in dubium vocari potest, errori saepius successisse errorem veritatisque lucem, ubi e tenebris emerserit, nubibus mox esse obductam?

In his itaque angustiis ne ab aestu rerum abripiamur oculosque mentis perstringamus, petenda nobis est altior quaedam historiae contemplatio. Qui quae ab hominibus suscepta sint, quae peracta sive inchoata relicta, diligenter reputaverit, facile intelliget, alia manasse ex intimo eorum animo, alia in temeritate fortunae posita esse. At vero historia illis unice contineri mihi videtur, quae ex vitae prodierint veritate. Quemadmodum itaque verus eius fons animus habendus est hominis, sive grandis et erectus sive pusillus, cupiditatesque, quae nobis in visceribus atque medullis haerent, sic etiam expleta mentis humanae comprehensio verus est ex omni historia isque uberrimus fructus.

Patriae historiae annales evolventibus una res obvia memorabilis sane dignaque admiratione, quod Germani, adversa fortuna miseriisque oppressi, omni fere tempore confirmato refectoque animo malum a cervicibus depulerint. Quamvis enim fortunae iniuriam nimia saepe patientia, ne dicam ignavia acceperint, tamen callo animum obduci haud passi ingeniique tarditatem vincentes mox partes suas fortiter susceperunt. Magistra vitae ipsa fuit calamitas monuitque, ut laetiorem sortem ab insita innataque virtute, ab integritate et amore patriae repeterent. Germani contra Romanos summa virium contentione frustra dimicantes bellique artibus victi a superbiente imperatore in silvas erant repulsi. Nondum vero ducenti intercrant anni, cum generosus ille vir, dilapsa iam re Romana, a Germanis imaginem sumeret vitae purae incorruptaeque, quam popularibus suis tanquam antiquae probitatis atque fidei exemplar proponeret.

Germania nostra, in media Europa sita et ab oceano, qui commercium societatemque cum aliis terrarum partibus periculo vacuam tuetur earumque opes subvehit, praeclusa, undique peregrinis cincta est populis. Peregrini vero alieni, saepius hostes. Quo quidem singulari suo situ aeque coacta est affectare gentium imperium ac impedita, quo minus hoc scopum attigerit,

quamvis negari non potest, medii aevi tempore, quod prae ceteris eiusmodi cogitationes fovebat, propius saepe ad illud accessisse. At communis Europae fortuna semper fere in media nostra patria ferro diiudicata est nec ullum vix exarsit bellum magnum et atrox, quale confusae hominum rationes nonnumquam provocare solent, cui implicata non fuisset. Inde factum est, ut eius humus sanguine vix omnium populorum iam sit infecta madefactaque. Saepenumero rudi violentia lacerata domum suam vidit vastatam, laboris operosi ac honesti fruges ademtas, fruges sedulo collectas in ventos disiectas. At sedata tempestate cum nihil iam reliqui esse videretur, naturali quodam instinctu vel in animalibus obvio ducta muros refecit lapsos fundamentaque restauravit. Quid quod acerbitates miseriaeque maiorem quam res florentes vim habuere ad ingenium populi germanici excolendum suique ipsius naturam cognoscendam? Cuius quidem rei non est quod petam ex antiquiori historia exempla. Taceo res horrendas apud Burgundiones commissas, saevissimam Francorum feritatem, ex quibus surrexit regnum Caroli, cuius nomen iure, quamvis minus recte explicat historia, quum magnum eum appellat. Quis est qui neget vexationes pontificiae potestatis, quae nullo pacto ferri amplius potuerint, suscitasse immortalis Lutheri vim roburque animi, quo nobis aditum ad puram incorruptamque evangelii doctrinam comparaverit. Quod omnium, quae vitam fortunent, rerum copiae bello tricennali sublatae fuerint ac deletae, hoc in postremis fuisse iudicabit qui exortam inde in Germaniam barbariem languor[em]que reputaverit. Tanta fuit, ut parem vix ulla aetas viderit. At depressam dignitatem resque inclinatas atque adeo iacentes restituere renatae ex antiquitatis studio litterae ingenuaeque artes. Nihil attinet reducere in memoriam vim nobis a tyranno nuper illatam, qui totam paene Europam ad pedes sibi iacentem viderat; haeret in mente tum malorum praeteritorum acerba tum gloriae laeta recordatio, qua Germania libertatem suam atque honorem recuperaverit. Quid plura? alias uberioresque fruges nobis tulerunt studia indefessa opera fota et latens quasi animi cultus. Gens enim illa, quae semper ita superbam se praebuit, ut principatum Europae adfectare haud dubitaret, facere non

potest, quin principatum Germaniae in politiori humanitate inque artibus, quibus vera mentis cultura contineatur, libere agnoscat. Ipsa enim hac tempestate viros suos doctos emittit, qui scholarum nostrarum rationem, universitatum literarum et academiarum per saecula apud nos florentium instituta perscrutentur. Qui ubi tractus nostros tangunt, mox alio illos ingenio oppletos esse alioque deflectere viam in animo excolendo intellegunt, ita ut inde sibi sumendum exemplum cum quadam admiratione profiteantur.

GÖTTINGER REDE ÜBER GESCHICHTE UND POESIE.

[2 halbe Bogen A. B, d. h. 8 Quartseiten fehlen.]

Ich scheine von meinem Ziele mich zu entfernen, indem ich mich diesen Betrachtungen über die Geschichte und ihr Wesen überlasse, allein ich befürchte weniger diesen Vorwurf zu verdienen, als den anderen, Sie, geehrteste Herren, zu ermüden, wenn ich länger dabei verweilen wollte. Die Poesie ist mit der Geschichte verwandt, und wenn sie sich gleich in dem Fortgange der Bildung davon getrennt hat und in der That trennen musste, so hat diese ursprüngliche Verwandtschaft sie oft wieder zusammengeführt und genähert, ja ein inneres Bedürfnis eine Vermischung beider nothwendig gemacht. Haben wir es doch selbst erlebt, dass ein grosser Dichter unserer Zeit die Wahrheit, mit der er sein Leben beschreiben wollte, nicht ohne Beimischung der Poesie erfassen konnte. Nachdem ein gewisses, sicher schreitendes Naturgefühl, das ein Volk in der frischen Jugendzeit zu begleiten pflegt, untergegangen war, ist zum Ersatze die kritische Kunst erwacht, die auf einem andern, wenn auch mühsamern Wege zu der Wahrheit gelangt, welche heutzutage die Grundlage der Geschichte ausmacht. Verschmähen wir darum die Wahrheit jener Zeiten nicht, denn das, was die Geschichtsschreibung unserer Zeit belebt und ihren wahren Erfolg sichert, ist doch zuletzt eine lebendige Anschauung, eine poetische Kraft, die angeboren sein muss und durch die mühevollste Arbeit und Anstrengung nicht kann erworben werden.

Die Poesie ist das erste und einfachste und zugleich das grossartigste Mittel, welches dem Menschen verliehen wurde, um ein hohes Gefühl, eine höhere Erkenntnis auszudrücken. Sie ist die Schatzkammer, in welche ein Volk seinen geistigen Erwerb niederzulegen und zu sammeln pflegt. Sie ist mehr

gegen den Einfluss des Zufalls, gegen gewaltsame oder erkünstelte Einmischungen gesichert, als andere Äusserungen und Offenbarungen des menschlichen Geistes, die einen höheren Grad von Selbstbewusstsein und eine kunstreichere Vorbereitung verlangen. Ihnen kann das Fremdartige leichter aufgedrungen, ihre naturgemässe Entwicklung gestört, ihre Richtung von einem äusseren gewaltsamen Einfluss vorgeschrieben werden. Die bildenden Künste werden erst mühsam der Form Meister und müssen lange Zeit in dem Zustande hülfloser Kindheit verharren. Welche mannigfachen Kenntnisse müssen erworben, welche Schwierigkeiten beseitigt werden, bis der Augenblick kommt, wo der Baumeister ein kühn ersonnenes Werk ausgeführt sieht. Welch' eine lange Reihe von Versuchen geht voraus, von mühsamen Beobachtungen, bis das Bild des Menschen, das der Abglanz eines göttlichen ist und seine Abkunft verkündigen soll, die hemmenden Fesseln gesprengt hat, bis die Statue ihre Glieder löst und in freier Bewegung aus dem Marmor oder Erz hervorschreitet. Die Poesie, weil sie sich des einfachen, im Anfange gleich in seiner Vollendung verliehenen Mittels, ich meine jenes Wunders, das in der menschlichen Sprache liegt, bedient, weiss sich in allen verschiedenen Graden und Abstufungen der Bildung auszudrücken und durch das Einfache und Kunstlose, ebenso wie durch die reiche Pracht der kunstreichsten Rede zu dem menschlichen Herzen [zu] reden. Das ist ihr wesentlicher Unterschied vor den übrigen Künsten, der ihr eine grössere Freiheit und Ausdehnung zusichert.

Die Poesie ist lyrisch oder episch, denn die dramatische ist eine in der Regel spätere Ausbildung der epischen und zieht von dieser ihre Nahrung. Von der lyrischen rede ich hier nicht, sie wird kaum von der Geschichte berührt, da sie die unvergänglichen, zu allen Zeiten wiederkehrenden Gefühle des menschlichen Herzens ausspricht. Wie weit sie über die ganze Erde ausgebreitet ist, sie erscheint in naher Verwandtschaft, sie drückt etwas aus, das jedem verständlich ist, und die Gesänge, in welchen der in den Wäldern wandelnde Wilde eines fremden Himmelstrichs seine Gefühle ausströmen lässt, finden einen Anklang in der Brust des Menschen, welchen die Cultur der Jahr-

hunderte auf eine hohe Stufe gehoben hat. Die lyrischen Gedichte, Lieder z. B. der Serben, gesungen von Menschen, die ihre Muttersprache nie gelesen und geschrieben haben, sind von solcher Zartheit des Gefühls und des Ausdrucks, dass der edelste Dichter unserer Zeit sich ihrer nicht zu schämen braucht. Diese Poesie[en] bedürfen nur eines nicht herabgebeugten, mit aufgerichtetem Antlitz, in natürlichen Verhältnissen wandelnden Menschen.

Anders verhält es sich mit der epischen Dichtung, sie hängt ab oder vielmehr sie erwächst aus den verschiedenartigen Zuständen, in welche die Geschichte ein Volk versetzt, oder damit ich es in einem Worte selbst ausdrücke, sie ist die erste und frühste Geschichte eines Volkes selbst. Alles, was es erlebt hat, sei es nun in wirklichen Ereignissen oder in dem, was der Geist ersonnen oder ausgedacht hat, oder was ihm auf eine unergründliche Weise, die ich mich nicht scheue eine geheimnisreiche zu nennen, ist überliefert worden, das nimmt sie in sich auf. Jene höhere Betrachtung der Ereignisse, die nicht in einer Sammlung des Geschehenen beruht, sondern in einem Ergreifen dessen, was Zeugnis vom Geiste giebt, ist ihr eigen und macht ihr Wesen aus. Sie wandelt sich daher in gleichem Schritte fort, in dem ein Volk fortschreitet, sie nimmt von dem Augenblick Gehalt, Farbe, Gesinnung an, sie hat Bestand in demselben Masse, in welchem das Volk Bestand hat, dem sie angehört, und versinkt mit diesem unwiederherstellbar Ihre Wahrheit aber ist nur eine geistige und von den Begebenheiten selbst, aus welchen sie zum Theil hervorgegangen (ist, unabhängig)*), sie überschreitet ohne Bedenken die Gesetze der kritischen Geschichte, welche auszubilden der Beruf unserer Zeit ist.

Nicht bestimmt aufgezeichnet zu werden, ja ihrer Natur nach aller Feststellung entgegen, sind ihre Denkmäler viel jünger, als ihr Ursprung, von dem überhaupt nur in dem Sinne kann geredet werden, in welchem wir von dem Anfang einer Geschichte reden. Wir haben endlich eingesehen, dass dieser nirgends kann ergründet werden.

*) [Das in runder Klammer Stehende ist im Manuscript durchgestrichen.]

Die Annalen der deutschen Geschichte reichen um Jahrhunderte weiter zurück, als die uns erhaltenen Denkmäler der epischen Poesie. Dennoch wage ich zu behaupten, dass ihr Inhalt selbst älter ist, als jene geschichtlichen Quellen, und dass der Geist, der in ihnen spricht, den Zustand einer Zeit erhalten hat, von dem sonst kein Denkmal redet und den wir ohne sie nicht kennen lernen würden. Im siebenten, vielleicht erst im achten Jahrhundert sind sie aufgefasst worden, nicht einmal in Deutschland selbst sind sie erhalten worden, sondern der Norden, durch seine geographische Abgeschlossenheit und innere Abgeschlossenheit zur Aufbewahrung geschickter, hatte sie sich angeeignet und gleichsam aus Dankbarkeit zurückgegeben. Ich meine hier die epischen Lieder der Edda, welche vor einem Jahrzehend oder etwas länger durch den Druck vor dem möglichen Untergange geschützt und der gelehrten Betrachtung sind überliefert worden.

Was sie uns vor Augen rücken, ist das Bild des germanischen Lebens aus der heidnischen Zeit, als die Römer und ihre Bildung noch keinen Einfluss geäussert hatte[n], mit allen Vorzügen, welche die kräftige und ungestörte Entwickelung eines so eigenthümlichen und ursprünglichen Volkes, wie das deutsche ist, darbietet, aber auch mit dem, was ein Zeitalter Furchtbares hat, das noch nicht von der Religion des Christenthums gemildert ist. Und mit welcher Wahrheit, Lebendigkeit und Frische thun sie das. Zuerst als Grundlage des bürgerlichen Lebens finden wir eine hohe Verehrung der Heldengeschlechter, wie sie aus dem Glauben hervorgieng, dass sie ihren Ursprung von den Göttern selbst herzuleiten berechtigt seien. Aus dieser Verehrung, die zunächst dem eigenen Geschlechte zu Theil wird, entspringt ein anderes Gefühl, das wir Selbstsucht nennen würden, das aber für jene Zeit anders beurtheilt werden muss. Es ist die Überzeugung, dass jeder, der in einem solchen Geschlecht geboren wird, verpflichtet sei, die Reinheit, die ihm innewohnende Göttlichkeit und den Glanz, von dem es mehrmals heisst, dass er nur mit dem Untergang der Welt selbst erlöschen werde, (um jeden Preis zu erhalten). Dies ist die Blutrache, welche hier mit voller Macht herrscht. Sie ist die Grundlage jener

epischen Lieder, der Mittelpunkt, aus welcher die Begebenheiten sich entwickeln. Herrliche Menschen zernichten sich gegenseitig mit unerbittlicher Strenge und genügen ihrer Pflicht mit Aufopferung alles dessen, was ihnen werth ist; ja die innigste Liebe muss dem gebotenen Hasse weichen. Die Gesänge schliessen mit dem völligen Untergange der in den Kampf verflochtenen Geschlechter. Nahe an heroische Tapferkeit und erhabene Grösse grenzt die wilde und ungebändigte Grausamkeit des Heidenthums, das Tragische dieser Grundlage tritt ebenso deutlich hervor als das Entsetzliche und Greuelhafte, welches darin liegt. Wie sehr eine solche Grundansicht unserer Gesinnung entgegensteht und uns davon entfernt, so werden (wir) doch wieder zu diesen Liedern durch eine andere Eigenschaft, die sich darin kund thut, hingezogen. Die sittliche Natur, die sie in anderer Hinsicht als das Eigenthum des deutschen Volkes zeigen, entspricht dem, was wir noch jetzt gern zu den Vorzügen unseres Volkes zählen, Liebe, Treue, ausharrende Tapferkeit, ein ungebeugter Muth und jene Erhebung, die, wie wir vorhin sagten, durch das Herannahen der höchsten Noth erregt (wird), gleich als wenn die Gefahr erst aus einem gewissen Hinträumen den deutschen Geist völlig erwecken könne —, diese Tugenden erscheinen auch in diesem Epos und zwar in der Stärke und Kraft einer jugendlichen Heldenzeit. Es scheinen die Eigenschaften des deutschen Volkes zu sein, die hervortreten, wenn es von dem Feuer der Geschichte gereinigt wird.

Die Darstellungsweise entspricht ganz dem sittlichen Charakter dieser Lieder. Nicht in gleichförmig fortschreitender Erzählung wollen sie neugierige Zuhörer von den Begebenheiten der Vorzeit unterrichten. Ihnen fehlt die redselige Fülle, die in Homers Gedichten uns entzückt, uns auf dem sanft fortgleitenden Strome der Erzählung fortgleiten lässt und in eine behagliche Stimmung versetzt. Die Edda setzt den Inhalt der Sage als bekannt voraus und schreitet gleichsam nur über die Bergeshöhen der Fabel, aber indem sie diese in das volle Licht der Dichtung setzt, weiss sie uns auf das Heftigste zu bewegen, und ganz dem griechischen Dichter entgegengesetzt, reizt sie auf, statt zu sänftigen und zu beruhigen.

Als das Christenthum nicht bloss in äusseren Formen angenommen war, sondern den Geist des deutschen Volkes durchdrungen hatte, konnte das heidnische Epos nicht länger in dieser Form bestehen. Statt der Blutrache und des übermüthigen Glaubens an eine unter die sterblichen Menschen vertheilte Göttlichkeit lehrte es den Feind lieben und gebot Demuth und Erkenntnis der angeborenen Hinfälligkeit. Es [das Epos]*) war zu Carl des Grossen Zeiten noch vorhanden, aber es fieng schon an in Verfall zu gerathen, welches wir aus der Sorge schliessen, mit welcher er es durch die Schrift aufbewahren wollte. Wie seine Umwandlung von Statten gieng, wissen wir nicht, durch fünf Jahrhunderte ist kein Denkmal aufbewahrt worden, an welchem wir die Übergangsformen beobachten könnten, obgleich deutliche Zeugnisse über seine Fortdauer keinen Zweifel übrig lassen. Wir würden deutlicher die Fortbildung des deutschen Geistes erkennen, wenn uns aus der ernsten, strengen und einfachen Zeit der Ottonen eine Auffassung der alten Sage wäre erhalten worden. Glücklich ist ein Volk, das, wenn in dem Fortschritt der Zeit die alten Formen nach und nach zusammensinken und sich selbst zertrümmern, Kraft und Tüchtigkeit in ein neues Saeculum rettet und von der Gewalt des Geschickes nicht genöthigt wird, das zerstörte Haus in seinen Fundamenten wieder neu zu errichten.

Erst im Anfange des 13. Jahrhunderts erscheint die fast tausendjährige Sage in einer neuen und ausgezeichneten Gestalt, gleichsam um vor dem völligen Erlöschen noch einmal in hellem Glanze zu leuchten. Welche Umwandlung hat sie erfahren! In ihrer Grundlage zwar noch kenntlich, aber doch gestört, ist der einfache Zusammenhang getrübt, manchmal ganz verschwunden und von den Fäden eines neuen Gewebes übersponnen und bedeckt. Neue Bestandtheile hat sie aufgenommen, die bis zu einem gewissen Grade mit den frühern verwachsen sind, aber doch die verschiedene Wurzel erkennen lassen. Der Geschichte hat sie sich genähert und spätere anerkannte Helden an die Stelle der frühern treten lassen und beide zu einem einzigen

*) [Der vorige Satz ist am Rande eingeschoben.]

verschmolzen, wie etwa zwei verschiedenartige Stammvölker sich vermischen und zu einem einzigen werden. So erscheint jetzt Attila und sein weltbeherrschender Einfluss, an dessen Platz in der früheren Bildung nur das Haupt einer angesehenen Familie gestanden hatte. Die Blutrache konnte das Mittelalter nicht mehr anerkennen, aber die Thaten, die sie in der Sage veranlasste, waren übrig geblieben. Jetzt versucht die Dichtung ihnen eine neue Grundlage zu verschaffen, aber sie schwankt und die Unsicherheit zeigt, dass es über ihre Kräfte geht. Eine allgemeine Verwüstung und der Untergang aller Helden will sie durch die Liebe erklären, welche ein treues Weib antreibt, den Mord ihres geliebten Gemahls durch den Untergang seiner Feinde zu bestrafen.

Auch jener berühmte ostgothische Theodorich der Grosse, von dem die frühere Dichtung nichts wusste, hat jetzt eine Stelle in dem Cyklus erhalten. In ihm aber äussert sich vorzugsweise die vorhin bemerkte Eigenthümlichkeit der deutschen Natur. Bei dem grossen Kampfe, der vor seinen Augen beginnt und in den er befreundete und verwandte Geschlechter verwickelt sieht, erscheint er als Zuschauer mit einer Unbeweglichkeit und scheinbaren Gleichgültigkeit, bis endlich der Augenblick kommt, wo er selbst verletzt und beleidigt nicht länger antheillos bestehen kann. Er entwickelt nun eine Kraft, die ihn höher stellt als alle andern Mitkämpfer. Er bleibt Sieger, aber nicht ein freudiger, denn auch seine Helden sind alle mit in das allgemeine Verderben gerissen worden, und er allein scheint nur übrig geblieben zu sein, um es beweinen zu können.

Die Darstellung zeigt alle Vorzüge der ausgezeichneten geistigen Bildung, welche dem 13. Jahrhundert eigen war. Die frühe[re] Herbheit und Strenge ist durch eine reiche und behagliche Breite ersetzt und die Einfachheit, das Ansprechende und die Süssigkeit der Rede ist so gross dass sie an die Homerische Anmuth erinnert; ich spreche hier nicht meine Meinung aus, sondern ich wiederhole, was Männer wie Joh. Müller und Niebuhr geurtheilt haben.

Die Fähigkeit, ein nationales Epos hervorzubringen, scheint einer gewissen Zeit eigen zu sein, und zum zweiten Male nicht

wieder hervorzukommen, wie in der organischen Natur die Bildungskraft erkaltet und Geschlechter verschwinden, aber keine neue entstehen. Noch schwache Versuche wurden, nachdem jene Höhe erreicht war, gemacht, bis jene Kraft gänzlich erstarb.

Vor uns liegt ein anderer Weg, welchen die wiedererwachte Wissenschaft uns zeigt. Die kritische Kunst ward geboren und ihr Beruf, die Wahrheit durch Scheidung und Sonderung zu gewinnen und Poesie und Geschichte streng zu scheiden, ist an sich ehrwürdig und vergilt der Geschichtschreibung, was sie auf einer Seite verloren hat, durch grosse und unvergängliche Vorzüge.

Wie könnte ich aber von dem Werthe der Wissenschaft reden und der Herstellung der kritischen Geschichte, ohne des grossen Einflusses zu gedenken, welchen unsere Universität darauf gehabt hat. Indem mir die Ehre zu Theil wird, der edlen Versammlung, welche in diesem Augenblick die Universität auf eine so glänzende Weise darstellt, beigezählt zu werden, fühle ich mich beschämt und ich kann dieses Gefühl nur durch den festen Vorsatz und das feierliche Versprechen besiegen, nach meinen besten Kräften mich dieser Ehre würdig zu machen.

Doch schwach und nichtig sind menschliche Bemühungen, wenn wir Gottes Beistand nicht erbitten.

ANTRITTSREDE IN DER AKADEMIE

GEHALTEN AM 8. JULI 1841.

*Als,**) vor längerer Zeit schon, *die königliche Akademie eine nähere Verbindung mit sich meinem Bruder und mir eröffnete, lag es noch ausser aller Berechnung, dass* die erwiesene *Gunst* einmal uns in die Mitte dieser Versammlung selbst führen und wir uns *des unschätzbaren Vorrechts* erfreuen würden, *an hiesiger Universität öffentliche Vorlesungen halten* zu dürfen. Um so lebhafter erkennen wir den Werth der uns zu Theil gewordenen Ehre, um so aufrichtiger ist der Dank, den wir der Akademie darbringen. Wie die Genossenschaft mit Gelehrten, welche, und zwar mit so glänzendem Erfolg, der Wissenschaft ihre Kräfte gewidmet haben, die Nacheiferung erwecken muss, so ist auch die Erinnerung an die Hingeschiedenen, welche einst diese Plätze einnahmen und durch ihren Geist noch unsere Gegenwart verherrlichen, die Erinnerung zumal an jenen gewaltigen Mann, dessen Tag wir heute festlich begehen, die edelste Anregung der Seele. Deutsche Akademien sollen, wie ihre Wahlsprüche andeuten, die Wissenschaft auf höhere Bahnen leiten: sie sollen sie zieren, aber auch fruchtbar machen und dem Leben den Gewinn des einsam schaffenden Geistes überliefern: möge es mir vergönnt sein, mit reinem Eifer an diesem Bemühen Theil zu nehmen. Redlicher Wille hofft zu ersetzen, was den Kräften abgeht.

In beneidenswerther Lage befinden sich jene Wissenschaften, welchen Jahrhunderte lang fortgeführte Arbeiten schon eine Grundlage bereitet haben, auf welcher sie in gesichertem Wohl-

*) [Die cursiv gedruckten Worte sind von Jacob.]

stande weiter fortbauen. Sie gleichen einem Manne, der auf ererbten, längst durchfurchten Boden seinen Samen wirft und der Ernte gewiss sein kann, unbesorgt, ob sie jeden Sommer gleich ergiebig ist; er weiss, was das eine Jahr nicht einbringt, wird das nächste doppelt vergüten. In solch einer glücklichen Lage befindet sich die Erforschung des deutschen Alterthums noch nicht. Sie hat noch schwere Arbeit vor sich, sie muss den Boden umreissen und urbar machen, eingewurzelte Vorurtheile ausroden, wenn sie sich auch freuen darf, dass einzelne Felder schon grünen, selbst reife Früchte tragen. Es ist eine befremdende, aber doch leicht erklärbare Erscheinung, dass das Einheimische am spätesten die wissenschaftliche Betrachtung erweckt. Wie die schriftliche Aufzeichnung der überlieferten Poesie, des fortgepflanzten Rechts, wie die Beachtung althergebrachter Sitten erst zu einer Zeit beginnt, wo der Untergang droht, so pflegt das einheimische Alterthum erst dann äusserlich Macht und Ansehen zu gewinnen, wenn die Gegenwart von ihrem Zusammenhang mit der Vergangenheit soll abgelöst und die Fäden eigener Entwickelung sollen abgeschnitten werden. Die deutsche Alterthumswissenschaft hat den Ruhm, zu einer Zeit entstanden zu sein, wo fremde Gewalt auf Deutschland lastete. Sie wollte, soweit es bei ihr stand, den Geist stärken, dessen Kraft langsam wächst, dessen Erfolg sicher ist. Sie wird diesen Ursprung nicht verläugnen, sondern daran fest halten, dass Sicherung und Wiederbelebung des Vaterländischen ihr letztes Ziel ist.

Möge daher die Akademie ihre Theilnahme auch einem Vorhaben schenken, das ein solches Ziel im Auge zu haben sich bewusst ist. Ich meine das Unternehmen, die deutsche Sprache der letzten Jahrhunderte von der Zeit an, wo sie, von Luthers lebenskräftigem Geist erwärmt, aus ihrer Erstarrung erwachte und neue Wurzeln zu schlagen anfieng, in Einem Werke zusammenzufassen. — Die Rede unserer Zeit bewegt sich in einem nicht allzugrossen Kreis und sucht, was ihr fehlt, durch geschickte Handhabung des Bekannten zu bedecken; vielleicht wird sie selbst überrascht, wenn sie sieht, wie viel umfangreicher der Baum ist, den jene drei Jahrhunderte hervorgetrieben haben, wie

reich seine Zweige sich nach allen Seiten ausbreiten. — Den höchsten Dank zu erreichen, geht über die Kräfte des Einzelnen, aber warum sollten wir nicht hoffen dürfen, mit treuem Fleiss und ernstlicher Anstrengung den Weg bis dahin zurück zu legen, wo sich das Gebiet unserer Sprache, soweit sie eine noch bestehende darf genannt werden, mit einiger Sicherheit überblicken lässt? — Welcher Gewinn daraus entspringen, wie weit unsere Zeit dadurch gefördert, ob Reinheit, Adel, Wahrheit, sinnliche Kraft der Sprache wachsen, ob das Gefühl für das gemeinsame Vaterland dadurch zunehmen wird, das wird von der geistigen Freiheit und Lebendigkeit der Gegenwart abhängen. Nur im Sonnenschein, von frischer Luft angehaucht, gedeiht die Kornähre zu nährender Frucht.

Doch ich habe nicht nöthig, an die Akademie diese Bitte besonders zu richten, sie hat ihre Theilnahme an diesen Bestrebungen schon durch die Wahl ihrer Mitglieder ausgedrückt, und ein Gelehrter aus ihrer Mitte hat ein mühsames Werk bereits nahe zu seinem Ende geführt, in welchem die Schätze unserer ältesten Sprache aus den Quellen zusammengestellt sind. *Auch braucht es nicht erst in unser aller Gedächtnis zurückgerufen zu werden, dass schon vor hundert Jahren einer der eifrigsten Begründer dieser Akademie selbst, Johann Leonhardt Frisch, indem er den Anbau unserer Muttersprache nach Kräften und auf das Glücklichste förderte, das erste kritische Wörterbuch von ihr mit unverkennbarem Talent zu Stande brachte.* Es bleibt also nur der Wunsch übrig, dass eine *weitere* Ausführung *der von diesem trefflichen Mann entworfenen Pläne, sowohl der von Leibnitz dem Publicum seiner Zeit vergeblich ans Herz gelegten Gedanken und Vorschläge über die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, als auch der Fortschritte eingedenk sei, welche die Philologie seitdem in ihrem ganzen Umfang gewonnen hat, und dass wir* des geschenkten Zutrauens uns nicht ganz unwerth zeigen mögen.

BERICHT ÜBER DAS DEUTSCHE WÖRTERBUCH.

Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt am 24., 25. und 26. September 1846. Frankfurt am Main, Sauerländers Verlag. 1847. Lex.-8. S. 114—124.*)

Meine Herren, ich erlaube mir Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit auf eine Sache zu lenken, die an sich Ihrer Betrachtung nicht unwürdig ist: da sie aber zugleich als eine persönliche Angelegenheit erscheint, so muss ich im voraus um Ihre Nachsicht bitten. Vor mehreren Jahren haben wir beide, mein Bruder und ich, die Ankündigung eines deutschen Wörterbuchs erlassen. Man hat uns eine Theilnahme gezeigt, die schmeichelhaft war, selbst dann, wenn sie einige Ungeduld über die noch nicht eingetretene Erfüllung zeigte, oder wenn man, irre ich nicht, von Berlin aus, wo man leicht Erkundigung einziehen konnte, in öffentlichen Blättern anzeigte, dass der erste Theil des Werks bereits der Presse übergeben sei. Ja, es ist schon an die Buchhandlung das Begehren gestellt worden, den dreissigsten Bogen zu senden, was natürlich schon neun und zwanzig bereits gedruckte voraussetzt. Es sollte mir lieb sein, wenn dem so wäre. Allein ein Werk dieser Art bedarf langer und mühsamer Vorarbeiten, deren Beendigung nicht erzwungen werden kann. Das Wörterbuch soll die deutsche Sprache umfassen, wie sie sich in drei Jahrhunderten ausgebildet hat: es beginnt mit Luther und schliesst mit Goethe. Zwei solche Männer, welche, wie die Sonne dieses Jahrs den edlen Wein, die deutsche Sprache beides feurig und lieblich gemacht haben, stehen mit Recht an dem Eingang und Ausgang. Die Werke der Schriftsteller, die zwischen beiden aufgetreten sind, waren sorgfältig auszuziehen, nichts Bedeutendes sollte zurückbleiben. Ich brauche

*) [Dieser Bericht ist mit Benutzung von Correcturen und Anmerkungen aus dem Handexemplar, die hier nicht weiter bezeichnet sind, abgedruckt.

nicht zu sagen, dass die Kräfte Zweier, zumal wenn sie über die Mitte des Lebens längst hinweggeschritten sind, nicht zureichen, diesen Schatz zu heben, kaum zu bewegen: aber ganz Deutschland (auch hier machte das nördliche und südliche keinen Unterschied) hat uns treuen Beistand, manchmal mit Aufopferung geleistet; oft ist er uns da, wo wir ihn nicht erwarteten, angeboten, nur selten, wo wir ihn erwarteten, versagt worden. Ich kann die Zahl der Männer von den Schweizerbergen bis zu der Ostsee, von dem Rhein bis zur Oder, welche an der Arbeit Theil genommen haben, nicht genau angeben, aber sie ist beträchtlich: selbst unter den Mitgliedern dieser glänzenden Versammlung erblicke ich einige von ihnen und kann unsern Dank öffentlich aussprechen. In Luther gewann die deutsche Sprache, nachdem sie von der früheren, kaum wieder erreichbaren Höhe herabgestiegen war, wieder das Gefühl ihrer angebornen Kraft. Aus Luthers Jahrhundert war was sich nur erreichen liess zu benutzen. Hernach hat der dreissigjährige Krieg Deutschland und sein geistiges Leben verödet; gleichmässig welkte die Sprache und die Blätter fielen einzeln von den Ästen; was sich in dieser Zeit irgend auszeichnete, musste berücksichtigt werden. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hieng trübes Gewölk über dem alten Baum, dessen Lebenskraft zu schwinden schien. Mit Anmassung, zunächst unter Gottsched, erhob sich die Grammatik und gedachte der Sprache aufzuhelfen. Aber eine Grammatik, die sich nicht auf geschichtliche Erforschung gründete, sondern die Gesetze eines oberflächlichen Verstandes der Sprache aufnöthigen wollte, würde selbst bei minderer Beschränktheit unfähig gewesen sein, den rechten Weg zu finden. Ein solches Gebäude schwankt hin und her, die Sprache gewinnt durch ein willkürliches Gesetz eine gewisse Gleichförmigkeit und scheinbare Sicherheit, aber die innere Quelle beginnt zu versiegen, und das trockene Gerüst fällt schnell zusammen. Für diese Zeit war nur eine Auswahl zulässig: dass wir das Richtige getroffen haben, dürfen wir hoffen, aber das Urtheil steht andern zu. Unserm Vaterland ist mehrmals ein Retter erschienen, der seine Geschicke wieder aufwärts lenkte: so erschien Goethe auch der Sprache als ein neues Gestirn, Goethe, der dieser Stadt ange-

hört, dessen Standbild, das seine schönen und edlen Züge bewahrt, ich ohne Bewegung nicht betrachte, der in die Tiefen der menschlichen Seele hinab, zu ihren Höhen hinauf geblickt hat und über den eigenen Lorbeerkranz, der in seiner Hand ruht, hinweg schaut. Der Stab, mit dem er an den Felsen schlug, liess eine frische Quelle über die dürren Triften strömen; sie begannen wieder zu grünen und die Frühlingsblumen der Dichtung zeigten sich aufs neue. Es ist nicht zu erschöpfen, was er für die Erhebung und Läuterung der Sprache gethan hat, nicht mühsam suchend, sondern dem unmittelbaren Drange folgend; der Geist des deutschen Volkes, der sich am klarsten in der Sprache bewährt, hatte bei ihm seine volle Freiheit wieder gefunden. Was sonst hervorragende Männer, wie Wieland, Herder, Schiller in dieser Beziehung gewirkt haben, erscheint ihm gegenüber von geringem Belang; Lessing stand, was die Behandlung der Sprache betrifft, ihm am nächsten, aber niemand hat ihn bis jetzt erreicht, geschweige übertroffen. Goethe ist also für die letzte Periode, der sein langes Leben eine glückliche Ausdehnung gegeben hat, der Mittelpunkt des deutschen Wörterbuchs. Wenn die Auszüge aus den Werken der Zeitgenossen, die seinem Anstoss bewusst oder unbewusst folgten, völlig beendigt sind, und dieses Stück unseres Weges wird bald zurück gelegt sein, so kann erst das eigentliche Werk, ich meine die Anordnung und Verarbeitung des gesammelten Stoffes, beginnen. Dann wird sich zeigen, ob wir im Stande sind, dem Ziel, das uns vorschwebt, nahe zu kommen: dann vermögen wir der Theilnahme, die sich oft geäussert, und dem Beistand, den man uns geleistet hat, einen würdigen Dank zu bringen.

Meine Herren, wenn ein Franzose unsicher ist über den Begriff eines Wortes, wenn er nicht weiss, ob es überhaupt in der Schriftsprache zulässig ist, wenn er fürchtet, einen orthographischen Fehler zu machen, so holt er sein Gesetzbuch herbei, ich meine das Wörterbuch der Akademie. Er schlägt nach und findet eine Entscheidung, welche, um mich juristisch auszudrücken, kein Gericht wieder umstossen darf, mit andern Worten, er schreibt correct und ist gegen jeden Tadel gesichert. Welch ein glücklicher Zustand! so scheint es wenigstens, die Sprache

zeigt sich in letzter Vollendung, niemand kann ihr etwas anhaben, niemand hat etwas mehr von ihr zu fordern, sie legt, wenn sie weiter schreitet, nur reines Gold in ihre Schatzkammern. Aber die Rückseite des glänzenden Bildes gewährt einen ganz andern Anblick, man kann sagen, einen traurigen. Napoleon drückte sich vortrefflich aus, scharf, bestimmt, wie es die französische Sprache vermag, er schlug den Nagel auf den Kopf, das wird ein jeder eingestehen, auch wer ihn so wenig liebt als ich: aber er schrieb erbärmlich. Auf St. Helena fragte er den Vertrauten Las Cases, der seine Mittheilungen auffasste, ob er Orthographie verstände, und fügte verächtlich hinzu, das sei das Geschäft derer, die sich zu dieser Arbeit handwerksmässig hergäben. In der That, selbst geistig ausgezeichnete Männer, zumeist Schriftstellerinnen, deren sich dort nicht wenige geltend machen, wissen nicht richtig zu schreiben, sie übergeben die Handschrift jenen Handlangern, die das Unzulässige streichen, das Fehlerhafte bessern, die Orthographie berichtigen, kurz die Sprache auf gesetzlichen Fuss bringen. Jetzt erst wird das Buch gedruckt und die Welt erfährt nichts von dem Zustand, der dahinter besteht und allein der wahre ist. Diese Einrichtung hat etwas Bequemes und sorgt für den äussern Anstand, ja man könnte in Versuchung gerathen, der verwahrlosten, hingesudelten Sprache, die bei uns oft genug in ihrer Blösse sich zeigt, eine solche polizeiliche Aufsicht zu wünschen. Aber die natürliche Freiheit, die keine Fesseln duldet, hat sich in Frankreich gegen jene Allgewalt schon aufgelehnt. Es giebt eine Partei, welche die Aussprüche des Wörterbuchs der Akademie nicht mehr anerkennt und ihre Sprache nach eigenem Belieben bildet, nicht bloss frei, kühn und keck, auch rücksichtslos und gewaltsam; man kokettirt in der Bildung neuer Wörter, wie in dem Gebrauch der bekannten. Dies ist die Gefahr, welche jede Rückwirkung gegen übergrosse Spannung mit sich führt, und es wird noch zweifelhaft sein, was dieses plötzliche Umstürzen der alten Grenzpfähle herbeiführt, grössern Vortheil oder grössern Nachtheil. So steht es nicht bei uns, und ich glaube, wir dürfen sagen zu unserm Glück. Unsere Schriftsprache kennt keine Gesetzgebung, keine richterliche Entscheidung über das,

was zulässig und was auszustossen ist, sie reinigt sich selbst, erfrischt sich und zieht Nahrung aus dem Boden, in dem sie wurzelt. Hier wirken die vielfachen Mundarten, welche der Rede eine so reiche Mannigfaltigkeit gewähren, auf das Wohlthätigste. Jede hat ihre eigenthümlichen Vorzüge: wie munter und scherzhaft drückt sich der Süddeutsche aus! Geht der grösste Reiz von Hebels alemannischen Gedichten nicht verloren, wenn man sie in das vornehmere Hochdeutsch übersetzt? Zwischen den Kehllauten des Schweizers dringt das Naive seiner Worte um so lebhafter hervor; welche vertrauliche Redseligkeit und anmuthige Umständlichkeit herrscht in der Sprache der Niedersachsen! Ich berühre nur die auffallendsten Gegensätze, denn unter einander würden diese Stämme oft sich gar nicht verstehen, während dazwischen liegende Mischungen und Abstufungen sie wieder verbinden. Unsere Schriftsprache schwebt über dieser Mannigfaltigkeit, sie zieht Nahrung aus den Mundarten und wirkt, wenn auch langsam, wieder auf sie zurück. Dieses Verhältnis ist alt, ein hochdeutscher Dichter des dreizehnten Jahrhunderts wünscht schon, dass sein Gedicht von der Donau bis Bremen gelesen werde; die Schriftsprache ist also das Gemeinsame, das alle Stämme verbindet, und giebt den höheren Klang an zu der Sprache des täglichen Verkehrs. Weil die scharfe Sonderung, wie sie das Gesetzbuch der französischen Akademie fordert, nicht besteht, so pflegen unsere Schriftsteller, und grade die vorzüglichern, die Mundart ihrer Heimat, wenn sie das Bedürfnis darauf leitet, einzumischen, so hat z. B. Voss häufig Wörter und Wendungen des Niederdeutschen hervor gezogen. Niemand verargt ihnen das, dringen sie damit nicht immer durch, so ist das kein Verlust. Goethe hat mit dem richtigsten Gefühl, wie der Augenblick drängte, die ihm angeborne Mundart benutzt und mehr daraus in die Höhe gehoben, als irgend ein anderer. Auch seine Aussprache, zumal in vertraulicher Rede, war noch danach gefärbt, und als sich jemand beklagte, dass man ihm den Anflug seiner südlichen Mundart in Norddeutschland zum Vorwurf gemacht habe, hörte ich ihn scherzhaft erwidern: „man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen, der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.“ Und soll man den Vortheil

aufgeben, den der Wechsel der höhern, geläuterten Rede und der heimischen Mundart, wie ihn verschiedene Stimmungen fordern, natürlichen Menschen gewährt?

Sie sehen, meine Herren, wo ich hinaus will, welches Ziel ich dem Wörterbuch stecke. Sollen wir eingreifen in den Sprachschatz, den die Schriften dreier Jahrhunderte bewahren? entscheiden, was beizubehalten, was zu verwerfen ist? sollen wir, was die Mundarten zugetragen haben, wieder hinausweisen? den Stamm von den Wurzeln ablösen? Nein, wir wollen der Sprache nicht die Quelle verschütten, aus der sie sich immer wieder erquickt, wir wollen kein Gesetzbuch machen, das eine starre Abgrenzung der Form und des Begriffs liefert und die nie rastende Beweglichkeit der Sprache zu zerstören sucht. Wir wollen die Sprache darstellen, wie sie sich selbst in dem Lauf von drei Jahrhunderten dargestellt hat, aber wir schöpfen nur aus denen, in welchen sie sich lebendig offenbart. Sollen wir zusammen scharren, was nur aufzutreiben ist, wie Campe und andere gewollt haben? was aus den Winkeln, wo das Gewürm der Litteratur hockt, sich an das Tageslicht gewagt hat? Unser Werk wird, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, eine Naturgeschichte der einzelnen Wörter enthalten. Jedem, in welchem sich das Gefühl für die Sprache rein erhalten hat, bleibt das Recht, den Inhalt eines Worts zu erweitern oder zusammenzuziehen, der Fortbildung wird keine Grenze gesetzt, aber sie muss auf dem rechten Weg bleiben. Die französische Sprache neigt dahin, einen logisch bestimmten, vorsichtig beschränkten Begriff eines jeden Wortes zu gewinnen, das entspricht der Natur des französischen Volks und gewährt eine gewisse Bequemlichkeit, zumal denen, deren Geist dürftig geblieben ist, sie reden immer noch besser als sie denken; aber in diesem Zustande steigt der Saft in dem Stamm nur träge und langsam auf. Ich hoffe, es wird dem deutschen Wörterbuch gelingen, durch eine Reihe ausgewählter Belege darzuthun, welcher Sinn in dem Wort eingeschlossen ist, wie er immer verschieden hervorbricht, anders gerichtet, anders beleuchtet, aber nie völlig erschöpft wird; der volle Gehalt lässt sich durch keine Definition erklären. Gewiss, das Wort hat eine organische Form,

die nicht in die Gewalt des Einzelnen gegeben ist, wiederum aber, der Geist ist es allein, der das Wort erfüllt und der Form erst Geltung verschafft; es giebt ebensowenig ein buchstäbliches Verständnis, als der Geist ohne das Wort sein Dasein kund zu thun vermag. Wie wäre die Erscheinung sonst zu erklären, dass einzelne Wörter in dem Fortschritt der Zeit ihre Bedeutung nicht bloss erweitert oder eingeengt, sondern ganz aufgegeben haben und zu der entgegengesetzten übergegangen sind?

Es würde ungeschickt sein, wenn ich hier von der innern Einrichtung des Wörterbuchs oder von der Weise reden wollte, mit der wir den kaum zu überschauenden Stoff zu bewältigen gedenken; man darf auf glücklichen Takt bei der Ausarbeitung eines solchen Werks, das mehr als eine Schwierigkeit zu besiegen hat, zwar hoffen, doch ihn nicht vorausverkündigen. Aber glauben Sie nicht, das Wörterbuch werde, weil es sich der geschichtlichen Umwandlung der Sprache unterwirft, deshalb auch lässig oder nachsichtig sich erweisen. Es wird tadeln, was sich unberechtigt eingedrängt hat, selbst wenn es muss geduldet werden; geduldet, weil in jeder Sprache einzelne Zweige verwachsen und verkrüppelt sind, die sich nicht mehr gerad ziehen lassen. Eben weil es die Freiheit nicht allein, sondern auch die Nothwendigkeit anerkennt und das Gesetz will, aber nur das aus der Natur hervorgegangene, so wird es gegen eine andere Richtung kämpfen, die zwar früher hier und da zum Vorschein gekommen ist, aber erst in der letzten Zeit auf eine unerträgliche Weise sich breit gemacht hat. Ich meine zunächst die Anmassung, mit welcher einzelne sich berechtigt glauben, die Sprache zu bessern und nach ihrem Verstand einzurichten. Kleine Geister haben es gewagt, das Messer zu ergreifen und in das frische Fleisch einzuschneiden. Ich will nur das traurige Andenken an Wolke und Radlof erneuern, die mit Eifer und Fleiss, aber mit beispiellosem Unverstand die natürliche Gestalt der Sprache zerstören wollten. Noch immer spuken sie fort, zwar minder gewaltsam, aber desto gefährlicher; man lebt in dem Wahn, ein jeder dürfe, wie es ihn gelüste, mit der Sprache umspringen und ihr seine geistlosen Einfälle aufdrängen, sobald sie etwa logischen Schein haben oder sich irgend eine Analogie dafür anführen

lässt; ja, auch ohne eine solche Entschuldigung wirft man ihr Schutt und Schlacken dieser Art auf den Weg. Nur ein Paar Beispiele, wie sie mir gerade einfallen. Ich habe lesen müssen und zwar gedruckt von „mehrmaligen ausstreckenden Hinzureimungen", was hinzugefügte Verse eines Gedichtes bedeuten soll. Da ist nicht von der Verstossung der Gemahlin, sondern von dem „Verstoss" die Rede oder von der „Treugestalt" eines Mannes. Was „augenstecherische, meerwerferische Zusicherungen" sein sollten, habe ich vergessen. Ich will die Gelegenheit benutzen, noch einiger Zusammensetzungen (es sind auch nur Beispiele) zu gedenken, die eben jetzt mit der Anmassung auftreten, als liege darin eine Bereicherung und ein Fortschritt der Sprache. Man nennt „selbstredend" was sich von selbst versteht, als wäre es gut Deutsch, wenn man sagte: „der Stumme schwieg selbstredend still." Selbstredend ist nur, wer bei seiner Rede sich selbst vertritt und keines andern bedarf, wie selbstständig, wer auf eigenen Füssen, nicht aber gleich einem Korkmännchen von selbst steht. Wie wohl nach dieser schönen Erfindung ein Selbstdenker zu erklären wäre? er könnte sich jede Anstrengung beim Denken ersparen, wie der Selbstthätige beim Handeln[1]). Was Gegenwart heisst, weiss ein jeder, aber „Jetztzeit"[2]), übelklingend und schwer auszusprechen, soll bedeutungsvoller sein, warum nicht auch „Nunzeit" oder „Nochzeit"? es wäre ebenso zulässig, ebenso sinnreich. Wer nicht fühlt, wie abgeschmackt „Zweckessen" lautet, der ist nicht zu bessern. Alle diese neugeschaffenen Missgestalten springen wie Dickbäuche und Kielkröpfe zwischen schön gegliederten Menschen umher. Will sich die Sprache aus ihrem Alterthum durch Wiederaufnahme einzelner Wörter stärken, so habe ich nichts dagegen, aber es muss mit Einsicht und Mass geschehen, nur wenn man fühlt, dass das Welkgewordene noch Kraft hat, sich wieder aufzurichten, mag man es versuchen; in

[1]) „Er hat die Adresse selbstverständlich ebenfalls unterschrieben." Deutsche Zeitung 1847. S. 540. — Selbstgewachsene Blume wird noch niemand sagen für die, welche sponte wächst.

[2]) „Jetztwelt" Augsburger Allgemeine Zeitung 1847. S. 1381, Simrocks Rheinl. S. 341, „Jetztzustand" Gerv. Deutsche Zeitung 1847. S. 202.

das völlig Abgetrocknete dringt kein neues Leben; wen aber die Erforschung der alten Sprache nicht dazu berechtigt, der thut klug, sich an das zu halten, was die Gegenwart bietet. Glaubt sich doch jeder befugt, auch die Orthographie zu meistern, die, wie verderbt sie ist, doch nur durch Einsicht in das geschichtliche Verhältnis der einzelnen Laute allmählich kann gereinigt werden. Zu diesem kecken Vordrängen macht die Furchtsamkeit einen seltsamen Gegensatz, mit welcher man sich scheut, die grossen Buchstaben aufzugeben (es ist das Natürlichste von der Welt und geschichtlich wohlbegründet): man erschrickt davor wie vor einer Umwälzung der bestehenden Ordnung.

Ein Redner vor mir hat mit Recht behauptet, die Wissenschaft suche nicht sich selbst allein, sie sei vorhanden, um den Geist des ganzen Volks (ich begreife alle Stände darunter) zu erheben und auf seinem Wege zu fördern. Möge daher das Wörterbuch nicht bloss die Forschung begünstigen, sondern auch im Stande sein, das Gefühl für das Leben der Sprache zu erfrischen. Luther hat gesagt, die Sprache sei die Scheide, in welcher der Stahl des Gedankens stecke: die Scheide ist schlotterig geworden, Nebel und Dünste setzen sich mit Rostflecken auf den Glanz. Jede gesunde Sprache ist bildlich, auch der zarteste Gedanke verlangt einen sichtbaren Leib. In der letzten Bildungsstufe hat sich eine überwiegende Neigung zu abstracten Ausdrücken gezeigt: nicht zum Vortheil, denn das abstracte Wort schliesst sich nicht fest an den Gedanken: es lässt eine Leere dazwischen und läuft Gefahr, inhaltlos zu werden. Man nimmt den Mund voll und sagt wenig, manchmal gar nichts. Die Knochen erweichen, das Antlitz wird bleich und bleifarbig. Könnte das Wörterbuch dahin wirken, dass die sinnliche Rede, der bildliche Ausdruck (ich meine nicht die von allen Händen abgegriffenen Gleichnisse) selbst auf die Gefahr, derb oder eckig zu erscheinen, wieder in ihr Recht gesetzt werde! — „Damit der Bezug übersinnlicher Anschauungen auf die Wirklichkeit sichtbarer Wesenheiten vergegenwärtigt werde," würden jene hinzusetzen, die sich darin gefallen, den Kern der Sprache zu verflüchtigen, die nur grau in grau malen wollen.

Ich will noch eine Saite anschlagen. Wir geben uns der

Hoffnung hin, dass das Wörterbuch den Sinn für Reinheit der Sprache wieder erwecke, der in unserer Zeit völlig abgestorben scheint. Keine andere Sprache befindet sich, von dieser Seite betrachtet, in einem so erbarmungswürdigen Zustand. Das bleibt wahr, wenn man auch zugiebt, dass abgeleitete wie die romanischen und gemischte wie die englische der Gefahr weniger ausgesetzt sind, ihren Ursprung und ihre Würde zu vergessen. Ich muss andeuten, wie ich das verstehe. Kein Volk, wenigstens kein europäisches, scheidet sich streng von dem andern und setzt geistigen Berührungen Grenzpfähle entgegen, wie man den Waaren und Erzeugnissen des Bodens thut. Sobald aber Völker sich äusserlich nähern, so erfahren auch ihre Sprachen eine nothwendige Wechselwirkung. Wer kennt nicht den Zusammenhang jener beiden Stämme, bei welchen unsere Bildung wurzelt, denen wir Unsägliches verdanken, mehr als wir uns in jedem Augenblick bewusst sind? ich meine natürlich die Griechen und Römer. Ich will nicht berühren, dass die Völker, die man die kaukasischen nennt, Gemeinsames genug, ja unbezweifelte Spuren einer untergegangenen Ursprache bewahren: ich rede nur von der sicheren Wahrnehmung, dass sie eine Anzahl Wörter von einander geborgt und aufgenommen haben. Das musste geschehen und war ein Gewinn. Daheim nicht ausgebildete oder gar nicht vorhandene Begriffe holt man von andern und nimmt das Wort dafür mit: könnten wir z. B. auskommen, wenn wir „Idee“ wieder wegweisen sollten? Schon das Althochdeutsche hat sich dieses Rechts bedient, nur mit richtigem Gefühl die fremde Form der einheimischen angenähert[1]). Hat doch die romanische Sprache in Gallien anfänglich mehr aus der deutschen geborgt, als die deutsche aus ihr[2]). Manche von den Römern empfangene Wörter, wie etwa „Frucht, Tisch, Kampf“ sind zu uns so völlig übergegangen, dass wohl mancher überrascht wird, wenn er von fremdem Ursprung hört. Reden wir von „dichten“, so empfinden wir schon den Hauch des Geistes, jenes geheimnisreiche Schaffen der Seele: es ist nichts als das lateinische

[1]) Über das Gothische vgl. Wackernagel Gesch. der Litt. S. 20. 21.

[2]) Gottfried hat im Tristan schon viele französische Wörter aufgenommen. Der Tanhauser mischt viel französische Worte ein.

dictare, das zu dieser Würde sich erhoben hat. Aber auch Wörter, deren fremde Abkunft offen liegt, müssen geduldet werden: die Wissenschaften, Künste und Gewerbe bedürfen technischer Ausdrücke, die einen scharfbegrenzten, voraus verabredeten Begriff unverändert festhalten sollen. Versucht man eine Übersetzung, so klingt sie hölzern und lächerlich. Kann Jemand bei „Befehl“ an den grammatischen Imperativ denken, bei „Einzahl“ an den Singularis, bei „Mittelwort“ an das Participium, bei „Geschlechtswort“ an Artikel? Ob wohl ein Pedant schon pedantisch genug gewesen ist, für das fremde Wort, das ihn allein genau bezeichnet, ein einheimisches zu erfinden? Einem Humorist wird es nicht in den Sinn kommen sich zu übersetzen: wie wäre es möglich, die in allen Farben glänzenden Strahlen seines Geistes frei spielen zu lassen ohne das Recht, auch nach dem fremden Ausdruck zu greifen: das Anmuthigste und Heiterste müsste ungesagt bleiben. Auch im Ernst zwingt uns die Noth zum Borgen. Wissen wir Germanisten uns doch keinen erschöpfenden deutschen Namen zu geben.

Hat es bisher den Schein gehabt, als wollte ich der Einmischung des Fremden das Wort reden, so ist doch gerade das Gegentheil meine Absicht; ich wollte nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Was ich eben vertheidigt habe, ist so sehr in der Natur der Sache begründet, dass der steifleinene Purismus, der sich manchmal aufrichten will[1]), immer wieder zu Boden fällt. Aber gefährlich im höchsten Grad ist der Missbrauch, der in unserer Zeit alles Mass übersteigt; ich kann mich nicht stark genug dagegen ausdrücken. Alle Thore sperrt man auf, um die ausländischen Geschöpfe herdenweise einzutreiben. Das Korn unsrer edlen Sprache liegt in Spreu und Wust: wer die Schaufel hätte, um es über die Tenne zu werfen! Wie oft

[1]) Das Urbild der deutschen Rein-sprache von Wr (Dr) J. D. C. Brugger, Heidelberg 1847. Die neuste Alberneit. S. 41: Hochwissanstalt (Akademie der Wiss.), Chaos (Urgemisch), Krisis (Entscheidzeit), philosophisch (weltweisheitlich), Centralorgan (Mittelwerkzeug), mythologisch (sagen- oder götterlehrisch), Phantasie (Schaffkraft), litterarische Demonstration (schriftthümliche Angriffsdrohung), S. 57. 59: Wissner, Wissmeister (Dr), Hochschulinnung (Facultät).

habe ich ein wohlgebildetes Gesicht, ja die geistreichsten Züge von solchen Blattern entstellt gesehen. Öffnet man das erste Buch, ich sage nicht ein schlechtes, so schwirrt das Ungeziefer zahllos vor unsern Augen. Da liest man von „Amplificationen, Collectionen, Constructionen, Publicationen und Manipulationen“, da ist die Rede von „Divergenz, Reticenz, Omnipotenz, Cohärenz, Tendenz und Tendenzprocessen“, von „Localisirung“, von „nobler Natur“ und „prolifiquer Behandlung“, von „socialen Conglomeraten“ oder von „futilem Raisonnement“. Die Verhältnisse sollen nicht zart, sie müssen „delicat“ sein; wir werden nicht davon bewegt, sondern „afficirt“: das Leben versumpft nicht, es „stagnirt“. Ungleichartig versteht niemand, aber gewiss „heterogen“: das Jahrzehnd nimmt an Gewicht zu, wenn es „Decennium“ heisst. Das alles ist auf wenigen Blättern zu finden, und immer bot die Muttersprache das natürlichste, eindringlichste Wort. Und gar wenn Dürftigkeit des Geistes dahinter steckt! Die arme Seele borgt von den Philosophen ein Paar technische Ausdrücke, sie spricht vom „Objectiven und Subjectiven“, von der „Speculation und Intelligenz“ oder gar von dem „Absoluten“, das alle anderen Gedanken verschlingt. Es ekelt mich an, weitere Beispiele aufzusuchen. Diesen traurigen Verfall mag stumpfe Gleichgültigkeit gegen den hohen Werth der Sprache, die ein Volk noch zusammen hält, wenn andere Stützen brechen, mangelndes Gefühl von ihrer innern Kraft, manchmal auch die Neigung, vornehmer zu erscheinen, herbei geführt haben: Gewohnheit und Trägheit halten die Unsitte fest und lassen das Verderbnis immer weiter um sich greifen. Man weiss nicht mehr, dass man sündigt[1]). Habe ich doch, ich muss es sagen, an dieser Stelle, von den geehrten Rednern dieser Versammlung, welchen Glanz und Ruhm des Vaterlands am Herzen liegt, mehr fremde Worte gehört als sich ertragen lassen, sogar von denen, welche gegen die Anwendung des römischen Rechts und dessen Sprache sich so stark erklärt haben. Über Nacht

[1]) Fällt es denn niemand ein, dass dieser Gebrauch fremder Wörter die Sprache des Volkes, das sie nicht verstehen kann und sie nur ungeschickt und oft lächerlich anwendet, zu Grunde richtet?

lässt sich das Unkraut nicht ausreissen, wir müssen zunächst trachten, dass es nicht weiter hinauf wuchere und der edlen Pflanze Sonne und Luft raube.

Das war es, meine Herren, was ich Ihnen bei Gelegenheit des deutschen Wörterbuchs sagen wollte: ich schliesse mit dem Wunsch, dass es bei Ihnen eine gute Stätte finden möge.

KOSMOS.

ÜBER DIE NATURBESCHREIBUNG IN DEM DEUTSCHEN VOLKSEPOS UND DEM MINNEGESANG.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltordnung von Alexander von Humboldt. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. II Bd (1847). 8. S. 33—36.

[Brief an A v H. October 1845; vgl. S. 113].

Die vaterländischen Dichter jener Epoche [des Mittelalters] haben sich nirgends einer abgesonderten Naturschilderung hingegeben, einer solchen, die kein anderes Ziel hat, als den Eindruck der Landschaft auf das Gemüth mit glänzenden Farben darzustellen. Der Sinn für die Natur fehlte den altdeutschen Meistern gewiss nicht; aber sie hinterliessen uns keine andre Äusserung dieses Sinnes als die, welche der Zusammenhang mit geschichtlichen Vorfällen oder mit den Empfindungen erlaubte, die in lyrische Gedichte ausströmten. Um mit dem Volksepos, den ältesten und werthvollsten Denkmälern, zu beginnen, so findet sich weder in den Nibelungen noch in der Gudrun[1]) die Schilderung einer Naturscene, selbst da, wo dazu Veranlassung war. Bei der sonst umständlichen Beschreibung der Jagd, auf welcher Siegfried ermordet wird, geschieht nur Erwähnung der blumenreichen Heide und des kühlen Brunnens unter der Linde. In der Gudrun, die eine gewisse feinere Ausbildung zeigt, bricht der Sinn für die Natur etwas mehr durch. Als die Königstochter mit ihren Gefährten, zu niedrigem Sklavendienst gezwungen, die Gewänder ihrer grausamen Gebieter an das Ufer des Meeres trägt, wird die Zeit bezeichnet, wo der Winter sich eben gelöst und der Wettgesang der Vögel beginnt. Noch fallen Schnee und Regen

[1]) S. Gervinus Gesch. der deutschen Litt. Bd I, S. 354—381.

herab, und das Haar der Jungfrauen wird vom rauhen Märzwinde gepeitscht. Als Gudrun, ihre Befreier erwartend, das Lager verlässt und nun das Meer beim Aufgang des Morgensterns zu schimmern beginnt, unterscheidet sie die dunkeln Helme und die Schilde der Freunde. Es sind wenige Worte, welche dies andeuten, aber sie geben ein anschauliches Bild, bestimmt die Spannung vor einem wichtigen geschichtlichen Ereignis zu vermehren. Nicht anders macht es Homer, wenn er die Cyclopen-Insel schildert und die geordneten Gärten des Alcinous: er will anschaulich machen die üppige Fülle der Wildnis, in der die riesigen Ungeheuer leben, und den prächtigen Wohnsitz eines mächtigen Königs. Beide Dichter gehen nicht darauf aus, eine für sich bestehende Naturschilderung zu entwerfen.

Dem schlichten Volksepos stehen die inhaltreichen Erzählungen der ritterlichen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts entgegen, die eine bewusste Kunst übten und unter welchen sich Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg[1]) im Beginn des Jahrhunderts so sehr hervorheben, dass man sie die grossen und klassischen nennen kann. Aus ihren umfangreichen Werken würde man Beweise genug von tiefem Gefühl für die Natur, wie es zumal in Gleichnissen ausbricht, sammeln können; aber der Gedanke an unabhängige Naturschilderungen war auch ihnen fremd. Sie hemmten nicht den Fortschritt der Handlung, um bei der Betrachtung des ruhigen Lebens der Natur stille zu stehn. Wie verschieden davon sind die neueren dichterischen Compositionen! Bernardin de St. Pierre braucht die Ereignisse nur als Rahmen für sein Gemälde. Die lyrischen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, wenn sie die Minne besingen (was sie nicht immer thun), reden oft genug von dem milden Mai, dem Gesang der Nachtigall, dem Thau, welcher an den Blüthen der Heide glänzt: aber immer nur in Beziehung der Gefühle, die sich darin abspiegeln sollen. Um trauernde Stimmungen zu bezeichnen, wird der falben Blätter, der verstummenden Vögel, der in Schnee ver-

[1]) s. Gervinus aaO. Bd I. S. 450.

grabenen Saaten gedacht. Dieselben Gedanken, freilich schön und sehr verschiedenartig ausgedrückt, kehren unablässig wieder. Der seelenvolle Walther von der Vogelweide und der tiefsinnige Wolfram von Eschenbach, von dem wir leider nur wenige lyrische Gesänge besitzen, sind hier als glänzende Beispiele aufzuführen.

Die Frage, ob der Contact mit dem südlichen Italien oder durch die Kreuzzüge mit Kleinasien, Syrien und Palästina die deutsche Dichtkunst nicht mit neuen Naturbildern bereichert habe, kann im allgemeinen nur verneint werden. Man bemerkt nicht, dass die Bekanntschaft mit dem Orient dem Minnegesang eine andere Richtung gegeben habe. Die Kreuzfahrer kamen wenig in nahe Verbindung mit den Sarazenen; ja sie lebten selbst mit anderen Völkern, die für dieselbe Sache kämpften, in grosser Spannung. Einer der ältesten lyrischen Dichter war Friedrich von Hausen. Er kam in dem Heere Barbarossas um. Seine Lieder enthalten vielfache Beziehungen auf die Kreuzfahrt, aber sie drücken nur religiöse Ansichten aus oder den Schmerz, sich von der Geliebten entfernt zu sehen. Von dem Lande fand er und alle, die an den Kreuzzügen Theil nahmen, wie Reinmar der Alte, Rubin, Neidhart, Ulrich von Lichtenstein, nicht Veranlassung etwas zu sagen. Reinmar kam als Pilgrim nach Syrien, wie es scheint, im Gefolge Herzogs Leopold VI von Östreich. Er klagt, dass die Gedanken an die Heimath ihn nicht loslassen und ihn von Gott abziehen. Die Dattelpalme wird hier einige Male genannt, wo der Palmenzweige gedacht ist, welche fromme Pilger auf der Schulter tragen sollen. Ich erinnere mich auch nicht, dass die herrliche Natur Italiens die Phantasie der Minnesänger angeregt habe, welche die Alpen überstiegen. Walther von der Vogelweide, der weit umhergezogen, hatte nur den Po gesehn; aber Freidank[1]) war in Rom. Er bemerkt bloss, dass in den Palästen derer, welche sonst dort herrschten, Gras wachse.

[1]) S. Vridankes Bescheidenheit von Wilhelm Grimm 1834. S. L und CXXVIII.

ZEITGESCHICHTLICHES.

NACHTRAGE ZU DEN [KRIEGS-] BERICHTEN AUS CASSEL.

Der Preussische Correspondent. [...] No. 148. [Berlin.] Im Verlage der Realschul-buchhandlung. Mittwoch, den 15. December 1813.

[Brief an Arnim.]

Fast allgemein hatte man die Ankunft der Russen erst durch die Kanonenschüsse auf dem Forst und vor dem Thore erfahren; dem König wär' es nicht besser ergangen, wenn nicht einer von den Gensd'armes den Kosaken entwischt wäre. Wie sich die Soldaten nach ihrem Handwerk noch schlugen, so waren die Bürger von der Neuheit des Krieges zu sehr überrascht, um selbst Antheil zu nehmen; als die Russen zum zweiten Mal kamen, hatte man sich besonnen und es war anders. Sie liefen nur in die zum Markt führenden Strassen, wo das Gefecht war, um zuzusehen; umgekommen sind nur wenige und diese gerade auf unerwartete Weise. Einen Gärtnerburschen traf auf dem Friedrichsplatz, der ganz ausserhalb der Kanonen lag, die einzige Kugel, die durch Zufall dahin getrieben ward; einen Mann, einen künstlichen, der zerbrochenes Porzellan eigenthümlich zu flicken erfunden hatte, und der sonst schwerlich neugierig gewesen ist, kam die Lust an, aus seinem Hinterstübchen hervorzukommen, um sich umzusehen, und ward in dem Augenblick getödtet. Ein anderer wollte aus der Fischergasse, als die Kosaken einmal bis auf die Brücke gedrungen waren, um die Ecke sehen, eine Kartätsche nahm ihm aber gerade die Spitze der Nase weg.

Wie der folgende Tag allmählich ruhig ablief, glaubte man, die Sache sei beendigt und das Streifkorps wieder abgezogen: Nachrichten giengen nicht ein, weil die ausgestellten Pikete und

was sonst ausgeschickt war, nicht wieder hinein kam, und der Morgen des dritten Tags (30. September) schien das zu bestätigen. Indessen hatten sich die westphälischen Soldaten selber aufgelöst, was der König mitgenommen, hatte kaum bis Marburg ausgehalten; so waren von der schönen Jägergarde kaum noch 50 bis 60 Mann übrig, ein Linienregiment, das in Minden, 4 Stunden von hier, lag, hatte allein auf dem kurzen Wege 400 Mann verloren; die Leute waren haufenweis und in aller Bequemlichkeit abmarschirt, den reitenden Gensd'armen gab das wieder die beste Gelegenheit, sie warteten ihres Amtes, spannten die Pistolen und machten sich auf, die Flüchtigen wieder einzutreiben, und kamen nicht wieder. Ausser einigen von Paderborn her gekommenen Husaren und andern unbedeutenden Resten blieb daher nichts übrig als der hier gebliebene Theil von dem neuen Garde-Husaren-Regiment Jerome Napoleon, aus vielen Überbleibseln französischer Cavallerie, meist aber aus ganz jungen Conscribirten zusammengesetzt und, wie es im Moniteur hiess, ein Geschenk, das der Kaiser dem König gemacht, d. h. eine neue Auflage auf das Königreich. Da man hier graue, zerlumpte und schmutzige Leute auf einmal prächtig hochroth gekleidet sah, gleichsam neu gesotten, so wurden sie scherzweise die Krebse genannt, sie haben hernach auch in Hinsicht ihrer Bewegungen dem Namen keine Schande gemacht. Zum Kriegsdienst waren sie so geschickt, dass selbst die Franzosen von ihnen sagten: ils tombent de leurs chevaux comme la pluie. Eine Anzahl lockten die Kosaken von der Frankfurter Strasse ab durch die Fulda, drüben nahmen sie ihnen nicht nur die neuen Kleider, sondern sie zogen sie nackt aus, liessen ihnen nur die hohen, spitzen, dunkelblauen Mützen, die ausser dem Dienst getragen wurden, und schickten sie unter grossem Gelächter wieder zum Leipziger Thor herein, wo sie im Wachthaus so lange blieben, bis alte Mäntel gebracht wurden. Um halb drei Uhr zogen die russischen Colonnen unerwartet aus dem Melsunger Wald, man sah deutlich die Waffen in der Sonne blinken und zählte sicher auf Infanterie, die jedem Widerstand gleich ein Ende gemacht hätte. Indessen war es Täuschung, und das Leipziger Thor und die Brücke wurde ver-

rammelt; auch vor das Friedrichsthor ward eine Kanone aufgestellt, und da es gänzlich an Artilleristen fehlte, mussten junge Leute aus der Artillerieschule sie bedienen. Ein Theil der Husaren musste absitzen und auf der Brücke und vor dem Thor Dienst thun. Die Einwohner hatten sich jetzt in grossen Haufen überall versammelt, und es war vorauszusehen, dass sie diesmal nicht so ruhig zusehen würden: die Mauer, welche die Stadt jenseits der Fulda einschliesst, war mit einigen Jägern besetzt, die flink darauf herum sprangen und auf die sich klug und meist ausser Schussweite nähernden Kosaken zielten; so oft nun einer einen Fehlschuss that, wurde er drüben von einer grossen Menge Zuschauer, die an der abgebrannten Seite des Schlosses standen, mit unermesslichem Lachen begrüsst. Diese wurden indessen von den russischen eroberten Kanonen, die jenseits der Fulda hinter dem Augarten aufgestellt waren und zu spielen anfiengen, vertrieben, auch auf der Neustadt, wohin sie gerichtet waren, musste man in die Häuser und Keller sich zurückziehen, dagegen waren die Strassen der Altstadt gedrängt voll und Lärmen und Geschrei fieng an. Jedem Soldaten, der sich sehen liess, ward das Gewehr abgenommen und zerschlagen, geduldiger ist kaum jemand entwaffnet worden, als (was ich grade mit ansah) ein Haufen von jenen Husaren, es waren noch ganz junge Menschen, noch nicht einmal vollständig montirt, sie halfen selber die neue blau und weisse Gurt über ihrem französischen Provinzialkittel oder einer farblosen Uniform abbinden und in der Gosse forttreiben; auch suchten sie ordentlich redlich in den Taschen nach den beigesteckten Patronen und reichten sie hin. Dazwischen drängte sich der gemeine Pöbel, einer mit einer Pferdedecke, der andere mit einer Haberschwinge, ein Weib mit einer Halfter und ein Paar abgelegten Hosen, denn die Casernen wurden sogleich während der Kanonade geplündert; auch schrieen diese, die Lust hatten mehr zu stehlen, Feuer aus, das Einzige, was hier gefährlich war. Bei der Brücke gieng alles noch lebhafter zu, ein grosser Zug fiel über die Soldaten, Flinte und Säbel ward abgenommen und die Mützen und Schackos flogen ins Wasser. Einige suchten bei ihrem Offizier, der aber ein Deutscher war, Schutz, aber er

half sie selber entwaffnen, liess sich ein volles Glas bringen und rief den Bürgern zu: „nun, meine lieben Landsleute, zum ersten Mal wieder für Deutsche Freiheit!“ Dann wurden in Eile die quergestellten Wagen auf der Brücke bei Seite geschoben, eine hinlängliche Anzahl spannte sich vor die Kanone, die da stand, und zog sie fort nach dem Thor. Dort stand etwa eine Compagnie Franzosen, die von der Menge an die Wand gedrückt worden, einige wollten sie entwaffnen, aber, das unglaublich scheint, der Eifer und die Freude hatte alle so eingenommen, dass, als der Offizier rief: „ihr lieben Leute, was wollt ihr, wir sind ja mit euch!“ sie das gelten liessen und nur eilten, durch Hinwegschiebung der Boutiken und was sonst davor stand, das Thor zu öffnen, und nun gieng es in einem Zug bis in die bettenhäuser Vorstadt, wo die Russen hielten. Es wundert mich, dass in keinem Bericht von dieser hinausgeführten Kanonade die Rede war. Wie der Haufen hinaus war, schossen gleich die Franzosen, wovon ein Bürger gestreift wurde, und verrammelten das Thor von neuem, denn ob die Kosaken nicht trauten, sie kamen auf das Winken und Rufen der Bürger nicht heran. Dadurch ward der Haufen ausgeschlossen und musste an bekannten Stellen einzeln über die Stadtmauer zurück. Auch die Kanone vor dem Friedrichsthor ward hineingezogen von jungen Leuten und demontirt. Die nun folgenden Begebenheiten, die Unterhandlungen bei der Übergabe, sind aus den Berichten bekannt, Allix zögerte damit, so lang er noch einen Vorwand finden konnte, und unterzeichnete erst Abends halb zehn Uhr vor dem Cölner Thor, nachdem einzelne Kosaken schon an mehreren Orten eingedrungen waren.

Czernitscheff hat bei seinem von einem heitern Morgen begünstigten Einzug die erste Freude über Befreiung von französischem Joch gesehen, er konnte, wie er auf den Marktplatz, der gleich vor dem Leipziger Thore liegt, kam, nicht mehr fort, an den Stiefeln ward er fest gehalten, ja einer, weil er nicht näher kommen konnte, hielt den Hals seines Pferdes umarmt. Dazu kam die Sage, es sei der Kurprinz, die viele, welche diesen nie gesehen hatten, sich nicht ausreden liessen, selbst andere bestanden darauf: der Herr habe nur etwas dunkle und

kräuslichere Haare bekommen. Nur die Antwort, die einer von einem russischen Offizier wollte gehört haben: sie sollten sich schämen, dass sie ihren Fürsten nicht besser kännten, brachte sie vom Irrthum zurück. Die Bauern nur, die eine Anhänglichkeit, wie vielleicht in wenigen Ländern, besitzen, liessen sich nicht abweisen, brachten Musik zusammen und riefen ein Vivat, so leichtgläubig machen uns unsere Wünsche. Eine Bürgersfrau that das Beste und behauptete, der Prinz habe ihr auf der Brücke die Hand gereicht und gesagt: „Morgen kommt mein Vater!“ — Der Anlauf vor des Generals Haus hörte, so lang er da war, nicht auf, die es am herzlichsten meinten mit der Hoffnung auf die herannahende völlige Befreiung, giengen dahin, und die schlechtesten, denn man sah auch die Agenten der geheimen Polizei herumschleichen, zum letzten Mal das Geld zu verdienen, das vor Gott schwerer als Blutgeld wiegen muss[1]).

Wer jetzt durch die Strassen gieng, dem musste es vorkommen, als habe die Luft umgeschlagen, Druck und Spannung sei vorbei, man könne einmal wieder frei athmen und vergnügt um sich sehen. Es war alles in wenigen Stunden unglaublich verändert. Keine von den wappengezierten Kutschen fuhr mehr vorbei, wer es auch sonst gethan hätte, hielt seine Pferde verborgen; der arme Fussgänger kam wieder zu seinem Recht und selbst vor den rasch und gebückt daher reitenden und sicher sich durchwindenden Kosaken brauchte er nicht aus dem Weg zu gehen. Ein Kalmücke war besonders beliebt, ein dicker

[1]) Man glaubt, Czernitscheff habe die Liste dieser Menschen gefunden, die Herzlichkeit, Offenheit und Zutrauen durch die blosse Furcht vor ihrem Dasein vernichteten und die so vielen der rechtschaffendsten und edelsten Menschen eine unerhörte Grausamkeit zugezogen (beinahe 3 Jahre haben manche im Kerker schmachten müssen) oder gar dem Tod überlieferten. Als diese Unglücklichen mit blassem Gesicht und gefalteten Händen hinaus wanderten, welche Verwünschungen dürften nicht über die Lippen kommen, von denen so viele Herzen voll waren. Man wünscht nichts mehr, als dass jene Liste gedruckt und öffentlich bekannt gemacht werde. Mögen diejenigen, die es können, es bewirken! Es ist diese Strafe der Brandmarkung, die sie aus der Gesellschaft der Redlichen stossen wird, die geringste, die ihnen widerfahren sollte, und dann eine Gerechtigkeit gegen manchen Unschuldigen, auf welchem der Verdacht haftet. In kleinern Orte hat diese Pest nicht dringen können, aber in den grösseren Städten ist sie herumgeschlichen.

Kerl mit einer unglaublich freundlichen Miene, die nicht aufhörte, an seinem kleinen, spitzen, himmelblauen Mützchen kenntlich, grüsste er jedermann ohne Unterschied aufs Freundlichste. Überhaupt kamen jetzt die Menschen wieder auf den Strassen zusammen, die sonst nur vereinzelt giengen oder nur selten zum Vorschein kamen, in ordentlichen bürgerlichen Kleidern, und besonders angenehm fiel es auf, dass vor den vielen bunten Soldaten, die sonst der dritte oder zweite Mann waren und alle Brunnen und Ecken besetzt hatten, die Augen einmal Ruhe hatten. Dagegen sah man hin und wieder eine alte hessische Uniform gleichsam hervorkriechen, nachdem sie sieben Jahre verborgen gelegen, wahrscheinlich fest verpackt und zusammengeschnürt, denn die Falten waren noch sichtbar; wer poetische Gleichnisse liebt, ein blau und rother Schmetterling, den die Sonne eben lebendig gemacht hat.

Der Einzug des Königs an einem trüben Tag war still und unbemerkt, wer gerade daher gieng, sah ihn an der Spitze einiger französischer Rekruten einreiten, aufgemacht hatte sich niemand, ihn zu sehen, und es soll ihm selber aufgefallen sein, so wenig er mochte ein Freudengeschrei erwartet zu haben. Zu viele lebten auch in Besorgnis und Kummer über die Arrestationen, die vorhergegangen waren und die geachtetsten Bürger und angesehensten Beamten betroffen hatten. Er besah die aufgestellten Soldaten, und um 6 Uhr Abends wurden zum letzten Mal die Kanonen für ihn gelöst und zum letzten Mal die Lampen, die bereit zu halten schon am vorigen Tag der Befehl ergangen war, angezündet. Ohngeachtet aller Proclamationen herrschte doch ein Gefühl, dass das Königreich nicht mehr bestehe, und das ist vielleicht das Einzige, was man auf beiden Seiten getheilt hat. Der König redete beim Lever selbst von dem Glück, das er als französischer Prinz genossen, woran er genug gehabt, und drohte in der Ferne damit, die Regierung abzugeben. In diese Zeit mag auch der Ausspruch des Kaisers fallen, Westphalen sei aufgelöst ausser dem Gesetz, schwere Worte, bei denen wir recht das Glück des entscheidenden Siegs und der Abwendung des Rückzugs empfinden.

Indessen wiederholte die Regierung in diesen 14 Tagen

gleichsam zum Schluss noch einmal im Kleinen ihren Charakter. Der Lieutenant des Königs, General Allix, der die zwecklose Vertheidigung der Stadt angeordnet hatte, der deswegen und besonders wegen der Despotie, womit er das Castell mit Gefangenen anfüllte (ja er soll sein Wort gegeben haben, eh noch ein Kriegsrecht ernannt war, sie todtschiessen zu lassen), allverhasst war, erhielt ein eigenes Belobungsdekret. Der König nannte ihn seinen treusten Diener, machte ihn zum Grafen mit einer Dotation und einer besondern Pension aus seiner Kasse, und doch dauerte diese Gunst kaum 8 Tage, das Diplom und die Schenkung wurde zurückgenommen. Der Graf von Freudenthal hat vielleicht nicht ein einziges Mal seinen neuen Namen gebraucht, als er Dienstes entlassen. Schwerlich hat in einem Hof eine solche fortlaufende Intrigue geherrscht, wie an dem westphälischen, einer suchte den andern zu stürzen, und es mögen wenige Beispiele sein, dass jemand sich längere Zeit durch in einer Würde erhalten konnte; diejenigen, die sich am eifrigsten und aufrichtigsten für den König bemühten, schickte er selber fort und doch glaubte er ohne Einfluss zu regieren: er hatte keinen beständigen Günstling, aber was schlimmer ist, das Amt desselben war immer von einem andern verwaltet und kam immer in neue Hände. — Sodann theilte der König noch in dieser kurzen Zeit mehreren das Ritterkreuz mit und machte Ernennungen zu bedeutenden Posten, die aber fast alle nicht angenommen wurden; selbst das Grosskommandeurkreuz gab er noch, als das Köstlichste, was er besässe, weniger Köstliches wurde auf fast hundert und funfzig Wagen allmählich fortgefahren.

Es war ein herrlicher Tag, vielleicht der schönste im Herbst, wo die Franzosen abzogen, und einem war zu Muth, als sollte man wieder gesund werden und versuche sich, wie die frische Luft thue. Sie waren in der Nacht gekommen, zersprengte und einzelne Depots, und sahen niedergeschlagen und gleichgültig aus, vom Marsch abgemattet lagen sie zum Theil auf dem Platz, rings um den Brunnen, worauf damals noch das Marmorbild ihres Kaisers stand, das hier so wenig auf ihr Elend hören konnte, als er selber im Leben will.

[anonym.]

DIE STÄNDEVERSAMMLUNG IN HESSEN.

Rheinischer Merkur. Zweyter Jahrgang 1815. [Herausgegeben v. Joseph Görres.] Fol. Koblenz, bey B. Heriot. Buchdrucker am Paradeplatz. No. 205. 208. Donnerstag, den 9. März und Samstag, den 11. März 1815.

Es scheint, als ob der Zeitpunkt, wo Fürsten und Völker einander wieder zu verstehen anfangen, endlich herangebrochen sei. Eine verkehrte Politik hatte beide sich entfremdet, die Willkür bei den Hochmuth obenan gesetzt und unten hin das Misstrauen bei die Unterdrückung. Da tritt jetzt die ständische Verfassung als eine wohlthätige Bindung und Vermittlung dazwischen. Durch ganz Deutschland sind die Völkerschaften in Bewegung, um ihre Erlesenen zu dem Thron zu senden. Hessen hat die Ehre, das zweite nach Hannover, diese Verfassung ins Werk zu richten, und seine Landstände sind seit dem Ersten dieses Monats in Cassel versammelt und der Fürst hat in einer freundlichen Rede sie begrüsst. Er hat richtig eingesehen, wie das Vorgeben, die höchste Gewalt werde durch Begründung eines öffentlichen Rechtszustandes beengt und eingeschränkt, ein Irrthum ist; denn die wahre Kraft des Regenten ist nur die sittliche Macht, die im Volke lebt; diese aber kann nur da gedeihen, wo das Gefühl selbstständiger Freiheit das Gemüth erhebt und stärkt. Nicht immer kann der Genuss friedlicher Herrschaft dauern, es kommen Zeiten schwerer Prüfung, und dann zeigt sich erst der Unterschied zwischen einem Volke, das für Vaterland und eigene Freiheit steht, und einer im Innern entgeisteten Masse, die nur einen Herrn zu vertheidigen hat. Dies bewährt die Geschichte aller Zeiten, am meisten die jüngstvergangene. Darum mag es vergönnt sein, in solcher hochwichtigen Angelegenheit ein wohlgemeintes Wort zu reden, damit auch hier die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes denen nicht unbekannt bleiben, die darüber zu entscheiden haben.

Wie überall, so setzten auch in Hessen die Stände aus den drei Klassen, der Prälaten, Ritter und der Städte sich zusammen, wozu gegenwärtig noch die Bauern hinzugekommen sind. Der Prälatenstand ist seit der Reformation sehr in Abnahme gekommen und besteht gegenwärtig nur aus einigen secularisirten und zu andern wohlthätigen Zwecken bestimmten Klöstern der Universität Marburg und der Landcommendur der deutschen Ordensballei Hessen. Die Ritterschaft bilden diejenigen ansässigen Familien, welchen herkömmlich oder durch Aufnahme das Recht, bei den Landtagen zu erscheinen, zukommt. Mit Ausnahme der Grafschaft Schaumburg, die eine abgesonderte oder ganz ähnliche Verfassung hat, und der Grafschaft Hanau, worin gar keine Standschaft war, theilt sich die hessische Ritterschaft nach den Strömen Fulda, Diemel, Schwalm, Werra und Lahn in fünf Abtheilungen, deren jede aus ihrer Mitte einen Stromdeputirten zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Leitung der Geschäfte wählt. An der Spitze des Ganzen stand der sogenannte Erbmarschall, seine Würde war erblich und wird gegenwärtig von der Familie Riedesel bekleidet. Ebenso waren die Städte nach den Strömen abgetheilt, und einer derselben, welche die ausschreibende Stadt hiess, die Leitung anvertraut. Mit Ausnahme von Schweinsberg, welche denen von Schenk zugehört, von Gross-Allmerode und Carlshafen, welche erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Städten erhoben wurden, ihrer Betriebsamkeit wegen, aber gar wohl den übrigen gleichgesetzt zu werden verdienen, haben alle Städte des Landes das Recht der Standschaft. Vertreten wurden sie durch Abgeordnete, die unter Leitung der ausschreibenden Stadt gewählt wurden, mit Ausnahme von Cassel, die durch den amtsführenden Bürgermeister repräsentirt wurde, der eigentlich jetzt wieder gewählt werden müsste, da der gegenwärtige von der Regierung ernannt ist.

Für den Bauernstand bestimmt die kurfürstliche Verordnung, dass zu dessen Vertretung der Verfassung kundige Männer gewählt werden sollen. Da diese Verfassung so sehr einfach ist, so ist kein rechtlicher, verständiger Mann von der Wahl ausgeschlossen; es würde auch nicht gut sein, diese Wahl auf

Staatsbeamten oder Advokaten hinzulenken, die zwar recht wohl als Consulenten, keineswegs aber als Mandatarien zu empfehlen sind. Über Stimmfähigkeit, Zahl der Deputirten, Einmischung der Beamten ins Wahlgeschäft werden für die Zukunft genaue gesetzliche Bestimmungen festgesetzt werden müssen.

Der grössere Landtag vereinigte die ganze Standschaft, während ein kleiner Theil den engerem Ausschuss bildete, und man nannte es eine einseitige Sitzung, wenn die herrschaftliche Landtagscommission (bestehend aus einem Minister, Regierungsrath und Secretär) nicht zugegen war; auch vereinigten sich oft Ritter und Prälaten abgesondiert von den Städten in besondern Sitzungen und verhandelten alsdann miteinander durch Abgeordnete oder Conferenzen. Der Geschäftsgang war so geordnet, dass in gemeinschaftlichen Angelegenheiten die Ritterschaft ihre Beschlüsse aufsetzte und im Entwurfe sie den Städten mittheilte, die ihre Erinnerungen durch Abgeordnete den Rittern kund thaten. Dann wurde noch einmal berathschlagt und nach gefasstem gemeinschaftlichem Beschluss zur Ausfertigung geschritten, und diese der herrschaftlichen Commission überreicht. Nachdem diese Schriften höchsten Ortes eingereicht und die Berichte der ordentlichen Behörden darüber eingekommen waren, erfolgte die landesherrliche Resolution, die alsdann wieder den Ständen zu weiterer Berathschlagung und Entschliessung zugefertigt wurde. Nach getroffener Übereinkunft wurde alsdann zum Entwurf des Landtagsabschiedes geschritten und dieser dem Landesherrn zur Bestätigung vorgelegt.

Man sieht aus dieser Darstellung, dass der ganzen Ordnung das rechte Leben fehlt, dass die Geschäfte darin allzu breit, umständlich, weitschichtig, mit vielen todten Schreibereien hin und zurück behandelt werden, und dass die beste Kraft schon in der Form aufgeht. Gerade bei diesen Ständeversammlungen müssen die Angelegenheiten so viel wie möglich durch das lebendige Wort und so wenig als möglich in dem ertödtenden Buchstaben behandelt werden. Die ordentlichen Collegien sind auf die Schreiberei eingerichtet und können sich Zeit dazu nehmen; Stände aber sollen recht eigentlich die Sprecher und nicht die Schreiber des Volkes sein: ihnen werden ohnehin

die Resultate früherer Untersuchung in grossen Massen hingelegt, und sie können die Erörterung nun in möglichst freier Behandlung und in lebhaftem Wechselstoss der Kräfte führen, die weit schneller und besser fördern und zum Ziele führen, als das ewig lange Hin- und Herschreiben. Es wird den Deutschen gar heilsam sein, wenn sie künftig in solchen Dingen weniger mit den Händen und mehr mit dem ganzen Menschen verrichten wollen. Darum ist auch die Öffentlichkeit bei solchen Verhandlungen vortheilhaft, wo das Volk selbst Zeuge der gepflogenen Berathschlagungen ist und zusieht, wie die Abgeordneten seine Rechte wahren, welche ihren heiligsten Pflichten nachkommen und welche sie dem Eigennutz oder der Menschenfurcht opfern.

Bisher war in Hessen keine Zeit bestimmt, nach deren Verlauf die Landstände nothwendig berufen werden mussten, und es war der Landschaft das Recht bestritten, im Nothfall von selbst zusammen zu treten. Man sieht leicht, dass hierin, besonders in Rücksicht der letzten Frage, feste Grundsätze aufgestellt werden müssen, weil sonst jeder Regent, dem die Stände lästig wären, durch das einfachste Mittel sich davon befreien könnte, dass er sie gar nicht berufe, wie der König von Westphalen wirklich gethan. Es fragt sich ferner, ob und in welchen Fällen der Landesherr berechtigt sei, einen oder mehrere geeignete Abgeordnete zurückzuweisen, und ob dies ohne Urtheil und Spruch von Seiten der übrigen Stände geschehen könne. Bei dem zugestandenen Recht der Einwilligung zu allgemeinen Landesgesetzen müssten die Grenzen zwischen Gesetz und Verordnung genauer bestimmt, auch allem, was etwa unter dem Namen Analogie, authentische Erklärung der Gesetze usw. die Willkür verbergen und beschönigen könnte, die gehörigen Schranken gesetzt werden. Wird diesem nicht vorgesehen, dann werden die Gesetze, welche die Landstände als solche verworfen haben, leicht in anderer Form von der Regierung durchgesetzt werden können, wie wir an den französischen Decreten und Ministerialinstructionen das Beispiel erlebt haben.

Soll das zugestandene Recht der Mitaufsicht über die Verwendung der Steuern gehörig gehandhabt werden, dann versteht

es sich von selbst, dass dem mit der Revision beauftragten Ausschuss alle ihm nöthig scheinenden Aktenstücke und Belege zur schärfsten Prüfung vorgelegt werden, und dass ihm die Behörden alle sonst erforderliche Auskunft geben. Was sich am Ende bei der Untersuchung ausgeworfen hat, musste vom Ausschuss unterzeichnet, im Drucke bekannt gemacht werden. Das gleichfalls zugestandene Recht der Beschwerdeführung bei Veruntreuungen und Missbräuchen muss die gerichtliche Verfolgung mit einschliessen; denn alle Gesetze helfen nichts, wenn es an Zwangsmitteln zur Aufrechterhaltung fehlt. Der Regent selbst kann nicht in solcher Weise zur Verantwortung gezogen werden; auch mag das Reichsgericht nicht über jede verfassungswidrige Handlung, die oft bei anscheinenden Kleinigkeiten stattfinden kann, angegangen werden. Darum muss der Staatsdiener, der sich als Werkzeug gebrauchen lässt, verantwortlich sein, und es wäre daher zu wünschen, dass ein Ausschuss der Standschaft, dessen Commissär zu dem Ende immer in Cassel anwesend sein müsste, dazu ermächtigt wäre, in erster Instanz und mit Vorbehalt der Appellation an die Reichsgerichte über Vergehen der Art zu erkennen, und zugleich auch in Klagen über den Despotismus der Justizbeamten, die öfters vom platten Lande her laut werden, entscheiden könnte. In Rücksicht auf den Justizgang überhaupt wären vorzüglich feste Bestimmungen über die Grenzen der Polizeigewalt zu wünschen und ein Grundgesetz, dass niemand verhaftet werden könne, ohne binnen einer gewissen Zeit vor seinen ordentlichen Richter gestellt zu werden, und jede Verletzung dieses Gesetzes müsste mit unerbittlicher Strenge geahndet werden. Ist irgendwo ein Bedürfnis allgemein und lebhaft gefühlt, so ist es dieses, zumal bei uns, denen noch die Kriegsgerichte und Füsilladen und die zahllosen Verhaftungen zur angeblichen Erhaltung der öffentlichen Ruhe vor Augen schweben.

Auch die Pressfreiheit könnte man uns gesetzlich bewilligen, um den Geistern ein freies Feld zur Übung zu eröffnen, deren sie bei uns gar sehr bedürfen. Die Nachtheile sind gering, die Vortheile nicht zu berechnen. Jede Klage wird durch Rechtfertigung, jeder Angriff durch Vertheidigung wieder aufgewogen.

Auf gemeine Schmähschriften achtet kein verständiger Mann, und in kurzem ist auch der Pöbel derselben überdrüssig. Dagegen, wie vieles Gute wird nicht durch sie gestiftet, wie manche Wahrheit ans Licht gefördert, wie vieles Böse schon aus Furcht vor dem öffentlichen Urtheil unterlassen. Eine Pressfreiheit aber, welche mit Vorbehalt derjenigen Beschränkungen, die das öffentliche Wohl nöthig machen dürfte, gestattet worden, ist in Zeiten des Despotismus, welchem vorzubeugen ja eben unser Zweck ist, so gut als gar keine. Nur in einer Rücksicht kann Beschränkung der Pressfreiheit und eine vernünftige Aufsicht der Regierung zweckmässig sein, in Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit aus Gründen, die jedem einleuchten.

Man soll nicht glauben von den hier ausgedrückten Wünschen, sie seien aus undankbarer Verkennung unserer jetzigen wohlmeinenden Regierung hervorgegangen. Wir Hessen wissen alle, dass wir unter unserm gegenwärtigen Herrn die Missbräuche nicht zu fürchten haben, denen wir zuvorkommen wollen, und wir hoffen dasselbe auch vom Nachfolger. Aber wir möchten gern, so viel es in menschlichen Kräften steht, Vorkehr treffen, dass die Schmach und Erniedrigung, die wir erlebt, nicht an unsern Kindern wiederkehre, weil vielleicht kein zweiter russischer Feldzug zu ihrer Errettung hülfreich kommen möchte. Das kann aber nur geschehen, wenn wir den jetzigen Augenblick benutzen und den durch unsere Zeit angeregten bessern Geist in uns zu erhalten und von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen streben. Denn wie ein stehend Wasser faul und sumpfig wird, so verarmt und zerfällt in sich jedes Volk, wenn es an lebendiger Anregung der vaterländischen Liebe fehlt. Übel ist es um ein solches Volk, übel um seinen Regenten bestellt, und kein Fürstenhaus steht fest im neunzehnten Jahrhundert, das nicht in dem Gemüthe des Volkes seine Wurzeln geschlagen hat. Das aber wird geschehen, wenn Bürger und Bauer und jedes Kind im Lande weiss, dass ein Zustand des Rechts und der Freiheit, nicht der Gewalt und Unterdrückung, zwischen ihm und seinem Regenten besteht, und dass daher im Kampfe mit den Fremden alles zu verlieren, nichts zu gewinnen ist.

Ein Missbrauch dieser Freiheit ist in einer wohleingerichteten Verfassung und bei treuer Befolgung derselben von Seiten der Regierung unter den Deutschen kaum denkbar; und die Hessen haben durch so viele Beweise ihrer Liebe und Treue hoffentlich alle Furcht davor gänzlich ausgetilgt. In der Nacht auf den 1. November 1806 zeigten sie sich bereitwillig, ihren Fürsten auch gegen die unverhältnismässigste Übermacht zu vertheidigen. Vier Jahre später, zur Zeit des österreichischen Krieges, griffen sie freiwillig, und ohne dass das lange insgeheim verabredete Unternehmen den Fremden wäre verrathen worden, zu den Waffen, und wenn gleich der innerhalb wenig Wochen zweimal wiederholte Versuch aus Mangel an Ordnung und wegen unbegreiflicher Verwirrung der Anführer misslang, so verdienen darum die nicht weniger Lob, die Weib und Kind und, was ihnen das Liebste war, verlassen und alles für Fürst und Vaterland gewagt hatten. Viele sind als Opfer gefallen, und der Forst bei Cassel beschliesst manch edles Gebein in seinem Schoosse, leider ohne dass bis jetzt noch das geringste Denkmal bezeugte, dass ihre Erinnerung in den Lebenden nicht erloschen ist.

Und als im Erlösungsjahr 1813 die Fürsten endlich in die Heimath zurückkehrten, zuerst und höchst unerwartet der Kurprinz, wie drängte sich da alles Volk zu ihm hin, dass das Pferd oft keinen Schritt thun konnte, und liess nicht nach, ihm die Hände zu drücken und freudig ihm zuzujauchzen! Und als vier Wochen später der Kurfürst mit seiner Gemahlin selbst anlangte, wie war da weit und breit alles ausgezogen und von der Grenze bis zur Hauptstadt nur ein Jubel und ein Freudenruf! In der Stadt aber war alles stiller und feierlicher, und nur zuweilen der Gesang der Waisenkinder durch ein aus tiefer Brust herausgedrungenes Lebehoch unterbrochen. Über die Menge ragte der siebenzigjährige Greis hervor und sah gerührt auf sein Volk herab, das den Wagen zog, während die Kurfürstin fast erdrückt wurde von Blumen und Kränzen, so gut sie der Winter geben wollte. Auch noch den folgenden Tag erneuerte sich dies Schauspiel, als die Kronprinzessin einzog und die Kinder freudig aus dem Wagen blickten und nach allen Seiten Grüsse

winkten. Es ist gut, solche Vorgänge in der Erinnerung nicht untergehen zu lassen, weil dabei das Innere eines Volks sich frei aufthut und den Blick in das unbewusst Grosse und Tiefe gestattet, das eben, weil es unbewusst ist, der Einzelne nicht auszusprechen vermag. Möchte Wilhelm I dazu berufen sein, noch am Abend seines Lebens, dem das Unglück nicht verloren war, die Wohlfahrt des Volkes dauernd zu begründen, das so viele Treue und Anhänglichkeit in Zeiten schwerer Prüfung bewiesen und ihm mit so viel Liebe und Zutrauen entgegenkam! Möge auch keiner von denen, die bei uns und allerwärts ans Werk gestellt sind, durch Schwachheit oder Lässigkeit, noch weniger durch Bosheit oder Selbstsucht die goldene Gelegenheit dieser Zeit, die so nicht wiederkehrt, ungenützt verstreichen lassen; die Verantwortung vor Mit- und Nachwelt ist allzugross, als dass sie leichtsinnig ausser Acht gelassen werden dürfte.

[anonym.]

AUS HESSEN.

Rheinischer Merkur. No. 224. Montag, den 17. April 1815.

Hier sind die Rüstungen anfangs nur mit grosser Lässigkeit betrieben worden; es hiess, in acht Tagen würde Napoleon verdorben sein. Als das nicht geschehen wollte und die Sachen ernstere Wendung nahmen, wurden vorerst 10,000 Mann aufgeboten. Da zeigte sich gleich die gänzliche Auflösung, in die das Heer gerathen war. Dieser Vorfall hatte verschiedene Ursachen.

Wenn die Liebe, mit der unser Fürst zu uns heimgekehrt, die Milde in den hergebrachten Formen, selbst an Verräthern geübt, und die schnelle, bereitwillige Aufstellung eines zahlreichen Heeres hoffen liess, dass bei einsichtiger Anerkennung des neuen deutschen Lebens er nur die Liebe zum Alten behalten, so zeigte sich's bald, dass er vielmehr alle die alten Neigungen unversehrt zurückgebracht. Wir können es wohl

denken, wie die harte Verbannung ihn verschlossen gegen das sehnsüchtige Verlangen einer lebendigeren Zeit, deren Triebe er nicht kennt und die ihn so hart bedrängt, wie auch das unendliche Unrecht seiner Gegner ihm leicht zu dem Gefühl seines Übergewichts verhilft: aber die überwältigende Sparsamkeit umbaut ihn nicht minder gegen die Noth und Leiden seines Volkes; gegen die ihm sonst so natürlichen, mitleidigen Regungen; gegen die tiefen Anmahnungen des gesammten Vaterlandes und selbst gegen die üblichsten Regeln der politischen Waltung.

Das Heer, das im deutschen Kriege wenig Ruhm erwerben konnte, ist zwar durch hunderte von Ordres im Kleindienste hinlänglich gequält, in Rüst- und Mannhaftigkeit aber höchst vernachlässigt. Der völlig unzulängliche Sold lässt Offiziere und Soldaten muthlos und verdrossen werden. Ein grosser Theil der Artillerie hat noch kein Geschütz abgebrannt, weil nie im Feuer exerciert wird, und die Vorräthe sind aus Geiz mangelhaft oder unbrauchbar. Den Reiterregimentern werden die vom Lande gestellten Pferde für den Gebrauch kurfürstlicher Gespanne genommen. Bei ausbrechendem Kriege muss der Staat neue kaufen, und mancher Reiter wird auf ungeübtem Pferde unsicher dahin ziehen müssen. Ein anderer Verderb des Heeres sind die Garden, die ganz in alter Form und Art nur unter Spott und Lachen sich selbst den gewöhnlichen Augen der Residenzbewohner zeigen können. Anfänglich nur aus alten hessischen Veteranen erlesen, oft Männer von 50—60 Jahren mit Frau und Kindern, der Sohn wohl selbst Soldat, aus der Heimath gerissen, um bei täglichen 2 gGr. mit schlotternden Knieen, ein Bild des Jammers, die Wachtparade zu verherrlichen. Jetzt meist junge Soldaten von der Landwehr und junge Offiziere, die aus Noth hineintreten und in so drückenden Verhältnissen alle soldatische und bürgerliche Ehre einbüssen müssen. Soll das stehende Heer jetzt mit Lust ins Feld ziehen und den rechten Platz mit dem rechten freudigen Muthe wieder einnehmen, so muss voran auch ganz anders für Personen der Invaliden und Wittwen gesorgt sein. Vertrauen und Sicherheit sind hier, wie in so vielem andern, nicht durch öffentliches

Gesetz und Ordnung bewahrt; alles hängt an allerhöchster Gnade, die nur selten einen segnenden Schein werfen mochte. Man trägt sich mit harten Vorfällen der Art, und wirklich sieht man noch schwer verwundete Krieger unversorgt, denen die Behörden Gehör und Stütze zu versagen nicht umhin können. Der Offizier hat von Glück zu sagen, der 4 Fl. monatlicher Pension erhält; und es wird erzählt, der Wittwe eines Gardisten, der dreissig Jahre in hessischen Diensten sich mit Gefahr den westphälischen entzogen, seien 4 Fl. einmal für allemal ausdrücklich sine consequentia gereicht worden.

Sollten jetzt wieder freiwillige Schaaren errichtet werden, freiwillige Offiziere würden sich schwerlich finden, weil die gerade am schlechtesten und spätesten versorgt worden. Die Freiwilligen sind im Übrigen recht wohl behandelt worden; man hat ihnen die selbst angeschafften Waffen und Kleidungsstücke gelassen, und sie wurden von der Stadt Cassel aufs Trefflichste empfangen und bewirthet. Es ist nicht unterlassen, sie in Stellen zu berücksichtigen, doch fehlte die laut theilnehmende Erklärung, die, wie in Preussen geschehen, zu neuer Lust ermuthigt; und man verhehlt sich's nicht, dass Se. Durchlaucht seitdem einigen Widerwillen gegen „die Studenten" gefasst, wie denn kürzlich jemanden, der sich zum Offizier gemeldet, gerathen worden, nicht in Jägeruniform zu erscheinen.

Der Landsturm ist aus andern Gründen wohl nicht geordnet, nicht gerüstet, nicht geübt, ohnerachtet die Neigung dazu sehr stark im Lande, vorzüglich auf dem platten. So tragen unsere braven hessischen Bauern den Spott der benachbarten, auf ihre Wehrhaftigkeit stolzen Darmstädter; wie denn dergleichen Streit nicht selten an den Grenzen vorfällt. Der Volksbewaffnung wird das Gewitter furchtbringend sein.

Die schwer drohende Zeit, dass sie uns nicht wehrlos finde, und die gemeine Landesnoth, dass sie die Kraft nicht breche, die nun sich heben soll, haben mich gedrungen, hart von dem zu sprechen, was ich so gerne verehren möchte; und so mag jetzt, wo vielen aus Kampf und Gefahr neue Hoffnung aufzublühen scheint, noch alles gesagt sein, was ich in meinem hessischen Vaterlande unrecht und hülfsbedürftig achten muss.

Dasselbe, was im Wehrstande so vieles verschuldet, hat in der bürgerlichen Verwaltung Grosses zu verantworten. Tiefe Bitterkeit herrscht im Lande über die geringen Gehalte der Staatsdiener bei dem Reichthum des Landesherrn; über die Eigenmacht, mit der bedeutende Kassenüberschüsse und der Ertrag der englischen Subsidien, 1786 offiziell als Staatseigenthum erklärt, durchaus als Chatullvermögen behandelt wird. — Während bekannt ist, dass durch Vermittelung des allgemein verabscheuten Geheimraths Buderus von Karlshausen grosse Kapitalien dem Auslande vorgeschossen worden, bleibt der Kronprinz fast bloss auf die alte, knappe Apanage beschränkt, wird an jeder Besoldung geknausert, dem hart bedrängten Lande ausser den gewöhnlichen Abgaben und der Tilgungssteuer vier Millionen Thaler abgefordert, und die Rückstände von 1809 bis 1813 werden mit grösster Strenge unter militairischen Executionen eingetrieben.

Jene unverantwortliche Forderung von 4 Millionen Thalern soll nun auf 1500000 herabgestimmt sein, weil die wackern Volksvertreter gefunden, dass einiges mit Bewilligung Sr. Durchlaucht auf verschiedene Weise abgetragen worden und die Kriegskosten für 24000 Mann zu hoch angesetzt gewesen, weil nur 18000 ins Feld gerückt, überall aber genaue Berechnung des Staatsvermögens begehren. Solcher gerechter Widerstand ist unerwartet gekommen, darum sucht man durch Begünstigungen einzelne Glieder und durch allerlei Wege und Einreden die verschiedenen Stände vom Gesammtinteresse zu trennen. Mögen unsere Stimmführer nach so tüchtigem Beginnen sich nicht irren lassen. Das kühne Beispiel der würtemberger Stände mag ihrem redlichen Bestreben voranleuchten; bei den bekannten oft gerühmten Gesinnungen unsers Fürsten bedarf es zudem so wenig gleich hohen Muthes, als guter Erfolg und freie Zustimmung leichter zu erwarten ist.

Die wieder eingeführte Censur giebt unangenehme Deutung, wenn sie gleich von weniger Bedeutung und Auswärts-Gedrucktes ohne Ausnahme zulässt. — In der Polizei besonders soll noch vieles Westphälische mitunterlaufen, und so geschähe es, wie Deutschland, ja Europa zwischen dem südlichen ungestümen

Ungethüm und der mihlen Ritterlichkeit aus Norden übel gebettet worden, wir zwischen althessischer Pedanterei und westphälischem gewandtem Schleichwesen unbehaglich eingeschraubt uns fänden; nur dass jene von aussen herein engen, diese von innen herausprengen die alte Liebe und starke Anhänglichkeit, die sich bei der Rückkehr unseres Fürsten so freudig kundgegeben und für das angestammte Fürstenhaus nie erlischt in den treuen Hessen. So warm hat sich dazumal das Volk an Fürst und Vaterland angeschlossen und so reichen Schatz hat es aufgethan und so vielen Ruhm auch hat es wieder zu erstreiten, dass es jeden brennen muss, die neu sich öffnende Bahn nicht versperren zu lassen. Den Hessen ist es Pflicht und Recht, voran zu ziehen in den Kampf, und wo die Brüder vorm Jahr heiss gefochten, des Vaterlandes Preis sich zu erringen; und in diesem begeisterten Sinne haben schon viele hessische Jünglinge sich bekannt.

Dem also reinen reichen Quell des Volkes hat noch kein treuer Ruf von oben begegnet. Das aber müssen alle wollen, dass alle in gleicher Liebe das gleiche Ziel erkennen. Darin ruht und kräftigt die Eintracht, die den Sturm mit Sturm sänftigt und bändigt. Darum ist mit Recht gesagt worden: dass alles Schlechte mit dem Feind im Bunde, wenngleich hier nur unwilliglich, aber lähmend unseres Armes Straffung, unsers Geistes Muthigung. Seines Vertrauens harrt die feste Treue des Volks, und dass er der sich freue, entferne er, die sein Herz abgezogen von dessen gerechten Klagen, von dessen Trauer- und Freuderufen; ich meine vor allen den schon genannten Budeus von Karlshausen, der mit Hass beladen von hinnen gegangen und mit Hass und Steinwürfen ward empfangen, dem allein alles Unheil zugeschrieben wird, und darum schon keines öffentlichen Ranges, am wenigsten solch steten Umganges vom Landesherrn gewürdigt werden dürfte.

Es ist ein gewaltiger Ruf abermals durch Deutschland zur Wehr erklungen, und in helleren Strömen braust das frische Leben des Volkes. Dem Schall entgeht keiner, ihn verschmähe keiner, über den die Gewässer nicht zusammenschlagen sollen.

[anonym.]

AUS HESSEN.

Rheinischer Merkur. No. 227. Samstag, den 23. April 1815.

Der Kurfürst von Hessen verdient in vieler Hinsicht Lob als Regent gegen seine Staatenbewohner; aber er verdient in diesem Augenblick auch grossen Tadel, weil er keine ordentliche Landwehr eingerichtet hat. Der Geist der Nation zeigte sich dazu sehr bereitwillig, allein man unterdrückte ihn. Anstatt dass an andern Orten, z. B. in Darmstadt, Frankfurt usw. alle waffenfähige Mannschaft mit regelmässigen Waffen und Kleidern versehen wurden, war es hier nur Nachsicht der Oberbehörden, wenn etwas der Art geschah, weil nicht allein keine Vorschriften gegeben, sondern selbst alle Vorschläge der Art nur mit Missfallen aufgenommen wurden. Was kann und soll in dem jetzigen Augenblick geschehen? Jeder Waffenfähige soll zu den Waffen greifen, das heisst aber in Wahrheit die Menschen auf die Schlachtbank führen, ohne Kenntnis der Waffen, ohne Übung, ohne Einrichtung und Ordnung im Ganzen. Ist dieses für jeden hochherzigen Hessen nicht traurig? Gehn wir aber auf die Ursachen unserer Nachlässigkeit zurück, so ist es kleinliche Furcht, dem Volke seine Stärke fühlen zu lassen und allen Widerstand demselben zu benehmen, wenn Einrichtungen und Verordnungen der Willkür es zum Sklaven machen wollten. Gleichfalls widerstreitet eine allgemeine Landesbewaffnung dem alten Soldatenstolz, womit vorzüglich früherhin Preussen und Hessen vergiftet waren. Ersteres Land hat sich rühmlich durch die Noth davon befreit, im letztern wird er von oben herab noch begünstiget, und wahrlich! wenn wir Deutsche nicht alle thun, wie Preussen gethan hat, so wird es nicht gut um unser deutsches Vaterland stehen!

[anonym.]

ÜBER GESETZGEBUNG UND RECHTSWISSENSCHAFT IN UNSERER ZEIT.

(Von Dr Nikolaus Thaddäus v. Gönner, Ritter des königlich-baierischen Civilverdienst-Ordens, Director des Appellations-Gerichts und Mitglied der Gesetzgebungs-Commission in München. Erlangen, bei Palm. 1815.)

Rheinischer Merkur. No. 245. Dienstag, den 30. Mai 1815.

Grosser Noth bereitet die Natur oft vorsorgend ungewöhnliche Mittel der Erhaltung: so war, ehe noch der Druck der nun abgewälzten Despotie einbrach, lebendige Neigung zur Geschichte beim deutschen Volke erwacht. Man schien es zu ahnen, dass, wenn die tyrannische Gewalt erst so sehr alle Bewegungen gehemmt, dass selbst die Luft zu athmen der Gegenwart kärglich zugetheilt würde, ein edler Sinn nur in der Betrachtung und den Erinnerungen der Geschichte Stärke und Trost gewinnen könne. Auch dem Recht ward die geschichtliche Betrachtung zum Theil und sein Ursprung im Geist des Volks und seine Bildung, als das ruhelos sich darin entfaltende Leben erkannt, während man es bisher meist als eine Anhäufung, nach irgend einem System geordnete Willkür eines Einzelwillens, dem die Gewalt äusserlich in Händen lag, angesehen: hinter sich hatte es keinen sichtbaren Weg, worauf es gekommen, vor sich keinen, darauf fortzuschreiten, sondern es stand so lange, bis ein neuer Einzelwille (d. h. alles, was nicht aus dem Gefühl und Willen des Volkes hervorgegangen ist) es niederwarf. Als nach unserer Befreiung sich jeder Redliche zu frischen Hoffnungen vereinigte, erwarteten mehrere, welche der oben bemerkten Ansicht zum Theil wenigstens zugethan waren, nur in der Abfassung eines allgemein deutschen Gesetzbuchs Erlösung aus dem verwirrten und schwer lastenden Zustand unseres Rechts. Die Bequemlichkeit, für die häufigsten Rechtsfragen darin eine bestimmte, unabänderliche Antwort zu finden, die jetzt mühsam müssen gesucht werden, leuchtet für den Richter ein. Savigny zeigte nun in einer kleinen Schrift (Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Heidelberg 1814) klar,

einfach und geistvoll, dass das Recht nicht von Menschenhänden gemacht werde, sondern höheren Ursprungs sei; dass, ehe man daran denke, es aufzuzeichnen, erst eins im Leben da sein müsse und ohne dieses Stoff, und nothwendig auch Ausdruck, Sprache (so herrlich sie in andern Richtungen sich könne entwickelt haben) und volksmässige Nähe und Eindringlichkeit fehle; demnach vor allem es darauf ankomme, dieses Leben neu aufzuregen und zu erfrischen. Ferner, dass ein neues Gesetzbuch, was noch übrig ist, niederdrücken und vernichten würde und mit dem Leben auch die Wissenschaft untergehe; dass demnach die Frage sei, ob man, um den scheinbaren Vortheil, die wenigen Früchte, die daran hängen, zu erlangen, den Baum ganz abhauen solle oder ihn pflegen im Vertrauen auf seine innere Kraft, dass er neu grüne und blühe. Was zu thun sei, ihm Sonne und Luft wieder zuzuwenden, das gab er an; auch konnte er aus dem Reichthum seiner Gelehrsamkeit die Antwort der Geschichte mittheilen, wenn man fragt, ob einem frischen Leben des Rechts eine Sammlung desselben wünschenswerth oder nothwendig sei. Leicht hat er die Wiedererlangung einer solchen Zeit auf keine Weise dargestellt, im Gegentheil schwer, ja, wenn wir etwas tadeln sollen in dieser Schrift, so ist es der Ausdruck (S. 134) „dass dieser Zustand jemals eintreten werde, sage ich nicht“, denn es giebt ein gewisses, unbewusstes, von allen Vernunftschlüssen unabhängiges Leben der Hoffnung, das von der sicheren Wiederkehr alles Rechten und Trefflichen innerlich überzeugt ist, wie die Pflanze im Winter von ihrem kommenden Frühling. Wohlfeil ist der menschliche Verstand, der sich darüber stellt; aber wir haben es herrlich erlebt, wie er vor ihm ist zu Schanden geworden.

Dieser Ansicht nun stellt sich die vorliegende Schrift entgegen; sie ist weder geistreich noch gewandt geschrieben, vielmehr gemein und sich wiederholend; nur einige Gifttropfen sind mit hineingeschlossen, welche die Reinheit der Gesinnung am Gegner beflecken sollen, dagegen ist sie vollständig und bietet überall eine freche Stirne. Das Recht ist hier nicht ein wirkliches, zum ganzen Leben gehöriges und genau verbundenes Wesen, aufgewachsen mit dem Volk, wie Sprache und Sitte,

und fest damit zusammenhängend, sondern es geht einzig vom Herrscher und dessen Einzelwillen aus (S. 22. 48. 124), und es wird Neues allerdings erfunden und von Menschenhänden gemacht (127). Das Volk aber hat kein Recht und weiss, dass vom Regenten, der etwas Höheres ist, es ihm zugetheilt wird; auch wollte man anders, so fehlt ihm die höhere Erkenntnis des Unsichtbaren, und man darf ihm nicht logische Gewandtheit in Schlüssen zutrauen. Die Vorzeit wird geschmäht, viele Rechtsgewohnheiten sind Überreste der Kinderjahre (36), und diese bilden einen elenden Zustand des Volks (45); die Liebe aber für diese Gewohnheiten ist ein Vorurtheil (36). Um nichts einwenden zu können, wird ohne Weiteres vom deutschen Mittelalter gesagt: Barbarei habe darin geherrscht und eine grobe Unwissenheit unter allen Ständen (110. 116). Es kommt daher gar nicht darauf an, wie geschichtlich ein Recht entstanden, sondern wie es entstehen soll (28), was zu beurtheilen wiederum dem Herrscher lediglich anheim fällt, dessen Gesetzbuch einer jeden angemassten gesetzgebenden Gewalt des Volkes ein Ende macht.

Damit aber etwas sei, was den Herrscher berathe, und woraus er das positive Recht, das er über das Volk ausgiesst, unschöpfe, so wird ihm ein Vernunftrecht beigegeben, das unfehlbar ist und ihn niemals ohne Antwort weggehen lässt. Wir haben geglaubt, dass das Ewige, Unsichtbare, wonach zu streben allen edlen Herzen eingepflanzt ist, so weit es offenbar geworden, am deutlichsten und reinsten in der Gesammtheit, d. h. in der Idee eines Volkes sich ausspreche. Höher ist nie die Weisheit eines Einzelnen gestiegen, und wo sie gestrebt, dagegen sich zu erheben, da ist sie auch beschämt worden; ja, der Grösste in seinem Volk hat sich gerne davor gedemüthigt, wie Goethe in seinem Leben den Einfluss der Zeit bekennt. Diesen Ausdruck aber des Ewigen bei einem Volke einzusehen, leitet uns allein die geschichtliche Betrachtung und ist daher das erste Element der Weisheit und Wissenschaft. Darum kann die lebensvolle Rechtswissenschaft keinen höhern Gewinn erlangen, als der aus dem rein geschichtlichen Ergreifen der Gegenwart fliesst: hierdurch wird die Quelle eröffnet, welche zu einem ge-

deihlichen Fortwachsen stärkt und ohne welche alles Augenblickliche, in eitlem Wahne von Menschengewalt hervorgetrieben, verdorrt. Eine ganz andere aber ist dieses Vernunftrecht, es hat keine Geschichte und erkennt nicht die Eigenthümlichkeit und nothwendige Verschiedenheit des lebendigen Rechts an, sondern, allen Menschen gleich zugetheilt, hat es nicht Farbe, Geschmack, Geruch, und ist ein fader, schaler Abzug, wovon der Herrscher, so viel gutdünkt, den ihm gefälligen Bestimmungen zutröpfelt. Während also ein historisches Recht eignen Leib und Ausdruck hat, fühlt das Vernunftrecht darnach kein Bedürfnis, und an dem Vorschlag, das französische oder österreichische Gesetzbuch, je nachdem es politisch sei, einzuführen, findet diese Ansicht gar nichts zu tadeln, da jedem ja hinlängliche Vernunft beigemischt worden.

Dieser Streit ist nicht bloss ein wissenschaftlicher, der sich überlassen bleiben könnte, sondern er geht auf etwas allgemein Menschliches, und insofern gehört er in dieses öffentliche, die freien Rechte der Völker vertheidigende Blatt. Man könnte ebenso füglich einem Volk seine Geschichte voll grosser Erinnerungen, die ja doch auf seine Gegenwart wirken, wenn es nur ins Werk zu setzen wäre, hinwegnehmen wollen und ihm eine andere dem Willen des Herrschers angemessenere unterschieben. Die Gesinnung dieser Schrift aber liefert dem entschiedensten Despotismus die Rechte des Volkes gebunden in die Hände. An nichts hat er sich mehr zu halten, als an ein Vernunftrecht, das ausser des Despoten Leib und Geist keinen hat und nichts anders ist, als seine ungezügelte Willkür, damit gar kein Zweifel bleibe, ist diesem Vernunftrecht noch ein Anhang gegeben (257): das Bedürfnis der Menschen, d. h. des Herrschers, (denn das Volk kommt hier nicht zur Sprache) und die an sich zufälligen Bestimmungen, womit er die Vernunft „in Harmonie bringt“ (27). Ja, so sorgfältig wird diese Willkür umstellt, damit niemand schauend sich nähere, dass selbst die Behauptung sich nicht scheuet: dieses Vernunftrecht brauche nicht „von jedem eingesehen zu werden“, weil dies Streit gäbe, denn allerdings sei von ihm zum positiven „eine Brücke“ nöthig, diese aber „dem Volke gefährlich.“ Da der Teufel sich nur

in der Geschichte kund gegeben und anfänglich nach der blossen geschichtlosen Vernunft unter den Engeln wandelt, also gar wohl bei der Gesetzgebung mitsprechen darf, so giebt uns auch die Geschichte Natur und Art des Vernunftrechtes schon in etwas zu erkennen. Geherrscht und geblüht nämlich hat es in den Gesetzen, die der französische Kaiser und westphälische König gegeben, denn was hier anbefohlen und geordnet wurde, davon zeigten die Nothwendigkeit nach jenen ewigen Vernunftrechten allzeit in mehreren Sätzen die vorangestellten Beweggründe, welche also, noch nachsichtiger als Herr v. Gönner, die Brücke zum Positiven den Augen der Unterthanen frei gaben. So siegreich war auch die überzeugende Gewalt dieser Herrschervernunft und des Bedürfnisses, dass nicht leicht in dem Staatsrath, wo berathschlagt wurde, gegen jene etwas mit Erfolg von einer anderen Vernunft konnte behauptet werden. Welch schöner einfache Naturgedanke, welche liebreiche Mildigkeit, welche Redlichkeit ist nicht amtlich an den Tag gelegt worden! Was war z. B. die Conscription, die Besteuerung anderes, als das wiedergefundene natürlichste Gesetz, eine blosse gedruckte Vernunft?

Die Kette aber, womit die Willkür des Herrschers das Volk umfassen und festhalten soll, ist in allen ihren Ringen angegeben. Dass er nach politischen oder andern selbstischen Absichten, die nichts beschränkt, bei Abfassung eines Gesetzbuchs handeln könne, davon hat dieses Buch keine Ahnung; dagegen deutet es an, wie gefährlich dem Herrscher es werden könne, wenn das Volk und der es vertretende Stand der Rechtsgelehrten „treibe, was ihm beliebe“; unter ihnen werde „ein erbärmlicher Zustand des Volkes entstehen“ (43. 118), denn sie „ändern nach Gefallen“ (87) und das Recht ist ihnen „ein Spielzeug“ (103). Gern also setzt er voraus, dass diese leichtsinnig und pflichtvergessen handeln, während das Volksurtheil über sie wachen und sie richten wird, über das sich bloss die herrschende Willkür, mit der Gewalt in der Hand, ohne Mühe erhebt. — Da der Herrscher nicht selbst das Gesetzbuch abfassen kann, wird das Geschäft zehn Männern übertragen; aber welche Gesinnung wählt sie? es müsste ein sehr kleiner Staat sein,

wo der Herrscher sie nicht schon in der Nähe nach seinem Gefallen auswählen und ihrer Unterwürfigkeit in seine leitenden Grundsätze gewiss sein könnte. Vier befassen sich mit der Redaction und entscheiden nichts durch Stimmenmehrheit, sondern berathschlagen so lange, bis sie eins sind. Gestört dürfen sie in ihren Berathungen durch Anderweitiges nicht werden, denn weil nur die Natur in sicherer Klarheit fortbildet, so „verlieren sonst die Mitglieder den Faden, den festzuhalten ohnehin schwer ist.“ Zwei von den vieren gehen zu den andern sechs hernach über, welche, aus allen Ministerien gewählt, sich zur eigentlichen Berathung vereinigen. Diese läutern nun (281. 282) nach der ganz reinen allseitigen Vernunft den Entwurf, und ihnen sitzt der Herrscher im Minister vor und lenkt. Zwar entscheidet Stimmenmehrheit, doch damit Gleichheit der Meinungen leicht entstehe, ist ihre Anzahl gerade und ihm fällt die Entscheidung natürlich zu; endlich aber, damit kein Widerstand irgend sich anfassen könne, bleibt dem Minister das Recht, einem Beschlusse Einhalt zu thun und neue Berathungen zu gebieten, ganz nach dem Hauptsatz, dass die höchste Vernunft nur im Herrscher eingeschlossen sei.

Es brauchte nicht ausdrücklich (54) bemerkt zu werden, dass die Oberaufsicht des Staats durch die mit Hülfe des Gesetzbuches eingeführte Gleichförmigkeit „eingreifender“ werde. Der Herr v. Gönner aber lässt merken, dass er noch weiter schaue: das Wesen der deutschen Universitäten bedarf nach seinem Gefühl einer Umwandlung: es herrscht dort noch das Leben eines von keiner einseitigen, vorgezeichneten und, wie man sich ausdrückt, praktischen Richtung gebundenen, nach bloss wissenschaftlicher, rein menschlicher Bildung strebenden Geistes. Die Studenten müssen, wie bei den Franzosen, die der Herr v. Gönner doch zu wenig nennt und die wegen dieser Verläugnung allerdings krähen dürften, gleichförmiger werden „und ihr Studium nicht frei sein.“ Was willkommener, als solche Lyceen und Specialschulen, die strenge Aufsicht führen und das Pensum aufgeben? Sie also werden empfohlen und auf der umgebildeten sogenannten Universität [illegible] der Staat (Herrscher) weiss, „wo und wie“ sich der Unterthan für den Staats-

dienst bildet, hören die Fürsten vor allem das einheimische Gesetzbuch; eine halbjährige Vorlesung über römisches Recht, das zur geschichtlichen Betrachtung leitet, reicht wohl hin, höchstens dürfte noch eine halbjährige gestattet werden.

Ein deutsches Vaterland kennt dieser Geist nicht, nur selbständige und unabhängige Staaten, deren jeder sein besonderes Gesetzbuch haben muss (275); und er rühmt selbst diesen dauerhaften Zustand. In jenem allen ja zukommenden Vernunftrecht wird sich die nöthige Vereinigung schon finden, und er hat Recht und aus neuer Erfahrung ist gewiss, dass eine Willkür gern die andere erhält, die nur neben ihr steht. Wir gewinnen dadurch die freudige Hoffnung, mit den Türken und den afrikanischen Raubstaaten in recht brüderliche Gemeinschaft zu gerathen, falls nur für ein Gesetzbuch dort die Herrscher das ihnen innewohnende Vernunftrecht zu Tage fördern.

Solcher Gesinnung wird das edle baierische Volk überliefert, denn Herr v. Gönner ist Mitglied der Gesetzgebungscommission, und ihr Geist scheint aus ihm zu reden. Eigenthümlichkeit, Sitte, werthe Gewohnheiten, durch Jahrhunderte gepflegt, Recht, das von selbst sich ergeben, dem gehorcht wurde, weil die Achtung dafür angeboren war, kurz das wirkliche Leben desselben wird von oben herab, nach bestimmter Willkür, die der Herrscher ändern kann, so bald sie ihm unbequem ist, niedergedrückt und die Finger der Gewalt näher an jedes Verhältnis gelegt; was übrig bleiben und sich dennoch erhalten wird, steht in Gottes Händen. Von Amtswegen aber wird die Freude darüber ausgedrückt werden, wie schon hier (36) zu lesen ist: „Verschwunden ist das Vorurtheil der Völker für Gewohnheiten, das Volk, belehrt von den Vortheilen einer gleichförmigen Gesetzgebung und schon gewöhnt, alles Grosse und Gute zu empfangen aus der Hand seines Regenten, huldigt dankvoll dem Gesetzbuche, womit er es beglückt.“ G.

KUNSTWERKE.

Rheinischer Merkur. No. 340. Mittwoch, den 6. Dezember 1815.

Cassel, im November.

Unsere Kunstwerke sind nun angekommen und mit allgemeiner Freude empfangen, selbst von solchen, die nur das Zeichen des besiegten Feindes darin erblicken und in diesem Sinne einige Wagen vor dem Thor mit Bändern geschmückt haben, damit sie gleichsam im Triumphe hereingeführt würden. Alles ist wohlerhalten, wird nun ausgepackt und aufgestellt, und es soll dann jeder freien Zutritt haben. Die schönen alten Bildsäulen sind zurückgeliefert, auch der Zahl nach der grösste Theil der Bildergallerie, allein hier werden berühmte Stücke vom ersten Rang: die vier Tageszeiten von Claude Lorraine, eine heilige Familie von da Vinci, die wunderherrliche Charitas, die Kuh von Potter u. a. vermisst. Diese Gemälde hatte die Josephine in Malmaison aufhängen lassen, wo sie Casseler Künstler mit traurigem Herzen oft genug gesehen haben. Niemand dachte an die Möglichkeit, dass sie könnten zurückgehalten werden, dennoch haben es, wie es allgemein heisst und auch öffentliche Blätter von Paris aus gemeldet, die Russen gethan. Ein Recht ist hier auf keine Weise denkbar, die Gemälde sind anerkanntes Eigenthum des Kurfürsten, jeder Kunstfreund weiss, dass sie der Gallerie zu Cassel gehören, sie sind daselbst vielfach kopirt, selbst durch Kupferstiche verbreitet worden. Die Russen sollen eingewendet haben, dass der Kaiser Alexander dem Prinzen Eugen die Erbschaft seiner Mutter zugesichert. Das ist wohl in dem Charakter dieses grossmüthigen Fürsten, aber es ist doch ganz gewiss nichts mehr von Grossmuth entfernt, als sie auf Kosten eines Dritten zu üben. Zudem gab es einen schönen Ausweg, den nämlich, da dem Prinzen Eugen die Bilder feil waren, sie russischer Seits zu kaufen und dann ihrem Eigenthümer zurückzugeben. Wie öffentliche Blätter gleichfalls versichern, ist dieser Weg aber nur halb ein-

geschlagen; der russische Hof hat diese Gemälde für eine halbe Million Franken gekauft; bloss die vier Stücke von Claude sind mehr werth; allein dem Verkäufer wird sie doch annehmbar sein, eben weil ihm nichts gebührt. Wir hoffen, dass der Kaiser, wenn ihm die Wahrheit der Sache zu Ohren kömmt, nicht anstehen wird, dem Kurfürsten sein Eigenthum zukommen zu lassen, sollte es aber nicht geschehen, so wird man als eine trockene Wahrheit erzählen können, dass die Rechte eines deutschen Kurfürsten, dessen Haus zu den ältesten Deutschlands gehört, einen Prinzen des Napoleon zu Gefallen gekränkt sind. Aber auch die Hessen, ja alle Deutschen, welche die Herrlichkeit solcher Kunstwerke fühlen, werden gekränkt. Diese Gemälde waren Fremden wie Einheimischen zugänglich und fast immer in dem Arbeitszimmer ausgestellt. Aus Hessen sind nicht wenig Künstler hervorgegangen; hier in Cassel leben mehrere von ausgezeichneten Gaben; andere hat besondere Aufmunterung in andere Gegenden Deutschlands gezogen, und einer der ersten Landschaftsmaler, dieser Zeit in Rom, ist ein geborner Casselaner. Hierzu kommt nun in der Gegenwart, dass die Kurprinzessin mit nicht gewöhnlichem Geist die Kunst selbst [illegible] und sie auf jegliche Weise schützt und zu beleben sucht.

[anonym.]

CASSELER KÜNSTLER, CENSUR UND SCHLOSSBAU.

Gesellschafter oder Blätter für Geist u. Herz. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Erster Jahrgang. Berlin, 1817. In der Maurerschen Buchhandlung. Poststrasse No. 29. 4. Sonnabend, den 3. Mai. 73. Blatt. S. 292.

[Brief an Arnim.]

Cassel, den 19. April.

Ich kann den Wunsch nicht erfüllen, über hiesige Künstler ausführlich meine Ansicht mitzutheilen; sie haben alle ihre Absonderlichkeiten, so kann Lob und Tadel, Verschweigen und Erwähnen ihnen ein gleicher Anstoss sein. Der bedeutendste hier ist der junge Henschel, der gründlich arbeitet, in eigenthümlichen und neuen Gedanken. Ein Sohn von dem bekannten Bildhauer Ruhl ist in Rom und zeigt ein schönes Talent. Er hat ein Bild vom wilden Jäger hergeschickt. Die Kurprinzessin arbeitet an dem Karton zu einem grossen Bilde, die heilige Elisabeth darstellend, der ihr Vater, als er von ihrer Armuth hört, prächtige Kleider schickt, aber wie die Gesandten ankommen und sie in der Kirche finden, halten ihr Engel himmlische Gewänder um, die viel schöner sind als die, welche jene überbringen. — Hier geht es im Ganzen viel besser, als es im Auslande und in den Zeitungen scheint; es ist viel von der Censurcommission gesprochen, aber noch kein einziges Buch von ihr verboten. Der Kurfürst hat nur zwei selbst verboten, wovon das eine vom Herrn v. Berlepsch wirklich erbitternd geschrieben ist. — Das Schloss ist fast ganz abgebrochen und liegt als ein gewaltiger Steinklumpen da. Die gewölbten Säle werden schwerlich so schön wieder erbaut, auch waren so verschiedenartige Erinnerungen mehrerer Jahrhunderte an dieses alte Schloss gebunden. Man kann sagen, die Franzosen hätten es entweiht, inzwischen hatte das Feuer es schon wieder rein gebrannt und sie hinausgejagt. Den Kurfürsten mochte der Gedanke erfreuen, sein Stammschloss vor seinem Ende wieder neu und schöner aufzuführen: wir wünschen, dass er noch die Freude habe, die Ausführung des grossen Baues zu erleben.

[anonym.]

TEUTOBERG.

Gesellschafter. 1817. Sonnabend, den 1. November. 179. Blatt. S. 716.

Cassel, den 12. October.

Ich war auf dem Teutoberg im Lippischen. Ungeheure Felsenpfeiler ragen aus dem Bergrücken heraus. In den Spalten sind, ohne dass es stört, Treppen angebracht und auf dem Gipfel sichere Sitze mit Tischen, so dass man in aller Bequemlichkeit die Gegend überschauen kann, in welcher die Varusschlacht angenommen wird. Einen Felsen hat unten ein Einsiedler, wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert, zum Theil zu einer Wohnung für sich ausgehöhlt. Es ist eine geräumige, helle, ganz in den Stein gesprengte Stube und eine Capelle daneben; aussen ist colossal die Abnahme vom Kreuz halberhaben ausgearbeitet, die Figuren sind gross und mager, aber in dem Ganzen ist Composition, der byzantinische Styl und der byzantinische Heiligenschein. Ganz unten in einem von der Erde schon bedeckten Felsen hat er sich auch sein Grab ausgehauen, genau die Formen des Leibes, gleichsam ein Futteral dafür, so dass man sich bequem hinein legen kann. Der Tritt davor ist noch sichtbar ausgekniet. Das kleine Lippische Ländchen zeichnet sich sehr aus, überall findet man Ordnung, Wohlstand, vergnügtes Wesen, auch soll die Noth des letzten Jahres durch frühe Vorsorge hier ganz abgewendet worden sein.

G.

GOLOWNINS GEFANGENSCHAFT IN JAPAN.

Begebenheiten des Capitains von der Russisch-Kaiserlichen Marine Golownin in Gefangenschaft bei den Japanern in den Jahren 1811—13. Nebst seinen Bemerkungen über das japanische Reich und Volk und einem Anhange des Capitains Rikord. A. d. Russischen übersetzt v. Dr C. J. Schultz. Mit einem Kupfer und einer Karte. (Leipzig, bei G. Fleischer dem Jüngeren.)

Gesellschafter. 1817. Sonnabend, den 19. Juli. 119. Blatt. S. 475.

Von jenem in ihren Grenzen eingeschnürtem Volke hat man des Zuverlässigen nicht viel, um so willkommener ist ein Bericht, der, neben Aufstellung allgemeiner Eigenthümlichkeit der Japaner, sie uns auch besonders in ihrem amtlichen Treiben bald höchst ehrwürdig, bald sehr belustigend zeigt, und alles Erzählte hat noch einen grösseren Reiz dadurch, dass man schon selbst von dem Schicksale Golownins und seiner Leidensgefährten zu lebhaftem Antheile aufgeregt wird. Das Werk gehört unbezweifelt zu den besten Neuigkeiten, die wir über Völkerkunde haben, und auch die Leser, die nur Unterhaltung suchen, werden sich befriedigt fühlen. — Dass die Japaner nicht so sehr für ihre Staatsverfassung eingenommen sind, als man zu glauben gewohnt ist, bezeugen mehrere hier eingefügte Aussprüche von Eingebornen; so sagte ein Gouverneur: „Wenn Sonne, Mond und Sterne, die Schöpfungen des Allmächtigen, in ihren Bahnen Veränderungen unterworfen sind, so sollten die Japaner ihre Gesetze, das Werk schwacher Sterblicher, doch nicht für ewig und unveränderlich halten!“

[anonym.]

GOLOWNINS GEFANGENSCHAFT IN JAPAN.

Gesellschafter. 1818. 208. Blatt. Mittwoch, den 20. Dezember. S. 832.

Der zweite Band von Golownins Begebenheiten in seiner Gefangenschaft bei den Japanern ist nun von Carl Jos. Schulze ins Deutsche übersetzt erschienen (Leipzig 1818). Er enthält ausser dem schon von Kotzebue übersetzten Bericht des Flottkapitäns Rikord in einzelnen Abschnitten die Nachrichten, die der Gefangene über dieses Volk und Reich sammelte und grösstentheils aus dem Munde der Dolmetscher und Wächter schöpfte; an Vollständigkeit ist natürlich nicht zu denken, aber alles, was über dieses seltsame Volk an den Tag kommt, verdient Aufmerksamkeit. Das Klima ist im Ganzen rauh und unfreundlich, und wenn man bemerkt, dass in Matsmai, welches mit Livorno und Toulon parallel liegt, Äpfel, Birnen, Weintrauben kaum die völlige Reife erlangen und in der Hauptstadt Eddo, die mit Mallaga unter dem 36° der Breite liegt, in den Wintermonaten der Schnee zolltief herabfällt, so überzeugt man sich, dass das Klima der östlichen Erdhälfte ungleich rauher ist, als das der westlichen. Wie bei den Südamerikanern eine Sage prophezeiet hatte, dass bärtige Männer landen und sie besiegen würden, so geht bei den Japanern von Alters her eine ähnliche: „dass eine Zeit kommen werde, wo ein Volk vom Norden sie unterjoche.“ Die Japaner sind immer fröhlich gestimmt, bei den Arbeiten wird gesungen; aber ihre Gesänge haben etwas Melancholisches und Wehmüthiges. Die Religion ist nach vier Hauptsecten verschieden, jeder Bürger kann sich zu einer davon bekennen und seinen Glauben so oft verändern, wie es ihm gut dünkt. Nur das Christenthum ist bekanntlich streng verboten. Der geistliche Kaiser oder Kin-Rey ist das Haupt der alten japanischen Religion, doch auch die übrigen Secten hegen eine anbetende Verehrung für ihn. Er ist für

alle Volksklassen, seinen Hofstaat und die Beamten des weltlichen Kaisers, die zuweilen zu ihm gesandt werden, abgerechnet — unsichtbar. Nur einmal im Jahre, an einem grossen Festtage, — spaziert er in einer Gallerie, die nur nach unten zu offen ist, so dass jeder sich nähern kann, um — seine Füsse zu besehen. Er trägt beständig seidene Kleider, die von der ersten Bereitung der Seide an von den Händen unbefleckter Jungfrauen verfertigt werden. Das Essen wird ihm jedes Mal auf neuem Geschirre gereicht, welches dann zerbrochen wird. Dies geschieht, weil niemand würdig ist, nach ihm daraus zu essen: wagte es jemand absichtlich oder thäte es aus Versehen, so wäre er augenblicklich des Todes. Auf den grossen Landstrassen ist jeder Berg, jeder Hügel, jede Kluft einer Gottheit geweiht, daher müssen Reisende an diesen Orten Gebete und diese oft mehrmals hersagen. Um den Aufenthalt, der dadurch verursacht wurde, abzuwenden, haben die Japaner ein Mittel erdacht: sie errichteten Pfähle, auf welchen sich eine eiserne flache Scheibe dreht, in welche das der Gottheit des Orts geweihte Gebet eingegraben ist. Diese Scheibe drehen gilt eben so viel als das Gebet selbst verrichten, und so vielmal sie gedreht wird, so vielmal ist das Gebet hergesagt. Gerade wie die Gebetmaschine der Kalmucken; also erstarrt der Geist auch auf ähnliche Weise bei den Völkern, wie er auf ähnliche Weise erwacht und lebendig wird! Die Stände sind in Japan streng geschieden. Der Adel ist erblich, geht aber nur auf den ältesten Sohn über, oder nach Gutachten des Vaters auf den Würdigsten; dadurch ist es möglich gemacht, dass der Adel immer ausgezeichnet bleibt. Die Soldaten, welche auf die Geistlichkeit folgend den vierten Stand bilden und deren Beruf gleichfalls erblich ist, haben einen leichten Dienst und guten Unterhalt, dabei sind sie geehrt. Gemeine Soldaten sind von Europäern für angesehene Beamte gehalten, und es ist auch sehr natürlich, da jene gewöhnlich, wenn europäische Schiffe einlaufen, kostbare seidene, mit Gold gestickte Kleider anziehen, die Europäer stolz empfangen, sitzend mit ihnen reden und Tabak rauchen. Golownin glaubte anfangs selbst, es seien Offiziere zu seiner Bewachung angestellt worden, nachher fand sich, dass es Soldaten eines Fürsten

wären. Die Stadtpolizei ist streng. Nachts gehen oft Patrouillen durch die Strassen, und niemand darf sich dann ohne Laterne blicken lassen. Zum Löschen der Feuersbrünste werden in Eddo, der Hauptstadt des weltlichen Kaisers, 48000 Brandsoldaten in 48 Regimentern unterhalten. Nun wird man sich nicht mehr darüber wundern, dass nach den Aussagen der Japaner in jener Hauptstadt 10 Millionen Menschen in 280000 Häusern wohnen, unter denen allein 36000 Blinde sich befinden. Golownin meint, dass diese Angaben sehr wahr sein könnten; nach einem Plan von der Stadt, der ihm gezeigt wurde, enthielt sie vollkommen 10 Meilen im Umfang. — Zu den Völkern, die den Japanern Tribut zahlen, gehören die Bewohner der südlichen kurilischen Inseln, die sich selbst Ainu nennen. Diese leben in einer bewunderungswürdigen Eintracht unter einander, und von der Sanftmuth ihrer Sitten zeugt der gänzliche Mangel an Schimpfwörtern in ihrer Sprache.

W. Gm.

RIKORDS FAHRT NACH JAPAN UND MÜLLERS NORDISCHE SAGENBIBLIOTHEK.

Gesellschafter. 1818. 29. und 30. Blatt. Freitag, den 20. und Sonnabend, den 21. Februar. S. 116. 120.

Erzählung des russischen Flottkapitäns Rikord von seiner Fahrt nach den japanischen Küsten in den Jahren 1812 und 1813 und von seinen Unterhandlungen mit den Japanern. Aus dem Russischen übersetzt vom Staatsrath von Kotzebue. (Leipzig, bei Kummer 1817.) — Diese Erzählung vervollständigt nun Golownins grösseren Bericht und liest sich gleich angenehm und mit immer gesteigerter Theilnahme, so dass man zuweilen versucht wird, ein poetisch gebildetes Werk darin zu sehen, ob wir gleich an der Wahrhaftigkeit desselben keinen Zweifel hegen. Beide Bücher lassen uns erst recht das Wesen der Japaner erkennen. Krusenstern fehlte es an Gelegenheit zur Beobachtung, auch musste er seinen besonderen Verhältnissen nach zu

sehr gegen sie eingenommen sein. Wie merkwürdig und wie lehrreich zugleich ist die Betrachtung ihres öffentlichen und Privatlebens! Die geographische Lage der Inseln hatte es möglich gemacht, sich fremdem Einfluss zu entziehen oder ihn gewaltsam abzuschneiden, und die Folgen davon haben sich sehr deutlich entwickelt. Die ganze Verfassung ist aus den natürlichen Bedürfnissen entsprungen, darum sind die Sitten und Gesetze fest bestimmt und mit dem Leben innig verbunden; sie geniessen der höchsten Ehrfurcht und haben vielleicht (auch wohl die Sprache) schon lange Zeit, namentlich insofern sie das Privatleben betreffen, ohne merkliche Veränderung bestanden. Darum ist für alle Zustände und Verhältnisse im voraus gesorgt, und das muss ein zufriedenes, heiteres und glückliches Dasein gewähren, wie wir stets bewegten und angeregten Europäer es kaum ahnen. Die Klassen der Gesellschaft sind streng geschieden, doch verbindet alle eine liebreiche Gesinnung. Es leuchten hier Tugenden, nach denen wir uns wahrhaftig sehnen müssen; wer hat nicht die vielen einzelnen Züge von Herzensgüte bei Golownin mit Rührung gelesen: wie sie den Gefangenen heimlich ihre Leiden zu mildern gesucht, wie selbst der Soldat, der durch Golowning Entweichung unglücklich wurde, das Wohlwollen gegen ihn nicht verloren. Takati-Kachi, welcher eine Zeit lang mit dem Kapitän Rikord zusammenleben musste und dessen Charakter sich sehr deutlich giebt, zeigt eine durchaus edle Gesinnung und in den ergreifendsten Augenblicken eine Fassung, Ruhe und Ausbildung des Geistes, die man bewundern muss. Als Rikord ihm ankündigt, dass er ihn, falls der japanische Befehlshaber von Kunaschir die an ihn abgeschickten gefangenen Japaner nicht zurücksende und gar keine Nachricht ertheile, wieder mit nach Ochozk führen werde, welches die Ehre eines Mannes von seinem Stande, denn er gehörte zu den Vornehmeren, verletzte, so fasst er ohne Zaudern seinen Entschluss. Nur wenig Augenblicke zeigt sich sein Gesicht verändert, mit ziemlicher Gemüthsruhe antwortet er dem Kapitän und macht die letzten Anordnungen. Seine knieenden Matrosen nähern sich mit gesenkten Häuptern und hören aufmerksam seine Worte. Darnach versinkt er in tiefes Schweigen und betet. Nun über-

liefert er dem Matrosen, den er am liebsten hat, seinen grossen Säbel, den väterlichen genannt, um ihn seinem einzigen Sohne und Erben einzuhändigen. Nachdem dies abgethan ist, steht er auf mit ruhigem, selbst fröhlichem Antlitz und bittet um etwas Branntwein, seine Matrosen beim Abschied noch einmal zu traktiren; er trinkt mit ihnen und begleitet sie bis zum Verdeck. Sein Entschluss war gewesen, sich selbst umzubringen, um durch freiwilligen Tod der Schande zu entgehen. Das ist die eine Seite des Bildes; auf der andern muss man gestehen, dass über dem Ganzen dort eine eigene Ängstlichkeit schwebt, gleich als sei ein Theil der Luft hinweggenommen; kein tieferer Athemzug wird vergönnt, jede neue Bewegung trifft sogleich die nahgelegte Schranke, die kalt, selbst mit Grausamkeit niederfällt und zerschneidet. So viel ist gewiss, dass eine solche Verfassung nur bei einem so stätigen, pflanzenhaft lebenden Volke möglich und wohlthätig sein kann, jedes andere würde darunter verdorren oder sie zersprengen. Neben den vielen deutlichen Beweisen der sanftesten, liebreichsten Gesinnung wird uns unheimlich vor der unglaublichen, stets mitschreitenden List. Auf keine Aussage, keine Versicherung konnte Golownin vertrauen, es war jedes Mal ein Hinterhalt dabei. Bedenklichkeiten, Vorsorgen wurden völlig ins Lächerliche übertrieben, und man fühlt lebhaft die Qual des Gefangenen bei dem endlosen Ausfragen, das keinen bestimmten Zweck mehr hatte und gar wohl zu einer Verzweiflung hätte führen können. Es ist im Verhandeln nichts von jener frischen, freien, vertrauenden Gesinnung, die, wie das Sprichwort sagt, den Mund im Herzen hat; man scheint an den Spruch jenes französischen Diplomatikers zu glauben: dass der Mensch die Sprache erhalten habe, um dadurch seine Gedanken zu verbergen. Auch das fühlt man, dass bei aller Festigkeit der Formen (einem höheren Befehl wird sogleich gefolgt, wenn auch die Ausführung ohnmöglich oder der Sinn des Befehls auf andere Weise leicht zu befriedigen wäre) sich dennoch die Erstarrung darin rächen muss. Schon die Staatsveränderung im sechszehnten Jahrhundert durch Fideschossi enthält den Keim eines Umsturzes, wodurch die geistliche Gewalt getrennt und als ein bedeutungsloser

Schatten zurückgesetzt worden; merkwürdig sind auch die Winke, die der scharfsinnige Tesko über die Regierung gab. Die Form kann noch lange aushalten, aber man denkt an die orientalische Mythe von Salomon. Sterbend nahm er eine Stellung an, wodurch er auch als todt, auf dem Throne aufrecht stehend, noch lebend erschien. Er legte seine beiden Hände hinter den Rücken und stützte dieselben sowohl als die ganze Last des Körpers von rückwärts auf einen feststehenden Stock. So stand er, das Volk ahnete seinen Tod nicht und alles gieng den gewöhnlichen, wohleingerichteten Gang fort. Das erste Geschöpf aber, das seines Lebens Ende gewahr ward, entzog sich auch sogleich der dem Lebenden schuldigen Ehrfurcht; es war ein Holzwurm, der gleich nach Salomons Tod den Stab zu benagen anfieng. Er nagte ein ganzes Jahr, da brach der Stab entzwei, Salomon stürzte nieder und alles lief durch einander in Zwietracht und Verwirrung.

Es ist belehrend, nach jenen Büchern etwa Müllers nordische Sagenbibliothek (übersetzt von Lachmann, Berlin 1817) zur Hand zu nehmen. Gelehrten vom Fach, die seinen Werth schon kennen, brauchen wir das Buch nicht zu empfehlen, aber jeden, der für die Geschichte einer Entwickelung des germanischen Geistes Theilnahme hegt, machen wir darauf aufmerksam. Es sind darin aus den Originalquellen eine Menge Züge von dem öffentlichen und Privatleben der Isländer zusammengestellt. Auch hier gewährte die geographische Lage Freiheit vor fremden Einwirkungen, ja gerade sie war der Grund, warum der rauhe Felsen gesucht und mit einer wohnlicheren Heimath vertauscht wurde. Während bei den Japanern alles bis zur grössten Kleinigkeit hinab von obenher geleitet wird, hat sich hier die Ordnung aus der Mitte der edlen Geschlechter, welche sich vereinigten, gebildet. Recht, wo es verlangt wird, finden und sprechen auf dem Thing Ehrenmänner, doch in den meisten Fällen lebt der Familienvater frei, wie ein Herr in seinem Bereich, und ihn beherrscht nur, so weit er ihr zugethan ist, die alte aus dem Mutterlande mitgebrachte Sitte. Diese ist ernst und tiefsinnig, sie erzeugt grossartige Gesinnungen und Tugenden, aber in dem Übergewicht, das sie dem Willen, der

Naturkraft und kühner Tapferkeit lässt, erscheint sie manchmal entsetzlich und grausam. An der Tracht erkannte man schon Valnaliots Gesinnung; sah man ihn in kurzem Kleide mit einer Axt mit eisernem Schaft, so war er mordlustig; trug er ein braunes Kleid und den Streithammer, so war er guter Laune. Es ist nie jene kalte, überlegte asiatische Grausamkeit, es ist das wilde, tobende Blut: die Berserkerwuth. Unter allen Gesetzen der Sitte das mächtigste war die Blutrache; aus kleinem Anlasse hervorspringend, konnte sie den Untergang ganzer Geschlechter erzeugen. Sie konnte lange Jahre ruhen, aber keine Zeit sie dämpfen, und ein friedliches, stilles Leben scheint, wo sie herrscht, kaum möglich zu sein. Die Mutter selbst schlägt ihren Sohn ins Angesicht und verbietet ihm, an seines erschlagenen Bruders Stelle zu sitzen, bis er ihn gerächt habe. Es ist rohe Ansicht, blosse Mordsucht darin zu erkennen; sie beruht in der Idee der Familienliebe, als des Grundsteins der Wohlfahrt, aber sie erscheint in ihrer Ausartung, Verderben auf Verderben häufend, fürchterlich. So zeigen sich neben harter Grausamkeit die rührendsten Züge edler und treuer Herzen. Als Flose, um sich an Nials Söhnen zu rächen, den Hof des Alten mit hundert Männern umringte und Feuer anlegte, erhielten erst Weiber, Kinder und Gesinde Erlaubnis wegzugehen. Dann trat Flose an die Thür und bot dem alten Nial an, mit seinem Weibe herauszugehen. Nial antwortete: „Nicht will ich hinausgehen, denn ich bin ein alter Mann und nicht fähig, meine Söhne zu rächen, und mit Scham will ich nicht leben.“ Da sprach Flose zur Bergthora: „Geh du heraus, Hausfrau, denn ich wollte auf keine Weise, dass du verbränntest.“ Bergthora antwortete: „Ich ward jung dem Nial gegeben, da habe ich ihm gelobt, dass eins sollte ergehen über uns beide.“ Sie sagte darauf zu Kares (ihres Schwiegersohnes) kleinem Sohne: „Dich soll man hinausbringen, du sollst nicht verbrennen.“ „Du hast mir gelobt, Grossmutter“, sagte der Knabe, „dass wir nie getrennt werden sollten, so lange ich bei dir sein wollte, und mich dünkt weit besser, mit dir und Nial zu sterben, als nach euch zu leben.“ Darauf giengen die zwei Alten zu ihrem Lager, legten sich nieder und das Kind zwischen sie,

bis das Feuer sie verzehrte. Ihr Schwiegersohn Kare war der einzige, der entkam durch den Rauch des brennenden Hauses. Wie wohlthätig musste diesem Volk, welches der Hass der Geschlechter zerstörte, die milde Lehre des Christenthums sein: „So ihr nur liebt, wer euch liebt, was für einen Lohn werdet ihr haben? und so ihr nur freundlich thut gegen eure Brüder, was thut ihr Sonderliches?“

W. Grimm.

PREDIGTEN
DES ALTEN HERRN MAGISTER MATHESIUS

ÜBER DIE HISTORIEN VON DES EHRWÜRDIGEN, IN GOTT SELIGEN, THEUERN MANNES GOTTES DOCTOR MARTIN LUTHERS ANFANG, LEHRE, LEBEN UND STERBEN.

Mit einer Vorrede herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim. Mit den Bildnissen Luthers und Melanchthons. Berlin, bei Maurer. 1817 in 4.

Wünschelruthe. (Ein Zeitblatt.) Herausgegeben von H. Straube und Dr J. P. v. Hornthal. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 4. No. 11, den 5. Februar 1818. S. 43.

Melanchthons Erzählung von Luthers Leben, um das sich der sel. Villers noch verdient gemacht, ist bekannt und behält seinen Werth, doch hier wird ein ganz anderes Bild von Luthers Dasein und Wirken uns vor die Augen gerückt. Mit welcher Lebendigkeit und Kraft, zugleich mit welcher Eigenthümlichkeit ist es gezeichnet! Nicht bloss, was Luther für die Welt gethan und was sich in einer gelehrten Schrift zu erzählen ziemt, hören wir an; wir sehen ihn auch, wie er mit sich und seinen heimlichsten Gedanken gestanden, mit seinen Freunden, mit Weib und Kindern, wie er freundlich und demüthig, stark und wahrhaftig gewesen, in jedem, was er berührt, selbst im Kleinsten, das ihm nahe kam, eine edle Spur hinterlassen und wie ihn die innewohnende Tugend seines Herzens unbewusst dazu lenkte. Wo er ganz frei ist, da erscheint er immer am herrlichsten. Es ist eine Beschreibung, wie sie wohl in Albrecht Dürers Bildern vorkommt, die ganze Umgebung, jedes Geräth, der dunkelfaltige Bettvorhang, die Ordnung und Reinlichkeit der Stühle und Bänke, die aufgeschlagenen Bücher kündigen uns die würdige und liebreiche Natur des Menschen an, der sinnend dasitzt, während durch die runden Fensterscheiben gnädig des Herrn Sonne einleuchtet. In dieser Schrift ist der Geist des Protestantismus wie in keinem Lehrbuche ausgedrückt: das

Vertrauen des Christen auf den lebendigen Gott und sein gegebenes Wort, die Freiheit vor Menschensatzungen und die unbestechliche Wahrheit gegen alle Welt. Es kann erschrecken, wenn man liest, wie Zweifel ihn mitten im Vortrage gequält, aber sein freies Bekenntnis bei gleicher Qual eines andern kommt doch von jenem Geist, der ihn zur Wahrheit und Beruhigung geführt und der ihm den schönen, vertrauensvollen Tod verliehen, dessen Erzählung besonders rührend und ergreifend ist. Jedem, der sich in diesem Glauben stärken will, empfehlen wir das Buch von ganzem Herzen. Dem Herausgeber danken wir für die Erfrischung desselben sowie für die geistreiche Einleitung. G.

ERZÄHLUNGEN.

DER SÜNDER UNTER DEN GERECHTEN.

(AUS ALTER HANDSCHRIFT ÜBERSETZT VON DEN BRÜDERN GRIMM.)

Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Zweiter Jahrgang. Berlin, 1818. In der Maurerschen Buchhandlung. 26. Blatt. Sonnabend, den 14. Februar. S. 103.

Der Wolf, der Fuchs und der Esel wollten Busse thun und pilgerten nach Rom. Als sie nah bei der Stadt waren, hub der Wolf an: „Da Gott uns in Gnaden bis hierher gebracht hat, wäre mein Rath, unsere Beichte abzulegen, ehe wir vor des Papstes Antlitz kommen.“ „Das soll geschehen“, sprach der Fuchs, „der heilige Vater hat mit jedermann, Pfaffen und Laien, viel Arbeit, so dass ihm wenig Zeit übrig bleibt. Wir wollen einander beichten und die Busse festsetzen, hernach bitten wir ihn um Bestätigung, Gottes und unseres Flehens wegen.“ „Wohlan“, sagte der Wolf, „beichte je einer den zwei andern seine grössten Sünden. Also heb' ich an und beichte etwas, das mir schwer auf dem Herzen liegt: Ein Mann hatte ein Zuchtmutterschwein mit zwölf Jungen, die lagen unter einer kalten Stiege, und ich hörte oft, wie sie den Tag über ganz jämmerlich nach ihrer Amme schrieen, aber die lief mit vollem Wanst auf dem Felde herum und liess ihre Kinder den schmählichsten Hunger leiden. Mich erbarmte das und ich rächte mich einmal, als sie ihre Jungen wieder nicht pflegte, zerriss sie und füllte meinen Leib mit ihr an. Aber das ist noch nicht alles. Hernach, als ich mich bedachte, dass ich übel gethan, dauerten mich die armen Ferklein, die da Hunger litten; ich half ihnen aus der Noth und schloss sie auch in meinem Magen ein. Das bekenne ich mit weinenden Augen, nun bestimmt mir die Busse.“ „Wenn ich die Sache recht betrachte“, antwortete der Fuchs, „so ist eure Sünde nicht gar gross; ihr habt es aus Gutheit gethan, wie

noch jetzt mancher brave Mann thut, der für arme Waisen und Hausarmen ein mitleidiges Herz trägt. Doch sollt ihr vor unserem Kloster knieen und mit Andacht ein Paternoster sprechen; das ist für die Sünde mehr als zuviel. Aber nun will ich meine Sünde beichten, sie schmerzt mich und lockt mir manchen Seufzer hervor: Bei einem Dorfe wohnte ein Bauer, der hatte einen so boshaften Hahn, dass er alle Hähne biss, die in sein Bereich kamen; dabei trieb er ein lästerliches Geschrei mit zwölf Hennen, Tag und Nacht, dass oft gesunder und kranker Leute Hirn davon betäubt ward. Diese Hoffahrt verdross mich über die Massen; als ich ihn daher eines Tages mit seinen Buhlerinnen scherzen sah, packte ich ihn bei der Schwarte und trug ihn in eine andere Pfarrei, wo ich den Bann nicht zu scheuen brauchte; dort ward ich bald Herr über ihn. Jetzt gieng das Geschrei seiner Weiber über mich los, das ärgerte mich, so dass ich eine nach der andern auffrass; ohnehin trugen sie grossen Hass gegen mich.“ „Nun“, sprach der Wolf, „da findet sich noch Rath, das Schreien und Lärmen wird zu gutem Ende gebracht. Faste drei Freitage, wenn du kein Fleisch haben kannst. Wohlan, Herr Esel, nun kommt die Reihe an euch!“ Der Esel antwortete: „Ich weiss nicht, was ich beichten soll. Ihr beide wisst, was für grosse Noth und Arbeit mir beschieden ist; wenn ich davon anfangen wollte, wäre kein Ende zu finden. Ihr seht, wie ich Wasser, Korn, Holz, Mist und was sonst vorkommt tagtäglich auf eine hohe Burg tragen muss und dass ich ohne Dank an mancher harten Arbeit mich abwürge. Eine Sünde macht mir Sorgen und hat mich oft schon gereut: Der Knecht, der mein zu aller Zeit pflegte, gieng einmal im Schnee vor mir her; da sah ich ein Paar Strohhalme, die aus seinen Schuhen hervorragten, davon riss ich ein Paar Stückchen ab und frass sie vor Hunger. Es war sein Schaden und ein Verderben an meiner Seele: die Schuld trage ich, setzt mir nun gnädiglich eine Busse.“ „Weh dir ewig, du Mörder!“ riefen die beiden, „was hast du gethan? Du hast einen Menschen verderbt, dem seine Füsse erfroren sind. Dieser Mord kostet dir deine Seele, kein Dieb und Mörder mag genesen!“ Darauf fielen sie über ihn her und brachten ihn um.

DER BÜSSENDE WOLF.

MITGETHEILT VON WILH. GRIMM.

Gesellschafter. 1818. 85. Blatt. Freitag, den 29. Mai. S. 339.

Einsmals sprach der Wolf zu seinem Sohn: „Liebes Kind, mir nagt bitteres Leid am Herzen und ich dulde einen heimlichen Kummer, schwerer als der Tod selbst. Ich habe durch Unrecht, das ich armen Leuten zugefügt, grosse Sünden auf mich geladen und meiner Seele damit die ewige Verdammnis erkauft. Ich fürchte, sie ist auf immerdar in den Abgrund versenkt, so dass ich sie durch keine Busse erlösen kann. Dennoch möchte ich die grosse Reue, die ich empfinde, durch gute Werke an den Tag legen. Sieh, ich will meinen Leib nicht schonen, ich will ihn also kasteien und quälen, dass Gott schauen soll, wie treu und ernstlich meine Reue ist.“ Der Sohn antwortete: „Vater, du redest gar wohl und verständig; auch mir ist wie dir schwer zu Muth, auch mich reuen meine Sünden, und da du älter bist als ich, so ziemt es sich, den Rath von dir anzuhören.“ — „Wohlan“, sprach der Vater, „wir wollen Busse thun und alles Fleisches uns enthalten.“ — „Ich höre mit Freuden, was deine Zunge verkündigt“, antwortete der Sohn, „dein Geist wendet sich zu dem Herrn.“ — Nachdem dieser Entschluss gefasst war, begannen sie ihre Busse. Als der Mittag und die Essenszeit heranrückte, giengen sie hinaus auf eine Wiese; da stand bei einem Wasser ruhig ein Esel und frass. Als der alte Wolf ihn gewahr ward, zeigte er ihn seinem Sohn und sprach: „Sieh an, mein Sohn, uns will der Herr darum noch nicht zu Grund gehen lassen, weil wir das Fleisch abgesagt haben; diesen Krebs da hat er mildiglich aus dem Wasser ans Land uns zugesendet. Einen so schönen fetten Krebs habe ich noch niemals gesehen! Wie gnädig ist der Herr, dass er so früh schon uns berāth! Lauf geschwind nach dem Wasser und schneid' ihm den Weg dahin ab, sonst geht er wieder zurück; ich will ihn von der Landseite einschliessen.“ Der Sohn befolgte des Vaters Geheiss: die Unglückestunde des

armen Esels war gekommen; beide Wölfe packten und frassen ihn als einen weichhäutigen Krebs auf; dabei meinten sie fromme Büsser zu sein, die sich Fleisches enthielten. — Als aber die Leute von dem Feld her der beiden Wölfe ansichtig wurden, kamen sie mit einem Rudel von zwanzig Hunden herzugerannt. Die Wölfe nahmen bei dem Anblick die Flucht, wurden aber angeschrieen und von den Hunden gehetzt. Da sprach der Alte: „Sag' an, mein lieber Freund, was bedeutet nur das Geschelle? Sollten wir etwas Unrechtes begangen haben! Der Krebs, den wir da aufgezehrt, möchte wohl ein Esel gewesen sein? Ich vermuthe das, weil die Leute so gewaltig hinter uns her sind." — „Ein Esel war es freilich", antwortete der Sohn, „ich hätte dir das leicht sagen können, aber deinem grossen Verstand habe ich blindlings Glauben beigemessen. Einen Krebs kenne ich sonst recht gut, er ist weder so gross als ein Esel, noch geht er in dem Gras weiden." — „Lass das jetzt", sprach der Alte, „und schau fleissig hinter dich, was die Hunde vorhaben. Meldest du mir das immer, so will ich dir darnach schon rathen." — Da rief der Sohn: „Sie bellen laut und strecken Schwanz und Kopf in die Höhe; ihrer sind so viel, dass sie uns ohne Widerstand tödten werden. Zwei laufen allein voran; ich weiss nicht, ob aus Zorn oder einem anderen Grunde; die zwei schweigen und bellen nicht, ihr Haupt ist gesenkt, ihr Schwanz eingezogen; es ist schrecklich, wie sie daher rennen, nicht anders als ein Bolz vom Bogen!" — „Weh, lieber Sohn!" sprach der Alte, „die so schnell laufen, sind zwei Windhunde und die sind unser Tod. Jetzt ist Gefahr, eil' und fliehe, du bist noch jung und hast noch manches Jahr vor dir; ich will meinen Leib aufgeben, ich bin alt und schwach, es hätte doch nicht lange mehr dauern können. Komm, küsse mich noch einmal und dann ziehe deines Weges: ich will den Tod hier erwarten. Bitte nur unsern Herrn, dass er mir die Seele bewahre!" Da gieng der Sohn herzu und küsste den Alten; dieser aber packte ihn an der Kehle und biss ihn also sehr, dass ihm der Gedanke an die Flucht vergieng und er halb todt liegen blieb. Nun erhob sich der Alte selbst gen dem Walde; die Windhunde kamen, und als sie den jungen

Wolf fanden, fielen sie über ihn her und bissen ihn, bis er ganz todt war; indessen rettete sich der alte glücklich in den Wald. — Wer noch Wolfes Treue hat, — den soll man fliehen, das ist mein Rath.

KARLS DES GROSSEN HEIMKEHR AUS UNGERLAND.

MITGETHEILT VON WILH. GRIMM.

(Nach der alten Kaiserchronik in der Heidelberger Handschrift Nr. 336.)

Gesellschafter. 1818. 33. Blatt. Freitag, den 27. Februar. S. 129—131.

Es geschah im Jahr, da man zählte achthundert nach Christi Geburt, dass König Karl gen Ungarn zog und bis zu den Polachen die Völker zum christlichen Glauben bekehrte. Mit seinem Volk lagerte er nah an dem Meer. Er hatte aber daheim der Königin hinterlassen, wo er länger als zehn Jahre ausbleibe, habe ihn gewisslich der Tod hinweggerafft; auch hatte er ihr gesagt, wenn er ihr ein wohlbekanntes Ringlein sende, solle sie dem Boten, der es vorzeige, gläubig sein in allem, was er ihr berichte. Als nun neun Jahre herum waren, da erhob sich zu Achen und durch das ganze Reich Raub und Brand. Die Grossen des Landes konnten das nicht mit ansehen, sie giengen zu der Königin und sprachen: „Wir leiden viel, weil wir keinen Herrn haben, darum bitten wir euch, edle Frau, bescheidenlich, dass ihr einen Fürsten zum Gemahl nehmet, der die Lande behüten kann. Unser Herr ist gewisslich todt, sonst hätte er euch, wie gross immer seine Noth gewesen, Botschaft zugesendet.“ Die Königin antwortete: „So müsst' ich geschändet sein, wenn König Karl hereinkäme in die Stadt, er würde mich gewisslich tödten. Das Zeichen, das er mir beim Scheiden verhiess, hat er noch nicht gesendet. Noch nie brach ich meine Treue, sie soll auch immerdar stät an mir sein.“ Sie antworteten:

„Wir können in diesen Zeiten nicht ohne Herrn sein, König Karl ist todt, wir haben Boten ausgeschickt und wissen, dass er in grossen Nöthen umgekommen ist.“

Also redeten sie der Königin lange zu und gedachten ihres Ungemachs, bis sie sprach: „Was mich betrübt, das kommt von euch; ich bin unschuldig, das bezeige ich bei Gott, dem getreuen und wohlgemuthen. Thut von mir eure Rede, was Unheils mich betrifft, das soll euch nicht quälen, ich kann mich selbst wohl bewahren.“ Die Herren antworteten: „Frau, so werdet ihr nimmer froh! Sollen wir in dieser Verwirrung stets ohne Herr sein, so wisst, ihr seid des Teufels und von uns mag keiner genesen.“ Da sprach die Königin endlich: „Wohlan, wie schwer mein Geschick sei, ob mir wohl oder weh werde, ich will euch folgen. Wie gross mein Kummer ist, wollt ihr mich sein nicht erlassen, so muss ich euern Willen begehen.“

Darnach stund es nicht lange, so ward eine grosse Hochzeit festgesetzt und ein mächtiger König ihr gegeben; nach dem dritten Tag sollten sie vermählt werden, aber Gott wollte das nicht zulassen. Er schickte selbst einen Engel als Boten nach Ungerland, wo König Karl lag. Als er ihn fand, sprach er zu ihm: „König, es sei dir lieb oder leid, kommst du nicht zu der Königin, so nimmt sie ein anderer, und die schöne Frau ist gesinnt, sich mit ihm zu vermählen. Darum sollst du binnen dreien Tagen in deinem Reich sein.“ König Karl sprach: „Wie soll ich in dreien Tagen in mein Land kommen? Ich sage dir, bis dahin sind hundert Rasten und ich denke noch funfzehen mehr dazu; auf welche Weise soll ich hinkommen? soll ich reiten oder gehen? Ich kann das nicht wissen.“ Da sprach der Engel: „Ist dir nicht kund, dass Gott thun kann, was er will? So viel Gewalt steht bei ihm.“ Der König antwortete: „Das mag wohl sein, ich glaub' es und hab keinen Zweifel, dass er Wunder genug vollbringen kann.“ Da sprach der Engel: „Geh hin zu deinem Schreiber, der hat ein starkes Pferd, das kauf' ihm ab um Pfennige und Mark, wie du es gewinnen kannst. Das Pferd reite einen vollen Tag, der Weg wird dir lang, doch es ist der Art, dass es dich schnell trägt gen Rab durch Moos, Feld und Heide, dort soll deine erste

Tagweide sein. Den andern Tag sollst du dich früh aufmachen und schnell fortreiten, so kommst du bei Sonnenschein noch gen Passau an der Donau, das ist die zweite Tagweide. Da trenne dich von dem Pferd, zu Passau findest du einen Wirth, der dich wohl hält; er hat ein Fohlen, das sollst du ihm abkaufen; dieses Fohlen wird dich schnell weiter tragen, also dass du die Vermählung noch hindern kannst.“

Da kaufte der König Karl das Pferd von seinem Schreiber und ritt heimlich am Morgen aus und ritt, bis er gen Rab kam, wie ihm der Engel verkündigt hatte, und also machte er von der Bulgarei aus die gewaltige Reise in einem Tag. Da rief er aus: „Gott vertraue ich wohl!“ und ritt den andern Tag nach Gottes Lehre bis Passau und kam da an noch bei Sonnenschein. Hier fand er einen Wirth, der ihm gutes Gemach schuf. Abends, als das Vieh eingieng, kam auch das Fohlen gelaufen; er fieng es bei der Mähne und sprach: „Herr Wirth, gebt mir das Fohlen, das will ich reiten durch Moos und Feld.“ Der Wirth antwortete: „Herr, das Fohlen ist noch zu jung, es kann euch noch nicht tragen.“ Karl antwortete: „Was redet ihr, gebt mir das Fohlen.“ Der Wirth sprach: „Weil es euch denn so lieb ist, soll es euch nicht versagt sein, wär' es nur gezäumt und geritten.“ Karl kaufte es um güldene Pfennige. Am dritten Morgen ritt er fort; ein Wunder war es, dass ihm das Pferd nicht erlag. Er ritt aber tapfer, bis er gen Achen vor das Burgthor kam. Da fand er einen Wirth, der ihn herbergte, wie es ziemlich war.

Nun hörte man von allen Seiten einen grossen Schall von Flöten und Gesang, von Tanzen und Springen, in allen Gassen war ein Drängen und Treiben. Da fragte der König: „Was es in der Stadt gäbe?“ „Herr, eine Hochzeit, wie sie nicht grösser sein kann, soll hier vor sich gehen. Dazu hat sich mancher Mann versammelt, wie unsere Frau Königin entboten hat; sie nimmt einen andern Gemahl, wie ich euch fürwahr sagen kann, einen mächtigen König. Da wird Brod und Wein gegeben und Speise in der Stadt, jedermann im Überfluss, wer es sei, Alt oder Jung; Futter wird den Rossen vorgeworfen ungemessen, wie ich alles angesehen habe.“ Der König sprach:

„Herr Wirth, kann ich bei euch gut Gemach haben, so mag vom Hofe Speise nehmen, wer da will, ich kann ihrer Gaben wohl entbehren. Herr Wirth, kauft mir meine Speise in der Stadt, hier sind goldene Pfennige, die geb' ich euch in Ehren. Ihr sollt guten Nutzen von mir haben: heisset die Speise bald bereiten und lasset eure Diener und Knechte meiner froh werden.“ Da gab ihm der König Pfennige genug. Als der Wirth das Gold sah, sprach er zu sich selbst: „Es muss ein Edelmann sein! Seines Gleichen habe ich nie beherbergt, noch haben meine Augen je einen mildern gesehen!“ Als die Speise bereitet war, setzte sich der König zu Tisch; alles war überaus köstlich. Darnach, wie es Nacht ward, legte er sich schlafen und bat den Wirth um einen Wächter, der sein Nachts pflege. Als er zu Bette lag, sprach er zu dem Wächter: „Früh, wenn man die Glocken läutet im Dome, so sollst du mich sicherlich wecken, ich will, so Gott mir das Leben lässt, dir dies Ringlein dafür verehren. So lieb dir nun solch ein Kleinod ist, so gewiss weck du mich, wann es läutet; dann werde ich sorgenfrei!“

Der Wächter that, wie ihm geheissen war, fand den Herrn schlafend, weckte ihn und sprach: „Steht auf und gebt mir meinen Lohn, denn man läutet.“ König Karl es nicht verdross; er legte sein reiches Gewand an und hiess den Wirth mitgehn, dass man ihn nicht fieng, denn er war leider unbekannt. Er fasste den Wirth bei der Hand, und sie giengen beide zum Burgthor, das war aber stark verriegelt. Der Wirth sprach: „Herr, ihr müsst da durchschliefen, aber da wird euer Gewand kothig.“ „Das acht' ich nicht“, sprach der König, „und ob es ganz zerreisse!“ und schlof hinein; den Wirth liess er umgehen. Da gieng der König in den Dom, und weil er wohl wusste, dass, wann er auf dem gesegneten Stuhl sass, er als König musste begrüsst werden, setzte er sich darauf, liess die Scheide vom Schwert sinken, nahm es also entblösst und legte es über seine Kniee. Der Messner kam und wollte die Bücher hervortragen; als er ihn da sitzen sah mit blossem Schwerte, ohne ein Wort zu reden, verzagte er, gieng zum Priester und sprach: „Es sitzt ein greiser Mann auf dem gesegneten Stuhl und hat ein blosses Schwert über dem Knie liegen; wie ich zum Altar

gieng, sah ich ihn sitzen, da ward mir angst.“ Der Domherr sprach: „Was redest du für Dinge, damit kommst du schlecht bei uns an, die Wahrheit will ich wissen.“ „Glaubt ihr mir nicht“, antwortete der Messner, „so ist mirs leid, geht und seht selbst alles an.“ Da gieng der Domherr und nahm ein Licht in die Hand und gieng unverzagt zum Königsstuhl, und als er dabei kam, sah er selbst den greisen Mann darauf sitzen. Da eilte er zum Bischof und sprach: „Wollt ihr hören, wie uns im Dom geschehen ist?“ Der Bischof hörte seine Worte und gieng aus seinem Gemach hin in den Dom. Zwei Knechte leuchteten mit grossen Kerzen. Da sass der König auf dem Stuhl mit dem blossen Schwert über den Knieen. Als der Bischof mit seinen Mannen ihn erblickte, erschrack er in Furcht. „Ihr sollt mich wissen lassen“, redete er den König an, „wer euch Leids gethan, oder was für ein Mann ihr seid, fürwahr, das sollt ihr mir sagen! Seid ihr nicht geheuer? redet! ich beschwöre euch bei Gott! gebt mir Antwort, es ist Zeit!“ Da sprach der König: „Ich war euch wohl bekannt, damals, als ich König Karl hiess und an Gewalt keiner über mir war.“ Nun trat der König zu ihm hin, und der Bischof, als er ihn recht ansah, sprach: „Seid willkommen, lieber Herr! Eurer Kunft will ich froh sein!“ Lieblich näherte er sich ihm, umfieng ihn mit seinen Armen und führte ihn in sein Haus. „Läutet“, sprach der Bischof zu seinen Dienern, „läutet die Glocken aller Orten.“ Da war ein grosser Schall, doch wusste noch niemand, weder die Fremden noch Einheimischen, was es zu bedeuten habe; sie fragten: „Was geschehen sei?“ Es ward ihnen geantwortet: „König Karl, der Mächtige, ist zurückgekommen in die Stadt.“ Da eilten sie fort über Berg und Thal, und wer nicht reiten konnte, wollte doch nicht bleiben und sprang die Mauer hinab. Es gab grossen Lärm durch die Stadt, wie sie also entronnen. Der Bischof aber bat den König Karl, dass er der Königin seine Huld wieder gebe, und er gewährte ihm die Bitte und war ihr hold.

BROD UND SALZ MIT GOTTES SEGEN.

ALTE SAGE: MITGETHEILT VON WILH. GRIMM.

Gesellschafter. 1818. 37. Blatt. Freitag, den 6. März. S. 147.

Es ist gemeiner Brauch unter uns Deutschen, dass der, welcher eine Gasterei hält, nach der Mahlzeit sagt: „Es ist nicht viel zum Besten gewesen, nehmt so vorlieb.“ Nun trug es sich zu, dass ein Fürst auf der Jagd war, einem Wilde nacheilte und von seinen Dienern abkam, also dass er einen Tag und eine Nacht im Wald herumirrte. Endlich gelangte er zu einem Köhler, der vor der Thüre seiner Hütte stand. Da sprach der Fürst, weil ihn hungerte: „Glück zu, Mann, was hast du zum Besten?“ Der Köhler antwortete: „Ick hebbe Gott un allewege wol (genug).“ „So gieb her, was du hast“, sprach der Fürst. Da gieng der Köhler und brachte in der einen Hand ein Stück Brod, in der andern einen Teller mit Salz; das nahm der Fürst und ass, denn er war hungrig. Ob er gleich gern dankbar gewesen, so hatte er doch kein Geld bei sich, darum löste er den einen Steigbügel ab, der von Silber war, und gab ihn dem Köhler. Dann bat er, dass er ihn auf den rechten Weg brächte, was auch geschahe.

Als der Fürst heim gekommen war, sandte er Diener aus, die mussten diesen Köhler holen. Der Köhler kam und brachte den geschenkten Steigbügel mit. Der Fürst hiess ihn willkommen und zu Tische sitzen, auch getrost sein, es sollt' ihm kein Leid widerfahren. Unter dem Essen fragte der Fürst: „Mann, es ist diese Tage ein Herr bei dir gewesen, sieh herum: ist derselbe hier mit über der Tafel?“ Der Köhler antwortete: „Mi duicht, ji sünd et wol sülvest“, zog damit den Steigbügel hervor und sprach weiter: „will ji düt Dink wedder hebben?“ „Nein“, antwortete der Fürst, „das soll dir geschenkt sein, lass dir's nur schmecken und sei froh und lustig.“ Wie die Mahlzeit geschehen und man aufgestanden war, gieng der Fürst zum

Köhler, schlug ihn auf die Schulter und sprach: „Nun, Mann, nimm so vorlieb, es ist nicht viel zum Besten gewesen.“ Da zitterte der Köhler, der Fürst fragte nach der Ursache, aber er antwortete, er dürfe es nicht sagen. Als aber der Fürst darauf bestand, sprach er: „Och Herre, ase ji säden, et wäre nig vele tom besten west, do stund de Düfel aichter ju!“ „Ist das wahr, so will ich dir auch sagen, was ich gesehen: Als ich vor deine Hütte kam und dich fragte, was du zum Besten hättest, und du antwortetest: „Gott und allgenug!“ da sah ich einen Engel Gottes hinter dir stehen. Darum ass ich von dem Brod und Salz und war zufrieden, will auch nun künftig hier nicht mehr sagen, dass nicht viel zum Besten gewesen!“

DER SEGEN DES VATERS UND DER MUTTER.

Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Gratz in Steiermark. Erzählungen, vermischte Aufsätze und Gedichte von Einhundertsechsundzwanzig deutschen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern diesem Zwecke gewidmet. Mit einer musikalischen Beilage von G. Meyerbeer. [Herausgegeben von Karl von Holtei.] Braunschweig, Wien und Gratz, Friedrich Vieweg & Sohn: F. Manz & Comp.; Aug. Hesses Buchhandlung. 1857. S. 4—7.

In den heissen Sommermonaten verliess ich die grosse Stadt und gelangte, als der Tag sich neigte, zu einem einsamen am Fuss des Gebirges gelegenen Ort, wo ich zu verweilen beschloss. Welch ein Unterschied! Statt der drückenden Luft der glühenden Strassen wehte mich der frische kühlende Athem der harzigen Fichtenbäume an; statt des Gerassels und Lärmen der Wagen eine friedliche Stille und Ruhe, und die Sonne schien beim Untergange mit ganz anderer Lust die Wipfel der Bäume zu vergolden, als die hohen Schornsteine der Maschinenfabrik.

Ich erhielt in einem reinlichen Haus ein hübsches Zimmer und eine Kammer, deren Fenster mit Weinlaub fast zugedeckt war. Bald war ich eingewohnt, und wenn ich am frühen Morgen herausblickte, sah ich den Eigenthümer des Hauses schon in seinem Garten beschäftigt. Es war ein Greis mit weissen Haaren, der alles langsam und bedächtig that. Er pflanzte Salat und grünen Kohl, band die Sträucher fest und begoss Blumen und Kräuter. „Ich habe schon Vortheil von Ihnen“, sagte er; „Sie haben einen Thermometer ausgehängt, danach sehe ich gleich, wenn ich in der Frühe komme, und weiss dann, ob ich viel oder wenig begiessen muss.“ „Es ist wohl ein guter Boden?“ fragte ich. „Ach ja, für die Pflanzen, aber nicht für die Bäume; es liegt unten Felsen; wenn die Hauptwurzel darauf stösst, so hört das Wachsthum auf und sie fangen an langsam abzusterben. Es ist wie mit den Menschen, wenn es mit ihnen bergab geht.“ — Er that den ganzen Tag nichts, als dass er den Garten besorgte. Dieser war von mässiger Grösse, umfasste

das Haus von beiden Seiten, vereinigte sich unten und streckte sich bis zu dem Bach, der von dem Berge über Granitblöcke krystallklar vorbeisprang. Auf der einen Seite standen Obstbäume, und ein Wallnussbaum breitete seine Äste über die Landstrasse, an der das Haus lag. Auf der anderen Seite war ein Küchengarten. Nie habe ich einen solchen gesehen: er war in guter Ordnung, d. h. wohlgehalten, aber zugleich in grösster Unordnung. Alles stand da dicht gedrängt untereinander: Bohnen, Erbsen, Rüben, Grünkraut, russisches Korn, Salat, Gurken, Zwiebeln, ich kann nicht alles nennen. Nur ein Pfad in der Mitte und zwei Lauben an beiden Seiten, eine von Baumrinden, die andere von spanischem Flieder. Stachelbeersträucher verengten noch den schmalen Pfad, und wo ausserdem ein Plätzchen übrig war, standen Blumen aller Art, hochstämmige Rosenbäume, Levkojen, Lilien bis zu den Orangen-, Lorbeer- und Myrthenbäumen, Stiefmütterchen, die jetzt in Gunst stehen, von allen Farben. „Da ist auch ein seltenes, fast ganz schwarzes," sagte er, „das ich erst aus der Stadt erhalten habe." Der Garten sah aus, wie auf dem Jahrmarkt eine grosse Krämerbude, wo alles nebeneinander aufgestellt ist, um viele Käufer herbeizulocken.

Der Mann war allzeit freundlich, grüsste und erzählte gerne. „Das treibe ich nun seit langen Jahren. Das Haus habe ich meiner Tochter und ihrem Manne gegeben und nur oben ein Stübchen für mich behalten; die Enkel pflegen mich, wie man einen alten Mann pflegen muss. Was in dem Garten steht, verkaufe ich alles; die Leute wissen, was ich habe, und dass sie auch für wenig Geld etwas bekommen, Salat und Kraut für ein Paar Pfennige. Wenn eine Hochzeit gefeiert wird oder eine Kindtaufe, so holen sie die Blumen bei mir. Ich bin sparsam und brauche wenig; mit der Zeit kommt etwas zusammen, und was ich erübrige, das thue ich in ein leinen Säckchen. Nach meinem Tode werden es die Kinder in meiner Lade finden, und ich freue mich schon jetzt darüber, dass es ihnen einmal, wenn harte Zeiten kommen, aus der Noth helfen wird."

Auf derselben Landstrasse etwas weiter hinauf stand eine

ärmliche, sichtbar in Verfall gerathene Hütte. Sie gehörte einer schon ziemlich bejahrten Wittwe, die ich öfter Abends nach Hause kommen sah. Sie schien stets etwas auf dem Arm zu tragen, das sie auf den Hof nebenan legte, bevor sie zur Thür eingieng. Ich begegnete ihr einmal und redete sie an. „Wir haben ein kleines Feld“, sagte sie, „von dessen Früchten wir viere leben, ich und meine drei Söhne. Es stehen Kartoffeln darauf, Bohnen und Rüben und ein wenig Flachs. Das Feld zu bestellen ist meine Arbeit. Ich gehe hinaus, wenn ich das Hauswesen besorgt, das Essen gekocht und die vier Hühner auf dem Hofe gefüttert. Die drei Söhne suchen Arbeit und verdienen so viel, dass wir nothdürftig davon leben können. Wir leiden keinen Hunger und tragen keine zerrissenen Kleider, aber wir müssen sparsam sein. Wenn ich Kaffee koche statt des Essens, so werden die Bohnen gezählt, die in die gebrannte Gerste kommen: für jeden Sohn sechs und für mich, weil ich eine alte Frau bin, acht.“ „Aber was tragt Ihr da auf dem Arm?“ „Ach, Herr“, sagte sie und reichte mir einen Stein, „seht wie schön ist der Stein, viereckig und glatt von allen Seiten, als wäre er behauen. Wenn ich einen solchen auf dem Acker ausgrabe oder an dem Wege finde oder in dem Waldbach liegen sehe, so hebe ich ihn auf und trage ihn auf unsern Hof, wo schon viele der Art aufeinander liegen.“ „Aber was wollt Ihr damit anfangen?“ „Das will ich Euch sagen. Unsere Hütte verfällt und wir sind nicht im Stande, sie wieder aufzurichten. So lange ich lebe, verlassen mich meine Söhne nicht; aber wenn ich todt bin, können sie ins Ausland gehen. In der Erntezeit werden die Schnitter in Holland gut bezahlt, und sie können sich genug verdienen, um das Haus herzustellen. Sie haben dann keinen Steinmetzen nöthig, der ihnen die Steine zurichtet; und wenn sie die, welche ich zusammengetragen habe, aufeinanderlegen, so denken sie, die Mutter hilft und baut uns das Haus auf.“

Berlin. Wilhelm Grimm.

Zu S. 212—227 sind einige Versehen zu verbessern aus einer mir von Herrn Dr Ippel gütigst nachgewiesenen

ANZEIGE.

Leipziger Litteraturzeitung 1812. 4. Bd I. Nr. 108. Intelligenzblatt S. 864.

In der vorläufigen Ankündigung unseres bei Cotta erscheinenden Werks: die Lieder der alten Edda (Originaltext, zweifache Übersetzung und Glossar) im Morgenblatt Nr. 65—69 d. J. ist folgendes zu verbessern: Nr. 65 p. 259a [S. 213] ist eine Zeile ausgelassen und zu lesen: Wie Saemund sammelte Snorro, der noch sein Geistesgenosse, obgleich nicht sein Zeitgenosse war. Col. b. Note [S. 213²)] skandinaviske statt skandinariske. Nr. 66 p. 264 [S. 217] Faffners statt Jaffners. Nr. 67 p. 266 [S. 221] du Hunding statt du Hündling. Nr. 68 p. 271 [S. 223] Brynhilldarquida statt Begehildarquida. Ebenso ist zu bemerken, dass das poetische Fragment aus dem Gudrunalied in Nr. 69 [S. 226 f.] falsch abgesetzt worden, und was einen zweiten Halbvers zu bilden scheint, als selbständiger Vers nicht neben, sondern unter den vorhergehenden zu setzen war, indem wir vorerst die übliche Abtheilung beibehalten und die uns wahrscheinlich richtige im Vers selbst in dem Band, welcher den Commentar enthält, rechtfertigen werden.

Cassel. Grimm.

S. 171 und 172 lies: Hervararsaga, S. 176, Z. 2 v. u.: die kritische.

Das in der Anmerkung auf S. 73 angegebene Verhältnis des verschiedenen Drucks' ist durch ein Versehen von S. 77 bis 88 gerade umgekehrt worden.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 45/46

KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM GRIMM

HERAUSGEGEBEN

VON

GUSTAV HINRICHS

4175

ZWEITER BAND

BERLIN

FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG

HARRWITZ UND GOSSMANN

1882

VORWORT.

Der vorliegende zweite Band der Kleineren Schriften enthält alle Recensionen, soweit sie sich auffinden liessen und nicht etwa schon in den ersten Band aufgenommen worden sind, mit Ausnahme der Anzeige von Herzog Ernst und der für das Litterarische Centralblatt geschriebenen, zehn bis zwölf an der Zahl. Mit ihnen verbinden sich die Antikritiken, welche einige interessante Züge zu dem Bilde von Wilhelm Grimms wissenschaftlichem Charakter hinzuliefern. Dieses sich zu vergegenwärtigen bietet der herannahende hundertjährige Geburtstag Jacobs sowohl als Wilhelms eine vorzügliche Veranlassung. Da die überwiegende Anonymität der Kritiken zur nothwendigen Folge hatte, dass das Meiste von dem hier Zusammengestellten mehr und mehr in Vergessenheit gerathen ist, so verdient dieser Recensionenband besondere Beachtung. Finden sich doch hier die treffenden, geistvollen Bemerkungen und feinsinnigen Beobachtungen, welche W. Grimm hie und da über das Wesen des Epos gemacht hat, zusammen; es genügt an die historisch gewordene, S. 10 durch den Druck hervorgehobene Stelle über das Volkslied zu erinnern.

Über die zu erweisende Verfasserschaft der anonymen Recensionen aus der Leipziger Litteraturzeitung und den Göttingischen gelehrten Anzeigen ist im Vorwort zum ersten Band das Nöthige gesagt. Für die Heidelbergischen Jahrbücher der Litteratur ist es mir trotz mehrfacher Anfragen, durch deren freundliche Beantwortung mich die Herren Prof. Dr K. Zangemeister, Verlagsbuchhändler Gustav Koester in Heidelberg, Heinrich Zimmer in Homburg v. d. Höhe, Paul Siebeck in Freiburg im Br. zu Dank verpflichtet haben, nicht gelungen, irgend welche genaue Auskunft über den Antheil W. Grimms zu erhalten. Nicht zu belegen ist die Autorschaft von den folgenden vier Recensionen: Aage og Else von Rahbek, Arius Multiscius von Werlauff, Büschings

Wöchentliche Nachrichten und Nyerups Morskabsläsning. Dass W. Grimm nach der ersten Ankündigungsschrift der dänischen Kämpeviser: Axel Thordsen og Skjön Valborg auch die zweite: Aage og Else angezeigt hat, obwohl diese Besprechung vor jener abgedruckt worden ist, ist an sich und aus ihrem Inhalt (vgl. besonders Palnatoke) so wahrscheinlich, dass beide in der Sammlung der Kl. Schr. auseinanderzureissen nicht rathsam schien. Die drei übrigen Recensionen sind in den Anhang verwiesen worden. Die erste ist W. Grimm allerdings nur aus Conjectur zuzuschreiben. Bei der zweiten und dritten, welche J. Grimm in einem seiner Ausschnittsbändchen ebenfalls gesammelt hat, freilich ohne wie sonst den Verfasser zu nennen, bleibt kaum ein Zweifel übrig. Aus seinem Schweigen folgt nichts mit Gewissheit gegen diese Annahme; denn einmal ist das Inhaltsverzeichnis auf den Umschlägen jener Bändchen nicht fehlerfrei, was sich aus der Notiz über die Kritik von Simrocks Walther von der Vogelweide ergibt, noch ist es vollständig, da er z. B. seine eingeheftete Anzeige von Goethes Briefwechsel mit einem Kinde selbst nicht aufgeführt hat. W. Grimm hat bei der Recension über Büschings Zeitschrift eigenhändig etwas nachgetragen, wie sonst öfter bei Stücken, die von ihm herrühren. Das unterzeichnete φ halte ich für verdruckt statt γ oder γρ., wie die Anzeige von Arnims Kronenwächtern aus dem Jahre 1818 (s. Bd I, S. 310) mit βγ (Bettina. Grimm) unterschrieben ist. Sachlich weisen in beiden Stücken, wie Herr Professor Dr Scherer durch eine gütig vorgenommene Prüfung feststellte, ohne selbst ein bestimmtes Urtheil abzugeben, das Interesse an den Zeugnissen zur Heldensage und die Erwähnung der Boisserée'schen Sammlung, eines Aufenthalts zu Leipzig, der Thiersage, Eilharts von Hobergen u. a. auf W. Grimm hin. Aber auch im Einzelnen lassen bestimmte Wendungen, wie die beliebte „Eins und das Andere", seine Hand vermuthen, so dass die Aufnahme dieser Recensionen in den Anhang wohl gerechtfertigt erscheinen darf. Derselbe enthält ausserdem Ankündigungen und kürzere Erklärungen, für welche sich ein anderer Platz nicht fand.

Wien, den 1. October 1881.

Gustav Hinrichs.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Vorwort	III—IV
Nyerup, Axel Thordsen og Skjön Valborg	1— 12
Rahbek, Ange og Else	12— 13
P. E. Müller, Über die Echtheit der Asalehre und den Werth der Snorroischen Edda Nyerup, Om Edda Nyerup, Edda eller skandinavernes hedenske gudelære	14— 32
J. Müller, Heldengesang vom Zuge gegen die Polowzer, des Fürsten vom sewerischen Nowgorod Igor Swätslawlitsch	33— 41
v. d. Hagen, Der Helden Buch	41— 51
v. d. Hagen, Narrenbuch	52— 77
Eschenburg, Boners Edelstein	77— 80
Rühs, Die Edda	81— 99
Antwort des Recensenten, Epikritik gegen Rühs	100—103
Sendschreiben an Gräter	104—136
Rühs, Über den Ursprung der isländischen Poesie aus der angelsächsischen	137—154
Bemerkung	154—156
Antikritik gegen A. W. von Schlegel	156—161
Göttling, Nibelungen und Gibelinen	161—175
Lachmann, Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth	176—195
Wundergeschichten und Legenden der Deutschen	195—197
Mailáth und Köffinger, Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte	198—206
Reineke Fuchs	206—207
H. Schubart, Schottische Lieder und Balladen von W. Scott	208—210
Mone, Einleitung in das Nibelungenlied	210—220
Rhode, Ossians Gedichte	220—221
V. Schmidt, Märchensaal	221—225
Sturlúnga-Saga	226—227
Büsching, Hans Sachs. Erstes Buch	227—232
Furchau, Hans Sachs	233—234
Frau Holle	234—235
Köpke, Barlaam, und Benecke, Wigaloís	235—249
Edda Saemundar. Pars II	250—265
Dorow, Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein	265—273
Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde	274—275

	Seite
Büsching, Hans Sachs. Zweites Buch	276—277
J. Wolff, Runakefli le runic rim-stoc ou calendrier runique	278—279
P. E. Müller, Undersögelse om Snorros kilder og trovärdighed	279—283
Anzeige der Schlesischen Bemühungen	284—285
Correspondenz der Schlesischen Gesellschaft	286
V. Schmidt, Rolands Abenteuer nach Bojardo	286—289
V. Schmidt, Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie	289
F. Magnussen, Bidrag til nordisk archäologie	290—294
P. E. Müller, Undersögelse af Danmarks og Norges sagnhistorie eller om trovärdigheden af Saxos og Snorros kilder	294—302
Werlauff, Symbolae ad geographiam medii aevi	302—305
Westendorp, Hunebedden	306—323
Bredsdorff, Om runeskriftens oprindelse Brynjulfsen, Periculum runologicum	324—337
Lyngbye, Färöiske quäder om Sigurd Fofnersbane og Hans Ät	338—347
Varnhagen, Biographische Denkmale	348—350
F. Magnussen, Den ældre Edda	350—353
Bilderdijk, Van het letterschrift	353—365
Nyerup, Verzeichnis der in Dänemark 1824 noch vorhandenen Runensteine	365—370
Fairy legends and traditions of the South of Ireland	370—373
The popular superstitions and festive amusements of the highlanders of Scotland	373—375
Liljegreen och Brunius, Nordiska fornlemningar	376—379
V. Schmidt, Petri Alfonsi disciplina clericalis	380—383
Heiberg, Nordische Mythologie	384—385
Lachmann, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide	385—395
Edda Saemundar. Pars III	396—397
Sjöborg, Samlingar för Nordens fornälskare	398—415
Klüwer, Norske mindesmaerker	415—416
W. Grimm, Die deutsche Heldensage	416—423
W. Grimm, De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum	423—426
Simrock, Der arme Heinrich	426—427
Echtermeyer, Henschel, Simrock, Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen	427—430
O. L. B. Wolff, Sammlung historischer Volkslieder	430—432
P. E. Müller, Critisk undersögelse af Saxos histories syv sidste böger	432—435
Dubois, Le Pantcha-Tantra	435—438
Liljegren, Run-Lära	439—440
Bäumlein, Untersuchungen über die ursprüngliche Beschaffenheit und weiteren Entwickelungen des griechischen und über die Entstehung des gothischen Alphabets	440—447
Schulze, Harzgedichte	447—449
W. Grimm, Vridankes Bescheidenheit	449—468
San-Marte, Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach	468—469
W. Grimm, Der Rosengarte	470—471

Seite
Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen . . . . . 471—472
Michel, La chanson de Roland ou de Roncevaux . . . . . 472—479
W. Grimm, Ruolandes Liet . . . . . 479—481
Vilmar, Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems . . . . . 481—483
Kemble, The Runes of Anglo-Saxons . . . . . 483—490

Anhang . . . . . 493—525
Ankündigung einer Sammlung altnordischer Sagen . . . . . 493—495
Ankündigung der Herausgabe der Edda Saemundar und des Reineke Fuchs . . . . . 495—496
Über die Edda . . . . . 496—501
Ankündigung der Altdeutschen Wälder . . . . . 501—502
Litterarische Anzeige . . . . . 502—503
Aufruf. Pränumeration zum Besten der hessischen Freiwilligen . 504
Vorrede zum Armen Heinrich 505
Anzeige 506
Erklärung 506
Zu den Kinder- und Hausmärchen . . . . . 506—508
Über Bernhard Freidank . . . . . 508—509
Zurechtweisung . . . . . 509—510
Werlauff, Arius multiscius primus Islandorum historicus . . . 511—512
Büsching, Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelehrsamkeit des Mittelalters . . . . . 512—520
Nyerup, Almindelig morskabslæsning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder . . . . . 520—525

AXEL THORDSEN OG SKJÖN VALBORG,

en norsk Ballade, med Anmärkninger af R. Nyerup; som Pröve paa den ny Skikkelse hvori Abrahamson, Rahbek og Nyerup agte at udgive den saa kaldte Kjempe Visebog. Kjöbenhavn 1809. 63 S. 8.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang IV (1811) Bd I, No. 24. S. 369—381.

Diese kleine Schrift hat den Zweck, eine neue Ausgabe 369
des sogenannten Kjempevisebogs (Kämpferliederbuchs) anzukündigen. Drei bekannte dänische Gelehrte haben sich dazu vereinigt: sie wollen einen berichtigten Text liefern, eine andere höchst seltene Sammlung, unter dem Titel Elskovs Viser (Liebeslieder) oder Tragica gekannt, aber nur noch in einem einzigen gedruckten Exemplar vorhanden, hinzufügen, endlich Sorge tragen, die noch unter dem Volk gangbaren Melodieen aufzufassen, um auch in dieser Hinsicht die Wünsche zu befriedigen. Wir haben, wie sich ergeben wird, Ursache uns für diese Unternehmung des Auslandes zu interessiren, die auch mit unserer Litteratur in einem äusserlichen Zusammenhang zu stehen scheint, wenn wir uns nicht darin täuschen, dass die eben bei uns begonnenen Untersuchungen über altdeutsche Poesie auch den Norden wieder angeregt und auf seine Schätze aufmerksam gemacht haben. Um so eher aber dürfen wir das vermuthen, da einer von jenen Gelehrten, dem wir vielleicht den Entschluss zu verdanken haben und von welchem diese Probeschrift herrührt, Herr Professor Nyerup, als Kenner und Würdiger der altdeutschen Litteratur bekannt ist, ja der selbst durch die Herausgabe der Symbolae ad literaturam Teutonicam einen nicht unbedeutenden Beitrag dazu geliefert hat.

Die dänische Litteratur mit ihrem eigenen Charakter kann kaum einen wichtigeren Gegenstand zur Bearbeitung darbieten.

In der früheren Zeit darf sie als ein Theil der einen nordischen
370 betrachtet werden, die allen dreien Reichen gemeinschaftlich war und die wir reich nennen müssen, da in mannigfaltigen Liedern, Sagen, selbst in einem grossen Geschichtbuch, in der Heimskringla (gegen welche wir Deutsche nichts aufzuweisen haben), das Leben des ganzen Volks sich tief, wahr, oft herrlich ausgesprochen: späterhin, etwa mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wo auch wir unsere neue Zeit anfangen, zeigt sich die Trennung auch in ihr, und es erscheint abgesondert eine eigene dänische Litteratur, aber in einer unbeschreiblichen Leere und Unfruchtbarkeit. Ein Zeitraum von beinahe vierhundert Jahren, der also noch gar nicht lang geendigt hat, weiss, fast unglaublich, keinen einzigen Dichter von Belang zu nennen. Der erste namhafte Poet ist Peter Laale, der in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, von dem eine Sammlung Sprüchwörter existirt, die ihr Verdienst haben, das ihm aber nicht zugehört: der folgende ist der Bruder Niels von Soröe, der eine Reimchronik geschrieben: von dieser Art sind die meisten folgenden Dichtungen, zuweilen Übersetzungen aus dem Deutschen, nirgends aber ist darin ein lebendiges Regen. Jede Litteratur hat eine solche Periode des Stillstandes nach ihrem ersten lebendigsten Aufblühen, eine Ermüdung nach einer grossen That, welche die erste unbewusste Jugendkraft vollbracht hat: wo sie gleichsam ruht, um nachzusinnen, worauf sie bauen dürfe, wie sie mit Bewusstsein fortlebe und sich feststelle. Man kann auch sagen, es sei das Erkennen der Sünde, der Leere, da die Unschuld der ersten Dichtung die ganze Welt entzündet glaubt und von keiner Unpoesie weiss. In Deutschland hat diese Zeit auch nicht gefehlt, allein an den Stützen, die ein allseitiges Streben, die Bekanntschaft mit den Alten namentlich, die sich in Hans Sachs so trefflich wirkend zeigt, darbot, hat sie sich stets wieder aufgerichtet: in so manchem schönen Lied der schlesischen Periode z. B. hat die Kenntnis der italienischen und spanischen Dichtung (wie wir sie bei Opitz und Harsdörfer finden) Früchte getragen. Eben diesem
371 auf einander sich folgenden Erkennen des Einzelnen, das sich immer zwar als etwas Lebendiges, aber nicht als zureichend aus-

wies, haben wir es zu verdanken, dass wir immer mehr zu dem Ganzen hingelenkt wurden, wie es nun in unseren Meistern leuchtet, nachdem einzelne Strahlen erst über die Erde hinstreiften. In Dänemark verhinderte eine solche Aufbauung und Bildung die Abgeschlossenheit der Nation, die durch ein immer weiteres Vergraben in sich die Scheidewand immer höher aufwarf, die Ungeneigtheit derselben gegen Deutschland (die, wie man richtig bemerkt hat, jedes schwächere Volk gegen das mächtigere empfindet und die darum nicht gegenseitig ist) und die daraus entspringende Geringschätzung der deutschen Litteratur, ohne sie zu kennen, die auch jetzt noch bei den Unwissenden herrschen soll.

In dieser langen unbeweglichen Zeit aber, in welcher kein Dichter gelebt hat und keine poetische Kunst geübt wurde, ist eine Ader von Gold, aus der Mitte der alten Zeit entsprungen, durch das Volk durchgelaufen: wenn es keinen Poeten gab, so hat es doch Poesie gegeben, und das Leben hat sich ausgedrückt, bei wem es gewesen. Ausser den Volksbüchern nämlich, die aus dem Deutschen fast sämmtlich übersetzt worden, hat es eine Menge trefflicher Lieder gehabt, zum Theil aus dem Alterthum erhalten, zum Theil später entstanden, und diese sind es, welche wir in dem Kjempe Visebog finden. Wir halten diese schon im sechzehnten Jahrhundert durch einen glücklichen Zufall entstandene Sammlung für einen der reichsten Schätze der Poesie. Die spanischen Lieder von Cid, die wir sehr hoch achten, werden von diesen an Tiefe und Bedeutsamkeit übertroffen; den echt deutschen, vor allen den englischen, sind sie im Geiste verwandt, nur vollständiger, als das, was dort gesammelt worden und zu uns gelangt, auch, da sie früher aufbewahrt wurden, reiner und gediegener. Die Darstellung darin ist vortrefflich, weil allzeit die innere Nothwendigkeit spricht, nicht ein äusseres Gesetz; eine Hinneigung zum Dramatischen, wie in allen Volksliedern, erscheint darin sehr kenntlich, und es ist wenig Sorge an eine runde, an einander sich schliessende 372
Erzählung gewendet, vielmehr wird alles streng neben einander aufgestellt, nur angedeutet, aber oft liegt in diesen wenigen Worten eine grosse Gewalt. Denn das ist das Eigenthümliche

der Poesie, dass sie mehr als andere Künste der Mittel entbehren kann und eine grosse Empfindung in unbeholfenen Worten sich rührender und mächtiger ausspricht, als die beredteste Kunst. Sagen aus den frühsten Zeiten, die sonst die Scalden besangen und die als grössere Gedichte nur aus den Handschriften bekannt sind, leben hier in einzelnen Liedern fort, in denen die erhabene Wildheit jener Jahrhunderte noch kenntlich ist und deren Entstehung weit in die heidnische Zeit zurückgeführt werden darf. Diese Heldenlieder machen einen Theil der Sammlung aus; den andern und grössern: Balladen und Märchen, die später und in der christlichen Zeit entstanden sind. Es ist verwunderungswürdig, wie sich alle, auch die heimlichsten Neigungen und Richtungen des Lebens, aller Schmerz und alle Freude, die es einmal berührt, darin offenbart haben, und wie wir uns davon betroffen und gerührt fühlen, weil es die innere Lust war, die sich aufthat, diese eigentliche Morgensonne der Poesie, vor der ihre Blüthen sich öffnen. Während sie alle in einer gewissen Nationalähnlichkeit übereinstimmen, in einem geheimnisreichen Wesen, das dunkel und still ist gegen den Glanz manches südlichen Liedes, doch voll verschlossener Glut, die desto gewaltiger ausbricht, und womit sie den Himmel anerkennen, unter welchem sie aufgewachsen sind, so zeigt sich wiederum die grösste Mannigfaltigkeit in ihnen. Die tiefste Trauer, das höchste Leiden, wie das Glück der Liebe, des Muthes, der Humor bis zum leichtfertigen Scherz ist darin besungen. Wie rührend ist in vielen Liedern das Unglück der Liebe erzählt. Wie der Held hingeht, in silbernem Schuh Wasser zu holen für seine Geliebte, und ihm die Nachtigallen am Brunnen wahrsagen, er werde sie todt finden mit zwei Kindern in ihrem Schooss, und wie er, nachdem er alle
370 drei begraben, glaubt, die Kinder unter der Erde weinen zu hören, und sich das Schwert ins Herz sticht; oder wie er den Tod aus der Liebsten Mund empfangen muss, da sie seinen Namen nennt im Kampf und ihm ruft ihres jüngsten Bruders zu schonen; denn alsbald wird er todwund geschlagen. Auch von der Gewalt nächtlich tanzender Elfen wird erzählt, die den halb träumenden Jüngling in ihre Reihen locken wollen, oder

den widerstrebenden ans Herz schlagen, dass ihn am Morgen seine Braut todt unterm Scharlach findet. Anmuthig sind die Kindermärchen von der Prinzessin, welche der Wassermann gestohlen und die ihr Bruder aus dem unterirdischen Haus befreit, und von dem Nachtraben, an den die Königin ihr Kind verkauft hat. Doch wir dürfen nicht weiter vom Einzelnen reden, weil das zu weit führen würde.

Zu diesem Interesse eines poetischen Buchs kommt noch ein anderes, das uns die Kjempeviser merkwürdig macht. Nämlich der älteste Theil desselben, die Heldenlieder, greifen in die Fabel und den Cyklus des Nibelungenlieds und Heldenbuchs ein. Jeder, den die Geschichte dieses grossen Epos und der altdeutschen Poesie überhaupt interessirt, wird ihre Wichtigkeit aus dieser blossen Bemerkung schon anerkennen; noch mehr aber, wenn wir hinzufügen, dass sie, von der dem Norden eigenthümlichen Gestalt der Sage verschieden, sich zum Theil der deutschen nähern, ohne dass man bestimmt behaupten könne, sie seien aus dieser entstanden oder gar übersetzt. Eine eigene Ausführung des Gesagten müsste ihr Interesse haben, gehört aber nicht hierher, und Rec. wird an einem anderen Ort Gelegenheit haben sie zu liefern.

Die Elskovsviser (von denen Rec. eine Abschrift besitzt) sind eine kleine Sammlung von dreissig Liedern, die alle einen tragischen Ausgang haben (daher der andere Name: Tragica), wovon die meisten an Werth den Kjempeviser nicht nachstehn. Ausgezeichnet darin ist das Kind von Hafbur und Signild, eine alte Sage, worauf schon die Edda hindeutet und welche auch Saxo Grammaticus erzählt: Hafbur, als Jungfrau verkleidet, geniesst die Gunst seiner Geliebten, wird verrathen 374
und überwältigt: alle Stricke reisst er entzwei, bis sie ihn mit zwei Haaren von Signilde binden, die er nicht zerreisst, aus grosser Liebe, selbst als sie ihn darum bittet; sie hat ihm versprochen, sich zu verbrennen, wenn sie ihn aufgehängt sehe, er weiss sie einige Augenblicke früher zu täuschen, indem er erst seinen Mantel hat hinaufziehen lassen, und nun stirbt er mit der Lust, ihre Kammer in Flammen stehen zu sehen. Ein merkwürdiges Lied enthält Sigurds mordlichen Tod, von dem

Nibelungenlied, auch von der Wolsungasaga wieder abweichend, mit eigenen aber herrlichen Motiven.

Bei so mannigfachem Interesse verdient eine neue Ausgabe dieser beiden Sammlungen unsere ganze Aufmerksamkeit. Sie konnte in keine bessern Hände fallen: die Gelehrten, die sich dieser Arbeit unterziehen wollen, sind sämmtlich durch ihre Bemühungen für ihre vaterländische Litteratur bekannt, und wir sind berechtigt, etwas Vorzügliches und sorgfältig Bearbeitetes zu erwarten. An Zeit dazu wird es auch nicht fehlen, da die Erscheinung des Buchs von dem Frieden abhängen soll. Herr Prof. Nyerup hat als Probe das Lied von Axel und Waldborg geliefert. Es ist das grösste der ganzen Sammlung (in den Kjempeviser enthält es gerade 200 Strophen) und gehört unserm Urtheil nach nicht zu den ersten, wiewohl es immer vorzüglich bleibt und sehr schöne Stellen hat. Es neigt sich in der Darstellung zu der späteren Manier, die ausführlicher ist, und hat etwas von dem Charakter mehr historischer Meldung, wie es auch durch sein verschlungenes Silbenmass von den andern abweicht und fast das einzige ist. Veranlassung dieses auszuwählen war dem Verf. das neue Öhlenschlägerische Drama, welches auf dieses Lied gebaut ist; vielleicht auch die Möglichkeit, so viele interessante Volkssagen über das sogenannte Historische der Erzählung zu sammeln, welches bei anderen schwerer fallen dürfte. Die Volksmelodie ist hinzugegeben, auch Wort- und Sacherklärung. Durch die Betrachtung dieser Probearbeit sind wir zu folgenden Wünschen veranlasst worden.

375 Erstlich: das Lied hat in den Kjempeviser 200 Verse, hier sind nur 175 mitgetheilt, also gerade 25 ausgelassen. Der Verf. sagt deshalb, es sei doch lang genug: das ist wahr, es ist lang, allein bei der Poesie erkennen wir keinen Überdruss, der aus dem Allzulangen entsteht, und ausserdem, wer ihn bei 200 Strophen empfindet, wird damit nicht bis zur 175sten warten, also wäre für einen solchen nichts gewonnen; andere aber, die von dem Überdruss nichts wissen, hätten verloren. Betrachten wir die fehlenden Strophen, so müssen wir es zwar bei mehreren, weil sie unnöthige Wiederholungen enthielten, recht sein lassen, dass sie übergangen sind. Wir bemerken aber gleich, dass wir nur

bei diesem einzigen Lied, weil es sich, wie schon erwähnt, durch seine breitere Manier bestimmt von den anderen unterscheidet, dies Recht gelten lassen, nicht aber bei irgend einem anderen der Sammlung. Andere Strophen hätten wir lieber stehen gelassen und andere dafür gegeben, die uns ein matter später Zusatz scheinen, wie die drei letzten (hier 173—175). Doch darüber wollen wir so streng nicht richten; was wir aber bestimmt tadeln müssen, das ist die Auslassung folgender schöner Verse und die Idee, welche wir als Grund davon einzusehen glauben. Erstlich des achtzehnten, wo erzählt wird, Axel habe geträumt, wie er seine Liebste in Sammt gekleidet gesehen und Haagen der Königssohn neben ihr gesessen und sie begehrt; dann des 162., wo Axels Schild beschrieben wird: weiss und blau und zwei rothe Herzen darin; endlich aber des 140. Wir wollen, um diesen Vers im Zusammenhang lesen zu können, die dabei stehenden mitübersetzen: man wird zugleich eine Probe von dem rührenden Gedicht haben, dessen beste Stelle diese grade nicht ist. Axel und Waldborg, nachdem sie in der Kirche geschieden worden, sitzen bei dem Fest des Königssohns zusammen und reden über ihr Unglück:

Sagt mir, Waldborg, Herzliebste mein,
dieweil allein wir beide:
welcher Rath mag uns der beste sein,
dass schwinden unsre Leiden?
„Fah' ich den König, wenn das geschieht, 376
ist's gegen meinen Willen:
und lebt' ich tausend Jahre hier,
es käm mir nicht aus den Sinnen."
„Ich will sitzen in dem Saale weit
und wirken das Gold in die Haube,
so sorglich leben meine Zeit,
recht wie die Turteltaube."

140. „Ruht nimmer auf grünem Ästelein,
als wenn ihre Bein sind müde:
trinkt nimmermehr das Wasser so rein,
sie rührt's erst mit ihren Füssen."
„Mein Herr, Ihr reitet so lustiglich,
zu jagen die wilden Rehe:

und alle Gedanken, die kommen um mich,
die lasset geschwind fortgehen."
„Mein Herr, Ihr reitet so lustiglich,
zu jagen die Hasen wilde:
und alle Gedanken, die kommen um mich,
die lasset fortgehn geschwinde."
Und wenn ich auch in den Rosenwald reit,
die wilden Thiere zu jagen:
was soll ich Nachtens thun, zu der Zeit,
wenn ich kann gar nicht schlafen?

Wir hätten dies schöne Bild der Taube, die von Schmerz getrieben nicht ruht, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr fliegen kann, und die das Wasser anrührt, wenn sie trinkt, damit sie ihr Bild nicht sehe, unmöglich auslassen können. Schlegel (Vorles. über dramat. Kunst II, 148) nennt sehr treffend die Furcht vor dem Lächerlichen das Gewissen der französischen Schriftsteller, die ihre Flügel beschnitten und ihren Schwung gelähmt: wir wünschen, dass die Herausgeber diese Furcht nicht in diese Lieder hineintragen, die sie nicht kennen und die ihrer Natur ganz und gar zuwider ist. Man darf ihrer Wahrheit immer vertrauen und nicht besorgen, dass eine Volksdichtung lächerlich sein könne, das ist nur das Leere und Taube; hegen wir doch vor allem im Leben Achtung, was aus innerer Über-
377 zeugung gesagt oder gethan wird, selbst bei offenbarem Irrthum. Wir bitten daher, keinem andern Lied, das aufgenommen wird, etwas Ähnliches zu entziehen, überhaupt nichts, und nur ein Vers könnte Ausnahme machen, der zweimal etwa ganz unsinnig angehängt ist und die Nachricht von einer Verheirathung enthaltend einen Schluss machen soll: bei dem Lied von dem Held Vonved (S. 90) und von Marsk Stigs Töchtern (S. 240).

Sind wir so streng für Lieder, die aufgenommen worden, so wollen wir recht viel nachgeben, wenn andere sollen ganz ausgelassen werden: ja die Herausgeber werden dadurch unseren zweiten Wunsch erfüllen. Es findet sich in den Kjempeviser eine Anzahl sogenannter historischer Lieder (hauptsächlich S. 281 ff.), d. h. solche, die nach Art gereimter Chroniken Begebenheiten erzählen, ohne sie poetisch aufgefasst zu haben, die wohl einen historischen Werth haben und deshalb eine eigene Sammlung

verdienen, die aber hier nicht berücksichtigt werden dürfen. Sie gleichen den historischen Liedern in unseren Chroniken und verdienen keinen Platz neben den anderen. Zu übergehen wären auch poetisch unbedeutende Lieder, deren Motive schon einmal und besser da gewesen sind, oder die zweite oder gar dritte Recension desselben Liedes, insofern sie wenig abweicht; es wird hinlänglich sein, was etwa davon interessiren könnte, in der Note anzumerken. Beispiele sind gleich das 15. und 19. Lied in der ersten Abtheilung, das dritte Lied von dem Meermann (S. 157), das Lied von Kragelild, das S. 400 und 601 wenig verändert wieder vorkommt u. a. m. Ungehörig sind ferner die Modernisirungen alter Scaldenlieder, die zu Anfang des vierten Theils eingerückt worden, wie Bialkemaal hin gamle, Ragnar Lodbrocks Lied, auch einige Lieder, die keine echten Volkslieder sind, wie z. B. das letzte.

Drittens wünschen wir, dass die Herausgeber sparsamer mit den Noten umgehen möchten, als es hier bei dieser Probe geschehen. So sehr wir es billigen, dass sie Anmerkungen liefern wollen, auch, was zum Verständnis beim Lesen erforderlich, gleich auf der Stelle in Noten mittheilen und es nicht, einer unbequemen modernen Eleganz zu gefallen, in einen An- 378
hang verweisen, wo es niemand, der mit Lust liest, nachsieht, weil er sich unterbrechen muss, so wünschen wir doch auch nicht, dass sie über andere Dinge sich ausbreiten möchten, wie etwa S. 28, 42, 49, 50, 62 geschehen. Es ist nichts lästiger, als Noten, die sich nicht streng an die Sache halten und die die Gedanken ableiten oder etwas mittheilen, das weiter von keinem Belang ist: wenn in einigen von den citirten Stellen gesagt wird, dieser Zug sei recht schön, oder diese Ceremonien passend, so ist das wahr, allein es bleibt besser der eigenen Betrachtung des Lesers selber überlassen, dies zu bemerken.

In der Einleitung zu dieser Ballade sind mehrere Volkssagen von dem Ort, wo die Geschichte sich soll zugetragen haben, zusammengestellt, welche in Norwegen von Reisenden sind gehört worden. Jede Gegend gibt einen anderen Ort an, und es ist interessant zu sehen, wie sich die Sage an so manches angeknüpft hat: an einen mit Steinen umkreisten Platz, wo die

Schlacht soll vorgefallen sein, in welcher Haagen und Axel fielen; an grosse Bautasteine (pyramidenförmig aufgerichtete Gedächtnissteine), worunter die Helden liegen sollen; an ein weisses Marmorgrab, in welchem sie Waldborg ruhen lässt. Dieses ist die Natur der Sage, die überall, wo sie lebt, auch ihr Haus hat und daheim ist. Es ist daher recht schätzbar und verdienstlich, wenn die Herausgeber solche Volkssagen sammeln, nur wünschen wir nicht, dass sie gerade kritisch bestimmen wollten und aufsuchen, welche die echte sei, um die anderen als Unwahrheit abweisen zu können. Man wird mit dieser Ansicht, da sie sich fast alle widersprechen und eine an sich so viel Glauben verdient, wie die andere, schwerlich zu einem anderen Resultat gelangen, als dass keiner zu trauen und nichts auszumachen sei, welches auch hier angegeben worden. Es wird genug sein, diese mannigfaltigen Sagen zusammenzustellen, um die Wahrheit, die in allen erscheint, zu finden: wie alles in der Natur von derselben Art neben einer stetigen individuellen Verschiedenheit immer auch denselben Grundtypus in
379 sich trägt. Auch die Recherchen über die Verfasser der Lieder rathen wir aufzugeben, weil sie doch keinen Erfolg haben können: **das Volkslied dichtet sich selbst und springt als Blüthe aus der That hervor.**

Endlich hoffen wir, die Herausgeber werden nicht bloss die beiden gedruckten Sammlungen benutzen, und etwa noch vorhandene Manuscripte, sondern auch eine dritte Quelle, welche für das Wunderhorn sehr reichlich geflossen: wir meinen die fliegenden Blätter und das Auffassen aus dem Munde des Volks selbst. Da sie gesonnen, die Melodieen als eine sehr willkommene Zugabe auf die letztere Weise zu sammeln, so werden sie Gelegenheit haben, manches neue Lied zu hören, und ohne Zweifel sichern und aufzeichnen.

Dies sind unsere Wünsche für die neue Ausgabe der Kjempeviser, die wir geäussert, um unser Interesse für diese Unternehmung darzuthun. Erfreulich wird es sein, wenn es sich bestätigt, was wir gehört, dass auch in Schweden jetzt eine Sammlung von Volksliedern veranstaltet werde. Möchten sich dort auch Männer, wie hier, dazu vereinigen, und nicht unge-

schickte Hände darüber gerathen! Vieles Interessante müsste aus der Vergleichung der Lieder beider Nationen hervorgehen, wahrscheinlich auch Aufklärungen, gegenseitige Ergänzungen und Übereinstimmungen, die es darthun würden, was wir glauben, dass es eine Zeit gegeben, wo die Volkspoesie beider Länder nicht getheilt, sondern ein Gemeingut war.

Wir können diese Anzeige nicht beschliessen, ohne Gelegenheit zu nehmen, noch eine litterarische Bitte an die dänischen Gelehrten zu thun. Sie betrifft die baldige Herausgabe des zweiten Theils der Sämundinischen Edda. Wir erklären, dass wir unter allen noch vorhandenen Manuscripten dieses unbedingt für das wichtigste halten, und es ist unbegreiflich, wie man einen solchen Schatz so lange unbenutzt liegen lässt. Das Magnäische Institut, das sich in den Jahren 1773—1787 eifrig für die Herausgabe der isländischen Manuscripte zeigte, hat in mehr als zwanzig Jahren nichts edirt als eine Übersetzung der 380
Nialssaga, welche eben erschienen und wovon der Originaltext schon 1787 gedruckt wurde. Wir wissen nicht, ob Hindernisse entgegenstanden, aber wir glauben, dass solche nicht schwer zu besiegen waren, wenn man ernstlich wollte. Es bestätigt sich auch hier, was man bei gelehrten Akademieen erfahren, dass nichts litterarischen Arbeiten nachtheiliger, als wenn man sie allzubequem gemacht. Würden nicht zwei gelehrte Isländer zur Bearbeitung der Manuscripte jährlich von dem Legat besoldet und gehalten, so würde es dem Eifer eines Einzelnen schon gelungen sein, zu dieser reichen Sammlung zu gelangen, und er würde ohne solche Unterstützung mehr bewirkt haben. Wir dürfen als Beispiel die Schweden Peringskiöld und Biörner nennen, ja die Sammlung altdeutscher Gedichte, sowohl die Müller veranstaltete, als die jetzt erscheint, gewiss nicht in günstigen Zeiten. Der Enthusiasmus für eine Sache thut doch stets am meisten, und es stände noch zu fragen, was ohne Suhm durch das Magnäische Institut geschehen wäre. Auch das Princip, wornach man den Vorzug der zu edirenden Codd. bestimmt, können wir nicht billigen. Man gibt den Sagen, die mehr historisch scheinen, oder mit anderen Worten, den unpoetischen (darum, wie wir glauben, jüngeren) den Vorzug. So

ist es gekommen, dass man, um einige historische Data, deren Werth wir übrigens anerkennen, zu erhalten, die alten Gedichte hintangesetzt hat, in denen sich der Geist der altnordischen Dichtung am grössten ausspricht und die nicht weniger eine historische Wahrheit, nur eine noch höhere und wichtigere haben. Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, dass die Sage der Nibelungen, und diese ist in den meisten noch ungedruckten Liedern der Edda Sämundar (wie in der Blomsturwalla- und wahrscheinlich auch in der Jarl-Magus-Saga) enthalten, geschichtlich begründet sei, und wir wollen versichern, dass, wenn sich der Norden nicht für diese herrlichen Gesänge (wovon wir eins ganz, andere nur aus Bruchstücken bei Bartholin und Tor-
381 fäus kennen) interessirt, sie von uns Deutschen mit Dankbarkeit und Freude sollen aufgenommen werden.

[Anonym; im Verz. von W. C. Grimm.]

142

AAGE OG ELSE,

en gammel Ballade, udgivet af Professor og Ridder af Dannebrog K. L. Rahbek, som Prøve No. 2 paa den ny Skikkelse hvori Abrahamson, Nyerup og Rahbek agte at udgive den saa kaldte Kjempevisebog. Kjöbenhavn. 1810. 15 S. 8.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang IV (1811) Bd I, No. 9, S. 143—144.

Diese Probeschrift enthält ein kurzes Lied von dreizehn Strophen, welches Sandvig in einer Papierhandschrift des sech-
144 zehnten Jahrhunderts in der Suhmischen Bibliothek fand und in seinen Levninger af Middelalderens Digtekunst, förste Häfte 1780, bekannt machte. Öhlenschläger benutzte es neuerdings in dem Trauerspiel Axel und Walburg, und dieser Umstand veranlasste den Herausgeber, nachdem schon in der ersten Probeschrift Rücksicht auf diese Dichtung genommen war, es als zweite Ankündigung der neuen Ausgabe der Kämpeviser nach Sandvigs Recension abdrucken zu lassen, mit den Varianten von Öhlenschläger, der einer mündlichen Überlieferung gefolgt zu sein scheint. Das Lied weicht in etwas von der Manier

der Kämpeviser ab, indem es runder und fliessender ist; es drückt eigenthümlich schön jene Sage aus, dass der Bräutigam im Grab die Klage seiner Braut gehört, aufgestanden in der Nacht, zu ihr gekommen und sie mit sich gezogen; tief und wunderbar ist der Zug; dass er sagt, er fühle ihre Gedanken: wenn sie sich freue, sei sein Sarg mit Rosenblättern angefüllt, wann sie traure, aber ganz mit geronnenem Blut. Auch hier endigt, wie immer in nordischen Sagen, der Hahnenschrei das Geisterreich. Auf die Ähnlichkeit mit Bürgers Lenore wird in der Einleitung aufmerksam gemacht, auch dass diesem einzelne Laute eines deutschen Volkslieds vorgeschwebt; wir fügen hinzu, dass das ganze in dem Wunderhorn II, 19 mitgetheilt worden. Es ist gleichfalls bemerkt, dass die Engländer ähnliche Volkslieder hätten, wovon eins bei Percy stehe (III, 126. Herder 298), eines anderen im Monthly Magazine 1796 Sept. gedacht werde. Ganz richtig wird der Schluss abgewehrt, dass eins von diesen Liedern Original, die anderen von diesem entlehnt seien: allen drei Völkern gehört diese Sage zu, als ein Zeugnis ihrer Verwandtschaft, jedes hat sie eigenthümlich behandelt, und schon dieses würde eine solche Behauptung abweisen. Von einem anderen dänischen Liede werden drei Zeilen aus Öhlenschlägers Palnatoke angeführt:

Mond scheinet,
todte Mann greinet:
wird dir nicht Angst?

Wir erinnern uns einiger Zeilen aus einem deutschen Liede, die ähnlich damit lauteten. Dass eine Melodie von Öhlenschläger mitgetheilt worden, sehen wir als eine Artigkeit gegen diesen an; bei allem Werth, den sie haben kann, gehört sie nicht in eine Sammlung alter Volksmelodieen, und wir zweifeln nicht, dass künftig nur auf diese wird Rücksicht genommen werden. Von der Herausgabe der Kämpeviser theilt diese Schrift die angenehme Nachricht mit, dass sie nicht länger aufgeschoben, sondern begonnen werden soll.

[anonym.]

774 1. ÜBER DIE ÄCHTHEIT DER ASALEHRE UND DEN WERTH DER SNORROISCHEN EDDA.

Von P. E. Müller, Prof. der Theologie in Kopenhagen. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von L. C. Sander, Prof. Kopenhagen bei Fried. Brummer. 1811. 92 S. 8. (Das Original wird in den Schriften der Scandinavischen Litteraturgesellschaft erscheinen.)

2. OM EDDA.

Von Nyerup, Prof. (det skandinaviske Litteraturselskabs Skrifter. 1807. III, 113—191. Geschrieben im Februar 1806.)

3. EDDA ELLER SKANDINAVERNES HEDENSKE GUDELÄRE.

Oversat ved R. Nyerup. Kjöbenhaven, bei Andr. Seidelin. 1808. 127 S. 8.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang IV (1811) Bd II, No. 49, 50. S. 774—794.

Von Zeit zu Zeit gibt es Gelegenheit zu einer kleinen Schrift in Dänemark, die uns bewährt, dass man die alte Mythologie des Nordens allerdings hochachte und dass das Interesse für die Denkmäler derselben, die in schätzbaren Sammlungen aufbewahrt werden, fortdauernd sich erhalte. Weniger zeigt sich dieser Eifer in der wirklichen Bearbeitung und Herausgabe der alten Manuscripte selbst, wodurch das Studium eigentlich erst belebt werden würde. Denn wenn wir schon behaupten, dass eine besondere Angelegenheit einer besondern Nation doch der allgemeinen Erforschungslust aller gebildeten Völker müsse mitgetheilt werden, weil alles in einem grossen Zusammenhange steht und gegenseitig sich dienen und erläutern muss, so wie in der Naturwissenschaft die fleissige Betrachtung, man kann sagen, einer einzigen Pflanze das Ganze unerwartet gefördert hat, mehr, als eine abermals neue Bearbeitung und Ansicht des Ganzen, die aus solchem Fleiss nicht entstanden, so muss dies noch mehr gelten, wenn von einem Gegenstand die Rede ist, welcher ein so durchaus allgemeines Interesse hat. Die Völker germanischer Abkunft sehen aber in der altnordischen Mythologie und der damit verknüpften Sagengeschichte die

Monumente einer Zeit, wo sie alle noch zu Einem Gott beteten und in Einer Zunge sprachen; und wie sie sich im Fortgang getrennt und entfernt, so werden sie doch bei dem Nachdenken über ihre Schicksale dahin zurückgeführt, und dort laufen die Fäden zusammen und in einander. Darum scheint die Forderung gerecht, dass diejenigen, welchen diese Denkmäler zugekommen, sorgsam seien, sie dem gemeinsamen Studium zu übergeben; dann werden für einen so ernsten Gegenstand Theilnehmer und Mithelfer nicht ausbleiben. Einige*) Klage zu führen wird uns um so eher erlaubt sein, als wir die Worte des Verf. der ersten Schrift dazu nehmen S. 91: „Sehr vieles von dem Zustand der scandinavischen Heidenzeit bedarf noch einer weiteren Aufklärung. Viele von den Denkmälern, die dazu benutzt werden könnten, sind noch nicht ans Licht hervorgezogen. Die Meinung derer, die da geglaubt haben, das Beste von den Arnämagnäanischen Manuscripten sei bereits durch den Druck bekannt gemacht, ist folglich ganz ungegründet. Vor kurzem sind zwei der wichtigsten, Eigla (1809) und Niala (von der letzteren nur die Übersetzung, der Text des Originals war schon vor dreissig Jahren gedruckt) herausgegeben. Allein zurück sind noch Sturlungasaga, Kormakssaga, Laxdâla, Vatsdâla, Swarfdâla, Reickdâla, Grettissaga, Olufs des Heiligen Sage, Hakon-Hakonsens-Saga und mehrere andere, besonders von den halbmythischen Sagen, sowie alle alten Gesetze. Für die eigentlich mythische Litteratur ist bis jetzt nur noch das Wenigste gethan. Ausser der einen Hälfte der Sämundischen Edda hat man noch das Wichtigste (?) von Snorros Edda herausgegeben.“ Die Gründe dieser Nachlässigkeit oder, ist Absicht dabei, dieser Zögerung dürfen wir nicht in dem Mangel eines theilnehmenden Publicums suchen, weil das Magnäanische Legat die Herausgabe der alten Sagen ganz unabhängig davon gemacht hat, und wir kommen auf eine schon einmal geäusserte Behauptung zurück, dass gelehrte Untersuchungen durchaus nicht befördert werden, wenn sie dem Eifer eines Einzelnen, der früher oder später endlich doch alle Schwierigkeiten überwindet, entzogen, unter

*) [Änderung im Handexemplar für: Diese.]

eine Gesellschaft vertheilt werden, die nichts zu überwinden hat, als eben den Mangel an Eifer und Enthusiasmus für die Sache. Dass diese Schwierigkeit aber die grösste sei, beweisen im All-
776 gemeinen die geringen Resultate aller Akademieen gegen ihre grossen Anstalten, hier aber der Umstand, dass dreissig Jahre lang nichts von den Arbeiten des Magnäanischen Instituts bekannt wurde, während in den Jahren 1776–1783, wohl durch Suhms Einfluss und uneigennützigen Eifer, in kurzen Zwischenräumen die wichtigsten Werke herausgegeben wurden. Bis wir das Institut wieder zu jener Thätigkeit erwacht sehen, wollen wir alles dankbar annehmen, was sonst für die alte Litteratur dort geschieht, und wir freuen uns über die Versicherung, welche die Vorrede des ersten Buches enthält, dass ein isländisches Wörterbuch unter der Presse sei (eine Grammatik ist so eben erschienen, aber Rec. noch nicht zugekommen) und eine Reihe von Sagen durch die Unterstützung wohlhabender Freunde der Wissenschaft zum Druck befördert werden solle. Indes können wir uns nicht mit dieser Empfindung zu den genannten Schriften wenden, ohne zu bemerken, welch ein Vorwurf durch ihre Erscheinung allein stillschweigend gemacht werde. Eine in aller Hinsicht vollständige Bearbeitung der jüngeren Edda, indem der Text kritisch nach allen vorhandenen Manuscripten (das Upsalische ausgenommen) verglichen, übersetzt und erläutert ist von dem Isländer Johannes Olavius, liegt beinah schon ein halbes Jahrhundert vollendet in der Universitätsbibliothek, welche die Magnäanische Sammlung aufbewahrt (Not. 1 S. 24), so dass sie bei dem Abdruck etwa nur dürfte abgekürzt werden (S. 92). Die beiden ersteren Schriften beruhen auf dieser Arbeit, die dritte verdankt ihr vieles; nun fragen wir, wie es möglich ist, dass man mit Eifer für die Sache ein solches Werk, welches zu den ersten Quellen gehört, so lange hat liegen lassen können, währenddem die Ausgabe von Resenius eingeständlich erstlich incomplet (Göranssons Edition hat nicht einmal die Dämesagen vollständig) und fehlerhaft, sodann aber höchst selten ist (Vorrede zu No. 3); und dass man noch keine Hoffnung zur Herausgabe desselben macht?

Doch wir wollen erkenntlich annehmen, was unsere Verf.

hier mitgetheilt. Die erste Schrift macht den Versuch, aus der Snorroischen Edda die Echtheit der Asalehre darzuthun, die 771
zweite theilt für solche Untersuchungen einige interessante Stellen aus dem Saxo Grammaticus mit, sonst ist sie grösstentheils bibliographischen Inhalts und beschreibt genau und mit Sachkenntnis die vorhandenen Manuscripte der jüngeren Edda. Die Hauptcodices sind der Wormische, der königliche und der Upsalische. Der erste, aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, ist der vollständigste und reichste, der zweite älter, aber es fehlt einiges (jetzt gänzlich verloren, doch in dem erwähnten Werk des Olavius vollständig benutzt, ausserdem aber besitzt Thorlacius eine sehr correcte Abschrift davon); der dritte, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, ist der kürzeste und als ein Auszug zu betrachten (eine Abschrift davon hat die Universitätsbibliothek zu Kopenhagen). Ausserdem besitzt die Magn. Sammlung noch zwei andere Membranen aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (No. 757 und 748 in 4), welche Bruchstücke aus den Kenningar und dem letzten Theil der Edda enthalten, und mehrere jüngere Papierhandschriften (zwei Codices zu Oxford und Paris, ehemals zu Wolfenbüttel, sind spätere Copieen). Merkwürdig ist das Verhältnis dieser Manuscripte unter sich: sie weichen sämmtlich von einander ab, eins ist in besonderer Hinsicht vollständiger, als das andere, und keins kann als Copie des anderen betrachtet werden (Müller S. 52). Diese Snorroische Edda besteht in allen vollständigen Manuscripten aus drei Theilen: 1) aus den Dämesagen oder mythischen Erzählungen, die unter dem Namen Gylfeginning (Gylfes Täuschung) und Bragarädur (Bragas Rede) begriffen werden und die man bei Resenius gedruckt findet; 2) aus den Kenningar, poetischen Umschreibungen, wovon Resenius nur einen sehr unvollständigen, Olaffsen om Nordens gamle Digtekonst (§ 34 ff.) einen besseren Auszug gegeben; 3) aus einer isländischen Prosodie, clavis metrica, Hattatal (auch Hattalykil) genannt und hundert Versarten in drei Lobliedern enthaltend. Dazu kommen im Worm. und Upsal. Codex Abhandlungen über Buchstaben und Tropen; Olaffsen in dem genannten Buch handelt § 85 ff. davon. 778
Aus diesem Inhalt lässt sich die Frage, was die Edda sei, leicht

beantworten: eine Unterweisung zur Poesie, wobei zuerst von der Materie, dann von der Form gehandelt wird, und es gilt ganz, wie es in dem ersten Capitel der Vorrede bei Resenius heisst: „sie lehrt die nordische Scalldschaft erkennen aus den Dämesagen und aus den üblichen poetischen Umschreibungen", endlich aus der metrischen Beispielsammlung. Ein Buch muss nothwendig nach der ihm zum Grund liegenden Ansicht gefasst werden, nicht aber nach dem Namen, der sehr zufällig sein kann, und Nyerup irrt, wenn er bloss Gylfeginning und Bragarâdr zur Edda rechnet: offenbar ist in den Theilen des Werks ein Zusammenhang, und sie werden von einer Idee zusammengehalten. Die Stelle, welche er als Beweis (S. 177) anführt, sagt ebenfalls nur, wie auch Müller bemerkt (S. 62), dass man Bragarâdr mit zur Edda gezählt habe, nicht aber zugleich, dass die Kenningar und Hattatal davon ausgeschlossen seien, also nichts für seine Ansicht. Überhaupt genommen, scheint es schon misslich, den Namen Edda auf Einen von den drei Theilen des Ganzen ausschliesslich zu beziehen, weil jeder dieser Theile einen eigenen sehr passenden Namen schon hat, und es ist wohl das Natürlichste anzunehmen, dass man das Ganze damit habe bezeichnen wollen; sehen wir ferner, dass dieser Name für dieses auch sehr schicklich sei, wie gleich wird bemerkt werden, so erscheint dies Argument bedeutend genug. Dass aber die Eine Idee, die Dichtkunst zu lehren, durch das Ganze hingehe, ergibt sich auch daraus, dass in dem ersten Theil die Mythologie bloss abgehandelt wird, insofern sie Gegenstand der Poesie sein kann, nicht insofern sie die Religion enthält, weshalb auch von dem Cultus eigentlich nichts vorkommt. Ein klarer Beweis ist ferner, dass ausser den religiösen Mythen auch der Cyklus der Wolsungensage dargestellt ist, welcher höchst wahrscheinlich nächst jenen, an welche er sich doch auch wieder anknüpft, der wichtigste war, ja in dem königl. Codex heisst es ausdrücklich, dass die meisten Scalden nach
779 Sigurdur Fofnisbane gedichtet. In den Kenningar ist dasselbe Verhältnis sichtbar, indem neben den Benennungen und Umschreibungen der Götter auch viele aus dieser Sage sich finden, die wir hernach anführen werden. Wenn man daher sagt, dieser

Cyklus gehöre nicht zur religiösen Mythe, so hat man grösstentheils Recht; behauptet man aber, er gehöre nicht zur Edda, so ist es falsch, und wir können es darum nicht billigen, dass Nyerup in der Übersetzung auch diese Fabeln übergangen. Dass man das System nicht genau befolgte und sie, wie noch andere, an den unrechten Ort, in die Kenningar, stellte, darf man nicht übel nehmen: es ist der Zeit, wo alles noch im Herzen lebendig und der innere Zusammenhang sowohl als Unterschied gefühlt wird, eigenthümlich, das äussere Gerüst nicht sehr zu achten; die spätere macht es umgekehrt. Freilich aus kritischen Gründen, wie Ihre glaubt, hat man sie nicht dahin gebracht. Müller verwirft gleichfalls Nyerups Einschränkung (S. 66) und will, dass edda nach Magnäus in Sämunds Leben als weibliche Form von othr soviel als Poesie bedeute, oder noch wahrscheinlicher nach Olavs handschriftlichem isländischen Wörterbuch soviel als aedada, Particip von dem ungebräuchlichen Verbum eg aedi, ich unterrichte, mithin Scaldenkunst heisse und damit genau den Inhalt des Buchs bezeichne. Darin aber kann Rec. nicht beistimmen, dass die Bedeutung von Edda als Ältermutter, unstreitig die ungezwungenste des Worts, für die ganze Sammlung unpassend sei, weil die Dämesagen das Frühere wie das Spätere umfassten, denn an eine solche Unterscheidung ward gewiss nicht gedacht, und es scheint sehr einfach, die Anweisung zur Dichtkunst bildlich Mutter der Poesie zu nennen, ebenso die Sammlung alter Lieder in Sämunds Edda; vielleicht dachte man auch gar nicht an solche oder irgend eine bildliche Bedeutung und gebrauchte das Wort nur als gleichbedeutend mit Poesie im Allgemeinen, wie es in Schriften des vierzehnten Jahrhunderts vorkommt (S. 67). Da die Edda des Snorro ein Handbuch für Dichter war, und wahrscheinlich ein viel gebrauchtes, so scheint 780
es natürlich, dass bald Zusätze dazu gemacht wurden und das Buch mit seinem Alter immer mehr zunahm. Daher kommt es, dass alle Handschriften abweichen und eine mehr als die andere enthält. Müller hat es gut dargethan, wie in den Kenningar verschiedene Verf. zu unterscheiden sind, die nach einander müssen gelebt haben (S. 47. 48. 53). Der königl. Codex hat noch eine spätere Unterscheidung in Kenningar (Umschreibungen)

und Heiti (poetische Benennungen), die im Worm. Codex fehlt. Zu Hattatal ist noch ein Commentar von einem späteren gekommen (S. 45). Ebenso ist es unzweifelhaft, dass die Abhandlungen des dritten Theils über Buchstaben und Tropen von mehreren, auch der Zeit nach verschiedenen Verfassern herrühren (S. 31—38); und wahrscheinlich waren sie von ihrem Urheber auch noch nicht in verschiedene getheilt (S. 36). Rec. vermuthet, dass auch der erste Theil eine Veränderung erlitten, wovon hernach mehr vorkommen wird. Als ein solcher später unschuldiger Zusatz erklärt sich, nach des Rec. Ansicht, auch die verrufene Vorrede. Der Verf. derselben hat hinzugeschrieben, was er eben gewusst hat von griechisch-römischer, christlicher Mythologie, von römischer Geschichte und was ihm nützlich zu poetischem Gebrauch schien. Nichts ist daher abgeschmackter, als aus dieser die Beweise der Unechtheit der Edda zu nehmen; seltsam aber, dass man eins besonders als Ungereimtheit ansieht und heraushebt, was nach unserer Meinung doch auf alter Tradition beruht, nämlich die Hinweisung auf Troja, wie wir an einem andern Ort gezeigt haben*). Es ist leicht möglich, dass jeder Dichter, der die Poesie nun einmal als Kunst zu erlernen angewiesen wurde, sich Zusätze in seinem Buch gemacht. So ist stets das Ganze, gleichsam unwillkürlich, überarbeitet worden, und so ist alles Spätere, wie etwa auch die Kenningar von Christus, hineingekommen. An dem Ende des Worm. Codex finden sich sogar einige Blätter loser Excerpte, vor diesen ein Blatt mit dem interessanten Fragment von Rigsmal, und er schliesst mit einem Lobgesang auf die Jungfrau Maria. Hier
781 ist jedoch der Ort zu erklären, dass wir es durchaus für unstatthaft halten, wenn diese Ansicht von der Entstehung der Edda Einfluss auf die Bearbeitung des Textes selber haben sollte; wir behaupten ausdrücklich, dass alles, was in den Manuscripten enthalten, es sei offenbar Späteres darin, mitgetheilt werden muss. Darum erstlich, weil doch immer eine Grenze da sein wird, wo es zweifelhaft ist, dann aber, weil niemand so kühn sein darf zu bestimmen, es sei durchaus kein Gewinn und keine Aufklärung mehr daher zu nehmen;

*) Vgl. jetzt Kl. Schr. I. 211.

der Scharfsinn und die Ansichten des menschlichen Geistes müssen als unendlich geehrt werden. Eine kritische Untersuchung wird aber daneben an ihrer Stelle sein, nur dass die Quelle selbst nicht angeführt werde. In dieser Hinsicht sind die bisherigen Ausgaben sehr zu tadeln, es ist schon bemerkt worden, dass sie nicht vollständig sind. Resenius hat die Kenningar nur auszugsweise mitgetheilt, und doch sind eben diese eine ungemein interessante Sammlung, voll wunderbarer, oft herrlicher poetischer Bilder und Namen; von ihrer Wichtigkeit für die Geschichte der Poesie nicht zu reden. Wenn man bedenkt, dass die Mythen und Sagen, auf welche sie hindeuten, allgemein unter dem Volk bekannt waren, so fällt die Dunkelheit, die man ihnen vorgeworfen, grösstentheils weg, aber ihre poetische Bedeutsamkeit bleibt.

Es fragt sich, wie alt die Edda sei; soll die Frage eine Bedeutung haben, so darf sie nur auf dasjenige bezogen werden, was als das Älteste darin anzuerkennen. Sie wird am besten durch die weitere, wer der erste Verf. sei, beantwortet werden. Nyerup sagt, dass er aus dem dreizehnten Jahrhundert, sei gewiss, aber wer es gewesen, wisse man nicht (S. 178), doch nach der Aussage einer Membrane könne ein Theil der Kenningar von Snorro Sturleson gesammelt sein (S. 182). Dass dieser jedoch der Verf. von Hattatal sei, darin stimmen beide überein (N. S. 150, M. S. 45); ferner aber beweist Müller, dass von einem Theil der Abhandlungen über Buchstaben und Tropen Olaf Thordsen, der weisse Scalde (Hvitaskald), der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, ein Bruderssohn des 782
Snorro Sturleson, der Urheber gewesen (S. 32—37), von den Kenningar aber unwidersprechlich wiederum Snorro Sturleson selbst (obgleich er in der zweiten Abtheilung derselben im Worm. Codex selbst wieder citirt wird und andere, die nach ihm lebten, S. 53—58); auf die Zeugnisse werden wir gleich hernach zurückkommen, da sie für uns noch mehr enthalten. Hier nur das eine: ein Bearbeiter der Abhandlung des Olaf Hvitaskald über die Buchstaben gibt den Rath, die Kenningar und Heiti nur so weit zu gebrauchen, als es Snorro erlaubt; nun findet sich wirklich im ersten Theil der Kenningar eine solche Warnung für junge Dichter, in neugebildeten Kenningar nicht

zu weit zu gehen. Dagegen spricht ihm Müller den ersten Theil, Gylfeginning und Bragaràdr, ab, der von einem Unbekannten herrühren müsse. Er führt für diese Meinung folgende Gründe an: 1) wäre Snorro Urheber des ersten Theils, warum hat er die Mythen von Thors Reise zur Geirrod, von der Iduna, Sifs Haare usw. nicht dahin genommen (wohin sie Resen in seiner Ausgabe auch gestellt hat), sondern in die Kenningar gebracht? Sodann 2) warum wird Gylfeginning und Bragaràdr nicht einmal in den Kenningar erwähnt und vorausgesetzt? 3) Auch ist in beiden die Behandlungsart verschieden, dort werden keine namhafte Dichter angeführt, wie hier fast immer; endlich 4) es war zu Snorros Zeiten eine Mythensammlung nicht nöthig, wo sie noch in frischem Andenken lebten. Wir müssen gestehen, dass uns diese Gründe nicht überzeugt haben und wir dennoch geneigt sind, Snorro auch für den Verf. von Gylfeginning und Bragaràdr zu halten. Ganz einfach erstlich darum, weil diese Stücke nothwendig in die Idee und den innern Zusammenhang des Buchs gehören. Sollte es ein Handbuch für Dichter sein, so war es natürlich, zuerst von dem Vorwurf der Poesie, welches die Mythe und Sage ist (als das Überlieferte, dazu kommt, was die Gegenwart gewährt, welche die Scalden gleichfalls besangen), zu handeln; darnach kam es an die üblichen poetischen Um-
78 schreibungen und zuletzt an das Metrische. So weit möglich ist zurückzugehen, wird der erste Theil als ein zum Ganzen nothwendiger betrachtet, und schon im vierzehnten Jahrhundert. Das gibt der Verf. (S. 60) selbst zu, und das beweist die Stelle aus der alten Membrane 757, die Bragaràdr zur Edda zählt (bei Nyerup S. 181. 182, bei Müller S. 61), auf jeden Fall. Ist nun Snorro unbezweifelt Urheber der Kenningar und des Hattatal, so muss ihm auch der damit verbundene erste Theil zugeschrieben werden. Hierzu kommt eine Reihe von äusseren Beweisen. Zuerst die isländischen Annalen sagen ganz klar von Snorro: „er setzte die Edda zusammen“ (han samsetti Edda). Der Verf. führt diese Stelle da an (S. 37. 38), wo er allein von den Kenningar redet und beweisen will, dass sie von Snorro herrühren, das beweist sie freilich, aber was mehr darin liegt, das lässt er leicht fallen, indem es hier zu seinem Zweck genug

ist, wenn doch „mindestens“ die Kenningar unter dieser Edda begriffen sein müssten. Doch kommt es ihm zu, darzuthun, dass bloss diese darunter verstanden sind; davon aber haben wir nirgends den Beweis gefunden. Er geht unstatthaft über die Schwierigkeit hinaus mit den Worten: „was die Edda umfasse, lassen wir unentschieden“ und: „entweder die Kenningar für sich bestehend oder mit etwas Mehrerem verbunden haben die Edda ausgemacht“. Ausserdem ist es nicht ganz aufrichtig ausgedrückt, da er späterhin annimmt, dass alle drei Theile dazu gehören und die Bedeutung des Worts Edda selber das Ganze schicklich bezeichne. Also ist diese Stelle nicht widerlegt, welches auch, nach unserer Meinung, nicht leicht fallen dürfte. Mit ihr trifft zusammen, was nach Arngrim Jonas Brief an Ole Worm (S. 72) ein isländischer Annalist enthält, nur dass noch die Lieder der Sämundischen Edda als frühere Sammlung dort genannt werden. Hierauf folgt die Stelle aus der Membrane 748 (S. 35), woraus zwar zuvörderst auch sich ergibt, dass Snorro die Kenningar verfasst, keineswegs aber dieses allein, und es wird eben so schicklich auf das Ganze bezogen. Sodann mit den isländischen Annalen stimmt wieder überein die Überschrift des Upsal. Codex: „dieses Buch heisst Edda, sie 784
hat zusammengesetzt Snorro Sturleson nach der Weise, wie sie hier geordnet ist“, d. h. in drei Abtheilungen (S. 56). Wir finden es nicht erwiesen, dass diese Überschrift später sei, aus dem Grunde, weil man keinen Raum dazu gelassen. Allein wäre es auch erwiesen, so ist die darin enthaltene Behauptung nicht damit widerlegt. Warum ist hier der Verf. so streng? Gleich vorher lässt er das Zeugnis eines Bearbeiters von Olaf Hvitaskalds Tractat, dass Snorro Urheber der Kenningar sei, der ein Jahrhundert später gelebt hat, als der Upsalische Codex geschrieben wurde, ohne Schwierigkeit und mit Recht gelten. Endlich ist der Umstand, dass beide Genealogieen in dem Upsalischen Codex mit Snorro schliessen, allerdings von Gewicht.

Wir können noch manches hinzufügen und auch darauf 785
antworten, wenn der Verf. etwa behaupten wollte, weil Snorro die Kenningar gesammelt, habe man ihn auch als Urheber des ersten Theils betrachtet, wir wollen es aber nicht thun, weil

wir solche feinzugespitzte Kritik nicht lieben, die am ersten von der einfachen Wahrheit, welche jene Aussagen enthalten, sich entfernt und in eine endlose Nichtigkeit sich verliert. Lieber wollen wir noch einiges gegen seine Gründe anführen, wo wir zugleich Gelegenheit haben werden, unsere Ansicht weiter zu entwickeln. 1) Snorro kann die Mythen in die Kenningar eingerückt haben, weil sie nirgends in Gylfeginning und Bragarâdr passen, insofern scheint uns Ihre ganz richtig zu urtheilen. Dort wird in einer strengen und doch sehr einfachen und geschickten Folge die Mythologie entwickelt; diese Fabeln weichen merklich ab, es ist des Poetischen in ihnen mehr und des Bedeutenden weniger; während dort fast nur der blosse Kern gezeigt wird, hat er hier in dichterischer Ausschmückung schon Blätter und Ranken getrieben. Deshalb sind wir auch geneigt, sie für den Zusatz eines anderen zu halten, und es scheint dieses aus der Bemerkung hervorzugehen, die sich in dem Worm. und königl. Codex vor diesen Mythen findet und die sonst noch wichtig ist. 2) Die Stelle steht bei Nyerup S. 157: „nu skal ensegia daemi af, hveriu thear Kenningar eru, er nu voru ritadar, ok adr voru aigi daemi tilsögd“, d. h.: nun sollen die Fabeln
786 gesagt werden, woraus die Kenningar sind, die nun (zu den andern, als Zusatz) aufgeschrieben sind, und eher waren keine Fabeln dazu gesagt. Das heisst: in dem vorhergehenden Theile Gylfeginning und Bragarâdr finden sich keine Mythen zu diesen Kenningar. Diese Erklärung, die auch Nyerup gibt, ist den Worten nach die natürlichste, und es wird dadurch bewiesen, dass wirklich in dem ersten Theil keine Dämesagen sind, woraus diese Kenningar genommen. Wir begreifen nicht, wie der Verf. diese Stelle hat übersehen können. Glaubt er, wie es scheint (S. 62), dass sie von Snorro herrühre, so kann er, um consequent zu bleiben, da der erste Theil nun offenbar in den Kenningar vorausgesetzt wird, nur noch annehmen, dieser sei von einem früheren Urheber als Snorro. Das ist aber bestimmt seine Meinung nicht, sondern er hält ihn für später (S. 65). (Übrigens wenn Skidbladner schon in Gylfeginning erwähnt wird, so kann doch eine Mythe, die den Erwerb dieses Schatzes ausführlich beschreibt, leicht später sein.) 3) Der erste Theil wird zwar

in dem zweiten nicht namentlich angeführt, doch Bragas Reden; allein, wie wir eben gesehen, ausdrücklich vorausgesetzt und der That nach sehr häufig, denn wie viele Kenningar sind aus der ersten Sammlung genommen; weil Resenius dies schon nachgewiesen, so brauchen wir keine Beispiele zu geben. Setzen aber die Kenningar nicht Gylfeginning und Bragarâdr voraus, warum ist keine Mythe aus diesen als Beweis erzählt? Was sollte Snorro bewogen haben, grade diese zu übergehen? Es wäre noch die Frage, ob die Kenningar nicht ursprünglich mit dem Inhalt der Dämesagen parallel gelaufen sind: jene Bemerkung vor den Mythen in den Kenningar sieht es wenigstens für nothwendig an, dass die poetischen Umschreibungen stets durch eine Mythe beglaubigt werden; ein neuer Beweis für den inneren Zusammenhang beider Theile. 4) Dass die Behandlungsart in beiden Theilen verschieden, ergibt sich vollkommen aus der Natur der Sache. Für die Mythen selbst, insofern sie ein Allgemeingut waren und nicht von einem Dichter gegeben wurden, konnte begreiflich kein Dichter als Gewährsmann ge- 787
nannt werden. Da in alten Zeiten die Dichter sich nur für den Mund ansahen, durch welchen die Poesie sprach, so trat ihre Persönlichkeit fast immer zurück, und das, beiläufig, ist der einfache Grund, warum sich zu den Liedern der Sämundischen Edda keine Verfasser genannt. Für die Kenningar aber, die eine besondere menschliche Erfindung sind, musste er nachgewiesen werden; in den frühsten Gedichten werden sich die wenigsten Umschreibungen finden, den Bilderreichthum erzeugt erst die zunehmende Kunstcultur wieder. Ebenso, wo der Mythus eine besondere eigenthümliche Ausbildung erhalten, wie in Thors und Hrungers Kampf, in Idunas Entführung, da ist auch der Bearbeiter, der Thiodolfr von Hvine, genannt. 5) Auf den letzten Grund wird der Verf. selbst kein besonderes Gewicht legen. Wer kann behaupten, dass die damalige Zeit eine Mythensammlung nicht nöthig gehabt, hundertundfünfzig Jahre nach Einführung des Christenthums, dreissig oder vierzig Jahre später aber allerdings? Wenigstens hätte er dann nicht sagen dürfen, es sei möglich, dass ein älterer Dichter schon eine solche Behandlungsart gewählt, um viele Mythen in einen Rahmen zu

fassen, von dessen Arbeit der Urheber des ersten Theils der Edda nur eine vermehrte prosaische Paraphrase gegeben: eine Vermuthung, die uns an sich sehr gut scheint. Ja, wir gehen noch weiter und erklären, dass wir sehr geneigt sind zu glauben, auch der Urheber (nach Rec. Snorro) von Gylfeginning und Bragarâdr habe eine zwar vermehrte, aber gleichfalls poetische Sammlung von Mythen gegeben und die prosaische Auflösung rühre von einem späteren her. Nimmt man das an, so wird jene Stelle aus den isländischen Annalisten, die Arngrim Jonas citirt (S. 72), erst recht klar, worin es heisst, dass Snorro Sämunds Sammlung von Liedern fortsetzte und vermehrte in der Edda. Ein zweiter Beweis dafür liegt in dem merkwürdigen Umstand, dass die alte Membrane 748 diese alten Gesänge mit den Kenningar verbindet und sie als ersten Theil vorangehen lässt (S. 77); und gerade diejenigen finden sich, worin sich ebenfalls, wie der Verf. an einem anderen Ort bemerkt (S. 66), die Absicht zeigt, mehrere Mythen zusammenzufassen, wie Vafthrudnismal, Grimmismal, Harbardslied. Endlich könnten wir nun gut erklären, warum in den Kenningar Bragas Reden zu Ägir zweimal citirt werden (S. 63), ohne dass das Citat passt, indem der, welcher die Gedichte in Prosa auflöste, etwas verwirrte oder ausliess. Weiter sagt der Verf., die Mythe lebte noch in frischem Andenken und eine Sammlung derselben war nicht nöthig: warum aber sollten die Gedichte darüber vergessen sein, also die Kenningar der Scalden? War es bequem für die Dichter, diese gesammelt zu haben, so musste es auch bequem sein, die üblichen Gegenstände der Poesie zu übersehen. Überdies erinnert sich der Verf. hier nicht, was er sonst anerkannt (S. 90), dass die Edda gar nicht direct die Mythologie darstellte. Fand sich Snorro bewogen, die Historie, wie aus der Vorrede der Heimskringla erhellt, auch nach den alten Sagenliedern (epter soguliodum) zu verzeichnen, die noch nicht vergessen waren, denn er sagt ausdrücklich, dass bei Harald Harfager Scalden waren, deren Lieder man noch kenne, wie aller Könige Lieder, die seitdem in Norwegen gewesen (med Haraldi voru Skalld, og kunna menn enn kuaede theirra, og allra konunga quaedi, theirra er sidann hafa verit at Norige); warum sollte er nicht

die Mythen aufbewahrt und sie, wo es schicklich, einem Buch einverleibt haben? Seine Bemühungen darum sind aus dem erwähnten Brief des Arngrim Jonas doch ganz unzweifelhaft, ja schon als Geschichtschreiber, der die Geschichte lebendig betrachtete und den keine geistlose Kritik beschränkte, musste er auch zu dieser Quelle gehen.

So haben wir den Glauben, dass die drei Theile der Edda als ein Ganzes zusammengehören und von Snorro herrühren, der überall begegnet und darum schon so leicht nicht dürfte hintangesetzt werden, zu vertheidigen gesucht und dargethan, dass die gewiss nicht ohne Mühe aufgesuchten Gründe nicht haltbar sind. Damit haben wir die Untersuchungen der beiden Verf. über das Äusserliche der Edda betrachtet und nach unserer Weise geordnet; wir sind schuldig hier zu bemerken, dass wir Fleiss mancherlei Art, Belesenheit und aufmerksame Betrachtung bei ihnen gefunden. Wir gelangen nun zu der wichtigsten Frage, wie nämlich die Echtheit der Asalehre könne dargethan werden. Manche Gegenstände menschlicher Forschungen haben das Schicksal, dass sich der Fleiss zuvörderst nicht grade auf die Hauptsache wendet, sondern auf mancherlei andere Dinge, die freilich dazu dienen können, sie aufzuklären und zu befördern, die aber ihr Gewicht und rechte Bedeutung erst erhalten, wenn jene entschieden ist. Wird dies eifrig getrieben, so häufen sich diese Nebenuntersuchungen an, es werden natürlich Irrthümer begangen, diese zu widerlegen macht sich ein anderer ein besonderes Geschäft, und so findet man sich, wenn man die Sache selbst nach ihren Quellen einfach zu betrachten gedenkt, von mancherlei Umgebungen gehindert und gedrängt, die man nicht gradezu abweisen will, weil sich manches Nützliche darin findet. An diese Bemerkung, die allgemein ist, wurden wir durch die Untersuchungen, was zur Edda gehöre und wer der Urheber sei, wieder erinnert.

Jene Frage könnte auf doppelte Art beantwortet werden. Erstlich aus inneren Gründen, aus Erforschung und Betrachtung der Quellen selber, ihrer Natur und ihres Geistes; sodann aus äusserlichen, indem man die Quellen vorerst in Zweifel stellte und aus den Zeugnissen anderer ihre Echtheit darzuthun suchte.

Nyerup hat des ersteren Wegs nicht erwähnt, wie er überhaupt die Frage nicht ausführlich behandelt, sondern führt nur (S. 125) einige, allerdings interessante Stellen aus dem Saxo Grammaticus an, woraus klar hervorgeht, dass dieser die Mythen der Edda gekannt und verschiedene seinem Werk, manchmal modificirt, einverleibt habe. Müller hingegen verwirft den ersten ausdrücklich: „die Voluspa, an sich selbst betrachtet, ist überall keine sichere Quelle“ (S. 11). „Dass die Mythen etwas mehr sind, als eine Erdichtung isländischer Mönche zum Zeitvertreib in langen Winterabenden, beweist man nicht so leicht mit wenigen Versen aus der Voluspa, Hyndlas Gesange, Grimmismal, Ägisdreka, Skirners Fahrt und Vafthrudnismal, die in Gylfeginning citirt werden. Denn das hohe Alter dürfte sich schwerlich aus inneren Gründen allein mit Sicherheit darthun lassen“ (S. 78). Was den zweiten Weg betrifft, so könne er auf verschiedene Weise eingeschlagen werden, mit Vorbeigehung anderer wähle er die, bloss aus Snorros Edda das Nöthige darzuthun (S. 22). Dieser Beweis der Echtheit wird nun (S. 78 ff.) folgendermassen geführt: die Sammlung der Kenningar enthält gegen achtzig Namen von Dichtern, die (S. 79—82) aufgezählt werden und deren Lebzeit grösstentheils aus der Heimskringla, den isländischen Annalen, dem Saxo G. u. a. bekannt ist, einige verlieren sich in die frühste Zeit, wie Biarke und Brage, die anderen haben von Harald Haarfager an bis auf Hagen den Vierten gelebt. Unter dieser Reihe aber liest man fünfhundert Bruchstücke, jedes von vier bis acht Zeilen, etliche aus mehreren Strophen bestehend und voll von mythischen Anspielungen. Mithin hat die Mythologie durch diese Jahrhunderte Kraft und Leben gehabt. Wir haben an sich nichts gegen diesen Beweis und wir glauben daran, weil wir schon aus anderen Gründen von der Echtheit der Edda überzeugt sind; ob aber der Verf. solche Kritiker, gegen welche er geschrieben, damit überzeugt, das bezweifeln wir. Wie leicht haben sie das Argument abgewendet! Da einige unseres Wissens gar nicht die alte Othinslehre leugnen, weil ihr Dasein frühe Historiker bezeugen (die Stellen sind bei Delius gesammelt), und nur die Darstellung und Ausbildung derselben in der rhythmischen und prosaischen Edda für Er-

findung ausgeben, so dürfen sie bloss anführen, dass durch solche Anspielungen die Echtheit dieser noch nicht dargethan sei. Wir nehmen dabei an, dass sie das Verzeichnis der Kenningar für echt halten, da aber der Verf. in ihrem Sinn gar wohl die Möglichkeit einer Erdichtung, wenn man bloss die Quellen hätte ohne dies Verzeichnis, vorausgesetzt, so werden sie, weil bei ihnen gerade ein grosses Verdienst in dem höchsten Grad des historischen Unglaubens besteht und nach ihrem Prin- 791
cip vorerst alles verworfen werden muss, gern glauben, auch das sei gänzlich eine Erdichtung. In der That kann sie nicht allzuschwer geworden sein, und wie leicht ist, in solche kurze Bruchstücke Verschiedenheit zu bringen; sie werden nicht mehr zweifeln, wenn sie bemerkt sehen, dass die meisten die einzigen noch übrig gebliebenen Denkmäler jener Zeiten sind, wären sie echt, warum finden sich nicht mehrere in der Heimskringla? Es ist uns eigen zuwider in dieser Gesinnung weiter zu reden, und wir müssen daran gedenken, wie stark immer der Einfluss der Zeitansicht ist, wenn wir begreifen wollen, wie der Verf. sich den Einwurf machen konnte, ob nicht diese 500 Bruchstücke im zwölften Jahrhundert alle unter den alten Namen könnten von verschiedenen gedichtet sein, und ihn damit widerlegen, dass doch unmöglich eine Gesellschaft von so vielen Betrügern dazumal könne gelebt haben. Es gibt eine gewisse unselige Kritik, die kein Leben und kein wirkliches Dasein begreifen kann, und sie gleicht in ihrer Angst jenen unglücklichen Menschen, die in der einfachsten und gesundesten Speise Gift fürchteten und sie darum nicht anders als mit Gegengift verzehren wollten. Gegen diese sollte man nicht reden und sie nicht überzeugen wollen. Unter allen aber, die verneinen, sind uns diejenigen noch am wenigsten verhasst, die recht unumwunden und bestimmt es thun, am meisten dagegen diejenigen, welche mit halben Behauptungen, die in der That doch nichts zugeben, sich durchschleichen wollen. Wer wie Rühs die Echtheit der Mythen zugibt, aber ihre Bedeutung in aller Hinsicht leugnet, der kann nicht mehr übertroffen werden. Wie weit wir durch eine falsche Ansicht von dem Allereinfachsten und Natürlichsten uns entfernen können, zeigt sich auch hier: der Verf.

hält diesen durch die Kenningar geführten Beweis für den allein unumstösslichen der Echtheit, und so wäre nichts einzuwenden gewesen, wenn ein unglücklicher Zufall diese Sammlung von poetischen Ausdrücken hätte verloren gehen lassen, und so hätten wir Deutsche, die nur einen Auszug davon einsehen können,
793 dem gerade das fehlt, worauf es hier ankommt, überhaupt an eine Erdichtung glauben müssen; scheint doch das Unbefangenste, die Quelle selbst zu prüfen und zu versuchen, ob wir sie falsch befinden. Wer kann aber von einer Erfindung der Mythologie reden, wo noch die Spuren von dem Cultus der alten Götter sichtbar sind, wo in so vielen Sagen sie uns entgegentreten und wo deren Regierung in so manchen herrlichen Gedichten besungen ist. Niemals hat eine Lüge in der Zeit Wurzel gefasst, sie ist stets in ihre innere Leerheit zurückgefallen, niemals haben Dichter von dem göttlichsten Geist an einer bodenlosen Erfindung sich entzündet, und nur das kann zum Herzen sprechen, was aus dem Herzen gekommen ist. Die Mythologie ist etwas Organisches, durch die Macht Gottes Gewordenes, in ihm Begründetes. Keines Menschen Kunst reicht dahin, sie zu erschaffen und zu erfinden; anerkennen und empfinden kann er sie. Wie es immer eine Partie geben wird, die alle Begeisterung, alle Poesie und jede höhere Idee des Lebens ableugnet, weil sie nur mit geistigen Augen kann angeschaut werden und kein Diplom sie beweist, weil es nur die Überzeugung unseres Herzens kann, so wird auch stets eine Partie die Bedeutung, die Wahrheit und Echtheit der alten Mythe verwerfen, wie Schlözer, Adelung und alle, gegen die der Verf. in dem Eingang seiner Schrift und Nyerup in einer besonderen Abhandlung (Skandin. Museum 1802 II) polemisirt hat.

Wir setzen unsere Ansicht dem Verf. entgegen. Der innere Beweis ist uns der erste und wichtigste, und ohne dieses Gefühl für das Leben der alten Mythen würde uns ein äusserlicher nicht überzeugen können. Also gerade an sich selbst, kraft des ihnen innewohnenden Geistes, sind die Voluspa, die Gesänge der älteren Edda und die Dämesagen der jüngeren die ältesten und sichersten Quellen. Es ist uns eine höhere Kritik, diesen Geist anzuerkennen. Wäre uns daher aufgegeben, die Echtheit

der alten Lehre darzuthun, so würden wir vorerst keine Rücksicht nehmen auf das Geschrei einer modernen Zweifelsucht, die wie stechende Nesseln an den alten Ruinen aufwächst, und aus allen Quellen mit Glauben an eine treue Zeit und mit dem 793
besten Fleiss alles zusammenstellen. Es würden sich wohl die einzelnen Theile, wie die aufgefundenen und gesammelten Stücke einer verschütteten Statue, zu einem Ganzen fügen, wenigstens es erkennen lassen und so sich einander verbürgen; dann würden wir äusserliche Beweise berücksichtigen und sie aufsuchen, auch sie, wie billig, achten, und nun dürften alle kritischen Zweifel erwägt werden, denn es würde sich leicht zeigen, wie viel sie dem Ganzen anhaben könnten: Berichtigungen für das Einzelne aber würden immer stattfinden. Für diese Nachweisung des inneren Zusammenhangs ist bisher im Norden wenig geschehen, von der älteren Edda in ihrem Verhältnis zu der jüngeren, wo diese unstreitig als ein Auszug aus jener zu betrachten, ein so wichtiger und beweisender Umstand, ist so wie hier in beiden Abhandlungen so im Ganzen wenig Gebrauch gemacht worden; die fleissigste und gelehrteste Arbeit, Suhms Buch om Odin, kann doch nur als eine Materialiensammlung angesehen werden. Müller macht in der Vorrede den deutschen Gelehrten den Vorwurf, dass sie den nordischen Denkmälern weniger Aufmerksamkeit geschenkt, als den Schätzen anderer Litteraturen; dieser ist gewiss ungerecht. Wir getrauen uns eine beträchtliche Anzahl von Gelehrten zu nennen, die sich mit der skandinavischen Mythologie beschäftigt: wir fragen, wer mit allen Mitteln, die dort zu Gebote stehen, etwas so Durchdringendes und Gehaltvolles darüber gesagt, als ganz kürzlich Görres in seiner Mythengeschichte? Es ist bewunderungswürdig, wie er bei den wenigen Quellen, zu welchen ein Deutscher ohne Schwierigkeit gelangt, und bei der Möglichkeit der Irrthümer im Einzelnen (wie ihm z. B. entgangen, dass die mit Runen geschriebene Hialmarsaga ein Betrug ist) vorahndend gleichsam den Geist des Ganzen ergriffen; wir wissen nichts, das wir dagegensetzen könnten.

Ist einmal die Echtheit der alten Lehre ausser Zweifel gesetzt, dann fällt es auch leicht, anderweitige Fragen zu beantworten: welche Bedeutung nämlich den Mythen vergönnt werden

794 könne, vor allem, ob sie historisch zu berücksichtigen. Wer dies verneint, selbst wenn ihm ein gelehrtes Blatt so sehr beigestimmt, dass nach seinem Ausspruch weiter von dem Einfluss der alten Sagen auf die nordische Geschichte keine Rede sein könne, der wird beweisen müssen, dass überhaupt der Mythe das historische Element fehle, welches eben so schwer fallen wird, als wenn man das Physikalische und Göttliche darin ableugnen wollte. Dann lässt sich auch der Zusammenhang der nordischen Religion mit der indischen nachweisen, worauf der Verf. hindeutet und welchen Görres gleichfalls gezeigt hat.

Es ist übrig, von dem dritten Werk, Nyerups Übersetzung des ersten Theils der jüngeren Edda, zu reden, allein wir müssen eine ausführliche Recension davon ablehnen. Das Buch ist eigentlich nicht für den gelehrten Gebrauch bestimmt und soll Dilettanten bloss die Bequemlichkeit verschaffen, die Werke neuerer dänischer Dichter, namentlich Öhlenschlägers, die sich auf die alte Mythologie gründen, besser zu verstehen. Und so entschuldigt sich, was wir schon gelegentlich daran ausgesetzt, dass die anderen Theile der Edda ausgelassen sind, und was wir sonst tadeln würden, dass der Verf., wie es sich bei einer so wichtigen Quelle geziemt, wo es auf jeden Ausdruck ankommt, sich nicht genau genug an den Text gehalten, manchmal einen Fehler moderner Übersetzer, die gern die Farben erhöhen, bis zum Entgegengesetzten vermeidend; wer einen Beweis verlangt, kann den etwas derben, aber ausgezeichneten Mythus von Suttungs Meth mit dem Resenischen Text vergleichen (S. 119–123, bei Resen Fabel 61. 62). Was indessen doch die Übersetzung dem Gelehrten nothwendig und schätzbar macht, ist der Umstand, dass sie nach dem berichtigten Text der handschriftlichen Bearbeitung des Olavius verfertigt ist. Wir schliessen mit dem Wunsche, dass dieses Werk nicht länger mehr liegen bleibe und vor allen denjenigen empfohlen werde, welche die vaterländische Litteratur zu unterstützen gedenken.

W. C. Grimm.

HELDENGESANG VOM ZUGE GEGEN DIE POLOWZER, DES FÜRSTEN VOM SEWERISCHEN NOWGOROD IGOR SWÄTSLAWLITSCH,

705

geschrieben in altrussischer Sprache gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. In die deutsche Sprache treu übertragen, mit einer Vorrede und kurzen philologischen und historischen Noten begleitet von Joseph Müller, der Philosophie Doctor und chem. Prof. am Gymnasium zu Heiligenstadt. Prag bey Franz Sommer 1811. 82 S. in 12.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang V (1812), Bd II, No. 45. S. 705—713.

In diesem kleinen Buche wird uns etwas Schätzbares und Interessantes mitgetheilt. Das altrussische Igorlied ward im Jahr 1795 entdeckt und 1800 zu Moskwa in 4° mit einer Übersetzung ins Neurussische gedruckt, dasselbe wiederholt in den Abhandlungen der russischen Akademie (für Philologie I 1805). Eine Übersetzung ins Deutsche befindet sich in den Russischen Miscellen (1803 St. 3), sie ist aber fast ganz nach der neurussischen gemacht, ohne Rücksicht auf den Rhythmus, hin und wieder frei und oft fehlerhaft. Hr. Müller, bei dem man diese litterarischen Notizen ausführlich findet, liefert hier zuerst eine sorgfältige Übersetzung ins Deutsche nach dem Originaltext mit einer Einleitung und den nöthigen Erläuterungen. Wir müssen seine Arbeit recht sehr loben; von der Übersetzung als solcher können wir nicht urtheilen, doch sehen wir wohl, dass sie urkundlich abgefasst ist; dazu kommt die Versicherung, dass der gelehrte Dobrowsky dabei hilfreiche Hand geleistet, was uns den Werth des Gelieferten zusichert. Sodann ist die Einleitung mit Einsicht und nicht ohne Sorgfalt geschrieben, der Verf. hat nach verschiedenen Rücksichten darin das Gedicht betrachtet und manches Gute bemerkt; was wir im Einzelnen dagegen einwenden, werden wir hernach zu sagen Gelegenheit finden.

Um von dem Gedicht selbst zu reden, so ist es ein Stück reiner lebendiger Nationaldichtung, das dem slawischen Stamme,

der sonst in geistigen Äusserungen dem germanischen nicht verglichen werden kann, zugehört. Der Lobgesang der Menschen, dem die Gottheit so gern zuhören mag, um Goethes Worte zu gebrauchen, ist auch hier nicht verstummt, und vernehmliche Töne dringen davon in diesem Liede zu uns. Ein alter Dichter der Vorzeit, dem wahrscheinlich der spätere hier folgte, wird nicht ohne Verehrung erwähnt: Boyan, Nachtigall der alten Zeit. Auf die Vorzeit wird öfter hingedeutet: „Lasst uns in alten Worten anfangen“ (der Herausgeber erklärt es gewiss unrichtig: im alten Stil), „die Sage gedenkt der Fehden alter Zeit“; so heisst es in unserem Nibelungenlied: „In alten Mären ist uns das gesagt“ und die Eddaischen Lieder heben an: „Ehmals war's in den Urtagen (ar var i ardaga)“. Des allgemein verbreiteten Gesangs wird gleichfalls gedacht: „Da singen Deutsche und Venetianer, Griechen und Mähren den Ruhm Swätslaws und betrauern den Fürsten Igor“ (S. 48). Wir zweifeln nicht, dass wir hier nur einen Theil der grossen Dichtung haben, schon die Analogie ist dafür, ausserdem heisst es ausdrücklich (S. 33): „Lasst uns nun, Brüder, diese Sage von dem alten Wladimir bis auf den jetzigen Igor beginnen“, während das Lied allein von Igor spricht. Der Übersetzer erklärt es in der Note dergestalt, als sei hernach in umgekehrter Folge von Wladimir die Rede, allein das ist erzwungen: Wladimir wird dort bloss bei den Erinnerungen an die Vorzeit erwähnt. Dieser Boyan scheint der Sänger eines grossen Epos gewesen zu sein, welches untergegangen ist, welches aber wieder aufzufinden man die Hoffnung nicht hingeben darf. Er, „ein göttlicher“, „Enkel des Herdengottes Weles“, „der begeisterte Dichter, der, wenn er singen wollte, in Gedanken durch die Wälder lief, wie der graue Wolf auf Erden oder der bläuliche Adler unter den Wolken“, er ist, wie Homer und Ossian, jene mythische Gestalt, das Organ, durch welches das Lied einer ganzen Nation am reinsten geklungen. Schon die wenigen Züge, die von ihm angegeben werden, deuten auf überirdische göttliche Kraft; wüssten wir mehr von ihm, so würde vielleicht auch gesagt sein, dass, wie jenen, das weltliche Auge ihm verschlossen gewesen.

Das Lied ist aus der Zeit, wo die einzelnen Fürsten, 707
Lehensträger des Grossfürsten von Kiew, sich unabhängig zu machen strebten, so dass sie theils gegen diesen, theils unter einander Krieg führen und sich durch eigene Kräfte erhalten mussten; dazu kamen die Einfälle der Polowzer, tatarisch-heidnischer Horden, von aussen. Also in den Zeiten einer lebendigen Bewegung, ähnlich denen des Cid in Spanien, hat die Nationaldichtung geblüht. Der Herausgeber hat in der Einleitung (S. 4—13) eine Parallele des Lieds mit der Geschichte gezogen, es ergibt sich daraus, dass es sehr nah mit ihr übereinstimmt, und aufs neue bestätigt sich, wenn es noch bezweifelt werden sollte, dass nur aus wirklicher frischer That die Poesie geboren werde. Merkwürdig und freilich nur dem Lied eigenthümlich ist die Erwähnung von Trojans Zeitalter (S. 41. 46. 58); wir zweifeln nicht, auch hier der so allgemein verbreiteten Sage von der trojanischen Abkunft der Völker wieder zu begegnen. Die Fabel — wir verbinden mit diesem Worte nicht auch den Begriff der Erdichtung, so wie er ursprünglich nicht darin lag — des Igorlieds ist sehr einfach: Igor zieht gegen die Polowzer aus; anfänglich glücklich, erliegt er dann in einem grossen dreitägigen Kampf, wird gefangen fortgeführt, und Russland klagt; doch er entflieht heimlich und wird mit Freude von den Seinigen empfangen. Der Werth des Gedichts beruht in der Ausführung, sie ist gründlich und durchaus eigenthümlich; wir schätzen das Ganze noch mehr als der Übersetzer, welcher (S. 2. 19) „einem schön formenden Geist nur ein treues Material“ liefern will. Wir glauben nicht, dass es durch die zierlichste Form gewinnen werde, es sei nun der Octavreim oder Hexameter. Was aus der inneren Nothwendigkeit bei einem Volk organisch erwachsen ist, das kann auf andere Weise, besonders von einem einsam betrachtenden Geist, schwerlich besser gesagt werden; es hat dort seine Gestalt, die ihm gebührt, wie aus einem Kern keine andere Pflanze aufgehen kann, in dieser Gestalt aber stets einen eigenen Reiz, für welchen Rec. sehr empfänglich ist, den er hier auch wohl fühlt und den er nicht hingeben möchte, man könnte sagen, für einen weltlichen Gewinn. Der Herausgeber macht die Bemerkung, dieses Lied könne ein Mittelglied zwischen 708

Homer und Ossian abgeben, es ist etwas Richtiges darin, weil alles Epos eine gewisse Ähnlichkeit hat, doch steht es von dem ganz sinnlich vollendeten Homer weiter ab und neigt sich mehr zum Ossian. Hätte der Herausgeber die Lieder der alten Edda gekannt, so würde er noch passender es zwischen diese und den Ossian gestellt haben, es ist mehr körperlich als dieser und weniger als jene. Manches ist hier ganz volksmässig und vertraulich, was dem Ossian, der in so später Zeit erst gefasst wurde, wiewohl er ursprünglich älter, geradezu fehlt; so z. B. die Klage der russischen Weiber (S. 17): „nun können wir an unsern lieben Gatten nicht einmal mit dem Gemüthe denken, weder in Gedanken nachsinnen, noch mit den Augen sehen.“ Späterhin erscheint das als unnöthiger Überfluss, was es doch gar nicht ist, sondern lebendiger Ausdruck, der den Gedanken bei der Wurzel anfassen möchte; die Kunst kommt endlich wieder dahin, nur feiner und witziger und weniger naiv, wie Wolfram von Eschilbach im Parcival [364, 26] sagt: „Zwei Augen und ein Herz sprach, die Lypaot mit ihm brachte dar, dass der Gast wäre wohlgevar“. Auch viele Bilder sind ganz episch einfach, so das häufige: „Wie graue, wie barfüssige Wölfe sprangen sie ins Gefild“ — im Nibelungenlied [917, 3]: „Wie zwei wilde Panther liefen sie durch den Klee“; — ferner: „Zwei Falken flogen vom väterlichen Sitz“ S. 50 — im König Laurin: „Auf einander sie da flogen, als zwei Falken die da zogen.“ — Ein Gleichnis hat dem Übersetzer nicht recht einleuchten wollen: „Es quicken die Wagen um Mitternacht, man möchte sagen (wie) zerstreute Schwäne“; uns scheint es passend und eigenthümlich: zerstreute Schwäne sind verjagte, die wieder zu ihrem Nest wollen, und der eigene flüsternde Ton, mit welchem Schwäne, zum Ufer heranschwimmend, Futter suchen, kann gar wohl mit dem Rauschen der Räder in der Nacht verglichen werden. Ähnlich ist das Gleichnis in der Wolsungasaga (c. 36): „Brynhilldur sprach, wie ein Schwan von dem Sturmwind (getrieben)“. Darin aber geht das russische Lied weiter, als die Edda und die Nibelungen, die nur wenige schöne einfache, gleichsam feststehende Gleichnisse haben, und nähert sich dem Ossian, dass
709 es die Bilder nun weiter ausführt. So heisst es: „Unfug hob

sich in den Mächten des Enkels Daschbogs. Er (der Unfug) stieg als Jungfrau in Trojans Land, er plätscherte mit Schwanenfittigen auf dem blauen Meere beim Don sich schwingend, weckte gefrässige Zeiten.“ Oder: „Schwarze Erde unter den Hufen ward mit Knochen besäet, mit Blut begossen, zum Elend giengen sie empor in russischer Erde.“ Ferner:

„Unter Trompeten eingewindelt,
unter Helmen eingewiegt,
an Lanzenspitzen genährt.“

Dazu kommt, dass man sich im Krieg der Lanzenspitzen wirklich bei dem Essen bediente. Zart, wie von einem lyrischen Dichter, ist der Ausdruck: „Er hauchte aus die perlene Seele aus dem tapfern Leibe durch den goldenen Halskragen.“ Wie beim Ossian immer, sind hier meist die Bilder aus der umgebenden Natur genommen, und schön ist der Zusammenhang damit ausgedrückt, „indem die Blüthe verblich vor Klage und das Gehölz sich neigte vor Kummer zur Erde.“ Dies tiefe Gefühl für das Mitleben der Natur zeichnet überhaupt alle Volksdichtung aus.

Das Schönste indes ist die Ausführung der einzelnen Situationen. Zwar auch der Thaten geschieht Erwähnung und nicht so flüchtig, wie beim Ossian, der an der Geschichte fast immer mit wenig Worten vorüberstreift und nur soviel, als zum Verständnis nöthig, erwähnt; aber dort verweilt doch die Dichtung am längsten und liebsten. Die Probe, die wir hernach mittheilen wollen, kann ein Beweis davon sein. Da ist auch Ossian so wunderbar und redet aus den geheimsten Tiefen des Herzens und der Natur, dass ihm ein unbefangenes Herz nicht leicht widerstreben kann. Ganz anders ist es in dem Nibelungenlied, wo alles von dem frischesten Leben durchdrungen in That und Handlung sich bewegt und keine einzelne ruhende Situation oder Betrachtung heraustritt. Die Edda steht in der Mitte, und wenn sie gleich in der Darstellung nicht die Ruhe und Ausführlichkeit des Nibelungenlieds hat und in erhabener grossartiger Bewegung über den Zusammenhang hinspringt, wie ein kühner, sonnenglänzender Bergstrom auf Felsenspitzen, so ist der Fabel doch ihr Recht angethan, ja sie ist gewaltig im

Ganzen. — Wo die Geschichte zurückgesetzt wird, da geht der individuelle Charakter auch meist verloren, wie die Helden im Ossian fast nur der allgemeine Gegensatz zwischen edel und unedel, hell und finster unterscheidet und Finjal fast überirdisch, wie ein Geist, dessen Schwert stets vernichtet, wenn er in den Kampf geht, erscheint, so zeigt sich auch in diesem Igorlied nicht jenes sinnlich Vollendete, Charakteristische, was das Nibelungenlied so ansprechend macht. Nur der Bruder Igors, Wsewolod, unterscheidet sich durch einen noch kühneren Muth, er, „der Auerochs, der die Wolga mit Rudern zersprengen und den Don mit Helmen ausgiessen kann.“ Wie werden diejenigen, welche die Poesie bloss im Charakteristischen finden, das wir freilich auch ungemein schätzen, wo es sich findet, sich wundern, wenn es ausserdem noch eine Poesie gibt (denn mit der Unechtheit kann auch der Ossian nicht mehr abgewiesen werden), die wirklich ist, weil sie aus der Mitte des Lebens hervorgegangen, und die dennoch in einer ganz anderen Richtung lebt und sich herrlich darin zeigt. Die Poesie hat ein grosses Reich, das nicht umschifft werden kann, alles aber, worüber die Sonne scheint, dass es uns sichtbar geworden, das sollen wir anerkennen. Wenn man den mässigen Witz nachahmen und ein Inventarium, wie von den Minneliedern, von dem Ossian und diesem Igorlied machen wollte, es würde gleichfalls wenig Hausgeräth aufzufinden sein, und doch kann eine zarte Poesie nicht abgeleugnet werden. Wir geben nun zur Probe die Klage der Jaroslawna über ihren Gemahl Igor S. 63. 64:

„Jaroslawna weint früh in Putiwl auf dem Geländer der Stadt und sagt: o Wind, Weher! wozu, Herr, wehst du so gewaltig? wozu trägst du chanische Pfeilchen auf deinen mühelosen Flügelchen gegen die Heere meines Geliebten? war es dir zu wenig, unter den Wolken über die Berge zu wehen, wogend Schiffe auf dem blauen Meere? Warum, Herr, verwehst du meine Freude über Pfriemengras?“

„Jaroslawna weint früh auf dem Geländer der Stadt Putiwl: o hochberühmter Dnepr, du hast durchbrochen die steinigen
711 Berge durch das Polowzer Land, du wogtest auf dir die Swätslawlischen Fahrzeuge in Kowaks Schar. Trage in sanfter Be-

wegung, Herr, zu mir mein Liebchen, damit ich nicht ins Meer früh Thränen zu ihm sende.“

„Jaroslawna weint früh auf dem Geländer der Stadt Putiwl und sagt: helle und dreimal helle Sonne! allen bist du warm und schön. Wozu, Herrscherin, breitest du aus deinen brennenden Strahl über die Heere meines Gatten? Im wasserlosen Gefild hat sie ihre Bogen durch Durst ausgetrocknet und vor Kummer ihnen die Köcher verschlossen.“

Für die altslawische Religion wird sich einige Aufklärung in diesem Lied finden lassen. Am merkwürdigsten ist der Spruch, welcher dem Boyan zugeschrieben wird (S. 60. 61): „Weder der kluge, noch der glückliche Vogel kann dem Schicksal Gottes entgehen.“ Alt erscheint demnach auch hier der Glauben an ein unabänderliches Urgesetz. Der Unglücksvogel Diw zeigt sich und schreit am Wipfel des Baums (S. 37); Vorbedeutungen erschrecken: wie Igor in den goldenen Bügel tritt und auszieht aus Nowgorod, „da vertrat ihm die Sonne den Pfad durch Finsternis, die stöhnende Nacht erweckt ihm durch Grauen die Vögel, das Heulen des Wilds in ihrem Stand“. Am Tage des Kampfs verkündigt sehr früh blutige Morgenröthe das Licht, schwarze Hagelwolken entsteigen dem Meer, Wolken bedecken die vier Sonnen (Heerführer); aus ihnen zittern hervor bläuliche Blitze, es entstand ein heftiger Donnerschlag, es regnete Pfeile vom grossen Don (S. 40). Ausser jenem Gott Weles, dessen Enkel Boyan war (40), wird auch Stribog, Gott der Winde (40), und Daschbog, von dem Glück und Segen kam und der besonders zu Kiew verehrt wurde (43), angeführt. Die Polowzer werden Dämonskinder genannt (41).

Wir sind noch einige Bemerkungen zu der Einleitung des Herrn Müller schuldig. Worüber wir verschieden von ihm denken, haben wir zum Theil schon bei der Betrachtung des Gedichts angedeutet: wir glauben nicht, dass hier an einen besonderen Dichter, am wenigsten bei der lebendigen Anschauung darin an einen Geistlichen gedacht werden könne, der absichtlich hier verfahren und aus der einheimischen Geschichte seinem Volk hat ein Gedicht von nationalem Interesse liefern wollen: es hat sich dieses Lied, wie alles Epos, unwillkürlich gedichtet.

Wenn der Verf. genauer die epischen Dichtungen der Völker betrachtet und über ihre Natur nachforscht, wird ihm die Wahrheit jener Behauptung einleuchten. Darum kann auch dem Dichter kein Vorwurf gemacht werden, dass ein unbehilflich oratorisch-poetisch-rhythmischer Gang in dem Lied sei; wir sind versichert, dass diese Form der Zeit nothwendig und darum die rechte war. Wir hätten gewünscht, dass der Verf. sich genauer über das Metrum geäussert und seine Gesetze angegeben, namentlich wünschten wir zu wissen, ob sich keine Spur von der in den altnordischen Gedichten herrschenden Alliteration fände. Wir glauben noch nicht recht daran, dass nur zuweilen ein Rhythmus sichtbar und vieles blosse Prosa sei; die Abtheilungen, die in Jaroslawnas Klage so sichtbar sind, beruhen gewiss auf einem metrischen Gesetz. Der Vorwurf gilt auch nicht, dass der Homer nicht benutzt und kein reiner Begriff des Epos in dem Lied sei. Das Epos zeigt sich bei jedem Volk sowohl ähnlich als unähnlich, das heisst, eigenthümlich; es würde ungerecht sein, eins als Norm aufzustellen, um das andere darnach zu messen. Auch dem müssen wir geradezu widersprechen, dass das Gedicht keine Haltung habe, es scheint uns alles in einem Geiste ergriffen.

Man entschuldige es, dass wir so ausführlich über dies kleine Gedicht gewesen. Mancher vielleicht, den unsere Anzeige bewegt, das Buch zur Hand zu nehmen, wird sich wundern über die wenigen Blätter, die er findet, und wenn er es gar liest, wird es ihm seltsam vorkommen, dass man auf diese wenigen poetischen Reize Werth legt, während Dichter der Zeit, von welchen nicht einmal viel [die] Rede ist, ihm auf leichtere Art viel Ansprechenderes darbieten. Wir halten das aber für den grössten Gewinn der historischen Betrachtung der Poesie, dass sie uns lehrt auf das Ursprüngliche in derselben zurückzugehen und es von dem herauszuschneiden, was, durch weltliche Künste entstanden, in falschem Glanze täuscht und mehr als jenes zu sein scheint. Es soll vor den Alpen zweierlei Wasser fliessen, das aus geschmolzenem Schnee sich gesammelt und das aus echten Quellen aus der Erde Schooss gestiegen; auch jenes schimmert in der Sonne und scheint ein guter

Trank, aber nur dieses ist heilsam und erquickend. Kundige 713
Wanderer wissen es allein zu unterscheiden. Auch ein Botaniker wird uns verstehen, wenn wir ihm sagen, dass uns dieses Gedicht wie eine neu entdeckte Pflanze vorkommt; wir kennen andere, die schöner sind und süsser duften, aber diese macht uns mit ihren einfachen in sich vollkommenen Formen einen Eindruck, den wir nie so empfunden und der uns aufs neue die unerschöpfliche Bildungskraft der Natur bewundern lässt.

W. C. G.

DER HELDEN BUCH. 833

Herausgegeben durch Fried. Heinr. von der Hagen. Erster Band. Berlin bei J. F. Unger 1811. gr. 8. Vorrede XIV S. Hörnen Siegfried. 28 S. Etzels Hofhaltung. 57 S. Das Rosengarten-Lied oder der Rosengarten zu Worms. 71 S. Alpharts Tod. 69 S. Ecken Ausfahrt. 191 S. Riese Siegenot. 70 S. Anhang. 13 S. (2 Rthlr. 18 Gr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang V (1812), Bd II, No. 53. S. 833—843.

Das Glück hat sich günstig gezeigt und eine Handschrift auffinden lassen, welche in den grossen Cyklus der altdeutschen Nationaldichtung ein lebendiges Glied wieder aufstellt: das Lied von Alpharts Tod. In dem Vaterländischen Museum theilte Hr. Prof. v. d. Hagen Nachricht davon und ein Bruchstück mit, welches schon die ungemeine Trefflichkeit des Gedichts bewährte. Keins unter allen anderen noch übrigen schliesst sich im Geist so nahe an das Nibelungenlied, derselbe Odem, der jenes belebt, weht auch hier, es ist eine Frucht in derselben Sonne gereift, die jenem geschienen; wenn noch mehrere solcher Gedichte sich entdecken, so dass der Cyklus wenigstens in seinen Haupttheilen wieder aufsteht, wozu wir die Hoffnung hegen dürfen, da sie ohne Zweifel existirt haben, so wird selbst die feindseligste Gesinnung den grossen Umfang und die reiche Herrlichkeit der deutschen Dichtung anerkennen müssen.

Dieses, wie die anderen Gedichte, welche dieser Band enthält und die alle zu dem Cyklus gehören, hat uns der Heraus-

geber nicht in sorgfältigem Originaltext wie das Nibelungenlied, sondern in einer modernisirten Überarbeitung mitgetheilt. Da wir mit ihm glauben, dass das Leben der alten Dichtungen aus der ursprünglichen Form am besten erkannt werden könne und dass die Forderung an einen reinen Text die erste sei, so dürfen wir es nicht billigen, dass er sie zurückgesetzt und dadurch diejenigen, welche ein Recht haben, sie zu machen, gezwungen,
834 gleichsam von unten herauf zu dienen. Man hat die alten Statuen, als sie aufgefunden worden, erst aufgestellt, ehe man daran gedacht, Gipsabdrücke für Akademieen zu nehmen. Wir haben schon mehrmals erklärt, dass wir eine solche Arbeit an sich für recht halten, wenn sie an dem rechten Ort geschieht, ja für nothwendig, da auf alles, was vorhanden, die Gegenwart mit ihren Tugenden und Mängeln einen begründeten Anspruch hat, den sie auch durch alle Zeiten geltend gemacht. Jenes Verständnis der ursprünglichen Form erfordert ein besonderes Studium, darum ist es etwas Abgeschlossenes und wirkt nur langsam, aber es ist der Kern, aus welchem alles für die Gegenwart Bearbeitete hervorgehen muss, sonst würde es ohne Verstand geschehen und wieder zusammenfallen. Es ist damit, wie mit einem ausgezeichneten Menschen, sein Geist überflügelt seine Zeit und steht einsam auf seinen Höhen, aber lässt sich mild und lieblich in die Nähe herab, weil die Einsamkeit kalt ist, wie die Region, wo nichts mehr wächst, und nur in der Mittheilung und Gemeinschaft die rechte Liebe. So denken wir über die Zulässigkeit einer Modernisirung, sie soll frisch und unmittelbar lebendig sein, das ist ihr Ziel, wornach um jeden Preis zu streben; wer seiner Zeit etwas geben will, der soll sie nicht erst meistern, auf welche bessere Art sie es zu empfangen habe.

Wenden wir uns zu der hier gelieferten Arbeit, so können wir eines ausführlichen Urtheils überhoben sein, es ist genau dieselbe Manier, die der Herausgeber bei der Modernisirung des Nibelungenlieds befolgt hat, über die wir uns in diesen Jahrbüchern hinlänglich geäussert. Wie dort sind mit Consequenz und Fleiss die alten Gedichte in eine Sprache übertragen worden, die weder alt noch neu ist; so gehören sie nach

Warteinweil, das zwischen Himmel und Hölle liegt und wohin die Landsknechte wegen ihres ehrbaren Fluchens und sonstiger frommer Gottlosigkeit verwiesen sind. Der Herausgeber hat in der Vorrede einiges zu seiner Vertheidigung gesagt, was er überhaupt über die Nothwendigkeit der Erneuerung vorbringt, ist auch unsere Meinung; die Neigung dazu hat sich durch alle Jahrhunderte gezeigt, nur allzeit unschuldiger: aber gegen das, was er zur Vertheidigung der seinigen anführt, haben wir vieles einzuwenden. Er sagt, es gelte bei der Sprache, die noch 833
fortlebe, kein Alt und Neu; der Satz ist ungeheuer; insofern er bedeutet, dass der Geist, der redet, ebenso die Idee der Poesie keine Geschichte habe, können wir ihn gern zugeben, aber die Äusserungen und Formen des Geistes, wovon die Sprache eine ist, haben ein Alt und Neu, sonst würde auch eine Erneuung überflüssig sein; die Sprache der früheren Jahrhunderte ist bestimmt untergegangen, wiewohl aus ihr die jetzige entstanden und sie mithin in Beziehung darauf keine todte heissen kann. Insoweit passt das Gleichnis von dem Palmbaum, dessen Blätter an dem früheren Ring standen, wie an dem späteren jetzt, recht gut, und jede Pflanze drückt es aus, die wieder aufwächst, gleich der, welche den Kern zu ihr gab. Wir glauben bestimmt an eine Tradition, an einen Zusammenhang aller Zeiten, an das Sittliche. Soll aber das Gleichnis beweisen, dass, wie die jetzigen Palmblätter dieselben, die an dem früheren Ring, so auch die jetzige Sprache im Grund dieselbe, so passt es nicht mehr. Eben, weil die Pflanze keine Geschichte hat, so keimt sie wieder in unseren Treibhäusern, wie sie vor tausend Jahren in Indien aufgegangen ist. Aber der menschliche Geist offenbart sich in jeder Zeit anders und verlässt eine Form, in die er nie wieder zurückkehrt. Kein heiligeres Princip, sagt Görres in der Mythengeschichte, hat die Geschichte zu vertheidigen, als jenes von ihrem stetigen Wachsthum ohne Beschränkung in der schrankenlosen Zeit. Auch an der Religion mögen Tod und Vergänglichkeit ihre Macht wohl üben, wie der Zerstörer Schiwa vieler Gestorbenen Brahmas Schädel trägt, also sind auch viele religiöse Formen vor dem Ewigen schon zerfallen und ihre Mumien nur noch in der Erinnerung der Geschichte aufbewahrt. Um von unserem Fall zu

reden, so gilt kein Mischen der untergegangenen Formen und der neuen, welches absichtlich ist; unbewusst allerdings wird sich die Sprache aus ihren alten Schätzen erweitern können, weil wir am wenigsten eine historische Stärkung ihr wegnehmen möchten; wie der Geist das neue Wort im Moment der Nothwendigkeit erfindet, so wird er in Gleichem das alte wieder anwenden, aber äusserlich nach einem System, führt den Tod in sich. Richtig bemerkt der Herausgeber, dass, je näher sich
836 seine Erneuung an das alte anschliesse, desto schreiender der Misston werde, es zeigt sich da, dass es nur eine Abweichung, nichts für sich Wohlklingendes sei. Es ist hier eine Mischung, die in keinem Punkt der Vergangenheit war und in keinem der Zukunft sein kann, weil sie ausser der Seele der Sprache liegt; dass ein mittlerer Verstand als Vorsatz irgendwo recht sein könne, ist uns undenkbar, unwillkürlich wird die Beschränktheit weltlicher Kräfte stets eine Grenze setzen, aber alles, was würdig lebt, strebt nach dem Höchsten: es liegt nicht in dem Willen, wenn zwei zu einander Redende sich nicht ganz verständlich machen können, sondern in der Dürftigkeit der Sprache, worüber alle Dichter klagen. — Einige der hier mitgetheilten Gedichte sind in der Form, in welcher sie auf uns gekommen, bedeutend jünger als das Nibelungenlied und eine Anzahl Wörter ausgenommen bald verständlich. Hier ist nun das Schreiende weit weniger hörbar, als in der Bearbeitung des Nibelungenlieds, aber wie leicht hätte der Herausgeber darum beide Rücksichten befriedigen können, wenn er gleich unter dem Text das Unverständliche erklärt hätte, ein Verfahren, das uns das Einfachste und Natürlichste scheint. Wir wissen nichts, was dagegen sein könnte, als die Parade des Drucks, dessen Schönheit und Luxus wir darum tadeln und an sich rühmen. — Bei aller Sorgfalt, sich so leicht als möglich bei den Schwierigkeiten zu helfen, sind die Hände so sehr gebunden bei dieser Manier, dass ein geringer Zusatz sich leicht als unschicklich zeigt; so heisst es z. B. in dem Original des Rosengarten:

Str. 254. Chriemhilt die Königin (weise) do nit viel lenger beyt.
mit Ernst vnd mit Fleise sy sich gar schon bereit.

bei Hagen:

Str. 236. Chriemhild die Königinne nicht länger sie da weilte,
mit Ernst und mit Fleisse sie sich bereitet' und eilte.

Hier ist der Zusatz durchaus dem Sinn entgegen, das Eilen dem ernsthaften Bereiten. Es versteht sich, dass der Herausgeber die Formen, zu denen er eine gewisse Vorliebe hegt und deren Verlust wir allerdings beklagen müssen (wiewohl wir uns damit trösten können, dass jede Sprache etwas Ähnliches verloren und dieser Untergang nothwendig ist), obgleich ganz veraltet, dennoch beibehalten, wie: gesegenot (Siegenot Str. 19), da der Druck 837
schon (Str. 20): gesegnet liest; ebenso heute ganz unverständliche Wörter, wie: verschlinden (Etzels Hofh. Str. 120), fährlingen (Alpharts Tod Str. 177. 288), rich für räch (Rosengarten Str. 263).

Wie in der Recension des veränderten Nibelungenlieds erkennen wir auch hier die Arbeit, die zum Grunde liegt, und wissen sie von der Modernisirung zu scheiden. Als Beweis unserer Aufmerksamkeit mögen hier die Bemerkungen stehen, welche wir bei der Vergleichung mit dem Originaltext gemacht. — Etzels Hofhaltung wäre richtiger der Wunderer zu benennen, der die Hauptperson im Gedicht ist. — Es liegt hier bloss die Dresdner Handschrift zum Grunde. Str. 21 liest der Herausgeber:

Des Hafs der wilden Meere war er ein König reich.

Wir lesen: dieshalb, diesseits der wilden Meere, unstreitig richtiger, da der seltsame Pleonasmus wegfällt, ohnehin müsste es der Haf heissen, da im Altdeutschen Haf stets ein Femininum ist. Str. 38 im letzten Vers möchten wir lieber für dich ergänzen. Das Rosengartenlied. Die im alten Heldenbuch gedruckte Recension hat der Herausgeber nach dem Münch. und Dresd. Codex, die beide genau mit einander übereinstimmen, wieder hergestellt. Das Ganze hat dadurch ungemein an Reinheit und Lesbarkeit gewonnen, da die Umarbeitung in Strophen manches schlechte Flickwort hinzugesetzt hatte. Indessen war der Druck auch als Quelle anzusehen, weil er in mancher Hinsicht reicher ist und jene Mspte ergänzt, sodann auch, weil er einzelne bessere Lesarten hat. Dass der Herausgeber die 22 Strophen, welche die Überfahrt der Helden beschreiben, aus-

gelassen, ist zu billigen, weil ganz deutlich sie aus einer anderen Recension eingerückt sind, dagegen sehen wir keinen rechten Grund, warum nach Str. 173 vier Strophen aus dem Druck übergangen sind und in den Anhang gebracht, da sie gar wohl in den Zusammenhang passen und an sich nicht schlecht sind. Auch manche Lesart im Druck hätten wir vorgezogen; man kann nicht immer mit Gewissheit auf Verdorbenheit des Texts schliessen, wenn der Reim verschlungen ist, da sich bekanntlich
838 dieses nicht gar selten schon im Nibelungenlied findet, und der innere Werth einer Lesart würde am meisten bei uns entscheiden. Ohnehin haben oft mehrere Verse (wie in Str. 344. 345, im Druck 362. 363) aus dem Druck müssen genommen werden, wie die ganze Str. 339 (Dr. 357), welche offenbar keine Zusätze des Bearbeiters sind. Wir wollen hier einiges bemerken, was uns besser geschienen, wiewohl wir gern zugeben, dass bei einer solchen Auswahl es auf individuelle Ansicht und augenblickliche Stimmung ankomme.

Hagen 174. Da verkehrte sich die Farbe an dem viel grimmen Mann.
Gehle und auch grüne ward seine Farbe gethan.

Druck 170. Da verkehrte sich die Farbe (syn) an dem viel grimmen mann,
gel vnd grün ward syn schyn, das er's musst sehen an.

H. 223. Da ward gar wohl gezieret viel manche schöne Magd
und manche schöne Fraue, als man uns von ihr sagt.

D. 241. Da ward gar wohl gezieret viel manche schöne maid.
die do ihr Haar aufschnieret, als uns die Wahrheit sait.

H. 251. Da kam die Königinne und gab ihm ein Kränzelein,
ein Halsen und ein Küssen, das müsst sein eigen sein.

D. 269. Da kam die Chriemhilt die kunigin und bracht ihm ein rosenkranz:
ein hälsen und ein küssen macht ihm sin freude ganz.

H. 266. Da sprach der Held Heime: „ich will ihn nicht bestan,
er ist so ungefüge und auch so freisam."

D. 284. Do sprach Heime, der recke: „ich will sin nit bestan,
er hat dreimal mehr stärke, dann ich nie gewann."

H. 340. Da sprach der von Berne: „ihr habt wohl gestritten,
in dem Rosengarten nach ehrlichen Sitten;
der Anger ist gekleidet mit euer beider Blut:
Chriemhild die Königinne ist des bass gemuth."

D. 358. Do sprach von Bern Dieterich: „ihr hand manlich gestritten,
streich und schlag kräftigklich. die hatten ihr nit vermitten;
der Anger ist geferbet mit euerm rothen blut:
Chriemhilt sich nit erbarmet, sie ist dess bass gemuth."

H. 355. Den Schild begunnte er sassen, der getreue Mann, 839
er säumte sich nicht länger, er sprang hin auf
den Plan.

D. 372. Sin schild er zu ihm schwang und auch sin stehelin helm,
er durch den Garten sprang, das von ihm stub das melm.

H. 386. Da stritten sie gegen einander, die zwene weisen Mann,
da ward ritterlich gestritten auf dem Plan.

D. 403. Sie stritten mit einander, die zwen kühne mann,
recht als der Salamander in hitzen auf dem plan.

H. 387. Ich sag' euch das fürwahre, die zwene alten Mann,
sie stritten witzigliche auf dem weiten Plan.

D. 414. Ich sag euch das furwahre, die zwen alte Mann,
sie schlugen durch graue haare, dass das blut von ihn'n rann.

Ecken Ausfahrt. Aus den verschiedenen Drucken und der Dresd. Handschrift hat der Herausgeber hier einen ergänzten und besser geordneten Text geliefert; der HS. folgt er im Ganzen wohl mehr bis dahin, wo sie gänzlich abweicht vom Druck. Das Silbenmass hat er durchgehends berichtigt, wogegen wir hier gar nichts einzuwenden haben, da eine fest bestimmte Form zum Grund liegt. Wenn er in der Vorrede aber diese Überarbeitung eine meistersängerische nennt, so widersprechen wir ihm bestimmt, die Form rührt gewiss von den Meistersängern her, die Arbeit selbst ebenso gewiss nicht. Die Auswahl des Herausgebers gefällt uns fast immer, es sind die Vorzüge der verschiedenen Recensionen vereinigt, nur in folgendem Beispiel scheint die einfache Wortstellung dadurch verloren gegangen zu sein:

Dres. Hs. Str. 144. Du fichtes sam dein weren zwen,
vnd sich doch nur ein vor mir sten.

Druck. Ich sich nit mehr, denn einen schein,
und mein nit, dass dein seyen zwen.

Hagen. Du fichtest, als wären zween dein,
und doch seh ich nur einen Schein.

Riese Siegenot ist auf dieselbe Weise behandelt. Über Alpharts Tod, wo wir die Erneuung am meisten beklagen, können wir, da uns das Mspt. nicht zu Gebot steht, nur folgende Bemerkungen mittheilen: Str. 54 heisst der letzte Vers:

Achtzig Helden kühne mit dem Herzog Wolfing reit't.

Dieser Gebrauch des Singularis ist uns noch nicht vorgekommen, und es wäre wohl besser zu lesen: mit denen. Str. 115 steht: also dass für: das. Str. 139. Er sprach mit Gewalt gibt keinen Sinn; sollte es heissen: genote und auf Spotte reimen? Auch die beiden vorhergehenden Verse haben innere Reime. Str. 203 der herzen Leide, dies Adjectiv kennen wir gar nicht, es muss unstreitig: der Herzenleide heissen. Ebenso Str. 339 statt der alte, greise der Altgreise, wie sich immer die Zusammensetzung findet. Auch für den Hörnen Siegfried besitzen wir keinen von den zwei höchst seltenen Drucken, deren Dasein freilich ausser Zweifel war.

Wir haben noch von dem poetischen Werth dieser Gedichte zu reden. Der Trefflichkeit von Alpharts Tod ist schon oben Erwähnung gethan. Wenn wir dieses dem Nibelungenlied nicht ganz gleichstellen, so liegt es wohl bloss daran, dass uns dort beständig der grosse Zusammenhang vor Augen steht, der jedem einzelnen noch die eigene Bedeutung gibt, sonst ist hier derselbe Geist, das kleinste, jedes Wort ebenso von dem frischesten Dasein durchdrungen, dieselbe Ausführlichkeit, Ruhe und Gewalt der Darstellung; es wird sich hiermit am besten die Meinung von einem besonderen Dichter des Nibelungenlieds, die ohnehin auf nichts beruht, wenn noch jemand darauf bestehen sollte, widerlegen. Die Fabel ist einfach: ein Held, der, so jung er ist, doch schon sein Geschlecht fühlt, der nicht seine Stärke befragt, wenn er zum Kampf soll gehen und dem

die weltliche Meisterschaft des alten Hildebrand unterliegen muss, fällt, von dem ersten Morgenroth seines Lebens beschienen, unter blutdurstigen Händen; wir können das Interesse nicht von ihm abwenden, so schön ist er in allen Bewegungen und in allen Reden. — Ist in dem Rosengarten die Idee des Ganzen nicht von gar tiefer Bedeutung, denn der Cyklus will auch sein weltliches Theil haben, so ist sie doch ungemein ergötzlich und sehr wohl ausgeführt. Die Kämpfe sind alle nach dem individuellen Charakter der Helden verschieden, ausserdem ist dem Gedicht ein heiterer Scherz und Humor eigen, wodurch besonders der Mönch Ylsan belebend hervortritt. Will der getreue Eckart keine ungetreue Magd küssen und ruft der alte Hildebrand aus: das alte Hurenwerk lasst sein! so reibt er die zarte Königin wund mit seinem rauhen Bart, und die erworbenen Rosenkränze drückt er seinen lieben Brüdern daheim auf die Stirne, dass das Blut herabläuft. Hierauf ist Ecken Ausfahrt zu nennen, neben den vorigen Gedichten, namentlich neben Alphart, darf man sagen, dass eine gewisse Breite darin sei, die hin und wieder ermüde: das Belebtsein des Epos durch alle Glieder, das Eindringliche ist in der Manier einer späteren Bearbeitung schon untergegangen, bei allem dem ist noch viel Poetisches in diesem Gedicht. Schön ist der Auszug des Eck: aus dem Geschlecht der Riesen reitet er nicht, er würde das Pferd erdrücken, aber gerüstet in Ottnits Stahlrüstung mit goldenen Ringen, die gewirkt sind von Zwergen aus arabischem Golde und gehärtet in Drachenblut, tritt er wie ein Leu in den Tann; fern hört man es aus dem Wald klingen wie Glocken, wenn die Äste seinen Helm berühren, bei dem Hall wacht das Gewild auf mit mannigfachen Stimmen und flieht, doch von manchem wilden Thiere wird ihm nachgesehen. In der Nacht findet er Dieterich, der kampfmüde ist, beide legen sich nacheinander zum Schlaf nieder, einer bewacht den anderen. Wie die Vögel den Tag ansingen, beginnt der Kampf, das Feuer, aus den Helmen springend, entzündet rings die Äste, dass ein Rauch über den Streitenden aufsteigt. Die Gewandtheit des christlichen Helden siegt endlich über den ungefügen Riesen, der, heidnisch gesinnt, den Teufel zum Helfer haben will und

W. GRIMM, KL. SCHRIFTEN. II.

der doch auch wieder eine schöne treuherzige Gesinnung zeigt, ja, er sagt selber dem Dieterich, auf welche Weise allein er getroffen werden könne: dahin müsse er hauen, wo sein Panzer zusammenhafte, dass jener, wie er ihn getödtet, ausruft: ich hab mehr verloren zu dieser Stund denn gewonnen. Riese Siegenot ist in derselben Manier gearbeitet, nur ist die Fabel darin weniger werth. Es sind Beschreibungen der Kämpfe Dieterichs und Hildebrands mit einem Riesen, die an sich manches Gute haben, aber eben wie die Beschreibungen von
843 Landschaften ihrer Natur nach keine zu grosse Ausführlichkeit erlauben, selbst nicht die beste. Das Epos hält darin das rechte und schöne Mass. Erheitert wird das Gedicht und die Erzählung von den Kämpfen unterbrochen durch die guten Scherzreden, die Wolfhart mit der Herzogin Ute treibt, wie sie ihren Herrn, den alten Hildebrand, zum Auszug rüstet: er meint, es sei um den Riesen geschehen, wenn dieser an den Kuss denke, den sie ihm beim Abschied gegeben. In Siegenot wie in Ecken Ausfahrt leuchtet der alte gute Grund immer noch durch, und würden wir die Originale aus früherer Zeit haben, sie würden sich vortrefflich zeigen. Hierauf folgt der Hörnen Siegfried. Die Fabel kennt man aus dem Volksbuch, die Form ist der des Nibelungenlieds nachgeahmt, nur fehlt meist die charakteristische Länge der vierten Zeile in der Strophe, aber von dem Geist desselben ist wenig übergangen. Während jenes bis ins kleinste Detail belebt und ansprechend, ist hier bei keinem einzigen Moment verweilt, sondern alles in einer allgemeinen Oberflächlichkeit gehalten; das Gleichmässige darin macht das Verdienst dieser Bearbeitung aus, nebenbei hat sich noch manches gute Wort erhalten. Endlich Etzels Hofhaltung ist uns ganz ohne poetischen Werth. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass sich in jenen Zeiten, etwa wo die Dresd. Handschrift compilirt wurde, eine eigene Manier in Bearbeitung der deutschen Heldensagen gebildet hatte, der wir zwar die Erhaltung manches Einzelnen verdanken, in welcher aber jene immer mehr oder weniger von ihrer alten Bedeutung und Höhe herabgezogen wurden. In dieser Schule, und zwar von einem ihrer geringsten Glieder, ist dieses Gedicht zusammengesetzt, aus entlehnten, auch

wohl aus eigenen Gedanken. Vielleicht ist eine allegorische Absicht dabei, die Jungfrau nennt sich Frau Selde am Ende, und die allegorischen Gedichte jener Zeit pflegen mit einer solchen Hofhaltung anzuheben.

Hieran schliesst sich noch ein bestimmter Tadel des vorliegenden Buchs. Nichts soll verabsäumt oder gering geachtet werden, was der Wissenschaft dienen und die altdeutsche Litteratur aufklären kann, das Kleinste verdient aufbewahrt und berücksichtigt zu werden; aber dem, der sich bloss an der Poesie dieser alten Gedichte erfreuen will, dem soll man nur das Köst- 843
lichste und Reinste darreichen. Alle Poesie, ja alles Grosse auf der Welt, hat seine Nachfolger und Nachahmer gehabt, die sich daran gedrängt und angeschlossen, bis der Gipfel, der einsam steht und die Sterne grüsst, durch sie mit dem Thale verbunden worden. Diese Verbindung, die an sich etwas Nothwendiges und darum Rechtes hat, weil ein jeder nach seinen Kräften Theil nehmen will, gilt nur für ihre Zeit; wenn die Nacht der Jahrhunderte kommt, bleibt nur die Spitze in unvergänglichem Glanze stehen, und auf diese sollen wir deuten, wenn jemand das Herrlichste jener Zeiten, das alles andere doch in sich fasst, ansehen möchte. Nicht jeder kann sich mit dem Studium der alten Zeit, dem es auferlegt ist, allem Zusammenhang durch die Dunkelheit nachzuspüren, beschäftigen, noch wäre es wünschenswerth, aber auf die Ausbeute hat jeder ein Recht. Des äusserlichen Nachtheils, der durch solche unbeschränkte, alles Urtheils sich begebende Mittheilung entsteht, indem einer entgegenarbeitenden Gesinnung, die glaubt, man dürfe nur Eines lieben und ehren, das in die Hände gibt, was sie überall hier gern fände, gedenken wir nicht, weil er uns niemals bedeutend vorgekommen ist.

W. C. Grimm.

1281

NARRENBUCH.

Herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Halle in der Rengerschen Buchhandlung. 1811. VI und 541 S. in 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1812. Zweites Halbjahr. Leipzig, bei Breitkopf und Haertel. No. 161—163. am 1.—3. Juli 1812. S. 1281—1301.

[Mit Jacob Grimm.]

Wenn einer den Witz alter Zeiten zusammenzustellen und als einen nothwendigen Theil der ganzen Poesie geschichtlich zu untersuchen gedächte, wird niemand ein solches Unternehmen tadeln wollen: der poetisch Geniessende, der historisch Betrachtende, oder der beides zugleich ist, müsste dafür dankbar sein. Es ist eine eigene Freude und ein fester Grund in jenen Scherzen, besonders in jener Ironie, die mit sicherer Hand ein ganzes bürgermeisterliches Regiment gefasst und aufgehoben, das sie langsam nun dem Licht zudreht und mit unerschöpflicher Lust betrachtet. Etwa zu der Zeit, wo das uralte Heldengedicht bis auf wenige Laute verschollen, tritt diese neue Bildung hervor: das Feuer, das dort gleichsam auf Bergen ernst und reinflammend gestanden, brennt hier in den Thälern, wohin die Menschen hinabgezogen sind, tiefer und niedriger, aber lustig und prasselnd fort. Hell sind die Gestalten, die es anleuchtet, keine tragische geheimnisreiche Macht lenkt das Schicksal, alles läßt sich leicht übersehen, wäre nicht der Geist, der dort in ernsthaftem Aufschauen so gross erscheint, hier um sich wendend und der Welt zugekehrt, derselbe und darum doch unausmessbar. Nicht ganz aber ist das Feuer verlöscht, so gut war es entzündet, und noch heute lebt dieser Scherz und diese Ironie fort; war demnach bei der Erweckung des alten Lieds unerläßlich, die Gedanken in eine verschwundene Zeit zurückzulenken, so kann eine Erneuerung dieser alten Bürgerlust geradezu begehrenden Händen gereicht werden.

Über die Forderungen, die bei einem solchen Unternehmen gerecht sind, verständigt man sich leicht. Diese Gedichte, die sämmtlich über den Punkt, wo sie uns in solcher Gestalt sind

überliefert worden, hinausgehen und einen mythischen Charakter haben, müssen bis zu ihren Quellen verfolgt und ihre Entwickelung und Ausbildung, so weit es möglich ist, vor unsere Augen gelegt werden. Nichts darf für diesen Zweck versäumt werden; es ist nöthig, dass die Geschichte der Poesie gewinne und das Gedicht selbst reicher, reiner und frischer der leben- 1282
digen Lust übergeben werde, welcher die Wissenschaft sich doch nimmer entziehen darf. Wir zweifeln, dass dem Hrn. v. d. Hagen diese Forderungen entgangen sind, sollen wir aber das Resultat unserer Betrachtung seiner Arbeit gleich voranstellen, so müssen wir sagen, dass er keine davon erfüllt, was noch schlimmer, dass er nicht einmal den Vorsatz gehabt, sie zu erfüllen. Haben wir ihm dafür gedankt, dass er die beiden Kalenberger, die selten sind, wieder hat abdrucken lassen, was doch immer ein mässiges Verdienst ist, so wissen wir nicht, was wir an dem ganzen Buch noch zu loben hätten. So sorgfältig und übergenau der Verf. in dem ist, was den altdeutschen Nationalcyklus betrifft, so nachlässig erscheint er in den Prosabüchern; man hat dem Buch der Liebe schon vieles mit Recht zur Last legen können, dennoch ist es mit einer gewissen äusseren Sorgfalt behandelt, da hingegen dieses Werk kaum leichtsinniger konnte angefasst werden. Der Anhang, welcher historische Untersuchungen und litterarische Notizen enthalten soll, liefert nur, was dem Verf. in der Eile unter die Hände kam, und gewinnt endlich durch mancherlei Nachsätze das Ansehen von blossen Collectaneen; dazu kommt, dass bei einem fremden Corrector sich in diesem Theil eine Menge böser Druckfehler eingeschlichen haben.

Wir verlangen von jeder Arbeit, dass sie ernstlich gemeint und wirklich förderlich sei. Das ist dieses Buch aber auf keine Weise, und man sieht Licht ab, wozu es eigentlich in dieser Gestalt unternommen worden. Das Lalenbuch wird gegen- 1812
wärtig noch in einigen Gegenden Deutschlands als Volksbuch verkauft, wohl nicht mehr der Morolf, aber dieses Gedicht ist in der älteren poetischen Bearbeitung, welche der Prosa nicht nachsteht, schon dem Publicum von dem Herausgeber mitgetheilt; was die beiden Kalenberger betrifft, so ist es zwar, wie

gesagt, gut, dass sie wieder abgedruckt sind, indessen hat Flögel in der Geschichte der Hofnarren einen ausführlichen Auszug gegeben, mit welchem man sich gern begnügt hätte, bis sie sorgfältiger erschienen wären. Dass diese Gedichte übersehen würden, war bei der Art, womit das Studium der altdeutschen Litteratur überhaupt getrieben wird, nicht zu befürchten, und eben darum eine solche Hast unnöthig, bei welcher dem Verf. selbst nicht wohl kann geworden sein.

Wäre ein ordentliches Studium vorangegangen, so würden
1281 mehrere ganz bestimmte, feststehende Charaktere begegnet sein, wie der Prahler, Schwaben, Schneider. Diese nebeneinander aufgestellt hätten, gegenseitig sich erläuternd und erklärend, erst den Reichthum und die eigentliche Natur dieser Seite der altdeutschen Poesie erkennen lassen. Eine solche mannigfach sich ausbreitende Untersuchung müsste der Geschichte der Poesie nicht gering zu achtende Resultate gewähren. Gerade diese Ruhe und helle Besonnenheit des Humors, diese ausdauernde und sicherlebende Ironie ist etwas den Deutschen ganz Eigenthümliches, die leicht an leichtspringendem Witz von anderen Völkern übertroffen werden.

Wissenschaftlicher Ernst hätte hier noch einen anderen Vortheil gebracht: das Buch wäre dann nur in die Hände derer gekommen, denen es gebührte. Wir wissen auch, dass Derbheiten dieser Dichtung zugehören und nothwendig sind, und verlangen so wenig, dass sie wegbleiben sollen, als wir den Aristophanes castrirt sehen möchten, allein unsere Zeit hat eine Zucht und Sitte, die geachtet werden muss, vor deren Augen man solche Dinge nicht hinstellen soll. Das Volk mag sie vertragen, aber ein feiner schamhafter Sinn der Frauen, der etwas Edles ist, hätte hier gewarnt werden sollen, und ein Zusatz: „für Männer gedruckt“ scheint so statthaft als das bekannte: Manuscript für Freunde.

Dieses im Allgemeinen über das vorliegende Buch ausgesprochene Urtheil halten wir uns schuldig im Einzelnen zu bewähren, wodurch wir zugleich in den Stand gesetzt werden, der Recension einiges Interesse zu verleihen.

I. Die Schildbürger. Wie dieses Werk das Vollen-

detste und Gediegenste in der alten komischen Litteratur ist: so erscheint eine sorgfältige Bearbeitung hier am nothwendigsten. Was den Text betrifft, so ist der erste Theil nach den Ausgaben von 1605 und 1614 gemacht, die frühere von 1598 hat der Herausgeber nicht gehabt, da sie doch bestimmt existirt und billig hätte benutzt werden sollen; zweifelhafter ist freilich die von 1597, weil man überhaupt Drauds Angaben*) nicht für zuverlässig nehmen kann. Indessen wollen wir hierüber nicht lange rechten; da das Lalenbuch, wahrscheinlich wegen der in Perioden geschlossenen Rede, die nicht so leicht zu zerreissen war, überhaupt wenigere Veränderungen erlitten und selbst in den heutigen Volksbüchern noch ziemlich rein erscheint, so mag hier nicht so viel auf die ersten Ausgaben ankommen, wie bei den Romanen im Buch der Liebe. Diese Nachlässigkeit verschwindet gegen eine viel bedeutendere und geradezu unverzeihliche, indem Hr. v. d. Hagen den zweiten Theil des Buchs nicht mitherausgegeben hat. Dieser, wenn er gleich nicht völlig den ersten erreicht, ist dennoch ungemein witzig und in vielen einzelnen Zügen ganz vortrefflich. Statt ihn im Text mit abzudrucken, gibt er im Anhang einen dürftigen Auszug davon, dem aller Scherz und alles poetische Interesse entzogen ist. Eben so ist die abweichende Erzählung des Grillenvertreibers von den allzuderben Capiteln des ersten Theils, die man ganz zugegeben wünscht, nur im Inhalt geliefert; wie wenig aufmerksam auch dieser gemacht ist, sieht man daraus, dass das eine Gedicht (S. 453 ff.) in zehn (nicht einmal in neun) Verse abgetheilt worden, während es offenbar ein ganz regelmässiger Meistergesang von zwei Stollen und Abgesang in drei Gesätzen ist. Auch die Litteratur des Lalenbuchs ist nicht vollständig: der Katalog der Ungerischen Bibliothek führt S. 125 eine Ausgabe des Grillenvertreibers Frankf. 1670. 8° an. Eine andere erschien: Nürnberg 1678. Die Ausgabe s. l. et a., welche in der Romanenbibliothek benutzt und hier S. 491 bezweifelt wird, existirt unstreitig, der Titel ist ganz richtig, nur etwas abgekürzt angegeben. Sie stimmt dem Inhalt nach treu mit der Ausgabe von 1598 überein, und nur die Orthographie ist erneuert.

*) [Vgl. Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, Anm. S. 509.]

Hat der Herausgeber auf diese Weise die Quellen vernachlässigt, so fehlen ihm weiter die besten und wichtigsten Hilfsmittel zur Erläuterung des Gedichts. Die dänische Sammlung: Molboers Bedrifter, die interessante Vergleichungen an die Hand gibt, hat er nicht gehabt und nur aus Nyerups Abhandlung in einer Zeitschrift angeführt. Aus dieser nimmt er weiter auch Nachweisungen über Freys Gartengesellschaft und das Rollwagenbüchlein. Dass sie nur sehr unvollständig sind, ist natürlich, da man in Dänemark nicht über seltene altdeutsche Bücher Untersuchungen anstellen kann; so erscheinen denn diese Notizen hier falsch und dürftig. Das Rollwagenbüchlein ist ursprünglich nicht ein zweiter Theil der Gartengesellschaft, sondern ein eigenes Buch, das den bekannten Jörg Wickram, Stadtschreiber zu Burkhaim, zum Verfasser hat. (Hieraus erklärt sich nun die Stelle bei Fischart in der Geschichtsklitterung S. 437, und Burkhaim ist nicht der Verfasser eines Buchs, s. Note 438, was Hr. Prof. v. d. H. ohnehin hätte wissen können, schon wenn er den Fischart aufmerksamer gelesen. Eben so rührt die Gartengesellschaft von Jacob Frey, Stadtschreiber zu Maursmünster, her.) Die Ausgabe, die Rec. vor sich hat, ist von 1557 in 8°, indessen existirt wahrscheinlich eine frühere, da in der Vorrede von Freys Gartengesellschaft von demselben Jahr schon des Rollwagenbüchleins gedacht wird und auf dem Titel dieser Ausgabe steht: „wiederum erneuwert und gemert.“ Die Ausgabe Magdeburg s. a., welche Draud bemerkt, ist später, sie ist bei Johann Franken gedruckt, heisst der Rollwagen und auf dem auch sonst abgeänderten Titel steht: jetzt von neuem übersehen und gemehret. Eine andere Ausgabe: Rollwagenbüchlein Mühlhausen s. a. (dieselbe welche Nyerup meint) ist auch später, als die von 1557, weil die Gartengesellschaft als zweiter Theil damit verbunden, in dem Katalog der Adelung. Bibliothek No. 2549 angeführt wird; ein dritter Theil wird dem Montanus zugeschrieben, unstreitig dessen Weg kürzer. (Wir kennen von demselben ein Lust-
1285 spiel: der ungetrewe Knecht. Strassb. bei Messerschmidt s. a. in 8°) Einer anderen Ausgabe von 1568 Rollwagen von Schimpf und Ernst gedenkt Cless biblioth. p. 247. Ausser

diesen beiden gibt es noch ein drittes hier auch wichtiges und dem H. v. d. Hagen nicht einmal dem Namen nach bekanntes Buch: Wend Unmuth durch Hans Wilhelm Kirchhof, einen Hessen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der erste und beste Band erschien Frankf. 1565 8° (jedoch ist die Vorrede Cassel 1562 datirt) und ist in zwei, aber ungleiche Theile getheilt, der grösste enthält die weltlichen, der andere die geistlichen Erzählungen. In der Fortsetzung nennt Kirchhof sein Buch eine erweiterte und vermehrte Übersetzung von Bebels facetiis. Von diesem ersten Theil führt Strieder (hessische Gelehrt.-Gesch. VII, 79) noch eine andere Ausgabe Frankf. 1587 8° an. Mehr, als Strieder gefunden, kann man aus dem Buch selbst von Kirchhofs Leben erfahren: als Soldat war er in Franken, Norddeutschland, Flandern gewesen, überall ist der Erwerb der Weltbekanntschaft, eine recht lebendige Anschauung sichtbar, und er übertrifft in der Erzählung Frey und Wickram. Den dritten Theil hat Rec. noch nicht gefunden, einen vierten und fünften aber, den Kirchhof späterhin als Burggraf von Spangenberg (Frankf. 1602) herausgab, auf der königl. Bibliothek zu Berlin gesehen; beide enthalten meist Auszüge aus der alten Geschichte und gehören nicht eigentlich hierher. Wie beliebt das Werk gewesen, zeigt die Nachahmung des Titels in späteren Sammlungen. Es folgt auf diese Bücher eine ziemlich lange Reihe ähnlicher, in diesem Geschmack ausgearbeiteter, sie sind wohl alle selten zu nennen, aber dass Hr. v. d. H. auch nicht ein einziges davon erwähnt, zeigt, wie wenig er nach dieser Litteratur sich umgesehen. Sie können hier nicht angeführt werden, weil sie eine besondere Abhandlung nöthig machten; wir nennen nur daraus Katzipori 1558 8°. Der Verfasser unterschreibt sich bei der Dedication: Hans, Compan von Schleusingen — und: Rastbüchlein durch Michael Lindner, weil dadurch die Stelle in der Vorrede von Fischarts Geschichtsklitterung vollkommen erklärt sein wird, wo offenbar zwei Bücher in eins zusammengeworfen sind. Aus der späteren Zeit ist der Neugebutzte kurzweilige Zeitvertreiber, welcher den bekannten Dichter Simon Dach zum Verfasser hat, anzuführen. Koch (Compend. II, 327) citirt eine Ausgabe s. l. 1668 12°,

eine andere von 1700 aber, die Rec. vor sich hat, zeigt, dass das Buch fünfmal aufgelegt worden. Es ist eine gar nicht dürftige Sammlung, die nur in der Darstellung der älteren weichen muss.

Wir haben diese litterarischen Nachweisungen nicht zurücklegen wollen, weil die kleinen Bücher in dem lustigen Schwaben, Elsass und Breisgau zuerst entstanden, dann aller Orten nachgeahmt, bestimmt auf Reisen, vor Traurigen oder an kühlen Brunnen gelesen zu werden, sich auf die rechte Art fast ganz vergriffen und verblättert haben und sehr selten geworden sind; zudem ist für die Bestimmung des Alters der Schildbürger eine genaue Angabe wichtig.

Der Verfasser theilt in einigen Worten die Bemerkung mit, dass das ganze Gedicht aus Volkstradition wahrscheinlich zusammengestellt sei und seinen Ursprung Dunkel umhülle, was eben so leicht als sicher im Allgemeinen zu treffen war. Ein Dunkel ruht freilich auf der Entstehung eines jeden Gedichts, das wir nicht aufhellen werden, wie bei der Betrachtung einer jeden wahrhaftigen Dichtung, auch unserer Zeit, wir endlich auf etwas Unergründliches gelangen.

Überall aber, wo wir Poesie finden, sehen wir sie auch angeknüpft an ein Früheres, eine Tradition geht durch alle Zeit, und Jahrhunderte, die auf die auffallendste Weise von einander geschieden, hängen doch mit tausend Fäden zusammen und mögen sich nicht verläugnen*). Wiederum aber stehen wir auch immer, wo die Dichtung frisch strömt, vor ihrer unversiegbaren Quelle, denn darin ruht das Geheimnis ihrer ergreifenden Macht, dass ihre Gegenwart in der Vorzeit begründet, die Vorzeit in ihrer Gegenwart lebendig und unvergangen ist. Wurde oben behauptet, dass nach dem Untergang des alten Heldenepos dieses Gedicht als neue Bildung hervorgetreten, so müssen doch die Keime und Adern dazu in früherer Zeit schon dagewesen sein, und nur das Herrschende können wir durch einen Gegensatz bezeichnen. Hernach hat das Ganze sich gesammelt, gleichsam auf einen Ruf, wie das gediegene Silber eine Zusammenhäufung einzelner Theile ist, nach unbekannten Gesetzen chemischer Ver-

*) [So habe ich für „verläugern“ geschrieben.]

wandtschaft bewirkt. Solche einzelne Spur finden wir schon im 13. Jahrhundert in dem Gedicht von Reinfried von Braunschweig, S. 37ᵈ des Hanöv. Manuscripts heisst es nämlich:

mit nassen schöben (Fackeln) luchtet
man e vnd vasset manes schin
in secken, e vch iemer min
hulde werde ze teile.

Hier erscheint dieselbe Idee, die wir bei den Schildbürgern weiter ausgeführt sehen, indem sie das Sonnenlicht in Säcken für ihr Rathhaus einfangen; wahrscheinlich bezieht sich das vorhergehende: „mit nassen Fackeln leuchten“ gleichfalls auf eine hierhergehörige Sage, die jetzt verloren ist. Die folgenden Jahrhunderte zeigten die Neigung des menschlichen Geistes zum Scherz, das freiwillige Begeben in eine fröhliche Narrheit in ihrer Entwickelung, wie die Griechen auf eine Tragödie ein Lustspiel folgen liessen, oder wie der Scherz uns wieder Luft macht und die Fesseln löst, mit denen der Ernst uns umgeben, so sehen wir diesen Gegensatz im Grossen erscheinen und diese Zeiten auf jene der Heldengesänge folgen, die einen durchaus tragischen Charakter hatten. Die Weihnachtspossen, das Ostergelächter, das Narrenfest sind Zeichen dieser Zeit, alle früher entsprungen gelangten sie dazumal zu rechter Ausbildung. Nicht 1287
im Ernst, wie die theologische Facultät zu Paris zur Vertheidigung dieser Feste in einem Circularschreiben von 1441 anführt, sondern bloss zum Scherz werden sie nach alter Sitte gefeiert, damit die Narrheit, die uns natürlich ist und uns angeboren scheint, wenigstens alle Jahr einmal ausdünste und die Fässer mit dem Wein der Weisheit nicht zerplatzen. Man sieht hieraus, dass diese Ansicht der Narrheit, wie sie auch in dem Eingang des Lalenbuchs aufgestellt ist, eine allgemein verbreitete Volksidee war. Die clevische Geckengesellschaft, gestiftet im Jahr 1381, spricht sie gleichfalls deutlich aus. Endlich haben die berühmtesten Hofnarren, Kunz von Rosen, Claus Narr und der Eulenspiegel, der eine ganze Klasse repräsentirt, in diesen Zeiten gelebt.

Die vorhin genannten Sammlungen, fast alle in dem Laufe des 16. Jahrhunderts entstanden, haben uns eine Reihe sehr fröhlicher und in der That trefflicher Volkssagen erhalten. Dass

sie eigenthümlich deutsch (wiewohl man allerdings auch früher schon Übersetzungen, z. B. des Boccaccio antrifft) und dass sie unmittelbar dem Munde des Volks, unter dem sie lebten, entnommen sind, leidet keinen Zweifel, sobald man sie näher betrachtet. Es zeigt sich in ihnen alles, was wir an der Sage charakteristisch erkannt haben: eine Grundübereinstimmung, die durch alles geht, dann Abweichungen in Geschlechter und Stämme, die sich wieder in Äste und Zweige vertheilen, so dass jedem Einzelnen bei seinem unleugbaren Zusammenhang mit dem Ganzen sein individuelles Leben bleibt und jeder kleine Bezirk in einem anderen Dialekt redet.

Wir kommen hier auf den Punkt unserer Forderungen zurück. Dieser Charakter der Schildbürger, der vor den übrigen, die gleichwohl ihr eigenes Lob verlangen, unstreitig den Vorzug verdient, war aus den bemerkten Quellen zu erläutern. Wäre nicht schon der poetische Werth, so würde die merkwürdige Ausbreitung desselben, indem wir ihn nicht nur bei den Deutschen (in mehr als dreissig Gegenden) und den verwandten Stämmen, sondern auch bei den Slaven und Ungarn, in Frankreich und England finden, eine besonders aufmerksame Betrachtung fordern. Es waren die einzelnen Sagen aufzusuchen, zu vergleichen und zusammenzustellen. Das wird man im Voraus schon nicht abstreiten, dass sich aus einer solchen Arbeit mannigfache interessante Resultate ergeben müssen. So ist es auf der einen Seite gewiss merkwürdig, dass der Verfasser des Lalenbuchs, wiewohl ein ganzer Guss in seinem Werk ohne Zweifel sichtbar, doch die älteren Quellen oft wörtlich benutzt hat, z. B. die Geschichte von dem Bauer, der meint er schlafe (C. 37), ist im Rollwagenbüchlein fast mit denselben Worten erzählt und nur dort mit einigen Zusätzen verbessert. Es ist dies nichts anderes als ein Lob für ihn, da es beweist, wie sicher er den Charakter des Nationalgedichts getroffen.
1288 Auf der anderen Seite aber hat er auch manche einzelne Sage nicht so gut und innerlich vollkommen gefasst, wie sie uns anderwärts begegnet (von den ganz fehlenden reden wir nicht), und wenn zwar der Zusammenhang keineswegs vermisst wird, so sind sie doch eigentlich lückenhaft dargestellt; das Beispiel,

das wir unten geben, wird auch dieses beweisen. Es liegt aber in der Natur der Sache, dass ein Einzelner nicht im Stande war, überall das Beste zu gewinnen, und die Arbeit ist demungeachtet in sehr geschickte Hände gerathen. Freilich wird die allgemeinere Bemerkung auch hier gelten, dass eben ein solches Zusammenfassen und Verknüpfen einer nach allen Seiten hin ausgebreiteten und lebendigen Sage schon einen Punkt der beginnenden Abnahme bezeichne und das Bedürfnis damit gefühlt werde, den Verlust abzuwenden. Uns liegt es ob, nachzuholen, so weit es möglich ist, und daher scheint ein solches ins Einzelne gehende Untersuchen hier allein förderlich: ein Ansehen der Sache gewährt wohl Ansichten, aber keine eigentliche Erkenntnis. Endlich war bei der noch lebendigen Tradition, einer nicht ganz armen Quelle, zu schöpfen und ihr Zusammenhang mit dem alten Gedicht nachzuweisen.

Halten wir dagegen, was Hr. v. d. Hagen geleistet, so 1289
besteht es darin, dass er erstlich den Bebel, einen der Dürftigsten, nach der lateinischen Ausgabe (wo sich diese Scherze schlecht ausnehmen, besser liest sich die deutsche Übersetzung) mit dem Lalenbuch verglichen: einige hierher gehörige Sagen hat er wieder gefunden und angeführt. Wie flüchtig indessen diese Vergleichung angestellt sei, ergibt sich daraus, dass er eine Sage, die Bebel (S. 57. 58) neben den anderen erzählt, übersehen hat: der Schultheiss nämlich im Bade zu Minsingen (Finsingen) sagt seinem ehemaligen Gesellen im Pferdehüten: wer hätte damals geglaubt, dass ich noch Schultheiss werden würde, was in den Schildbürgern Cap. 18 erzählt wird. Ja, es wird überhaupt zweifelhaft, ob der Herausgeber wirklich die Ausgabe des Bebel, die er citirt, vor sich gehabt, und die Rec. eben auch besitzt, er würde sonst die vorangehenden facetiae Frischlini durchgesehen haben, dass dieses aber nicht geschehen, ist offenbar, denn S. 8 findet sich nicht nur eine Redensart, womit der Schultheiss dem Kaiser die ausgesuchte Braut (Cap. 23, S. 143) lobt, in einer Erzählung erläutert, sondern S. 13 und 14 zum Theil der Schwank von der Braut (Schildb. Cap. 31), die dem Bräutigam vergilt, wieder. Auch, war die Zeit von der Abfassung der Bebel. Sammlung zu bestimmen, so musste nicht

das Jahr 1506 erwähnt werden, sondern 1509, das Bebel (S. 198) als ein vorlängst verflossenes bezeichnet, ausserdem gedenkt er (S. 93) seines 1508 gestorbenen Vaters, welches Jahr noch einmal (S. 232) erwähnt wird. Selbst die ausbündigen guten Possen 1610 8°, die nach dem Panzer. Catalog 16212ᵇ mit dem Lalenbuch in einem Band waren, welchen der Herausgeber erstanden hat, und die No. 35 die Geschichte von dem Schultheiss im Bade enthalten, sind nicht einmal nachgesehen worden. Auf den Bebel sodann lässt der Herausgeber die Anspielungen folgen, die sich bei Fischart auf das Gedicht finden. Es wird geschlossen, [dass,] weil er das Lalenbuch oder die Schildbürger nirgends als ein besonderes Werk citirt, dieses vor 1591 nicht dagewesen sei; dagegen ist nichts zu erinnern, und da wir in jener
1290 früheren scherzhaften Sammlung ebenfalls keine Spur seines Daseins gefunden, so mag leicht die Ausgabe von 1597 die erste und das Buch in diesem Jahr entstanden sein. — Indessen ist hier ein Irrthum zu berichtigen, den Hr. v. d. Hagen freilich mit vielen anderen theilt: eine Ausgabe der Fischartischen Geschichtsklitterung, nämlich vom Jahr 1552, existirt nicht, betrachtet man die Ziffer genau, so wird man leichter 1582 lesen können, diese aber als die rechte Jahrzahl ergibt sich nicht nur daraus, dass Fischart überhaupt erst seit 1570 zu schreiben angefangen und sonst ein grosser Zeitraum zwischen diesem und seinen übrigen Werken liegen würde, sondern auch aus dem entscheidenden Umstand, dass die Gartengesellschaft, Katziporigestech darin citirt werden, welche sämmtlich nach 1552 zum ersten Mal erschienen sind, und dass Rabelais, dessen Grabschrift Fischart darin dichtet, erst 1553 gestorben ist.

Das ist alles, was Hr. v. d. Hagen für die Erklärung der alten Dichtung gethan. Zwei Bücher hat er benutzt, nicht einmal, wie sich's gebührt; alle anderen bestimmt hierher gehörenden Hilfsmittel, die ein reichliches Licht geben, waren ihm fremd. Wir schweigen von entfernteren Anspielungen, die sich in anderen gleichzeitigen Büchern finden, da Hans Sachs, der so nahe lag, nicht einmal zu Rathe gezogen worden; ausserdem gibt es Romane, die, in dem Geist dieser Dichtung geschrieben, Aufklärungen, selbst neue Sagen gewähren. Der

noch lebenden Sage ist es nicht besser ergangen, denn dass die Paar Zeilen, die S. 496 ihrer Erwähnung thun, hier für etwas gelten sollen, wird er selbst nicht behaupten. Mehr Sorgfalt und Mühe hat er nicht an eine Dichtung wenden wollen, von der er selbst sagt, dass Görres sie mit Recht dem unsterblichen Don Quixote verglichen. Die Ehre, zuerst wieder auf diese Art eine Ausgabe veranstaltet zu haben, dürfte ihm nicht leicht missgönnt werden. Die Fragen nach der Entstehung, Ausbildung, nach dem sagenmässigen, allgemein verbreiteten Leben des Ganzen werden gleich anfangs mit einer leichten Conversationswendung: „die Namen werden nicht gern gehört, ein jeder kennt seine Heimath“ abgewiesen. Da sie gleich vor trockenen Auszügen steht, so bedenken wir uns gar nicht, vielleicht etwas linkisch, darauf zu antworten: sie würden recht gern gehört, und der Verf. sei nicht zu loben, dass er absichtlich zu verschweigen sich anstelle, was ohne Zweifel von Interesse sei.

Wir sind nicht verpflichtet, des Verfassers Schuld hier abzu- 1291.
tragen, die einzelnen Sagen nachzuweisen und in ihrer Verschiedenheit und Übereinstimmung aufzustellen, ohnehin würden die Grenzen einer Recension uns von dieser Pflicht befreien. Leser, denen die Quellen zur Hand sind, mögen etwa nur die Fabel vom Krebs Cap. 41 mit Bebel S. 184, mit einem Meistergesang, vermuthlich H. Sachsens von 1545, mit der Erzählung im ovum paschale Th. 2, S. 250—254 und einer wiederum ganz verschiedenen in der Fortsetzung dieses Werks S. 64—66, so wie endlich mit der Sage vom Hering gleich Eingangs der Malboers Bedrifter vergleichen.

Wir irren schwerlich, wenn wir meinen, man könne erst von einer alle und jede Verschiedenheit der Fabel verfolgenden, freilich mühsameren Bearbeitung des Ganzen sagen, dass etwas für die Erklärung desselben geleistet worden. Es würde dann klar vor Augen stehen, wie das Gedicht, aus der Mitte mannigfacher Traditionen aufwärts getrieben, die Idee, die durch jene hingegangen, gefunden und ausgesprochen habe. Das ist Pflicht der historischen Untersuchung, das Geflecht und die Adern des Blattes, das frei in der Luft spielt, zu betrachten und den Zu-

sammenhang darin zu entdecken. Zugleich, da dies auf seinen Stamm zurückführt, muss dadurch die Kraft, die es hervorgetrieben, in ihrem grösseren Umfange sichtbar werden, und so würde in diesem Fall eine nicht zu verachtende Zahl hierhergehöriger, im Zusammenfassen ausgefallener Fabeln als Ergänzungen sich dargeboten haben.

II. Markolf und Salomon. Wir brauchen hier nicht lang zu verweilen, da die eigentliche historische Untersuchung über dieses Gedicht zu der älteren poetischen Bearbeitung gehört, wohin denn auch der Verf. verwiesen und wozu er ein Paar Nachträge geliefert hat. Was den Text betrifft, so ist der Neuberische Druck zu Grund gelegt; hätten wir eine Ausgabe dieses Gedichts, welches bei allem Schmutz und obgleich weit unter den Schildbürgern, doch durch seinen kecken, festen Charakter und nicht gemeinen Witz seinen Werth behaupten kann, zu besorgen, so würden wir ein Manuscript dieser Prosa aus dem 15. Jahrhundert zu Grunde legen. Wir können dem Hrn. v. d. Hagen weiter keinen Vorwurf darüber machen, dass er es nicht gekannt, allein es ist dadurch unstreitig Nachtheil erwachsen, da im Verhältnis zum Druck die Sprache im Manuscript durchaus naiver und einfacher ist; manchmal ist es in der Sache ausführlicher, auch dass einzelnes darin besser vorkommt, wird man leicht zugeben, da die Nachlässigkeit des Drucks fast immer etwas zu Grunde gerichtet hat. Wir führen eine kurze Stelle aus dem Anfang zur Vergleichung an: (Morolf) „hat Haar, das was grob und stach als Igelsborsten, und sein Schuh waren aus der Massen buers (bäurisch), und sin Gürtel was von einer Eichenwied, und die Scheiden was fast
1292 zurissen. Sein Gugel was gemacht von rieden und was gefuttert mit einer Hirshut und sin Gewand hat die allersnodeste Farbe.“ So auch z. B., wenn es hernach heisst: „wer Spreu säet, der schneidet Armuth“, so scheint uns das besser als im Druck: der mähet bös Getraide. — S. 504 wird Morolf für eine Art Wein ausgegeben, es wäre erst zu fragen, ob das nicht eine Fischartische Abänderung für Moras ist. Über einige Ausgaben des lateinischen und deutschen Buchs vergleiche man eine

Anzeige des Recensenten im Neuen lit. Anz. 1807, No. 50 [= Kl. Schr. I, 45—47], die dem Herausgeber entgangen zu sein scheint.

III. Der Pfarrherr vom Kalenberg und Peter Leu. Beide Gedichte haben einen sehr ähnlichen Charakter, gute Spässe, etwas feiner, als sie Eulenspiegel geliefert, wiewohl dieser charakteristischer und originaler bleibt; hier in der Darstellung mögen sie auch schon etwas verloren haben. Die Übereinstimmung beider zeigt sich nicht nur in der Benennung, indem Peter Leu der zweite Kalenberger heisst, sondern auch darin, dass in beiden eine ziemlich gleichlautende Predigt vorkommt, wodurch der Herausgeber eine Nachahmung beweisen will, die indes weder in der Vorrede eingestanden noch in diesem Sinn vorhanden ist.

Für die historische Erklärung beider Gedichte ist nichts geschehen, selbst Flögels so brauchbares Buch über die Hofnarren [Leipzig 1789], wenn gleich angeführt, doch nicht benutzt, wahrscheinlich nicht einmal nachgesehen. Denn schwerlich würde der Herausgeber es unterlassen haben, anzumerken, was sich aus S. 178. 179. 255 bei Flögel ergibt, dass die Sage, worin der Kalenberger den Thürhüter, der mit ihm theilen will, betrügt und ihm Schläge zuwendet, mit geringer Abweichung von dem türkischen Hofnarren Nasureddin Chodscha erzählt wird, ferner dass sie bei Sacchetti in der 195. Novelle von einem Bauer vorkommt, der dem König Philipp von Valois seinen verlorenen Sperber wieder bringt.

Diese Übereinstimmungen aber sind hier ungemein merkwürdig; würden mehrere dieser Art auch nur in verwandten Gedichten sich finden, so würde die Frage, wie sie zu erklären, zunächst ein Zweifel, ob die Personen, die in diesen Gedichten leben, auch ausser denselben gelebt haben, sehr natürlich und vor allem zur Untersuchung interessant sein. Ohne sich auf diese einzulassen, behauptet Hr. v. d. Hagen (S. 515): „es ist nicht zu zweifeln, dass der Kalenberger wirklich gelebt habe und alles oder doch das meiste so geschehen sei, wie wir es hier lesen“; hernach etwas Ähnliches vom Peter Leu. Die Stütze der Behauptung ist das Gedicht selber, in welchem die

äusseren Verhältnisse der Kalenberger vorkommen, und besonders gehört folgende Stelle hierher (S. 307):

Darum hielt er (Otto der Fröhliche) die zween Mann,
den Neithard und den Capellan.

Dies führt auf die Frage, ob der Neithart, der hier als Genosse
1230 des Kalenbergers genannt wird, der bekannte Meistersänger sei. Da Hr. v. d. Hagen sich im Anhang (S. 520—525) auch auf diesen einlässt und ohnehin Hr. A. W. Schlegel in der Recension von Docens Titurel (Heidelberger Jahrbücher 1811, No. 69, S. 1097. 1098) der Schwierigkeiten in Bestimmung des Zeitalters dieses Dichters gedenkt, so wird man es billigen, wenn wir bei ihm erst verweilen, ehe wir zu jenen Fragen zurückkehren, deren Beantwortung dann auch erleichtert sein wird.

Wir fangen mit der Behauptung an, dass alle Gedichte, die unter Nitharts Namen auf uns gekommen sind, sowohl diejenigen, die man in der Bodmerischen Sammlung abgedruckt findet, als die, welche das Brentanoische Manuscript, das Rec. vor sich liegen hat, enthält (auch das einzelne Lied, das Benecke in seinen Beiträgen wieder hat abdrucken lassen, gehört hierher), von einem und demselben Individuum herrühren. Man braucht nur leichthin zu lesen, um dieselbe charakteristische Manier in der Darstellung und im Ausdruck zu erkennen; eben so treten dieselben Personen wieder auf. Soll nun Nitharts Zeitalter bestimmt werden, so müssen uns vor allen die Angaben in seinen Gedichten leiten. Er sagt aber folgendes von sich aus: er sei mit Kaiser Friedrich über das Meer in der Heiden Land gezogen, grosse Noth habe er da gelitten, da die Schwerter der Feinde scharf geschnitten; ein heidnischer Pfeil habe ihn getroffen, da sei er zurück nach Haus gesendet worden, als er aber seine Gesundheit wieder erhalten, sei seine Noth mit den Torpern (Tölpeln) wieder angegangen.“ — „Die ihn Nithart genannt, die hätten sein zu gut gedacht, dass er in seinem Muthe nie einen Biedermann (d. h. hier: einen Vornehmen, indem er sich gleich entgegen setzt) sich, dem Bauer, geneigt gehalten, ihrer Üppigkeit halber, die ihn zu Schaden gebracht, gegen die Herzogin von Baiern“ — „diese habe sein

zum ersten erdacht“ — „zwölf Jahre sei er in Baiern gewesen, eh' er dem Fürsten von Oestreich gegeben worden, da habe sich allererst sein Leben getheuert“. — Einmal erzählt er, wie er Bauern als Mönche geschoren zum Herzog Otto nach Wien gebracht. Alle diese Angaben enthält das Brentan. Manuscript. Aus der Bodmerischen Sammlung (S. 72ᵃᵇ) ist hinzuzufügen, dass Fürst Friedrich dem Nithart einen silbervollen Schrein gegeben.

Der Hauptpunkt ist ohne Zweifel die Erwähnung des Kreuzzuges unter Kaiser Friedrich und geradezu entscheidend. Unter dem Kaiser ist wohl nicht Barbarossa gemeint, dieser konnte nach Zinkgräfs Behauptung (Apophthegmata I, 32) keine Schalksnarren leiden, auch wäre seiner bekannten Todesart in dem Kreuzzug von 1190 wohl Erwähnung geschehen; darum und weil Nithart von einer Seefahrt redet, die eigentlich nicht auf diesen Zug passt, ist wahrscheinlich von Barbarossas Enkel Friedrich II. und dem Kreuzzug die Rede, den er 1228 unternahm, nachdem er ihn bei seiner Vermählung mit Jolanta von 1224
Brienne fünf Jahre vorher schon gelobt und wegen Verzögerung desselben von Gregor IX. in den Bann gethan war. (Ausgemacht ist es indes noch nicht, und nur so viel ausser Zweifel, dass auf keinen anderen als auf einen von diesen beiden Kreuzzügen die Stelle bezogen werden kann. Ist Nithart bei Barbarossa und Friedrich dem Katholischen von Oestreich gewesen, so ist er einer der ältesten Dichter.) Nach unserer Annahme können wir ein männliches Alter voraussetzen, als Nithart mit dem Kaiser auszog, und so irrt man schwerlich bedeutend, wenn man annimmt, dass seine Jahre mit denen des 13. Jahrhunderts zu zählen sind; eher indessen dürfte er etwas älter als jünger sein, da er schon 12 Jahre in Baiern gewesen, als er nach Oestreich kam, und dort wenigstens ein jugendliches Alter hatte. Der Fürst von Oestreich, dem er gegeben wurde, dessen Gunst er so sehr rühmt, kann nicht leicht ein anderer als Friedrich der Streitbare, der letzte Bamberger, gewesen sein: ein frischer Herr, wie ihn Aventin nennt, der wohl seine Lust an dem Nithart gehabt hat; auch passt das Loblied auf den allein muthigen Fürsten von Osterland (Bodmer 76ᵃ) recht wohl auf diesen.

Friedrich, geb. 1211, starb bekanntlich schon 1246. Der Herzog Otto, dessen Nithart einmal gedenkt, muss nach ihm gelebt haben; wir werden hernach auf ihn zurückkommen. Obiger Annahme fügen sich auch die Erwähnungen des Nitharts bei den Dichtern des 13. Jahrhunderts. Eschenbach gedenkt seiner nicht nur im Titurel, sondern auch in einer bisher übersehenen Stelle des Wilhelm von Oranse (S. 140^b) [312, 12—14]:

hett iz (das Schwert Rennwarts) her nithart gesehen
oter sinen gobowel tragen
her begund iz sinen vrounden clagen.

Als Theilnehmer an dem Wartburger Krieg dürfen wir diesem um 1207 ein männliches Alter zuschreiben, und es ist ohne Zweifel, dass er noch in dem 12. Jahrhundert geboren, und wahrscheinlich, dass er in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts vielleicht um 1230 gestorben ist. Lässt ihn Hr. Büsching (Altdeutsches Museum I, 6) nur bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts leben, so ist es ungleich irriger und geradezu unbegreiflich, wie Hr. v. d. Hagen S. 526 Note behaupten kann, Wolfram müsse bis tief ins 13. Jahrhundert gelebt haben. Eschenbach war noch des Nitharts Zeitgenosse, nur älter. Heinrich von Vriberc, den wir als Nachfolger des Gottfried von Strassburg nicht weit hinter die Mitte des 13. Jahrhunderts setzen, erwähnt der Lieder Nitharts, aber nichts ausdrücklich von seinem Tod. Robin und Marner dagegen beklagen schon den todten Nithart, dass beide aber auch gegen das Ende des 13. Jahrhunderts schon gestorben waren, ist wiederum aus der Klage des Herman Damen (hinter dem Iwain der Müller. Sammlung V, 310) über den todten Nithart, Robin und Marner nicht zu bezweifeln: eine deshalb merkwürdige
1295 Stelle, die Hr. v. d. Hagen nicht angeführt hat. Herman Damen aber als Zeitgenosse des Conrad von Wirzburg und des Meisners oder Frauenlobs gehört auch noch in das 13. Jahrhundert. Marners Zeit wird noch deutlicher, wenn wir bemerken, dass Rumelant aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts des Alters jenes Dichters spottet (Altd. Museum II, 154). (Übrigens könnten die Stellen, die über Nithart in späteren Gedichten sich finden und die hier weiter von keinem Einfluss sind, leicht vermehrt

werden. In dem Apollonius von Tyrland heisst es nach der Gothaischen HS. V. 7833:

er was ir meister worden sa,
als engelmair in dem gew.

In dem Manuscript eines allegorischen Gedichts über die Strafe der Untreue p. m. 43.

— Zeiselmure,
da manichen vilzgebur
her nithard hat gesungen.

Auch in der Mörin kommt noch eine Stelle vor, die der eilige Verf. übersehen, ed. 1512, f. 42ª.

ich sprach: nein, eckart, das lass ston,
als neithart sang zu einem mal.

dann bei Hans Sachs.)

Es geht aus allem diesem ohne Widerrede hervor, dass Nithart auf keine Weise in Diensten oder in der Gesellschaft Otto des Fröhlichen von Oestreich hat leben können, der ganz dem 14. Jahrhundert angehört. Selbst zwischen dessen Geburt (1301) und Nitharts Tod liegt einige Zeit. Da wir nun den Kalenberger bestimmt als Ottos Zeitgenossen sehen, so ist ferner einfache Folge, dass beide Lustigmacher sich nicht gekannt und mit einander Verkehr gehabt haben. Es wäre schon ein wichtiger Grund dagegen, dass in des Kalenbergers Streichen nicht eine Beziehung auf den Nithart vorkommt, während doch bei einem Zusammenleben sich ihre Schwänke mannigfach müssten gekreuzt haben; es wundert uns, dass dem Hrn. v. d. Hagen dieses nicht aufgefallen ist; kommt dazu, was wir aus dem Manuscript vollständig versichern können, dass auch bei Nithart keine Spur von dem Kalenberger sich findet, so würde dies allein jene Behauptung sehr zweifelhaft machen.

Die Hauptstelle dafür ist die aus dem Gedicht selber vorhin angeführte. Unter den übrigen Schriftstellern, die sie enthalten, hätte der zuerst reden müssen, welcher der älteste ist, Aventin (den aber Hr. v. d. H. bloss citirt), er sagt (Bair. Chronik Hft. 1580, f. 390ᵇ): „bey diesem Herzog Otto (dem Fröhlichen) aus Oestreich und seinem Gemahl, Frauen Elsen aus Niederbayern, seind am Hof gewesen: Neithart Fuchs, ein Franke und Hans

Pfaff, Pfarrherr zu Kalenberg, von dem man so viel singet und
1295 saget.“ — Hier finden wir zuerst die neue Bestimmung, dass Nithart auch Fuchs geheissen und ein Franke gewesen. Fugger sagt dasselbe von Nithart, nur setzt er hinzu, dass er der Bauernfeind genannt worden (auch den Kalenberger nennt er abweichend vom Aventin Weigand von Theben). Die anderen, Fischart, Roo usw., die der Verf. anführt, schreiben offenbar dem Fugger nach und verdienen hier weiter keine Berücksichtigung, eben dies ist mit Ludwig in germania princeps der Fall (Koch hat falsch citirt, die hierhergehörige Stelle findet sich nach der Ausgabe von 1725 S. 15 in der östreichischen Genealogie). Spangenberg führt noch das Jahr 1290 an, wo Nithart an Ottos Hof soll gelebt haben.

Wir erklären diese Angaben geradezu für falsch: es ist ein überlieferter Irrthum darin, den wahrscheinlich der Verf. des Kalenbergers zuerst aufgebracht hat. Weitere Beweise sind nach dem oben Ausgeführten nicht nöthig, sonst könnte einer aus Spangenbergs Angabe der Zeit geführt werden, da Otto der Fröhliche erst im 14. Jahrhundert geboren wurde; wir wissen nicht, wie sogar dieser Widerspruch dem Hrn. v. d. Hagen entgangen ist. Wollte man die Entstehung des Irrthums erklären, so könnte man annehmen, dass der Herzog Otto, den Nithart in einem Gedicht anführt, von dem Dichter des Kalenbergers für Otto den Fröhlichen, nicht sonderlich um chronologische Widersprüche bekümmert, auf gut Glück angenommen worden. Indessen bleibt es immer schwierig zu bestimmen, wer unter diesem H. Otto gemeint ist, und nur die Hauptsache gewiss, dass an Otto den Fröhlichen nicht kann gedacht werden. Nach Friedrichs des Streitbaren Tod entstanden bekanntlich Uneinigkeiten über die Erbfolge in die östreichischen Länder; obgleich Kaiser Friedrich II. sie schon für ein erledigtes, ihm anheimgefallenes Reichslehen erklärte, so gelangte doch erst Rudolf von Habsburg in den ruhigen Besitz derselben, der sie dem Ottokar von Böhmen abgewinnen musste. Rudolf gab seine Tochter Catharina einem Herzog Otto von Baiern zur Gemahlin und ihr zur Ausstattung das Land ob der Ens. Dieser Otto müsste sich zu Wien befunden und Nithart ihm die Lust mit den be-

trogenen Bauern gemacht haben, nur werden dann seine Lebensjahre in die siebziger Jahre weit hinaufgerückt, was sich immer noch mit den obigen Angaben vereinigen lässt, wiewohl er nicht viel länger kann gelebt haben. Friedrich II. hatte nach des Bambergers Tod und auch früher einmal, als dieser in die Acht erklärt war, einen Grafen Otto von Eberstein nach Wien zum Reichsverweser gesetzt, nur darf man nicht annehmen, dass er lang sein Amt behauptet, und das macht es schwierig, wenn man diesen darunter verstehen will.

Indessen hat der Irrthum, der den Nithart und den Kalen- 1297
berger zusammengestellt, noch eine andere Seite, die wir berücksichtigen wollen. Offenbar nämlich liegt der Gedanke zum Grund, dass beide eine gewisse Ähnlichkeit im Charakter verbindet. Es scheint wirklich, dass Nithart wie der Kalenberger ein Lustigmacher von Profession gewesen. Vielleicht war er in Meissen zu Haus, denn nach einem Lied des Brentanoischen Manuscripts zog er durch stolzen Muth und durch seine Frau aus Meissen in das Elend, in ein fremdes Land. (Es ist darum wahrscheinlich, dass Gottsched dies Manuscript gekannt, denn er nennt den Nithart einen Meissnischen Edelmann, was Flögel sich nicht erklären konnte und was er auch wohl nicht war, vermuthlich ein Bürger.) Er kam mit guter Zuversicht, ohne Mangel an Ross und Gewand nach Nürnberg, dort wollte er sich dem Reichsvogt (Otto IV?) bekannt machen. Einer fragte ihn, ob er ihm halb geben wolle, was der Fürst an ihm thue (hierin liegt eine Ähnlichkeit mit des Kalenbergers erstem Streich), so wolle er ihn vor ihn bringen; Nithart aber besann sich auf einen Schwank. Er gab hundert oder mehr Bürgern jedem einen Regensburger (beiläufig: auch dieses bestimmt in etwas Nitharts Zeitalter, indem Herzog Otto von Baiern, der 1253 gestorben, diese Münze während seiner Regierung unterdrückt hatte, nach Aventin S. 377[b]), ihm ein Paar Hosen kaufen zu helfen, die überhaupt nur 18 Regensburger kosten sollten, wodurch ein Zusammenlauf und ein schimpfliches Spotten entstand. Der Fürst, der aufmerksam darauf geworden war, liess ihn holen, und er ward nun vor ihn und die Herzogin geführt. Es scheint, dass er einmal mit einigen Edeln Streit gehabt,

ihrer Üppigkeit halber, und sie aus Rache es bei der Herzogin dahin brachten, dass er genöthigt ward, das Amt eines Lustigmachers zu übernehmen; so legen wir wenigstens die Worte aus: „die (Herzogin) mein zum ersten erdachte.“ Die tölpische Verschlagenheit und fast unbeholfene Lust, Streiche zu spielen, überhaupt diese Mischung von Klugheit und Dummheit, die ihn charakterisirt, machten ihn ganz passend zu diesem Handwerk. Die Dichtkunst hatte er schon getrieben, denn er sagt bei seinem
1230 Einzug in Nürnberg: „ich sang aus meines Dichtes Werk“ (Brent. Ms.); und dass er nicht eigentlich aus dem Bauernstand, ist wahrscheinlich, da er deutsche Bücher lesen konnte (Bodmer 79ᵇ). In Baiern, scheint es, hat man ihn hart gehalten, denn als er hernach dem Fürsten von Oestreich gegeben wurde, hat sich erst, wie er sagt, sein Leben getheuert. Aus Oestreich muss er nun den Kreuzzug 1228 mitgemacht haben, vielleicht doch um sich seiner Lage zu entziehen; als er zurückgekommen, klagt er, sei seine Noth mit den Torpern wieder angegangen, er habe gedacht, sie hätten sich geändert, aber sie hätten noch in der alten Haut gesteckt. Merkwürdig ist auch, dass er S. 79 die Marke verwünscht, wo er und mancher Flemink unsanfte leben müssen, was vielleicht daraus erläutert wird, dass Fr. des Str. Vater Leopold († 1230) flandrische Münzmeister berief. S. Hormayrs T.-B. f. vaterl. Gesch. 1811, S. 212. Eines Zugs, den er nach Baiern gemacht, gedenkt Nithart auch (Bodmer 79ᵇ) und eines Bischofs Eberhard, welches der Bischof E. von Salzburg sein könnte, der zwischen Friedrich dem Streitbaren und Otto von Baiern einen Waffenstillstand vermitteln half. (S. Hormayr am angef. O. S. 256.) Reuenthal, das nach mehreren Stellen ihm eigen (Ms. und Bodmer 80ᵇ. 83ᵃ), nach einer Stelle im B. Mspt. ihm und seinem Bruder, ist wahrscheinlich ein allegorischer Name. Einmal ergibt sich von ihm im B. Mspt., dass er zu den „Singern in Wien“ gehört, und von Wien aus trieb er auf dem Mark- und Tulnerfeld und zu Zeiselmauer seine Streiche mit Engelmair und den Bauern.

Der Kalenberger mit Nithart verglichen ist behender und besser in seinen Listen. Nitharts Gedichte bei aller mühsamen Ausführung sind doch nicht fein und mit den Minneliedern gar

nicht in eine Reihe zu setzen. Manchmal klingt's in dem Ton derselben, aber dann bricht's ab und zart und leichtschwebend ist kein einziges Lied wie dort. Viele sind derb unzüchtig: die Gedichte heben fast alle in dem ersten Vers mit einem Lob des Frühlings oder mit der Klage über den Winter an, oft ohne weiteren Zusammenhang. Das Metrum, obgleich auf der einen Seite schwer und gar nicht volksmässig, ist doch wieder eigenthümlich und hat manchmal die Bewegung der Bauerntänze. Übereinstimmung in den Schwänken bei Nithart und dem Kalenberger findet sich eigentlich nicht, dagegen sehen wir mehrere Scherze, die Nithart ausgeführt, auch anderen zuge- 1299
schrieben. Einmal (nach dem Mscpt.) will der Herzog Nitharts Frau besuchen, Nithart sagt ihm, seine Frau sei zwar schön, aber leider taub, dasselbe sagt er ihr vom Herzog und sie müsse laut reden; wie dieser kommt, umfasst ihn die Frau und schreit ihm in die Ohren, dass ihm das Haupt erklingt und er erschrocken zurückkehrt; denselben Schwank finden wir bei Gonella, einem der berühmtesten Hofnarren des 15. Jahrhunderts am Hofe zu Ferrara (Flögel 307); auch von Brusquet, einem Franzosen aus dem 16. Jahrhundert, wird er erzählt (Flögel 358, der noch andere Citate hat). Durch diesen Gonella wird Nithart mit dem Eulenspiegel verbunden, indem diese in mehreren Streichen übereinstimmen. Beide nämlich, als sie des Landes verwiesen sind, helfen sich auf ähnliche Weise: Gonella kommt auf einem mit seiner Erde angefüllten Wagen gefahren, Eulenspiegel schlitzt sein Pferd auf und stellt sich hinein, als wäre er zwischen seinen vier Pfählen (Flögel 206); Brusquet gehört auch hierher, denn er trägt fremde Erde in seinen Schuhen, und Pape Theun, der Hofnarr Carls V., der es wie Gonella machte (Flögel 374. 206). Beide sagen mehreren Blinden, sie hätten einem unter ihnen etwas gegeben, so dass jeder meint, der andere habe das Geschenk, und sie Zank darum anfangen (Flögel 308). Der Schwank mit der Viole, die Nithart der Herzogin zeigt, der übrigens nicht im B. Mscpt. wie bei Hans Sachs mit dem von der vorgeblichen Taubheit verbunden ist, knüpft den Nithart an den Taubmann, dem er gleichfalls zugeschrieben wird.

Scheint auf diese Art das Eigenthumsrecht oft der am besten

erfundenen Scherze zweifelhaft zu werden, indem wir sie überall doch wiederum so eigenthümlich angeknüpft und verschieden sehen, dass ein Hinzutragen von irgend einem Sammler derselben kaum denkbar ist, so kommen wir damit auf die früher geäusserte und noch zurückgeschobene Frage zurück, ob die Personen, denen sie zugeschrieben werden, auch wirklich gelebt und sich alles auf diese Weise zugetragen habe. Man kann darauf mit ja und nein antworten, wenigstens hat das ja hier einen anderen Sinn, als in welchem es der Verf. ausgesprochen. Diese Personen sind nämlich durchaus mythische. Schon wenn man das, was Flögel gesammelt, durchliest, so muss es der leichtesten Betrachtung auffallen, wie sich die Scherze wiederholen in den verschiedensten Individuen, welche Jahrhunderte oder Länder so trennen, dass an ein äusserliches zufälliges Mittheilen oder Abborgen nicht kann geglaubt werden. Ohnehin aber ist oft nicht von einer Handlung, die bloss von dem Einzelnen, sondern die von mehreren abhängig ist, die Rede; wiederum von einer solchen, die einen entscheidenden Einfluss auf das Leben des Einzelnen gehabt. Wenn wir von Gonella lesen, dass er vor Schrecken über eine bloss fingirte Todesstrafe, da sein Herr ihm bloss einen Eimer Wasser auf den Kopf schütten liess, starb, so wird man ohne weiteres glauben, dass Claus Hinze am Hofe des Herzogs von Pommern, wenn dasselbe von ihm erzählt wird, nicht aus Nachahmung so gestorben sei; so wenig wie der Thürhüter, der mit dem Kalenberger die Gabe getheilt, den an Tamerlans Hofe sich wird zum Muster genommen haben. So zeigt es sich auch hier, dass ein Mythus lebt, der keinem Individuum zugehört, sondern allgemein ist, der sich freilich aber immer in einem Individuum äussern muss. Derjenige aber war berufen, den Mythus oder die Sage besonders aufzufassen, in dessen Natur dazu eine eigene Empfänglichkeit gelegt war. In ihm ward wieder lebendig, was die Tradition verliehen, und was wir bei der ernsthaften Sage schon mannigfach beobachtet, das vermissen wir auch hier bei der scherzhaften nicht; sodann aber was das Individuum nicht gethan oder in ihm nicht zur Äusserung gelangen konnte, ward ihm dennoch hinzugegeben aus dem alten Schatz. Dazu kam

endlich das, worin das eigenthümliche Leben des Einzelnen sich kund gegeben, wodurch die Tradition besonders gefärbt und ausgedehnt wurde. Den Unterschied zeigt die Geschichte, dass früher der mythische Charakter bestimmter und reiner hervortritt, der später von der Anmassung des Einzelnen zurückgedrängt wird.

Es ist hier nicht der Ort, diesen wichtigen Gegenstand weiter auszuführen, nur soviel musste erwähnt werden, um diesen Gedichten ihren mythischen Charakter zu erwerben. Können wir also auf der einen Seite behaupten, Nithart, der Kalenberger haben wirklich in einem solchen Kreise und in solchen Äusserungen gelebt, so ist es auf der anderen wahr, dass sie mit Gonella, Brusquet, Eulenspiegel nur eine und dieselbe Person sind, nach ihrer Natur wieder im Einzelnen verschieden, und dass die Erfindung dieser Scherze keinem zugehört oder auch jeder ein gleiches Recht darauf hat. Manches wird sich aus dieser Ansicht erklären, eben weil mit den Menschen nicht die Dichtung starb, so sind die Angaben von ihrer Lebenszeit so verschieden und oft geradezu gegen die Chronologie; wie wir dieses bei Nithart bemerkt, so findet sich bei dem Eulenspiegel ein Gleiches, Flögel (461) wusste kein anderes Auskunftsmittel als zwei Eulenspiegel anzunehmen, welches, nur recht verstanden, auf den rechten Weg geführt hätte.

Was die Namen betrifft, so ist der des Nitharts unstreitig ein mythischer, er bedeutet einen neidischen, schadenfrohen, dergleichen Nithart in Beziehung auf die Torper war. Er sagt selbst von ihnen, Brent. Manusc.:

so ist mein gedenken,
wie ich s' mocht krenken
vnd geschenken
in' do mit,
das sie alle wurden krank:
darnach so stet mein Gedank;
so ist ir springen vnd ir sprank
gar geleich den pocken (Böcken).

Gayler von Kaisersperg braucht das Wort in dieser allgemeinen 1301
Bedeutung, und wir besitzen eine kleine Fabel in Handschrift, de nythardo überschrieben, welche, als Gleichnis von einer nei-

dieben Frau, von einem neidischen Hund handelt. Das Wort kommt überein mit dem nordischen, auch altdeutschen Niding und Nidingswerk. Wenn in den altdänischen Kämpeviser der Niflungenschatz auch einmal Nidingsskat genannt wird, so ist diese Verfälschung, darf man anders so sagen, des ursprünglichen Namens gewiss entstanden, weil sie einen passenden Sinn gab: beneideter Schatz, denn er wurde immer dem Besitzer missgönnt. Hierzu kommt endlich, dass Nithart selbst (im Brent. MS.) erzählt, wie er den Namen erhalten: als er, wie erwähnt ist, der Herzogin vorgestellt wurde, sagte der, welcher ihn an des Fürsten Hof zu bringen versprochen, dem es Nithart aber nicht verdanken wollte:

ir seyt ein geitig man,
ir solt mein gewartet han.
wie lang solt ich eur warten?
Sye schriben all: er heist neythard:
der nom mir da beruffet ward,
der muss mir do beleyben:
vil manig zeit vnd manig tag
kund ich in nie vertreiben.

Der Beiname Fuchs und Bauernfeind, den Aventin und die anderen noch anführen, mag von diesen selbst oder aus Volkssagen herrühren, es ist nicht unwahrscheinlich, dass der erstere von dem ziemlich gleichlautenden Reinhart Fuchs genommen ist; aus Nitharts Gedichten erhellt nicht, dass er ihn bei seinen Lebzeiten geführt. Viele von den bäurischen Namen in den Gedichten scheinen gleichfalls bedeutende und von ihm gebildete zu sein, z. B. Holenschwamm, Bolzmann, Pachenpaws (Pausbacken), Snabelraws, Lobenspot (im B. Ms.), Rumpholz, Krumpholz (Bodmer 79ᵇ). Dass Eulenspiegel ein symbolischer Name sei, hat Kanne neuerdings vortrefflich gezeigt. Der Pfarrherr vom Kalenberg ist zwar kein solcher, aber dass man nicht einig über den seinigen, beweisen die verschiedenen Angaben bei Aventin und Fugger.

Damit schliessen wir diese Recension; wir hoffen den darin vergönnten Raum nicht unnütz angewendet zu haben und bitten nur noch den Hrn. v. d. Hagen, wenn er dieses Buch fortzu-

setzen gedenkt, keins zu liefern, das dem vorliegenden gleich sei, in welchem das allein nicht schlecht ist, was nicht von ihm herrührt. [anonym.]

BONERS EDELSTEIN, 2485

in hundert Fabeln. Mit Varianten und Worterklärungen herausgegeben von Johann Joachim Eschenburg. Berlin, bey Unger. 1810. 325 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1812. Zweites Halbjahr. No. 311, am 14. December 1812. S. 2485—2487.

Der um die deutsche Litteratur verdiente Herausgeber theilt uns hier wieder einiges von seinen Bemühungen im Fache der altdeutschen mit. Im Besitz mancher litterarischen Hilfsmittel hätte er uns nur öfter mit seinen Arbeiten beschenken sollen, und wir müssen die Umstände bedauern, die ihn bis dahe: abgehalten. Hier liefert er Boners Fabeln in einer neuen Auflage, ein an sich verdienstliches Unternehmen, da die Zürcher Ausgabe schwer zu haben und ausserdem nicht ganz vollständig ist. Die Fabeln selbst verdienen alle kritische Sorgfalt; sind einige für den poetischen Eindruck zu kurz, so haben andere und nicht gerade wenige eine angenehme, gar nicht leere Ausführlichkeit. Sein ansehnlicher Apparat musste es dem Herausgeber erleichtern, der vorliegenden Ausgabe bedeutende kritische Vorzüge vor der Bodmerischen zu geben. Es fehlt daher nicht, dass in manchem der Text gewählter ist, ausserdem ist er durch die Interpunction, die bei Bodmer fehlt, erläutert, die wichtigsten Varianten der benutzten Quellen sind gesammelt, endlich aber, was dieser Ausgabe einen bestimmteren Werth gibt, es sind noch sieben neue Fabeln, nämlich 1, 95—100 (da bei Bodmer 24 und 25 durch Verzählen fehlen und 23 bei Eschenburg in 2486
2 Nummern abgetheilt ist, so laufen mit 26 die Nummern in beiden Ausgaben wieder beisammen), endlich Eingang und Schlussrede hinzugegeben. Wir haben den neuen mit dem Bodmerischen Text verglichen und mehrere Stellen gefunden,

wo wir diesen lieber beibehalten gesehen hätten; einige davon wollen wir zum Beweis unserer Aufmerksamkeit anführen.

S. 9. der wäre lustiglich und gut,
Bodmer: suesslich

besser und nothwendig, weil sich Bitterkeit und Süssigkeit V. 17 und 18 darauf beziehen. S. 28 spricht das Schaf zu dem Wolf:

du hast um ein Jahr unrecht gezahlt
ich bin nicht sieben Jahr alt.
Bodmer: du hast mir min jar unrecht gezalt
ich bin nit siben monat alt

scheint uns treffender, den Widerspruch besser hervorhebender; unmittelbar darauf heisst es:

du sprichst, dass ich den Bach trübe dir,
das ist nicht wahr, du trübst ihn mir
Bodmer: darzuo sprichst du, ich tröwe (draüe) dir
das ist nit war, du tröwest mir

hier ist die alte Lesart unstreitig die allein richtige, und die andere blos aus Missverständnis von tröwen entstanden, denn der Vorwurf des Wassertrübens ist schon vorher dagewesen und widerlegt worden, der Wolf hat aber so eben gesagt: was drohst du mir an den Leib? Warum fehlt gerade hier Angabe der Variante, wenn eine wirklich vorhanden ist?

S. 39. ein Thor bewährt sein Thorheit wol,
wann er ist der Narrheit voll:
mit den Weisen er schimpfen will:

Rec. liest den Bodm. Text also interpungirt:

ein tor bewart sin torheit wol:
wenn der, der narrekeit ist vol,
mit den wisen schimpfen wil,

daselbst ist das Schimpfwort meke, womit der Esel den Löwen anredet, mit dem schlechteren, aus Unverständnis herrührenden gek des Bamb. Drucks vertauscht. Alle Mss. haben jenes oder ein verwandtes Wort, das vielleicht mit dem schwed. meker, nach Ihre: ein weichlicher Mensch, der unmännlich redet, gleichbedeutend ist und mit dem isländ. meka unmännlich fein reden, womit glaublich mäckern und mäkern der Ziege zusammenhängt. S. 42 ist ziger Käsematte etwa ausgefallen.

S. 43. darum musst du sie alleine haben

Bodmer besser:

davon solt du die vorcht alleine haben.

S. 45. ohn Erbarmde war der Aar,
dess nahmen seine Kinder auch wahr,
wie die jungen Füchs nimmer waren froh
in des Aaren Hand also

bei Bodmer offenbar zusammenhängender und fliessender:

2487
an erbermde was der ar
noch minr sin kint; nemet war,
wie der jemer muige werden fro,
der in des argen hand also
kunt (d. i. kommt), da kein erbermde ist!

S. 49 mit einem Käs kam er geflogen, den er geraubt hatte, das Strasb. und vatik. Ms. lesen detaillirter und besser: den er gezogen von einem Speicher hatte. S. 55 ist treuten durch treten erklärt, es kommt aber von truten, [illegible] auch Bodmer liest, und heisst hier: Liebkosungen machen, was auch besseren Sinn gibt. S. 105 so kommen sie geflogen als die Brem. Bodmer: russent summend. S. 107 an Wonn an Freuden bin ich reich. Bodmer sprichwörtlicher und alliterirend besser: an wonn an weide. S. 108 du bist voller aller Bosheit. Bodmer: vol aller. S. 124 und er zerbrach. Bodm. uns bis. S. 227 dass es uns beiden freuen soll, wohl nur ein Druckfehler für beide.

S. 229. die Schalkheit ihnen sehr zerbrach
der gute man sich selten rach

Bodmer hat: zu süre brach, zur Säure, zum Bösen, ohne Zweifel richtiger, selten für selben blosser Druckfehler.

Ausserdem müssen wir recht sehr beklagen, dass Herr Eschenburg die Vorzüge seiner Arbeit wieder vermindert hat, indem er sich zu Gefallen einer gewissen Klasse von Lesern [hat] bestimmen lassen, von seiner früheren, in den Denkmälern altdeutscher Dichtkunst befolgten Weise abzuweichen und den Text zu modernisiren, nämlich die alte Mundart und (wie es heisst) unbehilfliche Orthographie in die neuere umzusetzen. Ein anderer Grund, der ihn nach der Vorrede dazu bewogen haben soll, ist offenbar unbedeutend, da man sich einige In-

consequenz in den Varianten lieber hätte gefallen lassen. Jemehr wir es auf der einen Seite loben könnten, dass der Herausgeber sich weniger als andere bei solchen Arbeiten erlaubt, namentlich kein altes Wort ausgestrichen, sondern unten in Noten erklärt hat, um so eher wird auf der anderen Seite ein Tadel daraus, weil er theils jenen Lesern sich zu weit entfernt gehalten, theils durch einen so geringen Vortheil sich verleiten lassen, von dem rechten Wege abzuweichen. Selbst das Abändern der alten Orthographie und der blossen Aussprache ist meistentheils misslich und nachtheilig. Hier mag noch eine rechte Kleinigkeit als Beispiel stehen, wie bloss die moderne Physiognomie den Sinn verrenken kann. S. 104 spricht das Ross zur Bremse: du Schwalbenaas, was ist dein Zier? Da das Wort aas sich jetzt auf eine speciellere Bedeutung eingeschränkt hat, so muss jeder ohne Kenntnis der alten Sprache dies hier für ein gemeines Schimpfwort nehmen, was nur Schwalbenspeise heisst und ein poetischer Ausdruck für Bremse ist.

Dass die Zürcher Ausgabe etc. durch die gegenwärtige überflüssig geworden, kann man also nicht behaupten, ohnehin hat jene durch einige andere Zugaben ihren eigenen Werth.

[anonym.]

951

DIE EDDA,

nebst einer Einleitung über nordische Poesie und Mythologie und einem Anhang über die historische Litteratur der Isländer. Von Friedrich Rühs. Berlin in der Realschulbuchhandlung. 1812.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang V (1812) Bd II, No. 61.62. S. 962—981.

Als die eigenthümlichste und auch am sorgfältigsten bearbeitete Idee der ganzen vorliegenden Schrift, insoweit sie der Untersuchung gewidmet ist, wird Hr. Prof. Rühs wahrscheinlich selbst diejenige nennen, wornach, was wir unter nordischer Poesie verstehen, für weiter nichts als eine Nachahmung der

angelsächsischen gelten kann. Man wird es dem Rec. erlauben, diese Idee herauszunehmen, um an sie zuerst eine nähere Betrachtung zu wenden. Die Ansicht wird aber folgendermassen aufgestellt: über die alte Poesie des Nordens lasse sich aus Mangel an Nachrichten nichts, kaum das Allgemeine sagen, dass sie einmal müsse vorhanden gewesen sein, weil selbst noch rohere Völker ihrer nicht entbehrt. Die angelsächsische habe sich schon frühe, zwar nicht aus sich selbst, sondern nach den Mustern der welschen Barden gebildet, und aus ihr sei durch Mittheilung die isländische entsprossen, eine aus fremdem Lande geholte Blume nur von den Gelehrteren gehegt; und wie diese Dichtung dem Geiste des Volkes entfremdet, so habe sich selbst die Sprache darin von der einheimischen losgerissen. Norwegen und Dänemark, an sich ohne Lieder, haben erst von Island aus einiges erhalten.

Grosse Übereinstimmung zwischen der angelsächsischen und nordischen Poesie, wie in der Sprache, ist nicht zu verkennen, und schon längst auch in jener Hinsicht, besonders von dem gelehrten Olafsen bemerkt worden. Begreiflich kann diese allein das Erborgen durchaus nicht beweisen, weil man mit gleichem Recht die Behauptung umdrehen und die angelsächsische für eine Nachahmung der nordischen ausgeben könnte, und es sind noch andere besondere Gründe nöthig. Diese gibt auch 962
Hr. Rühs als die eigentlich entscheidenden S. 113 ff. an. Erstlich nämlich zeige sich in der angelsächsischen Poesie eine gewisse Technik, namentlich die Alliteration, als ein charakteristisches Zeichen; dass diese aber in der nordischen, wo sie gleichfalls erscheint, ein fremdes Element, mithin von dort erborgt sei, folge daraus, dass sie nicht weiter bei dem germanischen Stamm, selbst nicht in altdänischen und altschwedischen Gedichten vorkomme. Zweitens: ein gleiches Verhältnis sei in der Sprache selbst sichtbar, „die isländische Dichtkunst habe eine Menge von Wörtern, die nicht in der gewöhnlichen“ (altnordischen und heutig isländischen) „Sprache, viel weniger in den übrigen Dialecten vorkommen, diese Wörter seien meistentheils angelsächsisch“.

Beide Behauptungen sind wichtig, und wenn sie als wahr

anerkannt werden müssen, geben sie Anlass zu bedeutenden Folgerungen, daher wir sie so genau als möglich prüfen müssen. Man wird zugeben, dass die Beweiskraft des ersten Satzes lediglich darin beruht, dass sich das Gesetz der Alliteration nirgends weiter findet und also etwas dem Angelsächsischen Eigenthümliches ausmacht. Sie wird demnach schon in etwas geschwächt, wenn wir bemerken, dass dieser Buchstabenreim in der finnischen (wie in den vorangehenden Paragraphen ausgeführt worden, hier aber vergessen scheint), dann auch in der celtischen Poesie vorkommt. Indessen die übrige ganz eigene alte Form, nämlich Fornyrdalag, worin die Alliteration im Angelsächsischen erscheint (denn in der finnischen Poesie bleibt die Alliteration in einer Zeile und verbindet nicht, wie im Nordischen, zwei Theile oder Abschnitte mit einander, in der celtischen ist sie nach Olafsens Probe S. 204 auf eine ganz von der nordischen verschiedene Weise angewendet) und die sich in der nordischen Poesie ebenso wieder zeigt, möge den Gedanken, dem wir ohnehin nicht Beifall geben könnten, entfernen, als sei dieses Gesetz von jenen Völkern eines anderen Stammes erborgt. Aber etwas anderes wirft sogleich die ganze Behauptung nieder, der Umstand, dass sich diese Alliteration im Fornyrdalag der angelsächsischen und nordischen Poesie auch in den beiden ersten
363 Denkmälern altsächsischer Dichtkunst zeigt, in den Evangelien und in dem Fragment von Hildebrand und Hadubrand. Dieser wichtigen Wahrheit gedenkt Hr. Rühs hier, wo sie hingehört, nicht, sondern hat sie lieber an einen anderen Ort (S. 80) gebracht und, so gut es gehen wollte, abgethan. Seinethalben bringt er die Hypothese auf, die Sachsen hätten gewiss eine sehr rohe Dichtkunst mit nach England gebracht, wovon der Beweis bloss in dem unterstrichenen Ausdruck liegt, und erst durch die welschen Barden sich gebildet, was durchaus ungegründet ist; dann führt er die Thatsache selbst mit den Worten ein, dass man noch keine „frühere“ Spur habe, wonach die Alliteration als ein „allgemeines“ Gesetz in Deutschland könne betrachtet werden und dass es „scheine“, sie sei in jenen altsächsischen Gedichten vorhanden. Wir versichern dagegen so bestimmt als möglich, dass es keine genauere Spuren geben

könne, dass es hier ganz gleichgültig, ob die Alliteration ein allgemeines Gesetz in Deutschland gewesen, es spreche noch mehr gegen ihn, wenn es bloss bei den Sachsen gegolten, was übrigens zu leugnen ist, und dass in diesen Gedichten nicht bloss dem Namen nach, sondern unzweifelhaft das angelsächsisch-nordische Metrum vollständig vorhanden sei. Wie in dem Bamberger Manuscript der Evangelien, ist in dem Casselischen die Alliteration sogar durch Punkte angedeutet, und es fällt gar nicht schwer, das Gedicht darnach abzusetzen. Eine weitere Hypothese des Hrn. Rühs, diese Gedichte „möchten vielleicht" von einem Geistlichen verfasst sein, der sich das Muster bei den Angelsachsen geholt, verdient keine Antwort. Endlich aber ist in einem dritten und zwar fränkischen alten Gedicht die Alliteration eben entdeckt und in der neuen Ausgabe jenes Casselischen Fragments entwickelt worden. Ausser dieser altdeutschen Alliteration zeigen sich auch in den faröischen Kämpeviser oder Rimur hin und wieder kenntliche Spuren davon, was Hr. Rühs aus Olafsen (S. 200 § 20) hätte lernen können, falls er es nicht absichtlich hintangesetzt. Er bringt auch noch für seine Meinung vor, in England habe sich die Alliteration, nachdem der Reim schon eingeführt, noch bis ins 16. Jahrhundert erhalten; in den altdänischen, schwedischen und norwegischen, sowie in den dänischen Kämpeviser herrsche aber nur der Reim. Es ist auch hier das ganze wahre Verhältnis übersehen: wie in 964
England findet sich im Norden, und noch später, Alliteration, auch in Verbindung mit dem Reim (worauf Runhend beruht), selbst in ganz späteren deutschen Gedichten, beides als Spielerei vereinigt. Was sich gereimt zeigt, nämlich in dem einfachen unmetrischen Reimpaar, sind Übersetzungen und Umarbeitungen solcher Gegenstände, z. B. des Gesetzbuches, die aus innerer Nothwendigkeit kein Metrum hatten. Diese Art von Abmessung war allgemein verbreitet, und man kann sie eher wie den Anfang der Prosa, da man auf diese Weise sich bequem gebunden fand, denn als zur Poesie gehörend betrachten, und sie hat überall fast als Gegensatz zu dieser bestanden. In diesen altdänischen Gedichten verhält es sich zu der ursprünglichen Alliteration, wie etwa das Versmass der altdeutschen

aus dem Welschen übersetzten zu der epischen Strophe des Nibelungenlieds. Indessen was wieder auf den ersten Blick die Sache entscheidet und was wir Hrn. Rühs als ein unredliches Verschweigen anrechnen, da es ihm nicht konnte unbekannt geblieben sein, ist der Umstand, dass sich in der englischen Poesie genau dasselbe Verhältnis wieder findet, wie in der nordischen; die alten Gedichte: Horn Child and Maid Rymenild, Übersetzungen wie Ywaine and Gawin, Chronicle of England usw. (bei Ritson metrical Romances), so alt und noch älter, wie jene altdänischen und altschwedischen, sind sämmtlich in diesem Reimpaar gemessen; ausserdem aber existiren noch frühere Gedichte, besonders in dem normännisch-sächsischen Dialekt, nicht aber in kurzen unmittelbar reimenden Zeilen, sondern auch in längeren, jener epischen Strophe ähnlichen; selbst das Fragment von Judith enthält einmal einige Reime; dies alles war bei Hickes zu finden. Endlich das Silbenmass der altdänischen Kämpeviser stimmt aufs genaueste überein mit dem der altenglischen und altschottischen Balladen bei Percy und Scott. Man wird sehen, ob Hr. Rühs den Dänen deshalb das Eigenthumsrecht an ihrem schönsten Volksbuch streitig macht; er hat nun auch die Frage für England zu beantworten, wie es sich denken lasse, dass man eine einheimische und gewohnte Versart mit einer fremden und schwierigen vertauscht? Sie führt vielleicht auf gute Gedanken über das Wesen der Alliteration.

965 Mag diese eine Stütze nichts aufrecht erhalten, so kann vielleicht die andere mehr tragen. Es kommt hier darauf an, zu beweisen, dass eine grosse Anzahl Wörter, die in der nordischen Poesie vorkommen, sich weder in der nordischen Prosa, noch in einem anderen Dialekt der germanischen Sprache finden, sondern lediglich in der angelsächsischen. Hr. Rühs führt zwei Seiten (116. 117) solcher Wörter an, und zwar als die wichtigsten, welche zu reichen würden, diesen Beweis zu führen. Rec. darf es sich nicht erlassen, sie einzeln durchzugehen, da alles auf ihre als der Repräsentanten Richtigkeit ankommt. Es macht einen schlimmen Eindruck, dass die beiden ersten schon übel gewählt sind: Bart und Bior: Bart und Bier,

denn es findet sich in denselben deutschen Wörtern sogleich der Beweis, dass ein anderer Zweig der Sprache sie noch hat, und darum allein schon gehören sie nicht hierher. Will man, wie unser Verf., schliessen, so dürfte man sich eben so gut die Behauptung erlauben, dass aus dem Deutschen und nicht aus dem Angelsächsischen das Wort nach dem Norden gekommen. Weiter sind beide Wörter durch viele Sprachen verbreitet, lat. barba, slav. mit umgekehrten Buchstaben: brada, s. Adelung; Bier franz. biere, engl. beer, ital. bira. Endlich wird das Unglückliche der Wahl durch den Zufall vollendet, dass das Wort, was die Dänen und Schweden für Bart gebrauchen, Skegg, Skiäg, nicht nur ausserdem den Isländern eigen ist (s. Gudmund Andreä), sondern auch den Angelsachsen: Sceaga und sceacged, isl. skeggiadr bartig, comatus. — Biolla kommt von baula, belja, schwed. bälla, deutsch: bellen; bei den Minnesängern und in Gerhards von Schueren Teutonista kommt noch Belle für Schelle, Glocke vor; wie bei uns hat das Verbum die Bedeutung von sonorem Klingen jetzt verloren. Klocke und das schwed. Klocka, das Hr. Rühs dagegenstellt, ist aber wiederum nicht nur isl. Klocka, sondern auch angels. Clok. — Blota bezieht sich auf das heidnische Opfer und heisst wörtlich: bluten, Ulphilas und andere haben noch blotan für opfern. — Blika hat in der nordischen Sprache eine doppelte Bedeutung: eine transitive, anblicken, und intransitive, deutsch: blinken, schwedisch: blinka; welche 966 auf diese Weise in den anderen Dialekten mit richtigem Gefühl unterschieden ist, offenbar ist blinka dasselbe Wort, ausserdem aber ist die intransitive Form auch im Altdeutschen durch blicken ausgedrückt, denn das Junius. Gloss. hat pleckazzan micare und blic fulgur. — Dyna; erstlich ist das deutsche tönen dasselbe, dann aber das Wort auch schwedisch dona und im Gedicht vom Heil. Anno diunan vorhanden. — Erja pflügen, schwed. äria, altdeutsch: eren. Man sieht, wie schnell Hr. R. sich entschieden, wenn das Glossar nicht gleich unter demselben Buchstaben das Wort gab. — Färth Kriegszug, altdeutsch: Färd, Kämpeviser S. 91. Deutsch: Fahrt. — Faxi Mähne, Cotton. Evangelien: Fahs (b. Nyerup Symb. ad

litt. teut. p. 135), altfriesisch: Fax (Asegabuch S. 186), Willeram und Junius. Gl. Vahs, im heutigen Deutsch: der Fahsen. — Fiadrhamr Federgewand, Fragm. von Hildebrand: garutun se iro guthamun, bereiteten sich ihre Kriegskleider; altdänisch: Ham, Kämpeviser und schwedisch eben so. — Fiör Leben, vigor, schwed. Fior. — Freah soll heissen: isl. Frekr, Herr, ist das dänische frek, fräk, das deutsche frech, was eine edle Bedeutung hatte, daher Herr. — Frega soll heissen: isl. fregna, das Wort hat im Nordischen eine transitive Bedeutung: interrogare und intransitive: percipere, interrogando percipere, s. Gudmund. Im Schwedischen sind beide vorhanden und durch das eingeschobene n unterschieden: fräga interrogare und frägna percipere; wir Deutsche haben das Wort nur noch in der transitiven Bedeutung: fragen. Ähnlich ist es mit dem dänischen spörge, das sonst auch noch vernehmen hiess, wie es Kämpeviser S. 241 V. 21 gebraucht wird, jetzt bloss fragen. — Galldr Zauberei (durch Schrei, Gesang), wörtlich: Gegälle, von gellen, schwed. gälla, dän. gale. — Geta anschaffen, aber auch erinnern, verbinden in Gedanken, daher das isl.: Geta Räthsel, dän. Gaade. — *Grey Jagdhund, altdeutsch: greit begierig, und das glossar. Eddae Säm. bemerkt schon Verwandtschaft mit dem belgischen gray, vorax. — Grithi, gratia, friesisch: great; auch sehr wahrscheinlich mit Friede
967 ein Wort, nur durch eine nicht ungewöhnliche Verwechslung der Buchstaben F und G unterschieden. — Hildi Krieg, altdeutsch in dem Fragment von Hildebrand: to dero Hiltu zu ihrem Kampf; das Wort kommt von hialla, hallen, ist in dem verwandten Held und noch näher in vielen Eigennamen, z. B. Hildegunde, Hildebrand vorhanden. — Hlustan soll heissen isl. hlusta, das deutsche lauschen ist dasselbe, altdeutsch: laussen. — Hräf, eigentlich Hrä, Leichnam, angels. Hreaw, findet sich auch altdeutsch: bi Hrahanen am Leichnam, Fragment von Hildebrand; ferner: Reue (bei Ottfried) und Re (s. Oberlin), hernach ist es mit dem deutschen Reff, Riff in seinen mannigfachen Bedeutungen verwandt, ferner mit dem schwedischen Röf. Eines der unglücklichsten Beispiele, da das Wort durch die ganze germanische Sprache sich

ausbreitet. — Kiölr Schiff, dänisch: Kiöl, deutsch: Kiel. — Klökgua seufzen, dänisch: klukke, deutsch: glucken. Hätte Hr. Rühs nur Olafsen S. 75 angesehen, so würde er dies Wort schon haben streichen müssen. — Kne cognatus, altdeutsch: Cnuosl Geschlecht, Fragment von Hildebrand, dann ebenso: Kne auch altfriesisch Asegabuch 36. 116, ferner deutsch: Knän. s. Roman vom Simplicissimus aus dem 17. Jahrhundert. Verwandt ist das altdeutsche Kunne, Kynne genus, dän. Kiön. — Lid Getränk, Ottfried und Notker: Lid Getränk, Ulphilas: Leithus Obstwein. — Lokr Säge, isl. und schwed. luka, lösen, auflösen, deutsch: lockern, locker machen, welches mit sägen zusammenkommt, ferner ist Lücke, Loch und löchern damit verwandt. — *Mäkir, Degen, mit dem griech. und lat. machaera verwandt. — Mäla femina, angels. Mevola, Ulph. Mavi und diminut. Mavilo, deutsch: Magd, Maid, dän. und schwed. Mö, s. Adelung. — Meithmar Gut, Geschenk; Ulphilas: Maithms, altdeutsch: Miete. — Mögr Sohn, cognatus, schwed. Make, altdeutsch: Mage. — Mund, Hand, in der Bedeutung von Hand, Mass (übereinkommend mit palma) in lege Ostrogothorum, s. Ihre h. v., auch altdeutsch, s. Munti, Docen Miscellen I, S. 226. — Nagli Schlüssel, dän. Nögl; aber Nagli heisst isländ. auch clavus und ist das deutsche und schwed. Nagel und dän. Nagle (das dän. Nögl und Nagle verhält sich zusammen, wie 963
das lat. clavis und clavus); Spik, was Hr. Rühs für den einzigen schwedischen Ausdruck zu halten scheint, heisst ebenso erst clavus, Spitze, Speiche und dann auch clavis. — *Nar Leiche. Ulph. Naus der Todte. — Oedlingr nobilis, altdänisch: Aedeling, s. Elskovsviser, deutsch: Edler, altdeutsch: Edeling. — *Ossi unsere, im deutschen und dän. pronom. person. os, unc. — *Räsir Fürst, eigentlich Gewaltiger, altdeutsch: Räser, Rässer, muthiger, von räs, räss acer, s. Oberlin. Peringskiold in den Noten zu Cochlaei vita Theodorici p. 263 führt die Inschrift ressmadr, tapferer Mann, auf einer westgothischen Münze an, sie steht unter dem Bildnis des Königs. — Reke Held, auch altschwedisch in Beispielen gezeigt von Ihre, altdeutsch: Recke. — Rönd Schild,

der Theil steht hier nur für das Ganze, so viel als Schildes-Rand, wie häufig in den altdeutschen Gedichten. — Sefi Gemüth, in mannigfache Worte übergegangen und verwandt mit dem schwed. Sef, Sefe, Ruhe, und als Adject. pacatus, der sanftes Gemüthes ist. — Seggr heisst eigentlich: qui gladio utitur, dann vir und poetisch: Kämpfer; es kommt aber von sega, schwed. säga, deutsch: sägen und entspricht dem deutschen Säger. — Skirr, schwed. skir und skär. — Snotr klug, Ulph. snutrs, noch heute in Småland: snoter. — Spor, dänisch: Spor, Spör, schwed. Sporr, altdeutsch: Spur. — Sunna, Sonne, Ulph. Sunna; dass das Wort auch sonst in Schweden und Dänemark bekannt, beweist Sundag und Söndag für Sonntag. — *Thengil, Herr: wahrscheinlich so viel, als Redner, der Recht spricht, von Thinga Recht sprechen, welches Wort in Thing durch alle nordische Dialekte geht. — Thylr soll heissen isl. Thulr, Redner, deutsch: Erzähler, dänisch: Taler (s. Olafsen S. 7 und 72), dann im dänischen tale reden, im niedersächsischen tellen; verwandt auch mit dahlen. — Thverra, verderben, kommt von quer, was quer geht, dies Wort aber ist in allen germanischen Dialekten: über twär als contrarius s. Ihre. — Tungl (Himin-
969 tungl) Gestirn, schwed. Tungel, s. Ihre, der die Allgemeinheit des Worts und die Abstammungen bemerkt, z. B. tunglsiukr, mondsüchtig. Aber merkwürdiger Weise kommt derselbe Ausdruck Hebentungal schon in den altsächsischen Evangelien vor (s. Docen Miscellen II, 13), und es ist noch zu entscheiden, ob nicht das Wort mit unserem Zünglein übereinkommt und ursprünglich Himmelszunge, ein sehr poetisches Gleichnis für Stern*), ist. — Vang formirt von Anger durch vorgesetztes V, dänisch: Eng, Wiese. — Verja, umgeben, dänisch: värge, deutsch: wehren.

Ein Wort ist übrig, das wir in keinem anderen Dialekt als in dem angelsächsischen wieder finden, mithin das einzige, welches Probe hält: Sigli das Halsband, und hier klärt es sich vielleicht noch auf, dass es mit unserem: Siegel zusammenhängt, welches sich schon bei Ulphilas findet. Nimmt man

*) [S. Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, S. 140.]

auch die fünf einigermassen zweifelhaften (darum mit einem Stern bezeichneten) dazu, so wird doch niemand glauben, dass eine so kühne Behauptung, wie die des Herrn Rühs, darauf ruhen könne. Davon wünscht nur Rec. durch diese Widerlegung überzeugt zu haben, dass Hr. Rühs nicht im Stande ist, ausserdem ein langes Register von Wörtern, die seine Ansicht erhalten können, aufzustellen, und dass es mit den übrigen sich nicht besser, eher wo möglich noch schlechter verhalten wird; da er es indessen zuversichtlich behauptet, mag ausdrücklich gesagt werden, dass eine in der That zu oberflächliche Kenntnis der altnordischen und neueren Sprachen sich hier gezeigt, ja es bleibt unbegreiflich, wie bei der geringsten Aufmerksamkeit Wörter, wie erja, Färth, Fior, skirr, Spor, snotr, haben können aufgeführt werden. — Was die Sache selbst betrifft, abgesehen von der Hypothese des Herrn Rühs, die freilich zu Grund gehen musste, so ist es an und für sich nicht so schlimm damit, wie es hier aussieht, und es mag sich leicht mehr als ein Wort im Nordischen finden, das sich im Angelsächsischen nur noch erhalten hat: ein Paar Betrachtungen darüber gehören zur Vollständigkeit unseres Urtheils.

Es ist gewiss, dass, als die tiefe Quelle der germanischen Sprache in ihre Ströme ausgieng, diese Ströme eben durch einen Trieb nach einer besonderen Richtung, der in ihnen vorherrschte, geworden sind, denn alles verlangt bei dem Zusammenhang mit 970
dem Grossen und Einen wieder sein eigenthümliches, ihm allein zugehöriges Leben; ferner, dass dieser Trieb durch seine Kraft, die Ströme, die anfangs noch neben einander flossen, mit der Zeit immer weiter von einander trennte. Dieses Verhältnis ist ohne Widerrede in der Geschichte eines jeden Sprachstammes sichtbar; je weiter wir zurückgehen, desto mehr nähern sich die Dialekte. Die einfache Folge davon ist, dass jeder Dialekt etwas besitze, das ihm ganz allein zugehöre, derjenige aber der erste zu nennen, der das Meiste in seinem Bett zusammenfassen und behalten konnte, oder, um ein anderes Gleichnis zu gebrauchen, der; wenn er zur Vergleichung neben die anderen gestellt wird, am wenigsten Schulden hätte (borgen müsste), ebenso auch auf der anderen Seite, dass kein einziger bloss Passiva ohne Activa habe. Die zweite Folge ist, dass in jedem

Dialekt sich jedes denkbare Verhältnis zu den übrigen finden kann, in einigen reichen auch wird, welches nur allzeit in sich, und oft ungemein verschieden sein mag: also wird jeder etwas besitzen, was er nur noch allein hat, anderes, was er nur mit einem einzigen theilt, bis auf das, was nur einem einzigen fehlt, in allen möglichen Abstufungen. Es würde leicht sein, Beispiele von Wörtern zu geben, die sich nur noch allein im Altdeutschen, von solchen, die sich nur noch in der altdeutschen und altnordischen [Mundart] finden, usw. Diese Verhältnisse beziehen sich aber nicht bloss auf Wörter, sondern auf alles, wodurch ein Dialekt besteht, jede grammatikalische Eigenthümlichkeit, Umlaut, Erweiterung oder Zusammenziehung gehört hierher. Es ist beiläufig daraus klar, dass das Ganze nur aus dem Zusammenfassen einer jeden Äusserung der ursprünglichen Idee, mithin aller Dialekte, verstanden und durch dieses Verständnis, das wiederum verbindet, was die Zeit getrennt, eine historische Stärkung, freilich aber keine absolute Gesetzgebung gewonnen werden kann, die sich überhaupt die Zukunft verbittet. Nehmen wir dieses Verhältnis grösser und betrachten den germanischen Stamm wieder nur als einen Zweig eines anderen (wem dies entgegen ist, der sehe hier, wo nichts darauf ankommt, nur ein Gleichnis, welches das unleugbare Factum von der Übereinstimmung der germanischen Sprache mit der indischen, per-
911 sischen, griechischen und römischen auf diese Art aufstellen will); so folgt daraus, dass in jedem Dialekt auch wieder ein besonderes Verhältnis der Annäherung und Entfernung zu jenen grösseren Zweigen sich finden muss und darin nur durch diese erläutert werden kann. — Diese Sätze, die freilich einer ausführlicheren Entwickelung fähig sind, auf unseren Fall angewendet, ist es eines Theils bei der überhaupt schon bemerkten Ähnlichkeit der nordischen und angelsächsischen Poesie und bei ihrem Alter zu erwarten, dass eine gewisse Anzahl Wörter nur noch in beiden sich erhalten und darum diese Anzahl vorzugsweise beträchtlicher sein müsse, als bei der Übereinstimmung mit anderen Dialekten und Sprachen, wo eine solche Annäherung nicht statt gefunden. Auf der anderen Seite ist es eben so klar, dass nichts verkehrter sein würde, als der Schluss auf ein Er-

borgen von irgend einem Theil, denn man müsste sogleich die mit anderen Sprachen übereinkommenden Wörter für fremdes Eigenthum erklären. (Überhaupt sollte man mit der Meinung von zufälligem Erborgen, wodurch alle in sich nothwendige Entwickelung, die zumal im Alterthum nichts hat abhalten können, ausgeschlossen wird, vorsichtig sein; uns wäre, wenn wir den Reichthum der altnordischen Mythe und Sagendichtung betrachtet, schon der Gedanken niemals möglich gewesen, das alles für die Folge eines fremden, todten Abborgens zu betrachten; viel kann eine Lüge vernichten, aber nichts aufbauen, und diese Bemerkung allein wäre dem Rec. genug gewesen, die Ansicht des Herrn Rühs für ungegründet zu halten; Rec. möchte aber gern andere davon überzeugen — wenn er auch nicht hoffen darf, diesen Gelehrten selbst — und darum muss er ausführlich sein.) Eine solche Ansicht geben schon allgemeinere Gründe, indessen sehen wir glücklicher Weise die Sache durch eine genaue Untersuchung eben so entschieden in der mehrmals genannten, fleissigen und gelehrten Preisschrift von Olafsen. Er betrachtet darin unter anderen die Sprache der altnordischen Dichtung erstlich in dem Verhältnis zu ihrer eigenen Prosa; nachdem er (S. 74—80) in recht genauem und schätzbarem Detail mitgetheilt, was sich bloss in der nordischen Poesie, nicht in der gewöhnlichen Sprache findet, dennoch aber aus dem Kern der Sprache gewachsen ist, kommt er auf die Wörter, die fremden Ursprungs sind, solche, die man für Über- 972
bleibsel einer vorgothischen Sprache gehalten, wovon er aber meint, sie seien von allen Seiten von Slaven, Finnen usw. gekommen, dann die griechischen Ursprungs, lateinischen, hienach angelsächsischen, doch sind es hier nur solche Wörter, welche die angelsächsische Prosa und nordische Poesie gemein haben, unten (S. 233) theilt er dann die Wörter mit, die sich in der angelsächsischen und nordischen Poesie allein finden, nicht in der Prosa beider Völker, ferner (S. 236) diejenigen, welche die angelsächsische Poesie bloss mit der isländischen Prosa (der umgekehrte Fall von der Behauptung des Herrn Rühs), nicht mit ihrer eigenen gemein hat. Oben werden endlich noch Wörter aus der wallisischen und finnischen Sprache

zu erläutern gegeben (Herr Rühs bemerkt S. 115 in der Note, dass von den letzteren die meisten müssten gestrichen werden, wir bedauern, dass gerade bei diesen willkommenen Berichtigungen der Raum gespart worden).

Eine solche ausführliche Darlegung des wahren Verhältnisses, wobei die besondere Übereinstimmung der nordischen und angelsächsischen Poesie in ihr richtiges und gemildertes Licht kommt, scheint den Gedanken an eine so übertriebene Hypothese kaum möglich werden zu lassen, und wir können den Anlass dazu nur in der Unbefangenheit suchen, welche die Vorrede an dem Verfasser rühmt. Der einzige Tadel, der Olafsen trifft, ist, dass er nicht genug Rücksicht auf die deutsche Sprache genommen, sei es aus Unkenntnis, oder weil er nur Scandinavien im Sinn hatte. Es lassen sich überall, wo er das Nordische nur noch im Angelsächsischen oder umgekehrt findet, viele Wörter aus dem Deutschen erklären. Zum Theil ist es schon vorhin bei den Proben des Herrn Rühs geschehen, da wir eine gute Anzahl seiner Wörter auch bei Olafsen antreffen; hier mögen als Beispiel noch ein Paar andere folgen: Renn Fluss, angelsächsisch Rin, deutsch: Rhein, von rinnen; wir bemerken dies Wort zuerst, weil Hr. Rühs daraus abnehmen kann, dass es an sich nicht die deutsche Abkunft des Wolsungencyklus beweist, wie er (S. 102) glaubt. — Nefi Schwestersohn, angelsächsisch Nefa, deutsch: Neffe. — Nift Schwestertochter, angels. Nift, altdeutsch: Niftel. — Vagr fluctus, angels.
973 Väg, altdeutsch: Vag. — Heimir domesticus, angels. homora, deutsch: heimisches. — Litr vultus, angels. Ulite, deutsch: Antlitz. — Fria amare, angels. frion, altdeutsch: Friedel Geliebter, dann auch frien. — Feigr todtwund, angels. fäg, altdeutsch: vaig, veig usw. Die Wörter, die vorerst übrig bleiben, werden sich gleichstehen, und die angelsächsische Poesie eben so viel aus der nordischen Prosa, als die nordische Poesie aus der angelsächsischen Prosa enthalten, und daher jede Meinung von dem Erborgen der Poesie, welche Seite man nun zum Original macht, augenblicklich abweisen.

Wir nehmen gleich eine andere Ansicht aus dem Abschnitt

über Mythologie zur Betrachtung hierher, da sie gleichfalls eine Folge der bis jetzt besprochenen Hypothese ist. Hr. Rühs behauptet nämlich (S. 137), wo er griechisch-römische Mythologie in der nordischen entdeckt hat, erstlich, die Angelsachsen hätten viele Namen der römischen Mythologie übersetzt und von diesen die Isländer sie wieder angenommen; zweitens, die Isländer hätten andere mythische Ausdrücke aus der angelsächsischen Sprache geborgt, die sich weder in ihrem noch verwandten Dialekten wiederfänden. Schon sicher durch die obige entscheidende Beweisführung, geht er hier leicht an der zur Begründung der neuen Sätze nöthigen vorüber. Was den ersten betrifft, so wird zuerst Walkyre (Todtenwählerin, wir haben bekanntlich die Worte noch in Wahlplatz und kühren) für eine Übersetzung von Bellona ausgegeben; hätte er gesagt, es sei etwa dieselbe Idee, so wäre ein Sinn vorhanden, so aber könnte man eben so richtig Walhall für eine wörtliche Übersetzung von Elysium ausgeben; die folgenden Beispiele sind nicht schlechter und mögen nachgelesen werden. Die zweite Behauptung setzt unseren vorhin ausführlich behandelten Fall voraus, und wir müssen uns wohl wieder darauf einlassen. Othin heisst nicht Tir (was einmal richtig eins von den Wörtern ist, das wir bis jetzt nur im Nordischen und Angelsächsischen finden), nur in einigen Beinamen kommt ein ähnliches Wort vor, dahin gehört Vera-tyrr, wo es aber Helfer heisst und sich von ek tiai ich helfe ableitet; bloss in Farma-tyrr und Hanga-tyrr will das gloss. Eddae Säm. das Wort von Tir (dieses von tyrannus) abstammen lassen, weil es sonst keine 974
Bedeutung herauszubringen weiss. — Im Angelsächsischen heisst nicht Thundr, sondern Thunor der Donner, sollte daher Jupiter der Donnerer genannt werden, so war natürlich kein anderes Wort als dieses zu gebrauchen. Hr. Rühs möchte den Satz erzwingen, Othin habe seinen Beinamen Thundr durch die Angelsachsen von Jupiter erhalten. Entweder bedeutet aber Thundr hier wirklich Donner, so ist das Wort nicht entlehnt, da es im Deutschen und in dem noch heute üblichen schwedischen Dunner allgemein für jedes Geräusch vorkommt; indes ist dies nicht wahrscheinlich, da man im Norden das

besondere Geräusch beim Gewitter, des (Donnergottes) Thors Ton, schwed. Tordön, dän. Torden nannte; — oder es heisst Thundr so viel als Bogen, wie das Wort wirklich im Isländischen üblich und von thenia spannen abzuleiten ist (s. gloss. Eddae Sām.) — Hrimfaxi und Skinfaxi: da oben schon gezeigt ist, dass Faxi auch in anderen Dialekten vorhanden, fällt die hier gemachte Behauptung von selbst. — Dass Mimir kein aus dem Angelsächsischen erborgtes und dem Norden fremdes Wort sei (wiewohl wir gern zugeben, dass das angelsächsische meomor peritus damit übereinkommt, wie auch das gloss. Eddae S. bemerkt), geht schon daraus hervor, dass es in anderen offenbar verwandten Namen erscheint: Mimer ein kluger Schmied, Wilkina-Saga, Mimmering ein kluger zwerghafter Kämpfer, altdänische Kämpeviser. Dann ist die Ähnlichkeit mit dem latein. und griech. Mimas zu erwägen; endlich glaubt Rec., dass es zu einem Geschlecht gehört mit schwed. Minne Andenken, dän. Minde und dem latein. memor und memini. — Ist die Benennung der Nornen noch nicht aus dem Scandinavischen erklärt, so ist es ihr anderer Namen: Disir noch weniger, und zu diesem wird Hr. Rühs nicht einmal eine so erzwungene Erläuterung aus dem Angelsächsischen wie zu jenem aufbringen; endlich aber wird die Behauptung dadurch abgewiesen, dass der dritte Name der Nornen Fylgior die Folgenden (die den Menschen geleiten) sehr wohl aus dem Nordischen, wie aus allen germanischen Dialekten zu erklären und allgemein gebräuchlich ist in den Denkmälern. Es begreift sich übrigens, dass in den Namen,
975 zumal in den mythischen, sich die ältesten Wörter erhalten mussten; haben wir doch noch einen Wigand, aber vig Kampf und vigen ist längst untergegangen, während es im Nordischen fortgedauert. — Niflheim heisst Nebelheim, und ist an ein Erborgen nicht zu denken. — Die unglaublichste Anmassung ist indessen die letzte, wo geradezu behauptet wird, es sei „ohne allen Grund", die drei Nornen Urd (urdu es ward von Verda werden), Verdandi (regelmässiges Participium von Verda das Werdende) und Skuld (Schuld, was soll, wird, von skulu, womit bekanntlich noch heute im Isländischen, Dänischen

und Schwedischen das Futurum formirt wird) durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erklären. Dafür gibt Hr. Rühs folgenden Aufschluss: Urd sei Wyrd, das Schicksal, fatum, aber dasselbe Wort, das auch im Angelsächsischen (word) und Altdeutschen (uyrd, wurt) existirt, heisst im Isländischen orth. Verdandi soll das Bewachende heissen, aber das nordische und angelsächsiche Wort, das Hr. Rühs im Sinn hat, heisst verja wehren und müsste verjandi bilden. Skuld soll von skyldan beschützen herkommen, und demnach wäre die dritte Norne nur eine unnütze Wiederholung der zweiten, aber im Nordischen lautet dasselbe Wort schilden skiola [skyla] und das Substantivum Skioldr Schild und nicht Skuld.

Die Widerlegung solcher allzu leichtsinniger Behauptungen führt etwas Unangenehmes mit sich, weil man die Mühe zu etwas Fruchtbarerem möchte angewendet haben. Indessen hat sich Rec. nichts erlassen wollen und er glaubt, was hier neu oder vielmehr in dieser Zusammenstellung neu erscheint, hinlänglich betrachtet zu haben, so dass er sich einen Gegenbeweis eben so genau ausbitten darf. Diese Hypothese von der angelsächsischen Abkunft der nordischen Poesie macht die Hauptsache des zweiten hier gelieferten Abschnittes aus, der von der Poesie handeln soll, ausserdem geht noch voran ein Abschnitt über nordische Geschichte und Cultur und folgt einer über nordische Mythologie. Da, wie Eingangs gesagt worden, die recensirte Idee noch die sorgfältigste Ausführung erhalten, so wird man hier keine eigentlichen Untersuchungen und neue Resultate erwarten. Hr. Rühs hat gute, auch wohl seltene Bücher benutzen können, aber von eigenem Quellenstudium 976
und genauem Arbeiten, um es gerade herauszusagen, haben wir keine Spur gefunden. Es scheint auch kaum möglich, in einem so beschränkten Raum sie mitzutheilen. Der Zusammenstellung des Glaubens über Elfen und Zwerge wollen wir, weil wir auch etwas Geringes nicht verschmähen, dankbar erwähnen, wiewohl sie so wenig genau und vollständig ist, dass Rec. allein sie zu einem eigenen Buche vermehren könnte. Für die Nachrichten über finnische Poesie haben wir dem Verf. schon bei seinem Werk über Finnland gedankt, wo sie ausführlicher und

darum besser stehen; dieser Auszug gehört nicht hierher. Was auch sonst vorgetragen wird, ist von anderen schon so ziemlich gesagt oder geglaubt worden, das Ganze ist auf jene widerlegte Hypothese zugeschnitten, daher wird die Anordnung bei der nächsten Wiederholung anders ausfallen müssen, selbst wenn Hr. Rühs neue Gründe für seine Meinungen entdeckt.

977 Man wird daher dem Rec. nichts vorwerfen können, wenn er die beiden anderen Abschnitte weder betrachten noch widerlegen will. Gegen die darin herrschende Ansicht hat er sich aus Gründen und bestimmt in einer anderen Recension dieser Jahrbücher (Schriften über nordische Mythologie 1811. No. 49. 50) [= oben S. 14—32] erklärt und kann darauf verweisen [1]); es wird genug sein, wenn er sich hier eben so bestimmt als Gegner des Hrn. Rühs zu fast allen in dieser Schrift aufgestellten Behauptungen nennt und keine einzige bedeutende für erwiesen erklärt. Was soll man auch dazu sagen, wenn es in dem Eingang der Abhandlung über die Mythologie heisst, sie sei nicht als alter heidnischer Glauben des Volks, sondern als Hilfsmittel zur Dichtkunst,
978 d. h. vorsätzliche, leere Erdichtung auf uns gekommen, darauf müsse man halten, wenn des Verf. Meinung bestehen sollte? Kann es, wo wir nur Christen darüber sprechen hören, anders sein, als dass jeder versichert, dies sei die wahrhaftige und glaubwürdige Religion nicht, sie dürfe man nicht für das Leben, nur für die Dichtkunst noch benutzen; nur den Glauben selbst nannte man irrig, niemand hat das frühe Dasein desselben geleugnet. Zeigt sich in den Gedichten selbst eine Spur, dass

[1]) Wir können auch wegen der hier gelieferten Übersetzung der jüngeren Edda dorthin verweisen, da sie aus der dänischen, nicht aus dem Original entstanden ist. Hr. Rühs gibt sie noch, nachdem er die Edda schon vernichtet zu haben glaubt, zu grösserer Bekräftigung: diese Beweisführung könnte uns die liebste sein, denn wir brauchten nur zu bitten, das alte Denkmal mit den Behauptungen des Hrn. Rühs zusammenzuhalten. Indessen geht dies nicht ganz, weil zum Studium diese Übersetzung nicht zu empfehlen ist und dazu das Original nöthig bleibt. Das Ganze ist nicht urkundlich abgefasst; einem schwierigen Ausdruck wird durch einen allgemeineren ausgewichen, gleich Refels Steig in der ersten Fabel durch fernen Weg übersetzt. Für Dilettanten und das ungefähre Verständnis mag diese Arbeit ihren Werth haben, den wir ihr gern lassen: jenen wird gerade die das Eigenthümliche verwischende Umstellung der Worte in die übliche Folge angenehm sein.

man in Lügen sich herumtreibe, und sind sie nicht ernstlich überall gemeint? Oder soll man Gründe widerlegen, wie folgenden (S. 31): es werde niemand sich einbilden, dass so rauhe Krieger ein weitläuftiges System religiöser Ideen gehabt, eine vollständige Genealogie ihrer Gottheiten? als ob nicht bei allen, selbst den ausgebildetsten Völkern nur eine besondere Klasse die heiligen Gesetze und Geheimlehren der Religion allein hätte bewahren und lehren dürfen und können, niemals der gemeine Haufen. Baare Unwahrheiten, wie z. B., dass in allen Gedichten die Sprache gleich sei und alle Individualität in den künstlichen Silbenmassen untergehe, welche die ältesten Dichter schon gebraucht (S. 98) (die alten Lieder, besonders die epischen noch ungedruckten der Edda sind einfach und unverkünstelt), oder dass Saxo seine Gedichte selbst verfertigt und nichts darin übersetzt habe (ohngeachtet Nyerup in einer Abhandlung, die Hr. Rühs selbst citirt, das Gegentheil klar in Beispielen gezeigt), werden Leser, welche irgend von der Sache etwas wissen, von selbst finden; wir sind darauf gefasst, nächstens den ganzen Saxo von Hrn. Rühs vernichtet zu sehen, da es ohnehin mit den Handschriften verdächtig aussehen soll.

Nur einige besonders charakteristische Sätze mögen herausgehoben werden: S. 4. „Norwegens frühste Geschichte ist blosse Dichtung“, d. h. bei Hrn. Rühs: späterhin erfundene leere Unwahrheit. S. 17. Auch der Namen der Asen ist erst entstanden, als Mönche ein System über die Bevölkerung [des] Nordens aus Asien bildeten. S. 51. Selbst Snorro theilt mit seinen Zeitgenossen den „allerrohsten Aberglauben, in seiner Chronik kommen die unsinnigsten Geschichten von Hexereien vor“. S. 99. „Die Vermuthung ist so unwahrscheinlich nicht, dass Snorro die in seinem Buch angeführten Gedichte selbst verfertigt“ (solche schleichende Wendungen liebt Hr. Rühs, in derselben Art sagt er vom Skaldatal: es habe „nur leichtes Gewicht auf der Wage der Kritik“; nachher, wenn es zum Schliessen kommt, gelten solche Annahmen für voll). S. 29. Der Cultus war äusserst roh, die Sitten barbarisch, „die wildeste Grausamkeit, empörender als bei den Irokesen, war die erste Freude der Helden“. S. 38. Alle Cultur kam erst

vom Christenthum, dieses zunächst aus England. Runen sind dann erst aus dem lateinischen Alphabet entstanden. — Von den mythischen Büchern wird behauptet S. 121, sie seien von Christen verfertigt, S. 129 das ganze System ein blosses Spiel der Phantasie der Mönche, zusammengesetzt aus einem geringen Theil Volksglauben und aus griechisch-römischer Mythe[1]), eben so augenscheinlich sei Christenthum darin, das meiste aber „freie, unmittelbare Erfindung". S. 141. Der Versuch, Zusammenhang in die Mythologie zu bringen, habe immer den traurigsten Erfolg gehabt.

So wenig als auf das Vorhergehende sind wir gesonnen, auf das zu antworten, was Hr. Rühs über den Cyklus der Wolsungasaga vorbringt, und auf die Behauptung, es sei diese Fabel ganz aus Deutschland gekommen. Wenn Hr. Rühs einmal näher und gründlich über diesen Gegenstand sich unterrichtet hat, wird er gern zurücknehmen, was er hier darüber gesagt.

Es steht nun zu erwarten, was diese aufs neue und gar nicht zweifelnd hingestellte absprechende Ansicht für Eindruck machen wird; sonst trug sie ohne Weiteres das Lob einer sehr gelehrten Scharfsinnigkeit davon, denn es ist allerdings überraschend, wenn ein Einzelner den Betrug entdeckt, der Jahrhunderte täuschte, doch ist diese Zeit vorüber, und man scheint jetzt mehr zu verlangen. Ob die entgegengesetzte, die an das Dasein wahrhaftiger Theomythieen einer ursprünglichen, in dem Leben und der Wahrheit begründeten Dichtung, an eine Tradition, in der sich alle Lehre und würdige Erinnerung der Geschichte fortgepflanzt, an ein edles Heldenthum, überhaupt an eine aus innen gekommene Entfaltung glaubt, wornach alles Grosse, was geschehen, nicht ein schlechtes Spiel zweckloser Kunstgriffe wird, ob eine solche sich erhält, wird die Zeit lehren.

[1]) Wir können es doch nicht unterlassen, hier eine Note zu machen. Um den römischen Antheil in den Mythen zu beweisen, führt Hr. Rühs S. 129 zwei Wörter an, die dem Lateinischen nachgebildet seien, nämlich Töflr tabulae und Kalkr calix; fiel es ihm denn nicht ein, als er die deutschen Tafel und Kelch daneben schrieb, dass es durchaus dieselben seien? Beide sind uralt im Deutschen mit dem Lateinischen verwandt, aber nicht aus ihnen formirt.

Merkwürdig und erfreulich bleibt es, dass noch alle, welche die Mythologie zu ihrem Studium machten, ihr zugethan waren.

Es sei noch erlaubt, seitdem anderwärts hergekommener Äusserungen wegen aus der vorigen Recension die Behauptung wieder herzunehmen und noch deutlicher aufzustellen, dass es bloss darauf ankomme, zu entscheiden, ob diese nordischen Denkmäler echt, d. h. aus alter Zeit herstammen und keine spätere Erfindung und Lügen sind, wie z. B. in dieser Schrift hier behauptet wird. Ist für jenes entschieden, dann wird sich bestimmen lassen, inwiefern sie historisch berücksichtigt werden müssen, nämlich insoweit die Mythen aller Völker historisch sind. Zu dieser Bestimmung aber müssen die Resultate derer, welche die Mythen und epischen Gedichte der Völker überhaupt untersucht haben, und die der Historiker zusammengenommen werden; nicht aber dürfen letztere allein entscheiden. Durchaus ungerecht ist es, an den nordischen Mythen und Sagen den alten Streit ausfechten und sie damit prüfen zu wollen, dass man nachsieht, ob sie genau historisch wahr sind, und jeden Zweifel, den man aufbringt, sogleich als einen Beweis ihrer Unechtheit wichtig macht. Wir wollten, wenn es darauf ankäme, solcher Zweifel mit leichter Mühe weit mehrere darlegen. Wer die Wahrheit der modernen Geschichte in den alten Sagen finden will, der irrt sehr, noch mehr aber, wer die eigenthümliche Wahrheit derselben für Lüge und Verfälschung ausgibt, wie derjenige, der sie für geringer hält, als jene: im edlen und rechten Sinne grenzen Wahrheit und Dichtung nahe an einander. Wie dies unserer Zeit noch eben in einem herrlichen Beispiel gezeigt worden, so ist es auch in jenen alten 981
Denkmälern. Wir meinen nicht, dass diese Ansicht der Kritik und Geschichte Hohn spreche, ja wir nehmen für sie jede Art von Scharfsinn und Kritik in Anspruch; die Geschichte selbst wird durch sie erweitert, während die andere sie in ihren schönsten Punkten zernichtet.

W. C. Grimm.

10

ANTWORT DES RECENSENTEN

auf die Antikritik *) des Hrn. Prof. D. Fr. Rühs in der Hallischen Allgem. Lit. Zeit. 1812. No. 318 [Dienstag, den 22. Dezember 1812, Bd III, S. 849—851] gegen die Recension seines Buchs über die Edda in den Heidelbergischen Jahrb. 1812. Oct. No. 61. 62 [S. 961—976. 977—981 — oben S. 80—99].

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang VI (1813). Intelligenzblatt II, S. 10—13.

Ich verspreche aus grosser Neigung zur Sache, mich darauf einzulassen, wenn Herr Prof. Rühs in seiner zukünftigen Antwort auf meine Recension seines Buchs, was weder dieses noch sein Ton, den er für sich behalten mag, verdient, wirklich etwas vorbringt, sei es auch das Geringste, die gegenwärtige enthält gar nichts und singt bloss um eine Note zu hoch. Vielleicht geben indessen noch andere, welche von der Sache wissen, ihre Stimmen ab (die in der Leipziger Lit. Zeit. 1812. No. 287. 288 [17. 18. Nov. Bd II, S. 2289—2299 von Jacob Grimm] streitet offenbar nicht für Hrn. Rühs), wie man mir eben schreibt, dass zwei dänische Gelehrte sich die Mühe nehmen wollen, sein Buch zu beleuchten. Nur zweierlei halt' ich mir aus: erstlich, dass er nicht fordert, ich solle seine Worte anders nehmen, als wie sie einen Sinn geben, und ich nicht verbunden bin bei meinen Ausdrücken mich nach seinen Hypothesen zu richten; wenn er z. B. sein Werk gut nennt, ich schlecht, so meinen wir beide ganz gewiss dasselbe ohnbeschadet des grossen Unterschiedes unserer Worte, ebenso meint er unter isländischer, ich (alt-)nordischer Poesie dieselben Monumente, von denen und deren Sprache die Rede ist [1]). Zweitens, dass er

*) Erklärung. Über Herrn C. W. Grimms Ausfall gegen meine Bearbeitung der Edda in den H. J. October 1812, No. 61. 62. F. Rühs, Dr.

[1]) Für diejenigen, welche sich die Mühe nehmen wollen, herabzusehen, steht hier noch eine vergleichende Tabelle:

Herr Rühs, „der Forscher" (Antikritik S. 851).	Der Recensent.
S. 115. „Die isländische Dichtkunst hat eine Menge von Wörtern, die nicht in der gewöhnlichen Sprache,	S. 962 [oben S. 81]. Hr. R. behauptet, „die isländische Dichtkunst habe eine Menge von Wörtern, die nicht in der gewöhnlichen (altnordischen und

mehr als ein Paar rothe Schuhe mit zum Tanz bringt und11 dann etwas Besseres weiss, als dass Straa (sprich aus: Stro) nicht Stroh, sondern Halm, spaed „nicht dünn, sondern zart“ (tauschen die Worte nur ihre Stelle, so macht die Antikritik schon den Unterschied zwischen beiden sichtbar genug),

viel weniger in den übrigen Dialekten vorkommen; diese Wörter sind meistentheils angelsächsisch“. Antikritik S. 850. „S. 962 [81] scheint es sogar, als wenn Hr. W. C. Grimm selbst mich verstanden,

aber nun, da es ans Widerlegen gehen soll, schiebt er mir folgende unsinnige Stelle unter:

S. 965 [84]. Es kommt hier darauf an, zu beweisen, dass eine grosse Anzahl Wörter, die in der nordischen (ich sage: isländischen) Poesie vorkommen, sich weder in der nordischen (ich sage: isländischen) Prosa, noch in einem anderen Dialekt der germanischen (ich sage: nordischen) Sprache

heutig isländischen) Sprache, viel weniger in den übrigen Dialekten vorkommen, diese Wörter seien meist angelsächsisch“.

Zusatz. Nach meiner Ansicht sind die alten Denkmäler (die Edden, Scaldenlieder etc.) keine besondere isländische, sondern allgemein nordische Poesie, dies habe ich klar ausgedrückt, indem ich die „gewöhnliche Sprache“, worunter Hr. Rühs offenbar die isländische versteht, durch die altnordische und heutig isländische erklärte (die letztere kam hinzu, weil sich bekanntlich auf Island die altnordische Sprache mit geringen Abweichungen erhalten), um nicht dasselbe zweimal hinter einander zu sagen, und weil es sich von selbst verstand, ich auch überall von nordischer Poesie sprach, ist vorher bei „isländischer Dichtkunst“ nicht auch in Parenthese, d. h. altnordische gesetzt worden. Bei der Widerlegung daher, wo ich nicht mit dem Forscher die nach allen Seiten unsinnige Hypothese von der freien, unmittelbaren Erfindung der altnordischen Poesie auf Island annehmen wollte, musste ich mich durchaus also ausdrücken:

S. 965 [84]. Es kommt hier nur darauf an, zu beweisen, dass eine grosse Anzahl Wörter, die in der nordischen (Zusatz: versteht sich nach dem Obigen von selbst: bei Hrn. R. isländischen) Poesie vorkommen, sich weder in der nordischen (Zusatz: versteht sich von selbst: bei Hrn. R. isländischen) Prosa, noch in einem

12 Sang*) nicht Fang, sondern Sang (welches letztere wahrscheinlich wir alle drei: der Forscher, der Corrector und ich gewusst haben, desto strafbarer der zweite, dass er es hat stehen lassen, desto witziger der erste, der es dem dritten zur Last legt) heisst, und dass in einem nach dem Dänischen (vor

finden, sondern lediglich im Angelsächsischen".

anderen Dialekt der germanischen Sprache (Zusatz, d. h. der nordischen und deutschen, denn die letztere darf nicht übergangen werden, falls der Satz des Forschers einigen Sinn haben soll, wenn sich im Angelsächsischen nicht allein die Wörter wiederfinden, sondern noch bei einem anderen Glied der Familie, wie kann das Borgen dorther daraus gefolgert werden?) wiederfinden, sondern lediglich im Angelsächsischen.

Anmerk. Dass ich meine Worte anführte, ist auch daraus klar, dass ich sie nicht mit Häkchen bezeichnete, welches bei des Forschers seinen geschehen ist.

Wer nun Lust hat, etwas Gemeines zu lesen, der sehe in der Antikritik nach, wie der Forscher weiter spricht, über Verfälschung und dergl. mehr, welche so gewiss nicht da ist, als sie da ist, wenn er z. B. angibt, ich halte seine Hypothese vom angelsächsischen Ursprung für die Hauptidee, während ich sie nur als das einzige Neue und Eigenthümliche angegeben: die Hauptsache ist das Alte, von Schlötzer und Adelung schon übrig Bekannte, hier mit einer schnarrenden Rede bloss neu aufgesteift usw. Übrigens ist dem Rec. (will er zu seiner Schande bekennen, aber wer kann eine so gründliche Forschung auslernen?) doch noch ein neuer und eigenthümlicher Gedanke entschlüpft, auf den ihn der Leipziger Rec. erst wieder aufmerksam gemacht. Thors Bilde setzte man täglich vier Brote und darnach im Verhältnis Fleisch vor; als aber das Idol niedergestürzt wurde, wimmelte das Innere von Mäusen, Eidechsen und anderen Thieren, „die", setzt der Forscher und mit Bedacht hinzu, „sich die Opferspendungen vermuthlich zueigneten" s. p. 12 seines Werkes. Was ist wahrscheinlicher als diese Vermuthung! wie mögen sich die Thiere über die guten Bissen hergemacht haben, die man doch gewöhnlich zum Opfer bringt! auch hierin zeigt sich das Feine der Idee auffallend. Hätte uns das Glück gelächelt und Hr. R. selber etwa den Hergang belauschen und mit eigenen Augen den Betrug der unverschämten Thiere entdecken können, so wäre alles unnütze Geschwätz über die Echtheit der nordischen Mythologie

*) [Dies bezieht sich auf das Öhlenschläger'sche Lied Maria, Kl. Schr. I, S. 246.]

4 Jahren oder länger aus Gefälligkeit) übersetzten Lied, das ohne mein Wissen dort abgedruckt worden, wiewohl ich nichts dagegen habe, eine absichtliche Freiheit unerlaubt sei, denn übersetzt er nach seinem Verstand:

legt ihn an ihre volle Brust,
Vogelsang ist ihre Stimme

und nicht: ist ihre Lust, so kommt er zu jenem Poeten, der es vor allen zu treffen hoffte, wenn er sprach:

Ich bin genannt der Hänslein Stolz
und führ' einen Wagen mit Scheiter.

Wo er ist, will ich nicht verrathen, sonst trägt ihm Hr. Prof. Rühs seiner Forschungen wegen, die Zeit kosten, die Ausarbeitung der Antikritiken auf, und ich muss gegen vereinigten Scharfsinn kämpfen.

Damit hab' ich auf das geantwortet (welches ich als Rec. dem Institut schuldig bin, sonst würden mich die Paar Tropfen guter Tinte dauern, die ich daran wenden müsste), was gewiss noch den meisten Schein hat in der Antikritik; wer unseren Forscher versteht, weiss, dass es stark auf die Sache eingeht, wie das Übrige. Ich benutze diese Gelegenheit, einen wirklichen Fehler in meiner Übersetzung der Kämpeviser anzuzeigen, Slaa nämlich im Lied von dem Helden Vonved [No. 57] V. 42 und 46 heisst nicht (wie sonst) Riegel, sondern Schlehe, was auch in dem Zusammenhang einen besseren Sinn gibt; ich verdanke diese Bemerkung meinem Bruder.

Cassel im Januar 1813. W. C. Grimm.

längst abgeschnitten. Denn Rec. muss es nur gestehen, dass er in einigen schwachen Minuten daran gedacht, ob der hölzerne Klotz, denn das Opfer war doch einmal fort, nicht etwa am Ende aus Übermuth oder wer weiss aus welchem anderen Grund, Lust bekommen und sich auf irgend eine Art darüber erbarmt. Zu des Rec. Entschuldigung dient höchstens, dass das Holz doch unter gewissen Umständen kracht, knallt, als wär' es ordentlich bei Leben und Verstand (z. B. wenn es verbrannt wird), und sodann eine gewisse Ideenverbindung mit einem oben im Text hernach vorkommenden Vers, in welchem er den kunstreich versteckten Reim entdeckt, in den zwei Zeilen, was einem ja wohl widerfährt, verwechselt und dadurch aus dem Holz eine lebendige Person bekommen. Aber wie wird das alles von jener so scharfsinnigen und doch höchst einfachen Erklärung des Forschers niedergeschlagen!

17

SENDSCHREIBEN
AN HERRN FRIEDRICH DAVID GRÄTER,
DER W. W. DOCTOR, RECTOR UND PROFESSOR.

Drei altschottische Lieder in Original und Übersetzung aus zwei neuen Sammlungen. Nebst einem Sendschreiben an Herrn Professor F. D. Gräter von W. C. Grimm. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 1813. 8. S. 17—50.

Vergönnen Sie einer kleinen kritischen Arbeit vor Ihre Augen zu treten, in welcher wenigstens das Bestreben, unverständige und ungerechte Angriffe abzuwehren, auf Ihren Beifall hoffen darf. Wer aber könnte besser urtheilen als Sie und wer vor Ihnen? Sie waren ja der Erste, der uns Deutsche in die Herrlichkeit altnordischer Dichtung einführte, indem eine Übersetzung der zwar schon erläuterten Edda gleichsam die versteinernde Decke abzog oder das Eis losschlug; nicht weniger der Erste, der uns aus dem zweiten Theil der Sämund. Edda 9 Strophen, „noch nie gedruckt und nie erklärt“, in dem Urtext sammt lateinischer Übersetzung („mirabuntur viri eruditi et mirentur licet — at periclitandum est!“) mittheilte *); endlich waren Sie (ich irre gern) auch der Erste, der das reiche Kämpevisebog öffnete und in einigen (unübertroffenen) Übersetzungen, auf die ich mir in der Schrift selbst einmal zurückzukommen die Freude mache, gleichsam einen Vorschmack gab. Ich weiss nichts, was ich von Bedeutung dagegenstellen könnte, und dürfte ich vielleicht mit einigem Vortheil anführen, dass mich meine Correspondenz an Porto Geld genug kostet, so wüsste ich doch nicht zu sagen, dass sie bis zum Ebro oder gar der ungrischen Sau sich erstreckt. Wichtigere Arbeiten hatten Ihren Geist gefesselt,

*) [Helga-Quida haddingia scata, h. e. carmen de Helgio, Haddingorum heroe, Sectio I. Specimen eddicum codicis Vidaliani, nunquam antea typis impressum nec interpretatione illustratum. Quod programmatis loco in Anniversariis Majestatis Regiae Cal. Jan. MDCCCXI celebrandis publico eruditorum examini subjicit Frid. Dav. Gräter, Halae Suevor. 1811 — Odina und Teutona (s. folg. A.) S. 211 — 224.]

sonst wäre vielleicht aus ihm und Ihrer Feder eine volle Übersetzung der Kämpeviser uns zugeflossen, und mir waren in Hinsicht des Wenigen, was ich dem Geist nach zu leisten vermogte*), im voraus die Hände in den Schooss gelegt; statt arbeiten zu müssen, hätte ich Ihr Buch vor mich nehmen und mich poetisch erquicken und erbauen können. Freilich dann war ungeboren, womit uns jetzt das neue Magazin Odina und Teutona herrlich beschenkt. Ich nenne zuerst die Übersetzung eines eddischen Lieds ins Griechische**), wäre diese Arbeit vollendet oder gar über das Ganze ausgebreitet, so könnten wir hoffen, in einer geschickten Zurückübersetzung ins Deutsche (gut wär's, könnten sie auch noch durch das Arabische etwa laufen) den eigentlichen Kern dieser Gesänge aufgebissen zu sehen, wie Salzwasser erst durch so viele Dornen tröpfeln muss, um gehaltiger zu werden, oder der Wein in gleicher Absicht die Linie verschiedentlich passiren. Doch auch dieses wird von anderem noch übertroffen: mögte es Ihnen gefallen, uns weiter aus den öffentlichen allbekannten Denkmälern geheime Memoiren über das Einwandern jener asiatischen Heimtücker***) scharfsinnig auszuziehen, so dass herauskommt, was eben kein anderer sieht. Wie deutlich wird alles, wie greiflich und verständlich! Man glaubt sich in der Nähe der Hofintrigue und sie wie mit eigenen Augen anzusehen; sollte man die Hoffnung aufgeben, etwa das Tagebuch des Listigen aufzufinden, in welchem er offenherzig von seinen gebrauchten Mitteln und Ränken spricht, oder, was noch mehr überzeugen könnte, die Schneiderrechnungen für die prächtigen Kleider, in welchen sie ein albernes Hirtenvolk täuschten? Ich muss noch einmal sagen, wie greiflich wird alles, und denke

*) [Über diese Orthographie s. S. 121.]

**) [Odina und Teutona. Ein Neues literarisches Magazin der Teutschen und Nordischen Vorzeit. Von F. D. Gräter. Erster Band. Breslau 1812. Bei Carl Friedrich Barth. S. 23—45: Über eine griechische Nachbildung in homerischer Sprache und Versen der nordischen Göttergeschichte: Skirners Fahrt oder die Brautwerbung des Gottes Frey. Ein Programm, geschrieben von Friedrich David Gräter.]

***) [Ebenda S. 1—22: Der Donnergott und der Asiate Thor. Ein Bruchstück aus Werdomars Jugendträumen. Geschrieben im Jahr 1793. Vergl. S. XXV: Ein Versuch, den widersprechenden Charakter des Gottes Thor aus der geheimen Geschichte der eingewanderten Asiaten zu erklären.]

dabei an eine Ansicht, die alle Veränderung und Epoche in der Religion als ein von einem ewigen Weltgeiste rührendes Fortleben und Bewegen ansieht, das naturnothwendig ist und so wieder über allen Menschen steht, und welche darum der Zeit und den Menschen, in welchen es sich offenbarte, eine gewisse göttliche Natur beilegt, die ihnen unbewusst auf ihrem Haupt geruht, wie nur auf des schlafenden Servius Tullius Haupt eine Flamme brannte, die bei seinem Erwachen verlosch. Was diese Ansicht, zumal roh wie hier ausgesprochen, für einen Namen verdiene, das wissen wir wohl, Sie haben sie selbst gelegentlich an sonst gar nicht so übelen Schriftstellern zu tadeln nicht verfehlt oder einen Stein auf die jungen Titanen geworfen: Schade, dass Jupiter Berge dazu nahm, sonst wär kein Unterschied. Allein das wollte ich eigentlich bemerken, dass wie man bei ihr des Fadens keinen rechten Anfang auf der cultivirten Erde finden kann, sondern immer, wenn man sich nasführen lässt, wie nicht recht gescheidt hinterherläuft, so ist doch bei derjenigen, welche Sie aufstellen, gar wohl das möglich: das fremde wunderbare Element, will man sagen, Göttlichkeit, fällt heraus, die Menschen handeln bloss irdischer Zwecke halber, denen man auf den Zahn fühlt, weil man sie aus Erfahrung kennt; ja man sieht hinter die Coulissen und weiss, was daselbst die Jahrhunderte darnach verehrten Götter für Creaturen waren. Vettern und Basen waren darunter, wie Sie uns mittheilen.

Ich komme aber ab und wollte von der Recension *) reden, deren Antikritik vor Ihnen hier erscheint, nicht ohne einiges Gefühl solcher Kühnheit. Als ich diese Recension zuerst erblickte und ihre Ausführlichkeit, die in dem Schein von Gründlichkeit sich zu gefallen schien, so glaubte ich nicht, dass ich am Ende mit der besten Empfänglichkeit für Belehrung mich nicht zu Abänderung eines Jotas in meiner Arbeit bewogen sehen würde. Ich hoffte einige Minuten lang eine Recension zu finden, welche alle Irrthümer scharf und genau angegeben hätte, wäre dann noch etwas übrig geblieben, an dem der

*) [Der Altdänischen Heldenlieder in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur. Jahrgang VI (1813) Bd I, No. 11—13, S. 161—198. unterz.: T.]

Recensent nichts auszusetzen wusste, so wären mir drei Worte Anerkennung davon das liebste Lob und gerade so viel, als nöthig gewesen und ich verdient hätte. Denn ein blosses fades Lob ist mir noch mehr zuwider als elender Tadel, und ich wüsste nicht, wie der Rec. sich anders übertreffen könnte, als durch ein Umsatteln zu jener Manier. Die Recension, die ich mir als gute vorstelle, vereinigt grosse Schärfe und grosse Milde, und ihr steht nichts mehr gegenüber als eine, wie vorliegende, die gesuchten, falschen Tadel wie einen Iltis durch einiges Lob wohlriechend zu machen denkt, aber der stinkt bekanntlich parfümirt nur ärger; wären die Beschuldigungen, die er aufzustellen sucht, nur halb begründet, es war seine Pflicht ganz anders zu reden.

Hätte der Recensent sich begnügt, seine Wahrheitsliebe zu loben und meine Arbeit eilfertig, ungeschickt, fehlerhaft und geistlos zu nennen, würde ich einen Rath, den Ihre nur leis auftretende Gesinnung mir gewiss gibt, von selbst befolgt haben, nämlich kein Wort geantwortet, den Rec., so hoch er sich macht, übersehen und aus meiner Kindheit mich erinnert, dass ja des schrecklichen Knecht Ruprechts Haupt nur ein einfältiger Staubbesen war, mit einem weissen Tuche behängt. Auch der Trost, den Sie mir gleichfalls geben würden, fällt mir schon ein, dass, weil der Beweis dieser Behauptungen nicht geführt sei, ja in ihnen selbst Widersprüche sich darthun, die Schande am Ende doppelt auf ihn zurückfalle. Die Freude an den Druckfehlern hätte ich ihm auch gern gelassen, man freut sich selber, einen Menschen einmal so wohlfeil in herzlicher und wahrhaft unschuldiger Lust zu sehen. Allein zweierlei machte es doch nöthig, einmal (zum zweiten Mal natürlich nicht wieder) darauf zu antworten. Erstlich die verschiedentlich durchbrechende Begierde, meine Kenntnis des Isländischen verdächtig zu machen (die, wie ich selber überzeugt bin, noch gar sehr wachsen kann und muss); diese Begierde sticht ihn so sehr, dass er eine der verzeihlichsten Nachlässigkeiten, die, wie das Buch selbst beweist, in vielen durchaus gleichen Fällen nur einmal vorkommt, zur Stütze seiner Behauptungen macht. Ich wünsche bei dieser Gelegenheit zu meinem Besten, dass mir

niemals eine grössere kann vorgeworfen werden, es verhält sich damit, wie mit Druckfehlern, die, wie ich aus Erfahrung weiss, bei der schärfsten Aufmerksamkeit in der Correctur unseren Augen entgehen, weil man das Rechte im Sinn hat, und ich behaupte, nur der darf hoffen, vor dergleichen sicher zu sein, der sich bewusst ist, innerlich ganz leer zu sein, wann er sich zum Schriftstellern hinsetzt. Zu dieser Begierde konnte ich nicht länger still sein, aus Gründen, die Sie wissen, aber auch ohne diese, und glaubt das Publikum, es sei hier die erste Anreizung, die dieser Recensent ausgehen lässt, wird man es natürlich finden, dass ich darauf antworte. Nicht jeder geniesst des Vortheils, wie Sie, dass man auf den freilich noch empfindlicheren Vorwurf, der in Ihren Worten [Idunna 1812 No. 17 S. 65]: Sie hofften, es sei ein „edler" Wettstreit bei der Herausgabe der Edda liegt, denn ein jeder versteht wohl, was darunter verstanden war; dass man, sage ich, eine Zeit lang still zu schweigen sich bewogen sieht. Der andere Grund, warum ich antworten muss, liegt in dem Vorwurf des Rec., es sei meine Absicht, ausgezeichnetes Verdienst herabzusetzen; man sehe hernach selbst, mit welchen ungezähmten Worten er diese Unwahrheit ausspricht.

Es entgeht mir nicht, dass ich einiges wage, wenn ich den Streit vor Ihr Richtschwert stelle, indem mein Gegner offenbar ein Schüler von Ihnen ist, was Sie zu einiger Parteilichkeit bewegen könnte. Nicht nur aus den häufigen Berufungen auf Sie und sehr richtigen und genauen Citaten Ihrer Werke vermuthe ich dieses, sondern er hat auch Ihnen mehrmals bestimmt nachgeahmt, ich komme in der Antikritik darauf, einiges ist ganz plump (was Sie zu meinem Vortheil auch wieder gegen ihn entrüsten könnte), aber gleich den Eingang mit den Gleichnissen von den Palästen, Häusern, Hütten, die auf seinen Grund (versteht sich in Einbildung) ein anderer gebaut, hat er Ihnen in Geistesarmuth aus Ihrer Vorrede zu Odina und Teutona S. XIII abgesehen, ebenso hat er aus Ihrer Beleuchtung unserer Ankündigung der Edda[1]) einige Sätze ziemlich ausgeschrieben,

[1]) Man findet sie in den ersten Blättern der Alterthumszeitung Idunna von 1812. [Jahrgang I, No. 17. 18, den 25. April und 2. Mai 1812, S. 65—68.

und die Welt kauft und liest auch wohl zum zweiten Mal, was sie in der Alterthumszeitung schon, und versteht sich in seiner Art *besser*, *besass*, *denn wie wir beide*, *Sie und ich*, *wissen*, enthält es des Falschen mehr, als uns beiden lieb ist. Der erste Stich ist doch immer noch schärfer, als solch ein weiterer Nachstich.

Übrigens, damit der Recensent die Käufer nicht zu sehr hinters Licht führt, thue ich selber, was seines Amtes war, und theile in dem Anhang [S. 51—56, hier natürlich übergangen]

71—72: „Über den Aufsatz: Die Lieder der alten Edda. Eine nähere Ankündigung der Herausgabe des 2ten Theils der sämundinischen Edda von den Herrn Gebrüdern Grimm zu Cassel. Im Morgenblatt 1812. No. 65. 66. 67 und 68" (= Kl. Schr. I, S. 212—227. 587). No. 69 fehlte also.] Der Herr Verf. war so eifrig für die gute Sache, dass er den Schluss jener Ankündigung nicht einmal abwarten wollte, sondern lieber gleich Hand ans Werk legte. Vielleicht wird zu anderer Zeit das Nöthige nachgeliefert. So ward auch das attische Salz, das anfangs fehlte, durch ein Paar Antikritiken im Anzeiger [F. v. d. Hagens Ausfall vom 12. März 1812: „Wie es in den Wald hinein schallt, so schallt es wieder heraus" im Anzeiger No. 13, den 4. Juli 1812, und „Zur Weisung" vom 15. August im Anzeiger No. 15, den 22. August 1812] herbeigeschafft. Ein anderer Mitarbeiter, der, wo ich nicht irre, einmal ein Register zu einem Buch gemacht hat, wusste zu sagen, dass er überzeugt sei, wir würden halten, was wir versprochen, als deutsche Männer, und das hat uns freilich hinlänglich wohlgethan. [Ich weiss nicht, wer gemeint ist.] Ein dritter gieng an einem anderen Ort als Leipziger Recensent [anonym in der Leipziger Litteraturzeitung, No. 255, den 14. October 1812, S. 2039], wo ich ihn nur an der Löwentatze erkannt habe, noch kühner heraus und meinte, Hrn. Gräters Aufsatz gegen uns enthalte viel Wahres, „nur zu mild ausgesprochen", ein süsser Tadel, sollte man meinen, der aber dennoch denjenigen, welchen er traf, kann heiss gemacht haben, als müsste er einen Ehrenpelz in der Sonnenhitze tragen. Dieser arme Recensent fällt mir wieder ein, weil er in der Recension von Weckherlins Beiträgen (Hall. Lit. Ztg. No. 59) [März 1813. I, S. 472] zweideutig und fein unserer „lobpreisenden" Ankündigungen des Reinhart Fuchs gedenkt. Da nach einer Behauptung seines Geistes, die wir mit Vergnügen in der Recension von Schlegels Deutschem Museum in den Jen. Ergänz. Bl. [1813. No. 41, I, S. 326, unterz. z. β. γ.] gelesen, „Dichtung zeitliche Dinge so darzustellen hat, dass aus ihnen ein Gedanke hervorgehe", so bitten wir ihn auch hier seinen Gedanken hervorgehen zu lassen und entweder mässig erstaunt zu versichern, dass er es so nicht gemeint, oder eine einzige Stelle, ja ein Wort nur anzugeben, wo wir etwas anderes als das treffliche Gedicht selbst in der Ankündigung und Probe daraus gerühmt. An unsere Arbeit dabei haben wir nicht gedacht, da wir uns nicht einmal gern citiren, wie dieser Rec. sich mit allen Knöpfen, die er an seinem Rock und über blinden Taschen trägt.

verschiedene Zusätze und Verbesserungen mit, es ist nicht viel, *aber doch etwas*, und hätte mein Rec. nur gleich so viel gegeben, so wäre immer einiges in der Sache gewonnen. Dass ich diese besser verstehe, als er, werden Sie mir darum selbst gern zugeben, zumal da solch ein Lobspruch mich schwerlich stolz machen kann.

Endlich, sollte einiges gegen alles Bestreben in diesen Blättern dunkel, mystisch oder nicht scharf genug ausgedrückt sein, so schreiben Sie es in gütiger Nachsicht einer Zeit zu, die zum Schaden der Kunst, Litteratur, der Vorzeit und des guten Geschmacks auf Abwegen sich befindet, denen man mit aller Mühe nicht ganz entfliehen kann.

23

ANTIKRITIK,

gegen die Recension der altdänischen Lieder in den Heidelbergischen Jahrbüchern No. 11. 12. 13 von 1813 [S. 161—198].

Ein zweiter Daniel, ein Daniel, Jude!
Ungläubiger, ich hab dich bei der Hüfte.
Graziano in Shakespears Kaufmann von Venedig. [IV, 1.]

§ 1.

Die Übersetzung der Kämpe-Viser wurde zu einer Zeit angefangen, wo ich von der neuen Ausgabe Nyerups noch nichts wusste, denn was eine Ankündigung vor 10—12 Jahren betrifft, so wird mir jeder Litterator Recht geben, dass sie nach der Wahrscheinlichkeit vor den ersten 24 Jahren nicht erscheine, und so lang wollte ich aus allerlei Gründen nicht warten. Als ich von dem neuen Vorhaben hörte, war ich schon (1809) mit Hrn. Zimmer verbunden, und ich konnte nicht mehr zurückgehen. Ich würde dennoch zu zögern gesucht haben, da ich in der That es für Unrecht angesehen, solche Hilfsmittel nicht abzuwarten, allein Nyerup setzte in der Ankündigung (Axel und Waldburg S. 4) den Druck noch in die Weite; dass jetzt [1812] dennoch zwei Theile erschienen (noch 2—3 sind übrig, Gott weiss, wann die können gedruckt werden, schreibt mir Nyerup),

ist unerwartet und durch besondere Unterstützung gekommen. Ausserdem ist noch zweierlei zu beachten. Nyerup wird natürlich eine Auswahl treffen, und nach seiner Ansicht bleiben solche übertreibende Stücke (wie No. XIV bei mir) zurück, dies ist gewiss, da er (Nyerup) in der Recension meines Buches meint, es würden mir wenige für diese Mittheilung Dank wissen. Mir sind aber diese in den Nibelungencyklus fallende Stücke vor allen wichtig, ich habe sogar vorher bei Nyerup angefragt, ob er neue dieser Art geben würde, er hat es aber verneint; mithin wird meine Ausgabe für diejenigen, die nicht mit Nyerup stimmen, einigen Vorzug behalten, aber es wird auch sonst in der neuen Edition manches gestrichen sein, was ich nicht aus- 24
lassen kann. (S. die Rec. von Axel und Waldburg in den Heidelb. Jahrb.) [= oben S. 1–12]. Sodann, verfliessen zwischen meiner Arbeit und der neuen vollständigen dänischen Ausgabe 6—7 Jahre, was höchst wahrscheinlich ist, so war ja bei der inneren Trefflichkeit der Lieder die Hoffnung auf eine zweite Auflage nicht so eitel und dann leicht, wenn versäumt war, nachzuholen. Das konnte der Rec. überlegen, ich will ihm aber keinen Vorwurf darüber machen, dass er es nicht gethan, da er auf den ersten Augenblick Recht zu haben scheint, aber darüber mach' ich ihm einen Vorwurf, dass er mir nicht nachgewiesen, wo mich der unkritische Text zu Fehlern verleitet, was doch leicht möglich gewesen: dies würde ihn darauf geführt haben, den Text zu vergleichen, und da würde er gefunden haben, dass ich ihn an manchen Orten verbessert, wovon hernach einige Beispiele vorkommen. Habe ich hier gefehlt, so gab ihm das Gelegenheit an die Hand, mich zu corrigiren, dergleichen wäre etwas werth gewesen.

§ 2.

Der Rec. übereilt sich sehr und spricht von Eile bei diesem Buch, ohne zu wissen, wie lang und anhaltend ich daran gearbeitet. Wer die Zeit nicht verzettelt und vor allem wer nach Methode arbeitet, kann manches ausrichten, während ein anderer in litterarischer Eitelkeit Räder schlagend auf- und niederschreitet (beim Wind sieht's am lächerlichsten aus, denn der

fängt sich in der grossen und leichten Maschine, dreht sie auf die Seite und herum). Sogar lässt er sich verleiten zu sagen, dass ich in Jahresfrist, in welcher ein anderer, der das nonum prematur in annum vor Augen hat, kaum ein Lied zu befriedigender Vollendung bringe, ihrer hundert auf einmal druckgerecht zu machen verstehe; ich schlage ihm daher vor, die Übersetzung der 122 Lieder jenem reisenden Schwaben zu übertragen, der bekanntlich 200 Städte gesehen und in jeder ein Jahr gelebt. Gut indessen, jedoch stillschweigend, widerlegt der Rec. den Vorwurf selber, indem er keinen einzigen Fehler gegen das Original aufzubringen weiss (s. § 4), auch von Fleiss spricht; denn dass Übereilung mit genauer Richtigkeit nicht bestehen könne, begreift er nöthigenfalls selber. Ihm gegenüber will ich thun, was ich kann und darf, aber aus freien Stücken nicht gern thue, mich meiner Aufmerksamkeit, Arbeit und Mühe rühmen, deren ich keine gespart. Alte Ausdrücke, die kein dänisches Lexikon erklärt, habe ich in verwandten Sprachen, namentlich im Nordischen gesucht und daraus manchmal, wie ich hoffen darf, genügend erklärt. Ich habe mit einem gelehrten Dänen [Steffens] über manchen Ausdruck zu sprechen Gelegenheit gehabt, über die schwierigen ein Register gehalten und bin mir bewusst, keine leichtsinnige Arbeit gegeben zu haben. Dennoch habe ich mir nie eingebildet, dass sie ganz fehlerfrei sei, was schwerlich eine Arbeit dieser Art, die so gut als gar keine Vorarbeiten benutzen konnte, sein kann, ich selber theile im Anhang einige Verbesserungen mit, die ich theils Freunden verdanke, theils rühren sie von mir. Nur dieser Rec. hat nichts finden können, und ich fordere ihn auf, wo er etwas weiss, es öffentlich anzuzeigen, ich habe aber ein Gefühl, als wisse er nichts, und er habe den Ausdruck: „hin und wieder sei der Sinn sonderbar verfehlt“ [S. 176] nur auf gut Glück gebraucht. Hofft er jetzt noch zu finden und macht sich ans Suchen, so rath' ich ihm, sich genau vorzusehen, ehe er losschlägt, denn bei schweren Fällen habe ich, so gut ich konnte, die Sache überlegt, und einigen Grund wird die Übersetzung immer haben. Findet er wirklich etwas, soll mir's lieb sein, ich würd' ihn aufmuntern zu der Arbeit, hätte ich mehr Vertrauen zu ihm.

§ 3.

Auf zwei Seiten [178—180] verbraucht der Rec. Geist und Geschick, um mich zu tadeln, dass ich nicht genau citire [1]), und ich traue ihm doch zu, dass er die Titel der Bücher, die er besser citirt verlangt, auswendig weiss. Mir sind nur Citate fatal, welche zeigen, dass man nicht selber oder nicht genau und ordentlich nachgesehen; richtige findet, wer von der Sache weiss, doch gar bald. Ich freue mich auf Hrn. Gräters Missbilligung, wenn er bemerkt, dass der Rec. (kalter, prüfender Ansicht wegen, die sich Eingangs rühmt), wie es scheint, sehr genau citirt und berechnet, die Kämpe-Viser enthielten 190 Lieder, ich habe nur 122 mitgetheilt, also seien noch 68 zurück, und damit den unglaublichsten Leichtsinn bewährt. In der Vorrede der Übersetzung steht sehr bestimmt und ausführlich, dass ich der Sammlung auch die Elskovs-Viser oder Tragica einverleibt und alle unter der Überschrift mit einem T. bezeichneten daraus genommen seien, ich kann mir nicht gut vorstellen, dass diese Stelle (S. IX) [= Kl. Schr. 1, S. 179] zu den dunkeln und mystischen gehöre, Freunde, die ich sie zu meiner Beruhigung lesen lassen, versicherten mich, sie verständen sie vollkommen bis auf den Titel des Buchs, weil der nämlich dänisch ist. Das hat aber der Rec. gänzlich übersehen, erwähnt dieser Sammlung, deren Mittheilung ich der Güte Nyerups verdanke, von der er schwerlich das Original vor Augen gehabt, mit keinem Wort (so dass ein anderer diese noch besonders recensiren könnte), und der Gute glaubt nach der Berechnung offenbar, die Originale stünden alle in seinem Kämpevisebog. Rec. besitzt dieses Werk gewiss, hat aber wegen Ausarbeitung der Recension nicht Musse,

[1]) Er zeigt auf diesen zwei Seiten nur, indem er ohngefähr eine Buchhändleranzeige macht, wie man Suhms Fabelzeit (d. h. Hrn. Gräters Übersetzung, sonst wäre der Titel dänisch) citiren müsse. Bloss zufällig habe ich ein paarmal die genauere Bezeichnung ausgelassen, gewöhnlich ist sie dabei (wie S. 491. 493. 495. 509); gefehlt konnte nicht leicht werden, da bei anderen Werken Suhms der Titel auch angegeben ist, wie z. B. om Odin. Das ist das einzige Citat, was er eigentlich als undeutlich tadelt; übrigens, meine Sünde liegt bloss darin, dass ich den Übersetzer nicht citirt habe; der Rec. thut zwanzigfache Busse für mich, wo er aufspringt, regt sich all sein Gut.

es noch einmal durchzulesen, und kann sich ja nähere Prüfung vorbehalten.

Offenbar also sind noch mehr als 68 Lieder unübersetzt zurück, die nicht mitgerechnet, die ich aus den Elskovsviser
27 nicht aufnahm. Recensent mögte gern diese Auslassung tadeln, seine Pflicht war (da die Nothwendigkeit an meiner Stelle eine Auswahl zu treffen jeder einsieht, der die Sache versteht) [1]), die übergangenen Stücke nachzulesen, dass er dies nicht gethan, ist aus der Berechnung sichtbar, und so tadelt er vergnügt ins Blaue hinein. Ich will dagegen Nyerups Urtheil aus seiner Recension (Dansk Litteratur-Tidende 1811, No. 15) anführen: „at han ikke forfode har oversat hele Peder Syv, forstaaer sig selv; han har gjort et Udvalg af de bedste Stykker, og et Valg, som man for det meste (nämlich etwas hängt vom individuellen Urtheil ab; und wenn ein anderer eins noch aufnähme, würde ich ihn gewiss nicht tadeln) ikke kan andet end billige."

§ 4.

Das Vorangehende war allgemein, ich komme jetzt zu dem Besonderen. Der Werth einer Übersetzung besteht vor allem in ihrer Treue, d. h. in einem genauen und richtigen Verständnis des Originals. Hier steht es mit mir leidlich, der Rec. will mir keineswegs genaue Kenntnis des Dänischen absprechen, doch sei, wie schon erwähnt, der Sinn „hie und da sonderbar verfehlt". Das Beste vergisst er, die Beweise, das Einzige, was er [S. 176] anführt, ist falsch, ich habe faurt unrecht übersetzt; in meiner Ausgabe, Kopenh. 1787 (man mache mir keinen Vorwurf, dass ich keine andere verglichen, die einzige, deren ich hätte habhaft werden können, war eine zu Göttingen, diese kam Hrn. Prof. v. der Hagen abhanden und erst wieder zum Vorschein, als mein Buch gedruckt war), steht saa snart over alle Quinde, d. h. so schnell; dies beziehe ich auf das Singen des Weibes und jetzt auch wohl auf den entzückenden,

[1]) Biarkamál habe ich absichtlich ausgelassen, weil es nicht in diese Reihe gehört und kein Volkslied ist, nichts wäre unkritischer und ungeschickter gewesen, als dieses darunter zu mischen.

sinnverwirrenden nordischen Hulderslot und ziehe die Lesart deshalb der anderen: faurt vor. Falsch nenne ich in einem etwas anderen Sinn die Angabe des Rec., weil er selbst gesteht, dass ich das allbekannte faurt hundertmal im Buche, sogar in 28
demselben Liede, richtig übersetzt; ja die Belehrung, was es heisse, kann er nicht zurückhalten. Jeder andere hätte sich besonnen hier zu tadeln und einen anderen Grund vermuthet. Kniv übersetzte ich mit Bedacht durch Messerlein, weil das deutsche Knief, Kneip und das französische canif, dasselbe Wort, auf ein kleines Messer leiten.

Der Recensent stellt meiner Übersetzung von der Elfenhöh drei andere [S. 165—169: von Gerstenberg (1766), Herder (1778) IV, 11, Haug (1805)] als besser entgegen. Es ist nichts widriger, als zu zeigen, wie man etwas verstanden und wie genau man gewesen, hier muss ich aber daran. Elvershöhe heisst Elfenhöhe (Jamieson übersetzt auch Elferhill), jenes dänische Wort versteht der Deutsche nicht[1]), und doch lassen es alle drei unübersetzt. Die Idee des Liedes ist diese: Die Elfen-Jungfrauen finden den halbschlafenden Knaben, denn wunderbar ist Träumen und Wachen hier vereinigt, und von seiner Schönheit,

[1]) Und darüber geht der Recensent leichtfüssig, während es ihn gewaltsam im Genuss der altdänischen Reliquien stört, dass ich die dänischen Namen dänisch geschrieben; es war eine zu grosse Genauigkeit, die ich hätte ablegen können und was vielleicht in Zukunft geschieht. Das ist die einzige Bemerkung des Recensenten, die ich brauchen kann, und die allerleichteste, die man machen konnte. Dennoch will ich hier gern, wo Gelegenheit da ist, in einer Alliteration Geist, Genie und Geschmack an meinem Rec., so weit sich das alles in seiner Bemerkung zeigt, stark und viel rühmen. Es ist kein Scherz, denn man erkenne das feine Gefühl eines Kritikers, den, wie wir gleich sehen werden, die ärgsten Verstösse gegen das Original an anderen Übersetzungen nicht hindern, den Vorzug derselben vor den meinigen so tief zu empfinden, dass er sie als weit trefflicher gegenüberstellt, und den hernach [S. 176] doch ein dänisches V (er weiss wohl, es wird wie ein W ausgesprochen, hat aber hier wirklich das Recht, unwissend zu sein) so sehr irrt, dass er vielleicht deshalb vor Widerwillen das Buch zuschlagen musste. Nicht ganz unähnlich sind überhaupt solche Geister einem Springglastropfen: man behandele die Hauptsache ohne Ängstlichkeit, stosse nach Kräften, der Tropf bleibt stark und fühlt nichts, aber man berühre das kleine Schwänzchen an der Spitze nur mit einem Druckfehler oder einer ungenauen Orthographie, so ist das Gemüth verletzt, und alles springt krachend vor Schmerz auseinander.

entzückt, wollen sie ihn verführen, aber er gehört ihnen erst in dem Augenblick, wo er das erste Wort mit ihnen spricht, wo er auf sie achtet (dies bestätigt auch die jetzt bekannte Volkssage vom Hahnenberg, s. die Zusätze), sie versuchen nun alles, ihn zu bewegen: Schmeicheleien, Gesang, der die ganze Natur bewegt und wie in ihrem Herzen ergreift; sie versprechen Weisheit und Gold, sie tanzen vor ihm, sie drohen mit blinkendem Messer, der Knabe hält sich noch, er stützt sich in der Angst auf sein Schwert und klammert sich fest daran, doch die Augen kann er nicht von dieser überirdischen Schönheit abwenden, schon wankt sein Geist, halbverwirrt, er will sich zu ihnen neigen, da kräht zum Glück der Hahn, er erwacht, und für diesmal ist er gerettet. Ich führte darum die merkwürdige Stelle aus dem Hüon an [1]), wo der elfenartige Oberon auch nur immer ein einziges Wort verlangt. — Str. 1 heisst es nun: mine Öyne de finge en Dvale, wörtlich: meine Augen empfingen einen Schlaf. Meine Augenlider sanken, Gerstenberg, ist zu vornehm und gesucht für das Volkslied. Meine Augen begannen zu sinken, Herder, ist besser; ich habe übersetzt meine Augen begannen zu schlafen, scheint mir einfacher und kindlicher, wie man sagt, meine Ohren hören statt: ich höre, was nur Unverständigen ein Pleonasmus sein kann. Med mig tale, wörtlich reden, dahlen: unterreden Gst. ist ganz unpassend, wie man fühlt, Herders Freiheit: lieblich winken entstellt ganz den Sinn und nimmt dem Lied die Bedeutung; offenbar hat sich Herder dazu verleiten lassen, um einen Reim zu haben. Ich sah den Nachdruck, der auf dem reden liegt, und habe nach diesem Gefühl übersetzt, das Dänische ist freilich besser, weiss es jemand leichter auszudrücken, so will ich es gern annehmen, nur komm mir keiner mit lispeln, säuseln, wo einfach reden steht. Den Refrain lassen alle sehr zum Nachtheil aus. — Str. 2 Kinn für Backen bei H. falsch. — Str. 4:

striden ström den stilles derved, som förre var van at rinde.

den letzten Halbvers hat weder Gst. noch H. verstanden, der

[1]) Franz. Volksbuch heisst bei mir: wird in Frankreich auf den Märkten verkauft. Jenes ist mystischer Ausdruck [S. 187].

erste übergeht ihn ganz, der zweite übersetzt ihn aus dem Kopf, indem er etwas dazu setzt: und horcht den süssen Tönen, wovon keine Silbe da steht. van freilich findet man nicht im dänischen Wörterbuch, aber es ist das isländische vanr, englisch wont, deutsch gewohnt, und kommt noch einmal in den Kämpe-Viser S. 110, V. 32 vor, wo es gleichfalls nicht anders kann erklärt werden. — Str. 5:

striden ström den stilles derved, som förre var van at rinde,
de liden smaa fiske i floden svam, legte med deres finde.

Die erste Zeile, wie vorher falsch, die zweite übersetzen beide gleichfalls mit einem argen Fehler: spielten mit ihren Feinden, da Feind doch dreisilbig fiende heisst und finde hier offenbar durch finne Flossfeder muss erklärt werden. — Str. 6 in meiner Ausgabe fugle i floden, hier muss i luften emendirt werden, wie ich übersetzt habe; aus Jamieson I, 226 sehe ich, dass eine andere Ausgabe i skofven liest, wie Gst. und H. haben. — Str. 8 basse, beide lassen das Wort aus, das sich aus dem isländ. bassi, aper, s. Gudm. Andr. erklärt. Jetzt hat man im Dänischen Vildbasse. Übrigens sehe ich aus Hallager, dass basse in Norwegen auch ein Bär heisst. Str. 9 alt i den elver faerd, Gst. lässt es aus, H. versteht es nicht und setzt dafür: zu buhlen ihr Herz begehrt; es heisst auf dem Elfenzug, auf der Fahrt oder auch Fährte, wie man am Morgen noch ihre Spuren in dem bethauten Gras zu sehen glaubt. Alt sad fauren unger svend. H. übersetzt: der muntere Jüngling, frei, ohngeachtet er hier gewiss die Worte verstand, aber ganz zerstörend den Sinn des Lieds, wo ein Träumender, Herzbeklemmter da sitzt. Str. 10 wird von beiden statt scharfes Messerlein nur Messer gesagt. Str. 11 at hanen havde slaget sin vinge: dass der Hahn hätte geschlagen sein Fittich. Gst. und H. übersetzen auch wohl aus Missverständnis: dass der Hahn krähte, denn dass es so etwas sein musste, darauf führt der Zusammenhang nothwendig, und dass das Krähen zuletzt durch das Schlagen der Fittiche soll angedeutet werden, glaub' ich selber; allein wie viel lebendiger und poetischer daher ist es, wenn die Bewegung dabei ausgedrückt wird. War hier ein Flickwort erlaubt, so war es: so-

fort, weil es offenbar dem Sinn nach heisst: in diesem Augenblick krähte der Hahn, und ich daher höchstens nur etwas bestimmter ausgedrückt habe.

Mein Rec. fragt viel, erstaunt, ruft (wie süss schwärmend) aus: nein! so darf es nicht sein, sonst geht der Geist verloren! Ich will hier auch einmal fragen, wie ein Recensent würdig gelobt werden könne, ob man auskomme mit: redlicher, wahrheitsliebender, aufrichtiger, der wie dieser solche ganz fehlerhafte sinnentstellende Übersetzungen [1]), ohne dies mit einem Wort zu bemerken, öffentlich vorhält als bessere, dem Original näher kommende?

Nach demselben Rec. habe ich nirgends poetisch übersetzt und von dem Zauber dieses Liedes jede Spur getödtet. Worin besteht aber die Poesie? In dem Ergreifen des Innersten des Gedankens, in dem Gefühl desselben, die Worte mögen dann fallen, wie sie wollen, kommen sie aus dem Herzen, so wird es ihnen nicht an Gewalt und Eindringlichem fehlen, sind sie noch zierlich gesetzt, so ist es gut, aber Worte ohne jenen festen Sinn, noch so gut an einander gereiht, sind ein gemeines Spiel elender aufgedunsener Eitelkeit, das der Sprache Gewalt und Wahrheit unwiederbringlich raubt und sie in ihrem Herzen vergiftet, und das einer, der es nicht verachtet, wie alles Schlechte
xx gar bald lernt. Eine jede Übersetzung steht hinter dem Original, das weiss man, nur wo man den Abzug machen will, darüber ist man nicht einig. Gegen den Zeitgeschmack, der lieber alles drauf gibt, wenn er nur die Form wieder erhält, ich lieber an dem Äusserlichen, so hab' ich lieber gewollt, dass meine Worte holpriger wären gegen die des Originals, als der Sinn gegen den Sinn des Originals, und eine blosse Assonanz, wozu andere Stellen mich genug berechtigten [2]), war mir lieber als ein Reim,

[1]) Ich hatte bei meiner Übersetzung wohl Herders Fehler gesehen, aber dieser Mann, vor dem ich gern mit Ehrfurcht zurücktrete, gesteht selbst seine geringe Bekanntschaft mit nordischen Sprachen, und es wäre mir nie eingefallen, ihrer zu gedenken.

[2]) Um nur ein Beispiel zu geben, in dem ersten Lied von der Frau Grimild sind in den Str. 22 bis 43, also unter 21, an zwölf unvollkommene oder nicht ganz reine Reime, darunter folgende: Mærd Hielm, Lön Börn, stang frem, mindste finde.

der den Sinn entstellte. Leichtigkeit der Worte bei Leichtigkeit gegen den Sinn macht sich freilich gar leicht. (Es war daher Grundsatz geradeso zu übersetzen, den ich auch in Zukunft befolgen werde.) Ich will hier kein Urtheil über meine Arbeit haben, aber das kann ich nicht anerkennen, dass das mir Gegenübergestellte besser sein soll, da es den Sinn des Originals wenigstens nicht ganz begriffen hat. Gerstenbergs Übersetzung ist ganz unbedeutend und nicht zu gebrauchen, Herders so gut als sie es sein kann, und es fehlt ihr nicht das Eigenthümlich-angenehme, was alles bekam, das er anrührte; was soll ich von der dritten, der von Haug sagen? Hier ist der ganze Ernst und die Bedeutung des Originals in dünnen, wohlriechenden, süssen Reden aufgegangen; hohle, leichte Zuckerbäckerei, die nach nichts schmeckt, nicht sättigt und nicht ernährt, vor der einem, der das Alterthum mit seinem ernsten Blick liebt, widert; eine solche Bearbeitung ist wie ein geschändetes altes Bild, worin die Hauptfiguren übermalt und alles neu und gleissend angestrichen. Der wunderbaren nordischen Elfe ist ein Myrthenkranz aufgesetzt, den irgend eine Operntänzerin verloren. Ich weiss, dass dem innerlich leeren, aber in Worten fühlenden ästhetischen Pöbel [1]) dergleichen gefällt, ich missgönne es ihm nicht, mag es aber nicht lesen. 33
Lässt sich Geist und Poesie auf diese Art erreichen, so entsag' ich beiden gern.

Wer Lust hat, mag ungescheut alle Schüsseln des Lobes, die ihm vorgesetzt werden, von der grössten bis zur kleinsten nicht nur, und wär's ein blosses Schaugericht oder Einladung von einer Standesperson zu einem Diner, wieder aufzählen, sondern auch, was schwarz auf weiss sich zeigt, selbst aus einem längst abgestandenen esprit gar in eigenen Schriften wieder abdrucken lassen, mir ist's wahrhaftig nicht möglich, meinem Recensenten eine Stelle aus Nyerups Kritik mitzutheilen, worin dieser gewiss zu gütig über den poetischen Werth meiner Übersetzung spricht. Noch mag ich sagen, wie

[1]) Diese poetischen Moschusratten machen, wie die auf Ceylon, den reinen Wein der Dichtung ungeniessbar, wenn sie nur in den Keller kommen, wo er liegt, wie fest er auch vor ihnen zugestopft ist, es schützt ihn nicht.

Männer, deren Urtheil mir etwas werth ist, sich geäussert, weil ich es höher halte, als das allzulaute, unnöthig wachsame Wesen dieses Recensenten damit schweigen zu machen. Haben mich diese Urtheile nicht stolz gemacht, so schlägt mich des Recensenten seins nicht nieder [1]).

Ich habe fast zu lebhaft gesprochen und trete einmal heraus, um mich an Sie zu wenden und „meinen gerechten Unwillen über seine unbescheidene Art zu urtheilen (ich borge diesen Ausdruck von ihm [S. 183]) in eine mildere Empfindung aufzulösen". Sie nämlich waren, wie fast in allem so auch hier, der Erste, welcher durch echtpoetische Übersetzungen von zwei oder drei Liedern der Kämpe-Viser die Bahn gebrochen, auf welcher ich („vielleicht nur durch eine falsche Voraussetzung verführt!") zu meinem sichtlichen Nachtheil nicht fortgewandelt bin. Nun erlaube ich mir die Frage, ob ich nicht mit einigen
34 Ehren hätte auch wohl ganz viereckige Fehler (es ist nicht geschehen, aber doch ist die Frage nicht unnütz) begehen können, da selbst Ihrem scharfen Blick manches entgangen, was, sollte man meinen, einem anderen Mühe kosten würde nicht zu sehen? Sie sagen gewiss ja, und zur Beschämung des Recensenten erlauben Sie mir gern einige Beweise. Bei Kleinigkeiten wollen wir uns nicht aufhalten, sondern lieber gleich mit der Thüre ins Haus fallen. Hedebys Gespenst. Str. 1 und 2: ieg lagde min best udi helde, Sie übersetzen: ich legte mein Ross auf die Wiese grün, es hätte einen schon stutzig gemacht, wie das anzufangen gewesen, wenn es nicht klar hiess: in Schlingen, helde, hälde, das altdeutsche halde, hilde, retinaculum. Dem Pferd wurden die Füsse mit einem kurzen Strick gebunden. Str. 2: til tue, Sie: an einen Baum, heisst an einen kleinen Hügel, Rain. Str. 15: han beder de vilde diur i lunde,

[1]) Noch eins will ich in einer Note bemerken. Rec. sagt gelegentlich [S. 178. 187], Syvs Einleitungen seien durch meinen Anhang nicht ersetzt. Ich verlange von ihm, dass er etwas Wichtiges, das zugleich zur Sache gehört, als übergangen bemerke, vorausgesetzt, dass es an sich richtig ist. Ich habe nicht Zeit und Raum daran wenden wollen, Syvs Irrthümer zu widerlegen, so wenig als ich mit dem vielen Unbedeutenden, das er mittheilt, mein Buch füllen wollte.

Sie: er bietet die wilden Thier' im Holz; es gibt trübe Tage, wo ich das gar nicht einmal verstehe (wie Rec. mein mogt nicht versteht, imperf. von mögen, vielleicht richtiger so als mocht geschrieben), es heisst aber, er jagt; bede genau: jagen, incitare, schwed. beta. Ihre. h. v. — Weitere Hilfe leistet uns der Bär auf der Dalby Heide. Str. 2: saa laed (für leed), Sie: so gut, ist zu gut, es heisst: so hässlich, wo nicht wiederum, was ich bei dem bekannten Wort glauben muss, wenn man poetisch übersetzen will, Umkehrung des Sinns nöthig ist. Str. 5: paa braaden, Sie: auf der Lauer, heisst: bei der Speise, beim Fressen, braad, isländ. bráth, deutsch Braten, und zum Überfluss vornen noch von Syv erklärt. — Endlich Dieterich von Bern und Olger der Däne. Str. 1: atten, Sie: acht, sind aber achtzehn, doch zehn mehr oder weniger verschlägt der Poesie auch nichts. Str. 2: de reddes ikke for deres liv, Sie: die sind verloren, heisst etwa das Gegentheil: sie fürchten nicht um ihr Leben, da hier nur räddes kann gelesen werden; das hätten Sie, wenn die neue Ausgabe erscheint, gewiss auch gefunden. Str. 6: en flue, Sie: ein Floh, heisst aber eine Fliege, ich weiss also, wie sich diese poetisch benennt. Das Beste zuletzt zweimal Str. 12 und 18 i hu (eine der häufigsten Redensarten in den Kämpeviser), Sie: im Nu, heisst aber: im Herzen, Gemüth, hu, mens, schwed. hug, hog, isländ. hugr, altdeutsch huge. Man sieht, wie selbst das nonum prematur in annum, das bei Ihnen gewiss nicht fehlte, nicht schützt und man im Nu auf dem fahlen Pferd reitet [1]).

[1]) Weniger aus Schonung, die hier unnöthig war, als aus Furcht, zu einer Vergleichung mit meiner Arbeit zu reizen, in der eine solche Kraft und Kühnheit poetischen Gefühls sich nicht erhebt, schwieg ich früher von diesem durch die schlimmsten Verstösse gegen Sprache und Sinn fein aufgefassten Geist. Freilich, begreife ich allmählich, ist es schwerer auf diese Weise zu übersetzen, da man sich zu entschliessen hat und sattsam zu überlegen, wo aufs Beste der Sinn des Originals hintangesetzt, verkehrt und entstellt werde. Ich bin gewiss am schlimmsten daran, denn wo mir so etwas begegnet wäre, merkte man gleich, es sei Menschlichkeit, keiner würde auf den Gedanken verfallen, mir deshalb Geist zuzuschreiben, und ich gehe leer aus, wie ich mich auch anstelle.

§ 5.

Was den Rhythmus betrifft, behauptet der Rec. [S. 175], ich habe nicht immer die gefällige Treue beachtet, der Ausdruck ist schwankend und mag vorbeilaufen. In einem hat er Recht, wenn er nämlich sagt, ich irre sehr, wenn ich etwas Falsches, was er S. 173 ausführt, glaube, nur darin hat er Unrecht, wenn er sich einbildet, ich glaube es, ich habe das Gegentheil ausdrücklich in der Vorrede angedeutet, hier setz' ich hinzu, dass ich Volkslieder genug singen gehört und zwar vortrefflich (ein Freund [August v. Haxthausen] wird eine schöne Sammlung solcher Volksmelodieen einmal herausgeben)*), und dass nichts natürlicher ist, als dabei zu bemerken, wie um mehrerer Accente willen, die beim Lesen deutlich sind und den Vers offenbar erweitern, doch die Melodie sich nicht darum wesentlich ändere, sondern die Worte wieder zusammenfasse, „der Gesang hat den los zusammengehaltenen Rhythmus durch sein Darüberschweben wieder verbunden", so drück' ich mich S. XXXV [Kl. Schr. I, S. 196] in der Vorrede aus, deutlich genug für jeden, der nur irgend weiss, wovon die Rede ist; aber es wird auch wieder eine dunkele Stelle sein, wobei der Rec. glaubt, sich eine Ehre zu erzeigen, wenn er sagt, er verstehe sie nicht, es wär' aber auch anders auszulegen. Um ein Beispiel zu geben, führt er an, in Marstigs erstem Lied erkenne man das Silbenmass des Originals nicht wieder, ich kann geradezu antworten, dass es nicht wahr ist, Beweise brauch' ich nicht zu widerlegen, weil er keine anführt; ich verspreche aber, wenn er mir Freiheiten zeigt, darzuthun, dass sie sich, wo nicht immer an derselben, doch an anderen Orten finden, da ich vor der Übersetzung das Silbenmass untersucht. Was er speciell aus dem Lied von der Elfenhöh anführt, vergleiche er einmal mit dem Original, er wird finden, dass es sogar bis auf einige Kleinigkeiten mit diesem übereinstimmt und ihm nachgebildet ist; z. B. du steh auf, du stat op. Dass ich bei Str. 5 einen Accent mehr habe, als das Original, ist richtig, allein wenn er nur einige Blätter umschlägt, wird er an anderen Orten in einem Halbvers auch fünf, in einem anderen nur drei (z. B. det var iomfru Gloriant)

*) [Vgl. Westfälische Volkslieder in Wort und Weise, hgg. von Alex. Reiffer-

finden: also muss der Gesang auch ausdehnen, und das gibt ihm die Verschiedenheit, wovon ich S. XXXVII [= Kl. Schr. I, S. 197 f.] in der Vorrede gesprochen, während die Melodie im Ganzen dieselbe bleibt. Wenn der Rec. [S. 172] sagt, meine Eintheilung in zweifachen Hauptrhythmus sei verunglückte Kunstregelung, so muss ich ihm hier kurz antworten: er versteht davon nichts, was dort angedeutet, ist eine Ansicht, die sich auf die Betrachtung der epischen Gedichte vieler Völker gründet, nächstens wird der Rec. auch spanische Romanzen in langen Zeilen zu sehen bekommen, selbst die eddaischen Lieder lassen wir nach diesem System in langen Zeilen abdrucken, und eine Erläuterung wird er im Commentar finden.*) Hier würde sie zu weit führen.

§ 6.

Eine Hauptabsicht des wackeren Deutschen in dieser Recension [S. 187 f.] ist, meine Kenntnis des Isländischen zweifelhaft und achselzuckend zu betrachten, er sucht jede Gelegen- 37
heit dazu auf, und der Gedanke daran regt sich ihm bei jeder Bewegung, wie der Klang der Schellen an einem Judenschlafrock. Hierin zeigt sich eine offenbare Nachahmung des Hrn. Gräter, der fast auf dieselbe Weise unsere Ankündigung betrachtete. Es ist dies eine Weise, die wir allen empfehlen können, die gern sich sicher stellen wollen, geräth die Sache nicht, wie man nicht wünscht, doch erwartet, so hat man Winke gegeben, wo auch nicht, wie man sagt, mit einem Scheuerthor, doch deutlich genug, sollte aber einer sein Spiel haben und es fiele so aus, dass man nicht darüber herfallen könnte, so ist dann Stille für den Vernünftigen gut, und das vorausgeschickte Lob des schönen Enthusiasmus (ist auch an mir vornen gerühmt) sichert und deckt wieder alles. Ich prophezeie unserer Ausgabe der Edda diese Stille, nicht in einem eitlen Wahn, als könne sie fehlerfrei sein, aber weil der Fleiss, den wir uns daran zu wenden bewusst sind, nicht ganz vergeblich sein und, was einem Deutschen möglich ist, ihr etwas Eigenthümliches geben wird.

Ich will hier etwas ganz aufrichtig erzählen. Als ich Isländisch zu lernen anfieng, hatte ich ausser dem Lexikon des

*) [S. Kl. Schr. I. S. 387.]

Gudmund Andreä (die Glossarien bei den Ausgaben des Instituts bekam ich erst nach und nach eigen) kein anderes Hilfsmittel als die Grammatik von Runolf Jonson, sie ist aber so dürftig und verwirrt, dass man mit dem besten Willen nicht fortkommt. Die erste Regel war, an den Quellen selbst zu lernen, so schrieben wir uns vor sieben Jahren, als wir die jüngere Edda noch nicht besassen, den blossen isländischen Text von dem Göttingischen Exemplare und späterhin Biörners Kämpa-Dater ab. Bei einer Sprache, die so einfach in dem Periodenbau (der Prosa) und so viele Worte noch ohne Zusammensetzungen klar erhalten, bringt man es wohl zu einem Verständnis, in welchem man Prosa bald und dann, was nicht allzuschwer und verwickelt ist in den Gesängen, liest. Es gibt aber ein genaueres Verständnis, welches bei einzelnen zweifelhaften Fällen und im Detail sicher ist, weil es nach bestimmten
38 Regeln die Schwierigkeiten (alle niemals) zu lösen weiss. Dieses genauere Verständnis verdanke ich erst der trefflichen Grammatik von Rask [1]), worin namentlich die verwickelte Declination der Subst. Adject. und Pronomina klar sich zeigt, und welche ich nun schon zwei Jahre gebrauchen kann [2]). Als wir die Edda bestimmt anzeigten, befanden wir uns durch die liberalste Güte in dem Besitz der wünschenswerthesten Hilfsmittel, wovon wir am gehörigen Ort reden werden, die uns ein Gelingen verbürgten, soweit es Eifer und Liebe zur Sache, Entferntheit von reichen Sammlungen und selbst von dem Land, wohin jene Länder gehören und dessen Anschauung auch das Verständnis

[1]) Was ich früher daher aus dem Isländischen übersetzte, kann solche einzelne Fehler in sich tragen, manche Arbeit zur Übung, die zum Nachtheil des Rec. nie für den Druck bestimmt war, wie z. B. eine Übersetzung der ganzen Herrararsage nach dem Originaltext, darum, was gelegentlich gedruckt ist [s. Kl. Schr. I. S. 171], einzelnes aus der Edda bloss nach dem isländischen Text, verwerfe ich selbst jetzt als unrichtig oder ungenau; ich glaube gegen mich strenger zu sein als gegen andere.

[2]) Wer besseres Talent, als ich, zur Erlernung der Sprachen hat, kann in solcher Zeit ganz andere Dinge thun. Hören wir Hrn. Gräter, was er von sich in seiner Alterthumszeitung 1812, No. 6 sagt: „in weniger als zwei Jahren hatte ich mich der dänischen, schwedischen, isländischen, englischen und holländischen Sprache so weit bemächtigt, dass ich die Lieder der Scalden in ihrer Ursprache lesen, die sämmtlichen Commentare derselben vergleichen und gründliche Resultate aus beiden zu ziehen vermogte".

seiner Poesie fördern muss, möglich machen. Theilnahme, die uns entgegengekommen wäre, fanden wir hier so wenig, dass selbst solche, die für diese Litteratur enthusiastische Gaukelsprünge aller Art gethan, lieber sich das Gegentheil offen und versteckt zur Pflicht machten. Jetzt bitten wir diese zu schweigen, bis das Werk erschienen ist, von dem ich ungern noch öffentlich rede, dann aber, wo sie nicht ebenso auf Schweigen bestehen, mit jeder Art von Schärfe zu kritisiren, wozu Anlass nicht fehlen wird.

Dies frei zu sagen, dazu hat mich bloss die Gelegenheit, nicht mein Recensent bewogen, der leicht abzufertigen ist. 39
Wollte er ohne Bedacht reden, so hat er es getroffen. Er rechnet nämlich, dass ein Fehler gegen das Isländische, der sich im Buch befindet, zeige, ich habe erst bei Erscheinung des Buchs 1811 angefangen, die skandinavischen Sprachen zu lernen. Und doch, was war natürlicher zu denken, als dass bei einem so starken Buch der Druck ein halb Jahr wegnahm, dass das Manuscript noch früher musste abgeschickt, endlich noch früher ausgearbeitet werden und demnach anders zu rechnen wäre; ausserdem aber will ich ihm noch sagen, natürlich ohne es ihm anzurechnen, dass das Manuscript beinah ein Jahr früher zum Druck nach Sachsen abgeschickt war, erst bei einem anderen Buchhändler lag [1]) und im Winter 1809—1810 eigentlich fertig gearbeitet worden, nur ein Paar Noten und Einzelheiten sind nachgesendet. Ich habe damals in dem Anhang ein bedeutendes Stück aus der Wilkinasaga, wenn der Rec. vergleichen will, kann er sich leicht überzeugen, nach dem nordischen Original, nicht nach der schwedischen Übersetzung verdeutscht, das lässt er ruhig, aber in einer metrischen Strophe der Hervararsage, die ich gleichfalls darin übersetzt, hat er einen Fehler entdeckt. Dass, wie er selber gesteht, ich mich wieder ans Original gehalten, aus Grundsatz, um an die Quelle zu gehen, und, weil ich mich überzeugt, dass die schwedische Übersetzung an einigen Orten frei und ungenau war (ich habe wirklich in derselben Strophe eine Stelle schon genauer über-

[1]) Rec. kann sich immer in portofreien Briefen bei Herrn Zimmer darnach erkundigen.

setzt, als der Schwede), nichts aufzunehmen, was ich nicht als richtig einsah, ferner dass ich damals sichtbar nur die Verel. Ausgabe hatte, dieses hätte ihn wohl zu einer anderen Folgerung bringen können, als die, welche er ohne Scheu aufstellt und von welcher hernach die Rede sein wird.

Indessen, wie dem allem sei, einen Fehler hat ein Rec. Recht und Pflicht mir vorzuhalten: worin besteht er aber hier? Ich habe das pronom. *sá*, der, für *sva*, so (wie es auch vorkommt) so angesehen. Der Fehler an sich ist richtig, als ein blosses Übersehen nicht schwer und sehr verzeihlich. In den Manuscripten findet er sich oft als Schreibfehler, in der Verel. Ausgabe ist *sá* das Pronomen noch nicht mit dem Accent bezeichnet, wodurch es sogleich in die Augen fällt, sodann hat dieser Fehler hier auf den Sinn gerade gar keinen Einfluss, endlich sind im Deutschen beide Bedeutungen in einem Wort, welches offenbar äusserlich dasselbe ist, vereinigt (denn wir können richtig sagen, wiewohl es nicht angenehm klingt: die Anmassung, so (quae) hier sich zeigt, ist zehnmal so gross als der Fehler). Der Rec. konnte diesen Fehler bemerken (ich verlange nicht, dass er ihn entschuldigte), es war mir lieb, ich hätte ihn bei einer Durchsicht auch gefunden; er konnte auch meintwegen sagen, ihm begegne dergleichen nicht, denn er hätte es zu verantworten gehabt und sich zu hüten; allein es sticht ihn etwas stark, ausser jenem allgemeinen, vorhin angeführten Schluss, der sich auf einen Rechnungsfehler stützt, hier noch zu folgern: „Hr. Grimm kannte das Pronomen sá, su, that noch nicht“ [S. 188]. Einerlei war es ihm, dass dieses Pronomen natürlich überall, häufig in den Dänesagen der Edda, die man vor allem liest, vorkommt und es wohl das Erste ist, was man wissen kann, er war gewiss selbst überzeugt, dass ich es wusste, allein desto schmählicher war der Vorwurf, und ein Mittel, wie ich ihn abwenden könne, sah er nicht gleich. Allein es fehlt mir nicht, und ich kann unwiderleglich das Gegentheil von der elenden Behauptung beweisen, wodurch der Recensent auch in sein rechtes Licht kommt. In den Stellen nämlich aus der Wilkinasaga, die in dem Anhang gleichfalls übersetzt sind, kommt das Pronomen häufig vor und ist da richtig über-

setzt, gleich vornen heisst es c. 170: hvad manna mundi *sá* vera, was für ein Mann mag der sein. C. 174: *sá* heitir Etgeir, der Etgeir heisst, *sá* madr, der Mann, und noch mehr, hieran mag es genug sein. So weiss der Recensent, wie oben bei faurt, alles zu übersehen, um arglistigen und falschen Tadel zu gewinnen [1]). Hätte er etwas über meine kleine Entdeckung gesagt, die mächtige alte Hervararsaga in diesem Volkslied wieder zu sehen, versteht sich zweifelnd oder untersuchend, da Abrahamson, wie ich weiss, sie auch nicht für wahr hielt, so wär das besser gewesen, allein da ist alles still.

Das war der Hauptvorwurf des Recensenten, und der unterstrichene, ausserdem gibt er an, ich habe in den Worten

theim gef ék erni
efstum brádir

den Ausdruck *efstum* nicht verstanden, doch macht er nicht gross Wesens davon, darum, weil er, wie es höchst wahrscheinlich ist, selbst ihn gegenwärtig noch nicht recht versteht. Die Stelle macht einigen Anstoss; efstum auf Adler zu beziehen, wie Verel. thut, ist gezwungen, *äfstr* heisst eigentlich ultimus, und nur indem man die Bedeutung ausdehnt und hochfliegend darunter versteht, ergibt sich ein immer etwas gezwungener Sinn, und ich halte die Erklärung wirklich für falsch. Weil ich das Wort damals mir nicht recht auslegen konnte, liess ich es aus, da der Sinn dennoch klar war. Diese Schuld hoff' ich gegenwärtig abzubüssen, indem ich eine Erklärung versuche, die ich nirgends her borge. Indem ich nämlich nachsehen will, wie es mit des Recensenten Weisheit stehe und die Ausgabe des Instituts aufschlage, finde ich, dass er sie daselbst p. 40, Note 65 geliehen. Aber das ist das Schlimmste, er hat sie (ich erlaube mir nur zu sagen, wie es scheint) nicht recht verstanden, denn er übersetzt mir vor:

Diesem Adler geb ich
die letzte der Speisen.

[1]) Er weiss sich auch zu hüten. Ebendaselbst S. 523 steht *hin* widforli, es muss aber *hinn* heissen, da jenes das Femininum ist, allein der (auch nicht angezeigte) Druckfehler ist klar, da zwei Zeilen vorher *hinn* hugfulli steht. Hier schweigt der Recensent und wirft nichts vor. Der Grund wird vielleicht hernach deutlich.

Ich muss hier, wo von genauem Verständnis die Rede ist,
42 annehmen, dass er wörtlich übersetzt, demnach wäre *efstum* der acc. sing. fem. eines Adject., denn *bráth* ist ein Fem., und *brádir* wäre der gen. pl. Beides ist ganz unmöglich, und ein Isländer müsste über dergleichen Zumuthungen lachen, aber wenn er hernach v. Hogna sehen wird, was der Rec. von den Declinationen weiss, würde er mich vielleicht dazu berechtigt halten, dennoch will ich es nicht und nur an eine Übereilung glauben. Versteht der Rec. wirklich (wenn er es erklärt, will ich es gelten lassen) wie die Ausgabe des Instituts den acc. pl., so begreift man durchaus nicht, warum er nicht einfach sagt:

Die letzten Speisen.

ein Druckfehler ist nicht denkbar, und dass jenes poetischer sein soll, kann ich mir noch weniger einbilden. Dass er die Form efstum nicht verstand, das ist jedoch auf jeden Fall gewiss und gibt den Ausschlag. Es ist ein abl. (dat.), wie ist der mit dem offenbaren acc. pl. brádir zu vereinigen? Stephanus Biörnsen greift durch und sagt, es stehe geradezu für *efstar*. Nahm Rec., wie es scheint, diesen Ausweg an, so musste er sich darüber äussern, auf keinen Fall aber war er berechtigt, zu übersetzen, wie er gethan hat. Ich glaube, efstum steht hier adverbialiter, wie sonst häufig fornum, laungom, fordum, es ist der abl. (dat.) pl. und dagum, timum ausgelassen, so in Oddrunar-grátr. Str. 1:

heyrda ék segia i saugo fornom
hörte ich sagen in der Sage in alten Tagen.

demnach heissen die zwei Zeilen wörtlich:

diesem Aar geb ich
in den letzten Stunden Braten.

mit diesem kommt auch die lateinische Übersetzung: isti do aquilae ultimo pabulum überein gegen die Erklärung der Note.

Noch besser zeigt sich der Rec. in folgender Bemerkung [S. 186]: „Hr. Grimm wird im Verfolg seiner Studien statt Hogna Hogni oder Hogne sagen, Hogna ist die weibliche Form, und Rec. hat es sonst auch gebraucht.“ Ich muss hier zweierlei voran bemerken: erstlich, ich konnte die Correctur
43 nicht selbst besorgen (wenn man dies bedenkt, wird man das

Buch recht correct finden) und schrieb daher jeden etwas schwierigen Namen noch einmal mit lateinischen Buchstaben besonders auf oder neben bei. Sodann bei der Übersetzung aus dem Isländischen wollte ich aus übergrosser Genauigkeit die Declination, wie sie im Isländischen vorkommt, stehen lassen, wie man ja auch wohl Jovis usw. sagt, was freilich nicht nöthig war. Ich sagte daher, wo der nom. war, Hogni (S. 427. 432) und im gen. (S. 482 ff.) Heimis Hornboga, Hogna. Bei dem Fragment aus der Hervararsage war es ebenso: zu Ingibiorg (den nom. hatte ich cap. 4 schon vor mir und in Hrafnborg S. 320 der Rec. vor sich), als der dat. vorkam: Ingibiorgu den Ring zu bringen, schrieb ich zufällig noch mit lateinischen Buchstaben den Namen neben an; der Corrector glaubte sich daher verpflichtet, überall dahin abzuändern, und so kommt jetzt Ingibiorgu als nom. und acc. vor. Ich habe es bei den Druckfehlern nicht bemerkt, in meinem Exemplar war längst alles corrigirt. Was thut nun mein Recensent, dass anderwärts ich im nom. Hogni geschrieben, übersieht er nach seiner ehrlichen Sitte wieder, meint, der offenbare gen. masc. sei die weibliche Form, und gesteht, dass er in ähnlichem Fall selbst so geschrieben Wohlklangs wegen. Dabei ist ferner, dass, spricht er bloss von Namen, es auch männliche gibt, die auf *a* ausgehen, z. B. Sifka Vidga in der Wilkinasaga und weibliche auf *i*, wie: Signi Skadi, spricht er aber allgemein, dass *a* nicht ausschliesslich das fem. anzeigt, da auch neutra auf a ausgehen (wie *hiarta, auga*, Rask. S. 30), so wie umgekehrt *i* nicht ausschliessend das masc. anzeigt, da es auch fem. auf *i* gibt (z. B. *byrdi, heidi*, Rask. S. 50). Nun borg' ich mit einer vernünftigen Abänderung die Redensart des Rec. [S. 188]: „ein wahrer Beweis, wie es scheint, dass der Rec. wenigstens zur Zeit der Abfassung der Recension die scandinavische Sprache erst zu lernen angefangen hat und besonders die Declinationen noch nicht verstand".

44 Ich sag: ein Daniel! ein zweiter Daniel!
Dank, Judt, dass du mich das Wort gelehrt!
Kaufmann von Venedig. S. 125. [IV, 1.]

Ich springe wieder ab, um bei Ihnen anzufragen, wie Sie von einem solchen Recensenten denken; sollte er aufgeklärte Lehrer haben nachahmen wollen, die Zöglingen vorwerfen, was sie nicht verdienen, bloss um die Einbildung ihnen zu nehmen, als seien sie schon so klug, wie sie selber? Darin aber geben Sie mir unbesehens Recht, dass ich das schmähende Urtheil auf ihn, der es verdient, zurückgeworfen, da er breit (gleichsam mit grossen Rosinen in der Tasche) eine falsche Lehre gibt und mit Vorsatz sich in Unwissenheit zeigt. Übrigens aber, und das ist mir am meisten werth, was meine Übereilung und meinen Fehler mehr als entschuldigt, was mich sichert und mir gleichsam Ehre daraus bereitet, ich kann mich zu Ihnen, einem Veteranen in dieser Litteratur, der schon so lange den scandinavischen Sprachen sich weihte, wogegen die Jahre, die ich aufwenden konnte, in der That recht armselig erscheinen, ich kann mich, sage ich, zu Ihnen flüchten. In Ihrem nämlich so trefflichen neuen litterarischen Magazin[1]), denn frühere Arbeiten, dergleichen meine doch ist, wollen wir lieber nicht untersuchen, steht in der Abhandlung von dem Königstitel Folgendes:

liod ek *thau* kann. er kannat
thiodans konu ok manskis mögur.

45 Nun ist aber liod ein neutr. pl. und verlangt daher *thau*, wie auch im Runacap. steht; wollten Sie sich meiner schämen und durch einen Druckfehler entspringen, so halt' ich Sie fest, denn Sie übersetzen munter: dieses Lied kann ich, Sie müssten

[1]) Ich citire einmal genau: Odina und Teutona, ein neues literarisches Magazin der Teutschen und Nordischen Vorzeit von F. D. Gräter. Mit einer Titelvignette, darunter runisch Thor. Erster Band. Breslau bei Carl Friedr. Barth. 1812. Dieser Titel in Kupfer darauf noch einmal gedruckt, gleichlautend. Braga und Hermode, oder neues Magazin für die Vaterländischen Alterthümer, der Sprache, Kunst und Sitten, herausgegeben von F. D. Gräter. Fünfter Band. Breslau bei Carl Friedr. Barth. 1812. Bragur, ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausgegeben von F. D. Gräter. Achter Band. Breslau bei Carl Friedrich Barth. 1812. Vorrede XXXIII und 418 Seiten, auch 2 Seiten Verbesserungen in 8. Alles in einem Band.

aber gesagt haben: diese Lieder, da liod thau der acc. pl. ist, nach Ihrer Übersetzung aber liod *that* stehen müsste, was aber den Worten entgegenlaufend auch unerlaubt wäre. Denkt man eine Minute, Sie hätten than für acc. s. masc. gehalten, so müsste es thann heissen; wie man sich wendet, kommt man nicht heraus. Nun müsst' ich mir ein Gewissen daraus machen, wenn ich, ohngeachtet die lateinische Übersetzung dabei klar und richtig hat: carmina illa, Ihnen vorwürfe, Sie wüssten den acc. s. und pl. von dem pronom. demonstrat. *sá, sa, that* nicht: einmal in so vielen Jahren, hätte der beschränkteste Rec. gedacht, wär' er Ihnen vorgekommen. Auf derselben Seite zeigt sich noch etwas zwar nicht in der Art, aber immer verdriesslich, nämlich Sie führen daselbst eine Stelle aus der Hervararsage an, im Original steht:

her er Hlöðr kominn.

Sie theilen aber mit:

her er Hlöðr komin.

Hier muss ich anderer halben, Ihnen ist es gewiss nur zu gut bekannt, bemerken, dass durch die Weglassung des einen n das Particip zu einem fem. wird, was natürlich auf keine Weise passt. Sie könnten sich leicht, und werden es auch thun, durch einen Druckfehler entschuldigen, aber da ist der weitere unbequeme Zufall, dass gleich dahinter derselbe noch einmal erscheint, nämlich im Original: bróðr thinn heisst bei Ihnen: bróðr thin. Wenn nun einer sich berechtigt glaubte zu recensiren: „Sie hätten den Unterschied noch nicht gewusst und gemeint, die Orthographie durch zierliche Auslassung zu verbessern", so hätte er (scheinbar) Recht gehabt, doch mit ganz anderem Recht von Ihnen hören können, man werfe Ihnen, einem Manne, der hier zum ersten Mal diese Stellen ins Deutsche übertrage und bekannte Verdienste habe, dergleichen nicht schicklich vor.

Bringt mir, dem es nicht zukommt, sich mit der langen Ehle zu messen, nun mein Übersehen nicht Ehre, da es offenbar geringer ist, als Ihre beiden Fehler (ich rühme mich nicht, dass mir vor Jahren nicht auch dergleichen hätte passiren können), und niemand verlangen könnte, Sie zu übertreffen? 46

§ 7.

Ist kurz und handelt von der Sprache. Rec. sagt, meine Vorrede sei ihm dunkel hin und wieder, das ist mir wieder dunkel. Er tadelt [S. 192] den Ausdruck Recension bei den Volksliedern, wünscht Abdruck dafür, was aber nicht passt, da die abweichendsten Lieder leben und entstehen können, die nicht gedruckt sind, er mag Goethe auch tadeln, der in der Beurtheilung des Wunderhorns sich desselben Ausdrucks bediente. Er tadelt mordlicher Tod, das Wort solle gewogen werden, ich will hier meine Wagschale füllen, der Rec. mag zu seinem eigenen Besten die Gewichte auf der anderen Seite auflegen, sein Resultat ist mir gleichgültig.

Nibel. 3990 [935, 2]: Het ich an uch erkennet den mortlichen sit,
Ottokar v. Horneck (b. Pez) S. 675.

Do das mortleich Leid an Künig Latisla ergie

und als Adverb häufig. Er fragt auch [S. 178], was ein Waffen sei; wie es scheint, weiss er nicht, dass das Wort im Altdeutschen ein Neutrum ist, wie im Isländischen.

§ 8.

Ich komme endlich zu einem Paragraphen, auf den ich mich lange gefreut, da die anderen immer etwas Widerwärtiges mit sich führten, nämlich zu den Druckfehlern. Hier ist der Recensent ganz in seinem Element, schnalzt und tanzt ordentlich vor Lust in dem Wasser und weiss nicht, wo er anfangen soll [S. 178]. Wie ein raffinirter Liebhaber benutzt er sie auf die verschiedenste Art, und der gute Quintus Fixlein würde gewiss mit seiner Sammlung schlecht gegen ihn fahren. In
47 Höhle werfen für in die Höhle werfen (der Ausdruck kommt sogar sonst noch richtig vor) weiss er mir schön als Streben nach seltsamer Originalität aufzurücken. Ohngeachtet da steht Aquitanus, Scholasticus, Gamblacensis hält er mir Otto Frisingens (im Mscr. stand Otto Frisingens.) als bizarre Schreibart vor, schreibt mir auch zur Belehrung das Wort vollends aus. Was ist Gläsirvallr, Hedinsflied usw. ruft er in listiger Dummheit aus. Dann florirt sein Glück, als protopolin sich zeigt: jeder, der nicht glaubt, mir ins Gesicht sagen zu dürfen,

ich wisse nicht, wie es im nom. hat, wird sich bescheiden, es, wenn er will, als einen Druckfehler anzugeben. Was thut aber die Schulmeisterei? Ich citirte den Stephanius zum Saxo, wo man den ganzen Streit finden könne, mithin auch die Nachricht von dem Buche des Messenius; der Rec. schlägt die Stelle nach, drückt sich so aus, dass man beinah glauben kann, als habe ich gesagt, die Schrift desselben sei von mir eingesehen, holt (still) den Jöcher, erzählt, was dort steht und hierher nicht passt, schreibt dann die ganze Stelle ab und corrigirt endlich weitläuftig, was jeder auf den ersten Blick sieht. Noch wohler wird es ihm, wenn er [S. 163] einen anderen Druckfehler, der im Buche sogar hinten angegeben ist, color für colos, noch einmal als einen solchen nennen kann. Laben wird es ihn, dass in der Recension wieder die besten Sorten und viel ärgere vorkommen, z. B. statt infelici vena infelici *cera*, quaende für quaede, thal für that usw.; mir ist's widrig, davon zu reden. Will er sich schriftlich und portofrei an mich wenden, will ich ihm die Liste der von ihm dennoch übersehenen mittheilen. Der beste Spass aber kommt zuletzt, wo die Hoffart einmal recht den Schwanz übers Nest hinausstreckt. Man weiss vielleicht, als unsere Ankündigung der Edda erschien, schrieb Hr. Gräter in seiner Alterthumszeitung eine Kritik [s. oben S. 108 f.] darüber, unter anderem war ein Stern verrückt und die Note an einen unrechten Platz gekommen. Die Sache war so klar, dass wir, als wir Druckfehler anzeigten*), davon schwiegen, weil es sich ganz von selbst verstand, wo er hingehöre. Dieser 48
Gelehrte schenkte dennoch diesem Umstand seine besondere Aufmerksamkeit, versuchte hin und wieder scharfsinnig, wie dieser Unsinn zu erklären sei, aber freilich vergebens, hintendrein bekannte er der Wahrheit zur Steuer, dass uns das Ridikûle nicht zur Last falle, vermuthete so etwas wie Schuld des Setzers und kam dem Ding ziemlich auf die Spur. Dieses ahmt nun mein Recensent nach, glaubte ich anfangs, doch bin ich zweifelhaft geworden, da die Nachahmung doch gar zu plump wäre, und wahrscheinlicher hat ihn die Druckfehlerfreude ganz blind gemacht. Man schlage nämlich S. 440

*) [In der Leipziger Litteraturzeitung 1812. S. 864 = Kl. Schr. I, S. 587.]

meines Buchs [= Kl. Schr. I, S. 211] auf, da wird man zwei Noten finden, die *, welche Pasquiers Urtheil über die trojanische Abkunft der Franken enthält (in meiner kleinen Abhandlung darüber findet Rec. nichts Neues, was ich auch sehr wohl begreife, da der Druckfehler, den er in der Nähe vermuthete, ihn geblendet haben wird, überhaupt: wäre nicht zu vermuthen, dass die ganze unverständige Recension in der betäubenden Freude über erwartete Druckfehler entstanden sei?), und eine andere ** zu der im Text erwähnten Blomsturwallasaga, der Trunkene sieht (vgl. Recension S. 186) nur die zweite **, hängt sie dem Text zu Note * an und fragt nun vergnügt, was ich für tolles, dunkeles Zeug schreibe, und ob Meister Biörn die Sage von der trojanischen Abkunft der Franken nach Norwegen gebracht.

§ 9.

Bei allem Vorangehenden war immer noch ein Spass übrig, es war als hätte die Eitelkeit den Recensenten benebelt und zu so wunderlichen Übertreibungen verleitet, die er einmal, wenn er noch einige Zeit fleissig ist und lernt, bei ruhiger Prüfung, die hier nur als eine Redensart vorkommt, fühlen würde: nur muss er sich noch besonders abgewöhnen, zu glauben, ihm komme in diesen Sachen die erste Stimme zu. Bei dem Folgenden aber ist es anders, und ich muss leider ernsthaft endigen.

Es gibt eine doppelte Verehrung der Verdienste, selbst der grössten, eine solche, die mit Bewusstsein achtet und weiss, warum sie achtet, und die kein menschlicher Fehler irr macht, 49 und eine andere, die blind ist und unfähig einen Fehler zu sehen; jene ist allein dauerhaft und fruchtbar, diese ist fast immer eine taube Schale, die sich um den Kern drängt und selbst nichts hervorbringt, ausserdem ist sie der Gefahr ausgesetzt, umzuschlagen, sobald Persönlichkeit, gereizte Eitelkeit oder dergleichen ins Spiel kommt; sie fällt dann in Hass und Widerwillen, der wieder so blind wird, dass er alles freie Urtheil zernichtet. Recensenten mit solcher Gesinnung sind in der ersten Periode die Liebreichen, Alles-Gutmacher, die Zuduttler, Erstauner, in der zweiten diejenigen, die unter irgend

einem Schein Parteilichkeit und Ungerechtigkeit jeder Art sich erlauben. Wenn die Gegenwart vorüber ist, die eine Macht übt, in welcher wir selber noch befangen nur einzelne Stimmen haben, die kein allgemeines Urtheil ausmachen können, dann dürfen wir, was Geist und Ansicht betrifft, (über Kenntnisse natürlich gleich) frei sprechen; niemand geschieht weh, und indem wir zur Wahrheit streben, wird diese gefördert.

Hrn. Gräters Urtheil z. B. über Suhm [S. 181] ist ein solches aus ungemessener Verehrung gekommenes, welche nur in Verhältnissen, die aus den Gesetzen der Natur entspringen, wie zwischen Eltern und Kindern, schön und rührend ist; er geht so weit, dass er uns einmal gerathen, zu dessen Füssen zu sitzen, wo dieser in einem erweislichen Irrthum war, nur zu den Quellen soll man sich beugen und aus ihnen schöpfen. Ich habe Suhms Gelehrsamkeit, der meine geringe nicht beikommt, seine Verdienste um die nordische Litteratur niemals verkannt, in eben diesen Heidelb. Jahrb. (1811. S. 776) [= oben S. 16] habe ich Suhms Einfluss und uneigennützigen Eifer gerühmt, sein Buch Om Odin die fleissigste und gelehrteste Arbeit über die Mythologie genannt, freilich nur als Materialiensammlung brauchbar. In der Übersetzung der Lieder habe ich seinen Stil, was er wirklich ist, matt und breit genannt (möge jeder die Proben vergleichen), wer es noch nicht glaubt, lese seine Kämpferromane. Es war dies meine Überzeugung, und die habe ich ausgesprochen, ich will noch mehr thun und hier sagen, dass ich Suhms Fabelzeit, so schätzbar die Sammlung und Arbeit an sich, in ihrer Ansicht durchaus für verfehlt halte, indem sie die alte Mythengeschichte nur von einer Seite erkannt, sonst aber unwürdig betrachtet.

Der Rec., darf ich mit Sicherheit vermuthen, hat jene Stellen gelesen, dennoch bildet er sich das Recht ein, mir mit den Worten entgegenzutreten [S. 181]: „mit welcher Einbildung ich müsse gestraft sein, um einen solchen Übermuth zu zeigen“. Ich will mir vorstellen, der Rec. habe persönliche Gründe, für Suhm so zu eifern, und vergesse in der Hitze, dass diese keine allgemeinen sind und bloss ihn verpflichten, aber das Folgende weiss ich auf keine Weise zu entschuldigen.

S. 431 liest man in einer Note meines Buchs: Thomas Bartholin in seinen mit eben so viel Belesenheit als Geschmacklosigkeit geschriebenen antiquitates danicae fällt ein (und das muss der Rec. selbst eingestehen) geschmackloses Urtheil. Ich fordere jeden auf, der den Bartholin wie ich aufmerksam und mehrmals gelesen, ob dieses Urtheil nicht durchaus gerecht ist. Gelehrte Sammlungen sind an einen Gedanken ganz locker gereiht, der nirgends als die eigentliche und leitende Idee heraustritt, kurz es ist, wie man sich ausdrückt, kein Buch, nur ein Haufen Collectaneen, sehr wunderlich registrirt. Hier nun schämt sich mein Rec. nicht der offenbaren Verdrehung und Unredlichkeit und spricht [S. 181]: „Hr. Grimm kann nicht umhin, dasselbe zum ersten Mal unter allen Dänen, Schweden, Isländern, Engländern und Deutschen, die seiner gedenken, mit dem Namen eines geschmacklos geschriebenen Buchs der Verachtung preisgeben zu wollen". So nimmt er von dem Schwarz und Weissen, das gleich gross in meinem Urtheil steht, das Schwarze allein heraus und legt ihm eine gemeine Absicht unter, oder er leert in der Wage die schwere gute Hälfte ganz, lässt die andere darin, wirft noch zu und ruft nun meine Gerechtigkeit aus.

Damit schliesse ich und bitte nur den Recensenten, falls er noch einmal etwas von mir recensirt, die Paar Silbergroschen, die er in scheinbarer Grossmuth und Unparteilichkeit unter den Schmutz wirft, zurückzuhalten; ich mag sie nicht aufheben, sie würden mich nicht reich machen noch für meine Schulden ausreichen, vielleicht auch sind sie des Scheins wegen bloss weiss gesotten und sonst falsch. Ich meine die eingestreuten lobenden Worte.

Cassel im Februar 1813.

W. C. Grimm.

ÜBER DEN URSPRUNG DER ISLÄNDISCHEN POESIE [209] AUS DER ANGELSÄCHSISCHEN.

Nebst vermischten Bemerkungen über die nordische Dichtkunst und Mythologie. Ein nothwendiger Nachtrag zu seinen neuesten Untersuchungen von Fr. Rühs. (Ohne Druckort und Verleger.) 1813. 8.

(Hinzugefügt sind der Recension Bemerkungen zu der Rühsischen Übersetzung der Edda.)

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang VII (1814) Bd I, No. 14. 15. S. 209—223. 225—228.

Vor noch nicht zwei Jahren gab Herr Professor Rühs in Berlin eine Übersetzung der prosaischen oder jüngeren Edda und eine Einleitung über nordische Poesie und Mythologie heraus. Die letztere, eigentlich die Hauptsache, hat die Absicht darzuthun, dass es keine nordische, nur eine isländische Dichtkunst gebe und dass der grösste Theil der Mythologie freie unmittelbare Erfindung sei, in welche Zusammenhang zu bringen immer den traurigsten Erfolg gehabt; Christen hätten die mythischen Bücher verfasst, ja überhaupt sei durch das Christenthum alle Cultur erst nach dem rohen Norden gekommen.

Diese Ansicht, schon durch Schlözer und Adelung bekannt, ist der Überzeugung des Rec. gerade entgegengesetzt, und früher, als das Buch des Hrn. Rühs erschien, hat er in diesen Jahrbüchern (1811. No. 49. 50. [S. 774—794, oben S. 14—32]) sich darüber erklärt. Da er keine neuen Gründe von Hrn. Rühs entwickelt fand, glaubte er alles Weitere von seiner Seite überflüssig, verwies dorthin, und indem er nur einige charakteristische Sätze mit den eigenen Worten des Verf. anführte, stellte er anheim, was diese Ansicht, wiederum so sicher und vornehm ausgesprochen, für einen Eindruck machen werde, ob sie vielleicht durchdringe oder ob die entgegengesetzte, welche an Wahrheit und Echtheit der nordischen Mythen und der alten Sagengeschichte glaubt, sich begründe.

Auch an der Übersetzung der Edda selbst konnte er vorbeigehen, sie war eingeständlich nach der dänischen von

210 Nyerup und Rask abgefasst; kann schon diese bei dem Studium das Original nicht ersetzen, obwohl sie vieles Schätzbare hat, denn man sieht bald, dass geschickte Hände daran gearbeitet, so war von der weiteren deutschen dies noch weniger zu erwarten. Sie konnte höchstens für Liebhaber und zur Unterhaltung dienen. Rec. empfahl also jenes und zeigte sie bloss an, da eine Prüfung derselben eine eigene undankbare Arbeit gewesen wäre; einige Bemerkungen will Rec. jetzt zu Gunsten der gegenwärtigen Recension weiter mittheilen, sie werden auf die folgenden Untersuchungen ein grosses Licht werfen.

Nyerup: hvorledes blev Verden til og hvad var der tilforn? wie ward die Welt geschaffen und was war da zuvor? Hr. Rühs S. 166: „wie ward die Welt und was war sie vorher?“ — N. med feige maends liv, mit todter Männer Leib. Hr. R. S. 173: „mit feiger Männer Leben“. — N. hvad Gud, welcher Gott. Hr. R. S. 175: „ob Gott“. — N. alt veed jeg, schon weiss ich. Hr. R. S. 177: „alles weiss ich“. — N. ilsindet, jähzornig. Hr. R. „übelgesinnt“. — N. klaede, Tuch, Taschentuch. Hr. R. S. 206: „Kleid“. — N. i en Hule, in eine Höhle. Hr. R. „in ein Loch“. (Das Loch heisst dänisch: et Hul.)

Zu der Übersetzung der mehr historischen Mythen, welche Nyerup ausliess, und wo Hr. Rühs bloss den Resen vor sich hatte, Folgendes: Text: Litlu Werdur Wöggur Feigenn (litlu verdr Vöggur feiginn), mit wenigem wird Vöggur vergnügt. Hr. R. S. 252: „über wenig wird Werdur froh“. Dieser verdr (wie man sieht, 3. pers. praes. von verda) wird auch im Register S. 276 ganz ordentlich als ein mythischer Mann aufgeführt. — Text: their steffndu orrustu, sie bestimmten, verabredeten eine Schlacht. Hr. R. „sie führten Krieg“. — Adils verlangt von Kraki Hülfe: thá sendi hann Berserki sina tólf steht im Text; hinter hann ist eine Note und wird unten die Variante angeführt: Adilsi; d. h. er sandte (v. dem Adils) seine zwölf Berserker. Hr. R. dagegen führt diesen dat. Adilsi als einen besonderen Namen auf und setzt ihn als einen neuen Berserker vornen an. — Bei den Namen der Berserker
211 werden auch Zunamen angeführt, hinter Hialti in der Note e: hugprudi. Daraus macht Hr. R. ein nom. propr. und führt

den Berserker Hugprudi an; ebenso aus Hvitserker (hinn) hvati wird bei ihm: „Hvitserkr und Hvati“. — Text: bera i haufuth sier thad vatn, bringen, giessen aufs Haupt sich das Wasser. Hr. R. S. 263: „tragen auf ihrem Haupt das Wasser“. — Text: their voru svo reidir módur sinne, sie waren so zornig auf ihre Mutter. Hr. R. S. 266: „sie waren so unwillig über das Gemüth ihrer Mutter“.

Es war aber in der Schrift des Hrn. Rühs eine wenigstens in ihrer Ausführung neue Idee. Darnach war die nordische Poesie (Hr. R. bedient sich nach seiner Meinung, es gebe keine nordische, des Ausdrucks: isländische) nichts weiter, als eine Nachahmung der angelsächsischen; Norwegen und Dänemark, an sich ohne Lieder, haben erst durch Island etwas erhalten.

Dies zu beweisen, hatten allgemeine historische Paragraphen, die vorangiengen, gleichfalls die Absicht. Es ward erst darin die Volkspoesie der zu einem anderen Sprachstamme gehörigen Finnen als lebendiges, sehr erläuterndes Beispiel dargestellt. Es folgten mit historischen Zwischenblicken Beschreibungen der wälschen (die Barden sollen auch erst die Angelsachsen gebildet haben), angelsächsischen und nordischen Dichtung; die Ähnlichkeit der beiden letzteren ward bemerkt und ist ganz unbestritten; einen einzigen treffenden Beweis aber, dass die nordische aus der angelsächsischen Poesie geborgt sei, hat Rec. darin nicht gefunden; es wird bloss gesagt, und man sieht in der Aufstellung und im Zuschnitt bekannter Dinge, dass es Hrn. Rühs Meinung ist. Was den Werth solcher Umrisse überhaupt betrifft, so sind vielleicht andere empfänglicher, als der Rec., der wenig Geschmack daran hat. Indessen kamen auch hernach zwei besondere Beweise vor, „welche völlig entscheiden“ sollten. 1) Die Alliteration, ein charakteristisches Zeichen, hätten die Isländer von den Angelsachsen entlehnt, da in Norwegen, Schweden und Dänemark „keine Spur“ davon sei. 2) Die nordische Dichtkunst habe „eine Menge von Wörtern, die nicht in der gewöhnlichen Sprache, viel weniger 212
in den übrigen Dialekten vorkämen; diese Wörter seien meistentheils angelsächsisch“. Von solchen wurden zwei Seiten Beispiele gegeben.

Die Herabwürdigungen und Schmähungen der Edda konnte

der Rec. der Zeit überlassen, aber beide Sätze, waren sie begründet, gaben Anlass zu wichtigen Folgerungen; er glaubte daher, sie herausheben zu dürfen und sorgfältig prüfen zu müssen. Rec. hat diese kleine Untersuchung noch einmal durchgelesen, ob irgend ein Wort darin sei, das nicht auf die Sache selber gehe oder Hrn. Rühs beleidigen könne, aber keins gefunden. Vielleicht könnte es missdeutet werden, wenn er sich [S. 964 = oben S. 84] des Ausdrucks „unredliches Verschweigen" bedient hat; es bezieht sich darauf, dass Hr. Rühs einen ihm gewiss bekannten Umstand in der englischen Poesie, der die Ansicht sogleich veränderte, übergieng, und heisst (wie könnte man es nur anders verstehen?) nichts anderes, als ein absichtliches Verschweigen, Inconsequenz aus Behauptungssucht. Hr. Rühs scheint sich S. 158 seiner Edda selbst zu den „redlich Zweifelnden" zu zählen, es wird daher erlaubt sein, das Gegentheil, wenn man es findet, zu bemerken.

Hr. Rühs nahm Widerlegungen und Einwendungen folgendermassen auf. Zuerst erliess er in der Hallischen L.-Ztg. 1812. No. 318 [S. 849—851] eine Antikritik, worin er über Verfälschung klagte; wie es sich damit verhalte, hat Rec. in dem Intelligenzblatt der Jahrbücher 1813. II, S. 10–13 [= oben S. 100–103] bündig genug gezeigt. Sodann erschien gegenwärtige dort schon angekündigte Schrift. Hr. Rühs fängt damit an, dem Rec. oder Jacob Grimm die Recension seines Buchs in der Jenaer L.-Ztg. 1813 Januar [S. 169—173 von XYZ]*), und zwar mit gewohnter Sicherheit zuzuschreiben, so dass er diese Behauptung, man mag selber sehen, in welchen Reden, ganz durchführt. Rec. gibt hier öffentlich sein Wort, dass er so wenig, als Jacob Grimm den allerentferntesten Antheil an dieser Jenaer Kritik gehabt und durch den Druck sie ihnen zuerst bekannt geworden. Die Redaction der Jenaer L.-Ztg. wird dies leicht auch noch bezeugen, und der Verf. derselben nennt sich wohl selber. Ohnehin unterschreibt der Rec. jene Kritik nicht in allem Einzelnen; richtig ist, dass Hr. Müller in der Schrift über
213 die Asalehre sich nicht mit der Hypothese vom angelsächsischen Ursprung der nordischen Poesie abgegeben, sie also auch nicht

*) [D. h. von Grüter, s. Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm S. 260.]

widerlegt hat; Rec. wunderte sich selbst, als er diese Behauptung dort fand.

Hr. Rühs äussert sich darauf für jene Sätze. Gegen den ersten, dass die Alliteration sich sonst nicht finde (die Hall. L.-Ztg. No. 318 [S. 849] behauptete noch: „die Alliteration sei unter den germanischen Völkern nur bei den Ags. und Isländern das metrische Grundgesetz gewesen"), hatte Rec. hauptsächlich eingewendet, es scheine nicht, es sei ganz gewiss, dass in zweien altdeutschen Gedichten nicht nur, sondern auch in einem dritten sie vorkomme, mithin bei anderen Völkern desselben Stammes, so dass sie nicht als eine Eigenthümlichkeit der Angelsachsen gelten könne; ferner in den faröischen Rimur. Hr. Rühs, der in dem Buch nur mit einem vielleicht die Vermuthung einleitete, die beiden, denn das dritte kannte er noch nicht, seien von Geistlichen in England oder nach angelsächsischen Mustern gebildet, fährt jetzt leichter fort: kein Geschichtsforscher, der den Einfluss der Ags. auf deutsche Cultur nur zu würdigen wisse (er selbst verspricht etwas eigenes Forschendes darüber in Schlegels Museum), könne es bezweifeln, dass diese Gedichte sämmtlich von Angelsachsen herrührten, wodurch im voraus jedes unserer alten Gedichte, in welchen sich noch Alliteration entdecken sollte, hinlänglich abgewiesen wird (was die faröischen Rimur betrifft, so gibt schon die Hall. L.-Ztg. die Antwort: es müsse erst bewiesen werden, dass sie nicht unmittelbar aus Island dahin gebracht; natürlicher scheint es dem Rec., erst den Beweis zu verlangen, dass sie erborgt seien). Er lässt es um so eher dabei bewenden, und anderen die Entscheidung, da noch nicht lang ein ausgezeichneter Gelehrter, dem vor allen hier ein Urtheil zukommt, öffentlich behauptet hat, es sei durch jene Gedichte das frühe Dasein und allgemeine Verbreitung der Alliteration in Deutschland schlagend bewiesen. — Übrigens, hatte früherhin Hr. Rühs doch die mögliche altdeutsche Alliteration etwas gescheut und damit (ausser dem ags. Ursprung derselben, der freilich überall am besten aushilft) abgewendet S. 80 s. Edda, „es seien einzelne Spuren, die sich zu bald verlören, um annehmen zu können, es sei allgemeine Regel", so ist er jetzt S. 25 viel fester und fürchtet die allgemeine Verbreitung gar nicht in den germanischen Stämmen,

sein Satz bleibe doch wahr; ja noch mehr, selbst einzelne Beispiele, die etwa in Norwegen, Schweden oder Dänemark nachgewiesen würden (nach dem Buch S. 114 war „keine Spur“ dort zu finden), verschlagen ihm nichts, diese „können nur als Nachahmung gelten.“ Er verlangt jetzt alliterirende Gedichte in Norwegen, Schweden und Dänemark „in bedeutender Anzahl“ nachgewiesen, ehe er entkräftet werde. Wenn Hr. Rühs erst dahin gebracht wird, zu sagen, wie er es eigentlich meint, weiss er sich zu sichern.

Was den zweiten Satz betrifft, so sieht man aus den vorhin angezogenen, S. 115 der Rühsischen Edda befindlichen Worten, wie er aufgestellt war. Die als Beispiel gegebenen 50 Wörter sollten sich weder in der nordischen (d. h. bei Hrn. R. isländischen) Prosa noch sonst in den übrigen Dialekten finden. Auch andere Äusserungen — z. B. diese Worte seien der gewöhnlichen nordischen (isländischen) Sprache und den nordischen Dialekten „ganz fremd und niemals ins Leben übergegangen“ S. 91. 118; ferner: „dass die Ags. sie von den nordischen Völkern geborgt haben, kann man nicht annehmen, weil — sich nicht begreifen lässt, warum sie in den übrigen skandinavischen Mundarten ausgestorben sind und sich nur im Isländischen erhalten haben“ S. 119 —, meint Rec., lassen am wenigsten eine mildere Ansicht hinter jenem Ausspruch vermuthen. Allein jetzt erklärt Hr. Rühs den Satz erst recht in seiner wahren Bedeutung und weiss es dem Rec. anzurechnen, dass er sie nicht gefunden, während dieser sich vor der Anklage einer Verfälschung gefürchtet, wenn er sie hineingelegt hätte. Nämlich Hallische L.-Ztg. 1812. No. 318 [S. 850]: „das Treffende und Bindende meines Beweises liegt gar nicht in der Identität der Wurzel in anderen germanischen Dialekten, sondern in der Form“ (Form ist hier in der Schrift S. 22 auch noch erklärt durch: „Schreibung“); „ganz in derselben Form und Bedeutung müssen die Wörter in der isländischen Prosa oder in den übrigen nordischen Dialekten nachgewiesen werden.“ Ferner hier S. 17 und 18: „beide Sprachen (Ags. und Isl.) gehören zu einem Stamme; es ist daher natürlich, dass die
218 Wurzeln der Wörter oft vorhanden sein müssen, aber eben die Ausbildung und genaue Bestimmung bildet den Dialekt; da-

her sind Wörter, die auch in anderer Bedeutung sonst vorkommen, hier aber eine bestimmte Nüance haben, am meisten zum Beweise geeignet." — „Ganz nothwendig müssen die ags. Wörter ihre Verwandtschaft in anderen germanischen Sprachen haben, wenn sie nicht etwa aus anderen Zungen entlehnt sind, was wohl bisweilen der Fall sein mag, aber diese Verwandtschaft ist meist sehr entfernt, sie deutet bestimmt auf die eigene Ausbildung." Die neuen Worte, „am meisten zum Beweise geeignet", sind merkwürdig, sie sollen mit zudecken helfen: denn gäbe man zu (was Rec. leugnet), dass auf diesem Wege etwas könnte bewiesen werden, so wären doch ganz offenbar solche Wörter, die in keinen Nüancen mehr sich finden, welche ganz fremd und gleichsam sonst ausgestorben oder wie niemals ins Leben übergegangen dastehen, kurz wie etwas Geborgtes, was sie sein sollen, zum Beweis der Hypothese viel geschickter. Allein, gerade auf die Sache eingegangen, diese Modificationen heben den alten Satz auf, einmal können blosse Übereinstimmungen in Nüancen noch viel weniger beweisen, dass die ganze ausgebreitete Poesie erborgt sei (dabei muss man nicht vergessen, dass die Ähnlichkeit derselben bei beiden Völkern durchaus nicht bestritten wird und sich sehr wohl sonsther erklärt); dann aber, auch ohne das, ist es jetzt ein endloser Schlupfwinkel, um in jedem einzelnen Falle sich zurückzuziehen und zu behaupten, das passe nicht hierher, so dass alle weitere Bestreitung völlig fruchtlos ist. Beispiele werden dies klar machen; in dem neugelieferten Verzeichnis S. 22 steht hier isl. böl, ags. beal, Verderben, Übel. Bemerkte jemand, es sei auch altdeutsch: symb. p. 22 palo, Teutonista: bail, so würde geantwortet, es sei zwar die Wurzel, aber die Schreibung verschieden, dort ein p für b, hier ein ai für au. Ebenso wird es bei folgendem ergehen. Hr. Rühs stellt auf: „isl. flug, ags. flyge Flucht." Im Ags. ist die doppelte Form: flyge, flyht: fuga und volatus; in der nord. Prosa: flug volatus, Niála c. 128 und im Schwed. flygt volatus und auch flykt fuga. — Ferner: isl. gunn, guth, ags. guth Krieg, das Wort war aber auch im Altdeutschen, Hildebr.-Lied V. 4 as guthamum, acc. pl. Kriegskleider, und in den Namen Gunnarr, Gundachar, Gundobald durch die skandinavischen sowohl, als

deutschen Mundarten verbreitet, und es fühlt wohl jeder, wie unpassend und falsch es ist, zu behaupten, es sei durch die angelsächsische erst in die nordische (isl.) Poesie gekommen; Hr. Rühs aber kann einwenden, es seien Nüancen wegen der Zusammensetzungen. — Thiodan, Theodan Herr, biodr, beode Tisch, hat auch Ulphilas: thiudans und biuds, da wird aber das fehlende s die Widerlegung entkräften und „auf eigene Ausbildung bei den Angelsachsen deuten."

Damit wäre eigentlich die Sache beendigt und einerlei, ob jene Beispielsammlung richtig oder nicht, weil das, was sie nach der neuen Erklärung beweisen soll, gar nichts beweist; allein Rec. will sich nichts erlassen. Er hatte gezeigt, dass von jenen 50 aufgestellten Wörtern 44 in anderen Dialekten der germanischen Sprachen sich wiederfänden; die deutsche, namentlich die altdeutsche, Ulphilas und die Glossen, gehörte dazu als ein Zweig des Stammes; wer mag sagen, was bei dem gothischen Ulphilas schon sich findet, hätten die nordischen (isl.) Dichter erst durch die Ags. erhalten? Sollte Hr. Rühs das sagen, so hält Rec. jedes Wort dagegen für unnöthig. (Ein Glück nur, dass den Ulphilas die Zeitrechnung vor einer Behauptung, auch er habe von den Ags. geborgt, schützt.) Fünf jener Wörter waren als zweifelhaft bezeichnet, eins blieb zurück. Hr. Rühs antwortet hier: „jenes Verzeichnis habe er bloss nach erster Erinnerung gemacht, ohne den Ihre nachzuschlagen" (und so fiel es ihm natürlich nicht bei, dass ein grosser Theil der aufgestellten ags. und altnord. Wörter auch schwedisch war). Zehn wolle er als nichts beweisend zurücknehmen; jedoch nur zu etwa neun (worunter aber drei von den fünf zweifelhaften sind und das eine, das zurückblieb) macht er Gegenbemerkungen.

1. Biolla Schelle, altd. Belle, wird in der Rec. von bellen, schwed. bâla, isl. baula, belia, abgeleitet. Hr. Rühs: „nichts ist unglücklicher, als die Herleitung aus dieser Wurzel." Sie ist aber so unzweifelhaft, dass jedes Wort
217 überflüssig wäre; man vergl. Adelung v. Bellen, welcher gleicher Meinung ausgeführt hat und dessen Scharfsinn in diesem Fach, ob er ihn hier gleich nicht aufzuwenden brauchte, niemand bezweifeln wird.

2. Rec.: frega soll heissen fregna. Hr. Rühs wendet ein, es finde sich diese Form als poetische bei Olafsen. — Das ist wahr, allein nur im Register; schlägt man die dabei citirten Stellen nach, so findet sie sich nicht, so wie sie Rec. in keinem nordischen Buch und keinem Glossar gefunden (wiewohl sie möglich wäre), sondern allzeit fregna. Also bleibt es fürs erste bei seiner obigen Behauptung. (Dabei vergisst Hr. Rühs gänzlich, dass Rec. ihm die schwedischen Formen fraega und fraegna vorhielt, die ihn so ganz widerlegen.)

3. Rec.: freah soll heissen frekr. Nämlich freah ist durchaus nicht nordisch und musste verbessert werden. Hr. Rühs sagt, 1) „ob sich die Form freah im Isländischen wirklich finde oder durch einen Schreib- oder Druckfehler sich eingeschlichen habe, muss ich dahingestellt sein lassen.“ Unverständlich, da es sich nirgends findet und über seinen eigenen Schreibfehler Hr. Rühs ohne Zweifel entscheiden kann. 2) „Kein vernünftiger Mensch wird freah und frekr vergleichen — das isländische Wort heisst (sollte heissen) freyr.“ — Die Zusammenstellung des ags. freah (liber und daher dominus, übrigens müsste es in letzterer Bedeutung genauer von Hrn. R. frea geschrieben sein) mit frekr macht gar keine Schwierigkeit, wenn man nur das hinlänglich Bekannte weiss, dass frech und frei dasselbe Wort ist, nur durch die Aussprache verschieden: man sehe Adelung darüber. Im Trojanischen Krieg V. 21419. 25228 [21546. 25380 Keller] die vermittelnde Form: freich.

Schlimm ist es dagegen, weil es einen wirklichen Fehler veranlasst, wenn Hr. Rühs hilmir Fürst und hiálmr Helm verwechselt und engla helm, das dem nord. eingla hilmir angelorum rex entspricht, S. 85 seiner Edda durch: der Engel Helm übersetzt, so wie aethelinga helm der Edlen Fürst: der Edlen Helm. Beide Worte sind zwar verwandt, aber doch viel entfernter.

4. Rec.: kne cognatio (es steht der völlig unbedeutende 218
Druckf. cognatus in der Rec. [= oben S. 87]), altdeutsch cnuosl im Hildebr.-Lied, und ebenso: kne (Zusatz: und zwar häufig, s. Oberlin) auch altfries. Asegab. 36. 116. Ferner deutsch: knän im

Simplicissimus. Verwandt ist kunne, kynne genus, das dänische kiön. — Hr. Rühs: „seine Wurzel ist knie (Glied) und cyn, kind, kön lässt sich gar nicht damit zusammenstellen, es gehört zu einem ganz anderen Stamm.“

Die Hauptsache, dass das Wort in anderen Dialekten, sogar auch im Altfriesischen sich findet, ist wiederum übergangen und nur eine andere Ableitung mitgetheilt, die man auch bei Oberlin, Adelung findet. Es kommt knae, knie (genu) im Schwed. und Dithmars. in der Bedeutung von Verwandtschaftsgrad und Geschlechtsfolge vor, und da hat gerade Adelung die gute Vermuthung, es sei aus dem alten kunne Geschlecht zusammengezogen. Die Verwandtschaft zwischen kynne, kunne, kiön und knæ, knän ist ganz ausser Zweifel.

5. Rec.: lokr Säge, isl. und schwed. lúka lösen, auflösen, deutsch: lockern locker machen, welches mit Sägen zusammenkommt; ferner ist Lücke, Loch und löchern damit verwandt. Hr. Rühs: „lukan lösen, auflösen, und davon soll locer die Säge kommen!! Es bedeutet gerade das Gegentheil, lúka isl., luka altschw., beluean ags. heisst claudere, obserare, verschliessen. Hat Hrn. Grimm vielleicht Ihres: ut latini solvere debitum dicunt verführt? Das wäre fast zu arg!“

An dieser eifrigen Erklärung des Hrn. Prof. Rühs ist die Meinung des Rec. Schuld, dass es unnöthig sei, Bekanntes und was sich von selbst verstehe anzuführen, also 1) dass lúka auch schliessen, claudere heisse, denn es steht in allen isländ. und schwed. Glossarien, 2) was alle Sprachforscher wissen, dass häufig ein und dasselbe Wort die beiden entgegengesetzten Bedeutungen in sich fasse, weil sie sich berühren (der Grund liegt tief, dasselbe Verhältnis erscheint auch in den Mythen); um nur etwas Allbekanntes anzuführen, so hat schlecht die Be-
219 deutung von bös und gut, obgleich die erste und nicht die ursprünglichere jetzt vorherrscht, während eine andere ganz nahliegende Form schlicht bloss die letztere hat. Mit lúka verhält es sich ebenso; das Wort an sich betrachtet hängt ohne allen Zweifel mit lochen, löchern, lockern ganz nahe zusammen. Die Lücke ist im Haus nicht nur die Öffnung,

die verschlossen wird, sondern auch das Verschliessende selbst, wie Thür und Fenster, darum heisst in der Schweiz (s. Stalders Idiotikon) die schliessende Gatterthüre: Lücke, Lügge. Ferner: lyklar die Schlüssel schliessen sowohl als sie öffnen; der Begriff von Schliessen geht mit dem von Auflösen oft zusammen, das Ende schliesst und löst auf: so hat das gloss. synt. lok, operculum (und auch Ende, Auflösung, z. B. aldrlok Lebensschluss oder Auflösung), hoc haud dubie affine τῷ ger. loch foramen, apertura. Lúka upp und lúka allein, also gerade, hält man claudere für die eigentliche Bedeutung, die Gegensätze werden in der Bedeutung von: sententiam ferre, decidere ganz gleich gebraucht, s. Niála isl. Text S. 77, lat. Übers. S. 415 Note f. — Daselbst steht c. 117 lauk upp schloss auf, aber auch c. 61 tak thú nú vid kistu lyklum minum thuiat ék mun theim eigi lúka optarr, welches in der lat. Übers. richtig heisst: accipe claves scriniorum meorum, haec enim non amplius reserabo. (Unnöthig ist das Bedenken, welches das Glossar hernach äussert und claudere übersetzen will, vix enim recte capitur lúka simpliciter pro reserare.) Das schwed. skuld lúka, debitum solvere entspricht dem deutschen: von einer Schuld sich lösen, so heisst ferner im Nord. lúka fyrir sik, multam solvere, s. Niála, sich lösen. Endlich steht Folgendes in den Glossarien, die Hrn. R. selbst zur Hand waren, und was den Rec. aller Ausführung überhob. Olafsen: lúka, solvere, expedire. — Gloss. synt. lýk, claudo, it. absolvo. — Gl. edd. ék lýk, solvo, rependo, reddo, est sensus translatus verbi at lúka claudere, finire.

Rec. sagt gern nur das Nöthigste, Hr. Rühs liebt aber die Bequemlichkeit — alles, was über das ganz Gewöhnliche hinausgeht, gut genug und kurz durch eine „unbegreifliche Unwissenheit“ sich deutlich zu machen. Dies passt, wie man sieht, auf alle seine Bemerkungen; zuweilen mildert er wohl den Ausdruck und sagt wie oben bei frekr: „kein vernünftiger Mensch“ könne dergleichen behaupten oder auch: „nur die grösste Unkunde“, wie bei maugr; es ist aber eigentlich immer dasselbe. Ja gleich Eingangs S. 4 hat er nicht ohne Grossmuth dem Rec. und Jacob Grimm einen ganzen Folianten

Fehler nachgesehen und geschenkt; wäre nur anzunehmen, dass das lauter nicht ganz gewöhnliche Dinge gewesen, könnten sie stolz auf das gelehrte Werk sein, das sie schon in die Welt geschickt.

6. Rec.: mäkir Degen mit dem lat. und griech. machaera verwandt. Hr. Rühs: „das ist ungefähr so viel, als wenn Gudm. Andreä in seiner Unschuld seger von sagum ableitet und dabei schreibt sag, Persis canis. — Rec. setzt bloss hinzu, dass mäkir mit machaera, dem böhm. mec, dem wend. mecz, dem finn. micka und dem deutschen Messer (es ist ein Wort, k und s haben sich bloss vertauscht, wie Ulph. kukjan küssen hat) nach längst begründeten Ansichten (s. Adelung, ja auch der von Hrn. Rühs gerühmte Ihre, als welcher den rechten Takt habe, bemerkt das griechische Wort) ohne Zweifel verwandt ist und an ein Erborgen von den Angelsachsen nicht zu denken. Indessen kann sich Hr. Rühs jetzt nach der neuen Erklärung leicht an die Verschiedenheit in der Form und Schreibung (denn Stechmesser heisst im Altdeutschen auch Degen) halten, wiewohl zwischen dem nord. mäkir und dem ags. meca, mece auch eine kleine wäre.

7. Rec.: mâla femina, ags. mevola, Ulph. mavi und diminut. mavilo, deutsch: Magd, Maid, dän. und schwed. Mö, s. Adelung. Hr. Rühs: „mâla und meavla (jenes sprich maula und fast so dieses) wird mit Meid, Magd zusammengestellt, aber höchst unglücklich, denn die Isländer haben ebenfalls das Wort mey." — Die Erklärung des Rec. ist aber ganz sicher und alles Weitere darüber unnöthig: man vergleiche nur die Ausführung bei dem citirten Adelung. Im Altdeutschen haben wir auch die Formen Meid, Magd und Maget zugleich.

221 8. Rec.: Meithmar Gut, Geschenk. Ulph. Maithms, altdeutsch: Miete. Hr. Rühs: „Mathmas, Meithmar lassen sich durchaus nicht mit dem altdeutschen Miete, unserem Miethe, zusammenstellen, das stets Lohn, Gewinn bedeutet." Es ist aber überflüssig bekannt, dass Miete in der Bedeutung von Gut, Geschenk im Altdeutschen vorkommt und Lohn da eine grundfalsche Erklärung wäre, z. B. im armen Heinrich 844, s. Oberlin. h. v.

9. Rec.: mögr Sohn, cognatus, schwed. make, altdeutsch:

Mage. — Hr. Rühs: „das schwed. make bedeutet einen Genossen — nur die grösste Unkunde konnte auf dieses Wort fallen; unserem altdeutschen Magen entspricht das schwed. mâg.“

Gleichwohl ist make socius nichts anders, als eine dem mâg ganz nah verwandte Form eines Worts; ein Verwandter ist ein Hausgenosse, affinis. Man vergleiche das gloss. synt. s. voce maki. Ausserdem heisst das nord. maugr auch socius s. Gl. edd. Adelung führt es recht gut aus: „das Zeitwort machen, im Aleman. gimachon, beim Kero kimachon bedeutete ehedem auch vereinigen, verbinden, vermischen; daher ist gimach beim Ottfr. und anderen Oberdeutschen ein Paar: zua dubono gimacho, ein Paar Tauben, und kimachida in Bockshorns Glossen contubernium. Eben um deswillen bedeutet auch make im Schwed. einen Gehülfen, Gesellen, mage im Oberdeutschen einen Verwandten.“ Rec. drückt sich also nur vollständiger so aus: „mögr, schwed. make und mäg, altdeutsch Mage“ (auch gehen die Formen in einander über, z. B. von sipschaft sin mauc. Troj. Krieg 6863 [6870 K.]); Rec. wollte so bekannte und hinlänglich ausgeführte Dinge nicht wiederholen.

10. Hr. Rühs hatte aufgestellt: „isl. nagli, ags. naegel, Nagel (spik).“ Also glaubte er, was ganz klar ist, in den nordischen Dialekten finde sich das Wort sonst nicht (und das hinzugefügte spik clavus sollte wohl anzeigen, die Schweden hätten dafür diesen Ausdruck, doch war das einerlei). Rec. hielt ihm nun entgegen, was ihn ganz einfach widerlegt (so dass Rec. nicht einmal absieht, wie jetzt die Nüancen durchhelfen wollen), 222
nämlich das schwed. nagel und dän. nagle, ganz in derselben Bedeutung von clavus. Rec. hatte [oben S. 87] geglaubt, das nordische nagli und spik heisse ausser clavus auch noch clavis, das war ein Irrthum, den er hier bekennt, er scheint ihm nicht gross bei den nahe liegenden Begriffen, clavis ist das Schliessende, Verbindende, wie clavus (a claudendo), und die Verwandtschaft des nord. nagli clavus mit dem dän. nögl clavis ist so wahrscheinlich, als die zwischen den beiden lateinischen Worten. Hr. Rühs konnte diesen Irrthum, der zur Sache gar nichts that, bemerken, Rec. wäre ihm dankbar gewesen; sehr billig hätte er dagegen gestehen müssen, dass er widerlegt und das Wort im Verzeichnis zu streichen sei. Hr. Rühs thut aber Folgendes: 1) er stellt

die Sache so auf, dass jeder meint, der Rec. habe bloss gesagt, nagli und spik heisse Schlüssel, und habe clavus mit clavis verwechselt, was ihm nie einfallen konnte; zu spik clavus bemerkte er sogar die verwandten deutschen Ausdrücke: Spitze, Speiche, wozu noch näher Spiecker kann gefügt werden. — 2) Er verschweigt, dass Rec. ihn ganz widerlegt hat; ja er trägt kein Bedenken, jetzt, was ihm dort vom Rec. bemerkt war, als müsse er ihn hierin belehren, wieder vorsagen zu wollen: S. 7 „nagli isl., naegl ags., nagel schwed. und negl dän. heisst clavus und unguis.“ Dabei sind aber zwei Irrthümer eingeflossen, denn das nord. nagli clavus heisst nicht auch unguis, sondern nagl, nögl ist das Wort dafür; und umgekehrt das dän. negl heisst, soviel Rec. weiss, bloss unguis, nicht clavus, wofür das oben bemerkte nagle vorhanden ist; nur das ags. und schwed. Wort haben beide Bedeutungen zugleich. Rec. sähe demnach seine Fehler nach anderen Seiten hier von Hrn. Rühs zweifach begangen. —

11. Rec.: Sefi Gemüth, in mannigfache Worte übergegangen (Zusatz: d. h. Wurzel derselben) und verwandt mit dem schwed. Sef, Sefe Ruhe. Hr. Rühs führt diese Worte des Rec. also an: „Sefi, Sefa soll das schwed. Sefe sein. Das ist nun wieder durch einen etymologischen salto mortale herbeigeholt, aber zum Unglück ist auch im Ags. syb, 22: sybbe Ruhe“ (Bemerkung des Rec., als gebe es nicht verschiedene Formen, Ihre hat aber bei sef auch das ags. syb), „Ihre führt es nur als Wurzel einiger Ableitungen an.“ Man sieht, dass Rec. nichts anderes gesagt hat: säfwerlig tranquillus, säflighet animi moderatio sind schwedische Wörter.

12—17. Was nun folgt, Bemerkungen des Hrn. Rühs zu seggr (er sieht verächtlich auf das gl. edd., dem Rec. beistimmte, dessen Werth Hr. Rühs nicht kennt), snotr, sunna, thengil, thulr, vang, angr ist bloss eine andere Form (vergl. Ihre v. aeng), enthalten gar nichts, was nur den Schein eines Beweises für seine Behauptungen hätte, oder wo er da ist, bedarf es zum Urtheil nur der leichtesten Kenntnis, z. B. bei thulr (die gewöhnliche Form aller Glossarien, der Edda, Niäla, Olafsens). Da meint Hr. Rühs, es komme zwar beim Gud-

mund thylia vor in der Bedeutung von reden, aber Ihre behauptet, es heisse nugari. Das soll also widerlegen. Nicht einmal das deutsche dahlen, thalen, das Rec. als entsprechend bemerkte, brachte ihn darauf, einzusehen, dass das Wort beide nahliegende Begriffe zugleich enthalte (überdies hatte das gl. edd.: thylia fabulari, sermones fundere und das treffliche der Niála: thylia perlegere, perorare, thulr lector, orator). So bleibt ihm denn auch der ganz klare Zusammenhang mit dem provinziellen tule ein Possenmacher, nugator unbegreiflich, er aber dabei, „das Wort möchte doch wohl aus Ags. geborgt sein", während es eins seiner unglücklichsten Beispiele ist. Rec. kann in nichts von seinen Erklärungen abweichen und bittet bloss, was er gesagt, dagegenzuhalten.

18. 19. Ganz nothwendig ist eine Vergleichung mit des Rec. Worten bei dem, was Hr. Rühs zu tungl und sigli (auch bei Mimir) anführt. Blosse Vermuthungen des Rec., denen er noch jetzt beistimmt, werden ohne Weiteres als Gewissheit und mit anderen Worten vorgetragen.

Auf das, was nun folgt und was Hr. Rühs gegen die An- 225
sicht des Rec. sagt, antwortet er nicht, wie in der vorigen Recension; selbst wenn er wollte, würde es nicht angehen, weil die eigenen Worte des Hrn. Rühs, die er doch anführen müsste, den Anstand beleidigen. Folgendes lässt sich noch herausheben. Rec. sagte: „das nord. und ags. Wort, das Hr. Rühs im Sinn hat (Zusatz: oder haben sollte), heisst veria und müsste veriandi bilden." Hr. Rühs übersieht, dass beim Rec., falls er die ags. Form hätte anführen wollen, werjan dastehen müsste, und schreibt ihm kurz die Worte zu: „das angelsächsische Wort, das Hr. Rühs im Sinne hat, heisst veria", hilft sich auch leicht, indem er wiederholt, was schon im Buche steht, dass die Ags. auch weardan hätten, und was zu bezweifeln dem Rec. gar nicht einfiel; nur citirt er sein ags. Lexikon. Die Norne Verdandi vom nord. varda, welches dem ags. weardan entspricht, abzuleiten ist auch unstattbar, weil es ja vardandi heissen müsste. — Den Bemerkungen des Rec. über Urd ist es nicht besser ergangen; Hr. Rühs lässt ihn bloss behaupten: „das isländ. Wort für Schicksal sei orth."

Er hat aber durchaus nichts anderes gesagt als: dem ags. wyrd (und der anderen Form: word) verbum und fatum entspreche das altdeutsche (schon in der gl. rhab.) uyrd, wurt und das isländ. orth, was wohl alles keinen Zweifel leidet und Hrn. Rühs vollständig widerlegt. Denn wollte die nordische Poesie fatum, verbum (die Begriffe gehen in einander über) durch eine Walkyrie andeuten, so lag ihr das einheimische orth näher,
226 als die ags. Form wyrd, die ja ohnehin auch von Urd[1]) viel mehr äusserlich abweicht. Hätten die nordischen Dichter die Norne Wyrd genannt, während daneben ihre eigene Sprache orth gewährte, dann verdiente der Umstand Berücksichtigung. — Das schlimmste Schicksal in der Art hat ein kleiner Wunsch des Rec. Er bedauerte nämlich (s. 972 der Recension [= oben S. 92]), dass die finnischen Wörter, welche in einer Untersuchung von Olafsen nach dem Ausspruch des Hrn. Rühs auch müssten gestrichen werden, nicht namentlich angegeben wären; natürlich, weil eine solche Berichtigung angenehm und der Recensent, welcher nicht, wie Hr. Rühs, ein Kenner der finnischen Sprache ist, selbst nicht geschickt dazu war. Was nun höchstens ein Wunsch ist, sieht Hr. Rühs als eine Forderung nach einer Erklärung an, warum die Hälfte aller von Olafsen aus verschiedenen Sprachen hierbei zusammengestellter (das ist die Meinung des Hrn. Rühs, die Rec. ganz in ihrer Ruhe lässt) müssten gestrichen werden. Er thut's wirklich und erklärt sich darüber, man sehe, was er S. 14 und 15 recht gut beibringt (Rec. hält's nur für falsch), und wie er jene Forderung, mithin

[1]) Hierbei eine Note. Die Worte des Rec. waren: Urd (urdu es ward von verda werden)." Hr. Rühs gibt aber an S. 22. „Urda soll das Imperfectum sein statt wart." Dabei ist zweierlei zu bemerken: 1) die Norne heisst nicht Urda, sondern Urd oder Urdur. 2) Nicht statt vart, sondern vard soll Urd stehen: der Plural. urdu ward hinzugesetzt, um zu zeigen, dass das u für va hier noch hervortrete und keinen Einwurf mache. Wir haben ja auch im Deutschen die doppelte Form ward und wurde, was wieder für jene Auslegung spricht. Hr. Rühs führt kurz vorher auch den Nom. Urdu an: es sollte Rec. leid thun, wenn jener Plural von Hrn. Rühs als eine andere Form angesehen und gebraucht wäre. Vielleicht ist es blosser Druckfehler für das falsche Urda. — Noch eine Kleinigkeit. Hr. Rühs bringt aus der Edda bei: „Urthar orthi Schicksals-Worte." Es ist aber orthi kein Nom. Plur., sondern der Dat. Sing.

auch den gelehrten Olafsen, wacker in die Schule nimmt, der demnach „die Elemente der richtigen und gründlichen Wortforschung nicht begriffen hat.“

Folgendes ist vor dem Schluss gewissenhaft zu bemerken. Zu den Worten in der Rec. S. 974 [= oben S. 93] „im Ags. heisst nicht Thundr, sondern Thunor der Donner“, setze man 237
hinter nicht: „oder ganz ungewöhnlich“. Es hat auf das Resultat natürlich keinen Einfluss und wird bloss der Vollständigkeit wegen bemerkt; auf jeden Fall ist die Inconsequenz des Hrn. Rühs zu berichtigen, womit er gleich neben thundr den Gen. thunres modur nach der gewöhnlichen Form anführt. Dass Hr. Rühs jene Form erdichtet, davon steht auch nicht ein Wort in der Recension, wiewohl er hier S. 10 in schöner Sicherheit behauptet, es werde ihm „geradezu vorgeworfen“; auf keinen Fall hätte er es absichtlich gethan, sondern unschuldig, wie bei der Person Werdur, bei Urda und oben bei freah, wo er jetzt noch nicht weiss, wie er dazu gekommen. — S. 968 [= oben S. 87] ist bei räsir wegen eines kleinen, wahrhaftig unschuldigen Versehens um Verzeihung zu bitten. In seinen Collectaneen fand Rec., dass Peringskjöld in den Noten zu Cochlaei vita Theodorici anführte, auf einer westgothischen Münze unter dem Bilde des Königs stehe ressmadr tapferer Mann, und das sei noch jetzt üblicher Ausdruck. Rec. besitzt das Buch nicht selber; weil hier nun gar nichts dadurch entschieden werden sollte, sondern es nur eine Bestätigung der vorangehenden Meinung war, so fügte er, ohne nachzusehen, die Anmerkung hinzu. Hr. Rühs, der das Buch besitzt, hat so gut, wie jeder, der es nachsieht, gemerkt, was Schuld an dem unrichtigen Citat war, es auch redlich gesagt, doch aber, um sich selber nicht zu verkürzen, einen anderen Fall S. 37 und 38 mit mehr Lust und Anhänglichkeit, auch mit reicheren Folgerungen durchgeführt. Rec., nun aufmerksam gemacht, erkennt freilich bei genauer Betrachtung selber deutlich genug, dass nicht unter dem Königskopf, sondern unter dem Reuter eine Inschrift steht, die sehr unleserlich, und dass jenes eine blosse Conjectur ist. Man streiche also diese zweifelhafte Bemerkung; wie gesagt, in der Sache ändert sich dadurch nichts,

und Rec. hat damit bloss sich, nicht Hrn. Rühs geschadet. — Skiola S. 975 [= oben S. 95] für skýla hat wahrscheinlich der Corrector gelesen, weil er skioldr daneben sah, es ist hinlänglich bekannt. — S. 979 [= oben S. 98] Note ist tabulae für tabula zu setzen.

Rec. hat sonst keinen Irrthum zu bekennen und nimmt nichts zurück. Leicht hat er sich aller Folgerungen enthalten,
228 denn sie können niemanden entgehen, und überhaupt ungern diese Bemerkungen aufgeschrieben, aber seine Pflicht als Recensent nöthigten ihn und sein früheres Versprechen; auch musste er sich wegen der Jenaer Kritik erklären.

Gar über die Weise, worin Hr. Rühs sich gefasst hat, zu reden, wird kein Ehrliebender zumuthen. Wer wollte den Schmutz auch nur anrühren, in welchem diese Blätter einer gemeinen und besinnungslosen Wuth, die längst über den Grad, der beleidigt, hinaus ist, schwimmen.

W. C. Grimm.

BEMERKUNG

zu der Recension der altdänischen Lieder in der Hall. Allg. Lit.-Ztg. No. 95 und 96. [Bd I, S. 753—756. 761—767.]

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang VIII (1815) Bd II, Intelligenzblatt No. VI, S. 55—57.

Nyerup hat sich in der neuen Ausgabe der Kämpeviser günstig genug über meine Übersetzung geäussert, andere haben es auch gethan, jene Recension in der Hall. Lit.-Ztg. sucht ein entgegengesetztes Urtheil in den Gang zu bringen, wornach sie eine blosse Travestirung ist, und ich verkenne den bösen Willen sowohl im Eingang als Schluss der einzelnen Bemerkungen [S. 756. 767] nicht. Dagegen bin ich gleichgültig geworden, zumal seit ich das Rasen und Treiben zweier und dreier namenloser Recensenten kenne, wovon mir immer einer so[s] lieb ist als der andere. Aber die Bemerkungen selbst enthalten einiges Wahre, und das scheide ich von jener edlen Gesinnung. Will sich der Verfasser derselben (ein anderer ist leicht der Einsender der Recension und

jener bekannte Forscher, der es der Redaction der L.-Z. dringend genug muss gemacht haben, da das Buch daselbst schon im Jahr 1813 No. 171 [S. 535—536] ruhig recensirt ist) nennen, so könnte ich ihm ausführlich mittheilen, warum sein Tadel mich wenig trifft. Hier einige Bemerkungen mit wenigen Beispielen. Erstlich hat er mir alle Übersetzungs-Freiheiten als Fehler angerechnet und begeht bei scheinbarem Recht ein zweifaches Unrecht. Ob er sich dessen bewusst war, mag gleich sein erstes Beispiel zeigen, im Text steht „er wusste zu kriegen und streiten", ich lasse den Helden selbst reden: „ich weiss dir Krieg und Streit"; das wirft er mir nun vor. Manches ist unglaublich: bert, vornen von Syv durch praestans erklärt, ist das isl. biartr, altdeutsch bert, pert weiss, herrlich, ein allgemein verstärkendes Beiwort, bei einem Löwen übersetze ich es ganz richtig durch kühn, und das tadelt er als Unwissenheit. Ich komme auf die Vermuthung, dass er besser Dänisch als Deutsch versteht, sonst hätte er, wenn er gesehen, dass ich hald überall, z. B. S. 128, richtig durch Felsen übersetzt, einmal aber der Assonanz wegen das Wort beibehalten, wohl aus Adelung gewusst, dass Halde auch deutsch ist; ferner nicht geglaubt, Algraf sei verständlich. Zweitens habe ich einen Theil des von ihm Gerügten selber schon gerügt in dem Sendschreiben an Hrn. Gräter [S. 51—56], und er hätte alles, z. B. was er über Hafbur und Signild vorbringt, ersparen können. Drittens wär' einiges weggefallen, wenn er die Ausgabe der K.-V. von 1787, die ich vor mir hatte, einsah, daselbst steht z. B. og. vognet af förste Sövn, erwacht aus dem ersten Schlaf; das gilt nun für einen Fehler, weil er liest först af Sövn. Was übrig bleibt und worin er Recht gegen mich hat, sind einige gute Bemerkungen über verderbte Stellen, wie sie mir bei der neuen Ausgabe der Urschrift auch nicht schwer fallen, einige wirkliche Fehler und einige blosse Versehen, z. B. ich habe einmal et Kind durch en Kind, wo es guten Sinn gibt, übersetzt, 19mal green durch Zweig, einmal durch grön, grün u. dgl. Überhaupt hat meine Übersetzung immer Sinn, auch wo ich geirrt, wenn ihn der Rec. nicht eingesehen, ist's nicht meine Schuld. Ich würde jetzt nach fünf Jahren bei einem neuen

kritischen Text und mit besseren, schwer zu erlangenden Hilfsmitteln (ich hatte das Dansk Ordbog, soweit es heraus ist, noch nicht, und ein Däne [Steffens] konnte mir nicht sagen, was A g e r u l d sei, dort finde ich es erklärt) das alles und wohl noch mehr gefunden haben, dennoch aber danke ich dem Verf. Ich kann das um so unbefangener, da ich selbst längst öffentlich zu Ver-
57 besserungen eingeladen und erklärt, dass ich eine Arbeit von solchem Umfang, ohne irgend eine frühere Vorarbeit zuerst übernommen, im voraus nicht für fehlerfrei gehalten.

W. C. Grimm.

ANTIKRITIK GEGEN A. W. VON SCHLEGEL.

Altdeutsche Wälder herausgegeben durch die Brüder Grimm. Dritter Band. Frankfurt, bei Bernhard Körner. 1816. 8. S. 270—277.

270 Eine Recension des ersten Bandes der altdeutschen Wälder von Herrn A. W. von Schlegel befindet sich in den Heidelbergischen Jahrbüchern von 1815, Stück 46. 47 und 48. [S. 721—766 = Werke XII, S. 383—426, Leipzig 1847]. Ich schätze die Freimüthigkeit darin, so wie den Fleiss und die Liebe, mit
271 welcher ein so ausgezeichneter Gelehrter eine Zeitschrift über die altdeutsche Litteratur selbst im Auslande betrachtet. Was uns berichtigt und eines Besseren belehrt hat, nehmen wir dankbar an; das Tadelnswürdige darin, womit ich nicht Unrichtigkeiten und Irrthümer meine, welche man in diesem Fache leicht entschuldigt, sondern den niederdrückenden Ton gegen ganz gute und wahre Dinge, deren Betrachtung am Ende dem gescheidtesten Manne wird angemuthet werden, und der zumeist an jemand befremdet, der selbst über das freie Leben jeglicher Ansicht gekämpft; ferner ein hin und wieder etwas unbilliger Ausdruck: dieses Tadelnswürdige schadet uns nicht, sondern der Recensent, der sich, wie es bei allen scharfen Beurtheilungen sein sollte, genannt, hätte es nöthigen Falls zu verantworten. In dem Eingang [721—730] stellt er aus gelegentlichen Äusserungen unsere Ansicht von der Sage, Entstehung und Ausbreitung der Poesie auf und scheint sie so ziemlich zu ver-

werfen; wo wir im Zusammenhange dargelegt, würde sie nicht wie dort lauten; indessen können wir der von Hrn. v. Schlegel dagegengestellten kaum in ein Paar gelegentlichen Bemerkungen beistimmen. Wir glauben nicht, dass, was man an Zeitaltern und Völkern rühmt, sich bei näherer Betrachtung in die Eigenschaften und Handlungen einzelner Menschen auflöse, auch nicht, dass die Poesie durch solche Einzelmenschen erfunden, noch dass die, welche das Epos den Völkern verkündigten, wie es hier in gewähltem Ausdrucke heisst: bei absichtlichen Verschönerungen ihre eigenen Vertrauten waren. Doch ist dies auszuführen hier nicht der Ort. Fast noch stärker erklärt sich Hr. von Schlegel gegen einige etymologische Versuche. Diese haben überhaupt das Eigene, dass eine gewagte Behauptung, 272
die dabei nicht ganz zu vermeiden ist und der man oft nicht ansieht, wie vielfach sie überlegt worden, seltener vorkommt, als von solchen, welche sich gerade nicht damit beschäftigen, ein leichtes und vorschnelles Absprechen, dem ein jeder von Haus aus gewachsen zu sein ohne Anstand glaubt. Ich sehe es daher in einem milderen Lichte, wenn Hr. von Schlegel [S. 755] sagt: Etymologie sei eine Klippe, die wir „niemals“ berührten, ohne zu scheitern. Wie es in solchen Dingen geht, eben auf die Kenner berufen wir uns, wie Hr. von Schlegel, und ich will für diese nur ein Beispiel bemerken. Da es gerade das schlimmste ist, das unser Gegner weiss, wird er mich nicht tadeln dürfen, dass ich es wiederum als das beste für uns auswähle. Von J. G. waren S. 81 und 82 einige Worte über Teut und Mann gesagt; dass Hr. v. Schlegel [S. 738] in dem, was augenscheinlich eine blosse Anregung (nach dem eigenthümlichen Recht der Zeitschriften) ist, ein „tumultuarisches Abthun“ der Sache bemerkt, hätte weiter nichts auf sich, aber es wird daselbst nebenbei erinnert, dass in ho-mo die zweite Silbe mit unserem Mann übereinkomme, indem ho der alte morgenländische Artikel ist, der in ne-mo wieder weggefallen. Eine bekannte Sache, welche Sprachforscher, wie Morhof, Ihre, Adelung, ausführlich gezeigt: die Vermuthung an sich hat einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, ihre Statthaftigkeit aber ist ausser allem Zweifel. Indes behauptet Hr. von Schlegel,

die wahre Ableitung finde sich bei Varro (homo dictus ab humo); das könnte dahingestellt sein und dem Gegner überlassen bleiben, darauf zu antworten, aber wenn Hr. von Schlegel noch
273 hinzusetzt: „darüber werden alle Kenner einverstanden sein, dass, wer solche Etymologieen an das Licht bringt, noch in den ersten Grundsätzen der Sprachforschung ein Fremdling ist", — so fühlt man das harte Urtheil gegen ausgezeichnete Männer, und wir dürfen wenigstens von Hrn. von Schlegel die Billigkeit verlangen, ein Paar etymologische Irrthümer, wenn er sie fände, stillschweigens hingehen zu lassen.

Soviel nur, weil ich die übrige Recension nicht ganz übergehen wollte, wenn ich es nöthig glaubte, auf die ausführlichen Bemerkungen des Hrn. von Schlegel gegen die Zeugnisse über die deutsche Heldensage [S. 747—766] zu antworten und mich zu rechtfertigen, dass ich nicht mehr daraus in den vorangehenden Zusätzen benutzt habe. Diese Abhandlung enthält, wie man aus der Überschrift und den deutlichen Worten der Einleitung sieht, bloss gesammelte Zeugnisse über die deutsche Heldensage, die ich in einer meist chronologischen Ordnung, nach welcher sie am leichtesten zu finden waren, aufstellte. Dass diese Absicht unklar ausgedrückt sei, kann ich nicht finden (ja ich halte die Klage über Unverständlichkeit überhaupt hier nur für einen bei Recensionen üblichen Zierat), wohl aber das Gegentheil durch den Göttinger Recensenten [Benecke, 1813, Bd III, 1713—1719] sogar bewiesen, der mich zu einer Bearbeitung dieser Zeugnisse auffoderte. Demnach hatte ich bloss zu zeigen, dass eine mitgetheilte Stelle sich auf die Sage beziehe, und dies, wo es dunkel war, auseinanderzusetzen. Ganz ausser meinem Gesichtspunkt aber lagen Untersuchungen, wozu diese Zeugnisse veranlassen können, namentlich eine Darstellung des Verhältnisses der Geschichte zur Sage, die
274 gewiss ein anderes grosses Werk erfodert und nicht in solchen einzelnen Sätzen abzuthun ist. Dies verstand sich ganz von selbst, ausserdem sagte ich noch [S. 196] ausdrücklich: jenes Verhältnis werde „zum Theil" dargelegt, nämlich wo die urkundliche, unbezweifelte Geschichte mit der Sage übereinstimme, wo es aber „der eigentliche Gegenstand der Untersuchung" sei, müsse der Gesichtspunkt erweitert werden. Hr. von Schlegel indessen

scheint eine solche Darstellung zu erblicken und entdeckt darum in der Handhabung und Auslegung der Stellen leicht Mängel. Ein Beispiel wird die Sache ganz deutlich machen. Bei Jornandes findet sich eine Erzählung von dem Tode des Ermanrich, die mit der Sage Übereinstimmung hat; diese ward angeführt und die Übereinstimmung gezeigt. Ammian. Marcellin hat eine andere Angabe, der Mascov folgt, da sie aber auf die Sage keinen Bezug hat (wenigstens sehe ich keinen darin), so ist klar, dass sie nicht durfte angeführt werden. Es geht mich hier weder an, wer mehr Glauben verdiene, der von Hrn. von Schlegel zu sehr verachtete und für die Sagengeschichte wichtige Jornandes oder Ammian. Marcellin, noch ob sich beide vereinigen lassen. Dennoch erhalte ich [S. 753] den Vorwurf, dass ich letzteren übersehen.

Aus diesem Missgriff sind viele Blätter mit überflüssigem Tadel gefüllt. Das Wichtigste daraus will ich bemerken. Natürlich wird mir zuerst [S. 748] im Allgemeinen vorgehalten, dass ich die Zeugnisse nicht nach Graden der Gültigkeit geordnet oder es an Kritik fehlen lassen, d. h. dass ich hier keine Rücksicht darauf nahm, wo das Zeugnis stand, bei einem beglaubigten Geschichtschreiber oder einem [aus] der Sage und Mythe aufgenommenen. Im Einzelnen wird dann [S. 749 f.] behauptet, ich 275
hätte untersuchen müssen, ob des Paulus Diac. Angabe von dem Untergang Günthers durch Attila auch in Wahrheit begründet sei, und dem Sidonius Apollin, den ich nicht einmal genannt (die Stelle des Hrn. von Schlegel steht bei Mascov), Glauben beimessen, wornach vielmehr die Burgunden damals mit dem Attila gestritten. Weil ich nun den Paulus Diac. u. a., die mir mit der Sage zu stimmen scheinen (worin ich mich hätte irren können), anführe, so behauptet auch Hr. von Schlegel, dass ich ihre Angabe für ausgemacht halte. Was ferner die geschichtliche Deutung Dieterichs von Bern betrifft, so scheine ich meinem Gegner [S. 751] nicht im Klaren: eigentlich habe ich nichts darüber gesagt. Ich sehe allerdings eine Beziehung des sagenmässigen Dieterichs von Bern auf Theodorich den Grossen, ja, ich habe selbst S. 228. 229 den Zusammenhang der Amaler mit den Amelungen unter den Zeugnissen angeführt und konnte daher

unmöglich denken, dass dieser von meinem Gegner S. 752 wiederum angeführt werden würde als ein Beweis, dass ich Unrecht hätte, eben diesen Zusammenhang leugnen zu wollen. (Nebenbei: wenn Otto von Freysingen und Gottfried von Viterbo nicht an der Einerleiheit des epischen Dieterichs von Bern und des geschichtlichen Theodorichs zweifeln, so könnte das erst Gewicht haben, wenn sie genaue Kenntnis der alten Sagen zeigten, wornach sie sich die Frage beantwortet: sehr wahrscheinlich ist jene Kenntnis bei ihnen nicht, sonst würden sie nicht nur dies eine Mal an den Tag gekommen sein.) S. 224 hatte ich angedeutet, dass man über Hermanfried Nachricht bei Gregor von Tours und Wittechind finde. Hr. von Schlegel
276 äussert [S. 754], dass ich beide Zeugen „in einem Athem nenne", als ob sie gleiches Ansehen hätten. Das ist nun grundfalsch: ich wollte bloss noch ein Paar Zeugen nennen, die den Hermanfried in der ohnehin bis in spätere Zeiten so eigenthümlich mythischen Geschichte Thüringens als eine geschichtliche Gestalt sichern. Seine weitere Geschichte, da ich „kein ganz bestimmtes Zeugnis, das sich auf unsere Sage bezieht" (dies sind meine Worte in der Einleitung), darin gefunden, gehörte gewiss nicht hierher und war darum nicht berührt. Wenn ich sage: Hermanfried entspricht dem mythischen Irnfrit, so heisst das natürlich nichts anders, als er verhält sich zu ihm wie eine geschichtliche Gestalt zu einer in der Sage lebenden. Es kommt freilich auf die Ansicht von diesem Verhältnis überhaupt an; wer eine andere hat, darf doch darnach nicht für mich jenen Ausdruck erklären.

Was die von Hrn. von Schlegel [S. 753] angedeutete eigenthümliche Ansicht von den Nibelungen betrifft, wornach sie und die damit verwandten Kreise aus gothischen, burgundischen, fränkischen, longobardischen, thüringischen u. a. Sagen zusammengeflossen und in Attilas und der Völkerwanderung Zeit zurückgeschoben worden, so müsste sie näher ausgedrückt sein, um etwas dagegen zu sagen, weil man ihr sonst leicht Unrecht thun konnte. Hoffentlich wird uns das ganze diesem Gegenstand bestimmte Werk des Hrn. von Schlegel*) bald erfreuen. Wie die Ansicht hier steht, bin ich ihr geradezu abgeneigt und

*) [Seine Ausgabe des Nibelungenliedes, welche nicht erschienen ist.]

wollte etwas, das man in gewissem Sinne das Gegentheil nennen könnte, lieber vertheidigen. Auch auf die Frage [S. 755], war Attila ein wirklicher Mensch oder haben wir ihn für eine allegorische (sagenmässige) Person zu halten? welche mich schlagen 277
soll, bin ich um eine Antwort wirklich nicht verlegen. Es scheint mir ein neuer Beweis, wie richtig es war, dass ich die Zeugnisse, ohne sie (wie es doch nicht anders möglich gewesen) nach meiner Ansicht zu verarbeiten, zu eines jeden Gebrauch bloss aufstellte; je mehr lebendige Verschiedenheit der Ansicht, desto mehr Gewinn für die Sache. Ganz ohne Einfluss ist indessen meine Ansicht doch nicht gewesen, wie ich aus der Frage des Hrn. von Schlegel [S. 748] sehe: „was in aller Welt haben die Nibelungen mit der Catalaunischen Schlacht gemein? Der letzte Theil des Gedichts schildert ja nicht einen Eroberungskrieg, sondern eine [Fehde] zwischen den Hunnen und einem befreundeten Volke, in dem Königssitze des Attila selbst, mitten im Frieden durch geheime Leidenschaften angeregt“, welches freilich alles richtig ist. Eine Antwort auf eine solche Frage, die schwerlich jemand nicht einfallen kann, muss ich gehabt haben, und sie ist auch wohl angedeutet, indem ich sogar den Bruderstrit der ungarischen Sage, der erst nach Attilas Tod vorfiel, auf die grosse Niblungen-Schlacht wiederum bezogen. Übrigens, da Hrn. von Schlegel die Chronologie zur Seite steht, ist es freilich natürlich, dass er es für falsch hält, wenn man glaubt, die Niblungen-Sage sei schon in heidnischer Zeit vorhanden gewesen.

[Schluss der Nachträge zu den Zeugnissen über die deutsche Heldensage.]

NIBELUNGEN UND GIBELINEN. 681

Von D. Carl Wilhelm Göttling. Rudolstadt 1816. 104 S. in 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1817. Erstes Halbjahr. No. 86. 87, 1. und 2. April 1817. S. 681—688. 693—696.

Diese Schrift hat die Absicht, eine innere Bildung des Nibelungenliedes darzulegen, obgleich sie nicht darauf hinausgeht, die ursprüngliche oder erste Gestalt desselben zu ent-

decken. Sie will einen Schleier wegziehen, worunter die eigentliche Bedeutung des Gedichts, wie es auf uns gekommen ist, liege, oder auch einen zeigen, der darüber gezogen worden und den man bisher noch nicht gesehen. Voran stehe, dass sie mit einer schönen Liebe zur Sache, mit Lebendigkeit und Geist geschrieben ist, woraus, man mag beistimmen oder nicht, dem aufrichtigen Leser eine Freude erwächst, so dass nichts unwürdiger sein kann, als sie höhnend anzufahren, wie ihr dieses neuerlich, und wie sich denken lässt, von einer gründlichen Unwissenheit begegnet ist.

Die Entstehung des Liedes aus Sagen des Volks bezweifelt der Verf. nicht, spricht auch von einem älteren Liedergeschlecht, welches keinen anderen Dichter als das Volk hatte und sich noch in den Gesängen der Edda darstellt; aber das ganze Werk rührt nach seiner Ansicht doch von einem einzigen Dichter oder, wie er sich ausdrückt, es ist in einem Geist und Sinn zu einer Zeit entstanden (vgl. S. 40. 41). Diese Umschreibung ist darum nicht recht passend, weil jener Geist und Sinn, den andere in dem Liede walten lassen, auch einer ist und auch wohl zu einer Zeit aufgefasst sein kann. Doch das ist nicht der Gegenstand der Untersuchung, der Verf. will darthun, dass in den Nibelungen und Wölfingen hernach die Gibelinen und Welfen seien ausgedrückt worden. Nämlich so, dass wie dieser Gegensatz in die Geschichte getreten, man ihn nun auch auf die alten Helden der Sagen angewendet und ihre Thaten darnach vertheilt habe, wodurch sie eine neue Bedeutung erhalten, während sie vorher ihre eigene, man kann sagen, natürliche hatten.

Der Beweis hebt mit einigen allgemeinen, wie man auch spricht, philosophischen Sätzen an. Dergleichen ist gewöhnlich an sich recht gut, aber der Irrthum liegt in der Anwendung.
682 Der erste Satz ist dieser: die deutsche poetische Kraft zeigt sich in drei Gestaltungen, in der Reckenzeit, wo noch Götter mit jugendlicher Kraft in Verbindung mit den Menschen stehen, in der Heldenzeit, wo bloss menschliche Kraft übrig geblieben, die sichtbaren Götter verschwunden sind, endlich in der Ritterzeit, wo der wahre Gott durch die Kämpfe verherrlicht wird

und der Held für das wahre Ziel streitet. Den Untergang erster und zweiter Zeit bezeichnet das Nibelungenlied, die dritte ist in dem heiligen Gral vorgestellt. Keins von beiden Liedern kann sich der Verf. ohne das andere denken, sie bedingen ihr gegenseitiges Leben.

Gegen diesen Satz von den drei Perioden an sich hat der Rec., wie gesagt, weiter nichts, aber hier ist er für die Geschichte der Poesie falsch angewendet und gar nicht wahr. Denn Rec. kann schon die drei Stufen in dem Nibelungenliede allein, wenn es gefordert würde, herausfinden. Brunhild mit ihrer übernatürlichen Kraft, die Nibelungsrecken, der Zwergkönig Alberich, die Schwanenjungfrauen, ganz den nordischen Wahlküren ähnlich, kennen eine Welt, in der heidnische Götter sichtbar wandeln. Siegfried ist dann der rein menschliche Held, Hagen die wilde, trotzige Naturkraft; in Dieterich und Hildebrand stehen die Streiter für das Sittliche, das Recht. In den Gedichten von Carl dem Grossen sollten sich auch ähnliche Stufen nachweisen lassen. Aber weiter: den Einwurf, dass das Gedicht vom Gral ein nicht ursprünglich deutsches, sondern herübergekommenes Werk sei, hat der Verf. zwar abgewiesen, indem er die Wahrheit als etwas Einheimisches betrachtet und das Christenthum sonst auch für etwas Ausländisches gelten müsse; doch dieses reisst gar zu viel nieder und nimmt uns die in der Geschichte der deutschen Poesie so nöthige Unterscheidung zwischen dem, was auf einheimischem Boden gewachsen und von fremdem dahin verpflanzt wurde, gänzlich weg, ob wir gleich in beiden Theilen an wahre Poesie glauben. Übergehen wir auch diese unstatthafte Aushilfe, so hat uns der Verf. doch noch zu erklären, wie die Südfranzosen und die Völker, bei denen die Sage vom Gral zu Hause war, zu dieser dritten Stufe unserer Dichtung gelangen konnten, ohne unsere beiden ersten zu haben, durch welche doch jene nach dem Verf. bedingt ist; denn dass das Nibelungenlied bei ihnen nicht bekannt war, dürfen wir mit einiger Gewissheit annehmen. Folgten die Bildungsperioden der Völker regelmässig, so zu sagen, nach Vorschrift, so könnte man eher darauf verfallen, sie in dem Vorhandenen zu suchen und durchzusetzen, was es koste. Aber

das ist die Wirkung geistiger Berührung der Völker, dass ein Licht früher schon einbricht und sich ein neuer Entwicklungsgang in eigenen Verhältnissen bildet; ob zum Vortheil, hängt von der Kraft der eigenen Natur ab. Nun kommt noch ein dritter Umstand: die Gedichte von Artus und dem Gral waren in dieser Gestalt und für uns nicht volksmässig (gewiss ihrem Ursprunge nach), wie können sie als Fortbildung der Nibelungen betrachtet werden? Hier wendet sich der Verf. so: jene Dichtungen, von einem höheren Streben ausgegangen, konnten nicht dem ganzen Volke eigen sein, da sie eine besondere Weihe erforderten. Nun zweifeln wir aber nicht, dass sie ursprünglich vom Volke ausgegangen sind, wenn wir aber überhaupt von diesem reden, denken wir es nicht anders, als dass alles, was in einem Einzelnen hervorbrechen kann, in ihm begründet ist und ihm zugehört, denn jener stellt es nur dar, und es gibt kein höheres Streben, das dem Volk fremd sein kann, oder es wäre gar kein Volk.

Der zweite allgemeine Satz des Verf. ist dieser: Geschichte drückt sich nothwendig in der Poesie aus, beide sind nicht zu scheiden. Das gefällt uns sehr wohl, besonders wenn wir an das Wesen der Sage denken, aber wenn daraus folgen soll, dass die Gibellinen und Welfen sich in die Nibelungensage eindrücken mussten, so leugnen wir ihn. Nämlich das Leben, das Poetische der gegenwärtigen Geschichte fällt nicht sogleich mit der überlieferten Poesie zusammen, jenes nimmt leicht etwas von dieser auf und verjüngt es wieder, aber dass umgekehrt die überlieferte auch die neue Geschichte in sich aufnehme, die alte Form beibehalte, aber die alte Bedeutung aufgebe und eine neue hineinlege, ist etwas ganz anderes, das wir wenigstens in unserem Fall hier durchaus nicht zugeben. Dass es die lebensreichen Griechen nicht auf diese Weise mit ihrem Homer gemacht, ist wohl ziemlich gewiss, oder glaubt der Verf. auch, dass in diesem Epos sich jedesmal die neue Bewegung der Zeit vorgestellt habe und von den Dichtern hineingelegt worden sei, gleichsam die alte Münze mit ihrem Bilde gelassen, aber eine neue Inschrift darum gesetzt?

Bevor wir ins Einzelne übergehen, bemerken wir Folgendes. Ob der Gegensatz der Gibellinen und Welfen in der Geschichte einer war, der als Kampf des Weltlichen und Geistlichen das Mark des Volks durchdrang und deshalb poetisch sich äussern musste, können wir unberührt lassen, da ihn der Verf. selbst als einen solchen nur voraussetzt, nicht dargestellt hat, wie auch Lachmann schon tadelt; aber was wäre denn natürlicher und dem Volkssinne angemessener gewesen, als diesen Kampf, wie ihn die poetisch lebendige Geschichte gab, darzustellen? Wo ist dieses Epos? Wo findet sich eine Spur, eine leise Anspielung davon? Blieb nichts übrig, als nur die alten Volksdichtungen, an deren Wahrheit und Ehrwürdigkeit man glaubte, in diesen Gegensatz zu theilen und darauf hindeuten zu lassen? Was für Hindeutungen es sind, werden wir nun sehen, wenn wir die Schrift des Verf. näher betrachten.

Natürlich musste er zuerst zeigen, dass der Name Nibelung, der mit Gibellin eins sein soll, deutsch ist und nicht aus dem Nordischen abzuleiten. Das erste gibt einer leicht zu, der auch das andere nicht behaupten will, weil die Sprachen so verwandt sind. Die S. 20 bemerkten Unwahrscheinlichkeiten der nordischen Geschlechtstafel in gewissen Beziehungen wird jemand, der die Natur derselben kennt, gar nicht leugnen, aber sie nicht darum zum Machwerk machen wollen; der Näfil, von dem die Niflungen abstammen, bleibt uns immer in der Volkssage begründet und kein erfundener Held. Der Verf. muss aber noch weiter gehen: nicht bloss deutsch, aus dem Nordischen nicht entlehnt, muss der Name sein, der Norden muss ihn auch, weil er dort die Bedeutung nach des Verf. eigener Meinung nicht haben kann, im 12. Jahrhundert von Deutschland aus bedeutungslos erhalten haben. Überhaupt fährt der Norden schlimm; erst hat er die Lieder selber, die in jenen eddaischen Gesängen mit nordischem Leben und Land genau zusammenhängen, von Deutschland bekommen, dann auch noch den Namen Niflung, der, man erräth nicht wozu und wem zum Besten, gleichsam in die Sage eingetragen wurde. (Auch sonst findet sich der Name Niflung noch in den Kenningar

in Fundin Norreg und im alten Biarkamal. S. Sagabibliothek S. 124 und 352.)*) Wie ist er aber hinüber gelangt, nämlich der blosse Name? Es thut uns leid, dass der Verf. niemand anders dazu hat, als reisende Nordländer, die ihn in Deutschland hörten. Wahrscheinlich haben sie ihn zufällig vernommen, sich nicht weiter um seine Bedeutung und um die Sage selbst bekümmert und hernach daheim in ihre Lieder einführen lassen. Rec. hat immer eine Scheu vor diesen Unbekannten, wenn sie den Knoten lösen und das Volksmässige veranlassen müssen. An einen Beweis der Annahme ist ohnehin nicht zu denken, und hier gleich steht die Sache des Verf. auf schwachen Beinen.

Ehe nun soll dargethan werden, dass Nibelungen so viel heissen soll als Gibellinen, gibt der Verf. einige historische Bemerkungen über letztere. Dass sie nach der gewöhnlichen Meinung von Waiblingen herrühren, leugnet er vorerst und nimmt an, von einem schwäbischen Herzog, der Nebi und Webi geschrieben wird, mit Carl dem Grossen durch dessen Gemahlin Hildegard verwandt, sei der Name gekommen, indem alle
683 Schwaben, die mit jenem Fürsten bei den Karolingern gehalten, Webilinger oder Nebilinger genannt worden, sich von denen, die auf der Seite der Merovinger waren, zu unterscheiden. Wir lassen die hier gemachten Behauptungen auf sich ruhen, da sie unsere Sache nicht näher angehen; einiges auf jeden Fall ist scharfsinnig angemerkt. Aber wenn es heisst: ganz sprachgemäss ist die Veränderung der Waiblinger in Nibelungen, wie des Webi und Nebi, und Nibelung ist die ältere Form, so könnten wir Vertauschungen von W und N zugeben (übrigens Schwaben und Waiblinger für eins zu halten, wird man durch das Beispiel swenn und swas für wenn und was nicht berechtigt, wie der Verf. wohl jetzt selbst einsieht), aber damit wird die Sache selbst noch nicht festgestellt: wir verlangen, und das ist nicht unbillig, für den vorliegenden Fall, vermischten Gebrauch der beiden angeblich gleichen Formen Nibelung und Gibelin, da sie doch zusammen sollen gültig gewesen sein, deutlich nach-

*) [Das Eingeklammerte ist Zusatz aus dem Handexemplar.]

gewiesen. Wo steht aber Nibelung für Gibelin? Vielleicht in einer immer merkenswerthen Stelle, die S. 30 angeführt wird? Sie findet sich in den Annalen der Dominicaner zu Colmar (bei Urstisius II, 24) und enthält, dass Kaiser Rudolf im Jahre 1289 elsassische Krieger, die sich Nebelringe genannt, vorgefodert. Hier, behauptet der Verf., könnten nur jene Unruhestifter gemeint sein, welche nach Kaiser Friedrichs, des letzten Gibellinen, Tod im Elsass entstanden; mehrere gaben sich für den gestorbenen Kaiser aus, und diese Gibellinen würden hier, als im Elsass zu Haus, mit dem älteren Namen der Nibelungen belegt. Uns dünkt, wären jene Unruhestifter gemeint, so wäre das dabei gesagt, und nimmt man an, dass unter jenem Namen Nibelungen verstanden werden, so gaben sich ihn die Krieger entweder in Beziehung auf die alten Helden der Volksdichtung oder sie gehörten zu dem Geschlecht der Nibelungen, das im Elsass (Schoepflin Als. illustr. II, 660) zu Haus war. Vielleicht aber geht der Name auf ihre Kleidung, wenigstens scheint das nach dem Zusammenhange: milites Alsatiae, qui parem vestem tribus annis paene tulerant et se Nebelringin nominaverant. Nämlich sie trugen graue Panzer, ringe steht bekanntlich im Altdeutschen oft für Ringpanzer (vgl. Nibel. 872. 1842 [213, 4. 463, 2]), und Nebel bedeutet grau, wie in Nebelkrähe, Aschkrähe, und hat in Nacht wahrscheinlich seine Wurzel (vgl. Adelung h. v.)*). Ob diese eine so in aller Hinsicht zweifelhafte Stelle etwas für des Verf. Meinung beweisen kann, lassen wir jeden beurtheilen. Aber wie viele natürliche Fragen drängen sich auf! Warum gebrauchten die Dichter nicht den gewöhnlichen Namen Gibel, wie wir ihn aus der S. 63 angeführten Stelle des Lohengrin kennen? Was wollte der Dichter des Nibelungenlieds, der ja nach dem Verf. recht gut die Bedeutung des Namens wusste, mit den alten eigentlichen Nibelungsrecken, die Siegfried schlug? (wäre dieser also der erste Welfe?) mit Nibelungen- 686
land, dem König Nibelung? Warum spricht er von ihnen so dunkel und unverständlich? Liegt das Kaiserthum demnach im

*) Vgl. Grotta Saungr. V. 98 gräfer kiat lib. [Zusatz im Handexemplar.]

tiefen Norden? Wie ist der nicht selten vorkommende Geschlechtsname Nibelung zu verstehen, den doch auch wohl Welfen geführt haben? In späterer Zeit soll das förmliche Bewusstsein von der Einerleiheit beider Namen untergegangen seyn; Herrmann von Sachsenheim redet, wie es der Verf. auslegt, von einem Nöbling-Hort, der aus Gold-Nobeln bestehe, welches wir gar nicht aus dieser Veränderung des Namens schliessen.

Nachdem der Verf. nun alles, was den Namen selbst betrifft, berichtigt und seine Meinung bewiesen glaubt, begegnet er selbst einem sich darbietenden Einwurf. Die nordischen Lieder der Edda enthalten gleichfalls die deutsche Mythe, und darin ist doch der Gegensatz des Weltlichen und Geistlichen der Gibellinen und Welfen nicht ausgedrückt! Wir wollen nicht zufügen, dass ihnen die dritte nothwendige Stufe fehlt, vielleicht erklärt es der Verf. daraus, dass sie die Lieder von Deutschland aus bekamen und, wie wir gleich sehen werden, nicht in ihrer Reinheit erhielten. Der Verf. hilft sich nämlich auf folgende Weise: er zeigt, dass die nordische Mythe Ähnlichkeit mit der griechischen von Jason und Medea hat. Diese Übereinstimmung ist nicht unbegründet, wird aber nicht die einzige sein, welche Sagen entfernter Völker auf eine wunderbare Weise haben. Aber was fängt der Verf. damit für seine Sache an? Er sagt (S. 50): gleichwie die Wäringer auf dem Hippodromus zu Constantinopel ihre einheimischen Sagen von den Asen und Wolsungen vorstellten, so mögen sie auch die griechische von Jason in freundlichem Umtausch von ihren Kriegsgefährten erhalten haben. Diese Kenntnis gab Veranlassung, die nordische Sage nach der griechischen umzubilden. Die deutsche erhielt also die ursprüngliche Reinheit.

Hier wissen wir zwar, wer die reisenden Nordländer sind, aber dass sie die griechische Fabel von Jason vernommen, behalten, heimgebracht und dass die fremde Fabel daselbst mit der einheimischen verarbeitet worden, ja diese so überwältigt hat, dass nach des Verf. Meinung jetzt nur noch weniges, nur das Allgemeine mit der deutschen gemeinschaftlich blieb, das alles müssen wir dem Verf. seiner Hypothese zu Lieb glauben: Was trieb aber zu einer solchen Verarbeitung? Wird, was einem

einzelnen Dichter wahrscheinlich sein konnte, nun auch zum lebendigen Gefühl des Volks? Wo lebt nicht, so lange diese Poesie selbst nicht untergegangen, grosse Achtung und Glauben an die Wahrheit der Überlieferung? Kann man dem Volk auf diese Weise Altes wegnehmen und Neues dafür hinreichen? Wo fand sich der Dichter, der mit Bewusstsein und Vorsatz so künstlich verschmelzen und übertragen konnte, dass ein gross- 687
artiges Gedicht im alten, strengen Stil daraus hervorgieng, in allen Zügen jene Einfachheit und im Gegensatz zu den ausgebildeten Nibelungen von offenbar grösserer Ursprünglichkeit? Endlich wie kamen die deutschen Sagen in den noch lebenden Hausmärchen, welche offenbar Zusammenhang mit der nordischen Dichtung haben, wieder herüber? Diese Annahme des Verf. gehört mit zu dem Unwahrscheinlichsten der ganzen Abhandlung.

Wir gelangen zur näheren Ausführung der Ansicht; es werden von S. 62 bis zum Schluss die Gedichte des Fabelkreises in Gibellinische und Welfische, weltliche und geistliche geschieden. Es gab nach dem Verf. Dichter für diese und jene Partei, welche die Helden und ihre Thaten nach ihrer Gesinnung vertheilten. Nun ist wahr und in die Augen fallend, dass sich ein Gegensatz zwischen den Helden im Epos zeigt, die Nibelungen, Burgunden stehen dem Dieterich von Bern und seinen Mannen, den Wölfingen, zu welchen auch Etzel gehört, entgegen. Niemand wird dieses leugnen und jemand, der die Natur anderer epischen Dichtungen betrachtet, sehr nothwendig glauben. Der ungedruckte Rosengarten ist in gewissem Sinne eine Abspiegelung des Nibelungenlieds und ein merkwürdiges Gedicht. Also einen Gegensatz, den genau nachzuweisen eine nützliche Arbeit wäre, geben wir dem Verf. ohne Widerrede zu, er hat nur darzuthun, und das ist das Schwere des Beweises, dass damit Gibellinen und Welfen gemeint sind, und das werden wir in dem Folgenden auch allein beachten.

Das Nibelungenlied soll ein Gibellinisches sein. Der einzige Beweis ist: der bairische Gelfrat und Else unterliege den Nibelungen, Gelfrat aber sei soviel als Welf. Rec. glaubt, über diesen nichtssagenden Beweis hinausgehen zu dürfen. In

der früheren Schrift über das Geschichtliche im Nibelungenliede gab der Verf. noch ein anderes Gibellinisches Zeichen an, das doch näher auf die Sache eingieng. Volker steckt, wie er Baiern, das Land Gelfrats (des Welfen), betritt, auf seinen Schaft ein rothes Zeichen (Nibel. 6395 [1535, 3]), das bezeichne die rothe Lilie der Gibellinen. Rec. weiss nicht, ob Hr. Göttling indessen diesen Beweis selbst zurückgenommen, da aber Hr. Lachmann S. 20 davon spricht und in der Anmerk. 11 Siegfrieds rothe Fahne aus der Rabenschlacht anführt, als weiter beweisend, so will Rec. nur dagegen bemerken, dass in dem ungedruckten Rosengarten Dietlieb von Steier, der doch nach dem Verf. ein Welfe ist, gleichfalls ein rothes Banner führt, Ermenrich dagegen, der angebliche Gibellin, im Alphart ein grünes, gar Hagen in dem ebenangeführten Rosengarten ein silberweisses. Wir sagten vorhin, jener bairische Welf Gelphrat sei das Einzige, was der Verf. für seine Sache anführt, aber es
ess folgt noch etwas. Nämlich wie die Gibellinen nie Welf aussprachen, die Welfen nicht Gibellin aus grossem Hasse, so komme der Name Nibelung nur in den Gibellinischen Gedichten vor, Wölfing bloss in den Welfischen. Dies ist an sich für des Verf. Hypothese fein bemerkt, so wie späterhin, dass Gelphrat gesagt sei für Welfrat, um zugleich etwas Tadelndes hineinzulegen (gelf, vergl. Nibel. 2707 [621, 3]), so wie in gleichem Sinne „Franci Nebulones“ im Walther von Aquitanien, aber gewiss ungegründet. Mit dem Namen Nibelung hat es ohnehin seine Bewandtnis, ausser dem Liede kommt er eigentlich in keinem Gedichte vor, als in Nibelungenhort, wovon das Gedicht vom Siegfried spricht, und in dem Parcifal [421, 7], wo die bekannte Anspielung gemacht wird (war der bairische Wolfram von Eschilbach darum auch ein Gibellin, weil er den Namen nennt? oder umgekehrt: war er ein Welf, weil er über die Nibelungen spottet und heisst er deshalb Wolfram?). Wenn die Wölfinge in dem Nibelungenlied nicht genannt werden, so wird doch Wolfhart, Wolfbrand, Wolfwein ohne Scheu ausgesprochen.

Das Lied vom hörnen Siegfried und Ecken Ausfahrt werden, das letztere bloss als wahrscheinlich, zu den Gibellinischen Gedichten gezählt ohne weitere Nachweisungen. Über

König Erentelle sind Zweifel geäussert, wohin er zu schlagen sei. Eine beigebrachte geschichtliche Beziehung wird der Verf., nachdem er das Gedicht gelesen, vielleicht selbst zurücknehmen, wir können sie ohnehin übergehen. (Nebenbei, dass der Name Erntelle und Aldrian mit weniger Veränderung zusammenfalle, müssen wir leugnen, sie haben verschiedene Wurzel. Vgl. Altd. Wälder II, 28 Anm. 64.) — Hier sind wir schon mit den Gibellinischen Dichtungen zu Ende, eigentlich ist das Nibelungenlied das einzige, da man das Lied von Siegfried seinem Inhalte nach als eine Einzelheit daraus betrachten könnte. Rec. weiss nicht, ob dem Verf. nicht die Frage eingefallen ist, warum kein Welfendichter darauf gerathen, die Sage in dem Lichte seiner Partei darzustellen, wozu sie, da der Untergang der Nibelungen besungen ist, ganz gemacht scheint. Dann hätten wir zwei Gedichte, jedes in die Farbe seiner Meinung gekleidet, und wäre uns etwa das Gibellinische verloren, den ganzen Gegensatz nicht kennen gelernt.

Jetzt kommt die Reihe an die Welfischen Gedichte, d. h. alle übrigen des Fabelkreises; den Siegenot sehen wir nicht namentlich angeführt. Verwundern muss es, dass mitten unter den Welfen, die für das Heilige kämpfen, der Heide Etzel sich befindet, Saul unter den Propheten, ja das Welfenhaupt, Dietrich von Bern, ist gar sein Mann. Welch ein Missgriff von den fein anlegenden, bis ins Einzelne durchführenden Dichtern!

Zuerst das Heldenbuch und eine historische Deutung des 693
Ottnit als Othenat, Gemahls der Zenobia. In dem Wolfdieterich wird Attenus als Papst bezeichnet. Warum wird er nicht so von den Dichtern genannt? Vielleicht, was für ihn nicht gut lauten würde, weil er einen Sohn und Nachkommen hat, aber diese sind ja nach dem Verf. (S. 78) Sinnbilder von der Fortpflanzung geistlicher Macht. Wolfdieterichs Kreuzzug soll ein Zeichen seines Welfenthums sein, wenn nun jemand ausführte, dass dieser Zug so viel Ähnlichkeit mit den Fahrten des Odysseus hat, selbst eine Circe darin vorkomme, so wären wir wieder weit vom Geistlichen verschlagen. Aber die Erzählung von der Kindheit des Wolfdieterich, der ausgesetzt und von einer Wölfin

gesäugt und erhalten wurde, hat doch Ähnlichkeit mit der Sage, die der Anonymus Wingartensis vom Geschlecht der Welfen erzählt? Wir glauben nicht, dass einer vom anderen geborgt, am wenigsten das Gedicht aus der Chronik, und können schon deshalb den Wolfdieterich nicht zum Welfen machen, die Sage selbst ist uralt, oder wir müssten nichts vom Romulus wissen. — Mit der Anhänglichkeit der Welfen an den Papst vergleicht der Verf. die Anhänglichkeit der Wölfinge an dessen sinnbildliche Gewalt, an das Geschlecht des Attenus. Es ist die natürliche in der Sage liegende Treue des Geschlechts der Meister an ihren Herrn; wie aber der alte Hildebrand (späterhin lässt der Verf. diesen Welfen selbst Gregor VII. darstellen) mit seinem Herrn Dieterich im Rosengarten umgeht, dem er, um Zorn und Kampflust in ihm zu erwecken, mit der Faust ins Gesicht schlägt, das wird sich nicht gut mit dem Verhalten der Welfen zum heil. Vater vergleichen lassen. Und doch haben die Dichter, wie der Verf. glaubt, das Einzelne gar wohl bestimmt! In der nordischen Sage finden wir ähnliche Verhältnisse, z. B. des alten Starkathers zu seinem Herrn. Die Verwandtschaft der Wölfinge mit den Bernern ist übrigens nach dem Dresdner Wolfdieterich ausser Zweifel: Puntung wird darin zweimal (Str. 2 und 72, wie auch Altd. Wälder I, 206 angegeben ist) Potelung genannt und seine Schwester ist Hugdieterichs Weib. Für die Harlunge wird S. 85 eine geschichtliche Beziehung angegeben; vielleicht ist hier einiger Zusammenhang.

694 Ein Paar Gedichte zeichnet der Verf. aus, als die wichtigsten für seine Behauptung, ja in dem Rosengarten soll ein klarer und starker Beweis gegeben sein. Was soll in dem hier ganz deutlichen Gegenüberstellen der Helden das Gibellinische und Welfische dabei beweisen? Die Helden am Rhein werden als Riesen dargestellt, um einen Gegensatz zu den Wölfingen zu machen, und das bezeichnet diese nun als Welfen, die für das Geistliche kämpfen. Für das Geistliche kämpfen sie hier aber nicht, sondern um ein Halsen und Küssen, wahrscheinlich in den älteren Gedichten um noch mehr. An dem Hofe der Wölfinge geht es nicht allzu züchtig her, die Herzogin bietet dem Wolfhart ihr Magdthum, wenn er die Gäste wohl behandeln will; dieser aber ist so ungeschlacht, wie irgend ein Kämpfer

am Rhein, und an dem Mönch ist gar wenig Geistliches, sondern ein völlig riesenhaftes Wesen, grosse Kampflust und guter Humor. In dem ungedruckten Rosengarten, einem wahrscheinlich älteren und besseren Gedicht, befindet sich auch der Heide Etzel unter diesen sogenannten geistlichen Kämpfern. Weiter: nach dem Verf. ist dieser Ilsan der Else des Nibelungenlieds, dessen Ferge den Hagen überführen sollte und von ihm erschlagen ward; hier schlage nun Ilsan, das heisse Else, den rheinischen Fergen. Diese Gegenüberstellung könnte ihren Grund haben und entspränge aus der Natur der Sage, aber wo zeigt sich das Welfische und Gibellinische darin? Zudem, in dem ungedruckten Rosengarten, den Hr. Göttling zu lesen wahrscheinlich nicht Gelegenheit hatte, geht die Fahrt über den Rhein viel friedlicher ab, der Ferge ist ein Freund des alten Hildebrands und lässt darum den Überschiffenden den Zoll nach, der in einem Fuss und einer Hand besteht, wird dafür aber von dem Meister mit 44 Mark beschenkt. — Vielleicht findet sich in der Rabenschlacht ein deutliches Wort für des Verf. Hypothese? Die Verwebung des Ermanrich mit Kaiser Heinrich IV., den der alte Hildebrand als Papst Gregor VII. besiegt, kann nicht dafür angesehen werden, und wir dürfen sie wohl übergehen. Aber Dieterich von Bern springt in Ermrichs Heer mit dem Ausruf: „aht schevelin Berne!“ Das erklärt nun der Verf.: „Bern (nom.) strafe Schevelin!“ Schevelin aber sei das ausländisch oder Welfisch gesprochene Gibelin oder Gibeling. Endlich hätte ein Dichter den Mund geöffnet und in der Verwünschungsformel den wahren Namen des Feindes genannt, der sonst nicht über seine Lippen kommt. Wir haben in der Rabenschlacht gelesen: hetschevalir berne und schreiben he tschevalir Berne (oder nach jener Lesart ah tschevalir), damit ist auch die Erklärung gegeben, der angebliche Schevelin ist ein chevalier und tsch nach der romanischen Aussprache geschrieben, wie tschionatulander u. a. Diese Stütze des Verf. müssen wir also wegnehmen. — Beim Walther von Aquitanien wird bloss erörtert, dass er zu den Gegnern der Nibelungenhelden gehöre. Endlich wird man überrascht, ein Ge- 695
dicht aus dem Kreis Carls des Grossen herzugenommen zu sehen. In Carl soll das Gibellinische und Weltliche, im Mala-

giss und den vier Haimonskindern das Welfische, Geistliche angedeutet sein. In der verabscheuten schwarzen Kunst des Zauberers Malagiss also liegt ein Heiliges, gar der Papst selbst? Nimmermehr. Wir vermuthen, bloss weil im Nibelungenlied [2218. 1, 2260, 2] ein Ritschart und Wichart (nicht Witschart) mit den Dieterichshelden kämpfen, ist das ganze Gedicht hier berührt und werden zwei von den Haimonskindern, die beinahe so heissen, daraus gemacht. Namenreihen können sagenmässig auf andere übergehen, aber hier müssten, wenn man so etwas behaupten wollte, alle vier Haimonskinder genannt sein, und der erste darunter, Reinolt, dürfte in keinem Falle vermisst werden, und doch wäre es fürs Erste nur eine Übertragung von Namen.

Zum Schluss ein Paar Bemerkungen über die Ansicht des Verf. im Ganzen. Wir können zugeben, dass, wenn eine neue bewegende Zeit kommt, das Volk auch seine alten Lieder und Sagen in dem Scheine dieser Zeit zu betrachten und aufzustellen geneigt wird. Also wäre der Kampf der Gibellinen und Welfen so etwas Volksmässiges gewesen, nicht bloss als weltlicher auch als geistlicher Streit, so lässt sich denken, dass er in die Sagen eingegangen, auch wohl der alte Gegensatz der Berner und Nibelungen, der ja auch in der alten Geschichte seine Abspiegelung haben wird, sich dem neuen genähert. Was sich von selbst gemacht, würde sich dann auch in den Gedichten ausgedrückt und bildend eingewirkt haben; es wäre ein neuer Ansatz erfolgt, wie etwa Rüdiger von Bechelar eingetreten ist, den die nordischen Lieder nicht kennen. Dass, was denkbar ist, nicht wirklich geschah, zeigt wenigstens, dass es nicht nothwendig war. So aber will es der Verf. auch nicht, nein, er lässt die alten Gestalten stehen: Attila, jene burgundischen Könige, von deren Leben, Zeitalter und Verhältnisse man gewiss noch wusste, und lässt die Dichter bei ihnen ein unverständliches Zeichen machen, dass ihr Treiben von etwas anderem, was jetzt in der Gegenwart die Welt anrege, zu verstehen sei. Sie geben ihre Absicht nur heimlich und vorsichtig kund, sie haben sich alles bis ins Einzelne ausgelegt, aber sie sagen es nicht heraus. Die festen, leiblichen Gestalten schwanken, bald sind sie es wirklich, bald Andeutungen und Sinnbilder geistlicher Macht. Insofern liegt etwas wesentlich Todtes in der

Ansicht des Verf. Die erhabene, reine Dichtung, die wie ein ruhiger Himmel über der Erde steht, soll recht gut wissen, was die Nibelungen aussagen, aber sie nicht beim bekannten Namen nennen, nicht der gegenwärtigen Thaten der Gibellinen und Welfen gedenken! In den Wölfingen die edelsten Menschen darstellen und doch den gemeinen Hass theilen, der den Namen des Feindes nicht in den Mund nehmen will! Nur in dem ege Schlachtruf hätte sich einmal die Gesinnung kund gethan! — Die Geschichte der Poesie wird durch diese Ansicht gewaltsam behandelt; dem Norden die Ursprünglichkeit seiner eddischen Lieder in zwiefacher Hinsicht abgesprochen; erst von den Deutschen entlehnt, dann mit griechischer Sage vermischt und endlich mit einem gleichfalls erborgten, dort unverständlichen Namen wohl nicht geziert! Der Cyklus von Carl dem Grossen, in welchem so klar auch die Begründung des Christenthums gegen die Heiden dargestellt wird, muss fast ganz zurückgeschoben werden und hat in dem Gegensatz von Gibellinen und Welfen keinen Platz. Freilich wäre es arg gewesen, die Sarazenen zu Nibelungen zu machen; vielleicht wird der Verf. doch nicht abgeneigt, wenn er sieht, dass nach einer Lesart wirklich ein Gybellin unter ihnen vorkommt (Rhythmus de exped. Caroli M. in Hisp. pag. 78[b]); aber unglücklicher Weise kämpft unter den Christen auch ein Held Nevelin (pag. 119[b]), und Stricker war wenigstens nicht von dem Zeitgeist ergriffen, als er die beiden gegenüberstellte. Alles, was der Verf. anzuführen hat, besteht darin, dass zwei von den Haimonskindern beinahe dem Namen nach vorkommen und für seine Welfen fechten.

Wir wünschen, dass der Verf., den wir hoch schätzen und der unsere Liebe zur Sache in dieser Beurtheilung anerkennen wird, noch einmal ohne Vorurtheil seine Hypothese prüfe; will er sie auch nicht aufgeben, so wird er vielleicht durch unsere Bemerkungen veranlasst, manches anders darin zu bestimmen, und die Wahrheit wird immer gefördert werden.*)

[anonym.]

*) [Gegen diese Recension erschien in der Isis 1818, Heft 2, S. 338—344 von K. Göttling eine Entgegnung unter dem Titel: Über eine Ansicht vom altteutschen Epos.]

745

CARL LACHMANN
ÜBER DIE URSPRÜNGLICHE GESTALT DES GEDICHTS VON DER NIBELUNGEN NOTH.

Berlin, bey Dümmler. 1816. 111 S. in 8. [= Kleinere Schriften I, 1876. S. 1–80.]

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1817. Erstes Halbjahr. No. 94. 95, 9. und 10. April 1817. S. 745–760.

Eine Einheit des Nibelungenlieds erkennt unser Verf. an, einen Guss des Werks. Wer könnte auch den ebenmässigen Gang, das stets mitschreitende Gefühl für das Ganze, welches kein Vordringen des Einzelnen gestattet, jenen Geist, der am Anfang wie am Ende lebt und webt, verkennen, selbst wenn man das äussere Zeichen der einer bestimmten Zeit zugehörigen Sprache nicht beachten wollte? Diesem Gefühl, das sich jedem aufdringt, der nur von der Poesie der mächtigen Dichtung erfüllt ist, thut es, wie hier gesagt wird, weh, das Phantasiebild eines einzigen Schöpfers aufzugeben. Aber, nachdem ihm der Verf. sein Recht angethan, zeigt er die Absicht der Schrift, dennoch eine entgegengesetzte Behauptung durchzuführen. Er stellt auf, dass das grosse aus einzelnen kleineren Liedern zusammengesetzt sei und dieses Verhältnis sich noch in der Gestalt, in welcher wir es besitzen, nachweisen lasse. Dafür könnte schon hinlänglich scheinen, die Zusammenfügungen anzugeben und zu erweisen, da aber überhaupt die ursprüngliche Gestalt des Liedes, wie schon der Titel der Abhandlung sagt, ergründet werden soll, so sind ferner auch Zufügungen, die sich gar wohl bei einem, aus einer einzigen Arbeit entstandenen Gedicht denken lassen und auch z. B. beim armen Heinrich in der Vatican. Handschrift vorkommen, wie sie der Verf. gefunden, angemerkt. Dass durch diese Untersuchungen ein bedeutender Schritt in der Erkenntnis des Liedes vorwärts gethan wird, leuchtet ein, und sie sind eine schätzbare, mit Dank aufzunehmende Gabe.

Wir wollen die Beweisführung des Verf. näher betrachten. Er fängt aus guten Gründen nach der Lage der Dinge, die

er überhaupt mit einer gewandten und sicheren Hand ergreift, bei der zweiten Hälfte des Gedichts an. § 3 werden später eingeschobene Personen bezeichnet. Markgraf Rüdiger von Bechelar ist zweifelhaft, da er zu sehr in die Sage verwebt worden. Später bleibt er demohngeachtet immer, auch einge- 746
schoben kann man noch sagen, nur meint der Verf., wenn er ihn frei gibt, eigentlich wohl, dass er nicht vorsätzlich eingerückt sei. Von dem Bischof Pilgrin wird es dagegen bestimmt behauptet und ausgeführt. Als Chriemhild auf dem Zug nach Hunnenland Rüdigers Gemahlin Gotelinde erblickt, reitet sie näher und lässt sich vom Pferde heben; gleichwohl heisst es hernach [1252, 1. 2]:

den bischof sach man wisen einer swester kint
in und Eckewarten zu Gotelinde sint,

worauf sie sich grüssen und, wie dies beim Empfang Sitte war, küssen. Sollte wisen nun an dieser Stelle in dem heutigen Sinn weisen, zeigen heissen, so wäre gewiss eine Unschicklichkeit und Widerspruch mit dem Vorhergehenden darin nur aus plumper Einfügung des Bischofs zu erklären, allein es heisst hier zu Gotelinde wisen nichts anderes als sie hinführen, der Bischof und Eckewart nahmen Chriemhild in die Mitte, um sie als eine Königin zu geleiten. Über diesen Gebrauch des Worts vergl. den Schwanritter (Altdeutsche Wälder III, 59).

203. die arke hatte do der swan
gewiset zu der feste dan.

§ 4—7. Von Volker sind bis dahin, wo er näheren Antheil an den Begebenheiten nimmt, die Stellen eingeschoben oder überflüssig. Die Vergleichung mit der Wilkinasaga hätte dieser Behauptung viel genutzt, Volker kommt da auch nicht bei der Überfahrt der Nibelungen vor und wird früher nur einmal genannt. Der Widerspruch in der Zählung von den Recken, die Hagen und Dankwart und Volker zu den tausend ausgewählten Helden zuführen, wird gut bemerkt. Sehr bestätigend ist in der Wilkinasaga nur von tausend Günthers-Helden die Rede, nämlich Cap. 337 werden sie angeführt, und Cap. 387, S. 484 heisst es übereinstimmend: siebenhundert lebten noch, dreihundert waren todt. Hagens Probe an dem Capellan

scheint auch verdächtig, merkwürdig, dass sie in einer anderen Recension des Nibelungenliedes (wir behalten den allgemeinen Namen, auch weil er schon eingeführt ist, bei, wiewohl unser Gedicht richtiger mit Hrn. Lachmann der Nibelungen Noth heissen sollte) noch weiter ausgeführt wird (nämlich in dem
747 Bruchstück, das Docen mittheilte, aber wahrscheinlich zu der Hohen-Emser Hs. zu Wien gehörte. Vergl. Altd. Wälder III, 244). — § 8 wird untersucht, ob sich Spuren von Überarbeitung finden, indem das spätere Wien im Gedicht vorkommt. Sie lassen sich nicht bestimmt angeben, wiewohl ohne Zweifel muss angenommen werden, dass einiges eingefügt sei. An den Stellen aber, die sich aufs Christenthum beziehen, kann der Verf. nichts davon entdecken, obgleich er es zugibt, dass es nirgends hervortrete, dies aber lediglich aus der Beschaffenheit der Fabel erklärt. Anzumerken ist nur, dass in den Sagen aus christlicher Zeit von Carl dem Grossen an das Christenthum immer einen bedeutenden und bewegenden Theil ausmache, da wo es nicht geradezu der Mittelpunkt ist. — § 9 werden bestimmte Anfänge einzelner Lieder nachgewiesen, dabei des Abgebrochenen in der Erwähnung des Eckewart gedacht (S. 26). Auffallend ist es dem Verf., dass jener die Burgunden warne und ihnen sage: 6555 [1575, 3] „man ist in hie gehäz, während erst hernach Dieterich dem Günther und Gernot den Verrath entdecke; aber Eckwart sagt es nicht allen Burgunden, sondern dem Hagen, und gibt ihm auch die Ursache an: weil er Siegfried erschlagen. Dann müsste auch die Weissagung der Meerweiber in dem Gedicht unstatthaft sein, die schon vorangegangen und worin dem Hagen noch deutlicher gesagt war: er sei betrogen, komme er zu den Hunnen, und alle müssten dort sterben. Ohnehin hatte Hagen recht gut die Absicht der Chriemhild schon bei der Einladung gemerkt, sie war ihm „grimme leit“ (5847 [1398, 3]), und er sagt deutlich: wie können wir wagen, nach der Chriemhild zu reiten, da ich ihren Mann erschlagen? Er geht nur mit, weil er keine Furcht will über sich kommen lassen; vergl. Nibel. 5869 [1404, 4] ff. Daraus konnten die Burgunden so viel ahnen, als aus Eckewarts Worten, hätten sie diese auch vernommen, und Hagen selbst erfuhr nichts Neues.

Wenn der Verf. nicht begreift, wie Eckewart, der noch kurz vorher Kämmerer der Chriemhild bei Etzel war, nun als Wächter an die Grenze kommt, so könnte er meinen, man hätte vorher hören müssen, dass er zu diesem Amte bestellt worden; aber wir geben nicht zu, dass der Geist des Liedes, wessen er nun sei, solche Breite und Umständlichkeit verlange. Verwundert sich aber der Verf. über dieses Amt des Eckewart und hält das für einen Zusatz, so müssen wir ihm aus inneren Gründen widersprechen. Eckewart folgte erst der Chriemhild in Siegfrieds Reich, dann auch mit zu Etzel und sprach:

5146 [1223, 2—4]. sit daz ich allerste iuwer gesinde wart.
so han ich iu mit triuwen gedienet — —
und wil unz an minen ende desselben immer bi
iu pflegen.

Er ist ein getreuer Eckhart (in dem ungedruckten Rosengarten heisst dieser auch Eckewart und in der Hohen-Emser Hs. zu 748
München steht, wenn es kein Schreibfehler bei Müller ist, V. 2810 wirklich einmal Eckhart) und hängt mit dem in den anderen Gedichten vorkommenden treuen Eckhart von Breisach zusammen, wie der Verf. selbst Anmerk. 21 annimmt; darum steht er am Eingang zu dem Verderben bringenden Land und warnt. — Es folgen § 10 Widersprüche, die sich im Nibelungenliede finden, mit die wichtigsten Stützpunkte der Behauptung. Angemerkt wird, dass Chriemhild durch ihre Boten den Hagen einladen lasse, diese aber bei ihrer Ankunft von der Ladung nichts sagen, damit nun, nicht aber mit dem Vorhergehenden, stimme es, dass die Königin dann den Hagen frage: „wie durftet Ihr hierher? wärt Ihr vernünftig, Ihr hättet es gelassen", so wie seine Antwort: „ich nicht, nur drei Degen waren eingeladen, aber diese sind meine Herren, die ich nirgend verlasse." Ein eigentlicher Widerspruch liegt nicht darin, Chriemhild lädt Hagen nicht geradezu ein, sie will nur veranlassen, dass er, ihr erster Feind, auf den es zumeist abgesehen war, mitkomme, und lässt ihren Brüdern sagen, „wenn Hagen etwa dort zurückbleibe, wer sie dann die unkunden Wege führen wolle." Noch ausdrücklich steht dabei: die Boten wussten nicht, warum sie den Hagen nicht zurücklassen sollten.

Es ist wahr, die Boten sagen im Burgundenland nichts von dieser Vorsorge der Chriemhilde für die Fahrt, wie überhaupt nicht genau folgt, was vorgezeichnet war: an Gernot wird kein Wort von dem gerichtet, was Chriemhilde für ihn bestellt, Ute dagegen fast eingeladen, für welche die Boten doch nur die Worte: „sagt öch miner muter diu ere, diu ich han“ (V. 5689) [1359, 1] mitnahmen; aber für jenen Auftrag war doch erst Zeit, wenn die Boten vernahmen, dass Hagen etwa zurückbleiben wolle. Als sie wieder nach Haus kommen, fragt sie Chriemhild gleich nach ihm, und wie sie aus der Antwort abnehmen kann (wiewohl es auch nicht ausdrücklich gesagt wird), dass er nicht ausbleiben wird, auch von Volker hört, verstellt sie sich sogleich und spricht: „diesen könnte ich entbehren, aber dem Hagen bin ich gewogen, das ist ein guter Held.“ — § 11 stellt mancherlei Erscheinungen zusammen. Etwas zwar nicht Unverständliches, wie es der Verf. nennt, was der alte Bischof spricht (6054 ff.) [1448, 3], aber wohl Abgebrochenes; überhaupt sieht der Verf. hier den Nachklang eines halbverlorenen Liedes. In der Erzählung von Hagens Gespräch mit den Meerweibern entdeckt er Lückenhaftes, weil Hagen das Begehren Weissagung zu vernehmen nicht wirklich ausgesprochen, auf das sich doch bezogen wird. Uns scheint diese Anführung gerade nicht nöthig, weil sie sich von selbst versteht, die Weiber bieten ihm ja vorher die Weissagung an; viel könnte auf keinen Fall ausgelassen sein, in der Wilkinasaga (Cap. 388) erklärt Hagen kürzlich, er gebe eher das Gewand nicht. So verhält es sich auch, wenn es im Nibelungen-
749 lied von Hagen nicht ausdrücklich gesagt wird, dass er ins Schiff gestiegen sei, wie es in der Wilkinasaga geschieht. Ob dergleichen der epischen Breite wegen nothwendig ist, wird sich nicht entscheiden lassen; Rec. glaubt, dass die Natur des Gedichts solche Freiheiten erlaubt. Bedeutender dagegen ist es schon, dass nichts von dem Leib des getödteten Fährmanns gesagt wird, zumal die dänischen Lieder davon nach ihrer Art ausführlich reden. Die Wilkinasaga erzählt bloss, dass Hagen ihm den Kopf abgehauen.

Es folgt jetzt eine Untersuchung (§ 12—26) über das Ver-

hältnis der Klage zum Nibelungenlied. Der Verf. stellt auf, dass dem Dichter der Abenteure von der Klage bekannt war: erstlich ein von unserer Nibelungennoth abweichendes Gedicht, welches zugleich das Märe von der Klage enthielt; zweitens daneben auch ein Theil von unserem Lied. Von dem ersten Satz ist der Rec. überzeugt, von dem zweiten nicht. Denn er hat nirgends den Beweis gefunden, dass dasjenige, worin die Klage mit unserem Nibelungenliede stimmt, nicht auch in jener vorauszusetzenden sonst unbekannten Gestaltung habe stehen können, er denkt sie sich eben theilweise recht übereinstimmend, selbst bis zu einzelnen Worten. Dieser Punkt aber ist nicht unwichtig.

Streng genommen gehört also nach des Rec. Ansicht diese Abhandlung nicht hierher, doch bleibt ihre Ausführung schätzbar und hellt immer die ja auch allgemeiner zu fassende Frage nach dem Ursprunge oder, wie Rec. lieber spricht, nach der Geschichte des Liedes auf. § 14 kommen die Übereinstimmungen der Klage mit unserer Nibelungennoth vor, deren Beweiskraft Rec. soeben geleugnet. Hr. Lachmann legt auch selbst im Erfolg (§ 15) nicht viel Gewicht darauf, will aber in den weiteren Untersuchungen einstweilen seinen Satz als ausgemacht ansehen. Übrigens, wollte der Rec. auch zugeben, diese Übereinstimmungen bewiesen, was sie nach dem Verf. sollen, so könnte er doch das Einzelne anfechten. Dass zwölf Könige dem Etzel dienen, ist ein sagenmässiger Zug (Carl der Grosse hat ja bekanntlich auch seine zwölf Helden), der sich auch in dem Gedicht von Etzels Hofhaltung gleich Eingangs findet. Ferner nach der Klage (681 [313—316]) jammert Etzel laut:

als ob man hort ein wisenthorn;
dem edeln fürsten wolgeborn
diu stimme uz sime munde
erdoz in der stunde,
do er so sere klagete,
daz davon erwagete
beidiu turne unt palas.

Das lässt nun Hr. Lachmann aus folgender Stelle unserer Nibelungennoth genommen sein, wo es von Dieterich heisst:

750 8025 [1924, 1—3]. mit chrapft begonde rufen der degen uzerchorn,
daz sin stimme erlute. alsam ein wisentes-horn,
unt daz din burch vil wite von siner chrapft erdoz.

Auffallender wäre dem Rec. schon die Abweichung, etwas auf Etzel zu beziehen, was im Nibelungenlied von Dieterich gesagt wird, zumal die Stelle, worauf sich die Klage eher zu beziehen hätte, im Ausdruck stark genug ist, nämlich:

9045 [2171, 1—3]. der Etzelen iamer wart also groz,
als' eines leuwen stimme der riche chünig erdoz
mit herzeleidem wuffe — —
— — — — — —

9049 [2172, 1—2]. do hort man allenthalben iamer also groz
daz palas unde turne von wuffe erdoz.

Zum Überfluss aber kommt jenes Gleichnis als ein episches Gemeingut auch im ungedruckten Rosengarten vor:

do sprenget in die rosen, der degen uzerchorn,
im erlute sine stimme reht als ein wisant-horn.

Mit § 15 hebt nun eine, wie gesagt, für jeden Fall verdienstliche Vergleichung von den Angaben der Klage mit unserer Nibelungennoth an. Wir wollen gleichfalls einiges dazu bemerken, im Allgemeinen Folgendes: wenn die Klage irgend einen Umstand oder ein Paar übergeht, bei ihrem ohnehin auszugsmässigen Wesen, und wenn sie auch an anderen Orten wieder genau nachspricht, so gilt doch nicht gleich der Schluss, dass sie darum jene Abenteure, worin das Ausgelassene vorkommt, nicht gekannt habe. Z. B. des niedergebrannten Saales geschieht nur einmal (V. 641 [294]) Erwähnung und wird nichts ausführlich erzählt; nun nimmt Hr. Lachmann an, der Verfasser der Klage habe nichts davon gewusst und diese aus seiner Quelle herübergenommene Angabe selbst nicht verstanden. Wir glauben schwerlich, dass in irgend einer Gestaltung des Nibelungenliedes dieser Umstand gefehlt hat. Was weiss ein Dichter, wie jener, viel von Gleichmass und Genauigkeit. S. 48 wird eine Stelle des Nibelungenlieds angegriffen. Iring, von Giselher, doch ohne Wunde, niedergeschlagen, springt auf:

8295 [1987, 1—2]. do lief er uz dem huse, da er aber Hagen vant,
und slug im slege grimm mit einer ellenthafter hant.

Nun sagt Hr. Lachmann: „hier verräth sich die Überarbeitung, denn Hagen war ja im Hause oder doch auf der Treppe.“ Freilich, aber in jenen Worten liegt nicht gerade, dass er schon wirklich aus dem Haus herausgekommen war; im Laufe stiess er abermals gegen Hagen, und es beginnt der zweite Kampf, worin er diesem eine Wunde beibringt. Ausdrücklich heisst es ja hernach, erst 8303 [1998, 4], dass Iring endlich doch die Stiege hinab fliehen musste. Es folgt der dritte Kampf mit Hagen, worin Iring bleibt. In der Wilkinasaga fehlt (Cap. 360) der erste und Iring verwundet gleich Anfangs den Hagen, springt 751
zurück und geht, von Chriemhild gereizt, zum zweiten Mal auf ihn los, wo er von dessen Ger niedergestossen wird. Dass er einmal glücklich entkommt, hat schwerlich in irgend einer Gestaltung des Liedes gefehlt, weil aber die Klage nichts davon sagt, schliesst Hr. Lachmann, wie es uns scheint, wieder zu schnell, es sei das ein Zug des Überarbeiters. — S. 49 heisst es, Etzel habe man nach der Klage (V. 1224 [564]) mit dreissig seiner Mannen, die doch nach der Nibelungennoth erst später erschlagen wurden, vor dem Hause gefunden, wo ihn Hagen erschoss. Die angeführte Stelle aber sagt nicht, dass Iring grade vor dem Hause gelegen, sondern: vor dem Hause lag manich werther Todte; nun kam Etzel auch dahin, wo Iring lag, den Hagen erschossen. Damit kann die weitere Ausführung doch wohl bestehen: weit wird der Todwunde nicht zu den Dänen zurückgeflohen sein. — S. 52 steht eine starke Behauptung. Hagen klagt über den Tod von Gernot und Rüdiger, die einander erschlagen, und dann folgt:

9001 [2160]. „O we mines bruder, der tot ist hie gefrumt!
wa mir leiden mære z'allen zîten chumt!
ôh muz mich immer riuwen der edel Rüdeger:
der schade ist beidenthalben unt diu vil grœzlichen Her.“

Hr. Lachmann behauptet nun, weil Dankwart bekanntlich in dem Nibelungenliede Hagens Bruder ist, so werde hier dessen Tod, nicht Gernots beklagt; obgleich dieser Dankwart eben vorher (V. 8963 [2151, 3]) mit Giselher vorkommt und gleich nach jener Todtenklage auch wieder auftritt (V. 9010 [2162, 2]), ja hernach ausdrücklich gesagt wird, dass er durch eines anderen,

des Helferich, Hand gefallen. Aber diese grossen Widersprüche räumt Hr. Lachmann damit aus dem Wege, dass er annimmt, nach jenen Worten Hagens fange ein neues Lied an, das sich um das vorhergehende nicht kümmere, während dieses den Tod Dankwarts voraussetze. Nun ist aber an sich schon ganz klar, dass in jener Strophe Gernot und kein anderer gemeint wird, das zeigt der darin ausgedrückte Gegensatz: auch Rüdigers Tod sei zu beklagen und beidenthalben der Schaden gross. Will man diese Strophe dem Hagen zuschreiben, wie sie ihm nach unserem Text zuzugehören scheint, so müsste man annehmen, Bruder bezeichne hier allgemein Geselle, Stallbruder, und so nenne Hagen den Gernot, oder es sei eine dann merkwürdige Spur von jener Gestaltung, wornach Hagen wirklich ein Bruder des Gernot ist, wie in der Wilkinasaga und Edda. Allein viel wahrscheinlicher ist eine andere dem Rec. mitgetheilte Meinung, wornach jene Strophe ursprünglich dem Günther zugehört und zwischen ihr und Hagens Klage (8993–96 [2159, 1–2]) eine Lücke sich befindet, in welche jetzt die Hohen-Emser Handschrift zu Wien eine ohnehin wenig passende Strophe einrückt (dieser Umstand ist merkwürdig,
752 Natur und Entstehung jener Handschrift zu erklären; absichtlicher Zusatz kann es kaum sein, er wäre allzu ungeschickt) und worin der Name Günthers und der Zusammenhang enthalten war. — S. 52. 53. 54. Manches von dem hier Angegriffenen lässt sich ohne Zwang vertheidigen. Warum muss der todte Rüdiger aus dem Hause getragen sein, wann er vor den König getragen wird, und im Blut der Wunden lag er immer, auch floss es überall. Was das Übrige betrifft, so ist es allerdings merkenswerth, dass Hildebrand Rüdigers Leiche nach einem Auftrag seines Herrn, von dem man aber vorher nichts gehört hat, den Burgunden abfodert; aber das Verbot, gegen diese nicht zu kämpfen, braucht nicht ausdrücklich gegeben zu sein, es versteht sich daraus, dass Dieterich bisher nicht hat kämpfen wollen (V. 8044 [1929, 1]); er will mit seinem Gesinde bei dem Streit in Friede bleiben, heisst es, und Wolfhart wird (V. 8052 [1930, 4]) schweigen geheissen, als er sich streitlustig zeigt. V. 9112 und 9116 [2187, 4 und 2188, 4] gehen ohne

Zweifel auf Hildebrand. — S. 54 die Worte der Klage von Giselhers Leid über Rüdigers Tod könnten sich doch wohl auf das beziehen, was im Nibelungenlied 9005. 9008. 9012—13 [2161, 1, 4. 2162, 4. 2163, 1.] gesagt wird.

Nachdem die Abhandlung über die Klage zu Ende ist, wird jetzt § 27 bis 34 auch die erste Hälfte des Nibelungenlieds zu demselben Zwecke, wie zuvor die zweite, untersucht. § 28 wird angemerkt, dass die ersten Strophen des Gedichts sich sogleich als eine besonders für die jetzige Gestalt der Nibelungennoth verfertigte Einleitung kund gäben, weil gerade alle späterhin vorkommenden Personen und keine mehr noch weniger darin verzeichnet wären. Es sollte natürlich bloss heissen „keine weniger“; dort werden die Burgunden mit ihren Mannen genannt. Ist nun auch die erste Strophe der nächsten Abenteure ein (nicht nothwendiger, absichtlicher) Zusatz, worin Siegfried mit den Seinigen aufgeführt wird? Solche Namenreihen und noch viel grössere haben auch die dänischen Heldenlieder und werden in einem Epos nicht leicht fehlen. — S. 82. Siegfried war zwischen den Schultern verwundbar, Chriemhild nähte ihm, als die Scheinfahrt beschlossen war, auf das Kriegsgewand aussen ein kleines Kreuz an jene Stelle, damit sie Hagen sich merken und ihn, wenn man ihn dorthin stossen wolle, schützen sollte. Hernach, als beide vor dem Mord in die Wette laufen, legen sie die Kleider ab und sind in weissen Hemden, wie nun Siegfried zum Trinken gebückt liegt, sieht Hagen nach dem Zeichen (bilde steht in der St. Galler, chrûze in der Hohen-Emser Handschrift zu Wien) auf dem Gewand und schiesst den Helden dadurch. Da nun Siegfried auf keinen Fall jenes Heergewand anhatte, so scheint hier offenbar ein Vergessen oder ein Widerspruch.

Indessen liess sich noch folgende Vermuthung aufstellen: 753
Siegfried trug auf seinen Hemden dieses Zeichen zum Schutz der verwundbaren Stelle (sei es nun das christliche Kreuz oder ein altes aus der Heidenzeit herrührendes ähnliches, gleichfalls schützendes Zeichen von Thors Hammer, vgl. Thorlacius om Thor og hans Hammer p. 46. 47), und Chriemhild nähte es damals nur auf das äussere Gewand, damit es für Hagen nicht-

bar würde; bedeutend wenigstens scheint die Kreuzform in jedem Fall. Freilich wäre dann ein Stück aus der alten Sage vergessen (auch die Wilkinasaga weiss nichts davon), und es bliebe für das Gedicht immer ein gewisser Widerspruch. — Da, wo die Verschiedenheit der Geographie auseinandergesetzt wird, kommt auch S. 78 vor, dass, als die Nibelungen den König Siegmund heimgeleiteten, doch dabei gesagt wäre:

4409 [1039. 1]. wie si nu gefüren. des chan ich nicht gesagen.

und Hr. Lachmann scheint die Stelle so zu verstehen: der Dichter wisse nicht zu sagen, welchen Weg sie gen Niederland genommen, während dieser doch sonst näher angegeben ist. Eigentlich werden nicht die Nibelungen genannt, sondern Giselher:

4406 [1038. 2—4]. er brahte sorgende uz dem lande sint
den chünich mit sinen recken heim ze Niderlant:
wie lützel man der mage darinne vrölichen vant!

Rec. versteht dies so, dass Giselher wirklich den Siegmund heim brachte, ohne dass des dabei eingeschlagenen Wegs gedacht wird. Mit jener bemerkten Zeile 4409 [1039, 1] fängt, wie eine neue Strophe, so auch ein neuer Sinn an, und Rec. legt sie folgendergestalt aus: Was sie (die Burgunden) darauf für Fahrten unternahmen, was jetzt für Abenteuer folgten, weiss ich (die Sage) nicht; es trat eine Zeit der Ruhe ein, Brunhild war übermüthig, Chriemhild beweinte ihren Mann. Erst nach viertehalben Jahren (vgl. V. 4438 [1046, 2]) regt Hagen die Begierde nach dem Hort an.

734 Damit hatte Rec. die Untersuchung des Verf., deren Eigenthümlichkeit, Verstand und Scharfsinn er mit Vergnügen anerkennt, durchgegangen. Ihre Ergebnisse an sich lässt er sich, im Ganzen genommen, wohl gefallen, und seine Gegenbemerkungen betreffen bloss das Einzelne darin. Nur dass das grosse Gedicht aus einzelnen Liedern zusammengesetzt sei, kann er nicht so geradezu annehmen. Nicht als wollte er ihr Dasein leugnen, aber eben so früh, glaubt er, ist auch ein Ganzes schon dagewesen, und er mögte den Satz so ausdrücken: es lässt sich eine Zusammenfügung einzelner Abschnitte erkennen, wovon aber jeder gewiss in dem Bewusstsein vom Ganzen sein Leben hatte, wenn es auch einzeln verständlich war. Übrigens wünscht

Rec. die Arbeit erweitert und vom Verf. eine neue Schrift, in welcher die verschiedenen Gestaltungen des Nibelungenlieds, soweit sie sich erkennen lassen, aufgestellt, in ihrer Eigenthümlichkeit erläutert und unter einander verglichen sind: also 1) der einen Hohen-Emser, der St. Galler und Münchener Handschrift, die im Ganzen als eine hierbei könnten betrachtet werden, 2) derjenigen, welche der Verf. der Klage vor sich gehabt, so viel sich davon herausbringen lässt, 3) der Wilkinasaga, deren Zurücksetzung gegenwärtiger Abhandlung doch weniger Vortheil als Nachtheil gebracht, 4) der Hohen-Emser zu Wien. Sie kann jetzt, nachdem achtundvierzig neue Strophen daraus in dem dritten Band der Altdeutschen Wälder mitgetheilt sind, welche in der neuesten Hagen'schen Ausgabe noch fehlen mussten, ziemlich vollständig beurtheilt werden. Dann wären 5) die dänischen Lieder, so kurz sie sind, anzuführen. Kommt indessen noch die Hundehagische Handschrift zum Vorschein, die dem Vernehmen nach vom Jahre 1426 ist und neue Dinge enthält, so müsste sie auch berücksichtiget werden. Nur wäre vorerst, wenigstens abgesondert, blosse Untersuchung zu geben, welche die Erscheinungen aufstellt, nicht aber eine Ansicht über die Entstehung derselben gleich einzumischen.

Diese Ansicht muss eigentlich als der andere Theil betrachtet werden, welcher in gegenwärtiger Schrift enthalten ist, ohne besonders auseinandergesetzt zu sein. Die natürlichste Frage ist hier, von wem die bemerkten Eigenschaften des Liedes herrühren, ob sie im Ganzen als Folge unwillkürlicher Fortbildung (versteht sich, insoweit überhaupt die schöpferische 755
Kraft, aus der Dichtung hervorgeht, unwillkürlich zu nennen ist), wozu die wachsende, sich ändernde Gesinnung des Volks gewirkt hat, zu betrachten sind, oder ob sie aus Willkür und Absicht, die bloss Einzelnen zugehört, entstanden sind; mit anderen Worten, ob das Nibelungenlied ein Volkslied oder ein kunstgemässes, nach Plan verfertigtes sei? Wer das erstere annimmt, kann dabei immer glauben, dass, wenn durch die Schrift das Gedicht einmal gefasst worden, dann Zusätze und Veränderungen Einzelner wohl möglich sind, doch werden sie, sobald sie auf das Ganze Einfluss haben oder einen Zug der

Sage selbst angreifen wollen, leicht zu erkennen sein. Ferner kann man gern zugeben, dass das Lied einer gewissen Klasse, solchen, welche die alten Gedichte sangen und sagten (unter denen man sich natürlich keine Bänkelsänger an den Ecken denken darf, wie ein Gelehrter zu leichter Widerlegung einer von niemand gehegten Ansicht gut genug annimmt), überliefert worden. Nur muss als wesentliche Eigenthümlichkeit dabei festgestellt werden, dass ihnen durchaus die Absicht und Willkür zu einer Veränderung oder Umarbeitung fremd war. Hr. Lachmann berührt jene Frage, weist sie aber anfangs ab, ja, wenn er überhaupt jenen Unterschied anführt, will er damit nach einer besonderen Anmerkung eine seit mehreren Jahren in Schwang gekommene wunderliche Vorstellung von Volksliedern und ihrer Entstehung keineswegs theilen, über welche Hr. A. W. von Schlegel neulich klar und scharf gesprochen. Rec. stimmt gern in dieses Lob der klaren Schärfe und hat sich selbst über die zum Theil wunderlichen Vorstellungen gewundert, die durch dieses Ätzmittel wegzubeizen waren. Indessen beantwortet die Abhandlung selbst die Frage und schreibt Dichtern, Ordnern, Diaskeuasten, wie sie verschiedentlich genannt werden, die bemerkten Eigenschaften, Abänderungen usw. des Nibelungenliedes zu.

Diese Ansicht ist sehr verschieden von derjenigen, welche überhaupt nur einen einzigen Dichter des Ganzen annimmt, ja, den Vertheidigern derselben, die sogar seinen Namen schon errathen, wird durch diese Untersuchungen ein harter Stand bereitet. Was soll man sagen, wenn er bei seinen schöngeschmückten Lügen solche Widersprüche, Mängel an Umsicht, Unverständlichkeiten sich erlaubte? Die Sagen sind nach dieser Meinung bekanntlich zurecht und rückwärts gestellt, wie es der Plan verlangte; also aus Achtung vor der Überlieferung kann jenes unmöglich stehen geblieben sein.

Hrn. Lachmanns Ansicht ist es zuträglich, dass die verschiedenen Gestaltungen des Nibelungenliedes in seiner Schrift nicht besonders ins Auge genommen sind. Für die Abweichung der Wilkinasaga, zweifeln wir nicht, wird er eine scharfsinnige Erklärung in Bereitschaft haben. Nur der S. 32 geäusserte

Zweifel, es könne vielleicht auch keine neue Gestalt der Sage, 756
sondern eine Bildung der noch vorhandenen sein, ist nach unserer Meinung unstatthaft. Was das Neue in der Hohen-Emser Hs. zu Wien betrifft, so ist es möglich, dass eins und das andere von einer bloss erweiternden und näher ausführenden Hand herrührt, wenn sie aber auch in die Fabel eingeht und sich darin Dinge finden, die sich nach der Klage nothwendig in dem Gedicht befinden mussten, aber anderwärts fehlen, so sollte man doch denken dürfen, es seien dies nicht erst später eingebundene, sondern natürlich gewachsene Früchte, die in den anderen Gestaltungen nicht zum Vorschein gekommen sind oder abgefallen. Denn nicht nur findet sich in jener Hohen-Emser, was S. 60 vom Verf. bemerkt wird, dass Chriemhilde den Hagen gern ausgeschieden hätte, um an ihm allein sich zu rächen, sondern auch, was der Verf. noch nicht bemerken konnte, dass Frau Ute nach dem Kloster Lorse gegangen und Etzel einmal sich zum Christenthum bekehrt hatte, aber wieder abgefallen war (vgl. Altd. Wälder III, 10. 11). Ganz mit den Angaben der Klagen übereinstimmend.

Doch wir übergehen das und fragen, ob Hr. Lachmann für die abweichende Gestaltung, die der Verfasser der Klage vor sich hatte, einen neuen Dichter und ein neues ursprüngliches Gedicht, selbst mit einem anderen Mittelpunkt, annimmt? Er kann es bejahen und das wäre seinem System gemäss; aber diese Annahme bekommt Schwierigkeiten oder vielmehr sie wird ganz unhaltbar, wenn man nicht zugleich, wie allerdings Hr. Lachmann recht klug thut, annimmt, dass der Verfasser der Klage zugleich nebenbei unsere Gestaltung, die Nibelungennoth gekannt und daraus geschöpft. Rec. hat schon vorhin bemerkt, dass er nirgends von dieser Behauptung ist überzeugt worden, ausserdem hat er noch dagegen anzuführen, dass es ihm nach Art und Natur, die der Dichter der Klage überall zeigt, unglaublich scheint, er sollte beide so abweichende Gestaltungen nicht genannt, ihre Abweichungen, Widersprüche, ihr Verhältnis nicht angegeben (da er der verschiedenen Sagen von Etzels Tod gedenkt) haben und stillschweigend bald hier, bald dort etwas her geholt. Dass endlich dasjenige, was er nach Hrn.

Lachmanns Ansicht aus unserer Nibelungennoth gezogen, gerade in jenem anderen Gedicht gefehlt oder nur habe fehlen können, wird Rec. sich nicht leicht vorstellen. Es bleibt also, bis stärkerer Beweis geführt wird, jenes Gedicht eine andere Darstellung der Sage, in einigen Stücken sehr übereinstimmend, selbst wörtlich, in anderen abweichend. Dafür aber einen neuen Dichter und eine neue ursprüngliche Gestalt, wie Hr. Lachmann thun muss, anzunehmen ist, wie gesagt, ein schwieriger Entschluss, weil man nämlich damit einen, welchen man nun zum jüngsten machen will, des Plagiats beschuldigt. Einer anderen Ansicht ist dagegen dieses Verhältnis ganz willkommen: Übereinstimmung selbst bis in das Einzelne, Abweichung da-
757 neben in unzählbaren Stufen bis zu grossen anders angeschauten und verstandenen Theilen der Sage; darin besteht ja die nachzuweisende Eigenthümlichkeit aller Volksdichtung. Das ist die rechte Einzelheit, die für sich lebt und doch stets auf das Ganze weiset und von ihm das Leben hat: über allem Einzelnen schwebt eine unergreifbare Einheit und verbindet sie. Ist doch merkwürdig und nicht zu übersehen, dass selbst jene drei zu einem Stamme gehörigen Hss. der Nibelungen, so von einander unabhängig sind, dass keine von der anderen unmittelbar kann hergenommen sein, sondern jede ihr Eignes hat.

Wir wollen nun ohne Rücksicht auf diese Einwürfe Hrn. Lachmanns Vorstellung an sich betrachten. Er nimmt eine ursprüngliche Gestalt des Ganzen an als eine wirklich dagewesene. Die erste Frage lautet: wo und bei wem ist diese zu suchen? Eine unmittelbare Antwort findet Rec. in der Schrift nicht und muss demnach jene Frage anders stellen: von wem rühren die mannigfachen Abänderungen, überhaupt die durch die Untersuchung aufgedeckten Eigenschaften des Liedes? Wir finden überall die Auskunft: von Dichtern, Ordnern, Diaskeuasten, Kritikern. Nirgends aber wird bemerkt, also wohl geleugnet, dass sich etwas volksmässig in dem oben bemerkten Sinne ohne einwirkende Absicht anders gestaltet hätte.

Jene Eigenschaften, wie sie in dieser Schrift dargelegt worden, sind verschiedener Art und wohl zu unterscheiden. Ein Theil betrifft das Ganze, z. B. die noch sichtbaren Nähte

bei der Zusammenfügung, das Einschieben neuer Personen in die Fabel. Im Gegensatz zu der Gestaltung, die der Verfasser der Klage vor sich hatte, ist auch anzunehmen, dass die Grundansicht, die Angel, um die sich das Ganze dreht, bei unserer Nibelungennoth Zuthat des Dichters ist. Andere aber betreffen das Einzelne und sind jenen gegenüber geringfügiger Art; die Spitze wäre etwa, dass der Verf. nachweist, die Worte: „do sprach der küne Dancwart“ wären Überarbeitung. Grösstentheils gehört hierher, was von Überflüssigem, Eingeschobenem, Verworrenem usw. angemerkt ist.

Jene erstgenannten, die wir, ohne dass man weiter etwas daraus folgern soll, innere Eigenschaften nennen wollen, müssen natürlich dem Dichter des Ganzen zugeschrieben werden: von ihm also kommt jene ursprüngliche Gestalt der Nibelungennoth, die wir in der auf uns gelangten so ziemlich vor uns haben sollen, denn jene war nach des Verf. Worten (S. 5) „eine der jetzigen sehr ähnliche“. Sie ist etwa noch durch die Hände eines oder zweier Ordner gegangen. Die äusseren Abänderungen dagegen müssen grösstentheils schon ihrer Natur nach, z. B. das Unverständliche, Nachklänge halb verlorener Gesänge, Widersprüche in den verschiedenen Abenteuern von den Dichtern, Ordnern der einzelnen Lieder herrühren. Ihrer 758
werden mehrere für ein Lied gar wohl angenommen; eins und das andere ist schon durch ein Paar, ja drei bis vier Hände gegangen (vgl. S. 66), eh' es zu dem Dichter des Ganzen gelangte. Einen ersten Dichter der einzelnen Lieder, also auch eine ursprüngliche Gestalt derselben, von welcher dann die ursprüngliche Gestalt des Ganzen abhängen musste, nimmt der Verf. nun noch an (vgl. S. 14. 19).

Hierbei wäre Folgendes zu erinnern. Die Einheit des Nibelungenliedes als Folge der Einheit eines Geistes, der es geschaffen, leugnet der Verf. nicht (vgl. Anmerkung 1). Glaubt er auch, dass eine gewisse epische Weise verbreitet war, da wir das grosse Heldenbuch (nach dem Bruchstück einer Pergamenthandschrift), den Alphart in einer so sehr ähnlichen Art gedichtet besitzen, die nicht wohl sämmtlich von einem Meister herrühren können, so ist damit noch nicht die Frage beant-

wortet: wie hat der Dichter des Ganzen die Einzelnheiten der verschiedenen Dichter und weitere Überarbeitungen in einen so gleichmässigen Guss gebracht? Wir müssen ihm nun auch in der Form grosse Freiheiten zugestehen, dem Stoff nach verstehen sie sich von selbst, da ihm jene bedeutende Einwirkung auf das Gedicht durch Einrücken ganzer Personen, wie vielleicht Rüdigers, anheimfällt; dem Dankwart gelingt es nicht recht, sich in die Fabel einzufügen (Note 38): in dem Abschnitt von Siegfrieds Jugend und Fahrt rührt auch vieles von ihm (S. 72). Sogar eigene Erfindungen des Dichters denkt sich der Verf. auch, wie wir daraus abnehmen, dass er sie beim Traume der Chriemhilde aus anderen Ursachen ableugnet. Von diesem Traum heisst es (S. 70), er sei so zart gehalten in jeder Zeile, dass er nur von diesem Dichter des Ganzen herrühren könne, wenn er auch aus einem älteren Liede hergenommen sei. Dieses „wenn" ist aber hernach Anmerkung 71 der einzige Grund, warum dieses Lied so schön ist, denn ein anderes, von ihm, wie Hr. Lachmann vorstellt, eingerücktes, worin Günther und die übrigen Siegfrieds Tod schwören, ist mangelhaft, und zwar deshalb, weil es nicht nach der Sage, sondern aus eigenen Mitteln hinzugedichtet ist. (Also das Frischlebendige hätte doch nur in der Sage seinen Ursprung, und dieser Dichter, den Hr. Lachmann, nach dem, was er ihn thun lässt, einen herrlichen nennen sollte, wird matt, wo er selbst reden muss.) Wir lassen das ruhen, aber wenn diesem Dichter so viel Freiheit für Stoff und Form muss zugeschrieben werden, wie wird es begreiflich, dass er das Verworrene, die Nähte der Zusammenfügungen, ja den Widerspruch, von dem doch Hr. Lachmann einige starker Art, z. B. die Klage Hagens über Dankwarts Tod, während dieser noch lebt, annimmt, nicht bemerkt, sondern aus den einzelnen Liedern aufgenommen, gleichsam gebilligt
739 hat? Dem flüchtigsten Übersetzer wird man heut zu Tag dergleichen nicht zu gut halten; auf der anderen Seite ist jener Dichter so geschickt, dass man bei unzweifelhaften Zusätzen, wie die Stadt Wien ist, die Einfügung nicht erkennen kann. Auch Achtung oder Rücksicht für die Überlieferung kann ihm Hr. Lachmann nicht beilegen, eben der Freiheit wegen, die er

ihm gegeben. Dagegen aber, warum sollte ein anderer, der nicht nach unseres Verf. Hypothese die Erscheinungen des Nibelungenliedes sich erklärt, nicht darin eine Achtung vor der Überlieferung erkennen, dass selbst die St. Galler und die Hohen-Emser zu Wien nichts anzutasten wagten und alle wiederum jene seltsamen Dinge beibehielten? Ja, ganz Bewegliches, wie Ziffern sind, ändern sie nicht einmal, z. B. die achtzig oder sechszig Recken Hagens und Dankwarts. Selbst nicht die immer etwas unglaubliche Zählung (die Hr. Lachmann nicht anmerkt), wornach Chriemhilde im geringsten Fall schon 48 Jahre alt ist, sehr leicht 54 zur Zeit, wo sie dem Etzel ein Kind gebiert; je nachdem wir nämlich 18 oder 24 Jahre bei ihrer Verheirathung mit Siegfried voraussetzen, denn die übrigen Angaben hat das Lied: 10 Jahre lebt sie mit Siegfried (V. 2874 [659, 2]), 13 Jahre nach seinem Tod (V. 4582 [1082, 2], die Hohen-E. Hs. hat 12 J.) als Wittwe, 7 Jahre mit Etzel, bis sie einen Sohn zur Welt bringt (V. 5564 [1327, 2]). Ihre Rache fällt noch 6 Jahre später, also in das 54ste oder 60ste. — Auf einen späteren Ordner kann Hr. Lachmann die Schuld auch nicht wälzen: wozu zwecklose und unsinnige Verderbnis? Überdiess sind ja jene Erscheinungen als natürliche, aus der Lage der Dinge hervorgehende eben zugleich Zeugnisse von der früheren Bildung des Ganzen in besonderen Abschnitten.

Es bleibt noch etwas über die Dichter, Ordner der einzelnen, unabhängigen Lieder zu sagen. Ihnen müssen die äusseren Veränderungen zugeschrieben werden. Auch hier glaubt Hr. Lachmann, wie schon bemerkt, an einen ersten Dichter, von dem die ursprüngliche Gestalt herrühren musste. Dass dieser aus der lebendigen Sage geschöpft, nimmt er allerdings an, aber über das Verhältnis seiner Arbeit zu jener Quelle, worauf so viel ankommt, finden wir nichts gesagt, und es ist nicht klar, wie es von ihm gedacht wird. War die Sage roh, ohne Form, ohne Spur der schönen Ausfüllung, die wir jetzt bewundern, war sie prosaisch in der Art, die wir noch heute bei Volkssagen finden? Dann müsste man von Rechtswegen von einem ursprünglichen Dichter reden, wurden aber jene Fragen ver-

meint, so hieng es von dem Verhältnis ab, das man zu jener schon vorhandenen Dichtung für die neue behauptet, ob er ein blosser Aufzeichner oder auch ein noch immer selbst schöpferischer Dichter zu nennen wäre. Wenn wir bemerken, dass der Verf. von einem solchen Diaskeuasten den Versuch herrühren lässt, Folker den Spielmann einzuführen, so können wir sehen, wohin er sich neigt und dass er an keinen Aufzeichner und Bewahrer der Sage denkt. Übrigens, nimmt man hier selbstschaffende Dichter an, so sind wir überzeugt, dass es nur ein Paar solcher Hände bedurfte, um ein ganz anderes, von jenen Volkssagen völlig nach Inhalt und Form verschiedenes Gedicht zu haben.

Für welchen Fall sich aber der Verf. entscheiden wird, so kann doch immer gefragt werden: wie erklären sich die nach ihm von den auf einander folgenden Diaskeuasten herrührenden Eigenschaften der Lieder, da sie grösstentheils wie Verschlechterungen aussehen; es erscheint darin ein allmähliches Herabsinken von ursprünglicher Reinheit, nur eins und das andere wäre ein lobenswürdiger Zusatz gewesen, etwa Hagens Probe an dem Capellan, wenn er ihnen vom Verf. zugeschrieben wird. Das durch unvollständige Überlieferung (mündliche oder schriftliche?), deren auch (S. 59) bei Gelegenheit gedacht wird, eins und das andere sich einschleichen konnte, mag man zugeben, aber dann wäre der Dichter des Ganzen immer zu tadeln gewesen, dass er nicht nach vollständigerer getrachtet; aber von dem Eingeschobenen, Ausmalenden, Unnöthigen darf das doch nicht angenommen werden. Je freier die Diaskeuasten und ohne Rücksicht auf das Überlieferte gedacht werden, desto mehr ist sich über das Verwirrte, Unverständliche, die blossen Nachklänge zu verwundern. Wie aber, wenn sich in den Dingen, die nicht aus dem Ursprünglichen sollen geschöpft sein, Spuren von einem grösseren Zusammenhang, der auch dieses umfasste, aufthäten oder eine mythische Bedeutung darin sich zeigte, die den Vorwurf einer gewöhnlichen Zuthat wegnähme?

Wir sind ausführlich gewesen, weil es gewiss wichtig ist, zu erforschen, wie das Epos bei den Völkern sich gebildet, aus welchen Händen es hervorgegangen, welche es in dem Lauf

der Jahrhunderte gehalten und getragen und wessen Geist in ihm lebt. Überall aber begegnet uns dasselbe: ein mächtiges Ganzes, niemals vollständig ausgesprochen, neben dem Herrlichsten einzelnes Lückenhaftes, Unverständliches, Widersprechendes, es scheint sich nur hier mehr, dort weniger herausgearbeitet zu haben, um einem Vollkommenen, aber Unsichtbaren, niemals Wirklichen immer näher entgegenzudringen. Fehler hangen mit der Vortrefflichkeit zusammen, es ist jedesmal ein Widerschein darin von den Eigenthümlichkeiten der Zeit, und die verschiedenen Gestaltungen können nicht gegen einander abgewogen oder zusammengeschmolzen werden, damit man ein einziges Vollkommenes erhalte. Dasselbe zeigt sich schon in unserem Hildebrandslied, in den eddischen Gesängen, wie in den noch heute lebenden Volkssagen und Hausmärchen.*)

[anonym.]

WUNDERGESCHICHTEN UND LEGENDEN DER DEUTSCHEN. 1206

Erstes Bändchen. Quedlinburg 1816. 175 S. Zweites Bändchen, das. 176 S. 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1817. Erstes Halbjahr. No. 151. am 11. Juni 1817. S. 1206—1207.

Der Verfasser theilt ein Paar wahrscheinlich aus mündlicher Überlieferung aufgefasste Sagen mit, an sich löblich, aber in einer Bearbeitung, die wir, wenn sie auch besser als hier gerathen wäre, nicht loben könnten. Knecht Ruprecht, womit der zweite Band anfängt, ist eine artige Geschichte von dem neckenden boshaften Geist, der daneben wie Rübezahl einen gutmüthigen Zug hat. Eine Erzählung von eben diesem, wie er einer jungen Wittwe, die durch die schlesisch-böhmischen Gebirge fährt, in einem Zauberschloss eine eigentliche Vorge-

*) [Vgl. hierzu den von Zacher herausgegebenen Briefwechsel über das Nibelungenlied von C. Lachmann und Wilhelm Grimm und den Brief an Jacob Grimm in der Zeitschrift für Deutsche Philologie II, 1870. S. 193—215. 343—365. 515—528.]

schichte von dem erleben lässt, was ihr hernach in Carlsbad in der Wirklichkeit begegnet, ist gut, und beide Stücke sind bei weitem am besten, d. h. am einfachsten und natürlichsten vorgetragen, so dass sie einem anderen Verf. zuzugehören scheinen. Der Erzählung von dem Graumännlein liegt auch vielleicht Wahres zu Grund, und die Sage von den Zwergen im Schwalberg hat an sich ihren Werth, aber sie ist wirklich gar zu unerträglich dramatisch dargestellt. Die Zwerge werden, wie das in anderen Sagen vorkommt, gebeten, ihr Küchengeschirr Menschen zu leihen, die ihnen dafür als versprochenen Lohn nach dem Gebrauch darauf Leckerbissen hinstellen. Ein Schäfer nimmt diese Speise den „Bergesalten" (Volksausdruck für Zwerge?) weg und besudelt ihnen die Schüsseln, wofür sie ihn dann strafen. Den zweiten Band nannten wir zuerst, weil er der beste ist; im ersten steht das bekannte Märchen Aschenputtel voran, aber es ist dem Inhalte nach so kahl und ohne alle die vielen schönen Züge, z. B. nichts kommt von dem Baum vor, der auf der Mutter Grab steht, von den Tauben, die geflogen kommen und Hilfe leisten, nur am Schluss werden sie kurz erwähnt, dass man es ohne alles Vergnügen liest. Auch die Erzählung ist ungefähr in der unleidlichen Art, die der Bibliothekar des Romantisch-Wunderbaren*) aufgebracht hat, und wobei stark mit Rauschgold besetzt wird. Z. B. gleich S. 16: „die Haut der Dirne glänzte wie Lilien in der Morgenröthe, ihr Busen schwoll wie Knospen am Frühlingsgesträuche, die Arme blühten, wie Ranken voll Frucht und Leben, und die zarten Füsse waren so zierlich, als hätte der Grossultan sie aus China verschrieben". Und S. 21: „als aber auch Drell und Wolle die blendende Schönheit des lieben Mägdleins nicht mehr bergen konnten und die
120 liebe Sonne ihnen die frische Blüthe der Jugend in der holden Magd einst beim Frühstück in der Laube von Geisblatt und Jasmin in ihrem lieblichsten Glanze zeigte: da liess sie Satan den duftenden Brautkranz in dem köstlichsten Haarschmucke der jungen Nymphe erblicken

*) [Vulpius.]

und entzündete ihren Verdruss zur wilden Flamme des Zorns und der Grausamkeit.“ Wahrscheinlich hat der Verf. zur Zeit der romantischen Dichtungen der Vorzeit starke Lieferungen in Ritterromanen übernommen und versucht sich jetzt in Sagen und Märchen. — Die drei Johanniter gründen sich wohl auf eine noch gangbare Volkssage. Drei Geister haben keine Ruhe, weil unter dem Haupte des einen das Archiv der Grafen von Mansfeld liegt, das durch ihre Erscheinung endlich an den Tag kommt. Merkwürdig ist der Eingang von den beiden Seen, die, durch einen schmalen Strich Landes getrennt, feindselig gegen einander erscheinen; der eine hat süsses, der andere salziges Wasser, sie strömen immer entgegengesetzt und berühren sich niemals. Wer denkt nicht an die Sage von jenen Flammen, die sich von einander abwendeten, weil, was das Feuer verzehrte, im Leben sich gehasst hatte? Im Rosstrapp, so wie in der Fortsetzung Ilsenburg ist die bekannte Sage stark überarbeitet, mit allerlei Zuthaten versetzt und, wie jemand, der die treuen Überlieferungen in der Sammlung deutscher Sagen von den Brüdern Grimm damit vergleichen will, leicht erfahren kann, sehr verschlechtert.

Hätte der Verf. auf ein Paar Bogen die Sagen, wie er sie gehört hatte, ohne etwas auszulassen, aber auch ohne die Zuthat von falschem Gewürz gerad und schlicht erzählt, so wären wir ihm für den wenn auch kleinen Beitrag dankbar gewesen. Denn der Werth dieser Überlieferungen, worin sich bei den Deutschen so gut, wie bei anderen Völkern, Sitten, Charakter und Bildung vergangener Zeiten darstellen, wird kein Verständiger mehr ableugnen und sie so gut zu schätzen wissen, als etwa die griechischen bei Herodot oder die römischen bei Livius oder die nordischen bei Saxo Grammaticus. Haben doch auch bei uns nicht bloss Dichter, sondern auch Geschichtschreiber, die Sinn für das Lebendige haben, wie z. B. Johannes Müller sie der Betrachtung und Achtung werthgehalten, und dabei kann man leicht überhören, was eine Eintagsfliege darüber brummt oder ein litterarischer Thurmwärter etwa darüber ausruft.

[anonym.]

1369 # KOLOCZAER (KOLOZER) CODEX ALTDEUTSCHER GEDICHTE.

Herausgegeben von Johann Nep. Grafen Mailáth und Johann Paul Köffinger. Pesth, 1817 bey Konrad Adolph Hartleben. 464 S. in 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1818. Zweites Halbjahr. No. 172, am 8. Juli 1818. S. 1369—1375.

Der würdige ungrische Gelehrte, Martin Georg von Kovachich, fand im Jahre 1811 auf der Capitular-Bibliothek zu Kolocza, tief in Ungarn, eine starke Handschrift altdeutscher Gedichte, welche bis jetzo grösstentheils unbekannt oder doch ungedruckt geblieben waren. Er liess in Schlegels Museum IV, 402 — 440 unter dem sonderbar gewählten unrichtigen Titel: „Konrads von Würzburg Gesammtabentheuer“ eine umständliche Inhaltsanzeige einrücken, und seitdem haben wohl mehrere Freunde der altdeutschen Poesie die Benutzung und Vergleichung dieser Handschrift gewünscht. Wir sehen gegenwärtig, und vermuthlich auf Unkosten des zuerst genannten Herausgebers, des Grafen Mailáth, nicht die ganze Handschrift, sondern einen guten Theil, etwa ein Viertel des gesammten Inhalts rasch im Druck herausgegeben. Ein Unternehmen, das zwar wegen der guten Absicht und darauf verwandten Mühe Lob, hingegen auch den Tadel verdient, dass es sich nicht um die Vergleichung älterer und besserer oder doch aushelfender Abschriften bekümmert, sondern den Text ganz roh, bloss mit hinzugefügter Interpunktion aufgestellt hat. Nun aber befand sich zu Rom, wie man längst wusste, und befindet sich jetzt zu Heidelberg ein sehr zugänglicher und noch vollständigerer Pergament-Codex derselben Sammlung (Cod. palat. 341, s. Wilkens Verzeichnis S. 417 — 428). Ferner bewahrt die kais. Bibliothek zu Wien eine kleinere, aber ältere Sammlung, in welcher viele der in jenem grösseren befindlichen Gedichte angetroffen werden. Dies hätte freilich der Kritik des Textes mannigfaltigen Stoff dargeboten. Wenn inzwischen Rec. überlegt, wie unsicher, schwankend und fehlerhaft die bisherigen

Grundsätze, besonders der altdeutschen Grammatik beschaffen gewesen sind, und dass dazu von einem Anfänger in diesem Fache, wie Herr Köffinger zu sein scheint, keine eigentlich kritische Ausgabe, sondern eine blosse Durcheinanderwerfung verschiedener Lesarten zu erwarten gewesen sein dürfte, so steht er gern von jener Forderung ab und nimmt mit dem ge- 1370
gebenen Abdruck vorlieb. Tadelnswerth in jedem Sinne scheint ihm aber die Aufnahme solcher Stücke, die bereits und zwar besser gedruckt herausgegeben waren, wohin das Gedicht von der goldenen Schmiede S. 1 — 51 und der arme Heinrich S. 421 — 464 gehören; diese Bogen hätten füglicher mit anderen Erzählungen gefüllt werden sollen.

Die übrigen Stücke sind dem Inhalt nach nicht übel ausgewählt, und besonders gehören: die Wiener Meerfahrt und Pfaff Amis zu den besseren und lebendigeren Erzeugnissen des 13. Jahrhunderts. Von Reinhart Fuchs haben die Gebrüder Grimm längst eine Ausgabe angekündigt, welche hoffentlich die Lücke der Kolotzer Handschrift (Vorrede S. X) zu ergänzen vermag oder über die auch in der pfälzer Handschrift zum Theil anders erscheinende Auslassung Auskunft gewähren wird. Das schöne Gedicht: Crescentia S. 241 ff. ist zum Theil wörtlich nach der früheren Dichtung, welche sich in der ungedruckten Reimchronik aus der Mitte des 12. Jahrhunderts findet, behandelt. Es ist höchst anziehend zu vergleichen, worin der ältere Reimer dem späteren nicht nach-, sondern überall beinahe, die Sprödigkeit des Versbaues abgerechnet, vorsteht. Die schönsten Gedanken und den frischesten Ausdruck hat der frühere Dichter bei aller seiner Herbheit.

Wir wollen aus dieser Crescentia einige Proben heben, wie es um die Correctheit der hier gelieferten Abdrücke stehe. Sogenannte Kleinigkeiten, wie mochte st. mohte, untz st. unz, die st. diu (Nom. Sing. Fem. und Nom. Pl. Neutr.) mögen, weil sich die Fehler zu oft wiederholen, dabei übergangen werden. Zeile 5 lese man wunsches statt wunschez, — 30. swert st. schwert, — 37. streiche man die falsche Conjectur want, — 55. lese man: Lateran, — 58. romere st. romer, — 59. 60. mere, here st. mer, her, — 68. sie sprachen st.

sie sprach, — 74. sus st. sust, — 76. kuniginne st. kuniginnen, — 77. umbe-vienc st. umbe vienc, — 91. ratgebe st. Rathgebe, — 107. libes st. liebes, — 126. wort sie st. wort, — 129. benige soll so viel sein als winie (amica, uxor), der neue Dichter schrieb aber winige, dem Reim auf menige zu Gefallen, — 130. ervreischet st. er vreischet, — 141. du enwandels mir st. du wandest, — 142. statt: so bist du, diu
1371 die schande hat, wäre besser: diu den schaden hat, — 156. gefreischent st. ge frischent, 175. wundern-schire, — 189. stehet:

daz wir an unser veine
unser stunden meine
rugen usw.

man lese: daz wir an unser venie (oder venige)
unser sunden menie (menige) usw.

201. l. empor-lanc, — 210. statt des vermutheten im ist zu lesen ich, — 222. der werlde spot st. tot, — 223. zwene st. zween, — 229. nu sich st. ru sich, — 231. schonez bette-gewete st. bette, gewete, — 246. das fehlerhafte gesungen hätte gar nicht gedruckt werden dürfen, — 260. wie ist iv st. ich uch, — 262. hulde st. holde, — 269. 377. mit-alle st. mit alle, — 279. 281. l. verlurst, verholn st. ver lurst, ver holn, — 304. sahen st. sachen, — 312. ist das Komma hinter brewen (bruwen) zu löschen und 312 hinter vrowen zu setzen, — 330. iungest st. Jungest, 349. storte st. stoerte, 352. 359. iv st. ivch, — 358. Rome, — 362. willen st. wille, — 370. hahen st. hohen, — 371. diese Zeile ist getrost ganz zu tilgen, — 379. ist das Komma hinter hunt zu streichen, — 382. tiefe st. tieffe, — 390. er-beizten st. er beizten, — 392. daz st. das, — 395. kneht' st. kneht, — 404. ir vrowen st. vrowe, — mit sne-wizer hende st. sine wizer, — 419. wazzer st. wasser, — 433. kucket' ist ganz recht und heisst: erquickte, brachte wieder zum Leben: der Reim sin zu heim dagegen bedenklich, — 447. swes st. swez, — 445. durch-recken, — 456 ist das Komma hinter sie zu tilgen, — 457. unscult st. unsult, wie das Wort von sollen stammt, — 464. in st. im, — 490. daz st. ditz, — 500. herren st. herre.

Dies ist es, was Rec. in 500 ganz zufällig zu der näheren Durchsicht genommenen Zeilen anzumerken findet. Das Meiste darunter mag der Handschrift selbst zur Last fallen, die vermuthlich sehr leserlich geschrieben und von dem Herausgeber sorgfältig (was immer rühmlich anerkannt werden muss) in dem Abdruck corrigirt worden ist. Rein und richtig aber darf ein solcher Text nicht genannt werden. Da die heidelberger Handschrift selbst in kleinlichen Fehlern mit der Kolotzer übereinkommt, so möchte man fast vermuthen, dass die letztere eine Afterabschrift der ersteren sei. Um ungefähr zu erkennen zu geben, wie das Gedicht ursprünglich gelautet haben möge, wollen wir nicht nur die Zeilen 594 — 688 in einem gereinigten Texte hersetzen, sondern auch die Parallelstelle aus der Quelle des späteren Dichters, nämlich der obenerwähnten um hundert Jahre älteren, noch völlig ungedruckten Reimchronik hinzufügen. Es möchten sich in der ganzen altdeutschen Poesie wenig so merkwürdige Vergleichungen darbieten.

dú rede was dem viztuom zorn,
ein eit von im was geworn,
daz er ir mit valscher kunst
erwürbe des herren ungunst.
mit grimme gie er in den sal, 1372
da die meide sazen uberal;
do er die vrowen an sach,
disú wort er zornlichen sprach:
„o we, du unholde,
sizzestu hie mit golde
gezieret unt behangen?
ez ist dir wol ergangen.
ich wil des wesen sicher;
du soltest billicher
da ze holze varn,
danne meide hie bewarn!
ich kan nicht wizzen, umbe waz
ich mich gegen dir so vergaz,
daz ich des je geruchte
vnde zu dir besuchte
deheinen minen willen;
man solde dich mit besemen villen!“ —
„ich enruche nicht, waz ir spreht,

ir tuot mir michel vnreht.
wan ich ú minen dienst bot.
daz ir mich liezet an not;
ich en bin kein vnholde." —
der vîztuom sie wolde
mit den füzen stozen.
vf-sprungen ir genozen
vnt werten, daz ez niht geschach.
do er sich an ir niht gerach,
dannen schiet er vnvro.
michel was sin dro.
do want sie ir hende:
„nu bin ich ellende.
luzel mir daz frume was.
daz ich des wages genas.
nu muoz ich mit itwizzen sin:
daz erbarme dich, herre trehtin!" —
do rieten dú magetin
daz sie ir weinen liege sin
vnt ir herren klagete.
nimmer er irz versagete:
„er rihtet dir wol mit eren."
sie wolt sich dran niht keren:
„ich wil mime herren guot
niht betrüben sinen muot
durch dehein ungemach:
daz mir der vîztuom übel sprach
vnt swaz er hat an mir getan,
daz wil ich allez lazen stan
immer ungerochen:
ia hat er mich besprochen.
er wolt mich gerne swachen!" —
der vîztuom liez im machen
einen slüzzel zu der kamern:
des muoz min herze iamern,
daz er sie bracht in arebeit
vnt in so groze herzeleit!
der hunt, der vngetrúwe man
hoop sich zu der kamern san;
als er sie lise ufsloz,
do wart ein michel wintstoz.
in dem selben winde
sneit er ab dem kinde

1272

daz houbt mit dem swerte,
als sin boshcit gerte.
do was sunde vnt schande groz,
der vrowen leget' erz in die schoz,
sam ob sie'z selbe hete getan.
sa ze hant huop er sich dan
vor sines herren bette,
ez duht' in allez wette,
waz im von ir was geschehen.
dem herzogen begunde er iehen:
„ez wer ein teil ze spate
nach der hanen krate,
er solde balde ufstan
zu der metten gan,
ez schine der tagesterne."
„ich slief noch viel gerne;
mit der metten du mich mit!
min meisterin weiz wol die zit.
nu ervar mir, waz daz mache
daz sie nicht enwache;
ich sich wol, ez ist tag." —
er gie, da dú vrowe lag
vor allem meine bloz.
der tür tet er einen stoz
daz sie brast enzwei.
ein, wie lute er schrei:
„woluf alle die hie sint!
ja hat dú morderin daz kint
ermordet an dem arme etc.

Diese kleine Stelle, auf die wir uns des Raumes wegen beschränken müssen, lautet in der älteren Bearbeitung folgendergestalt:

mit zorne gie er in den sal,
dar sazen die megede vberal,
er sprach: „waz huotes duo daze,
vbele horn-blase!
duo soldes billecher da ze holze varn,
dan die megede hie bewarn;
duo bist ein vnholde
vnde sizzest hie behangen mit golde!"
sie sprach: „goteweiz her guot knecht,
ir tuot mir michel unreht;
wande ich in min dienest enpot

daz ir mich liezet ane not;
got weiz wol die scuolde
ob ich bin ein unholde,
oder ie deheines zouberes gephlac".
er wolde ir tuon einen slac,
stozen mit den füzen,
die megede in enliezen;
dannen schiet er unvro,
vil michel was sin dro.
do want sie ir hende,
sie sprach: „ach mich eneleude!
daz ich des wages genas,
luzzel hiefet mich daz.
nu muoz ich mit itewizzen sin.
daz irbarme dich, herre trechtin,
durch dine guote
ia sint die mine note
noch vil ungeslizzen,
er hat mir manige hoende verwizzen!" —
do rieten ir diu magetin.
daz sie ir weinen lieze sin,
vnd clagete iz ir herren.
der rihtet iz nach dinen eren:
wir megede sprechen alle darzuo;
unmere ist uns sin dro,
er sol es sere intgelden,
daz er dich ie torste geschelden".
si sprach: „ich enwil in niht truoric gesezzen,
er mac mich es wol irgezzen;
daz er mir ze leide hat getan
daz wil ich also lazen stan
immer ungerochen;
er hat mir an scuolde vil leides gesprochen.
Ein smit mit sinem hamere
der worhte zuo der kamere
einen sluzzel vil veste,
daz iz nieman ne weste,
wan der gote-leide,
der swuor im zwene eide,
daz er in daz wol hele,
daz er sich in der vrowen kemenaten verstele,
des abendes so spate

er giene zuo der vrowen kemenaten,
alse er die kamenaten vf entsloz,
do wart ein michel wintstoz;
in dem selben winde,
do sneit er dem kinde
daz houbet abe mit dem swerte,
sam ez diu vrowe ermordet hete.
er leget' ez ir an die scoze.
do tet er scaden grozen
der goteleide vizetuom
der verloz sin rehtez hertuom.
der vizetuom gie so drate
zuo sines herren kemenaten,
er sprach: „herre, ir solt ufstan
zuo der mettene gan,
ja schinet der tagesterne,
ir ne sliefet nie neheines morgenes so gerne".
der herre im antwuorte
mit susgetanen worten:
„der mettene du dich virmit,
biz iz mine meisterinne dunke zit;
ez enist noch niht ze spete,
ich wene dehein hane noh krete
hinaht bi dirre naht:
ich ne weiz, warumbe du mich irwekit hast;
nu irvar, waz daz mache,
daz min meisterinne selbe nin'erwache".
do giene er also drate
zuo der vrowen kemenaten,
uf huop er den fuoz,
er tet der ture einen stoz
daz sie al ce brast en-ein.
vil luote er ir zuo serei:
„uf, uf, alle die hie sin!
ia hat diu valendin
daz kint ermordet an dem arme etc.

Kennern der altdeutschen Litteratur braucht es nicht erörtert zu werden, dass die Redensarten der zuletzt mitgetheilten Recension der altepischen Sprache merklich näher liegen. — Wir ermuntern schliesslich die Herausgeber dieser Sammlung, in ihrem Eifer nicht zu erkalten, sondern namentlich in den übrigen

Bibliotheken, Klöstern und Archiven Ungerns, Siebenbürgens und Croatiens zu forschen, ob nicht in ihnen andere und vielleicht wichtigere Denkmäler der deutschen Sprache aus älteren Jahrhunderten noch verborgen liegen.

[anonym.]

1375

REINECKE FUCHS.

Ein Volksbuch. Aus den plattdeutschen Reimen in hochdeutsche Prose aufs neue getreu übergetragen. Mit vielen Kupfern. Tübingen, bey C. F. Osiander. 1817. 209 S. in Quartav.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1818. Zweites Halbjahr. No. 172, am 8. Juli 1818. S. 1375—1376.

Die Kupferstiche, um derentwillen die vorliegende Bearbeitung des berühmten Gedichtes unternommen worden sein mag, sind im Ganzen nicht missrathen und besser in das Wesen der Thierfabel eingedrungen, als die Bilder der Gottschedischen Ausgabe. Es kommt nämlich nicht darauf an, den Löwen, Bären, Fuchs etc. naturgeschichtlich treu vorzustellen, sondern wie diese Geschöpfe von der Fabel mit der menschlichen Rede begabt worden sind, so soll auch der Künstler ihre Gestalt, Haltung und Gesichtszüge aus dem bloss Thierischen herausarbeiten und ihnen den feineren Ausdruck des Menschen zu leihen wissen. Auf solcher Verschmelzung und Idealisirung thierischer Formen beruht allein das Ergötzliche von dergleichen Bildern, ja die Natur der Fabeln insgemein. Wir finden daher die Holzschnitte der älteren Ausgaben des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts doch noch mehr im Geiste des Gedichts, einige darunter sind vortrefflich zu nennen, und nach ihnen sollten neuere Künstler studiren, wenn sie die Sache noch weiter zu bringen gedächten. Auf den gegenwärtigen Zeichnungen sind uns viele Thiere zu natürlich und zu kalt dargestellt, namentlich scheint der Löwe, die Löwin, der Bär, Affe und, was noch mehr zu bedauern, der Hahn nirgends gelungen und der Thierfabel gemäss. Lob hingegen verdient, dass die Hauptgestalt, Reineke selbst, auf allen Bildern am besten getroffen worden ist, besonders haben uns seine Stellungen S. 149. 117 und 49 gefallen. Das Pferd mit dem Füllen S. 117 durfte

auch wie in der Fabel selbst natürlich genommen werden. Wo aber der Künstler die Hofversammlung darstellen will (S. 1. 10. 58), zeigt sich das Mangelhafte seiner Manier am deut- 1376
lichsten; es fehlt an aller lebendigen Composition und Vertheilung.

Die Bearbeitung des Textes ist ganz lesbar, wiewohl sie weit hinter der Gefügigkeit und feinen Wendung des plattdeutschen Verses zurücksteht. Besonderen Fleiss hat der Verf. der Übersetzung nicht darauf verwendet, noch weniger ein gründliches Studium des Originals verrathen. Dies beweist schon die ungleiche Behandlung der Eigennamen. Denn wenn z. B. das niederdeutsche Brune, Plückebüdel, Krassefoet in Braun, Pflückebeutel (plücken ist lieber das hochdeutsche rupfen, zausen), Kratzfuss verändert wird, so hätte auch die Krähe nicht Scharfenebbe, sondern Scharfschnabel, die Ente nicht Alheit, sondern Adelheit benannt werden sollen. (Man kann aus Schützes Idiotikon sehen, dass Alheit oder Alke im Niederdeutschen eine dumme Gans oder Ente bezeichnet.) Dieselbe Bemerkung trifft die Übersetzung oder Beibehaltung der Bauernamen, z. B. Kückelrei S. 23 ist ganz plattdeutsch, im Hochdeutschen: Gaukelrey, Gückelrey; so gebraucht der alte Dichter Walther von der Vogelweide (Manessische Sammlung Th. 1, S. 105 [82, 21]) Guggaldei und Meister Frauenlob (das. 2, S. 218) Guggelgiege von dummen, bäurischen Leuten. Einigemal sind dem neuen Bearbeiter nicht so wohl Schwierigkeiten, sondern andere Bedenklichkeiten bei seiner Übersetzung in den Weg getreten, z. B. S. 38, und er hat dann lieber sein Original ganz bei Seite gesetzt. Der feinen Welt mag freilich mancherlei unanständig scheinen, was man im fünfzehnten Jahrhundert und noch heutiges Tags bei unverdorbenen Landleuten naiv herausgesagt. Diese Unschuld selbst in Indecenzen hat unsere gebildete Zeit längst eingebüsst, darum kann sie auch die Lust der Thierfabel eigentlich nicht mehr vertragen, und der alte Schalk von Dichter, wenn ihm angemuthet worden wäre, sein Werk so einzurichten, dass es unseren Damen auf den Putztisch gelegt werden könnte, hätte sicher die Hand davon abgelassen.

[anonym.]

1502

SCHOTTISCHE LIEDER UND BALLADEN VON WALTER SCOTT.

Uebersetzt von Henriette Schubart. Leipzig und Altenburg bey Brockhaus. 1817. LII und 259 S. 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1818. Zweites Halbjahr, No. 188, am 27. Juli 1818. S. 1502—1504.

Wir müssen uns bei der Anzeige dieses Buchs kurz fassen, da wir es weder viel loben können noch besonders tadeln mögen. Nach dem Titel sollte man meinen, als sei Walter Scott, der beliebte Dichter des heutigen Englands, Verfasser dieser Lieder; so gern wir sein Talent achten, würde ihm doch damit zu viel Ehre geschehen. Er ist blosser Sammler und Herausgeber, hat sich aber im Stil der Volkspoesie genug geübt und wo nicht ganze Arien, mitunter doch einzelne Töne und Wendungen in die Unschuld dieser herrlichen Gesänge eingelegt. Des Echten bleibt freilich genug, und es lässt sich Gottlob auch nicht machen. Noch viel weniger lässt es sich übersetzen. Rec. hat es gleichwohl über sich genommen und einige dieser Verdeutschungen mit den Originalen verglichen, da findet sich
1503 denn nun alles, was sich aus der verwandten schottischen Sprache gleichsam von selber auch im Deutschen ausdrückt und reimt, ganz gut übergetragen, z. B.

the youngest stude upon a stane.
the eldest came and pushed her in

S. 24. Die jüngste stand auf einem Stein.
Die älteste kam und stiess sie hinein:

allein wo man sich nicht so helfen kann, da gerathen sogleich vornehme und steife Wörter unter diese rührenden, einfachen Volksweisen, als wenn eine geputzte Dame sich unter natürliche Landmädchen mengen wollte. Z. B. im Lied heisst es:

but how can I gang maiden like,
when maiden I am nane,
have I not born seven sons to thee,
and am with child again?

und in der Übersetzung S. 116:

Doch wie kann ich gehn Mädchen gleich,
Da ich kein Mädchen frey?
Gebahr ich dir nicht sieben Söhn'
und trag ein Pfand aufs neu?

Da ist schon in der zweiten Zeile das „Mädchen frey" viel schlechter, aber in der vierten das: ein Pfand tragen statt: wieder mit einem Kinde gehn unerträglich. Wenn in dem herrlichen Lied von den zwei Schwestern steht:

he made a harp of her breast-bone
whose sounds would melt a heart of stone,
the strings he framed of her yellow hair,
whose notes made sad the listening ear

und in der Übersetzung S. 137:

er macht eine Harf aus ihrem Brustbein,
deren Ton konnt' schmelzen ein Herz von Stein,
die Saiten aus ihrem gelben Haar er erkohr,
deren Klang macht traurig das lauschende Ohr.

so ist das vornehme „er erkohr" unserem Gefühl höchst widrig, überdem der nicht bloss einfache, sondern bedeutende Satz, dass in der Volkspoesie das zweite Mal Gedanken und Wörter wie das erste Mal folgen müssen, ganz aufgehoben; das yellow hair musste eben so wie das breast-bone die Zeile schliessen und den Reim haben.

Da eine jede Übersetzung von Volksliedern misslingen muss, so wollen wir nicht mit der Verfasserin, die vermuthlich die Schönheit der Originale hinreichend empfindet, über einzelne Ausdrücke rechten, die sie der Sprache nach verfehlt hat (z. B. wenn sie the bonny milldams durch: den muntern Mühldamm wiedergibt), noch ihre getroffene Auswahl tadeln (denn es sind drei Viertel der Lieder unübersetzt geblieben) noch ihr vorhalten, dass ausser Scotts Minstrel andere Sammlungen, namentlich die von Jamieson zu berücksichtigen gewesen. In dieser steht das gedachte Lied von der bösen Schwester mit merkwürdigen Abweichungen S. 48 — 58 unter dem Titel the twa sisters. Rec. will bei dieser Gelegenheit einer trefflichen Sammlung schwedischer Volkslieder Erwähnung thun (Swenska Folkwisor utgifne af Geyer och Afzelius. Stokholm 1814), worin man S. 87 — 91 dieselbe Sage von der aus dem Brust- 1504

bein der Ersäuften gebauten wunderbaren Harfe, deren Stränge aus dem goldgelben Haar und deren Schrauben aus den Fingern der Unglücklichen bestanden, eigentlich noch ergreifender, wie im schottischen Lied, in zwei abweichenden Recensionen, einer westgothländischen und einer faröischen, lesen kann. Die Harfe wird in den Hochzeitssaal getragen, auf den ersten Schlag sitzt die Braut (die neidische Schwester) im Brautstuhl und lacht, auf den zweiten Schlag werden ihr die Kleider abgenommen (d. h. sie soll zu Bett), auf den dritten Schlag liegt sie todt im Brautbett. An solchen Beispielen kann man sehen, wie die Sagen und Lieder bei allen verwandten Stämmen des germanischen Volks umhergehen, aber nicht auf dem vermittelnden Wege von Übersetzung und Erborgung, sondern auf dem viel wunderbareren, wonach Gott jedem Land sein Theil als etwas Ursprüngliches und lebendig in seine Besonderheit Verwachsenes beschieden hat.

[anonym.]

1857 EINLEITUNG IN DAS NIBELUNGENLIED;

zum Schul- und Selbstgebrauch bearbeitet von D. F. J. Mone. Heidelberg, in Aug. Oswalds Univers. Buchhandlung. 1818. 89 S. in 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1818. Zweites Halbjahr. No. 233, am 17. September 1818. S. 1857—1864.

Drei Abschnitte dieser Schrift (§ 1 — 53) nehmen eine mit Kenntnis und sichtbarer Neigung zur Sache abgefasste Zusammenstellung der bis dahin gelieferten Arbeiten und verschiedenen Ansichten über das Nibelungenlied ein. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge wird sie vielen nützlich und solchen, die davon schon unterrichtet sind angenehm und brauchbar sein, zumal da es nicht an eingemischten eigenen kritischen Bemerkungen fehlt. Hat das Studium erst tiefer Wurzel geschlagen, so kann man eine solche Ausführlichkeit wohl aufgeben; vielleicht wäre schon jetzt einer und der andere ohne Nachtheil übergangen, dem es mehr um eine gelegentliche Äusserung, als eine gründliche Erforschung zu thun war. Zu

den Litterarnotizen § 2 bemerkt Rec., dass es keine Pariser Handschrift des Nibelungenliedes gibt und nur durch ein Missverständnis, wie er von Hrn. Prof. Göttling selbst erfahren, davon die Rede gewesen. Eine Nachricht von der Hundeshagischen Handschrift, wornach sie vom Jahre 1426 sein soll, wiederholt Rec. auch hier, damit sie bestätigt oder berichtigt werden kann. § 8 wird die Sprache des Nibelungenliedes die altschwäbische genannt; dabei wäre nicht zu vergessen, dass dies von den Hauptbandschriften zwar gilt, sonst aber die Sprache sich nach der Gegend des Schreibers richtet oder auch desjenigen, aus dessen Munde die Dichtung aufgefasst wurde. Wenigstens in den beiden Bruchstücken von Görres finden sich unleugbar niederrheinische Formen (Altd. Wälder III, 251). Es ist nöthig, in solchen Behauptungen vorsichtig zu sein, weil man sonst die Entstehung oder Erhaltung des Liedes gewissen Gegenden zuzueignen geneigt werden könnte; wir halten es aber noch mit der Vilkinasage, welche nicht nur deutlich (auch) Norddeutschland bezeichnet als den Ort, wo die Lieder seien vernommen worden, sondern bis zum griechischen (mittelländischen) Meer die Verbreitung der Sage behauptet. Wer möchte also wohl sagen, dass in niedersächsischer Sprache das Lied nie sei gehört worden? — § 21 wird Nobling- 1858
hort bei Hermann von Sachsenheim nach Göttling von den Nobeln (Goldstücken) hergeleitet; Rec. hält das für ungegründet, schon darum, weil es sonst Nobelnhort heissen müsste; es sind gewiss die Nibelungen gemeint. — Bei der Frage nach dem Dichter des Liedes werden die Meinungen in zwei Parteien getheilt, je nachdem ein oder mehrere Dichter vorausgesetzt sind. Lachmann gehört eigentlich zu beiden, denn er nimmt einen einzigen Dichter und auch viele Ordner, Diaskeuasten an; schätzbar bleiben seine Untersuchungen an sich, doch glaubt Rec., dass jene Annahme in grosse Schwierigkeiten verwickele, aus denen er sich wenigstens nicht herauszuhelfen wüsste, und verweist deshalb auf die Leipz. Litt.-Zeit. (1817, No. 94. 95. [S. 745–760 = oben S. 176–195]), wo er sich ausführlich darüber erkläret hat. — § 26 heisst es, dass nichts darauf ankomme, ob man die Nibelungen als Volkslied betrachte oder nicht, da

man am Ende doch zugestehen müsse, dass jedes alte Heldengedicht eine geschichtliche Umwandlung des alten Glaubens sei. Es ist wahrscheinlich, dass, wer das letztere zugibt, auch das erstere nicht geradezu verneinen wird, allein, dass man jene Behauptungen so ohne Widerspruch durchsetzen könne, dünkt uns sehr zweifelhaft. Z. B. Hr. von Schlegel muss bei seiner Ansicht, wornach das Gedicht aus allerlei Sagen, fränkischen, burgundischen etc. nach vorsetzlichem Plane zusammengearbeitet und mit holden Lügen ausgeschmückt ist, eben so stark sich dagegen äussern, als über die Zusammenstellung des Atlas mit Attila, deren doch hier in Ehren gedacht wird. — Wenn § 34 drei Perioden für die Bildung des Nibelungenliedes festgesetzt werden, so ist dabei nicht zu vergessen, dass dies mehr aus allgemeinen abgezogenen Grundsätzen geschieht, als dass deutlich redende Zeugnisse dazu auffordern. Stellt man sich das Nibelungenlied vor in einer stets lebendigen Bewegung und darum auch Fortbildung, glaubt man ferner, dass, sobald es poetischen Leib und Dasein erhalten, es schon in Mannigfaltigkeit sich äusserte und den Keim der verschiedenen Bildungen in sich trug, so wird man eine solche Annahme erst ohne Gefahr für die Wahrheit sich erlauben dürfen. Es ist nicht mehr als eine Handhabe, um die Veränderungen zusammenzufassen, wie man etwa das Menschenalter zu 30 Jahren annimmt, während es meist darüber oder darunter endigt. Einen
1859 Zweifel gegen die erste Periode werden wir hernach vorbringen.

Bei der geschichtlichen Erklärung, nachdem besonders auch das neben der aufgefundenen Übereinstimmung zwischen Sage und Geschichte Hervorspringende, Abweichende und Widersprechende aufmerksam gemacht ist, tritt die Meinung des Verfassers (§ 52) bestimmt hervor. Nämlich: **es liegt dem Nibelungenlied keine Geschichte zu Grunde**, vielmehr beruht es auf der alten deutschen Glaubenssage und ist seinem Ursprunge nach ein heidnisch-religiöses Werk. Als mit dem Untergang der alten Götter die Sage ihren eigentlichen Inhalt verlor, wurde ihm aus innerem Bedürfnis jener geschichtliche Anschein gegeben, und die Thaten aus der Zeit der Völkerwanderung machten jetzt den Hintergrund der alten Sage aus.

Dieser Meinung ist Rec. im Ganzen zugethan und hat sie schon verschiedentlich, zuletzt noch im Gegensatz zu der von Hrn. von Schlegel aufgestellten Hypothese vertheidigt. Es springt ja bei unbefangener Betrachtung so vielfach in die Augen, dass die geschichtlichen Helden nicht die Urheber und Vorbilder der in der Dichtung lebenden sein können; z. B. an dem nordischen Atli, der mit dem historischen Attila weiter keine Gemeinschaft hat. Indes hat Rec. Folgendes näher zu bestimmen, was manche Verschiedenheit in der Anwendung und in den Folgerungen herbeiführt. Wenn man nämlich sagt, die alten Götter nahmen die Gestalt geschichtlicher Helden an, weil sie in ihrer ursprünglichen zusammensinken mussten, so darf man nicht vergessen, dass man damit nur das Vorherrschende bezeichnet, den Gang der Entwickelung in einem Resultat scharf ausspricht. Rec. glaubt, dass, sobald jene Uranschauungen Ahndungen über göttliche Dinge irdisch und leiblich in einer Mythologie sich gestalteten, auch das historische Element wenigstens schon vorhanden war und ausgedrückt werden musste. Die Helden und Menschen sind alsbald zur Versammlung der Götter gezogen, oder wenn man will: die Götter neigten sich zu den Menschen herab und traten unter sie; ja, der Lichtstrahl ist durch die ganze Natur ausgetheilt worden. Im Fortgang, bei weiterer Entfernung von dem Ursprünglichen und dem Übergewicht, das die mannigfach hervorbrechenden schönen und furchtbaren Kräfte des Menschen erhalten, wird die Bedeutung (bis zur reinen Wiederkehr) zurückgedrängt, und das bloss Sinnlich-Menschliche, das epische Element gewinnt die Oberhand. Bei dieser Ansicht zeigt sich gleich eine Verschiedenheit in den Folgerungen. Der Verf. nimmt an, dass durch das eindringende Christenthum die alte Nibelungensage in ihrer eigentlichen Bedeutung erloschen sei (vgl. § 34) und: „die christlich gewordene im Verlauf der Zeiten mit ähnlichen geschichtlichen Namen die leeren Göttersagen ausfüllte, um so mehr, wenn diese geschichtlichen Namen auf Attila, die Hunnen etc. Bezug hatten“. Dagegen glaubt Rec., dass vor dem Einbruche des Christenthums oder ohne Einfluss desselben die 1860
Sage bereits einen geschichtlichen Charakter gehabt. Beweis

sind allein schon die Lieder der alten Edda, die in unseren Kreis fallen, wo er ganz entschieden vorwaltet, obgleich diese noch keinen Einfluss des Christenthums erfahren, im Gegentheil sichtbar unter der Herrschaft der heidnischen Götter stehen. Deutlich spricht auch ein Zeugnis bei Jornandes von Ermanrich und seinem Untergang durch Saurle und Hamder, welches Rec. in den Altd. Wäldern I, 223—227 angeführt hat. Wir sehen hier ein Stück aus der Mythe schon in der Mitte des 6. Jahrhunderts völlig als eine historische Begebenheit behandelt.

Auch scheint dem Rec. die Weise, in welcher sich der Verf. den Eintritt der geschichtlichen Namen und Thatsachen in die früheren vorstellt, zu äusserlich und roh. Gewiss ist er „aus dem inneren Bedürfnis menschlicher Natur“ erfolgt, nicht aber, „um dem Liede geschichtlichen Anschein und Glauben zu geben“, sondern ohne alle Absicht, darum, weil theils eine gewisse innere Verwandtschaft der Geschichte mit der Sage, welche Verwandtschaft man immerhin aus dem ewig zu sich zurückkehrenden menschlichen Geiste erklären kann, dazu nöthigte, theils aber, weil man einen Einfluss der Sage auf das Leben selbst nicht ableugnen darf, wie er z. B. bei jener von von Tell dem Schützen sichtbar ist.

Der letzte dem Verf. ganz eigenthümliche Abschnitt ist nun der Ausführung jener Behauptung bestimmt und enthält nach seiner Überschrift eine mythologische Erklärung der Sage. Er stellt gleich voran: eine heilige Urkunde ist für uns das Nibelungenlied. Eine Wahrheit liegt gewiss darin, wenn man nur glaubt, dass das Lied aus dem ursprünglichen Geiste des deutschen Volks hervorgegangen, denn es gewährt alsdann ein Abbild desselben und ist mit Recht hochzuhalten. Glaubt man aber auch, wie Rec., dass schon früh, und so weit irgend Zeugnisse reichen, das Lied von dem geschichtlichen Charakter durchdrungen war, so würde es zuträglicher und gewinnreicher sein, die Behauptung so zu stellen: der Fabelkreis der Nibelungen hat mit der Götterlehre der Deutschen in Zusammenhang und Verbindung gestanden. Diese Verbindung hat ein Beispiel in jener der nordischen Wolsungensaga mit der Asalehre. Ob und inwiefern in unserem Falle ein solches

Herabsinken von dem Rein-Göttlichen in das Menschlich-Umhüllte später aus blossem Bedürfnis poetisch-sinnlicher Anschauung stattgefunden, oder ob es gleich als ein solches vermittelndes, nur halb sichtbares Abbild ein nothwendiges Glied in dem Kreise gewesen? Diese Frage kann so lange ruhen, bis sie einmal mit Nutzen zu beantworten neue, doch kaum zu hoffende Hilfsmittel möglich machen; jetzt würde man sich mit allgemeinen Schlüssen nach der Analogie zu begnügen haben. Die Aufgabe ist fürs erste wohl nur diese: die im Ganzen sowohl, als in den Einzelnen ruhende Idee aufzuhellen und die Spur der ihnen ohne Zweifel innewohnenden Göttlich- 1861
keit so hoch als möglich zu verfolgen. Dabei ist es unumgänglich nöthig, die Sage in allen ihren Äusserungen zu übersehen, namentlich kann die nordische, in dieser Beziehung viel reinere auf keine Weise bei Seite gesetzt werden; selbst an die noch gangbaren Überlieferungen (Hausmärchen II, Stück 4—8) muss Rec. erinnern.

Der Verf. dagegen schlägt einen anderen, eigentlich entgegengesetzten Weg ein, der von der Spitze anhebt. Nachdem im Allgemeinen (§ 59—63) die Hilfsmittel richtig angegeben sind, durch welche der alte Glaube noch zu erforschen ist, kommt der Verf. auf die Einheit der Grundanschauungen aller Völker als nothwendige Folge der Einheit des Menschengeistes und merkt an, dass die tiefsten und allgemeinsten Ideen in der Anschauung des planetarischen Lebens gelegen. Darauf gedenkt er jener verbreiteten Mythe von dem Tode eines guten Gottes durch einen arglistigen Feind, wodurch die ganze Welt bewegt und in Trauer versetzt wird; weil aber der Gott ewig und unvergänglich ist, erscheint er zu seiner Zeit aufs neue und wird wiedergeboren. Bekanntlich: Kommen und Scheiden des Lichts, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Ab- und Zunahme des Mondes. Diesen Mythus, schliesst der Verf., müssen die heidnischen Deutschen auch gehabt haben, und er sucht ihn nun in der Sage von Siegfried. Seine Aufgabe ist, jene drei angedeuteten Momente: Tod, Trauer und Wiedergeburt nachzuweisen, wir wollen ihm dabei näher folgen.

Siegfried wird sogleich (§ 68) für den Sonnengott der

alten Deutschen erklärt und zwar schon seines Namens wegen, denn auch Othin, der skandinavische Lichtgott, heisse Siggs (Sige) und es zeige sich einerlei Namenswurzel; so auch liege in der Erwähnung des Odenwaldes und Odenheims eine leise Erinnerung von Othins Namen. Allein Sige heisst Othin selbst nicht, sondern nur einer seiner Söhne (s. die Kenningar im 4. Abschnitt), und zwar ist dieser eben nur aus der Wolsungasaga bekannt als ein Ahnherr Sigurds. Käme es also auf die Verwandtschaft des Helden mit Othin an, so würde sie hier viel leichter gefunden. Ferner hat Sige schwerlich mit Siegfried eine Wurzel, das glossar. eddic. h. v. erklärt es durch homo lentus, tardigradus, bringt es also mit siga, altdeutsch sigen, sinken in Verbindung. Dagegen führt Othins hierher gehöriger Name Sigarr victor nach Angabe der Kenningar auf die in unserem Fabelkreise fremden Siklinger. In dem Namen Odenwalde, Odenheim etwas anderes zu finden als die ganz natürliche Bedeutung: öder, grosser Wald, Ort (vgl. odhin bei Isidor) scheint dem Rec. äusserst gewagt. — Doch deutlicher vielleicht als der Name spricht die Sache? Keineswegs, eine Übereinstimmung zwischen Siegfried und Othin dem All-
1862 vater ist nicht zu finden, darum erkennt nun der Verf., auf die mythische Einheit zwischen Vater und Sohn sich stützend, jenen in Othins geliebtem Sohne Baldur, hauptsächlich weil dessen Tod mit unserem Mythus zusammenzuhängen scheint. Erlaubt wird diese Zusammenstellung erst dann, wenn sich von Siegfrieds Tode dasselbe mit Gewissheit sagen lässt (der nordische Sigurd müsste aber nun auch als eine Wiederholung von Baldur betrachtet werden). Noch ist anzumerken, dass, wenn der Verf. es für möglich hält, Sie'fried (Sigurd) sei einer der Hauptnamen Othins gewesen, die Edda und die Kenningar, die das nicht übersehen hätten, davon nichts wissen und diese Behauptung mit ziemlicher Gewissheit zu verneinen ist.

Doch Siegfried wird nun (§ 69) dem Inhalt der Sage nach betrachtet: seine Ermordung durch den feindlichen Hagen ist der Tod des Sonnengottes. Jene nämlich, behauptet der Verf., falle bedeutend in die Zeit der Sommersonnenwende, und damit bringt er in Verbindung, dass auf diesen Tag (24. Juni) der Tag Johannes des Täufers gelegt worden, der Tag nämlich

seiner Enthauptung, welche daher heidnisch die Ermordung Siegfrieds gewesen. Das Alter und die Bedeutung des Johannesfeuers, eines durch Deutschland nicht bloss, sondern auch in Schweden und Finnland, im südlichen Frankreich, selbst im Archipelagus üblichen Festes, ist nicht zu verkennen, und es kann kaum auf etwas anderes, als einen Sonnendienst Bezug haben; schwer aber wird es schon anzunehmen, die Enthauptung des Johannes sei deshalb auf diesen Tag verlegt, weil an ihm der Tod des Sonnengottes ursprünglich gefeiert worden. Es ist ein dünner, sehr zweifelhafter Faden, der die grossen Hansen (vgl. Adelung h. v.) an den christlichen Johannes knüpft; sie selbst sollen wohl erst wieder die Anses, Halbgötter der Gothen, nach Jornandes (c. 13) sein, diese Halbgötter aber die höchsten, die Asen, die nordischen Lehrer, und endlich müsste durch Ase auch der oberste Lichtgott noch besonders angedeutet werden. Auf die Untersuchungen von Regnitzsch (über Truhten und Truhtensteine, Gotha 1802) ist sich nicht zu verlassen, er hat mancherlei gesammelt, aber bei ein Paar unbefangenen, natürlichen Ansichten alles wild unter einander geworfen. Doch zugegeben einmal, das Fest habe in heidnischer Zeit den Tod, das Heruntersinken des geliebten Sonnengottes feiern wollen (während es vielleicht seinen höchsten Glanz freudig begrüsste, darum wurden alle Geschäfte auf diesen glücklichen Tag verlegt), so verbietet doch ein Umstand den Tod dieses Sonnengottes in Siegfrieds Ermordung wiederzufinden, nämlich dass diese gar nicht auf die Sonnenwende fällt. Die beiden Stellen des Nibelungenliedes, von denen die erste nur vom Verf. angeführt ist, sind folgende:

2955 [678, 3—4]. (Günther spricht): vor disen sunnewenden sol
er (Siegfried) unt sine man
sehen hie vil manigen, der im vil grozzer ere gan,

was die folgende noch deutlicher macht. Der Bote Gere spricht 1863
zu Siegfried:

3015 [693, 3–694, 3]. si ladent iuch ze Rine zeiner hochgezit,
sie sähen iuch vil gerne, daz ir des ane zwivel sit;
unt bittent mine frouwen, si sul mit iu dar komen
swenne daz der winder ein ende habe genomen
vor disen sunnewenden, so wolden si iuch sehen.

Ohne Zweifel war also die Hochzeit, auf welcher Siegfried umkam, nicht im Hochsommer, sondern genau den Worten nach vor den Sonnenwenden, in der Frühlingszeit, im Mai, in den Pfingsttagen, ganz nach der alten, sonst noch im Nibelungenlied vorkommenden Sitte, vgl. V. 1097. 5473 [294, 1. 1305, 1]. Schliesst der Verf. aber, Siegfried sei im Mai an den Rhein gekommen, habe aber dort einige Zeit zugebracht, so dass sein Mord ungefähr auf die Sonnenwende könne gesetzt werden, so scheint uns, werde dem Umstande alle hier nöthige Beweiskraft entzogen. Es muss eine deutliche Beziehung auf jenen Tag vorkommen.

Die Ausstellung der Leiche und die Trauer über den Mord ist nun freilich in der Sage ausgedrückt, aber wie ist sie mit unserem Mythus, wo die ganze Natur in Trauer versinkt, in Beziehung zu bringen? Der Verf. führt das Frohnleichnamsfest an und setzt voraus, diesem christlichen Sommerfeste liege auch ein (nicht bekanntes) heidnisches, auf Siegfrieds Aussetzung Bezug habendes zum Grunde. Wäre die Sache sonst gewiss, so möchte dies als eine Vermuthung gelten, so aber kann Rec. in der Ausstellung von Siegfrieds Leiche nur eine Ausübung des Barrechts erkennen, wie denn auch bei Annäherung des Mörders die Wunden wieder zu fliessen anfangen (4191 [985, 3]). Wenn Kriemhilde den Leichnam drei Tage in der Kirche ausgestellt und Gottesdienst bei ihm verrichten lässt, um ihn würdig zu betrauern, so scheint das bloss eine christliche Umwandlung dessen, was ein Lied der alten Edda (das erste Lied von Gudrun) noch enthält und worin fürs Erste ein rein menschliches Gefühl herrlich ausgedrückt wird. Die Wittwe sitzt in starrem, herzzerreissendem Gram thränenlos bei der Leiche, die Frauen suchen sie vergeblich mit Worten zu trösten, bis eine die Decke von dem Todten wegzieht und der Schmerz bei dem Anblick sich in Thränen löst. An sich will Rec. gar nicht leugnen, dass diese Trauer eine mythische Beziehung haben könne, so wie die den Nibelungen angehängte Klage gewiss nicht unbedeutend ist.

Für den dritten wesentlichen Moment des Mythus, die Wiedergeburt des Sonnengottes, lässt sich in der alten Sage

von Siegfried durchaus nichts nachweisen. Das erkennt der Verf. selbst, aber er sagt, aus einer Volkssage des 17. Jahrhunderts gehe jene Wiedergeburt unleugbar hervor. Ohne Zweifel meint er die vom Rec. selbst in den Altd. Wäldern (I, 322) aus den Gedichten des Philander von Sittewald ange- 1864
führte Stelle, worin es heisst, wann grosse Noth komme, würden die deutschen Helden wieder aufstehen und gesehen werden, unter welchen auch Siegfried namentlich angeführt ist. Aber diese Stelle beweist nach des Rec. Überzeugung für den Verf. gar nichts, sie berührt bloss jene verbreitete Sage von der Unsterblichkeit der an einem verborgenen Orte schlafenden Helden (wie z. B. die Dänen von Olger Danske glauben; vgl. die drei Telle in den deutschen Sagen I, No. 297) und ist mit jener von den Siebenschläfern verwandt. — Ausserdem schlägt der Verf. noch einen anderen Weg ein, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er schliesst nämlich stark (§ 69): weil in dem Johannestag und Frohnleichnamsfest Siegfried als Sonnengott erscheine, so stehe nichts im Wege, auch in anderen Beziehungen ihn dafür anzusehen, wo das Lied weiter keinen Aufschluss gebe. Also: was der Mythus einmal fordert, muss als vorhanden angenommen werden, wenn sich auch keine Spur davon zeigt. Es werden nun Versuche gemacht, den Michelstag (21. September) und Weihnachten als alte heidnische Sonnenfeste in Beziehung auf jenen Mythus darzustellen. An sich verdient der Gedanke Rücksicht, denn es ist nichts natürlicher, als einen Zusammenhang der christlichen Festtage mit altheidnischen zu vermuthen; wir brauchen aber dabei nicht zu verweilen, da wir gegen die Stützen des Schlusses schon zu viel einzuwenden haben.

Rec. fasst das Resultat seiner Beurtheilung noch einmal zusammen. Er ist mit dem Verf. gleicher Meinung, dass das Nibelungenlied nicht aus der Geschichte entsprungen, sondern in der heidnischen Zeit der Deutschen schon vorhanden gewesen. Rec. glaubt ferner, dass es eine lebendige epische Entwickelung uralter Grundanschauungen enthalte; in dieser Bestimmung aber trennt er sich von dem Verfasser, der weiter geht und es geradezu für eine durch das eindringende Christenthum erst umgewandelte Glaubenssage hält und eine heilige Ur-

kunde nennt. In der Sage von Siegfried sieht er die alte Mythe von dem Tode und der Wiedergeburt eines Sonnengottes, Rec. aber kann gerade in diesen Hauptmomenten keine Übereinstimmung finden. Er hält nicht nur diese Anwendung für unstatthaft, sondern überhaupt die Methode des Verfassers für unzuträglich. Eine eigene Ansicht von Siegfried und seiner Sage gehört nicht in die Grenzen einer Recension.

Dem Verfasser, dem es um Wahrheit zu thun ist, wird die Freiheit unseres Urtheils willkommen sein und er überzeugt, dass wir das Gute seiner Schrift zu achten wissen. Mit Vergnügen theilen wir noch aus der Vorrede die Nachricht mit, dass wir eine Ausgabe von des Pfaffen Kunrads Rolandslied aus der Pfälzer Handschrift No. 112 sammt den Handzeichnungen von ihm zu erwarten haben.

[anonym.]

632

OSSIANS GEDICHTE.

Rhythmisch übersetzt von J. G. Rhode. Zweyte verbesserte Ausgabe. Drei Theile mit Vignetten und Kupfern. Berlin, Bey Duncker und Humblot. 1817. 1818. Erster Theil 280. Zweyter Theil 272. Dritter Theil 277 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I. 63. Stück, den 18. April 1818. S. 632.

Vorliegende Übersetzung hält sich, wie alle übrigen seither erschienenen (die Ahlwardtische ausgenommen, die es mit dem Urtext zu thun hat und deshalb andere Rücksichten verdient), an die englische Bearbeitung von Macpherson. Sie ist lesbar und ansprechend und hat diesem Umstande auch wohl eine zweite Auflage (die erste erschien 1800) zu verdanken. Die Stollbergische scheint uns, soweit wir sie verglichen, würdiger und edler, doch auch, weil man den Übersetzer aus dem Griechischen darin merkt, für die Lesewelt fremder. Die Vorrede enthält eine Einleitung aus dem Report of the Committee of the Highland Society; etwas Neues über Ossian muss man hier also nicht erwarten, und wir haben nur Gelegenheit zu der erfreulichen Bemerkung, dass trotz der vielfachen absprechenden

Urtheile doch die Liebe für diese eben so herrlichen als merkwürdigen Gesänge fortdauert. Wer könnte den Ossian übergehen und das Wesen des Epos erforschen wollen?

[anonym.]

MÄRCHENSAAL. 681

Sammlung alter Märchen etc. mit Anmerkungen; herausgegeben von Dr. Friedr. Wilh. Val. Schmidt. Erster Band. Die Märchen des Straparola. (Mit dem zweiten Titel: die Märchen des Straparola.) Berlin. Bey Duncker und Humblot. 1817. XIII und 361 Seiten klein Octav.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I. 69. Stück, den 30. April 1818. S. 681—686.

Der Verf. hat die Absicht, wie es in der Vorrede heisst, „ein verjüngtes und veredeltes Cabinet des fées mit sorgsamer Wahl aus den wahrhaft classischen Erzeugnissen dieser Art zu veranstalten“. Ein Unternehmen, das um so mehr Beifall verdient, als man anfängt, diese Dichtungen nicht bloss wegen ihres grösseren oder geringeren poetischen Werthes, sondern auch in Beziehung auf die Geschichte der Tradition und Erfindung, wofür noch so viel zu thun übrig ist, zu beachten. Eine Thatsache ist hier nicht abzuleugnen, nämlich, dass Deutsche, Italiener, Franzosen, Engländer, Dänen und Schweden, schon entferntere Völker nicht zu nennen, dieselben Märchen 682
besitzen, eines Theils im Grund und in der Hauptsache oft so übereinstimmend, dass ein Zusammenhang nicht wohl abgeleugnet werden kann, anderen Theils auch jedesmal so eigenthümlich, dass ein Abborgen und Herübernehmen auch höchst unwahrscheinlich wird, zumal da sie nicht in Büchern, sondern in den Überlieferungen des Volkes leben und fortdauern. Diese Erscheinungen, deren Interesse noch dadurch gesteigert wird, dass sie in anderen wichtigen Punkten, z. B. in der dunkeln Sagengeschichte der Völker sehr ähnlich sich wiederholen, werden nicht besser als auf dem historischen, ohnehin immer Gewinn mit sich führenden Wege aufgeklärt werden. Die deutschen Traditionen dieser Art sind in den Hausmärchen der Brüder Grimm (Berlin, Realschulb. 1812 und 1815) gesammelt, und die Anmerkungen dazu enthalten mancherlei Beiträge zur Geschichte

ihrer Entstehung und Fortpflanzung. Wenn einmal, was dort nur fragmentarisch konnte mitgetheilt [werden], vervollständigt ist, so wird man so ziemlich den Reichthum und Werth der einheimischen Volksmärchen beurtheilen können; schon jetzt lassen sich mancherlei Bilder und Gestalten erkennen, die man nicht ganz mit Unrecht einer deutschen Mythologie zueignen würde. An die genannte Sammlung schliesst sich sowohl seiner Idee nach, als auch in der äusserlichen Einrichtung gegenwärtiges Buch, indem es die Märchen des Auslands zusammenzustellen denkt. Mit einem Auszug derselben aus Straparolas Nächten wird hier nun der Anfang gemacht; ohne Zweifel hätte der Pentamerone des Basile den Vorzug verdient wegen grösseren Reichthums und frischerer Lebendigkeit der Darstellung, indessen wollte Hr. Schmidt anderen, die eine Übersetzung davon längst versprochen, nicht vorgreifen. Dagegen ist nichts einzuwenden, nur hat es das Ansehen, als ob Hr. Schmidt den Pentamerone
688 aus eigener Ansicht (was bei der Seltenheit des Buchs in Deutschland leicht möglich ist) noch nicht gekannt habe; er würde ihn sonst in den Anmerkungen fleissiger benutzt haben. Achtzehn Stück sind ausgehoben, nur eins, meint Hr. S., würde man vermissen (Notte V. fab. 2), dessen Inhalt sich aber gegen jeden Übersetzungsversuch geträubt. Davon überzeugt man sich leicht und, insofern das Buch unserer Lesewelt bestimmt ist, wird man nichts zu tadeln haben, obgleich dieses Märchen nur zu den sehr kecken und freien gehört, an sich ist es doch merkwürdig, besonders da die wunderliche Puppe, welche darin die Hauptrolle spielt, offenbar mit den deutschen Alraunen verwandt ist. Das Original bleibt also unentbehrlich, und hier zeigt sich überhaupt eine bedeutende Schwierigkeit des ganzen Unternehmens, welche vielleicht auch eine Übersetzung des Basile zurückhalten wird. Bei den freieren Sitten jener Zeit, überhaupt der noch jetzt oft bemerkten Natürlichkeit der Italiener in gewissen Dingen konnte manches erzählt werden, was bei uns mit Recht Anstoss macht, nicht einmal der wirklich unsittlichen, bei Straparola manchmal schamlosen Erzählungen und Räthsel zu gedenken. Sollten wir einen Rath geben, so wäre wohl das Beste, dergleichen Märchen im Anhang und nur

im Auszuge zu liefern, diesen aber überhaupt als eine Zugabe besonders zu verkaufen. Das zweite Märchen der ersten Nacht von den listigen Diebsstreichen des Cassandrino hätte Hr. Schmidt nicht übergehen sollen; doch viel bestimmter müssen wir ihn tadeln, dass er sich nicht sorgfältiger um die Litteratur seines Originals bekümmert und keine andere Ausgabe als die, aus welcher er übersetzte (Venetia 1608), nachgesehen. Eine leichte Vergleichung mit der gewiss nicht seltenen altfranzösischen Übersetzung (die vor uns liegende, von Hrn. Schmidt nicht bemerkte erschien zu Lyon 1611) hätte ihn schon überzeugt, wie nöthig das gewesen wäre. In seiner Ausgabe fehlt die 684
kurze Vorrede des Straparola zum zweiten Bande (vor der sechsten Nacht), in welcher aber eine sehr merkenswerthe Stelle vorkommt: dass nämlich diese Märchen nicht sein Eigenthum seien, sondern er sie nach den mündlichen Überlieferungen zehn junger Fräulein aufgeschrieben, weshalb ihn niemand des Stils wegen anklagen dürfe. Ferner enthält die französische Übersetzung mehr: Nacht 1, Erz. 2 einen dritten Streich des Cassandrino, wie er als Engel verkleidet einen Sack der Herrlichkeit darbietet und einen überredet, hineinzukriechen, gerade wie in dem Märchen, welches aus einer lateinischen Handschrift in der Grimmischen Sammlung (II, 60 Anm. XLVI) bekannt gemacht ist. — N. 8, Erz. 5 steht in der italienischen Ausgabe von 1608 ein unbedeutender Schwank von zwei Ärzten (hier in der Übersetzung St. 12), dafür in der französischen ein sehr schönes Märchen von einem Zauberer und dessen Lehrling, welches um so merkwürdiger ist, weil es deutliche Übereinstimmung mit einer Erzählung der (damals noch unbekannten) 1001 Nacht hat. — In der eilften Nacht zwei Erzählungen mehr: Fab. 2 und 5, die erste ist ein ganz artiges Märchen. — In der 12ten Nacht ist Fab. 4 verschieden, Fab. 5 fehlt im Italienischen ganz. In der 13. Nacht sind zwei Erzählungen mehr, einige verschieden. Rec. hat gerade auch keine andere italienische Ausgabe des Straparola als die von 1608 zur Hand und kann daher nicht bestimmen, ob sich diese Verschiedenheiten sämmtlich auf ein italienisches Original gründen oder ob sie vielleicht zum Theil von dem französischen Übersetzer herrühren; doch ist ihm das Letztere sehr unwahr-

scheinlich, weil dieser in der Vorrede seiner Abänderungen würde gedacht haben. Und da Dunlop in seiner history of fiction (wie Hr. Schmidt selbst, ohne dadurch aufmerksam ge-
685 worden zu sein, bemerkt) neun Erzählungen mehr angibt, als in der genannten Ausgabe stehen, diese ferner in einzelnen schlüpfrigen Stellen gegen die französische abgekürzt erscheint, so leidet es fast keinen Zweifel, dass es eine absichtlich castrirte ist. Wir bitten Hrn. Schmidt, diesen Punkt näher zu erörtern und bei der Fortsetzung des Werks, welche wir wünschen, einen Nachtrag für den Straparola zu liefern. Zur Erweiterung der etwas dürftigen Litterarnotizen in der Vorrede empfehlen wir ihm eine Übersetzung im Auszug, welche zu Wien (die Nächte des Strapparola von Caravaggio, zwei Theile 1791) erschienen ist und ihm gleichfalls muss unbekannt geblieben zu sein. Sie hat zwar an sich wenig Werth und ist schwerfällig genug, aber sie theilt aus dem handschriftlichen Nachlasse des Giambattista Rodella aus Brescia einen ausführlichen Artikel über Straparola und dessen Schriften mit. Die Übersetzung des Hrn. Schmidt lieset sich gut, eine genaue Prüfung derselben können wir hier nicht anstellen.

Die reichlichen Anmerkungen, bei welchen dem Verf. „die Sachbemerkungen der Philologen zu den griechischen und römischen Schriftstellern vorschwebten", zeigen von Fleiss und Liebe zur Sache und sind schätzbar. Wir wollen dabei nur vor dem Abweg der zu grossen Ausführlichkeit warnen, nach welchem sich der Verf. ein paarmal hinwendet. Nicht zwar in wichtigen Dingen ist Ausführlichkeit zu tadeln, sondern in dem, was allgemeiner, nicht dem engeren Kreis der Märchen anheimfällt; da ist eine Hindeutung genug, sonst entsteht eine unverhältnismässige Breite, wie z. B. in der Erörterung der Zauberpferde. Auch ist an dem, was spätere Dichter willkürlich erweiternd dichteten, z. B. Ariost, wenig gelegen, und es wird dann nur mit Nutzen angeführt werden, wenn das ursprüngliche Element sichtbar durchschimmert. In der Anmerkung zum
695 dritten Märchen hat der Verf. Gelegenheit gehabt, seine Ansicht über die Ausbreitung der Märchen überhaupt mitzutheilen. Er nimmt an, dass diese nur „bei den genialen Erzeugnissen

einzelner schöpferischer Geister“ stattfinde. Das eigentlich Volksmässige (von keinem bestimmten Dichter Erzeugte?) wird daher nach seiner Meinung niemals Eigenthum eines fremden Volks und bezeichnet sich durch „eine gewisse Einseitigkeit und bewusstlose Dürftigkeit bei innerer Vollendung“. Jene Dichtung eines schöpferischen Geistes aber „macht sich gewaltsam Bahn, weil es in jedes Menschen Brust einen Anklang findet, und wie der Handel die getrennten Völker und ihre Erzeugnisse in Verkehr setzt und mit der Befriedigung das Bedürfnis schnell wächst, so ist es mit dem geistigen Bande, das besonders im Mittelalter die europäischen Völker verknüpfte und nicht bloss die wenigen Gelehrten in Berührung brachte. Das wahrhaft lebendige, harmonisch geformte Erzeugnis der Phantasie in der Gestalt des Märchens, der Novelle, der Fabel, des Schwanks ergriff den Hörer und pflanzte sich mit reissender Schnelligkeit von Mund zu Mund fort; das Äussere erlitt Veränderung, aber das Wesentliche der Sache blieb“. Diese Ansicht hat ihre grossen Schwierigkeiten; eine solche ausserordentliche, reissend schnelle Fortpflanzung von Munde zu Munde bis in die einsamsten Berggegenden bleibt immer eine Art Wunder. Durch so verschiedenartige Sprachen gehen ja die Sagen hindurch, selbst hinüber zu geographisch getrennten Völkern; auch lässt sich nicht gut die an verschiedenen Orten sich findende, sehr abweichende und doch ursprünglich erscheinende Bildung derselben Sage erklären, so auch, dass manchmal gerade das Wesentliche in Sache und Form die Veränderung erleidet. — Wir empfehlen dem Verf. zunächst die unter dem Titel gesta Romanorum bekannte Sammlung vorzunehmen, welche zu mancherlei Untersuchungen Anlass gibt.

[anonym.]

STURLÚNGA-SAGA

1179 edr Islendinga-Saga hin mikla. Nú útgengin á prent ad tilhlutun hins íslenska bókmentafélags eptir samanburd hinna merkilegustu handarrita er fengist gátu. Fyrra bindini. Kopenhagen 1817. 227 S. in 4 und XIX S. Vorrede. Fyrra bindinis fidari deild. 1818. 260 S. in 4. (d. h. Geschichte von dem Geschlecht der Sturlungen oder die grosse Geschichte der Isländer. Auf Veranstaltung der Isländischen Litteraturgesellschaft nach den vorzüglichsten Handschriften jetzt in Druck gegeben. Des ersten Bandes erster und zweiter Theil.)

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II. 123. St., den 2. August 1819. S. 1229—1230.

Eigentlich Jahrbücher der isländischen Geschichte, welche in einem gewissen Zusammenhang die Zwistigkeiten und Befehdungen der ersten Geschlechter unter einander darstellen. Sie begreifen einen Zeitraum von ungefähr 150 Jahren, indem sie mit dem Jahr 1116 anfangen und mit der freiwilligen Unterwerfung der Insel unter den König von Norwegen Hagen Hagensen im Jahr 1261 endigen. Da diese inneren Unruhen über die ganze Insel sich ausbreiteten, ja sie verwüsteten, so heisst die Sage mit Recht die grosse isländische Geschichte; indessen kommt ihr auch der Name der Sturlungen-Sage zu, weil dieses Geschlecht als das herrschende und mächtigste eine Hauptrolle darin spielt. Auch an äusserem Umfang ist es eine der grössten, und dieser starke Band ent-
1230 hält nur die erste Hälfte. Da sie zunächst für Isländer bestimmt ist und die Ausgabe sonst zu kostbar würde, ist man von der gewöhnlichen Sitte abgegangen und hat ohne Begleitung einer lateinischen oder deutschen Übersetzung bloss den Originaltext, aber diesen mit der gewöhnlichen Sorgfalt geliefert. Was den inneren Werth betrifft, so darf man an der historischen Wahrheit der Erzählung in modernem Sinne nicht zweifeln, und in dieser Rücksicht wird gegenwärtige Sage über alle anderen zu stellen sein; dagegen fehlt ihr, was die älteren, von einer poetischen Anschauung durchdrungenen auszeichnet: jene Frische und Lebendigkeit der Darstellung. Man lieset diese Annalen der ganzen Insel mit weniger Theilnahme, als jene

Lebensbeschreibungen Einzelner; doch damit soll die einer anderen Zeit nothwendig gewordene Richtung nicht herabgewürdigt werden, der rechte Gebrauch wird das Gute auch hier finden. Der Verfasser des späteren Theils ist Sturle Thordson, ein Brudersohn des berühmten Snorre Sturleson und bei dem König Hagen Hagensen wohlgelitten, der ihm auch deshalb das Amt eines Laugmann in Island ertheilte. Der erste Theil bis zum Jahr 1201 wird hier zwar in der von B. Thorsteinson abgefassten Vorrede dem Bischof Brand Sämundson auf Holum nach einer von den meisten nordischen Gelehrten angenommenen Meinung zugeschrieben, allein P. F. Müller hat in der Sagenbibliothek (Originalausg. I, 245. 246) dagegen wohlbegründete Einwendungen gemacht. Der Stil ist sehr ungleich, überhaupt keinem Zweifel unterworfen, dass spätere Zusätze eingeschoben sind; auch geht keine der Handschriften, welche bei dieser Ausgabe benutzt wurden, über das 17. Jahrhundert zurück.

[anonym.]

HANS SACHS

81

(entweder: Sachs's oder besser: Sachsens) ernstliche Trauerspiele, liebliche Schauspiele, seltsame Fastnachtsspiele, kurzweilige Gespräch', schnliche Klagreden, wunderbarliche Fabeln, sammt andern lächerlichen Schwänken und Possen. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Joh. Gustav Büsching. Erstes Buch. Mit dem Bildnis des Hans Sachs und mehrern kleinen Kupfern zwischen den einzelnen Gedichten. Nürnberg, bei Schrag 1816. 355 S. 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1819. Erstes Halbjahr. No. 7, am 8. Januar 1819. S. 51—55.

Der Herausgeber, welcher sein Ungeschick zu Erneuerungen (wofern dergleichen überhaupt statthaft sind) durch einen missrathenen Versuch an den Nibelungen*) hinlänglich erwiesen hat, macht sich nun gar hinter die Werke des ehrlichen Meistersängers. Das Unternehmen, wenn es nicht bei diesem oder dem zweiten Bande stecken bliebe, sondern sich zu fünfen ausdehnte, würde dem Geschmack und der Kritik Deutschlands

*) [Das Lied der Nibelungen. Metrisch übersetzt von Dr Joh. Gust. Büsching. Altenburg und Leipzig: F. A. Brockhaus. 1815.]

keine Ehre bringen und bezeugen müssen, wie wir die Hinterlassenschaft unserer alten Dichter hochzuachten pflegen. Wäre Hans Sachs ein Eigenthum Englands, so würde seit 1612 gewiss mehr als ein vollständiger Wiederabdruck dieser Gedichte
82 sorgfältig und schön veranstaltet worden sein. Bei uns hingegen, nachdem über ein Jahrhundert lang ein so reichbegabter, wahrhafter Dichter verkannt und vergessen, endlich aber von Goethe und Wieland wieder eingeführt worden war, was ist nun seit funfzig Jahren zu seiner Verbreitung geschehen? Bertuch fasste den Vorsatz zu einer neuen Ausgabe sämmtlicher Werke, wollte aber Subscribenten haben, die sich natürlich nicht fanden; Häslein lieferte im Jahre 1781 einen Auszug aus dem ersten Buche, der inzwischen des rechten Eindrucks verfehlte. Theils ist die getroffene Auswahl nicht ganz zu billigen, theils sind die beigefügten Worterklärungen, obschon fleissig, jedoch bei weitem nicht von der Art, wie sie ein tüchtiger Herausgeber, der nur seinen Autor mehrmals und vollständig durchgelesen hat, ohne besondere Mühe hätte liefern können. Häufig aber waren die Erklärungen unnöthig oder schief: wir begnügen uns auf die „Mägdchen und Buben“ zu verweisen, die S. 283 aus dem „meiden und sehnen“ entsprungen sind. Mit der Correctheit des Textes hat man mehr Ursache zufrieden zu sein.

Der Bearbeiter des vorliegenden Versuchs liefert absichtlich gar keinen correcten Text, sondern eine klägliche Modernisirung, die es den heutigen Lesern leichter machen soll, den alten Dichter zu verstehen. Dieses in sich selbst nichtige und immerwährend schwankende Verfahren bestehet nun hauptsächlich darin, dass neben Umsetzung der Orthographie und Aussprache einige veraltete Wörter und Formen durch ähnliche neue (mitunter schlecht passende) ersetzt oder auch nach Belieben beibehalten und in Randanmerkungen erklärt werden. Zumeist betrifft die Veränderung den Reim, der sich bald anders drehen, bald ein elendes Flickwort gefallen lassen muss; Hans Sachs selbst nimmt es mit diesen Dingen nicht zu genau, würde aber schwerlich so läppische, sinnverstellende Reime gebraucht haben, wie man hier zu lesen bekommt: S. 149 „das thu gern ich“ (st. das thu ich gern), S. 352 „die Geiss war frölich und

mutig und in der Nähe hielt nicht sich“ (H. Sachs: die geisz war mutig iung und frech und blibe gar nit in der nech), S. 6 „dass er nichts könn' und vermag auch“ (das er nichts könn und vermüg), woselbst die indicative Form „vermag“ mit der conjunctiven „könne“ verbunden ist. S. 288 „ich hatt viel Fried' nit, sehr grossen Hunger ich erlitt“, warum nicht: „ich hett viel Unfried, s. gr. H. i. erlitt“, wie bei Hans Sachs steht? Wie leicht insgemein über das Original hingefahren werde, mögen folgende hin und wieder verglichene Belege darthun. S. 149 „weil er sich wolt' der Straf' nie geben.“ Das versteht gewiss niemand, H. S. schrieb: „weil er wolt vmb kein straf nie geben“, d. h. weil er auf keine Strafe achtete, nicht durch sie gebessert wurde. — S. 283 „niemand dich füllen kann, du glaubst das Erdreich wird zerrinnen“, welches ein heutiger Leser nicht anders nehmen wird als: das 53
Erdreich wird zerfallen, zerfliessen, auseinandergehen. Der Dichter sagt: „des gantzen erdrichs will dir zrinnen“, d. h. du thust, als werde es dir an Erde gebrechen, die Erde Dir ausgehen, in Bezug auf die habgierige Kröte, die nach einem alten Volksglauben nichts als schlechte Erde frisst und nicht daran genug haben kann. Das dir musste nothwendig ausgedrückt werden. Fischart im Gargantua Bl. 213ª (ed. 1594): „vnd fressest erd wie ein krott, die sorgt die erd werd ihr entgehn, vnnd meint sie hab die Erd im Sündflut in ihrem bauch erhalten vnnd wölls noc thun.“ — S. 290. „Da die Alten bey ihn'n sagen, ich thu die bösen Dämpf einnagen.“ Wer hat je die Spinne zu den Nagethieren gerechnet! Im Text stehet: wie wol die alten bei ihn jahen (also: sagten, nicht: sagen), ich thu die bösen dempff auffahen. — S. 120 „wollt ihr mir erst ein Tränklein lassen“ (H. S. solt ich erst nit ein tränklein mügen, d. h. da ich so viel getrunken, sollt' ich nicht ein solches Tränklein, als eure Arznei, zu schlucken vermögen.) — S. 133 wird zwar garteten durch „bettelten“ richtig, aber gleich darauf, als S. Peter von den Landsknechten vor dem Himmelsthor erzählt: „sie wolten geren hinnen garten“ dies ganz falsch übersetzt: „gern schweiften sie herum im Garten“ (!) und die

nothwendig festzuhaltende Idee, dass sie auch im Himmel ihre Lebensweise fortsetzen, verwischt.

Dergleichen, wo nicht Missverständnisse, auf jeden Fall Entstellungen des ursprünglichen Textes lassen sich fast auf allen Blättern nachweisen. Dafür werden andere Hilfsmittel zum Verständnis des Alterthümlichen dem Leser gleichsam als Entschädigung geboten. Er findet S. 150 schmecken durch: riechen erklärt, S. 148 allesannt durch: allzusammen, S. 121 raumen durch: räumen, S. 285 holf durch hülfe, S. 288 gemachsam verschlechtert in: gewachsam, S. 285 wo im Text stehet: „nährest dich der schelmenstück vnnd darzu aller bösen Tück", in der Erneuerung: „nährest dich von Schelmenstück und dazu aller bösen Tück." Er findet den Ausdruck „dest bass" (desto besser) bald beibehalten, wie S. 124 und 148, bald übersetzt in „was bass" S. 121; — S. 123 „vor zuletzt" nicht übersetzt in den heutigen Sprachgebrauch: für zuletzt; — unerklärt gelassen aber: S. 124 geudisch; S. 121 Rosselwurst; S. 130 Wunderer; S. 285 „du bist mir nicht eben"; S. 146 hartselig; S. 9 „unrevieren"; S. 138 „unterdrungen"; S. 170 „dir soll die Schmach thun billig Zorn" u. dgl. m. Dem Liebhaber der Hans Sachsischen Poesieen, der an dergleichen Dingen keinen Anstoss nimmt, ist sicherlich nicht der mindeste Vorschub geschehen, wenn „sicht" in „sieht", ruben in Rüben usw. verwandelt wird, oder das besser lautende „auff ein Tag" S. 288 verändert in: auf 'nem Tag. In solchen Virgeln beruht oft der Geist der ganzen Erneuerung, z. B. S. 282 „ein's Tag's in einem alten Fuchs gross' Reu' von seiner Sünd erwuchs" (H. S. eins tages in eim alten Fuchs gross rew der seinen sünd erwuchs). Es müsste aber ebenso gut auch gesetzt werden „Sünd'" statt „Sünd" und S. 287 „grün', blüh' und wachs'" statt: grün, blüh und wachs; oder: S. 118 „'nen guten Abend" statt: ein guten Abend." Übrigens wird die jedesmalige Subscription um das „Anno Salutis" und das Wort „Tag" gekürzt, den einzelnen Stücken aber eine Randbezifferung zugegeben, welches den unverhoffentlichen Fall voraussetzt, dass H. S. Werke verloren

giengen und man gezwungen wäre, das gegenwärtige Bruchstück einer Erneuerung zu citiren.

Als Bruchstück nämlich würde es auch dann unbefriedigend bleiben, wenn es besseren Text, d. h. unschuldigen Abdruck des Urtextes lieferte. Hält man die 355 einspaltigen Octavseiten zu dem starken Folianten der Nürnberger und dem dicken Quartanten der Kemptener Ausgabe des ersten Buchs, so entfällt einem völlig der Muth, an dergleichen modernen Arbeiten etwas Nützliches aufzufinden. Was frommt eine so willkürliche, gleichgültige Auslese? Schon das erste Stück von der Erschaffung gehört zu des Dichters geringeren Hervorbringungen; zwar ist das Spiel von Evas ungleichen Kindern viel besser, aber derselbe Stoff in einem Schwank des zweiten Buchs bei weitem dichterischer und lebendiger aufgefasst und ausgeführt. Statt der Kinderlehre und der daran gereihten Ermordung Abels durch Cain wird der Ursprung und Gegensatz der edeln und bäurischen Geschlechter höchst anschaulich aus der Fabel entwickelt.

Was soll und kann nun in unserer Zeit, die den Wiederabdruck sämmtlicher, allmählich so selten gewordenen Werke unseres Dichters (d. h. also der früher schon gedruckten, nicht der ungedruckten, weit schlechteren Meisterlieder) kaum zu bestreiten vermag, am löblichsten geschehen? Guter Rath scheint hier gar nicht theuer. Man nehme aus jedem Buch die letzte, Fabeln und Schwänke enthaltende Abtheilung und drucke sie vollständig genau und getreu nach der ältesten Ausgabe und mit der in das Wesen der damaligen Sprache eingreifenden, alterthümlichen Schreibung ab. In diesen Poesieen liegt unleugbar die grösste Kraft des vielgewandten, unerschöpflichen, bürgerlichen, derben Meisters; hier bewegt er sich am freisten und vollkommensten und hier stecken zugleich mehr Aufschlüsse über Volkssage, Fabel und Volkssprache, als in allen übrigen Theilen zusammen. Verständig zeigt er sich zwar überall, jedoch in den geistlichen und weltlichen Geschichten zu sehr von dem gegebenen, nicht aus eigener Lebenserfahrung entsprungenen Stoff gebunden. Die dramatischen Spiele ernster Art

leiden nach dem damaligen Stand der Bühne (grossentheils zu wirklicher Aufführung bestimmt und auch aufgeführt) bei der raschesten Handlung mitunter an Weitschweifigkeit und Dürre. Vielleicht wäre mit kluger Auswahl eine, jedoch nicht starke Zahl verschiedenartiger Stücke aus den übrigen Abtheilungen beizufügen. Das Ganze würde sämmtliche Schwänke und Fabeln unverkümmert enthalten und, im Einzelnen nach der Zeit ihrer Abfassung geordnet (was noch nie ein anderer Dichter so leicht gemacht hat), einen guten Quartanten oder zwei starke Octavbände fassen. Ein, aber fleissig und grammatisch zu bearbeitendes gedrängtes Wörterbuch am Ende muss dem Leser, der mit ernster Lust an den nicht viel als Luthers Bibel alterthümlicheren Dichter geht, alles Nöthige gewähren und jedes Dunkel heben, dagegen Randglossen und böse Verdrehungen des durchweg ungezwungen frischen Ausdrucks ersparen, zugleich auch den Herausgeber über Bedenklichkeiten setzen, denen kein Erneuerer, weil er mit seinem eigenen Stil auftritt, ausweicht, oder er muss z. B. wie der gegenwärtige S. 123 den Teufel beissen lassen. Es wäre doch schön, wenn die Stadt Nürnberg, in welcher es noch viel gute, der alten Zeiten eingedenke Leute geben wird, nachdem ihr das letzte Mal, vor so lange schon, Kempten und Augsburg zuvorgekommen, für ihren eigenthümlichsten, wir zaudern gar nicht zu sagen: grössten Dichter etwas thun und ihn wieder in wahrer Gestalt unter die Leute bringen wollte. Der Aufwand wäre so unbedeutend, dass eine der kleinen Pegnitzbrükkern, wenn sie eingebrochen, mehr kosten würde. Im Hans Sachs ist aber auch eine vaterländische, dem gesammten Deutschland auferbauliche Gesinnung, und viele würden sich sein Buch gern kaufen. Will Hr. Dr Büsching, dessen Arbeitsamkeit und guter Meinung man alle gebührende Gerechtigkeit widerfahren lässt, zu solcher wahrer Herstellung des von ihm verehrten Dichters mitwirken, so wollen wir so gern aus seinen Händen als aus denen jedes anderen ein Buch empfangen, an dem man sich doch einmal freuen kann. Auch das hübsche Bildchen, welches des Meisters Haus vorstellt, darf dann nicht wegbleiben.

[anonym.]

HANS SACHS, VON F. FURCHAU. 1831

In zwey Abtheilungen. Erste Abtheilung, die Wanderschaft. Leipzig, bey Brockhaus. 1818. (1 Thlr. 8 Gr.)

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1819. Zweites Halbjahr. No. 229, am 15. September 1819. S. 1831 — 1832.

Ein Roman in der jetzt schon ablebenden, bei Nachahmern vollends unerträglichen und über die Massen langweiligen Fouqué'schen Manier, ob sie gleich ein gewisses Talent, eine Schreib- und Denkfertigkeit voraussetzt, über deren Missbrauch man sich betrübt. Die wohlbekannten Gesinnungen und Lobpreisungen des altdeutschen Lebens sind hier an des (als zehn solcher Romanschreiber unendlich kräftigeren und poetisch rührigeren) Hans Sachsens Geschichte, wie wir sie aus den Gedichten und anderen Nachrichten her wissen, gesetzt und mannigfaltig verblümt. Der ehrliche Meister würde auflachen, wenn er gewusst hätte, was ihm hier für Feinheiten und gemüthliches Zeug untergeschoben werden; gescheidter nicht, aber gelehrter ist er gemacht, z. B. S. 104. 105 urtheilt er über die Nibelungen, die er ohne Zweifel niemals gelesen hatte. Bei einem „Herrn und Büchermeister" wird die altdeutsche Poesie durchgemustert und bekommt gewaltiges Lob, versteht sich. Da heisst es S. 100: „ein herrlich überaus vorzügliches Gedicht" und S. 98: „ein vorzüglich merkwürdiges und überaus angenehmes altes Gedicht, genannt der Krieg auf der Wartburg"; wahrscheinlich hat Hr. Furchau dieses dunkle, verworrene und nichts weniger als angenehme Lied niemals mit Augen erblickt, er lese es gelegentlich in der überaus zierlichen und bequemen 1832
Jenaer Handschrift einmal nach. Wörter wie: Völligkeit, herzig, herzinnig, minniglich, gar arg, gar anmuthig, allerabenteuerlichst, allerunseligst, herzig, friedlicher und fröhlicher Herr, und hundert dergleichen schmelzen diese Poesie auf allen Blättern. — Jean Paul in der Vorrede zur dritten Auflage des Hesperus S. 10 bezeichnet den Missbrauch der Beiwörter treffend als schriftstellerische Austrommelsucht oder Vorsprecherei der Empfindungen, welche der Gegenstand haben und zeigen soll, aber nicht der Dichter.

Bei einem Romanschreiber des 18. Jahrhunderts (die zehnmal übelgerathene und einmal wohlgetroffene Heirath eines Mannes, Leipzig 1735, und die siebenmal übelgerathene und einmal sehr wohl ausgeschlagene Ehe eine Weibes, ebendas.) findet Rec. dieselbe Sünde in gleichem Unmass, nur dass die damals modigen Beiwörter etwas dünner und prosaischer sind, es heisst nie anders als: meine unvergleichliche Caroline, ihre wenige Gestalt, meiner liebsten Gemahlin erstaunenswürdige Anmuth, in sehr tiefen Gedanken sitzen, kurz, es steht kein Hauptwort ohne solche Zuthat.

Die Fortsetzung dieses historischen Romans von Hans Sachs wird im Messkatalog bereits verkündigt: Hr. Brockhaus hätte die bekannte Schrift von Ranisch (Altenburg 1765) umarbeiten und aus den Gedichten ergänzen lassen sollen, so wäre ein Buch von bleibenderem Werth entstanden.

[anonym.]

1830

FRAU HOLLE.

Ein hessisches Volksmährchen vom Meisnerberge. Kassel, bey Bohne. 1819. 72 S. 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1819. Zweites Halbjahr. No. 229, am 15. September 1819. S. 1830.

Wir zeigen diese übrigens leicht und gewandt geschriebenen Erzählungen an, um dem (am Schlusse des Vorberichts Dr. K. Chr. Schmieder unterzeichneten) Verf. geradezu zu widersprechen, wenn er versichert, sie „theils auf dem Berge, theils in den Orten umher“ gesammelt zu haben. Rec. ist auf dem bekannten merkwürdigen Meisnergebirge selbst gewesen und hat sich sorgfältig so wie in den umliegenden Dörfern nach vorhandenen Volkssagen erkundigt, aber keine erfragen noch durch andere darum bemüht gewesene Reisende erfahren können, das Wenige abgerechnet, was man (aber fast in ganz Hessen und Thüringen) von Frau Holle zu erzählen weiss und das in vielen Büchern gedruckt steht. Die hier gelieferten Erdichtungen haben auch gar nicht das Ansehen, als ob ihnen lebendige

Volkstradition unterläge, sondern sie sind auf Namen und Autorität der Frau Holle hin aus spielenden Deutungen der örtlichen Namen erzeugt worden. Die Kutz- oder Kitzkammer wird hier mit Katzen bevölkert; der Sache und der hessischen Volksmundart angemessener wären aber wohl Eulen (Käuze). Dergleichen im Erfolg nothwendig schale und dünne Erzählungen mag nun schreiben und lesen, wer dazu Lust hat, allein man sollte sie nicht als wirkliche Sagen ausbreiten, auf deren sehr viel höheren poetischen und historischen Werth die Aufmerksamkeit unserer Zeit wieder gelenkt worden ist. Solche falschen Nachrichten können einmal in Zukunft schaden und verwirren. Münchhausens Abhandlung über den Meisner in Hinsicht auf mythisches Alterthum (Hess. Denkwürdigkeiten 2, S. 161—202) bleibt sehr unbefriedigend und trägt nordisches System (wie es denn auch in vorliegenden Erzählungen spukt) ohne Weiteres auf das deutsche Alterthum über, das in einem ganz anderen Zusammenhang zu jenem steht; man gefällt sich in unerwiesenen Namendeutungen und macht z. B. aus dem Schlagrasen (wo Holz geschlagen worden) alsbald einen Schlachtrasen, um den heidnischen Anstrich zu erhöhen. — Wer baare, unverfälschte Volkssagen dieser Gegend (wo sie gewiss vor Zeiten geblüht haben) noch ausspüren könnte und mittheilen wollte, darf des Dankes der Kenner und Liebhaber des vaterländischen Alterthums gewiss sein. [anonym.]

BARLAAM UND JOSAPHAT

2081

von Rudolph von Montfort herausgegeben und mit einem Wörterbuche versehen von Fr. Carl Köpke. Königsberg, bey Fr. Nicolovius. 1818. XII und 527 S. (wovon aber 1—402 nur Spalten sind). 8. (S. 421—436 finden sich kritische Verbesserungen von Dr Lachmann). (1 Thlr. 12 Gr.)

WIGALOIS DER RITTER MIT DEM RADE

getihtet von Wirnt von Gravenberch, herausg. von George Friedrich Benecke. Erster Druck. Berlin, bey Reimer. 1819. LXIV und 767 S. 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1819. Zweites Halbjahr. No. 261, am 20. October 1819. S. 2081—2092.

Die Beurtheilung dieser beiden für die altdeutsche Litteratur sehr erfreulichen Erscheinungen wird hier zusammengefasst,

theils weil die abgedruckten Dichtungen aus der besten Zeit des 13. Jahrhunderts herrühren, theils aber auch weil auf ihre Herausgabe ein ähnliches sorgfältiges, von der seitherigen nachlässigen Behandlung anderer nicht minder wichtiger Denkmäler desselben Zeitalters vortheilhaft abstechendes Verfahren angewendet worden ist.

Barlaam und Wigalois waren noch nicht bekannt gemacht, keiner ihrer Verfasser findet sich unter der Zahl der auf die Nachwelt gekommenen Minnesänger. Rudolf (von Montfort benannt, weil er ein Dienstmann des Grafen von Montfort gewesen) gehört gleichwohl unter die fruchtbarsten und begabtesten Dichter jener Zeit; den vorliegenden Barlaam abgerechnet sind noch vier andere beträchtliche Werke von ihm erhalten, ein sechstes (die Legende des heiligen Eustachius) scheint hingegen verloren. Unter jenen vieren ist eins von grossem Umfang, die sogenannte Weltchronik, in vielen, wiewohl äusserst ungleichen und überarbeiteten Handschriften vorhanden, eine Art Weltgeschichte nach dem Plan des Gottfried von Viterbo. Über Rudolfs Alexandreis vermag Rec. nicht zu urtheilen, weil er noch keine der davon vorfindlichen Handschriften einzusehen Gelegenheit gehabt hat; dagegen steht er nicht an, den ihm bekannten Wilhelm von Orlenz für eine anmuthige, des vollständigen Abdrucks vollkommen würdige Dichtung zu erklären. Das sechste Gedicht, den guten Gerhard nämlich,
2082 welchen noch Hr. Köpke für gänzlich unbekannt hält und dessen auch die seitherigen litterarischen Hilfsmittel geschweigen, wollen wir hier wenigstens in einer Handschrift nachweisen. Sie liegt zu Wien No. 44 und wird als: poëma heroicum anonymi de Ottone rufo aufgeführt, Hauptheld ist aber der gute Gerhard zu Cöln, wiewohl auch Kaiser Otto darin auftritt. Dieser Dichtung erwähnt Rudolf selbst im Wilhelm von Orlenz:

der in daz buoch getihtet hat,
wie dur unsers schepheres rat
der guote Gerhart loste
von grozeme untruste
ein edele kumberhafte diet.

und hier im Barlaam 402, 6 ff.

ich hatte mich vermezzen e,
do ich daz maere enbarte
von dem guoten Gerharte,
hatte ich mich daran versumet iht
daz libte tumbem man geschiht,
daz ich ze booze wolde stan.
ob mir wurde kunt getan
ein ander maere, dast geschehen.

Die Wiener Handschrift ist freilich auf Papier und aus dem 15. Jahrhundert; wenn wir ihren baldigen Abdruck wünschen, so geschieht es dem für die deutsche Sagengeschichte merkwürdigen Inhalt zu Gefallen; wer inzwischen die plane, verständige Schreibart des Dichters aus seinen übrigen Werken studirt, wird so ziemlich im Stande sein, den wahren Text überall herzustellen. Hier ist einmal (leider der seltenere Fall) Stoff aus der mythischen deutschen Geschichte geschöpft [1]), während Wilhelm von Orlenz der französischen Quelle nachgedichtet wurde, freilich veredelnd. Gleichwohl stellen wir nicht bloss diesen letzteren, sondern auch die Weltchronik unter den altdeutschen Gedichten, die sich demnächst zur Herausgabe eignen, oben an. Rudolf von Montfort ist kein glänzender Dichter, wie Wolfram von Eschenbach, kein lieblicher, wie Gottfried von Strassburg, auch nicht so eindringlich, wie Hartmann von der Aue, allein Stil und Gedanke haben bei ihm eine bescheidene Natürlichkeit und sehr gleichmässige Haltung. 2083
Sein heller Verstand neigt sich zur ernsthaften, frommen Betrachtung, daher auch zu geistlichen Stoffen. Die Legende von Barlaam ist eine stillbegeisterte Lobrede auf die Würde und Reinheit des innerlichen Christenthums im Gegensatz zur heidnischen Weltlichkeit. Den Inhalt dieser edelen, durch die passendsten Gleichnisse und Beispiele erläuterten Sage hat der deutsche Dichter höchst angemessen behandelt und wirklich nirgends weder zu viel noch zu wenig gethan. Man darf auf den Verfasser und seine Gabe selbst die schönen Worte anwenden, die er einer genügsamen Armen in den Mund legt (137, 38):

[1]) Einen vorläufigen Auszug der Fabel vom guten Gerhart vermisst man ungern im zweiten Bande der Grimm'schen Sammlung deutscher Sagen.

got hat nach gotlichem site
daz groste mir geteilet mite,
den notdurftigen rehten teil:
daz ist daz menschelîche heil.

seine Dichtungen lassen in dem Leser einen befriedigenden Eindruck zurück. In den Reimen sucht Rudolf keine Künste, aber sie strömen ihm zu ohne allen Zwang. Er ahmt niemanden nach, sondern steht auch in manchen Wendungen seiner Sprache eigenthümlich für sich allein.

Ein verschiedener Geist spricht aus Wirnt von Grafenberg, von dem nichts als dieser Wigalois übrig ist, doch vermuthlich hat er auch weiter nichts gedichtet. Der Ritter erscheint weltlicher, zierlicher und höfisch gebildeter, als der gute Dienstmann, er übertrifft diesen an Lebenserfahrung und weiss daraus manche feine Bemerkung anzubringen, die jenem bei einem ruhigeren und in sich gekehrteren Wandel schwerlich eingefallen sein würde, obschon Rudolf kein Geistlicher war und die Freuden der Welt nicht verschmähte (vgl. 305, 33 ff.). Für die Sitten des 13. Jahrhunderts liefert daher Barlaam gar keine, Wigalois aber manche wichtige Erläuterung. Der Stoff ist in beiden fremd und im Wigalois sogar ein altbritannisches, aber durch mehrfache Bearbeitungen[1]) von der ursprünglichen bis zu der welschen und deutschen ziemlich verwässertes Märchen. Die Fabel vom goldnen Glücksrad (1047 ff. 1865), das sich unaufhörlich umdreht und seinem Besitzer Glück und Friede bringt (eine merkwürdige Erinnerung an das eddische Mühlenlied und an die nur etwas anders gewendete Idee des Mittelalters von den hier auf dem Glücksrade sitzenden Menschen; vgl. auch Grimm deutsche Sagen No. 209 und 337), vermuthlich der Mittelpunkt der eigentlichen Sage, tritt hier
2004 völlig zurück und wird bloss nebenbei erwähnt. Diese Auslassung oder Verdünnung einfacher Bestandtheile des alten

[1]) Wirents Grundlage zum Wigalois war vermuthlich eine nordfranzösische Dichtung, wie schon aus dem kleinen Umstand hervorgeht, dass die Namen Iwein, Gavein auf ein (altfranzösisch Ivain, Gauvain) endigen. Dasselbe gilt von Hartmanns Quelle. Eschenbach aber, der einem Provenzalen folgte, setzt die Formen Iwan, Gawan (provenzalisch Ivans, Gavans).

Märchens und ihrer Verbindungen unter einander bewirkt, dass die vielen schweren Abenteuer, welche der Held auszurichten hat, ihm doch zu wenig Mühe machen und der für ihn günstige Ausgang beinahe jedesmal vorauszusehen ist. Der Dichter hat indessen den (in unseren Augen wenigstens) undankbaren Stoff mit seltener Geschicklichkeit zu behandeln verstanden und ihm so viel abgewonnen und von anderen Seiten her vergütet, dass gewiss, wer nur dieser alten Sprache kundig ist, das Ganze von Anfang bis zu Ende mit besonderem Wohlgefallen durchlesen wird.

Der Herausgeber des Wigalois bringt es durch die geschickte Zusammenstellung mehrerer Umstände (Vorrede VIII—XIV) zur höchsten Wahrscheinlichkeit, dass Wirnt (die ältere Form dieses Eigennamens Wirant ersehen wir aus einem Diplom bei Neugart No. 585 vom Jahre 889) von Grafenberg im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts gedichtet hat, ungefähr um 1212 oder einige Jahre später. Gebürtig war er aus Franken, aus dem noch bestehenden, unweit Nürnberg und Erlangen liegenden Städtchen Grafenberg, damals wohl unter meranischer Botmässigkeit. Sehr gut wird gezeigt, dass eine merkwürdige Stelle des Gedichts (Z. 8061 ff.) von dem Tode des Fürsten von Meran, wobei der Dichter zugegen gewesen, auf Herzog Berthold IV. († 1206) bezogen werden muss, also mit der Volkssage von der Gräfin von Orlamünde (bei Grimm No. 579) oder einer anderen von dem Mörder Hager zu Plassenburg nicht zusammengestellt werden kann, wie denn auch das Gedicht nirgends auf einen Mord anspielt, sondern nur der klagenden Frauen gedenkt. Hiernach berichtigt sich Docens Vermuthung in den Marginalien zu Koch (Aretins Beiträge Bd VII, S. 316) und im altdeutschen Museum I, S. 165. Über Wirents weitere Lebensumstände ist nichts bekannt, ausser dass ihn der freilich weit spätere Conrad von Würzburg in eine sagenmässige (Beilage S. LV bis LXIV mit Recht hier abgedruckte) Erzählung verflicht. Die Geringfügigkeit der Nachrichten von des Dichters äusserem Leben (wir besitzen keine alten Biographieen der Minnesänger, wie die der provenzalischen Troubadours sind) vergütet Herr Prof. Benecke durch einen wichtigen Aufschluss

über sein inneres Wesen; Wirent hat sich sichtbar in Stil und Sprache den Hartmann von der Aue zum Muster genommen, man vergleiche nur Z. 126 ff. des Wigalois mit dem armen Heinrich Z. 10, Z. 151 mit Iwein Z. 40—58, Z. 445 mit Iwein 4622, Z. 557 mit Iwein Z. 7091 usw., er möge nun persönlichen Umgang mit Hartmann gepflogen haben (nach einem Lied der Man. Samml. 1. 183b scheint letzterer auch in Franken zu leben) oder durch öfteres Lesen und Anhören des Iwein und anderer berühmter Dichtungen Hartmanns mit dem Geist und der Weise derselben vertraut geworden sein. Dergleichen auffallende
2085 Familienähnlichkeit findet sich auch sonst zwischen anderen alten Dichtern; in demselben Sinn, wie wir Wirent einen Nacheiferer und Schüler Hartmanns, dürfen wir auch Reinbot von Doren einen Schüler Wolframs (vgl. S. Georg 4916 mit Parcifal 2045 [69, 16] und Wörter wie hamit, phandes stên etc.), den unbekannten Verfasser des Wigamur einen Schüler Gottfrieds nennen (vgl. Wigamur 1195 mit einer leicht aufzufindenden Parallelstelle im Tristan). Mehrere Stellen beweisen indessen, dass Wirent auch ausserdem Wolframs Parcifal in einzelnen Wend[illegible]en nachgeahmt habe. Der dreifache Reim, mit welchem seine Absätze schliessen, findet sich auch in Turlins Wilhelm dem Heiligen, doch so, dass in letzterem regelmässig 31 Zeilen zum Satz gehören, Wirent aber in diesem Stück keine Zahl hält; neben kleinen Abschnitten von 15, 13, 11 und selbst 9 Zeilen (S. 62. 69. 82. 104. 134. 97) finden sich viel längere, z. B. S. 66—68 einer von 77 Zeilen.

Das, wodurch sich die vorliegenden Ausgaben des Barlaam und Wigalois gemeinschaftlich auszeichnen, ist die kritische Behandlung des Textes. Es macht Freude und berechtigt zu Erwartungen für die Zukunft, wenn wir ein Verfahren, das bei der griechischen und römischen Philologie allgemein gültig ist, vielleicht noch mit glücklicher Vermeidung einiger hierbei wohl betretener Abwege, endlich auch auf die Denkmäler unserer einheimischen Litteratur angewendet sehen. Freilich geht es leichter und schneller, den merkwürdigen Inhalt altdeutscher Poesieen oberflächlich zu erfassen und ihre Schönheiten herauszufühlen; aber gründlich geschehen kann dieses doch niemals

ohne die innigste Bekanntschaft mit dem Buchstaben, d. h. mit allen ihren äusseren Formen. Erst dadurch gewinnt die Auslegung im Einzelnen gehörige Sicherheit, und aus dieser scharfen Betrachtung des Einzelnen gehen gleichwohl Lichtstrahlen aus, die dem Ganzen zu statten kommen. Was hier überall wünschenswerth scheint, führt sich hauptsächlich auf folgende Punkte zurück. Man strebe jeder Herausgabe eines bedeutenden Gedichts eine alte gleichzeitige oder dem Zeitalter des Dichters möglichst nahe kommende Abschrift zum Grunde zu legen; billig sollte keine, die über hundert Jahre jünger wäre, zugelassen werden. Spätere Handschriften dienen bloss nebenher zu Ausfüllung einzelner Lücken oder zu Muthmassungen über schwierige Stellen; ihre übrige Abweichung hat keinen Werth, d. h. für die Feststellung des herauszugebenden Textes. Für jemand, der die Sprache geschichtlich verfolgt, kann natürlich ihre Vergleichung sehr nützlich werden, aber um dieses Zweckes willen soll man keine solche Lesarten wirklich drucken lassen; auch versteht sich von selbst, dass bei offenbar fluctuirenden, mehr volksmässigen Dichtungen, wie die Nibelungen oder Theile des Heldenbuchs sind, spätere Abschriften ungleich bedeutender werden und vielleicht der vollständige Abdruck aller Varianten 2006
wünschenswerth ist. Hat nun glücklicherweise der Herausgeber eine gute Handschrift aufgetrieben und stimmt diese hochdeutsch (denn es gibt auch sehr frühe im 13. Jahrhundert von niederdeutschen und halbniederdeutschen Copisten geschriebene, die man nicht zum Grund legen darf, obwohl sie sonst besondere Rücksicht verdienen), so muss er den Text nach den Regeln der damaligen Sprache prüfen und sichten, wird aber damit im Allgemeinen noch nicht ausreichen, sondern seine zweite Sorge muss dahin gerichtet sein, dass er die Eigenthümlichkeit des Dichters in Mundart und Stil theils aus dem vorliegenden Werke selbst, theils aus anderen vorhandenen Werken desselben zu erfassen und darnach den Text zu stellen suche. Ein treffliches und die grosse Mühe reichlich (auch in anderen Absichten) lohnendes Mittel sind hierbei umständliche und ins Kleinste gehende Wörterbücher, die sich der Herausgeber noch genauer für sich anlegen muss, als er sie etwa dem Publikum mitzu-

theilen denkt. Auf diesem einzigen Wege werden wir allmählich dahin gelangen, die Werke unserer ausgezeichneten Dichter des 13. Jahrhunderts in ihre wahre, ursprüngliche Gestalt kritisch herzustellen und demnächst sogar die Bekanntmachung einzelner, die sich nur in späteren schlechten Handschriften erhalten haben, sobald der Dichter aus anderen Quellen studirt werden kann, mit sicherem Erfolge zu versuchen. Einen Fall letzterer Art haben wir oben bei Rudolfs gutem Gerhart bezeichnet. Wie erwünscht und förderlich wäre eine Ausgabe der operum omnium dieses Dichters, und wie musterhaft könnte sie eingerichtet sein! Gelehrte Gesellschaften und Regierungen Deutschlands müssen aber die Erscheinung von 4 bis 5 Bänden unterstützen, wenn einzelne Verleger sich kaum zu einem Bande bewegen lassen.

Nach guten kritischen Grundsätzen ist inzwischen bei dem Barlaam und vornehmlich bei dem Wigalois verfahren, und wir sagen nicht ein vollkommener, aber ein ziemlich und beinahe vollkommener Text geliefert worden. Dem Barlaam hat Hr. Köpke eine Königsberger Handschrift zum Grund gelegt, eine zweite Königsberger und eine Berliner zugezogen. Genauere Untersuchungen über das wahrscheinliche Zeitalter der Handschriften mangeln, beide Königsberger scheinen schon aus dem 14. Jahrhundert, die Berliner ist noch später und schlechter. Allein auch die bessere Königsberger verdient keineswegs den Namen einer trefflichen (vgl. Lachmanns Bemerkung S. 428); unter solchen Umständen hat der Text, zumal in grammatischen Verhältnissen, nach den bisher erkannten Regeln der hochdeutschen Sprache des 13. Jahrhunderts im Allgemeinen berichtigt werden müssen, was zwar mit grossem Fleisse, jedoch keineswegs genügend geleistet worden ist. Dass sich der Herausgeber weder um die Hohenemser noch um die Münchener Hand-
2687 schrift (letztere von 1284 und in bairische Mundart umgeschrieben, jene wohl auch aus dem 13. Jahrhundert) bemühet hat, bleibt zu bedauern. — Dem Herausgeber des Wigalois stand eine Kölner, beinahe gleichzeitige aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts, eine Leidener von 1392 (auf welche Hrn. Beneckes Auszüge in der Vorrede zu dem holländischen Abdruck

des Teutonista führten; noch häufigere hätte er schon in Huydecopers Erläuterungen des Melis Stoke finden können), eine Bremer von 1376 und eine Hamburger von 1451 (ausser anderen Bruchstücken) zu Gebote. Hier ist mithin alles besser bestellt und die Kölner natürlich zum Grund gelegt. Auch sind keine anderen guten Handschriften des Wigalois sonst entdeckt worden.

In Absicht auf äussere Einrichtung des Abdrucks bemerken wir, dass sie bei Barlaam ungleich gedrängter und sparsamer ist; 16060 Zeilen sind auf 402 Spalten, folglich 201 Blattseiten abgedruckt worden, während die 11708 Zeilen des Wigalois 429 Seiten (etwas kleineren Formats) einnehmen. Dieses erhöht freilich die Kosten des Verlags, wenn indessen nur lauter solche gediegene Arbeiten im Fache der altdeutschen Litteratur erschienen und die unreifen hinterblieben, so würde man doch sparen, und die Form des Wigalois gereicht zur Bequemlichkeit beim Gebrauch. Auch die neue Art von Bezifferung, welche beim Barlaam versucht worden ist, so dass nicht fortlaufend die Zeilen des Ganzen, sondern für jede Spalte bezeichnet werden, will uns nicht gefallen. Sie hat etwas Unsinnliches und erspart beim Citiren nichts. (Sp. 147—150 sind richtig beziffert, allein im Satz verrückt, man lese auf Sp. 146 die rechte Seite des folgenden und dann erst die linke des vorstehenden Blattes: auf die Worte: der tohter was er vil bereit folgt: diu wart im sa gegeben.)

Was wir grammatisch und orthographisch an den beiden Texten (am Wigalois fast bloss in letzterer Rücksicht) auszusetzen hätten, das theilen wir hier nicht mit, weil die Litteraturzeitungen dergleichen ins Einzelne und Umständliche gehenden Bemerkungen ungern den gebührenden Raum gestatten, überdem die Druckereien nicht mit den nöthigen Schriftzeichen versehen sind, und was das Schlimmste ist, der Abdruck nicht unter den Augen des Rec. geschehen kann, also unvermeidliche Druckfehler zu befürchten sind, die den Werth der Kritik schmälern. Vielleicht gehören auch dergleichen Dinge besser für die Herausgeber, als für ein gemischtes, sie leicht missdeutendes Publikum, und Rec. (um nicht in den S. 436 von Hrn. Lachmann aus-

gesprochenen Vorwurf zu fallen) begnügt sich, zu bemerken, dass er eine ausführliche grammatische Durchsicht vorgenommen, auch dem Herausgeber des Wigalois besonders mitgetheilt hat und Hrn. Prof. Köpke ebenfalls mitzutheilen bereit ist.

2088 Ein Gleiches gilt in Ansehung der Bemerkungen, welche wir der Natur der Sache nach etwas häufiger zu den beiden Ausgaben beigefügten Wörterbüchern zu machen hätten. Denn im Text stellen sich die einzelnen grammatischen Formen meistens von selbst richtig auf; in dem Wörterbuche hat die Angabe der vollständigen Verhältnisse jedes Worts schon grössere Schwierigkeit. Dem Publikum muss aber gesagt werden, dass, wiewohl beide Glossare sehr fleissig gearbeitet sind und dem Studium der alten Sprache gewiss förderlich sein werden, das Beneckische (auch mit dem besonderen Titel: Anmerkungen und Wörterbuch zum Wigalois S. 430—476 ausgegebene) vorzüglicher Auszeichnung werth ist. Rec. erinnert sich keiner gleich trefflichen Arbeit im ganzen Fache altdeutscher Litteratur. Die wahren Stämme und Ableitungen dunkler Wörter zu finden und anzugeben ist öfters sehr schwer; aber noch ungleich schwerer scheint es, Wörtern, deren Wurzel und Bildung durchaus klar ist, den Begriff nachzuweisen, den sie in einer verflossenen Zeit, häufig ganz verschieden von dem einer früheren oder späteren, gerade gehabt haben. Nicht bloss die Formen und Endungen der Wörter sind einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen; auch ihre Bedeutung und das, was ihre Seele heissen kann, ändert sich und hat Übergänge. Z. B. unsere heutigen Ausdrücke: fromm, klein, krank, mögen, können usw. finden sich auch in der alten Sprache, bedeuten aber ganz etwas anderes, und wörtliche Übersetzungen der veralteten Form in die neue würden den Sinn am meisten gefährden. Den damaligen Begriff äusserlich leicht aussehender, innerlich sehr verschiedener Wörter aufzuspüren scheint uns ein löbliches Ziel Hrn. Prof. B., und er ist darin ungemein glücklich. Man sehe die Wörter: aventiure, beschrenken, buhurt, poinder und viele andere, deren Erläuterung einen dem Wörterbuch vorgesetzten Spruch (plus habet operis, quam ostentationis) reichlich bewährt. Eine schöne Ausführung der

mehrfachen und schwankenden Bedeutungen liest man bei dem Worte palas, das zwar von palatium abstammt, allein mit dem Begriff unseres heutigen Palast gar nicht zu verwechseln ist. Rec. will hier Einiges über die Geschichte dieses Ausdrucks, sowie über ähnliche für das Bauwesen im Mittelalter gültige Benennungen zufügen. Der Name palas wurde, scheint es, erst im 12. und 13. Jahrhundert aus dem französischen palas (palaz, später palais) eingeführt und statt der früheren echtdeutschen Ausdrücke: sal, hof, halle, auch wohl hus und burg gebraucht. Allein unsere Sprache hatte schon viele Jahrhunderte früher das Wort palatium in sich und zwar aus der griechischen Form παλλάντιον aufgenommen.

Bereits vom 7. Jahrhundert an findet sich das Femininum 2089
phalanza, phalinza, falanza, späterhin phalenze in mehrfachem Sinn, bald für basilica (gl. Mons. 331. 382), praetorium (daselbst 398), bald für aula, gleichbedeutend mit Hof und phorzih (Symbolae 194). Ottfried nennt Marias Wohnung palinza (I, 5, 17) und Pilatus Prätorium palinz-hus (IV, 20, 6), es unterliegt keinem Zweifel, dass man ein jedes ansehnliche öffentliche Gebäude, voraus Kirchen und Königswohnungen mit diesem Namen belegte. In engerem Sinn galt er vorzüglich von dem Hofe des Königs, es bildeten sich Dienste und Gewohnheiten der Pfalenz (Pfalz), leges palatinae (Lamb. schafnab. ed. Krause S. 159. 220. 245) und die Würde der Pfalzgrafen. Eine Glossensammlung des 12. Jahrhunderts (Symbolae 303), nachdem sie palas und palenze als zweierlei Ausdrücke aufgestellt hat, fügt hinzu: sed Francorum lingua eodem verbo significatur et aedificium et officium, cum dicitur palenze. Da man in neueren Zeiten die Geschichte unserer Architektur mit verdienter Aufmerksamkeit betrachtet, so ist der frühere Gebrauch der aus dem Byzantinischen mit der Baukunst selbst (seit dem 5. und 6. Jahrhundert?) eingeführten Benennungen palanza und kirihha (κυριακή, dominica) sicher zu beachten. Eben dahin gehört das gleichfalls alte phorzih (Masc., im Plur. phorzihha), angelsächsisch portic, aus dem lateinischen porticus stammend und zuweilen mit phalanza gleichbedeutend (Symbolae 194), gewöhnlich aber den Vorhof der

Kirche oder des Palastes (aula, atrium, vestibulum, peribolus, pastophorium, doma) bezeichnend (gl. mons 337. 341. 361. 362, Symb. 202. 231. 254). In diesem Sinn spricht Lamb. schafnab. (p. 128) von einem atrium palatii. Es war natürlich, dass in der Kirchenbaukunst die altdeutschen, vielleicht an das abgeschworene Heidenthum mahnenden Ausdrucke den fremden weichen mussten: einen solchen mag selbst hof (atrium bei Notker 95, 7) gehabt haben. Eine sorgfältige Untersuchung der deutschen Bauwörter nach Zeiten und Völkerschaften wäre gewiss fruchtbar: dergleichen sind alh, gothisch templum, altsächsisch alah; rohsn, gothisch atrium; razn, gothisch domus, isländisch rann; hochdeutsch folgende: gadam (Gaden), flezzi (atrium, isländisch flet), zimbar (Zimmer, timbr) und andere. Keminate ist weit jünger und entweder lateinischen Ursprungs (der Heizbarkeit wegen von caminus), oder slavischen (polnisch kamienica, steinernes Haus): seine damalige Bedeutung und Identität mit gadem setzt der Herausgeber des Wigalois ins Klare.

Zu den S. 433—510 enthaltenen, wichtige Varianten mittheilenden und besonders dunkele Stellen beleuchtenden Anmerkungen ist uns beim Durchlesen ein und das andere eingefallen, was wir hier mittheilen wollen. Z. 57 „sit ich mich guotes alrerst versan" wiederholt sich 976. 6855 und heisst soviel als: von Kindesbeinen auf, sobald ich unterscheiden lernte, was Gut und Bös sei. Liechtenstein (Man. 2. 26a) „sit daz ich verstuont beidiu ubel und guot." — Z. 341 „biderbe und frumech" steht ebenso zusammen in Wernhers Maria 4133 und Wigamur 2517. — Z. 788. Bedenklich scheint die Auslegung der Worte: „geworht ane zungen" durch: Dichtergebilde abgerechnet. Von einem Abrechnen, Ausnehmen hat der Text nichts, denn ane steht nicht vor geworbt, sondern vor zungen, ane kann aber auch nicht soviel wie an und der Satz: gedichtet mit der Zunge, d. h. Poesie, Sprache bedeuten sollen, denn in dieser Construction wird mit erfordert (Z. 782. 4471). Entweder also müssen die Worte „geworht ane zungen" aussagen: nicht mit der Zunge (durch die Zunge, nämlich Sprache, Poesie) geschaffen, folglich: wirklich lebend,

oder zungenlos erschaffen, d. h. als Bildsäule oder Gemälde, denen der Schein der Oberfläche, kein inneres Leben zusteht, folglich: sprachlos, unlebend. In keinem Fall dürfen die Worte eingeklammert werden. — Zu Z. 1605 wird die alte Bedeutung des Wortes rede: ratio, Rechenschaft angemerkt. In früherer Zeit galt redihaft für rationabilis, und noch im heutigen Holländisch steht redene für Rechenschaft. Dies alles ist in der Philosophie der Sprache tief gegründet, die Begriffe, welche sich im lateinischen ratio, oratio, numerus usw. begegnen, erscheinen auch im gothischen rathjo (Rechenschaft und Zahl), im althochdeutschen redia; Zahl (zala, tala) drückt numerus, lingua und solertia aus. — Z. 2319—24 klagt der Dichter über die Sitte seiner Zeit, den besiegten Ritter der Rüstung zu berauben; ebenso Reinmar von Zweter 209 (Man. 2, 129b) „do hete man umbe eine decke ungerne erwurget guoten man.“ Allein dies Lob der besseren alten Zeit ist hier, wie so häufig, ungegründet, und das spolium (re-roup Parc. 14141. 14176 [473, 29. 475, 5], sonst auch wala-rauba, val-rán) war uralte Gewohnheit aller frühen Völker; vgl. Waltharius 1187: Caesos spoliarier armis, 205 tum super occisos ruit et spoliaverat omnes; Hildebrandslied Z. 50 und das homerische τεύχεα συλᾶν. Z. 2358 ff. wird wiederum Alt und Neu gegeneinandergestellt: eine Jungfrau dürfe nicht mehr allein reisen, ohne in Gefahr und übelen Ruf zu fallen. Man vgl. dazu Wigamur 5389 und Reinmar von Zweter (2, 152b). — Die Anmerkung zu Z. 2861 über Hoyer von Mansfeld dient zur Ergänzung von Grimm deutsche Sagen No. 487; man vgl. auch Helmold. chron. slav. S. 36. — Z. 3522 bei der Redensart „gan lan“ (gehen lassen) ist zu verstehen: diu ors oder daz ors, und mit dem Streitross ablenken oder herzureiten wird durch: von einander oder zuo einander gan lan (1993) ausgedrückt. Auf ähnliche Weise: lie hine gan (ritt fort) Tristan 8995. 9049. 9080. 15912. 16048 und: lie naher strichen Parc. 20308 [679, 25], Oranse 2, 146a [Will. 324, 20]. Zuweilen sind aber auch andere Substantive bei dergleichen Redensarten zu subintelligiren. — Aus Z. 6145 wird bewiesen, dass diese Gedichte für Zuhörer, nicht für stumme Leser be-

stimmt waren. Darum heisst es häufig in Beziehung auf das laute Vorlesen: munt nie gelas Z. 11569 und Parc. 9394 [315, 14], S. Georg 4993, Orlenz 16—20. Ein stilles Für-sich-Lesen kommt indessen auch vor, z. B. in Conrads Erzählung von Wirnt Z. 55—62. — Den sorgfältigen Nachweisungen der Fabel vom Salamander und Samanirit zu Z. 7435 wüssten wir gegenwärtig nur eine Stelle im Laurin (Symb. 68. 69) beizufügen. — Z. 7462. Die Wortfügung, welche den Nominativ vorausschickt und dann das Pronomen im nöthigen Casus folgen lässt, kommt überall in der altdeutschen Sprache vor und schon in Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts. Auch die zu Z. 8660 bemerkte Unterbrechung der Rede durch Fragen lässt sich durch eine Menge von Beispielen erläutern. Aber so vergessen ist die alte Syntax unserer Sprache, dass dergleichen Dinge den Grammatikern unerhört und neu dünken werden! — Z. 8920 wird gelac (endigte) von dem blossen lac (lag) richtig unterschieden. Der Nachdruck beruht auf der Vorsilbe ge- (ꝛꝛꝛꝛ-), und gelag kommt unserem heutigen „lag dahin, danieder“ bei. Man muss daher sagen: „daz her lac uf dem velde“, aber: „er gelac tot oder sigelos“ — Z. 9089 „sper von angeran, angran“ heisst im Parcifal 10000. 11479. 21027 [335, 20. 384, 29. 703, 24] angram (im Reim auf: nam). Es ist der Name eines Ortes, wo besonders starke Speere verfertigt werden mussten, wie man aus sper von troys (Troyes in Campagne) Parc. 8586 [288, 16] entnehmen kann. Vermuthlich wird Agram in Croatien gemeint. — Z. 9525 „die sines ortes waren geil“
2092 kann sines schwerlich auf die Fürsten bezogen werden, weil es sonst nach der Grammatik heissen müsste: ir ortes, und ieslicher schwerlich als ausgelassen hinzugedacht werden darf. Hr. Benecke versteht unter Ort das Land, womit einer belehnt wird. — Sollte es nicht vielmehr die Spitze des Speers, Scepters oder der Fahne bedeuten, welche symbolisch von dem Lehnsherrn gegen den Vasall bei der Übergabe des Lehns gesenkt wurde? Sines ortes gienge alsdann auf den belehnenden König, die belehnten Fürsten waren seines Scepters oder seiner Belehnung froh, standen gern unter einem so mächtigen Oberherrn. Die ganze Stelle hat Wirent von Grafenberg aus dem

Parcifal 1527 [51, 28] entlehnt, wo auch 1528 [51, 29] folgt: doch beleip der bezzer teil gamurete, wie hier 9524 iedoch beleip im der beste teil. — Z. 10494 steht: ouch lagen im geliche zwey richiu kunechriche, welches erklärt wird: zwei mächtige Reiche grenzten an sein Land. Dieses Grenzen ist zu bezweifeln. Geliche (Adv.) ligen oder auch stehen heisst wohl nichts als: aequipollere, aequiparari (Nibel. 449 [113, 1]. Parcif. 13423 [449, 28]), in unserem Zusammenhang: sie kamen ihm gleich an Macht, und er wusste sich ihrer doch zu erwehren. Die Redensart: gelich (Adj.) sin (auch mit dem Dativ) findet sich bei den alten Dichtern weit häufiger und muss auf mancherlei Weise verstanden werden.

Der Herausgeber des Barlaam hätte dunkele oder merkwürdige Stellen seines Textes mit ähnlichen Erläuterungen ausstatten sollen, z. B. Spalte 79 die jüdische Fabel von dem ungeheueren Fisch Leviathan, dessen Wange Christi Tod mit der Angel durchbohrte, eine merkwürdige Anspielung auf die midgardische Schlange, welche in Thors Angel biss und dann wieder ins Meer versank (s. Hymisquida). Die Stelle von den fünf Kasteiungen Sp. 377—380 kann mit Notkers Auslegung der Psalmen 9, 1 verglichen werden, die lateinische Erzählung von Barlaam und Josaphat, wie sie in der legenda aurea steht, enthält nichts davon. Dergleichen wäre vieles anzubringen.

Die Namen der Örter und Personen (die man im Wigalois lieber in einem besonderen Verzeichnis, nicht unter den anderen Wörtern läse) hat Hr. Köpke gar nicht mit ins Glossar gebracht; es sind ihrer freilich nur wenige. Aber eine das Nachschlagen erleichternde Inhaltsanzeige ist dem Barlaam vorgesetzt, die wir beim Wigalois vermissen. [anonym.]

116 # EDDA SAEMUNDAR HINNS FRODA.

Edda rhythmica seu antiquior, vulgo Saemundina dicta. Pars II. Odas mythico-historicas continens. Ex codice bibliothecae regiae havniensis pergamenaceo nec non diversis legati arna-magnaeani et aliorum membraneis chartaceisque codicibus nonnullis manuscriptis. Cum interpretatione latina, lectionibus variis, notis, glossario vocum, indice nominum propriorum et rerum, conspectu argumenti carminum et IV appendicibus. Hav. 1818 in 4to. XXXIV et 1010 pag.

Hermes oder kritischen Jahrbuch der Literatur. [Zweiter Jahrgang.] Erstes Stück für das Jahr 1820. Nr. V. der ganzen Folge. Amsterdam in der Verlags-Expedition des Hermes. 1820. [Leipzig in Commission in der Buchhandlung Brockhaus.] gr. 8. pag 116—129.*)

Auf die mythischen Lieder, welche der erste Band, dessen Beurtheilung nicht hierher gehört, enthält, folgen in natürlicher Ordnung die epischen oder, wie sie nach der Ansicht der Herausgeber genannt sind, die mythisch-historischen. Sie sind auf folgende Weise eingetheilt: 1) Das Lied von Wölund. 2) Lied von Helge dem Haddingenheld (dem Sohne Hiorvards) oder das erste Lied von Helge. 3) Lied von Helge dem Hundingstödter oder das zweite
117 Lied von Helge. 4) Das andere Lied von Helge dem Hundingstödter oder das dritte Lied von Helge. 5) Von dem Tode Sinfiötles. 6) Gripers Weissagung oder das erste Lied von Sigurd dem Schlangentödter. 7) Zweites Lied von Sigurd, erste Abtheilung. 8) Zweites Lied von Sigurd, andere Abtheilung. 9) Das erste Lied von Brynhild oder Sigurdrifas Lied. 10) Drittes Lied von Sigurd. 11) Bruchstück aus dem zweiten Liede von Brynhild. 12) Todesfahrt von Brynhild. 13) Das erste Lied von Gudrun. 14) Mord der Niflungen. 15) Das zweite Lied von Gudrun. 16) Das dritte Lied von Gudrun. 17) Klage der Oddrun. 18) Das grönländische

*) [Die Red. bemerkt hierzu: „Aus Unachtsamkeit des Setzers erscheint diese Beurtheilung an dieser Stelle. Sie sollte unmittelbar dem ersten Aufsatze in diesem Stück über die altnordische Litteratur folgen, da sie mit diesem gewissermassen ein Ganzes ausmacht.“ Letzterer wird den dritten Band der Kleineren Schriften eröffnen.]

Lied von Atli. 19) Die grönländischen Lieder von Atli. 20) Das Lied von Hamdir. 21) Der Gudrun Aufreizung. Hierbei ist zu bemerken, dass Nr. 5 und 14 nur kurze prosaische Stücke enthalten und nicht mehr die Lieder selbst, so dass deren in der That nur 19 sind. Dagegen ist noch zugefügt 22) Gróu Galdr, Zauberruf der Gróa, der aber nicht hierher gehört, sondern als eine Zugabe zu den mythischen Liedern des ersten Bandes zu betrachten ist. Als Anhang ist Gunnars-Slagr (fidicinium Gunnaris), eine neuere, aber geschickte Nachahmung, mitgetheilt. — Das erste Lied von Wölund steht hier nur in einer entfernteren Beziehung auf den Fabelkreis, hätte aber, zumal da sich die nähere Verflechtung damit aus der Wilkinasaga ergibt, nicht fehlen dürfen. Die drei Helgenlieder und das Bruchstück von Sinfiötles Tod sind gleichsam die Vorgeschichte der Fabel, deren engeren Ring die sechszehn oder, nach obiger Bemerkung Nr. 14 nicht mitgezählt, die funfzehn Rhapsodieen Nr. 6 bis 21 bilden. Bei den Überschriften scheint uns das Zusammenfassen und die daher entstandenen Unterabtheilungen in Ziffern nicht günstig: so verwirrt man leicht Nr. 6. 7. 8 und 10, und es ist viel natürlicher, Nr. 6 bloss Gripisspá und Nr. 8 Fafnismál zu nennen.

Was zuerst den Text betrifft, so liegt die beste Handschrift von Pergamen auf der königl. Bibliothek zu Grund, eine noch vorzüglichere auf der Universitätsbibliothek besteht leider nur aus sieben Blättern; unter den papiernen, welche benutzt sind, ist die Suhmische anzumerken, weil sie eine andere Recension als die königliche enthält, wenigstens nach der Meinung des Gudmund Magnäus; man vergleiche deshalb S. 326 N. d. — Die Feststellung und Vergleichung des Textes und Ausarbeitung der Noten war zwei Stipendiaten des Arnamagnäanischen Instituts, Gudmund Magnäus, der schon am ersten Bande gearbeitet 118
hatte, und John Johnson, dessen schon oben [Hermes S. 7] bei der Niála-Saga rühmlich gedacht ist und der gleichfalls beim ersten Bande thätig gewesen, aufgetragen; beide waren Isländer, um des grossen Vortheils, welche diesen die Muttersprache bei Erklärung der alten Gedichte gewährt, nicht zu entbehren. Jetzt zeigte sich jenes Schicksal, das die Herausgabe der altnordischen

Denkmäler auf eine so eigene Weise begleitet. Die langsam vorrückende Arbeit war im Anfange des Jahres 1793, also vor 25 Jahren beendigt, doch bei genauer Prüfung sahen sich die Ephoren des Instituts damit nicht völlig zufrieden gestellt: Gudmund war hin und wieder zu weitläuftig, in der Kritik aber und dem Commentar zu eilfertig gewesen. John Olafsen (von Svefnöe, Hypnonesiensis, von dem es in der Vorrede heisst: in poesi septentrionali facile princeps), einer der Ephoren, übernahm eine Durchsicht und Überarbeitung, so wie beim ersten Bande durch Gunnar Paulsons Commentar die Übersetzung des Gudmund Magnäus berichtigt war. Mancherlei Hindernisse, endlich Altersschwäche waren Schuld, dass er die Arbeit nur bis etwas über die Hälfte vollenden konnte. Das Unternehmen stockte jetzt lange Zeit. Als man endlich, nachdem John Olafsen und Gudm. Magnäus gestorben waren, John Johnson *aber nach Island zur Verwaltung eines* Amts zurückgekehrt, mit dem Drucke des einmal Vorhandenen beginnen wollte, zeigte sich eine neue Widerwärtigkeit: von den zwölf durch Olafsen zum Drucke ausgearbeiteten Liedern waren zwei, die beiden Lieder von Helge dem Hundingstödter, abhanden gekommen. Diesen Verlust zu ersetzen, die Indices und ein noch ganz fehlendes Glossarium abzufassen, wurde der durch gelehrte Arbeiten schon bekannte und im Herbst 1812 aus Island nach einem elfjährigen Aufenthalte zurückgekommene Finn Magnussen ausgewählt. Eine andere, aufs Neue von Hallgrim Scheving auf Island unternommene Bearbeitung der beiden Helgenlieder kam zu spät und konnte nur im Glossar und bei den Indicibus benutzt werden. Fünf Jahre waren zu dem Drucke nöthig.

Von einem Texte, an welchem vier und zumal darunter ausgezeichnete Kenner der altnordischen Sprache und Dichtung gearbeitet, lässt sich schon etwas Vorzügliches erwarten. Die Vortheile einer solchen Gemeinschaft sind so überwiegend, dass der Nachtheil derselben, wohin man die immer etwas verschiedene zu Grunde gelegte Ansicht von kritischer Behandlung rechnen kann, nicht in Betracht kommt. G. Magnäus scheint am geneigtesten zu Conjecturen gewesen zu sein. Im Ganzen also

betrachtet, haben wir einen sorgfältigen und lobenswürdigen 119
Text und eine fleissige und genaue Übersetzung erhalten, gleichfalls ist in den Anmerkungen viel Schätzbares, zum Verständnisse des Einzelnen Führendes enthalten. Eine auf diese Vorarbeiten sich stützende, aus einem Gusse gearbeitete, reinere Recension (welcher dann auch manches geringerer Art, z. B. eine folgerechte Orthographie von selbst zufällt) wird nicht ausbleiben. Manches für die höhere Kritik wird sich, wenn man Zeit und Stil der verschiedenen Lieder genauer zu unterscheiden gelernt hat, auch die Weise ihrer Auffassung näher kennt, ergeben; ferner muss die beständige Rücksicht aufs Metrum noch Verbesserungen herbeiführen. So hätten wir bei dem Wölundslied nach erster Durchsicht etwa folgende Anmerkungen zu machen, die, zumal da sie in dem manches Vortheils beraubten Auslande entstanden sind, auf Nachsicht Anspruch machen. Str. 1 und 3 orlog drygia, ut fata constituerunt, orlog hat aber hier gewiss die nähere *Bedeutung* von Krieg, wie auch im contextus p. 964 vermuthet wird; die Wahlküren wollten in den Krieg ziehen, das Schicksal der Schlacht zu bestimmen. Str. 2 svanfiadrar dró, hier scheint, wie wir schon bemerkt, eine Zeile zu fehlen, etwa: er Slagfinni hendur um sleyngdi. Str. 3 thrádo, desiderio tenebantur (Note 9 ist der zwar richtige Infinit. threya angegeben, aber thrá kommt nur im Glossar vor), dieses Wort scheint eigenthümlich das Treibende, die Unruhe der Wahlküren zu bezeichnen, daher heisst es auch in Hrafnagalldr (Edda I, p. 206): thrá walkyrior. — naudr um skildi, necessitas rem mutavit; Finn Magnussen erklärt necessitas hernach noch durch fatum, da aber die Wahlküren selbst das Schicksal bestimmen und von sonst einer Nothwendigkeit nicht die Rede sein kann, so empfiehlt sich eine andere Erklärung von naudr durch necessitudo, Verwandtschaft (wie in Atlamál naudmadr homo necessarius vorkommt), Band, Ehe; skildi wäre dann passive zu nehmen; auch ist in der Niála von skil und skilit bemerkt, dass dieser Ausdruck bei Ehescheidungen gebraucht wird. Der Sinn der Stelle also wäre: ihre Ehe ward aufgelöst. Str. 5 ist der Alliteration wegen statt hióar quanar zu lesen:

biartar. Str. 6 vegreigr und Str. 8 vedreygr, da jedesmal der Zustand des von der Jagd zurückkehrenden Schützen beschrieben wird, auch der vorangehende Halbvers derselbe ist, so müssen beide Worte wohl in Übereinstimmung gebracht werden, was auch dem epischen Stile nach nothwendig ist. Periculis strenuus scheint aber hier passender als eundo alacer. Str. 6 negldar bryniar, dazu ist eine Stelle aus dem Nibelungenlied anzuführen „von genagelten riehen pfellen vil der schilde breit" (Hohen-Ems. Hs. zu Wien 5189 [1234, 2 C]). Vgl. auch Wigalois von Benecke v. genagelt. — Str. 14 die letzte Zeile: era sá nu hyrr, er or holti ferr bezieht G. Magn. auf Wölund, der in die Gefangenschaft abgeführt werde, das geht nun wohl den Worten nach (ob es gleich natürlicher hiesse: der aus dem Hause weggeführt wird), aber dann stehen die vorangehenden Zeilen ganz abgerissen. Finn Magnussen bezieht es daher auf Nidud und legt dem Wölund die Worte in den Mund, allein Nidud fährt ja nicht eben aus dem Holze, den Wölund zu besuchen, er ist längst da, war versteckt und Wölund weiss nicht, wo er herkommt. Der Sinn der ganzen Strophe bleibt also dunkel, wahrscheinlich ist sie verderbt, und sie nach der dritten zu setzen scheint doch noch das beste Auskunftsmittel. Wie sollte Wölund, der sich beklagen will, anfangen, dem Nidud von seiner Familie vorzuerzählen? Überhaupt lässt das Lied hin und wieder verderbte und zerstückelte Stellen vermuthen, z. B. bei der Wiederholung Str. 4 und 8: kom thar usw. Man sieht wenigstens nicht, warum Str. 4 nicht auch Wölund bei den von der Jagd Zurückkehrenden genannt wird, da er doch musste mit den beiden anderen ausgezogen sein. Str. 20 yccr lât für lâte. Str. 22 seldi ist wohl, wie Str. 23 und 33, in sendi abzuändern, der epischen Einförmigkeit wegen. In Str. 24 fehlt wahrscheinlich eine Zeile, worin es heisst, dass Baudvild den Ring zerbrach. Str. 26 das schwere Wort ividgiarn ist hier durch ividgrannr, welche Lesart auch vorkommt, neutiquam tenuis erklärt (im Glossar fehlt es ganz). Olafsen schlägt in der Note vor i vid giör, im Walde vollbracht, und bezieht es auf jenen dem Wölund im Walde geraubten Ring: das ist scharfsinnig, allein die Übereinstimmung

mit dem invidies-gern, fraudulentus, in der altsächsischen Evangelienharmonie ist zu wichtig, um das Wort nicht zu erhalten; ivid ist altdeutsch: fraus, dolus malus, angelsächsisch inwit. Str. 27 wünscht Wölund, dass ihm seine Sehnen nicht zerschnitten wären und er noch auf seinen Füssen stehe, dann heisst es unmittelbar: lachend hob er sich in die Höhe. Dabei steht die unpassende Anmerkung: poeta Volundum mira quadam et supernaturali ratione voti compotem factum esse praedicat. Wir wissen aber aus der Wilkinasaga Cap. 20 bestimmt, dass er durch Hilfe eines kunstreich verfertigten Federkleides entfliegt; die Strophe, die dies erzählt, ist wiederum untergegangen. Str. 35 Nidud sagt, niemand sei so gross, dass er den Wölund 121
vom Pferde ziehen könne, d. h. dieser schwebt in der Luft, sein Pferd ist die Luft. Str. 39 bei augurstund, hora molesta, wäre doch wohl die andere Lesart angurstund, Angststunde, vorzuziehen, wie angrliod vorkommt. Str. 39 steht Nidadr wie sonst auch, dagegen Str. 29 Nidudur, diese Form aber, welche auch die bessere scheint, ist nur in den Index der Eigennamen aufgenommen.

Auf diese Weise fortzufahren, würde hier zu weit führen, wir heben daher aus den anderen Liedern nur einiges aus. S. 43 Str. 28 mund heisst Hand und thrennar mundir meyia heisst: dreierlei Jungfrauen. S. 51 Str. 40 hug skalltu deila, weder die Erklärung von G. Magnäus: animi affectum moderare passt zu den Worten, noch die von Olafsen: animi affectum dividas (inter me et fratrem) in den Zusammenhang. Theile meine Gedanken heisst hier: höre mich an, habe Acht auf meine Worte, was in der folgenden Strophe heisst: ef thu vill mino mali hlyda. S. 90 Str. 4 hvar her megir heyia eigudi, es ist ohne Zweifel wegen der in der folgenden Strophe entsprechenden Antwort zu lesen: heima eigudi. — S. 108 at lithi lofdúngs, super populum regis; es scheint aber dem Zusammenhang angemessener zu verstehen: at hlithi, an dem Grabhügel, wo der Verstorbene leuchtend erscheint. — S. 172 Anm. 13 soll api, Affe, als ein neueres Wort in den Text nicht passen, dennoch kommt es ganz auf diese Art und mit demselben Beiworte osvidr in Hávamál und Grimnismál vor. — S. 234 soltnar thyar hat

in dem Zusammenhange die alte Bedeutung: todte Mägde. Sie sagen: genug sind todt (werden mitverbrannt), wir wollen leben; vergl. Str. 65. — S. 243 miötudr ist hier bedeutender (wie es auch S. 347 Str. 14 vorkommt) der Weltschöpfer, das Schicksal, obgleich auch Schwert einen natürlichen Sinn gibt. — S. 300 Str. 13 heisst es, sie stickte: sali suthråna ok svani danska, deutsche Häuser und dänische Schwäne; hier scheint aber svanr für Frau zu stehen, was einen natürlichen Gegensatz zu den Häusern und einen besseren Sinn an sich gewährt. In Hrafnag kommt svanni für femina vor. — S. 334 Str. 10 ist sva übersetzt durch ita und angenommen, dass bót fehlt. sva bót Gudrún sinna harma, so rächte Gudrun ihre Leiden; es scheint aber sva hier von einem Verbum herzuleiten, das wie svåfa (unser altdeutsches entschweben) besänftigen, sopire bedeutet. So stillte sie ihren Kummer, freilich: indem sie sich
122 rächte. — S. 358 Str. 30 ist eine merkwürdige Stelle; es wird darin erzählt, dass Gunnar in der Höhle alle Schlangen durch sein Spiel eingeschläfert, nur eine sei nicht zu besänftigen gewesen. Sie drang zu Gunnars Herz, dies war die Mutter Atlis, móthir Atla. In der Note heisst es: nimirum in anguem transformata. Diese Mutter Atlis wird weder in den Liedern noch in anderen hierhergehörigen Sagen ein einziges Mal genannt oder nur auf ihr Dasein angespielt; eben so ist es auffallend, dass sie, ohne dass dieser Umwandlung gedacht wäre, gleich als eine Schlange erscheint. Es ist daher wahrscheinlich, dass sie bloss durch ein Missverständnis oder einen Schreibfehler entstanden und modir nadra, Mutter der Nattern, zu lesen ist, d. h. die grösste, mächtigste Schlange. Beweisend ist, dass die Wolsungasaga, die doch eine andere Recension vor sich hatte, ganz in Sinn und Wort damit übereinstimmend liest: ein nadra mikil ok illeleg (Cap. 46). Dass alle Handschriften Atla lesen, ist nicht zu verwundern, da wir durch die gemeinschaftliche grosse Lücke wissen, dass sie alle zu einer Familie gehören. Noch sonst ist diese Stelle wichtig, weil sie dann die Neuheit von Gunnarsslagr, wo diese Mutter Atlis eingeführt ist, unwidersprechlich darthäte. — S. 377 Str. 14 Bicca greppar, feroces viri, sind ohne Zweifel treulose Männer in Beziehung auf den treulosen Bicci.

Der Ausdruck ist vorausgenommen, da der Verrath Biccis erst später in der Sage vorkommt, aber sehr passend, denn auch Atli hatte Verrath im Sinne. S. 382 ist der Alliteration wegen statt folginn zu lesen getinn. — S. 386 Str. 25. Die allein richtige Erklärung von Kumblasmidr ist im Glossar nachgetragen: tumulorum auctor. — S. 399 Str. 35 ut geck-at reifa giold raugnir, exiit exhibitum officia regi debita; giold ist aber hier natürlicher in der Bedeutung von poena zu nehmen. Gudrun gieng, um den Fürsten, d. h. Gunnar zu rächen. Statt bratha barnâsku brádor inn kapp-svinna ist zu lesen: brá tha barn-âsku brudur in kapp-svinna: da richtete die Kinder zu Grunde das listige Weib.

Das Glossar ist von Finn Magnussen mit Sorgfalt und Gelehrsamkeit ausgearbeitet und zeichnet sich durch grössere Vollständigkeit vor dem des ersten Bandes aus. Auch ist hier im Etymologisiren weiter gegangen, namentlich sind die orientalischen Sprachen mehr herzugezogen. Die Vergleichung damit wird ihren Vortheil erst bei genauerer Kenntnis der Grammatik und Formen bewähren, bis jetzt kann man noch immer misstrauisch sein, da ein blosses Suchen nach der Wurzel leicht täuscht. Wir können bei nahe liegenden Sprachen die Beispiele dafür nehmen: ohne Zweifel ist der Verf. mit der deutschen recht 123
gut bekannt, dennoch bleibt es uns unverständlich, wie er bei kâra, klagen, unser kehren hat anführen können, bei sar, vulnus, unser Geschwür und die Partikel zer (wir haben altdeutsch diu sere und noch heute versehrt); bei sáttr, reconciliatus, unser sanft, was gar nichts damit zu schaffen hat; sich setzen brauchen wir dagegen noch von dem Beilegen eines Streits oder bei Anordnung eines verwickelten Verhältnisses. Dagegen war unser sänftigen bei sefa, sefia anzuführen. Bei vath lag unser altdeutsches wat viel näher als das heutige Gewand, welches sollte angeführt werden, es steht aber wahrscheinlich durch einen Schreibfehler Wand da, was nur paries bezeichnet. Bei vöxtr ist Wuchs nicht angegeben, sondern Wachsthum, was etwas anderes aussagt, und Wachsung, welches eine bei uns nicht übliche, sichtbar von einem Fremden gebildete Form ist. Bei thy, serva, lag Dieb völlig ab, Diener konnte zur Ver-

gleichung daneben gestellt werden, wenn wir nicht dasselbe Wort im Altdeutschen auch hätten: diu. Ebendaher war zu slod, via trita, unser sla zu bemerken, zu sim, simi aber Sime, was die Vogelsteller noch heute von ihren Seilen gebrauchen. Zu gagl, pullus avis, gehört unser Küchlein. Fehlende Wörter sind uns bisher nicht viel aufgestossen, es gehört dahin: acka ek AM. 13; angurliod II. II, 44; angurlauss II. II, 45; haufdi halda O. 20; halfo fremr HM. 2; koma in der Bedeutung von berühren; hefir hiorr komit hiarta II. I, 40; rúnar o-spiltar und o-vill tar B. I, 19; sprutto HM. I; thrimr Gh. 10. Das Zeitwort bregda verdient eine genauere Erläuterung seiner verschiedenen Bedeutungen. Bei dem schwierigen Worte hypia ist die ganz entsprechende Stelle tottrug hypia in Rigsmál Str. 16 übersehen, auch wäre heppa ein Bettlerweib in der Wilk. S. anzuführen. Bei as-kunnr fehlt Aq. 28, bei heyia H. II, 4, bei Kalkar S. III, 37., bei Jarknasteinn Vq. 23. 33. Wahrscheinlich ist unter Jarkna-steinn ein schwarzer Achat zu verstehen, und zwar, da er Augen, welche Wölund daraus macht, ähnlich sein muss, eiförmig, da Gudrun gleichfalls einen solchen Stein aus dem Kessel holt, hat er schon deshalb diese Gestalt haben müssen, denn nach dem Schwabenspiegel Cap. 37 musste der Stein beim Kesselgriffe die Form eines Hühnereis haben. Er ist also wohl der Rabenstein, von dem in der Hervararsage ein Räthsel steht. Auch darf man
121 an die in altheidnischen Grabhügeln bei uns nicht selten gefundenen ganz eiförmigen glatten Steine erinnern.

Nach dem Glossar kommt ein Index nominum propriorum, zuweilen mit etymologischen Erklärungen, die hier besonders schwierig sind und zu sehr gewagten Vermuthungen führen. (Heinrich z. B. stammt gewiss nicht von Heidrekr, wir haben noch denselben Namen: Heidenreich.) Es scheint gleichfalls vollständig (nur Sporvitnir aus H. I, 47 haben wir nicht darin gefunden). Der Anfang zu diesem Index liefert eine Übersicht der Sprachen, welche zur Vergleichung in dem Glossar gedient haben. Darauf folgt ein Contextus carminum, ein Index rerum memorabilium, endlich noch eine Aufzählung der einzelnen schwierigen Stellen. Sämmtlich Arbeiten von

Finn Magnussen, welche zeigen, dass dieser Band reichlicher als der erste ausgestattet worden, wo von allen diesen Stücken nur das vorletzte sich befindet. Von besonderem Nutzen, zumal bei dem epischen Charakter dieser Lieder, ist die genaue Übersicht des Inhalts, deren Werth noch dadurch erhöht wird, dass in den Anmerkungen zur Vergleichung manches Entsprechende aus den Sitten des Orients beigebracht ist. Die rechte Bedeutung davon wird sich gleichfalls erst offenbaren, wenn das ganze Verhältnis zu jenen Ländern, wo die Quellen liegen, die auch in unserer Poesie strömen, genau erörtert und bestimmt ist, eine grössere Arbeit, an welcher seinen Theil zu liefern der Verf. ohne Zweifel Beruf hat. Übrigens hat er in diesen Beilagen bei schicklicher Gelegenheit einzelne Stellen des Textes nach seiner Ansicht verbessert und anders ausgelegt; gewöhnlich ist dies angezeigt, doch nicht immer, namentlich bei kleineren Dingen, so dass man wohl im Contextus eine andere Erklärung als in der Übersetzung finden kann. Z. B. Aq. 28 heisst der Hort der den Göttern bekannte, dagegen im Contextus und Glossar wird der Fluss Rhein der göttliche genannt, je nachdem man nämlich as-kunnr auf arfi oder Rin bezieht; diese letztere Auslegung scheint den Worten nach vorzuziehen, macht aber das Beiwort ohne Zweifel wichtig. Es gehört also schon genauere Bekanntschaft mit dem Buche dazu, um es nach seinem eigentlichen Werthe benutzen zu können.

Die wohl abgefasste Vorrede rührt wahrscheinlich von Birger Thorlacius. Sie gibt ausser den Nachrichten über die Entstehung und Einrichtung des Buchs auch einige Winke über die Natur dieser Lieder, wobei die aus P. E. Müllers Untersuchungen genommenen Resultate, deren wir bei dem zweiten Bande der Sagenbibliothek [Hermes S. 12—17] gedacht haben, zu Grunde liegen. Es leidet keinen Zweifel, dass wir diese 125
Lieder nicht sämmtlich besitzen, so auch konnten die bei der Verschiedenheit ihres Geistes, den Wiederholungen, den Abweichungen im Einzelnen, selbst Widersprüchen unmöglich einen und denselben Verfasser haben. Die Atli-Lieder, nach einer norwegischen Provinz die grönländischen genannt, zeigen innerlich und äusserlich eine andere Gestaltung der Saga und, wie schon bei den

dänischen Heldenliedern bemerkt ist, in verschiedenen Zügen eine Annäherung zu der deutschen; dennoch sind beide Gedichte in ihrer Grundlage wieder verschieden (vgl. auch das Glossar v. rynendr). — S. 489. Anm. 5 ist eine sehr wunderliche und ganz gewiss unbegründete Vermuthung (denn sie stützt sich auf eine falsche Erklärung von halfo freinr) vorgetragen: dass Eyvind Skaldaspiller Verfasser von Hamdismál und anderen eddischen Liedern sei. Der Text ist nicht selten verwirrt und verderbt, und manches Unvollständige, Abgebrochene, selbst das Einrücken prosaischer Zwischensätze, wo die Erinnerung nur noch dürftig den Zusammenhang behalten hatte, lässt sich durch die Auffassung aus mündlichen Überlieferungen erklären. Als später, wenn auch nicht verdächtig, wird das dritte Gudrunenlied und die Atlaquida bezeichnet. Zu der Wolsungasaga und der jüngeren Edda ergibt sich das merkwürdige Verhältnis, dass diese beiden mehr und weniger von diesen eddischen Liedern vor sich hatten, nämlich jetzt ganz verlorene gleich alte oder noch ältere; dagegen ist die Wolsungasaga an anderen Stellen kürzer oder hat den rechten Sinn nicht verstanden. Genau also dieselbe Natur und Eigenthümlichkeit, welche alle epischen Dichtungen zeigen. Die Mythologie ist (wie beim Homer) zurückgedrängt, blickt aber doch verschiedentlich durch; S. III der Vorrede ist einiges darüber zusammengestellt.

Eine eigentliche Erklärung der alten Saga ist nicht gegeben, konnte auch nicht wohl als eine zu weit führende Untersuchung in dem Plane liegen. Insofern hat der erste Band der Edda einen bestimmten Vorzug, wo Skule Thorlacius die Hauptpunkte der nordischen Mythologie berührt und erörtert hat; diese Abhandlung, wenngleich nicht erschöpfend, gehört doch mit zu dem Besten, was über diesen Gegenstand bis jetzt geschrieben ist, und man fühlt überall, selbst in der gar nicht leichten Schreibart den scharfsinnigen und gedankenreichen Geist. Hier ist bloss die vorhin besprochene Müller'sche Hypothese angeführt, dass die gemeinschaftliche, aus den asiatischen Stammsitzen mitgebrachte Grundlage in dem Norden sowohl als in Deutschland unabhängig sich ausgebildet; dort habe man

die Sage von Helge, bei uns die von Dieterich hinzugemischt. Man müsste also weiter schliessen: während im Norden der 126
Rhein und der Atli für nichts anderes als die asiatischen Namen (Rha und Atel) der Wolga gelten, wären dieselben bei uns in Deutschland auf einen bestimmten einzelnen Fluss und auf den historischen Hunnenkönig Attila angewendet worden.

Es ist schon oben bemerkt, was aus inneren Gründen gegen jene Hypothese streitet und warum sie uns an sich unzulässig erscheint. Wäre bei einem so vorurtheilsfreien Gelehrten, als P. E. Müller ist, so etwas erlaubt, so könnte man vermuthen, bei ihrer Erfindung habe der Wunsch Einfluss gehabt, die Originalität dieser Lieder recht sicher zu stellen, namentlich den Gedanken abzuwehren, sie hätten Einwirkungen deutscher Dichtungen erfahren. Dennoch ist bei unbefangener Betrachtung der Zusammenhang mit Deutschland nicht zu verkennen (übrigens nicht zu verschweigen, dass in der Vorrede bei der Atlaquida auf die Möglichkeit einer Übersetzung hingedeutet wird). Wir wollen nur einiges berühren. Vorerst ist ganz gewiss, dass unter dem Rhein in den Liedern (merkwürdiger Weise ist Rin ein Femininum, vielleicht in Rücksicht auf die Meergöttin Ran?) nichts anderes als unser deutscher, goldführender Strom verstanden wird, unter Atli aber Etzel unserer Lieder mit derselben Beziehung auf den historischen Hunnenkönig Attila. Das Letztere kann gar nicht abgeleugnet werden und ist auch hier Vorrede S. VIII anerkannt, selbst in Rücksicht auf Atlis Ehe und Tod stimmt die nordische Sage noch näher mit der Geschichte als die deutsche. Zwar ist ein Ausweg angegeben, nämlich die Vermuthung, dass durch die Gothen die Sagen von Attila zu den Deutschen sowohl als zu den Nordländern gekommen seien, allein anzunehmen, dass beide Völker unabhängig darauf verfallen seien, Athel, den Flussnamen, auf eine so analoge Weise in ein und derselben Sage zu einer historischen Gestalt umzuschaffen, das ist unter allen möglichen Fällen der unwahrscheinlichste. Aber auch manches andere in diesen eddischen Liedern weist auf Deutschland hin. Während ein Theil der Fabel auf dem nordischen Boden Wurzel gefasst hat, werden Atli und die Giukungen, wie ein altes Zeugnis in

der Heimskringla beweist, ausserhalb Skandinaviens in südliche Länder, d. h. nach Deutschland versetzt; überhaupt wo der Ausdruck südlich vorkommt, scheint er nichts anderes als deutsch zu bedeuten. Frankenland, die Berge des Rheins, Weinberg, Burgunden sind deutsche Namen. Die Rechtsgebräuche der hier in die Fabel selbst tief eingreifenden
127 Mordsühne und des Kesselgriffs sind deutsch, d. h. kommen in dem von Deutschland getrennten Norden nicht vor. Der merkwürdige Umstand, dass in Gudrunarsvaut (S. 526) Haugni allein der Mörder Sigurds genannt wird, kann nur auf eine der deutschen ähnliche Gestaltung der Sage sich beziehen. Selbst die Einmischung des Dieterich von Bern, weshalb das dritte Gudrunenlied angefochten wird, ist, wenngleich später, doch nicht durch einen Zufall erfolgt; wer irgend einige Kenntnis der deutschen Sage gehabt hätte, würde den alten Hildebrand nicht neben jenem vergessen haben. Selbst einzelne Ausdrücke sind hier merkwürdig: berfiall, Bärinfell, ist in Hinsicht beider Wurzeln in den nordischen Sprachen nicht vorhanden (man hat zwar biörn, aber berr oder beri findet sich nicht), wohl aber bei uns, und zeugt nicht bloss, wie das Glossar anmerkt, von der frühen Verwandtschaft der Sprache, sondern hier auch wohl der Sage; ebenso ist habeinn, hochbein, eine ganz deutsche Zusammensetzung, während bein in der Bedeutung von pes wohl in der nordischen Sprache nicht vorkommt. Auch das vorhin schon berührte ividgiarn scheint hierher zu gehören. Eine genauere Ausführung dieses Verhältnisses erfordert eine eigene Arbeit, die man am natürlichsten von einem Deutschen erwartet. Wir würden dabei keineswegs dahin streben, diese eddischen Lieder etwa als freie Übertragungen aus dem Deutschen oder irgend abhängig davon darzustellen, sondern nach einer noch grösseren Bestätigung der Ansicht, welche sie als ein Gemeingut beider Völker betrachtet, und zwar nicht bloss aus dem asiatischen Mutterlande her, sondern auch noch aus der Zeit, welche wir die germanische nennen. Dann steht das Hildebrandslied nicht mehr allein, und es wird begreiflich, dass man noch im 11. Jahrhundert in Deutschland die Sage von Hamdir Saurli und Erpur (s. die

Stelle aus dem chronicon quedlinburgense in den Altd. Wäldern III, 261) kannte.

Über die Wichtigkeit der eddischen Lieder für das Studium des Alterthums kann kein Zweifel sein, sie sind die reinste Quelle, um die Sage, Sprache, die Sitten und Anschauungen, überhaupt die Lebensweise der Vorzeit kennen zu lernen, man kann behaupten, sie sind in dieser Hinsicht so gut unerschöpflich, als es der Homer für das griechische Alterthum ist. Ihr unabhängiger, geistiger Werth wird denen einleuchten, welche fähig sind, das Ursprüngliche darin, die Reinheit des Ausdruckes, das Gewaltige und Grossartige der Gesinnung, auf dessen Höhe auch das Zarte wie eine Blüthe ausbricht, zu erkennen. Es 128
wird wohl niemand eine Zeit, die so etwas hervorgebracht, roh und barbarisch nennen wollen. Durch das Ganze geht die Trauer über den Untergang eines Heldengeschlechts und jene Schwermuth, von der das Heidenthum, das überall im Hintergrunde ein eisernes unabwendbares Schicksal erblickt, musste niedergedrückt werden. Ton und Farbe dieser Lieder, obgleich im Ganzen übereinstimmend und ein gewisses Zeitalter bezeichnend, unterscheidet sich doch wieder in verschiedenen Abstufungen. Die Helgenlieder sind von einem eigenen Geiste durchdrungen. Mächtiger, wie in den Gedanken so im Ausdrucke, scheint eine höhere Bedeutung mehr als bei den übrigen durchzublicken, und sichtbar neigen sie sich zu dem Übernatürlichen und Märchenhaften. Sie verweilen auch mehr bei der inneren Gesinnung und lassen die Handlung zurücktreten, die Gleichnisse sind ausgeführter, so dass eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Ossian sich zeigt. In den Gesprächen der Swawa mit Helge, den Verwünschungen der Sigrun, ihrer Unterredung mit dem Todten herrscht ein gesteigerter, veredelter Ausdruck, wozu der Zank zwischen Atla und dem Riesenweib Sinfiötle und Gudmund den Gegensatz bildet. Bei der inneren Verwandtschaft der beiden Helge mit Sigurd, die, gleichsam dessen Vorbilder, ihre ursprünglich innewohnende Göttlichkeit noch heller durchleuchten lassen, erhalten diese Lieder noch eine besondere Wichtigkeit: es ist möglich, dass wir darin den Grund einer noch älteren Bildung der Sage besitzen. Die

Lieder von Sigurd, von Brynhild, vom Hamder, Gudrunens Aufreizung, auch das Wölundslied haben völlig den epischen Charakter; sie erzählen schlicht, manchmal abgerissen, ohne besonderen Schmuck, aber mit eindringlicher Wahrheit. Nicht selten fällt die Rede der Handelnden ein, aber ein einzelner Moment wird nicht weiter hervorgehoben. Hier darf man am ersten Lücken und Verderbnis des Textes muthmassen, sowie auf der anderen Seite Wiederholungen und Abschweifungen. Deutlich unterscheiden sich davon die beiden grönländischen Lieder von Atle, sie sind schwerer und gewichtiger im Ausdrucke, feiner und gesuchter in den Gedanken und Wendungen und die ganze Darstellung fliesst nicht so schlicht und ruhig. Es gehörte schon grössere Sorgfalt dazu, sie im Gedächtnisse aufzubewahren, und es ist darum merkenswerth, dass das grösste von allen diesen eddischen Gedichten, die Atlamál, von 103 Strophen am vollständigsten sich erhalten ohne aushelfende prosaische Zwischensätze. Dagegen die zwei ersten Lieder von
129 Gudrun (denn das dritte ist unbedeutender) zeigen wieder den rein epischen Geist in vorzüglicher Ausbildung und sind durch den rührenden und zarten Ausdruck des Menschlichen vor allen ansprechend. Auch die Klage der Oddrun kann hierher gezählt werden. Die Erzählung geht gleichfalls einen einfachen, ruhigen Gang, hebt aber einzelne Punkte mehr hervor und entfaltet sie in besonderer Schönheit. — Gripers Weissagung unterscheidet sich durch die regelmässig durchgeführte dialogische Form, das Lied ist gleichfalls ohne prosaische Zwischensätze und eins der vollständigsten. Das Epische weicht darin zurück und die Betrachtung und Lehre tritt hervor; die Sage wird nur angedeutet, um das daraus entspringende Unheil und Verderben zu verkündigen. Auch kommt Griper selbst weiter nicht vor. Sollte man deshalb geneigt sein, das Lied für später zu halten, so ist zu bedenken, dass gerade diese Form, die Fragen eines Schülers und Antworten eines Sehers, für Darstellung von Geheimlehren eine der ältesten und natürlichsten ist, wie sie sich auch z. B. in Vafthrudnismál und Vegtamsquida findet. In ähnlichem Geiste ist auch das Lied von Fafner und Sigurdrifa gedichtet, in welchen geheime und prophetische Aussprüche,

Deutung der Runen und Sittenlehren vorkommen. Man könnte daher die Lieder überhaupt so eintheilen, dass in ihnen entweder das mythische, das epische oder das ethische Colorit vorherrsche.

Der dritte Band der Edda, welcher in 3—4 Jahren erscheinen soll, wird die von Resen bereits bekannt gemachten Lieder Voluspá und Hávamál enthalten, aber, wie sich von selbst versteht, in einer neuen kritischen Bearbeitung, wozu verschiedene schon vorhandene Commentare benutzt werden sollen. Hoffentlich wird auch Rigsmál dazu genommen und der Grotta-Saungr nach der Bearbeitung von Sk. Thorlacius wieder abgedruckt. Versprochen ist ein Nachtrag zu dem Glossar des ersten Bandes und, was ohne Zweifel ein sehr schätzbares Hilfsmittel sein wird, ein Lexicon integrum veteris Eddae mythologicum. W. C. Grimm.

OPFERSTÄTTE UND GRABHÜGEL DER GERMANEN UND RÖMER AM RHEIN, 369

untersucht und dargestellt durch Dorow, Königlich-Preussischen Hofrath. Erstes Heft Amt Wiesbaden. Mit 22 Steindrücken und einer Karte. Wiesbaden. Bey L. Schellenberg. 1819. 66 S. in Quart.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I. 38. Stück, den 4. März 1820. S. 369—379.

Über die Eröffnung altdeutscher Grabhügel, die manchmal dem Zufall zu verdanken war, manchmal Liebhabern, welche oft nur die Absicht dabei hatten, Aschenkrüge in ihren Sammlungen als eine Zierde aufzustellen, gibt es seit der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Anzahl kleiner Schriften, die man noch am vollständigsten in dem Handbuch von Lawätz verzeichnet findet. Ausser der jedesmaligen Beschreibung und Abbildung, deren Werth von ihrer Genauigkeit abhängt, liefern sie fast immer auch weithin treibende, oft sehr wunderliche Hypothesen; eine der ältesten, die man Scherzes halber wohl erwähnen darf, wornach die alten Urnen als Naturerzeugnisse in der Erde ge-

370 wachsen sind, ist doch eine der unschädlichsten. Zu einer Nachgrabung von Umfang und Betrachtung dieser Alterthümer im Ganzen war es nicht gekommen, und auch hierin standen wir dem Norden nach, wo Sjöborg in seiner Nomenclatur der Alterthümer schon eine fruchtbare Übersicht der gewonnenen Resultate liefern konnte. Jenen Mangel an Grundlage sieht man auch der Abhandlung von Hirt an: sur les monumens sepulcraux des anciens peuples du Nord (Mém. de l'acad. de Berlin 1798). Je mehr Lücken da sind, desto geneigter wird man zu ausfüllenden Vermuthungen; so ist darin die gewiss unhaltbare Hypothese durchgeführt, dass slavische Völker solche Grabhügel nicht gehabt, während sie eben dadurch eine besondere Wichtigkeit und Bedeutung erhalten, dass sich in ihnen eine uralte, jenem grossen durch verwandte Sprache verbundenen Völkerstamm, zu welchem auch die Slaven gehören, gemeinschaftliche, bis in das tiefe Asien ausgebreitete Sitte zeigt. Den Griechen (Ilias 24, 786 ff.) und alten Etruscern war sie nicht fremd, dagegen in Ägypten, wo das Mumienwesen herrschte, in ganz Africa und America zeigt sich, so viel Rec. weiss, keine Spur davon. Die ernstlichere Bearbeitung der einheimischen Alterthümer scheint auch hier nachhelfen zu wollen, und neuerdings sind Nachgrabungen von Umfang angestellt worden: in Schlesien, worüber Friedrich Kruse in seinem Budorgis (Leipzig 1819) genaue Auskunft gibt, in Thüringen, wo schon Dalberg früher den Anfang gemacht und worüber Goethe bereits einiges Theilnahme Erregendes in dem neuesten Heft seiner Zeitschrift über Kunst und Alterthum angemerkt, verschiedentlich am Rhein und dem Vernehmen nach auch in dem benachbarten Hessen.

In vorliegendem Werk wird nun der Anfang gemacht, dem
371 Publikum den Gewinn mitzutheilen, den der umsichtige und mit sichtbarer Liebe zur Sache arbeitende Verfasser aus seinen Nachgrabungen in den Rheingegenden gezogen. Dieses erste Heft umfasst das Amt Wiesbaden, und eine beigefügte auch sonst schätzbare Karte dieser Gegend zeigt genau die Orte, wo unter seinen Augen und nach seiner Anleitung ist nachgegraben worden. Die Hügel sind dort und wahrscheinlich überall

der Form nach rund, nur in Höhe und Umfang verschieden, von 4 Fuss Höhe und 10 Schritten Umfang bis zu 24 Fuss Höhe und 160 Schritte Umfang. Im Dec. 1817 öffnete Hr. Hofr. Dorow den ersten Grabhügel, da er die Winterzeit in mancherlei Hinsicht dafür am zuträglichsten hält, er empfiehlt zugleich die Methode, von der Spitze des Hügels beginnend ihn nach allen Richtungen bis zum äussersten Rande abzutragen, denn oft fanden sich da noch merkwürdige Gegenstände, vielleicht Nachbegräbnisse. Man hat sich gewöhnlich begnügt, den Hügel in einer Richtung zu durchschneiden. Der auf dem sogenannten Hebenkies und in der Geishecke geöffnete sind die beiden merkwürdigsten. Bei diesem, von 160 Fuss Umfang und 10 Fuss Höhe, stiess man anfangs auf sehr harte Branderde mit Holzkohlen vermischt; von Urnen und Knochen war noch keine Spur zu sehen, aber es zeigte sich eine Menge rein erhaltener Asche. Darin lagen Reste eines verrosteten Schwertes (die noch erhaltenen stahlblauen Massen waren so stark, dass kein Instrument, selbst eine Uhrmachersäge sie nicht angreifen wollte), Ringe, darunter spiralförmig gewundene, zwei Heftnadeln, Stücke Speis, dem altrömischen Sandmörtel ähnlich, und noch ein Sporn. Als man mit dem Abräumen der Erdmassen beinahe zu Ende war, traf man am äussersten Rande der Erderhöhung nordostwärts auf einen platten, breiten Stein von 2 Fuss 372
10 Zoll Länge, 2 Fuss 8 Zoll Breite, welcher wie ein Tisch auf vier Feldsteinen ruhte. Er war tafelförmig zugerichtet und behauen, und auf der Oberfläche zeigte sich eine unförmliche Vertiefung, welche in zwei Hauptrinnen auf verschiedenen Seiten auslief. Auf der einen Seite der Tafel steckte ein eisernes Schwert, welches zerfiel, auf der anderen aber lagen Scherben eines zerdrückten Gefässes von der rohesten Arbeit und gröbsten Masse. In der Nähe aber befanden sich zwei zum Dreieck behauene Feldsteine, so wie noch andere mehr oder weniger in diese Form gebrachte, nicht über ein Pfund schwere Steine. Diese Tafel, wovon das Titelkupfer eine Ansicht liefert, hält Hr. Dorow für einen einfachen germanischen Opfer-Altar (das dabei eingeklammerte: Druiden-Altar könnte Irrthümer erregen, da bekanntlich die Druiden den Galliern zugehören)

mit dem umher gestreuten Schmuck und Waffen gefangener und vielleicht geopferter Römer und Gallier. Und zwar vor Drusus Zeit sei er errichtet worden, weil nachher die Macht der Römer in dieser Gegend zu stark gewesen und Opfer und Priester in das tiefere Germanien getrieben. Vielleicht bei einem Vorrücken des Julius Cäsar, sagt der Verf., und der dadurch herannahenden Kriegsgefahr wurde diese Opferstätte, um sie zu erhalten und zu schützen, grabhügelmässig überschüttet, da den Römern die Gräber der Feinde heilig waren. — Der Hügel auf dem Hebenkies war nach der Volkssage das Grab eines vor der Römerzeit beerdigten Fürsten und lag einsam. Man fand darin Scherben von Urnen, die sich zusammensetzen liessen und eine besonders schöne Form mit geschmackvoller Verzierung zeigten. Sie sind Tafel I abgebildet. Ferner: viel Asche, verwitterte Knochen von einem Menschengerippe, die
373 auf kleinen Quarzkrystallen, welche mehr oder weniger vom Feuer gelitten hatten, lagen, Knochen von der oberen und unteren Kinnlade eines Pferdes (dies Beispiel ist nicht einzig, so hat man z. B. in einem Grabhügel bei Calbe Überbleibsel von den verbrannten Knochen eines Pferdes gefunden), endlich eine Streitaxt von Serpentinstein, deren Politur noch spiegelte. Die genaue Besichtigung der Grabstätte führte auf die Ansicht, dass solche in Form eines Kessels von 7 Fuss im Durchmesser und 5 Fuss Höhe in den Erdhügel mit keilförmig gesetzten Feldsteinen erbaut war, so dass von Abend her eine horizontale Öffnung blieb, welche zuletzt mit Steinen ausgefüllt wurde. Dann scheint auf diesem Kessel, der keine Spur von Überwölbung zeigte, ein 7 Fuss hoher Kegel von eben solchen Feldsteinen errichtet, das Ganze aber einige Fuss dick mit Erde überdeckt worden zu sein, in der gleich oben eine Menge zum Theil ganz zu Grünspan gewordener Metallringe gefunden wurden. Der Verf. glaubt, dass zuerst der Kessel gebaut worden, um darauf den Holzstoss zur Verbrennung des Todten mit Waffen und Streitross aufzuführen. Der horizontale Gang darin habe als Zugloch zur Beförderung des Brandes gedient. Die zum Schmuck um den Rand gestellten Urnen seien mit dem verbrannten Holzstoss in den Kessel hinabgestürzt und von der

Last des Steinkegels, der hernach das Ganze überdeckte, zerdrückt worden. Die übrigen in ziemlicher Anzahl geöffneten, hier sämmtlich einzeln und ausführlich beschriebenen Hügel zeigen keine verschiedene Construction, nur ist, wie es scheint, nach dem Range des Verstorbenen mehr oder weniger Sorgfalt dabei angewendet worden. Im Norden wenigstens, wo wir überhaupt alte, gemeinschaftliche Sitte reiner und deutlicher ausgedrückt finden, hatte man darüber bestimmte Unterscheidungen 374
und eigene Benennungen dafür: Haugr war für Edle, Kuml für Freie, beide oft mit Denksteinen geziert, Dys für Sklaven und Gefangene. Meist fand man hier verbrannte Knochen und Asche, doch auch unverbrannte Gerippe, beides oft sehr nahe zusammen (S. VIII), so dass die Meinung immer mehr Kraft erhält, wonach die verschiedene Sitte schon damals zu gleicher Zeit in Ausübung kam. Wo sich Pferdeknochen finden, kann man wohl auf das Grab eines Vornehmeren oder Heerführers schliessen, von anderen Thieren hat man, so viel wir wissen, noch keine Überbleibsel gefunden, obgleich (nach der Edda) Hunde und Habichte auch mit verbrannt wurden; doch können diese als schwächere vom Feuer ganz verzehrt sein, oder was sich erhalten, ist nicht mehr zu unterscheiden. — Die Tafeln aus der Müllerischen Steindruckerei in Carlsruhe nach Zeichnungen von Metzger und Hundeshagen liefern in schönen und sorgfältigen Abbildungen, die viel Lob verdienen, was sich sonst Merkwürdiges in den Hügeln gefunden. Man kann es in folgender Übersicht zusammenfassen. 1. Urnen von verschiedenartiger sowohl zierlicher als unbehilflicher, roher Form. Die vorzüglichsten sind die in dem Hebenkies-Hügel gefundenen Taf. I abgebildeten, obgleich die Masse und Arbeit selbst grob ist. Sie sind mit eingezeichneten gefälligen Zieraten, wovon einige Tannenzapfen vorzustellen scheinen, versehen. (Eine in Norddeutschland gefundene Urne zeigt die bekannte Verzierung aus Linien, die im Viereck verschlungen sind (à la grecque), und ist in Meyers Darstellungen aus Norddeutschland S. 302 abgebildet.) Der Verf. wirft daher die Frage auf, ob die schöne Form noch Überbleibsel einer hohen Ausbildung asiatischer Colonisten sei? Die Masse an den deutschen Graburnen ist 375

überhaupt verschieden, manchmal sehr fein, gewöhnlich bricht der Thon schwarz oder gräulich und flimmernd, aber auch röthlich und ganz braun oder erdfarben. Die Urnen sind entweder mit den Überresten der verbrannten Knochen angefüllt oder mussten bloss als Zierde um das Grab gestellt sein, wo sie dann gewöhnlich nur Erde oder Sand enthalten. 2. Waffen. Die auf Taf. IX abgebildeten sind wohl die ältesten; Exemplare aus anderen Hügeln, die Rec. gesehen, waren diesen vollkommen ähnlich und von sehr feinem Kupfer. Vielleicht ist Fig. 3 die framea des Tacitus. Auffallend ist der Sporn in dem Hügel über der Opferstätte, an dessen Alter und Gleichzeitigkeit nicht darf gezweifelt werden. Der Verf. bemerkt, dass er wegen seiner langen Schenkel nur an Sandalen oder Stiefeln und Schuhen, wie sie im Mittelalter gebräuchlich gewesen, habe befestigt werden können. Im Mittelalter war die Fussbekleidung (bei den Vornehmen), nach den Bildern in Handschriften zu urtheilen, nicht plump, sondern anschliessend; doch wozu überhaupt jene Bemerkung, da hier von der Zeit, die wir unter dem Mittelalter begreifen, nicht die Rede sein kann. Der Sporn ist ganz gewiss nicht deutschen Ursprungs, sondern war eine Beute, auch würde sich sonst der zweite dabei gefunden haben. 3. Schmuck, Zieraten, die der Verstorbene wahrscheinlich getragen hatte. Allerlei Ringe von Bronze, oft nicht geschlossen, Fibeln, Armringe (Rec. sah gedrehte Ringe aus Grabhügeln, die für den stärksten Arm zu gross waren und an dem Schenkel hätten müssen getragen werden), Haarnadeln (ähnliche werden noch jetzt am Rhein getragen, in Sachsen hat man sie ganz von derselben Form ausgegraben, wie sie Taf. X abgebildet sind), Bernsteincorallen: beide Zieraten mögen eine
376 weibliche Leiche anzeigen. Hierher gehören auch wohl die verschiedenartigen kleinen Bronzeverzierungen, deren Zweck man nicht einsieht. (Vergl. S. 27 und S. 15.) Man hat in vielen Grabhügeln solche räthselhafte Dinge gefunden, z. B. durchbohrte, regelmässig geformte, kleine Steine, Thonkügelchen. 4. Andere Dinge, die man für schätzbar hielt. Dahin zählen wir die S. 16 beschriebene und Taf. 5 abgebildete Kanne und Schale aus Kupferblech von geschmackvoller, aber ohne

Zweifel römischer Arbeit; beide waren innen mit einem korkähnlichen Stoff überkleidet; der Verf. sieht darin eine Opferkanne und Opferschale. Wo steht aber Nachricht, dass solche Geräthe beim Opfer sind gebraucht worden? Im Norden hatte man einen Blutkessel (blautbolli), in welchem das Blut des Opfers aufgefangen und aus dessen Tröpfeln geweissagt wurde. Und ferner: warum sollten diese Geräthe, wenn sie zu dem Opferdienst nöthig waren, in einen Grabhügel gelegt worden sein? Man gab sonst das Kostbarste dem Todten mit; wie es in nordischen Denkmälern ausdrücklich heisst, wurden deshalb Sklaven, Ross und Jagdthiere mit verbrannt, damit der Verstorbene nicht ohne Begleitung in Valhaul eintrete und das Thor ihm hinter den Fersen zuschlage. Deshalb wurden jene Gefässe, wahrscheinlich durch Tausch oder Beute erworben, mit in den Grabhügel gestellt; so ist auch wohl das vorgefundene prächtige Exemplar einer versteinerten Venusmuschel (S. 23) hineingekommen. Hierher gehörten auch römische Münzen, allein in allen hier beschriebenen deutschen Hügeln haben sich keine gefunden, eben so sind sie in den Grabstätten von Norddeutschland höchst selten vorgekommen. Da andere Bronzearbeiten sichtbar römische Arbeit sind, so scheint der Umstand auf ein hohes Alter der Gräber zu deuten, wo die römischen 377
Münzen bei den Deutschen noch nicht in Werth waren. Die, welche man findet (in der Abhandlung von Hirt werden ein Paar unbezweifelte Fälle angegeben), sind gewöhnlich Kaisermünzen aus den ersten Jahrhunderten. 5. Symbole. Wir nennen hier zuerst die steinernen Streithämmer, Steinpfeile und sogenannten Opfermesser, die nicht selten ausgegraben werden. Eine Streitaxt von Serpentinstein mit noch glänzender Politur fand sich im Hebenkies und ist Taf. I abgebildet. Von der Axt bemerkt der Verf. selbst, dass sie nicht zum Gebrauch habe dienen können, indem die Öffnung für einen hölzernen Stiel zu klein sei. Ein ähnlicher keilförmiger Stein, ganz undurchbohrt, dem blassen Serpentinstein nicht unähnlich, ist S. 30. 31 beschrieben und Taf. II abgebildet. Ein Stück von einem sogenannten Opfermesser scheint Taf. 2, Fig. 6 abgebildet, man kann es nicht wohl, wie der Verf. thut, für eine Säge halten. Die

sogenannten Steinpfeile haben sich in diesen Gräbern nicht gefunden. Nach der von Sk. Th. Thorlacius besonders angeführten Meinung sind diese drei auch im Norden häufigen Stücke blosse simulacra armorum und Symbole von der dreifachen Kraft des Blitzes oder Thors Hammer, welche dem Todten zum Schutz gegen die bösen Geister mit ins Grab gelegt wurden. Darnach ist zu berichtigen, wenn der Verf. S. 3 bemerkt: die Streitaxt sei Symbol von Thor, „um den Todten als einen Helden zu bezeichnen.“ — Merkwürdig sind die verschiedentlich gefundenen Dreiecksteine (vergl. S. 11. 19. 29), die als Symbole einer Trimurti angesprochen werden. Auch finden sich die Gerippe in ein Dreieck gelegt, in dessen Mitte die vorhin angeführten sogenannten Opfergeräthe standen; zu
378 den Füssen des einen lag ein asbestartiger Stein. Man müsste die noch häufiger gefundenen oft länglichen Kiesel von Milchquarz (S. 5. 10. 14. 16. 18. 24. 31. 32. 33. 34) damit in Verbindung bringen als ein Symbol der Einheit oder des Alls. In den bei Maden in Hessen [gefundenen], von Schminke beschriebenen Gräbern, so wie in einem schlesischen, wovon Kruse Nachricht gibt, hat man wenigstens völlig eiförmige Steine gefunden, die man sich auf keine Art zu erklären wusste. Bei einem an den Flächen abgeriebenen Quarzstück äussert der Verf. die Vermuthung, es könne zum Anzünden des Opferfeuers gebraucht sein, und durch jene Quarzstücke überhaupt würde der Hügel eines Priesters bezeichnet. — Von Inschriften hat sich keine Spur gezeigt, obgleich ein behauener Deckstein (S. 20) dazu Gelegenheit gegeben hätte.

Nach der Beschreibung germanischer folgt S. 35 ff. Nachricht von muthmasslich römischen Grabstätten in Wiesbaden. Man hat ganze Menschengerippe mit darauf liegendem Schmuck und Waffen, so wie mit Backsteinen gemauerte Gräber, in denen mehrere flaschenförmige Krüge mit Asche und Knochen, Lampen usw. standen, einige Fuss tief im Marschlande, als die Fundamente zum neuen Schloss gegraben wurden, gefunden. Der Verf. ist im Besitz aller Überreste eines solchen römischen Grabes und liefert genaue Beschreibung und Abbildung derselben. Eine grosse Glasvase zeichnet sich aus. In dem soge-

nannten heidnischen Berge vor Wiesbaden fand sich ein grosser Plattziegel mit der Inschrift: LEG XXII. PRPF, der wahrscheinlich zu einem Grabziegel gedient hat, da dabei eine Menge Asche und Kohlen war. Ein anderer war mit einem Stempel verziert und enthielt dieselbe Inschrift LEGXII P. P. F. Nämlich die zweiundzwanzigste Legion stand 250 Jahre zu Mainz, 379
wohin sie 80 Jahre vor Christi Geburt gelegt war, sie hiess primigenia, weil sie von Anfang ihrer Aufrichtung unvertheilt bestanden, ferner pia und fidelis, woraus obige Buchstaben zu erklären sind. — In einem Grabhügel auf der sogenannten Weinhohl lag der ganze Kessel, mit Scherben zusammengedrückter Urnen angefüllt, darunter ein sogenannter Donnerkeil. Ein Weg von zwei Stunden durch den Wald von einem römischen Lager in der Nähe des bekannten Pfahlgrabens bis nach dem Feldberg heisst noch jetzt der Hermannsweg. — Der Anhang liefert Nachricht von zwei römischen Bädern, wozu Grundriss und Durchschnittzeichnung gehört, und von dem benachbarten Nerosberg.

Wir wünschen eine günstige Aufnahme und baldige Fortsetzung dieses gewiss nicht ohne mehrfache Aufopferung zu Stand gebrachten Werkes. Sie wird uns wahrscheinlich auch Auskunft über die öffentlichen Nachrichten zufolge beim Festungsbau zwischen Ehrenbreitstein und dem Dorfe Rothenbahn gefundenen Gräber geben. Schliesslich müssen wir es noch ausdrücklich rühmend anerkennen, dass der Verf. seine Beschreibungen von jenen leicht aufzubringenden, oft nur auf einem flüchtigen Gedanken ruhenden Hypothesen freigehalten; nur hier und da ist eine Bemerkung, die sich natürlich dargeboten hatte, beigefügt.

[anonym.]

619 FÜRST WLADIMIR UND DESSEN TAFELRUNDE.

Alt-Russische Heldenlieder. Leipzig bey F. A. Brockhaus. 1819. 160 S. 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 62. Stück, den 15. April 1820, S. 619—621.

Zwar nur eine kleine, aber echte Sammlung russischer Sagen, aus dem Munde des Volks, wie es scheint, in der Nähe von Moskwa selbst, aufgefasst und darum sehr willkommen. Auch
620 mit der Bearbeitung, die der ungenannte Verfasser [von Busse] einer deutschen Fürstin bei ihrem Aufenthalt in Moskwa schicklich zugeeignet, hat man Ursache zufrieden zu sein; er hat sich, wie man sogleich fühlt (denn die Originale zu einer etwaigen Vergleichung sind noch nicht gedruckt), keine Zusätze erlaubt, nur ausgelassen, was ihm moderne Zuthat schien, und dabei ist, wie er versichert, nichts Eigenthümliches untergegangen. Das gewählte Mass, die vom Assonanzenzwang befreiten spanischen Redondillas, wie sie Herder in seinem Cid gebraucht, ist auch ganz passend, nöthigt wenigstens nicht zu Veränderungen und Verdrehungen. Auch hier, wie in allem echten Epos, kein Bilderschmuck, aber passende, naive Gleichnisse (z. B. S. 96. Leichter ist's in wollnen Säcken heisse Kohlen zu verwahren, als zwei Liebenden verwehren, sich zu begegnen), keine Pracht und Künstelei des Ausdrucks, alles schlicht, aber zutraulich und ansprechend, wenn man überhaupt nur für ruhige Naturdichtung zugänglich geblieben ist. In der Ausstattung der Sage ist eine gewisse, aus den serbischen Liedern schon bekannte Eigenthümlichkeit sichtbar; überhaupt zeigt sich darin die slavische Nationalität. Es fehlt jene zarte Frauenliebe und Achtung der Deutschen, und „die Sitte des abendländischen Ritterthums, Waffenwacht und Ritterschlag, die Waffenschilder und Sporendienste sucht man vergebens.“ Dagegen der Inhalt der Sagen selbst verkündet im Ganzen, wie in einzelnen Zügen jene merkwürdige Gemeinschaft. Es sind zwölf Stücke, ganz eigentliche Märchen, deren jedes für sich besteht, die aber in Wladimir dem Grossen, dem Gründer des christlichen Russlands, der hier den Beinamen „helle Sonne“ führt, ihren Mittelpunkt haben, wie andere Sagenkreise in Artus, Carl d. G. und Dietrich von Bern. Eben so erhalten

sie dadurch einen gewissen Anflug und Schein von wirklicher 621
Geschichte. In dem ersten Lied will der Bolgare Tugarin, Schlangensohn, Wladimirs Gattin Lepa mit Gewalt holen und kann von niemand besiegt werden, als von einem, der lebt, ohne geboren zu sein. Das Räthsel wird gelöset, wie in der Sage von Macbeth, Rodgai ist aus der Mutter Leib geschnitten und tödtet den Riesen. Ilja in dem 3. und 6. Lied ist der Dummling deutscher Märchen, eine verborgene, gewaltige Kraft, die erst spät zum Durchbruch kommt; dreissig Jahre sitzt er unthätig und unbehilflich, da erhebt er sich, tödtet den von allen gefürchteten Feind mit einem Pfeilschuss, der durch neun Baumäste schlägt, trinkt den Wein aus einem Eimer oder fasst seinen Gegner um die Hüften, wirft ihn in die Luft und fängt ihn wieder. Er ist im Charakter mit dem Siegfried des Nibelungenliedes verwandt, so auch der trotzige Knabe Wassily, der die Vögte, die ihn greifen wollen, fortjagt. In dem achten Liede kämpft der Sohn Mstislaw gegen Wladimir, seinen Vater, ohne ihn zu kennen, wie im Hildebrandslied. Tschurilo im dritten Liede gleicht einem jungen Riesen in dem deutschen Märchen (Grimm, Sammlung Nr. 90), er zerreisst sechs Häute, wie morsches Linnen, und bricht wie jener einen Eichbaum sammt den Wurzeln aus der Erde, um damit zu kämpfen. Sein Ross duldet ihn allein, wie das Ross Grane den Sigurd. Rodgai wirft mit solcher Kraft einen Stein, dass er wie ein Vogel fliegt und gar nicht wieder herabkommt, gerade wie dort in den deutschen Erzählungen (Nr. 20) prahlerisch einer dasselbe thun will, aber heimlich wirklich einen Vogel statt des Steins dazu nimmt. Für die Verwandtschaft der epischen Dichtung sind solche einzelne Züge auch von Werth.

[anonym.]

1876 **HANS SACHS ERNSTLICHE TRAUERSPIELE,**

liebliche Schauspiele, kurzweilige Gespräche, schnliche Klagreden, wunderbarliche Fabeln sammt andern lächerlichen Schwänken und Possen. Herausgegeben von Dr. Johann Gustav Büsching. Zweytes Buch. Nürnberg 1819, bey Schrag. 347 S. 8. (2 Thlr.)

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1821. Zweites Halbjahr. No. 235. am 21. September 1821. S. 1876—1877.

Rec. bezieht sich auf das Urtheil, das er Jahrg. 1819, No. 7 [= oben S. 227—232] über den ersten Band dieser unverdienstlichen Bearbeitung der Hans Sachsischen Gedichte abgegeben hat. Die gegenwärtige Fortsetzung des Werks ist noch dazu ungleich, indem sie sich etwas strenger an den Text hält; für den Schluss des Ganzen werden sogar wörtlich abgedruckte, noch unherausgegebene Gedichte verheissen. Soll nun, wer diese zu schätzen weiss, den ganzen Mischmasch mitkaufen? Viel Mühe und Studium kann weder die Auswahl noch die Zurichtung dem Herausgeber verursacht haben, er versteht nicht einmal seinen Autor gründlich, wo dieser zuweilen schwierig wird, und wer sich Register über Hans Sachsens Sprache aufsetzen will, kann Hrn B. missverstandene, unklar gefasste Stellen genug nachweisen. Seite 32 stehet vom redenden Gulden:

> dieselb (Bäuerin) mich unter die Erde grab
> und legt auf mich 'nen grossen Stein.
> in Sorg um mich, die war nicht klein.

Rec., ohne das Original nachzuschlagen, wettet, dass es heisse:

> ihr Sorg um mich die war nicht klein.

mit ganz gewöhnlicher Sprachwendung; wozu die nichts erleichternde, sprachverderbende Änderung? Der Sinn geht freilich nicht ganz verloren, aber was Hans Sachs natürlich und fliessend erzählt, stockt und hapert in den Sätzen des nacherzählenden Erneuerers. Dafür bekommen die Augen unzählige ihr'r, ihn'n, Apostrophen und ähnliche Hilfsmittel zur Überwindung von Schwierigkeiten dargereicht, welche von zehn Lesern, denen wirklich an dem alten Dichter liegt, zehn sicher

nach der ersten Viertelstunde besiegt hätten. S. 139 reimt der 1877
Dichter Tag auf Hag; zu irgend einer eingebildeten Erleichterung verfälscht Hr. B. den Reim und schreibt Haag; Seite 141 aber ausser dem Reim belässt er Hag; heisst das nun unnöthig oder leichtsinnig mit seinem Text umgesprungen? Auf derselben S. 139:

die lichte Sonn' thut blicken.
des Mondes Schein thut sich verdrücken

mit der Note zu verdrücken: verstecken. H. Sachs sagt aber: sie verdrücken, die Sonne (das reine Evangelium) verdrängt, den Mondschein der papistischen Lehre; sich selbst zu verstecken hat diese keine Lust. Die Noten behandeln oft das Klarste; zuweilen irren sie; nach S. 264 soll „entwicht" bedeuten: entwichen! es bedeutet: inane, nichtig, und hat mit entweichen durchaus nichts zu schaffen. Solche Fehler sind kaum Anfängern in der altdeutschen Sprache verzeihlich. S. 150 der Reim „erklärten" (erklärt ihnen, hier wäre einmal der Apostroph erklärt'en am Platz) auf „Schriftgelehrten". Die Note gibt aber: erklärte, als sei erklärten dafür eigenthümliche Form H. Sachsens. S. 147 wird die Redensart „mit Lichten (warum nicht erleichternd: Lichtern?) verschiessen" zwar richtig durch excommuniciren ausgelegt (vgl. Frisch v. verschiessen und Häsleins Auszug p. 228), aber verdiente hier nicht der unberathene Leser eine wörtliche Deutung? Kurz Rec. sieht nicht ab, wem mit einer Modernisirung gedient ist, die unter drei Fällen im ersten wirklich hilft, im zweiten unnöthig, im dritten falsch. Obige Verstösse sind nicht herausgesucht, sondern zufällig aufgegriffen mit dem Gefühle, dass ihrer der ganze Band allenthalben und weit ärgere darbietet.

[anonym.]

887 # RUNAKEFLI LE RUNIC RIM-STOC, OU CALENDRIER RUNIQUE,

avec l'explication des divers caractères, fêtes etc., qui sont gravés sur ces anciens bâtons, auquel est ajoutée une ode tirée de Edda saemundar, appelée Thryms-quida ou le rapt du marteau de Thor, composée dans le 11e siècle: traduit en français de la langue islandaise, suivi de quelques remarques sur la mythologie du Nord. — On y a joint quelques Planches représentant des monumens runiques dont on donne l'explication. Par Jens Wolff, cidevant consul de Danemark et de Norwège à Londres, membre de la société de la litt. d'Island à Copenhague. Paris 1820. De l'imprimerie de Nouzou. 59 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 89. Stück, den 4. Juni 1821. S. 887—888.

Voran geht die prosaische Übersetzung der Thrymsquida, dann kommen die Anmerkungen, die Urschrift zuletzt. Wer in der Vorrede schon die Genit. Sturla, Froda, Sämuńdar für die Nominat. Sturli, Frôdi, Sämundur und Skaldartal für Skâldatal bemerkt hat, auch den Dichter Olafr Hvitaskâld als eine doppelte Person: Olaf und Hintaskald gefunden, der ist schon im Voraus überzeugt, was sich auch bald ausweiset, dass der Verfasser bloss nach der lateinischen Übersetzung in der Kopenhag. Ausgabe der Edda die seinige verfertigt hat. Die zugefügten Anmerkungen sind ohne Sachkenntnis aufgelesen und völlig werthlos. Bei Heimdallr (es steht Heimdallar da) wird bemerkt: „litteralement le plus blanc des Asi“ (so findet man auch Alfi, Thurssi, Birkibeini), das bedeuten aber im Text die Worte „Hvitastr Âsa“ und Heimdallr heisst vielleicht so viel als Weltlicht, Weltbestrahler. Die einzige Note unter dem Text: „dazumal scheine das Silber mehr Werth gehabt zu haben als das Gold“, wozu nur die
888 oberflächlichste Ansicht verleiten konnte, würde ein anderer auch ohne Kenntnis der Edda weggelassen haben. Die Hauptsache kommt S. 30: Erklärung und Abbildung eines runischen Kalenders auf einem Holzstab, welcher dann das rûnakêfli sein soll. Man findet alles besser, genauer, reichhaltiger, mit Abbildungen der verschiedenartigen Runen-Kalender in einem besonderen Werk des Olaus Worm, Fasti Danici (Hafniae 1643), welches hier nicht einmal genannt wird. Zum Schluss sind

fünf Runensteine aus Ol. Worms monim. dan. wiederholt, und bei einem macht der Verf. sogar den Versuch, die Auslegung von Worm zu bessern. Wir können versichern, dass alles, was er vorbringt, völlig grundlos ist, und wollen uns nicht mit einer Widerlegung aufhalten. Die ganze Schrift wäre ohne Nachtheil ungedruckt geblieben, in keinem Falle aber hätte der Verf. Ciceros Worte auf den Titel setzen sollen: haec studia — pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur.

[anonym.]

UNDERSÖGELSE OM SNORROS KILDER OG TROVÄRDIGHED. 1561

Disquisitio de Snorronis fontibus et auctoritate. Scripsit P. E. Müller. Latine vertit B. Thorlacius. Kopenhagen 1820. 24 S. in Folio.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 157. Stück, den 1. October 1821. S. 1561—1566.

Die Geschichte der norwegischen Könige in der Heimskringla des Snorre Sturleson gilt mit Recht für ein ausgezeichnetes Werk. Die Darstellung ist natürlich, dabei doch eindringlich und lebendig und hält eine glückliche Mitte zwischen zu grosser Ausführlichkeit und trockner Allgemeinheit; die Sprache aus dem goldenen Zeitalter ist würdig und angemessen, so dass man sich, wenn man diese Geschichte liest, etwa wie bei dem Herodot, den man auch insofern damit verglichen hat, immer auf irgend eine Art angezogen fühlt. Neben Snorre zu nennen ist nur die der Zeitfolge nach sich anschliessende Sverres-Sage von Carl Abt, die an Geist und Gehalt nicht nachsteht; die späteren dagegen verfallen schon in die unfruchtbare Trockenheit der Annalisten. Die Frage, wie Snorre sein Werk zu Stande gebracht, was für Quellen und wie er sie benutzt, war bis jetzt noch nicht genügend beantwortet. Dass er Skalden- 1562
gesänge, welche die Thaten der Könige überlieferten, vor sich gehabt, war, da er sie theils wörtlich, theils dem Inhalte nach anführt, gewiss; auch dass er Vorarbeiten anderer benutzt, verschiedentlich geschlossen, allein so lange dies Verhältnis nicht

deutlich aufgeklärt und auseinandergesetzt wurde, konnte man aus jenen Bemerkungen nicht den rechten Nutzen ziehen. Und doch war es wichtig, für die Kritik der norwegischen Geschichte und für die Geschichte der menschlichen Bildung überhaupt zu wissen, wie ein bedeutendes historisches Werk, das nicht bloss seine Zeit befriedigte, sondern auch noch in der Folge als ausgezeichnet anerkannt wurde, entstanden war. Die nöthige Untersuchung hat Prof. P. E. Müller vorgenommen, dem die altnordische Litteratur schon so vieles verdankt, und die Aufgabe mit Fleiss, Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, kurz auf eine durchaus tüchtige Art gelöst. Diese Arbeit sollte ursprünglich einen Abschnitt in dem dritten Bande in der so verdienstlichen, nach ihrem Werth noch nicht hinlänglich bekannten Sagenbibliothek ausmachen, allein da dort nicht Raum genug war, so entschloss sich der Verf., sie besonders in dem Format der grossen Ausgabe der Heimskringla herauszugeben, und Birger Thorlacius hat sie durch eine fliessende lateinische Übersetzung auch für die zugänglich gemacht, welche die dänische Sprache nicht verstehen. Nur in Copenhagen selbst konnte übrigens diese Untersuchung angestellt werden, da sie sich vorzüglich auf die gleichzeitigen handschriftlichen Sagen von den norwegischen Königen, worunter die Sammlungen im Flatöbuch und in der Handschrift, Fagurskinna genannt, die hauptsächlichsten sind, stützen musste. Der Verf. schlägt dabei folgenden Weg ein, er nimmt die Sagen, aus welchen die Heimskringla besteht, einzeln vor, untersucht erst die Glaubwürdigkeit aus inneren Gründen, forscht dann nach den Quellen und bestimmt das Verhältnis derselben zu Snorres Arbeit.

1833 Die Ynglinga-Saga von Cap. 14 an war schon früher vorhanden, wie aus Snorres eigenen Worten folgt, dieser hat bloss eins und das andere zugefügt, namentlich aus den Gesängen Thiodolfs, die dort nicht wörtlich mochten angeführt sein. Die Sage selbst war entstanden eben aus Thiodolfs Gedichten und anderer ausdrücklich genannten Skalden, endlich aus den Nachträgen kenntnisreicher Männer. Die dreizehn ersten Capitel, die von der Einwanderung der Asen handeln, sind Snorres eigene Arbeit. Sie enthalten einmal Erzählungen, die sich in

den Edden wiederfinden. Wenn sich hier Verschiedenheiten zeigen, so rühren diese von Snorren, und dort ist das Ursprüngliche, denn Snorre legte das Mythische nach seiner Ansicht historisch aus; eben darum aber konnte er auch nicht die Skalden als seine Gewährsmänner anführen, weil sie niemals auf diese historische Weise von den alten Göttern geredet hatten. Was wir demnach in der Heimskringla lesen, sind nichts, als falsche Erklärungen der Mythen und ein Beitrag zu der Behandlung der nordischen Mythologie. Sodann enthalten die dreizehn Capitel Erzählungen, die ein mythisches Gepräge haben, sich aber nicht mehr nachweisen lassen, von ihnen gilt dasselbe. Endlich Nachrichten von der Zeit, in welcher Odin einwanderte, und den Gegenden, aus welchen er kam. Snorre sagt nämlich, es sei etwa 1300 Jahr vor seiner Lebenszeit geschehen und gekommen sei er aus den Gegenden des Tanais. Der Verf. leugnet nun, dass so bestimmte historische Nachrichten bis dahin im Munde des Volks sich hätten erhalten können, und erklärt die Abkunft aus Asien für eine blosse Conjectur, veranlasst durch die Namen Asen und Asgard und durch die Nachrichten bei Jornandes und Paulus Diaconus, die Snorre wahrscheinlich gekannt habe. Die Zeitbestimmung sei aber theils eine theologische Meinung, theils genealogische Combination. Das alles lässt sich wohl hören, da aber die Abkunft aus Asien, wie der Verf. selbst anmerkt, aus anderen Gründen sich bestätigt, so wäre die Frage, ob nicht Snorre in noch unentdeckten 1564
Quellen eine deutliche Hinweisung auf jenen Zug gefunden. Der Verf. schliesst diesen Abschnitt mit der Bemerkung, dass auch damals schon eine Mischung der eigenen Meinungen mit der überlieferten Sage für Geschichte sei ausgegeben worden. — Halfdan Svartes Saga. Auch hier war Snorre kaum der erste, der sie aufschrieb, vielmehr bestätigen es innere und äussere Gründe, dass er eine ältere vor sich gehabt. Sie ist immer Einleitung zu der folgenden gewesen. — Harald Haarfagers-Saga. Snorre hat das Wunderbare in der Jugendgeschichte Haralds etwas gemindert, aber dadurch nur unverständlicher gemacht. Es wird des Gelübdes gedacht, das Harald gethan, sich nicht eher das Haar zu kämmen und zu schneiden,

bis er sich ganz Norwegen unterworfen; dies ist wohl nicht so unwahrscheinlich, als der Verf. glaubt, da es in einer uralten germanischen Sitte begründet scheint. (Schon in der Völuspâ wäscht sich Baldurs Rächer nicht die Hand und kämmt sich nicht das Haar, bis er Baldurs Feind in die Flammen getragen, und Tacitus Germ. 31 erzählt von den Catten, dass sie erst, wenn sie einen Feind getödtet, Bart- und Haupthaar geschnitten.) Übrigens kann auch Snorre nicht der Erste gewesen sein, der die zerstreuten Nachrichten von Harald gesammelt hat; in Fagurskinna und im Flatôbuch finden sich schon Sagen von diesem König, die älter sind und wovon die letztere mehr enthält als Snorre und doch manchmal wörtlich mit ihm übereinstimmt. — Hakon des Guten Sage. In Fagurskinna eine Darstellung, die bald abweicht, bald wörtlich mit Snorre zusammenfällt und deren Verfasser entweder Snorres Quelle selbst gewesen ist oder sie benutzt hat. Die Erzählung im Flatôbuch enthält dagegen einen Auszug aus Snorre. — Sage von Harald Graafeld und Hakon Jarl. Eine besondere Sage gab es kaum unter diesem Namen, sie ist aus dem Inhalt von Skaldengesängen zusammen-
1565 gefügt. — Oluf Tryggvesens Saga. Diese haben auch der Mönch Gunlaug und Mönch Oddur ausführlich behandelt; sie stimmen meist mit Snorre. Der Verf. in Fagurskinna ist kürzer, zeigt aber, dass er von Snorre unabhängig ist. Dieser hat ausser jenen Werken und was Are und Sämund gewährten eine oder mehrere zusammenhängende Erzählungen von Oluf gehabt, wie etwa jene in Fagurskinna. Am Ende der Schrift liefert der Verf. noch eine tabellarische, sehr nützliche Übersicht von dem Verhältnis Gunlaugs, Snorres und Oddurs unter sich. — Sage von Oluf Haŋald oder dem Heiligen. Snorres Quellen könnten wohl, ausser Are und Sämund, auch eine Erzählung in Fagurskinna, die jedoch im Ganzen kürzer ist, gewesen sein. Eine andere im Flatôbuch ist weitläuftiger, aber aus verschiedenen Gründen unabhängig von Snorre, und da sie wiederum nicht selten wörtlich mit diesem stimmt, so kann man annehmen, dass er sie vor sich gehabt und dann seine Arbeit bloss im Ausstreichen bestanden hat. — Sage von Magnus dem Guten. Ein mit Urtheil und Geschick gemachter Auszug aus anderen Erzählungen, dem einiges zugefügt ist. Was Snorre ausliess, waren

bis auf zwei Begebenheiten Fabeln. — Sage von Harald Haardraade. Manches in dieser Sage ist ungewiss, Snorre hat mit Vorsicht aus dem Vorhandenen ausgewählt. — Oluf Kyrre. Die Darstellungen in Fagurskinna, Morkinskinna und Hrockinskinna sind weitläuftiger und haben mehr Wunderbares. — Magnus Barfuss, Sigurd der Jerusalemfahrer, Eistein und Oluf — Harald Gille und seine Söhne — Hakon Herdebred und Magnus Erlingsen. Diese zuletzt genannten Sagen gehören schon in das Ende des 11. Jahrhunderts, wo die isländischen Geschichtschreiber selbst lebten, so dass es nicht nöthig ist, ihren Quellen nachzuforschen. Die Darstellungen in den Handschriften stimmen oft wörtlich mit Snorre überein.

Wie uns scheint, ergibt sich aus diesen Untersuchungen Folgendes. Snorre hat die vorhandenen Quellen der norwegischen Geschichte mit Sorgfalt gesammelt und mit umsichtiger Be- 1566
nutzung daraus das grössere Werk zusammengesetzt. Er hat sich erkundigt und umgesehen, wo etwas für seinen Zweck zu finden war, auch mündliche Überlieferung wohl benutzt, doch im Ganzen daher wenig genommen; meist stützt er sich auf schriftliche Denkmäler. Das Vorhandene hat er theils ausgezogen, theils erweitert, er hat es aber auch wörtlich beibehalten und bloss abgeschrieben. Ihm bleibt also nur das Verdienst einer verständigen Redaction, man muss aber jener Zeit dies höher anschlagen, wo es nämlich bei dem Reiz der lebendigen Erzählung schwerer war, das rechte Mass zu treffen. Snorre hat seinen Gegenstand übersehen und beherrscht und dem Ganzen eine gewisse Eigenthümlichkeit, der Darstellung eine gleiche Farbe und Haltung gegeben. In einer anderen, späteren Zeit würde eine solche Zusammenstellung bunter aussehen; die Bildung aber pflegt in jenen frühen Perioden ebenmässiger und übereinstimmender zu sein, so dass ein gemeinschaftliches Werk, auch ohne Verabredung, wohl zu Stande kommen kann. Wäre nicht jenes frische Gefühl da, das sich in diesen Erzählungen ausspricht, so würde auch ein solches historisches Werk nicht möglich sein; späterhin drücken es die Zweifel und Bedenklichkeiten der Kritik nieder oder es wird mit tadelnswürdigem Leichtsinn unternommen. [anonym.]

1566 # ANZEIGE DER SCHLESISCHEN BEMÜHUNGEN

für Sammlung und Kunde einheimischer Alterthümer.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III. 157. Stück, den 1. October 1821. S. 1566 -- 1568.

Die germanischen und slavischen Alterthümer Deutschlands und seiner einzelnen Provinzen sind im vorigen Jahrhundert öfter im Einzelnen und Ganzen betrachtet worden, doch schien der Eifer allmählich erkaltet. Jetzt fängt man aufs Neue an, Nachforschungen anzustellen, und erkennt auch in den ältesten Denkmalen unseres Vaterlandes eine gewisse eigenthümliche Cultur, die nicht auf der untersten Stufe des Bedürfnisses steht. Aus geöffneten Gräbern oder Sandlagern gehen Urnen und Gefässe hervor, die von einem nicht verwahrloseten Ge-
1567 schmack zeigen, und eine Menge kleiner Anticaglien reizen die Forschbegierde nicht minder als die Lust zu sammeln, obgleich freilich die kritische Untersuchung auf keinem Felde weniger sicheren Grund findet als hier.

Unter den deutschen Ländern, in denen der Eifer für ihr Alterthum erwacht ist — am meisten an den beiden Enden in Osten und Westen — dürfen wir Schlesien mit Auszeichnung nennen. Von jeher bemerkte man unter den Einwohnern eine Lust, Urnen, Münzen und andere Denkmale ihrer Provinz zu sammeln: allein das in Privatsammlungen Zerstreute wirkte nie kräftig zusammen und wurde auch leicht wieder versplittert, indem nur zu oft den Erben des Sammlers die stille Beschäftigung des Alten als lächerliche Thorheit erschien. Daher es ein erfreuliches Ereignis war, als das Ministerium des öffentlichen Unterrichts auf Ansuchen des Hrn. Prof. und Archivar Büsching zu Breslau Erlaubnis und Unterstützung zu einer Alterthumssammlung für Schlesien verwilligte? — Überdies hat sich auf die Aufforderung desselben Gelehrten ein Verein von schlesischen Alterthumsfreunden zusammengefunden, die durch einen jährlichen Beitrag den Abdruck der wichtigsten Urkunden und Chroniken, so wie die Bekanntmachung der bedeutendsten Alter-

thümer ermöglichen, und deren Zahl sich auf erfreuliche Weise fortwährend vermehrt.

Auf Kosten dieser Gesellschaft sind nun schon im Druck erschienen:

1. Budorgis, oder etwas über das alte Schlesien vor Einführung der christl. Religion von Fr. Kruse, nebst zwey Abbildungen und einer Charte. Leipzig 1819, bei Hartknoch. S. 179. Budorgis ist nämlich der Ort, wo — wenn man Ptolemäus Angaben in Reiserouten auflöst, sich zwei Strassen durchschneiden — also ein alter Hauptort Schlesiens, den man im briegschen Kreise beim Dorfe Laskowitz, wo noch gepflasterte Strassen und grosse Steinhaufen im Walde zu sehen sind, aufgefunden zu haben glaubt. In dieser Schrift führt der Verf. den Gedanken durch, dass durch Combination der Ptolemäischen Angaben mit der Lage der Orte, wo besonders viel Urnen aufgegraben worden sind, sich bedeutendes für die alte Geographie 1568
Schlesiens ergeben müsse: ein Gedanke, der allerdings von fruchtbarer Anwendung sein muss, obgleich sich freilich gegen Methode und Einzelnes der Forschung manches Gegründete einwenden lässt.

2. Der noch ungedruckte Theil der Jahrbücher Pols, der die Geschichte Breslaus im 16. Jahrhundert erzählt. Nächstens soll auch die für Schlesiens ältere Geschichte höchst wichtige Chronik von Eschenloer, die auf der Elisabethbibliothek in Breslau liegt, an die Reihe kommen.

3. Die Alterthümer der heydnischen Zeit Schlesiens. Herausgegeben von Büsching. Bd 1. Breslau 1820. Heft 1. Dies enthält 3 grosse Steindrucktafeln von guter und gewissenhafter Ausführung. Auf der ersten 12 verschiedenartige kleinere Gefässe. Die Formen sind zum Theil (z. B. von No. 9) gefällig und ansprechend. Die Verzierungen bestehen in Strichen, welche man eingrub, da die Masse noch weich war, und welche theils die beliebte Dreieckverzierung à la grecque, theils Palmschnüre, theils eine Art Zweige darstellen.

[anonym.]

1868

CORRESPONDENZ

der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Bd 1. Mit 7 Steindrücken und 7 Tab. Breslau bey W. G. Korn. 1820.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 157. Stück, den 1. October 1821. S. 1568.

Wir fügen der obigen Anzeige sogleich die einer anderen Sammlung bei, die zwar einen weit grösseren Umfang hat, aber die einheimischen Alterthümer doch ebenfalls als ein Hauptaugenmerk betrachtet. Die seit 16 Jahren bestehende Schles. Gesellschaft für vaterländische Cultur hatte vorzüglich durch von ihr bewirkte Ausstellungen der vaterländischen Kunst- und Handelserzeugnisse und durch die Eröffnung eines umfassenden Briefwechsels durch die ganze Provinz über alles, was in den Bereich der Gesellschaft gehört, eine neue Epoche eifriger und lebhafter Thätigkeit begonnen. — Aus den Briefnachrichten und Arbeiten der einzelnen ordentlichen und correspondirenden Mitglieder ist das vorliegende Werk zusammengesetzt: und wie mancherlei Verfasser dafür und daran gearbeitet haben, so können auch mancherlei Leser, was ihnen zumuthet, daraus entnehmen. Für die Alterthümer Schlesiens sind die Aufsätze S. 109. 125. 168. 191. 234. 246 schätzbare Beiträge.

[anonym.]

1596

ROLANDS ABENTHEUER

in hundert romantischen Bildern. Nach dem Italiänischen des Grafen Bojardo. Herausgegeben von Dr. Fr. Wilh. Val. Schmidt. Erster Theil. Berlin und Leipzig bey G. C. Nauck. 1819. Zweyter Theil. 1820. Dritter Theil. 1820. Dieser hat noch den besonderen Titel: Über die italiänischen Helden-Gedichte aus dem Sagenkreis Karls des Grossen. Von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Ein Beytrag zur Geschichte der romantischen Poesie.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 160. Stück, den 6. October 1821. S. 1596—1599.

Die Übersetzung des Orlando innamorato rührt nicht von Hrn Schmidt her, der sie nur in das Publikum einführt, sondern von einer Ungenannten, welche er insofern mit der verstorbenen Frau Naubert vergleicht, als auch diese ihr erstes

Werk von ähnlichem Inhalt ohne ihren Namen erscheinen liess. Das Andenken an das Gedicht des Bojardo, welches durch Ariosts Fortsetzung unbilliger Weise zurückgedrängt ist, verdient wohl wieder aufgefrischt zu werden, und bei uns kann es leicht mit mehr Erfolg geschehen, als bei den Italienern selbst. Diese werden dem Ariost, der ihren Forderungen auf das Geistreichste Genüge thut, nicht den ersten Platz entziehen wollen, während wir gegen die gewöhnliche Meinung ohne Bedenken 1597
dem Bojardo den Vorzug geben, weil er mit Ernst und Treue sich an die alte Überlieferung hält; die Ironie des Ariosts, eben weil sie grundlos ist und auf keinen Ernst und ein wirkliches Leben zurückdeutet, kann ein natürliches Gemüth nicht auf die Dauer erfreuen. Wie leicht es sein mag, ein zierliches, reizendes, mit den leuchtendsten Farben ausgeschmücktes Stück herauszuheben, diese Bravourarie mit ihren künstlichen Läufen und Trillern in sechsundvierzig Variationen anzuhören, bleibt immer ein starker Entschluss. Bojardo hat Phantasie, Behendigkeit und Geschick in Verflechtung der Begebenheiten und weiss lieblich auszumalen, indessen ein vollkommenes Gedicht würde er, auch wenn er es vollendet hätte, nicht geliefert haben; man fühlt zu bald, dass dem Ganzen ein Mittelpunkt, ein durchgehender Faden fehlt, und man hat ungefähr die Empfindung, als würde ein reiches Gemälde in der Nacht mit der Blendlaterne gezeigt, die jedesmal nur einen kleinen Theil hell erleuchtete, das andere aber in der Dunkelheit zurückliess. Dagegen diese einzelnen Bilder sind oft ausgezeichnet schön, völlig märchenhaft und verdienen grosses Lob. Die vorliegende Bearbeitung in Prosa liest sich leicht und angenehm, doch verträgt diese Art von Poesie weniger als eine andere eine solche Auflösung, da sie zu feingespitzten Wendungen sich hinneigt und zwar Ausführlichkeit genug bis ins Geschwätzige, aber nicht die epische Breite und Rundung hat, die in der Prosa nun vollends nicht kann entbehrt werden.

Der dritte Band, ganz zu litterarischen Untersuchungen bestimmt, enthält einen Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie, der für uns mehr Werth hat, als manche philosophisch-ästhetische Erörterung, und mit einer dem Verfasser eigenen,

auch in seinen übrigen Arbeiten sichtbaren Treue und Fleiss ausgeführt ist. Der erste Abschnitt als Eingang enthält die alte Sage von der Königin Bertha und König Pipin nach einer (leider lückenhaften) altfranzösischen Handschrift der königlichen Bibliothek zu Berlin, dann eine Darstellung aus dem
1550 Turpin und den Reali di Franza. Jedesmal, wie auch im Folgenden, sind geschichtliche, kritische, ästhetische und litterarische Untersuchungen angefügt. Der zweite Abschnitt begreift die älteren Gedichte aus diesem Sagenkreis. Buovo d'Antona, von einem ungenannten Dichter nach 1313 verfasst. La Spagna wird gegen die Schmähungen der neueren italienischen Kritiker in Schutz genommen und ein alter volksmässiger Gedicht darin erkannt. La regina Anchroja, gleichzeitig mit den beiden vorhergenannten; so selten, dass sich der Verf. hier nur an Ginguenés flüchtigen Auszug halten musste. Leandra, beinahe unbekannt und nur von Quadrio erwähnt, doch dieser Vergessenheit würdig. Dama Rovenza dal Martello, völlig werthlos. In dem letzten Abschnitt wird von den späteren Gedichten gehandelt. Morgante maggiore von Pulci, Orlando innamorato von Bojardo, Mambrino von Francesco cieco (der Blinde) da Ferrara, Orlando Furioso von Ariost, Rinaldo von Torquato Tasso, Ricciardetto von Nic. Fortiguerra. Die zugefügten litterarischen Notizen sind genau und von Werth, weil sie nicht das Bekannte wiederholen, sondern Neues enthalten. In der kritischen und ästhetischen Beurtheilung der Gedichte äussert sich ein richtiges, natürliches Gefühl, auch wir sind der Meinung, dass man in Ariost nicht die höchste Vollkommenheit, sondern den Anfang des einbrechenden Verderbens erkennen müsse; er hat, wie hier völlig wahr gesagt wird, „die Poesie zu einem Amusement gemacht". Auf den eigentlichen Kern gesehen, nicht auf die Nebendinge, kann er kein grosser Dichter heissen. — Auch der Anhang ist mit Dank anzunehmen: ein Verzeichnis italienischer Gedichte in achtzeiligen Stanzen aus dem Sagenkreis Karls des Grossen, welche im Obigen nicht ausführlich behandelt worden. Der Zusatz gibt den Inhalt eines Caldaronischen Schauspiels (und zwar des letzten dieses fruchtbaren Dichters), das jenem Fabelkreis sich anschliesst, es heisst: Isolo

y divisa de Leonido y de Marfisa (Loos und Spruch von Leonido und Marfisa); sogar Verbesserungen des gebrauchten spanischen Textes hat der sorgsame Verf. noch zugefügt.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um eine verspätete An- 1599
zeige von einem ähnlichen Werk des Verfassers nachzuliefern:

BEYTRÄGE ZUR GESCHICHTE DER ROMANTISCHEN POESIE

von Dr. Fried. Wilh. Val. Schmidt. Berlin 1818. In der Maurerschen Buchhandlung.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 160. Stück, den 6. October 1821. S. 1599.

Die erste Abhandlung ist die wichtigste: über den Decameron des Boccac[c]io. Untersuchungen über das Geschichtliche darin, über Quellen und Nachahmungen, besonders in Beziehung auf Dante, Hans Sachs und das altenglische Theater. Der Verf. benutzte dabei das Werk von Manni (Istoria del Decamerone) und noch mehr John Dunlop (the history of fiction), die beide noch nicht ins Deutsche übersetzt sind, doch über die Hälfte der Arbeit ist sein Eigenthum. Bei Ginguené fand er nichts Neues. Hierauf folgt das fünfte Beispiel der Kaiserin aus den sieben weisen Meistern, dabei eine mühsame und dankenswerthe Zusammenstellung der Sagen vom mythischen Virgil. Die Abhandlung des Theophrastus Paracelsus von Undinen, Sylphen, Gnomen und Salamandern scheint uns nicht so wichtig, als Hrn. Schmidt. Es ist hier ohne Zweifel der Glauben verschiedener Völker untereinandergeworfen und auch wohl manches aus eigener Phantasie eingemischt. Den Schluss machen einige vermischte Bemerkungen im Gebiete der romantischen Poesie.

[anonym.]

1639 # BIDRAG TIL NORDISK ARCHÄOLOGIE MEDDEELTE I FORELÄSNINGER

ved Finn Magnussen. Kopenhagen 1820. Trykt paa Hofbogh. Beckens Forlag. 208 S. 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III. 166. 167. Stück. den 18. October 1821. S. 1659—1664.

In den Schriften der skandinavischen Litteratur-Gesellschaft hatte Werlauff eine Übersicht von der Geschichte der nordischen Archäologie bis auf Ol. Worm geliefert; reichhaltiger und weiter ausgeführt ist Nyerups Übersicht von den vaterländischen Denkmälern der Vorzeit (Oversyn over Fädernelandets Mindesmärker fra Oldtiden. Kjöbenh. 1806, zugleich der 4te Band von der historisch-statistischen Schilderung von Dänemark und Norwegen). Schweden besitzt die geschätzten Arbeiten Sjöborgs in diesem Fache: eine Einleitung und eine Nomenclatur der nordischen Alterthümer. Der Verf. der vorliegenden Schrift erhielt vom Könige den Auftrag, Vorlesungen über die altnordische Mythologie bei der Akademie der schönen Künste in Kopenhagen zu halten, und es schien ihm Pflicht, bei dieser Gelegenheit die ziemlich verbreiteten falschen Meinungen über die Cultur, Kenntnisse und Denkungsweise der
1660 alten Nordbewohner zu berichtigen; hauptsächlich war es ihm darum zu thun, den Vorwurf abzuwenden, dass sie ohne alle Kunstfertigkeit und allen Kunstgeschmack gewesen. Diese wirklich gehaltenen (doch hier ohne Abtheilung in Einem fortlaufenden) Vorlesungen, welche auf jene Grundlagen von Nyerup, Sjöborg u. a., aber auch auf die eigenen Untersuchungen des Verf. sich stützen, werden nun hier dem grösseren Publikum zu weiterer Belebung der Alterthumswissenschaft mitgetheilt.

Zuerst allgemeine Betrachtungen und Blicke auf die älteste Geschichte, die Abkunft, die gemeinschaftliche Sprache der Skandinavier (1—16). Wie von den kleinen Königen sich die Gewalt auf Einen gesammelt, in Dänemark Gorm der Alte, in Norwegen Harald Haarfager (19). Der Ackerbau nach Saxos Zeugnis im alten Dänemark blühend (22). Die ältesten Woh-

nungen, zwar gewöhnlich Rauchstuben, waren doch auch von Stein und hiessen dann hallir, sie bestanden auch wohl aus mehreren Etagen (darüber wären deutliche Zeugnisse erwünscht). Die Tempel werden in den alten Denkmälern prächtig beschrieben; sie waren gross, weil sie zugleich zu Versammlungsörtern dienten (25). Nicht minder prächtig die Wohnungen der Grossen: sie waren den Beschreibungen nach mit Gemälden und Bildhauerarbeit geziert. Als Beispiel das Haus des Olaf Höskuldsen, wegen seiner Prachtliebe Pfauvogel genannt (26—36). Ein Hof (gardr) bestand aus lauter einzelnen, zu verschiedenen Zwecken eingerichteten Gebäuden (so wie wir es in altdeutschen Gedichten beschrieben finden). Einige hatten Herd mit Rauchfang in der Mitte, andere waren zum Schlafen bestimmt, selbst Badhäuser befanden sich darunter (37—41). Von den sogenannten Riesenkammern, in denen sich eine rohe, aber gewaltige, ungeheure Kräfte erfordernde Bauart zeigt. In ähnlichem Stil die Steinkreise, Bautasteine, Grabstätten (42—66). Unterirdische Gebäude, deren Bestimmung man nicht kennt; dabei, wie auch anderwärts, nimmt der Verf. Rücksicht auf Schottland. Ver- 160
glaste Mauern, Glasburgen, vitrified forts (71—73). Rokkesteine, die sonst mit der druidischen Lehre zusammenhängen, in Norwegen und Schweden (74). Jetzt die schwierige Frage: warum haben sich von jenen prächtigen Tempeln und Gebäuden gar keine Überreste erhalten? Unter anderen wird auch die Vermuthung angeführt, es könnten christliche Kirchen darauf gebaut worden sein (82).

Der Verf. kommt auf die Kunstfertigkeiten der alten Skandinavier. Die Malerei sei ja auch in Deutschland alt, wird behauptet und auf eine Stelle über eine kölnische Schule im „Heldenbuch“ (es ist die bekannte Stelle im Parcifal gemeint) hingewiesen. Sogar die Malerei auf den Schildern bei Tacitus wird mit aufgeführt (89. 90). Beschreibungen von Gemälden aus den alten schriftlichen Denkmälern (93—96); darnach wären sogar die Wohnungen mit historischen Malereien geziert gewesen (97). Bildhauerei (99). Zeugnisse darüber. Beschreibungen von fünf Bildsäulen Thors nach den Sagen (113—129). Von weiblichen Bildsäulen weiss man wenig (130). Resultate:

die Bildsäulen waren nicht colossal, doch auch von menschlicher Grösse, aus Holz gehauen, innen hohl, zusammengesetzt oder durch mechanische Kunst so eingerichtet, dass ihre Glieder sich bewegen liessen, der Kopf hin- und herzudrehen. In die Statue eines Freyr, die sich in Schweden befand, konnte sich ein Mensch stecken und ihre Glieder bewegen. Die von menschlicher Grösse waren, hatten Gesicht und Hände bemalt und wirkliche Kleider an. Andere scheinen mit Silber oder Gold überzogen gewesen zu sein (132—134). Thors Bildsäulen nach den Beschreibungen späterer Schriftsteller, Adams von Bremen u. a. Götterbilder benachbarter Völker, der Russen und Wenden (139—141). Von anderen Kunsterzeugnissen, den Goldhörnern (143). Schiffbaukunst. Kriegsschiffe von ansehnlicher Grösse; die alten Skandinavier waren ausgezeichnete Schiffahrer (145
1662 —148). Nidstange. Banner. Freyers Eber. Spuren von Portraitzeichnung. Kivike Monument von Münter als Opferung gefangener Feinde erklärt (156—160). Eingegrabene Figuren auf Felsenwänden, Runensteinen (161). Stickereien mit der bekannten Stelle aus der Gudrûnarquida (163). Waffen; eiserne sind in der Erde verrostet, von Kupfer und Metall werden sie gefunden, auch vom feinsten Stahl (174). Aber woher kam all dieser Reichthum in den Norden? Es wird geantwortet: durch Handel, Fischfang, Kriegsbeute und fremden Sold (176—186). Zuletzt ein Auszug aus dem alteddischen Rigsmâl, worin die Entstehung der drei Stände im Norden beschrieben wird.

Wie schon bemerkt ist, der Verf. hat vorzugsweise die Absicht gehabt darzuthun, dass auch die Kunst im Norden bekannt gewesen. Es ist recht und löblich, das Einheimische gegen Herabwürdigungen in Schutz zu nehmen; dagegen fruchtet es auch nicht, wenn man über die Linie hinausgeht, zu viel thut und, was sich nur irgend erhaschen lässt, so aufstellt, dass es mehr scheint, als es wirklich ist. Den grössten Gewinn von dem Studium des Alterthums wird man haben, wenn man es unbefangen nach seiner Natur und seinem Wesen zu erläutern und aufzustellen sucht ohne irgend eine Nebenabsicht. Es wird genug übrig bleiben, welches unsere Achtung, selbst unser Erstaunen erregt. Rec. gehört gewiss nicht zu denen, die in eitler

Vornehmthuerei den alten Norden gering schätzen, aber eine eigentliche Kunst, versteht man darunter eine freie und schöne Entwickelung und ein leichtes und lebendiges Bewegen in den natürlichen Gesetzen derselben, muss er doch dem Norden absprechen; eine Fähigkeit oder ein Streben, einen Trieb zur Kunst will er gern zugeben. Die edle Natur des Volks wird sich auch hierin nicht verleugnet haben, stumpfsinnig hat es sich niemals gezeigt. Die alten Steinbauten sind merkwürdig und charakteristisch, sie deuten auf jenen gewaltigen Geist, welchen die Denkmäler der Poesie so tief und herrlich aus- 1663
sprechen; was aber von Tempeln und anderen Gebäuden in den ,
Sagen beschrieben und gerühmt wird, wir wollen es nicht verwerfen noch weniger unbeachtet lassen, doch zweifeln wir, dass es so wörtlich für wahr dürfe gehalten werden. Wir denken dabei nicht an ein absichtliches Lügen, aber es gehört ein Auge dazu, welches Vergleichungen hat anstellen können, um über die Pracht eines Gebäudes ein wirkliches Urtheil zu fällen, sonst hilft die Phantasie das Unbedeutendste als das Grösste ausmalen. Wer ist nicht schon auf diese Art getäuscht worden oder hat sich selbst getäuscht? Es müsste noch etwas übrig geblieben sein, um uns durch eigenen Anblick zu überzeugen, und da ja unbezweifelt alte Bauten sich erhalten haben, so sieht man, dass die von dem Verf. angegebenen Gründe, unter welchen auch die eigene Beschaffenheit des Bodens in Dänemark vorkommt, nicht hinreichend sind, um diesen gänzlichen Mangel zu erklären. Nicht günstiger urtheilen wir über die Zeugnisse von Werken der Bildhauerkunst und Malerei, schon die Beweglichkeit der Holzbilder verräth den geringen künstlerischen Werth; es mögen rohe Arbeiten gewesen sein, welche gleichwohl einen gewissen Geist kund gegeben oder angeborene Fertigkeit offenbart haben, aber schwerlich war von einer wirklich gebildeten, überlieferten Kunst eine Spur darin. Was sich von Zeichnungen auf Felsenwänden, Runensteinen usw. erhalten, zeigt in den besten Fällen von einer gewissen Fertigkeit, aber durchaus keine Kenntnis der ersten Regeln. Sind die Goldhörner, wie am Ende doch das Wahrscheinlichste ist, nordische Arbeit, so können sie den besten Beweis davon abgeben; das

kostbare Material forderte gewiss die Anwendung der grössten Geschicklichkeit, und doch wie roh, im höchsten Grade elend ist die Zeichnung aller darauf vorkommenden Figuren ohne Ausnahme. Dagegen wo eine wirkliche gebildete Kunst vorhanden ist, da deutet auch die gemeinste Pfuscherei noch darauf hin und zeigt, dass man von etwas Besserem weiss.

Um über das vorliegende Buch billig zu urtheilen, muss man nicht vergessen, dass es bloss anregende Vorlesungen sein sollen; an eine irgend ausführliche oder gründliche Behandlung des Gegenstandes ist daher nicht zu denken. Der sonst durch fleissige und gelehrte Arbeiten bekannte Verfasser will dies auch wohl selbst sagen, indem er S. 74 manches als zu weitläuftig abweist und S. 86 verspricht, eine ausführliche Übersicht über die nordische Archäologie zu liefern.

[anonym.]

CRITISK UNDERSÖGELSE

af Dannmarks og Norges Sagnhistorie eller om Troværdigheden af Saxos og Snorros Kilder. Ved Peter Erasmus Müller. Særskilt aftrykt af det kongelige danske Videnskabers Selskabs Skrifter. Kopenhagen 1823. In Commission in der Gyldendalischen Buchhandlung. 314 Seiten in Quart.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I. 41. 42. Stück. den 11. März 1824. S. 401—410.

Die zweite von den beiden vorliegenden Abhandlungen, welche Snorres Quellen und Glaubwürdigkeit untersucht, haben wir bereits im Jahre 1821 Stück 157 [= oben S. 279—283] angezeigt und nach Verdienst gerühmt. Sie ist auf Beschluss der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen neu abgedruckt, weil sie in jenem Format und mit einer lateinischen Übersetzung versehen, die hier natürlich fehlt, bestimmt war, in die grosse Ausgabe der Heimskringla eingerückt zu werden, und dieses Werk seiner Beschaffenheit nach nicht in jedermanns Hände gelangen kann.

Wir haben also hier nur über die erste, aber später geschriebene Abhandlung Bericht zu erstatten. Gleichfalls eine Frucht von des Verf. Studium über die altnordische Sagengeschichte, erörtert sie Glaubwürdigkeit und Quellen der ersten

neun Bücher des Saxo Grammaticus, welche nämlich die dänische Fabelzeit, wie Snorre die norwegische, begreifen. So ähnlich die Arbeit mit der vorigen ihrer Idee nach ist, so musste doch die Ausführung sehr verschieden werden, da Snorres Quellen, denen er oft wörtlich gefolgt ist, sich so ziemlich nachweisen lassen und eigentlich nur die vierzehn ersten Bücher sein Eigenthum sind; dagegen über Saxos Grundlage konnten nur mehr oder minder gewisse Vermuthungen stattfinden, ausserdem rührt Anordnung und Einkleidung ganz von ihm her, hat nichts mit anderen Gemeinsames und zeigt vielmehr eine scharf bestimmte Eigenthümlichkeit.

Im Ganzen betrachtet ist die historia danica des Saxo sowohl in Beziehung auf die Zeit, in welcher sie geschrieben wurde, als auf ihren Inhalt und ihre Sprache eine ausgezeichnete Erscheinung. Diejenigen, welche sich dem ersten und natürlichen Eindruck überliessen, wurden ebenso von dem freien, ungewöhnlich ausgebildeten Geist als von dem reichen Inhalt und der lebendigen Anschauung überrascht, die sich in einer fremden, damals noch nicht so leicht zugänglichen Sprache mit solcher Eindringlichkeit und zierlichen Kunst ausdrückte, und legten dem Werk einen grossen Werth bei, ohne sich mit kritischen Sorgen über den Inhalt zu belästigen. Dieses Gefühl veranlasste schon ziemlich früh die dänische Übersetzung von Wedel (1575), und vor kurzem (1818) hat Grundtvig das Werk neu und, wie uns scheint, nach jenem Gesichtspunkt sehr glücklich ins Dänische übertragen, dabei mit dem ihm eigenen Eifer in einer sonst auch lesenswerthen Vorrede seinen Landsleuten empfohlen. Den schwierigen Punkt der Glaubwürdigkeit übergeht er zwar nicht ganz, berührt ihn aber nur und wendet ihn, wie es im Sinne jener Ansicht wohl zulässig ist, mit der 403
Bemerkung ab, dass der Grund von Saxos Erzählungen ohne Zweifel Wahrheit enthalte, da aber die Überlieferung schon unvollständig und verwirrt zu ihm gekommen sei, er nichts mehr habe thun können, als sie nach seiner besten Einsicht benutzen; was nicht geschichtliche Wahrheit enthalte, erfreue sich doch einer geistigen, weil es aus dem Leben selbst geschöpft sei. Bei dieser oder einer ähnlichen Erklärung kann sich aber die Kritik,

die auch ihr Recht hat, nicht beruhigen: die Zeit des vollen Glaubens an die Sagengeschichte geht bei den Völkern wie bei einzelnen Menschen vorüber, und es ist ein Glück, wenn der Gegensatz nicht allzuscharf schneidend auftritt, alles Gute und Achtungswürdige der früheren Periode zernichtend. Jeder, der die Quellen der altnordischen Geschichte selbst nachsah, musste bei der Betrachtung des Saxo zu Bedenklichkeiten und Zweifeln nothwendig angeregt werden: manches konnte mit der beglaubigten Geschichte sichtbar nicht bestehen, anderes war an sich nicht wohl möglich oder stand mit weiteren Behauptungen im Widerspruch. Von diesem Standpunkt aus gab es aber sehr verschiedenartige Urtheile. Suhm in seiner dänischen Geschichte betrat die erste Stufe der Kritik, die gleichwohl auf den verderblichsten Weg führt (man darf dies sagen und kann doch seine Gelehrsamkeit und seine grossen Verdienste hochachten), indem er die Wahrheit der alten Sagen, die er in der That fühlte, zu entdecken, gleichsam als Gold aus dem Sande herauszuwaschen glaubte, wenn er den Erzählungen ihren Schmuck, den Begebenheiten selbst ihr Wunderbares abnähme. Er übersetzte also nur die Poesie des Saxo in Prosa. Gegen diese in der That viel zu gläubige Ansicht hatte die überkritische Schule, deren Häupter wir nicht zu nennen brauchen,
404 gewonnen Spiel; was ist leichter zu zeigen, als dass keine wahrhafte Geschichte entsteht, wenn man z. B. den Odin als einen gewöhnlichen Menschen, etwa nur als einen Betrüger handeln lässt? Von ihr ward im schärfsten Gegensatz Saxo so gut wie jede andere Sagengeschichte in Bausch und Bogen verworfen; von ihm sollte nicht die Rede sein, und man beschuldigte ihn noch dazu absichtlicher und muthwilliger Verfälschung, ja man bedauerte die Mühe, die man auf die Betrachtung leerer Träumereien und gehaltloser Märchen wendete. Frei von dieser Starrheit, mit einem besseren und belebten Geist ist die neueste deutsche Abhandlung von Dahlmann (Einleitung in die Kritik der Geschichte von Altdänemark, in den Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, 1. Band 1822) geschrieben. Er hat eigene Untersuchungen über den Saxo angestellt*) und ist weit

*) [Dieses Wort ist im Handexemplar zugesetzt.]

davon entfernt, dessen geistige Kraft und poetischen Werth zu verkennen, gleichwohl ist auch er zum Verneinen geneigt und gelangt zu einem Resultat, welches den acht ersten Büchern des Saxo allen geschichtlichen Werth raubt. Er nimmt an, Saxo habe echte, schriftliche Quellen nicht nur nicht gesucht, sondern sogar von sich gestossen, seine Quellen seien alte Abenteuer und Gedichte gewesen, die er von Dichtern und vom Volk geborgt und nach Sage und Volksmeinung und, wo diese schwiegen, nach Gutdünken und Willkür zusammengesetzt habe. Quellen dieser Art hält er aber in Beziehung auf die Geschichte für völlig werthlos. Recht charakteristisch ist der Ausspruch, dass der Untergang jener von Carl dem Grossen gesammelten deutschen Gedichte, wenn auch ein grosser Verlust für die Poesie, als ein Gewinn für die Geschichte zu betrachten sei.

Hr. P. E. Müller gehört zu keiner von beiden Parteien; mit anderen Worten: er erkennt in jeder Richtung das Wahre neben dem Falschen. Er gibt zu, dass die Quellen, aus welchen Saxo schöpfte, durch Zusätze und Veränderungen von Jahrhunderten 405
bereits getrübt waren und mehr oder weniger ihre Wahrheit von der geschichtlichen sich entfernt hatte; ihm ist daher das Dasein mancher dänischen Könige, die Saxo anführt, zweifelhaft oder völlig unbegründet, so wie er Ordnung und Folge derselben nicht anerkennt. Er nimmt ferner an, Saxo habe die Sagen nach seiner nothwendig beschränkten Ansicht eingetheilt und zusammengestellt und diese Ansicht könne leicht falsch und unstatthaft gewesen sein. Dagegen behauptet er auf der anderen Seite, dass Saxos Quellen nicht durchaus eines geschichtlichen Grundes entbehrten und, weil nicht alles, was er aus der heidnischen Zeit erzähle, wahr sein könne, man deshalb nicht*) einer jeden seiner Angaben den Glauben absprechen müsse. Er leugnet eine absichtliche und willkürliche Verfälschung und erkennt sogar Spuren von Kritik, zwar einer an sich schwachen und haltungslosen, die aber Zeugnis von einem redlichen Willen gibt. Er sieht in Saxos Werk eine Anzahl echter altdänischer Sagen erhalten, deren Zeitalter gewisslich nicht kann angegeben werden, die aber aus inneren Gründen

*) [Zusatz im Handexemplar.]

sich in verschiedene, immer erkennbare Epochen der heidnischen Heldenzeit ordnen und zusammenstellen lassen. Diese Quellen hält er zum Theil für glaubwürdig und spricht ihnen damit einen geschichtlichen Werth und einen wahrhaften Inhalt zu.

Eine solche Ansicht kann ihre rechte Bedeutung erst durch die Ausführung gewinnen, und diese erhält sie in vorliegender Abhandlung nach einem einfachen und natürlichen Plane. Schritt für Schritt untersucht der Verf. die einzelnen Erzählungen in den neun ersten Büchern des Saxo, jede für sich nach ihrer inneren Beschaffenheit und nach den äusseren Zeugnissen, und bringt die Arbeit ebenmässig zu Ende mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und dem schon früher gewonnenen
406 Geschick in der Handhabung dieser immer vorsichtig zu berührenden Gegenstände. Ein Auszug scheint uns etwas Unfruchtbares, wir laden zum Lesen, vielmehr zum Studium der Schrift selbst ein, denn es versteht sich, dass über manchen einzelnen Punkt weitere Untersuchungen zulässig, sogar nothwendig sind und abweichende Resultate sich ergeben können. Vielleicht ist Eins und das Andere mythisch bedeutender und älter, als es hier dargestellt wird, dagegen auch manches Mythische in Beziehung auf Geschichte von geringerem Werth. Wir wollen einiges berühren, um Beispiele von dem Verfahren des Verfassers und dem Vortheil zu geben, den solche Untersuchungen der Wissenschaft gewähren. Gleich im ersten Buche wird nachgewiesen, dass ein Wechselgesang zwischen Hadding und seinem Weibe derselbe ist, wovon Snorres Edda den Anfang enthält und welchen sie den Göttern Niord und Skade zuschreibt; hier hatte also Saxo ein sehr altes Lied aufgenommen. In der Sage von Frode zeigt sich gerade das Fabelhafte älter und mehr gegründet, als das historische Element, da das eddische Mühlenlied sich schon auf Frode und die goldene, saturnische Zeit, die unter ihm soll geblüht haben, bezieht. Dass die deutschen Dichter des Mittelalters den milden König Fruote von Dänemark, und gewiss nicht aus dem Saxo, gekannt haben, scheint dem Verf. entgangen zu sein. Die Stellen, die sich darauf beziehen, sind gesammelt in der Zeitschrift Askania von Wilhelm Müller 1820 S. 156. 157. Bei Helge dem Hundingstödter gibt das Zeugnis der beiden Eddalieder, deren ganzen

Inhalt doch Saxo nicht benutzte, eine alte Sage unzweifelhaft kund. Zu der Erzählung von Hrolf, Helges Sohn, lässt sich eine isländische Sage vergleichen; worin beide übereinstimmen, das gehört zu dem uralten Inhalt, sonst aber ist die isländische Sage theils älter, theils jünger als Saxo. Sehr merkwürdig ist der Beweis, dass das alte Biarkamâl hier in einer Paraphrase 407
sich erhalten hat. Von diesem berühmten, durch den ganzen Norden verbreiteten Gesang lässt sich das Zeitalter mit einiger Sicherheit ausmitteln, schon im 11. Jahrhundert hiess es ein altes Lied und rührt leicht aus dem 7., spätestens aus dem 9. Jahrhundert. Zugleich werden die Dunkelheiten der lateinischen Bearbeitung glücklich erläutert durch die Bemerkung, dass Saxo zwei verschiedene dialogisirte Gesänge unrichtig vermischt hat. In Snorres Heimskringla sind einige Bruchstücke des alten Liedes erhalten, die sich nun mit Saxos Worten vergleichen lassen. Wir wollen hier nur eine Strophe anführen (Olaf des Heil. Sage S. 348):

vekat ek ydor at vini	Nicht weck' ich euch zum Wein,
ne at vifs rûnom,	nicht zum Gespräch mit Jungfrauen:
helldr vek ek ydor at hördom	ich wecke euch zum harten
Hilldar leiki.	Spiele der Hilldur (Kriegsgöttin).

Bei Saxo:

non ego virgineos jubeo cognoscere ludos,
nec teneras tractare genas aut dulcia nuptis
oscula conferre, et tennes adstringere mammas.
Non liquidum captare merum, tenerumque fricare
femen et in niveum oculum jactare lacertos;
evoco vos ad amara magis certamina Martis.

Welch ein Contrast zwischen der schlichten alten Sprache und Saxos zierlichen Gedanken und kunstreichen Worten! Nichts kann uns lebhafter eine Anschauung von seiner Behandlung der Sagen und Lieder gewähren. Hothers Streit mit Balder enthält eine der ältesten Mythen von Baldurs Tod durch Hödur, welche die Edda in ihrer Bedeutung und in richtigem Zusammenhang erzählt, die von Saxo aber ohne Sinn und ungeschickt als eine historische Begebenheit dargestellt ist. Dagegen was von Amleth erzählt wird, scheint nicht alt und eine Dichtung des Isländers Arnold, der sie dem Saxo geliefert haben 408

mag. Bei Dan Mikillati wird gezeigt, dass Saxo unter drei austheilt, was Snorre einem Einzigen zulegt: Suhm hat mehr von ihm, aber das beruht auf späteren, unbegründeten Zusätzen und kann als völlig unhistorisch verworfen werden. Die Geschichte von Erik Ragners Sohn ist eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten und ungereimten Dingen und sieht ganz aus, als sei sie zu blosser Unterhaltung gedichtet worden; hingegen gehört die Sage von Hogne und Hethin abermals ganz erweislich zu den ältesten Denkmälern: die alten Skalden spielen darauf an, und Snorres Edda erzählt sie, nur einfacher und darum besser. Bei der Geschichte von Stärkodder, einer der schönsten voll Kraft und Leben, wird die Vermuthung geäussert, dass deutsche (freilich ganz spurlos verschwundene) Gedichte könnten benutzt worden sein; es ist nur die Frage, ob im 11. Jahrhundert schon deutsche Gesänge in Dänemark bekannt waren? Späterhin gewiss, wie durch Zeugnisse kann bewiesen werden. In dem 7. Buche wird eine neue Quelle Saxos entdeckt, indem er sehr wahrscheinlich vier epische Volkslieder oder Balladen, dergleichen die Kjämpeviser enthalten, und gerade bei den anziehendsten Geschichten zu Grunde gelegt hat, unter diesen auch das über den ganzen Norden verbreitete Lied von Signe und Habor. Da diese Lieder aus alter Überlieferung stammten, gleichwohl keine Zeitbestimmungen enthielten, so glaubte Saxo klug zu thun oder nach seiner Weise kritisch zu verfahren, wenn er sie an das Ende der mythischen Zeit setzte. Im 8. Buch wird das Alter des Gedichts von der Brawallaschlacht vertheidigt, auf welches sich Saxos Beschreibung derselben gründet. Ein schlagender Beweis liegt in dem Umstand, dass die Namenliste noch den alten Reimbuchstaben gemäss geordnet ist. Ausserdem stimmt Saxo mit einem von ihm unabhängigen
409 isländischen Denkmal, Sögubrot genannt, und das Gedicht, welches er benutzte, rührte aus der heidnischen Zeit, wiewohl es mit der Brawallaschlacht selbst nicht gleichzeitig ist, die in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts fällt; Saxo, durch falsche Voraussetzungen verleitet, schob sie in das 6. Jahrhundert zurück. Die Geschichte von Jarmerich und Bicke, glaubt der Verf., sei nicht aus isländischen Denkmälern, sondern aus Volks-

sagen genommen, die in dem 12. Jahrhundert aus einer Mischung von deutschen Gedichten und alten dänischen Erinnerungen sich gebildet hätten; das Ganze aber sei dem Norden fremd gewesen. Eine Angabe, die genauere Prüfung und weitere Untersuchung erfordert, weil sie nicht ohne Einfluss auf die Ansicht von der Originalität der eddischen Lieder, die den deutschen Fabelkreis und eben auch diese Sage von Jörmunrekr berühren, bleiben kann. Eine Sage von König Snio, die andere Chroniken doch erzählen, hat Saxo nicht, war sie ihm bekannt, so hat er sie aus einer Art von kritischem Gefühl ausgeschlossen. Was die Auswanderung der Longobarden betrifft, so hält der Verf. Saxos Beschreibung davon, obgleich Paulus Diaconus, selbst ein Longobarde, etwas Ähnliches berührt, insoweit für unbegründet, als sie nicht aus echten nordischen Quellen geschöpft sei; dagegen scheint es ihm auch nicht ausgemacht, was zumal deutsche Schriftsteller behaupten, dass man den Auszug der Longobarden aus Scandinavien, namentlich aus dem nördlichen Jütland bestimmt leugnen müsse. Da in dieser Angabe an sich selbst nichts Ungereimtes liege, so dürfe sie nicht verworfen werden. Saxo, glaubt der Verf., habe die Nachricht aus deutschen, eben durch Paulus Diaconus veranlassten Sagen erhalten, die im 11. oder 12. Jahrhundert nach Dänemark eingedrungen wären. Thorkills Reisen nennt der Verf. ein wahres Gegenstück zu den Reisen des Arabers Sindbad; indem er darin theils eine moralische, theils eine religiöse Absicht erblickt, be- 410
trachtet er sie als eine Dichtung, aus welcher auch nicht ein Zug für die Geschichte zu gewinnen sei. Bei Ragnar Lodbrok wird gezeigt, dass Saxo aus vier verschiedenen Quellen seine Erzählung zusammengesetzt, die er vergeblich zu einem Ganzen hat verbinden wollen. — Wir haben nur ausgehoben, was am deutlichsten das Verfahren erkennen lässt, welches der Verf. angewendet hat. Sowohl die bejahende als verneinende Partei wird manches für sich finden, ebensoviel gegen sich; möchten beide durch diese Schrift zur Einsicht geführt werden, dass man Saxos Werk nicht beurtheilen kann, wenn man sich nicht genau die Lage vorstellt, in welcher er schrieb. Fast jede der Sagen, woraus es zusammengewebt ist, hat ihr eigenthümliches

Wesen und verlangt nach besonderen Gesetzen beurtheilt zu werden; unter einen Hut, wie man sagt, lassen sie sich nicht bringen. So viel ist gewiss, man wird den Saxo, wenn man die altdänische Vorzeit zu untersuchen gedenkt, nicht bei Seite legen dürfen; wer ihn aber gebrauchen will, muss ausser der Unbefangenheit und dem Scharfsinn auch die reiche Kenntnis von den übrigen Denkmälern des nordischen Alterthums besitzen, die Hrn. P. E. Müller eigen ist.

[anonym.]

513 SYMBOLAE AD GEOGRAPHIAM MEDII AEVI EX MONUMENTIS ISLANDICIS SCR. E. CHR. WERLAUFF.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 52. Stück, den 29. März 1824. S. 513—517.

Wir holen noch die Anzeige eines akademischen Programms des Hrn. Prof. Erich Christian Werlauff nach, welches bereits im Jahr 1821 erschienen ist und symbolas ad geographiam medii aevi ex monumentis islandicis 61 S. in 4 enthält.

Die historischen und mythisch-poetischen Werke des alten Nordens sind vorzugsweise, wie sie es verdienen, bearbeitet und durch den Druck bekannt gemacht worden; jetzt ist es wohl an der Zeit, die übrigen aufgesammelten isländischen Handschriften, welche anderen Wissenschaften angehören, genauer zu untersuchen, mögen sie auch von geringerem Gehalt sein. Einiges ist dort für die lateinischen Classiker und die Geschichte des Studiums der griechischen und römischen Litteratur zu holen, reichere Ausbeute für die Theologie zu erwarten und manches für die Geschichte der Poesie aus den isländischen Übersetzungen romantischer Dichtungen zu gewinnen, wovon uns Pf. Müller in dem 3. Bande der Sagenbibliothek S. 480—484 wenigstens
514 ein Register geliefert hat. Ein geographischer Tractat veranlasste Hrn. Prof. Werlauff zu einer Untersuchung über die Kenntnisse des Nordens in diesem Fache. Die Geographie konnte bei ihrer Verbindung mit der Geschichte nicht vernachlässigt werden; wirklich finden sich auch in den historischen

Werken, wo sich Gelegenheit ergab, und um die Begebenheiten selbst besser zu erläutern, mehr oder minder ausführliche geographische Beschreibungen, z. B. von Schweden, Norwegen und Russland, worüber der Verf. genauere Angaben liefert. Es lässt sich nachweisen, dass die Isländer verschiedene geographische Werke des Mittelalters benutzten; sie hatten ausserdem besondere Gelegenheit, entfernte Völker und Länder kennen zu lernen. Als Dichter besuchten sie die nordischen und englischen Königshöfe, als Kaufleute Britannien und Frankreich, als Seefahrer drangen sie nach den Polargegenden, als Krieger giengen sie nach Russland und Griechenland, der Wissenschaften wegen nach Erfurt, Cöln und Paris, als Geistliche nach Rom und als Wallfahrer noch weiter bis in das heilige Land. Es waren auch besondere Reisebeschreibungen von namhaften Verfassern vorhanden, worüber man hier nähere Nachricht findet. Leider sind sie verloren gegangen, doch haben sich einige Tractate mit einer Beschreibung der drei Welttheile erhalten, worin das Geographische, wie sich aus mehreren Gründen schliessen lässt, der Ertrag wirklich unternommener Reisen sein mag. Proben daraus sind schon in den Scr. Rer. Dan. II, 25 und in der Rymbegla S. 340 bekannt gemacht. Reichhaltiger sowohl für die fabelhafte als wahre Geographie sind aber verschiedene in der Arnamagnäanischen Sammlung aufbewahrte, bis jetzt noch ungedruckte Pergamentcodices, welche der Verf. hier äusserlich und nach ihrem Inhalt genau beschreibt; einer darunter, von reinlicher Hand, gehört in das 13. Jahrhundert. Das ganze Werk besteht aus drei Theilen: der erste enthält 515
eine Geographie der damals bekannten Welt; der zweite, welcher den meisten Werth hat, eine Reisebeschreibung von Dänemark aus durch Deutschland, die Schweiz, Italien nach Rom, von da nach Unteritalien und Griechenland bis nach Palästina. Die Stationen der Reisenden werden aufgezählt, die Städte, wo sich ein bischöflicher Sitz oder Reliquien eines Heiligen befinden, Klöster und sonst irgend eine Merkwürdigkeit; dabei ist die Entfernung der Orte von einander angegeben. Als Verfasser, das heisst als derjenige, nach dessen mündlichem Bericht dieses Itinerarium aufgeschrieben ist, wird Abt Nicolaus

genannt. Es wird wahrscheinlich gemacht, dass er der in den isländischen Annalen erwähnte Abt Nicolaus, ein Sohn Sämunds, ist, der im Jahr 1154 von einer Reise zurückkam und bald darauf 1159 starb. In jedem Fall aber gehört diese Schrift in die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Der dritte Theil ist am wenigsten wichtig und enthält allerlei historische und geographische Nachrichten, z. B. eine Beschreibung der Kirchen zu Rom, Aufzählung der Städte in Italien, Spanien, Frankreich und dergleichen.

Den zweiten Theil hat Hr. Prof. Werlauff vollständig nach der besten Handschrift abdrucken lassen, aus dem ersten nur, was Europa betrifft, und aus dem übrigen, was zur Ergänzung des Ausgewählten dienen konnte. Für diejenigen, welche den isländischen Text nicht verstehen, ist eine lateinische Übersetzung danebengestellt; unter dem Text sind abweichende Lesearten oder Zusätze der anderen Handschriften angegeben, und alles ist mit der Sorgfalt behandelt, an die wir bei der Herausgabe altnordischer Denkmäler gewöhnt sind. Wir hätten also hier eine Übersicht von dem, was die Isländer von der Geographie im Mittelalter wussten, und da diese an und für sich noch dunkel genug ist, wir auch aus dieser Abhandlung nähere Einsicht von der Art, wie sie ihre Reisen einrichteten, und von ihrem Verkehr mit entfernten Völkern erlangen, so hat uns Hr. Prof. Werlauff gewiss ein annehmbares Geschenk gemacht.

516

Nach Rom gab es damals aus dem Norden zwei Wege, einen westlichen und einen östlichen; ebenso werden von Stade bis nach Mainz zwei Strassen bezeichnet. Die eine gieng über Verden, Minden und Paderborn. Bei Minden wird die Anmerkung gemacht: „nù skiptaz tûngur“, hier verändern oder scheiden sich die Sprachen. Es könnte nur von der hochdeutschen und niederdeutschen Sprache die Rede sein, aber die Angabe befremdet, da sie völlig unbegründet ist. Merkenswerth ist folgende Stelle: „Thar imilli (zwischen Paderborn und Mainz, deren Entfernung auf vier Tagereisen angegeben wird) er thorp er Horus heitir, annat heitir Kiliandr, ok thar er Gnitaheidr (? Gnitaheidi), er Sigurdur và Fafni.“ Das Dorf Horus und Kiliandur ist völlig unbekannt, auch klingen die

Namen seltsam; wenn Suhm in seiner kritischen Geschichte darunter Herborn und Dillenburg vermuthet, so hat das nichts für sich, als die sehr entfernte Ähnlichkeit im Klang und den Umstand, dass beide Orte nicht weit von einander zwischen Paderborn und Mainz liegen. Die Gnitaheide, wo Sigurd den Fafner tödtete, ist aus den Liedern der Edda hinlänglich bekannt, aber nicht wo sie lag und was der Name an sich bedeutet, denn Nussheide, wie die grosse Kopenhagener Ausgabe der Edda (II, 871) erklärt, ist gewiss falsch. An sich mag jene Stelle, der alten Fabel nach, richtiger sein, als bei der Stadt Luna in Italien (S. 20) die Bemerkung: „I Lunu söndum kalla sumir menn ormgard er Gunarr var i settr.“ In dem Sand bei Luna, sagen einige, sei die Schlangenhöhle gewesen, in welche Gunarr gesetzt wurde. Gleichwohl ist weder diese 517
Beziehung auf den Untergang des Helden, wie er in der Edda erzählt wird, noch der Umstand zu übersehen, dass schon im 12. Jahrhundert Isländer die alte Sage ins Ausland und selbst in die weite Ferne versetzten. — Der andere Weg von Stade nach Mainz hält sich östlich. Valfoburg ist dunkel, und Hanabruinburg kann seiner Lage nach sehr wohl Hanover sein: aber wie ist das Wort selbst zu verstehen? Der Verf. macht aus der Erklärung von Hanover (in den Urkunden Hanovere) durch hohes Ufer alta ripa den isländischen Namen deutlich, als eine blosse Übersetzung: Hanabruinburg, nimmt er an, bestehe aus hâr, altus, und brûn, crepido, was immer eine scharfsinnige Vermuthung bleibt. Soviel als Beispiel, was aus der Schrift zu lernen ist, und dass auch nach den zahlreichen und gelehrten Erläuterungen des Hrn. Prof. Werlauff, welche S. 32–34 einnehmen, noch Dunkeles zurückbleibt. Als Anhang folgt eine alte Ichnographie von Jerusalem nach dem Original sauber in Kupfer gestochen; dabei eine Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten des heiligen Landes, dergleichen Meusel bibl. hist. I, P. II, S. 174 ff. anführt. Sie steht in zweien der oben angeführten Handschriften. In den Anmerkungen kommen auch noch Auszüge aus der Kyrialaxsage vor.

[anonym.

689 # VERHANDELING

ter beantwoording der Vrage: welke volkeren hebben de zoogenoemde Hunebedden gesticht? in welke tyden kan men onderstellen, dat zy deze oorden hebben bewoond? door Nicolaus Westendorp, Predikant by de Hervormde Gemeente te Losdorp, en Lid der Commissie van onderwys in de Provincie Groningen, an wien, door de algemeene jaarlykshe Vergadering van de Hollandsche Maatschapy der Wetenschappen te Haarlem, op den 20. Mei 1815, de gouden eerprys benevens eene premie van vyf en twintig gouden dukaten is toegewezen. Tweede druk. Gröningen. Bei J. Oomkens 1822. XVI und 326 S. Text. 49 S. Anm. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 70. 71. Stück. den 1. Mai 1824. S. 689—711.

Eine holländische Preisschrift über die Hünenbetten, von einer gelehrten Gesellschaft in Haarlem gekrönt und von dem Publikum so günstig aufgenommen, dass hier schon eine zweite Auflage mit mannigfachen Verbesserungen dargereicht wird, verdient gewiss Aufmerksamkeit; um so mehr, da eine
690 nahverwandte Frage bei uns zur Beantwortung öffentlich ist gestellt worden. Uralte Denkmäler eines unbekannten, vielleicht untergegangenen Volkes, welche die Vorzeit schon mit Verehrung betrachtete und in denen das Volk noch heute Wundersames, wie etwa den versteinten Hochzeitzug einer in den Tod betrübten Braut oder nächtliche Wohnungen der Geister erblickt: sie regen jeden sinnenden Menschen an. Beides, ihre Rohheit und ihre Grossartigkeit, überraschen und fesseln unser Auge, sie scheinen halb wie Naturwerke und aus einer Zeit herübergekommen, von der wir uns schwer ein Bild zusammensetzen und gleichwohl durch eine solche Beschauung eine Ahnung gewinnen. Diese gelehrte, mit sichtbarer Liebe zur Sache unternommene Nachforschung leitet vielleicht einen zwar feinen und dünnen, aber doch hellen Strahl in die Finsternis unserer ältesten Geschichte, der uns, wenn auch nicht deutlich zu sehen, doch Manches zu unterscheiden gestattet. Eine solche Arbeit trägt schon in sich Belohnung und bleibt höchst achtungswerth, wenn auch der Gewinn nicht mit Händen zu greifen wäre.

Der Verf. hat die Hünenbetten von ähnlichen Denkmälern getrennt, und diese scharfe Sonderung, während sie für die

Untersuchung selbst vortheilhaft ist, kann bei dem Abschluss und für die Resultate nachtheilige Folgen haben. Wissen wir nicht, von welchem Volk jene anderen Denkmäler herrühren, ob von demselben, einem nahverwandten oder ganz fremden, welches später daselbst seinen Sitz hatte, kurz, kennen wir nicht das gegenseitige Verhalten, so wird unsere Einsicht nicht recht wahr und lebendig werden können. Dies soll kein Vorwurf gegen den Verf. sein, der seine Aufgabe sehr wohl bearbeitet hat; wir wollen nur damit sagen, dass eine jede Art dieser Alterthümer erst muss gründlich untersucht sein, ehe es vortheilhaft sein kann, für die Geschichte allgemeine Schlüsse zu 691
ziehen oder Hypothesen zu begründen.

Also sondert Hr. Westendorp ab: die aufgeworfenen Grabhügel, die bei uns, d. h. im nördlichen Deutschland so häufig sind und gleichfalls Hünenbetten genannt werden; die Grabkammern, die eine Art Übergang machen; die Dolmens in Frankreich; die Altäre und dergleichen Denkmäler, die der skandinavische Norden in der mannigfaltigsten Abwechselung zeigt. Ihre Betrachtung und Untersuchung schiebt er ganz zur Seite und hält sich bloss an die eigentlichen Hünenbetten. So aber nennt er jene über der Erde zwar freistehenden, aber doch niedrigen Felsenblöcke, die in ein längliches, am Westende etwas breiteres Viereck von verschiedener Grösse geordnet und von gleichen Felsenstücken oben bedeckt sind, neben [?] freie Zwischenräume haben, aussen von einem jetzt nur selten noch sichtbaren Steinkreis umgeben sind. Der einzige Unterschied besteht in der grösseren und geringeren Anzahl der Felsenstücke und der daraus folgenden verschiedenen Grösse des Ganzen, das sich von 18—60, 80 Fuss Länge und 5—10, 11 Fuss Breite findet; ebenso ist auch die Grösse und Schwere der Felsenblöcke selbst verschieden; sonst sind sich die Hünenbetten überall vollkommen gleich. Ihre Richtung ist gewöhnlich von Osten nach Westen (bis auf einige feinere Unterscheidungen, die in den Anmerkungen S. 33 angegeben werden). Innen findet man, wenn man aufgräbt, gewisse Dinge, von welchen hernach die Rede sein wird und die überall dieselben sind.

Mit Recht wird zuerst das Bereich der Hünenbetten aus-

gemittelt. Zieht man von dem schwedischen Lappland ausgehend eine Linie über den bothnischen Meerbusen, die Ostsee, die Mündung der Oder durch Böhmen, Baiern, Savoyen bis
692 zum Ausfluss der Rhone in Frankreich, so liegen die Länder alle westlich, in welchen sie vorkommen. Also im skandinavischen Norden, den brittischen Inseln, Norddeutschland, Holland und Frankreich; in Gallicien sind sie vielleicht noch vorhanden, in Portugal waren sie ehedem, sind aber jetzt zerstört. Hierzu einige nähere Bestimmungen: geht man in Frankreich von dem Ursprung der Garonne zu dem der Loire über Nevers und Sens bis an die Seine, so hat man zur linken Hand die Gegenden, welche allein im Besitz dieser Alterthümer sind; von Deutschland aber gehört nur hierher, was nördlich über der Linie liegt, die an der Oder herab über Berlin, Dessau, Cassel und Wesel läuft. Südlicher hinunter findet sich kein Hünenbett mehr, und die Cap. 6 angeführten Spuren eines solchen am Rhein können getrost ganz gelöscht werden. Das Denkmal, dessen Johannes Müller in einem Brief gedenkt, hat nichts mit einem Hünenbett gemein, sondern ist der bekannte, jetzt verwüstete Königsstuhl zu Rense oder Rees in der Nähe von Coblenz, worüber man schon in Büschings Geographie Auskunft finden kann. — Der Verf. hat sich noch weiter umgesehen, aber sonst nirgends, auch nicht in anderen Welttheilen, kommen solche Hünenbetten vor; am meisten Verwandtschaft zeigen noch jene durch Pallas bekannt gewordenen Denkmäler am Jeniseistrom in Sibirien, zugleich aber auch wesentliche Verschiedenheiten.

Die Beschreibung der Hünenbetten in den vorhin genannten Gegenden füllt 10 Capitel (S. 13—81), sie ist sehr schätzbar, indem die Nachrichten darüber mit Fleiss und grosser Belesenheit zusammengetragen sind. Daselbst ist auch der Bericht einer Reise eingerückt, die Hr. Westendorp unternommen hatte, um die Alterthümer in seiner Nähe zu untersuchen. Dort, in Drenthe nämlich und den Grenzen von Ober-Yssel, befinden sich Hünenbetten in vorzüglicher Menge und noch am meisten
693 erhalten, ja eins zu Tinarlo, wovon die erste Kupfertafel eine willkommene Abbildung liefert, steht noch bis auf den äusseren

Steinkreis, der verschwunden ist, ganz in seinem ursprünglichen, wahrscheinlich Jahrtausende alten Zustand.

Die in den aufgegrabenen Hünenbetten vorkommenden Dinge betrachten wir wohl am besten an den Exemplaren, die in Drenthe ausgegraben sind, eben weil sie hier am genausten und vollständigsten aufgezählt werden. Zuerst kleine Urnen, worin die Asche des Verstorbenen aufbewahrt wurde; wir wünschen, der Verf. hätte ausdrücklich gesagt, dass er oder andere glaubwürdige Zeugen die Asche und verbrannten Knochen noch selbst darin gesehen; in den deutschen Grabhügeln wenigstens hat man Urnen gefunden, die mit nichts als reinem Sand angefüllt waren. Sie sind von gelbbrauner oder aschgrauer Farbe, theils mit, theils ohne Henkel, sowohl mit engem als weitem Hals. Einige haben gerade und gekrümmte, rings um die Urne laufende Striche, bei anderen fehlen sie. Sie sind allzeit nicht nur kleiner (denn die grösste ist nicht über einen halben Fuss), als die, welche man in den Grabhügeln findet, sondern auch feiner und besser gearbeitet. Fälschlich hat man geglaubt, sie seien in dem Wind oder der Sonne getrocknet, sie sind gebrannt; ferner sagt Hr. Westendorp, sie seien in einer Form gemacht (?) und nicht aus freier Hand, dagegen fehlt ihnen Glasur. Sodann runde, glatte Steine, in der Mitte durchlöchert und mit einigen Kreuzen bezeichnet. Sie sind aus gebranntem Thon, der manchmal schwarz ist, glimmernd und zerbrechlich; Waffen können es deshalb unmöglich gewesen sein, und der Verf. scheint der Meinung den Vorzug zu geben, welche darin ein Bild der Sonnenscheibe erblickt. Ferner runde Steine in der Grösse eines Hühnereis, doch nicht oval, darauf zwei oder drei Kreuze in einem Cirkel, sehr sauber eingegraben. Ohne Zweifel haben sie eine religiöse Bedeutung 694
gehabt, der Verf. sieht Talismane darin und äussert die Vermuthung, dass jenes Kreuz im Ring ein celtiberischer Buchstabe sei, mit dem griechischen Θ verwandt und eine Hieroglyphe der Gottheit, welches wir dahingestellt sein lassen. Endlich Äxte, Streithämmer und Keile von Stein? Die beiden ersten sind beständig aus einem schwärzlichen Stein ge-

arbeitet, der in Drenthe nicht vorkommt, jedoch in Savoyen und den Schweizer Bergen gefunden wird. Einige Streitäxte sind breiter und ohne Öffnung. Die Keile von verschiedener Grösse und Steinart sind manchmal glatt und geschliffen. Einmal ist ein Wetzstein ausgegraben worden. In deutschen Hünenbetten hat sich, wie aus dem Bericht in den Anmerkungen S. 23 erhellt, auch Bernstein von verschiedener Grösse und Gestalt, in der Mitte gewöhnlich durchlöchert, gefunden. Ausserdem zeigten sie noch eine Eigenthümlichkeit: ausserhalb des Denkmals, rundherum (wahrscheinlich doch immer noch innerhalb des ehemaligen Steinkreises), grub man noch eine grosse Menge zerbrochene Urnen aus der Erde. Wir vermissen von allen diesen Dingen Abbildungen; sind sie auch in anderen Werken vorhanden, so würde es doch sehr bequem und nützlich sein, jeden dieser Gegenstände, wenn auch nur in einem Umriss und in seiner häufigsten Gestalt, beim Gebrauch dieses Werkes ansehen zu können. Noch ist anzumerken, dass der Stein an den Felsenblöcken selbst in Drenthe, wie fast überall, grober Granit ist und in der Nähe angetroffen wird.

Die Hünenbetten sind nach Hrn. Westendorps Meinung nichts Anderes als Grabstätten. Dies zeigt der unregelmässige Bau der Steinblöcke, die zu Altären nicht können gedient haben, und die innen ausgegrabenen Aschenkrüge und Steingeräthe. Sie sind aber verwüstet; zu der Zeit, wo das
ess Christenthum eingeführt werden sollte, wurden sie absichtlich, wo nicht völlig zerstört, welches zu viel Mühe erfordert hätte, doch beschädigt, um einer fortdauernden und abergläubischen Verehrung derselben entgegenzuwirken. Staubsand scheint das einzige zu Tinarloo geschützt zu haben. Man schreibt dem Bonifacius diese Verwüstung in Holland zu, die, wenn sie auch damals einen löblichen Zweck hatte, jetzt nur einen roben und barbarischen Sinn zeigen würde, weshalb auch die Regierung in den Niederlanden diese Alterthümer ausdrücklich in Schutz genommen und jede Beschädigung derselben streng verboten hat.

In welchem Zustand lebte das Volk, das diese Geräthe in seine Gräber legte, welche Folgerungen lassen sich aus der Betrachtung derselben ziehen? Diese Fragen werden zunächst

(S. 99 ff.) erörtert. Das Brennen des irdenen Geschirres war zu der Zeit, wo die Hünenbetten errichtet wurden, schon bekannt, eine Kunst, von der viele Stämme in Amerika noch jetzt nichts wissen, und diese Urnen scheinen, die Glasur ausgenommen, nicht schlechter, als unser heutiges Küchengeschirr. Die Striche und Linien darauf sind sauber gezogen. Metall war noch nicht bekannt, kein Stückchen Kupfer (so häufig in den deutschen Grabhügeln), noch weniger Eisen ist je zum Vorschein gekommen. Die Waffen sind von Stein und geben Anlass zu der auffallenden Bemerkung, dass sie vollkommen den Steinwaffen der neuen Welt gleichen, also überall dieselben sind. Es ist kein Grund vorhanden, zu glauben, dass diese Steingeräthe seien nicht wirklich gebraucht worden. Das Volk, dem sie angehören, schliesst Hr. Westendorp, verstand demnach einen irdenen Topf zu brennen, einen Stein zu einer Waffe zurecht zu schleifen und allenfalls mit bewunderungswürdiger und anhaltender Arbeit zu durchbohren, eine Hütte zu bauen und schwere Felsenstücke mit Menschenkraft fortzuschaffen; dabei möge es Jagd und Fischfang getrieben haben, Landbau aber sei ihm fremd gewesen. Im Ganzen weist er ihm keine höhere Stufe von Cultur an, als jene der Hottentotten und herumziehenden amerikanischen Stämme. Etwas mildert er diesen Ausspruch und lässt das Volk wieder einige Grade hinaufsteigen, indem er ihm eine grössere gesellschaftliche Verbindung und eine religiöse Vereinigung zuschreibt. Ohne Priester und höher stehende Geschlechter lässt sich die Errichtung solcher Grabstätten, Felsendenkmäler nicht wohl denken, daher dürfen wir uns keine eigentlichen Nomaden vorstellen. Tauschhandel muss schon stattgefunden haben, eben der Steinwaffen wegen, die aus entfernten Gegenden kamen. Die Verbrennung der Todten (denn unverbrannte Knochen und Gerippe fanden sich unter den Hünenbetten nicht) ist an sich ein religiöser, geheimsinniger Gebrauch, der ohne die Leitung von Priestern nicht ausgeübt werden konnte. Hr. Westendorp glaubt, man habe wohl die Idee einer Reinigung damit verbunden, einer Scheidung des Nichtigen und des Unvergänglichen, um dadurch zur Vereinigung mit einem höheren Wesen zu gelangen. Eben

deshalb dürfe man nicht den Glauben an Seelenwanderung vermuthen, wohl aber an Unsterblichkeit der Seele, indem man Sorge für einen glücklichen Zustand nach dem Tod getragen habe. Nicht bloss arm und bedürftig muss aber das Volk gewesen sein, auch gewohnt in Krieg und Streit zu leben, das beweisen die Waffen, die dem Todten noch mit ins Grab gegeben wurden und ein Zeugnis von seiner wichtigsten Beschäftigung im Leben sind.

Diese Resultate hat der Verf. durch aufmerksame Betrachtung gewonnen. Rec. wünscht, er hätte jede Vergleichung mit Nomaden, den Hottentotten und wilden amerikanischen Stämmen, auf die er öfter zurückkommt, aufgegeben.

697 Mögen Nomaden, Hottentotten und wilde amerikanische Stämme ihre Leichen eine Zeit lang bewahren und dabei von religiösen Ansichten und Gebräuchen geleitet werden, diese grossen, mühsam vollbrachten Steinbauten über der Asche eines geehrten Todten zeigen einen ganz anderen geschichtlichen Sinn, der nur Völkern einer höheren Bildung eigen zu sein pflegt. Wie sie der Nachwelt das Andenken ihrer Helden, Anführer oder Priester zu erhalten gedachten, ebenso war von ihnen die Vergangenheit in Denkmälern geachtet und in Sagen und Liedern bewahrt. Welcher Schluss ist natürlicher, als dass dies Volk, welches die Hünenbetten errichtete, einer eben so geistigen Ausbildung sich erfreute, als jenes, dessen Thaten Ossian besingt und dessen Denkmäler und Grabstätten, wenigstens nach seiner Beschreibung, an rauher Einfachheit diesen gleich standen. Spricht nicht das berühmte Stonehenge in England gegen des
698 Verf. Ansicht, indem es zu viel Bildung und Verstand in Anlage und Ausführung zeigt, als dass man es einem wilden und rohen Volke zuschreiben dürfte? Es mag leicht einer etwas späteren Zeit angehören (denn man glaubt, die Steine seien mit dem Meissel bearbeitet, und noch jetzt fühlbar sind die Zapfen auf den aufrechtstehenden Felsen, in welche die Decksteine von oben, gewiss mit künstlichen Vorkehrungen, eingesenkt wurden), aber ganz sichtbar ist es in dem Stil der Hünenbetten und von demselben Volk erbaut, wiewohl viel prächtiger und grossartiger, und diese Verwandtschaft erkennt Hr. Westendorp auch an.

Hier wäre eine nähere Vergleichung gewiss vortheilhaft gewesen. Auch der Norden leitet auf andere Folgerungen, seine Altäre und Riesengräber sind auf gleich rohe Weise mit unbearbeiteten Felsenstücken erbaut, dennoch lassen die ältesten Gesänge einen Geist erkennen, der auch nicht die entfernteste Verwandtschaft mit der abgestumpften und ins Thierische herabgesunkenen Seele der amerikanischen Wilden zeigt. Freilich muss die Bildung solcher Zeitalter mit ihrem eigenen Massstabe gemessen werden, ganz nah bei edlen und erhabenen Gefühlen hat oft grosse Härte und Grausamkeit gestanden. Was die Geräthe von gebrannter Erde betrifft, so wünschen wir eine genaue Untersuchung, ob sie nicht den Gebrauch der Töpferscheibe verrathen; Rec. ist es wahrscheinlich, denn aus freier Hand, roh geformt sind sie nicht, wie ausdrücklich angemerkt wird, und wie sollen runde, enghalsige Gefässe „in einer Form" gemacht sein. Es ist nicht wohl möglich; die Anwendung der Töpferscheibe aber würde gleichfalls ein in festen Wohnsitzen lebendes, mit bestimmter Handarbeit sich beschäftigendes Volk vermuthen lassen.

Warum das Verbrennen der Leiche den Glauben an Seelenwanderung ausschliessen solle, sehen wir nicht ein. Im Widerspruch damit berichtet Cäsar (de B. G. VI, 14) von den Druiden, 699
sie hätten jene Lehre den Galliern vorgetragen (non interire animas, sed ab aliis post mortem transire ad alios), und bald darauf (VI, 19) beschreibt er die Feierlichkeiten beim Verbrennen der Leichen. Diese Folgerung würde also besser ganz unterdrückt.

Die Frage, wie brachte man die schweren Felsenblöcke, die über die anderen als Decke gelegt wurden, ohne künstliche Maschinen in die Höhe? beantwortet der Verf., wie uns scheint, befriedigend. Man füllte den Grund mit Erde und arbeitete dann mit Hebebäumen ohne andere Werkzeuge durch die blosse Kraft von Menschenarmen den Abhang hinauf. Freilich war eine erstaunlich grosse Anzahl von Menschen dazu nöthig; eben darum scheinen solche Denkmäler auch nur Auszeichnungen für den höheren Stand gewesen zu sein. Die Richtung der Hünenbetten von Osten nach Westen wird durch eine Verehrung der

Sonne erklärt. Die Höhe von dem Deckstein bis auf den Grund ist nach einer festen Regel zu bestimmen; fügt man nämlich noch den Raum von dem Grunde bis zu dem untersten Steinboden hinzu, so erhält man gerade Menschenhöhe.

Die zweite Abtheilung des Buchs (S. 109—156) beschäftigt sich lediglich damit, die Völker nach der Reihe vorzuführen, von welchen die Hünenbetten nicht herrühren können. Es ist zugleich eine Geschichte der verschiedenen Meinungen; denn welchem alten Volke sollte sie nicht dieser oder jener nach einem augenblicklichen Einfall oder aus Liebhaberei an einer Hypothese aufgebürdet haben! Wir begnügen uns hier, diesen Abschnitt anzuzeigen, der an sich so sorgfältig ausgearbeitet ist, als das ganze Buch. Würde bei dieser Gelegenheit jemand zu viel Umständlichkeit und Breite überhaupt tadeln, so müsste er auch die aufgewandte Gelehrsamkeit und reiche Belesenheit, die oft da Früchte trägt, wo man sie nicht erwartet, dankbar anerkennen.

Regelmässig schreitet die Untersuchung in der dritten und ausführlichsten Abtheilung weiter: nachdem die Völker sämmtlich abgewiesen sind, welchen die Hünenbetten nicht dürfen zugeschrieben werden, so muss endlich dasjenige übrig bleiben, welchem sie in der That zugehören. Ehe dies aber genannt und sein Recht erörtert wird, sucht eine vorbereitende Abhandlung (S. 160—197) das hohe Alter der Denkmäler an sich zu begründen. Das Resultat lautet: die Hünenbetten gehören in die allerälteste Zeit, ja in die Kinderjahre der Menschheit; sie sind von den ersten Bewohnern Europas errichtet, als sie noch abgeschieden von allen gebildeten Völkern lebten. Ref. darf hier, wo alles sorgfältig zusammengetragen, selbst ungewisse Spuren nicht übergangen sind, nur die Hauptsätze berühren, worauf jener Ausspruch ruht. Dass die Stellen der Alten, die sich hierher deuten lassen, zuerst angeführt und erläutert werden, versteht sich von selbst; am merkwürdigsten sind die bei Tacitus und Strabo (aus dem Ephorus), welche von Denkmälern reden, welche den Dolmens oder den Hünenbetten scheinen ähnlich gewesen zu sein; dabei denken beide an ein Heiligthum des Herkules. Seine Behauptung aber ferner zu begründen, führt

Hr. Westendorp folgende Punkte aus. 1. Die von jeher herrschende Ansicht, welche die Hünenbetten als Werke undenklicher Zeiten betrachtet, auch in der Volksmeinung ausgesprochen, wornach Riesen die Erbauer derselben waren. (In der S. 168 angeführten Stelle aus dem Otnit heisst ris in keinem Falle gigas, und in der aus Melis Stocke ebendaselbst heisst ries nichts Anderes als stultus; beide gehören also durchaus nicht hierher.) 2. Die Roheit der Arbeit, es sind rauhe unbewerkte Felsenblöcke; nirgends Spur einer Inschrift. 3. Die äussere Form gibt Zeugnis von hohem Alter. Die Hünenbetten, glaubt der Verf., seien Häuser, dem abgeschiedenen Geist erbaut, weshalb das Volk 701
noch jetzt wähne, sie würden Nachts von Geistern bewohnt. Die meisten Völker hätten ein solches Haus für den Geist als etwas sehr Nothwendiges betrachtet, und so gelangt er zu dem Satz, dass alle Völker, die sich einigermassen aus der Wildheit herausgearbeitet, die Grabstätten ihren Wohnungen nachgebildet hätten. Dieser Satz wird viel Anfechtung erleiden, und es ist schwer darauf bauen, weil man nicht weiss, bei welchem Grad von Cultur diese Eigenthümlichkeit aufhört, den Verf. aber leitet er zu dem weiteren Ausspruch, dass sich in den Hünenbetten eine Nachahmung fremder und seltsamer Bauart kund gebe. Indem sie nämlich die platten Dächer Asiens und Afrikas zeigten, fielen sie dem grauen Alterthum anheim, das in die ersten Zeiten von Europas Bevölkerung hinaufsteige. Wie geneigt Rec. überhaupt ist, den Hünenbetten ein hohes Alter zuzugestehen, so scheinen ihm diese Schlüsse doch sehr gewagt und zu bedenklich, als dass er etwas darauf stützen möchte. Die Idee, einen verbindenden Stein als Decke über zwei andere aufrechtstehende zu legen, bietet sich so natürlich dar, dass wir deshalb nicht an die platten Dächer südlicher Himmelsstriche zu denken brauchen. Auch kommt hier einiger Widerspruch mit früheren Behauptungen vor: baute das Volk den Geistern Wohnungen den seinigen ähnlich, so lebte es auch selbst in festen, solid gebauten Häusern und war kein nomadisch-wildes. 4. Die Vergleichung mit anderen alten Denkmälern dieser Art verleiht den Hünenbetten das höhere Alter. Einleuchtend scheint uns in den Drenthischen Monumenten die Unterscheidung von

vier Zeitaltern. Die jüngsten sind die gemauerten und eben gepflasterten Keller mit unverbrannten Leichen, wobei sich einige Ähnlichkeit mit christlichen Gebräuchen zeigt. Älter als diese eine grosse Menge runder Grabhügel von Erde und Steinen, die von der Zeit der Einführung des Christenthums bis in den früheren Zeitraum zurückgehen. Kennzeichen von noch höherem Alter tragen die Grabkammern von grossen Steinen an sich, die in runden Hügeln angelegt sind. Am allerältesten sind endlich die Hünenbetten. 5. Einen Hauptgrund gibt die Armseligkeit der ausgegrabenen Geräthe ab, die gleichwohl das Kostbarste scheinen gewesen zu sein, das man besass. Hier kommt der Verf. wieder auf seine Lieblingsansicht: „zekerlyk zyn de Hunebedden van de Wilden in Europa“ und lässt sie noch unstät in ganzen Landstrecken herumschwärmen. Wir glauben nicht, dass es jemals in dem mit Asien stets in Verbindung gebliebenen Europa Wilde gegeben hat, wie sie in dem isolirten, geistig versunkenen Amerika sind gefunden worden. Der grössten Aufmerksamkeit werth ist gewisslich der Umstand, dass man unter den Hünenbetten noch nie ein Stückchen Kupfer angetroffen hat, und der Schluss des Verf., dass das westliche Europa damals noch kein Metall kannte, ist, wo nicht ganz sicher, doch sehr wahrscheinlich. Weniger ist es die weitere Folgerung, dass die Errichter der Hünenbetten mit keinem anderen gebildeten Volke in Verbindung gestanden hätten; muss doch gleich der Steinwaffen wegen, die aus den Gegenden herstammten, wo die besondere Streitaxt zu Hause war, eine Ausnahme gemacht werden. Da bereits vor der christlichen Zeitrechnung Bergwerke in Spanien und Gallien geöffnet waren, so musste eine des Metalls unkundige Periode viel früher gesetzt werden, dagegen lässt sich nichts einwenden: der Verf. behauptet aber, sie sei noch früher, als die Zeit, wo Celten und Iberier in der persischen Reiterei dienten, welches bereits im 4. Jahrhundert vor Christus geschah. Es gibt einen Einwurf gegen die Schlüsse des Verf., nämlich dass man gar wohl andere Waffen, vielleicht selbst von Metall, gekannt, aber diese von Stein in die Grabstätten gelegt habe, als blosse simulacra armorum, böse Geister abzuwehren. Wiewohl dem Rec. dieser

Einwurf nicht genügend scheint, weil sich doch einmal ein Beispiel von Metallwaffen würde gezeigt haben, so wird er doch von Hrn. Westendorp zu schnell und hart abgewiesen; wahrscheinlich kennt er des fein und scharf blickenden Sk. Th. Thorlacius Abhandlung, die er anführt, weiter nicht, sonst würde er eingesehen haben, dass sie eine genaue Widerlegung wohl verdient. Viele in den nordischen Gräbern gefundene Steinwaffen konnten weder im Kampf noch beim Opfer gebraucht werden; das ist wenigstens Thatsache. 6. Als letzter Stützpunkt dient die grosse Ähnlichkeit der Steinwaffen mit denen der wilden Völker anderer Welttheile; so merkwürdig dieser Umstand an sich ist, so führt er doch zu sehr ins Weite, wenn der Verf. fragt: wird man nicht genöthigt anzunehmen, dass man dergleichen Waffen damals gebrauchte, als die Väter aller dieser Völker noch in Asien lebten? haben sie diese Kunst nicht mit aus der Wiege gebracht? Diese Ähnlichkeit müsste erst genau untersucht und davon abgezogen werden, was sich ohne Überlieferung aus der Natur der Sache selbst ergibt; ein Hammer scheint in seiner ersten und rohen Form überall sich gleichen zu müssen.

Nachdem der Verf. bis dahin sich den Weg gebahnt, glaubt er das Volk nennen zu dürfen, welchem nach seiner Meinung die Hünenbetten allein müssen zugeschrieben werden. Es sind, wie zu erwarten stand, die Celten, die einzigen, die bis jetzt noch nicht vorgeführt waren. Hierin folgt er der gewöhnlichen, sich leicht darbietenden Meinung, weil in den anerkannten Sitzen der Celten, zwischen der Seine und Garonne in Frankreich und in den brittischen Inseln, die meisten Hünenbetten gefunden werden. Es ist aber zu erklären, wie diese Monumente in Gegenden kommen, welche nach bisheriger Ansicht 704
niemals von Celten bewohnt wurden, also in das nördliche Deutschland und noch weiter hinauf in den skandinavischen Norden. Deshalb entwickelt der Verf. (S. 202—309) eine neue Hypothese. Neben den Liguriern oder römischen Galliern nimmt er als einen besonderen Volksstamm die Celten an, welche das ganze westliche Europa vom Süden bis zum Norden bewohnt hätten. Von Cadix an durch Portugall und dann nach Unterbrechung durch die Cantabrier wieder von der Ga-

ronne die Seeküsten entlang bis nach dem Norden sollen sie sich ausgestreckt, kurz in allen den Ländern Sitze gehabt haben, in welchen wir die Hünenbetten antreffen oder sie ehemals vorhanden waren. Diese Celten, wozu ausdrücklich die Cimbern gezählt werden, hält Hr. Westendorp für die Urbewohner jener Gegenden: in Deutschland hätten sie sich bis zum Harz herab verbreitet und wären dann später hier und im skandinavischen Norden von den Germanen überwunden und unterjocht worden. Sie sind ihm „die Wilden von Europa", welche vor Ankunft der Römer schon besiegt waren, und mögen, wenn man alles erwägt, schon zu Moses Zeit in Deutschland herumgeschwärmt sein; machte doch bereits im 6. Jahrhundert vor Christus die Übervölkerung den Auszug des Belloves und Sigoves nöthig. Sie also, die celtischen Cimbern, haben in Deutschland die Hünenbetten errichtet, und die runden Grabhügel rühren von ihren Feinden her, von den Germanen, die später ihre Sitze einnahmen und Verehrer Odins waren.

Die Sorgfalt und Gelehrsamkeit, womit diese Hypothese ausgeführt ist, verdient schon Anerkennung, wäre auch nicht nebenbei manches Beifallswürdige bemerkt und Manches scharfsinnig unterschieden. Günstig ist ihr allerdings das hohe Alter
705 und die anfänglich weite Verbreitung des celtischen Stammes, und wie er in Gallien und auf den brittischen Inseln unterdrückt und westlich in einen kleinen Raum zurückgedrängt wurde, so hätte ein ähnliches Schicksal ihn in Germanien und dem Norden treffen oder dort sein Missgeschick anfangen können, falls er diese Gegenden ursprünglich bewohnte. Ferner spricht dafür (freilich die Veranlassung) das Dasein der Hünenbetten, so eigenthümlicher und überall vollkommen ähnlicher Denkmäler, in den genannten Ländern. Endlich konnten noch angeführt werden (was Hr. Westendorp nicht thut) jene Rokkesteine, welche mit druidischer Lehre zusammenhangen und nicht bloss in Frankreich, sondern, gewiss sehr merkwürdig, auch im Norden, am häufigsten auf der Insel Bornholm vorkommen, aber freilich noch nirgends in Deutschland entdeckt sind. Nachzusehen ist darüber Münters Abhandlung im zweiten Bande der antiquarischen Annalen und Finn Magnussen nor-

dische Archäologie S. 74. 75. Die allgemeinen und ungewissen Bemerkungen der Alten, die einmal Celten und Gallier unterscheiden, dann bloss den Ausdruck Celten anwenden, die Cimbern bald Celten, bald Kimmerier, bald Gallier, bald Germanen nennen, gestatten die verschiedenartigsten Auslegungen, und man kann es dem Verf. nicht verdenken, wenn er herausnimmt, was seiner Meinung zuträglich ist. Allein in der Hauptsache sieht es doch, wie uns deucht, bedenklich aus; wir glauben nämlich, dass der eigentliche Beweis durch die Sprache müsse geführt werden. Mangelt dieser, so bleibt das Ganze nur eine Vermuthung. Der Verf. behauptet zwar folgerichtig, in den von den Germanen unterjochten, ursprünglich celtischen Gegenden habe sich ein Mischvolk und eine gemischte Sprache gebildet; allein diese Behauptungen sind durch nichts begründet. Solche entgegengesetzte Elemente müssten noch jetzt in der niederdeutschen und in den nordischen Sprachen können nachgewiesen werden, eine Forderung, die an sich natürlich und um so billiger ist, als das Celtische noch in Wallis sowohl als der Bretagne fortlebt, also eine Vergleichung sich gar wohl anstellen lässt. Wie es scheint, hat Hr. Westendorp die Untersuchung über den Ursprung der altnordischen Sprache von Rask nicht gekannt, er würde sonst gerade, was er vernachlässigt, eine Erörterung des Verhältnisses der celtischen und germanischen Sprache daselbst gefunden haben. Eine Einmischung des Germanischen auf das Celtische ist schon früher bemerkt und anerkannt, sie betrifft aber nur den Wortvorrath und hat keinen Einfluss auf den inneren organischen Bau der Sprache, der doch eigentlich die Hauptsache ist; im Gegentheil darin sind beide grundverschieden. Jene Berührung erklärt sich hinlänglich aus der alten Vermischung der Germanen (Cimbern) und Celten in Belgien, ausserdem ist sie hier, d. h. für das System des Verf., ohne Einfluss, wo der umgekehrte Fall zu beweisen steht, dass die germanische Sprache Elemente aus der celtischen empfangen habe. Wird aber dieser Beweis nicht geführt, so offenbart sich gleich eine sehr schwache Seite des ganzen Gebäudes. Es hätte können dafür gesagt werden, was Adelung (Älteste Geschichte der Deutschen S. 114) vorbringt, dass die

Namen der cimbrischen Heerführer gallisch klängen, aber das ist etwas an sich sehr Schwankendes und könnte in keinem Fall eine Stütze des Systems werden. Näher steht schon die Bemerkung bei Rask (S. 188): „einige Wörter“ aus der celtischen Sprache seien in die germanische übergegangen, ja er äussert dabei (auch S. 82) den übereinstimmenden Gedanken, die Ursache könne darin liegen, dass der germanische Stamm nach dem celtischen in den Besitz einiger Länder gelangt sei, wiewohl er auch einen anderen sehr natürlichen Weg zeigt, nämlich
707 diese einzelnen Wörter seien durch die Kriege der Nordbewohner mit den Celten herübergekommen. Rask hat das Verzeichnis dieser Wörter nicht geliefert, und wollte jemand zu Gunsten des Westendorpischen Systems es aufstellen, so müsste er bedenken, dass, wenn es etwas beweisen soll, zugleich diese celtisch-germanischen Wörter lediglich in der niederdeutschen und nordischen Sprache, nicht auch zugleich in einer süddeutschen oder der gothischen vorkommen dürften. Was Hr. Westendorp selbst für die vorausgesetzte Mischsprache anführt, ist ohne Gewicht und enthält nur Andeutungen, wo etwa Beweise aufzufinden seien. Er sagt S. 231 und kommt S. 289 darauf zurück: die Namen von Bergen, Flüssen, Landschaften, Wäldern, Bächen und Dörfern in Germanien liessen sich aus dem Celtischen erklären, aber die in der Note als Gewährsmänner angemerkten Schriftsteller beweisen von diesem Satz nicht das Geringste. Der neueste darunter, Barth in Deutschlands Urgeschichte, hat auch nicht entfernt so etwas im Sinn gehabt, wie man sich aus dessen angeführten Worten überzeugen wird; Adelung, den Rec. nachgeschlagen, sagt eher das Gegentheil oder etwas durchaus nicht hierher Gehöriges und ganz Triviales, nämlich dass man an der Übereinstimmung des ältesten Deutschen mit dem neueren nicht zweifeln dürfe, und im Bragur endlich sind bloss Adelungs Worte wiederholt. — Die nordische Edda spricht von einem Volk, welches die Asen bei ihrer Ankunft vorgefunden hätten und von ihnen besiegt und verdrängt worden sei; es sind die Riesen, Joten, Feinde der Götter. Ob eine historische Wahrheit in dieser Angabe liegt, wollen wir dahingestellt sein lassen oder auch einmal als wahrscheinlich annehmen, wo fände sich

aber der Beweis, dass diese Joten nichts Anderes als Celten gewesen wären, wie der Verf. seinem System gemäss annimmt? Wenn er (S. 254) fragt, ob die dänische, schwedische und friesische Sprache nicht einen fremdartigen Bestandtheil er- 708
kennen lasse, und wenn er (S. 245) geradezu annimmt, es schimmere im Skandinavischen und Niederdeutschen viel Celtisches durch, so müssen wir beides ganz entschieden verneinen. Das Höchste wären ein Paar einzelne (erst noch zu erweisende) celtische Wörter, die gar nicht in Betracht kommen könnten, da ja die reinste und eigenthümlichste Sprache aus einer anderen einzelne Wörter erhalten hat; und gerade der altnordischen, von der doch als Mutter der schwedischen, dänischen und norwegischen allein die Rede sein sollte, kann man Reinheit, soweit diese einen Sinn hat, gewiss zuschreiben. Hr. Westendorp hat nicht wohl gethan, dass er (S. 296) die gelegentliche, ohne Zweifel flüchtige Bemerkung eines deutschen Gelehrten: das Altnordische zeige eine höhere Ausbildung der Formen, als das Gothische des Ulfilas, die an sich völlig ungegründet ist, für wahr angenommen und nun darauf bauend sich diese höhere Ausbildung durch den Einfluss des Celtischen, das überhaupt eine höhere Geistesbildung erkennen lasse, erklärt. Wäre jener Satz auch wahr, so würde er gerade die Abwesenheit eines jeden fremden Einflusses beweisen, da die Geschichte der Sprachen hinlänglich darthut, dass bei einer jeden Mischung eben die Formen Schaden leiden und sich abstumpfen.

Überhaupt ist der Verf. da nicht am glücklichsten, wo er Sprachdenkmäler in seinen Vortheil ziehen will. Er theilt (S. 207) ein Gelübde mit, das die Sachsen zu Carls des Grossen Zeit dem Wodan sollen abgelegt haben, und zwar als „ein echtes“ Beispiel der celtisch-deutschen Sprache in jener Mischung, die er sich denkt. Allein dieses angeblich alte Stück ist als ein moderner Betrug anerkannt und verräth sich sogleich durch die elende Nachahmung der alten Sprache; schon Kinderling (Geschichte der niedersächsischen Sprache S. 196) hat es sehr verdächtig gemacht. Gewisslich hat der Verf. desselben kein 709
Wort Celtisch verstanden. Dagegen gibt es ein echtes und sehr ausgezeichnetes Denkmal der altsächsischen Sprache, die

Evangelienharmonie, welches, da bis jetzt nur Bruchstücke davon gedruckt sind, wahrscheinlich Hrn. Westendorp noch nicht bekannt geworden ist, in welchem er indessen nicht das geringste Celtische wird entdecken können. — S. 255 macht er die an sich richtige Bemerkung, man müsse die Sprache Isidors, Otfrieds usw. nicht die fränkische nennen, es ist die althochdeutsche, wenn er aber die bekannten Malbergischen Glossen als das Einzige erklärt, was Licht über die eigentliche fränkische Sprache gebe, und eine Anzahl daraus gezogener Wörter anführt zur Überzeugung, dass es weder Niederdeutsch noch Hochdeutsch noch Niedersächsisch sei, so muthet er den Lesern zu viel zu, da aus diesen völlig entstellten, vereinzelten Wörtern schwerlich jemand einen Sinn bringen, noch weniger einen Begriff von einer Sprache bekommen wird. Muss die deutsche Grammatik diese Malbergischen Glossen ganz aufgeben, so werden sie schwerlich für historische Untersuchungen ein Resultat liefern können.

Wir schliessen mit einem Einwurf gegen des Verf. Hypothese, der uns äusserst natürlich vorkommt. Sollen die runden Grabhügel von einem ganz anderen Volk, das den Odin verehrte, herrühren und einen Gegensatz zu den Hünenbetten bilden, was wäre einfacher als der Schluss, dass sie sich überall, wo wir Sitze der Germanen mit Sicherheit annehmen, vorfinden müssten? Davon zeigt sich aber gerade das Gegentheil und eine sehr merkwürdige Analogie mit den Hünenbetten, indem die Grabhügel etwa innerhalb derselben Linie in Norddeutschland vorkommen, dagegen in Süddeutschland (in den Anmerkungen S. 19 steht, ohne Zweifel durch einen Schreib-
710 fehler, der aber durchaus verbessert werden muss, nördlich für südlich) selten und die Paar Beispiele noch ungewiss sind. Wäre nun die Vermuthung nicht viel ansprechender, dass beides, Hünenbetten und Grabhügel, von einem und demselben oder einem verwandten Volke herrührte und einen Unterschied der Zeit oder des Standes anzeigte? wie ja auch im Norden anerkannt nach Verschiedenheit des Standes die Grabstätten verschieden eingerichtet wurden; nur für Höhere z. B. waren ausgemauerte Grabkammern. Noch mehr Gewicht erhält die Ver-

muthung durch den Umstand, dass viele geöffnete Grabhügel ebenso wenig ein Stückchen Metall geliefert haben, als die Hünenbetten, dagegen gleichfalls Steinwaffen, einen runden Eistein und die Aschenkrüge, nur, wie es scheint, roher und grösser. Würde ein späteres, feindlich gesinntes Volk eine so gleiche Sitte bei seinen Todten angewendet haben? Nach dem S. 23 in den Anmerkungen mitgetheilten Bericht waren die Urnen in deutschen Hünenbetten zum Theil „sehr elegant", den etrurischen Vasen ähnlich; warum sollen die gröberen und unförmlicheren in den Grabhügeln jünger sein? Übrigens wollen wir ausdrücklich anerkennen, wie viel Schwierigkeiten sich beiden Ansichten entgegenstellen, der einen, welche die Hünenbetten aller Gegenden einem und demselben Volke zuschreibt, das sich durch das ganze westliche Europa von Süden bis in den tiefen Norden müsste ausgestreckt haben, oder der anderen, welche diese überall ganz ähnlichen Denkmäler verschiedenen Völkern zutheilen möchte. Sollte es unter diesen Umständen nicht gerathener sein, vorerst sämmtliche alten Monumente und Grabstätten sorgfältig zu untersuchen und nach ihren Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten genau zu beschreiben, ehe wir daran gehen, Hypothesen über ihr Alter, ihre Bedeutung und die Völker, die sie errichtet haben, auszuarbeiten und mit allen 711
Kräften zu unterstützen? Der freie Blick und die Unbefangenheit der Betrachtung wird dadurch nur gefesselt; nach den nöthigen Vorarbeiten würde die Zeit der Entscheidung auch kommen.

Der Anhang enthält einen Bericht von Hrn. P. Hofstede über eine bei Emmen in Drenthe im Jahr 1809 geöffnete Grabkammer, in welcher man eine Anzahl zerscherbter Urnen und drei kleine graue und rothe Gefässe ausgegraben hat. Da man die Wandsteine inwendig behauen fand, so wird auf ein jüngeres Denkmal geschlossen. Die zweite Kupfertafel, die davon eine Abbildung liefert, fehlt in unserem Exemplar.

[anonym.]

1017 ## OM RUNESKRIFTENS OPRINDELSE.

Af Jakob Hornemann Bredsdorff. Kopenhagen. Bei Andreas Seidelin 1822. 19 S. in 4. Mit einer Kupfertafel.

PERICULUM RUNOLOGICUM.

Dissertatio inauguralis quam pro summis in philosophia honoribus rite impetrandis publicae disquisitioni subjicit Gislius Brynjulfi fil. Isl. Pastor ecclesiae Holmensis in Islandia orientali, respondente Thorleifo Gudmundi Repp Islando. Kopenhagen. Bei Hartw. Friedr. Popp. 1823. 147 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II. 103. Stück, den 26. Juni 1824. S. 1017—1032.

Auch für die Runen scheint sich im Norden ein frischer Eifer zu regen. Wir zeigen hier zwei Schriften darüber an, die kurz hinter einander erschienen sind, eine dritte von Liljegren zu Lund, für die wir ein günstiges Vorurtheil hegen müssen, da sie von der königl. Akademie zu Stockholm ist gekrönt worden, haben wir uns noch nicht verschaffen können und wir behalten uns vor, darüber demnächst zu berichten. Wie erschwert muss der Bücherverkehr in Schweden überhaupt sein, da 1018 diese Preisschrift noch nicht einmal in das benachbarte Dänemark gedrungen war, wie wir hier ausdrücklich angemerkt finden.

Man kann es dem Verfasser der letztgenannten Schrift, Hrn. Brynjulfsen, nicht vorwerfen, dass er von der Wichtigkeit der Runen zu gering denke oder mit einer allzukühlen Kritik seinen Gegenstand behandle. Während auf der einen Seite die Meinung noch ihre Anhänger hat, welche in den Runen nichts Anderes als verderbte lateinische Buchstaben erblickt (eine Meinung, der Rec. zwar nicht zugethan ist, die aber gewiss Rücksicht verdiente, wenn sie mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit vertheidigt würde und nicht wie von vielen nur aus Bequemlichkeit beibehalten, um die Sache schnell abzuthun), äussert sich auf der anderen Seite, um hohes Alter und Originalität behaupten zu können, Hr. Brynjulfsen mit einer Kühnheit, die seit Rudbeck in der altnordischen Litteratur schwerlich ist gehört worden. Nicht genug, dass man zugibt, das runische Alphabet zeige mit dem phönicischen, altgriechischen, celtiberischen, gothischen und

anderen eine gewisse Verwandtschaft, welche ihm gleichwohl etwas Eigenthümliches und Unabhängiges lasse und auf einen früheren gemeinschaftlichen Ursprung hindeute; nein, er will die Bande dieser Verwandtschaft genau angeben und nichts Geringeres beweisen, als dass die Runen bei einem über alle Geschichte hinausgehenden Alter als die Grundlage aller übrigen Buchstabenschrift von Europa und Asia, mithin als der wichtigste Theil der Paläographie beider Welttheile zu betrachten seien. Hier kann es nun nicht ohne eine Musterung der menschlichen Racen und ihrer Verbreitung auf der Erde abgehen. Demnach besteht die Untersuchung eigentlich aus zwei Theilen: in dem einen, den wir den phantastischen nennen wollen, wird Erfindung und Ursprung der Schrift und ihre Vertheilung auf der Welt abgehandelt; erst in dem anderen, wo von den wirklichen Runen die Rede ist, gelangen wir zu 1019
unserem Gegenstand.

Rec. will sich bei der ersten, gleichwohl den meisten Raum wegnehmenden Abtheilung (denn die beiden Abschnitte: de comparatione inter Runas et alia alphabeta und de Runarum origine et prima propagatione gehören hierher) kurz fassen; dies ist nicht leicht, da eine Behauptung die andere drängt. Hr. Brynjulfsen nimmt drei Menschenracen an: Neger, Mongolen und Caucasier. Die Neger, als die geringste, besitzen keinerlei Art Schrift; die etwas höher stehenden Mongolen, unter welchen die Chinesen die vornehmsten sind, haben Bilderschrift (kyriologische), aber keine Buchstaben, diese wurden erst von der edelsten Race, den Caucasiern, und zwar durch Verwandlung der Bilderschrift erfunden. Dabei werden vorübergehende, nicht dauernde Völker vorausgesetzt, wie die Finnen, Celten und Semiten. Auf den Höhen des Caucasus bildete sich aus den beiden letztgenannten, den Celten und Semiten, der gothisch-caucasische Stamm, welcher, bestimmt zum Herrn der Welt, auszog, Besitz von seinem Eigenthum zu nehmen. Nun entstanden „asiatische und europäische Gothen“. Jene zertheilten sich abermals mannigfach (indem sie sich mit früher vorhandenen, von ihnen besiegten Nationen mischten) in Chaldäer, Ägypter und Indier; und aus der caucasisch-gothischen

und semitischen Vereinigung bildeten sich Mischsprachen, dergleichen die ägyptische und das Sanskrit sollen gewesen sein. Die nach Europa gewanderten caucasischen Gothen aber werden in drei Völker getheilt: in die Gothen (die der Verf. die eigentlichen nennt), welche den skandinavischen Norden in Besitz nahmen, in die Germanen und in die Thracier, aus welchen dann die Hellenen, Etrusker, Pelasger hervorgiengen. Noch andere Völker, wie die Slaven, sind aus gothischem Zusammenfluss (ex colluvie gothica) aufgewachsen.

Die Erfindung der Buchstaben, die der Verf. überhaupt Runen nennt, ist bei den gothischen Caucasiern durch einen scharfsinnigen Geist, wohl in einer glücklichen Stunde, gemacht worden. Dieser Übergang aus der rohen Bilder- in die Buchstabenschrift (der anderen fast unbegreiflich ist) dünkt dem Verf. natürlich und ziemlich leicht; man kann § 23 nachsehen, wie er sich den Hergang der Sache vorstellt. Er scheint den Unterschied zwischen einer Tonschrift, die auch wohl eine unregelmässige Silbenschrift werden kann und leicht aus Zeichen oder Bildern entspringt, und einer Buchstabenschrift, die ein organisch gegliedertes Alphabet voraussetzt, nicht bedacht zu haben. Auffallend ist die Behauptung, die S. 58 vorkommt, dass gleich anfangs verschiedene Namen und Zeichen für einen und denselben Laut vorhanden gewesen wären. Wozu dieser zwecklose und verirrende Überfluss? und zwar bei einem Geist, der Scharfsinn genug besass, die Sprachlaute, die sich der ersten Beobachtung in einer beinahe unerfasslichen Verschiedenheit darstellen müssen, in ihren Grundelementen richtig aufzufinden? der ferner im Stande war, die kyriologischen Zeichen, deren wir doch eine verhältnismässig grosse Anzahl voraussetzen dürfen, auf 16 oder wie der Verf. will gar auf 14 zu reduciren? Ort und Zeit der Erfindung sind freilich nicht zu bestimmen, aber in der allerältesten Periode muss sie doch gemacht sein, bevor die Caucasier sich in die Welt vertheilten, noch in ihren ersten Wohnsitzen.

Man sollte meinen, wo diese Caucasier sich ausgebreitet hätten, sei es im Orient oder Occident, immer müsste die Grundlage der von ihnen erfundenen Buchstaben sichtbar sein.

Da dies bei den meisten semitischen Alphabeten augenscheinlich nicht der Fall ist, so nimmt Hr. Brynjulfsen an, diese seien durch Zusätze und Veränderungen so sehr entstellt worden, dass man den runischen Ursprung nicht mehr entdecken könne; mit anderen 1021
Worten, es sind Runen, die nichts mehr mit den Runen gemein haben. Diese Bemerkung beschränkt gar sehr die Anwendung der Hypothese. Die übrigen aber, also das phönicische, persische, armenische, die nicht semitischen: das altgriechische, celtiberische, lateinische usw. sind in dem ersten Abschnitt aufgeführt und mit den Runen verglichen. Hier gibt es abermals Bedenken: warum stimmen nicht wenigstens jene Buchstaben aller Orten überein, bei deren Lauten Übergänge und Veränderungen nicht stattfinden? Dies zu erklären, hat der Verf. den vorhin erwähnten seltsamen Satz von einer ursprünglichen Verschiedenheit der Zeichen für denselben Laut nöthig, ausserdem ändert er auch seine Meinung von einer einzigen Grundlage dahin ab, dass er behauptet, man müsse die verschiedenen Alphabete betrachten als Flüsse, zwar aus einer einzigen, aber chaotischen Quelle entsprungen.

Wir haben wohl über diesen Bestandtheil des Buchs schon unsere Meinung geäussert, indem wir ihn vorhin den phantastischen nannten. Was ist hier nicht zusammengesponnen, welche verschiedene Fäden sind nicht in einander gedreht! Gleicht das System des Verf. nicht einer illuminirten Landkarte, die nass geworden ist und deren Farben aus einer Gegend in die andere, aus einem Welttheil in den anderen geflossen sind? An eigentliche Beweise konnte nicht gedacht werden, sondern alles ist, wie es der Verf. für seinen Zweck nöthig fand, dogmatisch vorgetragen. Damit Rec., der an solchen Arbeiten seiner Natur nach keine Freude hat, nicht ungerecht werde, will er gern zugeben, dass Eins und das Andere witzig ausgedacht und manche Bemerkung sinnreich ist. Überhaupt fehlt es Hrn. Brynjulfsen weder an gelehrter Belesenheit noch an Leichtigkeit in der Behandlung seines Gegenstandes. Rec. ist an sich gar nicht 1022
abgeneigt, Verwandtschaft und Zusammenhang aller wirklichen Buchstabenschrift anzunehmen, denn schwerlich ist die Erfindung auf der Welt zweimal gemacht worden; sollen wir aber auf

eine fruchtbare Art zur Einsicht davon gelangen, so würde er lieber den fast entgegengesetzten Weg anrathen: von dem Sicheren und Einzelnen ausgehend langsam und mit Mühe aufwärts Bahn zu brechen. Eine allseitige und genaue Erklärung eines einzigen Denkmals, die im Dunkel lässt, was sie nicht aufhellen kann, wird dennoch mehr Licht in die Vorzeit werfen, als hundert einander ablösende Vermuthungen und sinnreiche Ideen über den Mittelpunkt, von welchem man alles überschauen könne. Was sollen nun die allgemeinen und oberflächlichen Vergleichungen, die im ersten Abschnitte angestellt sind? Es kommt hier alles darauf an, Mittelglieder und Übergänge aus Denkmälern darzuthun. Rec. zweifelt gar nicht, dass die verschiedensten Zeichen eines Buchstaben dennoch von einander abstammen können, es muss nur auf jenem Wege bewiesen werden, wie es der gelehrte Paläograph Kopp bei den semitischen Alphabeten gethan hat. Kein Mensch kann bis jetzt, soviel Rec. weiss, eine einzige Inschrift der celtiberischen Münzen mit einiger Sicherheit lesen, warum ein unzuverlässiges Alphabet neben das runische aufstellen? Mehr als den längst erkannten, in die Augen leuchtenden Satz von Verwandtschaft der Züge gewinnt niemand dadurch; dasselbe gilt von dem § 18 angeführten sogenannten phrygischen Alphabet. Wem nützt es, dass das sichtbar erfundene ogumitische, bloss der Möglichkeit wegen, etwas Echtes darin noch zu entdecken, herbeigeholt wird? Irgendwo steht ein Alphabet, das ein saracenisches genannt ist, dem Verf. fällt es nicht schwer, damit fertig zu werden: „vielleicht irre ich gar nicht, sagt er, wenn ich es für ein hunisches oder alanisches halte", und bringt es § 12 zu erbaulicher Vergleichung neben das runische; dabei gibt er die angelsächsisch-deutsche Rune M für B aus. Das russische Tscherf wird S. 32 mit dem runischen S zusammengestellt, und bald darauf kann man dasselbe Zeichen als phönicisches K neben dem runischen Kaun erblicken. Wer vermag auch nur einige Ähnlichkeit zwischen dem persischen und runischen A und N (S. 40) aufzufinden, und wenn nun gar noch ein Zeichen aus der persepolitanischen Keilschrift (S. 41) und Figuren aus den Hiero-

glyphen herzugetragen und mit Runen verglichen werden, so verliert man alle Geduld.

Erst § 35 kommen wir auf Grund und Boden zu stehen, wo die Untersuchung bei den eigentlichen Runen anlangt. Die nordischen stellen nach des Verf. Meinung unter allen asiatischen und europäischen Alphabeten am reinsten, wiewohl auch nicht ohne Veränderung, die alte gothisch-caucasische Erfindung dar. Wir begegnen gleich einer Hypothese über die ursprüngliche Zahl derselben. Zugesetzt sollen sein: das dem lateinischen ähnliche Zeichen für R und ursprünglich echt nur das andere R-Zeichen, welches jetzt das R finale anzeigt und von den Isländern auch für Y gebraucht wird; sodann die Osrune als ein zweimal gestrichenes runisches A, denn wie der spätere Vocal E kein runisches Zeichen habe, so müsse dasselbe auch von dem späteren Vocal O gelten. Wir wollen dies als Vermuthung bestehen lassen, weiter ist aber damit nichts anzufangen, da in den ältesten Denkmälern, wie Hr. Brynjulfsen selbst bemerkt, beide Runen schon gebraucht werden. Sonst möchte er gerne noch den Satz durchführen (wovon auch § 25 und 26 die Rede ist), dass in dem Runenalphabet kein überflüssiger Buchstabe und ausser den Vocalen und Liquiden für jede andere Reihe nur ein einziges Zeichen vorkomme, dies ist aber insoweit nicht richtig, als die Linguallaute zwei Zeichen haben: T und TH; denn dass in der nordischen Sprache allein die aspirata TH sich finde, ist theils nicht wahr, theils bleibt es immer ein 1024
Linguallaut. Eine andere Hypothese betrifft die hieroglyphische Gestalt der Runen, welche § 36 abgehandelt wird. Da die Runen aus Bilderschrift sich sollen entwickelt haben und der ursprünglichen Erfindung noch ziemlich nahe stehen, so muss sich das Bildliche darin wohl deutlich erkennen lassen. Man denkt, diese Folgerung aus seinem System setze den Verf. in Verlegenheit, weil die Runen sich als die einfachsten Zeichen von der Welt darstellen, aber dies ist der Fall nicht, er geht frisch ans Werk. Einige Beispiele wollen wir anführen, wie er das, was der Name der Rune aussagt, auch in der Gestalt wieder findet. Das runische F bedeutet ein Stück Vieh, mit den zwei Quer-

strichen werden die Vorder- und Hinterfüsse bezeichnet. N ist ein Seil mit einem Knoten und erinnert an die Quippus der Peruaner, und diese sind § 22 zu den Anfängen der Zeichenschrift gerechnet worden. Die Yr-Rune ein Mann, der zu Pferde sitzt, dagegen das M (dasselbe Zeichen umgekehrt) einer, der die Hände gen Himmel streckt. B (dem lateinischen gleich) ein Birnbaum; I ein Eiszapfen; L Meer, in das ein Fluss sich ergiesst. Ähnliches, zum Theil dasselbe schon bei Ol. Worm. Rec. glaubt weder an hieroglyphische Entstehung der Runen, noch von allen hier gegebenen Erklärungen ein Wort; er wüsste kaum etwas, das man auf diese Art nicht in den Paar Strichen finden könnte.

Bei dem angelsächsischen und deutschen Runenalphabet stellt der Verf. die Behauptung auf (S. 99, vgl. 103 Note 2), es sei nach dem lateinischen aus Liebe zur Neuerung verändert und die Buchstaben, die es mehr habe als das nordische, seien dorther entlehnt, ihnen jedoch dabei etwas Runisches beigemischt worden. Beides ist völlig ungegründet, wie sich jeder, der eine Vergleichung anstellen will, überzeugen kann (sie sind
1025 bloss zierlicher auf Pergament geschrieben, als sie in Stein konnten gehauen werden); die Runen aber, die es mehr besitzt, sind ganz in dem Charakter der übrigen. Bloss sein System verführte Hrn. Brynjulfsen zu der Behauptung, da die Caucasier von diesen dem Norden fehlenden Runen nichts können gewusst haben. Das E soll ein umgekehrtes lateinisches E sein, wollte sich der Verf. bloss an das Zeichen halten, so hätte er gesagt: ein umgekehrtes griechisches Σ. Allein, will man doch eine Vermuthung wagen, das Zeichen ist eher aus einem doppelten, gegen einander gestellten nordischen A entstanden; wenn man sich dort zur Bildung neuer Buchstaben des Punkts bediente, so scheint man hier Verdoppelung der Zeichen gewählt zu haben. Die Tag-Rune ist z. B. sichtbar aus zwei gegeneinander gestellten Dorn-Runen entstanden, so wie auch in der Gibu-Rune sich eine Verdoppelung kund gibt.

An dieser Stelle wollen wir einen besonderen Tadel einrücken. Nämlich der Verf. hat in der Ausarbeitung seiner Schrift nicht die Genauigkeit gezeigt, wozu ein solcher Gegen-

stand doppelt anmahnt. Beispiele zu geben, sehen wir nur einige Blätter durch. S. 104 wird den Deutschen ein Verbum gewriten zugeschrieben, was sie niemals gehabt und Hr. Brynjulfsen aus Verwechselung mit dem angelsächsischen writan mag gebildet haben; das Richtige wäre rizan gewesen. Auf derselben Seite in der Note fehlen in der Stelle des Hraban. Maurus die Worte „infra scriptas habemus“. S. 105 zweifelt der Verf. gar nicht, dass die Zeichen auf dem Klingenberger Thurm in Böhmen zu den deutschen Runen gehören; Rec. meint, das Gegentheil falle ziemlich klar in die Augen. Es ist ferner von einer Abzeichnung Millins die Rede; die Sache ist, dass Grossigs Abbildung und Beschreibung durch eine Übersetzung von Kraft in Millins annales encyclopédiques gekommen ist, der weiter nichts dabei gethan hat. Ausserdem befand sich ja, wie wir 1026
aus den Antiquarischen Annalen III, 392 wissen, eine berichtigte Abzeichnung von Hammer zu Kopenhagen, die Hr. B. billig hätte nachsehen sollen. S. 106 wird von der Urne bei Bayer gesprochen, da die Zeichen rund um den Bauch laufen, so sind sie, damit man sie im Zusammenhang betrachten könne, auf einem Ring neben dem Gefäss besonders abgebildet. Hr. Brynjulfsen hat nur den flüchtigsten Blick darauf geworfen, sonst würde er nicht von zwei Dingen, einer Urne und einem Ring, reden und die Identität der Zeichen sogleich erkannt haben.

§ 42 wird die Inschrift auf dem einen der beiden bei Gallehuus gefundenen Goldhörner vorgenommen; hier haben wir es also mit einem wirklichen Denkmal zu thun. Darin stimmt Rec. mit Hrn. B. überein, dass die Buchstaben darauf Runen und zwar angelsächsisch-deutsche sind und die Hypothese von dem celtiberischen Ursprung dieser Hörner, die P. E. Müller gelehrt ausgeführt hat, sich nicht erhalten kann. Bis jetzt kennen wir sieben Erklärungen dieser Inschrift, jede völlig verschieden und jede mühsam herbeigeholt und wenig ansprechend. Die achte hier ist gleichfalls ganz neu: Tovido ek (ok) Hlevo gortim hol tisom horno (Tovidus et Hlevur fecimus tumulum his cornibus). Wir übergehen der Kürze wegen ein Paar Abweichungen, die der Verf. noch vorschlägt. Das S wird nach einer blossen Vermuthung gelesen. Die Formen der Worte sind

bis auf hôl (den Accus. von hôll) unrichtig oder ungewöhnlich: horno müsste hornom lauten, indessen finden sich in den Runeninschriften nicht selten Beispiele, wo das M am Ende ausgelassen ist, das wäre also wohl statthaft, ebenso gördim für gördum; aber wo sind Belege dafür, dass auch das R am Ende fehlen dürfe, also Tovido und Hlevo für Thorvidur und Leifur stehen könne? Rec. weiss keine, finden sie sich irgendwo, so sollten sie von Rechtswegen beigebracht sein. Und nun der
1027 Sinn des Ganzen: mit zwei Hörnern einen Hügel errichten! Wenn es noch hiesse, sie wären in einen Hügel gelegt worden. Es gehört aber, damit der Sinn verständlich werde, noch eine Erzählung dazu: wahrscheinlich waren diese kostbaren Goldhörner ehemals Eigenthum eines kleinen jütländischen Königs; bei einer herannahenden Gefahr oder aus irgend einem anderen Grund verbarg er sie in einen Hügel und fügte zum Andenken auf eins die Inschrift hinzu. Woraus denn folgt, dass die Hörner selbst viel älter sind. Dem Rec. deucht nicht nur diese ganze Voraussetzung äusserst gezwungen, sondern er meint, es sei noch ein Anhang zu der Erzählung nöthig: der Eigenthümer der Hörner müsse nämlich hernach mit all den Seinigen in der Gefahr umgekommen sein, so dass niemand etwas mehr von den vergrabenen Kostbarkeiten habe wissen können, sonst wären sie wahrscheinlich wieder hervorgeholt worden. Wollte man nun alles zugeben, so bleibt immer unwahrscheinlich, dass bei einer bevorstehenden grossen Gefahr noch Lust und Zeit zu einer Inschrift übrig gewesen wäre. Endlich widerlegt die Art, wie die Goldhörner sind gefunden worden, den Verf. völlig, und man begreift nicht, wie er das hat übersehen können. Keineswegs in einem Hügel haben sie gelegen, sondern auf flachem Boden und nicht beisammen, sondern 25 Schritte von einander. Das erste konnte kaum unentdeckt bleiben, denn die Finderin hat zwei Mal mit dem Fuss daran gestossen, ehe sie es aufhob; und das zweite lag nur einen halben Schuh tief in dem Lehm. — Warum ist Hr. Brynjulfsen nicht auf den einfachen Gedanken gekommen, die Inschriften anderer Hörner nachzulesen und zu vergleichen? Dass nicht jede verschieden war, sondern man dabei einer gewissen Sitte und Überlieferung folgte,

scheint eine sehr natürliche Vermuthung. So findet man den Spruch: o mater Dei, memento mei! nicht bloss auf dem bekannten Oldenburger, sondern auch auf einem anderen Horn, welches bei Ol. Worm monum. dan. p. 395 abgebildet ist. In 1028
den Antiquar. Annalen III, 279 wird eins beschrieben, worauf in nordischer Sprache steht: „trinket mit Frieden, vergesset nicht des lebendigen Gottes!“ Dazu bemerkt Nyerup aus Humboldts Reise eine deutsche Inschrift mit alten Buchstaben, die dieser auf einem irdenen, nach Quito gekommenen und dort in einem Kloster aufbewahrten Topfe las: „wer aus mir trinkt, vergesse seines Gottes nicht!“ Also beinah wörtlich mit jener nordischen übereinstimmend. Darf man nun nicht muthmassen, auch die Inschrift des Tondernschen Hornes beziehe sich am wahrscheinlichsten auf den Gebrauch desselben? Wenn nun darauf stände: „ich bin die Lust der Gäste“ oder dergleichen und dann eine Ermahnung zum Trinken? Das wäre doch ein sehr passender Sinn. Ausser Zweifel ist uns nur das Wort horne, das Hr. Brynjulfsen fälschlich horno liest, die letzte Rune ist hier (wie in dem schleswigischen Stein und anderen Denkmälern) kein O, sondern ein E. Damit aber Rec. nicht ganz mit leeren Händen erscheine, will er eine Vermuthung über das letzte oder, wie man abtheilt, das erste Wort äussern, dessen feinere oder dünnere Buchstaben (vgl. die Abbildung bei P. E. Müller), wodurch es sich von dem Übrigen auszeichnet, vielleicht einen geschlossenen Sinn andeuten und welches Hr. B. Tovido oder auch tovimo liest. Rec. hält die zweite Rune für ein E, die dritte für ein TH und bekommt demnach das Wort tethimo; darin, glaubt er aber, habe eine Versetzung der Runen stattgefunden, eine Annahme, die nur dem zu gewagt und kühn erscheinen wird, welcher nicht weiss, wie häufig sie bei der Runenschrift stattfindet und wie verschieden z. B. die Buchstaben von dem einfachen Wort steinn gestellt sind. Er liest ohne Veränderung eines Buchstaben temitho, nach genauer Orthographie toemi thû! welches bedeutet: leer' aus! trink aus! der Imperat. toemi für das gewöhnliche toem ist ein Archais- 1029
mus, den man in der alten Edda (II, 316, Note 122) angemerkt und durch weitere Beispiele erläutert findet. Toema, evacuare,

steht bei Biörn Haldorson (nicht ganz genau taema geschrieben), und die Anwendung des Ausdrucks beim Leeren des Bechers verbürgt das noch heute übliche dänische toemme glasset. Und so wäre zugleich eine bestätigende Übereinstimmung mit den vorhin angeführten Inschriften und am nächsten mit den auf dem Oldenburger Horn gleichfalls vorkommenden Worten: drinc al uit! gefunden.

§ 45 soll durch die Geschichte des Amleth bei Saxo Grammaticus das hohe Alter von dem Gebrauch der Runenschrift bewiesen werden, indem Amleth im 5. oder 6. Jahrhundert gelebt habe. Wir glauben, ein solches Zeugnis beweise fürs erste nur Saxos Kenntnis der Runen und daher eigentlich nichts. Wer wie dieser Geschichtschreiber das Einzelne ausschmückt, wird kein Bedenken tragen, die Verfälschung eines runischen Briefs hinzuzudichten. Zum Überfluss hat P. E. Müller soeben in seinen Untersuchungen über Saxos Quellen die ganze Erzählung vom Amleth als eine spätere Dichtung dargestellt.

Bei Betrachtung der nordischen Runen theilt der Verf. einiges Neue und Merkwürdige aus isländischen, sonst noch nicht benutzten Handschriften mit, wofür wir ihm Dank wissen. Dahin gehört S. 134. 135 die Anmerkung über künstliche Runen, deren es dreissig und mehrere Arten gab. Das runische Alphabet wurde in drei Theile getheilt (daher thrideilur), nämlich in die Fê-Reihe oder Geschlecht, welche die Buchstaben F U TH O R K, in die Hagal-Reihe, welche H N I A S, und in die Tyr-Reihe, welche T B L M R enthielt. Sollte nun ein Buchstabe bestimmt werden, so wurde immer nur F geschrieben, aber durch vor- und nachgesetzte Zahl bestimmt, aus welcher Reihe er war und welchen Platz er darin einnahm. Sigurdr hätte also folgendergestalt müssen geschrieben werden:
1030 $2F^4$ (S) $2F^1$ (I) $1F^5$ (K für G) $1F^1$ (U) $1F^4$ (R) $1F^2$ (D) $3F^4$ (uR).
Das Merkwürdigste dabei ist, dass diese freilich äusserst unbeholfene Geheimschrift schon geradeso in einem St. Galler Codex des 10. Jahrhunderts vorkommt, woraus sie in dem Grimmischen Buche über Runen S. 110. 111 mitgetheilt ist.

Eine andere schätzbare Anmerkung über die magischen Charaktere der Isländer steht S. 140. 141 und S. 125 die Nach-

richt, dass zwei Steine mit angelsächsisch-deutschen Runen neuerdings in Norwegen entdeckt sind und nächstens von Klüwer sollen bekannt gemacht werden.

Was in der anderen Schrift Hr. Bredsdorff über Abstammung der Runen vorbringt, ist nicht von Bedeutung. Er macht den unglücklichen Versuch, sie aus der gothischen Schrift des Ulfilas abzuleiten. Dass über die Verwandtschaft beider Alphabete bereits ist verhandelt worden, mag ihm unbekannt geblieben sein, wie er überhaupt seines Gegenstandes noch nicht hinlänglich mächtig erscheint. Selbst die nöthigste Grundlage zu einer solchen Arbeit hat er entbehrt, indem er sich an die schlechte und völlig unbrauchbare Abbildung der gothischen Urkunden zu Neapel, welche in Hrn. Gräters Bragur vorkommt, hält; darin gleicht z. B. das A der umgekehrten Ziffer 4, während in der genauen und schönen Nachbildung von Sierakowsky es eine ganz andere, der altgriechischen, wie wir sie etwa in der Sigeischen Inschrift sehen können, sehr ähnliche Gestalt zeigt, wodurch denn Hrn. Bredsdorffs Vergleichung des gothischen A mit der Arrune sogleich zerfällt. Wie gezwungen und unnatürlich er das runische H L M N und die Osrune aus den gothischen Buchstaben entstehen lässt, mag man in der Schrift nachsehen. Angenommen einmal, die Abstammung habe Grund, so gäbe es zur Überzeugung keinen anderen (als den hier verschlossenen) Weg, Übergänge in Denkmälern selbst nachzuweisen. Hr. Bredsdorff sucht sich noch auf eine andere Weise zu schützen; er sagt: wenn nun auch diese Buchstaben aus dem Gothischen nicht abzuleiten wären, so bewiese dies in Be- 1031
ziehung auf die übrigen (übereinstimmenden) nichts. Rec. denkt, es beweise genug, um die Unstatthaftigkeit der ganzen Hypothese darzuthun; sonst dürfte man ja die Runen von jedem Alphabet, mit dem es Buchstaben gemein hat, abstammen lassen. Der Grund für den obigen Schluss ist auffallend: das griechische Alphabet enthalte Zeichen, die nicht in dem phönicischen vorkämen, und doch falle es niemand ein, die Herkunft von daher zu leugnen. Als wenn man dafür keine anderen Gründe hätte, als eine theilweise Übereinstimmung und Abweichung, keine ausdrücklichen Zeugnisse. Dann hat der Verf. noch den Einfall:

das gothische H und O habe man deshalb nicht beibehalten können, weil es für die nordische Art zu schreiben nicht wohl möglich gewesen wäre, sie nachzubilden, ohne dass eine grosse Ähnlichkeit mit anderen Buchstaben entstanden wäre, weshalb man ihnen habe eine andere Gestalt geben müssen. Dass in den Buchstaben U und TH das gothische und runische Alphabet gegen das griechische und lateinische übereinstimmen, ist von anderen schon dargethan; auch sonst haben wir unter den richtigen Bemerkungen des Hrn. Bredsdorff keine neue gefunden. Die Verwandtschaft aber des gothischen O und V mit der deutschen Othil- oder Wânrune hat er nicht gekannt, überhaupt nichts von den angelsächsisch-deutschen Runen. — Einen schlagenden Beweis gegen seine Hypothese, welcher in der grösseren Vollständigkeit des gothischen Alphabets liegt, berührt Hr. Bredsdorff kaum und hält es für unnöthig, dabei weitläuftig zu sein. Man habe fortgeworfen, was man nicht gebraucht, und die unvollkommene Art zu schreiben (das Einschneiden der Buchstaben in Holz) nur mit wenigen Zeichen sich zu befassen erlaubt. Als hätte man sich nicht das E G P V, wofür doch Ulfilas Zeichen liefern konnte, durch punktirte Runen, die bereits auf einem der ältesten Steine vorkommen, verschafft! Und dann, warum unter den Runen für das R sogar zwei Zeichen? Das zweite R, die Yrrune, meint Hr. Bredsdorff, habe man deshalb neu hinzu erfunden, weil das andere, die Reidrune, dem B zu ähnlich gesehen und sonst leicht eine Verwechselung vorfallen können. Beide werden aber neben einander
1032 gebraucht und sind in der Bedeutung nicht völlig gleich; auch glaubt der nicht an solch eine Sorgfalt, Missverständnisse abzuwenden, der sich erinnert, wie nachlässig so mancher Runenstein geschrieben ist. An die eigenthümliche Ordnung der Runen, von welcher das gothische Alphabet nichts weiss, wird nirgends gedacht.

Hat also vor Ulfilas der Norden keine Schrift gehabt? Das möchte Hr. Bredsdorff nicht gerne annehmen, auch nicht gerne die Tradition verstossen, wornach Odin die Runen selbst mitbrachte. Den Odin erst zu des Ulfilas Zeit, am Schluss des 4. Jahrhunderts, ankommen zu lassen, ist abermals bedenklich;

also entschliesst er sich zu dem Ausweg, dass Odin zwar Runen könne mitgebracht haben, aber nicht diese, von welchen hier die Rede ist, sondern andere von unbekannter Art, wie z. B. jene auf dem Leerager und Tuner Steine. Holten sich also die Nordländer ein Alphabet beim Ulfilas, während sie schon längst eins besassen? während das frühere vollständiger war und in seiner Grundlage dem anderen ähnlich? Denn auf den beiden genannten Denkmälern ist gerade das angelsächsisch-deutsche Alphabet zu erkennen, wie in der Schrift über deutsche Runen ausgeführt ist. Wir wollen es bei diesen Einwänden gegen des Verf. Hypothese bewenden lassen.

Möchte bald ein umfassendes Werk über die Runen erscheinen, welches die Forderungen befriedigte, die man heut zu Tage machen darf. Seit Ol. Worm, dessen monumenta danica und litteratura runica sich ebenso selten gemacht haben, als Göranssons Bautil und andere schwedische Schriften jener Periode, sind eine Anzahl Runensteine und darunter sehr merkwürdige neu entdeckt und im Einzelnen gelehrte und schätzbare Untersuchungen angestellt worden. Skule Theodor Thorlacius hatte eine Abhandlung über Runen mehrmals angekündigt, aber sie ist nicht erschienen, und von einer, wie es scheint, sehr inhaltsreichen und ausführlichen, aber auch nicht vollendeten Arbeit des John Olafsen von Grunnevik erhalten wir hier erst durch Hrn. Brynjulfsen Nachricht. Die Handschrift davon, welche auf der königl. Bibliothek aufbewahrt wird, hat dieser bei seiner Abhandlung benutzt, wo er auch (S. 10. 11) ältere isländische Manuscripte anzeigt, aus denen mancherlei zu schöpfen ist. Es wäre also wohl an der Zeit, dass dieser Theil der altnordischen Litteratur mit den anderen, die bereits weit fortgeschritten sind, in eine Linie vorrückte; die dänische Regierung, die ohne Prunk, aber auf eine grossartige und edle Weise die Wissenschaften befördert, würde auch einem solchen Werke die nöthige Unterstützung nicht versagen.

[anonym.]

1417 FÄRÖISKE QUÄDER OM SIGURD FOFNERSBANE OG HANS ÄT.

Med et Anhang. Samlede og oversatte af Hans Christian Lyngbye, Sognepræst i Gjesing. Med en Indledning af P. E. Müller, Dr. og Prof. i Theol. Udgivne ved kgl. allernaadigst Understöttelse. Randers. Bei Ehmenhof 1822. XXII S. Vorrede und 392 S. in Octav.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III. 143. Stück, den 4. September 1824. S. 1417 – 1428.

Zwischen dem 61. und 62. Grad nördlicher Breite liegen die Färöer, von den schetländischen Inseln 45 Meilen, von der nächsten norwegischen Küste 84 Meilen entfernt. Der Mangel an Holz erlaubt nicht Schiffe zu bauen, und die geringen Erzeugnisse des Landes locken keine Fremde herbei; somit leben auf 23 Quadratmeilen etwa 5000 Menschen wie in völliger Abgeschiedenheit, und an manchen Orten wird oft in Jahrzehnten kein fremdes Gesicht erblickt.

In der Heidenzeit waren diese Inseln ein bequemer Aufenthalt für Seeräuber. Als dieser Erwerbzweig in Abnahme gerieth, blieb Viehzucht und Fischerei das Wichtigste, denn Kornbau war immer unbedeutend. Unter einem warmen Himmel trennen
1418 diese Beschäftigungen die Menschen, hier, wo es so kalt ist, dass an einigen Orten der Schnee manchmal den ganzen Sommer über nicht völlig wegthaut, sind sie ein Mittel der Vereinigung. Seefischerei kann so hoch im Norden, wenn sie Vortheil bringen soll, nur in Gesellschaft getrieben werden; Viehzucht leitet zum Ackerbau, denn um hinlänglich Futter zu schaffen, muss das Land sorgfältig bebaut, das Heu in Scheunen eingesammelt werden. Die Schafe, welche den grössten Reichthum der Bewohner ausmachen (daher ohne Zweifel der Name Färöer, Schafinseln) suchen sich selbst im Winter wie im Sommer ihre Nahrung; aber die Verarbeitung der Wolle zu Kleidungsstücken beschäftigt die Bewohner in den Wintermonaten und hält sie in den Häusern, wo ganze Familien in den Rauchstuben oder den allgemeinen Arbeitsstuben vereinigt

sind. Hier so wenig, als ehemals in den Trinkstuben der alten Nordbewohner findet sich ein Ofen oder eine Zimmerdecke, sondern der Rauch steigt durch eine Öffnung des Dachs hinaus. Auf diesen westlichen Endpunkten des Nordens mögen Lebensweise und Sitten aus alter Zeit sich erhalten haben, wie auch die Sprache, über welche Rask in der dänischen Ausgabe seiner Grammatik einen besonderen Abschnitt geliefert hat, der altnordischen sehr nahe steht. Das Stammland, fremden Einflüssen zugänglich und von den Begebenheiten der Jahrhunderte bewegt, veränderte nach und nach Sitten und Sprache; wo aber ein Volk ohne Geschichte und ohne Berührung mit der Welt fortdauert, da sind oft ein Paar Menschenleben nöthig, um die geringste Veränderung einzuführen.

Das grösste Vergnügen auf den Färöer besteht im Tanz. Alt und Jung nimmt Theil daran, denn bei der stillsitzenden Arbeit und dem feuchten Wetter ist er eine Nothwendigkeit. Von Weihnachten bis Ostern ist eigentliche Tanzzeit, allein auch sonst, an Feiertagen und auf Hochzeiten, wird getanzt. Bald ist der eine, bald der andere Vorsinger, aber alle, die 1419
singen können, stimmen bei dem Refrain mit ein. Der Tanz besteht darin, dass Männer und Frauen gemischt einander bei den Händen fassen und drei Schritte taktmässig voran und zur Seite thun, worauf sie entweder etwas balanciren oder einen Augenblick still stehen. Wer dabei nicht Acht gibt, verwirrt den ganzen Tanz. Der Gesang aber dient nicht bloss, wie Tanzmusik, die Schritte zu ordnen, sondern auch durch seinen Inhalt den Geist anzuregen. Man kann es den Tanzenden ansehen, dass sie nicht gleichgültig dabei bleiben, sie bemühen sich vielmehr in ihren Mienen den verschiedenen Inhalt des Liedes auszudrücken. Dies bringt in den Tanz, so einförmig er an sich ist, eine eigene Lebendigkeit; Jung und Alt bleibt den ganzen Abend, fast ohne Unterbrechung, in den Reihen. Bei den Hochzeiten werden bestimmte Lieder gesungen, wovon die beiden ersten so langsam sind und der Tanz selbst so anständig und ernsthaft ist, dass sogar die älteren Prediger ihn in ihrer Amtskleidung mitzutanzen pflegten. Die Beschreibung davon, sowie eine anschauliche Darstellung der alten und

merkwürdigen Hochzeitsgebräuche von Hrn. Lyngbye befindet sich in Nyerups Reisejagttagelser I, 202—221.

Die Zahl der Tanzlieder ist so ansehnlich, dass in den grösseren Bauernhöfen derselbe Gesang in einem Winter kaum wiederholt wird. Die meisten sind von sehr bedeutendem Umfang, demohngeachtet ist auch nicht ein einziges je auf den Inseln aufgezeichnet worden, sondern sie werden lediglich im Gedächtnis aufbewahrt. Natürlich weiss nicht jeder alle Gesänge, an dem einen Ort hat man Vorliebe für diese, an dem anderen für jene.

Es gibt ein schon hundertundfunfzig Jahre altes Zeugnis von dem Dasein dieser Lieder, ihrer gedenkt nämlich Lucas Debes in seiner Faeroa reserata Kopenhagen 1673. Ein noch jetzt lebender Färöbewohner, Jens Chr. Svabo, war der Erste, welcher im Jahre 1781 und 1782 einen Theil derselben aufzeichnete. Von seiner in der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrten Sammlung wird hier S. 10. 11 das Verzeichnis mitgetheilt: zum Theil alte, zum Theil neuere Lieder, im Ganzen 52 Stück. Im Jahre 1817 unternahm Hr. Pf. Lyngbye eine Reise nach den Inseln, in der Absicht, Beiträge zu seiner Hydrophytologia danica zu sammeln. Er fand Svabos Besorgnis über den Untergang der alten Lieder ungegründet, sie waren noch so frisch im Andenken und Gebrauch, dass er nicht zweifelte, Svabos Handschrift würde sich noch jetzt aus der mündlichen Überlieferung ergänzen lassen. Bei Regenwetter, welches botanische Excurse nicht gestattete, nahm Hr. Lyngbye aus dem Munde eines alten Mannes, der dafür Tagelohn empfieng, die Lieder von Sigurd Fofnerstödter auf, denn diese schienen bei ganz richtigem Takt ihm besonders merkwürdig und befanden sich nicht in der Svaboischen Sammlung. Sie sind wie die ältesten, so den Einwohnern die liebsten, und keine werden so häufig gesungen, ja nicht selten hört man Redensarten, welche daraus in das tägliche Leben übergegangen sind; z. B. „Du bist nicht besser, als Reigin!“ Mit einer Übersetzung ins Dänische ausgestattet, kamen sie hernach in die Hände des Hrn. Prof. P. F. Müller, der davon bereits in der trefflichen Sagenbibliothek (II, S. 420—430) Gebrauch

machen konnte. Da er den Werth dieser Überlieferungen wohl erkannte, bemühte er sich deshalb noch weiter und, um die Lieder, deren jener Alte sich nicht mehr vollständig erinnerte, vervollständigen zu können, wendete er sich mit schriftlicher Bitte an Hrn. Pfarrer Schröter auf Süderö und Hrn Amtsprobst Hentze. Beide ergänzten nicht nur bereitwillig das 1421
Fehlende, sondern schickten auch ganz neu Aufgefasstes und endlich ein Verzeichnis aller noch jetzt gangbaren, aus alter Zeit herrührenden Lieder. Dieses ist hier S. 16—20 abgedruckt und besteht, wenn man die einzelnen Stücke, aus welchen ein Fabelkreis zusammengesetzt ist, wie billig mitzählt, aus 178 Liedern. Welch ein Reichthum von Poesie lebt hier auf engem Raum unter einem kleinen Volk! Wie thut sich das natürliche Verlangen des Menschen darnach kund! Dabei muss man bedenken, dass einige von grossem Umfang sind, wie z. B. das Lied von Brynhild allein 220 vierzeilige Strophen enthält.

Auch neue Lieder dichten die Bewohner der Färöer auf Begebenheiten, die ihnen merkwürdig scheinen, besonders Spottlieder. Soll ein solches Lied öffentlich gemacht, d. h. als Tanzmelodie eingeführt werden, so richtet man es ein, dass der Held davon, ohne es zu wissen, gegenwärtig ist. Zwei handfeste Bursche fassen ihn dann, wenn der Tanz anhebt, bei den Händen, und so muss er das ganze Lied, er mag wollen oder nicht, durchmachen. Findet es Beifall, so wird es dann allgemein aufgenommen. Die alten Lieder heissen Qveäir (Quäder), die neuen Taattir, welches von dem isländischen Thättr, Bruchstück, abstammend ein kürzeres Lied bedeutet.

Gewiss wäre ein Abdruck sämmtlicher bereits aufgefasster Lieder erwünscht, indes, erkennen wir es dankbar an, dass königliche Unterstützung es möglich gemacht, das Wichtigste vorerst durch den Druck zu sichern und zu verbreiten. Demnach erhalten wir die Lieder von Sigurd und dessen Geschlecht, einen Theil nach Hrn. Lyngbyes, einen anderen nach Hrn. Schröters Aufzeichnungen; doch die von letzterem nachgesendeten Stücke hat Hr. Lyngbye erst sorgfältig und nicht ohne Mühe geordnet und gereinigt. Von ihm allein rührt auch überall die dänische Übersetzung, die ohne Zweifel ein bedeu-

1422 tendes Hilfsmittel zum Verständnis des Originals ist. Übersetzungen dieses Art haben mehr Schwierigkeit, als man glaubt, da es gerade nicht leicht ist, bei dem schlichten und ganz kunstlosen Ausdruck ohne Zwang die Reime herbeizuschaffen. Der Verf. hätte wohl besser gethan, diesen ganz aufzugeben und sich auf wörtliche Treue zu beschränken, doch hat er vielleicht billige Rücksicht auf Leser genommen, die sich mit dem Original gerade nicht befassen wollen oder können. Im Ganzen hat er sich ziemlich rein gehalten von fremdartigen und modern zierlichen Ausdrücken; Beispiele davon wären folgende: S. 49 „jeder sank in des Todes Arm", wo im Original steht: keiner kam von dem Kampf zurück. S. 136 „so lautet des Skalden Gesang" für: so ist mir gesagt. Dies stört, weil man gleich fühlt, dass es dem natürlichen Ton und der eigenthümlichen und reinen Farbe der Lieder widersteht.

Ganz vollständig besitzen wir indessen den Sagenkreis von Sigurd, zugleich den grössten unter allen auf den Färöern, noch nicht, denn Rec. findet in dem Schröter'schen Verzeichnis S. 16 als hierhergehörig noch angemerkt: Angankaari, Grujms Rujma und Dvörgamoijnar, das letztere besteht aus vier einzelnen Liedern und handelt von Zwergenmädchen, welche dem Sigurd Geschenke gegeben haben, in dem Riesen von Letraberg S. 470, V. 93 kommt sogar eine Beziehung darauf vor. Diese Lieder (wovon das erstere, so viel sich aus der Ferne schliessen lässt, schon in der Svaboischen Sammlung Th. II, Stück 7 vorzukommen scheint) sollte Hr. Lyngbye noch als einen Nachtrag zu liefern suchen, damit seinen Verdiensten um die Poesie nicht das Geringste abgienge.

In der wohlgeschriebenen Einleitung verweilt die Betrachtung bei dem, was eine solche Überlieferung Merkenswerthes darbietet. Hier wird auch, wie sich von Hrn. P. E. Müller erwarten liess, das Verhältnis derselben zu der nordischen und
1423 deutschen Sage berücksichtigt. Letztere ist in ihrer besonderen Bildung (wir sehen dabei nicht auf das Gemeinsame, auch nicht auf einzelne Züge, wie z. B. der ist, dass Sigurd in der Edda schon inn sudraeni der Südliche, d. i. der Deutsche heisst) schon früh in den Norden gedrungen, ausgemacht schon im

zwölften Jahrhundert; der Sammler der Eddalieder gedenkt ihrer ausdrücklich. In diesen färöischen Gesängen zeigt sich zuvörderst ein offenbarer Zusammenhang mit der nordischen Sage, daraus erklären sich allein die jetzt unverstandenen Namen Malmaring für Rinar målmr, Väoluo für Vafurlogi und andere, die man in der Vorrede S. XVI Anm. zusammengestellt findet. Nur ist überall ein Bestreben sichtbar, das Heidnische und Mythische zu unterdrücken. Die Fabel selbst hat anfangs, in den Liedern von Reigin und Brynhild bis zu Sigurds Mord, im Ganzen ziemliche Übereinstimmung mit der Volsungasaga, aber auch manches ihr allein Zugehörige. Dies bezieht sich nicht bloss auf einzelne Züge, sehr merkwürdig trifft man hier eine Episode, die sonst nicht bekannt ist, gleichwohl in den Kreis der Begebenheiten passt und welcher, wie P. E. Müller anmerkt, ein eddisches, jetzt verlorenes Lied gar wohl zu Grunde liegen kann. Es ist der Gesang von Ismal, aus 61 Strophen bestehend, welcher die Hochzeit zwischen Ismal und einer Schwester Sigurds, die den Namen Schwanhild Sonnenblume führt, beschreibt; Sigurd sieht hier zum ersten Mal die Brynhild und betroffen von ihrem Anblick zerbricht er den goldenen Becher in seinen Händen. Ähnliche Züge, Erstaunen und Selbstvergessen anzudeuten, könnten aus anderen Sagen daneben aufgestellt werden. Um so eher aber darf man hier ein eddisches Lied vermuthen, als das, welches in der Edda diese Stelle einnehmen sollte, verloren ist, die Volsungasaga aber in der Art, wie Sigurd die Brynhild kennen lernt, einen Widerspruch enthält. Schwanhild ist zwar nicht als Sigurds Schwester in der Edda bekannt, wohl aber als seine Tochter, und einen Zusammenhang zwischen beiden scheint dem Rec. der Name Sonnenblume anzudeuten, denn von der Schwanhild heisst es zweimal ausdrücklich in der Edda: „sie war weisser als der klare Tag und den Sonnenstrahlen gleich“ (Kopenh. Ausgabe II, S. 236, Str. 52 und S. 532, Str. 14); auch in der Volsungasaga wird sie mit der Sonne verglichen. Der Brynhild Mutter wird hier Gunild genannt (S. 118 und 360), welcher Name sich in der Edda nicht findet.

Bei der Erzählung von Sigurds Tod folgen die färöischen

Lieder dagegen der deutschen Sage, und zwar wie sie die Vilkinasaga enthält. Ebenso im Fortgange der Geschichte, von der Vermählung der Gudrun mit Atle, dem Zuge der Giukungen, Hagens Gespräch mit dem Meerweib bis zu dem letzten Kampfe. Auch Dieterich von Bern tritt auf, und sein Feuerathem ist in Gift verwandelt, das er als Drache ausspeit. Die Giukungen rächt Aldrian, gleichfalls der deutschen Sage gemäss, aber die That selbst wird hier mit Umständen erzählt, die Ähnlichkeit haben mit der Darstellung der hvenischen Chronik, welches beweiset, dass auch diese keine willkürliche Umdichtung enthält. Abermals der nordischen Sage folgen die Lieder von Ragnar und Aslaug. Mit diesen endigt der zusammenhängende Kreis und die letzten drei Stücke: der Riese von Holmgard, das Lied von Quörfin und der Riese von Letraberg erzählen besondere Begebenheiten von Sigurd, Wittig und Dieterich, von welchem sonst nichts bekannt ist. Wittig zieht hier in Gesellschaft mit Siegfried auf Abenteuer aus. Besondere Rücksicht verdient ein Zug in dem Liede von Quörfin: Dieterich nämlich ist furchtsam und flieht vor dem Kampf nach Haus. Gerade so erscheint er mehr als einmal in den deutschen Gedichten. Hildebrand muss ihn erst auf-
1425 muntern, ausschelten, selbst mit ihm kämpfen, ehe er einen Entschluss fasst und einen gewissen natürlichen Widerwillen vor der Gefahr überwindet, ja im Rosengarten gebraucht der Alte die List, sich für todt ausgeben zu lassen, um seinen Herrn in Zorn und Eifer zu bringen, in welchem er dann alles besiegt; „mir ist erwarmet nû daz bluot!“ ruft er selbst im Biterolf (V. 8159) aus, als er sich zum Kampf mit Siegfried entschlossen hat. Ohne lebendige Kenntnis von der deutschen Sage wäre dieses färöische Lied nicht entstanden, denn eine solche Übereinstimmung im Charakter beweiset nicht weniger als Übereinstimmung in der Fabel.

Aber wir müssen etwas von Art und Weise dieser Lieder reden. Äussere Form, Gang der Erzählung haben sie mit den dänischen Kjämpeviser gemein, sonst aber sind sie diesen an poetischem Werth und innerem Gehalt nicht gleichzustellen. Sie haben nicht jene Tiefe der Anschauung, die Freiheit und

Kühnheit der Gedanken und das Überraschende der Wendungen. Die Erzählung ergiesst sich hier in einem ruhigen, gleichmässigen, etwas breiten Fluss, und man scheint so sehr des Eindrucks der Fabel selbst auf die Gemüther sicher zu sein, dass man auch nirgends das Bestreben bemerkt, zu überraschen oder die Neugierde zu spannen; jedoch ist die Darstellung überall natürlich und angemessen. Das Lied von Quörfin unterscheidet sich von den übrigen durch eine gewisse Lebhaftigkeit, und wahrhaft poetisch ist darin die Beschreibung der nächtlichen Wirthschaft der Riesen und Zwerge. Auch manche epischen Anklänge haben sie mit den Kjämpeviser gemein. Z. B. die Jungfrau lächelt unter dem weissen Linnen; ehe die Helden eingehen, ziehen sie ihr Kleid über die Schulter; der Trauernde wird schwarz wie die Erde; die Berufung: „das ist mir in Wahrheit gesagt!“ oder „so geht die Sage!“ Auch der Name Sjûrur snêare (S. 139) ist das dänische Sivard snaren- 1426
svend. Eddisch ist der Spruch (S. 32): „die Nornen (Nodnar) haben mir das bestimmt!“, „niemand kann dem Tod entfliehen!“ und der tiefpoetische Ausdruck (S. 464): „die Zwergensprache (das Echo, in den Kenningar) sang bei den Schwertschlägen in jedem Berg“. Überraschend dabei eine Übereinstimmung in unserem deutschen Gedicht von Ecken Ausfahrt, wo es Str. 149 heisst: „ihr Schlagen war so stark, dass es Berg und Thal Stimme gab“. Jene Warnung: „der junge Wolf (Rächer des getödteten Vaters) wächst auf mit scharfem Zahn im Munde!“ scheint im ganzen Norden verständlich gewesen zu sein, nicht nur hier (S. 62) und häufig in den Kjämpeviser, auch in der alten Edda (II, 217) und in der Volsungasaga (Cap. 30) kommt sie vor. — S. 458, Str. 63 heisst es von Sigurds Mannen: „sie wussten nicht, wo sie waren, im Himmel oder auf Erden“; ähnlicher Weise sagt Sigurd zu Reigin (Volsungasaga, Cap. 28): „du wusstest (vor Schrecken) nicht, was Himmel oder Erde war“. In dem entsprechenden Eddalied fehlen diese Worte. Das Gleichnis: „froh, wie der Vogel beim hellen Tag“ (S. 122) haben wir gerade so in der Vilkinasaga (Cap. 39) auf Vidga angewendet wiedergefunden, aber auch einer unserer Minnesänger des 13. Jahrhunderts kennt es: „vröuwet sich min

gemuete sam diu kleinen vogellin sô sie schent des tages schin“ (Man. S. II, 102[b]). Dagegen gewiss eigenthümlich färöisch ist Folgendes: „Ismal hatte Wangen roth wie eine Hummerscheere und Augen wie eine Taube“, d. h. blaue, erklärt Hr. Lyngbye, denn die wilden Tauben auf den Färöer sind blau, wenn nicht wirklich das sanftblickende Taubenauge gemeint ist. Der Ausdruck: „ein Kind schön, wie ein Tropfen Blut im Schnee“ (S. 128 Anmerkung) lässt das Dasein jener alten Sage
1437 vermuthen, die im Parcifal so bedeutend wirkt und noch in deutschen Märchen fortdauert.

Auch über die Herkunft dieser Lieder hat P. E. Müller Untersuchungen angestellt. Schon Svabo bemerkte in der Einleitung zu seiner Sammlung und Hentze bestätigte eine auf den Färöer umgehende Sage, wornach diese Lieder aus einem Buche herrühren, welches durch ein gestrandetes isländisches Schiff nach Sandö gekommen und so gross gewesen sei, dass ein Saumross es nicht habe auf einer Seite tragen können. Von einem solchen Buche findet sich aber keine Spur, weder auf den Inseln noch in Kopenhagen, wohin es soll gekommen sein und wo es unmöglich der Aufmerksamkeit der Sammler entgangen wäre. Mit Recht nimmt Hr. P. E. Müller an und führt es aus, dass die Färöbewohner gerade diese Lieder von Sigurd weder von Dänemark aus durch die Kjämpeviser, die von sehr abweichendem Inhalte sind, noch von den Isländern haben erhalten können, sondern sie aus dem Norden, wo von den ältesten Zeiten her diese Sage der Hauptgegenstand der Dichtung gewesen ist, mitgebracht haben. Sie zeigen auch überall Selbständigkeit, und während sie die altnordische Darstellung in der Hauptsache beibehalten, haben sie sich aus sich selbst erweitert. Die deutsche Sage ist hier so gut, wie in den Kjämpeviser und der hvenischen Chronik, mit der nordischen lebendig vereinigt, und es kann gar wohl sein, dass sich hier noch Züge aus jener erhalten haben, die bei uns verloren sind. Überall hat hier die Schrift nichts gewirkt, sondern lediglich mündliche Überlieferung.

Noch eine einzelne Spur von hohem Alter hat der scharfsichtige Herausgeber entdeckt. Einige Mal kommt hier eine

Beziehung vor auf ein Lied, welches Bragdar Thaat genannt wird und worin Schicksale der Gudrun und eine von ihr ausgeübte List müssen erzählt worden sein, welches aber die jetzigen Bewohner nicht mehr kennen. Wir besitzen auch kein 1428
eddisches Lied darüber, aber in der Nornagestssage wird erzählt, dass Nornagest vor Oluf Tryggvason gesungen habe Gunnarsslagr und Gudrûnar brögd in fornu, das alte Lied von der List der Gudrun. Ohne Zweifel wird an beiden Orten dasselbe verlorene Lied gemeint. Wahrscheinlich ist es demnach, dass diese Gesänge über Sigurd schon ein Jahrtausend durch mündliche Überlieferung sich erhalten haben, wenn auch mannigfach Inhalt und Sprache nach verändert, ein für die Geschichte der Poesie wichtiger Satz, der ohne die abgeschiedene Lage der Färöer schwerlich so einleuchtend sich darthun liesse.

In dem Anhang S. 480—564 wird aus der Sammlung der übrigen Lieder noch eine Auswahl und dann eine Anzahl von Refrains mitgetheilt. Diese Stücke sind sämmtlich von dichterischem Werth, den Vorzug verdienen aber die beiden ersten von Skrymner und Loke. Besonders das letztere ist ausgezeichnet schön und an sich merkwürdig genug, da die drei Götter Odin, Häner und Loke, die wir schon in der Edda in Gesellschaft finden, hier gemeinschaftlich einen Riesen überlisten. Wahrscheinlich haben wir eine alte Dämisaga vor uns, denn selbst der Umstand, dass dieses Lied sonst zu singen verboten war, beweiset die Abstammung aus der Heidenzeit. Ein anderes Beispiel fortdauernder Erinnerungen von Loke gibt eine Anmerkung in der Einleitung S. 21. Als Beilage erhalten wir von Hrn. Lyngbye, der für die Liebe und Sorgfalt, womit er dieses Buch gepflegt hat, den grössten Dank verdient, noch ein Verzeichnis jütländischer Wörter und eine färöische Melodie zu Sigurds Lied.

[anonym.]

BIOGRAPHISCHE DENKMALE.

128 Von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin. Bey G. Reimer 1824. 408 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 143. Stück, den 4. September 1824. S. 1428—1431.

129 Drei Cabinetsstücke von der besten Arbeit. Der Held, der uns entgegentritt, weiss unsere Augen gleich zu fesseln, seine Züge sind gemässigt und aufgeheitert, seine Haltung ist gefällig und ungezwungen, während die mit Sorgsamkeit und versteckter Kunst um ihn her geordneten Gruppen den vortheilhaften Eindruck des Ganzen erhöhen. Der Verf. hat zu reinen Geschmack, um durch gesteigerte Farben, künstliche Beleuchtung, unverhältnismässig ausgeführte Beiwerke, und was es sonst noch für Mittel gibt, Eindruck machen oder gewöhnliche Beschauer blenden zu wollen. Alles ist in gleichmässiger Behandlung wohl temperirt und lädt zu einer ungestörten Betrachtung ein. In dieser Ausbildung steht er höher als andere Schriftsteller seines Fachs, z. B. der französische Lacretelle, der seinen Gegenstand schon mehr brillantirt, glänzende Gegensätze, Sentenzen, überraschende Wendungen sucht und manchmal glücklich findet. Dies kleine Buch scheint dem Rec., um nicht zu sagen, ganz vollkommen (weil das ein gar zu grosses Lob sein würde), doch ganz fertig gearbeitet: vielleicht ist der Verf. im Stand, von jeder Zeile Rechenschaft zu geben. Ein Urtheil, das an dieser glatten Oberfläche hier und da nagen wollte, würde etwas Unpassendes und Ungeschicktes sein, lieber will Rec. eines Unterschiedes gedenken, der auch sonst, doch vorzüglich bei Werken dieser Gattung zum Vorschein kommt, die neben dem nicht mühelosen Studium des Materials zugleich einen schaffenden Geist fordern, der, was in der Seele sich gebildet hat, vor unsere Blicke heraufzuheben Stärke genug besitzt. Es gibt Schriftsteller, welche in steter Übung nach und nach ihrer sämmtlichen Kräfte und Gaben sich bewusst werden und sie endlich völlig in ihre Gewalt bekommen. Dagegen andere können den Genius, der ihnen verliehen ist, nur zum

Theil bezwingen: halb leiten sie ihn, halb werden sie von ihm 1430
gelenkt und getrieben. Gelingt jenen die Arbeit, so verdient sie gewiss grosses Lob, alles, wohl durchdacht, wohl geordnet, gestattet ein vollkommenes Verständnis, und ohne Anstoss zu fühlen oder durch etwas Widerstrebendes aufgehalten zu werden, eilen wir mit Vergnügen hindurch. Die Werke der anderen sind nicht so zugänglich, vielleicht fallen gleich Unvollkommenheiten und Missverhältnisse in die Augen, oder uns hemmt etwas Unverständliches, wenigstens Befremdendes; dagegen das Herrliche, das unerwartet uns begegnet, der frische Hauch des Lebens, der auf uns einströmt, erfreut uns auf das Höchste und versetzt uns in eine Stimmung, in welcher wir das Übrige gern verzeihen, selbst geneigt sind, es als etwas Nothwendiges und dem Menschenwerk Anklebendes zu betrachten. Jene erfüllen im besten Fall jede billige Erwartung, diese gewähren etwas über aller Erwartung Liegendes. Auch darin zeigt sich der Unterschied, dass wir zu einem verstandenen und überschauten Werk, das für den ersten Eindruck alles gesammelt zu haben scheint, nicht leicht zurückkehren, wie uns ein gelöstes Räthsel nicht weiter reizt und die Wiederholung eines Witzes fast verdriesst. Wo aber der Genius mit eingesprochen hat, vielleicht zur Überraschung des Verfassers selbst, da fühlen wir uns zu wiederholter Betrachtung angetrieben und kehren niemals zurück, ohne einen neuen Blick in die Tiefe des menschlichen Daseins gethan zu haben; solche Werke haben wie die Natur etwas Unerschöpfliches.

Ob die Manier des Hrn. Varnhagen der Geschichte nachtheilig werden könne, mögen andere beurtheilen, uns kommt es fast undankbar vor, diese Frage in Anregung zu bringen, gleich nach der Unterhaltung, die uns das Buch gewährt hat. Auch ist in keinem Falle die Gefahr gross, denn solche kunstgeübten Hände bilden sich so schnell nicht aus. Ein geistreicher Mann hat dem Verfasser vorgeworfen, er sei schalkhaft und 1431
sage Eins und das Andere mit ernster Miene, was er selbst nicht glaube. Das sollte niemand irre führen und ist nur eine List, der Tadler ist der Schalk und weiss recht gut, dass es für einzelne Punkte keine Ausnahme gibt und Eins so wahr

sein muss, als das Andere. Haben doch Maler längst bei ihren historischen Compositionen die Erlaubnis gehabt, das Widerstrebende und Widerwärtige in den Schatten zu stellen oder auf eine ungezwungene Art zu bedecken und dem Auge zu entziehen. Dergleichen und wäre es ein Klumpfuss kann geschickt weggeschafft werden, ohne dass man es, wenn darnach gefragt würde, ableugnen wollte; auch in guter Gesellschaft spricht man ja nicht davon oder nur mit mildernder Wendung. Kommt es denn hier auf etwas Anderes an, als die eigenthümliche Lebendigkeit oder kecke Beweglichkeit einer nicht gemeinen Natur, so ansprechend als möglich zu schildern? Auf ein Urtheil ist es gewiss nicht abgesehen. Auch den Diplomaten thut jener Mann Unrecht, wenn er ihnen noch eine besondere, der geäusserten etwa entgegengesetzte Meinung zuschreibt; wir denken besser von ihnen und halten sie für vollkommen von derjenigen überzeugt, welche zu äussern sie sich veranlasst fühlen. Der Grundton, den sie etwa aus sich selbst mitbringen, ist jenes sanfte Grau, von dem schon Goethe in der Farbenlehre behauptet hat, dass es die schreiendsten Farben vermittle.

Wir müssen aber nicht vergessen anzuzeigen, dass dieser Band das Leben des Grafen Wilhelm zur Lippe, des Grafen Matthias von der Schulenburg und des Königs Theodor von Corsica enthält. Dass es unser Ernst sei, wenn wir um die in der Vorrede angedeutete Fortsetzung bitten, wird der talentvolle Verf. selbst nicht bezweifeln.

[anonym.]

DEN AELDRE EDDA.

En Samling af de nordiske Folks aeldste Sagn og Sange, ved Saemund Sigfussön kaldet hin Frode. Oversat og forklaret ved Finn Magnusen. Kopenhagen. In der Gyldendalischen Buchhandlung. Erster Band 1821. LI und 274 S. in 8. Zweyter Band 1822. VI und 319 S. Dritter Band 1822. VI und 312 S. Vierter Band 1823. IX und 349 S.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 3. und 4. Stück, den 6. Januar 1825. S. 36—39.

Einer schwedischen, gleichfalls die ganze Sämundische Edda begreifenden Übersetzung von Afzelius, welche

im Jahr 1818 bereits erschienen ist, haben diese Blätter schon (1820, S. 1443—1445) Erwähnung gethan. Gegenwärtige dänische ist in ähnlichem Sinne ausgearbeitet, das heisst, sie trachtet vor allen Dingen nach einem genauen, selbst feinen Verständnis des Originals. Nachdem in der Vorrede die verschiedenen Übersetzungen berührt sind, sagt der Verfasser: „jeg har straebt efter, at min bliver saa nöjagtig og oplysende, fom det nu er mueligt.“ Mit Recht hat er deshalb auch keinen Werth auf regelmässige Beibehaltung der Alliteration gelegt, noch auch ist er von dem schlichten und doch so poetisch gewaltigen und kraftvollen Ausdruck des Originals abgewichen. Beruf zu einer solchen Arbeit wird ihm niemand abstreiten, da er durch seine Theilnahme an der grossen Kopen- 27
hagener Ausgabe (denn von ihm rührt, die lateinische Übersetzung und Vorrede ausgenommen, der sämmtliche gelehrte Apparat des zweiten Theils) Bekanntschaft und vertrauten Umgang mit der Edda hinlänglich bewährt hat. Das Geringste also, was wir hier erwarten dürfen, ist ein eben so genaues Verständnis des Textes, als dort; aber bei einem so eifrigen Gelehrten versteht sich von selbst, dass er Berichtigungen und neuerworbene Aufklärungen einzutragen hatte.

Einen bedeutenden Vorzug vor der schwedischen Übersetzung (die freilich auch nur einen einzigen Band, nicht stärker als einer von diesen vieren, ausmacht) gewähren reichliche Zugaben. Erstlich die einleitende Vorrede, welche eine kurze, aber klare Auskunft über die beiden Edden gibt, worin unter anderen wahrscheinlich gemacht wird, dass Snorre die jüngere Edda nur nach Sämunds Sammlungen redigiert, nicht eigentlich verfasst habe (so wie ihn P. E. Müller in Beziehung auf die Heimskringla darstellt); ferner zu jedem Lied eine besondere Einleitung und genaue Inhaltsanzeige (die man ungern an der grossen Ausgabe vermisst); endlich am Schluss ein dreifaches Register, dessen Nützlichkeit wir nicht weiter rühmen wollen, da sie in die Augen leuchtet. Das alles ist mit lobenswürdiger Sorgsamkeit und sichtbarer Neigung ausgeführt und verdient dankbar anerkannt zu werden. Nur hätten wir dem Verfasser hier und da etwas mehr Enthaltsamkeit gewünscht,

er schweift gern nach verschiedenen Richtungen aus und kann einer blossen Vermuthung oder einem wenn auch sinnreichen Gedanken, wozu besonders die mythischen Lieder bei ihrer dunkelen Bedeutsamkeit leicht Anlass geben, nicht widerstehen. Hätte er den Kreis der Betrachtung enger abgeschlossen, so würde das Ganze gleichförmiger und reinlicher ausgefallen sein, gewiss auch ansprechender, zumal für das Publikum, das Hr. Finn Magnussen im Sinne hat. Mehr als eine schwache Vermuthung ist es zum Beispiel nicht, wenn er annimmt, dass die Völuspâ bei dem Sonnenfest und Johannisfeuer sei vorgesungen worden, oder dass Vidar eine Wasserhose, Typhon, bedeute, bei welcher Gelegenheit drei enggedruckte Seiten mit Beschreibungen dieses Meteors angefüllt sind. Zu Grimnismâl wird ein poetischer Kalender der Heidenzeit aufgestellt, und Rûnacapituli begleitet eine 20 Seiten lange Abhandlung, welche des Verfassers Ansicht über Entstehung und älteste Bildung der Runen vorträgt. Am meisten und liebsten verweilt er bei Vergleichungen der Edda mit asiatischen Mythen und Sitten, und wiewohl das alles viel Raum einnimmt, muss er doch über Mangel daran klagen und auf ein besonderes Werk verweisen, welches, als Seitenstück zu vorliegendem, die Eddalehre in ihren mannigfaltigen Beziehungen darstellen soll. Hätte er nicht besser gethan, alles dafür zurückzuhalten, dagegen aber die beiden Lieder Rigsmâl und Grottasaungr, welche ganz eigentlich zur Edda gehören, aufzunehmen? Wir müssen die Auslassung derselben tadeln und wissen sie nicht zu erklären. Die Anmerkung in der Vorrede des ersten Bandes S. XVIII gibt doch eigentlich keine Auskunft darüber, auch steht Rigsmâl in der schwedischen Übersetzung.

Werth und Einfluss gegenwärtiger Arbeit erkennen wir in dem Nutzen, den sie dem Studium des Originals gewähren wird. Es sind Stufen in den Felsen gehauen, auf welchen wir zu der reinen Quelle mit mehr Sicherheit und Bequemlichkeit hinabsteigen können. Ein allgemeineres Eindringen dieser Poesie und eine Theilnahme des grösseren Publikums erwarten wir nicht. Wir denken gewiss nicht geringer über ihren inneren Gehalt, als Hr. Finn Magnussen, einige dieser Edda-

lieder dürfen sich kühn mit dem Besten vergleichen, was andere Völker aus ihrem Alterthum besitzen; aber Sinn und Gefühl 39
dafür, wie sollte es unsere Zeit erlangt haben? Diese Lieder können nur historisch verstanden und gewürdigt werden. Sie gleichen einer Alpenpflanze, die in den Thälern nicht gedeiht, in welchen das jetzige Geschlecht seine Wohnungen aufgeschlagen hat. Ebenso wenig können an sich immerhin wohl ausgeführte Werke der Malerei und Bildhauerkunst, die dorther ihren Stoff genommen, verständlich werden und Eingang finden, auf welche Lieblingsidee Hr. Finn Magnussen auch hier, in der Vorrede zum vierten Bande, zurückkehrt.

Wird der dritte Theil der Kopenhagener Ausgabe, woran nach der Versicherung des dabei thätigen Verfassers bereits gearbeitet wird, vollendet sein*), so bleiben für die Edda keine grossen Wünsche mehr übrig. [anonym.]

VAN HET LETTERSCHRIFT, 49

door Mr. Willem Bilderdijk. Rotterdam. Bei J. Immerzeel dem jüng. 1820. X und 208 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I. 6. Stück, den 8. Januar 1825. S. 49—64.

Herr Bilderdijk, als Dichter und Gelehrter seinem Vaterlande ein Stern erster Grösse, macht hier durch den Druck zwei Abhandlungen**) einem weiteren Kreise bekannt, die er in den Sitzungen des holländischen Instituts vorgelesen hatte. Sie betreffen einen schwierigen schon mehrmals, man kann aber nicht sagen, mit Glück berührten Gegenstand. Der in seinen Ansichten und seinem Urtheil immer unabhängige Verf. verspricht dagegen die Frage so zu beantworten, dass für Gelehrte und Ungelehrte sie als völlig gelöst könne betrachtet werden. „Schlagen wir einen ganz anderen Weg ein," ruft er, „verlassen wir alle Vermuthungen und Voraussetzungen, von welchen unsere Vorgänger ausgegangen sind!" Es ist wahr, eigen ist dem Verf. alles, was er vorbringt, und das Meiste ist zugleich originell.

*) [Vgl. unten S. 396 f.]

**) [Änderung für „Vorlesungen" im Handexemplar.]

Die erste Abhandlung betrifft die Gestalt der Buchstaben. Zuvorderst werden die bisherigen Meinungen abgefertigt: verderbte und entstellte Hieroglyphen können sie nicht sein, denn dies setzt die falsche Ansicht voraus, dass den Hieroglyphen ein höheres Alter zukomme, als der Buchstabenschrift. Einen Zufall darf man bei ihrer Bildung nicht annehmen, denn es gibt keinen Zufall, und die Berufung darauf ist, nach Leibnitzens Ausdruck, nichts Anderes als ein argumentum pigritiae. Deutet man auf einen mystischen Grund, so sagt man eigentlich nichts, was diese Sache näher angeht, denn alles, was ist, hat einen mystischen Grund. Abbildung der Gegenstände, von welchen sie den Namen führen, sind es endlich auch nicht, wiewohl es bei einigen allerdings den Schein hat, vielmehr, um uns am Eingang zu überraschen, behauptet Herr Bilderdijk, „die Gegenstände seien nach der Gestalt der Buchstaben genannt und nicht umgekehrt diese nach den Gegenständen."

Von diesen vier Abwegen, auf welchen die zahlreichen Vorgänger sämmtlich wandelten, will der Verf. keinen betreten. Man kennt Helmonts Einfall, welcher in den Muskeln der Wange und des Mundes die Gestalt der Buchstaben fand; man hat darüber gelacht, „und in der That", sagt Hr. Bilderdijk, „wenn man seine Abbildungen ansieht, kann man sich kaum des Lächelns enthalten." Dennoch ist er der Einzige, an den sich Hr. Bilderdijk gewissermassen anschliesst: „Helmont hat von der Wahrheit etwas gesehen, aber umnebelt, und eben dieser Nebel hat ihn falsch geleitet."

Nach diesem Wink stellt er nun die eigene Behauptung auf, von deren Wahrheit er vollkommen überzeugt ist: nämlich die Buchstaben seien nichts Anderes, als Abbildungen der Sprachwerkzeuge; was den Sprachlaut hervorbringe, diene zugleich ihn sichtlich zu bezeichnen. Die Labiallaute werden also durch die Lippen, die Gutturallaute durch die Kehle und die Linguallaute durch die Zunge angedeutet; und diese Unterscheidung musste dem Alphabet vorangegangen sein. Für die Vocale, da bei ihrer Bildung die Sprachwerkzeuge nicht thätig sind und sie in einem blossen Aushauchen bestehen, kann es

nach dieser Ansicht eigentlich keine Buchstaben geben, weshalb denn auch der Verfasser jener (historisch unbegründeten) Ansicht zugethan ist, welche die ältesten Alphabete nur aus Consonanten bestehen lässt. Natürlich nimmt er nur ein einziges Alphabet an, von welchem alle übrigen abzuleiten sind. Diese aber haben häufig das Ursprüngliche entstellt, woran theils die Flüchtigkeit der Schreiber, die, von einem Zug zum anderen übergehend, die Feder nicht absetzen wollten, theils die Neigung zur Verzierung Schuld hat. Die Keilschrift z. B. betrachtet der Verf. als aus einem solchen Streben nach Gleichförmigkeit entstanden.

Die Behauptung selbst wird an zwei Alphabeten, dem hebräischen und lateinischen, ausgeführt, weil sie Hrn. Bilderdijk die ältesten und ursprünglichsten scheinen. Das lateinische stelle das altgriechische reiner und vollkommener dar, als das griechische, wie wir es kennen. Mit den Gutturalbuchstaben wird der Anfang gemacht. Da die Kehle eine Höhlung ist, so bildet das C am einfachsten das Sprachwerkzeug ab, das hebräische ב kehrt das Zeichen nur um, so wie das K dadurch entsteht, dass der Stab (Standarte sagt der Verf. im Holländischen) vor das C gestellt wird. Gleichfalls ist ק dasselbe Bild der Kehle, jedoch mit zugefügtem Stab. Bei dem G wird nur die Wurzel der Zunge angehängt, und das hebräische ג besteht aus einem ב, mit welchem ein kleines י als Zeichen der Zunge verbunden ist.

Es folgen die Zungenbuchstaben. Hier ist י die Grund- 52
gestalt und bildet die Zunge ab, als einen langen, biegsamen, sich schlängelnden Körper; nur oben und unten ist der Strich etwas stärker gezogen. Mit dem lateinischen L wird Hr. Bilderdijk auch fertig: unten der Querstrich ist die Hauptsache und natürlich nichts Anderes, als die Zunge selbst, oben der Strich gilt nichts und ist bloss der zugesetzte Stab. Bei dem R krümmt sich die Zunge, das stellt Resch vor: ר, wozu im lateinischen Buchstaben nur die Standarte kommt. Späterhin wird noch angemerkt, dass L und R eigentlich nur ein Buchstabe seien. Durch den Stoss der Zunge gegen die Zähne entstehen die Zahnlaute, die Abbildung davon ist deutlich in dem lateinischen T, dem hebräischen Daleth ד und dem kleinen

griechischen τ; bei dem D, einer blossen Nüance des Lautes, ist der Strich nur, ohne die Feder abzusetzen, herumgezogen; dieselbe Erscheinung im hebräischen ד. Das S zeigt die beim Zischen gekrümmte Zunge nicht bloss in dem lateinischen und griechischen s, auch im hebräischen ס, wovon das griechische σ nur die umgekehrte Figur ist. Das spätere griechische Σ ist durch Zufügung, das griechische C durch Auslassung eines Theiles des ursprünglichen Zeichens entstanden, als man in den Buchstaben die Bedeutung nicht mehr sah. Das Z ist nichts als ein umgekehrtes S. Das hebräische ז und צ abermals dieselbe Figur.

Endlich die Labiallaute. Das B Abbild beider Lippen, die Unterlippe dicker, nur der Stab ist hinzugefügt. Ein Holzschnitt, die Lippen in groben Umrissen darstellend, macht alles noch viel anschaulicher. Das hebräische ב soll dieselbe Abbildung liefern, nur ohne Stab und ausgefüllt. Das P schliesst die Lippen zusammen, vielleicht ist es auch nur eine Verschiedenheit von F. Was aber das F betrifft, so bildet es ab (und ein Holzschnitt versinnlicht das abermals noch mehr) die Ausblasung, wobei die Unterlippe eingezogen wird; das hebräische ף stellt dasselbe nur umgekehrt vor, und gibt man das zu, darf man sich auch nicht weigern, im arabischen ف wieder den blasenden Mund zu erkennen. Das M zeigt die Lippe von vorne, nämlich die Stäbe von beiden Seiten fallen weg, und was in der Mitte bleibt, der Winkel, wird sanft gekrümmt; damit soll man den althebräischen Buchstaben vergleichen. Bei dem N gilt auch nur der Querstrich, welchen man sich gekrümmt vorstellen muss, der dann ein Bild der Zunge ist, wie sie gegen den Gaumen drückt.

Vocale können, wie schon vorhin bemerkt ist, nach diesem System nicht bezeichnet werden, weil bei einem blossen Aushauch die Sprachwerkzeuge nicht thätig sind. Indessen zeigt uns Hr. Bilderdijk einen Ausweg, den man gefunden habe. Ein Strich bezeichnet die Ausathmung, und zwei Striche, entweder parallel laufend oder sich mehr und weniger erweiternd, bilden den allgemeinen Vocal. Bei dem A zeigt sich dies deutlich, noch mehr, wenn man an die liegende Gestalt im

phönicischen Alphabet denkt, das H liefert die beiden gerad auslaufenden Linien, welche bei dem V (denn beide gehören als Spiranten zu den Vocalen) von einem Punkt ausgehen. Das scheinbar dieser Ansicht so sehr widerstrebende hebräische א beseitigt Hr. Bilderdijk auf folgende Art: die beiden krummen Züge gelten allein und sind ursprünglich die beiden geraden, der Querstrich drückt nur die Verbindung aus. Auf ähnliche Art wird denn auch das griechische η erklärt.

Dies wäre das Zeichen für den allgemeinen Vocal; zwar kann nun durch verschiedene diakritische Zusätze, Vocalpunkte genannt, das E I O U angedeutet werden, aber es gibt noch eine sinnlichere und weniger willkürliche Art: es wird nämlich 54
die Vorbereitung, die Beschaffenheit der Röhre, durch welche der Laut des Vocals geht, dargestellt. Man merkt hier schon, welche Hilfe Hr. Bilderdijk gefunden hat. A bezeichnet demnach die einfache Ausathmung; E das platt gegen einander gestellte Ober- und Untertheil des Mundes; I den dünnen, schlichten Laut; O den gerundeten Mund; U hat etwas vom O und I wie im Laut, so auch in der Gestalt. Im Y ist das I unter das U gestellt. — Das W wird zwar angesehen als diakritische Verdoppelung von V, aber mehr in Übereinstimmung mit dem Übrigen als Abbildung der Lippen, welche die umgekehrte Gestalt von M haben. — Was noch über die doppelten Buchstaben gesagt wird, mag man im Buche selbst nachsehen, wir dürfen es hier übergehen, indem dabei keine Nachbildung von Sprachwerkzeugen vorkommt, die wir nicht schon bei den einfachen Buchstaben kennen gelernt hätten. Es kam uns nur darauf an, die Hypothese des Hrn. Bilderdijk so deutlich darzustellen, als es ohne die vielen Holzschnitte möglich ist; an diese schliesst sich die am Ende zugegebene Kupfertafel, worauf das ursprüngliche Alphabet des Hrn. Bilderdijk mit den ältesten, wirklichen Alphabeten zusammengestellt ist.

Wer etwa Hrn. Bilderdijk vollen Beifall geben sollte, wird doch, wenn er unbefangen ist, eingestehen müssen, dass Manches sehr widerstrebt und nur mit Noth und starkem Zwang in Übereinstimmung gebracht wird. Bei dem L z. B. wird der Stab für unbedeutend gehalten, um in dem Querstrich unten

die Zunge zu erkennen (der eben so deutlich noch tausend andere Dinge bezeichnen könnte), während jener in allen semitischen Alphabeten, wie wir aus der vergleichenden Tafel bei Kopp (Bilder und Schrift II, 388) ersehen, vorhanden ist und offenbar zum wesentlichen Charakter des Buchstaben gehört; ja gerade in der ältesten babylonischen Schrift ist der Haken unten ganz klein. Dagegen beim T gilt dem Verf. der Stab viel, weil das gerade zu seiner Meinung passt. Wie kann man auf diesem Wege erkennen, dass das lateinische B und hebräische ב nur eine und dieselbe Figur sind! Bei dem A und H machen die Stäbe wieder die Hauptsache aus, dagegen beim א wird der Querstrich für Nebensache gehalten, wiewohl er offenbar einer von jenen Hauptstrichen ist.

Ob nun, ungeachtet solcher der einfachsten Betrachtung in die Augen fallender Bedenklichkeiten, diese neue Ansicht von der Gestalt der Buchstaben vielen ansprechend und einleuchtend (wir wollen nicht sagen überzeugend, wie Hr. Bilderdijk selbst glaubt) sein wird, mag dahin gestellt bleiben. Soll Rec., der diesen Erfolg gar sehr bezweifelt, seine Stimme abgeben, so scheint ihm wohl Rücksicht zu verdienen, was in einer so dunklen, ungewissen Sache ein geistreicher und gelehrter Mann für eine Meinung hegt, aber diese Meinung selbst hat so wenig Ansprechendes für ihn, deucht ihm so fremd und seltsam, ja unnatürlich, dass er das Ganze für nichts als etwa einen artig und witzig durchgeführten Einfall halten kann. Man muss sich aber verwundern, wenn man sieht, wie Hr. Bilderdijk als ausgemachte, zweifellose Wahrheit vorträgt, was ihm höchstens eine wahrscheinliche Vermuthung sein sollte, zumal wenn man sich an die heftigen, fast bitteren Äusserungen in der Vorrede erinnert. Nur etwas davon, was er gleich im Eingang sagt, wollen wir anführen: „in einer Zeit, wo die allgemeine Sucht, in den Wissenschaften zu glänzen, die alles verdüsternde und betäubende Schwärme von Halbwissern und ihren Nachbetern nothwendig ins Unendliche und in allerlei Gestalten vervielfältigen muss, sah ich es von Jugend auf für eine Pflicht an, der Benebelung eines blinden Eigendünkels und ihres abgeschmackten Anhangs entgegenzuarbeiten, und all

mein Bestreben gieng dahin, die Wahrheit aufzudecken, die rein und unparteiisch ist und sich mit keinen Hirngespinsten und Willkürlichkeiten vereinigen lässt.“ Er allein scheint sich gleichsam aus einer Sündfluth gerettet zu haben.

Der Verf. ist unerschöpflich im Lobe der von ihm entdeckten Erfindung und betrachtet sie in jeder Hinsicht als vollkommen. Diese Buchstaben thun alles, sagt er: sie belehren, sie zeigen, bilden ab, drücken aus. Das R spricht zu dem Lesenden: lass deine Zunge beim Ausathmen erzittern! das S: lass sie gegen die Zähne zischen! das T: stosse sie gegen die Zähne! das F: ziehe bei dem Ausgang des Lauts die Unterlippe ein! das B: schliess die Lippen! usw., ordentlich ein militärisches Exercitium. Eine Erfindung, sagt er weiter, die, einmal verloren, jeder richtig und hell sehende menschliche Kopf wieder erfinden musste. Wie lange hat die blinde Welt einen solchen entbehrt! Denn Hr. Bilderdijk hätte doch daran denken sollen, dass ein Paar tausend Jahre und länger, so lange wir mit Sicherheit den Gebrauch der Schrift annehmen dürfen, sie verloren gewesen und wahrscheinlich gleich nach ihrer Geburt auch wieder abgestorben ist. Wo findet sich nur der leiseste Wink, dass man die Buchstaben je anders als blosse Zeichen betrachtet und ein einziger Mensch den Befehlen gemäss gelesen hätte, die nach Hrn. Bilderdijk das Alphabet beständig ergehen lässt? Sind nicht auf den ältesten Inschriften, die wir kennen, die Züge so gestaltet, dass man sicher sein kann, der, welcher sie eingehauen oder eingeritzt, habe auch nicht entfernt daran gedacht, sie als Abbildung der Sprachwerkzeuge zu betrachten. Diese neue Ansicht erläutert uns daher nichts und wird auch jetzt bei niemand, der sich der Schrift bedient, den geringsten Einfluss haben. Man hat durch sorgfältige Beobachtung gefunden, dass bei Bildung einiger 57
Buchstaben die Kehle, bei anderen Zunge und Lippe einwirken, und darnach sie eingetheilt, aber das gilt doch nur von vorzüglicher Thätigkeit; alle Sprachwerkzeuge nehmen auf eine lebendige und schwerlich ganz genau nachzuweisende Art Theil. Warum ist es so schwer, oft völlig unmöglich, gewisse Laute fremder Sprachen zu erlernen, obgleich die Werkzeuge überall

dieselben sind? Ist dem Erfinder des Alphabets ausser der Einsicht in die Sprachlaute zugleich eine genaue Einsicht in die Art und Weise, wie sie hervorgebracht werden, zuzuschreiben, so vergrössert sich das Wunderbare der Erfindung noch mehr. Und wie soll man sich denken, dass auf diese Weise jemand das Lesen lerne? Erst müsste ihm die Theilnahme der Sprachwerkzeuge deutlich gemacht und die ganze Organisation der Kehle, Zunge, Zähne in anatomischen Vorlesungen auseinandergesetzt werden. Und das würde der Lernende doch sogleich wieder vergessen; er würde sich gewöhnen mit einem bestimmten Zeichen einen bestimmten Sprachlaut zu verbinden und gewiss nicht der Abbildung und dem Commando des Buchstaben gemäss seine Werkzeuge in Thätigkeit setzen. Das ist der Grund, warum dem Rec. die Erfindung des Hrn. Bilderdijk, als eine überflüssige und unpraktische, auch so unnatürlich erscheint.

Endlich die Stützen der ganzen Hypothese, wie gebrechlich sind sie! Die hebräische Quadratschrift, welche Hr. Bilderdijk als die älteste ansieht, ist, wie Kopp in der semitischen Paläographie (Bilder und Schrift II, 177) bewiesen hat, sehr jung und etwa erst im vierten Jahrhundert nach Chr. aufgekommen. Also mit dem phönicischen Alphabet hätte von Rechtswegen der Beweis geführt werden müssen. Das lateinische aber behandelt der Verf. ganz willkürlich, indem er, wie es ihm gut-
58 dünkt, den Stab bald gelten lässt, bald da wegnimmt, wo er sichtlich einen wesentlichen Theil des Lautzeichens ausmacht, und das alles nach blossen Voraussetzungen, ohne den geringsten geschichtlichen Beweis.

Die andere Abhandlung hat es mit der Ordnung der Buchstaben zu thun. Warum fängt gerade A, B an, warum folgt Γ, Δ oder C, D usw.? Noch niemand hat bis jetzt den Grund davon eingesehen, und dadurch, dass die Alphabete, welche von dem phönicischen abstammen, wenn sie auch im Ganzen dieselbe Ordnung beibehalten, doch mehr oder weniger im Einzelnen abweichen und Veränderungen eingeführt haben, wird jede Untersuchung sehr erschwert. Hr. Bilderdijk glaubt indessen die Regel der Folge entdeckt zu haben und zeigt sie

an dem hebräischen Alphabet als dem vollständigsten und ursprünglichsten, da auch schon im griechischen und lateinischen Buchstaben fehlen. Er theilt es in sechs Reihen:

1)	א	ב (b)	ג	ד
2)	ה	ו	ח	ט
3)	י	ב (w)	כ	ל
4)		מ	נ	ס
5)	(ע)	פ	ע	צ
6)		פ	ק	ר
				ש
				ת

Hier, behauptet er nun, herrsche folgende Ordnung: Der Vocal gehe jedes Mal voraus, und ihm folge ein Labial-, dann ein Guttural-, endlich ein Lingualbuchstabe, so dass immer viere mit einander verbunden seien. Die erste Reihe passt vollkommen zu der Regel. In der zweiten wird ה als Vocal betrachtet, und gewaltsame Hilfe ist es, wenn Sajin, welches hinter ר seinen Platz hat, ganz herausgeworfen und, weil es in das System nicht passt, als ein 59
später eingefügter Buchstabe betrachtet wird. In der dritten Reihe wird Beth wiederholt und als W hinter Jod eingerückt, dafür hat es als B in der ersten Reihe einen Punkt erhalten. In der vierten fehlt der Vocal, doch Hr. Bilderdijk betrachtet dies nicht als einen Mangel. Die Buchstaben dieser Reihe, sagt er, erfordern einen geschlossenen Mund, und ein solcher kann keinen Vocal hervorbringen. Ferner wird Nun נ unter die Gutturallaute, als ein ng, gebracht, obgleich die hebräischen und griechischen Grammatiken den Buchstaben unter die Linguallaute stellen. In der fünften Reihe wird ע als Vocal O betrachtet, dann noch einmal als Consonant hinter פ unter den Gutturalen wiederholt. In der sechsten Reihe, für welche es nun keinen Vocal mehr gibt, muss der fehlende Labialbuchstabe durch ein punktirtes פ der vorigen Reihe angeschafft werden. Endlich ש und ת sind als Varietäten der Lingualbuchstaben angehängt.

Das griechische (sonst aber der Regel ausser in der ersten Reihe sich nicht fügende) Alphabet hat eine Reihe mehr:

Υ Φ Χ Ψ

Sodann gibt Hr. Bilderdijk auch noch die Gründe an, warum jedes Mal diese und keine anderen Buchstaben in einer Reihe zusammengestellt seien wodurch der Platz, den jeder einnimmt, so nothwendig erscheint, dass auch die geringste Versetzung unzulässig wäre und ursprünglich alles müsste aufs Genaueste bestimmt worden sein. In der ersten Reihe nämlich zeige sich die einfache Wirkung der Stimme und Sprachwerkzeuge, in der zweiten die blasende, in der dritten die fliessende, in der vierten die schliessende und klemmende, in der fünften die stark angesetzte, in der sechsten die stossende.

Von den übrigen Alphabeten, die aus dem hebräischen (sollte heissen phönicischen) sich entwickelt, bemerkt der Verf. nur, dass, hauptsächlich weil sie nicht alle Buchstaben aufgenommen hätten, ihre Regelmässigkeit verloren gegangen sei.

Rec. setzt mehr Werth in diese Abhandlung, als in die vorige, gleichwohl scheint ihm, wenn man die Sache kühl und ohne Vorliebe betrachtet, noch sehr wenig gewonnen. Eigentlich nur die erste Reihe passt ordentlich zu der Regel, bei den übrigen gibt es grössere oder geringere Schwierigkeiten, die auf allerlei Art aus dem Wege geschafft werden. Der Vocal fehlt dreimal, und diese Noth wird einmal als eine Tugend ausgelegt, zweimal wird er durch Consonanten ersetzt. Ganz ausgeworfen wird der Buchstabe ו. Drei werden verdoppelt: ב, פ und ע, und einer wird aus einem Lingual- zu einem Gutturallaut gemacht, das ז. Wie bedenklich ist aber das Vertilgen von Sajin, da nun auch das griechische Z muss weggenommen werden, so wie das Einrücken eines Buchstaben nach Jod und Lamed, da im Griechischen und Lateinischen dieselben Lücken vorauszusetzen wären. Endlich zwei Buchstaben bleiben übrig, ש und ת, und müssen als ein Anhang sich mit fortschleppen.

So höchst ungewiss durch dies alles, wenigstens nach unserer Meinung, die Entdeckung des Hrn. Bilderdijk wird, so müssen wir doch anerkennen, dass sein Scharfsinn uns gestattet,

eine gewisse Ordnung in dem Alphabet, die an sich nicht unnatürlich scheint (die freilich abermals das Wunder der ersten Erfindung steigern würde), wenigstens zu ahnen oder durchschimmern zu sehen. Die Beobachtung, dass in der 1., 2., 3. und 6. Reihe jedes Mal ein Lingual- nach einem Gutturalbuch- 61
staben kommt, wollen wir immer mit Dank annehmen, wenn wir sie stets fürs erste auch noch nicht zu gebrauchen wüssten. Ebenso verdient Berücksichtigung, dass das griechische Υ, Φ, Χ, Ψ der aufgestellten Regel folgt.

Weiter ausführende Anmerkungen sind den beiden Abhandlungen reichlich zugegeben (S. 135—194); den Schluss macht ein Anhang über die signa diacritica. Man findet hier auch eine Untersuchung über die Charaktere in der Sternkunde und (S. 179—183) ein ausführliches Urtheil über das Alphabet raisonné von Moussaud, welches 1803 erschienen ist und nach Hrn. Bilderdijks Meinung einiges Gute enthalten soll, wovon Rec. aber nicht überzeugt ist. S. 142—145 wird jene im Text schon berührte, dem Verf. gewiss ganz allein zugehörige Behauptung sogar durch Beispiele auseinandergesetzt, wornach von der Gestalt der Buchstaben selbst viele Benennungen und zwar in allen Sprachen sollen entlehnt sein, die dann zugleich den Laut des Buchstaben in der Wurzel haben müssen. Man denkt immer falsch gelesen zu haben oder Hrn. Bilderdijk nicht zu verstehen, aber es ist nicht anders; von dem runden O hat z. B. den Namen erhalten: Ohr, Hof, hortus, oculus; von dem P die birnförmige Perle; von Q das holländische Kolf (Keule) und französische queue usw. Wer hätte sich so etwas, wie man sagt, auch nur im Traume vorgestellt, aber es gehört Phantasie dazu oder vielmehr Phantasterei (dweepery auf Holländisch), um solche Ableitungen zu erfinden. Und welch ein Glück, dass (wie wir daraus abnehmen) das fertige Alphabet schon gleich zur Hand war, so vielen Dingen ihren Namen zu geben, die sonst lange darauf hätten warten können oder (man erlaube den Ausdruck) namenlos herumgelaufen wären. Gleich- 62
wohl mögen einige nach dem O benannte ein solches Schicksal gehabt haben, als dieser höchst wahrscheinlich spätere Vocal noch nicht existirte und in dem U schlummerte.

Wenn man in vorliegenden Untersuchungen den Gedanken und Ansichten des Hrn. Bilderdijk aufmerksam nachgefolgt ist, mit welchem Erstaunen liest man eine zu gleicher Zeit ausgegebene Abhandlung über Dweepery [1]). Er macht anderen darin schonungslos die härtesten und ungerechtesten Vorwürfe, er will nichts als die einzige, unwandelbare Wahrheit und sonnenklare Vernunft, ja er schreit gleichsam darnach, wie ein heftig Durstender, und dann labt er sich selbst mit Einfällen, so seltsam und phantastisch als möglich, die zu keiner Wahrheit werden, wenn sie mit Gelehrsamkeit und einem gewissen unfruchtbaren Scharfsinn ausgeziert erscheinen. Was würde von seiner Arbeit übrig bleiben, wenn jemand Lust hätte, ihn nachzuahmen und sie mit jener ärgerlichen Heftigkeit und dem vornehmen Blick von oben zu beurtheilen? Uns gefallen in dem Munde eines jeden, wenn er auch nicht Homer wäre, die Worte: οὔτοι ἔγωγε ἧς γαίης δύναμαι γλυκερώτερον ἄλλο ἰδέσθαι [ι, 27], und Hr. Bilderdijk mag mit Recht das alte Holland preisen; wir haben mit Theilnahme gelesen, was er gelegentlich über die echte Aussprache der Amsterdamer und ihren allmählichen Untergang sagt, und wenn er erzählt, dass ihm das Herz aufgegangen sei, als er einen Alten im reinen Klang noch einmal habe reden hören. Aber die Herabwürdigung eines nahverwandten Volkes ist nicht ein Theil jenes vaterländischen Gefühls.
63 Gewiss, das Urtheil geistvoller, frei und lebendig beobachtender Fremden hat besonderen Werth, ihr Auge ist nicht durch Gewohnheit abgestumpft, die Betrachtung nicht gehemmt von Zuneigung und Abneigung, die sich auf dem Boden, dem wir einmal angehören, für die nächsten Umgebungen und Verhältnisse zu entwickeln pflegt; ein Fremder belehrt immer, selbst wo er irrt, wenn er nur wohlwollend und gerecht ist. Allein was soll man zu der Weise sagen, womit Hr. Bilderdijk Deutschland, seine Gelehrten und Dichter beurtheilt? Welcher Deutsche möchte durch Beantwortung und nähere Beleuchtung Vorwürfe und Schmähungen ehren, die Hr. Bilderdijk ganz in

[1]) Sie steht in dem ersten Bande seiner Taal-en dichtkundige Verscheidenheden. Rotterdam 1820. Eine Sammlung philosophischer und geschichtlicher Untersuchungen über Sprache und Poesie. Der vierte Band erschien 1823.

dem gemeinen Ton gereizter Parteilichkeit vorbringt? Wir wollen nur einige Stellen ausheben und zwar in der Originalsprache, damit sie nicht sogleich von den Tagesblättern zu ihren pikanten, leerer Unterhaltung dienenden Artikeln weggerafft werden. „Duitschland, dat — in zich al de gruwelen vereenigde, die het laagste gebrek aan de eene, en de dartelste uitsporigste weelde an de andere zjide wist uit te broeden; men zond dar zjine kindren ter opvoeding, en men kreeg hen te rug, dom als Duitschers, onwetend als zwijnen.“ — „Schiller, wiens beste bladzijde hem en plaats in het dolhuis verdienen zou, en wiens slechtste dan verdraaglijk is, als zy hem, zonder aan't gene hy schreef te denken, ontslipte.“ Am deutlichsten spricht sich wohl die Ansicht in dem Urtheil über die Verehrung aus, die Shakspear bei uns findet. Nachdem es ihm eingefallen ist, zu behaupten, bei den phantastischen Deutschen sei Homer verachtet, Sophokles unverstanden oder verworfen, fährt er fort: „Shakespear is hun held: maar alleen voor zoo verr' hy beneden alle ordeelkunde, en de tegenvoeteling van waarheid en goeden smaak is. Zijn onzijn alleen, zijn belachlyke wildzang, en zijn 64
tegendruischen tegen al wat gezond verstand heet is hun welkom; 't is het onkruid op den akker der poëzy (dat het koren verstikt), waar zy prijs op stellen.“

Dergleichen zu beschönigen oder dem Verf., der unter uns gelebt hat, liebreich nachzusehen, finden wir durchaus keinen Grund. [anonym.]

VERZEICHNISS DER IN DÄNEMARK 1824 NOCH 825
VORHANDENEN RUNENSTEINE.

Von R. Nyerup. Nach dem dänischen Manuscripte des Verfassers übersetzt. Kopenhagen, bey Brummer 1824. 52 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 83. Stück, den 23. Mai 1825. S. 825—830.

Als Rec. vor noch nicht lange bei Gelegenheit der Brynjulfischen Schrift über Runen (s. Jahrg. 1824, St. 103, S. 1032 [oben S. 337]) den Wunsch äusserte, dass bald ein umfassendes Werk

über diesen Gegenstand erscheinen möchte, dachte er nicht, dass eine Erfüllung desselben, wenn auch nur eine theilweise, bereits nahe wäre. Es wird uns hier die bevorstehende Erscheinung eines Werkes angekündigt, welches von allen in Dänemark noch vorhandenen Runensteinen genaue Abbildungen sammt Erklärungen liefern soll. Ist die Abbildung eines Denkmals, die hier beiliegt, zugleich ein Probeblatt, so verdient es alles Lob: Charakter des Steins und der Schrift scheint getroffen, jede überflüssige und bei diesen rohen Felsenstücken zumal lächerliche Eleganz der Ausführung vermieden, und da wir nicht zweifeln, dass für die Hauptsache, nämlich
825 für ein treues und richtiges Lesen der Runenschrift selbst, hinlängliche Sorge wird getragen werden (das verbürgen schon die Namen der Gelehrten, welche an dieser Ankündigungsschrift Theil haben), so glauben wir im voraus die Befriedigung jeder billigen Erwartung versprechen zu dürfen. Die Runensteine, die Ol. Worms bekannte Sammlung enthält, können leider nicht sämmtlich, nicht einmal dem grösseren Theile nach, wieder vorkommen; denn nicht blos fallen, was sich von selbst versteht, nach dem Verlust der dänischen Provinzen in Schweden und der politischen Ablösung Norwegens von Dänemark alle dort vorhandenen Denkmäler weg, sondern es sind auch viele seitdem verschwunden, und zwar sind sie im seltensten Falle verwittert, meistentheils absichtlich zerstört. So ist von den fünfen, die sich auf Fühnen zu Worms Zeiten befanden, auch nicht ein einziges mehr übrig. Unter Aufsicht können sie kaum gestellt werden, da sie meist auf dem Felde liegen und der gemeine Mann einen Runenstein nur darauf ansieht, wie er gespalten oder zersprengt etwa in eine Mauer oder Gartenhecke zu verwenden sei. Einer Sammlung dagegen und Anhäufung auf einen Platz, die immer kostbar ist, drohen andere Gefahren; davon haben die Runensteine, die bei der Trinitatis-Kirche in der Hauptstadt lagen, ein betrübtes Beispiel gegeben: der Küster liess von den zwölfen nicht weniger als neune spalten und in sein Haus verbauen; um ihn nur einigermassen zu entschuldigen, nimmt man an, sie seien vorher durch das Feuer, welches im Jahre 1728 die Kirche verzehrte, schon beschädigt

worden. Man sieht also, wie sehr es an der Zeit ist (das soll hier S. 6 der einem Deutschen unverständliche Ausdruck: „die Fülle der Zeit scheint jetzt gekommen zu sein“ sagen), die noch vorhandenen Runensteine durch treue Nachbildungen dem Studium zu erhalten. Ihrer sind ungefähr funfzig, und da hierin die seit Ol. Worm, d. h. seit etwa 200 Jahren entdeckten mit 827
begriffen sind, so kann man berechnen, wie sich die neue Ausgabe der Monumenta Danica zu der alten verhalten wird, in welcher etwa hundertundfunfzig abgebildet sind, wiewohl man zum Vortheil jener auch in Anschlag bringen muss, dass sich unter den neuentdeckten verhältnismässig viel mehr wichtigere befinden. Diese funfzig Runensteine werden von dem überall thätigen und das Studium des Alterthums fördernden Nyerup in gegenwärtiger Schrift nach den Gegenden, wo sie sich befinden, aufgezählt; die zu Kopenhagen vor dem Museum der nordischen Alterthümer mit nöthiger Sorgfalt aufgestellten gehen billig voran. Die Steine auf der Insel Bornholm beschreibt Thomsen und die auf Island Finn Magnussen; diese letzteren darf man um so weniger übersehen, als noch vor wenigen Jahren (1812) in Deutschland behauptet und wiederholt wurde, es seien gar keine mit Runen beschriebene Denkmäler auf Island vorhanden. Finn Magnussen zählt vierzehn her und glaubt zwei davon mit Sicherheit in die heidnische Zeit stellen zu dürfen. Nebenbei theilt er die Nachricht mit, dass Klüwer jene norwegischen, von Brynjulf schon erwähnten Runensteine in Grabhügeln über Todtenurnen gefunden habe, eine, so viel wir wissen, ganz neue Erscheinung, die vielleicht mehr zur Aufklärung der für die Geschichte der Runen wichtigen Fragen beiträgt, als ein neulich in dem fremden Grönland entdeckter Stein.

Mögen die Schweden der Aufforderung, welche in der Herausgabe der dänischen Denkmäler liegen wird, nicht allzuspät Folge leisten! Dort ist die Heimath der Runensteine, und im Bautil allein sind 1173 abgebildet. Norwegen hat wenigstens eben so viel als jetzt Dänemark zu bearbeiten.

Der Anhang rührt von Rask und bespricht den schon oft abgezeichneten, erklärten und jetzt nach Kopenhagen geschafften 828

Thirstedstein, wovon eine neue und genauere Abbildung beigegeben ist. Diese Inschrift, die zu den schwierigsten gehört, besteht aus sieben langen Zeilen, welche von unten nach oben zu lesen sind und von der linken zur rechten Hand laufen; es wird, wahrscheinlich durch einen Schreibfehler, das Gegentheil behauptet: sie liefen von der rechten zur linken. Eine kurze Zeile von vier oder fünf Buchstaben ist jetzt erst zum Vorschein gekommen und fehlt in den früheren Abschriften. Die dritte und vierte Zeile liest Rask:

aeft Frôtha fraendi sin
sinian . han vas thâ fâink,

sinian erklärt er oder vielmehr stellt er hin als den acc. sing. eines mit dem vorhergehenden Frôtha in Apposition stehenden Adjectivs, das ihm übrigens unbekannt sei und soviel als den theuern, unvergesslichen bedeuten müsse. Auch fâink, faeink, faeing, wie man lesen will, bleibt ihm unverständlich. Sollte aber sinian nicht zu trennen und sin ian zu lesen sein? Das letztere Wort ian stände dann, gerade wie es in der nächsten Langzeile vorkommt, für die Partikel enn; sin wäre durch Versehen des Runenschreibers aus der letzten Zeile wiederholt und zweimal unmittelbar hinter einander geschrieben; mithin nicht mehr zu berücksichtigen, als der Zusatz eines überflüssigen und unnöthigen Buchstaben oder Verdoppelung eines anderen, welche beide Fälle in den Runeninschriften bekanntlich nichts Seltenes sind. Um fâing zu erklären, nimmt Rec., was gleichfalls öfter vorkommt, die Umstellung einer Rune an und bringt das i aus der Mitte ans Ende, wodurch er das Subst. fângi, captus, erhält. Wenigstens wird man zugeben, dass diese Erklärung an sich einen guten Sinn liefert und in den Zusammenhang wohl passt: „Asrath und Hilde errichtete diesen Stein für (Rask übersetzt das nordische aeft wörtlich durch nach, aber man kann
829 im Deutschen unmöglich sagen, nach jemand einen Stein errichten) Frode, ihren Verwandten. Und er war Gefangener (soll durch die Runen der kleinen Zeile eine Jahrzahl ausgedrückt werden, wie Rask von dem unverständlichen Wort behauptet? Es fügte sich ganz gut, dann würden die Jahre der Gefangenschaft angedeutet), aber er starb (ian han varth dauthr).“ Das

zunächst folgende asuaethiauthu hat man erklärt: â Svithjôdu, in Schweden. Die Bemerkung von Rask dagegen: man habe thiauthu und nicht thjôdu geschrieben, während es vorher richtig Frôtha, nicht Frautha heisse, scheint nicht erheblich, da an Consequenz in der Orthographie bei den Runen nicht zu denken ist; und wenn z. B. gewöhnlich stain raisti und stin risti beisammen sich finden, so wüsste doch Rec. Beispiele genug aus dem Bautil, wo risti stân, resa stin und resa stân neben einander steht. Rask indessen weicht ab und liest: â svâthi authu, auf dem wüsten Svode, versteht aber selbst dies Substantiv weiter nicht und nimmt es für einen jetzt unbekannten Ortsnamen. Also Dunkelheiten bleiben auch in diesem neuesten Erklärungsversuch, in welchem sich gleichwohl des Verf. natürlicher Scharfsinn nicht verleugnet, genug übrig. Vielleicht gewährt der Runenstein No. 23 im Bautil, wenn er neu untersucht wird, Aufklärung für den Thirstedstein; jetzt liest Rec. darin Folgendes: han var thauthr i huitauathum. Am willkommensten ist die Bemerkung, dass das Wort vikingar, welches am Schlusse ganz deutlich steht, dem Stein ein hohes Alter zusichere und man bei ihm deshalb bis 1060—1050 zurückgehen müsse. Rask meint, er könne leicht noch älter sein, wenigstens in dem Jahr 1160, in welches ihn Liliegren setzt, habe man von den alten Vikingen aus der Heidenzeit nichts mehr gewusst. Rec., der sonst wohl gegen eine allzugrosse Verehrung des hohen Alters der Runen Einwendungen macht, will dergleichen Zeugnisse jetzt denjenigen zu Gemüth führen, welche es für erlaubt oder gar für scharfsinnig halten, alle 830
Runendenkmäler in das 13. und 14. Jahrhundert zu setzen, und die Sache schnell abzufertigen denken, wenn sie annehmen, erst durch das Christenthum habe der Norden die Schrift empfangen — vas für var hat übrigens Rec. auch auf Steinen aus christlicher Zeit gefunden. Hier ist wohl der rechte Ort, den Wunsch zu äussern, dass dem neuen Runenwerk ein vollständiges Verzeichnis aller auf den Steinen vorkommenden Wörter, zugleich in ihren verschiedenen Formen, beigefügt werde.

Vor dem Schluss besinnt sich Rec. noch auf eine Pflicht und rügt die Fehler der Übersetzung (ohne Zweifel von jemand

verfertigt, deren Muttersprache die deutsche nicht ist), deren mehr sind, als man nachsehen darf. Einige Beispiele: Verzeichnis der Runenmonumenten: Beschreibung des Stein; der Hypothes; auf Räthseln stossen: unleidlich lautet: „das Forschen eines Paar Sekeln, ein halbes Stieg Runen" u. dgl.

[anonym.]

FAIRY LEGENDS AND TRADITIONS OF THE SOUTH OF IRELAND.

London. bei John Murray. 1825. 363 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 6. Stück, den 12. Januar 1826. S. 49—53.

Dieses kleine Buch verdient einige Aufmerksamkeit. Schon das Äussere ist einladend, womit wir nicht so wohl das glatte Papier und den eleganten Druck meinen, weil wir daran bei englischen Werken gewöhnt sind, als geistreich gedachte, äusserst reinlich ausgeführte, auf den Inhalt bezügliche Vignetten von Brooke, welche überhaupt für Bücher die passendsten Zieraten sind und die wir bei dieser Gelegenheit für gefällige Ausgaben deutscher Werke wieder empfehlen wollen. Die Engländer kehren auch hierin zu dem Festen und Charakteristischen zurück und geben die verblasenen, unbestimmten Nebelgestalten auf. Etwas Manier können sie kaum los werden, und diese schadet auch den jetzt so berühmten Bildchen von Cruikshank, die sonst an das in den kleinen Formaten untergegangene, an sich bewunderungswürdige Talent unseres Chodowiecki erinnern.

Wer blosse Unterhaltung sucht, wird sie hier so gut finden, wie etwa in der 1001 Nacht; freilich sind es nur 27, jedoch sehr verschiedenartige Stücke, wovon jedes auf eigene Weise die Theilnahme anregt. Aber noch in anderer Hinsicht lassen sie sich mit den arabischen Erzählungen vergleichen: sie schildern nämlich mit vollkommener Wahrheit den häuslichen Zustand, Denkungsart, Lebensweise und Sitten eines gerade nicht sehr bekannten Landes. Irländer werden die dargestellten

Scenen, einzelne Züge, sprichwörtliche Redensarten, dem Volk zugehörige Scherze und Gleichnisse, unübersetzbare Bulls schneller und mit einem besonderen Vergnügen wiedererkennen, doch auch Fremde pflegen dergleichen zu fühlen und zu schätzen. Was man an Geisteswerken oft vermisst, ein neuer und eigenthümlicher Beigeschmack findet sich bei diesem Gegenstande von selbst ein. Dem Irländer ist eine gewisse Beschränkung des Verstandes, aber innerhalb dieser Grenzen viel List und Gewandtheit angeboren: er ist nicht offenherzig, aber seine Verstellung ohne Bosheit.

Sämmtliche Märchen beziehen sich auf die Elfen und stellen oft anmuthig, lebendig und überraschend die Sagen dar, welche in Irland darüber bis zu dieser Stunde gehört werden. Wunderbare, halb geisthafte, halb menschliche Wesen von entgegengesetzten Eigenschaften, beides schön und hässlich, mild und boshaft, zeigen sie sich den Menschen bald wohlthätig, bald verderblich. Sie locken sie in ihre Gesellschaft oder fliehen vor ihnen in Einöden zurück. Immer aber wird ihnen grosser Einfluss zugestanden, und sie wirken auf die wichtigsten Ereignisse des Lebens bedeutend ein. Dieser Aberglaube erweitert bald die Seele des Irländers und treibt ihn zu guten Handlungen, welche den Unterirdischen gefallen, bald beschränkt und umklammert er ihn mit Angst vor ihrem Zorn, den er zu erregen 51
sorgfältig vermeidet. Der ungenannte Verfasser [T. Crofton Croker] hat die Überlieferungen an Ort und Stelle mit sichtbarer Treue erfasst und auf die Darstellung nicht gewöhnliche Sorgfalt verwendet; es sind kleine wohlgearbeitete Bilder, auf welchen auch die Beiwerke mit Fleiss ausgemalt sind. Der erste Abschnitt enthält Sagen von dem guten Volk (Shefro), so nennt man die Elfen, die gesellig das Innere von Bergen, Felsenklüften, Riesengräbern bewohnen und ein grosses, weit ausgedehntes Reich bilden. Sie sind von einer Pracht und einem Glanz umgeben, mit dem alles, was man auf der Oberwelt sieht, keinen Vergleich aushalten kann. Begünstigte haben sie zuweilen dort oder bei ihren nächtlichen Tänzen im Mondschein erblickt oder die Musik gehört, die zu einem endlosen Taumel der Lust erschallt; anderen ist es gefährlich gewesen, mit ihnen in Berührung zu

kommen. Gleichwohl scheint das Reich der Elfen nur ein Abbild des menschlichen zu sein, sie haben die Sterblichen unter sich getheilt und feiern ihren Tod wie ein Fest, weil sie einen der Ihrigen dann in ihre Gesellschaft aufnehmen. Auch keine seligen Geister sind sie, von Leidenschaften und Begierden frei; schönen Kindern und Jünglingen stellen sie nach, ja, sie theilen sich selbst in Parteien und bekriegen sich auf das Heftigste. — In dem zweiten Abschnitt wird von dem Hausgeist (Cluricaune) erzählt, der einsam lebt, oft sich an einen Menschen anschliesst und geschenktes Vertrauen mit den eifrigsten Dienstleistungen belohnt. Der Elfe ist hier körperlicher geworden und empfindet menschlichere Bedürfnisse, gleichwohl stehen ihm alle Kräfte eines Geistes zu Gebot. Artig und ergötzlich ist der Contrast, welchen in den Märchen von ihm die kleine, winzige Gestalt, eine gewisse Abhängigkeit und Furcht vor dem Menschen, seine Beschäftigung mit kleinlichen
53 Dingen und auf der anderen Seite die Macht, womit er Felsen erschüttern und in einem Augenblick über Länder hineilen kann, beständig bildet. — Die Banshi im dritten Abschnitt entspricht der bei uns bekannten weissen Frau; an gewisse, edle Familien gebunden, erscheint sie bei bevorstehenden Todesfällen traurig und klagend. Phuka heisst ein nächtliches Traumgespenst, das die Menschen zu abenteuerlichen, wilden Fahrten verlockt. Ausgezeichnet ist hier das Märchen von dem Mann im Monde und auf eine alte, weitverbreitete Idee gegründet; es lässt sich den besten Sagen an die Seite setzen, welche andere Völker von wunderbaren unglaublichen Fahrten besitzen. Der letzte Abschnitt beschreibt das Leben der Geister in der Tiefe der Seen und das glückselige und reizende Land, welches sie dort bewohnen.

Wer Lust hätte, Shackespeares Elfenwelt mit dieser zu vergleichen, würde der Geschichte der Poesie einen nicht sehr schwierigen, gewiss angenehmen Dienst erzeigen. Sie ist in allen Hauptzügen darauf gebaut, und man könnte sehen, wie ein Dichter die vorhandene Sage (wir nehmen hier an, dass in England dieselbe herrschte) nach seinem Bedürfnis verändert, umgebildet und weiter geführt hat. Wichtiger würde eine

Untersuchung sein, welche den Glauben an Elfen überhaupt zum Gegenstand hätte und seine frühesten Spuren so wie sein Bereich auszumitteln suchte. Er ist fast über ganz Europa in nicht abzuleugnender Übereinstimmung verbreitet und ohne Zweifel früher als das Christenthum vorhanden gewesen; es käme darauf an, dies in fruchtbarer Ausführlichkeit darzuthun, dann hätten wir ein Zeugnis mehr von jenem eigenthümlichen Zusammenhang der Völker. Es würde nicht weiter überraschen, wenn man in diesen irischen Überlieferungen mehrere fände, welche in den einsamsten Gegenden anderer entfernten und durch Meere getrennten Länder gleichfalls zu Hause sind. Das Christenthum verdrängte diesen Glauben nicht, wie hätte es 53
auch die vielfachen darauf gegründeten Sagen vernichten wollen! Es erniedrigte ihn nur und stellte ihn als einen heidnischen in Schatten. Man näherte sich von nun an mit einer gewissen Scheu, und die weissen und schwarzen Elfen, welche die Edda noch kennt und die ursprünglich dem Tag und der Nacht, dem Sonnenlicht und der Finsternis angehörten, wurden als gute und böse unterschieden; da man jedoch einen Theil ihrer Wohlthaten fortwährend anerkannte, so fand man eine Vermittelung und hielt sie für gefallene, aus dem Himmel verstossene Engel, die ungewiss über ihre Zukunft und ob sie Verzeihung erhalten auf der Erde rastlos umherschweifen: eine Sage, die nicht bloss hier, sondern auch in Schottland, Dänemark und Schweden vorkommt.

[anonym.]

THE POPULAR SUPERSTITIONS AND FESTIVE AMUSEMENTS OF THE HIGHLANDERS OF SCOTLAND. 53

Edinburg bei Archibald Constable und Comp. und London bei Hurst, Robinson und Comp. 1823. XVIII und 293 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 6. Stück, den 12. Januar 1826. S. 53—55.

Wäre dieses Buch in dem Geist und Sinne des vorigen abgefasst, so würde es vielleicht wegen eines reichhaltigeren

und vielseitigeren Inhalts den Vorzug verdienen. So wie es ist, lässt es sich nicht vergleichen. Ein gewisser halberzwungener Humor mit einer beständigen Anstrengung zum Witz, der in England weniger auffallen mag, weil er mit einem längst dort üblichen, gleichsam nationalen Stil Zusammenhang hat, stört, zumal in diesen Dingen, deutsche Leser vielleicht mehr als billig ist. Wie sehr würde das Buch durch ruhige, ungesuchte Darstellung und einfache Erzählung gewinnen, sollte es auch die Hälfte seines Umfangs verlieren. Gleichwohl hat es auch in dieser Gestalt einen Werth, den wir nicht verkennen, im Gegentheil rühmend anerkennen wollen. Der Verfasser (W. Grant Stewart) hat mit Fleiss und Sorgfalt gesammelt. Verbindet man damit, was Walter Scotts auch in dieser Hinsicht reichhaltige Dichtungen und David Stewarts schon mehrmals aufgelegtes Werk: Sketches of the character, manners and preseut State of the Highlanders of Scotland gewähren, so sind wir im Stande, uns einen anschaulichen und lebendigen Begriff von dem Leben eines der merkwürdigsten Gebirgsvölker zu machen.

Der erste Abschnitt redet von dem Geist, der jeden Menschen nach dem Glauben der Hochländer begleitet, gleiche Gestalt hat, dieselbe Kleidung trägt, sich mit ihm ins Grab legt und gleichwohl auch gesondert sich zeigt und handelt, mächtiger als der Mensch und zugleich ihm dienend. Man hört, wie unsichtbare Hände Hammer und Säge gebrauchen, einen Sarg für den Geist zu verfertigen. Wenige Tage, ehe der Mensch begraben wird, hält jener seinen Leichenzug. Wer diesen nächtlich erblickt, kann hernach dasselbe noch einmal wiederholt sehen, denn alle Geister ziehen mit, deren sterbliche Genossen hernach die menschliche Leiche begleiten. Es ist eine vollkommene grausenhafte Vorgeschichte: nicht bloss die Gestalten, auch die Reden und Bewegungen sind dieselben, und überhaupt scheint in dem Dasein des Menschen nichts, das nicht in einem aus einer übersinnlichen Welt herübergehaltenen Spiegel seinen Widerschein und Abglanz habe. Nach dem Tode ist der Geist mit dem Menschen noch inniger verbunden, er bringt seine irdischen Geschäfte zu Ende, doch zu reden vermag er nicht, bevor er in die Höhe gehoben wird, dass der

Wind unter seinen Fusssohlen herstreichen kann; seine Stimme klingt aber dumpf, als komme sie aus dem Grabe. — Die zweite Abhandlung über die Elfen ist nicht weniger reichhaltig und vielleicht die werthvollste. Sie stellt den Glauben an diese Wesen, wenn auch in seltsamer und gesuchter Ordnung, doch mit grosser Vollständigkeit dar, und das muss für den Mangel einer natürlichen und lebendigen Erzählung der an sich mannigfaltigen Sagen entschädigen. Grosse Übereinstimmung zeigt sich, wie zu erwarten, zwischen den irischen und schottischen Elfen, und nimmt man dazu, was dänische und schwedische Werke über diesen Gegenstand enthalten, so kann man zu einer ziemlich klaren Einsicht über diesen Glauben gelangen. — Dann folgen kleine Abschnitte über einzelne Geister: Brownies, Waterkelpies, Spunkies. Hierauf ein grösserer über Zauberei und Hexenwesen. Man sieht durch, wie ein milderer Glaube entstellt worden ist und eine an sich gute Absicht erst ein Reich des Teufels gestiftet hat, das ursprünglich nicht vorhanden war. Das Entsetzliche, das sich daraus aller Orten entwickelte, zeigt sich auch hier in der rührenden Sage von einem unschuldigen Kinde, das sein Vater durch einen gewaltsamen Tod von dem ewigen Verderben glaubt retten zu müssen. — Den letzten Abschnitt über Sitte und Gebräuche an feierlichen Tagen nehmen wir gleichfalls dankbar an, wiewohl er uns weniger reichhaltig als die vorigen scheint. Merkwürdig, dass von den Hochländern zu Weihnachten das hölzerne Bild einer alten Frau in das Feuer geworfen wird, ohne Zweifel in demselben Sinne, in welchem man in Deutschland hier und da am Lätare-Sonntag den Tod in einem Strohbild ins Wasser wirft oder in Spanien die allerälteste Frau entzwei sägen will. Es soll damit der besiegte Winter und die neuaufsteigende Sonne angedeutet werden.

[anonym.]

61 # NORDISKA FORNLEMNINGAR, UTGIFNE AF J. G. LILJEGREEN OCH C. G. BRUNIUS.

Stockholm, bei Zacharias Häggström. 1823. Zwei Bände. 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 37. Stück, den 6. März 1826. S. 361—366.

Ein lobenswerthes Unternehmen. Die Herausgeber haben sich vereinigt, unbekannte nordische Alterthümer theils aus Sammlungen, theils wie sie neu entdeckt und ausgegraben werden oder sonst zum Vorschein kommen, in einfachen, unverschönerten, zugleich wenig kostbaren Abbildungen mitzutheilen, wozu der gewählte Steindruck in jeder Hinsicht bequem und dienlich ist. Daher enthalten die hundert Tafeln, welche in 12 Heften von 1819—1823 erschienen sind (eine wahrscheinlich vorhandene Fortsetzung ist noch nicht angelangt), die Hauptsache, und der zugegebene, nicht einmal paginirte Text gibt nur Nachricht, wo das abgebildete Stück gefunden ist oder aufbewahrt wird, sodann die nöthigsten Erläuterungen, damit Liebhaber und Sammler wenigstens einen Begriff von
62 der Sache bekommen. Lobenswerth deucht den Rec. das Unternehmen, weil auf diese Art ein dem Studium nützliches Magazin gebildet und der festere Gang der künftigen Forschungen nicht durch voreilige Hypothesen und Vermuthungen gestört wird. Ein Register bei dem Schlusse des Werks würde den Gebrauch sehr erleichtern. Man findet in diesen beiden Bänden schon Gegenstände der verschiedensten Art, wichtige und merkwürdige ebensowohl als unbedeutende. Was jene eigenthümlichen und seltsamen Steinsetzungen und Steinlagen in runder, schifförmiger und viereckiger Form (z. B. No. 25. 26. 27. 61. 65. 68) betrifft, so werden hier schon genauere Abbildungen nöthig, und sie sind auch viel besser geliefert in einem demnächst anzuzeigenden Werk von Sjöborg. Eine Anzahl neu entdeckter oder noch nicht abgebildeter Runensteine (No. 3. 4. 31. 32. 40. 54. 64. 72. 79. 87. 88. 94. 98. 99) würde allein dieser Sammlung schon Werth verleihen. Sie sind meist aus späterer

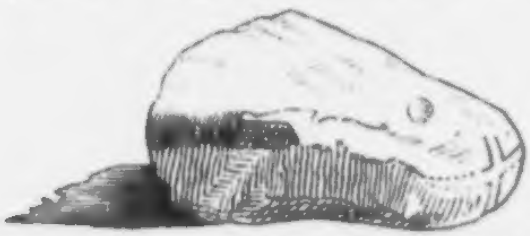
Zeit, einige in ungewöhnlicher Gestalt. Auf No. 4 findet man eine Glocke und ein Taufbecken mit Runen. Auf No. 32 neben lateinischer Inschrift mit sogenannter Mönchsschrift von 1350 eine runische Zeile, die denselben Inhalt kurz ausdrückt. Auf No. 87 sogar dieselben Worte, an der einen Seite des Steins mit Runen, an der anderen mit Mönchsschrift, wovon schon ein Paar andere Beispiele im Bautil vorkommen; die Runen sollen ohne Zweifel das Lesen der unbekannten Mönchsschrift erleichtern und sie waren die allgemein verständlichen Zeichen. Am wichtigsten ist No. 45 ein in Bohuslän gefundener Stein mit jenen merkwürdigen angelsächsischen Runen; er ist wie fast alle die übrigen wenigen Denkmäler dieser Schrift von der rechten zur linken beschrieben und um so schwerer zu enträthseln, als wahrscheinlich ein Theil der Inschrift zu Grunde gegangen ist. Die Herausgeber sind also wohl zu entschuldigen, 363
wenn sie ihnen unverständlich geblieben, dagegen darf man auch behaupten, dass, was sie darüber vermuthen, gewiss falsch ist. — Unter den übrigen Stücken merken wir noch die Abbildung eines Halsbandes und einer Spange von Silber an (No. 7), sowie eines Schmuckes, der wahrscheinlich vergoldet war (No. 71). Würfel von Knochen, ganz wie die heutigen gezeichnet, sind in einem norwegischen Grabhügel gefunden worden. Alte Schilde auf No. 63 und eine auf einen Schild gehörige, aber abgelöste ziemlich grosse „buckel“. — Endlich an Abbildungen von Waffen aller Art, theils aus Stein, theils aus Metall, ist kein Mangel; man findet Hämmer, Schwerter, Spitzen von Pfeilen und Lanzen und dergleichen. Angehängt ist eine kleine Abhandlung über das Schleifen und Schärfen der Waffen bei den alten Nordbewohnern. Möge in Deutschland bald ein ähnliches, anspruchloses Magazin, von dem man hoffen darf, dass es nicht stecken bleibt, weil kein unnöthiger Luxus es theuer macht, zu Stande kommen; an Materialien fehlt es gewiss nicht.

Ich benutze die Gelegenheit dieser Anzeige zu einer in dieses Fach einschlagenden Mittheilung.

Bekanntlich werden in Hessen an verschiedenen Orten alte Grabhügel gefunden. Genauere Nachrichten darüber habe

ich in dem Anhange zu der Schrift über deutsche Runen gegeben. Seitdem sind südöstlich bei Cassel auf dem sogenannten Forst bei zufälliger Aufgrabung des flachen Bodens gleichfalls Scherben einer zerbrochenen Urne und zwar in geringer Tiefe zum Vorschein gekommen. Merkenswerther ist ein anderer Fund. Durch die Güte des Herrn von Schwertzell erhalte ich eben aus einem bei Willingshausen geöffneten Hügel einen Hammer, welcher folgende Gestalt hat:

364



4 Zoll lang und unten $2^1/_2$ Zoll breit ist. Dergleichen hat man siebene bei eben so viel Urnen gefunden. Nähere Umstände kann ich nicht angeben. Das an dem spitzen Ende flach eingedrückte Kreuz habe ich sonst noch nicht bemerkt, und es könnte eben so wohl bedeutend, als ein blosser Zierat sein, das Letztere ist insofern wahrscheinlicher, als es sich nicht auf allen befindet. Aber, und das ist das Auffallendste, dieser Hammer besteht nicht aus Stein oder etwa einer harten Masse, sondern aus blossem, an der Luft getrocknetem, durch Wasser auflösbarem, feinem Lehm oder Letten. Gebraucht ist er niemals worden, weder als Waffe noch als Geräth, davon überzeugt man sich leicht, denn nicht nur ist die Öffnung so enge, dass sich höchstens die Spitze eines kleinen Fingers hineinzwängen lässt und der Stiel nur aus einem Stäbchen hätte bestehen können, sondern er würde auch bei dem geringsten Widerstande in tausend Stücke zersprungen und selbst für einen hölzernen Pflock zu kraftlos gewesen sein.

So viel, glaube ich, darf man mit einiger Gewissheit schliessen: er repräsentirt nur einen Hammer, und der Umstand, dass man sonst, namentlich in nordischen Gräbern, Steinwaffen und Hämmer gefunden hat, deren Tauglichkeit zu wirklichem Gebrauch aus verschiedenen Gründen zweifelhaft ist, z. B. weil sie zu klein sind, könnte durch diese neue Erschei-

nung unerwartetes Licht erhalten. Entweder man besass keinen echten Hammer oder wollte ihn nicht gern verlieren, und da 365
man sich scheute, die herkömmliche Sitte zu verletzen, so legte man ein blosses Bild davon zu der Urne des Todten.

Aus der heidnischen Zeit mögen diese Hämmer von Lehm sein, gleichwohl scheinen sie mir verhältnismässig nicht sehr alt. Sorgfältige Beachtung der Sitten und Ceremonieen geht der Vernachlässigung derselben voran, und in den Hünenbetten, welche die ältesten Gräber zu sein scheinen, findet man die schönsten Waffen, die in ihrer Zeit ohne Zweifel von dem höchsten Werth waren. Als man dieser plumpen, roh geformten, an sich widersinnigen Nachbildungen sich bediente, war die Achtung vor der Feierlichkeit des Begräbnisses schon sehr vermindert, und während man früher alles Kostbare, was der Todte besessen hatte, mit ihm verschwinden liess, hat man späterhin immer mehr davon zurückbehalten, und am Ende sollte ein blosser Schein genügen.

Doch das ist nur Eine Vermuthung, auf weitere will ich mich nicht einlassen, da es bei Gegenständen dieser Art eben so leicht ist, eine nach der anderen aufzubringen, als schwer, eine einzige zu beweisen. Ich wollte nur diese seltsame Erscheinung, von der ich wenigstens kein anderes Beispiel weiss, sogleich bekannt machen, weil gerade eben jetzt zu Nachforschungen über die Grabhügel Veranlassung gegeben ist.

Ich merke bei dieser Gelegenheit an, dass bei keinem Dichter des Mittelalters, so weit ich sie kenne, eine Anspielung auf diese Denkmäler vorkommt; der Zufall wird doch damals, so gut wie jetzt, dann und wann eine Urne an den Tag gebracht haben, denn des Begräbnisses, des Sarges gedenken sie. Vrîdanc sagt:

ein hûs von siben vuezen,
dâ kan man suhte buezen;
der vrîthof ist ein saelic wirt,
dem manic gast zeteile wirt.

Und ganz ähnlich, so dass man sieht, es ist sprichwörtliche 366
Redensart, ein Minnesänger (I, 98ᵇ):

unt enwirt mir danne niht wan siben vueze lanc.

Wilh. Grimm.

PETRI ALFONSI DISCIPLINA CLERICALIS.

Zum ersten Mal herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Ein Beytrag zur Geschichte der romantischen Literatur. Berlin, bey Theod. Christ. Enslin. 1827. 172 S. in 4.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 165 Stück, den 15. October 1827. S. 1642—1647.

Moses, ein spanischer Jude aus Huesca in Aragonien, empfieng 1106, in einem Alter von 44 Jahren, die Taufe und den christlichen Namen Petrus mit dem Beinamen Alfonsi, weil der König Alfons, dessen Arzt er war, Pathenstelle bei ihm vertrat. Er schrieb hierauf dialogi contra Judaeos, welche bekannt und mehrmals, auch in der bibl. max. patr. abgedruckt sind. Ein zweites Werk, disciplina clericalis genannt, enthält etwas ganz Anderes, als der Titel vermuthen lässt, nämlich eine Sammlung von Sprüchen, Fabeln und kleinen Erzählungen. Obgleich im Mittelalter viel gelesen, ins Französische übersetzt (Chastoiement du père au fils), in den Gestis Romanorum, dem Steinhöwelschen Aesop und anderwärts benutzt, gerieth es doch hernach in Vergessenheit und wird hier zum ersten Mal abgedruckt. Gewiss eine dankenswerthe Gabe, denn ob wir gleich dem Inhalt nach wenig Neues erfahren, da diese Apologe in andere mehr oder minder bekannte Sammlungen übergegangen sind, so ist es doch nicht bloss angenehm, sondern kann in einzelnen Fällen wichtig sein, zu wissen, woher sie genommen sind, und dies um so mehr, als wir zugleich die Quelle erfahren, aus welcher Petrus schöpfte. Er übersetzte nach seinem Geständnis aus dem Arabischen, und man erkennt auch leicht, wie der Herausgeber bemerkt, den orientalischen Ursprung an der Einkleidung. Ein Vater ertheilt seinem Sohn vor dem Eintritt in die Welt Ermahnungen und gute Lehren und flicht, um sie desto eindringlicher zu machen, Beispiele und Fabeln ein. Ohne gerade ausgezeichnet zu sein, ist die Darstellung doch schlicht und angemessen. Orientalisten mögen nun untersuchen, aus welchen noch älteren Quellen der arabische Verfasser seinen

Stoff holte; nur sehr unbefriedigend ist, was selbst Sylvester de Sacy darüber zu sagen weiss.

Hr. Prof. Schmidt hat eine von ihm selbst in Breslau entdeckte Handschrift zu Grund gelegt, von einer zu Paris in der königl. Bibliothek befindlichen durch Vermittelung der Preuss. Regierung Abschrift, aus einer anderen in der Bibliothek St. Germain durch die Güte des Hrn. Hase Vergleichungen schwieriger Stellen erhalten. Er hat die ganze Ausgabe mit dem löblichen Fleiss, den man an ihm gewohnt ist, behandelt, mit einer sorgfältigen und ausführlichen Einleitung über den Petrus Alf. und reichlichen Anmerkungen (S. 89—169) ausgestattet, die eine Menge willkommener Nachweisungen und Aufklärungen enthalten, so wie sie von grosser Belesenheit und unermüdlicher Aufmerksamkeit zeugen. Wir hegen nur den Wunsch, dass der Verfasser die Masse durch Hervorhebung des Wichtigeren und Scheidung von dem Geringfügigeren mehr belebt hätte. Nicht bloss wäre dadurch an Raum gewonnen, sondern, was wir noch höher anschlagen, eine schnellere Übersicht würde den Gebrauch des Buchs auch sehr erleichtert haben. Doch am besten machen wir unseren Wunsch an einem Beispiel deutlich. Das fünfte 1644
Capitel enthält § 4 die artige Fabel von dem Maulthier, das, vom Fuchs über Vater und Mutter befragt, keine gerade Antwort gibt, sondern nur sagt: mein Oheim ist das edle Ross. Statt die Untersuchung gleich auf den Punkt zu richten, welcher der wichtigste ist, nämlich wo wir die Fabel früher finden und wo nach Petrus zuerst wieder, führt uns der Herausgeber zu Abraham a St. Clara, dessen Bearbeitung, so artig sie sonst sein mag (was uns eigentlich hier gar nichts angeht), doch wie fast alle spätere wenig Aufschluss geben kann; dann wird der Renner und die altfranzösische Übersetzung im Chastoiement citirt und nun erst behauptet, Aesop sei die erste Quelle; hierauf folgt eine Stelle aus Lafontaine und den Schluss macht Hans Sachs. Rec. hätte an die Spitze die Frage gestellt, ob Aesop wirklich als Quelle gelten könne? Er erzählt bloss, dass der Maulesel, als er fett geworden, sich an seine Mutter, das Pferd erinnert habe, als er aber laufen sollen, an seinen Vater, den Esel. Die Fabel hat Verwandtschaft, könnte aber auch ganz

unabhängig von der unsrigen bestehen, die offenbar eine andere eigenthümliche Wendung hat; die Abstammung bleibt also nur Vermuthung. Der indische Bidpai gewährt nichts Ähnliches, wenigstens hat ihn Rec. vergeblich nachgesehen. Jetzt waren die verwandten Werke des Mittelalters zu beachten, den Freidank hat Hr. Prof. Schmidt vernachlässigt, sonst hätte er gewiss folgende Stelle darin gefunden: Wer den mûl wil vrâgen von sînen hôhesten mâgen, Sô nennet er ê den ohein Dann vatter oder friunde dehein 2585—2588. Woher hat er die Fabel? Aus dem Aesop gewiss nicht, denn mit ihm stimmt er nicht, sondern mit dem Petrus Alfonsi. Also aus diesem? Es wäre möglich,
1645 denn Freidank ist über ein Jahrhundert jünger, aber er ist selbst in Palästina gewesen, er könnte die Fabel dort gehört haben. Die wörtliche Mittheilung einer hierher gehörigen Stelle aus dem Renner lässt sich, da das Buch selten ist, rechtfertigen, nicht aber eines schlechten Zusatzes, den Lafontaine der Fabel gegeben, weil wir ihn gar nicht zu wissen brauchen und jedermann, der darnach Lust trägt, ihn nachschlagen kann. Auch Hans Sachs ist so selten nicht, um eine halbe Seite zu füllen, zumal reichte die Bemerkung hin, dass er nichts Neues enthalte und eine andere Fabel damit verbinde. Spätere, deren Quelle man mit Sicherheit angeben kann, sind unwichtig. So hätten wir in wenig Zeilen den Ertrag zusammengefasst, den sich der Leser aus beinahe zwei Seiten heraussuchen muss. — Aber Freidank hat noch einen Spruch mit der disciplina clericalis gemein. Es heisst darin II, 7: Fili, ne sit gallus fortior te, qui decem uxores suas justificat, tu autem solam non potes castigare, wozu Hr. Prof. Schmidt ohne Noth und Gewinn eine Stelle aus dem Forschmeuseler abdrucken lässt. Bei dem deutschen Dichter heisst es 2812: Sô stolzen muot nieman getruoc, Ern hete an einem wîbe gnuoc: So wilz der hane bezzer hân, Dem sint zwelf hennen undertân. Daz er der zwelfer meister ist, Daz gât vür Sâlomônes list. Geradezu aus der discipl. cler. entlehnt ist diese Stelle schwerlich, das zeigt die abweichende Aufnahme und Wendung, aber durch welche Vermittelung hat sie Freidank empfangen? Dieser Punkt wäre einer Aufklärung werth.

Wir heben noch Cap. 24 heraus. Erst die aus Aesop und Avian herzuleitende Fabel von dem Bauer, der seinen Ochsen,

weil sie nicht recht am Pflug ziehen wollen, zuruft, die Wölfe 1646
sollten sie fressen, einem Wolf aber, der das gehört hat und darauf Ansprüche gründet, nicht Wort halten will. Der Fuchs, zum Richter erwählt, spricht heimlich zum Bauer: gib mir und meiner Frau zwei Hennen, so sollst du deine Ochsen behalten; zum Wolf aber: der Bauer verspricht dir einen Käs, gross wie ein Schild, wenn du auf die Ochsen verzichtest. Er lässt den Wolf hin- und herlaufen, bis die Nacht eingebrochen ist, da führt er ihn zu einem tiefen Brunnen, zeigt ihm den Mond auf dem Spiegel des Wassers und ruft: das ist der Käse, steige hinab und sättige dich. Der Wolf aber heisst ihn zuerst hinabsteigen. Es hängen zwei Eimer an dem Brunnen, der Fuchs gehorcht und lässt sich in dem einen hinab. Nun folgt die bekannte Entwickelung: der Fuchs klagt, der Käse sei zu schwer, der Wolf setzt sich hierauf in den anderen Eimer und hebt durch seine Schwere den Fuchs in die Höhe, der entspringt. Diese Fabel zeigt Zusammenhang mit der grossen Sage von Reinhart Fuchs, welchen auch der Herausgeber angemerkt hat, der nur statt des deutschen Gedichtes des Glichsener die ältere und vollständigere Quelle, den altfranzösischen Roman du Renard, zu Rathe hätte ziehen sollen, wo I, 240 ff. nach der Ausgabe von Méon, welche S. 19 in der Anmerkung citirt wird, das Hierhergehörige vorkommt. Der Zufall führt hier den Wolf zu dem Brunnen, in welchem Reinhart steckt, und er glaubt ihn unten in Gesellschaft der Wölfin zu erblicken. Der Fuchs aber macht ihm weiss, er sei gestorben und befinde sich da unten im Paradies, und reizt ihn durch Schilderungen von den Herrlichkeiten desselben so sehr, dass er auch Verlangen nach dem glückseligen Aufenthalt fühlt, in dem leeren Eimer hinabfährt und den Fuchs in dem anderen Eimer in die Höhe hebt. Obgleich auch 1647
diese Erzählung über hundert Jahre jünger ist, als die disc. cler., denn Zeugnisse vom Jahre 1233 reden von dem allgemein beliebten Roman du Renard, so lautet sie darin doch besser und vollständiger, und es liegt an dem Tage, dass sie nicht dorther geborgt ist. Merkenswerth bleibt die Thatsache, dass im Anfang des 12. Jahrhunderts Spuren jener Sage sich im Arabischen finden. [anonym.]

1647 # NORDISCHE MYTHOLOGIE.

Aus der Edda und Oehlenschlägers mythischen Dichtungen dargestellt von Johann Ludwig Heiberg. Mit Kupfern. Schleswig, gedruckt und verlegt im königl. Taubstummen-Institut. 1827. VI und 332 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 165 Stück, den 15. October 1827. S. 1647—1648.

Den litterarischen Handlangern, welche Artikel in die zahlreichen Encyclopädieen, Conversationsblätter und Realwörterbücher unserer Zeit zu liefern haben, den Decorationsmalern, bei welchen Arabesken aus der nordischen Mythologie bestellt werden, angehenden Poeten, welche einiger Anspielungen auf Thor, Odin, Baldur etc. bedürfen, allen diesen empfehlen wir so angelegentlich, als wir an ihren Bemühungen Theil nehmen, obengenanntes Buch. Sie werden darin leicht nachschlagen können und was sie suchen mit Sicherheit und dem Lächeln des Kenners vorgetragen finden. Die Vergangenheit ist hier, wie sie nach einer geistreichen Note S. 16 wohl muss, bereits zur Gegenwart geworden, und wie wird sich der alte olympische Jupiter, den wir auf dem Titelkupfer als Othin erblicken, freuen, einen so raschen Sprung vorwärts gethan zu haben! Nur noch etwa zweitausend Jahre und nicht einmal so viel (denn wir hören von Gelehrten, dass Othin mit Beginn der christlichen Zeitrechnung soll eingewandert sein), so steht er mitten unter uns,
1648 wie Apollo schon ganz in der Nähe ist und unserem Verfasser bereits die Feder geschnitten hat. Für einen ernsten, wissenschaftlichen Zweck dagegen ist dieses Buch völlig unbrauchbar, es müssten denn Philosophen in der Einleitung mehr finden, als der Rec., der sie vorzüglich auf S. 8 und 9 aufmerksam macht und auf „den kühnen Sprung, den wir in unserer Sehnsucht, in unserer Ungeduld wagen, um die allgemeine Freude, die wir nicht erleben werden, durch Anticipation zu geniessen“; denn dieser Sprung ist nichts Anderes als die Kunst. Schade nur, dass bei dem kurzen Leben, das unser Verfasser mit Recht bejammert, keine Hoffnung da ist, die Früchte jener Anticipation per subsequens matrimonium legitimirt zu sehen. — Der Ver-

fasser sagt auf dem Titel und im Eingang, er habe aus der Edda und Oehlenschläger geschöpft, aber wir haben nirgends eine Spur von Studium der Quellen oder Kenntnis der nordischen Sprache gefunden (Oehlenschläger fällt nicht einmal 'Valhalla' zur Last), gar wohl aber das Gegentheil. Wie dürfte sich auch jemand, der so klug ist zu behaupten, es gebe nichts Einförmigeres und Langweiligeres, von aller Poesie mehr Entblösstes, als die nordischen Sagen, darauf einlassen. Die Mythologie aus einem modernen Dichter darstellen heisst etwa so viel als Alexanders Geschichte aus Lebrüns Gemälden entnehmen. So sehr wir den Dichter achten, so glauben wir doch nicht, dass er wohl thut, alte Mythen, an deren Erklärung Scharfsinn und Gelehrsamkeit arbeiten sollen, mit frischen Farben und nach seiner Manier zu übermalen; es mögen leidliche, selbst artige Einzelheiten zum Vorschein kommen, das Ganze bleibt ein misslungenes Unternehmen und unleidliches Zwitterding, und er thut besser, seine Kraft an Gegenständen zu üben, welche fähig sind, seine und des Lesers Seele ganz zu erfüllen. [anonym.]

DIE GEDICHTE WALTHERS VON DER VOGELWEIDE. 2025

Herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin, bey C. Reimer. 1827. XII und 227 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 204. Stück, den 22. December 1827. S. 2025—2038.

Walthers Werke laden zu einer besonderen Bearbeitung ein. Unter den Dichtern dieser Periode einer der ersten, hat er sich bloss auf lyrische Ergüsse seines Geistes beschränkt, dessen grosse Beweglichkeit ihm wie es scheint die Ruhe zu erzählenden Dichtungen versagte. Dazu überall, man kann sagen, in jedem Gedanken, eine leicht erkennbare, scharf ausgesprochene Eigenthümlichkeit, eine schöne Sprache, endlich die Fähigkeit, uns sogleich zu reizen und, was noch mehr ist, festzuhalten; wir wenigstens haben bei dieser Veranlassung sämmtliche Gedichte abermals mit dauernder, gleich starker Theilnahme

gelesen. Er hat auch jene Offenheit und Sicherheit des Geistes, die dem Dichter geziemt, und äussert sich unverhohlen über alles, was ihn eben bewegt, sei es sein innerer Zustand,
2026 seine Lage zur Welt, seine trübe oder heitere Stimmung oder beider Streit in seiner Seele. Mag es sein, dass er durch diese Einmischung der Wirklichkeit den Anfang zum Verderben der Poesie gegeben, wie man ihm vorgeworfen hat, denn er zehrt das Kapital auf, von dessen Zinsen sie leben soll, so thut man doch wohl, eine solche Betrachtung hier noch bei Seite zu setzen und erst da geltend zu machen, wo Nachahmer oder Dichter von geringeren Gaben sich durch ein solches Beispiel berechtigt glauben, den falschen Weg einzuschlagen. Ursprüngliche Dichter haben so zu sagen das Vorrecht, zu irren und das Mangelhafte der menschlichen Natur neben dem Herrlichsten, was sie gewährt, zu offenbaren. — Ein anderer Antrieb, Walthers Gedichte in reinerem Text herzustellen, lag in der verdienstvollen Schrift Uhlands, der durch ein mit Sorgfalt und feinem Sinn zusammengestelltes Leben des Dichters die Aufmerksamkeit für ihn geweckt hatte und den besten Lohn für seine Bemühung hier empfängt, wo ein genauer und kritischer Text ihm die Möglichkeit gewährt, seine verdienstvolle Arbeit nochmals mit sicherem Erfolge vorzunehmen und ihr eine feste Grundlage zu geben. Sei er schönstens dazu eingeladen!

Schon vor elf Jahren hatte Hr. Prof. Lachmann den Vorsatz zu gegenwärtigem Buch gefasst, und bereits waren Proben seiner Arbeit erschienen. Ein Mitarbeiter, Hr. Prof. Köpke, ist abgetreten, und er selbst wohl durch die Entwickelung der deutschen Philologie, an der er den thätigsten Antheil genommen, in seinem Vorhaben ebensowohl aufgehalten, als gefördert worden. Während dieser Zeit haben sich auch die Quellen erweitert, und dass Hr. Prof. Lachmann nicht versäumt hat, sich den Zugang zu verschaffen, beweist das in der Vorrede
2027 gelieferte ziemlich ansehnliche Verzeichnis. An uns wäre es jetzt, auseinanderzusetzen, wie der Verfasser diese Quellen benutzt und überhaupt seine Aufgabe gelöst hat; allein Rec. fühlt seine Ungeschicklichkeit im Loben, die um so grösser ist, als er gerade sehr viel zu loben hätte. Er würde auch nur denen

verständlich werden, welche in die Sache einzudringen Lust haben, und diese zu überzeugen hält er für unnöthig, sie werden längst die Trefflichkeit dieser Arbeit eingesehen haben. Zudem gehört Rec. zu jenen, welche einen Einfluss der eigenthümlichen Natur eines Schriftstellers auf sein Werk gerne sehen, einen gewissen Beigeschmack lieben oder wenigstens, wo dies nicht überall angeht, zu sehr achten, als dass sie darin Ursache zu einem Tadel fänden. Mag jemand Recht haben, der sich den Verfasser etwas mittheilender wünscht, etwas weniger künstlich oder versteckt in seinen Äusserungen (beide Ausdrücke sind nicht ganz treffend und tadeln mehr, als sie sollen, aber etwas davon ist wahr: der Verfasser liebt es, von seinen Entdeckungen oft nur die Segelspitze zu zeigen, und zumal, wer am Ufer steht, muss genau Acht geben und scharf sehen), etwas mehr gerade heraus und weniger neckend; Rec. und wenn er selbst einen solchen Wunsch hegte, will ihm daraus keinen Vorwurf machen, obgleich er sich erinnert, dass er hier Richter sein soll. Muss denn alles herausgesagt werden oder jede dunkele Stelle erklärt? Ist irgend ein Herausgeber dazu verpflichtet und kann er sich nicht gut mit der Hoffnung entschuldigen, ein späterer werde auf seiner Grundlage weiter schreiten? Wir empfangen hier den besten, reinlichsten und bescheidensten Text, der unter den Umständen möglich war; in der That, diese Sicherheit, mit der wir ein so vorzügliches Denkmal durchlesen können, ist ein höchst angenehmes Gefühl. 2028
Genauigkeit, Gründlichkeit, Erwägung verschiedenartiger Rücksichten, sorgsame und gleichförmige Ausführung, das konnte man auch von anderen erwarten, aber wir finden ausserdem ein eigenthümliches, angeborenes Geschick zur Beobachtung, das oft da, wo wir sie nicht erwarten, zu neuen und scharfen Bemerkungen Anlass gibt, Bemerkungen, die nicht selten in der Folge grössere Bedeutung erhalten, als der Augenblick einzusehen gestattet. Wer würde z. B. eine Abänderung gegen alle Handschriften, wie 40, 30, vorschlagen, der nicht in einem scharfsinnig entdeckten metrischen Gesetz dazu eine Nöthigung sähe? Der Verfasser hat nicht dahin gestrebt, durch einen Text, der keinen Anstoss gewährt, uns zu blenden, und sorglos zu

machen, sein Bestreben war, den besten Text, nicht wie er etwa sein könnte, sondern so weit er sich erkennen liess, herzustellen. Es könnte jemand, der sich mit dem bereits Erlernten und der daraus gebildeten Theorie vertraut gemacht hätte, was die Handschriften gewähren, als eine rohe Masse betrachten, in die er kritisch einzuschneiden und die regelrechte Form herauszubilden befugt sei. Ein solches Verfahren würde eine gewisse Befriedigung gewähren und im besten Falle ein wohlgerathenes Exercitium aufstellen; aber auf solche Weise behandelte Denkmäler hören auf, Quelle des Sprachstudiums zu sein; wir reden nicht von einem anderen Falle, wo ungefähre, für den Nothbehelf dienende Kenntnis der Grammatik so etwas unternimmt und unter dem Schein einer kritischen eine für den lebendigen Gebrauch völlig werthlose Fabrikarbeit liefert.

Nach diesem Grundsatz verschmäht L. jede Verbesserung, selbst die glänzendste, von der nicht zu erweisen steht, dass sie zugleich die wahre ist, und bloss wahrscheinliche Vermuthungen haben niemals im Text selbst, nur in den Anmerkungen einen Platz erhalten; er lässt lieber das Unverständliche und Verderbte stehen, bis sich einmal bessere Auskunft findet. Hier also ist noch immer zu lernen, Fehler werden an den Tag kommen, wo wir noch keine erblicken, und scheinbar Fehlerhaftes wird sich rechtfertigen; kurz die Quelle für weitere Forschungen ist uns erhalten. Auf der anderen Seite setzt er entschieden durch, was er als sichere Regel anerkannt hat, er ändert die Orthographie, um Gleichheit im Auftakt zu erlangen, führt z. B. deich ein, wo die Handschriften daz ich haben, tilgt die spätere Form beschehen, die alemannische in kilche; und aus diesem Grunde erscheint in seiner Behandlung des Textes eine eigene Mischung von Kühnheit und Furchtsamkeit, welche dem, der die Lage der Dinge nicht jedes Mal genau kennt, noch mehr auffallen muss. Überlegt hat es der Verfasser gewiss, wo er ändert und wo er stehen lässt; glaube niemand, dass flüchtige Keckheit oder Nachlässigkeit dabei wirkten. Aber wie leicht jeder Verständige in Ansehung des Grundsatzes selbst übereinstimmt, und wie trefflich er sich hier bewährt hat, denn man braucht nur das erste beste Lied der Bodmer'schen Ausgabe mit der

gegenwärtigen zu vergleichen, um davon überzeugt zu sein, so wird doch bei der Frage nach der Grenze, wo man anfangen dürfe und aufhören müsse, eine Regel einzuführen, eine natürliche Verschiedenheit der Ansicht sich äussern. Wiederum gilt dies am meisten von orthographischen Kleinigkeiten, wo es kaum Einer dem Anderen ganz zu Dank machen wird. Der Verfasser, allem pedantischen Gleichmachen entgegen, glaubt wohl nur die lebendige, der Natur gemässe Verschiedenheit zu erhalten oder will nicht entscheiden, was für Walther das Richtige sei, wenn er aus den Handschriften beides jâmerlich und jæmerlich, werlt und welt, tiutschen und tiuschen, tievels und tiefels, rugge und rügge, vogellîn und vogelîn beibehält, wenn er ein gg in egge, gloggen, muggen, linggen oder statt öu ein öi statuiert, ein osterrîch und ôsterrîch, ein ô in frômde neben fremede. Rec. würde hier, ohne Gewissensbisse zu empfinden, das, wofür sich die Grammatik entscheidet, vorgezogen haben, freilich auch ohne zu glauben, etwas Besonderes gethan zu haben. L. wagt es, nicht das -ent der 2da pl. praes. in -et zu ändern (S. 134), wenn nicht eine Handschrift Veranlassung gibt, sollte aber der häufige Gebrauch beider Formen neben einander, wie er nun hier erscheint, dem Dichter, überhaupt jemand, der die Sprache lebendig gebrauchte, eigen gewesen sein? Rec. glaubt es nicht, und eine Mischung dieser Art bleibt etwas Unnatürliches. Warum tritt die eine Form niemals im Reime hervor, die andere mehrmals? Warum soll geruochet im Reim auf das part. praet. vervluochet (11, 4) nicht auch gegen das daneben stehende bedenckent entscheiden? Wo es bei anderen Dichtern ein Reim schützt, erscheint es nur als Ausnahme, als eine entschlüpfte Nachlässigkeit. Manigem für mengem zu setzen, getraut er sich ebenfalls nicht (S. 132), wenn nicht eine Handschrift dazu berechtigt; wie gering ist die Hoffnung, in solchen Dingen das Ursprüngliche in einer Handschrift erhalten zu sehen! Weiter kann man die Sorgfalt nicht treiben, und mehr wurde gewagt, wenn ein wunderlicher Zufall (s. Anm. zu 45, 27) im Text keinen Platz erhielt, Rec. glaubt mit Recht, obgleich er an einem anderen Ort gerade denselben beobachtet hat. Dagegen hätte Rec., weil doch einmal von Kleinigkeiten die Rede ist,

203,1 wan vindet (107, 4), wie nach Rec. Abschrift dieser Stelle A liest, nicht in man vindet verändert; er hätte überhaupt nicht ein üe, dessen Aussprache doch bedenklich ist und wozu die Hss. keinen Anlass geben, eingeführt, vielleicht das ë in den sicheren Fällen, gewiss aber die beiden z unterschieden.

Die Varianten stehen nicht unter dem Text, sondern in den Anmerkungen, was auch seinen Vortheil hat. Alles ist bequem geordnet und mit Nachweisungen versehen, wornach man sich in den Quellen leicht zurecht finden kann, auch für ein äusserst nützliches Verzeichnis der Strophenanfänge und eine Vergleichung der Seitenzahlen bei Bodmer haben wir Ursache dankbar zu sein. Rec. muss der Sitte gemäss einen kleinen Nachtrag zu den Anmerkungen als Zeugnis seiner Aufmerksamkeit liefern. In dem schönen Lied (8, 4), worin Walther den traurigen Zustand des Reichs bedenkt und in der ganzen Natur Hass und Zwietracht erblickt, beschreibt er am Eingange seinen eigenen Zustand: Ich saz ûf einem steine: dô dahte ich bein mit beine, darûf sazt ich den ellenbogen: ich hete in mîne hant gesmogen daz kinne und ein min wange. In dieser Beschreibung folgt er einer herkömmlichen Überlieferung, auch der Dichter des welschen Gastes sagt 135b: sô sitzet er mit bein über bein In einem winkel altersein, und die Bilder im Cod. Pal. dieses Gedichts zeigen den Sorgenden und Leidtragenden mehrmals in ähnlicher Stellung, die eine Wange in der Hand ruhend; aber schon in einem früheren Gedicht, im Cod. Pal. des Pfaffen Konrad aus dem 12. Jahrhundert, ist der Kaiser ebenso abgebildet (fol. 84a), wie er über Rolands Schicksal bekümmert nachdenkt. Ein anderer Zeitgenosse Walthers, Hartmann, sagt im Gregor 287: er begunde sêre weinen, daz houbet
203,2 underleinen so riuwecliche mit der hant: und dann bei Späteren, Konrad von Würzburg im Trojanischen Krieg (137c), im Amur und Titurel findet man noch dieselbe Redensart. — 26, 5. die Worte: Vil wol gelobter got — wie getar ich sô gefreveln under dîme rîse? versteht Rec.: wie darf ich sündigen unter deiner Herrschaft, deinem Scepter? und bemerkt dazu die Stelle aus dem Otnit 44, 2: herre, ich sitze in dînem gewalte (so ist mit Hs. B und C zu lesen, nicht wie im Text steht:

im gewilde), dû bist min obersten rîs. Ein Reis als Symbol bei der Güterübergabe (worüber eine Stelle bei Haltaus nachzusehen ist) scheint gleichfalls die höchste Gewalt zu bezeichnen. — 29, 13. 14: Sîn wolkenlôsez lachen bringet scharpfen hagel. Swâ man daz spürt, ez kêrt sîn hant und wirt ein swalwen zagel: merkt man, dass hinter seiner Freundlichkeit die Bosheit verborgen liegt, so hebt das Ungeheuer die Hand, kehrt sie aufwärts und macht einen Schwalbenschwanz, d. h. der Böse schwört, dass er nichts Böses im Schilde führe. In der Volkssprache heisst nämlich noch jetzt einen Schwalbenschwanz*) machen so viel als die beiden Finger ausstrecken, einen Eid ablegen. Walther beschreibt einen Heuchler, dessen Freundlichkeit auf dem Probierstein der Treue das falsche Metall zeige und gegen den er sich 30, 12. 13 nochmals äussert. Ein solcher spricht mit zwei Zungen, und da diese anderwärts (13, 4) den Pfaffen vorgeworfen werden, so mögen sie auch wohl hier gemeint sein, und der Dichter drückt sich nur in einer Art Räthsel darüber aus. — 32, 27. Zu der Strophe Ichn weiz wem ich gelichen muoz die hovebellen liefert eine Stelle im A. Meisterg.-B. 34[b] weitere Aufklärung: Ich wolde, daz den argen hienge ein schelle vür an der nasen, diu dâ klunge 2033
helle, dâ man sie bî erkente: seht, daz wære ir reht. Und im welschen Gast S. 30: Swer dem welfe (al. wolf) zem zagel bint Ein schellen, er loufet unde wint Sich hin und her und enweiz niut Daz er dâ treit daz er dâ fliuht. Dem Bösen als Warnungszeichen bindet man eine Schelle an oder, wo dies nicht geht, wünscht man, dass sie an ihm hänge. — 33, 3. liest Rec. folgendermassen: Saget ihr uns daz er sant Pèters slüzzel habe, sô saget warumbe er sine lère von den buochen schabe, daz man gotes gâbe iht koufe oder verkoufe; daz wart uns verboten bî der toufe. Sagt ihr uns, dass er St. Peters Schlüssel habe, binden und lösen könnte, so sagt, warum er des Apostels (sine) Lehre in der heiligen Schrift auslösche (von den buochen schabe, vergleiche unten 100, 27 und Freidank 3891. 4139), wornach man Vergebung der Sünden (gotes gâbe) nicht

*) gabeln, Schm[eller] 2, 10. [Anmerkung Jacobs im Handexemplar.]

kaufe und verkaufe. Das ward schon bei der Taufe verboten, wo wir in die Lehre des Evangeliums eingeweiht wurden. Nû leretz in sîn swarzez buoch, solche unchristliche Dinge lehrt in sein Zauberbuch — und ûz im leset siniu rôr, ir kardenâle, ir decket — und aus diesem schwarzen Buch müsst ihr, Kardinäle, lesen, erklären seine, des Papstes, Schrift, Briefe. Die Erklärung von rôr durch Schrift ist freilich nur eine Vermuthung, aber Rec. kann dafür eine Stelle aus Carpentier suppl. ad Du Cange anführen: arundo scripturam significat, quae eadem sic scribitur, sicut sonus vocis lingua. Gloss. vet. ex cod. reg. 7613. Walther braucht das ungewöhnliche Wort, die Zaubercharaktere damit anzuzeigen, vielleicht wäre auch besser: und ûz im list er sìniu rôr: ir kardenâle. — Diu rôr (schon der Pl. wäre
203, auffallend) auf den stoc, truncus in ecclesia, zu beziehen, scheint deshalb unpassend, weil dieser gar nicht ein schwankes, dünnes Rohr war (in diesem gewöhnlichen Sinn braucht Walther das Wort 8, 31), sondern nothwendig stark, da er so viele Gaben fassen sollte. Gleich hernach (34, 14) kommt er vor, er heisst hêr stoc, und von Zauberei ist dabei keine Rede. In der darauf bezüglichen Stelle aus dem welschen Gast S. 257 ist V. 66 statt tuon zu lesen nuo nach dem Dresdner Codex. — Die schwierige Strophe an Leopold von Östreich 35, 17 erklärt Rec. abermals auf andere Art. Der Herzog hat dem Dichter ein Lehen zugedacht, vielleicht im Scherz, mitten im Walde, das solle er anbauen und urbar machen. Walther will aber dort nicht in der Einsamkeit wohnen, sondern unter Menschen, wo der Boden also schon angebaut ist (ze velde). Wald und Heide sei zu preisen für den Herzog, wenn er da jage. Jedem nach seiner Lebensweise. Als Dichter rühmt er doch den Wald in einem anderen Lied (64, 14) über alles. — 82, 9. 10. Die Worte: minn ist ze himel sô gefuege, daz ich si dar geleiten bite, glaubt Rec., sind ein Nachklang von Wolframs Titurel 46, 2: minne hât ûf erde unde ûf himele vür got geleite. Dadurch würde Lachmanns Vermuthung, dass Walther seinen berühmten Zeitgenossen in einem Liede nachgeahmt habe (S. 199), eine äussere Bestätigung erhalten. — 106, 15. 16. Das Sprichwort hat auch Vriberg im Tristan (36[a]) sammt der

Erklärung: Wan manch dinc verdirbet Des man niht enwirbet, Daz niemer verdürbe Der ez mit vlize würbe. Er ahmt Freidank 1225 nach.

Wir haben noch die Bemerkung nachzuholen, dass sämmtliche Gedichte in vier Bücher abgetheilt sind, einigermassen nach dem Inhalt, doch nicht mit strenger, an sich weder angenehmer noch natürlicher Absonderung. Das erste Buch enthält meist die politischen oder geschichtlichen und die moralischen oder wenn man lieber will philosophischen Gedichte; ein geistlicher Leich eröffnet die Sammlung. Das zweite und dritte Buch begreift vorzugsweise Minnelieder, in dem vierten stehen die äusserlich unbeglaubigten, es dürfte auch wohl Einiges darunter sein, was nicht von Walther herrührt: mögen es die mit Sicherheit herausfinden, die mehr Vertrauen auf ihren Scharfsinn haben! Anderes Ungewisse ist an schicklichen Stellen in den Anmerkungen eingerückt, das Übergangene in der Vorrede angezeigt. Auf eine vollständige Sammlung konnte es, so lange noch nicht alles wiedergefunden ist, nicht abgesehen sein.

Dürfen wir noch einmal auf den Dichter zurückkommen? Wir vernehmen ihn am liebsten, wenn er die Welt und ihre Geschicke betrachtet und über das Wunder des menschlichen Daseins nachsinnt. Der Blick ist frei und kühn, es liegt etwas Grossartiges in seiner Betrachtung und das Gefühl einer edlen und vornehmen Natur, die jeden Schein verschmäht. Er zeigt nirgends Lust, sich in ein günstiges Licht zu stellen oder Schwächen zu verbergen, obgleich er sich seines Werthes wohl bewusst ist. Dieser feste, männliche Sinn macht die Eigenthümlichkeit seiner Natur aus, und seine Minnelieder entbehren daher jenes schwärmerische, sehnsüchtige, oft weiche, manchmal überzarte Gefühl anderer Dichter, aber sie sind naiv, höchst anmuthig, überraschend und glücklich in den Wendungen und auch da, wo sie an das Sinnliche streifen, voll Grazie. Er ist ein Mann, dem es auf der Welt wohl gefallen könnte, weil er es versteht, ihre Freuden zu geniessen, aber er fühlt sich gedrungen, in die Tiefe und Höhe, in die Vergangenheit und Zukunft zu schauen: liezen mich gedanke fri, son wiste ich niht umb ungemach, ruft er selbst aus. Eine grosse Anhänglichkeit

an das Vaterland bricht überall durch: Ich hân lande vil gesehen unde nam der besten gerne wâr: übel mueze mir geschehen, künde ich ie mîn herze bringen dar, daz im wol gevallen wolde fremeder site. nû, waz hulfe mich, ob ich unrehte strite? tiuschiu zuht gât vor in allen. Von der Elbe unz an den Rîn und her wider unz an Ungerlant, sô mugen wol die besten sin, die ich in der werlte hân erkant. Und: tugent und reine minne, swer die suochen will, der sol komen in unser lant: dâ ist wünne vil: lange mueze ich leben dar inne! Die politischen, vielfach wechselnden Verhältnisse jener Zeit beurtheilt er frei und ohne Zurückhaltung; Unwille, Vorliebe äussert er nach jedesmaliger Stimmung, doch bitter zeigt er sich nur, wenn er auf die Missbräuche der Geistlichkeit zu reden kommt. — Die Gedanken sind überall reinlich und vollständig ausgedrückt, die Rede klar, wo sie nicht etwa absichtlich dunkel gestellt ist; und wie zierlich weiss er sich zu fassen! Als das Widerwärtige ihm unerwartet begegnet, sagt er: des mîn fröide erschrocken ist, mîn trûren worden munder, als schlafe der Schmerz in einem freudigen Gemüth, erwache aber und richte sich auf, wenn das Böse zu nahe herantritt. Sich selbst ermahnt er: diu meiste menege enruochet wies erwirbet guot. Sol ichz alsô gewinnen, sô gang slâfen, hôher muot! Die schöne Gestalt einer Frau vergleicht er mit einem köstlichen Kleide, das sie angethan habe, und fügt hinzu: getragene Kleider nahm ich nie (als Sängerlohn) zum Geschenk, dieses aber nähm' ich ums Leben gerne, und dafür möchte ein Kaiser Spielmann werden. Wer Sittensprüche ebenso trefflich ausgedrückt als gedacht lesen will, dem empfehlen wir das Lied 37, 24: tumbiu werlt, ziuch dînen zoum, wart umbe, sich.

Wir würden es dem Leser selbst überlassen haben, die Vorzüge Walthers aufzufinden oder auf die Ausführung in Uhlands Schrift verweisen, wenn wir nicht noch eine Bemerkung daran knüpfen wollten. Das Talent Walthers erregt unsere Theilnahme nicht bloss als merkwürdige Erscheinung einer gewissen Periode oder als Hilfsmittel, uns über den geistigen Zustand seiner Zeit aufzuklären; es ist an sich so ausgezeichnet, dass wir Vortheil für uns selbst, unmittelbar Genuss und Be-

friedigung daraus schöpfen können. Er ist Dichter in vollem Sinne des Wortes. Seine Stimme tönt mit in jenem grossen Chor, der aus allen Zeiten uns entgegenschallt und niemals verstummen wird. Neben jener ursprünglichen Gabe, die, an keine Bildungsstufe gebunden, sich als ein freies Geschenk des Himmels äussert, finden wir bei Walther jenen Scharfsinn und jene Feinheit der Gedanken, jenes Selbstbewusstsein, welches den vorzüglichsten Dichtern des 13. Jahrhunderts eigen ist und über den geistigen Zustand desselben das wahrste und sicherste Zeugnis ablegt. Es war kein erborgter Glanz, keine für wenig Augenblicke hervorgelockte Blüthe, sondern eine auf breiter Grundlage ruhende, in allen Verhältnissen jener merkwürdigen Zeit begründete Bildung, die ohne Zweifel ihre Irrthümer und Einseitigkeit mit sich trug, aber selbständig auftrat und der Achtung nicht bloss werth ist, sondern sie fordert. Freilich mit einer ungefähren Kenntnis der Sprache kommt man nicht fort, und wer etwa hier und da eine Strophe lesen und den äusseren 2038
Zusammenhang errathen kann, versteht gerade am wenigsten. Wer aber das Ganze wirklich versteht, kann unmöglich auf die Behauptung gerathen, die wir mit Erstaunen in einer vor kurzem öffentlich gehaltenen, an sich wohlmeinenden Rede gelesen: dass die Dichtungen dieser Zeit nur für die Geschichte der Sprache und poetischen Entwickelung Werth hätten, nicht aber, wie die Erzeugnisse des klassischen Alterthums, an und für sich selbst den Geist reizen und beschäftigen könnten. Verglichen werden mit jenen unsterblichen Werken sollen sie nicht, das würde auf beiden Seiten keinen rechten Vortheil bringen, aber an einer Stelle dürfen sie sich wie jene aufrichten und ihren Werth geltend machen. Und um nicht mit bloss allgemeinen Betrachtungen zu schliessen, so fragen wir ohne lange Wahl, ob wohl das griechische Alterthum ein Lied von der innigen und grossartigen Gesinnung wie das letzte hier in Walthers Sammlung: owê war sint verswunden alliu miniu jâr! von sich weisen würde? ob Epimenides Klage edler lauten könne? und ob die römische Litteratur etwas dagegenzustellen habe?

Wilh. Grimm.

1557 # EDDA SAEMUNDAR HINS FRODA.

Edda rhythmica seu antiquior vulgo Saemundina dicta. Pars III. continens carmina Völuspá, Hávamál et Rigsmál, ex codice bibliothecae regiae Hafniensis pergameno, necnon diversis legati Arnaemagnaeani et aliorum membraneis chartaceisque melioris notae manuscriptis, cum interpretatione latina, lectionibus variis, notis, glossario etc. accedit locupletissimum prisorum borealium theosophiae, mythologiae lexicon addito denique eorundem gentili calendario, jam primum indagato ac exposito. Hafniae. Sumtibus legati Arnaemagnaeani et librariae Gyldendalianae. 1828. 1146 S. in 4.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 156. Stück, den 26. September 1829. S. 1557 — 1559. *)

Endlich ist mit vorliegendem dritten Bande, der dem zweiten im Jahr 1817 herausgekommenen schneller gefolgt ist, als dieser dem ersten, welcher 1787 erschien, die grosse Ausgabe der alten Edda vollendet. Ein Werk, das die dänische Litteratur ehrt und in Verbindung mit der den blossen Text in einer eigenthümlichen Recension liefernden Handausgabe von Rask keinen billigen Wunsch unerfüllt lässt. Ref. begnügt sich die Erscheinung dieses Bandes mit der Versicherung anzuzeigen, dass er ganz in dem Geiste des vorigen ausgearbeitet ist. Auch von dem Werthe dieser ältesten Denkmäler der nordischen Vorzeit, die mit der deutschen so vieles gemeinschaftlich hatte, braucht nicht die Rede zu sein, er wird von niemand, der in die Sache selbst Einsicht hat, bezweifelt. Möchten nun die endlich gehobenen Schätze, so wie sie es verdienen, benutzt werden! Wir meinen, mit gesunder Kritik, ohne künstliche
1558 Zweifelsucht, mit Anerkennung des lebendigen und höchst eigenthümlichen Geistes des Alterthums, der hier glücklich erhalten ist und unverkennbar zu uns spricht, aber ohne Träumereien über einen geheimen und verborgenen Sinn, welche dann am verderblichsten wirken, wenn sie nicht zugleich abgeschmackt und lächerlich sind. Es bleibt des Bedeutenden und Geheimnisvollen noch genug neben dem Klaren und Verständlichen zurück, an dessen Erklärung sich der Scharfsinn üben kann.

*) [Vgl. hierzu die Anzeige des zweiten Theils — oben S. 250—265.]

Dieser Band enthält die noch übrigen drei eddischen Lieder: Völuspa, Havamal und Rigsmal, die gerade zu den wichtigsten gehören. Der Text ist mit Sorgfalt behandelt und mit einem reichlichen kritischen Apparat ausgestattet: vor jedem einzelnen Liede steht eine gelehrte Einleitung und am Schluss, wie in den vorhergehenden Bänden, ein specimen glossarii und noch ein besonderer index onomasticus für Rigsmal. Überall thut sich die glückliche Lage des Verfassers kund, dem die reichsten Sammlungen zugänglich sind; nur als Beispiel nennen wir die merkwürdige Stelle aus einer noch ungedruckten Sage über die Art und Weise, wie eine Vola ihre Kunst ausübte, die in der Einleitung zu Völuspa mitgetheilt ist. — Hierauf folgt, was den grössten Raum dieses Bandes einnimmt (S. 275 —996), ein lexicon mythologicum in vetusta septentrionalium carmina, quae in Edda Saemundina continentur. Es ist sehr ausführlich und liefert auf jeder Seite Proben von dem Fleiss und der Belesenheit des Verfassers. Das Bequeme und Verdienstliche einer solchen alphabetischen Aufstellung springt in die Augen, aber auch der Nachtheil, wenn, wie hier, der ganze Inhalt der Mythen darin aufgenommen wird. — Den Schluss macht noch eine Zugabe: specimen calendarii gentilis veterum 1559
Gothorum, Danorum aut Scandinavorum ex Asia oriundi, ductu carminis Grimeciani ac antiquissimorum reipublicae Islandicae breviter adumbratum. Die Überschrift zeigt schon die Richtung des Verfassers und dass man auf Vermuthungen und kühne Combinationen gefasst sein müsse; jeder aber wird die reichhaltige Zusammenstellung dankbar empfangen.

Die ganze Ausarbeitung auch dieses Bandes rührt von Hrn. Prof. Finn Magnussen, den wir jetzt unter den Ephoren des Arnämagnäanischen Legats finden; eine gerechte Anerkennung seines Eifers und seiner Gelehrsamkeit.

[anonym.]

1817 **SAMLINGAR FÖR NORDENS FORNÄLSKARE.**

innehållande Inskrifter, Figurer, Ruiner, Verktyg, Högar och Stensättningar i Sverige och Norrige, med Plancher. Tomen I. På Archäologiska Sällskapets kostnad och Förlag af N. H. Sjöborg, Professor och i nåder förordnad att hafva inseende og vård öfver Rikets Antiqviteter etc. Stockholm, hos Fr. B. Nestius 1822. 140 S. in 4. — Das. 1824: Andra Tomen 204 S. in 4.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 183. 184. Stück, den 14. November 1829. S. 1817 — 1839.

Werth und Bedeutung des nordischen Alterthums an sich und in Beziehung auf Erklärung des nah verwandten einheimischen setzen wir als anerkannt voraus. Das Studium der Denkmäler, von welchen in dieser Sammlung die Rede ist, war bisher erschwert; es fehlte an Abbildungen. In den Antiquarischen Annalen, die in Kopenhagen erscheinen, war Einiges zu finden, hier und da in anderen Werken Einzelnes; das alles
1818 blieb aber unzureichend, und blosse Beschreibungen, auch die ausführlichsten, genügen nicht. Hier erhalten wir nun auf 41 Platten des ersten und 60 Platten des zweiten Theils Abbildungen von nahe vierhundert Denkmälern aus Schweden und Norwegen. Dass sie der verschiedensten Art sind, lehrt schon der Titel, nicht ist gesagt, dass sie auch aus den verschiedensten Zeiten rühren und bis in das 18. Jahrhundert herabgehen. Neben den wichtigsten kommen auch unbedeutende Dinge vor; wir wollen das vorerst nicht tadeln, wo die Urtheile über den Werth noch nicht ganz sicher sind, in keinem Falle uns dadurch abhalten lassen, das grosse Verdienst dieser Abbildungen anzuerkennen. Wir empfehlen sie den deutschen Alterthumsforschern angelegentlich. Gleich in einem Punkt, bei den eben angeregten Untersuchungen über Grabhügel, haben sie Gelegenheit sich zu überzeugen, dass sich die Denkmäler dort ungleich vollständiger und reichlicher erhalten haben als bei uns und erst durch jene eine genaue Einsicht und durchgreifendes Verständnis zu erlangen steht. Auch für die Runeninschriften ist durch Bekanntmachung einer nicht geringen Anzahl neuentdeckter Steine etwas geschehen. Überhaupt scheint uns das

Verdienst des Hrn. Sjöborg in dem Aufspeichern und Zusammenstellen (ganz seinem Beruf als Vorstand der Sammlung der Alterthümer zu Stockholm gemäss) noch grösser, als in der Erklärung der Denkmäler, wiewohl sich von selbst versteht, dass einem so einsichtsvollen Manne, der sich in der vortheilhaftesten Lage befindet, vieles selbst gesehen und alles mit unermüdlicher Aufmerksamkeit berücksichtigt hat, manche schöne Bemerkung von selbst zufallen musste und er Nachweisungen geben konnte, wozu ein Anderer nicht leicht im Stande war.

Den ersten Band eröffnet und füllt grösstenheils eine 1819
Klassification der nordischen Alterthümer, bei welcher wir, da die Resultate der Untersuchungen des Verfassers darin niedergelegt sind, vorzugsweise verweilen müssen. Er hat alles zusammenfassend sieben Klassen angenommen. Die erste begreift: die schriftlichen Denkmäler. Die Litteratur der beiden Edden, sowie der nordischen Sagen, da sie an anderen Orten und zumal besser vorkommt, hätte füglich wegbleiben können. Eine Aufzählung der Unterstützungen, welche dieser Theil der Alterthümer in Schweden erfahren, würde in einer Litteraturgeschichte mehr an ihrem Platz gewesen sein. Es wird anerkannt, dass Dänemark voraus geeilt sei, und dieser Vorzug aus der Unterstützung, welche die Regierung dem Studium angedeihen lassen, und dem Umstande abgeleitet, dass geborne Isländer dort thätig gewesen seien. Die altschwedischen Gesetze werden in Landes-, Stadt- und Provinzialgesetze eingetheilt. Die letzteren, zwar in christlicher Zeit abgefasst, werden ihrem Ursprunge nach in das 6. Jahrhundert gesetzt. Wiger der Weise, der das Uplandische Gesetzbuch sammelte, soll unter Ingiald gelebt haben, wenigstens 600 Jahre früher als König Birger, der es 1296 in der Gestalt, in welcher wir es besitzen, bekannt machte. Über das Alter von Lumber, Lagmann in Westgothland und Urheber des westgothischen Gesetzbuches, wird gestritten, Burmann setzt ihn ins achte Jahrhundert, aber Tidgren hat dargethan, dass er in den Anfang des 6. Jahrhunderts gehört. Die übrigen Litterarnotizen übergehen wir, da sie nur das Bekannte enthalten. Seitdem ist (Stockholm 1827) der erste Band eines Corpus juris Sveo-goto-

rum von H. S. Collin und C. J. Schlyter erschienen, welcher
1830 das westgothische Gesetzbuch enthält. Die alten Reimchroniken verdienen Berücksichtigung und sind in einigen Theilen glaubwürdig. Es entsteht dabei die Frage nicht nach einem, sondern nach mehreren Verfassern, welche zu verschiedenen Zeiten geschrieben haben, wenigstens lässt sich das Zeitalter des letzten, der daran gearbeitet hat, bestimmen, wenn man annimmt, dass er unter der Regierung des Königs gelebt hat, die zuletzt beschrieben wird. Die kürzere Reimchronik enthält die Geschichte von 62 Königen, beginnt mit Erich, der für einen Sohn Odins Heimdaller ausgegeben wird, und schliesst mit Karl Knutson. Die grössere hebt an mit einem Loblede auf Schwedens Herrlichkeit und beschreibt dann die Thaten von 22 Königen, Erich Läspe (Stammler) macht den Anfang, Christian Tyrann, der hier Christiern Klipping heisst, den Schluss. Eine wichtige Sammlung von Urkunden aus dem Mittelalter, königliche Briefe, Verträge, Lehnbriefe und dergl. enthalten die Handlingar rörande Skandinaviens Historia, wovon der erste Theil im Jahre 1816 erschien und die gegenwärtig von einer Gesellschaft in Stockholm fortgesetzt wird. Das beigefügte Verzeichnis der bereits gedruckten Urkunden in chronologischer Ordnung ist von Fant trefflich und vollständig ausgearbeitet, und es wäre ein grosser Verlust, wenn es nicht fortgesetzt würde. Urkunden, die sich auf kirchliche Angelegenheiten vor der Reformation beziehen, päpstliche Bullen, Concilienschlüsse, Ritualen, Legenden, findet man in Er. Benzelii monum. veteris eccles. Sveog. Die aus 2200 Bänden bestehende Sammlung des Bischofs Nordin besitzt gegenwärtig die Universitätsbibliothek zu Upsala. Fant hat einen Plan zur Herausgabe der Urkunden gemacht, aber von
1821 seinen scriptores rerum suecicarum ist nur der erste Band erschienen. — Unter den allgemeinen paläographischen Bemerkungen, welche diesen Abschnitt schliessen, hat Rec. sich gewundert, die Behauptung zu finden, dass die beiden Gesetzbücher Wigars flockar und Lumbs lag wahrscheinlich auf hölzerne Tafeln mit Runen seien eingeschnitten worden. Dieser Einfall Burmanns, für den sich nicht der geringste Beweis findet,

hätte in einem solchen Buch nicht sollen wiederholt werden. — Das älteste Document auf Lumpenpapier, das man kennt, ist vom Jahre 1445, die Buchdruckerkunst wurde 1482 von Sten Sture dem Älteren in Schweden eingeführt.

Zweite Klasse: Inschriften mit Runen und im Mönchsstil. Rec. übergeht, was über die Abstammung der Runen aus dem phönicischen Alphabet gesagt wird, ebenso die durchgeführte Vergleichung der einzelnen Zeichen; man findet sie in Brynjulfsens Schrift vollständiger. Rec. mag auch nicht gern einen Streit berühren, der das Schicksal hat, fast immer mit einer Art Heftigkeit und Bitterkeit geführt zu werden. Er sieht in der Angabe, dass Odin die Runen in den Norden gebracht habe, schon deshalb keine historische Wahrheit, weil er den Odin für keine historische Person hält, er bezweifelt auch nicht den Zusammenhang und die Verwandtschaft der Runen mit dem griechisch-lateinischen Alphabet, aber er kann nicht glauben, dass das runische Alphabet ohne alle Selbstständigkeit nichts als eine Anhäufung entstellter lateinischer Buchstaben sei, denn das müsste bewiesen werden, geschieht aber nicht, wenn man aus der unendlichen Menge lateinischer Inschriften ähnliche Zeichen einzeln heraussucht, was durchaus nicht schwer sein kann. Eine solche Zusammenstellung blendet nur bei dem ersten Anblick, wer erklärt aber den Zufall, dass diese un- 1822
gewöhnlichen, zerstreuten Zeichen sich gerade in dem Runenalphabet versammeln und obendrein festsetzen mussten, so dass das Gewöhnliche dort gar nicht zum Vorschein kam? Das Alter der Runenschrift beweist die bekannte Stelle des Venantius Fortunatus unwidersprechlich, und sie kann nur durch künstliche Verdrehung entfernt werden. Die Frage, wann die Runen nach Skandinavien gekommen seien, wird hier mit Recht als eine solche betrachtet, die nicht mit Sicherheit könne beantwortet werden. Ganz anders verhält es sich mit der Frage nach dem Alter der mit Runen beschriebenen Steine. Hr. Sjöborg ist der Meinung, dass sie als eine Nachahmung der Inschriften auf Gräbern bei den Römern und anderen Völkern entstanden seien; man habe eingesehen, dass die Schrift länger als ein blosser Bautastein das Andenken bewahre, und die

Runenzeichen, als jedermann im Lande bekannt, dazu gebraucht. Leicht möglich, dass man die aus heidnischer Zeit rührenden Bautasteine vorzugsweise wählte, um darauf die Runen einzuhauen. Nach dem Verf. (der darin den dänischen Gelehrten widerspricht) findet man keinen einzigen Runenstein, von dem zu erweisen stände, dass er von einem Heiden sei errichtet worden oder vor dem Christenthum, welches um das Jahr 830 zuerst in Schweden gepredigt und, nachdem es immer mehr Anhänger gewonnen, im Jahre 1008 von dem schwedischen Könige angenommen wurde. Die Runensteine entstanden in der ersten christlichen Zeit, als die neue Lehre mit der alten gemischt um die Herrschaft kämpfte, und ihre Periode geht mit dem 12. Jahrhundert zu Ende. Höchst selten sind die Personen bekannt, deren Andenken der Runenstein bewahren soll. Ein Beispiel ist der Erzbischof Absalon, der auf einem Stein in
1823 Schonen vorkommt. Zufällig können die alten Wäringer oder Griechenlandsfahrer genannt sein, die aus Schweden hauptsächlich um das Jahr 1070 dorthin zogen. Reisen nach Westen werden gleichfalls erwähnt, die sich auf die Wikingsfahrten beziehen; diese fiengen im 8. Jahrhundert von Norwegen und Dänemark aus an und kamen in dem folgenden Jahrhundert in vollen Gang, wo auch Schweden bedeutenden Antheil nahm. Ein Uppländischer Runenstein gedenkt der Pilgerfahrt einer Frau nach Jerusalem. Christliche Gesinnung beweisen folgende Ausdrücke: Christus, Gottes Mutter, Jesus, Gott helfe seiner Seele und seinem Geist, Himmelreich, Pater noster, Brücke bauen für seine Seele (denn man gab es bei dem Volk für ein die Seligkeit verdienendes Werk aus, Brücken zu bauen), er starb in weissen Gewändern, womit nämlich die weissen Taufkleider gemeint sind, welche man bewahrte, um die Bekehrten bei ihrem Tode hinein zu kleiden. Auf einem Runenstein in Laland wird St. Michael genannt. — Figuren verrathen bisweilen das Alter eines Denkmals. Auf einem Uppländischen Runenstein (Bautil 558) sieht man einen Kirchendiener, der die Glocke läutet. Das häufig vorkommende Kreuz ist um so gewisser das christliche, als es sich auf einer Menge unbezweifelt christlicher Steine befindet. Zwar kann es der Gestalt nach mit Thors

Hammer verglichen werden, man weiss aber nichts davon, dass die Heiden das Hammerzeichen als ein beschützendes angesehen, am allerwenigsten bei den Todten, die mit Odin, aber nicht mit Thor in Verbindung kamen. Die Grabhügel von Gorm dem Alten und seiner Gemahlin Tyra Danabot in Jütland gehören ohne Zweifel zu den letzten aus der heidnischen Zeit, dagegen enthalten die darauf gesetzten Bautasteine, auf welche Harald Blätand zum Andenken an seine Voreltern eine Inschrift 1824
hauen liess, die älteste Runeninschrift, wenigstens die älteste, deren Zeit man bestimmen kann, denn sie fällt in den Schluss des 9. Jahrhunderts, gehört indessen zu den unbezweifelt christlichen Denkmälern. Frösöstein in Jämtland (Bautil 1112) kann als einer der ältesten betrachtet werden, denn er spricht von einem Gudfastsson aus Osten, der Jämtland bekehrte. Von hohem Alter ist der Edsvärastein in Westgothland, worauf von einem tapferen Jüngling die Rede ist, welcher zog: västrvägum i vikingu, uhd ein anderer in Südermannland, worauf steht, dass er auf einem Dingplatze zum Andenken an einen Wächter der Weststrasse sei gesetzt worden. Merkenswerth ist, dass der genannte Dinghügel sich ganz in der Nähe befindet und beide Steine keine Spur der christlichen Zeit enthalten; gleichwohl kann man sie nicht weiter zurücksetzen, als etwa in das Jahr 1000. Aus dieser Zeit sind auch die vorhin erwähnten Steine, welche der Wikingsfahrten gedenken. Ein isländischer Stein nennt Kjartan Olofson in Borg, der ein bekannter Mann war und um das Jahr 1003 lebte. Nach Celsius Berechnung lebten die berühmtesten Uppländischen Runenhauer, die man kennt, Ubbe und Bale, am Schlusse des 9., dagegen nach Brocmann im 11. Jahrhundert. Nimmt man ein Mittel an, so fallen sie in das 10. Jahrhundert; so viel ist gewiss, sie waren Christen. Der Karlevistein in Öland, für Sibbe Udsson errichtet, ist wahrscheinlich ein Denkstein auf des dänischen König Erik Ejegods Kriegszug nach Öland am Schlusse des 10. Jahrhunderts.

Aus dem 12. Jahrhundert gibt es viele Runensteine. Einer 1825
darunter verdient ausgezeichnet zu werden: Atark, ein Christ, errichtete diesen Stein für Thora seine Ehefrau. Sie starb in Akit (Akre), während wir alle, auch die geliebte Frau, die

Türken (Tiraka) bekämpften. Es ist die Schlacht bei Akre im Jahre 1190 gemeint, woran, wie man weiss, mehrere Schweden nicht bloss Theil nahmen, sondern wo sie sich auch auszeichneten. Aus dem 13. Jahrhundert gibt es verschiedene Runensteine, deren Alter sich bestimmen lässt. Der Stein bei Christianstad in Schonen nennt den Erzbischof Absalon und Esbjörn Mule, jener starb 1201 (es steht hier, wahrscheinlich durch einen Druckfehler, 1204, vergl. Worm monim. Dan. p. 172) und dieser 1232, und früher kann die Inschrift nicht verfertigt sein. Runen auf der Glocke zu Saleby in Westgothland geben das Jahr 1228,
1826 auf der Glocke zu Burseryd in Smäland das Jahr 1238 an. Aus diesem Jahrhundert ist auch ein kupferner Löwe aus Island, zwölf Zoll lang, ebenso hoch, auf dessen Kopf sich eine Öffnung und in dessen Zunge sich zwei Löcher befinden, um daraus Wasser zu spritzen. Er hat als Gefäss für Weihwasser gedient, und die Runen auf der Brust enthalten, dass Thorwald (Einar Thorwaldsson) und Thordis diesen Löwen Gott und dem heiligen Olof zu Ehren schenkten. Er hat der Wassfjordskirche in Island gehört, welche dem heiligen Olof geweiht war. Dieser Thorwaldsson besass Wassfjord und ward 1224 mit der Thordis, einer Tochter des berühmten Snorre Sturleson, verheirathet. Der jüngste Runenstein ist wohl der Aspöstein am Mälar vom Jahre 1330; darauf der Ausdruck gjarva sentier, welches wahrscheinlich das französische Wort ist; auch findet sich in der Nähe wirklich ein Fussteig. Zwar findet man noch spätere Runeninschriften auf Grabsteinen, die in Kirchhöfen von Gothland liegen, z. B. vom Jahr 1444 und 1449, indessen gehören diese nicht zu den eigentlichen Runensteinen, welche von dem ersten Anfange bis zu dem letzten Gebrauch etwa vier Jahrhunderte (950—1350) lang üblich waren. Schon im 11. Jahrhundert begann die sogenannte Mönchsschrift, und späterhin gebrauchte man sie zugleich mit den Runen. Eine solche doppelte Inschrift sieht man z. B. auf einem Sarkophag, von dem Kirchhof der Botkyrka in Südermannland nach Stockholm gebracht. Ein Runenstein, der unbezweifelt in die heidnische Zeit gehörte, würde freilich ein merkwürdiger Fund sein. Es müsste darin von Personen die Rede sein, die vor oder

wenigstens während des 8. Jahrhunderts gelebt haben, oder von Begebenheiten aus dieser Zeit, oder es müssten Ausdrücke vorkommen, die heidnische Sitten und religiöse Begriffe bezeugten, 1827
oder bildliche Darstellungen, nur aus der nordischen Mythologie erklärbar. Statt Gott und Gottes Mutter müsste Thor, Odin, Freyr oder ein anderer von den Asen angerufen sein. Statt des Himmelreichs müsste Walhall genannt sein, statt der weissen Gewänder, des Pater noster und der Bitte für die Seele Altäre, Haine, blôthof ued blôtmenn (Tempel und Götzendiener), Geirs oddr (womit Sterbende sich ritzten, um sich dem Odin zu weihen). Es ist unmöglich Zufall, dass man unter den vielen Runensteinen, die man kennt, nicht einen hat entdecken können, auf welchem sich eins jener Merkmale gefunden hätte, während eine bedeutende Anzahl unbezweifelt christlich ist. Was man in guter Absicht für heidnisch gehalten, kann man zu längst ausser Credit gesetzten, ungereimten Einbildungen oder zu neueren, ungegründeten Vermuthungen rechnen. In Dänemark glaubt man einen Runenstein aus heidnischer Zeit gefunden zu haben, auf dem man nach Abrahamsons Erklärung liest: Thor vigi thisi runor, Thor weihe diese Runen! Aber Thor war kein Gott der Todten, sondern ein Schrecken der Lebendigen, und uggi oder iggi heisst nichts weiter, als: grub ein. Also bedeuten diese Worte nichts als: Thor grub diese Runen ein. (Rec. bemerkt, dass auch dänische Gelehrte eine gleiche Vermuthung geäussert, sie aber aus anderen Gründen nicht für statthaft gehalten.) Da Hr. Sjöborg die Sitte Runensteine zu errichten im Zusammenhang mit der christlichen Zeit betrachtet, so hält er es für sehr unwahrscheinlich, dass jemals eine Inschrift aus dem Heidenthum entdeckt werde. Über Medalpad hinaus findet man keine Runensteine, mithin keine in Lappland und, seltsam genug, keinen in Finnland. Dagegen in Schweden gegen 1300, wovon 700 auf Uppland kommen, 50 in Norwegen, 1828
30 auf den dänischen Inseln (davon 10 auf Bornholm, 4 in Jütland, 2 in Schleswig). Auf der Insel Mann erblickt man mehrere Grabsteine in Kreuzgestalt mit Runen. Dagegen sind die beiden Runensteine auf dem Museum zu Oxford von Schweden dorthin gebracht. Am Schluss befremdet es, den

längst widerlegten Irrthum zu finden, wornach die Buchstaben auf den eben nicht so seltenen celtiberischen Münzen, die freilich bis jetzt noch niemand hat lesen können, für Runen aus der westgothischen Zeit angesehen werden.

Inschriften im Mönchsstil sind mit lateinischen oder deutschen Buchstaben geschrieben. Auf Glocken haben sie früher angefangen und später aufgehört, als auf Grabsteinen; mit den Runensteinen haben sie das gemein, dass sie je älter, desto besser und richtiger sind. Dergleichen Glocken hat man von den Jahren 1107. 1130. 1199. Der Verf. hat an hundert solcher Inschriften gesammelt. Wenige sind aus dem 13. Jahrhundert, die meisten aus dem 14., einige aus dem 15. Die jüngste in der Peterskirche zu Malmö vom Jahre 1675 ist schlecht gemacht, doch aber der Sinn herauszubringen. Unter den Mönchsinschriften auf Grabsteinen ist die von Bischof Herman in der Kraftskirche zu Lund die älteste. Er war Bischof in Schleswig und leistete dem Erzbischof Eskil Beistand bei der Einweihung der Domkirche im Jahre 1145 oder doch bald darnach. Der Stein hat das Eigene, dass sich einige kleine Buchstaben unter den grösseren befinden, die mitgelesen werden sollen. Aus dem 13. 14. und 15. Jahrhundert rühren die vielen Grabsteine mit Mönchsinschriften, die man in der Wadstenaklosterkirche und in den Domkirchen zu Upsala, Lund und Trondheim findet. Ein Grabstein der Isabella von Joigny, der
1829 jetzt in Christiania aufbewahrt wird, mag ins Jahr 1295, und ein anderer des Bischof Jon ins Jahr 1385 gehören; beide sind hier No. 100 und 111 angebildet. Grossentheils sind diese Inschriften, sowohl mit lateinischen als deutschen Buchstaben geschrieben, lateinisch abgefasst, manchmal in Versen und Reimen. Plattdeutsche findet man in Lund bei und in der Domkirche, besonders in der unterirdischen Kraftskirche und auch auf den Glocken. Mischung von Lateinisch und Plattdeutsch auf einigen Glocken in Schonen. Schwedische unter anderen in Uppland und dänische in Schonen. Auch gibt es Glocken mit slavischen oder russischen Inschriften, die wahrscheinlich unter Carl IX als Beute aus Russland mitgebracht wurden. Auf einer solchen in Dörarp in Småland erblickt man zwischen den Worten Thier-

gestalten, Männer und Frauen, welche die Arme über den Kopf ausstrecken. In Uppland zwei Glocken mit russischen Inschriften, eine in Sollna, die andere in Ryd. Die letztere ist vom Jahre 1567, und darauf wird genannt Ivan Wasiljewitz, Russlands Selbstbeherrscher, seine Söhne Ivan und Feodor, ferner der heilige Metropolitan Philipp und Erzbischof Pimin, Novogorods und Plescovs Vorbitter bei Gott. Es ist Ivan IV, der Eroberer Siberiens, der 1585 ein Mönch ward. Auch auf anderen Kirchengeräthen, Taufsteinen, Kelchen kommen manchmal Mönchsinschriften vor.

Die alten Inschriften tragen völlig das Gepräge ihrer Zeit an sich. Sie gewähren neue Aufklärungen oder bekräftigen schon Bekanntes, doch darf man sich nicht wundern, wenn man sie manchmal unbedeutend oder unrichtig, manchmal unbegreiflich, ja völlig unlesbar findet. Man dachte am wenigsten daran, als sie verfasst wurden, dass sie in die Hände der Antiquare kommen, die Neugierde der zukünftigen Jahrhunderte rege machen und der Gegenstand historischer Forschungen werden 1830
sollten. Die Jahreszahl anzugeben oder den König zu nennen, unter dessen Regierung sich die Begebenheit zugetragen, schien dem Runenschreiber ein hochmüthiger Überfluss, sich deutlicher auszudrücken, als in dem Augenblick nöthig war, ein lächerlicher Einfall. Der Mönchsstil ist mehrentheils ausführlicher, aber im Allgemeinen betrachtet waren es besondere Zufälligkeiten und eigene Empfindungen, die man ausdrücken wollte, selten dass jemand daran dachte, Witz an den Tag zu legen. Manchmal hat man in späteren Inschriften dieser Art einen satyrischen Zug bemerkt.

Dritte Klasse: Bilder und Figuren ohne alle Inschrift. Dahin Bildhauerarbeiten, Zeichnungen in Felsenwände, Schildzeichen, Siegel und dergl. Von Bildhauerarbeit ist aus der Heidenzeit nichts mehr übrig. Der Holzklotz in der Domkirche zu Upsal, welcher in der Suecia antiqua et hodierna abgebildet ist und den man für Thors Bild aus dem alten heidnischen Tempel zu Upsala ausgegeben, verdient keine Rücksicht. An den alten Schiffen waren Drachen und andere Thiere ausgehauen, wornach sie benannt wurden. Die zwei Ritterbilder aus

Holz auf dem Kirchendach zu Kimstad zum Andenken an die zwei Eriche, die sich nach König Stenkils Tod im Jahre 1066 um die Herrschaft stritten, sind in späterer Zeit zerstört und an ihre Stelle andere aus Eisenblech gesetzt worden. Desto grösser ist die Anzahl der aus katholischer Zeit erhaltenen Bildhauerarbeiten: Bilder von Heiligen, Darstellungen aus Legenden und der biblischen Geschichte, Statuen von Rittern und Bischöfen. Der Verf. will nur Bilder anführen, welche in den ersten christlichen Jahrhunderten schon eine bestimmte Bedeutung hatten.

1831 Christus wird dargestellt als der gute Hirte, indem er auf den Schultern ein Lamm trägt oder eins oder mehrere zur Seite hat, als Weinstock, Leuchter, als Felsen, an welchen Moses mit seinem Stab schlägt und aus dem Wasser springt, endlich auch als Lamm, oft mit dem Kreuz. Lauter bekannte biblische Darstellungen. Das Kreuzzeichen auf den Runensteinen gleicht oft völlig dem Kreuz der Kreuzfahrer und Tempelherrn, und dieselbe Gestalt hat auch das Kreuz, welches in den Mönchsstilinschriften die einzelnen Wörter trennt oder den Schluss des Sinnes anzeigt. Die von einem dänischen Gelehrten in den Antiquarischen Annalen ausgeführte Meinung, wonach die Kreuzzeichen auf den Runensteinen ins Kreuz gelegte Donnerkeile Thors sein sollen, bedarf nach dem Verf. keiner besonderen Widerlegung. Er bemerkt noch, dass das Kreuz auf den Münzen des Mittelalters dem Kreuz auf den Runensteinen sehr ähnlich sehe. Ebenso wenig als das Kreuz auf Münzen, Schilden, Gräbern usw. Thors Hammer bedeutet, ebenso wenig findet sich ein Kreuz auf einem Runenstein, das damit in Zusammenhang stände. Das Kreuz auf dem sogenannten, jetzt zerstörten Odinsgrab auf der Axwallaheide (Abbildung davon liefert Taf. 7), obgleich über 1000 Jahre älter als irgend ein Runenstein, kann doch nicht auf Thor bezogen werden. Es würde Aufmerksamkeit verdienen, wenn es an einem in der verschlossenen Grabkammer aufgerichteten Stein sich gezeigt hätte, aber da man nur auf einem kleinen, aussen liegenden (angenommen, dass dieser gleichzeitig sei) als eine Art Zierat zwei Linien eingehauen findet, welche sich

zufällig in rechten Winkeln schneiden, so ist es ebenso passend, darin Thors Hammerzeichen zu sehen, als zu glauben, dass jeder Cirkel, wo nicht die Ewigkeit, doch zum wenigsten die Sonne, das Rad an Phöbus Wagen oder Thors Gürtel bedeuten 1837
solle. Die in Kreuzform gearbeiteten Platten, die an den in Småland ausgegrabenen Urnen befestigt sind, haben keine symbolische Bedeutung und sind nichts als ein gleichgültiger Zierat.

Eine Taube bedeutet Unschuld und Einfalt, Fische Christen, welche die Lehre des Evangeliums annehmen; dagegen sollen zwei Fische und zwei Tauben christliche Eheleute bedeuten. Die vier Evangelisten werden dargestellt mit vier Büchern, mit vier Quellen, die aus einem Berge springen, mit vier Schafen, am meisten aber mit den vier Thieren, welche Hesekiel I, 5, 10 und Offenb. Joh. 4, 7 genannt, jedoch von den Kirchenvätern nicht gleich gedeutet werden. Schiff in der Sündfluth bedeutet die christliche Versammlung, ebenso ein Haus, Krone Macht und Stärke, Sieg und Freude, Ochsen Priester und verordnete Lehrer. Manchmal findet man einen Kelch auf den Gräbern der Priester. Ein Anker zeigt die Hoffnung der Christen an, ein Hirsch das innerliche Verlangen nach Vereinigung mit Gott, ein oder mehrere Füsse, dass man in Christi Fussstapfen wandelt. Pferde bedeuten Menschen, die zum Ziele eilen, Wagen einen zu Ende gebrachten Lebenslauf; doch ein Wagen mit einem Weinfass, von zwei Ochsen gezogen, soll Eintracht und gegenseitige christliche Liebe darstellen. Hahn, Symbol der Wachsamkeit, steht in einer gewissen Verbindung mit dem Apostel Petrus und befindet sich vielleicht in dieser Eigenschaft oben auf dem Kirchthurm, ihm nämlich gehören die Schlüssel der Kirche wie des Himmelreichs. Zwei streitende Hähne werden als geistlicher Streit gedeutet. Ölbaum bezeichnet immer den Frieden, wie Palme den Sieg. Ein Pfau, glaubt man, stelle die Unsterblichkeit dar, weil Augustin sagt, dass sein Fleisch nicht verwese. Münters Programm (Symbola 1833
veteris ecclesiae artis operibus expressa) über diesen Gegenstand ist bekannt.

Figuren en basrelief mit oder ohne Inschriften sieht man

auf Trinkhörnern und anderen Alterthümern. Eingehauene Zeichnungen findet man nicht bloss auf Felsenwänden, sondern auch auf Runensteinen. Figuren auf Felsen kommen meist am Strand und in der Nähe des Meers vor, in Bohuslän und Bleking, sie mögen von Seeräubern herrühren, denn man sieht Schiffe, ja ganze Flotten, zugleich Menschen und Thiere, die ans Land geführt werden. Unter den Figuren auf Runensteinen befindet sich auch ein Troll (Bautil No. 1157), er hat einen Pfeil in der Hand und einen im Mund, während er auf einem Wolf reitet, den er mit einem gekrümmten Zweig statt eines Zaumes lenkt. Auf einem anderen Stein ein Mann, der auf der Schulter eine Axt trägt, in derselben Rüstung, in welcher man die alten Wäringer in Constantinopel und die Engländer und Dänen beschreibt, welche den Kreuzzügen beiwohnten. In Schonen befindet sich ein Runenstein, auf welchem man einen Wolf sieht und darunter ein Schiff mit Ruder und in dem Schiffe vierzehn Menschen. Der Wolf deutet an, dass der Todte ein Seeräuber war. Das merkwürdigste von allen in Stein gehauenen Bildern ist in einem Hünenbett in Schonen gefunden und unter dem Namen Kivike Monument bekannt. Hier sieht man Schiffe, Pferde, Streitäxte, Spiesse, Siegeswagen, Siegeszug von Kriegern, Gefangenen, Hornbläsern, Triumphbogen, Altäre mit Opferpriester. Es ist die Darstellung eines wirklichen Ereignisses. Eine Flotte ist gelandet, hat Waffen, Pferde und Wagen mit sich geführt; man hat gesiegt und den Sieg mit Opfer gefeiert. An hieroglyphische Bilderschrift ist
1834 dabei nicht zu denken. — Spuren von Menschenfüssen hat man, glaubt der Verf., eingehauen, entweder um das Mass der eigenen Füsse zu zeigen oder um mit Riesenstärke zu prahlen. In Blekingen sieht man die Spuren von Menschenfüssen und Rosshufen und dabei geht die Sage, zu der Zeit, wo der Stein noch weich gewesen, hätten zwei Riesen an dieser Stelle mit einander gekämpft, der eine zu Pferd, der andere zu Fuss.

Vierte Klasse: Ruinen von alten Tempeln, Städten, Schlössern, Kirchen, Klöstern. Aus den Ruinen des alten heidnischen Tempels zu Upsala hat man die noch jetzt dort stehende Kirche aufgebaut, in deren Mauer man die uralten

Überbleibsel erkennt. Man hat nach genauer Untersuchung des Denkmals selbst mit Hilfe der ältesten Beschreibung einen Versuch gemacht, diesen Tempel in seiner ursprünglichen Gestalt darzustellen; die Abbildung davon auf Taf. 25. — Die alten Klöster in Schweden hat der Bischof Ryzelius in seiner Monasteriologia sviogothica beschrieben, so wie die alten Schlösser und Burgen in der Sviogothia munita. Man sieht in diesem Werke verschiedene Abbildungen von alten Schlössern und Wikingsraubnestern. Übrigens sind neben der Darstellung des ehemaligen Tempels zu Upsala auch Ruinen bei Sigtuna abgebildet.

Fünfte Klasse: Bracteaten und Münzen. Ein Theil der alten Münzen sind nicht zweiseitig, sondern bestehen aus einer dünnen Platte, die meist von Silber ist und in welche Figuren eingedrückt sind. Ob man gleich auf einigen der alten Münzen Runen sieht, so kann man doch mit Sicherheit nicht behaupten, dass vor König Olof Schosskönig Münzen in Schweden seien geschlagen worden, und die man ihm gewöhnlich zuschreibt, scheinen englische zu sein. Merkwürdigkeiten dieser 1835
Art findet man beschrieben in Berchs thesaurus numm. sviogoth.

Sechste Klasse: Werkzeuge, Waffen und Schmuck, Opfergeräthe, Heiligthümer, Trinkhörner, Urnen. Der Verf. übergeht diese Klasse hier und verweist auf seine früheren Werke, die Einleitung in die Kenntnis der vaterländischen Alterthümer und die Nomenclatur nordischer Alterthümer.

Siebente Klasse. Sie befasst die Alterthümer, die in Museen nicht aufstellbar sind und deren Kenntnis nur durch eine Reise in das Innere des Landes kann erlangt werden. Die Wenigsten haben sie mit eigenen Augen zu sehen Gelegenheit gehabt, und sorgfältige Abbildungen sind hier vorzüglich ein Bedürfnis. Der Verf. hatte sie früher in Hügel und Steinsetzungen eingetheilt, da aber beide Manches gemein haben und die Steinsetzungen oft nur zur Verzierung der Hügel dienen, so trennt er hier beiderlei Denkmäler nicht und nimmt Rücksicht auf den Zweck ihrer Errichtung. Zuerst also betrachtet er die Denkmäler, welche auf den Gottesdienst Bezug haben.

Wer aus Altersschwäche zum Kriegsdienst untauglich sich und anderen zur Last fiel, weihte sich dem Odin, indem er sich von einer bedeutenden Höhe herabstürzte. Ein solcher Platz hiess in der altnordischen Sprache ätternistapi. Die Rede davon ist in der Gotr. und Rolfssage, und in vielen schwedischen Provinzen gibt es Orte, welchen uralte und beständige Tradition eine solche Bestimmung beilegt. Ein besonderer Gang führte zu einer Fläche, von welcher man sich herabstürzte. Häufig findet man ein Wasser in der Nähe, welches zur Abwaschung der Leiche diente. Obgleich der Verf. mehrere solcher Felsen nachweist, so scheint doch ein solcher religiöser Gebrauch noch
1836 zweifelhaft und die Annahme sich bloss auf mündliche Überlieferung zu stützen. Seltsam, dass sich diese Felsen, wie der Verf. dänischen Gelehrten nachgibt, nur in Schweden befinden. — Sodann gehören zu den Alterthümern dieser Art: Tempel, Altarhügel, Opferhügel, Opferfelsen, Schutzfelsen (nicht sowohl der Stein, als der darin wohnende Elfe ward verehrt, ebenso verhält es sich mit den Schutzpfeilern), Andachtsorte verschiedener Art. Gründe zu diesen Benennungen findet der Verf. auch hier oft in der Volkssage. Rücksicht darauf ist nicht zu verwerfen, im Gegentheil anzuempfehlen, allein sie bleibt immer ungewiss, und Rec. gesteht, dass ihm bei dieser Eintheilung und Bestimmung der Denkmäler Manches gewagt und höchst zweifelhaft vorkommt. Zweitens: Denkmäler in Beziehung auf das Kriegswesen. Hier werden abgehandelt die besonderen Plätze, wo man sich in dem Gebrauch der Waffen übte, gymnastische Bahnen, wie der Verf. sie nennt, Kreise für Zweikämpfe, grosse Kampfplätze. Es versteht sich von selbst, dass jedes Mal durch Abbildungen die Beschreibung deutlich gemacht wird. Drittens: Denkmäler in Bezug auf die Verwaltung des Reichs und Rechtspflege. Hier werden die Dingstätten und Dinghügel in ihren verschiedenen Arten und Formen abgehandelt, und da man bei diesem Gegenstand schon mit mehr Sicherheit auftreten kann, so sind die Nachweisungen des Verf. über die verschiedene Grösse dieser Gerichtsplätze und die dabei aufgerichteten Steine von besonderem Werth. Viertens: Gräber. Die ältesten sind in Gestalt eines halben

Kreuzes (Halfkoragrafvar), dann folgen Stammhügel (ätthogar), welche indessen auch aus der spätesten heidnischen Zeit sein können, also zu den ältesten und jüngsten Denkmälern dieser Art gehören; sie sind sehr häufig und noch jetzt zu tausenden vorhanden. Die grössten können dreihundert Ellen im Umkreis 1837
haben und dreissig Ellen Höhe, sie sind fast immer rund und von Erde aufgeworfen. Die kleinsten heissen ättkullar, bestehen aus Erde, Stein oder Gries und haben eine Höhe von 1 bis 3 Ellen und 3 bis 6 Ellen im Umfang. Zu den äusseren Bestandtheilen eines vollständigen Stammhügels gehört: 1) der Stammfelsen (ätthäll) oder Bautastein, auf der Spitze des Hügels errichtet, 2) das Diadem, ganz oben auf den Hügel gestellte Steine, 3) die Krone, ein Kreis von Bautasteinen, welcher den obersten Theil des Hügels umgibt, 4) der Gürtel, ein solcher Steinkreis in der Mitte, 5) die Fusskette, ein solches am Fuss des Hügels. Ein Grabaltar findet sich manchmal auch am Fusse des Hügels, auf welchem zu Ehren des Todten Opfer gebracht wurden. Endlich 6) die Einfriedigung, eine Steinsetzung, die den Hügel umgibt. Die inneren Bestandtheile eines Grabhügels sind folgende: 1) der innere Steinhaufen, der vier Ellen von der Spitze des Hügels anfängt und in dessen Mitte sich 2) der Behälter befindet, worin die Urne steht. Diese ist in der Regel von Thon, manchmal von Kupfer, Eisen, Holz, in höchst seltenen Fällen von Gold und Krystall. Sie hat einen Deckel von gleicher Art, oder statt dessen liegt ein flacher Stein darauf, oder sie ist auch unbedeckt. In der Urne findet man Asche, verbrannte Knochen, manchmal Perlen, Bernstein, Weihrauch, Steinmesser, Stücke von Kupfer oder Eisen, Schmuck und dergl. In einigen Gräbern hat man zwei über die Urnen kreuzweis gelegte Steinmesser gefunden. Aschenbehälter und Urne weisen auf einen Zeitraum, der mit Odin beginnt und etwa mit dem 7. Jahrhundert endigt. Hügel mit unverbrannten Leichen können bis zum 11. Jahrhundert herabgehen, aber möglicherweise bis zum 1. Jahrhundert hinauf, in der Regel jedoch sind sie jünger, als die mit verbrannten 1838
Leichen. Zu den unverbrannten gehört eigentlich 3) die Steinkiste, die länglich ist, viereckig und an allen Seiten eben. Der

Boden wird meist aus Felsengrund gebildet, oben liegen mehrere Decksteine. Sie enthält die unverbrannte Leiche, Waffen, Schmuck, manchmal aber zugleich Asche und verbrannte Gebeine, doch meist ohne Urnen. Eine solche Mischung beider Gebräuche deutet eine Übergangszeit an. — Je vollständiger die äusseren Zieraten eines Hügels, je kostbarer die Urne, desto älter der Hügel. Die Thonurnen sind demnach jünger als die seltneren aus Metall. Endlich kann noch 4) zu den inneren Verzierungen gezählt werden ein Kreis von Steinen, welcher der äusseren, Fusskette genannt, entspricht und Drakring heisst. — Die meisten Grabhügel findet man in Schweden, die ältesten in der Nähe von Upsala. In Norwegen hat sich der Gebrauch rein erhalten, in Dänemark dagegen ist er ausgeartet. In Island sind nur wenige und können, als aus späterer Zeit rührend, nicht klassisch sein. Noch geschieht Erwähnung der Gräber, Hügel, in Gestalt eines Schiffs (Skeppshögar), der Grabwälle in Form eines rechten Winkels oder einer Gabel oder in einer geraden Linie und anderer eigenthümlicher Erscheinungen dieser Art.

Auf diese Klassification der sämmtlichen Alterthümer folgt nun eine den dort entwickelten Ansichten gemässe Beschreibung der einzelnen hier abgebildeten Denkmäler, welche den übrigen Theil des Werkes füllt. Sie ist ausführlich, beurkundet die vertraute Bekanntschaft des Verf. mit seinem Gegenstande und enthält eine Menge schätzbarer Nachweisungen, freilich auch Manches, was blosse, mehr oder minder scharfsinnige Vermuthung ist. Der zweite Band beschreibt gleicherweise eine Anzahl Denkmäler, die jedoch im Ganzen betrachtet meist aus späterer
1839 Zeit und von geringerem Belang sind. Doch werden die Aufklärungen, welche die auch in Deutschland besprochenen Taufbecken durch Abbildungen noch unbekannter Exemplare erhalten, willkommen sein. Dem zweiten Bande ist eine chronologische Einleitung vorangestellt mit einzelnen, den Kalender betreffenden Abhandlungen. Auch ein Versuch ist (S. 48) gemacht, die nordischen Denkmäler nach der Zeit, so weit sie sich bestimmen lässt, zu ordnen. Für die ältere Zeit kann nur von Wahrscheinlichkeit die Rede sein, und Manches deucht

dem Rec. sehr bedenklich; wer z. B. würde das Grab, das die Sage dem Wittich, Wielands Sohn, [zuschreibt], für das wirkliche Grab des Helden, der freilich schon sehr früh in der Dichtung vorkommt, ernstlich zu halten und es in das 5. Jahrhundert zu setzen den Muth haben? Demungeachtet bleibt der Versuch verdienstlich, weil er diesen schwierigen Gegenstand wenigstens anzuführen wagt und ohne Zweifel zu weiteren Untersuchungen reizen wird. Schliesslich empfiehlt Rec. nochmals den deutschen Alterthumsforschern dieses Werk, welche ähnliche Denkmäler der deutschen Vorzeit zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht haben, und warnt nur, die Vermuthungen des Verf. nicht zur Grundlage noch gewagterer Behauptungen und leerer Phantasieen zu missbrauchen.

[anonym.]

NORSKE MINDESMAERKER, 1839

aftegnede paa en Reise igjennem en Deel af det Nordenfjeldske, og beskrevne af Lorentz Diderich Klüwer. Udgivne af det kongelige Norske Videnskabers Selskab i Trondhjem. Med 35 Steentryk. Christiania. Trykt i det Wulfsbergske Bogtrykkerie, af R. Hviid. 1823. 152 Seiten in Quart.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 184. Stück, den 14. November 1829. S. 1839–1840.

Dieses Werk kann als ein Anhang des vorhergehenden 1840
betrachtet werden. Die Beschreibung der norwegischen Alterthümer ist umständlich, die Zeichnungen, wie aus allem hervorgeht, sind höchst sorgfältig und genau, und sollte eine solche Ausführlichkeit nicht überall möglich oder auch nur wünschenswerth sein, so verdient sie doch hier Lob und erhöht den Werth der Arbeit. Zu dem Merkwürdigsten gehört ein neuentdeckter Runenstein (Taf. 12), schwer zu lesen und ebenso schwer zu erklären. Finn Magnussen findet darin eine Anrede an einen Berggeist und Beziehung auf den Glauben, dass neun Ellen tief unter der Erde ein Schatz liege. Diese Deutung ist scharfsinnig, wenn auch nicht gewiss. Sodann werden hier (Taf. 10 und 29) die beiden schon früher verkündigten Steine mit angelsächsischen Runen bekannt gemacht, die, wovon sonst kein Beispiel vorhanden ist,

unter der Erde in einem Grabe, das verbrannte Knochen enthielt, gefunden worden sind. Leider sind es jedes Mal nur einige an sich deutliche Buchstaben, über deren Sinn man zwar Vermuthungen haben kann, wie die hier mitgetheilten, aber keine Gewissheit, so dass kein eigentliches Resultat gewonnen wird. Alt sind diese Runen, da sie offenbar noch in die Periode fallen, wo man die Leichen verbrannte, welche, wie wir vorhin gesehen, Sjöborg mit dem 7. Jahrhundert zu Ende gehen lässt. Ein Drache von Messing (Taf. 11), der einen geharnischten Ritter im Rachen hält und als Schenkgefäss diente, erinnert an so manche Erzählung in den Heldengedichten des Mittelalters. Zwei hübsche, aus mündlicher Überlieferung gewonnene Volkslieder sammt den Melodieen sind eine dankenswerthe Zugabe.

[anonym.]

DIE DEUTSCHE HELDENSAGE

von Wilhelm Grimm. Göttingen, in der Dieterich'schen Buchhandlung. 1829. VI und 425 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 6. 7. Stück, den 14. Januar 1830. S. 49 — 58.

Untersuchungen über die Entstehung und Fortbildung des deutschen Epos sind für die Geschichte des menschlichen Geistes so wichtig, als ähnliche über den Homer. Es würde unbillig sein, allgemeine Anerkennung dieser Behauptung schon jetzt zu fordern; wir begnügen uns einstweilen damit, dass griechische Philologen, und darunter gerade die geistreichsten, Theilnahme an Untersuchungen dieser Art zeigen, wenigstens auf Resultate derselben zu hören geneigt sind. Gegenwärtiges Buch besteht aus zwei Abhandlungen, wovon die erste bei weitem den grössten Raum einnimmt. Sie enthält Zeugnisse über die deutsche Heldensage durch einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren. Dieser geschichtliche Überblick ist ein Vortheil, dessen sich das deutsche Alterthum allein in diesem Grade erfreut, und niemand wird zweifeln, dass die Beobachtung der Veränderungen, welche die Sage auf diesem langen

Wege erlitten, zu überraschenden Resultaten führen muss. Die Zeugnisse, meist, doch nicht streng, chronologisch geordnet, sind in drei Perioden eingetheilt. Die erste fängt mit Jornandes an, die zweite mit den Gedichten des Mittelalters im 12. Jahrhundert, die dritte mit dem 16. Jahrhundert; sie verfolgt die letzten Spuren der allmählich schwindenden Sage. Die Zeugnisse sind theils äussere, theils innere. Diese sind aus Betrachtung der Natur und des Wesens der Dichtungen selbst gewonnen, jene hatte der Verf. schon früher in den altdeutschen Wäldern zusammengestellt, sie sind aber hier nicht bloss neu bearbeitet und berichtigt, sondern auch sehr vermehrt. Die Reihe eröffnet Jornandes, in dessen Erzählungen wir bis zu einem gewissen Punkt in der gothischen Geschichte durchaus keine Historie, sondern nur Dichtung erblicken dürfen. Unbezweifelt bezieht er sich in einigen Stellen über Ermanarich auf unseren Fabelkreis, und glücklicherweise zeigt die wahrhafte Geschichte bei Ammian den Gegensatz. Die scharfsinnigen Vermuthungen derer, welche die Entstehung der Heldensage in das 11. Jahrhundert verlegen, werden nicht bloss durch Jornandes, sondern noch durch eine ganze Reihe anderer Zeugnisse, unter denen sich wichtige, durch Conybeare jetzt erst bekannt gewordene angelsächsische befinden, vernichtet. Merkwürdig sind die hier gleichfalls zum ersten Mal mitgetheilten Stellen aus altfranzösischen noch ungedruckten Gedichten, über die Verbreitung der Wielandssage in dem alten Karlingen.

Die inneren Zeugnisse liefern Untersuchungen über sämmtliche zu dem Fabelkreise gehörige Dichtungen. Hier stehen 51
die eddischen Lieder obenan. Man findet nicht die Vermuthung, sondern die Behauptung ausgesprochen, dass sie eine Übersetzung ursprünglich deutscher Gedichte enthalten; und der Beweis wird zunächst aus den geographischen Angaben geführt. Bei dem Hildebrandslied wird der Versuch gemacht, eine schwierige Stelle durch Hilfe angelsächsischer Gedichte aufzuhellen. Waltharius manu fortis ist jetzt entschieden dem sonsther bekannten Eckehard I. zu St. Gallen beigelegt, fällt demnach in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts. Bei dem Könige Ruther, wo wegen des unzuverlässigen Ab-

druckes, den wir besitzen, der cod. Palat. zum Grunde liegt, sind Quelle und Verknüpfungen mit anderen Sagen erörtert. Am ausführlichsten abgehandelt sind Nibelunge Noth, Klage und Biterolf, welche bloss zum Vortheil der Untersuchung in dieser Ordnung folgen; es soll nicht behauptet werden, dass darnach auch ihr Alter zu bestimmen sei. Bei der Nibelunge Noth wird die von Lachmann schon begründete Ansicht durchgeführt, dass sie nicht das Werk eines Einzigen sein könne und in zwei Theile zerfalle, die in mehr als einer Rücksicht von einander sich unterscheiden. Bei der Klage war vorerst zu erläutern, was sie selbst über ihre Quelle und verschiedene, vorangegangene Bearbeitungen aussagt. Dann wird, gestützt auf Lachmanns Untersuchungen, ausgeführt, dass der Verf. dieses Gedichts unsere Nibelunge Noth nicht vor sich hatte. Biterolf erscheint durch seine Beziehungen als eins der wichtigsten Denkmäler. Zuerst über die Quelle, insoweit der Dichter selbst sich darüber äussert; hierauf wird die Behauptung aufgestellt, dieses Werk als Ganzes betrachtet liefere keine echte
52 Sage, sondern sein an sich ziemlich unbedeutender Inhalt sei als eigenmächtige Erfindung in den Fabelkreis eingezwängt. Allein da der Dichter seine Personen dorther genommen hat und häufig ihre anderweitigen Verhältnisse einmischt, wovon er eine ziemlich vollständige Kenntnis mag besessen haben, so erhalten wir gewissermassen eine Übersicht jenes Kreises, welche hier ausgezogen und zusammengestellt ist. Wir finden Andeutungen über mehr als ein verlorenes Gedicht. Angehängt ist eine Untersuchung über den Dichter, deren Resultat die höchst wahrscheinliche Vermuthung gewährt, dass er und der Dichter der Klage eine und dieselbe Person sei. Bei der Überarbeitung des Nibelungeliedes und der Klage sind die wenigen Zusätze, die den Inhalt der Sage selbst berühren, aufgesucht, und über die Stelle, wo Siegfried ermordet wurde, ist eine Vermuthung geäussert. Die Vilkinasaga liefert reichliche Aufschlüsse; die seitdem aufgefundene altschwedische Abfassung ist benutzt, gleicherweise, was P. E. Müllers Sagenbibliothek Neues mittheilte. Neben einander gestellt sind Dieterichs Flucht, die Rabenschlacht und

Alphart und ihre Quellen und zugleich die Veränderungen angegeben, welche die Sage in den Punkten, auf welche hier Rücksicht genommen ist, erfahren hat. Bei Otnit und Wolfdieterich ist die Frankfurter Handschrift benutzt, aber zur Erörterung der Stelle, welche von der Quelle redet, konnte auch die Heidelberger und Strassburger zu Rath gezogen werden. Dagegen bei Wolfdieterich und Saben war dem Verf. nur die Bearbeitung Caspars von der Röhn zugänglich; die Wiener, von Hormayr angezeigte Handschrift wird ohne Zweifel neue Aufschlüsse liefern. Vier abweichende Darstellungen des Rosengarten werden unterschieden und von einer, gerade 53
der reinsten, aus einer Frankfurter Handschrift wird Nachricht gegeben. Das spätere Hildebrandslied folgt und das Lied von Siegfried, bei welchem zwei alte, bisher unbekannte Drucke, wovon einer eine plattdeutsche Übersetzung enthält, benutzt werden konnten. Bei der Blomsturvallasaga wird wahrscheinlich gemacht, dass sie ihre Kenntnis der Fabel aus der Vilkinasaga geschöpft habe. Der Cod. pal. von Dieterichs Drachenkämpfen liefert eine wichtige Stelle, wodurch eine sonst nicht vorkommende Angabe der Vilkinasaga bestätigt wird. Caspars von der Röhn Bearbeitung desselben Gegenstandes setzt eine andere Quelle voraus. Siegenot, Laurin und Etzels Hofhaltung folgen, und den Schluss der zweiten Periode macht die dem Heldenbuch zugefügte Übersicht der Sage. In der dritten Periode sind die späterhin in den Norden eingedrungenen Darstellungen der Sage, also die Hvenische Chronik, die dänischen Kjämpeviser und Färöischen Lieder betrachtet. Als Zugabe sind die Zeugnisse über das Gedicht von Gudrun zusammengestellt, das durch seinen hohen Werth den besten Gedichten des Fabelkreises so nahe steht. Sie gehen im Norden bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts zurück, eine in einem angelsächsischen Gedicht vorkommende Stelle möchte leicht noch älter sein; die deutschen Zeugnisse beginnen in dem 12. und verschwinden im 14. Jahrhundert.

Der Verfasser hatte bei Erklärung der Zeugnisse anderweitige Betrachtungen zurückgewiesen, weil er nicht vorgreifen

und zukünftigen Forschungen eine reine Grundlage liefern wollte. Indessen konnte er sich, als der ziemlich lange, mitunter unbequeme Weg zurückgelegt war, nicht versagen, eine Übersicht der Resultate, die er glaubte gewonnen zu haben, anzufügen. Andere werden weiter gehen, glücklicher und scharfsinniger beobachten. Die zweite Abhandlung beschäftigt sich also mit dem Ursprunge und der Fortbildung des deutschen Epos. Sie enthält sich des überwiegenden Vortheils wegen, den eine solche scharf begrenzte Untersuchung in der gegenwärtigen Lage der Dinge gewähren musste, aller Vergleichung mit ähnlichen Erscheinungen bei anderen Völkern. Der Verf. unterscheidet zuvorderst die Heldensage von der Göttersage, der bildlichen Darstellung des Übersinnlichen, und berührt die zwei verschiedenen Ansichten, die sich über die ersten bemerklich gemacht haben. Die eine sieht in der Heldensage abermals eine nur noch tiefer verhüllte Göttersage, die andere völlig entgegengesetzte nimmt eine rein geschichtliche, nur poetisch ausgeschmückte Grundlage an. Nachdem die Verlegenheit, in welche jede dieser Meinungen sehr bald geräth, angedeutet ist, bezeichnet der Verf. den Weg, den er einzuschlagen gedenkt. Er setzt die Entscheidung noch aus und legt eine Reihe von Beobachtungen vor, in der Hoffnung, dass diese uns dem noch verborgenen Ziele näher bringen. Eine Übersicht der ganzen Sage, wie sie sich in den erhaltenen Denkmälern darstellt, musste vorangehen. Die nordischen Dichtungen, denen ein deutscher Ursprung beigelegt wird, treten dabei nur in die Lücken ein. Jetzt wird die historische Anlehnung betrachtet, und hier ergibt sich das Resultat, dass die Sage das Frühere ist, die Einmischung der Geschichte das Spätere. Sodann werden Beispiele von Anknüpfung und Verschmelzung verschiedener Sagen nachgewiesen. Manchmal ist die Scheidung in das Ursprüngliche leicht, manchmal dringt die aus einer solchen Verknüpfung erwachsene Veränderung bis zu der ersten Grundlage, zerstört den alten Zusammenhang, schafft aber einen neuen. Verschieden hiervon sind Erweiterungen der Sage ohne Einmischung einer anderen. Sie stellen sich meist als spätere Zusätze dar, aber es gibt auch Fälle,

wo ein anderwärts lange vergessener Zug der ältesten Dichtung plötzlich wieder hervordringt. Dass blosse Einkleidungen in das Gewand des Epos stattgefunden, wird behauptet und mehreren Gedichten, wie Laurin, Siegenot, Etzels Hofhaltung, Dieterichs Drachenkämpfen ein solcher Ursprung beigelegt. Aber auch innerhalb des Kreises selbst finden wir Übertragung einer und derselben Fabel in andere äussere Verhältnisse, wovon König Ruther das merkwürdigste Beispiel gibt. Die Parteilichkeit, die sich für einen Helden der Sage zu entwickeln pflegt, zumal wenn eine unfreie Ansicht erst die Kraft der Poesie hemmt, hat einen grossen Einfluss auf die Dieterichssage ausgeübt und durch das Bestreben, alles, was seinem Ruhm schaden konnte, zu entfernen, den inneren Zusammenhang und Verstand der Sage gestört. Dass Veränderung der Sitten bedeutend eingewirkt, ist ein Satz, der erst durch Nachweisung merkwürdiger Beispiele Interesse erhält. Wie dadurch die Grundlage des Nibelungeliedes sich völlig umgewandelt, ist dargethan, aber eine noch genauere und lehrreichere Durchführung des Satzes machten die aus verschiedenen Zeiten rührenden Recensionen des Liedes von Hildebrand möglich. Auch der poetische Werth der Dichtungen musste berücksichtigt werden, insoweit nämlich die verschiedene Auffassung den Geist eines jeden Zeitalters kund gibt. Die eddischen Lieder werden 56
erhaben genannt und ihre dramatische, bei einzelnen Momenten beharrende, den Zusammenhang nur in grossartigen Andeutungen bewahrende Darstellung der des Nibelungeliedes entgegengesetzt, wo wir einer ruhigen, gleichförmigen, an epischer Breite und Ausführlichkeit Wohlgefallen tragenden Erzählung begegnen. Dem Nibelungeliede an die Seite gestellt wird Gudrun, ein, wie es scheint, bis jetzt ziemlich unbeachtet gebliebenes Gedicht von seltener Trefflichkeit, das längst alle Freunde der Poesie würde entzückt haben, wenn es in einer anderen als der einheimischen Sprache gedichtet wäre. Der Geist des Nibelungeliedes herrscht noch in Otnit, Wolfdieterich, Rosengarten und Alphart, ist aber schon einige Stufen herabgestiegen. In der Rabenschlacht und Eckenausfahrt ist die Darstellung wortreich, hier und da kraftlos, doch eine Ader von

edlerem Metall aus früherer Zeit läuft noch hindurch. In dem Liede von Siegfried ist jener alte Geist erstarrt, ohne lebendige Bewegung, dem Erlöschen nah, endlich in der Bearbeitung Caspars von der Röhn die Poesie völlig abgestorben. Das elfte Kapitel behandelt einen schwierigen Gegenstand, die Erhaltung und Fortbildung des Epos durch die Sänger und durch die Schrift. Der Verf. hat zusammengestellt, was er darüber auffinden konnte, ohne Zweifel werden sich in der Folge noch weitere Aufklärungen ergeben. Hieran schliesst sich eine geschichtliche Übersicht des Verhältnisses, in welchem das Epos zu der jedesmaligen Bildung der Zeit stand. Es genoss frühe und lange Zeit hindurch der höchsten Achtung, begann mit dem Aufkommen der höfischen Dichter zu sinken und fiel zuletzt noch in die Hände der geistesarmen Meistersänger. In
57 dem dreizehnten Kapitel wird eine wichtige, bis dahin aufgeschobene Untersuchung über das Wunderbare in dem Epos vorgenommen. Das Übernatürliche scheint allerdings in früherer Zeit mächtiger gewesen zu sein und sich allmählich zurückgezogen zu haben, obgleich es nicht ganz entbehrt werden konnte und sogar in einigen Stücken auf eine gröbere Weise wieder eingeführt wurde. Einige allgemeine Bemerkungen machen den Schluss. Hier wird die Frage über den Ursprung der Sage wieder aufgenommen. Die Entwickelung aus der Geschichte, auf welche Beziehungen vorkommen, wird bestimmt geleugnet, dagegen nicht in Abrede gestellt, dass wirkliche Ereignisse, insofern sich in ihnen der Geist des Lebens oder, wem dies deutlicher ist, das ideale Dasein kund gab, Anlässe der Dichtung mögen gewesen sein. Nur an das, was wir historische Thatsachen nennen, kann dabei nicht gedacht werden. Ausser diesem geschichtlichen, gleichsam leiblichen Element wird aber auch ein geistiges anerkannt. Das Epos hat den Glauben an das Wunderbare, die bildlichen Ausdrücke für das Übersinnliche, in sich aufgenommen. Beides einigt sich in dem Begriffe des vollen Lebens, welches abzuspiegeln zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Beruf der Poesie war, welche eben deshalb niemals ohne innere Bedeutung, einen geistigen Mittelpunkt bestehen konnte. Vorerst also nimmt der Verf. einen rein poe-

tischen Ursprung des Epos an und sieht keine Veranlassung, zu glauben, dass es eine Umbildung der Göttersage sei. Eine merkwürdige Stelle bei Ammian zeigt, dass bei den Galliern die poetische Darstellung der Heldenzeit von der Betrachtung göttlicher Dinge sehr bestimmt geschieden war. Ob es sich mit dem Epos anderer Völker ebenso verhalte, möge von Unbefangenen mit aller Freiheit der Meinung untersucht werden.

Dass ein vollständiges Register angehängt ist, scheut sich der Verf. selbst nicht zu loben. W. G.

DE HILDEBRANDO ANTIQUISSIMI CARMINIS TEUTONICI FRAGMENTUM 465

edidit Guilelmus Grimm. Sumtibus editoris. Göttingen MDCCCXXX. Fünf Blätter in Fol.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 48. Stück, den 27. März 1830. S. 465—469.

Bevor der Herausgeber von der Casseler Bibliothek Abschied nahm, glaubte er eins ihrer Kleinode noch einmal auf das Sorgfältigste untersuchen und, da es einigermassen in seinen Kräften stand, für dessen Erhaltung sorgen zu müssen. Das Bruchstück von Hildebrand ist der einzige Überrest epischer Gedichte aus der Carolingischen Zeit und er ist nur in dieser einzigen Handschrift vorhanden. Da die grösste Vorsicht nicht jeden möglichen Zufall abwendet (im Jahre 1813 schlug eine russische Granate in den Bibliothekssaal), so würde mit diesem Codex eins der merkwürdigsten Denkmäler des einheimischen Alterthums untergehen. Der Abdruck in der Ausgabe von 1812 (selbst wenn er nicht an drei Stellen berichtigt werden müsste) reicht nicht aus, weil einige, und darunter wichtige Wörter 466
verblasst oder verwischt, mithin zweifelhaft sind und durch den Druck unmöglich können dargestellt werden. Wer eine kritische Ausgabe liefern will, muss nothwendig die Handschrift selbst ansehen. Ausserdem aber hat die Diplomatik gerechte Ansprüche auf ein Denkmal, das seines gleichen nicht findet und schon eine Stelle in einem Lehrbuche dieser Wissenschaft verdient, selbst wenn nur das Wichtigste sollte ausgehoben

werden. Das Facsimile, welches Eckhart in der Francia orientalis von den 14 ersten Zeilen lieferte, scheint flüchtig und aus freier Hand gemacht: nicht bloss hat die Schrift darin ihren eigenthümlichen Charakter verloren, und ist genau genommen kein einziger Buchstabe richtig, sondern es finden sich auch in diesem kleinen Stücke nicht weniger als fünf grobe Fehler. Z. 5 steht rrtun für ritun, Z. 8 firet für fireo, Z. 10 chunine für chuninc, Z. 14 herttu für heittu, und oftar für ostar. Mit Hilfe des trefflichen Pariser Pflanzenpapiers verfertigte der Herausgeber eine Durchzeichnung des Ganzen, bei welcher er sich keine Mühe verdriessen liess und von welcher er glaubt ohne Anmassung behaupten zu dürfen, dass sie im Stande sei, das Original völlig zu vertreten. Jede Zeile, jeder Buchstabe hat seinen richtigen Platz, kein Strich fehlt, keine verwischte oder abgesprungene Stelle ist ausgefüllt, und blasse und schwarze Dinte unterscheiden sich wie im Original. In der Übertragung der Zeichnung auf den Stein ist geschehen, was möglich war, und schwerlich würde ein Kupferstich dieser so nahe gekommen sein, der leichter auf den Abweg geräth, die Formen der Buchstaben eleganter und dem Auge gefälliger zu machen. Der
467 Herausgeber empfiehlt hier das lithographische Institut des Herrn Arnold in Cassel, welches eine für Arbeiten dieser Art geschickte Hand besitzt. Um den Eindruck des Originals noch vollkommener zu erreichen, wurde durch eine zweite sogenannte Tonplatte die Farbe des alten, gebräunten Pergaments wieder gegeben. Die Löcher darin sind durch Striche angedeutet und können zu völliger Täuschung ausgeschnitten werden. Nur die Ziffern sind zugesetzt.

Das Reagens ist an zwei Stellen angewehdet worden: vor den Zeilen 10—12 und am Ende bei der Glosse von Christus; die letztere, schon früher richtig gelesen, ward nur deutlicher, dort, wo sich eine schwache, kaum sichtbare Spur von Schrift zeigte, traten ein Paar Buchstaben hervor, die man in dieser Abbildung erblickt, die jedoch ohne Bedeutung zu sein scheinen.

Eine so genaue Betrachtung der alten Handschrift, wie sie hier nöthig war, verdiente wohl, etwas bisher Übersehenes zu finden. Die acht ersten Zeilen der zweiten Seite rühren von

einer anderen Hand. Diese zweite Hand ist weniger fest, die Buchstaben sind ungleicher und krauser, und als eine Verschiedenheit in der Gestalt derselben kann noch angemerkt werden, dass der Kopf von g allzeit völlig geschlossen erscheint, während der erste Schreiber daneben noch ein anderes g gebraucht, dessen Kopf unten nicht ganz zugezogen ist. Mit dem Worte inwit Z. 32 hat dieser wieder die Feder genommen. Ausser Zweifel gesetzt wird die Behauptung durch die Verschiedenheit der Orthographie in jenen acht Zeilen, wovon die Beweise in der Vorrede zusammengestellt sind.

Diese Entdeckung scheint vielleicht auf den ersten Anblick ziemlich unwichtig, indessen ergeben sich daraus einige nicht

gleichgültige Folgerungen. Erstlich wird es unwahrscheinlich, dass das Lied aus einem Codex abgeschrieben sei: warum sonst eine Veränderung in der Orthographie? Dies ist auch deshalb nicht zu vermuthen, weil man sonst hätte voraussehen müssen, dass der übrige Raum nicht genüge; ein grosser Theil des Liedes scheint noch zurück, denn es fehlt die ganze Entwickelung der Erzählung. Zweitens kann man sich nicht vorstellen, dass der Schreiber aus eigener Erinnerung das Lied aufgeschrieben habe, denn sollte er mitten in der Arbeit aufgestanden sein und einem anderen einige Zeilen dictiert haben? Der Fall, dass beide Schreiber das Lied auswendig gewusst und daher der zweite, als der erste gestört worden, habe fortfahren können, ist bloss möglich, aber schon an sich nicht sehr wahrscheinlich und wird völlig abgewiesen durch die Übereinstimmung beider in einer auffallenden Eigenthümlichkeit. Beide gebrauchen nämlich — braht und — brant in der Zusammensetzung der Eigennamen Hiltibrant und Hadubrant als völlig gleich. Darf man nach den späteren Gedichten urtheilen, so verdient —brant den Vorzug.

Auf eine und dieselbe Quelle werden wir also hingewiesen, und die kann nicht leicht etwas Anderes als mündliche Überlieferung gewesen sein. Das wird auch wohl durch eine kritische Untersuchung bestätigt werden, welche die Eigenthümlichkeit solcher Auffassungen nachweist, ich meine eben so wohl Lücken des Textes, als überflüssige Zusätze. Ob es

aber ein Sänger von Gewerbe war, der sein Lied vortrug, oder nicht, wer wollte das entscheiden?

Es ist nur eine geringe Anzahl von Exemplaren abgezogen, welche die Dieterich'sche Buchhandlung übernommen hat; nach Verlauf eines Jahres wird der Stein abgeschliffen. W. Gr.

DER ARME HEINRICH.

ein erzählendes Gedicht des Hartmann von Aue, metrisch übersetzt von Karl Simrock. Nebst der Sage von 'Amicus und Amelius' und verwandten Gedichten des Übersetzers. Berlin, in der Lane'schen Buchhandlung. 1830. XXXII und 110 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II. 97. Stück, den 20. Juni 1831. S. 967–968.

Hartmanns Gedichte von dem armen Heinrich kann nicht leicht ein anderes von gleichem Werthe aus der doch auch in kleinen Erzählungen reichhaltigen Litteratur des Mittelalters an die Seite gesetzt werden. Es schildert eine rührende Begebenheit aus dem häuslichen Leben, in welche das Wunderbare und Unglaubliche auf eine überraschende Weise eintritt, und ist mit einer Innigkeit und Wärme, zugleich mit einer leichten und ungesuchten Anmuth erzählt, wie es in solcher Verbindung nur einem Dichter von entschiedenem Talente möglich ist. Kein Wunder also, dass hier der dritte Versuch gemacht wird, auch diejenigen zum Genusse einzuladen, denen das Original verschlossen ist. Hr. Simrock versteht die alte Sprache, hat Sinn, Geschmack und Takt, wie er das alles schon bei Übersetzung des Nibelungeliedes bewiesen, und uns deucht, er habe auch hier seine Sache so gut gemacht, als möglich ist, wenn man in die heutige Sprache übersetzen, dabei die ursprüngliche Darstellungsweise, die kurzen Reime, überhaupt das beibehalten will, was den, der mit der Kunst jener Zeit unbekannt ist, zumeist befremdet und geniert. Was der Verfasser sonst hinzugethan hat: die Einleitung über die Verbreitung, das Alter und den Gehalt der Sage, die eigenen poetischen Auffassungen derselben, endlich die Abhandlung eines Freundes über Charakter und

Bedeutung des Hartmann'schen Gedichtes, das ist alles angemessen, nicht oberflächlich, nicht abschreckend durch trockene Gelehrsamkeit, kurz, es hält sich in einer gefälligen Mitte. Wohlan, wir empfehlen das artige Büchlein; vielleicht findet es bei dem mächtigen Herrn, den wir das grosse Publikum nennen, eine gute Stunde, in welcher ihm 1522 Verse dieser Art ehrlich durchzulesen keine zu starke Anstrengung scheint.

[anonym.]

QUELLEN DES SHAKESPEARE IN NOVELLEN, MÄRCHEN UND SAGEN. 252

Herausgegeben von Dr Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel und Karl Simrock. Berlin, in der Fincke'schen Buchhandlung, 1831. Erster Theil, VIII und 266 S. Zweiter Theil, VI und 268 S. Dritter Theil, VIII und 288 S.

Göttingische gelehrte Anzeigen, Bd I, 26 Stück, den 16. Februar 1832. S. 252—255.

Das Eigenthümliche dieses Buches besteht nicht darin, dass die Quellen Shakespeares, d. h. die Erzählungen und Sagen, die ihn zu seinen dramatischen Dichtungen veranlassten, aufgesucht sind, denn das haben schon Engländer und Deutsche von der Mistress Lennor und Eschenburg an bis auf Douce und Dunlop gethan, obgleich auch hier Einiges nachzutragen und zu berichtigen war und eine solche Zusammenstellung in eleganten Übersetzungen, wie die hier gelieferten sind, fehlte. Es besteht vielmehr darin, dass die tiefer liegende Quelle, nämlich die in jenen Erzählungen enthaltene allgemeine Volkssage, zum Gegenstande der Untersuchung gemacht ist. Veranlassung dazu fanden die Verfasser oder vielmehr Herr Simrock, der in dieser Hinsicht die Arbeit allein übernommen, so wie er bei den Übersetzungen das Meiste gethan, in den Fortschritten, welche die Erklärung der Sagen und Mythen in Deutschland gemacht hat; allerdings ist der Gesichtspunkt erweitert und die Zusammenstellung des Ähnlichen und Verwandten etwas Besseres geworden, als ein unfruchtbares Verzeichnis. Was Herr Simrock in den Anmerkungen, welche die ganze Hälfte des dritten Theiles

253 fällen, geleistet hat, ist in der That dankenswerth. Er hat mit Sinn und Geist, mit sichtbarem Fleiss und Liebe zur Sache Inhalt und Zusammenhang der alten Überlieferungen erörtert und die ursprüngliche Idee darin aufgesucht. Das Interesse, das dadurch erregt wird, gleicht dem, welches grammatischen Untersuchungen eigen ist, die die Wurzel eines vielfach umgestalteten Wortes zu entdecken streben; denn die Sage ist wie die Sprache etwas Lebendiges, das sich zwar die Willkür der Menschen muss gefallen lassen, aber doch niemals ganz von ihr unterjocht werden kann. Herr Simrock hat manches Neue, einiges Überraschende und Glückliche vorgebracht, und zwar in einer belebten und anziehenden Darstellungsweise. Wir können in das Einzelne nicht eingehen; als das Vorzüglichste nennen wir die Anmerkungen zu Julie und Romeo, Hamlet und dem Kaufmanne von Venedig; bei dem Letzteren ist die Ansicht ausgeführt, dass durch die Sage von dem Ausschneiden des verpfändeten Fleisches der Gegensatz zwischen dem alten, strikten und dem mildernden prätorischen Rechte ursprünglich sei dargelegt worden. Diese Idee ist mit Scharfsinn und Gewandtheit entwickelt, wir haben nur dabei zu bemerken, dass, da die gelehrte Kenntnis der römischen Rechtsgeschichte und jenes Unterschieds, der allerdings den Hauptinhalt derselben ausmacht, schwerlich eine wahre Volkssage (und eine solche haben wir gewiss vor uns) veranlasst hat, der Ursprung derselben in eine Zeit fallen müsste, wo jener Unterschied lebendig gefühlt wurde, ihr also ein ausserordentliches Alter zukäme, wofür einige ältere Zeugnisse nothwendig sind, wenn die Hypothese nicht allzu
254 gewagt sein soll. Rec. ist also geneigt, vorerst noch für das Wahrscheinlichste zu halten, dass bei der Entstehung dieser Sage der jüdische Glaube an die reinigende Kraft des Christenblutes, der jüdische Christenhass, endlich auch das Bestreben, die jüdische List und Verschlagenheit als eine niedrige darzustellen, die vor der höheren Klugheit der Christen zu Schanden werde, gewirkt habe.

Noch eine Bemerkung über das ganze Buch. Man liest in Beziehung auf Shakespeare diese Sammlung mit einem eigenen Gefühle von Bewunderung und Erstaunen. Das Verschieden-

artigste hat ihm Stoff dargeboten, und nur ein Geist von solcher dichterischer Kraft und solchem Umfange war fähig, auf einem scheinbar oft flachen und unfruchtbaren Boden Wurzel zu schlagen und zu solcher Herrlichkeit sich zu entfalten. Er hat den Samen manchmal zwischen Steine geworfen, und ein mächtiger Baum ist aufgewachsen. Wie hat er z. B. die Geschichte von Julie und Romeo, die hier ziemlich unbedeutend erscheint, mit dem höchsten Leben zu durchdringen gewusst. Der Sage von Amleth, die Saxo nicht ohne Kunst erzählt, die aber doch etwas Steinernes oder Metallenes an sich trägt, hat er gleichsam die Fesseln gesprengt, freie, reiche und edle Bewegung gegeben. Immer hat er das Überlieferte für seinen Zweck mit sicherem Takt gefasst, abgeändert oder fortgebildet; er ist ihm manchmal mit Treue bis in das Einzelne gefolgt, ein ander Mal hat er es ganz aufgegeben und ist seinen eigenen Weg gegangen. Aber jeder bedeutende Mensch, sagt Goethe, muss auch gesetzgeberisch verfahren, und wir sind verbunden, den Dichter anzuerkennen, wenn wir auch sein Eingreifen nicht überall billigen. Kein 255
Zweifel also, dass alle, welche in diesem Sinne die vorliegende, wohlausgestattete Sammlung benutzen, dankbar sie aufnehmen werden; dagegen als ein blosses Unterhaltungsbuch (und deren gibt es ohnehin genug) wissen wir es nicht zu empfehlen. Die meisten dieser Novellen gehen kaum über das Mittelmässige hinaus, einige verletzen den Anstand nach den Sitten unserer Zeit, welchen wir Achtung schuldig sind, und die Erzählung Bandello's von den Zwillingsgeschwistern gefällt sich in schamloser Lüsternheit, die durch die Bemerkung nicht getilgt wird, dass man über die Freiheit italienischer Sitte, die dem Verfasser (der noch obendrein Bischof war) solche Schilderung erlaubte, erschrecken werde. In der Vorrede zu dem ersten Theile steht, dass dieses Werk, bloss für die Unterhaltung und das Vergnügen der Leser bestimmt, ihre Belehrung niemals zum Zweck, wenn auch mittelbar zur Folge habe. Vielleicht ist gerade das Gegentheil wahr, und die wissenschaftliche Zugabe, die als Nebensache gelten soll, dem Verfasser der Hauptzweck gewesen. Wir loben das so sehr, dass wir ihm rathen, bei der Fortsetzung, welche die Vorrede und der zweite Titel des Buchs: Bibliothek

der Novellen, Märchen und Sagen verleinst, entschieden auf diese Seite überzugehen. [anonym.]

SAMMLUNG HISTORISCHER VOLKSLIEDER UND GEDICHTE DER DEUTSCHEN.

Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr O. L. B. Wolff. Stuttgart und Tübingen, bei J. G. Cotta, 1830. 769 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 30. 31. Stück, den 23. Februar 1832. S. 301—304.

Eine Sammlung, wie der Titel des vorliegenden Buches sie ankündigt, wird weder der Geschichtsforscher noch der Geschichtschreiber von sich weisen. Diesem gewährt sie hier und da einen lebendigen Blick, wo es die gewöhnlichen Quellen nicht vermögen, jenem manche sonstber nicht bekannte Einzelnheiten, genauere Angaben, Berichtigungen. Mit Vorsicht und Geschick wollen freilich solche Lieder immer benutzt sein, und kommt es auf die darin herrschende Gesinnung an, so wird man bedenken müssen, dass es fast immer eine Partei ist, welche spricht und in der poetischen Form keinen Anlass zur Mässigung findet. Einen epischen Charakter trägt nicht leicht eins, das ein wirklich historisches Factum erzählt; auch den poetischen Werth darf man in der Regel nicht hoch anschlagen, wiewohl man nicht selten einem frischen, kräftigen Ausdrucke begegnet und gleich in dieser Sammlung Mehreres der Art vorkommt, so ist z. B. S. 102 die Ermahnung an kaiserliche Majestät des Evangelium halben in seinen Erblanden mit wohlmeinendem Sinne lebendig ausgesprochen, wie überhaupt die aus dem Religionskriege stammenden Lieder in dieser Hinsicht den Vorzug verdienen. Aufzusuchen waren sie in allgemeinen Sammlungen, in Chroniken, die man nicht überall findet, endlich in den sehr seltenen, in alten Bibliotheken meist versteckten fliegenden Blättern. Wäre dem Recensenten die Aufgabe gestellt, ein Buch dieser Art zu verfertigen, so würde er vorerst sich ein Verzeichnis alles bisher schon Bekannten und in neuerer

Zeit Gedruckten mit aller Genauigkeit, welche Arbeiten dieser Art erfordern, gemacht und dann aus den seltenen und seltensten Quellen das Unbekannte aufgesucht und gesammelt haben. Ohne Benutzung grosser Bibliotheken, nicht bloss einer oder zweier, würde das Resultat nicht bedeutend ausfallen, denn solche Kleinigkeiten verstecken sich und wollen aufgesucht sein; allein wo sich handschriftliche Chroniken oder Sammlungen der im 17. Jahrhunderte, namentlich zur Zeit des dreissigjährigen Krieges häufigen fliegenden Blätter und kurzer Berichte, wie z. B. in Dresden und Cassel vorfinden, da dürfte man auf eine 303
gute Ernte und auch wohl auf manche überraschende Entdeckung hoffen. Ein solches Unternehmen erfordert Zeit und ein behagliches Fortführen, und da nicht leicht ein Zweiter sobald wieder daran geht, so hat der, welcher sich ihm unterzieht, die Pflicht, ohne einen gewissen Grad von Vollständigkeit nicht hervorzutreten, sehr accurat bei der Ausarbeitung zu sein und das Werk dem Gebrauche so bequem als möglich zu überliefen. Litterarische Nachweisungen, historische Erörterungen, sorgfältige Register sind hier mehr als irgendwo an ihrem Platze. Freilich eine mühsame Arbeit wird es sein, aber die Lust zur Sache muss dabei helfen, ohne welche sie niemand anfangen sollte. Was die äussere Anordnung betrifft, so räth Rec. zu der chronologischen, die freilich nicht so streng und pedantisch zu sein braucht, dass nicht das Zusammengehörige neben einander dürfte aufgestellt werden. Sodann hätte das Verzeichnis des bereits in leicht zugänglichen Sammlungen oder Büchern Vorhandenen vorangeschickt, in das Werk selbst aber nur das Seltene oder völlig Unbekannte aufgenommen werden müssen, also nur was aus Handschriften, alten Chroniken, fliegenden Blättern usw. geholt war.

Herr Wolff zeigt Eifer und Liebe für seine Arbeit, was wir gerne und rühmend anerkennen wollen; hätte er seine Sache nur etwas besser gemacht! Von allem, was Rec. für eine solche Sammlung empfehlen zu müssen glaubte, hat er so viel als nichts gethan. Sein Verdienst beschränkt sich darauf, zum Abdrucke gegeben zu haben, was er in einer gewissen Zeit zusammengebracht hatte; darunter befindet sich einiges

Schätzbare, aber viel mehr noch, was in allbekannten Büchern steht. Wie wenig er sich um litterarische Untersuchungen und bessere Einsicht bemüht hat, beweist gleich der Eingang, wo sechs Seiten mit einer schlechten, irgendwoher erborgten Übersetzung einiger historischen Lieder Walthers von der Vogelweide angefüllt sind, deren Verfasser Herr Wolff nicht kannte und die er vornen in dem Inhaltsverzeichnisse frisch weg um hundert Jahre wenigstens jünger macht, als sie wirklich sind. Andere Lieder Walthers in ähnlicher kläglicher Bearbeitung stehen unter S. 596—599. In ihrer Nähe findet man auch das Ludwigslied aus dem 9. Jahrhundert, man kann sich denken, in welchem erbaulichen Texte; da kommt thananas vor und fanonuf zusammengedruckt; er scheint neuere Bemühungen um diesen Text nicht gekannt zu haben. Wer soll das nun gebrauchen? Das Hildebrandslied ist S. 688—693 als ein historisches, Gott weiss warum, aufgeführt, versteht sich aus dem entstellten Texte des Wunderhorns (das zeigt das unerhörte schriemenschlag); von dem alten Bruchstück mag der Verfasser nichts wissen. Eine weitere Kritik wäre überflüssig. Werth verleiht dem Buche der Abdruck fliegender Blätter aus der Grossherzoglichen Bibliothek zu Weimar, nur leider ist der Text nicht bloss in der Quelle selbst sehr verderbt, es kommen auch noch Druckfehler in solchem Überflusse hinzu, dass man oft keine sechs Zeilen lesen kann, ohne auf ganz unverständliche Worte zu stossen.

[anonym.]

724

CRITISK UNDERSÖGELSE AF SAXOS HISTORIES SYV SIDSTE BÖGER.

Ved D. Peter Erasmus Müller, Biskop i Sjælland. Saerskilt aftrykt af det kongelige danske Videnskabernes Selskabs Skrifter. Copenhagen. 1830. 260 S. in 4.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 73. Stück. den 7. Mai 1831. S. 724—728.

Den ersten Theil dieses Werkes, welcher die neun ersten Bücher Saxos untersucht, hat Rec. im Jahre 1824 St. 41. 42

[oben S. 294—302] und zwar mit gebührendem Lobe angezeigt, der gegenwärtige zweite befasst nun die sieben letzten Bücher dieses vielbesprochenen Geschichtschreibers. Dort war die Sagenzeit mit dem ersten dämmernden Lichte der historischen Wahrheit der Gegenstand der Abhandlung, hier bricht dieses Licht 735
immer heller ein, so dass die letzten Bücher als eine unbezweifelt echte und wichtige Quelle der Geschichte zu betrachten sind. Die Kritik also, die es dort nur mit der Echtheit der Sage zu thun hatte, ist hier auf die Wahrheit der erzählten Begebenheiten selbst gerichtet und geht festen Schrittes, da sie gleichzeitige Zeugen, wie Adam von Bremen, Helmold und nicht viel spätere, wie Snorro Sturleson, die Knytlingasaga und andere anhören kann. Unser Verfasser, der, wie sich von selbst versteht, seine Arbeit mit gleicher Unbefangenheit, Wahrheitsliebe und feinem Takte, der sich nicht erlernen lässt, fortgeführt, hat doch mitunter Gelegenheit gehabt, Saxos Genauigkeit und Unparteilichkeit in der Darstellung der Begebenheiten zu bemerken. Rec. begnügt sich anzuzeigen, dass in dieser zweiten Abtheilung die dänische Geschichte von Harald Gormsen bis auf Waldemar I, also bis auf Saxos Lebenszeit abgehandelt wird und Aufklärungen gewonnen sind, welche auch der deutschen Geschichte in den merkwürdigen Verhältnissen Waldemars zu Friedrich I und Heinrich dem Löwen zu gut kommen. Rec. meint, dass wir uns jetzt auf dem Standpunkte befinden, wo ein schliessliches Urtheil über Saxo möglich ist. Dahlmann, der in seiner Kritik der altdänischen Geschichte trefflich aufgeräumt hat, thut unserem Saxo, obgleich er ihn ironisch genug behandelt, von seinem Standpunkte aus kein Unrecht an, am wenigsten denkt er daran, das lebensvolle und geistreiche Werk in seinem natürlichen Werthe zu kränken. Denn Rec. gesteht, dass er diejenigen, welche, Bedeutung und Gehalt der Sage leugnend, nur einen abgeschmackten Tand darin erblicken und 738
die Ratten, welche die schon gedruckte Knytlingasaga gleichsam mit kritischem Instinkte völlig auffrassen, als die vernünftigsten Beurtheiler geltend machen möchten, dass er diese für nicht besser hält, sondern für schlechter, als die anderen, welche ohne Kritik sich dem Glauben an eine unverwüstliche

historische Wahrheit darin überlassen; denn diesen kann doch Gemüth, Sinn und Gefühl für die nach freien Gesetzen wirkende poetische Kraft des menschlichen Geistes eigen sein. Dass der, welcher nach den Forderungen unserer Zeit Geschichte schreibt, von der Sage, da wo keine Vergleichung mit historischen Denkmälern möglich ist, wenig Gebrauch machen könne, darf man zugeben, ohne dass man damit behauptet, es sei ganz und gar nichts Geschichtliches darin enthalten. Mag auch das historische Element, das, wie man doch wohl annehmen muss, bei ihrer Entstehung mitwirkte, sich sehr bald verflüchtigt haben und völlig unkenntlich geworden sein, so ist doch nicht einzusehen, warum sie bei ihrer Fortdauer und weiteren Entfaltung, eben weil sie allem, was das menschliche Leben berührte, offen stand, nicht auch geschichtliche Ereignisse wiederum habe aufnehmen können. Ein Beispiel gewährt unsere Nibelungensage. Sie kennt den Hunnenkönig Attila als einen mächtigen, aber halbbarbarischen Herrscher, wie ihn sein Zeitgenosse Priscus beschreibt, und erzählt den Untergang des burgundischen Königs Gundichari und seines ganzen Geschlechts durch die Hunnen, was als historisches Factum hinlänglich verbürgt ist; von allem dem aber weiss die ältere Sage in den
737 eddischen Liedern noch nichts, und dass es nicht auf gelehrtem Wege in das deutsche Gedicht gekommen sei, glaubt Rec. aus mehr als einem Grunde. Auf diese Weise mögen in Saxos [Werke], wie in den altnordischen Sagen, selbst in den verachteten Stammtafeln des Langfedgatal, wirkliche Helden und ihre Thaten so gut wie mythische einen Platz gefunden haben, und es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, eine erweislich spätere Einmischung habe eine gleichmässige Umwandlung des Ganzen zur Folge gehabt. Und dass sie in diesem Zustande, in welchem Altes und Neues noch neben einander stehen können, dennoch über andere Dinge, die keine Geschichte sind, z. B. Privatleben, innere Verhältnisse, Rechtszustand überraschende Aufschlüsse geben können, wenn man sich von Ungläubigkeit ebenso wie von einer schwächlichen Gläubigkeit frei hält, davon ist Rec. überzeugt.

Die Vorrede enthält die erfreuliche Nachricht, dass der

Verf. ernstlich daran denkt, eine neue Ausgabe des Saxo zu besorgen, wozu er gegenwärtiges Werk als eine Vorarbeit betrachtet. Der Commentar, der sie begleiten wird, soll für unsere Zeit das sein, was Stephanius der seinigen gewährte. Schon Dahlmann hatte das Bedürfnis einer solchen Ausgabe auseinandergesetzt; da keine Handschrift mehr existirt, so muss die princeps Ascensiana zu Grund gelegt werden; Klotz hatte sogar die Druckfehler aus Stephanius beibehalten. Möge es dem Verf., dem nach Münters Tode der Bischofstuhl von Seeland zu Theil geworden ist, nicht an der Musse fehlen, die nöthig ist, ein solches Unternehmen zu Ende zu führen. Zu den grossen Verdiensten, die sich Herr P. E. Müller um die nordische Vorzeit 735
bereits erworben hat, wird sich ein neues gesellen, das die deutschen Alterthumsforscher ebenso bereitwillig und dankbar anerkennen werden. [anonym.]

LE PANTCHA-TANTRA, 736

ou les cinq ruses, fables du Brahme Vichnou-Sarma; aventures de Paramarta et autres contes, le tout traduit pour la première fois sur les originaux indiens; par M. l'abbé J. A. Dubois. Paris, bei *J. B. Merlin*, 1826. 415 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 76. Stück, den 12. Mai 1832. S. 756—760.

Der durch sein Werk über die Sitten und Gebräuche der Indier bekannte Verfasser erfüllt ein dort gegebenes Versprechen, indem er eine Sammlung von Fabeln und Erzählungen, wie sie noch heutzutage unter den Indiern umgehen, und die er aus drei in verschiedenen Mundarten abgefassten Originalen übersetzt hat, mittheilt. Die erste Abtheilung, le Pantcha-Tantra, d. h. die fünf Listen, nimmt den grössten Raum ein und enthält nichts Anderes, als eine Übertragung oder vielmehr erweiternde Überarbeitung der alten und berühmten, unter dem Namen Hitopadesa bekannten Fabelsammlung in Sanskrit, die nach der Meinung des Verfassers in der Absicht unternommen worden ist, um dem Volke, welches kein Sanskrit versteht, das Buch zugänglich zu machen; denn diese Fabeln gehören zu

den wenigen Werken, deren Lectüre von den Brahminen allgemein erlaubt wird. Von den fünf Abschnitten, in welche das
757 Ganze abgetheilt ist, findet sich der fünfte nicht in Hitopadesa und gibt sich auch durch den verschiedenen Stil als Zusatz zu erkennen. Die dritte Abtheilung liefert sechs Erzählungen, die, wie der Übersetzer sagt, durch ganz Indien bekannt sind und in welchen man nur eine Einkleidung wirklicher Begebenheiten erblickt. Darin irrt man wohl, aber die Erzählungen sind sehr artig, und gleich die erste, wo vier Taube in die schönste Verwirrung gerathen, hat wahrhaft komische Kraft; alle werden ohne Zweifel auf mannigfache Weise in Europa wuchern. Es fällt auf, dass die meisten dazu dienen, die Brahminen zu verspotten, und in einer, gerade nicht der schlechtesten, wird die Verehrung der büssenden Heiligen als eine lächerliche Täuschung dargestellt. Von der mittelsten Abtheilung redet Rec. zuletzt, weil sie ihm gerade die wichtigste ist. Sie führt den Titel: aventures de gourou Paramarta und ist in acht Abenteuer eingetheilt. Ein Missionär, P. Beschie, hatte sie in tamulischer Sprache geschrieben und, wie einige vermutheten, bloss in der Absicht, die Brahminen und ihre Gebräuche lächerlich zu machen, selbst erfunden. Allein diese Voraussetzung ist falsch, Abbé Dubois hat selbst Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, dass in Gegenden Indiens, wohin der Name und die Schriften des P. Be[s]chie niemals gedrungen waren, der Grund dieser Erzählungen verbreitet war. Wir haben also eine allgemeine indische Volkssage vor uns, und als solche erweist sie sich auch so sehr, dass, wer mit der Natur solcher Überlieferungen bekannt ist, keinen Augenblick an ihrer Echtheit zweifelt. Es tritt darin ein Meister oder Priester Paramarta,
758 d. h. Einfaltspinsel auf, von fünf Schülern umgeben, deren allegorische Namen (Stupide, Idiot, Hébété, Badaud, Lourdaud) schon hinlänglich ihre Natur andeuten. Sie erzeigen ihm eine ungemessene Verehrung und folgen seinen Lehren mit einem blinden Gehorsam; die Abenteuer, die sie gemeinschaftlich bestehen und die mit seinem tragikomischen Tode endigen, machen den Gegenstand des kleinen, wohlgeordneten Epos aus. Das Charakteristische besteht darin, dass unter dem Scheine der

höchsten Weisheit, die mit besonnenem Ernste und mit reicher Erfahrung den Weltereignissen begegnet, die unbeschreiblichsten Albernheiten ausgeführt werden. Betrachtet man es als eine humoristische Liebhaberei an der Dummheit, so wird man das Ganze höchst ergötzlich, die Ausführung trefflich finden; um dieses Urtheil zu rechtfertigen und einen deutlichen Begriff von dem Wesen dieser Poesie zu geben, müssen wir eine kleine Probe ausheben. Meister Paramarta befindet sich mit seinen Schülern auf einer Reise und gelangt zur Mittagszeit zu einem kleinen Flusse, wo sie eine seichte Stelle aufsuchen. Als sie glücklich gefunden ist und die ganze Gesellschaft eben im Begriffe steht durchzuwaten, wird der Meister bedenklich, und indem er sich der Tücken erinnert, die das Wasser schon oft ausgeübt, ertheilt er den weisen Rath, nur dann erst in den Fluss zu treten, wenn er sich in dem Zustande des Schlafes befinde. Dummkopf wird ausgeschickt, darüber Nachforschungen anzustellen, ihm aber dabei die grösste Vorsicht empfohlen. Er nähert sich also sachte und berührt endlich mit einem Stückchen brennenden Holz die Oberfläche des Wassers. Da das Feuer sogleich mit Zischen verlischt und der Rauch ihm ins Gesicht steigt, so 759
läuft er erschreckt zurück und meldet dem Meister, das Wasser sei in heftigen Zorn gerathen: als er es nur leise berührt, habe es um sich gesprüht und gleich einer Schlange gezischt, ihn selbst habe es durch einen gewaltigen Rauch ersticken wollen, und nur durch ein Wunder sei er entronnen. Ohne Lebensgefahr könnten sie in diesem Augenblicke den Fluss nicht passieren. Paramarta ergibt sich in die Fügung des Schicksals, lässt sich mit seinem Gefolge an dem Ufer nieder, um geduldig den Zeitpunkt zu erwarten, wo der Fluss in Schlaf fallen werde. Erst als sie sehen, dass ein anderer Reisender mit seinem Pferde ruhig durchreitet, fassen sie neuen Muth, und nach abermaligen weisen Reden und Berathungen wird Dummkopf zum zweiten Male abgesendet, den Zustand des Flusses zu erforschen. Mit zitternder Hand hält er das ausgelöschte Holz an den Spiegel des Wassers, der sich jetzt nicht regt. Er wiederholt die Probe noch einige Mal und läuft dann voll Freude zu seinem Meister, um ihm anzukündigen, dass das Wasser in tiefem Schlafe liege.

Auf diese günstige Nachricht wagen sie endlich, jedoch nur, wie der Meister vorsichtig empfiehlt, unter tiefem Schweigen, um den Schlaf nicht zu stören, hindurchzugehen. An die Abderiten denkt hier jeder, aber wem die deutsche Sage nicht fremd ist, der wird sich an die Bürger von Schilda und, wer die Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts kennt, an das Lalenbuch und seine meisterhafte Darstellung einer solchen selbstzufriedenen, glückseligen Albernheit erinnern. Es ist in der That unserem indischen Gedicht nicht bloss verwandt, sondern es beruht völlig auf derselben Grundlage, und so verschieden die Ausführung der Idee hier ist, so kommen doch auch mehr oder minder übereinstimmende Züge vor, z. B. der eine Schüler Paramartas setzt sich auf den Ast, den er abhauen will, und wundert sich, als er mit herabfällt. Auch die wohlgefällige Breite der Darstellung ist dieselbe. Allein Rec. ist im Stande, ein noch viel höher hinaufgehendes Alter der deutschen Sage nachzuweisen. Freidank, der im Jahr 1229 sein gnomologisches Werk beendigte, spielt ohne Zweifel darauf an, wenn er sagt: wisiu wort unt tumbiu werc, diu habent die von Gouchesberc, womit der Inhalt der Sage vollkommen bezeichnet wird. Also ein abermaliges Beispiel von dem Alter und der Gemeinschaft der Sage bei den verschiedensten Völkern; es versteht sich dabei von selbst, dass sie zu Freidanks Zeit nicht erst erfunden wurde. Nirgends aber ist sie auf persönliche Satyre angelegt, sondern verdankt der freien poetischen Lust ihr Dasein.

Die Angabe des Titels, dass die Abenteuer Paramartas hier zum ersten Mal übersetzt seien, ist unrichtig. Schon im Jahre 1822 war in London erschienen: the adventures of the Gooroo Paromarton, a tale in the tamul language by B. Babington, wovon der französische Übersetzer billigerweise hätte Kenntnis haben sollen.

[anonym.]

RUN-LÄRA AF JOH. G. LILJEGREN. 175

Stockholm. Trykt hos P. A. Norstedt et Söner. 1832. 220 S. in Octav, mit 12 Steindrücken.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 18. Stück, den 31. Januar 1833. S. 175—176.

Es ist lobenswerth, dass von Zeit zu Zeit Bücher erscheinen, welche die in einem bestimmten Gebiete der Wissenschaft bis dahin gewonnenen Resultate verständig und fleissig zusammenstellen. Bei einer leichten Übersicht des Ganzen schreitet man mit mehr Sicherheit und Bequemlichkeit weiter, bis wieder ein Ruhepunkt kommt, wo jene Arbeit aufs Neue muss vorgenommen werden. Ein solches Buch ist das vorliegende, welches von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm im Jahre 1821 den Preis erhielt, jedoch, seines 176
Umfangs wegen und weil es durch spätere Zusätze und Umarbeitungen Veränderungen erlitten hatte, nicht in die Schriften der Akademie konnte aufgenommen werden. Jetzt erscheint es auf Veranlassung und mit Unterstützung der Akademie besonders gedruckt. Die Einleitung erörtert den Begriff der Runen; der erste von den beiden Hauptabschnitten stellt das runische Alphabet dar, der zweite zählt die Runendenkmäler auf und erklärt sie. Hr. Liljegren, dessen Thätigkeit für das nordische Alterthum wir schon früher in diesen Blättern (1826. St. 37 [oben S. 376—379]) rühmend anerkannt, hat mit Fleiss und Sorgfalt seine Aufgabe gelöst, auch nicht versäumt, die zum Verständnis nöthigen Denkmäler auf den hinzugegebenen Tafeln abbilden zu lassen. Neue Forschungen und Entdeckungen darf man hier nicht suchen, eine belebtere Darstellung, freiere Auffassung und etwas mehr Kritik hätten wir gewünscht, indessen wird jeder, der sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, dieses neue Hilfsmittel dankbar zur Hand nehmen, welches schon seines praktischen Nutzens wegen keiner besonderen Empfehlung bedarf. Wahrscheinlich ist das vorliegende Exemplar das einzige, welches bis jetzt aus Schweden herübergekommen ist;

wir verdanken die Mittheilung desselben Hrn. E. F. Mooyer in Minden, der selbst nordische Alterthümer eifrig sammelt und den antiquarischen Nachlass des bekannten Arendt an sich gekauft hat. Wir haben einen Theil seiner Papiere durchgesehen, sie enthalten meist die Originalzeichnungen von den in verschiedenen älteren Werken abgebildeten Runensteinen, sind mithin von Werth; wie gross dieser sei, wird sich freilich erst bei einer Beschäftigung mit dem Einzelnen ergeben.

[anonym.]

---

569 # UNTERSUCHUNGEN

über die ursprüngliche Beschaffenheit und weiteren Entwickelungen des griechischen und über die Entstehung des gothischen Alphabets. Von W. Bäumlein, Prof., Lehrer an der lat. Schule zu Biberach. Mit zwei vergleichenden Schrifttafeln. Tübingen. Bey H. Laupp. 1833. 116 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 58. 59. Stück, den 10. April 1834. S. 569—578.

Das Resultat der ersten Abhandlung gibt der Verf. selbst am Schlusse derselben folgendergestalt an (S. 54. 55):

„Durch eine phönizische, wahrscheinlich unter ägyptischem Einfluss gestandene Kolonie wurde das semitische Alphabet in das (nachherige) Böotien gebracht. Nachdem es bereits einige Änderungen erfahren hatte, nahmen die benachbarten Pelasger, Ionier (d. h. Attiker) wahrscheinlich geraume Zeit nach der Verdrängung der ägialischen Pelasger (Ionier) aus dem Peloponnes dieses semitische Alphabet im Ganzen vollständig, mit
570 denselben Namen und in derselben Folge der Buchstaben, von den Phöniziern an. Einige Zeichen giengen den Griechen entweder gleich anfangs, wie etwa das ו, oder allmählich, wie σάν, βαῦ, κόππα für den Schriftgebrauch verloren, andere änderten ihre Bedeutung und mit dieser ihre Namen gleich anfangs, wie ה und ע, welche von den Griechen bei Annahme des phönizischen Alphabets in die Vocale E und O mit den Namen εἶ und οὖ verwandelt wurden, oder allmählich durch die Fortbildung und Erweichung der griechischen Sprache, wie י, ק, ה, ב und

wohl auch die Zischlaute. Die mit den letzten vorgegangenen Veränderungen zogen auch eine Veränderung in ihrer Stellung nach sich.

Zu dem ursprünglichen Alphabet kam sehr frühe das aus dem βαῦ hervorgegangene Ϝ oder V, darauf ξῖ in der Figur eines Kreuzes im italischen Griechenland, χῖ in der Figur eines ϕ im äolisch-dorischen Dialekte, χῖ in gewöhnlicher Gestalt bei den übrigen Griechen und φ im eigentlichen Hellas. Zuletzt fügte dem griechischen Alphabete Simonides aus Keos um das Jahr 500 noch Ξ (mit dem mitten herabgezogenen Verticalstrich), Ψ (für ψῖ) und Ω bei und gab dem H die Bedeutung eines ē. Dieses von Simonides erweiterte und veränderte Alphabet brachte zur Zeit des peloponnesischen Krieges unter dem Archonten Euklides im 2. Jahre der 94. Olympiade (= 403 vor Chr.) der Samier Kallistratos nach Athen, worauf dann das alte, einheimische Alphabet, ἀρχαῖα, παλαιά, ἐπιχώρια, nach seinem ersten Ursprunge Φοινικήϊα, Καδμήϊα, nach den griechischen Stämmen, die es zuerst annahmen, Ἀττικά, Ἰωνικά, Πελασγικὰ γράμματα genannt, gegen das bequemere neuere (Ἰωνικὰ γράμματα, weil diese 571
Stammesbenennung nur dem nach Asien ausgewanderten Theile geblieben war) vertauscht ward."

Nachdem wir noch angemerkt haben, dass Hr. Prof. Bäumlein einer der geschichtlichen Betrachtung sich empfehlenden, neuerdings von Bopp (vergleichende Grammatik S. 3) angenommenen Behauptung Jac. Grimms, die Vocale E und O seien späteren Ursprungs, entschieden und mit der Äusserung entgegentritt (S. 43. 44): „diese Annahme sei von dem Standpunkte der reinen Sprachlehre" (das heisst doch wohl der philosophischen?) „betrachtet so sonderbar und setze eine so wunderliche Vorstellung von dem Leben der Sprachen voraus, dass er nicht umhin könne, sich zu verwundern, wie denkende, mit dem organischen Leben der Sprache vertraute Forscher sie aufstellen oder annehmen möchten": so überlassen wir die Beurtheilung dieses Abschnittes anderen und wenden uns zu dem zweiten, der den Rec. näher angeht, über die Entstehung der gothischen Schrift (S. 56—116).

Hr. Prof. Bäumlein stimmt mit dem Rec., der in seinem

Buche über deutsche Runen diesen Gegenstand behandelt hatte, darin überein, dass er das gothische Alphabet nicht als eine Erfindung und eigenmächtige Composition des berühmten gothischen Bischofs ansieht, sondern als ein eigenthümliches, bereits vorhandenes Alphabet, dessen sich Ulfilas sehr natürlich bediente. Er erkennt ferner eine Übereinstimmung des gothischen Alphabets mit dem griechischen, lateinischen und runischen [an], weicht jedoch von dem Rec. insofern ab, als er einige Buchstaben bloss aus dem lateinischen abstammen lässt. Runische
572 Zeichen nimmt er nur drei an, Th, U, O; das gothische V erklärt er für das griechische Υ, mit dem es im Cod. arg. gleiche Gestalt hat, näher kommt es in den neapolitanischen Urkunden der angelsächsischen Rune Wên, mit welcher es Rec. für identisch hält.

Rec. hatte sich begnügt, die Übereinstimmung des gothischen mit den drei genannten Alphabeten als eine Eigenthümlichkeit desselben nachzuweisen. Hr. Prof. B. geht weiter und erklärt diese Erscheinung theils durch Annahme eines alten gemeinsam germanischen Alphabets, theils durch eine ausgebildete Hypothese von der geschichtlichen Entwickelung des gothischen Alphabets. Darnach haben mehrere Jahrhunderte vor Christus die Griechen ihr (ursprünglich aus Hieroglyphen entsprungenes) Alphabet den germanischen Völkern mitgetheilt. Ulfilas hat dieses vorgefundene Alphabet, da es zum genaueren Ausdrucke der gothischen Laute ungenügend erschien, theilweise umgestaltet und den Buchstaben ihre Reihenfolge und ihren Zahlenwerth gegeben. Das Umgestalten wird dahin erklärt, dass er diejenigen Buchstaben, deren Verwandtschaft mit den griechischen und lateinischen deutlich war, zu grösserer Ähnlichkeit damit abgeändert habe. Die drei runischen Buchstaben behielt aber Ulfilas nur aus dem Grunde bei, „weil er ihren Zusammenhang mit den griechischen nicht mehr ahnte".

Die Voraussetzung eines alten gemeinsam germanischen Alphabets, insofern sie sich auf den wahrscheinlichen Gebrauch der Runen in Deutschland stützt, will Rec. gelten lassen, doch nur als eine Vermuthung, da wir nirgends vorsichtiger als hier vorschreiten sollten. Dagegen von allen übrigen Behauptungen

des Verf. dünkt den Rec. keine auch nur wahrscheinlich. Er glaubt weder, dass die Germanen das Alphabet von den Griechen 573
in früheren Jahrhunderten vor Christus empfangen, noch dass es nachher der gothische Bischof wieder umgearbeitet und gleichsam zurückübersetzt habe. Wo ist nur ein Schein von Beweis für die Behauptung, dass Ulfilas dem gothischen Alphabet erst diese Reihenfolge und den davon abhangenden Zahlenwerth beigelegt habe? Es ist blosse Voraussetzung des Verf., damit seine Hypothese nicht sogleich zusammenfalle. Gieng Ulfilas auf diese Weise zu Werk, so schuf er in der That etwas Neues, denn er warf die alte runische Reihenfolge, die von der griechischen völlig abweicht, über den Haufen: wir begreifen aber nicht, wie ihm der Gedanke zu einer solchen Gewaltthätigkeit kommen konnte, oder wie sie praktisch durchzusetzen war, denn warum sollen wir glauben, dass er jetzt erst die Gothen den Gebrauch der Buchstaben als Zahlen gelehrt habe, der an sich so natürlich ist? Auch gewährt für die Verwendung der Runen in diesem Sinne der runische Kalender ein Beispiel, wo die sieben Wochentage mit den sieben ersten Buchstaben des runischen Alphabets bezeichnet werden, versteht sich nach ihrer eigenthümlichen Ordnung, welche F den ersten Platz zutheilt. Man begreift ferner nicht, was Ulfilas habe bewegen können, bei seiner vorgeblichen Umarbeitung des Alphabets mit den Paar Runenbuchstaben eine Ausnahme zu machen: nichts natürlicher, wenn er das germanische Alphabet dem griechischen näher bringen wollte, als auch hier consequent zu bleiben. Der Grund, er habe den Zusammenhang nicht mehr geahnt, ist an sich schwach und gesucht, aber, wenn man ihn auch wollte gelten lassen, hier ganz unanwendbar. Die Thorrune konnte ohne grosse Veränderung in das griechische Θ übergehen, Othil 574
lag dem Ω noch näher, und die Ähnlichkeit der Gestalt ist kaum zu übersehen, die Urrune umzuändern war sogar gerechte Veranlassung da, weil sie mit dem H so leicht konnte verwechselt werden. Die angebliche Erweiterung des gothischen Alphabets müsste bloss in dem Zeichen für HV bestanden haben, welches uns bis jetzt noch geradezu überflüssig erscheint, dessen Grund wir vielleicht noch einsehen lernen. Rec. ist ganz entgegen-

gesetzter Meinung und glaubt, dass Ulfilas in dem vorhandenen gothischen Alphabet gar nichts änderte, sondern alles so, wie er es vorfand, beibehielt, womit er natürlich nicht leugnet, dass das griechische Alphabet schon längst Einfluss auf das gothische ausgeübt habe.

Hr. B. baut auf den Ursprung des Alphabets aus hieroglyphischen Zeichen allzuviel, wenn er annimmt, die semitischen Buchstabennamen seien in dem runischen Alphabet mit nationalen vertauscht, dabei aber der alte auf den hieroglyphischen Ursprung zurückweisende Grundsatz festgehalten worden, dass der Laut des zu benennenden Buchstaben im Anlaute des Buchstabennamens müsse enthalten sein. Eine wunderbare, unbegreifliche Erhaltung des Bewusstseins von der ersten Entstehung! Rec. kann keinen so tiefliegenden Grund darin erblicken, sondern nichts als eine ganz natürliche Andeutung des Zusammenhangs des Namens mit dem Zeichen: wer es für nöthig hält, den Buchstaben Namen beizulegen, wird wahrscheinlich immer auf diese Weise verfahren. Übrigens ist Rec. im vollen Ernste der Meinung, dass der Ursprung des Alphabets vorgeschichtlich sei. Es ist eine sinnreiche, aber immer
575 noch zweifelhafte Vermuthung, dass hieroglyphische Bilder auf die Gestalt der Buchstaben eingewirkt haben: doch einmal das Factum zugegeben, so ist eine solche Einwirkung Nebensache, die Hauptsache bei dem Alphabet ist die Scheidung der Laute in ihre wahre und natürliche Bestandtheile, welche nicht eine stückweise, durch Zufall zu erlangende, sondern vollkommene und tiefe Einsicht in den Organismus der Sprachlaute voraussetzt. Welchem Jahrhundert der bekannten Geschichte denkt man wohl eine so ungemeine, durch blosses Nachsinnen und grammatische Forschung gewonnene Einsicht beizulegen?

Aus dem Bisherigen ergibt sich, wie sehr die allgemeinen Ansichten des Rec. von denen des Verf. abweichen. Jetzt wäre Rec. wohl verpflichtet, dem gelehrten Detail der Abhandlung zu folgen, den einzelnen Behauptungen beizustimmen oder zu widersprechen: bei aller Bereitwilligkeit indessen vermag er es nicht: die Grundlage ist leider ungenügend, die Acten zur Schlichtung des Streits sind unvollständig, ein Stück darunter

ist sogar falsch. Erstlich hat Hr. B. einer im litterarischen Anzeiger von 1806 durch Aretin bekannt gemachten Urkunde, die ein Fragment eines lateinischen mit gothischen Buchstaben geschriebenen Sendschreibens des Kaisers Glycerius an den ostgothischen Feldherrn Widemir vom Jahre 473 enthalten soll, Vertrauen geschenkt, und die Echtheit derselben scheint ihm durch die „vielseitige und gründliche“ Prüfung Aretins hinreichend erwiesen. Weitläuftig ist allerdings der genannte Commentar, aber so ungründlich, dass eine oberflächliche Betrachtung der vorgeblichen Urkunde, der Gebrauch des U in der Gestalt des lateinischen Buchstaben, des J als G usw. schon 576
das erbärmliche Machwerk darthut. Indessen ist der Schade, der daraus der Abhandlung erwächst, nicht bedeutend: diese vielleicht noch kein Jahrhundert alten gothischen Buchstaben figuriren fast nur in der einen Tabelle, und es ist nichts von Belang daraus geschlossen. Folgenreicher ist der zweite Fehlgriff des Verf. Er hat sich bei den neapolitanischen Urkunden der ganz elenden Nachbildung in Gräters Bragur bedient, von welcher man ohne Übertreibung behaupten kann, dass sie nicht einen einzigen Buchstaben genau und richtig darstelle. Da das schöne Facsimile von Sierakowsky nicht in den Buchhandel gekommen und schwer zu erlangen ist, so kann die Vernachlässigung davon Hrn. Prof. B. nicht eigentlich zum Vorwurf gereichen; allein Rec. meint, dass Hr. Prof. B. das Alphabet, das Rec. daraus in der vergleichenden Tabelle zu seinem Buche über die Runen zusammengestellt, nicht so gänzlich durfte unberücksichtigt lassen: der Widerspruch mit der früheren Nachbildung konnte ihm nicht entgangen sein. Natürlich irrt der Verf. fast in allen Behauptungen, die sich auf die Gestalt der Buchstaben in den neapolitanischen Urkunden gründen. Nur einige Beispiele. In den neapolitanischen Urkunden kommt nicht weniger als viermal und ganz deutlich das Wort SKILLIGGANS vor, der acc. pl. von SKILLIGGS (Schilling). Weil das anlautende S umgewendet steht, so ist es in der alten Nachbildung entweder ganz ausgelassen oder ein blosser sinnloser Streich abgesondert hingestellt. Auf diesem Wege erwächst ein unerhörtes Zeichen für S und das abenteuerliche

Wort Killiggans (im Bragur steht obendrein, weil das aus-
577 lautende S dem lateinischen E gleicht, Killiggane), das unser Verfasser mit einem abermaligen Fehler „Killigans“ schreibt. Man könnte zur Entschuldigung anführen, dass in der Urkunde von Arezzo nach der Abbildung bei Knittel das Wort ebenfalls in dieser Form vorkomme, aber auch diese Abbildung ist so schlecht, dass kein Zweifel übrig bleibt, in dem Original stehe das Richtige. Das zweite Beispiel ist noch wichtiger. Das U, gerade einer der merkwürdigsten Buchstaben des gothischen Alphabets, weil er unveränderlich in der Gestalt der unten offenen Urrune erscheint, ist im Bragur geradezu wie das U der lateinischen Uncialschrift, d. h. unten geschlossen, dargestellt: davon weiss das Sierak. Facsimile nichts, wo nur häufig die beiden Striche oben nicht verbunden, unten aber immer offen sind. Hr. B., seiner trüben Quelle folgend, sieht sich genöthigt, ein zweites gothisches, dem lateinischen gleiches U anzunehmen, und zieht daraus S. 88—90 Folgerungen, die natürlich ohne allen Grund sind. — Der letzte Vorwurf, den wir dem Verf. machen, hätte eigentlich der erste sein sollen: ihm sind gothische Denkmäler, die gerade für seine Untersuchungen wichtig, ja unentbehrlich waren, unbekannt geblieben. Wir meinen drei verschiedene, sehr eigenthümliche gothische Alphabete mit besonderen Benennungen der Buchstaben, gothische Fragmente, gothische Zahlen, und endlich noch ein gothisches Alphabet mit beigesetzten Ziffern, welche merkwürdigen Überreste aus Wiener und einer vaticanischen Handschrift Rec. schon im Jahre 1828 in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, einer allgemein zugänglichen Zeitschrift*), in sorgfältigen Nachbildungen
578 bekannt gemacht und erläutert hat. Es gibt kaum einen Satz dieser Abhandlung, den der Verf. nicht selbst, wenn er mit diesen Quellen bekannt gewesen wäre, anders aufgestellt oder völlig umgeändert hätte. Man wird dies an sich schon so natürlich finden, dass es genügt, wenn wir ein einziges weiter nicht ausgesuchtes Beispiel anführen. Der Verfasser legt Gewicht darauf, dass sich die griechische Form des S zu Ulfilas Zeit (nämlich C) in dem gothischen Alphabet nicht finde, welches

*) [Vgl. den zweiten Aufsatz im dritten Band der Kl. Schr.]

also, schliesst er, in Beziehung auf diesen Buchstaben nur mit dem römischen und altgriechischen im Zusammenhange stehe: indessen kommt diese Form in dem einen Wiener Alphabet nur eckig, wie sie aber auch im griechischen bekannt war, vor. Wir können nicht umhin, am Schlusse dieser Anzeige unser Bedauern auszudrücken, dass die Gelehrsámkeit des Verfassers und die sichtbare Liebe zur Sache nicht den Erfolg gehabt haben, den sie verdienen.

Wilh. Grimm.

HARZGEDICHTE. 578

Nach einer bessern Orthographie geschrieben und mit einem Wortregister versehen von G. Schulze. Clausthal, bey Schweiger 1833. VI und 90 S. in 12.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 58. 59. Stück, den 10. April 1834. S. 578—581.

Die Bewohner des Harzes gehören bekanntlich nicht zu dem niedersächsischen Stamme, der sie umgibt, sondern sind zu Betreibung des Bergbaues aus anderen Gegenden Deutschlands herbeigezogen. Sie halten fest an den überlieferten Sitten und Gebräuchen, wie an der eigenthümlichen Mundart- welche entschieden zu den oberdeutschen gehört. Die gelegent, lich darin abgefassten Gedichte hat Herr Schulze gesammelt 579 und macht hier eine Auswahl bekannt, deren Orthographie er geregelt und deren Verständnis er durch das beigefügte Wörterbuch erleichtert hat. Für deutsche Sprachforscher ist also zunächst dieses Büchlein bestimmt, denen es ohne Zweifel willkommen sein wird. Aber auch die Poesie, die darin herrscht, wenn sie gleich nicht sehr tief geht, ist gar nicht zu verachten: zwar sind auch blosse Gelegenheitsgedichte darunter, die meisten jedoch enthalten idyllische Gemälde von dem häuslichen Leben der Harzer, und Manches davon, wie z. B. das Sonnabendsvergnügen wird auch jemand, der die Wahrheit davon nicht aus Erfahrung kennt, gerne lesen und sich daraus ein Bild von einem lustigen Abend der Bergleute zusammensetzen können.

Die Mundart weist entschieden nach Thüringen, Franken und den Maingegenden. Wir wollen Einiges anführen. a wird

durch o ausgedrückt: voter, tohk (Tag), beklohng (beklagen); ebenso â: schlof, host, blosen. ë durch a: lader, barcmann, assen, baten, harr, flahn (pflegen), farn, besahn. ê durch ie: beschtiehn (bestehen), giehn. ei durch ä: än, käns, bäde, nä, häm, äer (Eier), mäster, ränklich. o und ô durch u: gruss, stuss, hulen; luhn, lus, tud. oe durch ie in bies, durch ä in hären, schänste, und durch e in heh. ou durch â: fra, bahm. öu durch æ: frähd. u vor r durch o: storm, dorscht, worscht, forsch (fürs), ü vor r durch e: ferst; das alte u ist in dunner erhalten. ü sonst durch ie und i: biegel, michl, kienig; mitz,
580 kich, hibsch, glicklich. üe durch ie: fiehren, frieh. Bei den Consonanten ist anzumerken, dass die med. d, b, g härter ausgesprochen werden, aber doch nicht wie tenues: nur das anlautende g klingt vor einer liq. fast wie k. Ebenso zischt s stärker, doch nicht wie z; geschrieben ist zaldat, zallat.

Auf jene oberdeutschen Mundarten deuten die Kürzungen arpt (Arbeit), braung (brauchen), darkleing (dergleichen), flahng (pflegen); rimmer (umher), rob (herab); die Zusammenziehungen merbleim (wir bleiben), hamersch (haben wirs), gahremer (gebe er mir), merwolln; die Ausdrücke ebs, iwest (irgend nur), itzuner; nn für nd: hanneln, anner, kinnskinner; die Partikel ter- vor dem Verbum statt er-: terlaubt, terwischt (vgl. Grimm Gr. 2, 819). Auch der Infinitiv auf a zeigt sich: schreia. Gewandlich ist eine fränkische Diminutivform (Gramm. 3, 674): zugleich aber erscheint merkwürdigerweise auch eine meklenburgische und pommersche (Gr. 3, 683) in breiting (Bräutigam), Rosining, Katrining. Sonst die oberdeutschen Diminutive Dortel, Gretel, Kunradsel, hemmel (Hemdlein), krickel (Krüglein), liehnel (kleiner Lohn), miesel (Mäuslein), presel (Bröslein, nicht Prieschen, wie der Herausgeber übersetzt); guschle Küsschen, wörtlich Mäulchen: gusche, guschel ist in Franken, im Hanauischen in vertraulicher Rede sehr gebräuchlich. Der Ausruf kranket, plattd. krankt, oberdeutsch kränk heisst nichts Anderes als die fallende Sucht. Alle riet wird auch im Hennebergischen gesagt (Reinwald Idiotikon 2, 104). Seltsam ist die Redensart namm dei geripp, wohlan, triff Anstalten, besorge das Nöthige.
581 Sollte sie aus dem Plattdeutschen, wo man sagt: ik hebbe mien

geriev, ich habe was ich brauche, das Nöthige, ein eingedrungen sein?

Es würde löblich sein, wenn Herr Schulze sich weiter mit den Dialekten des Harzes beschäftigen, dabei Sagen, Sitten und Gebräuche, wie sie dort herrschen, sammeln wollte: die eigenthümliche Beschäftigung wie die grossartige Natur muss auf die Gedanken und das geistige Leben des Menschen entschiedenen Einfluss ausüben. [anonym.]

VRIDANKES BESCHEIDENHEIT

402

von Wilhelm Grimm. Göttingen. In der Dieterich'schen Buchhandlung. CXXX und 438 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd 1, 41. 42. 43. 45. Stück, den 16. 19. 23. März 1835. S. 402—424. 445—448.

Als Kaiser Friedrich II nach langem Zaudern endlich gegen den Willen des Papstes im Jahre 1228 den kurzen aber merkwürdigen Kreuzzug unternahm, befand sich unter seinem Gefolge ein höfischer Dichter, den die Sehnsucht, das heilige Grab zu sehen, vielleicht auch Vasallenpflicht bewogen hatte, sich anzuschliessen. Nachdem der Kaiser, bei an sich geringen Mitteln und durch den Bannstrahl des erzürnten Papstes gelähmt, einen in jedem Falle günstigen, nur durch die seltsam verwickelten Umstände erklärbaren Frieden schnell und unerwartet abgeschlossen hatte, eilte er nach Jerusalem, wo er die neu erworbene Krone sich selbst aufs Haupt setzte. Während dieser Abwesenheit des Kaisers verfasste der zu Ackers oder Ptolemais zurückgebliebene Dichter, der sich selbst VRIDANC nennt, ein Gedicht, dem er den Titel BESCHEIDENHEIT gab. Dieses Wort bezeichnete damals so viel als richtige Einsicht und Beurtheilung der Dinge, also etwas ganz Anderes als was wir heutzutage darunter verstehen, so dass unsere modestia dabei nicht ins Spiel kam, obgleich man einsieht, wie sie aus jenem Begriffe sich entwickelte, indem sie billigerweise immer die Folge davon sein sollte. Freidank gedenkt der historischen Ereignisse, von denen er Zeuge war, und sein Gedicht ist auch

in dieser Beziehung dem Geschichtsforscher von Werth: er schildert Syrien und spricht über Rom auf eine Weise, dass man glauben muss, er habe auf der Hinfahrt dort verweilt, denn
403 seine Äusserungen verrathen eigene Anschauung. Indessen macht den eigentlichen Haupttheil seines Gedichtes, das von mässigem Umfange ist (es beträgt in gegenwärtiger Gestalt noch nicht 5000 Verse), eine Betrachtung von dem geistigen Zustande seiner Zeit aus, ein Weltspiegel, in welchem die verschiedenen Stände von dem Papste und Kaiser bis herab zu den Knechten, die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, der religiöse Glaube, Tugenden und Laster in mannigfaltiger Abwechselung berührt und dargestellt werden. Allein es sind nicht Aussprüche individueller und einseitiger Betrachtung (die wir von diesem Dichter auch mit Dank hinnehmen würden), sondern die Ausfüllung des Werkes besteht grossentheils aus den dem ganzen Volke zugehörigen Sprichwörtern, die frisch und lebendig, frei und geistreich, häufig mit Anmuth und Zierlichkeit ausgedrückt werden. Wir besitzen also zugleich eine Blumenlese von Sprichwörtern, wie sie im Anfange des 13. Jahrhunderts vorzüglich im südlichen Deutschland gäng und gäbe waren, oder, wenn man will, eine Popularphilosophie, die freilich ohne System und wissenschaftliche Consequenz ist, aber doch von der Einheit zusammengehalten wird, die in der eigenthümlichen und lebensvollen Bildung jenes Zeitalters lag. In der Einleitung habe ich untersucht, ob und in wie weit Freidank etwas von dem Seinigen hinzugethan habe. Meiner Ansicht nach ist er auch in dieser Hinsicht auf die beste und natürlichste Weise, gerade so wie ein Dichter muss, zu Werke gegangen, ich meine, wir besitzen zwar alte und älteste Überlieferung, allein der Dichter hat sie als freies Eigenthum betrachtet und dem empfangenen Gedanken das Siegel des eigenen Geistes aufgedrückt.

Ein Gedicht dieses Art musste bei der verschiedensten
404 Gesinnung Anklang finden, und die Zeugnisse, die ich zusammengestellt habe, bewähren, in welchem Ansehen es durch das ganze 13. Jahrhundert stand. Es wurde nicht bloss gepriesen, auch einzelne Sprüche wurden dorther geholt. Hugo von Trimberg am Schlusse des Jahrhunderts rühmt es dankbar; Boner

im 14. Jahrhundert verschweigt die Quelle. Fortdauer durch die folgende Zeit beweisen die vorhandenen Papierhandschriften. In dem 16. Jahrhundert ward es durch eine trocken moralische Überarbeitung von Sebastian Brant der herrschenden Gesinnung näher gebracht und in dieser Gestalt in einem Zeitraum von 75 Jahren nicht weniger als siebenmal aufgelegt. In dem nächstvergangenen Jahrhundert erkannten Lessing und Herder seinen Werth, und der Abdruck in der Müllerschen Sammlung half zwar dem nächsten Bedürfnis ab, erschwerte aber durch den schlechten, häufig verderbten Text die Einsicht in die wahre Gestalt und den wahren Werth des Werkes. Dass die gegenwärtige Ausgabe dazu beitrage, es wieder in seine alte Würde einzusetzen, darf ich wünschen, ohne dieses Erfolges gewiss zu sein. Zwar bei den Kennern der altdeutschen Litteratur wird es an Theilnahme dafür nicht fehlen, und dies genügt einstweilen, ob aber auch andere, welche das Mittelalter zum Gegenstande ihrer Studien gemacht haben und wohl zu thun glauben, wenn sie an seinen Denkmälern vorübergehen, sich mit einiger Geneigtheit zu dieser Quelle herablassen wollen, mag dahin gestellt bleiben und lässt sich ruhig erwarten. Zu akademischen Vorlesungen scheint mir Freidank, eben weil er so unmittelbar zur Anschauung seiner Zeit hinleitet, besonders geeignet.

Es ist kein grosses Verdienst, wenn meine Bearbeitung des Textes leidlich ausgefallen ist, es würde aber ein grosser Vorwurf daraus erwachsen, wenn sie ohne Werth wäre, denn ich hatte bis auf zwei unbedeutende Handschriften alle bekannt 405
gewordenen Quellen und Hilfsmittel nach und nach zusammengebracht, nämlich ausser den wichtigsten gedruckten Ausgaben des 16. Jahrhunderts achtzehn Codices, von welchen freilich einige blosse Bruchstücke enthielten. Es waren gute und sehr brauchbare darunter, aber leider kein einziger ausgezeichnet trefflicher, und in der glücklichen Lage, der sich Lachmann bei der Herausgabe des Parzival, die in aller Hinsicht ein Muster bleiben wird, erfreute, befand ich mich nicht. Die Handschriften theilten sich in vier Klassen, wovon jede eine besondere Ordnung in der Folge der einzelnen Sprüche zeigte.

Die Untersuchung lehrte, dass keine die echte und ursprüngliche Folge des Dichters bewahrt hatte und alle zusammengenommen noch nicht alles enthielten, was von dem Dichter ausgegangen war (wenn auch nichts Bedeutendes fehlen sollte), dagegen hier und da Einmischungen sich erkennen liessen, auf welche der Dichter keine Ansprüche würde gemacht haben. Es ergibt sich also schon hieraus, dass mit mancherlei Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten zu kämpfen und doch das letzte Ziel nicht zu erreichen war. Die Arbeit habe ich mehrmals gegen meinen Willen unterbrechen und Jahre lang liegen lassen müssen; hoffentlich nicht zu ihrem Nachtheil. Sie kostete mehr Mühe und zeitraubende Vorarbeiten, als vorauszusehen war: machte doch oft die Vergleichung von zwei Zeilen in allen diesen verschieden geordneten Handschriften mehr Umstände als bei anderen Werken von einer Seite. Die Lesarten habe ich so vollständig als nöthig war aufgezeichnet, es versteht sich von selbst, nicht blosse gleichgültige Abweichungen. In der Einleitung glaube ich keine der Hauptfragen, wozu der Inhalt des Gedichtes Veranlassung gibt, übersehen, überhaupt nichts
406 versäumt zu haben, um es zugänglich zu machen, denn auch das Einzelne ist in den Anmerkungen besprochen, und das hinzugegebene Reimregister wird unter andern auch dazu dienen können, neue Quellen, die in Zukunft entdeckt werden, bequemer und sicherer zu benutzen.

Widerspruch erregen wird die freilich auffallende Vermuthung, dass unter dem Namen Freidank sich der bekannte und berühmte Walther von der Vogelweide verborgen habe. Die Gründe dafür scheinen mir von Gewicht, es fragt sich, ob nicht noch stärkere Gegengründe sich finden, welche die Wage auf die andere Seite herabziehen? Zur Gewissheit wird man, ohne ein neues entscheidendes Zeugnis zu entdecken, kaum gelangen; mir ist natürlich nur daran gelegen, dass die Wahrheit an den Tag komme, nicht dass ich Recht behalte. Die Sache selbst, wenn sie sich ausser Zweifel setzen liesse, wäre in mehr als einer Beziehung merkwürdig. Bereits habe ich eine öffentliche Stimme darüber vernommen und zwar in einem durch geistreiche Behandlung und unbefangenes Urtheil ausge-

zeichneten Buche, in der Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen von Dr G. G. Gervinus (Leipzig 1835). Der Verf. erklärt sich sehr entschieden gegen meine Vermuthung; ich will die Stelle aus der Vorrede hierhersetzen, weil es mir angemessen scheint sie näher zu beleuchten. „Der Meinung, dass Walther der Dichter dieser Sprüche sei, hätte ich mich nicht angeschlossen. Dieser Dichter ist ein Sammler und borgt; jene Zeit aber fängt gerade jetzt an sehr unverschämt zu borgen; Sprüche dazu und spruchähnliche Ansprüche lassen sich nicht so vom Worte trennen, dass ein freieres Borgen leicht möglich sei. Wie sehr aber Walther von allen Dichtern benutzt und ausgeschrieben ward, liegt am Tage: keinem lag er aber näher als dem Freidank. Eine allgemeine Ähnlichkeit 407
der Beurtheilung setzte auch ich zwischen Freidank und Walther voraus, man nehme hinzu, dass beide in gleicher Zeit lebten und gleiche Schicksale theilten, dass der Eine ein ganz productiver Kopf, der Andere ein ganz leidendes Talent ist, so ist das übergenug, um die grossen und kleinen Ähnlichkeiten zu erklären. Wie könnte sich ein solcher feuriger, unruhig-thätiger Geist wie Walther, der voll von Bildern einer rastlosen Phantasie ist, je in die platte Form solcher Lehrdistichen haben zwängen lassen! Zwischen dem, was ein genialer Dichter in seiner besten Zeit und was er in Alter und Abnahme vorbringt, ist freilich oft ein himmelweiter Unterschied. Allein wir besitzen doch unstreitig manches unter Walthers Gedichten, was aus seinem hohen Alter ist und was immer toto coelo von diesem Freidank absteht. Auch das Urtheil des Herausgebers über Thomasin wird niemand theilen mögen, der das Grosse eines schöpferischen Kopfes der bloss passiven Empfänglichkeit vorzuziehen weiss."

Dies alles, befürchte ich, hält nicht Stich. Gleich die einleitende Bemerkung, dass man zu Freidanks Zeit angefangen habe zu borgen und zwar unverschämt zu borgen, ist ohne Grund. Nachgeahmt hat man zu allen Zeiten; Wirnt hatte früherhin sich den Hartmann von der Aue zum Muster genommen, und unter Wolframs Lieder hat sich eins eingedrängt, das aus lauter von ihm erborgten Gedanken und Redensarten

zusammengesetzt ist. Dergleichen könnte auch in Freidanks Zeit geschehen sein, müsste aber doch erst nachgewiesen werden. Unverschämt war eigentlich erst hundert Jahre später Boner, der, ohne seine Quelle zu nennen, eine gute Anzahl Sprüche aus Freidank in seine Fabeln einfügte. Mehr Gewicht legt aber Hr. Dr Gervinus wohl selbst auf die Behauptung, dass gerade Walther von allen nachfolgenden Dichtern sei ausgeschrieben und benutzt worden. Was Wunder, wenn Freidank es nicht besser machte als die anderen alle! Wie ungeschickt, daraus für einen Einzelnen etwas zu folgern! Allein was so deutlich am Tage liegen soll, ich kann es nicht entdecken. Wer hat Walther (ich will das in jedem Falle hier unpassende Wort beibehalten) ausgeschrieben? Etwa Neidhart, Bruder Wernher, der Marner, Rumland, Boppo oder späterhin Konrad von Würzburg, die fürstlichen Dichter oder endlich Hadloub? Ich finde es nicht. Hr. Gervinus nennt in dem Buche selbst den Reinmar von Zweter, aber ich behaupte, mit Unrecht; Reinmar hat in seinem Urtheile und in seinen Ansichten über die Zeit Übereinstimmung mit Walther, wie ich selbst bemerkt habe, aber als Dichter eine ganz andere Farbe. Er neigt sich schon herab zu dem trockenen und bloss verständigen Ausdruck der späteren Zeit, steht aber sonst auf eigenen Füssen und hat nichts aus Walther ausgeschrieben: er soll die Bitterkeit gegen den Papst jenem abgelernt haben, als wenn wir sie nicht auch bei anderen Dichtern, noch heftiger bei den Troubadours, überhaupt bei der gibellinischen Partei fänden. Die Anklage bleibt also bloss auf Singenberg, dem Truchsess von St. Gallen, den Hr. Gervinus nicht nennt, haften: von ihm ist es bekannt, dass er Walther nachahmte (Uhland 60. 111. 155, Lachmann 108. 149, Wackernagel zu Simrock 1, 181. 2, 156. 198), aber, wie es einem Schüler, der seinen Meister anerkennt, wohl erlaubt ist, mit Geschick, keineswegs unverschämt ausschreibend. Was soll dies eine Beispiel, oder, wenn Hr. Gervinus bei seiner Ansicht von Reinmar beharren will, was sollen zwei für seine Behauptung beweisen?

Weiter erklärt sich mein Gegner die grossen und kleinen Ähnlichkeiten zwischen Walther und Freidank durch ihre

Gleichzeitigkeit und gleiche Schicksale. Sind es zwei verschiedene Dichter, so sind sie in dem Verhältnis, von welchem hier nur die Rede sein kann, nicht als gleichzeitige zu betrachten, denn Freidank hat erst gedichtet, als Walther an dem Ende seiner Laufbahn war, oder man müsste dann auch Heinrich von Veldeke oder gar den Pfaffen Konrad für einen Zeitgenossen von Walther erklären. Von einem gleichen Schicksal aber weiss niemand etwas. Wer sagt uns, dass Freidank wie Walther an den Höfen der Fürsten umhergezogen sei und das Leben eines wandernden Sängers geführt habe, das von so grossem Einfluss auf seine Gedichte sein musste? Das einzige Gemeinschaftliche, die Anwesenheit Walthers bei dem Kreuzzuge, wird von Lach- 410
mann sogar bezweifelt. Die Behauptung, dass Freidank der Natur der Sache nach wörtlich habe borgen müssen, beweist, dass Hr. Gervinus die Ähnlichkeit mit Walther selbst nicht näher berücksichtigt hat. Warum sollte Freidank, der bei biblischen Stellen sogar Zusätze und Änderungen sich erlaubte, bei einem anderen Dichter sich dieses Rechts begeben haben? Gibt es doch eine nicht geringe Anzahl Sprichwörter bei anderen, mit welchen Freidank völlig dem Inhalte aber nicht den Worten nach übereinkommt; zudem, und das ist ein Hauptpunkt, besteht ein grosser Theil der Übereinstimmung mit Walther gar nicht in Sprichwörtern, sondern in zufälligen Redensarten und Ausdrücken, welche ebenso gut durch andere konnten ersetzt werden. Vor einem blossen Hauche von oben, glaube ich, schmelzen meine Gründe nicht gleich zusammen. Allein Walthers Geist, wie wir ihn aus seinen Liedern kennen, zeigt er sich auch in Freidanks Werk? Ich lasse den Einwurf gelten, ich habe mir ihn selbst gemacht, aber durch die Bemerkung beseitigt, dass strophische Gedichte mit reicher Bewegung keinen Schluss auf ein Gedicht in kurzen einfachen Reimen erlauben. Der Unterschied zwischen Walther und Freidank ist verhältnismässig nicht grösser als zwischen den Liedern von Heinrich von Veldeke, Wolfram, Gotfried von Strassburg und ihren erzählenden Gedichten; in Lichtensteins Frauendienst ist der Gegensatz sogar noch stärker. Mein Gegner hält es für unmöglich, dass ein feurig-thätiger Geist

wie Walther sich in die platte Form von Lehrdistichen habe zwängen lassen. Platt ist eine ungewöhnliche und seltsame Bezeichnung für die Einfachheit, wie sie Sprüchen angemessen
411 und natürlich ist, in welchen gleichwohl grosse Geister sich auszudrücken nicht verschmähten. Bei Walther selbst findet sich ein Spruchgedicht (87. 88), wovon ein Paar Zeilen bei Freidank wieder erscheinen, welches mit einer etwas mühsamen Künstelei auszuzieren der Geist, so feurig er sonst war, gerade hier Gefallen trug. Aber auch bei Dichtern, denen man wohl eine noch grössere Glut der Phantasie beilegen darf, begegnet man gnomologischen Stellen, die ohne Abänderung einen Platz in Freidanks Werk einnehmen könnten, z. B. die Lehren, die Parzifal von seiner Mutter (127, 15—128, 2) und Gurnemanz (170, 15—173, 6) oder die Tristan von Marke (8400—8431 Groote) empfängt; auch in der Eneide steht (9711—28) Einiges der Art. Allein, wird Hr. Gervinus erwidern, diese Dichter brachten gelegentlich bei schicklicher Veranlassung Sprichwörter vor, dagegen ist Freidank nichts als ein Sammler, dessen ganz leidendes Talent aller Productionskraft ermangelt. Dieser Einwurf gründet sich auf eine irrige Voraussetzung. Freidank hat nicht daran gedacht, Sprichwörter zu sammeln: das wäre eine dürftige Sammlung zu nennen, die bei der geringsten Sorgfalt leicht zehnfach grösser hätte ausfallen können; beträgt doch, was ich bloss bei anderen Dichtern jener Zeit gefunden habe und bei Freidank fehlt, leicht ebenso viel als was in seinem Werke vorkommt; endlich, wie ungeschickt wäre die Einmischung religiöser und historischer Betrachtungen, die gar nichts mit Sprichwörtern gemein haben, in eine solche Sammlung gewesen. Seinem Werke lag, ich glaube das bewiesen zu haben, ein Plan zu Grunde, zu dessen geistreicher Ausführung er die ihm bekannten Sprichwörter verwendete. Er hatte sie
412 gesammelt und erworben, nicht anders als man etwa Rechtssprüche, Sagen, Volkspoesie, ja den Reichthum der Muttersprache überhaupt erwirbt: ich meine, wer dafür empfänglich ist, dem fallen diese Dinge im Leben von selbst zu. Er war also zunächst seine eigene Quelle, und was er vorbringt, darf als sein Eigenthum gelten. Wie viel oder wie wenig selbst-

schöpferische Kraft man dem Dichter in diesem Verhältnisse beilegen will, lasse ich dahingestellt sein.

Was Hr. Gervinus dem Freidank abspricht, Geist und Originalität, das ertheilt er mit vollen Händen einem anderen, etwas früheren Dichter, dem Thomasin aus Friaul, der ein ähnliches, nur viel grösseres Werk schrieb. Sein welscher Gast ist einer von den vorragenden Lichtpunkten, an welchen Hr. Gervinus die Geschichte der deutschen Poesie entwickelt. Da ich in der Einleitung zu Freidank CXVII ein abstechendes, meinem Gegner sehr missfälliges Urtheil über Thomasin geäussert habe, so will ich mich zur Begründung desselben über diesen noch wenig gekannten Dichter hier etwas ausführlicher äussern. Thomasin ist ein unterrichteter, für seine Zeit sogar gelehrter Mann, der an der Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart Gefallen findet. Ihm ist die griechische und römische, überhaupt die alte Geschichte nicht fremd: er weiss nicht bloss von Plato, Aristoteles und Socrates, er nennt auch andere griechische Philosophen (Bl. 100, ich citiere nach der pfälz. Pergamenthandschrift No. 389, von der ich eine Abschrift genommen habe), ja er liefert ein Register von den griechischen Schriftstellern (Bl. 139), die sich in den bekannten sieben Künsten ausgezeichnet haben. Vielleicht hat er ausserdem juristische Kenntnisse besessen, denn er sagt (Bl. 142ᵃ): daz wir decrêt und leges hôren, kumt dick dâ von daz wir die tôren mugen effen deste baz. 413
Kenntnisse sich zu erwerben sieht er bei Männern für ebenso nothwendig an, als bei Frauen feine Sitten (13ᵇ. 14ᵃ). Alexander hat seine Erfolge bloss dem Unterricht des Aristoteles zu danken (101ᵃ), er was der schrift gelêrt, wie Julius Caesar, der das römische Reich sich unterwarf (143). Deshalb sieht auch Thomasin auf die Ungelehrten herab: gern möchte er ihnen das Verhältnis der Wissenschaften auseinandersetzen (143ᵃ), ez möht ave niht gezemen, den diez niht kunnen vernemen; tæt ichz min rede wær unwert, die der buoche sint ungelêrt. Sein oberistez guot (89ᵇ) ist eine Übersetzung von summum bonum: ein Deutscher würde, glaube ich, hœhstez guot gesagt haben; die vier Kräfte, welchen alle Weisheit und Tugend dient, haben noch ihre lateinische Benennung beibehalten, imaginatio, ratio,

memoria, intellectus. War Freidank ein Mann wie Walther oder war er Walther selbst, so hat er wenig Musse gehabt in Büchern zu lesen, wenn er überhaupt lesen konnte: er suchte seine Weisheit im Leben und bei dem Volke; ich finde nicht, dass er sagt: ich hân gelesen, aber wohl: jehent diu kint, wie andere: jehent die wisen oder mîn vater sagete mir daz. Thomasin dagegen rühmt sich oft seiner Lectüre, ich hân gelesen unt vernomen (117ª. 120ᵇ. 130ᵇ. 162ᵇ. 210ᵇ), oder ich hân gehœret und gelesen (3ª. 49ª. 121ª). Man weiss, dass die Dichter jener Zeit mit der Feder umzugehen nicht verstanden, Thomasin dagegen hält am Eingange des 9. Buches (187—189) eine lange Unterredung mit der seinigen, die ihn bittet, ihr von der Anstrengung acht Monate hindurch Tag und Nacht einige Ruhe und Erholung zu gönnen. Was man von dem Werke zu erwarten hat, lässt sich aus dem Gesagten schon abnehmen, es ist der Ertrag seiner Studien. Er sagt das zum Überfluss selbst am Eingange mit klaren und deutlichen Worten: Swaz er (der Dichter) spricht, er hât ez niht genomen von welhischer schrift, doch ist der ein guoter zimberman, der in sîme werke kan stein und holz legen wol dâ erz von rehte legen sol. daz ist untugende niht, ob ouch mir lihte geschiht daz ich in mîns getihtes want ein holz, daz ein ander hant gemeistert habe, lege mit dem list, daz ez gelich dem andern ist. Dâ von sprach ein wîse man: „swer gevüegelîchen kan setzen in sîme getihte ein rede, dier machet nihte, der hât alsô vil getân (dâ zwîvelt nihts niht an) als der vor im êrste vant; der funt ist worden sîn zehant.“ Ez ist in mînem willen wol, daz man sîn rede stætigen sol mit ander frumer liute lêre: niemen versmâher; daz ist êre. Zu dem, was er aus anderen geschöpft hat, fügt er eigene Betrachtungen, Beziehungen auf die Ereignisse seiner Zeit, mancherlei Redensarten und Sprichwörter aus dem Volke: was er mit Freidank gemein hat, habe ich in der Einleitung und in den Anmerkungen angeführt, die Abfassung ist bei Freidank immer verschieden, und er hat Thomasins Werk, das dreizehn Jahre früher beendigt wurde, offenbar nicht gekannt. Ohne Zweifel ist der welsche Gast in mehr als einer Beziehung für die Kenntnis jener Zeit, vielleicht auch für die Geschichte der

Philosophie von Werth und verdiente gedruckt zu werden, nur hat eine kritische Ausgabe grosse Schwierigkeiten[1]). Was aber 415
den inneren unabhängigen Werth betrifft, so muss ich meinem früheren Urtheile treu bleiben: Thomasin ist ein verständiger, wohlmeinender, praktischer Mann, der nur einmal bei dem unbarmherzigen Spott über die grausamen Strafen der Ketzer strauchelt, sonst überall eine ehrenwerthe menschliche Gesinnung zeigt: aber ich kann bei ihm weder besondere Tiefe der Betrachtung noch Originalität der Gedanken oder frische und belebte Rede finden. Spräche ein genialer Geist zu uns, irgendwo müsste er durchbrechen, wenn ich auch zugebe, dass man, von dem Gitterwerk eines Systems befangen oder von dem Gewicht sittlicher Ideen bewegt, wenig um den Ausdruck sich bekümmert. Mich weht Stubenluft aus dem Gedichte an: wo es etwas lebendiger wird, hat es sicher volksmässige Grundlage. Die Gedanken wollen nicht fortschreiten: Thomasin hat eine eigene Liebhaberei an der Wiederholung und kann, was er einmal gefasst hat, nicht wieder los werden, z. B. den sehr mässigen Witz über den halben Adler Ottos (das Schildzeichen der sächsischen Herzöge), welcher nicht fliegen könne, holt er, nachdem er in aller Breite ist abgehandelt worden, im vorletzten Buche nochmals herbei. Besonders geschickt ist er mit geringer 416
Veränderung des Standpunktes, das eben Gesagte noch einmal, ohne uns das Geringste zu schenken, vorüberziehen zu lassen. Er gehört zu den Schriftstellern, die sich in einem Auszuge, der das Beste auswählt und zusammendrängt, viel erträglicher ausnehmen als in dem Original. Wie ganz anders weiss Ber-

[1]) Es ist nur eine Handschrift aus dem 13. Jahrhundert bekannt, die pfälzische No. 389; sie ist alt und deshalb der Berücksichtigung werth, aber man kann sie durchaus nicht eine gute nennen. Die Sprachformen sind durch Einführung einer Mundart entstellt, und die häufige Verwilderung des Metrums erweckt geringes Vertrauen. Ich besitze ein Blatt aus einer etwas jüngeren Handschrift, die häufig und fast immer, wo sie abweicht, bessere Lesarten zeigt. Die pfälzische ist ausserdem unvollständig, es fehlen mehrmals kleinere und grössere Stellen von 50—80 Zeilen. Wie weit man mit den nicht seltenen Papierhandschriften kommt, weiss jeder; die, welche unsere Bibliothek besitzt, enthält einen schon überarbeiteten Text; brauchbarer ist eine zu Dresden aus Gottscheds Nachlass, die ich verglichen habe.

thold in seinen Predigten, wenn er Tugenden und Laster schildert, mit feuriger Rede die Zuhörer zu ergreifen und zu bewegen.

Das Ganze besteht aus zehn Büchern. Das erste enthält gleichsam als Einleitung allerlei Regeln für das gesellige Leben, wie man zu Pferde sitzen soll, bei Tische sich betragen, handelt dann von der Minne und gibt sehr vernünftige Lehren, wodurch wir manche willkommene Aufklärung über die Sitten der Zeit gewinnen. Buch 9 und 10 enthalten ähnlicherweise nach Beendigung des Hauptwerks einen Anhang; in dem 9. Buche wird zumeist über das Richteramt, weltliches und geistliches Gericht, geredet. Ich will hier, wo Thomasin gewiss eigene Betrachtungen anstellt, ein kurzes Beispiel seiner Art und Weise zu philosophieren geben. Indem er einen Herrn belehren will, wie man guten Rath beachte, empfiehlt er ihm dreierlei zur Berücksichtigung und führt aus erstlich, dass er vernehme, was man ihm rathe; zweitens, dass er beurtheile, wer ihm am besten gerathen habe; drittens, dass er schnell einen Entschluss fasse, was er nun thun wolle. Zu diesen sehr gewöhnlichen Gedanken fügt er ein ungewöhnliches, aber nicht glückliches Gleichnis. Auf diese Weise nämlich solle der Herr den Löwen nachahmen, der nach seiner Geburt drei Tage schlafe, am dritten aber er-
417 wache. Das letzte Buch enthält in ähnlichem breitem Stil wohlgemeinte Lehren über Freigebigkeit und Geiz (das heisst nämlich milde und erge, nicht Milde und Argheit, wie Hr. Gervinus übersetzt), obgleich dieser Gegenstand schon früher zur Genüge erörtert war. Das eigentliche System, wenn man es so nennen will, erfüllt Buch 2—8. Es ist bekanntlich kein grosses Kunststück, aus einer Tugend alle übrigen abzuleiten, aber den Gedanken, die Beharrlichkeit (stæte, stætekeit) oben hinzustellen und die Unveränderlichkeit in dem Leben der Thiere und Pflanzen und den Bewegungen der Planeten der sündhaften Veränderlichkeit des menschlichen Geistes entgegenzusetzen, wie Thomasin thut, kann man weder glücklich noch tiefsinnig nennen. Ich lasse unerörtert, ob das eigene Erfindung von ihm ist oder er dieses höchste Princip von anderen angenommen hat. Adam fiel durch unstætekeit (40ᵇ), und so ist es weiter nicht schwer

alle übrigen Untugenden davon ausgehen zu lassen und an diesen Faden jeden Einfall und jede moralische Bemerkung zu knüpfen; umgekehrt ist dann (68) die stæte aller tugende rât-gebinne, aller güete ervollunge. Hr. Gervinus sieht freilich in dieser Anmahnung zur Beharrlichkeit einen nothwendig durch die Zeit hervorgerufenen Gegensatz zu der Zerfahrenheit in der Lebensansicht, welche in den Gedichten der höfischen Dichter sich darthut. Ich kann aber nirgends eine nähere Beziehung darauf entdecken: Thomasin handelt die abstracten Tugenden und Laster ab, die in jedem Compendium der Moral ihren Platz haben, und nimmt die Beispiele zu letzteren nicht aus jenen Gedichten, wohl aber öfter aus der alten Geschichte und aus dem Leben aller Stände, der Fürsten, Geistlichen, Ritter, 418
Handwerksleute, Bauern, an welche insgesammt seine löblichen Ermahnungen auch gerichtet sind; zudem glaube ich, dass die Philosophie, welche die höfischen Dichter entwickeln, zumal bei der grossen Verschiedenheit unter sich, nicht als etwas Gemeingültiges oder nur einigermassen in der Nation Verbreitetes kann betrachtet werden: ist doch das volksmässige Epos, selbst in seinen in der Mitte des 13. Jahrhunderts erst entstandenen Bildungen, niemals davon berührt worden. Hr. Gervinus möchte dem Thomasin deshalb auch gerne einige Abneigung gegen ihre Werke beilegen, allein wir finden bei ihm nur die zu allen Zeiten und gewiss auch damals nicht seltene, blosser Verständigkeit so natürliche Ansicht, wonach die Poesie nichts als eine herausgeputzte Lüge ist. Er ertheilt daher den guten Rath, wenn man zu Verstand gekommen sei, sich nicht weiter mit den Abenteuern der Dichter zu befassen, welche durch ihre Einkleidung der Wahrheit in Lüge nur dienlich seien, den Geist vorzubereiten, und bloss ein Abbild des Menschen, nicht den Menschen selbst darstellten. Ich glaube, diese nüchterne Ansicht hat der gute Thomasin nicht bloss von den höfischen Dichtern seiner Zeit, sondern von allen epischen Dichtern überhaupt gehegt, deren Werke er etwa nicht für historische Wahrheit nahm. Ihr eigentlicher Gegner aus einem tieferen Grunde ist er nicht, so wenig als Freidank ein Gegner von Marolts Parodie der Salomonischen Weisheit, dessen Worte Hr. Gervinus

unrichtig verstanden hat: Freidank sagt nichts Anderes als: Marolt verwandelte (verkêrte) die Weisheit Salomons in das Entgegengesetzte, d. h. parodierte sie, ohne im Geringsten sein Missfallen darüber zu äussern.

Wäre Thomasins welscher Gast ein solches leuchtendes, Epoche machendes Gedicht, wie Hr. Dr Gervinus glaubt, so bleibt es unbegreiflich, wie das 13. Jahrhundert so gleichgültig daran vorübergehen oder vielmehr gar keine Notiz davon nehmen konnte. Freidank, der es doch billig hätte kennen sollen, weiss, wie schon gesagt, nichts von ihm, aber ich erinnere mich auch nicht, bei einem einzigen Dichter jenes Zeitraums eine Erwähnung oder Hindeutung gefunden zu haben. Nicht einmal der belesene Hugo von Trimberg am Ende des Jahrhunderts hat es gekannt, wenigstens nicht nach den Handschriften, die ich eingesehen habe. Selbst der Mangel an Codd. des welschen Gastes aus jener Zeit scheint mir daher nicht zufällig. Wir sollen uns zwar von dem damaligen Urtheile nicht imponieren, es aber auch nicht unbeachtet lassen; nicht leicht hat ein aus der Mitte der Gesinnung eines Volkes hervorgegangenes Werk, wie Hr. Gervinus den welschen Gast charakterisiert, völlige Gleichgültigkeit erfahren. Die vorhandenen Papierhandschriften zeigen, zu welcher Zeit man es hervorgesucht hatte. Püterich also kennt es und Diebold Lauber, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts zu Hagenau Abschriften von Gedichten verfertigte, nennt es unter denen, die käuflich bei ihm zu haben sind („item diu himelstrâze genant der welsche gast"; dieser Titel ist passend, ich weiss nicht, ob er alt ist). Mit Freidank war es anders, und die Achtung, in welcher er stand und welche durchaus nicht von dem Bürgerthum abhieng, beweist auch für jemand, der ihn weniger schätzt, dass es an Sinn für Gedichte dieser Art nicht fehlte. Kann ich also in Hrn. Dr Gervinus Urtheil über beide Dichter nur einen Missgriff sehen, so fällt mir doch nicht ein, ihm deshalb die Fähigkeit abzusprechen, ein originelles, frisch aus dem Leben geschöpftes Werk von einem durch Studium und Lectüre erworbenen zu unterscheiden.

Ebenso kann ich einer allgemeinen geschichtlichen Bemerkung, die er in Beziehung auf beide Dichter macht, nicht

beitreten. Er findet bei ihnen das eben auftauchende bürgerliche Element. Indessen besorge ich, muss er sich dabei bloss auf die Nothwendigkeit stützen, die aus seiner Ansicht hervorgeht; die Denkmäler selbst fügen sich dieser Annahme nicht. Dass moralische Gedichte schon dem 12. Jahrhundert nicht fremd waren, beweist ein Bruchstück, welches Docen in Massmanns Denkmälern bekannt gemacht hat, ferner das noch ungedruckte (nach 1173 verfasste) Gedicht von der heiligen Veronica, das meist aus sittlichen Betrachtungen besteht. Da ich die Stellen, worin Freidank sich zu Gunsten des Adels äussert, in der Einleitung zusammengestellt habe und, wenn er Walther ist, gar über seinen Stand kein Zweifel sein kann, so habe ich nur zu zeigen, dass auch Thomasin kein Gegner des Adels war. Es ist nicht zu erwarten, da er selbst dazu gehörte. Besässen wir sein welsches Buch über höfisches Leben und höfische Sitten, so würden wir wohl aus den Belehrungen, die es enthielt, seine Anhänglichkeit an das Ritterthum abnehmen können. Allein sie spricht sich schon hinlänglich im welschen Gaste aus. „Wenn die unadelichen Jünglinge (die unedelen kint), sagt er (Bl. 6ᵇ), auch an Höfe kommen, so lernen sie doch nicht feine Sitten: sie achten nur auf das Böse, nicht auf das Gute“, und das bekräftigt er mit einem sehr deutschen Sprichwort: 421
ich wil iu sagen daz der ber wirt niemer guot singèr. Weiter sagt er: ich wil ouch daz miniu kint, diu von adel komen sint, handeln ir gesellen wol. ein ieglich edel kint sol mit werken unt mit muote sime gesellen tuon ze guote. Anderwärts beklagt er sich über einen Ritter (173), irn sult hern Keil volgen niht, von dem mir vil unwirde geschiht, der tuot mir allenthalben nôt. jâ ist Keil noh niht tôt, und hât darzuo erben vil. Auf die Ansicht und das Sprichwort, dass der Adel in der Tüchtigkeit bestehe, bei Thomasin wie bei Freidank, sollte mein Gegner kein Gewicht legen, dem geringsten unbefangenen Nachdenken kann diese Betrachtung nicht entgehen; sie findet sich schon bei Juvenal, aber auch bei dem ganz ritterlichen Winsbeke und anderen Dichtern des 13. Jahrhunderts (vgl. Einl. z. Freidank XCII. XCIII. CVI) und erlaubt durchaus keinen Schluss auf eine besondere Stimmung oder irgend einen Gegensatz.

Endlich gibt Freidank Hrn. Gervinus Veranlassung zu allgemeinen Bemerkungen über das deutsche Sprichwort. Er stellt es dem griechischen gegenüber, als dessen Grundzug er Selbsterkenntnis, Mass und Besonnenheit im Wandel bezeichnet, während der Deutsche, der sich bloss durch die Menschen durchschlagen wolle, nur daran denke, in dem Sprichwort Lebensklugheit zu lehren. Ein solcher Gegensatz, der mit der Nadelspitze den Punkt bezeichnet, aus welchem sich das Verständnis eröffnet, ist freilich willkommen, weil man damit so leicht die Masse bewältigt. Könnte ich nur mehr als einen
422 blossen Einfall darin sehen. Lebensklugheit wird freilich auch in deutschen Sprichwörtern gelehrt, wiewohl bei allen Völkern, die Griechen nicht ausgeschlossen, aber es ist in keiner Weise das Eigenthümliche derselben, ja sie scheint mir insofern gar nicht im deutschen Charakter zu liegen, als man Behendigkeit den Augenblick zu benutzen darunter versteht: eher dürfte man sie in französischen Sprichwörtern erwarten. Sollte der Deutsche die ihm eigene Beschaulichkeit, den Trieb zur Erkenntnis, die Neigung, die Tiefe der Seele zu erforschen, gerade hier, wo sich die angeborene Natur am unbefangensten äussert, verleugnen? Die lebensfrohe Heiterkeit der Griechen scheint sogar noch weniger dahin zu neigen. Freidanks Werk widerlegt nicht bloss durch den deutlich ausgesprochenen Zweck, sondern auch im Einzelnen, wo man es aufschlägt, jene Behauptung, ja der Dichter spricht ausdrücklich den Wunsch aus, dass Gott ihm Selbsterkenntnis verleihen möge. Hier ist nicht einmal ein Grund vorhanden, die Griechen auf Kosten der Deutschen zu erheben. Eine geistige Verwandtschaft scheint mir sogar in dieser Hinsicht unverkennbar: ich habe dies schon in der Einleitung bemerkt und will hier nur hinzufügen, dass auch historische Beziehungen im deutschen Sprichwort nicht ganz unbekannt sind, wenn auch aus begreiflichen Ursachen nicht so häufig als bei einem kleinen Volke; ich erinnere an Karles lôt und keiser Otte, der den widerslac nicht verbieten kann.

Die Natur des Sprichworts verlangt Stätigkeit der Form, ohne welche es sich selbst aufgeben würde. Herr Dr Gervinus aber sagt: „das Sprichwort ist bei uns im Ganzen nicht zu einer

festen Form gediehen; wir bevorzugen für den Ausdruck dieses 423
oder jenes Gedankens nicht das eine Sprichwort, sondern wir freuen uns der Veränderung und des Neuen: wir begnügen uns an der sprichwörtlichen Redensart und am figürlichen Ausdruck, schaffen deren noch jeden Tag neue, wie andere Nationen oder Städte ihre Modewitze haben, und es ist vielleicht bezeichnend, dass wir jene Redensarten oft mit dem Sprichworte selbst verwechseln." Mir scheinen die in der Einleitung zusammengestellten Sprichwörter aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die sich bei Freidank wiederfinden, sodann die bedeutende Anzahl derer, die bei Seb. Frank [Brant?] und anderen im 16. und 17. Jahrhundert und in den Sammlungen von Sailer und Kirchhofer noch heutzutage und zwar so genau, als es in solchen Dingen nur möglich ist, mit ihm übereinstimmen, jene Behauptung so vollkommen zu widerlegen, dass ich nichts weiter hinzufügen will.

Da ich glaube, dass die vorangegangenen, durch das Werk des Herrn Dr Gervinus veranlassten Erörterungen für das Verständnis Freidanks Einiges beitragen, so will ich mich nicht weiter entschuldigen, dass ich die Grenzen einer Selbstanzeige überschritten habe. Ich kehre zu dieser zurück, indem ich noch Einiges mitzutheilen habe. In der Anmerkung zu 39, 10 wird gefragt, was das für ein vierfacher Lohn sei? Es scheint, die Stelle ist unvollständig oder verderbt. Herr Hofrath Benecke hat eine kühne, aber zugleich eine schöne Erklärung gewährende Herstellung versucht, die darauf beruht, dass V. 39, 6—15 als ursprünglich zusammengehörig, in ihrer richtigen Folge aber durch Abschreiber verwirrt betrachtet werden. Ich mache sie hier mit seiner Erlaubnis bekannt.

Vier grôze lœne almuosen hât: 424
vrô ist derz gît als derz enpfât;
als vil sîn ist des man dâ gît,
als durft sîn ist in hungers zît;
wazzer leschet fiures gluot
alsam almuosen sünde tuot;
almuosen bitet vûr den man,
der selbe niht gebiten kan:

swerz gît mit guotem willen dar,
dem werdent die vier lewe gar.

Das Schwierige dieser Emendation beruht darin, dass die erste Ordnung der Handschriften V. 10—17 gar nicht kennt und der allerdings selbständige Satz V. 6—9 auch nur in a vorkommt: sodann dass in der zweiten Ordnung, in BCbcde, dieser Satz 6—9 von dem folgenden weit getrennt steht. Nur die dritte Ordnung zeigt die Verbindung von 6—9 mit 10—17, allein diese dritte Ordnung weiss nichts von dem vierfachen Lohn, sondern sagt bloss grôz lôn. — 53, 15. 16 kann ich jetzt nach einer Stelle aus dem welschen Gast genauer erklären: der lewe enpfindet wol swanne man in jagen sol, sô verstreichet er sîn spor gar mit dem zagel; daz ist wâr. dâ mite wil er daz erwinden, daz in nin mûg der jeger vinden (198b). Der Ausdruck êren besme bei Freidank bezieht sich also zugleich auf den Büschel an des Löwen Schweif. — XCII, 11 ist Heinrich v. Veldeke zu streichen, vgl. Lachmann über Singen und Sagen p. 12 [Kl. Schr. I, 472]. — 20, 2 ist und einzuklammern.

In dem Archiv für die Geschichtskunde des Preussischen Staates von Ledebur Bd 14, S. 174 wird Nachricht gegeben von hölzernen Scheiben, jede mit einem Brustbilde und einer Umschrift, die sich auf dem Rathhause zu Erfurt befinden. Möglich dass sie noch in das 13. Jahrhundert gehören, die Sprachformen lassen das wohl zu. Die Umschriften enthalten, so weit sie lesbar sind, und das gilt von etwa der Hälfte (es sind im Ganzen mehr als 30 Scheiben), jedes Mal einen Spruch von zwei Zeilen aus dem Freidank und beweisen abermals, wie verbreitet das Gedicht war. Unter den mitgetheilten 19 Sprüchen findet sich nichts Neues, wohl aber 175, 16. 17 ein Spruch, der in der ersten und zweiten Ordnung der Hss. unbekannt ist und nur in αAB rant sich zeigt; die Lesarten stimmen sehr unabhängig bald mit dieser, bald mit jener Ordnung, in 48, 9 nur mit γ, in 164, 3 nur mit B und in 63, 23 abweichend von allen.

In dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit von Mone 1835 gibt der Herausgeber S. 57—60 Nachricht von der Karlsruher, aus Ettenheim-Münster stammenden Handschrift

des Freidank, welche ich nicht eingesehen habe. Sie ist im 15. Jahrhundert auf Papier in Folio geschrieben und gewährt nur 981 Verse, würde aber, wenn der Schluss auch nicht fehlte, doch nicht über 1200 enthalten haben. Also nur ein Auszug. Nach den mitgetheilten Proben zu urtheilen, gehört sie weder zu der ersten noch der zweiten Ordnung, sondern scheint einen mit der Berliner Handschrift α verwandten Auszug zu liefern, und zwar so, dass sie wie α aus einem unbekannten Text, der seine eigene Ordnung hatte, abstammt, aber in ihrer Auswahl nicht α gefolgt, sondern ihren eigenen Weg gegangen ist, d. h. sie hat Anderes, und mehr als α, ausgelassen, Anderes beibehalten. Sie enthält 75, 22. 23, was sonst nur aus α, 97, 26. 27, was sonst nur aus Ab, und 35, 4. 5, was sonst nur aus α A B Brant bekannt war: sie folgt 58, 12. 13 der Lesart von A gegen die übrigen, zeigt aber auch 47, 10. 11 die verderbte Lesart der zweiten Ordnung. Mone hat über 100 Verse ausgehoben, einzelne Sprüche, die in meiner Ausgabe fehlen sollen, allein er irrt, sie stehen bis auf zwanzig sämmtlich darin, nur hat er sie bei der grossen Verderbnis dieses Textes in dem Reimregister 427
nicht auffinden können. Von den acht Sprüchen, welche jene zwanzig Zeilen ausmachen, scheinen mir aber nur ein Paar echt zu sein. V. 23. 24 (nach Mones Zählung) wird schon durch das abgekürzte Adv. reht für rehte, das sich Freidank im Reim nicht würde erlaubt haben, verdächtigt, ebenso 933. 934, wo ausserdem die erste Zeile ohne Metrum ist. V. 311. 312 scheint mir nichts als eine Entstellung von 34, 15. 16. V. 315—319 und 321. 322 sind unklar im Ausdruck und trivial in den Gedanken. V. 493. 494 sind wohl aus 135, 20 und 94, 2 zusammengeflickt. Also möchten nur zwei Sprüche von Freidank herrühren und einen echten Nachtrag enthalten. V. 155. 156.

Gedanc, hæren unde sehen
die wellent (den wil?) niemen stæte jehen.

Und V. 249—252.

Drîu dinc sint al eine
aller manne gemeine,
pfaffen wîp, unt spiller wîn,
begozzen brôt mugz dritte sîn.

Unter pfaffen wip wird wohl meretrix, unter spiler win der gewöhnliche Wein verstanden; begozzen brôt ist mit Fett beträufeltes Weissbrot, eine, wie es scheint, häufige Näscherei. MS. 2, 191 sô der haven walle, unt daz veizte drinne swimme, eô begiuz in wiziu brôt. Fragm. 30a betröifete wecke.

Mone hat ebendaselbst S. 56. 57 ein von ihm in Köln gefundenes Fragment von zwei Pergamentblättern in Duodez aus dem 14. Jahrhundert abdrucken lassen. Es enthält 290—337 Müller (nur 303 ist weggeschnitten), aber darunter ist nichts Neues, denn die vier Zeilen, die der Herausgeber dafür ansieht und besternt hat, finden sich in meiner Ausgabe 50, 16. 17
418 und 78, 13. 14, ja auch bei Müller, wo nur 78, 14 ganz entstellt ist.

Druckfehler habe ich im Buche nicht anzeigen können und hole es hier nach.*) W. Grimm.

617

LEBEN UND DICHTEN WOLFRAMS VON ESCHENBACH.

Herausgegeben von San-Marte. Erster Band. Parcival. Mit dem zweiten Titel: Parcival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt. Magdeburg, Verlag der Creutz'schen Buchhandlung 1836. LIX und 672 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd 1, Stück 65, den 25. April 1836. S. 647—648.

Nachdem man das Nibelungelied von sehr verschiedenartigen Gesichtspunkten aus übersetzt und Walthers Lieder in einer ansprechenden Bearbeitung dem grossen Publikum vorgeführt hat, kommt nun auch die Reihe an Wolfram von Eschenbach. Lachmanns treffliche Ausgabe hat freilich den Gedanken erst möglich gemacht, allein die Aufgabe ist doch hier viel schwieriger. Das Verständnis des Textes eröffnet sich nicht so leicht, und selbst wenn der Übersetzer glücklich dazu gelangt ist, hat er zu befürchten, dass der gewöhnliche, poetischen Genuss ohne Mühe suchende Leser ihm nicht treu bleibt, weil er sich schon etwas anstrengen muss, wenn er dem sinnreichen

*) [Sie sind weggelassen worden.]

und tiefdenkenden Dichter folgen und das verschlungene Gewebe der Fabel gegenwärtig behalten will. Am dankbarsten werden diejenigen eine Übersetzung aufnehmen, welche sich mit der alten Sprache nicht gerne befassen wollen, aber Einsicht in den Inhalt und Geist von Wolframs Gedichten zu erlangen wünschen. Hier empfangen sie vorerst sein grösstes, mit einer Fülle von poetischem Leben ausgestattetes Gedicht, den Parcival. Herr San-Marte (wie sich der Übersetzer nennt) hat mit Takt und Geschick die Sache angegriffen: er hat sehr richtig eingesehen, dass eine wörtliche, dem Inhalte und Sinn streng folgende Übersetzung gar nicht möglich sei, und sich daher mit vollem Rechte die Freiheit genommen, das alte Gedicht Form und Inhalt nach, darf ich so sagen? mundrecht zu machen. Es kann jetzt mit viel grösserer Bequemlichkeit genossen werden. Wolfram sucht einsame, von anderen noch niemals betretene Pfade, hier ist der Weg gebahnt, auf welchem man, ohne aufgehalten zu werden, fortschreiten kann. Ob im Einzelnen der Sinn jedes Mal genau getroffen sei, würde eine überflüssige Untersuchung nöthig machen: wir vertrauen, dass der Übersetzer im Ganzen sein Original verstanden hat; und da er, wo er es angemessen findet, eine Reihe von Versen auslässt oder umstellt, um den Gang der Erzählung, den Wolfram so gerne unterbricht, regelmässiger zu machen, so kommt es auf den grammatischen Sinn von ein Paar Zeilen oder eines Satzes gerade nicht an. Da eine mit Einsicht und sichtbarer Liebe zur Sache ausgeführte Einleitung den Geist jener Zeit in allgemeinen Umrissen darstellt, für das Verständnis im Einzelnen ausserdem Anmerkungen hinzugefügt sind, endlich durch Abtheilungen und kurze Angabe des Inhalts die Übersicht des Ganzen erleichtert wird, so ist es kaum nöthig das Buch zu empfehlen: es wird sich denen, deren Bedürfnis es mit Sinn und Geschmack befriedigt, von selbst empfehlen.

W. Grimm.

405 # DER ROSENGARTE VON WILHELM GRIMM.

Göttingen in der Dieterich'schen Buchhandlung. 1836. LXXXIV und 94 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd 1, Stück 41, den 13. März 1837. S. 405—407.

Schon lange in dem Besitze eines noch unbekannten Textes des Rosengartenliedes, habe ich doch mit der Herausgabe desselben gezögert, weil ich auf Entdeckung einer älteren Handschrift hoffte. Da das in dem Munde der Überlieferung beständig sich umwandelnde Epos keine Zurückführung auf einen ursprünglichen Text gestattet und jede eigenthümliche Auffassung Berücksichtigung verdient, so wäre gegenwärtige in das 15. Jahrhundert fallende Handschrift auch neben einer früheren und besseren der Bekanntmachung immer noch werth gewesen; allein ich wollte die Untersuchung über die Fabel
406 nicht übergehen, und diese würde durch einen älteren Text ohne Zweifel sehr gefördert worden sein. Indessen schwand jene Hoffnung nach so manchen vergeblichen Nachforschungen immer mehr, und da überdies die Handschrift, von welcher ich Abschrift genommen hatte, nach England gewandert war, so entschloss ich mich, die mehrmals zurückgelegte Arbeit wieder vorzunehmen und zu beendigen. Ob meine in der vorangestellten Abhandlung dargelegte Ansicht von der Entstehung und Fortbildung des Liedes, das poetischen Werth hat und sich Form und Inhalt nach näher als ein anderes an das Nibelungelied anschliesst, die richtige ist, muss ich freilich anderen zu beurtheilen überlassen; indessen kann die Vergleichung der verschiedenen Darstellungen der Fabel und was ich sonst zu ihrem Verständnis beigebracht habe auch dem, der eine von der meinigen ganz verschiedene Vorstellung hat, noch immer brauchbar sein. Ein Text, wie der vorliegende, erlaubte keine kritische Behandlung, wie das Werk eines bekannten Dichters; ich habe also nur Einiges verbessert und ergänzt, und im Übrigen mich begnügt, die schlechten Sprachformen des 15. Jahrhunderts zu beseitigen, jedoch beibehalten, was der geschichtlichen Grammatik von Nutzen sein konnte.

V. 567 und 570 lies das für das. V. 569 ~~waz~~ für was. V. 881 trûtgesellen. V. 956. 957 diu für die. V. 1725 andera für andern. Der Eigenname Versâbe 49. 55, obgleich in As Bersâbe vorkommt, ist doch wohl nur Entstellung von ver (vrou) Sâbe, und Ab enthält das Richtige. ze sunnegihten (Einleit. XXX) heisst nicht vor Sonnenuntergang, sondern zu Johanni, wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat 407
und wieder zu sinken beginnt; mithin fällt auch die Folgerung S. LXVI weg. Wilh. Grimm.

KINDER- UND HAUSMÄRCHEN. 1842

Gesammelt durch die Brüder Grimm. Grosse Ausgabe. Mit zwey Kupfern. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen, bey Dieterich, 1837. Erster Band XXVIII und 513 Seiten. Zweiter Band 385 Seiten in Duodez.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, Stück 185, den 20. November 1837. S. 1842—1844.

Dieses Buch enthält eine Sammlung mündlicher, grossentheils von uns selbst aufgefasster Überlieferungen, welche zu vervollständigen wir seit 25 Jahren keine Gelegenheit versäumt haben. Gegenwärtige Ausgabe ist nicht nur durch eine Anzahl neuer Märchen (unter welchen sich einige in Schweizer Dialekt durch Sprache und Inhalt auszeichnen) vermehrt, sondern viele der schon bekannten sind umgearbeitet und durch einzelne Züge verbessert oder vervollständigt worden. Was noch jetzt 1843
von Dichtungen dieser Art in Deutschland sich erhalten hat, davon hoffen wir das Wichtigste und Beste zusammengebracht zu haben. Wir glauben der Sammlung auch in diesen gelehrten Anzeigen Erwähnung thun zu dürfen, da sich der wissenschaftliche Werth derselben in mancher überraschenden Verwandtschaft mit alten Sagen bewährt hat und die deutsche Mythologie sie nicht unberücksichtigt lassen konnte.

Der dritte Theil, dessen Inhalt sich lediglich auf den gelehrten Gebrauch der Sammlung bezieht und daher nur in einem viel engeren Kreis Eingang finden konnte, ist dies Mal nicht mit abgedruckt worden, weil noch Exemplare in der Reimer'schen Buchhandlung in Berlin vorräthig sind. In der

Folge soll dieser Theil als ein für sich bestehendes Werk erscheinen, in welchem auch die der vorigen Ausgabe vorangesetzten Einleitungen von dem Wesen der Märchen und von Kindersitten einen Platz finden werden.

Eine Auswahl als kleinere Ausgabe in einem Bändchen ward 1825 veranstaltet, neue Auflagen davon sind 1833 und 1836 in Berlin erschienen.

Die Sammlung ist auch im Auslande beachtet und in mehrere Sprachen übersetzt worden, am besten und vollständigsten ins Englische. Die französische Übersetzung von Gérard enthält nur eine Auswahl, eine andere so eben angekündigte von Theil scheint, da sie aus zwei Bänden bestehen soll, das Ganze zu umfassen.

Auf die Correctur ist Sorgfalt verwendet, nur Theil 1, S. XXIV, Zeile 5 von oben lies „für Kinder“ und Zeile 5 von unten „enthielt“; Zeile 4 von unten ist „eisernen“ statt „armen“ zu setzen.

Die beiden Stahlstiche und die Titelblätter in farbigem Steindruck mit goldenen Arabesken werden hoffentlich gefallen,
1844 überhaupt gereicht die äussere Ausstattung der Dieterich'schen Buchhandlung, auf welche der Verlag dieser grösseren Ausgabe übergegangen ist, zur Ehre. W. Gr.

---

489 LA CHANSON DE ROLAND OU DE RONCEVAUX

du XIIe siècle publiée pour la première fois d'après le manuscrit de la bibliothèque Bodléienne à Oxford par Francisque Michel. Paris, bei Silvestre 1837. LXIX und 317 Seiten in gross Octav.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 50. 51. Stück, den 29. März 1838. S. 489—498.

Wir halten es für ein gutes Zeichen, dass auch in Frankreich ein neuer Eifer für Erforschung des Mittelalters und seiner Dichtungen sich regt. Vielleicht lenkt auch dort die endlose Bewegung der Gegenwart den Geist auf die Betrachtung früherer Jahrhunderte, denn eine Zeit, die mit der einen Hand immer wieder nimmt, was sie mit der anderen gegeben hatte,

sucht von selbst, im Gefühle ihres Mangels, ein Bild dauernder naturgemässer Zustände. Möge sie daraus eine Stärkung empfangen. In Deutschland war es der Druck fremder Gewalt, der dem Studium des Mittelalters neue Kraft gab, und der damals gelegte Keim ist herangewachsen und trägt schon jetzt 490
nicht verächtliche Früchte. Mit den Gesängen der Troubadours war man, wie etwa in Deutschland mit den Minneliedern, immer in einiger Bekanntschaft geblieben; an sie knüpfte sich in der Ausgabe von Raynouard (Paris 1816—1821) das neu beginnende Studium, an welchem auch Deutschland in den gelehrten, aus den Quellen geschöpften Werken von Diez den würdigsten Antheil nahm. Zunächst kam an die Fabliaux, von welchen Meon eine neue Ausgabe lieferte, an die Poesieen der Marie de France, an den von den Franzosen überschätzten Roman von der Rose und kleinere Gedichte, die, weil sie keck, witzig, heiter und frivol sind, dem französischen Geiste besonders zusagen, die Reihe. Der Roman du Renard verdankt vielleicht seine Herausgabe durch Meon (1826) der so verbreiteten Ansicht, dass er eine politische Satyre enthalte, die auf alle Zeiten anwendbar sei. Nicht eigentlich der Sagenpoesie zugehörig ist der Roman de Rou et des ducs de Normandie von Robert Wace, den Pluquet (Rouen 1827 in zwei Bänden) herausgab. Die Geschichte des Châtelain de Coucy und der Dame Fayel hat Crapelet (1829) bekannt gemacht. Auch die Anfänge der dramatischen Kunst, die Mysterien, sind so eben bedacht worden. Die erste epische Dichtung ward am längsten zurückgeschoben. Der grosse Umfang der vorhandenen Denkmäler und die daraus entspringende Schwierigkeit, sich des materiellen Inhalts zu bemächtigen, die ein anhaltendes Studium und ein volles Hingeben an den Gegenstand verlangt, mögen die Ursache gewesen sein. Und doch waren hier Schätze an das Licht zu ziehen, die durch ihren inneren Werth ebenso wie durch ihre Wichtigkeit für die Geschichte der Sage sich auszeichnen. Wenn die rein lyrische Dichtung, menschliche Gefühle 491
und Empfindungen offenbarend, nach Jahrhunderten noch wahr und eindringlich bleibt und sogar der Gesang eines in Wäldern hausenden Wilden dem zusagen kann, der an die feinsten

Früchte langer Cultur gewöhnt ist, so hängt das Epos dagegen mit der geschichtlichen Entwickelung des Volkes und der äusseren Erscheinung seines Lebens zusammen und kann erst durch Einsicht in die Umgebungen, in welchen es aufwuchs, vollständig und in seinem Werthe erkannt werden. Fauriels Vorlesungen (de l'origine de l'épopée chevaleresque du moyen age. Paris 1832), denen Uhlands schöne Abhandlung über das altfranzösische Epos (1812) vorangegangen war, gewähren eine passende Einleitung in dies Studium. Fauriel geht von gesunden Ansichten aus und hat sie auf eine geistreiche Weise mit der seiner Nation eigenthümlichen Behendigkeit dargelegt. Hat er auch die Quellen nicht mit der Genauigkeit und Gründlichkeit, an welche wir Deutsche gewöhnt sind, untersucht, so hat er doch mit natürlichem Takt und einem scharfen Auge das Bedeutende glücklich herauszufinden gewusst. Für mehr als eine einladende Vorarbeit kann das Buch freilich nicht gelten. Indessen ist auch die histoire littéraire de France in ihrem 18. Bande (1835) bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts fortgerückt. Da die Wege also abgesteckt sind, so war es Zeit, die eigentliche Arbeit zu beginnen, und schon jetzt haben wir Ursache, uns des Fortschritts darin zu erfreuen. In wenigen Jahren sind wichtige Quellen der epischen Poesie bekannt gemacht worden. Paulin Paris hat Berte aus grans piés (Paris 1832) und Garin le Loherain (2 Bände, Paris 1833. 1835),
92 Francisque Michel, der sich besonders thätig zeigt, the poetical Romances of Tristan (2 Bände, London 1835) und Charlemagne (London 1837) herausgegeben, wozu die oben genannte chanson de Roland kommt[1]). Auch in dieser Richtung hat Deutschland seine Theilnahme durch von J. Bekker besorgten provenzalischen Fierabras, dessen Werth von französischen Gelehrten anerkannt wird, bethätigt. Wird es dort jemand übernehmen, uns ein altdeutsches Gedicht zuzuführen?

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich das Rolandslied als das wichtigste unter allen bisher bekannten altfran-

[1]) Die hiesige Bibliothek hat nicht gesäumt, sich mit diesen Schätzen, die meist nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren abgedruckt sind, zu bereichern.

zösischen Denkmälern der epischen Dichtung betrachte, ja ich bezweifle, dass sich unter den ungedruckten, so wünschenswerth die Bekanntmachung mancher anderen, z. B. Gerhards von Roussillon, wäre, sich noch eins befindet, das ihm an die Seite gesetzt zu werden verdient. Es ist, wie verschieden im Geiste, das Nibelungelied der welschen Sage: es besingt die Thaten, die fränkische Helden unter Karl dem Grossen vollbrachten, mit der Kraft, dem Ernste, der Einfachheit und Unschuld des ursprünglichen Volksepos. Weit ab liegt es im Geiste von jenem mit der Leichtfertigkeit französischer Galanterie reichlich ausgestatteten Gedichte von Charlemagne, das Karls mit den zwölf Pairs unternommenen Zug nach Jerusalem beschreibt.

Es befinden sich in Frankreich mehrere, darunter auch alte Handschriften des Rolandsliedes, aus welchen Monin in seiner Dissertation (sur le roman de Roncevaux, Paris 1832, wozu Michels examen critique, das in demselben Jahre erschien, gehört) einen Auszug mit eingerückten Stellen geliefert hat; 493
auch wurde schon damals der Abdruck einer Handschrift durch Bourdillon angekündigt, der aber nicht zu Stande kam. Ein älterer und, schon nach dem Auszuge in der hist. litt. de France 18, 714—720 zu urtheilen, besserer Codex wurde in der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford aufbewahrt. Durch die dankbar anzuerkennende Unterstützung des französischen Ministeriums, an dessen Spitze Guizot stand, ward es Hrn. Michel möglich gemacht, nach England zu reisen und eine auch äusserlich würdig ausgestattete Ausgabe zu liefern. Wir erhalten hier seine eigenhändige Abschrift des Bodleianischen Manuscripts, dem ein Facsimile beiliegt. Auf eine kritische Behandlung des Textes hat sich der Herausgeber, wohl mit Recht, nicht eingelassen: es ist ein einfacher Abdruck, dem er einige Anmerkungen und ein brauchbares Glossar mit eingemischten antiquarischen Erläuterungen zugegeben hat. Die Vorrede enthält litterarische Nachweisungen und eine durch reichliche Mittheilung einzelner Stellen schätzbare Übersicht aller bis dahin bekannt gewordenen Handschriften des Liedes. Endlich gibt der Herausgeber, unterstützt von anderen Gelehrten, in einem Anhange Auskunft über alle ihm bekannt gewordenen Darstellungen der

Sage, unter welchen der Abdruck eines lateinischen Gedichts aus einer Cotton. Handschrift und ein Auszug aus einem altenglischen Gedichte als bisher unbekannt die wichtigsten sind. Fleiss und Thätigkeit des Hrn. Michel verdienen rühmliche Anerkennung.

Der Text dieser Oxforder Handschrift entfernt sich von dem der anderen vielfach und in verschiedenen Abstufungen. Im Ganzen ist er älter, einfacher und kürzer. Zuweilen stimmt
491 er mit den übrigen wörtlich, öfter dem Sinne nach, nicht selten weicht er ab, indem jene nicht bloss ausführlicher und umständlicher erzählen, sondern den Inhalt der Sage selbst erweitern, sei es durch Fortbildung des Einzelnen, oder durch ganz neue Zusätze. Ein ziemlich ähnliches Verhältnis gewähren auch Gedichte der deutschen Heldensage, aber eine ganz eigenthümliche Erscheinung, und zwar, so weit sich urtheilen lässt, aller älteren Handschriften ist hier, dass bedeutende, vorragende Stellen nicht bloss in einer, sondern manchmal in mehrfach abweichender Erzählung vorkommen und diese verschiedenen Auffassungen ohne Verbindung hinter einander folgen.

Diese innere Beschaffenheit der verschiedenen Texte an sich, wie die bemerkte Übereinstimmung im Grossen, neben der auffallendsten Verschiedenheit im Einzelnen, machen es unmöglich, das Rolandslied als das Werk eines und desselben Dichters anzusehen. In dem Oxforder Codex wird zwar am Schlusse ein Turold genannt, und die hist. litt. de France trägt kein Bedenken, ihn als den Dichter aufzuführen, allein die undeutlichen Worte berechtigen an sich noch nicht zu einer solchen Annahme; welchen Antheil aber auch dieser Turold an der Auffassung des Gedichtes mag gehabt haben (vielleicht war er sehr gering und unbedeutend), in keinem Falle darf er als der Urheber der in sich so verschiedenen Darstellungen betrachtet werden. Zudem beruft sich das Gedicht selbst nicht bloss auf die Sage (ço dist la geste), sondern auch schon auf eine schriftliche Quelle (il est escrit en l'ancienne geste 272, 19). Wir können also hier nichts Anderes annehmen, als was wir bei dem Volksepos schon so oft bemerkt haben, ein Urheber ist nicht bekannt, es lebt nur in der Überlieferung der Sänger.

Zeugnisse von dem lebendigen Dasein der Dichtung fangen 495
mit dem 12. Jahrhundert an, und schon um 1100 geschieht der Lieder der Volkssänger von Roland Erwähnung. Reichlich sind die Anspielungen darauf bei den Troubadours jener Zeit, und man kann ohne Gefahr eines bedeutenden Irrthums die älteste erhaltene Darstellung des Gedichts in die Mitte des zwölften Jahrhunderts setzen. Die eigene Erscheinung, dass es nur in nordfranzösischer Sprache sich vorfindet, will man dahin erklären, dass es ursprünglich provenzalisch abgefasst, hernach in jene Mundart sei übertragen worden, gewiss unrichtig, wie schon die Mannigfaltigkeit der Auffassungen beweist.

Von dem Ursprunge und der allmählichen Fortbildung der Sage habe ich Gelegenheit bei der bevorstehenden Herausgabe des deutschen Rolandsliedes zu reden, das den Geistlichen Konrad zum Verfasser hat, der schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein französisches Original übersetzte und dessen Arbeit die Grundlage einer späteren Überarbeitung durch Stricker ward. Dort wird sich auch das Verhältnis der deutschen Gedichte zu den erhaltenen altfranzösischen darlegen lassen.

Ich habe schon vorhin den poetischen Werth des Liedes gerühmt, man wird ihn am besten erkennen, wenn ich ein für sich verständliches Bruchstück heraushebe und in einer einfachen und ungekünstelten Übersetzung mittheile. Man wird hier schon die Unschuld und Reinheit der Gedanken, die niemals von ihrem Gegenstande abschweifen, wie die einfache Schönheit und Eindringlichkeit des Ausdrucks erkennen. Zur Einleitung dient Folgendes.

Kaiser Karl, im Begriffe nach Frankreich heimzukehren, 496
war durch den weittönenden Schall von Rolands Horn zurückgerufen. Als er mit seinem Heere in Runzival anlangt, ist Roland mit allen Franken todt und das Feld mit den Leichen der Christen und Heiden bedeckt. Er ruft seine Helden, die zwölf Pairs, mit Namen, aber keiner antwortet. Gross ist seine Trauer. Herzog Naimes sagt ihm, in einer Entfernung von zwei Meilen könne man den Staub auf dem Wege der Heiden sehen, die bei seiner Ankunft geflohen waren. Karl lässt eine

Wache bei den Todten und eilt den Feinden nach. Als er sieht, dass der Abend herannaht, steigt er ab, kniet auf die Erde und bittet Gott, die Sonne stehen zu lassen. Ein Engel erscheint ihm und heisst ihm weiter reiten: es werde ihm nicht an Tageshelle fehlen, Gott wisse, dass die Blüthe von Frankreich verloren sei, er solle an dem verbrecherischen Volke Rache nehmen. Die Sonne bleibt stehen. Die Feinde fliehen, die Franken erreichen sie vor dem Ebro. Die Sarazenen, ihren Gott Tervagant anrufend, springen in den Fluss und ertrinken alle.

Als Karl nun todt die Heiden alle sieht,
erschlagen viel, doch mehr im Fluss ertränkt,
(gross war die Beute, die die Franken fanden),
so steigt vom Ross herab der edle Kaiser,
wirft nieder sich zur Erde, dankt dem Herrn:
und als der aufsteht, sinkt die Sonne erst hinab.
Der Kaiser spricht: „jetzt ist es Zeit zu rasten,
wir können nicht nach Runzival zurück:
die Rosse sind ermüdet und erschöpft,
hebt ab die Sättel, zieht vom Kopf die Zügel
und lasst sie auf den Wiesen sich erkühlen.“
Die Franken sagen: „Herr, wie ihr befehlt.“

Der Kaiser nimmt da seine Lagerstätte,
497 auf das zerstampfte Feld zerstreuen sich die Franken,
den Rossen haben sie die Sättel abgezogen,
die goldenen Zügel, dass den Kopf sie senken
und auf den Wiesen frisches Gras sich suchen.
Sie können hier nicht bessre Pflege finden.
Wer müd ist, legt zur Erde sich und schläft,
und unbewacht sind sie in dieser Nacht.

Der Kaiser legt sich nieder auf die Wiese,
bei seinem Haupte ruht sein mächt'ger Speer:
in dieser Nacht will er sich nicht entwaffnen.
Er trägt am Leib den schön gezierten Panzer,
den goldnen Helm, den reich gesteinten, auf dem Haupt,
umgürtet mit Joiuse: seines gleichen gibt es nicht,
ihm muss an Glanz der Strahl der Sonne weichen.
Wir wissen Sagen viel von jener Lanze,
womit der Herr am Kreuze ward verwundet:
Karl hat den Stahl, sei Gott dafür gedankt,
an einen Griff von Gold hat er ihn setzen lassen.

Ob solcher Ehr und solcher Herrlichkeit
ward dieses Schwert Joiuse dann geheissen.
Die fränk'schen Ritter dürfen's nicht vergessen,
dass Munjoi ihr Ruf ist in der Schlacht.
Kein Volk kann ihnen darum widerstehn.

Klar ist die Nacht, der Mond ist leuchtend,
Karl legt sich, aber Roland macht ihm Qual,
um Olivier ist er in tiefen Schmerzen,
um die zwölf Pairs, um all die Franken,
die er hat todt in Runzival gelassen.
Da hebt er an zu weinen und zu jammern,
er bittet Gott um Gnade für die Seelen. 493
Müd ist der Kaiser, denn der Schmerz ist gross.
Da schläft er ein, nichts konnte er weiter thun.
Auf allen Feldern schlafen rings die Franken:
kein Ross, das länger aufrecht bliebe;
das Gras verlangt, das frisst im Liegen.
Viel hat gelernt, wer recht erkennt die Noth.

Karl schläft als ein erschöpfter Mann,
Sanct Gabriel hat Gott herabgesendet
mit dem Geheiss, den Kaiser zu bewachen.
Der Engel steht die Nacht an seinem Haupt,
und ein Gesicht zeigt ihm im Bild voraus
die grosse Schlacht, die ihn am Tag erwartet.

Wilhelm Grimm.

RUOLANDES LIET VON WILHELM GRIMM. 1129

Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. Göttingen In der Dieterich'schen Buchhandlung. 1838. CXXVIII und 346 Seiten in gr. 8. Die Steindrucktafeln besonders in Folio.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 114. 115. Stück, den 19. Juli 1838. S. 1129—1131.

Endlich erscheint das lange versprochene Rolandslied, wovon bisher nur die Hälfte und auch diese nur in den Bruchstücken, aus welchen die Strassburger Handschrift besteht, bekannt geworden war. Der aus Rom zurückgekehrte pfälzische Codex enthält allein das Ganze, freilich noch immer mit

einer Lücke von zwei Blättern, welche auch ein Schweriner und ein Stuttgarter Bruchstück, wie sich doch glücklicherweise hätte treffen können, nicht ausfüllen. Ich liefere hier einen sorgfältigen Abdruck die Pfälzer Handschrift mit den Lesarten der übrigen; zu einer durchgreifenden kritiischen Bearbeitung reichten die vorhandenen Hilfsmittel nicht aus: was ich dafür
1130 thun konnte, habe ich in den Anmerkungem zusammengestellt. Die Bilder der pfälzischen Handschrift warem in mehr als einer Beziehung zu wichtig, als dass ich sie hätte zurücklassen dürfen; ihre Nachbildung ist treu und durchaus nicht verschönert. Auch eine Schriftprobe von zwei Handschriften hielt ich für nöthig, weil es schwierig ist, genau ihr Alter zu bestimmen, wiewohl ich der Meinung bin, dass sie noch ins zwölfte Jahrhundert gehören; und dahin sind auch, wie es scheint, die zwei anderen zu setzen, von welchen ich ein Facsimile zu liefern nicht im Stande war.

Das Gedicht ist dem Epilog zufolge durch einen Geistlichen (pfaffen), Namens Konrad, aus dem Französischen übersetzt; der Herzog Heinrich, dessen Gemahlin die Übersetzung veranlasste, war, wie ich glaube überzeugend dargethan zu haben, Heinrich der Löwe. Die Zeit der Abfassung fällt nach meiner Meinung in das Jahr 1173—77.

Die Fragen, zu welchen die Natur dæs Gedichts Veranlassung gab, habe ich in der Einleitung zu beantworten gesucht. Dass ich dabei noch das vor kurzem in Paris bekannt gemachte altfranzösische Lied von Roland, von dem ich in diesen Anzeigen No. 50. 51. (oben S. 472—479) gesprochen habe, benutzen konnte, war mir sehr förderlich. Ich habe also das Verhältnis des deutschen Gedichts zu diesem und dem übrigen bekannt gewordenen Darstellungen des Mittelalters untersucht, wobei ich Strickers im 13. Jahrhundert unternommene Überarbeitung am ausführlichsten behandeln musste; sodann habe ich über Entstehung, Fortdauer, ursprüngliche Gestalt und poetische Auffassung der Sage meine Ansicht geäussert.

Die Erklärung eines Bildes ist ausgefallen und daher
1131 S. XXVIII zuzufügen: „16. König Cursable bittet den König Marsilie, ihm den Kampf mit Roland zu gestatten“.

Wenn ich mich über den inneren Werth und die Wichtigkeit dieses Denkmals für die Geschichte der epischen Poesie nicht täusche, so habe ich doppelte Ursache zu wünschen, dass Kenner mit meiner Arbeit nicht unzufrieden sein mögen.

Wilh. Grimm.

DIE ZWEI RECENSIONEN UND DIE HANDSCHRIFTENFAMILIEN DER WELTCHRONIK RUDOLFS VON EMS 645

mit Auszügen aus den noch ungedruckten Theilen beider Bearbeitungen. Von Dr A. F. C. Vilmar, Gymnasialdirector. Marburg, 1839. 80 S. in 4.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 65. Stück, den 22. April 1839. S. 645—648.

Dem diesjährigen Programme, welches zu der öffentlichen Prüfung der Schüler des kurfürstlichen Gymnasiums einlädt, hat Herr Gymnasialdirector Dr A. F. C. Vilmar eine Abhandlung beigegeben, welche den Titel führt: Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems mit Auszügen aus den noch ungedruckten Theilen beider 646
Bearbeitungen, 80 Seiten in Quart, und einen erfreulichen Beweis liefert, wie solche Gelegenheitsschriften zum Vortheile der Wissenschaft können verwendet werden.

Mit Rudolfs Weltchronik hatte sich bisher nur Herr Professor Massmann, den die längst verkündigte, immer noch nicht zu Stande gekommene Herausgabe der Kaiserchronik darauf führte, beschäftigt und sich durch Nachweisung der zahlreichen Handschriften bereits ein Verdienst erworben. Er hatte die Meinung geäussert, dass nur eine Recension vorhanden sei, aber ein doppelter Prolog. Herr Gymnasialdirector Vilmar beweist, dass diese Ansicht unrichtig ist und zwei gänzlich verschiedene Bearbeitungen desselben Gegenstandes auf uns gekommen sind. Die ältere Recension umfasst die Bücher des alten Testaments bis auf Salomons Tod, die jüngere nur den Pentateuch, das Buch Josua und das Buch der Richter, doch dieses nur zum geringsten Theile, und weicht nicht bloss im

Prologe, sondern auch in den gemeinschaftlichen Stücken, sowohl dem Inhalte als der Darstellung nach, gänzlich von der älteren ab. Die ältere Bearbeitung rührt ohne Zweifel von Rudolf von Ems her, wie schon der akrostichische Anfang seines Prologs beweist. Ich bemerke hier, dass in der ersten Zeile, obgleich alle nachgesehenen Handschriften Richter got herre über alle kraft lesen, doch, da sich der Vers nicht scandieren lässt, ein Fehler stecken muss; wahrscheinlich ist Richtære über alle kraft zu bessern. Rudolfs Prolog ist dem König Konrad IV gewidmet. Die jüngere Bearbeitung dagegen, deren Prolog mit Christ herre anfängt, ist ausschliesslich dem Landgrafen Heinrich von Thüringen zugeeignet, und ihr Verfasser nennt sich nicht, auch nicht seinen Vorgänger, obgleich er ihn gekannt
611 hat. Endlich ist Rudolfs Werk abermals von anderen fortgesetzt und auch durch Zusätze im Innern erweitert worden. Die bis jetzt aufgefundenen 42 Handschriften, wozu noch einige Bruchstücke kommen, enthalten entweder eine von den beiden Bearbeitungen rein oder einen aus beiden verschiedentlich gemischten Text; sie sind nach ihren Bestandtheilen in Klassen abgetheilt und näher beschrieben. Die aus den Handschriften mitgetheilten Stellen sind mit Einsicht gewählt und lesbar hergestellt, wenn auch, besonders durch sorgfältigere Beachtung der metrischen Gesetze, noch Manches zu bessern wäre. So ist z. B. 60, 10 zu lesen unde hort; 61, 75 von èrst mit diner kraft; 63a, 211 der umbejage geschuof got; 69, 73 eigenliches; 71b, 11 bevant; 72b, 42 ist „wol“ zu streichen; 73b, 15 als; 73b, 20 wahrscheinlich al ze kurz; 74b, 38 der dûhte sich an sælden; 77a, 182 des ern bæte. Noch Eins und das Andere wäre anzumerken, z. B. S. 22 ist gegen den Reim lande: vîande nichts einzuwenden; S. 25 ist namen (namôn) als Infinitiv von genamet zu setzen. Die öfter mangelnde Bezeichnung der langen Vocale ist leicht nachzuholen.

Die ganze, schon durch Herbeischaffung der wichtigeren Handschriften schwierige Untersuchung ist gründlich, mit Scharfsinn und Geschick geführt und gewährt klare Ergebnisse. Es ist hier wieder ein Beispiel, wie genaue, keine Einzelnheit verschmähende Arbeit erst zur wahren Erkenntnis auch der all-

gemeineren Verhältnisse leitet. Mit Geist und freiem Blick bezeichnet der Verf. die Stelle, welche dem einen festen Plan verfolgenden Gedichte in der Geschichte der Poesie zukommt, und siegreich bekämpft er das ungerechte, zum Theil auf falschen Voraussetzungen beruhende Urtheil, das Gervinus über den nicht ausgezeichneten, aber sinnvollen und achtungswerthen Dichter 648
ausgesprochen hat.

Eine Ausgabe von Rudolfs reinem Text wäre jetzt an der Zeit.

Wilhelm Grimm.

THE RUNES OF ANGLO-SAXONS. 1129

By John M. Kemble. From the Archaeologia vol. XXVIII, pp. 327—372. London. Printed by J. B. Nichols and son. 1840. 46 Seiten in Quart mit sechs Steindrucktafeln.[1])

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 114. 115. Stück, den 22. Juli 1841. S. 1129—1138.

Endlich eine Schrift über die angelsächsischen Runen, wie sie schon längst ein jeder, der an diesem Gegenstande Antheil nimmt, gewünscht hatte. Nur ein in England einheimischer Gelehrter, dem die angelsächsischen Handschriften nicht fern lagen, der die angelsächsischen Denkmäler und Alterthümer mit eigenen Augen betrachten oder leicht darüber Auskunft erlangen konnte, war im Stande, eine genügende Arbeit zu liefern. Er musste aber neben gründlicher Kenntnis der angelsächsischen Sprache auch Takt und Scharfsinn, neben Eifer und Behendigkeit des Geistes auch ruhige Besonnenheit besitzen, um sich nicht in luftigen, gewagten Vermuthungen zu verlieren. Allen 1130
diesen Anforderungen genügt Kemble in vollem Masse; wohl hat er ein Recht, sich zu freuen, dass die Ehre, in dieser Angelegenheit die rechte Bahn gezeigt und so wichtige Aufklärungen gegeben zu haben, keinem Ausländer zu Theil geworden ist. Ich will Bericht über die treffliche Schrift abstatten.

[1]) Die besonderen Abdrücke kommen nicht in den Buchhandel, und ich verdanke mein Exemplar dem Verf.

Zuerst eine Einleitung. Nachdem der Verf. die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Rune angemerkt hat, berührt er die Frage, in welcher Zeit die Deutschen das Runenalphabet mögen empfangen haben, und weist ihre Beantwortung mit Recht als unfruchtbar zurück. Es genüge zu wissen, dass die Deutschen diese Schrift schon besessen hätten, als sie den Römern bekannt wurden. Er führt dafür die Aurinia, die weise Frau, aus Tacitus an und erklärt sie nach Vorgang der deutschen Mythologie (S. 227) durch Aliruna. Auch mir ist es aus inneren Gründen höchst wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewiss, dass die Deutschen zu jener Zeit schon die runische Schrift besassen, allein streng beweisen lässt es sich durch jenen Eigennamen noch nicht, zu dessen Erklärung der ursprüngliche Begriff von rûna ausreicht, ohne dass man Bezug auf die Schrift zu nehmen braucht: es war eine weise, mit den religiösen Geheimnissen bekannte Frau. Indem der Verf. bemerkt, dass man zu der Zeit, wo man weder Feder und Tinte noch Pergament kannte, die Buchstaben auf Holz oder Stein einschnitt, gedenkt er neben den hölzernen Tafeln auch der Reiser, auf welche man sie ritzte, wenn man das Los damit werfen wollte. Dies beruht indessen nur auf einer muthmasslichen Auslegung einer Stelle bei Tacitus, über welche ich einen Excurs in meiner Schrift über deutsche Runen (1821) geliefert
1131 habe. Die Grundidee bei dieser Auslegung gehört Hrn. Prof. Finn Magnussen, ich erkläre dies hier um so lieber, als ich dessen nachher (1822) in der dänischen Übersetzung der alten Edda 3, 76—96 gedruckte Abhandlung, die mir damals schon zugänglich war, nicht angeführt habe, weil vor mir in diesen Anzeigen (1819, St. 143) von einem anderen und zwar von demselben Gelehrten, der mir die dänische Abhandlung mitgetheilt hatte, diese Idee bereits bekannt gemacht war. Was ich sonst Hrn. Finn Magnussen verdanke, wird man bei einer Vergleichung herausfinden. Wichtig für das Alter der Runen ist die Nachweisung Kembles, dass, wie die Edda dem Odin die Erfindung der Runen beilegt, so auch ein angelsächsisches Denkmal sagt, dass Wodan zuerst Runen geschrieben habe: eine den Germanen also wie den Scandinaviern gemeinschaft-

liche und daher gewiss uralte Überlieferung, die nur ausdrücken will, dass die Erfindung des Alphabets menschliche Kräfte zu übersteigen scheine. Es ist überhaupt bei dem hohen Alter des Alphabets schwer, eine Zeit ausfindig zu machen, in welche man mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Erfindung setzen könnte, die mit der inneren Natur und dem Organismus der Sprachlaute nothwendig schon musste bekannt gewesen sein, ehe sie auf den Gedanken kommen konnte, diesen Organismus durch Zeichen darzustellen. Etwas wesentlich Verschiedenes sind Zeichen für Begriffe, selbst Silbenschrift ist gar nicht damit zu vergleichen und fordert eben keine grosse Anstrengung des Geistes.

Lässt sich nicht bezweifeln, dass Runen in heidnischer Zeit vorhanden waren, so wurden sie doch wahrscheinlich nur selten in Anwendung gebracht und immer nur von einzelnen, welche Kenntnis davon besassen. Allgemein verbreitet war die Schrift 1182
in jener Zeit gewiss nicht. Heidnische Inschriften auf Steinen sind noch nicht gefunden, man darf zweifeln, ob sie überhaupt jemals dagewesen sind. Die Holztafeln, auf welche man die Runen einschnitt, haben sich nicht erhalten können, allein auch sie gestatteten ihrer Natur nach nur einen eingeschränkten Gebrauch. Dass man den Runen übernatürliche Kräfte beilegte und Zaubereien damit vollbrachte, ist an sich schon glaublich genug, aber Kemble bringt auch willkommene Zeugnisse aus Beda und Beowulf bei. Wenn er ferner meint, das Christenthum habe sich feindselig gegen die Runen verhalten, so versteht sich das von selbst, insofern man sie bei heidnischen Gebräuchen in Anwendung brachte und man dadurch übernatürliche Dinge bewirken zu können glaubte, aber den äusseren Zeichen, den Buchstaben selbst teuflischen Ursprung beizulegen, so weit ist schwerlich der Widerwillen gegangen; man durfte es schon deshalb nicht, weil bei aller Verschiedenheit die Runen immer noch Ähnlichkeiten genug mit dem lateinischen Alphabete hatten und man dieses zugleich mit würde verdächtigt haben. Wie hätte man das runische FIASTBR verdammen und das lateinische, das die Züge abrundete, weil man sie mit der Feder auf Pergament leicht hinschrieb, während die eckige Form der

Runen für das Einritzen in Stein und Holz viel bequemer war, daneben gebrauchen können? Dann aber, wie will man den Umstand erklären, dass alle Runen, die wir besitzen, in Scandinavien wie in Deutschland und England, unbezweifelt aus christlicher Zeit herrühren? Konnte man Runen und lateinische Schrift auf einem und demselben Denkmale anwenden? Durfte man, was ganz christlichen Inhalt hatte, mit Runen schreiben?
33 Kemble, dem diese Einwürfe nicht alle entgehen konnten, antwortet, man müsse annehmen, die am frühesten zum Christenthum Bekehrten seien gerade Priester, mithin im Stande gewesen, die eigentliche Natur der heidnischen Zeichen zu beurtheilen: diese hätten kein Bedenken getragen, sich der Runen allein oder in Verbindung mit lateinischer Schrift zu bedienen. Ich will das gern eine scharfsinnige Vermuthung nennen, aber wie ist sie zu beweisen? Diese Priester schrieben nicht für sich allein die Runen nieder, mussten sie nicht bei allen, die nicht, wie sie, Neubekehrte waren, damit Anstoss erregen? Kann man in den Jahrhunderten, in welchen Runen eingegraben und geschrieben wurden, jedes Mal neubekehrte Priester voraussetzen? Dazu kommt, dass kein einziges altes Zeugnis von dem Widerwillen der christlichen Zeit gegen die runischen Buchstaben anzuführen ist. Was der Bischof Brynolf, der nach der Reformationszeit lebte, sagt, ist nichts als eine spätere Vermuthung, auf die ich kein Gewicht legen kann. Das Natürlichste ist doch, anzunehmen, dass man gegen die Runen als blosse Buchstaben nicht das Geringste einzuwenden hatte, sondern dass man sie aus keinem anderen Grunde zurücksetzte, als weil mit dem Christenthume zugleich Kenntnis der lateinischen Sprache und Schrift eindrang. Diese, wie vorhin bemerkt, bequemere Schrift breitete sich aus und wurde auch bei der einheimischen Sprache neben den alten Runen angewendet. Die angelsächsischen Runeninschriften gehören, wie K. bemerkt, fast alle nach Northumberland (das Wort in der angelsächsischen Bedeutung genommen), weil dort vor Ende des 8. Jahrhunderts die Bildung weiter als in irgend einem Theile von Germanien vorgerückt war.

34 Die Untersuchung gelangt jetzt zu den mit angelsächsischen

Runen geschriebenen Überbleibseln. Kemble gibt zunächst ein Verzeichnis von den verschiedenen Darstellungen des markomannischen, mit dem angelsächsischen im Ganzen übereinstimmenden Alphabets; die schon früher in Abbildungen bekannt gemachten sind durch einige von dem Verf. selbst in Handschriften gefundene vermehrt. Dann theilt er das angelsächsische Gedicht über Runen mit, welches, obgleich zu den späteren Denkmälern dieser Sprache gehörig, doch durch seinen Inhalt von Wichtigkeit ist. Der Codex, in dem es stand, ist leider verloren, Kemble konnte sich also nur des Abdrucks bei Hickes bedienen. Dass hier Text und Übersetzung besser ist, als ich beides vor 20 Jahren liefern konnte, versteht sich von selbst.

Von den sieben mit angelsächsischen Runen in angelsächsischer Sprache (denn Kemble lässt sich nicht auf das ein, was mit diesem Alphabete in anderer Sprache geschrieben ist) abgefassten Inschriften konnte ich in meiner Schrift nur zwei anführen, die eine zu Bewcastle, die andere auf dem Kreuz zu Ruthwell. Jene hatte ich richtig gelesen, aber Kembles Erklärung verdient den Vorzug, diese, die ich nur aus der Abbildung bei Hickes kannte, hatte ich unerklärt lassen müssen. Zu diesen zweien kommen vier Inschriften, die seitdem in der Archaeologia Brittanica sind bekannt gemacht worden und hier ebenfalls von Kemble besser als von seinen Vorgängern erklärt werden, endlich noch eine, die in Whitackers history of Richmondshire abgebildet ist, über welche Kemble hinweggeht, weil es vielleicht keine angelsächsische Inschrift ist und weil ihre Genauigkeit zweifelhaft scheint; es muss vor allen Dingen erst eine bessere Abschrift vorliegen.

Die Erklärung der Inschrift zu Ruthwell (an der schottischen Grenze) ist der eigentliche Glanzpunkt dieser Schrift. Sie be- 1135
findet sich auf einem etwa 17 Fuss hohen steinernen Kreuz, welches im Jahre 1642 von den bilderstürmenden Presbyterianern in der Kirche, wo es stand, umgestürzt wurde, wobei es in mehrere Stücke zerbrach und die Inschrift Schaden nahm. Diese Stücke blieben in der Kirche liegen und dienten als Sitze, bis sie im Jahre 1772 auf den Kirchhof geschafft und dadurch

der Zerstörung noch mehr ausgesetzt wurden. In dem Jahre 1802 liess Duncan den Stein wieder aufrichten und die beiden verlorenen Querarme des Kreuzes ergänzen. Leider ist vor der Zerstörung keine Abbildung des Denkmals gemacht worden. Die älteste, die man besitzt, ist die bei Hickes vom Jahre 1702; eine zweite lieferte zwanzig Jahre später Gordon in seinem Itinerarium septentrionale. Die letzte genaue und sorgfältige von Duncan erschien, prächtig in Kupfer gestochen, in der Archäologie 1834. Alle vier Seiten des Steines enthalten Inschriften und Bildwerke. Auf den zwei breiteren Seiten erblickt man basreliefartige Darstellungen aus der heiligen Geschichte und auf den Rändern, welche die Bilder einfassen, lateinische Inschriften mit lateinischen Buchstaben: die zwei schmäleren Seiten sind mit ausgehauenen Blumenranken, zwischen welchen Vögel und andere halbphantastische Thiere sitzen, ausgeziert, gleichfalls auf den Rändern stehen die Runen. Auf die Erklärung der Runen kommt es aber allein an, da die lateinische, die biblischen Bilder erklärende Inschrift, so weit sie lesbar ist, keine Schwierigkeit macht. Kemble zeigt, dass die Sprache eine andere ist, als die angelsächsische, und zwar wie sie in Northumberland in dem achten und neunten Jahrhundert gesprochen wurde, und dass die lesbaren Stücke Zeilen eines alliterierenden Gedichtes enthalten, welches sich ebenfalls auf die bildlichen Darstellungen der anderen beiden Seiten bezieht, nämlich auf die Fusswaschung des Heilands durch Maria Magdalena und auf die Verherrlichung Christi durch seine Leiden. Das Wenige, was ich damals im Allgemeinen über das Denkmal sagen konnte, war demnach nicht unrichtig. Man hat sogleich bei Kembles Erklärung das Gefühl, dass er auf dem rechten Wege ist, geht man genauer ein, so wird man bald überzeugt, dass, wenn man auch über eine Einzelheit hier und da noch streiten könnte, im Ganzen sich nichts dagegen wird aufbringen lassen; diese Erklärung erfreut ebenso durch gesunden Sinn und Gewandtheit des Geistes, als durch feine Kenntnis der angelsächsischen Sprache und der hier erscheinenden eigenthümlichen Sprachformen. Kemble äussert sich zugleich, nicht ohne polemische Schärfe, gegen die Auslegungen

zweier dänischen Gelehrten, welche allerdings Seltsames und Befremdendes genug haben und bei welchen besonders das Bestreben, die altnordische Sprache hier wieder zu finden, nachtheilig wirkte; es lässt sich davon nichts mehr aufrecht erhalten. Indessen bedarf doch ein Umstand noch der Aufklärung. Nach Kemble ist die Abbildung des Denkmals bei Hickes die erste, Finn Magnussen stützt sich aber in seiner ausführlichen Erklärung desselben (Annaler for nordisk oldkyndighed, Kiöbenhavn 1836—1837, p. 243—337) auf eine ältere. Er kennt sie durch einen Kupferstich in Folioformat, den er von Thorkelin empfangen und den dieser bei seinem Aufenthalte in Grossbritannien, er wusste nicht von wem, erhalten und mitgebracht hatte. Weder Kemble noch sonst jemand in Grossbritannien weiss etwas von diesem Kupferstich. Das Merkwürdigste aber ist, dass diese Abbildung noch die Inschrift neben den beiden Bildern auf der 1137
Spitze des Kreuzes enthält, die man sonsther nicht kennt und von welcher Duncan sagt, sie sei unlesbar. Finn Magnussen liefert eine Nachbildung von diesem unbekannten Theile jenes Kupferstichs, was um so nöthiger war, als er gerade darauf seine Erklärung des Denkmals hauptsächlich stützt. Auf der einen Seite zeigen sich, nach meiner Meinung, deutlich lateinische Buchstaben, und das lateinische VERBUM kann kaum bezweifelt werden.

Der Verf. bespricht jetzt die angelsächsischen Runen, die in angelsächsischen Handschriften vorkommen. Sie erscheinen zumeist in Handschriften der späteren Zeit. Zuerst dienten sie als eine Art von Abbreviatur, indem nämlich die Rune statt des Wortes geschrieben ward, aus welchem ihr Name besteht. So wird z. B. die Rune M gesetzt, um man, im Beowulf ᛖ, um edel auszudrücken, denn so heissen beide Runen. Dies geschah nicht in der Absicht, etwas Geheimes anzudeuten, sondern bloss aus Bequemlichkeit. Sodann wird aus drei Handschriften (eine Stelle davon ist seitdem auch in Andreas und Elene S. 88 gedruckt; vgl. das. S. 167) ein Beispiel angeführt, wo ein solcher Gebrauch der Runen den bestimmten Zweck hatte, den Namen des Dichters auszudrücken, denn sie bilden, wenn man sie aneinanderreiht, den Eigennamen CYNEWULF. Hier hat doch

wohl die Ansicht gewirkt, dass es schicklich sei, den Dichter nur nebenbei und halb versteckt zu nennen. Ferner finden sich Runen bei Räthseln angewendet, indem das Wort des Räthsels umgekehrt geschrieben ward, z. B. SROH für HORS, DNUH für HUND. Endlich kommt es vor, dass Runen bloss zur Erhaltung, vielleicht auch zur Übung in der wenig gebrauchten
1138 Schrift niedergeschrieben wurden, ohne dass ein Sinn darin läge: manchmal ist es eine blosse Anhäufung von Consonanten ohne Vocale oder von Vocalen ohne Consonanten. Den Schluss macht ein Stück aus einem noch ungedruckten angelsächsischen Gedichte von Salomon und Saturn, in welchem die Kraft des Pater noster beschrieben und worin jedem Buchstaben, aus welchem das Gebet zusammengesetzt ist, eine gewisse Wirkung beigelegt wird. Die Runen, mit welchen das ganze Gebet kann ausgedrückt werden, sind eingerückt.

Man sieht, wie reichhaltig diese Schrift ist und wie grossen Dank wir dem Verf. für den Fortschritt schuldig sind, den wir dadurch in der Kenntnis der angelsächsischen Runen gemacht haben.

Wilhelm Grimm.

ANHANG.

ANKÜNDIGUNG.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang IV (1811) Intelligenzblatt No. VIII, S. 57—58.

[Mit Jacob Grimm.]

Im Vertrauen auf die Neigung, mit welcher die Einsichtsvollen den Denkmälern altdeutscher Poesie begegnen, und bestimmt von unserer eigenen Lust an dem Studium derselben, kündigen wir eine Sammlung altnordischer Sagen an. Wer eine leichte Kenntnis der Sache hat, dem wird es nicht entgangen sein, wie zwischen einheimischer und nordischer Nationaldichtung ein Zusammensang gewesen und wie wir, wenn wir die Geschichte jener erforschen wollen, auf diese angewiesen werden. Den Fabelkreis der Nibelungen finden wir nicht nur in einer eigenthümlichen Gestalt im Norden wieder, sondern auch, was uns einst zugehört hat, was aber in der Unachtsamkeit einer übermüthigen Zeit verloren gegangen, in Übersetzungen aus dem 13. Jahrhundert erhalten. So müssen wir die nordischen Sagen einer sorgfältigen Untersuchung unterwerfen, theils um auf die erste Entstehung des grossen Epos, auf den Keim desselben, zu gelangen, theils um so soviel, als es verstattet ist, unser verlorenes Eigenthum wieder zu gewinnen. Nach dieser doppelten Rücksicht wird die Sammlung geordnet werden. Die Quelle derselben wird erstlich die in Deutschland äusserst seltene und soviel uns bekannt nur auf der Göttingischen Bibliothek vorhandene gedruckte Sammlung von Biörner (Nordiska Kämpa Dater. Stockholm 1737. Fol.) sein; wir werden daraus die vor allen wichtige Wolsunga, Norna Gestur und Ragnar Lodbroks Saga entnehmen. Sodann befinden wir uns in der glücklichen Lage, Abschriften von nordischen Manuscripten erhalten zu können, so wie uns der Katalog von

den Schätzen des Magnäischen Instituts in Kopenhagen zugekommen ist. Schon ist eine vollständige Abschrift von der Blomsturwalla Saga in unseren Händen, einem merkwürdigen Gedicht, welches im 13. Jahrhundert von einem norwegischen
55 Meister Biórn nach einem deutschen Gedicht, das er lesen hörte, aufgeschrieben ist. Eine Abschrift der Magus Jarl Saga, die gleichfalls in den Cyklus des Nibelungenlieds gehört, wird eben besorgt. Und so glauben wir, dass unsere Sammlung reichlich könne ausgestattet werden. Wird sie begünstigt, so soll auch die Wilkina Saga, die immer selten ist, ihr einverleibt werden.

*)Wir geben den nordischen Text und eine ganz treue Übersetzung ins Deutsche, weil jene Sprache ihre Schwierigkeiten hat und die Hilfsmittel zu ihrer Erlernung äusserst beschränkt sind, wir aber diese Gedichte jedem Freund der alten Poesie zugänglich zu machen wünschen. Zu einer jeder diesen Sagen werden wir eine historische Abhandlung schreiben, die alles erläutert, was für die Geschichte der Poesie von Bedeutung ist. Indem wir hierdurch erklären, dass das Buch ganz eigentlich Gelehrten bestimmt sei, so müssen wir doch bemerken, dass unabhängig von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung in diesen Sagen, namentlich in der Wolsunga und Ragnar Lodbrok Saga, eine Poesie eingeschlossen sei, die wir, ohne zu zweifeln, zu der grössten rechnen, welche eine gewaltige thatenreiche Zeit erzeugt hat, denn aus dieser ist sie entsprungen, nicht das Werk eines Menschen.

Jeder Band wird zwei Sagen mit der deutschen Übersetzung, die besonders gedruckt wird, begreifen. Der erste Band wird in diesem Sommer erscheinen und wahrscheinlich mit der Wolsunga und Blomsturwalla Saga beginnen.

*) [Die zwei nächsten Abschnitte hat Gräter im Anzeiger zu Idunna und Hermode, No. 2, den 18. Januar 1812, Seite B unter dem Titel: „Von einer Sammlung altnordischer Sagen“ mit Grimms Unterschriften allein abgedruckt nach den Worten: „Nachdem die Verfasser die Veranlassung, den Nutzen und die Quellen ihrer Arbeit angegeben haben, fahren sie fort“: — Auf demselben Blatt werden: Lieder der älteren Edda, zum erstenmal aus der kopenhagener Handschrift herausgegeben durch Friedr. Heinr. von der Hagen, als nächstens erscheinend angezeigt.]

Wir können diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne die Hoffnung mitzutheilen, die wir haben, in sehr kurzer Zeit eine vollständige Abschrift der noch ungedruckten Lieder der älteren rhythmischen oder Edda Saemundar zu besitzen, welche unstreitig die wichtigsten Denkmäler der altnordischen Poesie sind, und die wir, sobald es die schwierige Arbeit erlaubt, mit einer Übersetzung bekannt machen wollen.

Cassel, am 11. Februar 1811.

Wilhelm Carl Grimm. Jacob Grimm.

ANKÜNDIGUNG DER HERAUSGABE DER EDDA SAEMUNDAR UND DES REINEKE FUCHS. 853

[Hallische] Allgemeine Litteraturzeitung vom Jahre 1811. Halle. Bd I, No. 107. Donnerstags, den 18. April 1811. S. 853—854 = Anzeiger zu Idunna und Hermode. Herausgegeben von Gräter. No. 2, den 18. Januar 1812, S. A. [Mit Jacob Grimm.]

Wir verbinden hier die Anzeige zweier von einander selbst unabhängiger und nur an ihrer Wichtigkeit gleicher Werke, welche wir uns freuen baldigst herausgeben und bearbeiten zu können.

Erstens des zweiten ungedruckten Theils der Edda Saemundar, eines der kostbarsten Liedercyklus aller Zeiten. Wir haben den nordischen Text bereits vollständig in Händen und werden ihn, als die Hauptsache, sorgfältig abdrucken, commentiren und mit einer treuen deutschen Übersetzung begleiten. Welches Licht durch diese ebenso einfacher als wahrer Poesie vollen Gesänge auf den Nibelungen- und altdeutschen Heldenkreis geworfen wird, bedarf vielleicht weniger angemerkt 854
zu werden, als dass sie uns eben dieser Beziehung wegen, so auch in Rücksicht der Sprache, näher und leichter liegen, wie der bereits gedruckte erste Theil der saemundischen Edda. Es sind diese Lieder Stücke aus dem uralten Epos des Nordens, noch in der Gestalt früher Jahrhunderte auf uns gekommen und an innerem Werth durchaus dem Homer zu vergleichen.

Zweitens des in Rom glücklich aufgefundenen altdeutschen Reinhart Fuchs, wovon wir die von Glöckle genommene Abschrift ebenfalls schon besitzen. Erst durch dieses von dem plattdeutschen in Form und Inhalt gänzlich abweichende Gedicht wird eine historische Kritik dieser herrlichen, selbst noch in deutscher Volkssage stückweise und bisher unerkannt fortlebenden Fabel möglich gemacht; wir hoffen aber, um diesen Zweck noch genauer zu erreichen, zugleich die altfranzösischen Gedichte mit abdrucken lassen zu können, zu deren Handschriften uns der Zugang gemacht worden ist. Das deutsche Publikum, welches diesen Sagencyklus seit Goethes neuer Bearbeitung von neuem gewürdigt hat, wird ohne Zweifel der viel älteren und ganz neue Seiten aufweisenden Quelle Beifall und Unterstützung angedeihen lassen. Ein ausführlicher Commentar ist unerläßlich.

Cassel, im März 1811. Gebrüder Grimm.

39

ÜBER DIE EDDA.

Erklärung, die Collision in der Herausgabe der alten Edda und der altnordischen Sagen betreffend.

Morgenblatt für gebildete Stände. Sechster Jahrgang. 1812. Tübingen. J. G. Cotta. 4. No. 221. Montag, 14. September 1812. Übersicht der neuesten Litteratur. 1812. No. 10. S. 39—40.

[Mit Jacob Grimm.]

Herr Professor von der Hagen zu Breslau behauptet in der Vorrede zu seinem (schon in der Ostermesse als fertig angekündigten, jetzt erst ausgegebenen) Abdruck der eddaischen Lieder, ihm falle bei der Collision mit uns nichts zur Last. Wenn damit die Schuld auf uns gewälzt wird, sind wir genöthigt, sie öffentlich abzuwenden. Die Sache ist klar und leicht abzuthun.

I. In Hinsicht der eddaischen Lieder.

Das öffentliche Vorrecht zu einer litterarischen Unternehmung hängt nach der Sitte von der früheren Ankündigung ab.

Wir haben unsere Ausgabe im März 1811 (S. Hallische Lit.-Z. 1811, No. 107 [= oben S. 495]) bestimmt angekündigt, gleich darauf in einer Nachschrift zu der Übersetzung der altdänischen Heldenlieder [= Bd I, S. 203]. Das Buch des Hrn. v. d. Hagen ist erst kurz vor der Ostermesse 1812, also ein Jahr später, in Gräters Alterthumszeitung [s. oben S. 494] angezeigt worden; von einer blossen Übersetzung der eddaischen Lieder war in der Vorrede des im Herbst 1811 erschienenen Heldenbuchs [S. IX f.] als einer zukünftigen Arbeit die Rede; mithin ist vor unserer Ankündigung kein Wort des Hrn. v. d. Hagen, das von einem solchen Vorhaben spräche, gedruckt worden, und dies entscheidet; irren wir, so ist es leicht, uns durch Nachweisung zu berichtigen, bis dahin ist es erlaubt zu zweifeln, dass es möglich sei. Was briefliche Mittheilung betrifft, so haben wir von Hrn. v. d. Hagen nichts empfangen, als ein Mal die kurzen Worte, er habe die eddaischen Lieder aus dem Nibelungencyklus erhalten und werde „nächstens einige davon (also nicht einmal alle aus diesem Cyklus) bekannt machen", wovon sich auf keine Ausgabe, etwa nur auf Auszug oder Übersetzung schliessen lässt. Die Worte enthalten, wie man zugeben wird, nichts als eine vage Äusserung, auf die weiter nichts erfolgte. Noch ist das zu bemerken, dass im Sommer dieses Jahres, also ein Jahr nach unserer Ankündigung, ein kurzer Brief anlangte, worin Hr. v. d. Hagen eines anderen ausführlichen gedenkt, den die Unger'sche Buchhandlung etwa im Herbst 1811 habe besorgen sollen, und dieser habe von der Ausgabe der Edda geredet. Da er selbst hinzusetzt, er halte ihn für verloren, so wird man uns nicht zumuthen, ihn empfangen zu haben, zumal Hr. Professor v. d. Hagen das Unglück oder Glück hat, dass ihm viele Briefe und Pakete verloren oder sonst zu Grunde gehen, eh sie am rechten Ort eintreffen. Ohnehin später, als unsere Ankündigung, war es durchaus einerlei, ob er geschrieben wurde oder nicht, und wir erwähnen des Umstands nur der Vollständigkeit halber und um des Hrn. v. d. Hagen Behauptung in etwas zu entschuldigen.

Was die von dem Hrn. v. d. Hagen erwähnte theilweise Mittheilung betrifft, so verhält es sich damit, wie folgt. Herr

Professor Nyerup in Kopenhagen machte, wie ein Brief desselben bezeugen könnte, der leichteren Communikation wegen (denn schon im Sommer 1809 hatte ein Freund*) für uns in Kopenhagen die eddaischen Lieder verlangt), dem Hrn. v. d. Hagen die Bedingung, uns eine Copie der Lieder mitzutheilen. Als Erfüllung kam nach mehreren Monaten erst, so dringend vielfache Bitten waren, um bei der Übersetzung der Kämpeviser diese Lieder benutzen zu können, die verstümmelte Abschrift von zwei herausgewählten, worauf wir uns natürlich die Fortsetzung dieser Abschrift verbaten, da wir zudem durch den Grafen von Hammerstein eine andere erlangt hatten, so dass wir Hrn. v. d. Hagen wahrhaftig auch keinen Buchstaben verdanken.

Eher können wir mit ihm übereinstimmen, wenn er behauptet, es sei eigentlich keine Collision vorhanden, nur haben wir dazu eigene Gründe[1]). Wir behaupten, die Schwierigkeit und ganze Arbeit der Sache beruhe in einer wörtlichen Übersetzung als der besten Erklärung, in einem reinen und interpunktirten Text, in Feststellung der Alliteration und in einem hinzugefügten Glossar, das ein jedes der vielen Wörter erläutert, die sich in keinem, geschweige leicht zugänglichen Hilfsmittel finden. Das sind wir nach unserer Ankündigung zu leisten gesonnen. Was Hr. Professor v. d. Hagen hier gibt, ist nichts als ein blosser Abdruck seiner Abschrift mit deren wenigen metrischen Punkten, aber sonst ohne alle gewöhnliche Interpunktion, festgestellte Abtheilung und Bezifferung in Strophen, und offenbar haben Setzer und Corrector die schwerste und eigentliche Arbeit gehabt; wie schlecht aber auch diese ihr Amt versehen, wird sich gleich zeigen. Wäre die Einleitung (über

*) [Steffens. Man vgl. Wilhelms Brief aus Halle vom 28. August 1809 in den Jugendbriefen S. 158 159 und ausserdem den Brief Jacobs an v. d. Hagen im Anzeiger für Deutsches Alterthum und Deutsche Litteratur VII (1881), Heft 4, wo diese Erklärung für die Einleitung zu wenig benutzt ist.]

[1]) In einem früheren Aufsatze, gerichtet gegen einige Bemerkungen des Hrn. Professor Gräter, womit er unsere Abhandlung über die Edda im Morgenblatt begleitet hat, haben wir schon auf diese Weise uns über die Collision erklärt. Es ist schon am 18. Mai in den Händen des Hrn. Gräter gewesen, der versprochen, ihn in derselben Zeitschrift erscheinen zu lassen, bisher aber noch immer zurückgehalten worden.

welche wir hier nicht urtheilen wollen, obgleich es jedem Kenner auffallen muss, dass das Verhältnis der nordischen und deutschen Mythe nicht nach den hinten folgenden eddaischen Liedern selbst, die so viele feine Punkte an die Hand bieten, sondern nach der Wolsungasaga, Torfäus und Suhm im Allgemeinen angegeben ist), schon bei zwei Büchern versprochen und zurückgezogen, hier auch gewiss an ihrem vortheilhaftesten Platz, wäre diese nicht dabei, so würden kaum mehr als drei oder vier Exemplare an wirkliche Leser in ganz Deutschland abgesetzt werden können. Dass Hr. v. d. Hagen die Übersetzung selbst als Hauptsache anerkennt, ist klar, weil er sie erst in Zukunft geben will. Wenn er daran geht, hat er wohl Gelegenheit, aus anderen mittlerweile erwarteten Hilfsmitteln die Interpunktion nachzuliefern, so wie den von Fehlern wimmelnden Text zu verbessern. Wie er hier geliefert worden, ist er ganz unbrauchbar; es klingt vielleicht in unserem Munde parteiisch: indes wünschen wir, dass jemand, der nur die Sache versteht, darüber entscheiden möge. Als Beweis wollen wir gleich von dem ersten, dem leichtesten und schon einmal übersetzten Lied die Fehler angeben: Pag. 1 og. annar. their qvamo i Ulfdali. dactur Landves enn Slagfithur Svanhvitar alvitrar, mehrmals auch p. 3 dyr lin spunno. — Pag. 2 Svanfiathrar dro. onondar. enn en niunda. sian hündroth. vithr enn vanthurri (?!) — Pag. 3 oc mic brude (ebenfalls ganz ohne Sinn) enn lângan sal. toc af bastim. gorsimar. or hann Baulhvildar baug umthenir (?!) sem es hagazt kunna. Pag. 4 Fecca er than Volundi. Wie käme die Alliteration heraus? Nithathur beständig. bithia ec thes bót. ger laet ec that gull. Pag. 5 i vith giarnra (giaura, giaura). Wir wünschen die Übersetzung davon zu hören. Kell mic i haufut. gen or eyio. oc hon inn um gen endlângan sal. eth iôth eiginn. Pag. 6 Senda ec Bauthvildr. at thic af hefti taca. er mic mei er tregi. upristu thacrathr. gange fagr. warith. eina augur stund. So sind sechs Seiten allein schon voll von den gröbsten und sinnzerstörendsten Fehlern; von geringeren Dingen, dass die Substantiva in den Prosazeilen bald gross bald klein gedruckt sind, reden wir nicht; auch haben wir uns bloss auf die Ver-

gleichung mit derselben Kopenhagener Handschrift eingelassen, wiewohl das darin vorkommende und hier wiederholte: nottom voro segir neglðar voro brynior p. 2 keinen Sinn gibt und einer Emendation bedarf. Bei dem folgenden Lied fra Hiorvarthi geht es so weiter, gleich nach pag. 6 ist gar eine Zeile ausgelassen.

Von einem Theil dieser Fehler können wir kaum anders glauben, als dass es Druckfehler sind (bei den sonst so correct gedruckten Büchern des Hrn. v. d. Hagen, und während die Einleitung voll ausländischer Wörter und Namen ohne allen Vergleich genauer ist, sind sie, seltsam genug, nur so unmässig auf die Hauptsache herabgeregnet), aber wenn auch Hr. Professor v. d. Hagen gesonnen wäre, sie sämmtlich als solche einmal anzugeben, so wird doch dies Verzeichnis allzugross ausfallen, und er sich entschliessen müssen, einen ganz neuen Text zu liefern, dies wird dem gegenwärtigen zwar nicht das Recht der Erstgeburt nehmen, aber doch die Ehre davon.

Sollte indes unsere Ausgabe dazwischen erscheinen (wir wollen uns mit dem Ruhm begnügen, die erste treue Übersetzung und den ersten reinen Text geliefert zu haben), so bitten wir Hrn. v. d. Hagen die Hilfe nicht zu verschmähen, die sie vielleicht in einigen zweifelhaften Fällen liefert, sowohl für den Text, als für die elegante Übersetzung im Silbenmasse des Originals. Zu beklagen aber bleibt es immer und den nordischen Gelehrten ein Stein des Anstosses, dass diese Lieder, eins der herrlichsten und ältesten Denkmäler des germanischen Stammes, zum ersten Male auf eine solche unerlaubt leichtsinnige und unwürdige Weise in Deutschland gedruckt sind.

II. In Hinsicht der altnordischen Sagen.

Unsere Ankündigung erschien gleich Anfangs des Jahres 1811 in dem Intelligenzblatt der Heidelberger Jahrbücher [= oben S. 493—495]. Deutlich wurde darin genannt die Blomsturwalla Jarl Magus, ebenso die Wolsungasaga. Die Manuscripte von beiden ersteren hat Hr. Prof. v. d. Hagen bei der Ausarbeitung des gegenwärtigen Buchs noch nicht gehabt, also sind sie, wenn er doch darauf Gewicht legt, anderthalb Jahr früher in unseren

Händen gewesen, indes soll nur die Ankündigung entscheiden. Von seiner Seite haben wir keine gelesen, als vor ganz kurzem in diesem Jahr, und demnach ist auch hier alles Recht auf unserer Seite. Lässt Hr. v. d. Hagen wirklich diese Sagen drucken und übersetzt sie, was freilich viel leichtere Arbeit ist, als bei der Edda, so tritt eine Collision ein, die wir ihm hiermit förmlich zur Last legen. Ein solches illiberales Betragen wird uns berechtigen, irgend eins von den Gedichten, das er zuerst hat drucken lassen, in einer verbesserten Gestalt herauszugeben, wie wir in Betracht des von ihm etwas gemisshandelten König Rother und Morolf gar keine üble Lust hätten.

Bloss in Ansehung der Jarl Magus-Sage machen wir in etwas eine Ausnahme. Wir werden nur ein Stück daraus mittheilen, die Versicherung des Hrn. v. d. Hagen, sie ganz abdrucken zu lassen, macht uns doch zweifelhaft, ob er sie so eben erhalten, wie eine Note versichert; wahrscheinlich hat er sie noch nicht gelesen.

Schliesslich bitten wir Hrn. Dr Cotta, zu bezeugen[1]), dass allein sein Wunsch, das Werk in einer äusserlich günstigeren Zeit erscheinen zu lassen, Schuld an der Verzögerung der Herausgabe gewesen und dass wir ihn schon mehrmals gebeten, nur die Zeit zu bestimmen, wo der Druck anfangen könne.

Kassel, am 27. August 1812.

Brüder Grimm.

ANKÜNDIGUNG.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang VI (1813) Intelligenzblatt No. II, S. 16.

[Mit Jacob Grimm.]

Mit Anfang des Jahres 1813 erscheint in dem Verlage des Unterzeichneten eine Zeitschrift unter dem Titel: Altdeutsche Wälder durch die Brüder Grimm. Sie hat den Zweck, das Studium und den Geist des deutschen Alter-

[1]) Die Wahrheit dieser Angabe bezeugt Cotta.

thums, dessen Werth jetzt von mehr als einer Seite scheint anerkannt zu werden, beleben zu helfen. Es ist dabei nicht die Absicht, leichte Bemerkungen, trockene litterarische Notizen mit ein Paar irgendwo aufgefundenen Zeilen oder was an sich geringfügig mit einigen zur Unterhaltung zugerichteten Stücken zusammenzuwerfen, sondern es sollen allein Quellen, bedeutend in ihrem Verhältnis zur Geschichte der Poesie, herrlich in ihrem unabhängigen Werth: Untersuchungen über den Zusammenhang jener Dichtungen untereinander, welche Forderungen an wissenschaftliche Strenge und Gründlichkeit gern befriedigen möchten; Erläuterungen über den deutschen und nordischen Heldenmythus der Nibelungen; Mittheilungen aus nicht armen Sammlungen noch lebendiger Volkssage den Inhalt dieses Werks ausmachen. Wie die deutschen Poesieen jener Zeiten mit denen nordischer und südlicher Völker in Verbindung gestanden, so werden auch die letzteren nicht ausgeschlossen sein. Glück und günstige Verhältnisse haben den Herausgebern manches Schätzbare aus den verschiedensten Gegenden zugeführt, wovon sie hier mitzutheilen gedenken. Möchten darum Freunde des Alterthums, seiner Sprache, Dichtung und Sitten dieses Unternehmen unterstützen, wozu wir sie hiermit einladen.

Was die äussere Einrichtung betrifft, so wird alle Monat regelmässig ein Heft von $2\frac{1}{2}$ oder 3 Bogen versendet werden, jedes zu 8 Groschen, so dass der ganze Jahrgang 4 Thaler beträgt. Sechs Hefte machen halbjährig einen Band (2 Thlr.), zu welchem man sich verpflichtet. Alle guten Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Thurneissen in Cassel.

LITTERARISCHE ANZEIGE.

Einzelnes Blatt.

(Mit Jacob Grimm.)

Die Altdeutschen Wälder durch die Gebrüder Grimm sind durch die Zeitereignisse gestört worden. Mit Anfang des folgenden Jahres 1815 werden sie wieder regelmässig

bei Bernhard Körner in Frankfurt a. M. fortgesetzt und mit dem zweiten Band angefangen werden. Das 1. Heft vom 2. Bd oder das 7. des Ganzen ist bereits fertig und enthält: 1) Vier Fabeln aus Strikers Fabelbuch, von Docen. 2) Tragemundes-Lied. 3) Lateinische Heldenlieder der Franken. 4) Ospirn, die Herben und Hagenon. 5) Zwei holländische Volkslieder.

Das 2. Heft erscheint noch in diesem Jahr.

Die Gebrüder Grimm.

Von den Herren Gebrüder Grimm habe ich die Fortsetzung der Altdeutschen Wälder übernommen, so dass noch im Laufe dieses Jahres das 8. Stück erscheint und die übrigen 4 Hefte schnell nachgeliefert werden sollen.

Die Theilnahme der Freunde alter Litteratur und vorzüglich alter Poesie wird dann bestimmen, ob auch die anderen 12 Hefte im Laufe des Jahres 1815 pünktlich erscheinen sollen Die Einrichtung bleibt wie solche bereits bekannt — so auch der Preis.

Ich bin zwar im Besitz der Fortsetzungsliste, allein so vieles ist seit Jahr und Tag (und Gott sei dafür gedankt!) vom alten Standpunkt verrückt worden, dass mir manche Adresse unsicher vorkommt — ich würde daher auch gerne unfrankirte Briefe zur Bestellung des 2. Bandes bei mir ankommen sehen. Schliesslich erinnere ich noch, dass auch die ersten 6 Hefte oder der 1. Band à 2 Rthlr. oder 3. fl. 36 kr. so wie in Commission:

Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert:

Das Lied von Hildebrand und Hadubrand.

Das Weissenbrunner Gebet, zum erstenmal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Gebrüder Grimm. gr. 4. 1812. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

bei mir zu haben sind.

Frankfurt a. M., im November 1814.

Bernhard Körner.

105

AUFRUF.

Pränumeration zum Besten der Hessischen Freiwilligen.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang VI (1813) Intelligenzblatt XII, S. 105. 106.

[Mit Jacob Grimm.]

In der glücklichen Zeit, wo jeder dem Vaterlande Opfer bringt, wollen wir das altdeutsche schlichte, tiefsinnige und herzliche Buch vom armen Heinrich, worin dargestellt ist: wie kindliche Treue und Liebe Blut und Leben ihrem Herrn hingibt und dafür herrlich von Gott belohnt wird, neu herausgeben. Ihro Königlichen Hoheiten, die Kurfürstin und Kurprinzessin, haben erlaubt, dass es ihnen zugeeignet werde, und der Ertrag ist zur Ausrüstung der Freiwilligen bestimmt. Man zahlt 1 Rthlr. für das Exemplar auf ordinair und 2 Rthlr. für das auf Velinpapier; die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt. Eine noch zu bestimmende Buchhandlung wird das Buch in Commission nehmen.

Eine Übertragung in die heutige Sprache wird diese altdeutsche Sage zu einem allgemein lesbaren Volksbuch machen.
106 Für Gelehrte dieses Fachs aber bemerken wir, dass der fehlerhafte Originaltext (auch mit Beihilfe einer vor kurzem zu Rom gefundenen Handschrift) neu recensirt und kritisch erläutert, endlich der zum Grund liegende Mythus untersucht werden soll.

Wir vertrauen zu den braven Hessen und allen Deutschen, dass sie unsere Absicht bereitwillig aufnehmen und unterstützen werden. Die sämmtlichen Prediger des Landes bitten wir besonders die Ankündigung zu verbreiten und sich der Mühe des Sammlens zu unterziehen. Hier geschieht die Vorausbezahlung an uns selbst.

Cassel, am 10. December [1813].

J. Grimm. W. C. Grimm.
Johannesstrasse bei Simon Wille.

Mohr und Zimmers Buchhandlung nimmt Pränumeration an.

[Dazu stehe hier noch folgende Vorrede.]

VORREDE.

Der Arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Aus der Strassburgischen ohd Vatikanischen Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Berlin. 1815. In der Realschulbuchhandlung. 8. 2 Bogen.

[Mit Jacob Grimm.]

I. I. königlichen Hoheiten der Kurfürstin und Kurprinzessin von Hessen in tiefster Ehrerbietung zugeeignet.

Als Gott und deutsche Tapferkeit unsere Fürsten wieder vor das Stadtthor von Kassel geführt, da spannte das Volk die Pferde aus und rief: „Hessenblut soll sie hereinziehen, das lebt immerdar!“ Und als die Männer hinauszogen, hielten sie das Schwert in der Hand, im Herzen den Gedanken fest: „Hessenblut soll fürs Vaterland kämpfen, das lebt immerdar!“ So hat sich Liebe und Treue, selbst unter dem Schutt, den fremde Gewalt darüber geworfen, wie Gold in der Erde, unverringert und unversehrt erhalten.

In dieser Zeit, deren Freude zu erleben sieben Jahre Leid uns reinigten, ward die Bearbeitung eines alten, in sich deutschen Gedichts als ein geringes Opfer dargebracht. Jetzt hat sich unser gesammtes Vaterland in seinem Blut von dem französischen Aussatz wieder geheilt und zu Jugendleben gestärkt. Um diesen Preis gebe nun fortan jeder Deutsche alles Andere hin und sei stets bereit, als ein freudig Opfer zu fallen. Und keiner stehe von der Gefahr ab, sondern denen, die aus Furcht oder Liebe ihn zurückhalten wollen, antworte er mit den schönsten Worten der reinen Jungfrau: „nun gönnet mir's, denn es muss sein!“

ANZEIGE.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang IX (1816) Intelligenzblatt Nr. V, S. 45.

Eine Antwort auf die Schlegel'sche Recension des ersten Bandes der Altdeutschen Wälder in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1815 Stück 46, 47 und 48 finden die Freunde dieser Litteratur in dem neuesten Stück (Bd III, Heft 6) jener Zeitschrift [= oben S. 156—161].

Cassel, am 12. August 1816.

W. C. Grimm.

ERKLÄRUNG.

Zeitschrift für Deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Neunter Band. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1853. S. 137.

Irrthümlich habe ich in meiner Schrift über Freidank S. 22 eine Bemerkung über Helbling Herrn Professor Moriz Haupt, in dessen Zeitschrift 4, 246 sie steht, beigelegt: sie ist volles Eigenthum des Herrn Professors Theodor Georg von Karajan.

Berlin im März 1851.

Wilhelm Grimm.

ZU DEN KINDER- UND HAUSMÄRCHEN.

Literarisches Centralblatt für Deutschland. Herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig, Eduard Avenarius. 4. No. 21. 23. Mai 1857. S. 335—336.

Herr Professor Felix Liebrecht hat in dem 2. Bande der Germania von Franz Pfeiffer eine Beurtheilung von dem 3. Bande der Kinder- und Hausmärchen geliefert, die einiger Aufklärungen bedarf. Die erste, gemeinschaftliche Ausgabe des Buches erschien in zwei Bänden 1812, 1815. Die zweite (1819) besorgte ich, wie die folgenden, allein. Diesmal waren die Anmerkungen zurückgelassen, ich nahm sie aber in einen dritten Band (1822)

auf, wovon eben (1856) eine neue Auflage erschienen ist. Die erste Ausgabe enthielt 155 Märchen, die letzte (1850) 210, ausserdem habe ich von den 155 eine beträchtliche Anzahl durch neue oder bessere ersetzt, andere vervollständigt; auch in der nächsten Auflage werden einige neue vorkommen. Die Sammlung ist also beständig gewachsen. Die Anmerkungen nahmen in der ersten Ausgabe 130 Seiten ein, die gegenwärtige, in welcher ich auch Nachträge meines Bruders benutzt habe, enthält 418 Seiten; hätte ich nicht einen bedeutenden Theil der vorigen (S. 280—369) auslassen können, so wäre der Band noch viel stärker geworden.

Hrn. Liebrecht danke ich für schätzbare Nachträge zu den einzelnen Anmerkungen; solche werden sich immer noch ergeben, wie ich sie selbst schon zu den spanischen Märchen [s. Bd III] geliefert habe; ein gänzlicher Abschluss ist nicht zu erwarten.

Hr. Liebrecht gibt aber auch ein Urtheil über das Buch ab, wofür ich ihm nicht danken kann, so gütig er sich dabei über mich äussert. Er meint, das Buch habe ein ganz anderes Aussehen annehmen müssen, ja er geht so weit, zu sagen, „ich selbst würde es mit Recht jemand verargen, der behaupte, ich hätte hier alles geleistet, was ich hätte leisten können. Das Buch mache den Eindruck, als seien nur Randbemerkungen, hier und da einzelne Zusätze zugefügt worden". Ein jeder muss glauben, es sei nichts als ein Abdruck der vorigen Ausgabe mit ein Paar gelegentlichen, nicht sehr bedeutenden Verbesserungen. Das ist nicht der Fall. Kleine Zusätze und weitere Citate, die wenig Raum einnehmen und doch Mühe machen, sind nicht alles. Ich hatte früher in einem Abschnitte über die Litteratur jedes einzelne Märchen erläutert; das war, nach so ausserordentlichem Zuwachs, in dieser Weise nicht mehr durchzuführen. Ich habe daher eine Übersicht gegeben, die das neu Erschienene bespricht, das Wichtigere hervorhebt und auf das Verwandte hinweist. Diese Arbeit, die ohne genaue Forschung nicht möglich war und die mir nicht misslungen scheint, beweist hinlänglich, dass ich mich fortwährend mit dem 3. Bande beschäftigt habe; ich musste, wenn ich sie nicht ganz zurückbehalten wollte, sie vorerst als Zugabe zum ersten Bande

(1850) abdrucken lassen; jetzt erscheint sie an ihrem rechten Platze (S. 352—414) und abermals nicht bloss mit einzelnen Zusätzen, sondern auch mit einer ausführlichen Nachricht von den Negermärchen (S. 361—379) vermehrt. Hr. Liebrecht übersieht das alles, wie er auch die mitgegebenen Erläuterungen zu den neuen Märchen (S. 243—262) übersieht, die doch keine Randbemerkungen sind. Ich begreife nicht, wie er bei der flüchtigsten Vergleichung mit der vorigen Ausgabe zu einem solchen Urtheile hat gelangen können. Wie ganz anders, billig und gerecht, urtheilt A. Kuhn im Centralblatt 1856, No. 52. Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, und zwar mit Sorgfalt, ja, neben anderen drängenden Arbeiten, mit Anstrengung.

Doch eine Ausstellung ist begründet, ich habe die Deutsche Mythologie nicht citiert. Ich bin zu entschuldigen; bei der Abfassung des Buches (1822) konnte ich nicht darauf verweisen, da sie erst 16 Jahre später erschien. Ich hatte dem 1. Bande (1819) eine Abhandlung über die Spuren des heidnischen Glaubens beigegeben, die ich wegliess, weil die Deutsche Mythologie vorhanden ist und gewiss jeder bei Untersuchungen dieser Art zuerst nach dem trefflichen Buche greift, wo er die nöthigen Hinweisungen auf die Märchen findet.

Wilhelm Grimm.

ÜBER BERNHARD FREIDANK.

Literarisches Centralblatt für Deutschland. Herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig, Eduard Avenarius. 4. No. 26. 27. Juni 1857. S. 413—414.

Über Bernhard Freidank ist der Titel einer gegen mich gerichteten Abhandlung von Franz Pfeiffer in der Germania 2, 129—163. Es ist nicht nöthig, etwas darauf zu erwidern; ich muss nur Einiges abwehren.

In einer Grabschrift, die nach meiner Überzeugung in das 15. Jahrhundert gehört und der schon alweg ihre Zeit anweist,

kommt ein Vers ohne Senkungen vor. Ich sagte, das sei Rohheit, nicht alte Kunst, d. h. Rohheit für diese Zeit, nicht alte, längst vergessene Kunst, wo solche Zeilen bekanntlich zulässig waren. So wird es ein jeder verstehen; aber mein Gegner, der hier ein Recht hätte, seine Kurzsichtigkeit zu beklagen, meint, ich hätte die alte Kunst selbst für Rohheit erklärt. Er belehrt mich nun über das, was ich schon zum Grafen Rudolf (1844, S. 12) mit reichlichen Beispielen nachgewiesen habe.

Der unglückliche Gedanke, dass Freidank den Walther ausgeschrieben, ja sich selbst bestohlen habe, scheint bei Seite gelegt, aber der scharfsinnige Mann hat eine Entdeckung gemacht, wonach sich die Übereinstimmung mit Leichtigkeit erklären lässt: Freidank hat Walthers Lieder auswendig gewusst. Diese Entdeckung ist nicht neu. Ich selbst (obgleich mein Gegner sich verwundert, dass ich nicht darauf verfallen bin) habe sie nicht bloss vorgebracht (zweiter Nachtrag S. 16. 17), sondern auch die Gründe angegeben, warum sie nicht anwendbar ist.

Wilhelm Grimm.

ZURECHTWEISUNG.

Literarisches Centralblatt für Deutschland. Herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig, Eduard Avenarius. 4. No. 48. 27. November 1858. S. 771—772.

Hr. Prof. Franz Pfeiffer hat eine Stelle in der Germania (2, 155. 156), worin meine Ansicht erweitert und übertrieben ist, in solchem Zusammenhange vorgebracht, dass ein jeder glauben muss, sie rühre in dieser Fassung von mir. Ich beklagte mich deshalb, und jetzt erklärt er (Germ. 3, 367. 368), dass sie aus Wackernagels Litteraturgeschichte genommen sei. Warum hatte er das verschwiegen? Warum nicht meine eigenen Worte angeführt, denen nichts anzuhaben ist? Sollte die Bemerkung: „es gehöre ein Muth dazu, den man bewundern dürfe, wenn man so etwas behaupte", nicht mir, sondern Wackernagel

gelten? Alle Schuld fällt auf ihn. Damit wäre die Sache abgethan, aber er fügt noch etwas hinzu, das ich nicht übergehen darf, so gerne ich auch gleich Abschied von ihm nehmen möchte. Er behauptet, ich hätte, wohl wissend, von wem die Stelle herrühre, sie dennoch ihm zugeschoben. Ich soll hinterlistig eine Unwahrheit gesagt haben, ihm gegenüber, der sie sogleich aufdecken konnte? Und zu welchem Zwecke? bloss um ein Paar unaufmerksame Leser hinters Licht zu führen. Jemand, den die Unwahrheit nicht anwidert, wie mich, würde doch so unklug nicht gewesen sein. Ich war vollkommen in bona fide und dachte dabei nicht an Wackernagel, denn ich behalte nicht jede Äusserung eines Werkes, auch wenn ich es hochschätze. Hrn. Prof. F. Pfeiffer war es möglich zu sagen: „ich streue minder aufmerksamen Lesern Sand in die Augen". Die Redensart muss bei ihm beliebt sein, denn er hat sie schon einmal und eben so würdig vorgebracht.

Wilhelm Grimm.

DREI NICHT SICHER BELEGTE RECENSIONEN.

ARIUS MULTISCIUS PRIMUS ISLANDORUM HISTORICUS.

Monographia auctore Mag. Erico Christiano Werlauff. Bibl. reg. ab epistolis etc. Hafniae 1808. Typis Andr. Seidelini. 106 S. kl. 8.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang III (1810). Fünfte Abtheilung, Philologie, Historie, schöne Litteratur und Kunst. I. Bd, 6 Heft. S. 282—283.

Wir erhalten in dieser kleinen Schrift eine recht fleissige und gelehrte Litterärnotiz über Ari inn frode, d. i. vielkundig (vornehmlich in der Geschichte), geboren im Jahre 1067 auf dem westlichen Viertel von Island, und über seine verlorenen und vorhandenen Schriften, über die Werke, welche unstreitig ihn zum Verfasser haben, und über solche, welche ihm ohne hinreichenden Grund zugeschrieben werden. Die beiden verlorenen Werke: grössere Geschichte von Island und Geschichte der Könige von Norwegen hält der Verf. für ein Werk und belegt seine Meinung mit sehr triftigen Gründen. Bei dem vorhandenen Werke: Schedae s. libellus de Islandia verweilt der Verf. am längsten; die Ausgaben und Handschriften werden beurtheilt, mit kritischen Anmerkungen über einzelne Stellen. Über die Sprache Aris, seine Glaubwürdigkeit, seine Quellen, über die Anführung seiner Schriften bei alten nordischen Schriftstellern wird viel Nützliches beigebracht. Die Untersuchung über die Schriftzüge, deren sich Ari bediente, führt zu einer Untersuchung über Runen (welche, wie hier uns mit einer Stelle der unedirten Skalda bewiesen wird, eine Verbesserung, wahrscheinlich durch eine dem lateinischen Alphabet nachgeahmte Anordnung und Bestimmung der Buchstaben, eben diesem

Geschichtsschreiber verdankten) und über Einführung der römischen Schrift. Der Verf. entscheidet für die Meinung, Ari habe seine Werke in der verdorbenen römischen oder angelsächsischen Schrift niedergeschrieben. Die Fabel von der Chronik des Isleifi, welche nach einigen den historischen Werken Aris vorangegangen sein soll, wird verworfen und ihrer Entstehung nachgespürt. Zuletzt als Anhang eine kurze Nachricht über die beiden mit Ari gleichzeitigen Schriftsteller Kolskegg und Sämund.

[anonym. Von W. Grimm?]

WÖCHENTLICHE NACHRICHTEN

für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelehrsamkeit des Mittelalters von Dr Joh. Gustav Büsching. Erster Band (mit einem ausgemalten und fünf schwarzen Kupferstichen). Breslau 1816. VIII und 424 S. in 8. Zweiter Band. Das. 1816.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang V (1812) Bd II, No. 45. S. 657—665.

Wenn zwei Bände einer Zeitschrift fertig geworden, so pflegt sich ihr Charakter ziemlich festgesetzt zu haben, und es ist ein Urtheil darüber schon zulässig. Der rühmliche Eifer des Hrn. Büsching für das deutsche Alterthum ist auch hier nicht zu verkennen und mit Lob zu erwähnen, doch scheint es uns, habe er sich die Sache etwas zu leicht gemacht, wenigstens gibt es nach unserer Meinung keine altdeutsche Zeitschrift oder Sammlung, wo die Halmen so dünn ständen und welche so arm an bleibendem Inhalt wäre, wie diese; selbst der vor zwanzig Jahren herausgekommene Bragur des Hrn. Gräter war zugleich reichhaltiger und sorgfältiger redigirt und mit dem altdeutschen Museum, das Hr. Büsching mit Hrn. von der Hagen und Docen vor einigen Jahren herausgab, lässt sich diese neueste, leicht heranschwellende Zeitschrift nicht vergleichen. Es ist gewiss gut, Eins und das Andere bloss anzuregen, aber hier und dort nach Bequemlichkeit ein Stückchen oder Läppchen aus dem Fache herauszuholen, das längst angeregt ist, ja ordentlich bearbeitet wird, ist kein Verdienst oder ein

sehr kleines; es ist ferner löblich, auch die allgemeine Theilnahme, nicht bloss die Gelehrten von Profession zu berücksichtigen und, um jene zu gewinnen, auf etwas jeden Ansprechendes, auch wohl auf etwas bloss Unterhaltendes zu denken, zumal für den, der zu dieser vermittelnden Arbeit so viel Neigung hat, wie Hr. Büsching, welcher ihr seine hauptsächlichsten Bemühungen widmet (man denke nur an sein erneuertes Nibelungenlied, seinen erneuerten Hans Sachs, seine Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele und Schwänke des Mittelalters), aber ein 658
gewisses Mass muss doch darin gehalten werden. Wenn nun jemand, welcher nach dem die Wissenschaft wirklich Erweiternden fragt, in den vielen bedruckten Blättern so gar wenig für sich findet, so ist ihm die Klage wohl nicht zu verargen, dass, während in der deutschen Alterthumswissenschaft die nöthigsten Arbeiten von allen Seiten drängen, er hier antrifft: Übersetzungen von englischen Büchern, von schottischen Balladen, Bücheranzeigen mit trockener Angabe des Inhalts (z. B. Th. I, S. 364—366), Wiederabdruck aus ganz neuen oder leicht zugänglichen Büchern (z. B. aus der Sander'schen Übersetzung dänischer Balladen Th. II, S. 124, aus Lucas David Preussischer Chronik, aus Thomas Platers Leben) und dergleichen. Wir können nicht sagen, dass sich der zweite Band gebessert hätte; im Gegentheil, die Körner sind noch sparsamer gesäet, und gleich der ausführliche Inhalt des Trauerspiels Chriemhildenrache sammt Proben daraus nehmen so ungebührlich viel Raum weg, dass ihn wahrscheinlich schon die Zeitung für die elegante Welt dafür versagt hätte.

Der Plan geht auf Geschichte, Kunst und wie es heisst: Gelahrtheit des Mittelalters, ist also von dem grössten Umfang. In solchen Fällen pflegt sich bei der wirklichen Ausführung eine Beschränkung von selbst einzufinden, so ist denn auch die Geschichte einstweilen bei Seite gesetzt, wenigstens ganz unbedeutend, was darüber vorkommt. Dagegen für die Kunst etwas zu thun, ist guter Wille sichtbar, aber hier, scheint es uns, liegt das Hinderniss in den von den Denkmalen derselben so sehr entblössten Gegenden des Nordostens; auch scheint uns die Manier des Verfassers, die bloss eine jede Einzelheit mit-

nehmende, übergenaue Angabe von dem Inhalt eines Bildes wie ein Inventarium liefert, nicht geeignet, lebendige Anschauung in dem Leser zu erwecken. Was diese Zeitschrift mittheilt, wird ohne Zweifel von dem übertroffen, was irgend eine Stadt am Rhein besitzt. Die Kunstwerke im Dom zu Breslau, worunter so viel Mittelmässiges sich befindet (nach dem beigefügten Umriss begreift man das Lob nicht, das einem albasternen Grabmahl beigelegt wird, Erfindung und Anordnung
659 des Ganzen deuten auf eine geschmacklose Zeit), Bilder aus Handschriften, wie der heilige Lucas (II, 49), zu beschreiben und bekannt zu machen, wollen wir an sich nicht tadeln, aber wer das Grosse und Herrliche, das Merkwürdige der altdeutschen Kunst gesehen und weiss, dass noch die ersten und nothwendigsten Arbeiten in diesem Fache zu thun sind, wird uns Recht geben, wenn wir glauben, dass zur Zeit wenig Aufklärung und Gewinn aus jenen Bemühungen erwachsen kann. Es ist gerade, als wollte man sich damit beschäftigen, einzelne beschriebene Pergamentblätter und Stückchen von bekannten und nicht sehr bedeutenden Gedichten herauszugeben, während vollständige Codices noch unbekannter und wichtiger dringend eine Herausgabe und Bearbeitung fordern. Herr Büsching indessen ist insofern zu entschuldigen, als er wahrscheinlich noch nichts Bedeutendes von der altdeutschen Kunst selbst zu sehen Gelegenheit gehabt. Der Lucas Cranach im zweiten Bande scheint (so viel man nach dem schlecht gemachten Umriss urtheilen kann) nicht zu den guten Werken dieses Meisters zu gehören oder vielmehr ist er Schülern oder Gehilfen beizuschreiben, denn so etwas muss man annehmen, wenn man sich die fast unglaubliche Verschiedenheit in den Bildern dieses Meisters erklären will: schon an den in Leipzig entdeckten kann man sie beobachten. Übrigens ist auch in dem Trefflichsten, wenigstens das wir von ihm gesehen, jene Vollendung und Reinheit der Gedanken und Ausführung, die wir an Eyk und Hämmling bewundern, schon verschwunden, und wie seine Farbe gegen jene gedämpft und getrübt, so ist der Ausdruck bei dem Suchen nach einem Ideal manchmal geziert und unnatürlich. Was nun die altdeutsche Litteratur betrifft, so sind verschiedene

Nachrichten von Handschriften, namentlich die, welche Herr v. d. Hagen und Primisser über die zu Wien befindlichen geliefert haben, mit Dank anzunehmen; jene von einer altschlesischen Liedersammlung, die von Hrn. Büsching rührt, ist, wenn wir den inneren Werth der Gedichte betrachten, doch etwas zu ausführlich. Was die übrigen Aufsätze Gutes enthalten, wollen wir gern anerkennen, nur ist dessen wirklich nicht viel, und dann müssen wir gestehen, dass wir im Ganzen weder etwas besonders Merkwürdiges aus unbekannten Quellen noch weniger etwas gefunden, das eine bisher nicht beachtete Seite der 660
deutschen Alterthumswissenschaft geistreich angeregt hätte. Wir müssen als Recensent die hauptsächlichsten näher angeben. Seite 34 und 35 ein Paar Strophen aus dem Titurel zur Erklärung des Bildes von der klagenden Sigune in einer Wiener Handschrift. — „Wolt ir gemaches vil durch wirde geschaffet han“ heisst nicht mit Würde, sondern ihrer Würde gemäss, weil es ihre Würde, ihr edler Stand erforderte. Das ist nicht bedeutend, aber gleich darauf hätte Hr. Büsching eine schöne Zeile durch eine Erklärung nicht dunkel machen sollen, zumal wenn er sich noch später S. 61 über ein fremdes, geringeres Missverständnis auslassen wollte. Es ist von einem Mund die Rede:

der nach den rosen stund mit strite ze vare,

d. h. der mit Rosen den Kampf nicht scheute, der sie im Streit zu Schanden machte; vergleiche über ze vare Docens Titurel No. 160, sonst steht das Wort auch wohl pleonastisch, wie in folgender Stelle:

es hat mit strittes var
bi nacht den heiden angesigt,

(vergl. Nibelungen 413*) [102, 6]). Hr. Büsching erklärt aber ze vare durch gefärbt! S. 51 – 55 macht Hr. v. d. Hagen eine merkwürdige Stelle aus Staricii Heldenschatz bekannt. — S. 56 – 60 Thierfabeln in Prosa aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts. Wären doch erst die älteren, der Sache und Sprache nach besseren gedruckt! Man weiss, wie späterhin der

*) [Zusatz von Wilhelm Grimm im Handexemplar.]

Inhalt auch zu Grunde gieng. Die nähere Nachricht davon, welche die Anmerkung verspricht, ist noch nicht gegeben. zw plikch (Anm. 28) heisst nicht zum Anblick, sondern: zum Glanz. Vgl. Eneidt 6682: den Helm sah man „blichen“ und Docens Titurel No. 100 die „blichlichen“ Blumen. S. 59. Anm. 49. wird mest bellisch durch übel (?) bellisch erklärt, es ist aber ein Wort und nichts Anderes als mistbellisch, wahrscheinlich auf dem Miste bellend, d. h. hündisch; vgl. gl. lindenbrog 996. (das übrigens schwierige) onsttbella, lycisca, Hündin (lies mistbella licisca, Gisbert 1 Th. w. 66)*). S. 60. Anm. 64. der Pilgrim gieng „verret“ heisst nicht ferner, sondern: weiter. S. 61 wird eine schwierige Stelle im Parcifal
661 nach der Hamburger Handschrift mitgetheilt. Die erste Zeile, worauf es hauptsächlich ankommt, heisst im Müller. Druck 8988 (durch einen Druckfehler bei Hrn. B. 9888) [301, 28]:

eine seilen ruches von Salin

und dort ganz anders, vielleicht richtiger:

ein valen tuches von Surin.

Hr. Büsching, indem er die Vermuthung, die Hr. J. Grimm darüber in den altdeutschen Wäldern äusserte, doch mild und nicht mit störrischem Besserwissenwollen abweist, hat jene Variante des Drucks mit angeführt; diese Genauigkeit ist gewiss nicht überflüssig, weil sonst jemand durch die Stellung der Worte veranlasst werden könnte, zu glauben, es sei dort ohne Ursache, aus einem blossen grausamen Missverständnis von dem Geruch einer Blume gesprochen worden. Der weitere Grund gegen jene Vermuthung, den Hr. Büsching aus der Sache selbst nimmt, dass nämlich das Pflücken eines Veilchen auf dem Schnee wirklich wunderbar sei, zeigt jedoch nur Scharfsinn bei jemand, der den Parcifal nicht selbst gelesen, denn darin heisst es ausdrücklich:

8372 [281, 13]. ez en-was iedoch niht snewes zit

und

8376 [281, 17—19]. swaz man ie von dem (Artus) gesprach,
zeinem pfinxten daz geschach,
oder in des meien blumen-zit.

*) [Zusatz von Wilhelm Grimm im Handexemplar.]

Dass nach der Leseart des Drucks von 1477 dort auch schon eingesehen wurde, es könne von einem Tuche die Rede sein, das auf die Blutstropfen geworfen worden, hat Hr. Büsching gleichfalls anzumerken nicht vergessen, und so befolgt er selbst jene löbliche Gesinnung, die ohne Parteilichkeit nur die Sache selbst im Auge hat und die er verschiedentlich so sehr schön empfiehlt. Übrigens ist bei der eigenthümlichen Vermuthung dieses Gelehrten, wornach vale, faile einen Waffenschurz bedeuten soll, zu erwägen, dass solch ein grosses, den ganzen Unterleib eines Gepanzerten bedeckendes Stück der Rüstung nicht wohl passend, nämlich zu ungefüg war, um über drei Blutstropfen geworfen zu werden; Parcifal hätte alsbald sehen müssen, was man da vor ihm hingeworfen, und doch fragt er gleich, wie es zugegangen, und wer ihm den Anblick benommen. 662
Am natürlichsten ist wohl, sich unter faile ein kleines Tüchlein zu denken, aussen vielleicht weiss, um die rothen Tropfen damit gleichsam wieder zuzuschneien. Auch konnte ein Waffenschurz schwerlich wie eine Weiberschürze leicht abgebunden werden. — S. 92—96 der Nibelungenhort im Reinecke Fuchs von Hrn. v. d. Hagen. Die hier bemerkten Stellen sind schon früher in den altdeutschen Wäldern I, 293 und den Zeugnissen über die Heldensage angeführt worden, selbst die Verbesserung von heimeliken in Ermelink in dem flammländischen Gedicht; zuzufügen wäre, dass in dem Reinhart Fuchs des Gleichsener folgende Stelle vorkommt:

wir manche sprechen niht ein wort
umbe der nybelunge hort.

Zwei Gleichnisse aus dem Barlaam und Josaphat; das, erste ist grösstentheils schon in den altdeutschen Wäldern abgedruckt, doch können ein Paar Stellen aus dieser Handschrift dort berichtigt werden. Zu den Erklärungen des Hrn. Büsching ist anzumerken: in dem ersten Gleichnis V. 23 heisst habit nicht hebet (?) hob, sondern: hielt, so auch V. 103. V. 49 strich heisst gewiss nicht Augenblick oder Zeitpunkt, wie es auch in den altdeutschen Wäldern erklärt wird, sondern Umstrickung, vgl. hernach 115. „die welte — diu mit so grozer arbeit uns ir

strich hat geleit.“ Auch kommt in einer anderen Stelle des Barlaam vor:

der stric, der da van im geleit
was und van der heidenschaft,
da was er inne behaft.

V. 86 war es nothwendig ein slange zu lesen, weil der folgt und das Wort oft als Masc. gebraucht wird, vielleicht nach dem lateinischen anguis. V. 88. leb indez, gewiss ein Wort: lebindez. S. 239, V. 179. gesiht heisst nicht Gesicht, Umsicht, sondern das Schauen, Sehen. — Band II, S. 64. Die Sage von Attilas Schwert aus dem Lambert von Aschaffenburg findet man schon in den altdeutschen Wäldern I, 212. Dort ist auch angegeben, dass die Erzählung von jenem Fund des Schwerts durch einen Hirten aus dem Priscus
663 genommen sei, ferner S. 319. die merkwürdige Erneuerung der Sage bei Fischart. — Die Bemerkungen zur deutschen Bildungsgeschichte aus den Minnesängern von Hrn. Pescheck S. 218 ff., S. 269 ff. und 393 ff. sind eine nützliche Arbeit; freilich würde es besser sein, sich nicht bloss dabei auf das eine Werk zu beschränken, sondern die anderen Gedichte auch zu Hilfe zu nehmen, so Manches würde sich dann ergänzen und verständlicher sein: indessen behält auch das Gelieferte immer seinen Werth. Auffallend ist, dass, wenn Rumslant Man. II, 225. von „lieben, süssen, milden“ — von „getreuen — Herren“ spricht und schliesst: mehr als Sonnenschein freue ihn:

„ein genoz von eines süzen herren munde“.

Hr. Pescheck diesen Ausdruck unerwartet findet und darin die süssen Herrn der heutigen Zeit zu erkennen scheint. Es ist von milden gütigen Herrn die Rede. Auch S. 270 das Fragzeichen hinter unbewollen erfodert ein weiteres oder eigentlich zwei; was es hinter dem bekannten und richtigen Wort solle und warum es die Redaction habe stehen lassen? Würde übrigens zu solchen oder ähnlichen Vorarbeiten die Zeitschrift benutzt und mit einem genauen Register versehen, so könnte sie eine schätzbare Materialiensammlung werden, während sie jetzt nach allen Seiten umspringt. — S. 320 wird bekannt gemacht, dass Hr. v. d. Hagen auf seiner Reise den Verfasser

des Walther von Aquitanien entdeckt. Bis das Nähere kommt, will Recensent einstweilen mittheilen, was er darüber anzuführen hätte*). Ekkehardus Monachus († 1071) sagt bei Goldast (script. rer. ger. I, 39.): „Ekkehardus Decanus scripsit et in scolis metrico magistro vacillanter quidem, quia in affectione non in habitu orat puer, vitam Waltherii manuforis (l. manufortis) quam Magontiae positi, pro posse et nosse nostra correximus (i. e. ego Ekkehardus junior). Barbaries enim et idiomata ejus teutonem adhuc affectantem repente latinum fieri non patiuntur — quae deceptio Ekkehardum in opere illo adhuc puerum fefellit.“ Bei Leyser hist. poetar. med. aevi p. 310 steht: „Ekkehardus sangallensis floruit circa 1040. scripsit gesta Walthariі metro heroico“; und dasselbe bei Jöcher I, 275. Von 664
diesen Angaben weicht nun der merkwürdige noch unbekannte Prolog in einer Pergamenthandschrift des Gedichts ab, welchen Recensent hier folgen lässt:

omnipotens genitor, summae virtutis amator,
jure pari natusque amborum spiritus almus,
personis trinus vera deitate sed unus,
qui vita vivens cuncta et sine fine tenebis,
pontificem summum tu salva nunc et in aevum
clarum erkambaldum fulgentem nomine dignum;
crescat ut interius sancto spiramine plenus,
multis [illegible] infectum quo sit medicamen in aevum.
Presul sancte dei, nunc accipe munera servi,
quae tibi decrevit de larga promere cura
peccator fragilis Geraldus, nomine vilis,
qui tibi nam certus fidus cordeque fidelis alumnus,
quod precibus dominum jugiter precor omnipotentem,
ut nunciscaris factis quae promo loquelis,
det pater ex summis caelum terramque gubernans.
Serve dei summi, ne despice verba libelli,
non canit alma dei, resonat sed mira tironis,
nomine ualtharius per praelia multa resectus (sic)
ludendum magis est dominum quam sit (rogitandum?)
per lectus [?] longeui stringit in ampla diei.
Sis felix, sanctus per tempora plura sacerdos!
sit tibi mente tua Geraldus carus adolfus!

*) [Am Rand steht im Handexemplar von Wilhelm Grimms Hand: cfr. Arx I. 179. Eckeh. IV † 1070.]

Die Beschreibungen von Gebräuchen, die Sagen und Märchen, welche hier vorkommen, rühren meist von ebendiesem Hrn. Peschcck, die Lieder mit Melodien von Hrn. Dr Hohenbaum; dies ist nach unserem Urtheil das Schätzbarste in der ganzen Sammlung, obgleich der Titel davon eigentlich nicht spricht. Gut sind die Sagen von den Querxen, das Märchen von den fleissigen Spinnerinnen im ersten Band, noch schöner das vom Einäuglein im zweiten; wir hoffen, in der Folge noch mehr dieser Art zu finden. — Was die Litteratur betrifft, so ist sie nicht vollständig angeführt, wie es doch ein Verdienst solcher Zeitschriften sein sollte; aber man erfährt bei vorkommender
665 Gelegenheit weder was in Deutschland in diesem Fache geschehen, noch auch was neu erschienen ist. Zum Theil mag Schuld haben, dass Hr. Büsching regelmässig nur die Werke seiner Freunde citirt und ankündigt, dazu wird er seine Gründe haben, und es kann ihm vortheilhaft sein, so dass wir ihn nicht davon abmahnen wollen, aber anderen, welchen bloss die Sache nah liegt und die etwa jene Bd II, S. 176 so edel dargestellte Gesinnung hegen, wird unmöglich dadurch ein Gefallen geschehen; es könnte aus dem Übergangenen doch Eins und das Andere zu lernen sein. So ist z. B. Lachmanns seit einem Jahr herausgekommene kleine Schrift (obgleich nur ein Paar Worte gegen Hrn. v. d. Hagen darin vorkommen) bis jetzt noch nicht in diesen wöchentlichen Nachrichten erschienen; doch das wird auf unsere Erinnerung vielleicht noch nachgeholt.

γ [γ oder γρ? = W. Grimm?]

665

ALMINDELIG MORSKABSLÄSNING

i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder. Beskreven af Rasmus Nyerup. Kjöbenhavn 1816.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang X (1817) Bd II, No. 42, S. 665—670.

Hr. Professor Nyerup war zum Mitglied der im Jahr 1793 zu Copenhagen gestifteten Gesellschaft für die Nachwelt (Efterslägtselskab) gewählt worden. Da es unter anderem in dem Plan derselben lag, die Ausgaben von Volksbüchern zu

leiten und zu besorgen, so verfertigte er sich, um ein Urtheil über das Vorhandene zu erlangen, ein Verzeichnis von den bisherigen, in den beiden Reichen umgehenden Büchern solcher Art und theilte diese Vorarbeit, mit mancherlei schätzbaren Nachweisungen ausgestattet, in der Monatsschrift Iris Jahrgang 1795 und 1796 mit. Der späterhin in Deutschland erwachende Eifer für die alte einheimische Litteratur, so wie das Gefühl von dem Werthe des Lebendigen in dem Volk brachte ein diesem Gegenstande ausschliesslich gewidmetes Buch, Görres' geistreiche Schrift über die deutschen Volksbücher, hervor; ausserdem ergaben sich hier und da einzelne Aufklärungen und Beiträge.

Dies veranlasste den unermüdet thätigen Nyerup, jetzt nach 666
länger als zwanzig Jahren seine Sammlungen über diese Litteratur wieder vorzunehmen. Wie viel ansehnlicher diese neue Umarbeitung ausgefallen, kann man sich leicht durch Vergleichung überzeugen: ausser der 28 Seiten Einleitung enthält das Buch 313 enggedruckte Seiten, mit zweien den Gebrauch sehr erleichternden Registern. Die Volksbücher erregen nicht bloss bei einem einzelnen Volke Theilnahme, ihr Gegenstand ist, wie die Einleitung richtig voranstellt, ein allgemein europäischer; uns Deutschen liegt das Volksthümliche des verwandten nordischen Stammes ohnehin noch näher. Was aber so viele Völker durch sein Gemeinsames verbindet, verdient gewiss jede Aufmerksamkeit und kann von mehr als einer Seite betrachtet und aufgehellt werden. Eine Würdigung des inneren Gehaltes und poetischen Werthes, wie sie Görres in jener Schrift lebendig und eindringlich gegeben, lag nicht in der Absicht des Verfassers; er wollte bloss das Litterargeschichtliche und Bibliographische bearbeiten, und so muss gegenwärtiges Buch als eine gelehrte, leicht übersehbare Zusammenstellung des bisher in diesem Fache Geleisteten, woran der Verfasser selbst einen grossen Antheil hat, betrachtet werden. Aus den Büchern selbst sind erstlich Auszüge ohne Kargheit gegeben; dann ist nicht leicht ein einzelnes Urtheil, eine Nachweisung, ja eine blosse Anspielung vergessen; die Hauptstellen von Görres, die Ansichten von Bouterweck, Schlegel u. a. sind übersetzt

und entgegenstehende Meinungen sind unparteiisch angeführt, indem der Verfasser sich zu einer gemässigten, friedlichen Mitte bekennt. In dieser Gesinnung stellt gleich die Einleitung die verschiedenen Ansichten von dem poetischen Werth dieser Dichtungen gegen einander, erst die neueren günstigen, und schon hier zeigt sich die genauere Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur, hernach auch ein Paar ältere ungünstige, deren Eindruck jedoch der Verfasser selbst nicht zu fürchten scheint.

Da der Umkreis der Schrift bestimmt abgesteckt ist, so dass z. B. der Ursprung eines Gedichts meist nur anzudeuten, nicht eigentlich zu untersuchen war, so kann es nicht die Absicht dieser Anzeige sein, durch weiter gehende Fragen ihn zu vergrössern; Nachträge werden sich nicht gar viele bei dem
667 Sammlerfleiss des Verfassers finden. Die Abtheilungen, unter welchen das Ganze aufgestellt worden, sind folgende. I. Fabeln, drei Stücke. Wenn der Verfasser S. 17 den Reinhart Fuchs für alt, aber doch nicht so alt, als den Pilpai hält, so darf behauptet werden, dass das von dem Grundstoff nicht gilt: die Thiersagen haben sämmtlich einen gemeinschaftlichen Ursprung und inneren Zusammenhang. Dagegen lässt sich, was äussere Abfassung betrifft, von früher und später reden. II. Romane. 1) Antike, historische: zwei Stücke, der Trojanische Krieg und Alexander der Grosse. Bei jenem wird S. 37 ff. schätzbare Nachricht gegeben von der in Handschrift vorhandenen isländischen Trojamanna-Saga, welche merkwürdiger Weise sich an die Bertasögur anknüpft, nämlich an die Niederlassung des Brutus in Brittannien; die Quelle dieser Bearbeitung ist zur Zeit noch nicht ausgemittelt. Das dänische Buch von Alexander dem Grossen ist eine Übersetzung des Curtius; es wird aber zugleich Nachricht von einer handschriftlichen isländischen Sage nach der Alexandreis des Walter Insulanus mitgetheilt. 2) Ritterromane. Neun Stücke. Die zu dem Fabelkreis der Nibelungen gehörigen Gedichte stehen voran, und es findet sich hier ein vollständiger Abdruck von dem Hildebrandslied und dem kleinen Laurin. Beide sind aus Deutschland hinübergekommen. Kaiser Karls Chronik, eins der merkwürdigsten dänischen Volksbücher (seines Inhalts

wegen, denn die Erzählung ist gar zu kurz und auszugsmässig), ist nicht, wie der Verfasser in der Iris vermuthete, aus dem Französischen, sondern sehr wahrscheinlich aus dem Isländischen übersetzt; zugleich wird eine Probe aus dem letzteren, in Hs. einer [?] vorfindlichen, gegeben; es kommt darin gleichfalls die Geschichte von dem Dieb Alegast vor. Dagegen rührt das am meisten verbreitete Volksbuch Olger Danske ohne Zweifel aus dem französischen; die deutsche Übersetzung nach dem Dänischen hat den Conrad Egenberger von Werthheim zum Verfasser und befindet sich auf der Göttingischen Bibliothek. Bei dem Tristan ist die deutsche noch ungedruckte Bearbeitung von Eilhart von Hobergen nicht angemerkt. 3) Liebesromane, acht Stücke. 4) Novellen, sechs Stücke. Zu der Sage von Amicus und Amelius S. 156. 157 würden sich mancherlei Zusätze in der Ausgabe des armen Heinrichs von den Brüdern 668
Grimm finden. 5) Biblische Geschichten, fünf Stücke. 6) Zauberbücher und moralische Schriften, acht Stücke. S. 196 Nachricht von dem bloss handschriftlichen dänischen Cyprianus; Zauberformeln, darunter einige kräftig und poetisch ausgedrückt sind. Hier kommen auch Übersetzungen nach Hans Sachs vor. 7) Robinsonaden, zehn Nummern. III. Märchen. Zwölf Stücke, darunter die meisten Originale. Bei dem Bruder Rus ist eine holländische Ausgabe zu bemerken. (Een schoon Historie vom Broeder Ruysschc, die een Koc was in een klooster ende een Duyvel di hem in menschelyker Ghedaente verschapen hadde. T'Hantwerpen by Jan von Ghelen 1596. in 4. Auf der Göttingischen Bibliothek.) — Merkwürdig ist das letzte, Höibergs Gubbe, aus dem Schwedischen übersetzt und durchaus dem Norden eigenthümlich. Das alte Heidenthum erscheint hier mit dem Christenthum im Gegensatz und Streit; es ist eine echte Volkssage voll natürlicher, lustiger und guter Züge, so dass wir dem Verfasser für seinen ausführlichen Auszug Dank wissen. Ein Bauer will bei dem Kindelbier (Barselgilde) den alten Bergriesen nicht gerne übergehen und scheut doch den ungefügen, nicht zu ersättigenden. Da befreit ihn sein Knecht listig davon, indem er jenen zwar zum Schmaus einlädt, aber auch nebenbei erzählt, dass

Unser Herr, der Apostel Petrus und die Jungfrau Maria kommen würden, ferner Spielleute, deren Trommel den Trold an Thors Donner erinnert, so dass er gerne absagt. IV. Scherze und Possen, neunzehn Stücke. Das merkwürdigste ist das dänische Lalenbuch, Molbœrnes Bedrifter, sie enthalten bekanntlich eigenthümliche, in Deutschland zum Theil unbekannte Sagen, die aber nicht geringeren Werth haben. Nicht zu übersehen, S. 274, dass dieses Volksbuch allein in Jütland einheimisch zu sein scheint und in Copenhagen lange Zeit eine grosse Seltenheit war, weil keine von den dort gedruckten Exemplaren herüberkamen. Was weiss man in Norwegen und Schweden davon?

Zu dieser Übersicht des Buchs wollen wir ein Paar Bemerkungen fügen. Von den 86 Stücken, die es etwa enthält, wird ohngefähr die Hälfte als Übersetzung aus dem Deutschen
669 ausdrücklich angegeben, man kann aber annehmen, dass noch mehr dorther gekommen, beinahe zwei Drittel. Das Übrige sind zum Theil Übersetzungen aus dem Welschen, Lateinischen und Isländischen; unter den Originalen sind die Thaten der Molboer das wichtigste. Das aus dem Schwedischen übersetzte Stück, Höibergs Gubbe, sehen wir insofern auch wie ein Original an, als in Schweden ohngefähr dieselben Volksbücher, wenigstens keine anderen von Bedeutung bekannt sind. Wir nehmen dies nach den Bemerkungen unseres Verfassers an, der auch auf dieses Reich Rücksicht genommen; das Hierhergehörige ist in dem Register zusammengestellt und kann darnach leicht herausgesucht werden. Merkenswerth ist, dass einige der beliebtesten deutschen fehlen, wie die Haimonskinder, Genoveva, Siegfried; wenn aber hier beinah noch einmal so viel Stücke vorkommen, als bei Görres, so kann deshalb doch die dänische Volkslitteratur nicht als reicher angesehen, vielmehr ohne Parteilichkeit das Gegentheil behauptet werden. Görres beschränkte sich auf das jetzt noch Gangbare und hat, da hier die verschiedenen Gegenden Deutschlands schon einigen Unterschied machen, wohl Eins und das Andere mit Unrecht, z. B. den Reinecke Fuchs, übergangen. Bei seinem Zweck indessen war eine solche Grenze natürlich, bei unserem Verfasser aber,

dem es auf das Litterarische zumeist ankam, ist im Gegentheil Manches angeführt, was wohl jetzt als Volksbuch nicht mehr im Gebrauch ist oder es eigentlich nie recht war. In den ersten Zeiten der Druckerei war der Unterschied noch gar nicht oder lange nicht so scharf, wie späterhin, und was überhaupt damals von poetischen Werken gedruckt wurde, kann in gewissem Sinne als ein Volksbuch betrachtet werden, an sich unstreitig ein grosser Vorzug jener Zeit. So verhält es sich z. B. mit dem deutschen Heldenbuch, dessen verschiedene Ausgaben so vergriffen sind, dass sie jetzt mehr oder weniger zu den Seltenheiten gezählt werden. Daher findet man mit Recht bei Görres nicht den Iwain, Wigolais, Euriolus und Lucretia, welche hier, und doch nur als Übersetzungen aus dem Deutschen, vorkommen. Der Roman von Persenober ist seit 1572 nicht wieder in Dänemark aufgelegt worden, der Liebe Gefangenschaft seit 1687, Besättelsen i Tisted seit 1699. Die Robin- 670
sonaden, aus dem Deutschen übersetzt, sind auch keine eigentlichen Volksbücher; wollten wir die im 16. und 17. Jahrhundert herausgekommenen Romane dazu zählen, so wird Kochs Compendium allein schon zeigen, was sich dann für ein grosses Werk darüber schreiben liess. Der Verfasser könnte leicht das Register neu zuliefern und darin das noch Gangbare mit einem Stern bezeichnen, um auch davon eine Übersicht zu geben.

(anonym. Von W. Grimm?)

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 45/46.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Grimm, Jacob, Deutsche Grammatik. Neuer vermehrter Abdruck, besorgt durch Wilhelm Scherer. Erster und zweiter Theil. 1869—78. gr. 8. geh. *M* 36.—

Grimm, Jacob, Deutsche Mythologie. Vierte Ausgabe, besorgt von Elard Hugo Meyer. 3 Bände. 1875—78. gr. 8. geh. *M* 36.—

Grimm, Jacob, Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter. Gehalten in der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von Herman Grimm. Dritte Auflage. 1865. gr. 8. geh. *M* 1.—

Grimm, Jacob, Rede auf Schiller. Gehalten in der feierlichen Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Vierter Abdruck. 1871. gr. 8. geh. 60 Pf.

Grimm, Jacob, Ueber den personenwechsel in der rede. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1856. gr. 4. cart. *M* 2.20

Grimm, Jacob, Ueber den ursprung der sprache. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften vom jahr 1851. Siebente und unveränderte Auflage. 1879. gr. 8. geh. *M* 1.—

Grimm, Jacob, Ueber einige fälle der attraction. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1858. gr. 4. geh. *M* 1.20

Grimm, Jacob, Von vertretung männlicher durch weibliche namensformen. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1858. gr. 4. cart. *M* 2.—

Grimm, Jacob und **Adolph Pictet,** Ueber die Marcellischen Formeln. Aus den Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1855. gr. 4. geh. 80 Pf.

Grimm, Wilhelm, Bruchstücke aus einem unbekannten gedicht vom rosengarten mitgetheilt. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin 1859. 1860. gr. 4. geh. 80 Pf.

Grimm, Wilhelm, Die deutsche Heldensage. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1867. gr. 8. geh. *M* 8.—

Grimm, Wilhelm, Die sage vom Polyphem. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1857. gr. 4. geh. *M* 1.—

Grimm, Wilhelm, Thierfabeln bei den meistersängern. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1855. gr. 4. cart. *M* 1.20

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Jacob Grimm, Kleinere Schriften.

Band I—V. gr. 8. geheftet. 45 ℳ.

Erster Band. Reden und Abhandlungen. Zweite Auflage. 1879. ℳ 9.—

Inhalt: Selbstbiographie. — Ueber meine entlassung. — *Italienische und skandinavische eindrücke. — Frau Aventiure klopft an Beneckes thür. — Das wort des besitzes (jubelschrift zu Savigny's doctorjubiläum). — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das alter. — Ueber schule, universität, akademie. — Ueber den ursprung der sprache. — †Ueber etymologie und sprachvergleichung. — *Ueber das pedantische in der deutschen sprache. — Rede auf Schiller. — Anhang von kleineren aufsätzen.

Zweiter Band. Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde. Mit 1 photolithographirten Tafel. 1865. ℳ 9.—

Inhalt: *Ueber zwei entdeckte gedichte aus der zeit des deutschen heidenthums. — *Deutsche grenzalterthümer. — Ueber das finnische epos. — Ueber Marcellus Burdigalensis. — Ueber die Marcellischen formeln. — *Ueber schenken und geben. — Ueber das verbrennen der leichen. — Ueber den liebesgott. — *Ueber eine urkunde des X. jahrhunderts. — Ueber frauennamen aus blumen. — Ueber die namen des donners. — Ueber das gebet.

Dritter Band. Abhandlungen zur Litteratur und Grammatik. Mit einer photolithographirten Tafel. 1866. ℳ 9.—

Inhalt: Gedichte des mittelalters auf könig Friedrich I. den Staufen und aus seiner sowie der nächstfolgenden zeit. — Ueber diphtongen nach weggefallnen consonanten. — *Ueber Jornandes und die Geten. — Ueber den personenwechsel in der rede. — Ueber einige fälle der attraction. — Von vertretung männlicher durch weibliche namensformen. — †Der traum von dem schatz auf der brücke.

Die mit einem * bezeichneten Abhandlungen sind nur in den Schriften der Akademie veröffentlicht worden, die mit einem † bezeichneten waren bisher ungedruckt; die übrigen Abhandlungen sind gröfstentheils nur in einer sehr kleinen Zahl von Einzelabdrücken in den Buchhandel gekommen.

Vierter und fünfter Band. Recensionen und vermischte Aufsätze. 2 Bde. 1869. 1871. ℳ 19.50

(Band VI ist unter der Presse.)

Jacob Grimm, Auswahl aus den kleineren Schriften.

Zweite Ausgabe. 1874. Velinpapier. gr. 8. geh. ℳ 4.—
In Leinwand gebunden ℳ 5.—

Inhalt: Selbstbiographie. — Ueber meine Entlassung. — Italienische und scandinavische Eindrücke. — Das Wort des Besitzes. — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das Alter. — Ueber Schule, Universität, Akademie. — Ueber den Ursprung der Sprache. — Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache. — Die Sprachpedanten. — Rede auf Schiller. — Anhang: Reden bei der Frankfurter Germanisten-Versammlung. — Wesen der Thierfabel. — Anzeige. — Widmung an Wilhelm Grimm. — Widmung an Gervinus. — Verwert.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM GRIMM

HERAUSGEGEBEN

VON

GUSTAV HINRICHS

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis 1882.

4276

DRITTER BAND

MIT EINER BIBLIOGRAPHIE

ges. Wks 4276 f : 3

BERLIN

FERD. DUMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG

HARRWITZ UND GOSSMANN

1883

III,

VORWORT.

Nach dem ursprünglichen Plane sollte der dritte Band der Kleineren Schriften Wilhelm Grimms sämmtliche Abhandlungen umfassen. Das Material erwies sich jedoch bei genauerer Berechnung als so umfangreich, dass es mit Leichtigkeit noch einen vierten füllen wird. Ich berichte hier zunächst über diejenigen Aufsätze, welche nach dem bereits ausgesprochenen Grundsatz nicht aufgenommen werden durften, und halte mich dabei an die Zeitgrenze, welche der Band selbst gibt. Ausgelassen sind erstlich die beiden Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen in der Wünschelruthe und vom Meister Pfriem im Berliner Taschenbuch von Kletke, Duncker, Hänel, zweitens reine Textarbeiten und überhaupt alle Aufsätze in den Altdeutschen Wäldern, aus denen nur die Antikritik gegen Schlegel im zweiten Bande wieder gedruckt ist. Dahin gehören folgende publicierte Texte oder Textstücke: Eine arme Spinnerin baut dem Herrn das Haus in der Wünschelruthe, Bruchstücke aus einem Gedichte von Assundin, d. h. aus dem Crane Bertholds von Holle in Wigands Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens, ein Segen aus dem zwölften Jahrhundert in den von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann herausgegebenen Altdeutschen Blättern, Unsir vrowen clage, sowie die Conjecturen zu Wernher vom Niederrhein und zu Konrads von Würzburg Silvester in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum. Bei den akademischen Abhandlungen konnten dagegen

diejenigen Texte, welchen weitläufige Erläuterungen, Excurse und Einzelanmerkungen zugegeben sind, welche also nicht den alleinigen Zweck ausmachen, die von Athis und Prophilias, von der Exhortatio ad plebem christianam und den Casseler Glossen und von den Altdeutschen Gesprächen, desgleichen bei dem Aufsatz über die Wiesbader Glossen füglich aus dem Grunde nicht wegbleiben, weil ohne sie das Verständnis der Abhandlungen nicht möglich ist. Wohl aber musste auf die Wiederholung der Facsimilia verzichtet werden, für deren Benutzung der erste Druck ausreicht. Nur für die Christusbilder ist der Kopf durch Heliographierung in etwas verkleinertem Massstabe reproduciert worden.

Der dritte Band bietet demnach Wilhelm Grimms Abhandlungen bis zum Jahre 1849, sodass also nur die Erträge seiner letzten zehn Lebensjahre noch fehlen. Sie sind nicht streng chronologisch, sondern sachlich gruppiert und spätere Nachträge gleich hinzugenommen. Die Altdeutschen Gespräche durften wegen gewisser inhaltlicher Verwandtschaft sofort nach den Casseler Glossen eingereiht werden. Bei dem Abdruck standen mir für die Exhortatio und die Casseler Glossen Wilhelms, für die Wiener Runenabhandlung und Athis Jacobs und Wilhelms, für die Altdeutschen Gespräche und die Wiesbader Glossen nur Jacobs Handexemplare zu Gebote, aus welchen handschriftliche Zusätze hinzutreten konnten. Auch aus beiliegenden Briefen ist einiges zu Athis und den Casseler Glossen mitgetheilt. Bei dem Aufsatz über die Sage vom Ursprung der Christusbilder ist absichtlich von der Benutzung des Handexemplars abgesehen worden, da Herr Professor Dr Herman Grimm die betreffenden Nachträge später selbst bearbeiten wird.

Die Orthographie der akademischen Abhandlungen bedient sich von Athis an ebenso wie die der Stücke aus Haupts Zeitschrift kleiner Anfangsbuchstaben, welche jedoch wegen der Gleichförmigkeit mit den beiden ersten Bänden aufgegeben sind. Dagegen ist ihre alte Paginierung und durch eine zweite,

unter der ersten stehende Marginalzahl auch die der Separatabzüge genau beigefügt worden.

Dieser Band bringt neu die einzige akademische Abhandlung, welche nur theilweise vollendet und noch ungedruckt ist: über die deutschen Wörter für Krieg. Ihr nicht gering anzuschlagender Werth liegt auf lexikalischem Gebiet, und insofern schliesst sie sich an die Arbeiten über die Casseler, Vaticanischen und Wiesbader Glossen eng an.

Berlin, den 2. November 1882.

Gustav Hinrichs.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Vorwort	III—V
Die altnordische Litteratur in der gegenwärtigen Periode (1820)	1—84
Zur Litteratur der Runen, mit Nachtrag von Jacob Grimm	85—131
Bericht über eine Inschrift auf einem in der Walachei ausgegrabenen goldenen Ring	132—134
Witege mit dem slangen	134—137
Die Sage vom Ursprung der Christusbilder	138—199
Der Epilog zum Rolandsliede	200—207
Zu Walther von der Vogelweide	208—211
Athis und Prophilias	212—336
Athis und Prophilias. Weitere Bruchstücke	337—345
Die Sage von Athis und Prophilias	346—366
Exhortatio ad plebem christianam	367—465
Glossae Cassellanae	
Über die Bedeutung der deutschen Fingernamen	
Nachtrag zu den Casseler Glossen	466—471
Altdeutsche Gespräche	472—494
Altdeutsche Gespräche. Nachtrag	495—515
Deutsche Wörter für Krieg	516—567
Wiesbader Glossen	568—588

DIE ALTNORDISCHE LITTERATUR IN DER GEGENWÄRTIGEN PERIODE.

Hermes oder kritisches Jahrbuch der Litteratur. Leipzig, F. A. Brockhaus. 8.
Zweiter Jahrgang (1820) Bd I (V der ganzen Folge) S. 1—53.

Ein eigenes Schicksal hat von jeher diese Litteratur getroffen. Sie hat ebensowohl ungewöhnliche Begünstigungen als Widerwärtigkeiten erfahren, und wenn sie sich der regen Theilnahme besonderer Freunde und Anhänger erfreut, bald auch eigensinnigen, nicht zu bekehrenden Widersachern begegnen müssen. Die dänische Regierung, schon längst durch eine freisinnige Unterstützung der Wissenschaften ausgezeichnet, würdigte sie bald nach ihrem Aufleben der Aufmerksamkeit. Bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts erhielt der Bischof von Skalholt, Brynjolf Svendsen, Anweisung, gute Pergamenthandschriften an die königliche Bibliothek zu senden, und Arne Magnäus ward zu Anfang des folgenden deshalb in besonderem Auftrag nach Island geschickt. Doch ein Theil des Gewinns gieng durch unerwartetes Unglück wieder zu Grunde: die reiche Sammlung, die Arne in einem Zeitraume von zehn Jahren mit solchem Eifer gemacht, dass nichts von Bedeutung auf der Insel zurückblieb, erlitt einen unersetzlichen Schaden durch den grossen Brand zu Kopenhagen im Jahre 1728. Die Bibliothek Arnes Resens, des Herausgebers der jüngeren Edda, und des Bischofs Vorm wurde zerstört; die Viga-Styrs-Saga gieng dabei im Urtext gänzlich, von der Heidarviga-Saga ein Theil verloren. Die Lücken so gut als möglich wieder auszufüllen, sammelte zwar Arne Magnäus bis an seinen Tod, und bekannt ist die Stiftung, die er zu Gunsten dieser Litteratur machte, aber erst in den siebziger Jahren fieng sie an, in Thätigkeit zu treten. Merkwürdig ist wiederum das Schicksal, das sich der

Herausgabe der wichtigsten Denkmäler entgegensetzte. Die Knytlinga-Saga blieb, nachdem sie bereits durch zwei Hände gegangen, liegen, weil Register und Vorrede nicht zu Stande kamen, und die ganze Auflage verdarb bis auf wenige Exemplare. Zwei andere Gelehrte unterziehen sich einer neuen, aber der eine stirbt, der andere wird verhindert wirklich Hand anzulegen. Die lateinische Übersetzung der ausgezeichneten Njâla-Saga erschien, weil ein Paar Bogen vom Register nicht konnten geliefert werden, erst nach 37 Jahren; gleiches Schicksal hatte die Egils-Saga. Zwischen der Herausgabe des ersten Bandes der Edda-Lieder und des soeben vollendeten zweiten liegt ein Zeitraum von mehr als dreissig Jahren, und doch ist der Werth derselben und ihre Wichtigkeit für den ganzen germanischen Stamm unbezweifelt sehr gross.

3 Die Erscheinung jenes ersten Theils der Sämundischen Edda (Kopenhagen 1787) kann als der Schluss einer immer sehr thätigen Periode, die man etwa mit dem Jahre 1772 beginnt, angesehen werden. Besonderes Leben verliehen ihr vorzüglich: Skule Theodor Thorlacius, Gerhard Schöning und Peter Friedrich von Suhm, jene durch ihre gründliche Gelehrsamkeit, dieser, der vieles umfassende Geschichtschreiber, durch seinen grossmüthigen Eifer; er allein hat zehn der wichtigsten Sagen auf seine Kosten drucken lassen, nicht von dem zu reden, was er sonst zur Beförderung dieser Litteratur gethan. Hierauf folgte ein Stillstand von 20 Jahren. Äussere Umstände mögen auch hier nachtheilig gewirkt haben, indessen trägt doch die allgemein verbreitete Gesinnung jener Zeit die Hauptschuld: jene Geringschätzung des Alterthums bei zu grossem Vertrauen auf die Kraft des eigenen Verstandes und Scharfsinnes. Nicht das naturgemäss aus inneren, angeborenen Bedürfnissen entwickelte Leben, wie es die Denkmäler des Alterthums mit seinen Mängeln und Tugenden vor die Augen zu rücken pflegen, schien einer Beachtung mehr werth, noch weniger würdig, Belehrung zu ertheilen; man erwartete alles von der Wirkung eigener, ausgelachter, auf keiner Geschichte ruhender Gegensätze, deren Enge und Kleinlichkeit nicht gefühlt wurde. Wo etwas bloss der Gelehrsamkeit anheimfällt und die Beziehung

auf das Leben hinweggenommen wird, da trocknet es bald zusammen. Mit dem Sinne für das Alterthum verlor sich auch die Achtung, und so kam noch eine moderne, überkritische Ansicht hinzu, welche die ganze Masse jener Überlieferungen als taube Spreu schonungslos wegwarf; man glaubte gewonnen zu haben, wenn man überall leere und ganz werthlose Verfälschung sah und die Grenzen der Geschichte eng absteckte. Goethe hat in seiner Farbenlehre die Nichtigkeit einer solchen Gesinnung mehrmals sehr treffend bezeichnet. Als Repräsentanten derselben können Schlötzer und Adelung betrachtet werden. Der Mythologie gieng es am schlimmsten, es gehörte ordentlich eine Art von Scharfsinn dazu, um die vielfachen Elemente, die bei der Erfindung und Erdichtung derselben sollten gedient haben, aufzutreiben, während doch ein einziger unbefangener Blick von dem Gegentheile überzeugen und das Wahrhafte, Lebensvolle darin schauen musste. Im Norden selbst hat zwar diese Ansicht nie gehaftet und Deutschland vorzüglich sich derselben zu schämen, dennoch fehlte es auch dort an wirklicher, reger Theilnahme.

Indessen ganz abgebrochen war auch während jenes Stillstandes der Faden nicht. Noch lebte Thorlacius, der fortfuhr in seinen Programmen die gelehrtesten und schätzbarsten Monographien zu liefern. Sie führen den Titel: Antiquitatum borealium observationes miscellaneae.[1]) In dem Jahre 1793 (wo das specimen quintum erschien) theilte er aus Handschriften den altdänischen Mühlengesang (Grotta-Saungr) mit, ein wichtiges, alteinfaches Lied, worin zwei Riesenjungfrauen, Fenia und Menia, sonst ganz als Walküren geschildert, nicht etwa das Schicksal der Schlacht weben, sondern auf einer Mühle von gewaltigen, durch sie allein bewegbaren Felsensteinen mahlen, was von ihren Gebietern verlangt wird: Gold, Frieden und Glückseligkeit. Eine Idee, die sonst in der Edda nicht wieder vorkommt, gewiss aber uralt, vielleicht auch in Deutschland nicht unbekannt war. Das specimen sextum vom Jahre

[1]) Eine Abhandlung von Thorlacius: Über die altnordische Rechtssprache enthalten die Acta societat. reg. Havn. scientiar. 1790, die ich aber noch nicht habe einsehen können.

1799 enthält zwei Bruchstücke aus Hôatlang von dem berühmten Skalden Thiodolf von Hvine. Das erste redet von dem Kampfe Thors und Hrungers, das zweite von dem Raub der Idunn und dem Tod des Thiasse durch Thors Blitze; das Ganze befasste ohne Zweifel die Mythen von Thor. Das Gedicht lässt sich mit Gewissheit in die Mitte des 9. Jahrhunderts versetzen, da Thiodolf am Hofe Harald des Haarschönen lebte; schon deshalb ist es ungemein merkwürdig, indem es zeigt, wie bereits zu jener Zeit sich eine kunstreiche und gelehrte Poesie des Sängerstandes ausgebildet hatte, die zu den einfachen epischen Weisen, in welchen eben das Mühlenlied und andere eddische Gesänge, deren Urheber man nicht kennt, gedichtet sind, einen bestimmten Gegensatz bilden musste. Das siebente Specimen vom Jahre 1802 ist nicht weniger inhaltreich. Zuerst wird aus dem Vornischen und königlichen Codex der jüngeren Edda, richtiger und vollständiger als er bei Resen abgedruckt worden, der Mythus von Thors Fahrt nach Geirrodsgardur mitgetheilt. Dann folgt ein zusammenhängendes Bruchstück, soviel sich nämlich in den Handschriften erhalten, von einem Gedichte des Eilifr Gudrunarson über diese Fabel, welches unter dem Namen Thorsdrapa bekannt ist. Der Dichter, der im 10. Jahrhundert lebte und zwischen 988 und 996 das Gedicht verfertigte, ist schon so schwer zu verstehen durch die beständigen, gelehrten Umschreibungen, die eine genaue Kenntnis der Mythologie voraussetzen, sowie durch die verwickelte Construction, dass der Scharfsinn des Herausgebers dazu gehörte, um sich durch diese Irrgewinde (Thoriani hujus pavuis giganteos fere maeandros, wie er am Schlusse selbst sagt) durchzuhelfen. Die Anmerkungen sind musterhaft, voll feiner Beziehungen auf die Sprache und Mythologie überhaupt; dahin gehört z. B. was über die verschiedenen Bedeutungen des Loke gesagt wird. Das specimen septimum schliesst die Reihe dieser schätzbaren Programme[1]; indessen ist noch einer anderen,

[1] Es wäre sehr zu wünschen, dass Thorkelin der Sohn eine neue Ausgabe dieser schwer zu erhaltenden Gelegenheitsschriften veranstaltete. Schon 1779 erschien das erste Specimen, in den folgenden zieht sich eine Abhandlung über das altnordische Ehrrecht, verglichen mit dem römischen, um die Anmerkungen enthalten einen Schatz von Erläuterungen der alten

an neuen und scharfsinnigen Ideen reichen Abhandlung von Thorlacius zu gedenken, welche in einer dänischen Zeitschrift, dem Skandinavischen Museum (Heft III, S. 1—67, IV, S. 1—53), etwa im Jahre 1802, sich befindet. Sie ist überschrieben: Von Thor und seinem Hammer, breitet sich aber über die ganze Othinische Religion aus, während sie eine Menge Einzelheiten gelehrt erläutert. Thorlacius nimmt hier an, dass vor der Othinischen Lehre im Norden ein Naturdienst geherrscht, wornach man unter den Göttern die Elemente verehrt habe. Die Asen, durch den Glauben an Seelenwanderungen unterstützt, stellten sich an die Stelle der vorigen Götter und führten Menschenverehrung ein. Die widerstrebenden Joten wurden zurückgedrängt auf der einen Seite nach Finnland und dem Eismeere, auf der anderen nach Jütland. Der Aukuthor, der fahrende Donnerer, war der höchste alte Naturgott, dessen Stelle der asiatische Thor einnahm. Sein Hammer ist das Symbol des einschlagenden Donners, er wahrscheinlich der Gott der Joten, welchen der Asathor besuchte. Sein Weib war die Erde, welche sich nachher Othin zueignete. Thor erhielt dafür die Sif, doch auch in dieser leuchtet die alte Idee von der Erdgöttin, Allmutter, durch. Loke bei den Asen, obgleich aus dem Geschlechte der Joten, ist an die Stelle des Naturgottes Loge (Feuer) gekommen, und vermuthlich ist jener Loke, mit dem er in Urgardarlok in die Wette isst, sein Vorgänger gewesen. Die Streithämmer und Streitäxte, die sogenannten Opfermesser und Donnerkeile, die man in den Grabhügeln findet, konnten weder beim Kampf noch beim Opfer gebraucht werden, die sind bloss simulacra armorum, und Thorlacius stellt die Vermuthung auf, dass sie Symbole von Thors Hammer gewesen, welche die Trolde von den Todten abhalten sollten. Thors Hammer aber ist Symbol vom Blitz, und die dreifach verschiedenen Steine deuten die dreifache Natur desselben an: die zermalmende, durchbohrende und spaltende. Die Grabhügel, worin sie sich finden, sind demnach älter als die Asalehre und wenigstens 1900 Jahre alt. So beifallswürdig viele Ansichten

Sitten. Sie erschien auch besonders: de matrimonio veterum borealium tractatus. Hav. 1783.

dieser Abhandlung sind, so wird man doch schwerlich bei der ganz richtigen Voraussetzung eines früheren, mehr der Natur und den Elementen zugewandten Dienstes eine solche Absichtlichkeit und künstliche oder listige Einführung der Asalehre durch Othin annehmen dürfen; natürlicher scheint es, sie als eine neue, in der Fortbildung nothwendige Stufe zu betrachten.

Der Verlust einer Sache pflegt den Werth erst recht deutlich zu machen und die Aufmerksamkeit aufs Neue darauf zu richten; dies war auch der Fall, als die zwei berühmten goldenen Hörner im Jahre 1802 entwendet wurden. Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen machte bald hernach (1804) eine Untersuchung darüber zur Preisaufgabe, und eine Schrift von dem Professor Peter Erasmus Müller zu Kopenhagen wurde gekrönt: Antiquarische Untersuchung der unweit Tondern gefundenen goldenen Hörner. Aus dem Dänischen übersetzt von W. H. F. Abrahamson. Kopenhagen 1806, in 4°. Nachdem der Verfasser die Entdeckung der Hörner vorgetragen, gibt er eine vollständige Übersicht der bisher darüber erschienenen Schriften und geäusserten Meinungen, welche die seltsamsten Vermuthungen enthalten, und erzählt den Diebstahl und gänzlichen Verlust durch Einschmelzung. Was die Erklärung der in Abbildung mitgetheilten Hörner selbst betrifft, so wird der celtiberische Ursprung derselben nach der Entdeckung des celtiberischen Alphabets durch Tychsen in Rostock als höchst wahrscheinlich behauptet, indem die Buchstaben der Inschrift an dem einen Horn vollkommen damit übereinkämen. Der Verfasser glaubt, was sie nun mögen vorgestellt haben: Kriegs- oder Jagdhörner, Trinkhörner, Schmuck eines Götzenbildes oder Tempels, dass sie von celtiberischen Völkerschaften, Fürsten oder Städten einem Tempel oder einer Opferstätte geschenkt, einer oder der anderen Gottheit geweiht worden, und zwar zu einer Zeit, wo die Römer noch nicht in Spanien herrschten oder noch nicht auf die Bildung dort eingewirkt hatten. Auch dass die Figuren auf den Hörnern abgöttische Bilder und Gebräuche vorstellen, ist im Ganzen wahrscheinlich. Die Erklärung des Einzelnen, so wie der Inschrift kann bei den dürftigen Nachrichten, die wir von

den Celtiberern haben, und bei der Rohheit der Arbeit nur Vermuthungen enthalten, auch nicht darauf hinausgehen, einen allgemeinen Plan und Zusammenhang darin zu entdecken. Doch ist alles mit Umsicht, Fleiss und Gelehrsamkeit behandelt.

Im Jahre 1804 erschien der zweite Theil von Rasmus Nyerups historisch-statistischer Schilderung des Zustandes in Dänemark und Norwegen in älteren und neueren Zeiten.[1]) Die erste Hauptabtheilung beschäftigt sich mit der Litteratur im Mittelalter. Sie enthält eine Übersicht derselben in ihrer blühendsten Zeit und eine kritische Aufzählung der gedruckten Sagen, ferner: eine Abhandlung über das alte Recht und unter verschiedenen anderen Bemerkungen auch S. 159—164 Beiträge zur Geschichte des Studiums der altnordischen Litteratur; Arngrim Johnsen war der Erste, welcher nach der Reformation anfieng, auf Island, wo die Wissenschaften ein Paar Jahrhunderte wie ausgestorben schienen, alte Handschriften zu sammeln. Nyerup besitzt eine ausgebreitete Belesenheit und unermüdliche Thätigkeit und hat durch seine vielfachen Arbeiten auch die altnordische Litteratur nicht wenig gefördert. Ein anderes schätzbares Werk von ihm und Rahbeck: Beitrag zur Geschichte der dänischen Dichtkunst, welches in den Jahren 1800—1805 erschien, gehört eigentlich nicht hierher, da mit Peter Laale in dem 15. Jahrhundert der Anfang musste gemacht werden, indessen fehlt doch nicht, dass in mancher Beziehung es nach jener Seite Licht verbreitet, auch ist ein Programm vorangegangen (75 S. 8°), welches eine Übersicht der ältesten nordischen Poesie und ihrer Litteratur enthält, Kopenhagen 1798, worin zugleich ein Verzeichnis der berühmtesten Skalden vorkommt.

Völlig dagegen gehört hierher der vierte Band jener historisch-statistischen Schilderung Dänemarks, welcher zugleich als ein besonderes Werk: Übersicht der vaterländischen Denkmäler aus der Vorzeit, wie sie in einem Nationalmuseum könnten aufgestellt werden, im Jahre 1806 erschien. Der erste

[1]) Wir geben gleich eine deutsche Übersetzung des dänischen Titels und theilen diesen auch in Zukunft nur in besonderen Fällen daneben mit. Es ist hier in der Regel von dänisch geschriebenen Werken die Rede.

Haupttheil enthält die Denkmäler des Heidenthums, abgetheilt nach der ganz ungewissen (Fortid) und gewissen (Oldtid) Vorzeit, der zweite die Runensteine, der dritte begreift das Mittelalter, welches mit dem 11. Jahrhundert beginnt und mit dem 16. schliesst. Ein Anhang dazu ist R. Nyerups und S. Abilgaards Antiquarische Reise in das Aarhus-Stift in den Jahren 1771 und 1807, welche Kopenhagen 1808 herauskam, mit Kupfern von Denkmälern, die jedoch sämmtlich in das Mittelalter gehören.

Um diese Zeit gab der gelehrte Bischof, Fr. Münter, eine Beschreibung der Lethraburg, wie sie im Anfange des 19. Jahrhunderts sich noch zeigt, heraus (Lejre i Sielland, Kiöbh. 1806, 8°). Er hat die Stätte selbst betrachtet und untersucht. Traurig ist es, wie die merkwürdigsten Alterthümer allmählich ihrem Untergange entgegengehen, noch nicht durch die Zeit, der nichts widersteht, sondern durch die leichtsinnige Geringschätzung der Menschen, die nur das nächste Bedürfnis in den Augen haben. Wie vieles sah noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts Olaus Worm, wovon in seinen monumentis danicis eine Abbildung, freilich nur in Holzschnitt, erhalten ist. Hunderte von Grabhügeln umgeben diesen uralten Königssitz, der seit achtzehn Jahrhunderten in Dänemarks Geschichte ge-
6 nannt wird; hier ruht vielleicht die Asche der Skioldungen und ihrer Kämpfer. Aussen vor Lejre streckt sich eine grosse Sandbank, Hestehöi (Pferdehügel), wo nach der Sage Dan Mikillatis Grabhügel sich befindet. Er hatte ihn selbst aufwerfen lassen, und war der Erste, dessen Leiche unverbrannt begraben wurde. Den Hügel Harald Hildetands sah Worm noch vollständig, umgeben mit seinen Steinen, über dem Grabe selbst einen grossen viereckigen Stein, sowie man die Abbildung in den monumentis danicis findet. Gebhardi sah 1758, was von den Steinen, noch nicht zu Treppen weggenommen, stehen geblieben war; die Titelvignette gibt seine Abbildung der nördlichen Seite. Münter sah im Jahre 1780 das Grab noch in ziemlichem Zustande, aber jetzt ist die Steinkiste abgebrochen und nichts mehr übrig als der Hügel und die Vertiefung, worin das Grab zuvor sich befand. Zu den eigenthümlichen Ideen des Verfassers gehört,

dass er den Ursprung des Namens Lejre (Ledru nach der alten Sprache) in Hlöder, Löder sucht, wie die ältesten Götter Nordens vor der Einwanderung der Asen geheissen hätten. Als die weibliche Form betrachtet er Hlodyn, einen eddischen Namen der Erde, welche er dann mit der deutschen Hludana nach Thorlacius (der im dritten Specimen von dieser handelt) in Verbindung bringt. Auch den Ossian wendet er an zu näherer Aufklärung. Der Norden heisst noch jetzt in der Sprache der Caledonier und Irländer Lochlin; Inisthona soll Seeland sein und unter dem Namen von Annis, Fingals Jugendfreund, der König Dan Mikillati verborgen. Ausserdem tritt Münter einer Ansicht bei und führt sie weiter aus, wonach der Sitz der Hertha in Seeland und eben in der Lejre-Mark zu suchen ist. Nicht nur das Lokal begünstigt die Vermuthung, es spricht auch dafür, dass die Stätte immer heilig war und nach einer Überlieferung, deren Ursprung nicht auszumachen ist, wirklich das Hertha-Thal genannt wird.

Noch sind von einzelnen bedeutenderen Abhandlungen dieser Zeit anzuführen: Nyerup, über die Edda (in den Schriften der skandinavischen Litteraturgesellschaft 1807, IV, S. 113—191, doch geschrieben im Anfange des Jahres 1808). Sie enthält ausser einigen merkwürdigen Stellen aus dem Saxo Grammaticus und der hierhergehörigen Litteratur eine mit Sachkenntnis und Genauigkeit abgefasste Beschreibung der vorhandenen Handschriften der jüngeren Edda, deren Hauptcodices drei sind: der Wormische, Königliche und Upsalische. (Wir können hier auf eine Recension in den Heidelberger Jahrbüchern 1811, No. 49. 50 = Kl. Schr. II, S. 14—32 verweisen.) Werlauffs disputatio de Ario Multiscio, Hav. 1808, 8° enthält die gründlichste Untersuchung über den ältesten isländischen Geschichtschreiber, der um das Jahr 1120 seine Schedae abfasste, so wie über dessen Schriften. [Vgl. Kl. Schr. II, S. 511—512.] Werlauffs Entwurf einer Geschichte der nordischen Archäologie in Dänemark bis auf die Zeit des Olaus Worm liefert eine nützliche Übersicht und gute Vorschläge. [1])

[1]) Noch sind folgende einzelne Aufsätze anzuführen: Nyerups Chronologie der nordischen Sagen, Chroniken, Gedichte und ihrer Übersetzungen. Ge-

7 Die bisher genannten Schriften kann man als den Übergang zu der neuen Periode betrachten, die mit der Erscheinung der Egils-Saga und der lateinischen Übersetzung der Niáls-Saga und dem Wörterbuche dazu im Jahre 1809, wodurch sich die Arna-Magnäanische Commission wieder in Thätigkeit setzte, eigentlich anfängt. Die Niáls-Saga war schon lange erwartet worden, aber noch im Jahre 1804 schien nach Nyerups Äusserung in dem vorhin erwähnten litterarischen Werke die Hoffnung dazu gering. Ihrer Wichtigkeit ist schon gedacht, sie nimmt unter den prosaischen Sagen eine der ersten Stellen ein. Zwar ist der Verfasser, wie bei diesen gewöhnlich, nicht bekannt, doch viele Gründe machen es wahrscheinlich, dass sie von Sämund Frode herrührt, also im Anfange des 12. Jahrhunderts geschrieben wurde. Der Vortrag, überhaupt die Darstellung ist so trefflich, dass man die Unterredungen, denn die dialogische Form herrscht vor, mit anzuhören glaubt; die Charaktere sind in festen Zügen gehalten und die oft ausgezeichneten und überraschenden Begebenheiten natürlich und schicklich verknüpft. Es ist nicht sowohl die Lebensbeschreibung eines Einzelnen, als die inhaltsreiche Geschichte eines ganzen, von allen Seiten merkwürdigen Stammes. Das Rechtsverfahren in Island wird in den häufigen Verhandlungen deutlich dar-

schrieben 1799. (In Gräters Bragur II, S. 354—379.) Nyerups Brief gegen Adelung in den Erholungen (Skandinav. Museum II, S. 16—33). Thor und Odin von Abrahamson. (Das. I, S. 49—73.) Freie Übersetzung der Thorgrim-Prudes-Sage ins Dänische, von demselben. (Das. 1800.) Über finnische und lappische Religion, von demselben. (Schriften der skandinavischen Litteratur-Gesellschaft IV, S. 446—475.) Schytte, Beitrag zu einem norwegischen Idiotikon. (Das. III, S. 59—112.) Werlauff, curae posteriores zu Abrahamsons Erläuterung des Glavendrupischen Runensteins. (Das. III, S. 276—288.) Nyerup, Über das Tryggevälde- (oder Vallöe-) Monument und die Höhe, worauf es stand: der Runenstein befindet sich jetzt zu Kopenhagen. Rask und Werlauff liefern hier zugleich eine neue Erklärung desselben (das. V, S. 404—447). Scheving, Critische Untersuchung über ein Paar Strophen in der Völuspá, besonders über die Stelle, welche von Erschaffung der Menschen handelt (das. VI, S. 175—220). Es wird dargethan, dass Loke und Häner in einer genauen Verbindung mit Odin standen, und behauptet, dass Lodr ein Schreibfehler für Loptr (d. h. Loke), mithin ein Gott Loder nicht anzunehmen sei. Der letzteren Behauptung hat Finn Magnussen in seiner Schrift über Ossian widersprochen.

gestellt, überhaupt erhält man von dem öffentlichen Leben, den Sitten und Gebräuchen die klarste Anschauung. Welche grossartige, edle Gesinnung bricht hier mitten durch die Verwilderungen eines meist auf die blosse Naturkraft gestützten Lebens! Es ist nichts mehr zu wünschen, als dass aus jener Zeit uns Deutschen auch ein solches reiches Bild zugekommen wäre. Die Urschrift, welche, wie schon oben bemerkt ist, im Jahre 1772 herauskam, war von Olaus Olavius bearbeitet; die lateinische Übersetzung und das ganz treffliche Wörterbuch rührt von Joh. Jonsonius, die kritische Vorrede von Thorlacius her; überhaupt ist die ganze Behandlung musterhaft. — Die Egils-Saga befasst hauptsächlich das Leben Egills, doch fängt sie schon bei seinem Grossvater an, greift auch überall in die Geschichte des Landes ein. Sie ist an sich ungemein merkwürdig und lehrreich, man sieht hier deutlich, wie weit und auf welche Weise das wunderbare Element den Sagen sich beimischte, da mit unbezweifelten Thatsachen manches Übernatürliche verbunden ist, z. B. was von der gegen Gift schützenden Kraft der Runen vorkommt; die Gesinnung jener Zeit wusste sich aber nicht anders auszudrücken. Voll poetischer Wahrheit und eigenthümlich ist die Erzählung, wie Egill im Schmerz über den Verlust 8
eines geliebten Sohnes sich mit seiner Tochter hinlegt, um zu verschmachten, und beide wieder von dem Vorsatz abgewendet werden. Der index rei antiquariae und das glossarium sind noch zurück. — Die unter dem Namen Floamanna-Saga bekannte Geschichte Thorkils und seiner Vorfahren übersetzte Birger Thorlacius (der Sohn) ins Dänische. (En Nordisk Helt fra det tiende Aarhundrede, Thorgils kaldet Orrabeens-Stiefsöns Historie. Kiöbenh. 1809. Auch in den Schriften der Skandinav. Litt.-Gesellschaft von 1808.) Einleitung und Anmerkungen dazu lieferte Thorlacius d. V. Die Sage selbst fällt ins 10. Jahrhundert und ist spätestens im Anfange des 14. Jahrhunderts aufgeschrieben. Ihr Inhalt ist wichtig und die Darstellung anziehend, doch erkennt man eine spätere Zeit in der Art, womit das Übernatürliche eingemischt ist; es greift hier schon mehr in die Begebenheiten ein und erscheint, obgleich mit vollem Glauben daran, als ein Schmuck, welcher besonders

Thorgils Thaten im Auslande verliehen wird, während das Einheimische schlicht und ohne solche Beihilfe der Phantasie erzählt wird. Thorgil war das Bild eines edlen nordischen Helden, und überhaupt lernt man Sitten und Gebräuche seiner Zeit von mancher Seite kennen: das Verhältnis zwischen Eheleuten, Herrn und Dienern, die Erziehung der Kinder. Zu dem Merkwürdigsten gehört die Erzählung von Thorgils Aufenthalt in Grönland (Kap. 20—25), wo man gar wohl die Wahrheit der Anschauung zwischen den wunderbaren Träumen und Hexenerscheinungen erkennt.[1])

In dieser Zeit war auch die neuere dänische Poesie in ihre Blüthe getreten und zeigte eine vorher nicht gekannte Kraft, Freiheit und Bildung. Eine Einwirkung der deutschen ist dabei nicht zu verkennen, doch in jenem edleren Sinne zu verstehen, in welchem das gegenseitige Heranbilden nahverwandter Völker als etwas Wünschenswerthes erscheint. Es ist natürlich, dass die innerlich gehaltreiche, so viele poetische Züge schon entgegenreichende, einheimische Sagengeschichte und Mythologie als Stoff ergriffen und bearbeitet wurde, und dass dieses wieder Einfluss auf genauere und lebendigere Bearbeitung hatte. So gab Nyerup mit gewohnter Aufmerksamkeit auf die Richtung der Zeit eine Übersetzung der jüngeren Edda des Snorre ins Dänische heraus (Edda eller Skandinavernes hedenske Gudeläre. Kiöbh. 1808), wie es in der Zueignung ausdrücklich heisst: zu besserem Verständnisse von Oehlenschlägers nordischen Dichtungen. Dennoch bleibt sie auch dem Gelehrten nothwendig, denn ihr liegt, meist durch die Bemühungen von Rask, ein viel besserer und richtigerer Text zu Grunde, als welchen die ohnehin seltene Resenische Ausgabe darbietet. Zu ähnlichem Zwecke lieferte gleich darauf Nik. Fr. Sev. Grundtvig eine Übersicht der nordischen Mythologie für Gebildete (Nordens Mytologi eller Udsigt over Eddalären for dannede Mänd;

[1]) Von Erik dem Rothen, welcher in diesen Kapiteln gleichfalls vorkommt, hat B. Thorlacius nach gedruckten und handschriftlichen Quellen, worunter auch eine Saga Eireks rauda ist, besonders gehandelt in einer akademischen Schrift: de Erico Rufo Grönlandiae seculo Xmo inventore; wieder abgedruckt in des Verfassers opusc. academ. T. II, p. 119—132.

er ei selve ere Mytologer. Kiöbh. 1808). Nyerups Übersetzung schien ihm, da sie nicht die ältere Edda mit befasste, unzu- 9
länglich. Den Werth der eigenthümlichen Ansichten bei dieser Aufstellung kann man nicht beurtheilen, da der Verfasser seine Forschungen selbst noch nicht mittheilte; es soll nach seinen eigenen Worten ein in gewissem Sinne populäres Werk sein.

Bis dahin war es nicht gut möglich, sich der altnordischen Litteratur anders als in Kopenhagen selbst zu nähern, theils weil dort die Schätze versammelt waren, theils weil dort allein sich Gelegenheit fand, durch mündlichen Unterricht die isländische Sprache zu erlernen. Ohne diesen Vortheil war man grossen Schwierigkeiten ausgesetzt, da es sowohl an einer Grammatik als an einem Wörterbuche fehlte. Die schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts herausgekommenen Grammaticae islandicae rudimenta von Runolf Johnsen (bei Hickes wieder abgedruckt und im Auszuge zu Lund 1804 von Sjöborg) förderten nicht, und ein solcher Mangel war bei einer so feinen, in ihren natürlichen Entwickelungen ungestörten Sprache keinen Augenblick zu vergessen. Diesem Bedürfnisse half jetzt Rasm. Chr. Rask und sogleich gründlich ab, man kann sagen, dass er durch seine Anweisung zur isländischen oder altnordischen Sprache (Veiledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog. Kiöbenh. 1811) die Bahn gebrochen, welche die altnordische Litteratur anderen Völkern, namentlich uns Deutschen, erst zugänglich macht. Er vereinigt Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Beharrlichkeit, und dies erste Werk, womit er auftrat, zeigt nicht die Natur eines ersten Versuchs. Er hat, ohne Vorgänger benutzen zu können, aus den Quellen selbst geschöpft. Zweierlei zeichnet diese Grammatik aus: erstens die beständige Rücksicht auf die natürliche Entwickelung der Sprache. Rask hat zuerst die Originalität der altnordischen Sprache durch ihre Verschiedenheit von der deutschen in einigen Grundzügen (Gebrauch des Artikels durch Anhängen an den Schluss des Wortes, eigenthümliche Form des Passivums) recht dargethan, so wie den wichtigen Satz, dass eben diese Sprache anfänglich den drei Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden gemeinschaftlich gewesen und die jetzt dort gültigen sich späterhin

daraus gebildet und von einander getrennt haben. Sodann: die scharfe und praktische Aufstellung der Regeln, die den Gebrauch der Grammatik sehr erleichtert. Wer sich z. B. durch die Paradigmen bei Runolf Johnsen hat durcharbeiten wollen, der wird den Werth von Rasks Eintheilung der Declination fühlen. Wir können hier auf eine ausführliche Anzeige in der Hallischen Allgem. Litt.-Zeit. 1812 No. 31. 32 [33. 34, S. 241–254, 257–270, in den Kl. Schr. Jacob Grimms IV, S. 65–73 ist sie gekürzt] verweisen. — Dem anderen Bedürfnisse, ein isländisches Wörterbuch, abzuhelfen, war Rask gleichfalls thätig. Die älteren von Magnus Olafsen, Gudmund Andreä und Olaus Verelius sind höchst unvollständig, so dass sie kaum den zehnten Theil des Sprachschatzes enthalten; nicht zu gedenken, dass sie längst aus dem Buchhandel verschwunden und überhaupt selten geworden sind. Ihre im Lexikon sviogothicum berührt nur zum Theil das Isländische. Man musste sich also, ohne jene entbehren zu können, an die den einzelnen Werken angehängten Glossarien halten, unter welchen das zum ersten Bande der alten Edda und der Niála obenan stehen. Wie viel Treffliches sie enthalten und Schwieriges sie auflösen, so sind sie doch nur auf besondere Werke und eine gewisse Gattung von Wörtern eingerichtet. Dabei blieb die Unbequemlichkeit, in allen diesen verschiedenen Werken nach einem einzigen Worte herumsuchen zu müssen. Zwar besitzt das Arnamagnäanische Institut Sammlungen zu einem eddischen Lexikon im grössten Umfange von John Olafsen von Grundvik, allein diese bedürfen einer neuen mühsamen Bearbeitung. Dagegen war schon im Jahre 1786 von einem isländischen, bald nachher verstorbenen Geistlichen Biörn Haldorson ein völlig ausgearbeitetes Lexicon islandico-latinum von unbezweifeltem Werthe zugeschickt worden. Da nun zwei patriotisch gesinnte Norweger, J. Aall und C. Ancher, die Kosten des Druckes tragen wollten, so übernahm Rask, von P. E. Müller aufgefordert, die Durchsicht der Handschrift, verbesserte sie, verfertigte, von einigen Isländern unterstützt, die dänische Übersetzung, die den Sinn oft besser ausdrückt, als die lateinische, und endlich vervollständigte er sie durch eigene Zusätze. So erschien im Jahre 1814 zu Kopenhagen in zwei Bänden: Lexicon islandico-latino-danicum Biornonis Haldersonii

ex manuscriptis legati Arnamagnaeani cura R. K. Raskii editum. Praefatus est P. E. Müller. Es hält die rechte, natürliche Mitte in der Aufnahme der poetischen Ausdrücke, die nur ein besonderes Werk ganz umfassen kann, und besitzt jenen Grad von Vollständigkeit, welcher kein Wort aus einem prosaischen Werke des goldenen Zeitalters vergeblich suchen lässt.

Von Peter Erasmus Müller erschienen mehrere Abhandlungen und Untersuchungen, welche die Kenntnis des nordischen Alterthums förderten. Sie zeugen sämmtlich von dem freien, umsichtigen Blick eines durch mannigfache Kenntnisse gebildeten Geistes, der die Hauptpunkte vor allem ins Auge fasst; dabei haben sie etwas Ansprechendes und Eindringliches, so dass man an die Weise erinnert wird, in welcher unser Herder das Alterthum zu betrachten pflegte. Die erste kleine Schrift: Über die Echtheit der Asalehre und den Werth der Snorreschen Edda. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von L. C. Sander. Kopenh. 1811 (das Original: »om Authentien af Snorres Edda« befindet sich in den Schriften der Skand. Litt.-Gesellschaft 1812) gibt einestheils Aufschlüsse und gute Anmerkungen über die äussere Entstehung und Litteratur der jüngeren Edda, so dass, wenn man Nyerups vorhin genannte Abhandlung damit verbindet, eine ziemlich vollständige Einsicht darüber erlangt wird. Die jüngere Edda ist darnach ein von mehreren überarbeitetes, manchmal vermehrtes Werk, das den Zweck hatte, Dichter über ihre Kunst zu belehren. Anderntheils macht diese Schrift den Versuch, die vielfach angefochtene Echtheit der Asalehre durch äusserliche, aus der jüngeren Edda selbst geschöpfte Gründe darzuthun. Die Kenningar nämlich enthalten fünfhundert Bruchstücke, die einer Reihe von etwa achtzig namhaften Dichtern angehören; einige dieser Skalden verlieren sich in das Heidenalter, aber von den meisten weiss man mit Gewissheit, zu welcher Zeit sie gelebt haben. Diese Bruchstücke aber enthalten Anspielungen auf die Mythologie, welche demnach nicht erst später kann erdichtet und erfunden sein. Was wir hierbei anzumerken haben, ist in den Heidelberger Jahrbüchern 1811, No. 49. 50 [= Kl. Schr. II, S. 14—32] gesagt. Der innere Beweis geht doch über alle andere, und ohne das Gefühl für das Leben und die Wahrheit der alten

Mythen würde ein äusserer immer nicht überzeugend sein und allenfalls auch zur Seite können geschoben werden. Die zweite Abhandlung ist eine gekrönte Preisschrift: Über die Wichtigkeit der isländischen Sprache (Kopenhagen 1813). Indem der Verfasser sich schon auf die von Rask gewonnenen Resultate stützen kann, betrachtet er den mannigfachen Einfluss der altnordischen oder isländischen Sprache auf die jetzige dänische. Die ganze Untersuchung ist mit Umsicht angestellt und durch viele einzelne Ausführungen belebt. Bei der Vergleichung der beiden Sprachen ergibt sich, wie sehr die neuere von der alten gewinnen kann, theils durch eine geschichtliche
11 Stärkung ihrer Elemente, theils weil von dieser das Verständnis der Eigenthümlichkeiten, selbst nicht weniger einzelner Ausdrücke und Redensarten jener eröffnet wird; ja zu einem Gebrauche der Volkssprache leitet die alte gemeinschaftliche Quelle wieder an. Besondere Theilnahme wird erregt, wenn der Verfasser den Einfluss der alten Sprache auf Erforschung der ältesten Begriffe und Anschauungen, der Mythen und Gesetze darlegt: solch eine reine, von fremden Einflüssen ungestörte Sprache vermag die Zeugnisse darüber am deutlichsten aufzubewahren. In dem bewegten, thatenvollen, fortschreitenden Leben erkennt der Norden seine Eigenthümlichkeit, darum ist der Begriff des Schnellen, Raschen auch der des Edlen, Rühmlichen und Tapferen, und aus einer Wurzel entwickeln sich z. B. framr, kühn; frami, Ruf, Ehre; framaverk, Heldenthat; framadr, gelehrt, berühmt. Reichlich gewährt die alte Sprache Aufschlüsse über die Archäologie, und manches Schätzbare ist hier angemerkt, z. B. über die Kleidertracht. Dann dehnt der Verfasser, indem er des Zeugnisses gedenkt, das die Sprache über die Herkunft des Volks enthält, den Blick aus, vergleicht die isländische*) mit den merkwürdigsten älteren und zeigt ihre Wichtigkeit nicht bloss für den verwandten germanischen Stamm, sondern auch für das Französische und das Latein des Mittelalters. In einer dritten, bald darauf folgenden Schrift: Über den Ursprung und Verfall der isländischen Historio-

*) [Im Text steht »irländische«, ein offenbarer Druckfehler.]

graphie (Aus dem Dänischen von L. C. Sander. Kopenhagen 1813) leitet der Verfasser die Geschichtschreibung aus der politischen Verfassung und eigenthümlichen Lage der Isländer ab. Er unterscheidet in dem Gange ihrer Entwickelung drei Perioden, eine mythische, historische und fabelhafte. Das heisst, die ältesten Gedichte, deren Verfasser man nicht kennt, enthielten die Götterlehre und den Mythenkreis der Wolsungen und Giukungen. Dann folgen von namhaften Skalden Lieder, welche die Heldenthaten der Gegenwart besangen und der Nachwelt überlieferten; endlich die Erzählungen der Sagenmänner, die willkürlich und ohne volksmässigen Grund erweiterten Dichtungen. Der Verfasser hat aus den Quellen manches Merkwürdige zusammengetragen: über den Zustand und die Lebensweise auf der Insel von der ersten Zeit der Bevölkerung bis zu dem Verluste der Selbständigkeit, besonders insoweit die Lust an den Sagen und Skaldenliedern darauf Bezug hat. Er neigt sich im Ganzen, wie er auch selbst anmerkt, zu der bedachtsamen, kühlen Kritik; wenn er aber die Begierde, die Sagen kennen zu lernen, aus der Eigenthümlichkeit des politischen Lebens, welches nöthig machte, mit den Thaten und dem Charakter der Häupter bekannt zu sein, zuerst herleitet, so muss man doch der natürlichen Neigung eines an der Erzählung kühner Thaten mit poetischem Sinne sich erfreuenden Volkes ebenso viel, am Ende das meiste Gewicht beilegen. So auch ist die Genauigkeit im Beschreiben der Menschen und Einzelheiten gewiss mehr aus diesem poetischen Leben der Sage, als aus der Nothwendigkeit entstanden, den kommenden Freund oder Feind sogleich zu unterscheiden. Übrigens wird durch Zeugnisse bewiesen, dass die meisten geschichtlichen Sagen schon vor dem 12. Jahrhundert niedergeschrieben waren. Im Anfange vertheidigt der Verfasser, indem er sich auf die vorangegangenen Untersuchungen stützt, siegreich die Ursprünglichkeit und Echtheit der altnordischen Geschichte, Poesie und Mythologie. — Wir gedenken hier gleich des neuesten und wichtigsten Werks von P. E. Müller, nämlich seiner Sagenbibliothek (Sagabibliothek med Anmärkninger og indledende Afhandlinger. Förste Bind. Kiöbenh. 1817; und früher schon

1816 zu Berlin: aus der dänischen Handschrift übersetzt von Karl Lachmann. Das Original hat daher einige neuere Zu-
12 sätze). Ein in jeder Rücksicht zeitgemässes und lobenswürdiges Unternehmen, auf welches der Verfasser auch schon in der vorhergehenden Schrift (S. 83) hingedeutet hatte. Er fängt nämlich hier an, von allen auf unsere Zeit gekommenen nordischen Sagen, welche bis auf wenige Ausnahmen auf der öffentlichen Bibliothek in Kopenhagen in Handschriften zusammengebracht sind, eine Übersicht zu liefern. Zwar ist schon verschiedentlich davon Nachricht gegeben worden, zuletzt noch in der Vorrede zu Biörn Haldorsons Wörterbuch, aber noch niemals genügend oder vollständig; hier wird nicht bloss ein Titel, sondern der Inhalt selbst nebst einleitenden Abhandlungen im Auszuge mitgetheilt. Bis also einmal alles von Bedeutung wird gedruckt sein, wohin es unter den günstigsten Verhältnissen sobald noch nicht kommen kann, muss diese Bibliothek als ein unentbehrliches Hilfsmittel betrachtet werden, und auch hernach noch behält sie als Übersicht ihren Werth. Die Sagen sind hier nach dem Inhalt in drei Hauptklassen abgetheilt, und dieser erste Band enthält diejenigen, welche Island selbst und die mit der Insel zunächst in Verbindung stehenden Länder, die Orkenöer, Faröer und Grönland, betreffen. Sie bilden eine zusammenhängende Reihe, wobei nach festen Gesetzen das Frühere von dem Späteren sich unterscheiden lässt. Die meisten davon sind ungedruckt und wenig bekannt, zumal im Auslande. Die Sagen sind hier nach dem natürlichsten Grund, nämlich nach dem Zeitalter, in welchem sie niedergeschrieben sind, geordnet. Voran geht eine Untersuchung, welche mit Umsicht die Gründe angibt, wornach ihre Glaubwürdigkeit im Allgemeinen bestimmt werden kann, und die lehrreiche Einleitung bemerkt ihre Wichtigkeit nach verschiedenen Rücksichten. Übersieht man die hier gelieferten Sagen, so stellen sie ein Ganzes dar, dessen einzelne Theile sich gegenseitig verbürgen und bedingen, und das von demselben Geiste belebt wird; dies ist der lebendigste Beweis für ihre Wahrheit, und darum wird sie niemand bezweifeln, man müsste denn zu jenen Zweiflern von Profession gehören, die überall einen Punkt finden, wo sie ihren Stachel

einzudrücken wissen. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, jedes Mal die merkwürdigsten einzelnen Züge herauszuheben, und vielfach wird dadurch das Privatleben und die öffentliche Verfassung der Isländer aufgeklärt (weshalb zu wünschen ist, dass der Verfasser ein Sachregister dafür ausarbeiten lässt). Es sind fast lauter Familiengeschichten, aber aus dem Zusammenleben der einzelnen Familien entwickelte sich der eigenthümliche Zustand des Landes, und eben darum berühren einzelne Fäden fast immer wieder das Gemeinschaftliche oder verflechten sich damit. Ein Zusammentreffen von Umständen, wie es sich so leicht nicht noch einmal wiederholen wird, machte allein diese Geschichtschreibung möglich. Wäre nicht aus dem Mutterlande mit der Sprache auch lebendige Sitte und Recht hinübergegangen, die starke Kraft, die ohne alle äusserliche Beschränkung dort walten konnte, würde in die grösste Verwilderung gesunken sein; so leuchtet aber zwischen den Grausamkeiten, wozu eine nie einschlafende Blutrache beständig wieder anregte, oft ein Edelmuth, welcher den Vorwurf der Gemeinheit und Verworfenheit wegnimmt.

Der zweite so eben herübergekommene Band der Sagenbibliothek (Kopenhagen 1818, 675 S.) enthält zuerst mythische Sagen, die der nordischen Zeit, vor Islands Anbauung, zugehören, also die Sagen von den Volsungen und Giukungen. Schon allein die Quellen, die hier geliefert werden, theils vervollständigt, theils ganz neu, machen das Buch unentbehrlich. Die Volsunga-, Nornagests- und Vilkina-Saga sind genau und wegen ihrer Wichtigkeit weitläuftiger ausgezogen. 13
Zwar besitzen wir alle drei bereits gedruckt, allein die Handschriften, die dem Verfasser zu Gebote standen, lieferten wichtige Nachträge. Der Inhalt dieser Sagen ist zur Erleichterung der Übersicht in Abtheilungen, die sich von selbst ergaben, aufgestellt, und eine jede dieser Abtheilungen mit reichhaltigen Bemerkungen begleitet; einer besonderen Beurtheilung fällt es anheim, Zusätze und Erinnerungen dabei zu machen.[1]) Da die

[1]) Einen von mir herrührenden Irrthum, ob er gleich schon vielfach angeführt ist, will ich selbst noch einmal anmerken. Die S. 167 aus dem Tristan

Volsunga-Saga mit den entsprechenden Eddaliedern, aus welchen sie zum Theil einen Auszug enthält, zusammengestellt wird, sind auch diese berücksichtigt. Es ergibt sich, dass noch ausser dem Karalied, dem alten Lied von Gudrun und einem alten Hamdismál, welche ausdrücklich genannt werden, auch ein Gesang von Sigurds Jugend und dem Zank der Königinnen verloren ist. Die Abfassung der Volsunga-Saga wird in das 13. Jahrhundert, der Nornagests-Saga in die Mitte des 14. Jahrhunderts gesetzt. Die eddischen Lieder in der Gestalt, in welcher sie auf uns gekommen, gehören in das 8. Jahrhundert; die ältere Grundlage, auf die sie selbst ausdrücklich hindeuten, muss zwischen das 4. und 6. Jahrhundert fallen. Das Völundslied ist für das älteste zu halten, dagegen wird behauptet, das dritte Lied von Gudrun sei im 12. Jahrhundert erst abgefasst, gewagter ist die Vermuthung: von Sämund selbst. (Gunnars Slagr ist eine Nachahmung aus dem vorigen Jahrhundert.) Über die Vilkina-Saga hat der Verfasser hier zuerst lang entbehrte Untersuchungen angestellt und viel Neues und Schätzbares bemerkt. Nach seiner Ansicht ist sie im 14. Jahrhundert zu Bergen in Norwegen aus den Erzählungen deutscher dort sich aufhaltender Kaufleute von einem Isländer zusammengesetzt und mit einzelnen nordischen Zügen vermischt. Die Stellen, welche in der Sage selbst über ihre Quellen vorkommen, sind durch wichtige, hier zum ersten Mal mitgetheilte Varianten aus den Handschriften deutlicher geworden. Diese Ansicht von der Entstehung der Vilkina-Saga ist zwar bequem, die vorkommenden Anklänge und Zusammenstimmungen mit der nordischen Dichtung äusserlich zu erklären, darf aber noch nicht als eine ausgemachte Wahrheit betrachtet werden. Wie manches bleibt zu bedenken; wenn z. B. behauptet wird, der geographische Irrthum der Vilkina-Saga, wornach der Rhein und die Donau zusammenfliessen, könne nur von einem nordischen Bearbeiter herrühren, so lässt sich anführen, dass selbst in dem Nibelungenliede, dessen Ausdruck doch ohne Vergleich sorgfältiger ist, als

genommene Stelle bezieht sich nicht auf den Wieland der Fabel, wilint heisst darin nicht mehr als: weiland, olim.

in der Vilkina-Saga, ein Mangel von geographischer Kenntnis sichtbar sei, sogar über die Gegend von Worms, wo sich doch ein Theil der Geschichte zuträgt. Sodann ist der Verfasser zu sehr geneigt, dem Sammler der Vilkina-Saga willkürliche Bearbeitung zuzuschreiben, welche doch nicht in dem Geiste einer solchen geraden Auffassung der Überlieferung zu liegen scheint. So erblickt er in Sigurds Geburt und Jugend nur eine absichtliche Entstellung des Nordischen; uns scheint der Aufzeichner der Sage auch hier der deutschen Quelle gefolgt zu sein, welche mit der Sage von Siegfried und Genoveva in Verwandtschaft stand (Deutsche Sagen I, S. 280). Es ist überhaupt für den Verfasser ein schwieriger Punkt, wenn die eigenthümlich nordische Sage in Deutschland Spuren des Daseins äussert. Wichtig sind die im Druck fehlenden, hier aus einer Handschrift zuerst mitgetheilten 11 Capitel der Vilkina-Saga. Es wird darin Dieterichs Kampf mit dem Drachen erzählt. Dies ist, wenngleich kurz, doch dem wesentlichen Inhalte nach übereinstimmend, die Sage Ottnits und Wolfdieterichs im Heldenbuche, wie sie auch schon in einem Liede der Kämpe-Viser vorkommt. Ferner: von Heimers Thaten und Tod, so wie endlich auch die Sage von Dieterichs wunderbarem Ende erzählt wird. — Ausserdem öffnet der Verfasser noch zwei neue Quellen, wofür wir ihm grossen Dank schuldig sind: die Darstellung der Fabel in der Hvenischen Chronik aus der Handschrift (S. 408—413) und einen Inhalt der noch jetzt auf den Faröischen Inseln lebenden Lieder (S. 422—429). Beide zeigen eine eigenthümliche Vermischung der deutschen und nordischen Sage. Die Faröischen Lieder verdienen noch besonders bekannt gemacht zu werden. [S. Kl. Schr. II, S. 338—347.]

In drei verschiedenen Abhandlungen ist das Alter der Volsunga-Saga, der Ursprung und die historische Bedeutung des ganzen Fabelkreises, so wie dessen Ausbreitung und Fortpflanzung im Norden untersucht. Man kann dem Verfasser nicht nachsagen, dass er die merkwürdige Natur und das Wesen der Überlieferung verkenne, und es findet sich bei ihm keine Spur jener hochmüthigen Geringschätzung derselben. Da die Volsunga-Saga sichtlich auf den Eddaliedern beruht, diese wiederum auf einer älteren Grundlage und in den Gedichten

des 9. Jahrhunderts bereits Dichterbilder aus dem Fabelkreis vorkommen, so war schon aus äusseren Gründen mit Sicherheit der Schluss zu ziehen, dass die Sage im Norden bereits in der frühesten Zeit, so weit die Zeitrechnung geht, vorhanden gewesen. Allein der Verfasser bleibt dabei nicht stehen: er glaubt, dass der den Deutschen sowohl als den Nordländern gemeinschaftliche Grundstoff, aus den alten Wohnsitzen mitgebracht, älter als die Einwanderung der Asen im Norden sei. Er erkennt auch, dass an eine historische Wahrheit, selbst wenn ein äusserer Schein dafür spräche, nicht zu denken sei. Endlich gibt er eine in jedem Falle sinnreiche Hypothese (S. 365 ff.) über den Ursprung der Mythe durch einen goldströmenden Fluss und über die Verknüpfung derselben mit dem Rhein und Attila, durch welche Namen schon deutscher Boden bezeichnet wird. Er lässt nämlich die Sage nach und nach an einen dargebotenen Punkt sich anlegen und anreihen. Dieser ist aber das Hervorsuchen des Erzes aus den Fluthen eines goldreichen Flusses (des Rheins, in allgemeiner Bezeichnung eines Stroms). Die Menschen fragen bei der mühsamen Arbeit, wer das Gold in das Wasser geworfen? Die wahrscheinliche Antwort ist: Missgunst, die den Schatz entziehen wollte. Es entsteht die weitere Frage: wer es gesammelt hatte? Jetzt kommt der auf dem Golde ruhende Fafner in die Sage. Der den Muth hatte, das Gold bei dem Drachen zu holen, musste ein von den Göttern abstammender junger Held sein: damit tritt Sigurd in den Kreis usw. Diese Ansicht hat auf den ersten Blick etwas Einladendes, weil sie die Sache sehr begreiflich macht, aber es ist doch nicht zu leugnen, man erklärt damit den Inhalt der Mythe für etwas stückweise Entstandenes, an äusseren zufälligen Verhältnissen Entwickeltes; man betrachtet sie nicht als etwas aus einem lebendigen Mittelpunkt nach innerer Nothwendigkeit Erwachsenes. Sie hätte leicht unter anderen Zufällen einen völlig verschiedenen Inhalt bekommen können; wenn man z. B. nur die ebenso natürliche Idee gehabt hätte, das Gold sei vor Feinden in den Fluss versteckt worden, so wäre die Frage gewesen: wer waren diese Feinde? wen verfolgten sie? Man muss dann auch behaupten, dass, nachdem sie sich an allem dem, wovon sie gerade

berührt wurde, entwickelt, sie als etwas fertig Gewordenes, in bestimmter Gestalt der Überlieferung Anheimgefallenes zu betrachten wäre, so dass alle weitere und spätere Abänderungen nur als Verschlechterung und Missverstand könnten angesehen werden. Kurz sie wird etwas Lebloses. Glaubt man dagegen, der Inhalt der Mythe sei eine ursprüngliche, von allem Zufälligen freie Idee, welche auf verschiedenartige Weise in dieser oder jener Form sich zu äussern und auszudrücken strebt, so erscheint sie in einem unerschöpflichen Leben, das hervordringt, verlischt und von neuem wieder aufleuchtet. Da eine solche Idee etwas Gemeinsames ist und nicht einem Einzelnen allein kann verliehen sein, so folgt, dass sie auch nur in dem Bewusstsein des ganzen Volks vollständig vorhanden ist. So wichtig der Unterschied zwischen früherer und späterer Auffassung ist, so wirkt er doch schädlich, wenn man eine Äusserung bloss darum, weil sie bei einer früheren Gestaltung sich nicht findet, als einen falschen Zusatz verwirft; vielleicht war sie gerade eine der ältesten. Alles, was von der Mythe in Lied, Sage, Bild hervortritt, ist Bruchstück, aber es steht immer in Zusammenhang mit dem nie vollständig ausgesprochenen Ganzen. Eben so nachtheilig ist, wenn man aus verschiedenen Recensionen eine als die echte heraussuchen will. Dies ist ein Punkt, worin wir uns bestimmt von dem Verfasser trennen, und insofern scheint es uns auch, als habe er zwar das äussere Dasein und Leben der Sage, aber ihr Inneres nicht recht anerkannt. Ähnlich, wenn er bei Bestimmung des Alters sich mehr auf äussere Zeugnisse (von welchen, so wichtig sie auch sind, die rechte Zweifelsucht sich doch nicht stören lässt), als die innere Natur der alten Lieder stützt. Darum stimmen wir auch nicht bei, wenn der Verfasser (S. 67) den zweiten Besuch Sigurds bei Brynhilde, wovon die Eddalieder nichts wissen, ferner die Sage von der Aslauga (S. 97) als die ungehörige, willkürliche Erfindung eines Bearbeiters der Volsunga-Saga ansieht, obgleich allerdings eine Wahrheit darin liegt, wenn man diese später getriebenen Zweige einen Anwachs oder Zusatz nennt. Der Schluss des Verfassers, welcher doch eigentlich nur darauf beruht, dass die älteren Recensionen nichts davon sagen

(bei der Ragnar-Lodbroks-Saga wird hernach zugegeben, dass die Verbindung mit Aslauga alt sei), denn einiger Widerspruch in äusseren Dingen zeugt eben von dem Übergewichte des inneren Zusammenhangs, dieser Schluss ist an sich so misslich, als der gegen den Kesselfang (S. 318); denn kommen auch sonst die Ordalien im Norden nicht vor, so kennt auch der auf uns gekommene altnordische Rechtsgang nicht die Mordsühne (wohl aber der altdeutsche), welche in Otters Bedecken mit Gold von der alten Mythe dargestellt wird. — Man darf bei der verschiedenen Ausbildung der Mythe nicht vergessen, dass allen dieselbe Idee unterliegt; die Anklänge also, die wir in der deutschen von der nordischen Recension und umgekehrt wahrnehmen, sind fürs Erste nicht durch äussere Umstände hinübergetragen, sondern es sind eigene Töne, noch übrig, um die ursprüngliche Einheit kund zu thun. Gerade so zeigt sich bei stammverwandten Sprachen die Fähigkeit, welche in der einen sich ausgebildet, bei der anderen nur in schwachen Spuren. Wie will man sich z. B. die beim Marcellinus comes (unter Justinian), beim Chronographus Saxo und in einem späteren Gedichte (s. die Zeugnisse im ersten Bande der Altdeutschen Wälder und im dritten die Nachträge) wieder mit der nordischen übereinstimmende Sage von Attilas Tode sonst erklären? Auch das nach dem Norden sich neigende Lied von dem hörnen Siegfried halten wir nicht für eine willkürliche Entstellung eines späteren Bearbeiters, sondern für eine im Bewusstsein halb erloschene einheimische Sage. Dass es eine lebendige Vereinigung der deutschen und nordischen gegeben, zeigen eben die so merkwürdige Hvenische Chronik, die Faröischen Lieder und die Kämpe-Viser, und der Verfasser hat Unrecht, wenn er diese Vermischung durch äussere Anlässe herbeigeführt glaubt. Von beiden Fällen, die er bei der Hvenischen Chronik annimmt, dass sie entweder willkürliche Bearbeitung von deutschen Sagen sei, oder dass sie erst später durch die übersetzten Lieder im Munde des Volks sich gebildet, geben wir keinen zu. — Auch gegen die ungarischen Überlieferungen ist (S. 350) zu schnell abgesprochen, sie sind aus keiner Chronik oder sonst woher geborgt, wie eine genauere Nachricht davon in den Altdeutschen

Wäldern I, S. 252–265 wohl zeigt. Der Verfasser denkt sich eine Chronik als Quelle, welche dem italienischen Codex ähnlich gewesen, woraus Cochläus in der vita Theodorici eine Stelle anführt. Diese Annahme eines italienischen Codex ist indessen auch schon ein Irrthum, denn diese (S. 90) angeführte Stelle gehört in das Chronicon Urspergense des Conrad von Lichtenau, aus welchem sie nicht einmal vollständig in jene Handschrift des Jornandes eingetragen war (s. Altd. Wälder I, S. 289).

In der vierten Abhandlung, welche die deutsche Sage betrachtet, kommt eine Vergleichung derselben mit der nordischen vor. Dem Inhalte nach ist die letztere gewiss reiner und ursprünglicher und insofern älter als das Nibelungenlied; dagegen hätte auch der herrlichen epischen Ausführlichkeit darin, die es dem menschlichen Gefühl so nahe rückt, als eines eigenthümlichen Vorzugs sollen gedacht sein. Der Verfasser nennt das Nibelungenlied romantisch im Gegensatz zu den »mythischen« Eddaliedern; wir pflegen es gerade unseren romantischen Dichtungen entgegenzusetzen. Doch darüber würde der Streit am Ende nur ein Wort betreffen. Allein was sonst über dieses Gedicht behauptet wird, dass es, namentlich den eddischen Liedern gegenüber, Kunstpoesie sei, dass es von einem einzigen Dichter herrühre, der, nach Gesetzen und durch Reflexion geleitet, es gedichtet und willkürlich verbunden: dagegen wird der Verfasser vielfach Widerspruch erfahren. Er hat sich wenigstens für eine Ansicht entschieden erklärt. So viel muss er, da er Lachmanns Untersuchungen kennt, zugeben, dass es immer hart sei, einem so ausgezeichneten Dichter solche Mängel, Widersprüche und Ungleichheiten zuschreiben zu müssen. — Aus dem blossen Umstande, dass sich in dem alten Hildebrandsliede schon eine unhistorische Verbindung zwischen Dieterich und Attila (es steht im Text bloss: Hunnenfürst) zeige, den Schluss zu ziehen (S. 343), dass die älteste Form im Deutschen jünger sei, als die nordische in den Eddaliedern, ist gewagt. Wären die libri teutonici mit den hierhergehörigen Liedern von Ermenrich, deren Frodoardus (um das Jahr 1000) gedenkt, vorhanden, so würde erst das Verhältnis zu den nordischen richtig können eingesehen werden.

Da wir nur die Ansichten des Verfassers im Ganzen berühren konnten, so ist noch ausdrücklich anzumerken, dass viele scharfsinnige Einzelheiten vorkommen und manches ganz neu Entdeckte. So finden sich schätzbare Hinweisungen über die Ausbreitung und das Alter der Sage von dem Schmied Wölund. Die bekannte Stelle aus der Heimskringla, welche fälschlich auf eine Vorstellung der Sage zu Byzanz gedeutet wurde, ist (S. 392 ff.) in ihr rechtes Licht gestellt. Eine merkwürdige, auf die Sage sich beziehende Stelle aus einer noch ungedruckten Drapa, welche die Königin Gunhild auf den Tod Erichs Blutaxt in der Mitte des 10. Jahrhunderts dichten liess, wird mitgetheilt, und eine andere aus dem angelsächsischen Gedicht von den Skyldingen durch die richtige Interpretation von Rask erst
17 gewonnen. Auch der allerdings auffallende Umstand, dass Saxo Grammaticus nichts von der Volsunga-Saga hat (doch aber von Helge, dem Hundingstödter), ist angemerkt und besprochen.

Der übrige Theil dieses starken Bandes gibt (von S. 430 an) Nachricht von 30 anderen, zum Theil ungedruckten Sagen. Nämlich von denen, welche noch zu den mythischen gezählt werden, von den romantischen in drei Klassen und von drei in neueren Zeiten gedichteten. Es ist hier noch von sehr bedeutenden, z. B. der Ragnar-Lodbroks-, Rolf-Krakes- und Hervarar-Saga die Rede. Es ist wohl zu merken, dass fast jede durch ihren Inhalt ausgezeichnete Sage sich als eine jüngere Überarbeitung einer älteren Grundlage darstellt.

Der zukünftige dritte Theil der Sagenbibliothek, womit sich das Werk schliesst, wird diejenigen Sagen umfassen, welche von Begebenheiten handeln, die nach der Ansiedelung auf Island in Skandinavien und den umliegenden Ländern sich zugetragen. Hier werden die Quellen der Heimskringla untersucht, und als Anhang wird eine Übersicht von den Romanen geliefert, welche aus dem Französischen, Englischen, Holländischen und Dänischen übersetzt sind.

Gegen P. E. Müllers Ansicht von den goldenen Hörnern ist ein Buch von dem Pfarrer Knud Henneberg gerichtet, welches 1812 zu Kopenhagen erschien: Was ist die Edda? oder raisonnirende, kritische Untersuchung über die

beiden bei Gallehuus gefundenen goldenen Hörner. Der Verfasser nimmt an, dass auf dem einen Horne Balders Träume, sein Tod und Lokes Strafe dargestellt werde, und ist nicht abgeneigt zu glauben, dass es von Odins selbsteigener Hand in seinem hohen Alter zwischen 413 bis 417, eh er sich tödten liess, verfertigt sei. Von dem anderen vermuthet er, dass es die aus der Volsungen-Sage bekannte Gudrun geopfert und dass sie selbst nebst Saurle Hamder und Erpur, auch Swanhild und Jarmerich darauf abgebildet seien. Beide Goldhörner aber sollen sogar ein Theil von dem berühmten Schatze Fafners gewesen sein. Das ganze übrigens von Gelehrsamkeit und Scharfsinn zeugende Buch ist voll wunderlicher Behauptungen und Voraussetzungen.[1]) Ein Anhang bestreitet die Hypothese von einem dreifachen Odin.

Im Jahre 1812 erschien der erste Band der Antiquarischen Annalen, von der königlichen Kommission zur Aufbewahrung der Alterthümer in Kopenhagen ausgegeben. Der zweite Band ist 1815 und das erste Heft des dritten Bandes 1817 fertig geworden. Schon im Jahr 1807 war, vorzüglich auf Nyerups Betrieb, dessen Thätigkeit und Liebe für das Vaterländische bei jeder Gelegenheit sich äussert, eine Kommission zur Erhaltung und Sammlung der Alterthümer ernannt und ein Lokal dazu bestimmt worden. Dass Münter und die damals noch lebenden Alterthumsforscher Thorlacius d. V. und Abrahamson dabei nicht fehlten, versteht sich von selbst. Wie einfach und natürlich der Gedanke in einer Zeit ist, in welcher die alten Denkmäler schneller dem Untergange entgegeneilen, so bleibt doch die Verdienstlichkeit der wirklichen Ausführung, da man weiss, wie wenig oft gerade das Erste und Nothwendigste bedacht wird. Aus dem Berichte an den König vom Jahr 1809, welcher im ersten Heft abgedruckt ist, ergibt sich schon, wie fruchtbar und nützlich die Anstalt geworden; ein zweckmässig 18
abgefasstes Circular, welches die Hauptpunkte, auf welche sich die Aufmerksamkeit vorzüglich richten müsste, angab, wurde

[1]) Es hat einige Streitschriften erregt, die Nyerup in dem mythologischen Wörterbuch S. 42 nachweist.

verbreitet, und sehr gut war, dass man besonders die Geistlichen in beiden Reichen zur Theilnahme einlud. Wäre schon zu Zeiten des Olaus Worm in der Mitte des 17. Jahrhunderts eine solche Vereinigung zu Stande gekommen, wie viele merkwürdige Alterthümer würden sich nicht zerstreut oder versteckt haben, wie viele würden erhalten und nicht unwiederbringlich verloren sein. Sobald sich eine gewisse Achtung und Scheu davor verliert, so wird bei rohen Menschen jene blinde und barbarische Zerstörungslust von nichts mehr zurückgehalten; die sich besser dünken, verbrauchen sie zu gemeinen Zwecken und zerschlagen alte Bilder oder die Überbleibsel herrlicher Architektur, um mit den Steinbrocken die Wege zu bauen. Die Annalen, welche der König auf seine Kosten erscheinen lässt, sind bestimmt, das Gesammelte gemeinnützig zu machen. Sie enthalten eingelaufene Berichte, welche die alterthümlichen Gegenstände eines Sprengels beschreiben, Aufzählung des bisher Zusammengebrachten, vorzüglich aber Untersuchungen und Abhandlungen; jedes Mal sind die nöthigen Kupfertafeln zugefügt. Man kann nicht sagen, dass die Grenzen eng abgesteckt wären, im Gegentheil, was nur auf das Alterthum Bezug hat, wird aufgenommen, selbst die spätere Zeit, z. B. Überbleibsel des katholischen Kultus, Rauchfässer, Weihkessel, Heiligenbilder, werden noch berücksichtigt, während die Sagen in der Gegend von Aix in der Provence über die Cimbern und Teutonen, die Marius 100 Jahr vor Christi Geburt besiegte, gleichfalls einen Platz finden. Zu den schätzbarsten gehören die Beschreibungen und Erläuterungen einheimischer Monumente. Thorlacius lieferte im ersten Bande die Beschreibung eines merkwürdigen Steinkreises im Christiansands-Stift aus dem 10. oder 11. Jahrhundert, B. Thorlacius im zweiten Band die eines seltsamen unterirdischen Baues, bis jetzt völlig räthselhaft, so manches der Art sich auch erhalten hat. Daselbst handelt Münter das schon vielfach besprochene Kivike-Monument ab und im neuesten Heft die auf Bornholm befindlichen celtischen Rokkesteine, die im Westen so häufig, in Deutschland völlig unbekannt, dagegen im Norden (denn auch in Norwegen befindet sich einer, und der Sage nach verschiedene in Schweden) am

merkwürdigsten sind, weil, soviel bekannt, die Druiden nie mit ihrer Lehre dorthin drangen. Joh. Paludan, Beschreibung zweier aufgegrabener Riesenkammern auf Moen. Palnatokkes Grabhügel in Fyen von Wedel Simonson, nebst den noch lebenden Sagen darüber, in welche sich offenbar jene vom wilden Jäger eingeschlichen haben. — Auf die Runensteine ist vorzüglich Rücksicht genommen. Olaus Worm hatte, als er die monumenta danica herausgab, mit grossem Fleiss gesammelt, aber in einem Zeitraum von beinahe zweihundert Jahren haben sich neue gefunden, und in Dänemark weiss man jetzt von mehr als zwanzig damals unbekannten Runensteinen. Besonders in den letzten Jahren sind drei merkwürdige entdeckt worden: der Falstersche, Glavendrupische und Snoldelevische. Der zweite ist früher schon von Abrahamson und Werlauff erläutert; von dem ersten liefert Werlauff hier (Bd I) eine Abhandlung und Abbildung. Er unterscheidet sich dadurch von allen anderen, dass in ihm der Todesmonat angegeben, auch finden [sich] unten Vertical-Runen, die Worm noch nicht kannte, wo nämlich eine einzige Linie als Basis dient für mehrere von oben nach unten zu lesende Runen eines oder auch mehrerer Wörter. Der Snoldelevische Stein ist gleichfalls (Bd I) durch eine Zeichnung mitgetheilt, und zwei Abhandlungen von Abrahamson und Thor- 19
lacius d. V. enthalten Muthmassungen über diese schwer zu erklärenden Runen und die dabei befindlichen Symbole, wozu im letzten Heft (Bd III) eine neue Auslegung von Finn Magnussen kommt. Ferner sind erläutert von Thorlacius zwei schleswigische Runensteine (Bd II); von Rask: der Bryndersleviſche (Bd III); von Abrahamson die Runen auf Holz, die sich in der Vinje-Kirche, im Stift Christiansand, befanden und etwa 600 Jahre alt sind (Bd I). Derselbe hat in einer besonderen Abhandlung (Bd II) die Eigenthümlichkeiten der Runensteine überhaupt in einer Übersicht nützlich zusammengestellt. Auch über die auf den Runensteinen vorkommenden Kreuzeszeichen (Bd I) eine Abhandlung geliefert, wornach er nicht das christliche Kreuz darin sieht, sondern vier der sogenannten Donnerkeile, zufolge der Hypothese von Thorlacius Symbole von Thors Blitz, nach den vier Himmelsgegenden zusammengelegt. Er

glaubt, diese Erinnerung an Thor habe auch in der christlichen Zeit noch fortdauern können, weil diese Zeichen gegen die Trolde gerichtet gewesen, die sich im Aberglauben des Volks fort-erhalten.

Wir wenden uns wieder zu dem Jahr 1812 zurück, welchem E. Chr. Werlauff die Vatnsdála-Saga und Sage von Finboge dem Starken (Kopenhagen in 4°) mit einer dänischen Übersetzung herausgab. Die Kosten trug derselbe J. Aal, welcher nachher auch die Erscheinung des Biörn Holdorsonschen Wörterbuchs beförderte. Beide Sagen stehen durch ihren Inhalt in Verbindung und konnten daher schicklich zusammengerückt werden, doch ist das Leben von Finboge später abgefasst. Ist die Vatnsdála-Saga an innerem Werth der Niála und Eigla nicht völlig gleich zu setzen, so folgt sie doch nach jenen und gewährt immer ein treffendes Bild von den Menschen und Sitten jener Zeit. Sie gehört zu denjenigen Sagen, welche sich mit der Geschichte eines Stammes in einem gewissen Distrikt beschäftigen. Mit Ingemund des Alten Herkunft (geb. um das Jahr 858) fängt sie an, erzählt seines Vaters Geschichte in Norwegen, seine eigene und seiner Söhne Thaten in Irland und im Vatnsdal, wo er sich niedergelassen, und endigt mit dem Tod des Thorkell Kraflas, eines Enkels seiner Tochter, im Jahr 1000. Die Sage von Finboge dem Starken dagegen enthält bloss eine Biographie und befasst das Leben eines Helden von seinem ersten Dasein bis zu seinem Tod; was erzählt wird, hat Bezug auf ihn, und von seinen Nachkommen wird nur das Allernöthigste gesagt. Sie ist weniger glaubwürdig, d. h. als eine spätere Sage poetisch erweitert.

Gleichfalls in diesem Jahr 1812 erschienen zu Kopenhagen: Populäre Aufsätze, das griechische, römische und nordische Alterthum betreffend, von Birger Thorlacius (übersetzt aus dem Dänischen von L. C. Sander). Zwei gehören davon hierher. Bemerkungen über die noch jetzt in Dänemark sich befindlichen Hügel und Steinkreise. Es sind hier die bis jetzt bekannt gewordenen, äusserst verschiedenen Alterthümer dieser Art zur Übersicht zusammengestellt, wobei der Verfasser die von den Geistlichen eingesandten Berichte an

die Kommission zu benutzen Gelegenheit hatte; auf eine vollständige Untersuchung gieng die Absicht nicht. Wie schwer auch hier manchmal die Entscheidung wird, zeigt die nicht geradezu verwerfliche Muthmassung des Pfarrers Fuglesang, dass die Steinbauten, meist mit einer Öffnung gen Osten, keine Grabkammern oder Altäre sind, wie man wohl vermuthet hat, sondern Götzentempel oder das Allerheiligste der Götter, nach Art der von ihm selbst untersuchten indischen. Es bestätigt sich übrigens immer mehr, dass die beiden Begräbnisarten, die Beerdigung der Leiche und das Verbrennen derselben und Beisetzen der Asche und Knochen in Urnen, zu gleicher Zeit üblich, aber auch die Sitte der Beerdigung die älteste gewesen. Thorlacius d. V. hat eine gelehrte Anmerkung über die drei Begräbnisarten in heidnischer Zeit geliefert, die nach den Ständen verschieden waren. Haugr, für Reiche und Vornehme, enthielt innen einen viereckigen, länglichten Steinkasten, welcher in älterer Zeit aus einem grossen Steinbau bestand, den man jetzt Riesenkammer zu nennen pflegt. Kuml war niedriger, die Leiche oder Urne wurde ohne Steinbefriedigung mit Kies bedeckt und mit Rasen belegt, für Bauern und Leute geringeren Standes, doch Freigeborene gebräuchlich. Dys endlich für Sklaven, Missethäter und Kriegsgefangene, die den Göttern geopfert wurden; die Leiche wurde mit Reisern, Steinen, oder was sonst zur Hand war, blöss zugeworfen. Diese Gräber wurden nicht mit Rasen bedeckt, auch nicht mit Bautasteinen (Denksteinen) oder runischen Grabschriften bezeichnet, wie Kuml und Haugr. — Die zweite Abhandlung betrifft die Zweikämpfe im heidnischen Norden. Es gab zwei Hauptarten: Einwig und Holmgang. Der letztere war ein feierlicher, genau nach Vorschriften bestimmter Kampf, wobei man innerhalb eines mit Haselstäben bezeichneten Kreises focht, während der Einwig (willkürlicher Einzelkampf), wann und wie man wollte, auf freiem Felde vor sich gieng. Der Kargang (Fassgang), eine dritte Art, die der Verfasser anführt, wobei die Kämpfenden in ein besonderes Fass hinabstiegen und, sobald es oben zugedeckt war, mit verschiedenen Waffen sich angriffen, erscheint mehr wie eine besondere Verabredung, als wie eine allgemein

übliche Sitte; auch kommt sie sonst nirgends als in der Flomanna-Saga vor. Der Verfasser leitet die Zweikämpfe überhaupt theils aus dem Klima ab, das die Entwickelung der Leibeskräfte zur Riesenstärke mehr begünstigte, theils aus der asiatischen Abkunft des germanischen Stammes; denn in den Ländern, woher die nordischen Völker sollen gekommen sein, fänden sich deutliche Spuren davon. Auch hat man am Don, an der Wolga und in Sibirien den nordischen ganz ähnliche Kampfplätze gefunden. Vom Norden aus verbreitete sich die Sitte der Zweikämpfe unter die anderen Völker des Mittelalters; die Franzosen und Engländer haben sie von den Normannen, die Spanier von den Gothen, die Italiener von den Langbarten erhalten. Der Holmgang diente auch zur Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten, und das Volk konnte im Thing die Parteien dazu verurtheilen. Nach einem bestimmten Zeugnis gab Frode, spätestens im 6. Jahrhundert, schon Gesetze über den Zweikampf; im Anfang des 11. Jahrhunderts wurden die Holmgänge in Island abgeschafft.

Schon lange war die Fortsetzung eines grossen Werkes, die Geschichte der norwegischen Könige (Noregs Konunga Sögor), erwartet. Die drei ersten Theile, welche die Heimskringla des Snorre Sturleson enthielten, waren in den Jahren 1777—1783 in einer schönen und gelehrten Ausgabe (in Folio) auf Kosten des Kronprinzen erschienen. Schöning, dem Thorkelin und John Olafsen von Svefnöe (Hypnonesiensis)[1] zur Beihilfe gegeben waren, hatte die beiden ersten besorgt. Der erste endigt mit Olaf Tryggveson, und ihm ist eine Karte vom alten Norwegen zugefügt; der zweite enthält bloss Olaf des Heiligen Leben, mit einer Karte der drei nordischen Reiche. Nach Schönings Tod (1780) trat Thorlacius d. V. an seine Stelle und beendigte durch angestrengten, nächtliche: Fleiss im Jahre 1783 den dritten Theil. Dieser geht bis zu Magnus

[1] Er ist nämlich von dem in dieser Litteratur gleichfalls bekannten John Olafsen von Grundvik, von dem die Vorarbeiten zur Edda herrühren, zu unterscheiden. In der Bibliotheca germano-glottica von Julius ist aus jenem Beinamen durch Missverstand pag. 8 ein Eigennamen gemacht und sein Index vocum poeticarum Landnamae Island. einem F. O. Hypnon zugeschrieben.

Erlingson und endigt mit dem Jahr 1177. Statt des der Peringskjöldischen Ausgabe der Heimskringla zugefügten, mehrmals abgedruckten Skaldatal (Verzeichnis der Skalden) findet man als Zugabe das bisher noch ungedruckte Gedicht, Geisli (Strahl) genannt, von 68 Strophen, welches der Skalde Einar Skuleson (geb. 1090) auf Olaf den Heiligen dichtete; den Text davon lieferte der Flatöische Codex, die Übersetzung rührt von John Olafsen. Dann fügte Thorlacius noch das Leben des Einar Skuleson hinzu; endlich ist dieser Theil ausgestattet mit einer von Schöning noch ausgearbeiteten Karte, welche ganz Europa und die angrenzenden Gegenden nach den altnordischen Schriftstellern begreift. Somit war Snorres Werk, die Heimskringla selbst, beendigt, aber Thorlacius versprach in der Vorrede die Sverres-Sage und Hagens Hagensens Geschichte in einem 4. und 5. Theil als Fortsetzung zu liefern. Diese führen die norwegische Geschichte bis zum Jahr 1263 »und werden, wie Suhm in der kritischen Geschichte Dänemarks (IV, S. XXIII) sich ausdrückt, die grösste Zierde des Werks sein, da sie bisher weder isländisch noch lateinisch herausgegeben sind.« Thorlacius begann auch in Gemeinschaft mit John Olafsen die Arbeit, welche viel grösser war, als bei dem vorhergehenden Werk, wo Vorarbeiten benutzt werden konnten. Im Jahr 1795 war die Sverres-Sage bis auf die Noten fertig und gedruckt; der völligen Beendigung und Herausgabe setzten sich aber nun öffentliche und Privat-Widerwärtigkeiten vielfach entgegen. Eine Anzahl Exemplare gieng in dem Brand 1795 und bei dem Bombardement der Engländer 1807 zu Grunde, und der hochbejahrte Greis konnte nicht mehr hoffen, das Werk zu Ende zu bringen; auch der verdienstvolle John Olafsen war hinfällig geworden, ebenso Thorkelin, der sich schon früher um das Werk verdient gemacht, verhindert, die ihm wieder zugefallene Arbeit zu übernehmen. Endlich wurde sie am Ende des Jahres 1811, wo John Olafsen schon todt war, von dem Könige den beiden Professoren Birger Thorlacius und Erich Christian Werlauff übertragen, und ihrer Thätigkeit ist es zu verdanken, dass nun im Jahr 1813 der vierte Band der Noregs Konunga Sögor erschien, welcher die Geschichte Sverres und seiner drei näch-

sten Nachfolger von den Jahren 1151 bis 1217 enthält. Der besondere Titel ist: Saga Sverris, Hakonar Sverrissonar, Guttorms Sigurdarsonar ok Inga Bardarsonar, Noregs Konunga. Der zukünftige fünfte Band soll Hagen den Gamles Saga und vielleicht einige Stücke zur Geschichte Magnus Lagabäters (Gesetzverbesserers) und Erik Präste-haders (Priesterhassers) enthalten; das ganze Werk wird mit dem sechsten Band, der die Indices dazu liefert, vollendet sein. — Die Sverres-Sage des gegenwärtigen Bandes schliesst sich nicht nur der Zeitfolge nach an die treffliche Heimskringla, sie ist ihr auch dem inneren Gehalt und Geist der Darstellung nach an die Seite zu setzen, ja, nach Suhms Urtheil, macht sie ihr den Rang streitig. Der Verfasser derselben ist Karl Johnson, gewöhnlich Karl Abt genannt, welcher unter den Augen und der Aufsicht des Königs Sverre, der den Stoff selbst lieferte, die Sage bis zum Tode Magnus Erlingsons im Jahr 1184 niederschrieb. Der folgende Theil bis zum Tode Sverres ist nach mündlichen Überlieferungen, doch gleichzeitig abgefasst. Die drei folgenden Sagen von Hakon Sverreson, Guttorm Sigurdson und Inge Baardson, welche die beiden Herausgeber allein bearbeitet haben, sind von geringerem Umfang und füllen nur S. 335 bis 382. Die Verfasser davon sind unbekannt, und obgleich ihre Arbeit in keiner Hinsicht mit jener des Snorre und Karl Abt kann verglichen werden, so erheben sie sich doch über die gewöhnliche Trockenheit der Annalisten. Da die Übersetzung der norwegischen Königschronik von Peter Clausen, welche Olaus Worm zuerst zum Druck befördert hatte, eine theils vollständigere, theils abweichende, wahrscheinlich auf vorzüglichere Handschriften gegründete Erzählung jener drei Sagen enthielt, so lieferten die Herausgeber, indem alles Forschen nach besseren Handschriften fruchtlos blieb, auch noch diesen dänischen Text des Peter Clausen und fügten eine lateinische Übersetzung hinzu. Die an den Schluss gestellten Anmerkungen zu dem ganzen Band, die aus den Schriftstellern gesammelten auf diese Periode bezüglichen Stellen, die auch hier nicht fehlenden chronologischen und genealogischen Tabellen erhöhen gleichfalls die Brauchbarkeit und den Werth

dieser durch königliche Milde allein zu Stande gekommenen Ausgabe eines der herrlichsten Geschichtsbücher. — Als einen Anhang zu diesem vierten Band kann man betrachten: Anecdoton historiam Suerreri regis Norvegiae illustrans e codice membranaceo bibliothecae Arnamagnaeanae cum versione latina et commentario edidit E. Chr. Werlauff, Havniae 1815. 8°. Es ist eine Apologie der Majestät des Königs gegen die Anmassungen der norwegischen Geistlichkeit, entweder vom Könige Sverre selbst, der gegen den Übermuth des Clerus und die von diesem erregten Unruhen kämpfen musste, oder von einem unter ihm lebenden Geistlichen verfasst. Ganze Stellen aus den Decretalen und dem canonischen Recht werden darin angezogen. Werlauff hatte eine Untersuchung über die wahren und angemassten Rechte der Geistlichkeit in Norwegen und über ihren Streit mit Sverre, als schätzbaren Beitrag zur Geschichte der norwegischen Hierarchie, vorangestellt. — Finn Magnussen, Versuch einer Erklärung einiger Stellen im Ossian, die das skandinavische Heidenalter betreffen. (In den Schriften der Skand. Litteratur-Gesellschaft 1813, S. 143—368.) Eigentlich mehr als der Titel sagt, denn der Verfasser sucht in zwölf verschiedenen Abschnitten den Ossian aus dem Norden zu erklären oder Übereinstimmungen zwischen beiden darzuthun. Mit den Göttern fängt er an, Lodas Geist hält er für Thor, den Stein der Macht gleichfalls für den Donnergott und auch für dessen Altar. In Cruth-Loda erkennt er Odin, in Carchar den nord. Kar, Gott der Winde, in Sluth-Mor den Ägir, in Corch-tur den Auku-Thor. Er stützt sich zumeist auf die Etymologie der Namen und auf das Wenige, was von den Eigenschaften jener Ossianischen Geister gesagt wird. In vielseitiger Betrachtung dieser Dichtungen sind dann auch Denkmäler, religiöse Gebräuche und dergleichen berücksichtigt: der Schreckensstein, die Steinkreise, der brausende Strom, Zauberei, Bestreichen der heiligen Bäume, Bautasteine, und mit nordischen ähnlichen verglichen. Gleiche Sitten, wie das Absenden der Dichter als Herolde, das Auffordern zum Kampf durch das Herumschicken eines zerbrochenen, blutigen Spiesses sind an- 23
gemerkt. Endlich ist untersucht, welche nordische Länder oder

Helden unter den Ossianischen Namen verstanden sind, da gleich anfangs die Behauptung hingestellt war, es lägen diesen Dichtungen wirkliche Thatsachen zu Grund. Lochlin ist daher Norwegen, Sora Jütland, unter Erragon ist Hadding gemeint usw. — Die ganze Schrift ist mit sichtbarer Neigung abgefasst und mit grossem Fleiss ausgeführt, auch bleibt ihr Werth in Erörterung einzelner Punkte unbezweifelt, z. B. in dem, was über Thor, als den eigentlich höchsten Gott des Nordens, aus den alten Quellen sowohl als aus dem Volksglauben zusammengestellt ist, oder über die Verehrung von Steinen; auch enthalten die mit nicht gewöhnlicher Belesenheit abgefassten Anmerkungen manchen Beitrag zum Verständnis des Alterthums. Dagegen aber ein recht entscheidendes oder fruchtbares Resultat scheint uns damit nicht gewonnen. Die angemerkten Ähnlichkeiten überschreiten im Ganzen nicht die Linie des fast allen europäischen und asiatischen Völkern Gemeinsamen, und da, wo sie der Verf. weiter zu treiben sucht, indem er z. B. in den Ossianischen die besonderen nordischen Göttternamen wiederfinden will, erscheinen sie zum wenigsten äusserst zweifelhaft und ungewiss. Es ist auch nicht wahrscheinlich, dass zwischen den Galen und Skandinaviern von ganz verschiedenen Sprachstämmen je grössere stattgefunden, abgesehen, was äussere Berührung in einzelnen Punkten etwa hervorgebracht hätte. So merkwürdig jenes Gemeinsame an sich und so verdienstlich das Zusammenstellen desselben im Grossen ist, so wird es doch bloss in einem einzelnen Volk hervorgesucht den rechten Gesichtspunkt verrücken und mehr oder weniger dahinter vermuthen und daraus schliessen lassen, als recht ist, denn dem Einen wird es zu wichtig, dem Anderen völlig grundlos erscheinen. Eine Vergleichung, wie diese Schrift sie vorhat, wird erst dann fruchtbar, wenn die Übereinstimmungen auf einer näheren Verwandtschaft beruhen, wie sie z. B. zwischen dem deutschen und nordischen Alterthum unbezweifelt stattfindet. Dann nämlich entspringt eine gegenseitige Vervollständigung, indem sich auf der einen Seite manchmal in vollem Licht erhalten, was auf der anderen nur noch leis schimmert oder ganz verdunkelt ist, und wir werden der Erkenntnis des Ganzen wirklich näher

gerückt. — Als einen Anhang zu dieser Schrift betrachtet der Verf. selbst eine Abhandlung über die Picten und ihre Abstammung (Schriften der Skand. Litt.-Gesellsch. 1816 und 1817, S. 1—93). Er hält nämlich dafür, dass dieses Volk, das von den Römern schon in einer gewissen Verwandtschaft mit den Sachsen angeführt wird, eigentlich skandinavischer Abkunft sei, vielleicht mit Sachsen und Belgen vermischt. Ihren Namen glaubt er daher auch aus der nordischen Sprache erklären zu dürfen, und in Rücksicht auf den bei ihnen üblichen Gebrauch, sich den Leib mit Punkten zu bezeichnen, leitet er ihn von picka, frequenter pungere, ab. Picti sind demnach so viel als picktir, welches nach der alten (?) kurzen Aussprache so viel ist als pikkadir, frequenter puncti; und so glaubt er Claudians Worte (non falso nomine Picti) zu erhalten. Es werden auch Stellen angeführt, wornach jene Sitte, sich den Leib zu bezeichnen, dem Norden nicht fremd soll gewesen sein, indessen geht es doch so klar nicht daraus hervor, und sie müssen in ausgedehnterem Sinne verstanden werden. Ähnliche Ansichten über die Picten hatte schon Jamieson in seinem etymological Dictionary of the scotish Language Edinb. 1808 geäussert, doch schrieb Finn Magnussen unabhängig davon und lernte dieses Werk erst nachher kennen. Eine Zugabe enthält eine dankens- 24
werthe Zusammenstellung Ossianischer Eigennamen mit ähnlichen nordischen.

Wir gedenken hier am schicklichsten einiger akademischer Programme, deren Raum Birger Thorlacius benutzte, kleinere Stücke aus den Handschriften bekannt zu machen. Das erste zum Geburtstage des Königs im Jahr 1815 enthält die Geschichte von Karl dem Unglücklichen (Thättr af Karli vesala). Karl sucht in Norwegen für Magnus, den Sohn des heiligen Olaf, welcher in Russland bei Jarisleif erzogen wird, gegen den König Sveinn, der die Krone an sich gerissen hatte, eine Partei zu gewinnen. Ob er gleich ergriffen wird und schon zum Tode verurtheilt ist, so weiss er sich durch Geistesgegenwart in der Nacht vorher zu retten, muss diese aber in einer ängstlichen Lage, halb ins Wasser versenkt, zubringen, woher sein Beiname (hinn vesáli). Er heisst übrigens nicht mit Recht

der Unglückliche, da er das oft gegen ihn sich erhebende Geschick jedes Mal glücklich besiegt und nicht wenig dazu beiträgt, dass Magnus der Gute wieder zu seinem väterlichen Reiche gelangt. Karl ist das Bild eines treuen, kühnen und entschlossenen Mannes, und die ganze Erzählung anziehend und gut geschrieben. Die Begebenheit, deren Wahrheit, ungeachtet eines chronologischen Irrthums am Eingang, unverdächtig ist, fällt in die Jahre 1033 bis 1034. Merkwürdig, dass bei Snorre nichts davon vorkommt, er auch über Karl gänzlich schweigt, dagegen kommt sie im Flatöe-Buch, aber mit einem merklichen Unterschied vor, indem die Erzählung darin reicher, beredter, ausführlicher ist. Sie hat das Ansehen eines Commentars von der kürzeren, gedrängteren und einfacheren, welche die beiden genau übereinstimmenden Handschriften, woraus der Text hier genommen ist, liefern. Mit Recht hält der Herausgeber diesen für älter; schade, dass wahrscheinlich der beschränkte Raum ihn verhinderte, aus jenem mehr als einige Vergleichungen mitzutheilen, sonst hätte der Abdruck der jüngeren Recension einen natürlichen Wunsch erfüllt; es wäre ein recht deutliches Beispiel von der Art gewesen, in welcher sich die Sage fortbildete. Das Programm für das Jahr 1816 enthält: Brandkrossa Thättur. Da es mir nicht zugekommen ist, so kann ich nichts Näheres darüber sagen, doch findet sich gerade von diesem Stück ein Auszug mit kritischen Bemerkungen über seine Glaubwürdigkeit in Müllers Sagenbibliothek S. 294—300. — Das dritte Programm für 1817 endlich theilt aus einer Papierhandschrift, welche mit dem Flatöe-Buche verglichen ist, mit: Thättur af Leifi Ossursyni (Geschichte des Leif Ossurs Sohn), richtiger sollte es ein Abschnitt aus der Geschichte der Faröer heissen, so wie es höchst wahrscheinlich zu einer zusammenhängenden Geschichte derselben gehört, welche zwar in dem Flatöe-Buch in einzelne Theile zertrennt ist, ursprünglich aber ein Ganzes war und das Leben Thronds umfasste; Snorre hatte es bei seinem Werke vor sich und benutzte es. Von Throud, hauptsächlich von seinem Verwandten Siegmund, welcher die Bewohner der Faröer drückte und durch mancherlei Künste in seine Gewalt brachte, wird hier erzählt; Siegmund

erscheint als ein sehr verschlagener, aber auch kecker und gewandter Mann. Leif Ossers Sohn, nach welchem die Erzählung benannt ist, kommt nur insofern vor, als er dem Siegmund und seiner Herrschaft ein Ende macht, nichts von seinem sonstigen Leben. Thorm. Torfaei commentatio historica de rebus gestis Faereyensium (Havn. 1695) lieferte schon den Inhalt dieser kleinen Sage, hier aber wird zuerst der Text bekannt gemacht; den näheren Zusammenhang mit der Siegmund Brestesens Saga findet man in der Sagenbibliothek S. 183. 184 angemerkt. — Das vierte Programm für 1818, das ich nicht bekommen habe, enthält: Tháttur om Audun Vestfyrdska, worüber die Sagenbibliothek S. 345. 346 Auskunft gibt.

Auf ähnliche Weise machte P. E. Müller zwei kleinere Stücke bekannt. In den Schriften der Skand. Litt.-Ges. 1814 S. 1—37 lieferte er von der ungedruckten Aron Hiorleifs-Saga zum Theil einen Auszug, die Capitel aber, welche Arons Aufenthalt an dem Hofe des norwegischen Königs Hagen Hagensen betreffen, vollständig, doch nur in dänischer Übersetzung. Da gleichfalls ein Pferdekampf (hesta-vig hesta-thing) darin beschrieben wird, so handelt ein Nachtrag von dieser merkwürdigen Sitte. Die vorzüglichsten Hengste kämpften mit einander, so lange bis einer ermattete und zurückwich, worauf der Sieg des anderen erklärt wurde. Es waren entweder alle Pferde aus zwei verschiedenen Landschaften oder die zwei Häuptlingen zugehörigen zusammengebracht, doch kämpften sie immer nur paarweise. Übrigens war es bloss eine Ehrensache, und Wetten fanden dabei nicht statt. Der Ursprung dieser Sitte ist ungewiss, sie scheint aber uralt, da sie schon in der Mitte des 10. Jahrhunderts vorkommt und durch eine gewisse kunstmässige Form geregelt war. — Die Erzählung von Hreidar dem Tölpel (Schriften der Skand. Litt.-Ges. 1816 und 1817, S. 208—233) ist gleichfalls nur in dänischer Übersetzung mitgetheilt. Eine lebendige und wohlgehaltene Darstellung einer unter dem äusseren Schein der Dummheit und Tölpelhaftigkeit zurückgehaltenen, endlich durchbrechenden starken Kraft des Leibes und der Seele, dergleichen mehr im Nordischen

vorkommen. Sie trägt ganz das Wesen geschichtlicher Glaubwürdigkeit und nähert sich doch auch noch jetzt gäng und gäben Volkssagen und Märchen von solchen Charakteren, wo z. B. geradeso einer wünscht zu wissen, was eigentlich die Furcht sei, wie hier Heidrar, was der Zorn. Genommen ist das Stück aus einer Handschrift, welche im Ganzen die Heimskringla des Snorre enthält, aber dazwischen Zusätze, wie gegenwärtigen, welcher am Ende des 13. Jahrhunderts muss niedergeschrieben sein.

Vom Jahr 1809 bis 1814 wurde an einer neuen Ausgabe der unter dem Namen Kämpe-Viser bekannten Sammlung altdänischer Volkslieder gearbeitet. Schon Sandwig hatte eine solche im Sinn und durch seine Überreste der Dichtkunst des Mittelalters (Levninger af Middelalderens Digtekunst), wovon 1780 das erste Heft erschien, der Anfang gemacht. Nach seinem Tode gab Nyerup 1784 noch ein zweites heraus, doch schien noch nicht die Zeit gekommen, welche eine Ausführung des ganzen Plans erlaubte. Mit mehr Sicherheit konnte man ihr entgegensehen, als im Jahr 1809 und 1810 zwei Ankündigungsschriften von Nyerup und Rahbeck erschienen, welche die beiden schönen Lieder von Axel und Waldburg und von dem Ritter Aage und Jungfrau Else als Probe der neuen Bearbeitung enthielten; doch verflossen fünf Jahre, bis das Werk zu Ende kam. Indessen haben die Herausgeber diese Zeit wohl benutzt; die neue Ausgabe ist ein Muster von Fleiss und Sorgfalt und überall mit sichtbarer Neigung gearbeitet, so dass sie mit Fug ein Nationalwerk genannt werden darf. Die Herausgeber, namentlich Nyerup, der doch wohl den vorzüglichsten Antheil daran gehabt hat, würden sich schon dadurch allein um die einheimische Litteratur auf immer verdient gemacht haben. Kein Volk besitzt eine solche vollständige, reine und reich ausgestattete Sammlung seiner Volkslieder, selbst nicht die Engländer, obgleich neuerdings Scott und Jamieson schätzbare Beiträge geliefert haben. Uns Deutschen kann sie ein Vorbild sein, und nur die so eben herausgekommenen Lieder des Kuhländchens von Meinert [Wien 1817] sind in gleichem Sinn behandelt, umfassen aber nur einen kleinen Bezirk. Die

neue Ausgabe führt folgenden Titel: Auswahl dänischer Lieder aus dem Mittelalter (Udvalgte danske Viser fra Middelalderen) nach A. S. Wedels und P. Syvs gedruckten Ausgaben und nach handschriftlichen Sammlungen. Sie ist in fünf Theile abgetheilt; der erste und zweite von Abrahamson, Nyerup und Rahbeck herausgegeben, war zu Kopenhagen 1812 gedruckt, kam aber noch nicht ins Publikum. Die Vollendung dritten Theils in zwei Abschnitten im Jahr 1813 erlebte der erstgenannte Herausgeber nicht mehr, daher von nun an nur die beiden letzteren auf den Titel angeführt wurden. Der Schlussband, mit welchem das Ganze erst ausgegeben wurde, erschien 1814. Die innere Einrichtung ist folgende: die erste Abtheilung enthält die Heldenlieder (Kämpe-Viser); die zweite: Zauberlieder und überhaupt die märchenhaften (Viser om Trylleri, Forvandlinger, Gjengangere og andere seldsome Eventyr); die dritte: geschichtliche Lieder, chronologisch geordnet, vom 10. bis zum 16. Jahrhundert; die vierte in zwei Abschnitten: Romanzen und Balladen; die fünfte: Melodien und den Schluss in einigen Abhandlungen. Im Ganzen sind es 222 Lieder. Am Ende jeder Abtheilung finden sich noch: Anmerkungen zu den einzelnen Liedern, Erklärungen unverständlicher oder schwerer Wörter (welche nur bei dem zweiten Abschnitt der vierten Abtheilung unnöthig waren) und ein Register. Die Herausgeber haben einundzwanzig handschriftliche Sammlungen benutzt, aus den gedruckten Quellen eine Auswahl getroffen (dennoch haben sie etwa ein halbes Hundert mehr als Syv) und den Text wohl durchgängig verbessert und hergestellt. Bloss die Quelle der mündlichen Überlieferung hat hier nicht geflossen (nur No. 165 Liden Karens Död ist daher), vermuthlich weil sie ihnen nicht zugänglich war oder die Herausgeber dem älteren aufbewahrten Text den Vorzug gaben, den er oft zwar verdient, doch können auch die neueren Abweichungen wichtig sein. Man sieht, es ist hier nicht etwa ein verbesserter Abdruck von Wedels und Syvs Ausgaben, vielmehr ein neues Werk, das den Schatz der alten Volkslieder nach Kräften vollständig und mit gelehrter Sorgfalt gesammelt hat. Den inneren, poetischen Werth dieser Lieder

wird niemand leugnen, der sich nicht absichtlich dagegen sträubt: es liegt darin das Zarteste, Anmuthigste, Unschuldigste bis zu dem Stärksten, Gewaltigsten und Herbsten in mannigfachen Vermischungen. Alle Grundlaute, die bei der Berührung eines edlen, reichbegabten Lebens erklingen, sind hier zu vernehmen; jede Gesinnung ist lauter, frisch und voll dargestellt und auch die fremdeste nicht widerwärtig; und von welchem köstlichen Humor sind sie oft durchdrungen! Ein eigenthümlicher Vorzug dieser Ausgabe besteht in den zugefügten Melodien, bei deren gewiss mühsamer Aufsammlung die Herausgeber von vielen Seiten sind unterstützt worden: über ihren Werth ist nachzusehen, was in der dänischen Litteraturzeitung 1815 No. 12 gesagt ist. Um sie recht zu verstehen, muss man wissen, wie Volkslieder gesungen werden, besonders, dass bei der Freiheit, womit die Melodie über den Worten hin und her schwebt und gar oft sich an keinen Text kehrt, sie mit den uns zu Gebot stehenden musikalischen Zeichen so wenig vollständig kann aufgefasst werden, als die Mundarten mit den Buchstaben der Schriftsprache. Ohne diese Erfahrung wird nach den blossen Noten sich niemand eine rechte Vorstellung von ihnen machen,
27 noch ihren Werth völlig einsehen können. Sander, Auswahl altdänischer Heldenlieder und Balladen mit Rücksicht auf die Musik metrisch ins Deutsche übersetzt, Kopenhagen 1816, hat versucht jene Melodien uns noch näher zu bringen; dazu trägt auch wohl bei, dass sie von dem Musiker Kunzen eingerichtet und mit einer Begleitung versehen sind, allein der eigenthümliche Volksgesang leidet auch darunter. Nach dem Beschluss des Werks, worin Nyerup über das kritische Verfahren und über die benutzten Quellen genauen Bericht abstattet, folgt noch eine Nachschrift von Rahbeck, worin dieser den glücklichen Gedanken einer Geschichte der Kämpe-Viser oder des dänischen Volksliedes ausführt. Es war auch hier ihr Schicksal, dass sie sich in den Kreis der Bürger und des gemeinen Volks zurückziehen mussten, während sie früher zur Freude der edelsten Geschlechter gehörten, ja eine dänische Königin (Sophie, Mutter Christians IV) den ersten Anlass zu ihrer Sammlung gegeben hatte. Nach dem dreissigjährigen Krieg sank der Geschmack daran und war

zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ganz verloren. Wenn Rahbeck dies besonders dem verderblichen Einfluss der eindringenden deutschen Litteratur zuschreibt, so würden wir Deutsche allein genöthigt sein, den Grund der ganz gleichen Erscheinung tiefer als in einer solchen äusserlichen Berührung zu suchen. Natürlicher scheint es, ihn in der ganz veränderten Richtung zu finden, welche überhaupt die Geistesbildung jener Zeit annahm, deren erste Folge die völlige Trennung einer gelehrten, fremden Vorbildern nacheifernden und einer einfachen, zumeist in der Gesinnung früher Jahrhunderte lebenden Poesie war. Als gegen das Ende des elften Jahrhunderts im Norden Öfen in den Häusern eingeführt wurden, konnten sich erst die Stände von einander trennen, da vorher das gemeinschaftliche Feuer im Saal alle Glieder des Hauses versammelte; doch war es nicht die Erfindung der Öfen, welche jene Scheidung hervorbrachte, sondern der schon innerlich getrennte Geist, welcher nur ein äusserliches Mittel, das sich allzeit leicht darbietet, ergriff. Nicht anders muss man sich auch die Trennung in Volks- und Kunstpoesie denken.

Manche Fragen, wozu diese Lieder Anlass geben, sind in einer ausführlichen, wohlgeschriebenen Recension dieser neuen Ausgabe von P. E. Müller (Dansk Literatur Tidende for 1814, No. 38—40, S. 591—640) in Anregung gebracht. Eine der ersten betrifft den Ursprung derselben. Er ist im Ganzen genommen ungewiss. Die Herausgeber setzen sie in das 13., 14. und 15. Jahrhundert, dagegen glaubt Müller, dass die ältesten kaum vor dem 14. Jahrhundert könnten gedichtet sein, vorzüglich darum, weil die Sprache die Farbe dieser Zeit trage. Überhaupt aber sieht er sie als das Erzeugnis einer Vermischung der älteren deutschen und altdänischen Dichtungsart an; ja, bei den Zauberliedern ist er nicht abgeneigt, eine Abstammung aus dem Süden zu vermuthen. Das Letztere halten wir für unzulässig, bei jener Behauptung kommt es aber hauptsächlich darauf an, wie man sich diese Vermischung denkt: ob äusserlich bewirkt durch verarbeitende Dichter, oder unwillkürlich entstanden durch eine lebendige Vereinigung der Völker und ihrer Überlieferungen, zumal der stammverwandten. Für

das Letztere erklären wir uns aber bestimmt und haben dann nichts gegen jene Charakteristik, welche die Geistesverwandtschaft beider Völker, die ja schon das Hildebrandslied im Verhältnis zu den epischen Liedern der Edda darlegt, bezeichnet. Es würde sonst auch räthselhaft sein, warum sich bei den Dänen, Schweden und Deutschen (bis zu jenen in dem Kuhländchen abgeschlossenen) dasselbe Lied sowohl nach Inhalt als
2a Form ähnlich wiederfindet. Die oft wörtlich übereinstimmenden, noch im Munde des Volkes lebenden schwedischen Lieder wird niemand für Übersetzungen ausgeben wollen; sie rühren also aus einer älteren Zeit, wo die Poesie beider Völker noch nicht getrennt war. Am wichtigsten wird die Frage nach dem Ursprung bei den Heldenliedern, welche in den Fabelkreis des Nibelungenliedes fallen. Sie zeigen einestheils eine deutliche Übereinstimmung damit, anderntheils aber auch eine Kenntnis der altnordischen eigenthümlichen Mythe. Sind darin nun Originale oder blosse Übersetzungen aus dem Deutschen zu erkennen? Die Herausgeber erklären sich, wie wir, für das Erstere, dagegen P. E. Müller für das Letztere, indem er als Ergebnis seiner Betrachtungen aufstellt, dass der Inhalt der Lieder grösstentheils unmittelbar aus einem deutschen Gedicht entnommen sei. Dagegen streitet aber die Natur der Volkslieder, die ihren Stoff nicht aus fremden Quellen, wenigstens nicht unmittelbar schöpfen; der Gegensatz, den ein sichtbar übersetztes Lied, jenes nämlich vom alten Hildebrand, in der Form zu jenen macht; der Umstand, dass ein Lied von Sivards mordlichem Tode wirklich mit der nordischen Sage gleiche Grundzüge hat, neben der Übereinstimmung mit dem Deutschen das Übergehen der wichtigsten in die Augen springenden Motive (so unvollständig hat niemand einen Stoff aufgefasst); endlich die Verknüpfung der Lieder mit dem einheimischen Boden, denn unmöglich kann die Sage, wornach Chrimhilde auf der Insel Hven ihre Rache ausübte und die Ruinen ihrer Burgen noch zu sehen sind, erst durch fremde, eingeführte Lieder erzeugt worden sein. Eine wieder abweichende Volkssage von Grimild und Hvenild, wornach es zwei Riesenschwestern sind, führt Sjöborg in der Nomenklatur S. 84 Anm. an. Der sächsi-

che Sänger, der durch den Inhalt der Lieder den König warnen wollte, sang gewiss deutsch, dies ist wohl nie anders gedacht worden (vgl. Altd. Wälder I, 281), aber die Erzählung war doch »allbekannt«, und man darf, zumal wenn Saxo Grammaticus sich so ausdrückt, wohl annehmen, auch in Dänemark. Stellt man sich also vor, dass diese Lieder den Deutschen und Dänen in ähnlicher Ausbildung gemeinschaftlich gewesen, sich aber bei diesen nur erhalten haben, so lösen sich alle Schwierigkeiten am natürlichsten auf. Dann bleibt zwar gewiss, dass sie vorzugsweise der deutschen Gestaltung der Sage anhangen, doch kann gar wohl auch aus der altnordischen ein einzelnes Stück, selbst ein einzelner Zug eingeflossen sein. Folgendes wäre von letzterem Fall ein noch nie bemerktes Beispiel: in dem zweiten Lied von Chriemhild, als Hagen und Folkward zu der Burg gekommen, heisst es: »sie schlugen an die Pforte, das schallt in das Schloss hinauf«. Weder das Nibelungenlied, noch die Wilkinasaga, mit welchen das altdänische Lied doch sonst in so vielem übereinstimmt, kennt diesen Zug, dagegen kennt ihn ein Eddalied, die grönländischen Atlamál No. 35: »laut dröhnten die Thore, als Haugni daran schlug«. Es scheint hier nichts natürlicher, als irgend einen Zusammenhang anzunehmen. Noch einen anderen Zug führt P. E. Müller (in der Sagenbibliothek II, 169) selbst an, nämlich in dem Kämpe-Viser wird Wittichs Mutter Bodil genannt, die doch bloss in der Edda vorkommt, nicht in den deutschen Gedichten und nicht in der Wilkinasaga. (Umgekehrt zeigte sich die deutsche Gestaltung schon längst im Norden, z. B. im dritten Eddalied von Gudrun.) Auch die Anspielung auf den Hungertod der Grimhild in Atlamál No. 53 gehört hierher, zwar wird dort dem Atli vorgeworfen, was in den Heldenliedern Ranke vollbringt, aber um so wichtiger bleibt die Übereinstimmung in der Sache selbst, da in der Wilkinasaga gerade auf Aldrian und Hagen die Geschichte übergetragen ist.

Dieses Beispiel erinnert an die Frage, wie sich diese altdänischen Lieder zu den altnordischen überhaupt verhalten? Dass sie auch einen und denselben Gegenstand behandelt haben, sehen wir in dem Lied von Sivards mordlichem Tode, sondern

auch ein anderes beruht offenbar auf einer Mythe, die in einem eddischen Gesange, Thryms Quida, dargestellt ist. P. E. Müller tadelt es sehr mit Recht, dass dieses Lied (bei Syv I, 22) in die neue Ausgabe nicht aufgenommen ist, denn als eine absichtliche Parodie des Eddaliedes kann es keineswegs betrachtet werden, weil es schon 1591 von Wedel in seiner Ausgabe bekannt gemacht wurde, ehe die ältere Edda handschriftlich nach Kopenhagen kam. Es muss sich also bloss durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt haben. Aber wie verhält sich der Geist dieser dänischen zu den altnordischen Gedichten? Wie ist, wenn man einen Zusammenhang voraussetzt, der Übergang zu erklären, da sich auf den ersten Blick eine grosse Verschiedenheit und zwar beides in der Form und in der Weise der Auffassung offenbart? P. E. Müller erklärt sich hier sehr bestimmt gegen eine in der Vorrede zur deutschen Übersetzung der Kämpe-Viser geäusserte Ansicht, wornach die altdänischen Heldenlieder schon zur Zeit der Edda- und Skaldengesänge (versteht sich in älterer Gestalt) vorhanden waren, so dass in beiden sich die volksmässige und künstliche Poesie entgegensetzte. Er sagt, dieser Gegensatz sei völlig ungeschichtlich und aus der deutschen Poesie fälschlich übertragen, im Norden habe er sich nie gefunden, wo ein jeder nach Massgabe seiner Talente ein Skalde gewesen, d. h. gedichtet habe, sogar aus dem Stegereif. Unrichtig ist gewiss in jener Behauptung, dass Edda- und Skaldenlieder zusammen genannt sind, als gehörten sie zu einer Klasse; der bezeichnete Gegensatz aber, der nicht ausbleiben kann, sobald Künstlichkeit, Abmessung der Gedanken und Formen sich hervordrängt, findet sich gerade zwischen diesen einfachen in Fornyrdalag abgefassten epischen Gesängen, deren Dichter ja, so gut wie bei den wahrhaft epischen Liedern aller Völker, unbekannt sind, und jenen von namhaften Skalden kunstreich, schwer und gesucht, deshalb nicht ohne Poesie gedichteten. Seitdem wir die Eddalieder von den Volsungen und Giukungen kennen, waren wir erst im Stande dies völlig einzusehen, und der Gegensatz wird wohl noch deutlicher werden, wenn die Lieder des berühmten Thiodolf über dieselben Mythen mit jenen verglichen werden können. Schon oben bei

der Ausgabe zweier Fragmente von ihm ist darauf aufmerksam gemacht. Dass aber jene einfachen Lieder schon zur Zeit der Skalden veraltet gewesen, kann aus vielen Gründen nicht behauptet werden. Übrigens wird man zugeben, dass Skalden, deren eigentliche Beschäftigung die Dichtkunst war, sich durch ihren Stand vor den übrigen auszeichneten, die gelegentlich oder aus dem Stegreif ein Gedicht verfertigten. Welches geistige Element eines Volkes hätte nicht, sobald es zu einiger Ausbildung gelangt wäre, seine Vorsteher oder Repräsentanten gehabt? einerlei, ob sie förmlich dafür anerkannt sind oder nicht. Die Erblichkeit der Kunst in gewissen Familien, von der man späterhin Spuren findet, bestätigt es noch mehr. Auf diese Weise nähern wir uns auch wieder sehr dem Gegner, welcher in den einfachen Dichtungen der altnordischen Zeit, besonders durch Vermittelung der Dichtart, welche Runhenda heisst, die Spuren von den Eigenthümlichkeiten der Kämpe-Viser wiederfindet, so dass die Verschiedenheit zwischen beiden so gross nicht mehr erscheint.

Im Jahre 1816 lieferte Nyerup auf der Grundlage früher- 30
hin in Zeitschriften mitgetheilter Abhandlungen ein Werk über die dänischen Volksbücher (Almindelig Morskabsläsning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder. Kjöbenh. Wir verweisen auf eine Anzeige davon in den Heidelberger Jahrbüchern 1817, No. 42, S. 665—670 [Kl. Schr. II, Anhang S. 520—525]). Es gehört insofern hierher, als es Nachrichten von einigen aus dem Isländischen übergegangenen Dichtungen enthält. Völlig aber in unseren Kreis fällt ein anderes Buch: Nyerups Wörterbuch der skandinavischen Mythologie. Mit einer Einleitung, eine Übersicht der Geschichte des Studiums der nordischen Fabellehre enthaltend. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von L. C. Sander. Kopenhagen 1816. Die alphabetische Ordnung gewährt auch hier die gewöhnlichen Vortheile; übrigens ist nicht bloss der Inhalt der jüngeren Edda umgeschrieben, sondern es sind auch andere Quellen benutzt und die Resultate von den Arbeiten Suhms (in seinem gelehrten Buche: om Odin), Thorlacius und anderer angegeben oder es ist darauf hingewiesen, so dass man das Bekannte beisammen

hat. Auf eigene mythologische Untersuchungen hat sich der Verfasser nicht eingelassen, dagegen rührt die Einleitung (S. 1—61) ganz von ihm: eine Geschichte des Studiums der nordischen Mythologie bis auf das Jahr 1814, in welcher man die hierhergehörige Litteratur mit der dem Verfasser eigenthümlichen Sorgfalt und Genauigkeit angegeben findet. In dem 16. Jahrhundert, wo Olaus Magnus seine historia gentium septentrionalium schrieb, worin auch ein Paar Capitel über die grossen und kleinen Götter vorkommen, musste man sich mit den dürftigen, abgerissenen Nachrichten begnügen, welche Paulus Diaconus, Adam von Bremen und Saxo Grammatikus mittheilen. Etwas mehr Licht gieng auf, als am Schluss dieses Jahrhunderts eine dänische Übersetzung der Heimskringla erschien, doch erst die Entdeckung beider Edden durch Arngrim Johnsen und Brynjolf Svendsen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1628—38) begründete ein Studium der Mythologie. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts erschien die Resenische Ausgabe der jüngeren Edda (1665) und Bartholins Werk (1698): Antiquitates danicae; es zeichnete sich, wenn auch nicht durch Geschmack, doch durch Gelehrsamkeit schon sehr aus, und man erhielt darin reichliche Auszüge aus den eddischen Gesängen. Die Schweden wetteiferten um diese Zeit, wo die Arbeiten von Verelius, Scheffer und Rudbeck herauskamen, mit den Dänen und schienen den Vorrang ihnen abgewinnen zu wollen; doch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das Übergewicht schon entschieden auf der Seite der Dänen und scheint nach dem, was in neuester Zeit geschehen ist, auch bei ihnen zu bleiben. — Einleitung zu Vorlesungen über die ältere Edda von Finn Magnussen. (Kopenhagen 1816. 42 S. in 8° und daselbst 1817 24 S.) Die zweite von diesen kleinen Einladungsschriften, die uns nur zu Gesicht gekommen, stellt die verschiedenen bisher geäusserten Meinungen über die alte Edda zusammen.[1])

Die Religion des Nordens vor den Zeiten Odins von Fr. Münter (in dem Archiv für alte und neue Kirchen-

[1]) Ein Bruchstück dieser Vorlesungen ist unter dem Titel Dichtertrank in der Zeitschrift Athene für 1816 Bd 6 abgedruckt.

geschichte von Ständlin und Tzschirner III, S. 251—303). Der Anfang einer bereits im Jahr 1816 ausgearbeiteten Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen. Es wird hier nicht die Religion der Urbewohner, welche der ein- 31
gewanderte uns verwandte Stamm vorfand und zurückdrängte, abgehandelt, denn davon mangeln alle Nachrichten, und es lässt sich höchstens vermuthen, dass sie in dem gröbsten Fetischdienst bestand und Priester nach Art der sibirischen Schamanen Zauberkünste trieben. Vielmehr sucht der Verfasser die Religion des germanischen Stammes, aber wie sie vor der Umgestaltung durch den letzten Odin beschaffen war, zu erforschen. Da er der Meinung ist, dass die Deutschen im Ganzen dieselben Gottheiten verehrt hätten, so muss der Gegenstand der Untersuchung für uns noch eine besondere Wichtigkeit haben. Um zu seinem Zweck zu gelangen, bleibt ihm, da aus jener Zeit keine Quellen übrig sind, kein anderer Weg, als eben die Denkmäler, die von jener letzten Umbildung übrig sind, zu erforschen, um was in diesen durchblickt abzusondern, in seiner ursprünglichen Bedeutung zu erklären und mit den Spuren zusammenzuhalten, die sich in dem asiatischen Mutterlande von einer gleichen Lehre erhalten haben. Man muss sich also mit einzelnen Winken, zerstreuten Bruchstücken und Analogien begnügen. Wenn man nicht den letzten Odin, wie der Verfasser thut, für einen Betrüger ansieht, sondern glaubt, dass die Fortbildung, selbst bei neuen Einflüssen, allmählich erfolgt sei und das Spätere nicht plötzlich dem Früheren gewaltsam aufgesetzt, so bleibt das Unternehmen sehr schwierig. Einfachere und frühere Elemente lassen sich gewiss in der nordischen Mythologie so gut als in anderen entdecken, und das Schätzbarste darüber hat Skule Thorlacius in der Einleitung zum ersten Bande der Edda gesagt; damit ist aber noch nicht ausgemacht, dass sie dem später Herausgebildeten als eine andere Lehre entgegenstanden. Man wird nur in einzelnen Punkten über einen Gegensatz wo nicht Gewissheit, doch einige Wahrscheinlichkeit erlangen, und hierin hat gleichfalls Skule Thorlacius in seiner in dieser Abhandlung auch benutzten Untersuchung über Thor und seinen Hammer das Beste gethan. Zuerst ist von der Verehrung einer drei-

fachen Gottheit, der Trimurti der Indier, die Rede. Thor wird als der höchste betrachtet, ein Donnergott mit dem Blitz (Hammer), ein Aukuthor (fahrender), dessen Böcke wahrscheinlich Steinböcke gewesen (von dem Kaukasus her dem Volke noch bekannt); ja er selbst könne unter dem Bild eines Stiers vorgestellt worden sein. Er, dessen Dienst sehr verbreitet war, auch der celtische Taranis. Der zweite Gott wird Odin angegeben, das Sonnenauge, in dieser Beziehung Hlöder (von Hlod, Feuer) genannt. Freyr, der dritte, von dem Regen und Sonnenschein, die Fruchtbarkeit der Erde abhieng, ein hermaphroditischer Mondgott. — Dann wird natürlich die Sage von Har, Jafnhar und Thridie und die andere von Odin, Vile und Ve aus der Edda mit dieser Trimurti in Verbindung gesetzt. — Hierauf von der Verehrung der Elemente. Die (deutsche) Hertha ist als Erde, Aegir als Meer (doch über ihm noch Jormungandur, jene die Welt umfassende ungeheure Schlange), Udgarde-Loke als Feuer zu verstehen. — Vermuthungen über die geringeren Gottheiten (also doch mehr als blosser Naturdienst in jenen Zeiten): Tyr ist Kriegsgott, Bragi ein Orpheus, milde Friedenskünste, und Idunn sein Weib, die Äpfel der Unsterblichkeit gewährend. Auch die drei Schicksalsgöttinnen, die Nornen, Hilda die Kriegsgöttin (also neben Tyr), die schwarzen und weissen Alfen, die bösen und guten Disen, die Landvätter, die Trolde sind dieser vorodinischen Religion schon zugeschrieben. Als die vorzüglichsten Lehren derselben werden betrachtet: die Vorstellung von der Seelenwanderung, von welcher sich in den epischen Liedern der Edda Spuren finden; jene von dem Zustand nach dem Tode in
22 Gläsisvold und Udainsakur, an deren Stelle in der odinischen Religion die kriegerische Valhaull trat; von den Weltperioden, vor der jetzigen Welt nämlich gab es zwei zugleich bestehende, das südliche, glückliche Muspelheim und das nördliche, kalte Niflheim; endlich von dem Untergang der Welt durch Feuer und einer Erneuerung derselben. Noch wird einiges über Gottesdienst, Opfer, Weissagerinnen und Zauberei zusammengestellt, wobei die deutsche Velleda passend mit der Vola, deren Weissagungen (Völuspá) noch übrig sind, zusammengestellt.

Mit dem Schluss, worin zum voraus der letzte Odin ein Schamane und seine Reformation lamaischer Priesterbetrug genannt ist, wird nicht jeder einstimmen.

Zu den wichtigsten Forschungen in ihrem Fache gehört die neueste Arbeit von Rask: Untersuchung über den Ursprung der altnordischen oder isländischen Sprache, eine von der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Preisschrift (Kjöbenh. 1818). Diese Schrift, in welcher der Gewinn zwölfjähriger Studien aufgestellt ist, wurde während des Aufenthalts des Verfassers auf Island ausgearbeitet, im Jahr 1814 nach Kopenhagen gesendet und im Sommer 1817 durch königliche Unterstützung zum Druck befördert, als der Verfasser schon seine Reise zur näheren Ergründung der europäischen und kaukasischen Sprachen angetreten hatte. Zur Lösung dieser Aufgabe hat er hier den natürlichsten Weg: eine Vergleichung der umgebenden alten Sprachen (denn auf die bekanntlich später entsprungenen war keine Rücksicht zu nehmen) eingeschlagen. Er hat den Hauptsatz gewonnen, dass die altnordische Sprache sowohl als die deutsche, welche beide er mit dem gemeinschaftlichen Namen der gothischen bezeichnet[1]), ihre Quelle in der altthracischen habe, oder dass sie, was ihre Hauptbestandtheile angehe, aus dem grossen thracischen Stamme entsprossen sei, deren älteste Überreste allein noch im Griechischen und Lateinischen sich erhalten. Hierbei kommt auch die Ähnlichkeit der Runen mit der ältesten phönicisch-griechischen Buchstabenreihe in Betracht. In jenem Sinne nennt er die thracische die Wurzel, und der Hauptbestandtheil des Buches ist eine Vergleichung

[1]) Wir gebrauchen dafür germanisch, gewiss nicht aus falscher Ruhmsucht, denn an sich ist eins so richtig oder unrichtig, wie das Andere, sondern weil dafür, wenigstens bei uns, einiger Sprachgebrauch entscheidet. Da kein allgemeiner Name vorkommt, so wird man sich auch hier in die Eigenthümlichkeit finden müssen, wornach grosse Völker so oft nach einem einzelnen manchmal kleinen Theil benannt werden: die Deutschen verstehen unter langue allemande doch niemals die allemannische Sprache in Hebels Gedichten, sondern ihre allgemeine. So sehr sich Dänen und Norwegen dagegen sträuben, unter den Germanen begriffen zu werden, so bestimmt regt sich bei uns das Gefühl des Unpassenden, wenn die Schwaben, Franken, Niedersachsen und Engländer auch Gothen genannt werden.

des Nordischen mit dem Griechisch-Lateinischen. Eine Untersuchung über das Verhältnis der germanischen zu den asiatischen Sprachen, namentlich der indischen, hat der Verfasser am Ende ausdrücklich abgewiesen. Sollte sich zwischen beiden eine noch grössere Übereinstimmung darthun, so würde die hier angefangene Untersuchung fortrücken und wir dem eigentlichen Ursprung noch näher kommen. — Seine Aufgabe hat der Verfasser mit Fleiss, Gelehrsamkeit und nicht gewöhnlichem Scharf-
23 sinne gelöst, und der an sich zwar keineswegs neue Satz ist auf eine neue und, so weit es bis jetzt möglich war, vollständige Weise durchgeführt. Es versteht sich, dass der Verfasser den inneren Bau der Sprache als die Hauptsache betrachtet. Gleich am Anfang zeigt er, durch das Mittel des Mösogothischen, wie das noch jetzt lebendige Isländische die Aussprache des Griechischen bestimme; die Erasmische wird als die richtige anerkannt, jedoch mit einigen Einschränkungen, wornach man nämlich ohne Rücksicht auf Accente die Buchstaben und Doppellauter überall gleich aussprechen muss, insbesondere aber ει wie ι (Νειλος also wie im Lateinischen Nilus); wobei nur zu bedenken bleibt, dass umgekehrt in anderen germanischen Sprachen, wie in englischen und deutschen Mundarten, das i, ie wie ei ausgesprochen wird, z. B. im Paderbörnischen Weise, Freide für Wiese, Friede. Ferner das ζ lautete wie sd. Zu Ulphilas Zeit gieng die Aussprache schon in die jetzige neugriechische über. Auch die Gesetze des Wohlklangs zwischen dem Isländischen und Griechischen zeigen Ähnlichkeit; z. B. von vatn der Genitiv vatz wirft das n weg und wird wie vaz ausgesprochen, so das griechische πᾶς für πανς. Die lateinische und griechische Declination und Conjugation wird zuerst nach einem einfacheren System dargestellt, dann geht der Verfasser zu einer Vergleichung der Formen und Endigungen im Einzelnen über, indem er betrachtet, wie sich die isländischen zu den thracischen verhalten, wobei das nahverwandte Mösogothische und Litthauische die wichtigsten Hilfsmittel darbieten. Das ganze Detail der Untersuchung ist anziehend und voll scharfsinniger Bemerkungen; so ist, um nicht bloss im Allgemeinen zu loben, S. 208. 209 gewiss überraschend dargethan, wenn es vielleicht auch Wider-

sprüche erfährt, dass der isländische Dat. Pl. auf um mit dem griechischen auf σι νσι εσι und dem lateinischen ibus durch das Mittel des Litthauischen, welches das b mit einem m vertauscht, zusammenkommt. Es fragt sich bei solchen Behauptungen nur, und zumeist bei jemand, der so vorsichtig Schritt vor Schritt geht, wie der Verfasser, ob es nicht wohl gethan wäre, manches als eine wirkliche, der verschieden wirkenden Lebenskraft der Sprache zuzuschreibende Abweichung hingestellt sein zu lassen, statt es als eine blosse, nach irgend einer Analogie entstandene Umänderung zu erklären, wenn auch der in die Augen fallenden Übereinstimmungen weniger werden sollten. Denn wohin sollte man nicht gelangen, wenn man die so oft hervorbrechende Identität der Vocale und die S. 213 bemerkte Regel anwenden kann, wornach das Isländische einen Selbstlaut am Ende eines Wortes fortzuwerfen, dagegen, ist ein Mitlauter dabei, den Selbstlaut zu behalten und jenen wegzuwerfen pflegt, wovon doch s gleich eine Ausnahme zu Gunsten des wieder umgekehrten Falles macht, wo nämlich der Consonant, in r verwandelt, bleibt und der Vocal wegfällt. Ein Beispiel wird die Sache deutlich machen. In der isländischen Sprache findet sich in allen dreien Geschlechtern eine einfachere Declination (Rask Gr. 1. 3. und 6), welche im Singularis der bestimmten Declination der Adjectiva entspricht. Das Neutrum hat alle 4 Casus gleichlautend; das Masculinum hat im Nominativ i, in den übrigen Fällen a, das Femininum im Nominativ a, in den drei übrigen u. Ihr steht eine andere Art der Declination entgegen, die mannichfachere und unbestimmtere Formen hat. Dieser Gegensatz drückt die beiden Gesetze aus, welche bei der Sprachbildung wirken, das eine dringt auf Stätigkeit und Einfachheit der Formen, man könnte es das feststehende, erhärtende, äusserliche, abschleifende, das andere aber, das Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit erzeugt, das organische, hervortreibende nennen. Jenes führt der Reichthum der Wörter und Gedanken, 54
die Ausbildung des Geistes, herbei, der die Sprache nur als ein ihm unterwürfiges Werkzeug handhabt; dagegen bei dem organischen Princip wirkt die Sprache selbst als etwas Lebenskräftiges nach herrlichen, über dem menschlichen Geist stehenden Natur-

gesetzen; er ist ihr unterworfen und dient ihr als Werkzeug, wodurch sie sich äussert. (Wer bloss nach einem von beiden Punkten etwa die germanische Sprache geschichtlich betrachtet, findet sie entweder mächtig und gewaltig herangewachsen, um das Höchste und Tiefste auszusprechen, oder sieht in ihr eine erbärmliche Entstellung und hilflose Versunkenheit von der ersten reinen Höhe. Vielleicht hat die deutsche Sprache noch die glücklichste Mischung beider Richtungen, denn wo die vereinfachende, durch die Schrift feststellende vorherrscht, da verliert sich das Lebendige, und der völlige Sieg würde das Ersterben der Sprache sein; dagegen wo das Organische, das keine Schrift stätigt und festhält, vorherrscht, da löst sich die Sprache in endlose Mundarten auf, die am Ende das Gemeinsame kaum noch erkennen lassen. So sollen z. B. in Südamerika, wie in China, die mannichfaltigsten Mundarten ganz nah neben einander bestehen; auch die Neger haben so verschiedenartige Sprachen, dass bis jetzt ihr Gebiet noch nicht zu übersehen ist.) Im Altnordischen scheint die einfache Form sehr eigenthümlich gebildet; die Beugung im Singularis wird nur durch den hellsten und tiefsten Vocal a und u bewirkt; i, welches in den anderen Declinationen im Dativ sich zeigt und nach dem Verfasser im Griechischen eigentlich überall dessen Endigung ausmacht, kommt hier nicht vor, und die jedesmalige völlige Gleichheit der Casus ist ganz gewiss kein Zufall. Durch die Erklärung des Verfassers wird sie indessen aufgehoben. Um beim Masculinum stehen zu bleiben, so erkennt er im Genitiv a das griechische ου, eigentlich εο, οο; im Dativ a das ῳ, eigentlich οι, das i sei weggeworfen und o wie im Genitiv in a verwandelt; im Accusativ a das griechische ον, wo ν wieder weggefallen ist. Im Plural begegnen wir noch zwei Endigungen auf a, dem Genitiv a, welcher aus ων, αων, und dem Accusativ a, welcher aus ας hergeleitet wird. Man muss die Ausführung in der Schrift selbst lesen, wo das Grelle, das nach dem ersten Anblick in den Behauptungen liegt, sich mildert und in jedem einzelnen Fall die Wahrscheinlichkeit der Umänderung einleuchtend gemacht wird, doch darf man darüber das Ganze nicht vergessen. Der Verfasser kann anführen, dass er die einfache isländische Declination wiederum

aus der einfachen thracischen erkläre, und diese ursprünglicher nennen, weil sie mannichfaltiger ist als jene; aber es ist zu bedenken, wenn auch gemeiniglich die in den Formen mannichfaltigere Sprache die ältere ist, das heisst, das vereinfachende Princip erst späterhin die Oberhand zu erhalten pflegt (wie z. B. im Englischen, Plattdeutschen und Dänischen), gleichwohl jene ursprünglicheren, mannichfaltigeren Formen auf einfachere, wenn auch nur ideale zurückweisen, wie dies die erste und zweite griechische Declination thut; dies erkennt Rask insofern auch an, als er das a im Singular aus der zweiten, das a im Accusativ Pluralis aber aus der ersten oder dritten (nach Rask dritten oder fünften) herüberholt. — Nachdem der Verfasser seine Vergleichung durch die ganze Grammatik durchgeführt hat, liefert er 352 übereinstimmende Wörter, und zwar nicht etwa zufällig aufgefundene, sondern ausgesuchte; die allerersten und nothwendigsten in einer Sprache, worauf die Gedanken sich zuerst wenden müssen: die Namen von den uns umgebenden Naturgegenständen, den Theilen des menschlichen Leibes und dergleichen.

Vor dieser eigentlichen Hauptarbeit gehen Vergleichungen mit den anderen umgebenden Sprachen voran. Die Grönländische ist völlig verschieden. Die Idee der Franzosen, 35
dass die celtische die Mutter aller übrigen sei, wird natürlich zurückgewiesen und die Übereinstimmung des Kymrischen (Kornwallisischen), eines Zweiges des Celtischen, in dem Wortvorrath mit der germanischen Sprache einer Mischung zugeschrieben, in ihrem inneren Bau und Wesen sind beide aber verschieden. Das Finnische zeigt ebenfalls keine Grundverwandtschaft, obgleich beide Sprachen manche Wörter von einander scheinen geborgt zu haben; das Verhältnis ist etwa, wie bei dem Celtischen, nur dass dieses mehr unmittelbare Verbindung mit dem Deutschen, das Finnische mehr mit dem Nordischen zeigt. Hierbei wird die historische Bemerkung gemacht, dass, als der germanische Stamm aus Süden, theils über die Ostsee, theils durch Deutschland nach dem Norden sich zog (fälschlich nimmt man an, durch Finnland und die Aalandsinseln nach Schweden), hätten die ältesten Bewohner, die sich vor-

fanden, sämmtlich zu dem finnischen Stamm gehört und wären von den Ankommenden immer weiter nach Norden zurückgedrängt worden. Dagegen nahe Verwandtschaft der finnischen und ungarischen Sprache ist als entschieden anzusehen. Die slavischen Sprachen zeigen in grammatikalischer sowohl als lexikalischer Beziehung eine wesentliche und bedeutende Verwandtschaft mit der germanischen; sie sind daher sehr wichtig für die Erklärung der nordischen, können aber doch nicht als die Quelle desselben betrachtet werden. Was die lettische Sprache betrifft, so enthält sie deutliche Zeichen der Selbstständigkeit, und die Litthauen selbst sind als ein alter nach Preussen eingewanderter Volksstamm zu betrachten, nicht aber als eine im 4. oder 5. Jahrhundert an der Weichselmündung entstandene Mischung von Gothen, Slaven und Finnen. Die Sprache ist mit der slavischen und germanischen nah verwandt, worin beide übereinstimmen, das ist ihr gleichfalls eigen, ausserdem aber besitzt sie noch Ähnlichkeiten mit einer jeden, welche diesen nicht gemeinschaftlich sind. Vielleicht kommt sie mit der germanischen mehr in grammatikalischer, mit der slavischen mehr in lexikalischer Hinsicht überein. Dennoch lässt sich weder schliessen, dass sie aus der germanischen oder slavischen, noch dass diese beiden aus ihr entsprungen seien, sondern sie gehört einem eigenen, nahverwandten Stamme an, welcher mit jenen eine gemeinschaftliche Wurzel hat. Der thracischen ist sie am nächsten verwandt, weshalb sie auch bei der Vergleichung des Isländischen und Griechisch-Lateinischen das wichtigste Mittelglied war. Der Verfasser führt Gründe an, wornach es sehr wahrscheinlich ist, dass die Litthauen in den ältesten Zeiten das Innere von Russland und Pohlen bewohnt haben und hernach erst in die Sitze germanischer Völkerschaften in Litthauen und Preussen sich eindrängten. Betrachtet man nun Odins Einwanderung aus Skythien (Svithiód hin mikla, wornach Schweden, Svithiód, gleichsam Neu-Skythien, den Namen erhalten), so bildet der germanische Stamm in den ältesten Zeiten eine zusammenhängende Kette von dem schwarzen Meer und dem Tanais nach der Weichsel, Nord- und Ostsee, welche hernach getrennt wurde, theils durch des eigenen, theils des lettischen

und slavischen Stammes Wanderungen. Der nordöstliche Theil, welcher über die Ostsee nach Skandinavien gedrängt wurde, war also ein unmittelbarer Nachbar des lettischen gewesen. — Wir müssen noch des Abschnitts über Etymologie überhaupt gedenken, welcher das Werk einleitet. Der Verfasser stellt dafür Grundsätze auf. Auch in diesen Betrachtungen ist der scharfe, umsichtige Verstand, welcher die Sache nach ihren mannichfaltigen natürlichen Seiten ins Auge gefasst hat, zu erkennen. Dabei kommen im Einzelnen schöne Erläuterungen vor; so wird z. B. gezeigt, wie ungeschickt man das dänische 38
Jordemoder (Erdemutter, Hebamme) durch eine falsche Etymologie in Gjordemoder (Gürtelmutter) entstellt hat, (es deutet, wie auch der deutsche Name, auf den altheidnischen Gebrauch, das neugeborene Kind nämlich auf die Erde zu legen, bis der Vater bestimmt hatte, dass es am Leben bleiben sollte; dann wurde es aufgehoben und bekam einen Namen). Als ein Hauptfehler bei den Sprachableitungen wird angegeben, dass man das Materielle oder Lexikalische und das Formelle oder die grammatikalische Bildung nicht gehörig unterschieden habe. Die Übereinstimmung in der Grammatik ist ein viel sicheres Zeichen der Grundeinheit, da man findet, dass eine Sprache, in die eine andere gemischt wurde, selten Formveränderungen oder Beugungen von dieser annimmt, dagegen ihre eigenen schneller verliert; so hat das Dänische keine Endigungen von dem Deutschen oder das Spanische von dem Arabischen angenommen. Eine Rücksicht scheint uns der Verfasser doch nicht bei der Etymologie beachtet zu haben, nämlich jene Einwirkungen, welche die dem Menschengeist verliehenen, in der Mythologie überlieferten Grundanschauungen unleugbar auf die Bildung der Sprache haben. Daher und gewiss nicht aus sinnlicher Wahrnehmung lässt sich z. B. oft nur das Zusammenfliessen der Gegensätze in einem und demselben Worte erklären, wie Wicht gleich dem nordischen vâtter (etwas und nichts), Alpe (Berg und Fluss, Elbe), Au (Feld und Bach) usw. Deshalb sollte der Verfasser (S. 46) die bekannte, nur einseitig gefasste Erklärung von lucus a non lucendo nicht so sehr wegwerfen, man könnte auch sonst dafür anführen, dass gerade von ihrer Dunkel-

heit die Wälder benannt werden und dies nicht, wie er meint, hier eine Nebensache ist; das nordische Myrk-vithr ist unser Schwarzwald, und Skogr lässt sich wohl von skuggi, ský, σκιά ableiten. So rechtfertigt sich auch die Ableitung des lucus von λύκη für λύγη, Schatten, welches doch wieder von einem alten λύξ, lux, abstammt. Die Gegensätze in den ersten und natürlichsten Dingen geben oft noch sichtbar die ihnen zu Grunde liegende ungetheilte Einheit zu erkennen; z. B. gleich πατὴρ und μήτηρ, dor. μάτηρ, werden nur mit einem oberflächlichen Schein durch eine Abstammung von πάω pasco und μάω desiderio complector (bei Lennep) erklärt, sie haben ohne Zweifel eine gemeinschaftliche Wurzel, jene, aus welcher sich die grosse Kette von Wörtern (Atti, Gott, Thiod, Teut, Zeus usw.), die das Göttliche in den menschlichen Dingen aussprechen sollen, entwickelt hat. Dabei ist nicht zu vergessen, dass nach der obigen Ableitung μάτηρ auch insofern nicht richtig wäre, als es eine männliche Form hat, und nach der Analogie μητέρα heissen müsste. Es wird damit nicht gesagt, dass der Verfasser dieser Ansicht entgegen wäre, es soll bloss der Wunsch ausgedrückt sein, dass er auch diesen Einfluss auf Sprachbildung bei der Etymologie der Rücksicht werth halten möge. — Zum Schluss loben wir noch an dem Ganzen die Freiheit und Unbefangenheit des Urtheils, der Verfasser erkennt die Vorzüge jeder Sprache in ihrer Eigenthümlichkeit an und geht nicht darauf aus, wie es bei solchen Untersuchungen häufig geschieht, irgend einer das Übergewicht und den Vorrang zuzuwenden; eine gewisse Vorliebe für die Muttersprache ist dabei sehr natürlich.

Die beiden neuesten Arbeiten des Arnamagnäanischen Instituts (dessen Mitglieder jetzt Cold, Kall, Schlegel, Thorlacius, Werlauff und Müller sind) liefern den zweiten Band der alten Edda, von welchem hernach besonders die Rede sein wird, und ein Rechtsbuch: Magnus Konongs Laga-Bäters Gula-Things-Laug. (Regis Magni legum reformatoris leges
57 Gula-Thingenses sive jus commune Norvegicum. Ex manuscriptis legati Arna-Magnaeani, cum interpretatione latina et danica, variis lectionibus, indice verborum et IV tabulis aeneis. Hav. 1817 in 4°.) Peter Kofod Ancher, der Verfasser der

dänischen Rechtsgeschichte, hatte vor, ein Corpus juris Dano-Norvegici antiqui herauszugeben, starb aber; mit gegenwärtiger Ausgabe eines der wichtigsten Stücke wird der Plan wieder aufgenommen. Der norwegische König Magnus, ein Enkel von Sverre, sammelte und revidirte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, nachdem eine stürmische und unglückliche Zeit vorübergegangen war, das gemeine norwegische Recht, woher ihm der Beiname Lagabôtir (Gesetzverbesserer) zugekommen ist. Die Grundlage sind uralte aus der Eigenthümlichkeit des Volks erwachsene Rechtsgebräuche und Formeln, welche schon Hakon, Sohn Harald des Haarschönen, im Jahr 940. 941 zusammenfasste, als Urheber eines Codex juris Gulensis antiqui. König Magnus gab nach den vier grossen Gerichtsbezirken des Reichs vier Haupt-Gesetzbücher; das gegenwärtige wird nach dem Gerichtsbezirk genannt, welcher auf der Insel Guley bei Bergen seinen Sitz hatte, wo es im Jahr 1274 auf dem grossen Thing vom Volke angenommen wurde. Diese vier Gesetzbücher sind aber dem Inhalte nach vollkommen übereinstimmend, bloss der voranstehende Thingfarar-bólkr belässt jedem Gericht gewisse Eigenthümlichkeiten (vgl. J. Grimm Litteratur der altnordischen Gesetze in Savignys Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft III, S. 101. 102). In der Folge wurde dieses Gesetzbuch aus Mangel an Kenntnis der alten Sprache, durch falsche Interpretation und Einschiebung ungeschickter Glossemata unglaublich verderbt und entstellt; der Willkür wurde gar Thür und Thor geöffnet, als jedes Gericht sich derjenigen dänischen Übersetzung bediente, die ihm gerade beliebte. Daher empfand man schon seit dem sechszehnten Jahrhundert unter Christian III das Bedürfnis einer Reinigung des Rechts lebhaft; Christian IV veranstaltete eine Revision, aber sie misslang, da diejenigen, welchen sie übertragen wurde, der Arbeit nicht gewachsen waren. Gegenwärtige Ausgabe, die man gleichfalls der Freigebigkeit des Königs verdankt, und die vorzüglich Thorkelin besorgt hat, liefert nach dem besten Codex (doch ist er tradux, ein Original gibt es nicht mehr) die Urschrift ohne Veränderungen und aus den übrigen, vorne besonders beschriebenen, in ziemlicher Anzahl vorhandenen reichliche

Varianten; weitere kritische Bearbeitung konnte nicht statt finden. Ferner: eine dänische und lateinische Übersetzung; dänische gibt es zwar von dem Jahr 1448 an bis zu der von H. Paus, welche 1751 erschien, handschriftliche und gedruckte, in Menge, sie sind in der Vorrede angeführt, aber keine davon war zu gebrauchen. Endlich, ein index vocum et phrasium rariorum liefert Nachträge zu Biörn Haldorson, der die juristische Sprache in seinem Wörterbuch fast ganz übergangen hat; die Kupfertafeln enthalten Schriftproben der vorzüglichsten Handschriften.

Von der Sturlunga-Saga war die erste Abtheilung im Jahr 1817 zu Kopenhagen herausgegeben, jetzt (1818) ist mit der zweiten der erste Band vollendet. Sturlúnga-Saga eár Islendinga-Saga hin mikla. nú útgengin á prent ad tilhlutin hins islenzka bókmenta félags (die Sage von den Sturlungen oder die grosse Sage der Isländer. Auf Veranstaltung der isländischen Litteratur-Gesellschaft jetzt in Druck gegeben) in 4°. Hiermit ist die Hälfte einer der grössten Sagen gedruckt und zwar, weil die Ausgabe sonst zu kostbar würde und sie zumeist für Isländer bestimmt ist, diesmal bloss in der Urschrift ohne eine Übersetzung ins Dänische oder Lateinische. Sie enthält nämlich eine einigermassen zusammenhängende Geschichte der bürgerlichen Unruhen, welche die vorzüglichsten Geschlechter auf Island entzweiten, in einem Zeitraum von etwa 150 Jahren, indem sie mit dem Jahr 1116 anfängt und mit der freiwilligen Unterwerfung der Insel unter den norwegischen König Hagen Hagensen im Jahr 1261 endigt. Insofern ist es eine allgemeine Sage der Isländer, sie heisst aber auch sehr schicklich Sturlungen-Sage, weil die Geschichte dieses Geschlechts, welches das herrschende und mächtigste war, den Hauptgegenstand der Erzählung ausmacht. In ihre historische Wahrheit ist kein Zweifel zu setzen, sie übertrifft vielmehr in dieser Hinsicht alle anderen Sagen; doch muss man, wie P. E. Müller bemerkt, zugestehen, dass die verwüstenden Kriege der Aristokraten, welche hier beschrieben werden, weniger Theilnahme erregen, als die in den anderen Sagen so lebendig dargestellten Fehden Einzelner, wo sich mehr geistige und leibliche Stärke entwickelte.

Was den Verfasser der Sturlunga-Saga betrifft, so ist gewiss, dass der spätere Theil von Sturle Thordsen, einem Brudersohn des berühmten Snorre Sturleson, herrührt. Er stand bei dem König Hagen Hagensen in Gunst und wurde zum Laugmand über Island ernannt. Der erste Theil der Sage bis zum Jahr 1201 wird nach dem Vorgang vorzüglicher Gelehrten, Torfäus, Fin Johnsen, Schönings u. a. dem Bischof Brand Sämundsen auf Holum zugeschrieben, allein P. E. Müller, der die Stelle, worauf sich die Vermuthung stützt, in der Sagenbibliothek I, S. 245. 246 mittheilt, hat gegründete Einwendungen dagegen gemacht. Soviel ist gewiss, dass der Stil sich sehr verschieden zeigt und das Ganze im Verlauf der Jahrhunderte Veränderungen erlitten; namentlich sind spätere Zusätze eingerückt worden, welche von Sturle unmöglich herrühren können. Auch ist keine der Handschriften, welche dieser Ausgabe zu Grunde liegen, älter als der Anfang des 17. Jahrhunderts. Die Vorrede zu dieser Ausgabe ist von B. Thorsteinson unterzeichnet. [Vgl. Kl. Schr. II, S. 226 f.]

Wir gedenken zuletzt noch einer Ankündungsschrift: Proben von dänischen Volkssagen, gesammelt von J. M. Thiele. Mit einer Vorrede vom Professor Nyerup, Kopenhagen 1817. Der Verfasser, den Nyerup bereitwillig einführt, hat bloss in Seeland aus mündlichen Überlieferungen und gedruckten oder handschriftlichen Werken, doch aus diesen die geringere Anzahl, an zweihundert Sagen gesammelt. Er theilt hier achtzehn mit und gedenkt die übrigen in ähnlichen einzelnen Heften bekannt zu machen; zugleich lädt er andere zur Theilnahme ein, indem, was er gesammelt, kaum ein Drittel von dem ausmacht, was noch zurück ist. Das Unternehmen sowohl als die Ausführung verdient Beifall; es ist nichts verändert noch zugesetzt, sondern die Sage schlicht erzählt, so dass ihr oft poetischer oft bedeutender Inhalt ungetrübt überliefert wird. Wenn die Sache, wie zu wünschen ist, guten Fortgang hat, so wird überhaupt das Verständnis der Sagen, besonders aber der deutschen, gar sehr zunehmen; ausserdem erhält man ein angenehmes Buch, wodurch sich erkennen lässt, was das Volk noch jetzt poetisch erfreut und bewegt, während Aufklärungen über alte Sitten und Gebräuche nicht ausbleiben werden, namentlich die verwandten

Kämpe-Viser können daher mancherlei gewinnen. Der erste Band (Danske Folkesage. Kiöbh. 1818. 200 S. in 8°) liegt bereits vor uns, auch ein zweiter soll erschienen sein.

Man kann von einer Litteratur nur dann sagen: sie ist wirklich da, sie lebt, wenn sie aus der Mitte eines innerlich gefühlten Bedürfnisses hervorgewachsen ist. Zwar kommen durch künstliche Mittel Werke zu Stand, welche bei der darauf verwendeten Arbeit und Gelehrsamkeit Achtung verdienen; sie gewähren auch wohl den Schein einer vorhandenen Litteratur, selbst, unter glücklichen Verhältnissen, mit einigem Schimmer, aber das Scheinleben sinkt, sobald die Triebfedern nachlassen, gleich wieder zusammen. Etwas von dieser Natur hat die vorhergehende Periode in den siebenziger und achtziger Jahren gehabt; es war mehr die Regierung, welche die Sache beförderte, als eine wirklich vorhandene natürliche Neigung dafür. Es ist erlaubt, diese Bemerkung auch in der Ferne zu machen, da sie sich selbst bei einem einheimischen Schriftsteller findet (vgl. P. E. Müller über die Wichtigkeit der isländischen Sprache S. 129). Dann geschieht es wohl, dass grosse Werke angefangen werden, aber unvollendet liegen bleiben, wie es mit der Edda, Heimskringla, Niála-Saga der Fall war: über die Kraft des Anstosses hinaus zeigt sich keine Bewegung, und freiwillig bildet sich nichts mehr, wie bei zurückgezogener Wärme die Stubenpflanze abtrauert. Der jetzigen Periode dagegen wird niemand wirkliches Leben und Dasein absprechen wollen. Wie in Deutschland, so hat auch bei den Dänen die Erfahrung der jüngst verflossenen Zeit den Blick auf das Alterthum gelenkt, nicht als auf etwas Veraltetes oder öd Abliegendes, sondern als auf die rechte Quelle der Gegenwart, die in der Erkenntnis des einheimischen und vaterländischen sich selbst wiederfinden und stärken soll. Ein Zeichen dieses rechten Lebens ist der Zusammenhang, der sich in den verschiedenartigen Bestrebungen äussert: einer arbeitet dem anderen ohne Abrede in die Hände und fühlt die Nothwendigkeit, dass aus dem Einzelnen ein gegenseitig sich stützendes und festhaltendes Ganzes zusammenwachsen müsse. Ob die Gelehrsamkeit damals grösser war oder

nicht, kann unentschieden bleiben, fruchtbarer ist sie jetzt gewiss; so ausgezeichnete und gründliche Sprachkenntnisse Skule Thorlacius in allen seinen Arbeiten an den Tag gelegt hat, so ist doch das, was Rask schon geleistet, während er zu so manchem noch Hoffnung macht, von grösserem Erfolg, eindringlicher und umfassender. Jetzt ist die Sprache durch eine Grammatik und ein Wörterbuch zugänglich geworden, ihr Ursprung und eigenthümlicher Werth, ihre Wichtigkeit nach verschiedenen Richtungen erläutert, die Wahrheit der alten Sagen, die Originalität der Poesie dargethan, eine Übersicht der Masse geliefert. Dabei werden die wichtigsten Quellen zu Tag gefördert, und es ist erfreulich zu sehen, wie durch die sorgfältige Ausgabe der Volkslieder und die Sammlung der noch vorhandenen Volkssagen der Kreis erweitert und der lebendige Zusammenhang des Alterthums mit der Gegenwart anerkannt wird. Gelangen die bereits angefangenen Arbeiten, woran gar nicht zu zweifeln steht, zur Vollendung und werden noch einige besonders wünschenswerthe unternommen, wie etwa die Ausgabe der prosaischen Edda nach den Vorarbeiten des John Olafsen von Grundvik, ein Wörterbuch der poetischen Sprache, die Ausgabe der Laxdâla-Saga, ein umfassendes Werk über die Runen[1]); so wird für das Hauptsächlichste gesorgt sein und das Studium der Quellen ungestört fortschreiten können. Tritt dann noch eine genaue Erforschung der heutigen Sprache, der noch gültigen Rechtsgebräuche, kurz dessen hinzu, was sich aus dem Leben frei und natürlich herausgebildet, so wird die Bedeutung des Alterthums erst recht klar werden. Daher ist auch die Vollendung des grossen dänischen Wörterbuchs[2]) zu wünschen und eine Untersuchung der merkwürdigen verschiedenen Mundarten des Nordens. Über die faröische hat Rask am Schlusse seiner isländischen Grammatik einen Abschnitt geliefert, Laurentius Hallager ein norwegisches Wörterbuch mit

[1]) Thorlacius d. V. hatte ein solches vor, wenigstens eine grössere Arbeit über diesen Gegenstand. (S. Nyerup historische statistische Schilderung S. 52.) Es ist aber wohl nichts davon erschienen?

[2]) Erster Band A—E. Kopenhagen 1793. Zweiter Band F—H. Daselbst 1802. Buchstabe J. Daselbst 1808.

einem Anhang von Liedern in der Bauernsprache (Kopenhagen 1802. 8°). Jung hat den Charakter, die Sitten und die Sprache des nordseeländischen Volks beschrieben (Kopenhagen 1798. 8°).

Die unerzwungene Neigung für das Alterthum offenbart sich auch darin, dass man sich nicht bloss auf das Altnordische beschränkt, sondern die Betrachtung auch auf das damit in Beziehung Stehende hinwendet. Es ist jenes natürliche Gefühl, dass ein volles Verständnis nicht möglich ist, wenn man nicht weiss, wie weit die Wurzeln des eigenen Stammes gedrungen sind, wie sie sich mit anderen verflochten haben und welche Nahrung von dorther zugeflossen ist. Der Rücksicht auf altdeutsche Litteratur brauchen wir kaum zu gedenken, sie versteht sich von selbst; so wie wir unser Alterthum ohne Hilfe des nordischen nicht verstehen und erklären könnten, so wird man auch des deutschen dort nicht entbehren wollen. Nyerup hat schon früherhin symbolae ad literaturam teutonicam geliefert, und fast der ganze zweite Band der Edda-Lieder handelt ja von einer beiden Völkern gemeinen und nur gemeinschaftlich zu erläuternden Stammsage.

Auch die Rücksicht auf die angelsächsische Sprache und Litteratur ist eine Folge der neuerweckten Liebe für das Alterthum. Der Zusammenhang derselben als eines Zweiges des grossen Sprachstammes mit dem Norden, so wie mit dem Deutschen fällt in die Augen. Aber ohne gründliche Einsicht konnte das Anlass gerade zu den verkehrtesten Behauptungen geben. Rask ist auch hier zuerst zu nennen, er hat zu Stockholm, aber dänisch, eine angelsächsische Sprachlehre verbunden mit einem Lesebuche 1817 herausgegeben. Er hat in der Einleitung die Grenzen der Verwandtschaft, die Unabhängigkeit des Angelsächsischen vom Nordischen wie das Umgekehrte hinlänglich dargethan. Früher schon hatte er den schon oft abgedruckten Bericht Ottars und Wulfstans an den König Alfred über ihre Reise bearbeitet (Kopenhagen 1816)[1]). Der Text ist vielfach berichtigt und ausser einer dänischen Übersetzung sind kritische Anmerkungen und sonstige Erläu-

[1]) Steht auch in den Schriften der skand. Litt.-Gesellsch. von 1815.

terungen zugefügt. Voran geht, wie schon in anderen Ausgaben, König Alfreds eigener kurzer Bericht. Im Jahr 1815 gab Grim Johnsen Thorkelin heraus: de Danorum rebus gestis sec. III et IV poema danicum dialecto anglo-saxonica. Ex bibliotheca Cottoniania Musei brittanici. Das auf dem Titel angegebene Zeitalter ist bloss nach der Meinung des Herausgebers bestimmt; die Handschrift rührt aus dem 10. Jahrhundert. Der Text bedarf einer kritischen Bearbeitung; N. F. S. Grundvig soll Anmerkungen dazu geliefert haben.

Auch in der altfranzösischen Litteratur hat man nach Aufklärungen gesucht, und der Philolog Brönsted hat, als Ertrag seiner Nebenstunden, Beiträge zu der dänischen Geschichte aus ausländischen Handschriftensammlungen (bis jetzt zwei 41
Hefte, Kopenhagen 1817. 1818) geliefert, worin man zum ersten Mal grössere und zusammenhängendere Stücke von der Reimchronik des Robert Vace (Romanz de Ron [Rou, publié par Pluquet, Rouen 1827]), welche von Hasting, Rollo und anderer Normänner Thaten in Frankreich und der Bretagne handlen, aus Pariser Handschriften im Original mit dänischer Übersetzung findet.

Gleichfalls ist des Vorhabens zu gedenken, die durch inneren Werth ausgezeichneten Werke der altnordischen Litteratur vermittelst ansprechender Übersetzungen ins Dänische jedermann zugänglich zu machen und sie auf diesen Wegen schneller auf die Bildung der Gegenwart einwirken zu lassen. Nik. Friedr. Sev. Grundtvig zeigt sich hier besonders thätig, schon früher (in der Neujahrsgabe Heimdal von 1816) hatte er die Norna-Gests-Saga übersetzt, jetzt aber hat er angefangen, die Heimskringla und den Saxo Grammatikus in dieser Hinsicht vorzunehmen, und von beiden Werken ist der erste Band (Kopenhagen 1818 in 4° splendid gedruckt) erschienen. Die Zuneigung ist auch noch von Pram und Tretschov unterschrieben als Mitgliedern der Gesellschaft für altnordische Werke (»for Nordens Oldskrifter«).

Erfreulich ist die Theilnahme der Regierung an dem Gedeihen dieser Litteratur. Ihre Einwirkung steht gegenwärtig in einer schönen Mitte. wie sie überall wünschenswerth wäre und ohne Zweifel am fruchtbarsten ist. Glaubt man bloss von

oben her durch reichliche Gewährung der äusseren Mittel im voraus eine wirkliche Blüthe hervorzulocken, so hat die Geschichte mehr als einer gelehrten Akademie das Gegentheil gelehrt. Man fängt die Sache verkehrt an und baut Häuser, bevor Menschen da sind, die sie bewohnen können. Auf der anderen Seite ist es auch gewiss, dass ohne Ermunterung und Unterstützung manches Talent mühsam sich durchringen muss und nicht selten verkümmert. Grosse Werke können nach der gegenwärtigen Lage der Dinge, wo diejenigen, welche die Wissenschaft achten und lieben, verarmt sind, bei denen aber, welche den Reichthum in Händen haben, jene wohlthätige Sitte, aus fortgepflanzter Achtung sie zu befördern, fast ausgestorben ist, ohne Hilfe von oben nicht mehr erscheinen. Die Aufgabe besteht also darin, den rechten Mittelweg zu treffen, und sie ist gewiss am besten und natürlichsten in der beständigen Bereitwilligkeit der Regierung gelöst, jeder einzelnen Arbeit, die aus wirklicher Neigung unternommen wird, fortzuhelfen oder den Stein des äusseren Bedürfnisses, der oft den edelsten Keim drückt, wegzuwälzen. Das Gelingen ist dann ebenso wahrscheinlich als das Misslingen bei anbefohlenen Werken. In Dänemark scheint der König ein natürliches Wohlwollen für die Wissenschaft zu hegen, wie es aus dem Gefühl entspringt, dass sie gerade das Dauernde und Bleibende suchen, wodurch ein Volk am ersten zu einem gesunden und kräftigen Dasein geführt wird. Die Unterstützung der Alterthumskunde ist insofern grossartiger und edler, als sich der Gewinn nicht sogleich oben abnehmen und praktisch verbrauchen lässt, worauf z. B. die Herrscher aus Napoleons Schule sahen, welche die Wissenschaft nur im Dienste ihres eigenen Vortheils erblicken wollten. Der König hat eine Anzahl von Werken, deren Erscheinung sonst sehr im Zweifel oder in der Zukunft lag, auf seine Kosten drucken lassen, er hat die Reise von Rask, der die Quellen der altnordischen Sprache in dem asiatischen Mutterlande erforschen will, möglich gemacht. Und das alles hat er in einer äusserlich gewiss nicht glänzenden Zeit gethan, wo die Kräfte des Staats für so manches dringende Bedürfnis der Gegenwart in Anspruch genommen wurden. Auch Privaten,

deren Namen in der Ferne nicht bekannt geworden, haben 42
wohlthätig gewirkt. So hat ein Ungenannter 1000 Thaler zu dem zweiten Bande der Eddalieder beigetragen. Der Geheime Conferenzrath Johann von Bülow zu Sanderumgard (der auch die Herausgabe der angelsächsischen Grammatik und des Knud Hennebergischen Werkes unterstützte) hat für die beste Abhandlung über den Zusammenhang der Religion der alten Nordbewohner und der indisch-persischen Nationen einen Preis ausgesetzt [1]). Hier sind auch die schon oben genannten Norweger J. Aall und C. Ancher zu rühmen, die zu ähnlichen Unterstützungen ihren Reichthum würdig angewendet. — Musterhaft ist die Errichtung der Commission für Bewahrung der Alterthümer. Eine Gesellschaft, die sich freiwillig vereinigt, hat einen sicheren Erfolg, wenn sie sich noch der Forthilfe der Regierung erfreut; sehr glücklich sind die Landesbehörden damit in Verbindung gesetzt und diejenigen zur Mitarbeit angeregt, deren Amt und Beruf schon dazu einladet. Auf diesem Wege allein kann etwas Durchgreifendes geschehen, Neues entdeckt, das Bekannte erhalten und eine Übersicht des Vorhandenen gewonnen werden.

Wenn bisher immer nur von Dänemark die Rede gewesen, so ist dies aus keinem anderen Grunde geschehen, als weil in Schweden solch ein lebendiger Mittelpunkt für die Alterthumswissenschaft sich nicht zeigt. Was dort geschieht, erscheint noch als etwas Vereinzeltes, wovon man sich eine rechte Wirkung nicht versprechen darf. Vielleicht kennen wir auch nur einen Theil der dortigen Arbeiten, da die litterarische Verbindung mit diesem Reiche (woran auch der dortige schlecht eingerichtete Buchhandel Schuld haben mag) erschwert ist, während mit Dänemark eine regelmässige stattfindet [2]). Sollte es sich wirklich

[1]) Öffentlichen Nachrichten zufolge (Hall. Litt. Zeitg. 1819, No. 69) hat die königl. Gesellschaft der Wissenschaft die Arbeit des Professors Finn Magnussen gekrönt, als ausgezeichnet durch Scharfsinn, Gründlichkeit und neue Ideen. — Hoffentlich wird sie bald im Druck erscheinen, so wie eine in der Vorrede zur Edda (II, p. XXIII) versprochene Abhandlung über ein gothisches Lied, das sich in dem Buch des Constantin Porphyrogenneta de Cerimoniis aulae byzant. erhalten.

[2]) Bei allem dem würde der Zugang zu der dänischen Litteratur immer

so verhalten, so würde wahrscheinlich das Urtheil nur etwas milder lauten, aber eine wirkliche Thätigkeit, wie in Dänemark, nicht verborgen geblieben sein. Gegen den wissenschaftlichen Geist und Sinn der Schweden, eines so ausgezeichneten Volkes, soll damit nichts gesagt sein; wenn er nicht auf das Alterthum gerichtet war, so muss der Grund in den eigenthümlichen Schicksalen dieses Landes gesucht werden. Ohne Zweifel wird die Theilnahme dafür wieder einmal auftauchen, und es ist wohl natürlich, dasjenige, was bisher geschehen, als Vorzeichen zu betrachten. Öffentlichen Nachrichten zufolge hat schon im Jahr 1816 der Freiherr von Stiernold eine Subscription eröffnet, um allmählich die wichtigsten Urkunden über die nordische Geschichte bekannt zu machen, welche guten Fortgang gehabt; es bereits das erste Stück dieses Werkes soll durch D. Fautt in Upsala ausgearbeitet sein[1]). — Pehr Tham, reicher Gutsbesitzer auf Dagnäs in Westgothland, schon aus Arndts Reise durch Schweden (I, 241 ff.) bekannt, ist Eigenthümer einer schönen Sammlung alter Denkmäler, worüber noch neuerdings Molbech in seinen Briefen aus Schweden (deutsche Übersetzung I, 371—375) Nachricht mitgetheilt hat[2]). Tham hat Westgothland und Bohus-Län durch G. G. Hilfeling, einen kundigen Mann, genau untersuchen lassen und angefangen die Alterthümer dieser Landschaften bekannt zu machen. Das erste Heft, das einen Theil von Bohus-Län begreift, ist mit einer Vorrede vom Bibliothekar C. Chr. Gjörwell schon 1794 zu Stockholm erschienen, aber ungeachtet der Klage, die darin über den Verfall

einige Schwierigkeit haben, es ist aber Schuldigkeit hier die ausgezeichnete Güte und Bereitwilligkeit dänischer Gelehrten in der Erfüllung litterarischer Bitten dankbar zu rühmen.

[1]) Nach den neuesten Berichten ist der erste Band der SS. RR. Suecicarum (158 Bogen in folio) von einer königlichen Commission ausgegeben worden. Es fragt sich, ob von jener Unternehmung die Rede ist. Von Warmholz bibliotheca historica Sveogothica sind die drei letzten Bände (XII—XIV) durch die Unterstützung des Kronprinzen zu Upsal 1817 erschienen. Ob von Adlersparres verdienstlichen historischen Sammlungen mehr als der 4. Band (im Jahr 1811) herausgekommen, weiss ich nicht.

[2]) Der 2. Band soll über die gegenwärtige schwedische Litteratur berichten, er ist mir aber, ob er gleich sammt dem dritten schon 1817 erschien, noch nicht zugekommen.

der Alterthumswissenschaft geführt wird, ist das verdienstliche Unternehmen doch gleich in Stocken gerathen (Göthiska Monumenter samlade och beskrifne af Pehr Tham in 4° mit 19 Kupfertafeln)[1]. — Vorzügliche Kenntnisse und Thätigkeit zeigt N. H. Sjöborg. Schon seine Disputationen (de praedio Ingestad und Topographia paroeciae Raflunda monumentorum quae circa sunt) lieferten Beschreibungen von Alterthümern[2]. In seinen Sammlungen zur Geschichte von Schonen (Samlingar till Skånes Historia och Beskrifning. Lund 1801) und Blekingen wird sich manche hierhergehörige Aufklärung und Nachweisung finden; einiges ist daraus in Arndts Reise (IV, 145. 191) mitgetheilt. Auch das altnordische sehr merkwürdige Lied Rígsmál (carmen gothicum antiquissimum Scaniae historiam illustrans) gab er (Lund 1801) heraus. Im Jahr 1802 erschien von ihm zu Lund eine Abhandlung über Runen und die Ragnar-Lodbroks-Saga mit einer schwedischen Übersetzung. Auch ein Stück von K. Magnus Lagabäters Gesetzbuch; im Jahr 1807 Monumenta lapidaria, quae in Scania exstant. Seine Einleitung zur Kenntnis der vaterländischen Alterthümer mit Kupfern ist gleichfalls noch nicht herübergekommen, dagegen kenne ich aus eigenem Gebrauch die spätere, wahrscheinlich ausführlichere Schrift: Versuch einer Nomenklatur der nordischen Alterthümer (Försök till en 44
Nomenklatur för nordiska Fornlemningar. Stockholm 1815. 8° mit Kupfern) als eine sehr schätzbare, fleissige Übersicht. Es ist darin der gewiss schwierige Versuch gemacht, die in mannigfacher Gestalt vorkommenden Hügel, Grabstätten, Steinkreise usw. zu unterscheiden und die aus dem Alterthum oder durch Überlieferung erhaltenen Namen darauf richtig anzuwenden; Kupfer liefern von jeder Gattung ein Abbild. Lobenswürdig

[1] Der von einem geborenen Schweden J. Gräberg von Hemsö im Ausland geschriebene Saggio istorico su gli Scaldi Pisa 1811 verdient weiter keine Rücksicht. [Vgl. J. Grimm in der Leipziger Litteraturzeitung 1812, No. 317, S. 2529—2532.]

[2] Wahrscheinlich sind zu Lund, der alten Sitte gemäss, noch mehrere Dissertationen erschienen, die sich ihren Gegenstand aus dem einheimischen Alterthum gewählt. Ich kann als Beispiel anführen: A. O. Lindforss diss. hist. de civitate Jomensi 1811. 4°.

ist auch, dass der Verfasser sich nicht bloss auf sein nächstes Vaterland beschränkt, sondern den ganzen Norden berücksichtigt hat; es ist sehr zu wünschen, dass der hier geäusserte Plan, welcher auf eine vollständige Zusammenstellung aller solcher Überreste des Alterthums in Schweden und Norwegen geht, zur Ausführung gelange. Überhaupt würde eine grössere Vereinigung und Annäherung der dänischen und schwedischen Gelehrten, die so natürlich ist, sich sehr fruchtbar beweisen; Rask hat in der Vorrede zu der angelsächsischen Sprachlehre darüber manches Wahre gesagt. Doch zeigen sich auch hiervon Vorboten, denn die neue Ausgabe der dänischen Kämpeviser scheint auf ein ähnliches Unternehmen in Schweden wohlthätig gewirkt zu haben, wo sie nicht der eigentliche Anlass war: Schwedische Volkslieder aus der Vorzeit. Gesammelt und herausgegeben von Er. Gust. Geijer und Arv. Aug. Afzelius. Erster Theil, Stockholm 1814. Die Sammlung selbst hat der letztgenannte Herausgeber gemacht, der auch durch eine Übersetzung der Hervarar-Saga (nach dem Text des Verelius) im Jahr 1811 seine Theilnahme an dem Alterthum gezeigt hat[1]). Dieser erste Theil (der zweite und dritte von 1816, womit das Werk geschlossen ist, sind noch nicht angelangt) enthält dreissig Stücke, grossentheils von ausgezeichnetem poetischen Werth. Von der dänischen unterscheidet sich diese Sammlung dadurch, dass sie fast lediglich mündliche Überlieferungen enthält und diese Quelle als die reichste und vorzüglichste anerkennt, während sie dort am spärlichsten floss. Zum Theil liegt dies in der Natur der Sache, da hier zum ersten Mal die seit 50—60 Jahren zurückgedrängten Volkslieder gesammelt wurden und die Arbeit eines Peter Syv nicht konnte zu Grund gelegt werden. Doch auch handschriftliche Liederbücher, deren es einige auf den Bibliotheken zu Stockholm und Upsala gibt, und Sammlungen von fliegenden Blättern, welche den Herausgebern sind mitgetheilt worden, haben wenig geliefert, sie wollten sich, zumal da ein jedes Lied von seiner Melodie sollte begleitet sein, lieber an jene Quelle halten. Wie es bei den

[1]) Von ihm rühren noch: specimina III poeseos gentium septentrionalium antiquissimae, Upsal 1799, die ich nur dem Titel nach kenne.

Verhältnissen Einzelner nicht wohl anders möglich ist, sammelten sie nur in einigen Gegenden, das Meiste ist aus Westgothland, dem Geburtsorte von Afzelius, einiges aus Uppland; um den Volksgesang in ganz Schweden aufzunehmen, wäre eine Vereinigung mehrerer nöthig, wornach denn auch in der Vorrede der Wunsch ausgedrückt ist. Kommt sie auch nicht zu Stand, so ist doch zu hoffen, dass in den verschiedenen Provinzen Einzelne angeregt werden, und die Herausgeber gedenken auch schon eines anderen Sammlers, Herrn Rääf, der ihre Arbeit hoffentlich ergänzen wird. Indessen was hier dargeboten wird, ist alles frisch und gut, und die zweihundert Jahre früher aufgefassten dänischen Lieder sind im Ganzen weder reicher dem Inhalt nach, noch besser und reiner im Ausdruck, so dass man wieder ein schönes Beispiel von der Erhaltungskraft der Überlieferung vor sich hat. Sie zerstört leicht und schnell, was in sich nicht vollkommen und gesund ist, aber für das Begründete hat sie ein treues und reines Gedächtnis. Wenigstens zwei Drittel ihrer Lieder besitzen beide Völker gemeinschaftlich, die Vergleichung der schwedischen mit den entsprechenden dänischen hat mancherlei Reiz; man sieht, wie bei aller Übereinstimmung jedes sich frei und unabhängig gebildet. Nyerup hat in dieser Hinsicht ein Paar Bogen passender Anmerkungen geliefert: Kurze Übersicht der von Afzelius und Geijer herausgegebenen schwedischen Lieder des Mittelalters mit Hinweisung auf die entsprechenden dänischen, Kopenhagen 1815. Eins der merkwürdigsten unter denen, welche im Dänischen nicht vorkommen, ist »die wunderbare Harfe« (No. 17), jene rührende Sage, wornach die aus den Knochen einer heimlich Gemordeten zusammengesetzte, mit ihren Haaren bezogene Harfe von selbst anfängt zu tönen und die Unthat verräth. Zugleich ist dasselbe Lied mit schönen Abweichungen, wie es auf den Faröern gesungen wird, von Rask mitgetheilt. Die Herausgeber hätten wissen sollen, dass es sich auch altschottisch (in Scotts Sammlung), selbst als Kindermärchen mit mancherlei Veränderung deutsch vorfindet. — Eine andere Abweichung von dem dänischen Werk, die weniger Beifall finden wird, ist die Aufnahme moderner Volkslieder. Diese können ganz gewiss grossen

poetischen Werth haben, aber man wird doch immer besser thun, gesetzt man will nicht bloss für das Volk ein Buch liefern, sie wegen ihrer verschiedenen Entstehung und Natur einer besonderen Sammlung aufzuheben, und das scheint ja auch der Zusatz auf dem Titel: »aus der Vorzeit« zu wollen. Für jedes Lied ist nun die Volksmelodie mitgetheilt[1]), dies wäre also ein Vorzug vor der dänischen, obgleich auch diese eine gute Anzahl Volksweisen liefert; dagegen ist bei dieser in Hinsicht der Anmerkungen, der zugefügten Wörterbücher und Abhandlungen mehr Sorgfalt und ein viel grösserer Fleiss anzuerkennen. Die Vorrede rührt von dem anderen Herausgeber, dem Dichter Geijer, es ist darin eine freie Ansicht über die Volkspoesie mit Lebendigkeit entwickelt, und man trifft auf manches Richtige, gut und schön Gesagte; nur sind darin zu viel Gegensätze aufgestellt und angewendet, welche den Gegenstand ganz zu fassen scheinen, uns aber doch eigentlich beengen. Was das Alter der Lieder betrifft, so stimmt der Verfasser mit den dänischen Herausgebern in dem Resultat so ziemlich zusammen und setzt ihre Entstehung in das Mittelalter, aber er entwickelt eigene Gründe. Ihm liegt der Hauptbeweis darin, dass die Sitten jener Zeit sich in den Liedern abspiegelten, wo noch kein feindliches Entgegensetzen der Stände sich zeigt und die Verhältnisse der Vornehmen und des Adels, deren Leben doch hier fast immer dargestellt wird, noch unverdorben und natürlich waren, d. h. sie den Glanz und die Blüthe des Volks ausmachten. Erst im 14. Jahrhundert in der Zeit Magnus Eriksons habe sich der Gegensatz gebildet. Ferner auch: da sich in den Liedern noch keine Spur von Nationalhass zwischen den drei Völkern zeige, müssten sie aus der Zeit sein, wo sie, wenn auch durch verschiedene Regierungen getrennt, sich noch durch gleiche Sprache, Sitte und Herkunft als ein Geschlecht betrachtet hätten. Erst die unglückliche Calmarische Union am Ende des 14. Jahrhunderts habe den Nationalhass geweckt, in welcher Zeit die Volkspoesie eine ganz verschiedene Natur angenommen. Es liegt unläugbar Wahrheit in diesen Bemerkungen, indessen betreffen sie doch

[1]) Sie sind für das Pianoforte harmonisch bearbeitet von P. Grönland so eben aufs Neue ausgegeben.

nur die Gestaltung der Lieder, gleichsam das Leibliche; ihr 46
Kern, die Sage selbst und ihre poetische Anschauung, kann dabei in viel früherer Zeit dagewesen sein. Lieder aus dem Fabelkreis der Nibelungen kommen nicht vor, nur in einem (Ritter Tynne No. 7) werden die Berner Helden genannt; übrigens fehlen sie nicht ganz in Schweden und eine Anmerkung S. 50 gedenkt einer handschriftlichen Sammlung, worin das Lied von Dietrich (l. Widrich) Werlandssohn und seinem Kampf mit dem Riesen Högeben, verschiedentlich von dem Dänischen abweichend, sich befinde. Auch redet die Sage in Schonen noch von ihm und seinem Vater Werland. Übrigens sieht der Verfasser diese Lieder nicht mit so günstigen Augen an, als die anderen, weil er glaubt, dass sie einer heidnischen Vorzeit angehörten, deren Beschreibung jetzt einer Travestirung gleiche; doch hat Nyerup schon richtig dagegen bemerkt, dass dies nur höchstens von einem Liede könne gesagt werden. — Ein zwei Jahre später herausgekommenes Buch: **Nordmanns Harfe** von Atterborn (Stockholm 1816) soll gleichfalls schwedische Volkslieder enthalten, ich kann aber nichts weiter als diese kurze Nachricht darüber mittheilen. — Eine im Jahr 1811 zu Stockholm »für Freunde des nordischen Alterthums« begonnene Zeitschrift **Iduna** war mehr darauf angelegt, durch Dichtungen und unterhaltende Aufsätze dem Alterthum bei dem gebildeten Publikum Eingang zu verschaffen, als gelehrte Untersuchungen zu liefern, doch enthält das erste Heft eine Recension von Nyerups Götterlehre und Übersetzung der Vegtamsquida; das zweite eine Beschreibung von der Handschrift der prosaischen Edda, welche sich auf der königlichen Bibliothek zu Stockholm befindet, von Hammerskôld und eine Übersetzung der **Vôluspà** von Afzelius, die darum Aufmerksamkeit verdient, weil Rask an der Herstellung des Textes Theil genommen. In dem vierten Heft ist das **Sólarliod** im Original und Übersetzung abgedruckt, bei dem Text ist eine zufällig gerettete Handschrift gebraucht, die in der Kopenhagener Ausgabe der älteren Edda zwar benutzt war, aber nicht vollständig, so dass hier noch Varianten geliefert werden. Diese Zeitschrift wird noch fortgesetzt, es sollen jetzt sieben Hefte ausgegeben sein. — Jonas Hallenberg,

schwedischer Historiograph, von welchem schon 1796 zu Stockholm eine disquisitio historica et philologica (ex occasione nummi cufici) de nominis Dei Gud in Sviogothica cognatisque linguis origine erschienen war, gab 1816 ein grösseres Werk in zwei starken Bänden heraus: Dispuisitio de nominibus in lingua Sviogothica lucis et visus cultusque solaris in eadem lingua vestigiis. Additae hinc inde sunt generaliores de linguarum origine observationes. Er geht nämlich von dem Satz aus, dass alle Wörter der Sprache durch Nachahmung des Klangs entstanden seien, und will daher nichts von einer gemeinsamen zu Grunde liegenden Sprache wissen, aus welcher sich andere entfaltet. Das Ganze ist mit viel Belesenheit und Fleiss geschrieben und in den Beispielen manches Dankenswerthe zusammengestellt. — Im Jahr 1815 erschien zu Stockholm in Quart: Jomsvikinga-Saga oder Geschichte der Helden auf Jomsburg, isländisch und schwedisch, redigiert und übersetzt von Magnus Adlerstam und herausgegeben von L. Hammarskôld. Die Sage war bisher nur auszugsweise in der seltenen Skalholter Ausgabe der Olaf Tryggwasons Sage gedruckt. Die gegenwärtige Bearbeitung, schon im Jahr 1786 beendigt, kam in der Handschrift nach Adlerstams Tod (1803) auf die königliche Bibliothek. Der Herausgeber hat aus drei Codd. den Text hier und da berichtigt, auch die Übersetzung verbessert, doch ist diese Ausgabe auf keine Weise mit den gründlichen und
47 sorgfältig ausgestatteten der dänischen Gelehrten zu vergleichen. — Man hat auch angefangen, eine Handausgabe der Heimskringla zu liefern, bloss ein Abdruck der Urschrift nach der Kopenhagener grossen Ausgabe, zwei Bände sind bereits (Stockholm 1816 und 1817) erschienen; zugleich ist eine Übersetzung ins Schwedische geliefert, doch als ein besonderes Werk; ihr ist die frühere, mancher Verbesserung fähige von Peringskjöld zu Grund gelegt. Das Hauptverdienst dieses Unternehmens besteht also in der grösseren Verbreitung des herrlichen Werks. Ungleich wichtiger ist ein anderes Vorhaben, wozu der Plan im Jahr 1817 zu Stockholm ausgegeben wurde, nämlich eine vollständige Ausgabe der beiden Edden. Von der poetischen soll der Text mit den wichtigsten Varianten der Stockholmer

Hss. und Kopenhagener Ausgabe geliefert werden, dabei eine wörtliche Übersetzung ins Schwedische von Afzelius. Die prosaische mit der vollständigen Skalda nach allen wichtigen Handschriften mit kurzen Anmerkungen und einer Auflösung der schwierigen Verse von Rask; eine schwedische Übersetzung wollte Cnattingius liefern. In wie weit dies besonders für die jüngere, noch am meisten vernachlässigte Edda wichtige Unternehmen vorgerückt ist, kann ich nicht sagen, obgleich schon ein Probeblatt von Rasks Arbeit vorliegt[1]). — Öffentliche Blätter verkündigen auch die Herausgabe alter Sagen nach den Handschriften der Stockholmer Bibliothek. Der erste Band von J. G. Liljegren, Professor in Lund, ist demnach erschienen und enthält die noch ungedruckte Gange-Rolfs-Saga mit Übersetzung und historischen Erläuterungen (einen Auszug findet man in der Sagenbibliothek II, 646—656). — Brunnius soll in einem vorläufigen Programm Nachricht gegeben haben von einer bedeutenden Zahl in Felsen gehauener Inschriften, die uralt und ihm eine Art Hieroglyphen scheinen.

Von den Bemühungen, die sich in Deutschland für die altnordische Litteratur geäussert, braucht in diesem für Deutschland geschriebenen Bericht nicht die Rede zu sein[2]). — Das noch zu dem grossen Stamme gehörige England zeigt wenigstens keine besondere Theilnahme dafür und hat es grösstentheils bei einigen Übersetzungen bewenden lassen. A. S. Cottle hat die ältere Edda übertragen (Bristol 1797); W. Herbert eine Auswahl isländischer Dichtungen (London 1804); Beresford das Sonnenlied mit Anmerkungen (London 1805) englisch geliefert. James Johnstone, der schon früher (1780) einige Stücke aus dem Snorre Sturleson im Original mit Übersetzung hatte drucken lassen, zeigte auch in der Folge Thätigkeit. Er hat den be-

[1]) So eben wird als in Stockholm erschinen angekündigt: Edda Saemundar hinns fróda. Collectio carminum veterum Scaldorum Saemundina dicta, quam ex recensione Erasmi Christ. Rask curavit Arv. Aug. Afzelius 1818. 8°.

[2]) Im Übrigen sollte er so vollständig sein, als mir möglich war; wenn mir dennoch Eins und das Andere entgangen ist, so bitte ich um Nachsicht, ich darf wenigstens hoffen, dass nichts Hauptsächliches fehlt. Auch die verschiedenartige Behandlung der einzelnen Werke wird jemand, der sich mit ähnlicher Arbeit befasst, nachsehen.

rühmten Todesgesang des Ragnar Lodbrok in der Urschrift mit lateinischer und englischer Übersetzung herausgegeben (Kopenhagen 2. Auflage 1815), und sein neuestes Werk ist: Antiquitates Celto-Scandicae s. series rerum gestarum inter nationes britannicarum insularum et gentes septentrionales. Kopenhagen 1815. 4°. Walter Scotts, des berühmten Dichters, Illustrations of the Northern Antiquities (Edinburg 1814. 4°) enthalten Zusammenstellungen, Übersetzungen und dergleichen, aber keine eigentlichen Studien. — Dass in Holland etwas Hierhergehöriges erschienen wäre, wüsste ich nicht.

Man erlaube zu dem Ganzen einige Schlussbemerkungen.

Wenn man den Irrthum, der in einer unbedingten Lobpreisung des Alterthums und in der modernen Verachtung desselben liegt, gegen einander aufhebt, so bleibt doch auf jener Seite das wahre Gefühl für das Naturgemässe und Gesunde im Leben des Alterthums zurück. Wer nur unbefangen ist, dem muss es wohlthätig einleuchten, dass darin von keinen künstlich erdachten Anordnungen, schnell eilenden Erfindungen, oder wie man sonst die vielfachen Täuschungen, die von der Wahrheit wie Schwämme von der scheinenden Sonne verzehrt werden, nennen mag, die Rede ist. Jene Zeit äusserte sich, wie es die innere Natur verlangte, und zeigt sich nicht anders, als wie sie wirklich war; selbst das Böse hat sich durch keine mildernde Form zugleich versteckt und genähert. Dagegen die Geringschätzung der Vorzeit von dem Standpunkt unserer heutigen Bildung ruht auf jener ungeschichtlichen Ansicht, die mit einigen dünnen Principien und viel gesetzgeberischen Gelüsten der Welt forthelfen möchte. Weil das Harte und Rohe, das uns dort begegnet, in die Gegenwart gestellt, ohne Zweifel unverträglich damit, gar wohl furchtbar und zerstörend sein würde, wo nicht eine ebenso sicher gegenüberstehende Tugend es zähmen könnte, so gefällt einer solchen Gesinnung kein Vorschlag besser, als jene Zeit in Vergessenheit gerathen zu lassen und das Studium des Alterthums ganz zu verwerfen. Indessen lässt es sich nicht durchsetzen, da wir bei jeder gründlichen Betrachtung des Vorhandenen auf die Vergangenheit

zurückgewiesen werden, dagegen aber zerfallen auf der anderen Seite auch die Versuche, Lücken, die wir bei uns entdecken, damit auszufüllen, dass wir ganze Stücke von dort hereinsetzen.

Man hat dann den Vorschlag erneuert, auch wohl mit der Ausführung angefangen, die Mythologie der Edda wieder geltend zu machen. Es hat den Schein, als würde sie, die auf gemeinschaftlichem Boden entsprungen, am geschicktesten sein, unsere Anschauungen des Geistigen sinnlich auszudrücken. Aber den einmal abgestorbenen Formen will sich kein Leben einhauchen lassen, sie sind uns, bis auf wenig Einzelnes, so fremd geworden, als etwa die Götterbilder asiatischer Völker, und wir lassen uns die indische Maja so gut als Freia oder den Hanuman wie den Loke gefallen. Die griechische Mythologie behält den Vortheil, bei dem fortgesetzten Umgang mit den Werken der Griechen und Römer uns als symbolischer Ausdruck des Geistigen geläufiger zu sein. Mehr kann sie natürlicher Weise nicht bedeuten, ja, von einer anderen Wirkung irgend einer Mythologie darf überhaupt nicht die Rede sein, in dieser Stelle aber wird sie sich auch fortwährend erhalten. Die nordische dafür einzusetzen würde theils unausführbar sein, weil eine so durchdringende Bekanntschaft derselben sich nicht wohl erzeugen kann, theils auch keinen Gewinn, vielmehr Verlust bringen, weil sie bei weitem nicht so reichliche Ausdrücke und so feine Unterscheidungen liefert. Sie indessen daneben, so viel passend und ungezwungen geschehen kann, auf gleiche anzuwenden kann immer vortheilhaft sein, nur ist, wie gesagt, die griechische 49
Mythologie ungleich mehr zu sinnlichem und poetischem Gebrauch verarbeitet und wird sich den Gedanken leichter darbieten. Dabei kann gar wohl bestehen, dass die nordische den ursprünglicheren und tieferen Sinn nicht selten reiner erhalten, denn dass bei der Ausbildung der Form Geist und Bedeutung zurücktrete und verhüllt werde, ist wohl keine zweifelhafte Behauptung mehr. Am unglücklichsten ist aber der Gedanke, die nordische Mythe zum Gegenstand der bildenden Künste zu machen. Bei den Griechen und Römern hat die Kunst erst den Mythen die äusserliche Form, den Göttern die Schönheit der Gestalt gegeben, nicht umgekehrt sind sie der Kunst zu

blosser Nachbildung zugeliefert worden; es fand wohl eine Wechselwirkung Statt, zu welcher aber nothwendigerweise das fortdauernde Leben der Mythologie gehört. Die bildende Kunst ist aber niemals im Norden mit einigem Erfolg geübt worden, also nicht einmal an eine erträgliche Nachahmung wäre zu denken, und es könnte aus solchen Bemühungen nur ein unglückliches Mittelding hervorkommen, das weder jener noch der gegenwärtigen Zeit zugehörte. Gelänge es z. B. etwas von dem Bedeutenden einzutragen, so müsste es durch die moderne Eleganz der Ausführung schon lächerlich werden. Ähnlich beschreibt der Volksglaube die Gespenster als unglücklich schwebende Geister, die weder die Erde berühren noch auch in die Luft aufsteigen können.

Dies ist nicht schwer einzusehen, verschieden aber und schwieriger ist das Verhältnis der heutigen Poesie zu jener des Alterthums. Wir können durch eine genauere Bekanntschaft, zumal bei der in unserer Zeit ausgebildeten Fähigkeit, sich fremde Zustände zu vergegenwärtigen, in die Mitte der poetischen Gesinnung des Alterthums uns wohl versetzen und ihre treffliche Eigenthümlichkeit lebhaft fühlen. Da die Poesie schon weniger als die Mythologie von den Formen abhängig ist und gerade das Allgemeinere, Menschliche ausspricht, auch die Phantasie dem Wort jedes Mal eine Gestalt zu geben weiss, so glaubt man durch Nachbildung jener Vorzüge oder Einmischung derselben unserer Poesie aus der alten einen grossen Gewinn zuzuwenden und sie zu ihrer eigentlichen Quelle zurückzuführen. Hierzu kommt nun das durch die alten Sagen dargebotene Material, dessen poetischer Inhalt unleugbar ist und der neuen Dichtung immer einen gewissen Werth im voraus zusichert. Auf diese Weise hat sich in Deutschland sowohl als in Dänemark eine besondere alterthümliche Poesie von nicht geringem Umfang gebildet. Sie hat ihren eigenen Stil, ihre Weise die Natur und Weltverhältnisse zu betrachten, eine eigen gefärbte Sprache; endlich bei aller Verschiedenheit im Einzelnen offenbart sich in ihren sämmtlichen Erzeugnissen eine gewisse Familienähnlichkeit.

Dieser Poesie fehlt es nicht an Werken, die sich sichtbar auszeichnen und mit mancherlei Vorzügen und Schönheiten

ausgestattet sind. Denn wenn ein wirklich poetischer Geist etwas anrührt, so gewährt er ihm immer ein gewisses Leben, und hat er eben jenes allen Zeiten Gemeinsame gefasst, so hat er aus Mimers Brunnen geschöpft, der noch heute wie damals, wenn gleich unter anderem Namen, fortquillt. Auch wirkt dann die Eigenthümlichkeit der Manier, das Naive der Ansicht und der Sprache angenehm und verführerisch. Im Ganzen jedoch lässt sich in diesen Werken der Gegensatz zwei verschiedener Elemente, die sich nur in einzelnen glücklichen Augenblicken durchdringen, wahrnehmen. Die Poesie des Alterthums (die, von welcher hier die Rede ist) besteht aus überlieferten Sagen, welche sie jedes Mal so treu und wahr, als sie vermag, nicht geringer aber auch nicht besser, auszusprechen trachtet, welche sie aber nach einer besonderen Ansicht zu erklären und herumzubilden nicht wagt. Sie stellt sich nämlich nicht über, sondern unter die Überlieferung, und der Gedanke an eine willkürliche Veränderung derselben erscheint ihr ebenso unnatürlich, als gedächte man Rosen aus einer Eichwurzel hervorzutreiben. Zwar verändert sich jedes Mal die Sage und gewährt ein Bild der Zeit, in welcher sie ausgesprochen wird, aber es geschieht ohne Vorsatz dazu, unbewusst, und nur in diesem Sinne kann von einem Verändern und Fortbilden derselben die Rede sein. Demnach herrscht darin das Epische oder die Fabel, und Sinn und Bedeutung liegt darin ebenso offen und ebenso verschlossen und unendlicher Betrachtung und Auslegung fähig, wie in allem, was ein organisches Dasein hat. Die neuere Poesie dagegen (insofern wir sie im Gegensatz zu jener betrachten, denn die unmittelbar fliessende Quelle kann ihr nicht fehlen) ist auf Bewusstsein und innere Betrachtung gegründet und grösstentheils der Überlieferung beraubt, oder wenn man lieber sich so ausdrücken will, ohne Geschick, sie zu erkennen. Die Fabel bedeutet ihr daher weniger, sie stellt sich darüber und behandelt sie als Mittel, das erkannte Geistige darzustellen, auch können wir in ihren meisten Erzeugnissen ein Hintansetzen derselben leicht bemerken. Ergreift nun jene alterthümliche Poesie unserer Zeit eine Sage in den Formen des Alterthums und will diese hingewelkte Gestalt neu beleben, so spürt man

auf der einen Seite die natürliche Macht des Inhalts: sie wirkt auf den Dichter, selbst gegen seinen Willen, er gibt ihr nach und reicht uns ganze Stücke, in welchen er der Diener des Überlieferten ist, das er nur mit den Blumen, wie sie sein poetischer Garten trägt, ausschmückt. Auf der anderen Seite hat er wieder die Gewalt in Händen, ordnet die Fabel seinem eigenthümlichen Geist unter und gestaltet sie nach dessen Bedürfnissen neu. Vorzüglich ist er dann auf die Ausbildung der Charaktere oder die Darlegung der inneren Geschichte bedacht, die in den Sagen des Alterthums nie mehr enthüllt werden, als es gerade der Gang der Geschichte mit sich bringt. Dort wird die Nothwendigkeit nicht empfunden, von dem vollen und ganzen Dasein der Menschen Beweise zu liefern; und um einer Seite Wahrheit zu geben, ist nicht nöthig die ganze Gestalt von allen vorzuzeigen. Jene beiden Bestandtheile können zwar in mechanischer Hinsicht fein und geschickt verbunden sein, auch die Zusammenfügungen mit mancherlei Zierat überdeckt, wir empfinden dennoch, dass wir durch zwei verschiedene Regionen geführt werden, in der einen wandeln leibhafte Menschen, deren Geist wir ahnen, in der anderen Geister, die nach einem festen Leib sich sehnen. Öfter ist auch die Mischung wenig künstlich, und es zeigen sich, wenn ein anderes Gleichnis erlaubt ist, Fettaugen, die auf dem Wasser hin und her schwimmen. Gleichfalls sind Beispiele vorhanden, besonders im Dramatischen, dass man die Sage in ihrem Inhalt wenig verändert oder ganz ungestört erhalten, aber mit dem, was die Zeit liefert, neu sie ausfüllen, gleichsam die Gesinnung hineinlegen wollen. Man denkt, wenn man die alten Gestalten sich wieder erheben, fortschreiten und reden sieht, an jene Geschichten von Abgestorbenen, in welche ein fremder Geist gefahren ist und sie scheinbar eine Zeit lang belebt hat. Sie geben sich für dieselben aus, das vergangene Leben ist ihnen bekannt, und sie wissen davon zu sagen, aber es ist etwas Fremdes und Unheimliches, auch Ängstliches in ihren Reden, bis wir endlich erkennen, dass ein anderer Geist aus ihnen spricht, der weder in jener Vorzeit gelebt, noch
51 auch zur Gegenwart gerad und aufrichtig sich ekennt. Wie seltsam däucht es uns, wenn wir Chriemhilde, Sigurd, oder wer

es sonst aus der vergangenen Heldenwelt ist, wieder vor uns erblicken! Sie sind es und sind es auch nicht, sie vollbringen jene Thaten, und doch hat sie ihr Herz nicht dazu getrieben.

Folgt aber daraus, dass das Wiederauffassen alter Sagen an sich unstatthaft sei? Gewiss nicht, ein solcher Schluss würde sich auch leicht widerlegen lassen; denn besitzen wir nicht in Goethes Faust ein Gedicht, das einen alten Grund hat und dennoch gänzlich unserer Zeit angehört, mit jeder Höhe und Tiefe derselben bekannt? Ist nicht ein grosser Theil von Shakspeares Werken auf die alte Fabelzeit gegründet? Und um etwas recht Verschiedenartiges zu nennen: hat nicht Tieck die kleinen Sagen vom Blaubart, dem gestiefelten Kater, dem lieblichen Rothkäppchen auf das Lebendigste für uns dargestellt? Es gehört dazu, dass der Dichter zu erkennen weiss, auf welche Art die Sage noch wirklich heute vorhanden ist und wie ihr eigentlicher Geist sich erhalten. Nicht das Alterthum soll sich wieder darin vorstellen, sondern unsere frische, lebensvolle Gegenwart. Alles aber, was abgestorben ist, besonders die vergängliche Form kann man ruhig der bloss geschichtlichen Betrachtung überlassen.

Was Übersetzungen betrifft, so kann gegen jene, welche zur Erläuterung der Urschrift dienen und in vielen Fällen als ein vorzügliches Mittel zum Verständnis anzusehen sind, nichts eingewendet werden. Sie fallen der wissenschaftlichen Bearbeitung anheim und müssen nur dem Anspruch unabhängig und selbstständig etwas zu bedeuten entsagen, am wenigsten dürfen sie darauf ausgehen, die Urschrift entbehrlich zu machen. Dagegen bei den eigentlich poetischen Übersetzungen, welche eine Dichtung herüberführen und als Eigenthum uns überliefern wollen, muss ein wirkliches Bedürfnis vorhanden sein, sonst bleibt die Arbeit, wenn sie auch noch so geschickt wäre, unfruchtbar und geräth mit Recht in Vergessenheit. Die Überladung in diesem Fache hat eben in neueren Zeiten unserer schönen Litteratur einen etwas langweiligen Charakter und einen gewissen unbequemen, selbst schädlichen Reichthum gegeben, denn es ist eine natürliche Folge, dass mit dem allzugrossen Zuwachs fremder Ideen die Beweglichkeit der eigenen sich vermindert.

Ob ein Bedürfnis nach einer Übersetzung da sei oder nicht, lässt sich freilich nicht nach Regeln bestimmen, es wird sich aber ein sicheres Gefühl davon bei denen, welche die Forderungen der Zeit zu beurtheilen verstehen, wohl einfinden. Das trefflichste Beispiel ist Shakspeare, denn man kann für gewiss annehmen, dass die Deutschen eine Übersetzung desselben nie mehr entbehren wollen. Die Aufgabe ist dann nur nach dem Geist des Originals, nicht nach der Unmöglichkeit zu trachten, eine Übersetzung zu liefern, die jenem gegenüber nichts verloren hätte. Auch jeden Einfluss der Zeit darauf abzuschneiden wird nicht gelingen, man wird dies ertragen müssen, wie den Gedanken, dass die veränderte Sprache eine neue Übersetzung in der Zukunft nöthig macht. Was aus dem nordischen Alterthum poetisch zu übersetzen wäre, wird sich nicht schwer bestimmen lassen, dem Umfange nach ist es nicht viel. Es ist ein eigener Missgriff, dem es nicht zur Entschuldigung gereicht, dass er wiederholt worden, wenn man die mythischen Lieder der Edda, deren Verständnis oft den mühsamsten Forschungen sich nicht öffnet, durch elegante und kunstmässige Bearbeitungen bei uns hat einführen wollen.

In dem bisher Gesagten ist wohl schon die Antwort angedeutet, wenn jemand fragt, wozu denn das Studium des Alter-
52 thums diene und weshalb es empfohlen werde? Gewiss nicht um einer mechanischen Verbindung des Alten und Neuen den Weg zu bahnen und um von dort her Stücke zu holen, wenn es bei uns irgendwo nicht zum besten bestellt sein oder ganz fehlen sollte. Auch nicht um alles, was wir besitzen, niederzureissen und nach jenem Muster, das uns besser däucht, neu aufzubauen. Der Werth des Alterthums besteht darin, dass es uns unsere eigene Gegenwart erkennen lehrt. Wir gewinnen die Überzeugung, dass diese nicht aus zufälligen Ursachen, sondern nothwendig auf jener Grundlage sich entwickelt hat, wodurch allem Willkürlichen und Ungeschichtlichen in der Behandlung derselben gewehrt wird. Ferner werden wir angewiesen, auf das Geringe und Unbedeutende zu achten, und unser Auge wird gestärkt, in dem Unscheinbaren den Keim des Wichtigen zu sehen. Wie vieles Brauchbare ist als leer und

unfruchtbar weggeworfen und zertreten worden. Dies gilt nicht bloss von der Poesie, Sprache und Geschichte, sondern überhaupt von dem bürgerlichen Leben. [Wie man bemerkt hat, dass, nachdem Galls System bekannt geworden, die Bildhauer die Form des Schädels sorgfältiger betrachtet und richtiger verstanden, oder] wie die Maler durch das Studium der Anatomie erst die leisen Übergänge und wallenden Linien des lebenden Leibes erkennen, so dient auch das Alterthum, dasjenige, was sich sonst dem Blick entzieht, zu sehen und der wahren Gestalt näher zu kommen. Hier ist auch der Punkt, wo ein Stärken und wirkliches Fortbilden dadurch möglich wird und der Nutzen sich praktisch zeigt, denn es kann das Schwankende stützen, das Verwirrte ordnen und nach einem alten Bilde die verwilderten Runen unterscheiden und in ihre natürliche Folge legen.

Es ist daher auch klar, dass das vaterländische Alterthum die erste und grösste Rücksicht verdient. Die Frage, ob es in allen Theilen trefflich und beifallswürdig sei, kommt dabei nicht in Betracht, da es ja zu einer rohen Nachahmung nicht soll hingestellt werden. Auch ist der Streit, inwiefern das Alterthum anderer edler Völker wegen höherer Ausbildung den Vorzug verdiene, nutzlos; denn eine höhere Trefflichkeit, selbst wenn sie erwiesen wäre, auch nicht durch Gegensätze bedingt, denen wir mit Recht uns entziehen, wird doch nur einer von dem Allernächstliegenden abgelösten Gesinnung als der letzte Grund des Vorzugs erscheinen. Die unbedingten Verehrer der Griechen, welche diese überall als das einzige Muster voranstellen, haben hier durch Beförderung einer seelenlosen Nachahmung viel geschadet. Die Aufgabe nämlich unserer Bildung ist nicht, bei uns eine Sammlung aller aufzubringenden Vortrefflichkeiten anzulegen, sondern eine naturgemässe Entwickelung unserer Eigenthümlichkeit zu befördern. Das Unrecht gegen die Vorzüge des Fremden fängt erst da an, wo wir absichtlich die Augen davor verschliessen und jede Einwirkung desselben abzuschneiden gedenken; dann nämlich entziehen wir uns die Freiheit und fangen an abzusterben.

Nächst dem einheimischen Alterthum ist aber das nordische das wichtigste, oder vielmehr es ist als ein Theil desselben zu

betrachten. Wir dürfen uns hier eines glücklichen Verhältnisses freuen, indem das germanische Element unserer Bildung, mit dem schon früh, aber mit entschiedenem Gewicht seit der Zeit der Völkerwanderungen das römische zusammenkam, in dem abgetrennten Norden reiner und ungestörter sich erhielt und fortbildete. Dieser ward erst durch die Einführung des Christenthums, dessen Herrschaft nicht eher als im 11. Jahrhundert durchgedrungen war, ähnlichen Einflüssen geöffnet und trat mit Deutschland in eine gleiche Bahn. Das nordische Alterthum verhält sich daher zu dem deutschen, wie die Sprache der Bewohner abgeschlossener Thäler und Berge zu der, welche sich in den Städten der offenen Landschaft aus vielfach bewegtem Leben und durch die von allen Seiten zuströmenden Einwirkungen gebildet hat. Jene ist in sich vollkommener geblieben, diese reicher an Mitteln geworden. Die altnordische Poesie gewährt ein wahrscheinlich sehr nah verwandtes Bild der ältesten deutschen bis auf wenige Spuren untergegangenen, und dies Verhältnis wird sich einmal noch genauer darlegen lassen, nur dass der Mangel an entsprechenden Denkmälern bei uns nicht gestatten wird, es so gründlich und ausführlich nachzuweisen, wie es bereits bei der Sprache geschehen ist. In der Mythologie sind die Grundzüge des Gemeinschaftlichen ohne Zweifel noch vorhanden, obgleich die Meinung viel Wahrscheinliches hat, dass die auf uns gekommenen mythischen Quellen eine dem Norden eigenthümlich zugehörige Fortbildung darstellen. Grosse Aufklärung ist endlich für Sitten, das ganze Privatleben und das überlieferte Volksrecht von dorther zu erwarten.

W. C. Grimm.

ZUR LITTERATUR DER RUNEN.*)

Nebst Mittheilung runischer Alphabete und gothischer Fragmente aus Handschriften.

Wiener Jahrbücher der Litteratur. Wien 1828. Gedruckt bey Carl Gerold. Bd 43. S. 1—42 = Separatabdruck S. 1—42.

1) RUNENALPHABET IN EINEM WIENER KODEX.

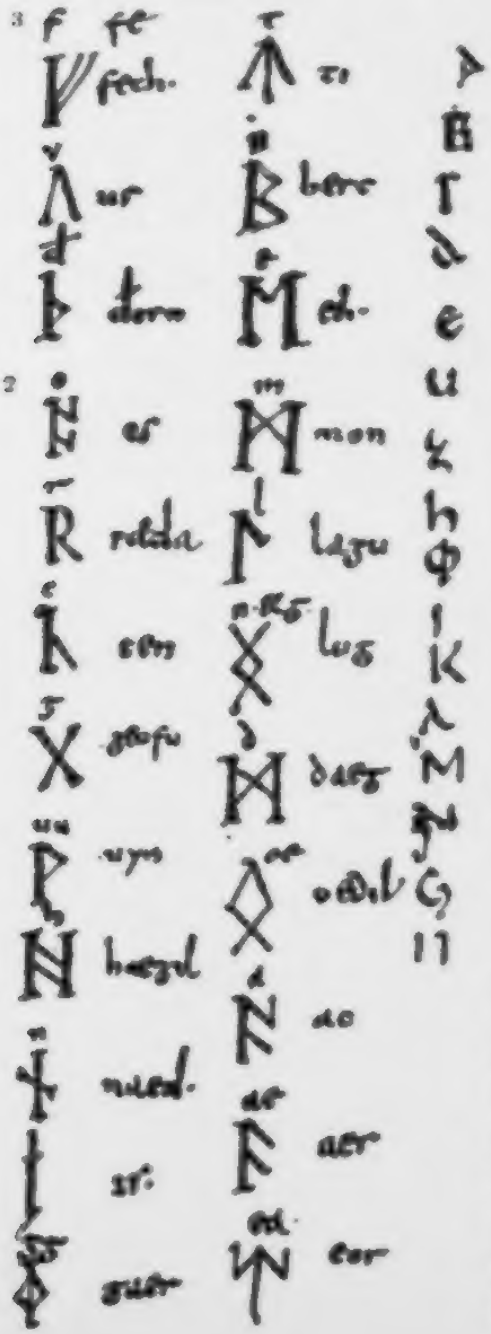
Zwei Wiener Handschriften enthalten das Runenalphabet, 1
welches sich in den Werken des Hrabanus Maurus befindet, No. 64 zwei Mal und No. 828 ein Mal. Von allen dreien findet man Abbildung in meiner Schrift über deutsche Runen. Eine dritte Handschrift No. 277 lieferte bloss die Runennamen, die gleichfalls dort mitgetheilt und besprochen sind.

Jetzt empfange ich durch die Güte des Herrn Bibliothekar Kopitar aus einer vierten Handschrift zu Wien, welche gleich den vorhin genannten in das zehnte oder vielmehr richtiger in den Übergang des neunten in das zehnte Jahrhundert gehören mag, ein viertes neu aufgefundenes Runenalphabet. Kenntnis davon hatte ich bereits durch Herrn Dr Pertz, welcher auf seiner gelehrten Reise die Runen dieser Handschrift gleichfalls bemerkt und abgezeichnet hatte.

Der Kodex (membr. Salisb. No. 140 olim Salisb. LXXI) enthält Fol. 1—18 Alcuini orthographia, mit vesperi schliessend; Fol. 19ª formae litt. secundum Graecos, merkwürdig wegen der zum Theil neugriechischen Aussprache und Sprache. Nach Ω kommt noch ; niacusin (ἐννακόσιοι) DCCCC, welches Zeichen

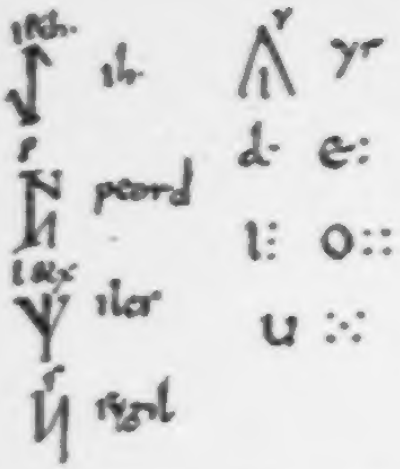
*) Geschrieben und nach Wien geschickt im Nov. 1826. [In seinem Handexemplar verweist W. Grimm überhaupt auf: Aufsess, Anzeiger 1832, p. 27—32. Runen von Massmann. Massmann in Haupts Zeitschrift 1, 298; in den Münchner gelehrten Anzeigen 1841 No. 30. Massmann, Ulfilas XLVIII, LI dass. über das Alphabet des Ulfilas. Bukarester Inschrift, Massm. Ulfilas LI.]

wir unten näher berücksichtigen werden. Fol. 19ᵇ eine Buchstabiertabelle. Fol. 20ᵃ das nach der Zeichnung des Herrn von Bartsch hier folgende Runenalphabet, wozu ich nur bemerke, dass die Runenzeichen selbst (wie auch vorher Fol. 19ᵃ die griechischen Buchstaben) im Original mit rother Farbe geschrieben sind.



Diese Runen sind nun keine anderen als angelsächsische und gehören zu jenen, welche ich aus zwei St. Galler und einer Pariser Handschrift in der vorhin genannten Schrift bekannt gemacht und erläutert habe. Dieses Alphabet unterscheidet sich nur insofern, als in den beigeschriebenen Runennamen angelsächsische Sprachformen und die gewöhnliche angelsächsische Schrift sich zeigt, wodurch es noch mehr äussere Ähnlichkeit mit den aus Cotton. Hss. entnommenen und nach Hickes Taf. III mitgetheilten Alphabeten enthält. Da es nun in einer Schrift Alcuins steht und der Kodex aus Salzburg stammt, wo Alcuins Bruder Arno Erzbischof war, so ist nicht unmöglich, dass dieser selbst es mit aus England gebracht hat. Das müsste in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts geschehen sein. Das Original haben wir indessen, wenn auch eine genauere Untersuchung der

Handschrift ihr Alter höher hinaufrücken sollte, nicht vor uns, sondern eine weitere Abschrift, eben weil angelsächsische und deutsche Formen und Schriftzüge unter einander gemischt sind.



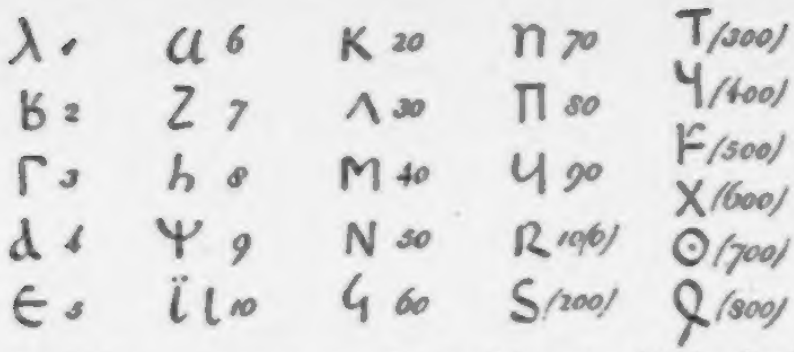
Dies näher darzuthun, will ich die Runen einzeln durchgehen. Geordnet sind sie nicht nach dem lateinischen Alphabet, sondern sie haben ihre eigenthümliche Folge beibehalten. Fê, fech ist mehr deutsche als angelsächsische Form, die feoh geschrieben wird. — Die zweite Rune, ur, welche gewöhnlich folgende Gestalt hat, ᚢ, ist hier oben ganz zugespitzt, wie es nur noch in den sogenannten Runen des Isidor vorkommt. — Das ᚦ (dh) bei der dritten Rune verräth die angelsächsische Abkunft, in anderen Handschriften (s. Taf. I u. II meiner Schrift) findet man ein th, welches wenigstens nach der Raskischen Regel im Anlaut das Richtigere wäre. — Bei R steht ræda: als angelsächsisches Wort enthielte es einen doppelten Fehler, denn das a ist falscher Zusatz, und das Wort selbst heisst râd, dem nordischen reid entsprechend; ræd würde consilium bedeuten; dagegen könnte man ræda als eine Annäherung zu der althochdeutschen Form reita (Gramm. II S. 514) betrachten. — Gegen geofu ist beim G nichts einzuwenden, und es ist besser angelsächsisch, als das sonst vorkommende gyfu. — Bei dem folgenden VV fällt auf, dass in dem Namen uyn (richtiger uuyn, wie auch uu über dem Zeichen steht) das angelsächsische eben aus den Runen beibehaltene Zeichen ᚹ nicht gebraucht ist, wie in den Alphabeten aus den Cotton. Handschriften immer. — Hægil (d. h. hâgel) ist angelsächsische Form, gleich naed, wenn es richtig neâd geschrieben wäre, entsprechend dem deutschen hakal und nôt. — Gaer, richtig, kommt mit dem gothischen jêr überein, warum ein doppeltes g neben dem Zeichen steht, wenn es nicht Zufall ist, weiss ich nicht; griechische Aussprache kann nicht gemeint sein. — Die nächste Rune bedeutet ih, wie im St. Galler

4 Alphabet steht und hier daneben angegeben ist, i et h, das eo: eoh der Cotton. Runen ist doch nur dasselbe, ebenso hier ilcs, i et x, gleich mit dem dortigen eolx, iolx. Ich wiederhole nicht, was ich zur Erklärung der Namen bereits anderwärts gesagt habe. — Bei T der Name ti, nicht tir mit dem Geschlechtszeichen, wie in den Cotton. Alphabeten (vgl. Taf. III), sondern hierin den St. Galler und Pariser Handschriften beistimmend. — Bei M ist mon bloss dialektische Abweichung, desto grösser der Schreibfehler in der zweiten darauf folgenden Rune, über welcher die Bedeutung n et g angegeben ist; nämlich statt lug ist zu lesen ing, und man sieht hier, dass der, welcher den Kodex schrieb, kein Angelsächsisch verstand. — Bei D ist daeg (l. däg) wiederum angelsächsische Form, wie bei oedil. — Die zwei folgenden Runen, ac und aer genannt, bezeichnen das einfache a und das doppelte â, allein aer ist falsch und dafür äsc zu lesen. Bei der nächsten ist eor gleichfalls unrichtig*) und sollte ear heissen, wie auch ein darüber stehendes ea beweist. Es fehlen noch einige Runen für zusammengesetzte Laute, die in Cotton. Handschriften vorkommen, aber nicht wesentlich sind. Die ebenfalls roth geschriebenen lateinischen Vokale mit den Punkten zeigen die bekannte Geheimschrift an. Beispiele in Savignys Geschichte des römischen Rechts III S. 742, IV S. 455.

2) GOTHISCHE ALPHABETE.

Neben die Runen sind, jedoch mit schwarzer Tinte, eine Anzahl gothischer Buchstaben geschrieben. Die Berührung des gothischen und runischen Alphabets, wovon uns hier ein neuer Beweis erwartet, erklärt und rechtfertigt es hinlänglich, wenn wir dabei verweilen. Es sind nur sechzehn Zeichen, und mit U wird abgebrochen. Ich will zuvörderst ein anderes gothisches Alphabet, welches Herr Dr Pertz in einer Vatikanischen Handschrift No. 1795, Fol. 9 entdeckt und mir gütigst mitgetheilt hat, folgen lassen:

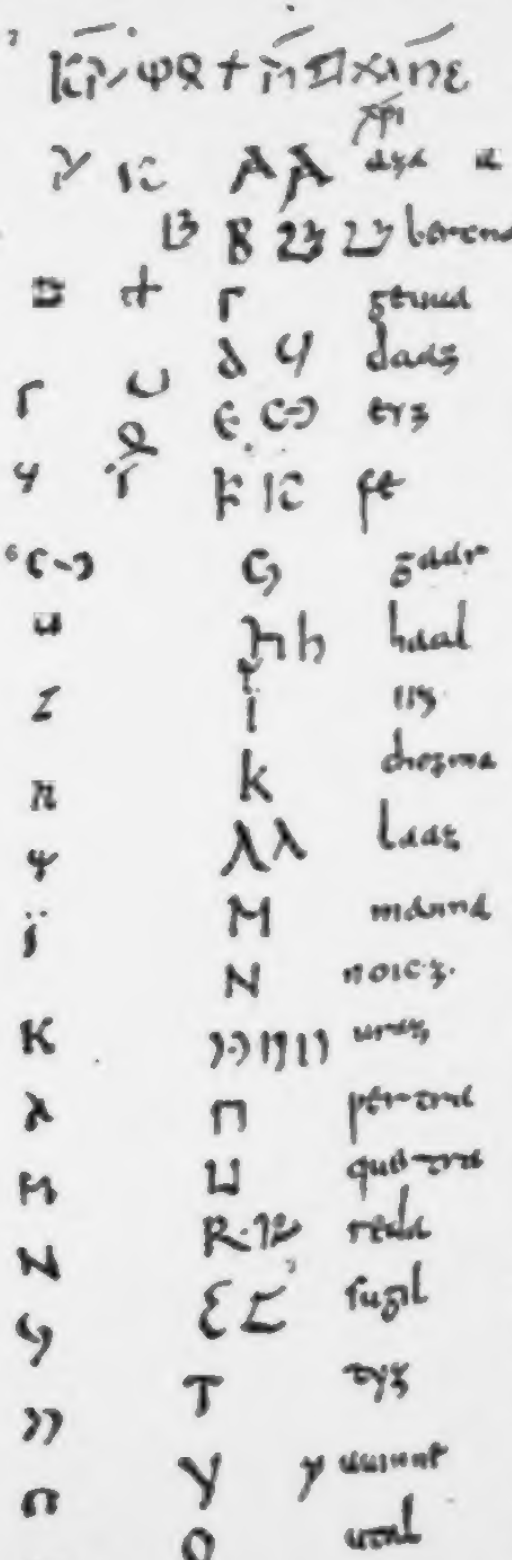
*) [Jacob Grimm setzt in seinem Handexemplar ein Fragezeichen hinter dieses Wort.]



Das Wiener stimmt, soweit es sich erstreckt, in der Folge der Buchstaben mit dem Vatikanischen Alphabet überein, weicht aber in den Zügen darin ab, dass das B oben geschlossen ist, gleich dem B der neapolitanischen Urkunden, während sonst, d. h. im Cod. Arg. Guelferbyt. und in den Mailänder Palimpsesten, es offen bleibt. Gleichfalls ist das TH zugezogen und dem griechischen Φ ganz ähnlich geworden, dagegen im Vatikaner Kodex hat es die gewöhnliche Gestalt.

Dem Vatikanischen sind ausserdem die Zahlen, welche bekanntlich bei den Gothen wie bei den Griechen durch Buchstaben ausgedrückt werden, beigeschrieben. Das Fehlende habe ich in Klammern zugefügt. Durch Hilfe dieser Zahlen hat man mit Sicherheit die Ordnung des gothischen Alphabets bestimmen können, und vorliegendes kommt darin auch wirklich mit dem überein, welches Ihre aus dem Cod. Arg. (in der Büsching'schen Sammlung, S. 200) aufgestellt hatte; es reicht mit sämmtlichen Zeichen, wie das griechische, bis zu 800. Man findet darin nach dem P auch jenes dem QV ähnliche, nur durch einen länger herabgehenden Strich sich unterscheidende ἐπίσημον ϥ, mit der Geltung von 90, welches aus dem Cod. Arg., wo es jedoch nirgends im Text vorkommt, als blosse Zahl bekannt ist. Die gothische Ordnung entspricht der griechischen, nur fehlen die nicht nöthigen Buchstaben, und sie schiebt das J und U statt Ξ und O zwischen N und P und dann das HV für das Ψ ein; das QV vor dem H kann als das griechische Κόππα betrachtet werden.

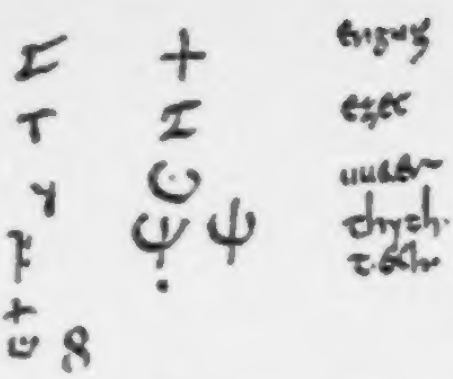
Allein unser Wiener Kodex No. 140 enthält Fol. 20ᵇ noch folgende beide, in manchen Beziehungen merkwürdige gothische Alphabete:



Ich betrachte zuerst das, welches in der Mitte herabgeht, mit grösseren Buchstaben geschrieben ist und der Stamm scheint, um welchen auf beiden Seiten Varietäten gesammelt sind. Dies grössere unterscheidet sich von den vorhin besprochenen sogleich dadurch, dass nicht die gothische Ordnung befolgt ist, sondern die lateinische, jener Vermuthung gemäss, wornach es erst aus einem gothischen Text gezogen, nicht etwa Abschrift eines bereits richtig aufgestellten ist, wie in dem Vatikaner Kodex. Das G nimmt die Stelle des C ein, und J steht dann für G. Bei U, V, Ó sind Verwechslungen vorgefallen.

Das gothische U hat die Stelle des lateinischen O, das gothische V hat die Stelle des lateinischen U, das gothische Ó hat die Stelle des lateinischen V. Dann folgen X (CH) mit dem seltsamen Namen enguz und Z, welches, in der gothischen Ordnung weit oben stehend, den sechsten Platz hat. HV und TH werden zuletzt angehängt, weil die lateinische Ordnung keine Stelle für sie hat. Das oben zwischen H und I gesetzte TH ist offen-

bar störend eingerückt*), nachdem die Reihe fertig war, hat auch keinen Namen neben sich, mit welchem es bereits unten stand.



Die Form dieser Buchstaben ist im Ganzen die gewöhnliche, namentlich ist das TH offen, und nur das B oben wieder zugezogen. Das S gleicht dem S der neapolitanischen Urkunden, wo es aussieht wie ein lateinisches E, der griechischen Gestalt ähnlich, während in der Handschrift des Ulfilas es die lateinische hat. Endlich ist das HV, sonst überall ein vollkommener Zirkel mit einem Punkt in der Mitte (⊙), hier nach oben hin geöffnet.

Ein zweites gothisches Alphabet zur rechten Seite erscheint gleich auf den ersten Anblick merkwürdig: theils sind die Buchstaben kleiner und mehr liegend, jener Kursivschrift sich nähernd, welche die neapolitanischen Urkunden darstellen; theils enthält es eigenthümliche und neue Zeichen. Es scheint wie von einer anderen Hand zugefügt und befolgt, von den anderen abweichend und einen kundigeren Verfasser verrathend, die gothische Ordnung und zwar bis auf einen streitigen Punkt, ohne zu fehlen. Das A, dessen Gestalt auffällt und welches aus drei von einander abgelösten Strichen besteht, wird doch, sobald man diese nur zusammenschiebt und verbindet, dem A in jenen Urkunden sehr ähnlich, sowie das geschlossene B dem dortigen gleicht. Das D befremdet, es hat nämlich offenbar die Gestalt von jenem ἐπίσημον ϙ für die Zahl 90. Wie, wenn dieses doch ursprünglich ein Buchstabe wäre und einen bereits untergegangenen Laut bezeichnete? Tenuis, media und aspirata der Lingualreihe sind vorhanden, und wird ihm doch darin, wie hier geschieht, ein Platz angewiesen, so könnte es nichts anders als eine aspirierte media, ein DH sein. Die Existenz derselben wäre allerdings merkwürdig, und da sie im Nordischen und

*) [? »es gehört als Zahlzeichen dahin.« Jacob Grimm ebenda.]

Angelsächsischen noch bezeichnet wird, an sich nicht unwahrscheinlich, sowie das Schwanken zwischen D und TH beim Ulfilas (vgl. Gramm. I S. 62) durch ihren Verlust zu erklären. — Ganz ungewöhnlich ist die Gestalt des E, die gar nichts mit der bisher bekannten gemein hat und gleichwohl auf keinem Versehen beruht, da sie hernach auf der linken Seite neben dem gewöhnlichen E wiederholt wird. Allein rückt man auch hier die unverbundenen Striche zusammen, so erhält man das umgelegte E, welches wie das lateinische M aussieht: ᛖᛖ; und hier bricht eine neue Übereinstimmung mit den angelsächsischen Runen hervor, wo das E gleichfalls eine dem lateinischen M ähnliche Gestalt hat. — In richtiger gothischer Ordnung folgen QV, Z, H (dessen vorderer Strich nicht so hoch hinaufgeht, als in der sonst bekannten gothischen Schrift), TH, I, K, L, M, N, J, U, P. Jetzt müsste das ἐπίσημον für 90 folgen, aber es fehlt, ohne Zweifel, weil es oben als D vorgekommen ist. Leer bleiben kann inzwischen dieser Platz nicht, weil die Zahl 90 sonst ausfallen müsste, und wenn nur nicht durch blossen Zufall das Zeichen die vierte Stelle erhalten hat (was allerdings möglich, übrigens in diesem genauen Alphabet der einzige Fehler wäre), so müsste man vier Abstufungen der Linguallaute behaupten und in jedem Fall einem hier seinen Platz anweisen. Durch einen Irrthum freilich wäre ᛩ oben hingerathen, denn das D muss den vierten Platz in jedem Fall behalten, weil es in dem griechischen, lateinischen und slavischen denselben einnimmt, aber in der Verwechslung, die wir wiederholt sehen, liegt der Grund für die Vermuthung, dass ᛩ ein verwandter, zur Lingualreihe gehöriger Buchstabe sei. Fürs Erste bleibt es jedoch nur eine Vermuthung, der allerdings auch entgegensteht, dass man auf griechischen Münzen dieses ἐπίσημον genau in derselben Gestaltung und Geltung findet; vgl. Büsching S. 206 und Nouveau traité de diplom. I p. 682. 683. — Von R bis Ô folgt nun alles wieder der Regel, anzumerken ist die abweichende, im Gothischen sonst unbekannte Gestalt von S, welche indessen mit griechischen Formen meist aus späterer Zeit (s. Mionnet description de médailles antiques, pl. 31, Nouv. traité I p. 682) und dem slavischen C für S übereinstimmt.

Ô, oben geschlossen, gleicht ganz der Odilrune, wogegen ⊙ auch hier offen ist. — Ich wiederhole, dass dieses Alphabet aus guter Quelle stammen muss und der erste Verfasser desselben des Gothischen mag kundig gewesen sein.

Zwischen beide vollständige Alphabete und dann links neben 9 das grosse sind nochmals gothische Buchstaben, doch nur einzeln, als Varietäten eingezeichnet. Dort (ausser einer Varietät von B, deren noch zwei auf der anderen Seite stehen) bloss die vier letzten Buchstaben der gothischen Folge F, X, ⊙, Ô und dann noch ein punktiertes I. Am auffallendsten darunter ist das F, welches, wie vorhin das A, aus einzelnen Strichen besteht, aber zusammengerückt das F der neapolitanischen Urkunden bildet. Die Buchstaben zur linken Hand liefern Varietäten von A und B, stellen das ἐπίσημον ϛ abermals als D auf und bestätigen das den runischen Zeichen entsprechende E und das oben besprochene F. Unter den übrigen H, L, U, R, S, TH ist bloss das S als Wiederholung des eckigen C anzumerken.

Für die Betrachtung sind noch die zugefügten Namen der gothischen Buchstaben zurück. Bei flüchtiger Übersicht macht sich schon eine Verwandtschaft mit den runischen, insbesondere den angelsächsisch-runischen bemerkbar, aber weiter zu dringen fällt schwer. Ich will die Namen der alten Runen bei der Vergleichung zuerst vornehmen, wobei man sichere Grundlage hat.

Fe, nord. und ags., liegt ab von der gothischen Form faihu und der althochdeutschen fihu.

Uraz, an dem nord. und ags. ûr hängt die Endung az, die ich nicht zu erklären weiss und die das Wort unverständlich macht.

Daaz soll doch wohl Dag heissen, der Abschreiber mochte das angelsächsisch-lateinische g für ein z angesehen haben, was dem Unkundigen leicht begegnen kann, das doppelte a wäre dann falsch, vielleicht aus dem ags. ae in Daeg entstanden.

TH ist *thyth* benannt, damit scheint mir das griechische θῆτα gemeint, nach neugriechischer Aussprache.

Utal, das ags. ôdil, käme dem althochdeutschen uodal näher; die gothische Form wäre ôthal.

Über *Reda* ist schon vorher etwas bemerkt worden, rêda könnte für das gothische räida stehen, wie hernach è in libêda vorkommt.

K heisst im Nordischen kön (ulcus), die Angelsachsen machten cên daraus, und in dem Runengedicht wird dies cên durch kim erklärt; die gl. keron. hat 126: faxa (fax) fahckla edo *ken*, und die gl. Paris. (Diutiska I S. 225): fax: facla *chen*. Hier ist *chozma* befremdend und unverständlich.

Haal für hagal lässt sich erkennen.

Noicz für nôt scheint irgend einen Fehler vorauszusetzen.

Fiz ist mit dem nordischen, angelsächsischen und althochdeutschen îs zu vergleichen, und

Aza mit dem angelsächsischen âsc, dem nordischen ar liegt es ganz fern.

Sugil wie in dem markomannischen Runenalphabet, welches hierin von dem nordischen sol und dem angelsächsischen sigel sich unterscheidet.

Tyz, der Abschreiber scheint das angelsächsisch-lateinische r auch für z gehalten zu haben und hätte auf diese Art tir entstellt.

Berena, ags. beorc (betula).

Laaz, ags. lagu oder lag: abermals g für z angesehen?

Manna, ags. man, wie bei Berena ein -na angehängt, aber manna (homo) ist zugleich eine gothisch richtige Form.

Bei V ist *Uuinne* unverständlich, im Angelsächsischen wên, spes.

Hiermit schliessen die Namen der alten Runen, wir müssen noch die übrigen vergleichen.

Geuua, diesmal der althochdeutschen Form geba näher, als der gothischen giba oder der angelsächsischen gibu.

Eyz unverständlich, aber auch das entsprechende ags. eoh ist dunkel.

Gaar, von dem gothischen jâr, nur das g verschieden, dessen Verwechslung mit j sich leicht erklärt, mehr ab liegt das ags. gêr.

Pertra und *Quertra* verläugnen nicht den Zusammenhang mit dem ags. peord und cweorn, sind mir aber sonst unverständlich.

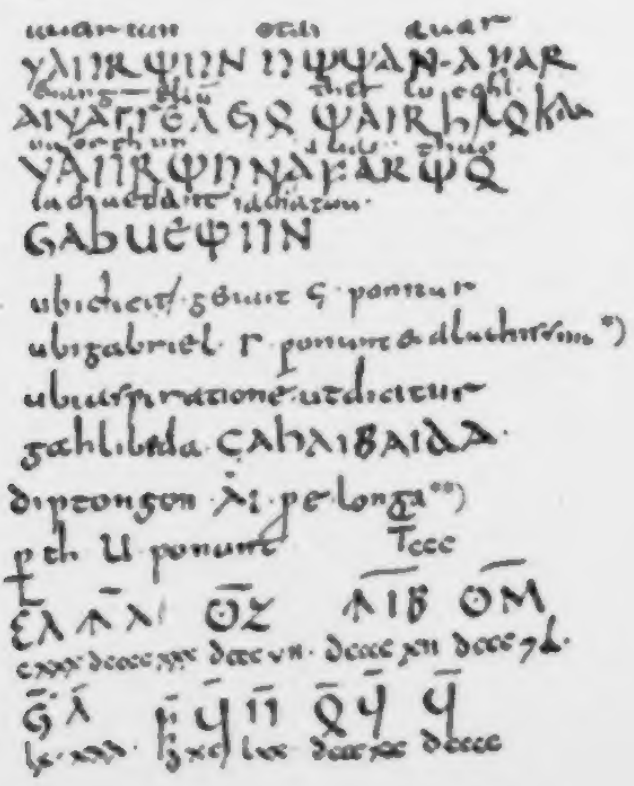
Engus völlig dunkel, der ags. Name ist iolx, und die St. Galler Runen haben ein elux.

Ezec erinnert am meisten an das griechische Ζήτα.

Ich begnüge mich mit diesen Bemerkungen über die seltsamen, gewiss merkwürdigen Namen und getraue nicht irgend ein Urtheil auszusprechen. Sie zeigen weder rein gothische, noch rein althochdeutsche oder angelsächsische Formen, wiewohl eine Hinneigung zu allen dreien, und da sie auch Griechisches einmischen, so wird man noch ungewisser über ihren Ursprung. Indessen ein absichtliches Entstellen oder Vermengen darin zu sehen, bin ich am wenigsten geneigt.

3) GOTHISCHE ZEILEN.

In der Wiener Handschrift folgen nach den Alphabeten einige Zeilen mit gothischer Schrift, und zwar noch auf demselben Blatte 20*: 11



*) [Et alia his similia.] **) [*ai* pro ē longa. Jacob Grimm.]

Die einzelnen Worte sind deutlich:

vaúrthun uththau afar
áivaggêljô thairh lôkan
vaúrthun afar thô
jah quêthun

Das heisst wörtlich:

Fiebant autem post.
Evangelium per Lucam.
Fiebant post ea (eam).
Et dixerunt.

Ungewöhnlich ist hier nur in dem acc. Lokan ein ô statt u, eine Vertauschung, die wegen der verschiedenen Länge beider Vokale an sich nicht wahrscheinlich wäre, jedoch durch andere Beispiele im Ulfilas bestätigt wird; so findet man dort vidôvô und viduvô; vgl. Gramm. I S. 40. Zusammenhang ist zwischen den einzelnen Zeilen nicht, und sie scheinen aus einem gothischen Kodex hier und da auf Gerathewohl herausgenommen. Dieser Kodex aber war, wie ich glaube, kein anderer, als der Ulfilas selbst. Aivaggêljô thairh lukan anastôdeith ist die Überschrift im Cod. Arg. jah quêthun, das freilich öfter vorkommt, steht gleich Luk. 1, 61 und der in der grammatischen Bemerkung angeführte Name Gabriel auch in der Nähe, Luk. 1, 19.

Hat der, welcher über die gothischen Zeilen die gewöhnliche Schrift setzte, das Gothische selbst verstanden? Was in dem Augenblick dagegen zu sein scheint, dass er nämlich bei der Umschreibung nicht treu und genau verfahren, spricht im Grunde dafür. Das gothische V überschreibt er durch uu = w, und hat darin als Hochdeutscher (vorausgesetzt, dass er ein solcher war) ganz recht. Das gothische aú liest er o, im Allgemeinen richtig, obgleich hier (wurtun) u besser gewesen wäre. Der Kodex zeigt zwar in der ersten Zeile wartun, aber man sieht noch, dass früher o dagestanden hat und wahrscheinlich von einer anderen Hand in a ist abgeändert worden, wie auch wirklich in der dritten Zeile worthun steht. Das TH ist in wortun der ersten Zeile, in quêthun und in uththan durch die Tenuis umgeschrieben, dort wirkte das Althochdeutsche, hier widerstrebte wohl ein doppeltes TH einer hochdeutschen Feder; dagegen in thairh und in vaúrthun der dritten Zeile, sowie

in thô ist es beibehalten. In uhthan steht ein o für u, was dem Althochdeutschen der allgemeinen Regel nach gemäss ist, etwas Genaueres lässt sich hier nicht sagen, da das Wort im Althochdeutschen fehlt. Dagegen das u in vaúrthun und quêthun ist richtig beibehalten. Das f in afar ist durch v, das ai in áivaggêljô und thairh durch e in jenem Sinne übertragen, und die lateinische Endigung in evangelium hergestellt. Bei thô steht über ô ein ou, insoweit inconsequent, als es in lôkan wie u gelesen ist, aber dort war es ein bekanntes und ausländisches Wort, und das althochdeutsche ou gilt allerdings sonst so viel, als das gothische ô; nur in diesem Falle müsste es diu heissen. Die letzte Zeile hat eine doppelte Überschrift, erstlich: ia chuedant, welche das h ausslässt bei der Copula und statt des gothischen Präterituns das althochdeutsche Präsens setzt. Der Fehler aber scheint bemerkt und in der zweiten Übersetzung: ia chuâtun, die das althochdeutsche Präteritum enthält, verbessert. Das gothische Q = QV ist, im Grunde unnöthig, in chu verwandelt.

Das Verhältnis scheint mir am natürlichsten durch folgende Annahme erklärt. Der, welcher obige Zeilen aus einem (durch die Schreibart lôkan von dem Cod. Arg. schon unterschiedenen) Kodex des Ulfilas entlehnte, verstand die alterthümliche, gothische Sprache noch so weit, als sie seiner eigenen nicht allzufern lag. Das Deutliche (uuortun, euangelium, chuâtun) übersetzte er daher in althochdeutsche Formen, dagegen uhthan und afar als unverständlich oder ungebräuchlich, sowie thairh und thô als zu abweichend von durah und diu blieben stehen, und nur die Orthographie fügte sich dem Gewöhnlichen.

Zunächst den gothischen Schriftproben folgen einige grammatische Bemerkungen. Die erste Zeile: ubi dicitur genuit J ponitur verstehe ich nicht, denn was soll das lateinische genuit, und warum musste es der Gothe mit J schreiben? Hier mag also ein Fehler stecken, und ursprünglich ein mit J anhebendes Wort, etwa Judaius da gestanden haben. Die zweite: ubi Gabriel G ponunt ist richtig, und der Name, wie schon bemerkt, aus dem Ulfilas genommen. Die dritte: ubi aspirationem ut dicitur gibt wieder keinen Sinn, und das Beispiel muss fehlen.

Die vierte ist deutlich: jah libáida (et vixit), und an dem zugefügten gah libeda nur das g für j zu tadeln, das wohl von einem anderen Abschreiber herrührt, denn der Verfasser selbst würde sonst die eben vorher gegebene Regel vergessen haben. Richtig bemerkt die vierte, dass das gothische ái für ê in libêda steht, was althochdeutsch lepêta lauten würde. Die letzte Zeile: pro CH. Q ponunt ist schon vorhin bei quêthun erläutert.

Ehe wir zu den gothischen Ziffern fortrücken, ist die Erklärung einer oben über die beiden gothischen Alphabete gesetzten Zeile nachzuholen. Sie ist nicht mit den deutlichen und grossen Buchstaben jener Proben aus dem Evangelium des Lukas geschrieben, welche im Ganzen die Schrift des Cod. Arg. und der Mailänder Palimpsesten darstellen, sondern mit kleinen, mehr liegenden, nachlässiger gezogenen, dergleichen wir in den neapolitanischen Urkunden finden und die man eine gothische Kursivschrift nennen könnte. Der erste, einem unvollkommenen K ähnliche Buchstabe ist ein F, ganz so, wie das zwischen die Alphabete zwei Mal eingezeichnete gebildet; der zweite ist ein A in der Gestalt des kleinen Alphabets. Über beiden ein Strich. Wir haben also $\overline{\text{FA}}$, ein im Cod. Arg. (Büsching, S. 192 und App. 52) und in den Mailänder Handschriften häufige Kürzung, die von den früheren Herausgebern des Ulfilas FAN gelesen wurde, bis Gordon sie durch FRAUJA richtig auflöste. Die nächsten fünf Buchstaben sind an sich ziemlich deutlich THÓ$\overline{\text{XAS}}$. Das A ist wieder wie das vorige gebildet, nur der dritte Querstrich hat noch einen Haken herunterwärts, ob zufällig oder absichtlich, wird sich nicht leicht entscheiden lassen, am wenigsten, wenn man den Kodex selbst nicht vor Augen hat; ein Buchstabe kann jedoch nach meiner Meinung nicht darin liegen. Das S hat die Gestalt des eckigen C, wie sie das kleine Alpha-
14 bet zeigt; wenn es auch auf der anderen Seite zugezogen einem Viereck ähnlich scheint, so lässt sich das entweder aus einer ähnlichen Bildung im Griechischen erklären (Nouv. traité I p. 682), oder es ist ein Strich gezogen, um das Nächstfolgende als nicht hieher gehörig abzusondern. Doch zur Erklärung selbst: da das X im Gothischen nur allein bei dem Namen Christus gebraucht wird, so muss darin die Entscheidung

liegen. Ist es wirklich ein X, und als stehendes Kreuz wird es allerdings in den beiden Alphabeten bezeichnet, so löst sich THÔ vorne ab und kann nur das pronom. demonstr. sein, entweder der acc. sing. fem. oder nom. und acc. pl. neutr. XAS aber müsste soviel als XAUS, den gen. christaus, bedeuten, und Thô christaus soviel als: was Christus gebührt, wie thô guths und thô kaisaris, Mark. 12, 17. Luk. 20, 25. Nur kann ich keine solche Stelle in der Bibel auffinden, und auch jene Abkürzung XAS ist bisher noch nicht aus dem Ulfilas bekannt. Eine andere Vermuthung hebt diese Schwierigkeiten, hat aber mit neuen zu kämpfen. Darnach ist es kein X, sondern ein T, dessen mittlerer Strich durch Zufall oder Schuld eines Abschreibers oben hinausgezogen wurde. Auf diese Weise liest man THÔTAS, und, indem man wie öfter den Querstrich oben ein ausgelassenes N bezeichnen lässt (Büsching S. 192, nur freilich fehlt bis jetzt das Beispiel in diesem Worte selbst): THÔTANS. Dies halte ich nun für das gothische THIUDANS, rex, mit zwei Fehlern geschrieben: Ô für IU und T für D; indessen könnte Ô als das althochdeutsche IO betrachtet werden, welches dem gothischen IU entspricht, sowie T für D als regelmässige Lautverschiebung, wobei freilich vornen TH sich nicht verändert. Im alten Testament ist der Ausdruck ὁ κύριος ὁ βασιλεύς sehr häufig, und davon wäre fráuja thiudans die richtige gothische Übersetzung.

Das letzte Wort in dieser Zeile ist vollkommen deutlich: XAUS, eine Abkürzung für Christaus, die nicht selten im Ulfilas sich findet und wovon eine Abbildung in der dritten Probe der Mailänder Handschriften steht. Das Merkwürdigste an diesem Worte scheint mir darin zu liegen, dass es nicht mit den vorhergehenden aus demselben Kodex stammt, oder wenn diese Behauptung zu bestimmt lauten sollte, dass hier ein anderes Alphabet sich unterscheiden lässt. Nicht nur hat das X eine liegende Stellung, wie in den bekannten Codices des Ulfilas, sondern das A und S sind anders, als in dem vorhergehenden, gebildet und stimmen mit den gewöhnlichen, in dem grossen Alphabet verzeichneten Formen überein. Absondern soll es vielleicht ein Perpendikularstrich in dem anstossenden S, wie

schon vorhin angemerkt ist, und wahrscheinlich stand es früher da, und die anderen Worte sind nachher zugesetzt, so wie ich vermuthet habe, dass das kleinere Alphabet erst später sei zugefügt worden. Das erklärt auch, warum dieser Genitivus mit den übrigen nicht zusammenhängt. XAUS wurde allein als Probe hingeschrieben, und das griechische XPI als Glosse darunter.

4) GOTHISCHE ZIFFERN.

Wir gelangen zu den Ziffern, dem Letzten, was die Wiener Handschrift Gothisches darbietet. Sie machen sich gleich durch Striche über den Buchstaben kenntlich, wie in den alten Codices des Ulfilas. Das gothische Alphabet reicht, wie das griechische, bis 800, beide haben für 90 und 900 keine Buchstaben, sondern Zeichen, das eine q: 90 ist schon vorhin besprochen, wo ich die Vermuthung gewagt habe, dass es einen verlorenen Laut darstelle. Da im Griechischen die Zahl 900 gewöhnlich ausgeschrieben wird, so hat man für das Gothische ein Gleiches behauptet, und im Mailänder Fragment von Esra (2, 36), wo der Fall vorkommt, ist wirklich, und zumal mitten unter Ziffern, niunhunda durch Buchstaben dargestellt. Um so merkwürdiger erscheint hier ein besonderes Zeichen für 900, dem runischen T sehr ähnlich: ↑. Der eigene Umstand tritt hinzu, dass eben dieses Zeichen auf dem vorhergehenden Blatte des Wiener Kodex, wo, wie oben bemerkt, ein griechisches Alphabet sich findet, in ganz gleicher Gestalt und Geltung als ἐννακόσιοι aufgestellt wird und den Benediktinern zufolge (Nouv. traité I p. 682) in späterer Zeit, d. h. seit dem dritten Jahrhundert, in Handschriften vorkommt. Im Altgriechischen hat das ἐπίσημον für 900 verschiedene, unter anderen auch einem liegenden F, einem Q ähnliche Formen, die man auf der vergleichenden Tafel der Benediktiner nachsehen kann. Hat in unserem Falle der Gothe von dem Griechen geborgt, oder umgekehrt? oder haben beide ein gleiches Recht?

Ich lasse diese schwierigen Fragen unbeantwortet, um bei einer wichtigeren Bemerkung zu verweilen, welche aus diesen wenigen, glücklich erhaltenen Zahlen sich entwickelt. Warum

behielt der, welcher sie als Beispiele hinstellte, die gothischen Ziffern nicht in ihrer natürlichen, fortschreitenden Ordnung bei? warum wählte er gerade diese individuellen Zahlen, welche, war sonst die Wahl gleichgültig, insofern gar nicht geschickt gewählt sind, als nicht alle Ziffern darin vorkommen? Gleich $\overline{D}$, $\overline{E}$ fehlen. Ohne Zweifel war ein besonderer Grund vorhanden. Sollten sie gleichfalls aus dem Ulfilas genommen sein? Es ist 16
der natürlichste Gedanke. In dem, was bisher durch den Druck bekannt geworden, finden sie sich nicht, darüber war bald Gewissheit zu haben. Aber nicht sonst wo in der Bibel? Weiteres Nachsuchen, das die Sache wohl verdiente, blieb nicht unbelohnt. Die fünf Zahlen der ersten Reihe gehören sämmtlich in das fünfte Kapitel der Genesis. Hieraus folgt nun mit höchster Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen Gewissheit, dass der, welchem wir die Erhaltung dieser wenigen gothischen Brosamen verdanken, gleichfalls Ulfilas Übersetzung der Bücher Moses vor sich hatte. Man darf länger nicht im geringsten bezweifeln, dass des gothischen Bischofs Arbeit die ganze heilige Schrift umfasste. Vielleicht mit der Einschränkung, die Philostorgius macht, wornach Ulfilas die Bücher der Könige zu übersetzen nicht wagte, aus Furcht, sie möchten den kriegerischen Geist seines Volkes nähren, eine Einschränkung, die an sich nicht sehr wahrscheinlich ist, da in den Heldenliedern, welche die Gothen ohne Zweifel besassen, wohl ein grösserer Reiz zu tapferen Thaten lag.

Noch ein anderer, eigenthümlicher Umstand wirkt günstig, die geäusserte Vermuthung zu bestärken. Diese Zahlen entsprechen sämmtlich der Septuaginta, welche gerade hier mehrmals von der lateinischen Übersetzung des heiligen Hieronymus abweicht. Und nun erklärt sich auch glücklich, warum die den gothischen untergesetzten lateinischen Zahlen an drei Orten nicht passen und das Gothische missverstanden zu haben scheinen: sie folgen nämlich dann jedes Mal der Vulgata, und ein sonstiger Fehler kommt nicht vor. Wie man sich dieses Verhältnis deutlich machen will, wäre hier gleichgültig. Vielleicht wurden in der Vulgata die entsprechenden Zahlen aufgesucht und hingesetzt, ohne Kenntnis des Ab-

weichenden darin. Vielleicht aber waren auch die lateinischen Zahlen schon von jemand, der an einem Text der Bibel arbeitete, an den Rand des gothischen Manuskripts angemerkt.

Ich will jetzt die Zahlen einzeln durchgehen.

Erste Reihe.

Genesis V, 3. $\overline{\text{SL}} = 230$. Die Vulgata abweichend CXXX, und so steht auch lateinisch darunter.

» » 5. $\overline{\uparrow\text{L}} = 930$. Vulg. stimmt überein, und daher unten richtig DCCCCXXX.

» » 7. $\text{H}\overline{\text{VZ}} = 707$. Vulg. abweichend DCCCVII.

» » 8. $\uparrow\overline{\text{IB}} = 912$. Vulg. stimmt DCCCCXII.

» » 13. $\text{HV}\overline{\text{M}} = 740$. Vulg. abweichend DCCCXL.

17 ### Zweite Reihe.

$\overline{\text{J}} = 60$.

$\overline{\text{L}} = 30$.

$\overline{\text{Fq}} = 590$.

$\overline{\text{N}} = 70$.

$\overline{\text{Oq}} = 890$.

$\overline{\text{q}} = 90$. Hier ist die lateinische Erklärung DCCCC allein falsch, zumal q vorher richtig verstanden und ↑, was da stehen musste, aus der vorigen Zeile bekannt war.

Für diese Reihe schwindet die Quelle, und ich weiss nicht, woher diese Zahlen genommen sind. In der ganzen Bibel kommt weder 590 noch 890 vor; freilich 30, 60 und 70 häufig genug, ja 70 eben auch Gen. V, 12. Man könnte vermuthen, die Handschrift des Ulfilas sei, wie der Cod. Arg. (Büsching, S. 187), in Quaternionen abgetheilt gewesen,*) und die Bezeichnung derselben habe die Zahlen geliefert, aus welchen diese hier entnommen wurden und deren Erklärung in lateinischen Ziffern nothwendig richtig ausfallen musste, falls die Handschrift selbst vollständig war. Enthielt sie aber die ganze Bibel, so konnte die Zahl der Quaternionen leicht bis zu 900 heraufsteigen.

*) [Vgl. Massmann, goth. Homilie p. 37. W. Grimm.]

Noch ist nachzuholen, dass gleich hinter den grammatischen Bemerkungen die Zahl $\overline{\text{T}}$ mit der richtigen Erklärung CCC steht. Sie macht aber nicht etwa den Eingang zu der ersten Reihe, denn obgleich Gen. V auch 300 vorkommt, so geschieht dies doch erst V. 22, und zwar nur in der Vulgata, die Septuaginta hat 200, und daher kann dieses T doch nicht aus dieser Stelle des Ulfilas genommen sein.

5) ALLGEMEINE BETRACHTUNGEN ÜBER DAS GOTHISCHE.

Ich habe bisher die Frage nach der Zeit, wo die abgehandelten gothischen Fragmente sind niedergeschrieben worden, nur nebenbei berührt, nicht aber eigentlich ins Auge gefasst, und doch ist sie nicht gleichgültig. Sie hängt zunächst von der weiteren ab: hat Alcuin selbst, in dessen Werke sie sich gefunden, aus dem Ulfilas sie entlehnt, oder sind sie von einem anderen späterhin zugefügt worden? An sich steht nichts dagegen, jenes anzunehmen, da der berühmte Mann sich um einen kritischen Text der Bibel bemühte und bekanntlich eine gereinigte, nach den Quellen berichtigte Abschrift der lateinischen Übersetzung für Karl den Grossen besorgte; ich verweise darüber, sowie über die anderen ihn betreffenden Angaben auf Fabricii Bibliotheca. Er konnte während seiner Sendung nach Rom einen Kodex des Ulfilas in Italien gefunden und mitgebracht haben. Indessen habe ich in seinen Schriften keine Beziehung auf die gothische Bibel oder Sprache entdecken können, jedoch auch die vollständigere Ausgabe von Froben nicht zur Hand gehabt; möglich, dass in dem Traktat über Orthographie, der eben aus unserer Wiener Handschrift dort abgedruckt ist, etwas vorkäme. Selbst die Angabe der abweichenden Zahlen aus der Vulgata könnte als Folge kritischer Arbeiten und einer Vergleichung beider Texte betrachtet werden, sowie die zugefügten grammatischen Bemerkungen, so geringfügig sie uns auch erscheinen mögen, in dem Umfange seiner Beschäftigungen lagen.

Auf der anderen Seite hat freilich der Umstand, dass sich diese gothischen Überreste sammt den Runen in einem Kodex von Alcuin finden, kein grosses Gewicht oder besondere Beweiskraft. Man pflegte dergleichen, wo es irgend passlich war, ein-

zurücken, wie es ja auch sehr zweifelhaft ist, ob die markomannischen Runen von Hraban selbst sind verzeichnet worden, ohngeachtet sie in wenigstens fünf Handschriften seiner Werke stehen; von den sogenannten Isidorischen Runen ist es sogar gewiss, dass sie nicht von dem spanischen Bischof herrühren. Ferner, da Alcuin erst in seinem funfzigsten Jahre von England herüber an den Hof Karls des Grossen kam, so würde er kaum althochdeutsche, sondern eher angelsächsische Formen über die gothischen Zeilen geschrieben haben. Endlich spricht dagegen, was ich sogleich näher ausführen will, dass nicht alles Gothische von einem und demselben herzurühren scheint, sondern zwei, vielleicht drei, beigetragen haben.

Der, welcher die Stellen aus dem neuen Testamente, die grammatischen Bemerkungen und die Zahlen hinschrieb und das Althochdeutsche zur Erläuterung zufügte, wollte sich einigermassen mit dem Gothischen bekannt machen. Ihm lege ich auch das Alphabet bei, das ich das grössere genannt habe; er hat es aus demselben Kodex des Ulfilas gezogen, das glaube ich, weil die Buchstaben dieselbe Gestalt haben und in den Eigenthümlichkeiten oder Abweichungen von dem Gewöhnlichen, die hernach noch einmal sollen aufgezählt werden, übereinstimmen; dann, weil der Deutsche die ihm allein geläufige lateinische Ordnung befolgte. Er setzte auch das leicht verständliche Wort XAUS oben hin und die griechische Übersetzung darunter.

Von dem zweiten rührt das Alphabet mit den Kursivbuchstaben, welches ich das kleinere genannt habe. Er kannte die
19 gothische Ordnung und behielt sie bei; seine Quelle war abermals der Ulfilas, das schliesse ich aus den beiden Worten, die er über das Alphabet setzte und wovon wenigstens FRAUJA ausser Zweifel ist. Sie sind aus dem alten Testament genommen, wenn die Vermuthung mit THIUDANS richtig. Die Schreibfehler in diesem Worte und überhaupt die flüchtigere Schrift deuten auf einen geringeren Kodex und auf eine spätere Zeit. Er trug auch die Varietäten neben das grosse Alphabet ein oder fieng vielleicht damit seine Arbeit an, bis er die ungothische Ordnung bemerkte und nun das ganze Alphabet hinstellte. Er

hat zwei Formen von F, die gewöhnliche und die aus einzelnen, abgelösten Strichen bestehende; es wäre gewagt und unnöthig, deshalb noch einen dritten gothischen Kodex anzunehmen, da beide in demselben vorkommen oder mehrere Hände daran gearbeitet haben konnten. Ihm schreibe ich endlich auch die gothischen Namen zu, die aus keinem gothischen Kodex, wenigstens nicht aus einem Ulfilas, konnten gezogen werden, und, wie es mir scheint, eine gewisse lebendige Kenntnis des Gothischen voraussetzen, sowie sie durch ihre Verderbnis auf eine Tradition hinweisen.

Die sechzehn gothischen Buchstaben neben den Runen Fol. 20ª rühren nicht von dem ersten her, weil sie die gothische Ordnung befolgen; auch dem zweiten möchte ich sie nicht zuschreiben, warum sollte der abgebrochen haben? Ich vermuthe, dass sie von einem Dritten, nach einem Alphabet, wie das vatikanische, nur nicht vollständig, sind hingezeichnet worden und nicht nothwendig aus einem Kodex des Ulfilas stammen.

Irre ich nicht gänzlich in diesen Voraussetzungen, so würde man in jedem Falle dem Alcuin nicht alles, sondern nur einen Theil, am wenigsten wohl das kleinere Alphabet mit dem, was dazu gehört, beilegen dürfen. Angenommen, was ich selbst zu glauben ziemlich geneigt bin, er habe gar keinen Antheil daran, so sind zwei Fälle möglich: entweder wurden die gothischen Fragmente aus einem Kodex, der älter war als Alcuin, nur entlehnt und weiter fortgepflanzt, oder sie sind später, d. h. nach Alcuins Zeit, eingetragen. In dem letzteren Falle, gerade hier dem merkwürdigsten, würde das Alter der Wiener Handschrift das Ziel stecken, über welches man nicht hinausgehen dürfte. Sie soll dem zehnten Jahrhundert angehören; schade, dass hierüber genauere Bestimmungen schon an sich so schwierig sind, und dass die Paar althochdeutschen Formen zwischen den Zeilen keine Entscheidung liefern. Nur wenn otan für uththan eine wirkliche Übertragung enthielte, würde darin ein Zeugnis von hohem Alter liegen können, weil ‹ den ältesten althochdeutschen Denkmälern dieses Wort schon fehlt. Indessen da wir in dem Wiener Kodex, wegen der angemerkten Schreibfehler, besonders in den grammatischen Zeilen, eine abermalige Abschrift erkannt

haben, so würden wir doch etwas wieder zurückzugehen genöthigt sein. Alles erwägend, entfernt man sich wohl am wenigsten von der Wahrheit, wenn man, einen Mittelweg einschlagend, annimmt, in dem achten Jahrhundert seien diese gothischen Überreste niedergeschrieben worden.

Eine Übersicht der aus ihrer Entdeckung gewonnenen Resultate fügt sich hier am schicklichsten an.

1) Die Denkmäler der gothischen Sprache sind bisher nur in Italien gefunden worden, wo sie während der gothischen Herrschaft von dem Ende des fünften bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts entstanden; der Cod. Arg. so gut, wie der Guelferbyt. ist italienischen Ursprungs. Nachher wird man nicht mehr Gothisch geschrieben, noch weniger an Vervielfältigung des Ulfilas gedacht haben. Nun erscheint ein Kodex der gothischen Bibel oder, wenn ich richtig vermuthet habe, zwei mitten in Deutschland, ein Paar Jahrhunderte später, und seine Sprache wird von einem deutschen Gelehrten mit Aufmerksamkeit betrachtet, während zu derselben Zeit die Mönche im Kloster Bobbio die gothischen Werke reskribierten.

2) Dieser deutsche Kodex war vollständiger, als es die bis dahin in Italien bekannten sind, er enthielt namentlich die Bücher Moses, deren Übersetzung keinem Zweifel mehr unterliegt.

3) Wir lernen, dass Ulfilas bei seiner Arbeit die Septuaginta zu Grund legte.

4) Eine Kenntnis des gothischen Alphabets in seiner eigenthümlichen Ordnung sowie des gothischen Zahlensystems ist durch Aufzeichnung und Wiederholung in Handschriften bis ins neunte Jahrhundert überliefert worden; wahrscheinlich noch länger.

5) Wir vernehmen zum ersten Male die Namen der gothischen Buchstaben, freilich in seltsamen und dunklen Formen, aber Werth verleiht ihnen das gothische Element, das sie verrathen, sowie eine sichtbare Verwandtschaft mit den angelsächsischen Runennamen; diesen stehen sie näher, als den nordischen, wo nur die 16 alten Runen benannt wurden.

6) Für die gothische Sprache selbst scheint aus so wenigen Zeilen kaum eine Ausbeute möglich, und doch bestätigt sich in lôkan für lukan des Cod. Arg. eine in anderen Fällen schon bemerkte Anomalie, das ἐπίσημον ϙ scheint sich als ein in die Lingualreihe gehöriger Buchstabe geltend machen zu wollen.

7) Bedeutender ist der Gewinn für die gothische Palãographie. Ein Theil der gothischen Fragmente schliesst sich im 21
Ganzen zwar an die bekannte gothische Schrift, zeigt aber das S und das oben geschlossene B der neapolitanischen Urkunden, und neu und eigenthümlich ist das oben offene HV und das Zeichen ϯ für 900. Der andere Theil lässt uns eine gothische Schrift von ganz verschiedenem Charakter erblicken; wenn die Züge der Buchstaben nicht die Freiheit haben, wie die ähnlichen in den neapolitanischen Urkunden, so mag die Schuld davon bloss an dem Abschreiber liegen, der ängstlich nachahmte, was in dem Original gewiss eine vollkommene Sicherheit zeigte. Bisher unbekannt war das mit dem runischen übereinkommende Ƹ und das eckige S. Die Durchdringung und Verwandtschaft des griechischen, gothischen und runischen Alphabets bewährt sich also aufs Neue.

Ich schliesse diese Betrachtungen mit einer Bemerkung über die gothische Inschrift zu Brescia aus dem funfzehnten Jahrhundert, welche Abate Mai bei den Proben aus den Mailänder Codices bekannt gemacht hat. Sollten, wie dort vermuthet wird, Ulfilas Buchstaben bis zu jener Zeit fortgedauert und sich in Italien, etwa durch die taurischen Gothen, lebendige Kenntnis davon bis zu dem Ausgange des Mittelalters erhalten haben? Es ist mir ebenso wenig glaublich, als dass in jenem Falle das gothische Alphabet in mehr als tausend Jahren so unbedeutend, eigentlich gar nicht sich sollte verändert haben. Ich vermuthe, bei jener Inschrift wurden die Buchstaben eines Alphabets, wie es in dem Vatikaner Kodex vorkommt, nachgemalt, vielleicht ohne dass man wusste, welcher Sprache sie eigentlich zugehörten, aus blosser Liebhaberei an dem Ungewöhnlichen, die an sich gar nichts Seltenes ist. Ich führe noch an, dass nach Fuessli (Künstlerlexikon I, S. 342, 343) Wilhelm Kay ein Schüler

des Lambart Lombard (Sutermann) aus Breda gebürtig war und 1568 starb: wie passt das zu der Zahl 1482 auf der Inschrift?

6) ANGELSÄCHSISCHE RUNEN IN EINER VATIKANISCHEN HANDSCHRIFT.

Herr Dr Pertz fand in einem Kodex (Bibl. Christ. Vatic. 338, Fol. 90), den er ins elfte Jahrhundert setzt, ein Runenalphabet, das er mir gütig mittheilte, welches aber hier bekannt zu machen ich mir versage, da ich höre, dass es als Anhang zu der italienischen Reise bereits lithographiert ist. Ich will Folgendes dazu bemerken.

Es ist in der Ordnung des lateinischen Alphabets abgefasst und stammt unmittelbar aus dem Angelsächsischen, wie die Namen daeg, hegil usw. beweisen. Daher heisst J auch gèr
22 oder geor, es steht aber geos da, weil abermals ein Abschreiber das angelsächsische r für s ansah. Weitere Fehler sind: bei M moun für man, bei Ó eos für oos, bei P pear für peord, bei T tu für tîr, bei X ilih für ilix, d. h. iolx.

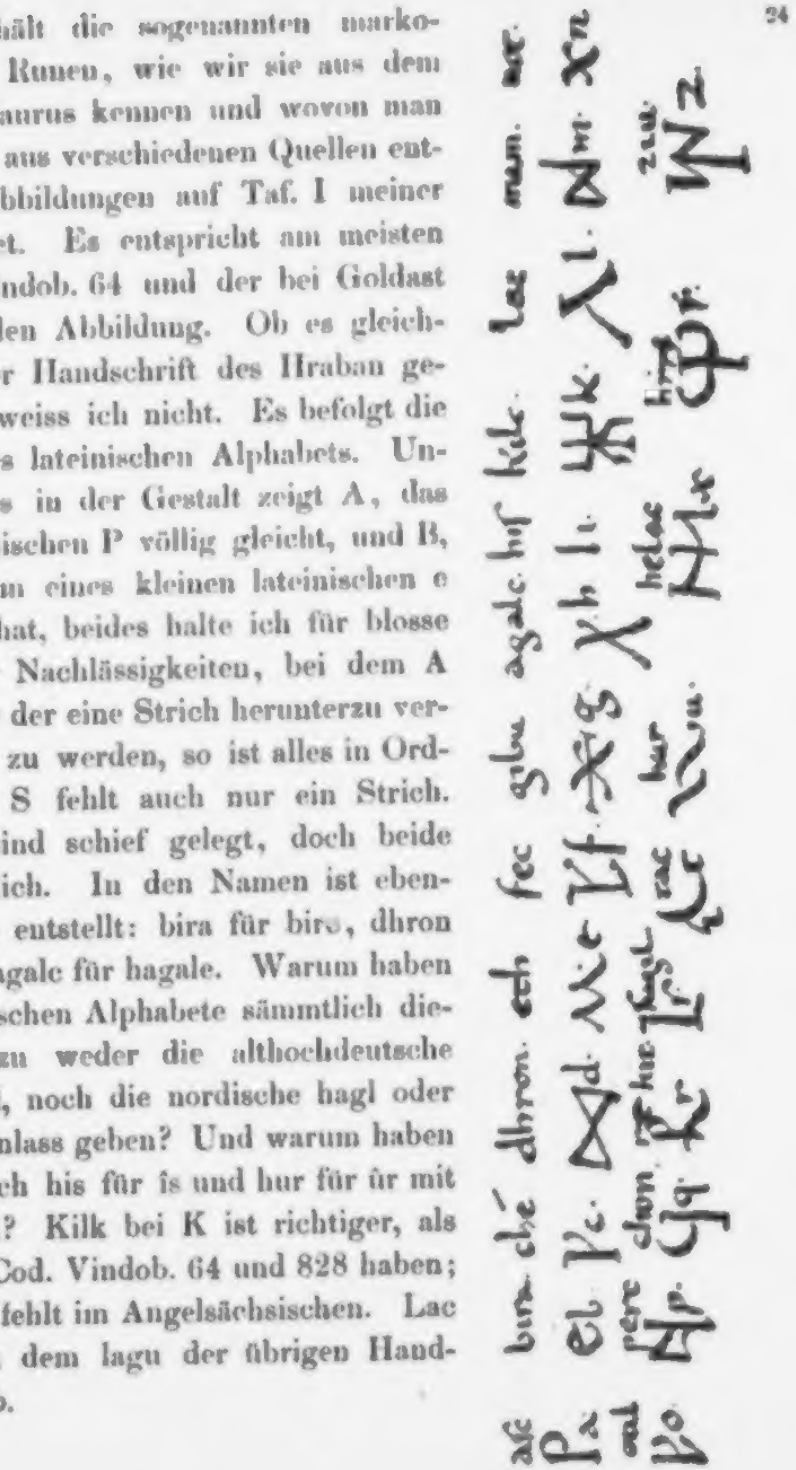
Überraschend und ungewöhnlich ist das Q in folgender Gestalt ⫝ und mit dem unverständlichen Namen vymoth; um so verdächtiger, als der Name nicht mit dem Buchstaben anfängt, den er bezeichnen soll, was sonst erste Bedingung ist. In den gewöhnlichen angelsächsischen Runen heisst Q qweern, und die Gestalt ist von jener ganz verschieden. Sonst bietet dieses Alphabet nichts Neues dar.

7) RUNEN IN EINER PARISER HANDSCHRIFT.

In dem Pariser Kodex 5239 hat Herr Professor Graff folgendes Runenalphabet entdeckt und mir freundschaftlich [im J. 1825 aus Paris]*) zugesendet:

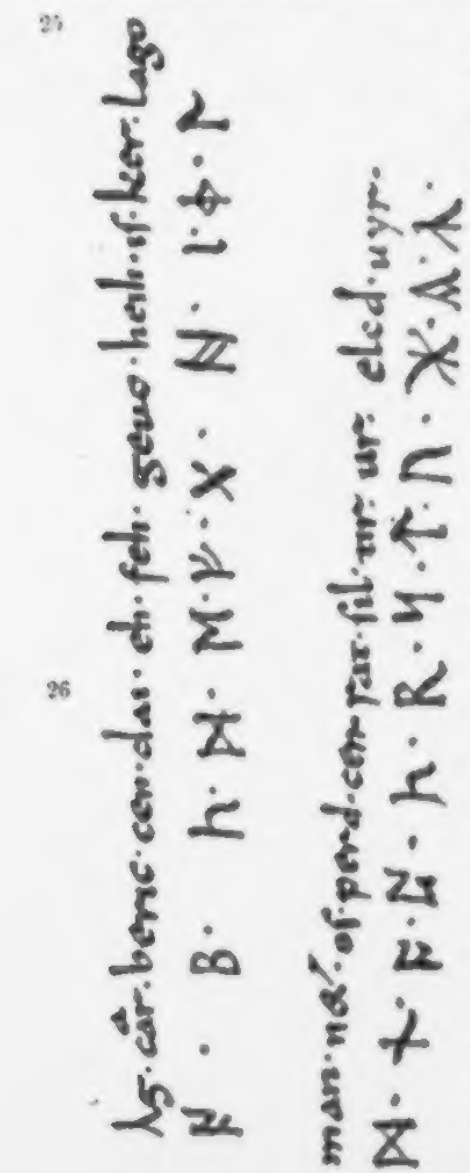
*) [Zusatz im Handexemplar.]

Es enthält die sogenannten markomannischen Runen, wie wir sie aus dem Hrabanus Maurus kennen und wovon man eine Anzahl aus verschiedenen Quellen entnommene Abbildungen auf Taf. I meiner Schrift findet. Es entspricht am meisten den Cod. Vindob. 64 und der bei Goldast vorkommenden Abbildung. Ob es gleichfalls in einer Handschrift des Hraban gefunden ist, weiss ich nicht. Es befolgt die Ordnung des lateinischen Alphabets. Ungewöhnliches in der Gestalt zeigt A, das einem lateinischen P völlig gleicht, und B, das die Form eines kleinen lateinischen e bekommen hat, beides halte ich für blosse Fehler oder Nachlässigkeiten, bei dem A braucht nur der eine Strich herunterzu vervollständigt zu werden, so ist alles in Ordnung. Bei S fehlt auch nur ein Strich. T und U sind schief gelegt, doch beide noch kenntlich. In den Namen ist ebenfalls einiges entstellt: bira für biro, dhron für dhorn, agale für hagale. Warum haben die hrabanischen Alphabete sämmtlich dieses e, wozu weder die althochdeutsche Form hakal, noch die nordische hagl oder ags. hägl Anlass geben? Und warum haben sie sämmtlich his für is und hur für ûr mit Consequenz? Kilk bei K ist richtiger, als gilch, wie Cod. Vindob. 64 und 828 haben; diese Rune fehlt im Angelsächsischen. Lac weicht von dem lagu der übrigen Handschriften ab.



8) RUNEN IN EINER HANDSCHRIFT AUS TEGERNSEE.

Eines Alphabets in einem zu München befindlichen, aus Tegernsee dahingekommenen Kodex*) hatte ich in meiner Schrift S. 111 ff. gedacht, ohne dass ich im Stande war, eine Abzeichnung aus dem Original selbst zu liefern. Seitdem habe ich diese durch die Freundschaft des Herrn Bibliothekars Docen erhalten und theile sie hier mit:



Die Handschrift, in welcher allerlei verschiedenartige Dinge zusammengeschrieben sind, enthält S. 44 ein Formular, woraus sich ihr Alter einigermassen bestimmen lässt; dort stehen nämlich die Worte (haec concessio): »data ann. regni domini hlud regis in orientali frantia.« Die übrigen Namen und Zahlen sind in dieser Urkunde unbestimmt, allein da Ludwig der Deutsche nach dem Jahre 843 Ostfranken bei der Theilung des Reichs erhielt, so würde die Handschrift in die Mitte des neunten Jahrhunderts zu setzen sein.

Die Runen sind angelsächsische, wie ich schon dort S. 114 und 134 ausgeführt habe, in der lateinischen Ordnung aufgestellt. Ich verweise auf die Anmerkungen dazu S. 114 und 115 und füge Folgendes als Ergänzung und Berichtigung hinzu. Die erste Rune heisst nicht agear, sondern das sind zwei Namen ac und car. Für das Letztere, das wahrscheinlich richtiger ear geschrieben wird, fehlt das Zeichen; wohl absichtlich, weil der

*) [Massmann (Anzeiger 1, S. 27. 28) gibt nähere Nachricht von diesem Codex membr. 8, jetzt IV, 6a. Er gehört in die erste Hälfte des 9. Jahr-

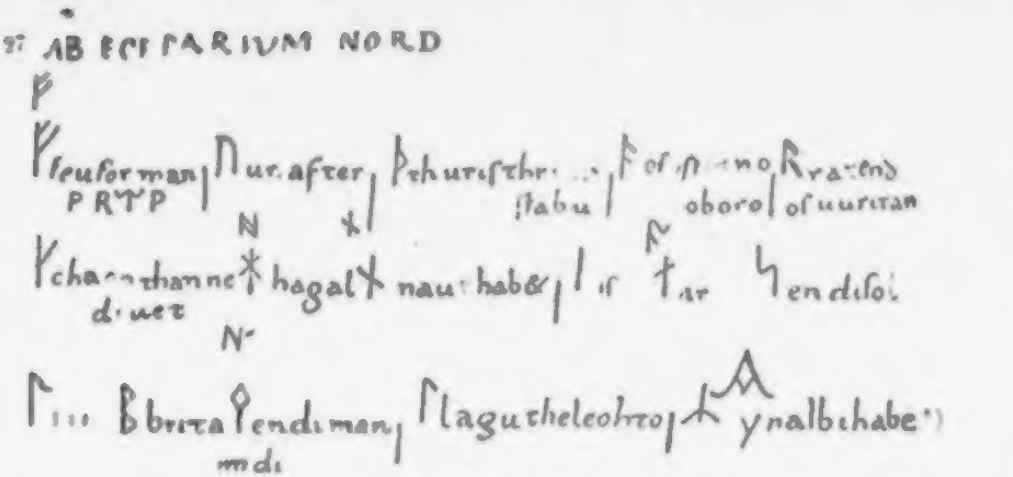
Abschreiber nichts zwischen A und B setzen wollte. Das H hat eine regelmässige Gestalt, und die unrichtige Nachbildung, die ich vor mir hatte, veranlasste eine frühere Bemerkung darüber, die ganz wegfallen muss. Den Schreibfehler dai für dae zeigt allerdings der Kodex selbst. Eleð ist das angelsächsische eolx, nur entstellt, das Zeichen selbst aber gehört nicht dem X, sondern der Rune, die im Angelsächsischen den Namen jor führt. Die vorletzte Rune ist kein A, obgleich es die Gestalt des lateinischen A hat, sondern ein Y, und der etwas abstehende Name uyr gehört dazu, der auch nur fälschlich für yr steht; es hat in dem St. Galler Kodex 878 ganz dieselbe Gestalt. Die letzte Rune heisst nach dem angelsächsischen Alphabet calc; darüber vgl. meine Schrift S. 99.

9) RUNEN IN ST. GALLER HANDSCHRIFTEN.

Von dem zweifachen sogenannten Isidorischen Runenalphabet in dem St. Galler Kodex 878*) habe ich Taf. II eine Abbildung mitgetheilt, die ich Hrn v. Arx verdankte. Nach Erscheinung des Buchs 1822 erhielt ich von der Güte desselben Gelehrten eine auf abermalige genaue Untersuchung des alten Kodex gegründete zweite Zeichnung von dem Abecedarium nord., nachdem durch Anwendung eines Reagens einiges deutlicher hervorgetreten war. In den Runenzeichen selbst hat sich zwar manches besser gezeigt, allein hauptsächlich sind es die dabei stehenden Namen und einzelnen Worte, die an Verständlichkeit gewonnen haben, obgleich auch hier noch manches dunkel und ausgelöscht bleibt. Ich gebe diese verbesserte Zeichnung hier um so lieber, als auch späterhin noch einmal Herr Dr Pertz, unabhängig davon, dieses Alphabet in St. Gallen nachgebildet hat und es bekannt machen wird. Die Abweichungen beider Zeichnungen dienen vielleicht, den schwierigen Stellen besser beizukommen.

hunderts und ist derselbe, aus welchem Docen schon Reimverse (Misc. 1, S. 18) und ein altdeutsches Glossar (Misc. 1, S. 191) mitgetheilt hatte. Vgl. die näheren Angaben vor dem Kodex. W. Grimm.]

*) [Massmann, Anzeiger 1, 82. W. Grimm.]



Mit Beziehung auf die früheren Bemerkungen S. 140 ff. will ich das Alphabet nochmals durchgehen.

Erste Linie. Bei F steht feu, forman (nicht forman), das Letztere ist der Acc. S. von dem angelsächsischen forma, primus, und ausgelassen stäf sowie ein den Accusativ bestimmendes Verbum, es soll heissen: fê macht den ersten Buchstaben aus. — Bei U sind die Worte ur, aftec vollkommen deutlich; ur wird als der zweite Buchstabe bezeichnet. — Bei TH thuris ist nur noch thr. te zu sehen, aber ausser Zweifel, dass der dritte gemeint ist; auch stabu darunter ist deutlich, hier zeigt sich eine althochdeutsche Form, und das Wort geht noch nach der dritten Deklination, auf ein gothisches stabus hinweisend. Ich merke dabei an, dass die Handschrift in das neunte Jahrhundert gehört. — Für O os keine Aufklärung und nur so viel gewiss, dass im Zählen der Buchstaben nicht fortgefahren wird. — R ra end os uuritan. Der fehlende Buchstabe hinter ra war ohne Zweifel ein t, also das ags. rât, nicht das nordische reid; was soll end os uuritan, et ô scribere heissen.

Zweite Linie. Hinter K ist ein cha . . sichtbar geworden,

*) [In Wilhelm Grimms Handexemplar finden sich folgende nachträgliche Correcturen zu diesem Facsimile: In der ersten Linie ist hinter thr itten übergeschrieben und hinter ra das t ergänzt; der vierte Buchstabe unter feu forman ist aus P in ᚠ verändert, in oboro ist das mittlere o in e corrigiert und das letzte Wort am Rand wiederholt; in der zweiten Linie ist hinter nau das t zugeschrieben, in diuet ist e in o geändert: in der dritten Linie sind die drei kleinen Striche in ifu ergänzt, in brita steht über r ein e, the vor leohto ist durchstrichen und ihe darübergesetzt und aus albihabe ist albihabet gemacht.]

es fehlt un und da im Nordischen ö öfter durch au ausgedrückt wird, so ist gegen die Schreibung chaun für kön weiter nichts einzuwenden, als dass nach althochdeutscher Art ein ch für k steht. Das Verhältnis ist also wahrscheinlich dieses: ein Angelsachse schrieb die nordischen Namen auf, und der Abschreiber war ein Deutscher; jeder mischte dabei etwas von dem Seinigen ein. Auf [c]haun folgt thanne ganz deutlich, und darunter ist ein diuet zum Vorschein gekommen; doch da i und e darin ungewiss sind, enthalte ich mich jeder Vermuthung. N nau habet, es fehlt ein t, und naut ist sicher. — I is und A ar in Ordnung. — Bei S endi sol. Der nordische Name also deutlich 28
und richtig, die Copula hat die althochdeutsche Form, nicht die angelsächsische, die and lautet.

Dritte Linie. Von T ist der eine Querhaken hervorgekommen, von dem Namen (tîr) nur drei kleine Striche. — Bei B zwar deutlich brita, aber falsch für biricha, dennoch als althochdeutsche Form sich kund gebend, denn die nordische ist biörk, die angelsächsische beorc. M endi man klar, aber nicht das nordische madr. — L lagu, dahinter ein seltsames theleohto; vielleicht ist leóht, lux, herauszunehmen, nur passt the nicht dazu, weil es ein Neutrum ist und man wohl für se und sio the und theo gesagt hat, aber nicht für that. Wäre aber the für den Plural tha zu erweisen, so hiesse the leohto die Lichter. — Y ir, daneben albihabe, das ich unangerührt lassen muss.

Ausserdem ist noch eine runische Zeile zum Vorschein gekommen, wenigstens in der ersten Abzeichnung befindet sie sich nicht. Sie steht über dem sogenannten Anguliscum, und zwar über den vier letzten Runen der ersten Reihe.

MᚨR MᚴK Kᚴᚨᚳ

Ich lese EAREAK KALC. Merkenswerth die Einmischung des lateinischen K neben der Rune cên. Bekanntlich bezeichnet das runische C den Laut des K auch im Anlaut, nicht, wie auch schon im Althochdeutschen, ein Z, das musste der Schreiber dieser Zeile nicht gewusst und deshalb das lateinische K gebraucht haben; doch kommt auch in der dritten Linie des Anguliscum ein K vor. Ich finde darin nichts als die Namen von drei angelsächsischen Runen: ᛠ ear, ᚴ ac, ᛣ ealc, eac bei der

mittelsten steht unrichtig für ac. Ich würde es als eine zufällige Probe von dem Gebrauch des Runenalphabets ansehen,*) wenn ich nicht in der Zeichnung des Herrn Dr Pertz (ich erlaube mir dieses Umstandes im voraus Erwähnung zu thun) folgende Anmerkung, die im Kodex noch darüber steht, gefunden hätte: isti tres cara .... (caracteres) ad numerum tantum pertinent, und dahinter S ᛩ ᛏ. Bezieht man diese Bemerkung auf die Runen, so hat man bei ear ᛦ und calc ᛣ um so mehr Ursache dazu, als es ohnehin schwierig ist, für diese Zeichen einen Laut auszumitteln, auch wohl bei ac, wenn man a und ä nicht unterscheiden will, was die nordischen Runen unterlassen. Bezieht man sie aber auf die drei anderen Zeichen S ᛩ ᛏ, so fragt sich: stellen sie ein S, Q und T vor, oder sind sie aus dem griechischen Alphabet entnommen? Das ᛩ und ᛏ haben wir bei den gothischen Ziffern als ἐπίσημα von 90 und 900 kennen lernen, für sie also könnte die Bemerkung wahr sein, aber für S nicht, das als Lautbezeichnung unentbehrlich und nothwendig ein wahrer Buchstabe ist. Steht aber S, ᛩ und ᛏ da, um, wie im Griechischen, 200, 90 und 900 zu bezeichnen, so wäre zu vermuthen, es sollte dadurch die Geltung von ᛦ, ᚠ und ᛣ angedeutet werden, und diese Erklärung, die uns zugleich über etwas bisher noch Unbekanntes belehrte, scheint mir die natürlichste.

Endlich hat Herr Dr Pertz in einem anderen St. Galler Kodex (No. 127 in Fol.) aus dem neunten Jahrhundert, welcher S. Hieronymi comment. in Matthaeum enthält, an dem Ende des vierten Buchs noch sechs gross und schön geschriebene Runen gefunden und wird sie bekannt machen. Vermuthlich steckt der angelsächsische Eigenname Hrodgar darin.

10) RUNEN AUF GOLDBRACTEATEN.

Das Museum zu Kopenhagen besitzt einige funfzig Stück Goldbracteaten mit reichen Zieraten, Schlangenwindungen, Figuren und Inschriften, welche zu den grössten Schätzen der Sammlung gezählt werden. Bekannt ist bis jetzt noch nichts

*) [Myth. 134. J. Grimm.]

davon, man müsste denn das einzige Stück rechnen, wovon eine sehr unvollkommene Abbildung in Bartholins Antiquitt. dan. vorkommt. Eine allgemeine Nachricht davon aus einem Briefe des verstorbenen M. F. Arendt ist in dem Schornschen Kunstblatt 1823 No. 21 gegeben. Sie sind in alten Grabhügeln, einige auch in Sümpfen, mit anderen Kostbarkeiten, häufig zugleich mit Perlen, und bis jetzt noch nirgends als im Norden gefunden worden. Ihre Seltenheit ist daher so gross, dass nach Deutschland nur ein einziges Stück gelangt ist, welches sich in einer Münzsammlung zu Berlin befindet; einem blossen Gerücht nach soll ein anderes in dem k. k. Kabinet zu Wien aufbewahrt werden. Münzen sind es nicht, denn diese Goldbleche haben sämmtlich Henkel, welche vermuthen lassen, dass sie als Amulette an dem Hals oder an der Brust getragen wurden, und da die Henkel niemals abgenutzt sind, so ist gleichfalls wahrscheinlich, dass keine Kette durchgezogen wurde, sondern eine weiche Schnur. Sie sind von verschiedener Grösse, die meisten bedeckt ein Thaler, einige sind kleiner, andere durch die Randverzierungen von bedeutendem Umfang. Die Runen, die sich aber nicht auf allen finden, laufen rund herum, doch stehen auch einige innen; die Thiere drehen sich meist nach der Rundung oder gehen ganz in Schlangenwindungen über; auf einigen Stücken sieht man nichts als solche Verschlingungen und verknüpfte oder aneinandergefügte Bandstücke. Die Thiere sind beständig dieselben: ein Adler und ein Pferd, das aber manchmal Tatzen hat und eine Giftzunge aus dem Munde streckt, wodurch es einem Drachen ähnlich wird. Die menschliche Gestalt ist meist nur ein Brustbild und hat einen Helm auf, der aber nicht die gewöhnliche Form zeigt, manchmal einem Diadem ähnlich sieht, manchmal in einem Vogelkopf endigt, ja einige Mal sitzt der Vogel selbst als Helm auf dem Kopf des Bildes. Doch ohne Abbildung würde alle weitere Beschreibung unnütz sein, auch ist kein Stück dem anderen völlig ähnlich, obgleich man sieht, es ist immer dieselbe Vorstellung, die zu Grunde liegt. Auch nicht gleich vollständig ist sie überall, der Vogel fehlt, oder der Drache, oder auch das menschliche Haupt. Das Wichtigste aber, was sie enthalten, sind die Runen, wenngleich

nicht überall vollkommen deutlich, kann man doch mit Sicherheit behaupten, es sind nicht nordische, sondern angelsächsische (wie denn auch auf den Tundernschen Hörnern keine anderen vorkommen), und ohne Zweifel wird man mit Erklärung derselben einen grossen Schritt im Verständnis der angelsächsischen Runen vorwärts thun. Durch Nyerups Güte besitze ich sieben Kupfertafeln mit Abbildungen dieser Goldbleche; sie waren für die Antiquarischen Annalen bestimmt, da man aber mit den Zeichnungen, wornach sie gearbeitet sind, unzufrieden ist, so sollen sie zurückbehalten und durch genauere ersetzt werden, auf welche man sich, namentlich was die Runenzeichen betrifft, mit vollkommener Sicherheit verlassen kann. Bis dahin also würde es nicht räthlich sein, sich an eine Erklärung zu wagen.

Nur das Eine will ich noch bemerken: die Arbeit an diesen Goldblechen kann man nicht roh nennen. Die blossen Zieraten sind sorgfältig, reinlich und keineswegs geschmacklos. Die Zeichnung der Thiere und Köpfe ist zwar nicht richtig, soll es aber auch nicht sein, da die Gestalten nicht das Natürliche darstellen wollen, sondern in Arabesken übergehen, und in dieser Beziehung zeigen einige Drehungen und Wendungen eine freie, geschickte Hand. Überhaupt erhält man nicht den Eindruck einer anhebenden, unbeholfenen Kunst, sondern einer herabgesunkenen, die bessere Vorbilder voraussetzt. In jedem Falle haben diese Bracteaten weit mehr Verdienst, als die Byzantinischen Münzen, die man in nordischen Gräbern findet, wiewohl eine gewisse Verwandtschaft in der Manier sich behaupten liesse. Mit den plumpen Silberbracteaten des Mittelalters dürfen sie aber nicht zusammengehalten werden, sie sind ohne Vergleich schärfer, zierlicher und regelmässiger gearbeitet.

11) ANGELSÄCHSISCHE RUNEN AUF NORDISCHEN STEINEN.

Nachträglich zu § 21 meiner Schrift bemerke ich, dass in Norwegen drei Steine mit angelsächsischen Runen neuerdings
31 entdeckt sind, zwei von Klüwer, der sie indessen noch nicht bekannt gemacht hat; ihrer gedenkt Brynjulfsen Periculum runologicum p. 125 und Finn Magnussen in dem Verzeichnis der

dänischen Runensteine. Eigenthümlich und merkwürdig ist dabei der Umstand, dass sie nicht aussen über den Gräbern, sondern in der Erde über den Todtenurnen liegend sind gefunden worden. Der dritte Stein ist in Liljegreens und Brunnius Nordiska Fornlemningar No. 45 abgebildet, aber da ein Theil der Inschrift zu Grunde gegangen, schwer zu enträthseln. Sie läuft abermals von der Rechten zur Linken.

12) SLAVISCHE RUNENSTEINE.

Bekannt ist eine gegenwärtig zu Strelitz im grossherzoglichen Museum aufbewahrte Sammlung slavischer Götzenbilder und Geräthe mit Runeninschriften. Von einem grossen Theil derselben hat ein ehrenwerther Gelehrter, der Konsistorialrath Masch, die Abbildungen von Daniel Wogen, die für die damalige Zeit (1771) durch Sorgfalt sich auszeichneten, nebst gründlichen und fleissigen Erläuterungen herausgegeben. Späterhin hat Graf Potocki alles, was zu seiner Zeit vorhanden war (1794), namentlich was Masch noch nicht kannte, zwar dem Charakter nach treuer*), doch mit geringerer Sorgfalt auf das Einzelne abgezeichnet und bekannt gemacht. Im Jahre 1820 liess der verstorbene Martin Friedr. Arendt einen Bogen mit Erklärungen der Inschriften drucken, die, auf seine Weise abgefasst, mehr zu enthalten scheinen, als man bei näherer Betrachtung darin findet, wenigstens wer nicht Lust hat, seinen Aussprüchen unbedingt Glauben beizumessen, wird wenig daraus lernen. Herr Professor v. Schröter hat ein Prachtwerk angekündigt, welches in Farben ausgemalte, höchst genaue Nachbildungen enthalten soll, dessen Erscheinung wir noch entgegensehen.

Manches Bedenkliche ist in der Geschichte der Auffindung und Erhaltung dieser Alterthümer**). Schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts zufällig beim Aufgraben der Erde in

*) [? Jacob Grimm.]

**) [Levezows Abhandlung [über die Ächtheit der sogenannten Obotritischen Runendenkmäler zu Neu-Strelitz] in den Berichten der Berliner Akademie [1834]. Lisch schreibt (Schwerin 14. Nov. 1841): Über die Strelitzer Götzenbilder verhandeln wir noch immer. Falsch sind sie alle, jedoch habe ich eines neuer, freilich ganz anderer Art aufgefunden, jedoch davon in Zukunft mehr. Späterer Zusatz im Handexemplar von W. Grimm.]

der Nähe des Dorfes Prilwitz, da wo sonst das alte Rhetra stand, gefunden, blieben sie etwa achtig Jahre lang verborgen und waren durch Erbschaft bereits in die Hände eines dritten Besitzers, eines gleichnamigen Verwandten des ersten Entdeckers Sponholz, gelangt, als etwas davon verlautete. Selbst Masch, der sie zuerst bekannt machte und die Sache mit grossem Eifer betrieb, hat nicht alles gesehen, und erst 21 Jahre später, durch Potocki, kam das Übrige an den Tag. Dass ein Bruder jenes Sponholz, der mit ihm in einem Hause wohnte, Goldschmied
32 war, hat manchem kein gleichgültiger Umstand geschienen, wozu die neuerdings wiederholte Nachricht (vgl. Göttinger Anz. 1825 S. 518) von der Verfertigung kleiner Götzenbilder durch einen Mecklenburger Goldschmied kam. Abgesehen hiervon erregen diese Vorstellungen slavischer Gottheiten selbst mancherlei Zweifel. Durch alle Rohheit, die ihnen anklebt, dringt doch hin und wieder eine Erinnerung an antike Form oder ein feinerer Zug: wer könnte das z. B. in Fig. 26 und 27 bei Masch verkennen? und ist der Berstuk (Waltschrat) Fig. 32 nicht einem antiken Satyr nachgebildet, mit dem er allerdings auch in der Bedeutung übereinkommt? Manches Einzelne befremdet ein unbefangenes Auge. So ist anstössig, dass an der Figur der Sieba (No. 15) das Gesicht fein ausgearbeitet ist, der ihr auf dem Kopf sitzende, ziemlich natürlich gebildete Affe Sinn für Zeichnung und eine gewisse Ausbildung voraussetzt, während das Übrige der Gestalt, Hände und Füsse, im höchsten Grade ungeschickt und plump sind; die Muthmassung, zu welcher der von Natur kritische Masch sich genöthigt sieht und wornach mehrere Künstler an diesem einen Götzenbild mussten gearbeitet haben, ist in jeder Hinsicht unwahrscheinlich.

Auf der anderen Seite sind sämmtliche Bedenklichkeiten doch der Art, dass die Echtheit gar wohl dabei bestehen kann, und in der Form, überhaupt in der eigenthümlichen Beschaffenheit dieser Denkmäler muss etwas Überzeugendes liegen, was die Betrachtung der bisherigen Abbildungen freilich nicht gewähren kann, weil, so viel ich weiss, noch jeder, der sie mit eigenen Augen gesehen, für ihre Echtheit sich entschieden hat. In dieser Hinsicht ist von Gewicht, dass ein Kenner von geübtem Blick und reicher Kenntnis der Kunstwerke aus den ver-

schiedensten Zeiten (Rumohr, Sammlung zur Kunst und Historie, Hamburg 1816, I. Bd, S. 11 ff.) jene voraussetzt, obgleich auch er »das Durchschielen« antiker Formen, selbst in den Gefässen mit Rosetten, bemerkt und behauptet, einiges Unechte sei bestimmt bei Potocki, möglicher Weise auch bei Masch eingemengt. Allein diese Einwirkung des Griechischen (wozu auch eine griechische Inschrift gehört) lässt sich geschichtlich begreifen, und das eingemengte Unechte kann, indem es sich unterscheidet, das Echte auch bestätigen. Sodann darf nicht übersehen werden, dass sich die Götzenbilder sammt den Inschriften der slavischen Mythologie im Ganzen anfügen und daraus ohne Zwang erklären und deuten lassen; das Neue, was darin liegt, nichts Widersprechendes oder Unpassendes enthält, sowie die Abweichung in Nebendingen sie nicht verdächtig macht. Ein Erfinder und Verfertiger derselben hätte sie also ohne mühsame Studien und Kenntnis der slavischen Sprache nicht zu Stande gebracht.

Allein die Schrift, die wir angewendet sehen, sollte sie 33
nichts von der Täuschung, wenn sie stattfand, verrathen? Hier wird Betrug viel schwerer. In jedem Falle verdient sie Berücksichtigung. Es sind Runen, aber weder nordische, noch angelsächsische, obgleich mit beiden verwandt. Aber bloss abgeborgt sind sie nicht, aber auch nicht absichtlich entstellt? Es kommt auf nähere Betrachtung an, und ich will ihre auffallendsten und wichtigsten Eigenthümlichkeiten angeben. Das B, in allen Alphabeten, deren Verwandtschaft hier ins Spiel kommt, von ziemlich stätiger Form, hat ein fremdartiges Zeichen, in wenigstens fünffacher Varietät (ᛦ ᛒ ᛒ ᛒ ᛒ), unter sich ähnlich, doch immer gleich weit von dem gewöhnlichen B entfernt. Dies ist die einzige Abweichung in den sechzehn alten Runen, die übrigen treffen sämmtlich die neueren, ein für die Echtheit dieses Alphabets allerdings günstiger Umstand, denn Zufall kann dies kaum sein, und schwerlich ist bei absichtlicher Entstellung eine Kenntnis dieses Unterschieds vorauszusetzen. Das E gleicht nicht dem angelsächsischen, manchmal ist es bloss das lateinische, nur rückwärts gestellt (ᛒ), am häufigsten aber hat es eine Gestalt (ᛏ), welche (das ist merkenswerth und der Grund davon muss in der Sprache liegen) zugleich auch für A

gebraucht wird, wiewohl dieses daneben die gewöhnliche, hier dem gothischen A am nächsten kommende Form hat. Abweichend ist ferner die Gestalt von K (ᚴ), von P, das dem griechischen ähnlich, oft dem U, der bekannten, oben geschlossenen Rune, völlig gleicht, endlich von VV (ᚹ). Das Z (ᛦ) scheint mir besondere Aufmerksamkeit zu verdienen, und zwar aus folgendem Grunde: in dem sogenannten markomannischen und angelsächsischen Alphabet finden wir gleichfalls ein römisches Z, während zu der Zeit, wo diese Alphabete aufgezeichnet wurden, die Sprache der Sachsen und Angeln, dieser Laut nicht eigentlich vorhanden, mithin ein Buchstabe dafür überflüssig war. Ich habe diesen befremdenden Umstand auf verschiedene Art zu erklären gesucht, da aber nun die slavische Rune für Z (cz, tsch, ein in der slavischen Sprache alter und unentbehrlicher Laut) mit der markomannischen Ziu übereinstimmt, nur dass sie, was bei den Runensteinen häufig sich ereignet, umgekehrt gestellt ist, so wäre die Vermuthung an sich gerade nicht zu verachten, wornach die Markomannen, d. i. die überelbischen Sachsen, von den benachbarten Ostseeslaven diesen Buchstaben möchten empfangen haben.

Dies ist die Lage der Dinge, zu einer vollständigen Überzeugung gelangt man auf keiner Seite, und es wäre ebensowohl übertriebener Argwohn, wenn man diese Denkmäler ohne Weiteres wie Täuschungen und lügenhafte Erfindungen späterer
34 Zeit verächtlich bei Seite schieben, als tadelnswerther Leichtsinn, wenn man an ihre Echtheit unbedingt glauben wollte. Desto erwünschter kommt die neueste Mittheilung, die uns der Entscheidung näher bringen muss. Ausser jenen Götzenbildern von Erz wird in dem Museum zu Strelitz auch eine Anzahl slavischer Runensteine bewahrt. Ein eigentliches Geheimnis kann dies nicht gewesen sein, jedoch öffentlich ist bisher nichts davon bekannt geworden. Herr F. v. Hagenow hat also das dankbar anzuerkennende Verdienst, zuerst in einer besonderen Schrift (Beschreibung der auf der grossherzoglichen Bibliothek zu Neustrelitz befindlichen Runensteine und Versuch zur Erklärung der auf denselben befindlichen Inschriften nebst einigen neuen Nachrichten über die Fundorte derselben und

der dort ebenfalls befindlichen slavischen Gottheiten. Mit 14 Holzschnitten. Loitz und Grifswalde, 1826 in 4°) nicht bloss Nachricht davon gegeben, sondern auch Abbildungen nach eigenen Zeichnungen geliefert zu haben. Es sind vierzehn Steine, sämmtlich von geringem Umfange. Der grösste wiegt nur zwanzig Pfund, der kleinste ein halbes. Schon dadurch unterscheiden sie sich gar sehr von den nordischen, schwer zu bewegenden Runensteinen und konnten deshalb, bis auf ein Paar, in natürlicher Grösse abgebildet werden. Sie haben keine regelmässige Gestalt, noch sind sie vorher gleichförmig zugerichtet, jedoch ist Fig. 4 länglichrund, Fig. 9 ganz eiförmig. Dass man in deutschen Gräbern mehrmals eiförmige Steine gefunden, habe ich schon an einem anderen Orte bemerkt. Ausser den Runen enthält fast jeder Stein noch eine Figur, sei es eine menschliche Gestalt oder ein Kopf, ein Thier, allzeit aber von äusserst roher Arbeit; nur ein nordischer Stein, den ich aus dem Bautil (No. 581) auf Taf. VI wieder habe abbilden lassen, könnte als Gegenstück dazu angeführt werden. Da ist kein Gedanke an Zeichnung, auch nicht die ungeschickteste: die Beine blosse Striche, wie Nase und Mund, die Augen zwei Punkte. Die Inschriften enthalten wenige, manchmal ganz einzelne Runen; es ist dasselbe Alphabet, nur, wie sich von selbst versteht, sind die Zeichen roher und plumper eingehauen. Indessen liest man No. 1 RAD....., ohne Zweifel Radegast, und Fig. 10 SIEBA, und erkennt bei aller Ungeschlachtheit die Figuren beider Gottheiten, den Fig. 1 und 15 bei Masch entsprechend. Soviel scheint mir gewiss, wird die Echtheit der Steine erwiesen, so wird man gegen die Echtheit der früher gefundenen Erzbilder keinen Zweifel von Belang mehr erheben können; der umgekehrte Fall ist freilich nicht ganz so entscheidend.

Von dem Fundorte und dem Finder keine Spur. Man wusste zu Strelitz durchaus nichts mehr, als was ein beiliegender Zettel aussagte, wornach man die Steine aus geöffneten Grabhügeln genommen, wo sie meist ganz oben als Schlusssteine gelegen; auch war bemerkt, dass sie nach der Zahl der Urnen behauen seien. Der Verfasser dieses Zettels war gleichfalls unbekannt und die Angabe von einem Behauen der Steine un-

richtig, denn es finden sich keine Kanten daran, und die Fläche ist bei einigen nur gerade soviel geebnet, als nöthig war, Figur und Runen einzugraben. Nichts war natürlicher, als die Vermuthung des Herrn von Hagenow, dass sie gleichfalls aus der Sammlung des verstorbenen Sponholz gekommen seien, und er zog an dessen Wohnort, Neubrandenburg, wo er konnte und wo einiges Licht zu hoffen war, Erkundigungen ein. Unter manchen, zum Theil ungereimten Angaben war auch eine, wornach Sponholz selbst bei eigenen Nachgrabungen diese Alterthümer gefunden und noch vor seinem Tode nach Neustrelitz abgeliefert hatte. Doch es war blosse Sage, niemand wusste etwas Gewisses. Als Herr v. Hagenow späterhin von einem gegenwärtig zu Waren im Mecklenburgischen ansässigen Bürger, Namens Boye, hörte, der ehedem als Gehülfe bei Sponholz gewesen sein sollte, so verfolgte er diese Spur und schickte seine Abbildungen der Runensteine dorthin, indem er zugleich eine Reihe von Fragen beilegte, die er von Boye beantwortet wünschte. Die Aussagen, die zurückkamen, waren vollständig und vollkommen klar. Sponholz hatte die Steine, welche Boye in der Abbildung erkannte und deren Anzahl er sich sogar erinnerte, theils auf dem Prilwitzer, theils auf dem Neuenkircher, theils auf dem Stargardter Felde, also immer in der Nähe des alten Rhetra, zugleich mit vielen anderen Geräthschaften in aufgegrabenen Hügeln gefunden. Sie hatten unmittelbar bei den Urnen gelegen, dicht aneinander, die Inschrift nach oben. Kurz vor dem Tode des Eigenthümers wurden sie in das Museum nach Neustrelitz abgegeben. Herr von Hagenow hat die löbliche Genauigkeit gehabt, das ganze in Fragen und Antworten abgefasste, mit Siegel und Unterschrift bekräftigte Notariatsinstrument abdrucken zu lassen. Einige Fragen betrafen die Götzenbilder, die Antworten bestätigten das Bekannte. Unter andern sagte Boye aus, Sponholz habe mit seinem Bruder, dem Goldschmied, wegen der väterlichen Erbschaft in Spannung gelebt, was allerdings zur Entkräftung des oben angedeuteten Verdachts dienen kann. Im Anhang noch ein Brief von Boye mit genaueren Bestimmungen über die Fundörter der Runensteine. Da nach seiner Angabe in zwei Gräbern jedes Mal drei Steine lagen, so dürfte man darin

die Regel vermuthen. Boye redet endlich nochmals von kleinen, wie Vögel gestalteten Figuren, deren er in den früheren Aus- 36
sagen vor dem Notar schon gedacht hatte und die sich gleichfalls in der Sponholzischen Sammlung sollen befunden haben. Inzwischen hat Herr v. Hagenow nichts davon in Strelitz bemerkt, es müsste denn Radegast mit dem Vogel auf dem Kopfe oder die kleine Figur No. 21 bei Masch gemeint sein. Boye selbst hat bei einer Aufgrabung in der Gegend von Waren ausser den Runensteinen auch Münzen in einer kleinen Urne gefunden, deren Verlust im französischen Kriege um so mehr zu bedauern ist, als sie aller Wahrscheinlichkeit nach über das Zeitalter des Grabhügels immer einigen Aufschluss gegeben hätten.

Die Beweiskraft, die in den klaren, unzweideutigen Aussagen dieses Zeugen liegt, der allerdings wohl unterrichtet sein kann, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Inzwischen wer die Geschichte der Täuschungen kennt, die mit angeblich alten Denkmälern schon stattfanden und häufig gar nicht auf rohen und groben Betrug oder auf Geldgewinn ausgiengen, sondern aus einer gewissen, im eigentlichen Sinne blinden Liebe zum Alterthume entsprungen, manchmal bis zu unbegreiflichem Selbstbetrug sich steigerten, der wird die Bemerkung nicht tadeln, dass Aussagen von jemand, der kein Gehülfe und Arbeiter des verstorbenen Sponholz gewesen, noch überzeugender sein würden, oder den Wunsch ungerecht finden, dass ein anderer, als eben Sponholz, die Runensteine möchte ausgegraben haben, damit seine Sammlung nicht die einzige Quelle aller dieser Alterthümer bliebe. Seltsam, fast unglaublich scheint der Mangel an allen Nachrichten in dem Museum zu Strelitz selbst, es pflegen doch Empfangscheine ausgestellt und Verzeichnisse des Erworbenen aufbewahrt zu werden. Sollte man nicht mehr wissen, was man vor nicht sehr langer Zeit (1796) erst erhalten hat? Warum sagt Potocki nichts davon, der 1794 die ganze Sammlung sah und diese Runensteine doch wohl eines Blickes, einer Bemerkung gewürdigt hätte? Oder sind sie erst nachher aufgefunden, in den letzten zwei Jahren? Eins jener Gräber wurde doch nach Boyes Brief im Jahr 1793, also vor Potockis Besuch, geöffnet. Boye legte dem Notar ausser einigen Stücken

Metall, welches hernach Herr v. Hagenow (S. 25) erhielt, auch alte, bei den Nachgrabungen gefundene Münzen vor (S. 11): wie waren sie beschaffen? worin unterschieden sie sich von jenen, welche, der späteren Äusserung zufolge, im Kriege verloren giengen? Auf die Ungenauigkeit in den Angaben jenes Zettels lege ich kein Gewicht, die Hauptsache, dass die Runen-
11 steine in Grabhügeln sich gefunden, haben Boyes Aussagen bewährt, das Andere konnte nach einer flüchtig angehörten oder oberflächlich gegebenen Nachricht niedergeschrieben sein.

Ungünstig ist endlich noch ein Umstand, den man nicht übersehen darf, nämlich der Mangel an Runensteinen bei allen anderen slavischen Völkern. Noch neuerdings hat Herr Peter v. Köppen (Wiener Jahrbuch 1822, Anzeigeblatt XX, S. 5) bemerkt, dass deren bisher im nördlichen Russland noch keine aufgefunden worden und er darnach im Jahre 1821 diesseits der Newa, am Ladoga, und weiterhin bis Tichwin vergebens gesucht habe.

Bleiben also auch hier Zweifel zurück, so müssen diese Steine doch auf andere Weise zur Entscheidung führen. Mir wenigstens scheint folgender Schluss sehr natürlich: hat Sponholz allein in einem bestimmten Umkreis 14 Runensteine entdeckt, so wäre es ein höchst unwahrscheinlicher, fast unglaublicher Zufall, wenn gerade nur diese in Grabhügeln vorhanden und überhaupt die einzigen sollten gewesen sein. Es kommt also auf weitere Nachgrabungen vorzüglich in jenen Gegenden an, die von doppelter Wichtigkeit sein werden. Möge sich bald eine von den neuerdings mit lobenswürdigem Eifer gestifteten Alterthumsgesellschaften dazu veranlasst sehen, hier ist ein wichtiges Resultat zu hoffen. Finden sich abermals ähnliche Runensteine, so werden alle weiteren Einwendungen gegen die Echtheit sämmtlicher slavischer Denkmäler zu Strelitz wegfallen; zeigen sie sich aber nicht wieder, so muss, nach meiner Meinung, der Verdacht gegen sie gar sehr wachsen.

13) NORDISCHE RUNEN.

Schweden ist das eigentliche Vaterland der runischen Denkmäler, und fortwährend mehrt sich die Zahl der aufgefundenen.

Man kennt, der neuesten Angabe Sjöborgs zufolge, dort nah an 1300 Runensteine, von welchen allein 700 auf Uppland kommen. Abzeichnungen sind das erste und leichteste Mittel der Erhaltung, denn, wer sollte es glauben? sie sind mehr als andere der Zerstörung, und zwar der absichtlichen, ausgesetzt, so dass nach funfzig Jahren mancher vergeblich gesucht wird. In Kopenhagen wenigstens hatte man davon traurige Beispiele erlebt. In den Nordiska Fornlemningar af J. C. Liljegreen och C. G. Brunnius (Stockholm 1823, in 8°, nur die zwei ersten Bände sind bis jetzt herübergekommen, vgl. Göttinger gel. Anzeigen 1826 No. 37 [S. 361—366 = Kl. Schr. II, S. 376—379]) findet man vierzehn unbekannte Steine abgebildet und kurz erläutert. Der vorhin genannte N. H. Sjöborg, ein thätiger schwedischer Alterthumsforscher, besitzt eine bedeutende Sammlung von Abbildungen bisher noch nicht angezeigter oder beschrie- 38
bener Runendenkmäler, die er in seinen Samlingar för Nordens fornälskare (Stockholm 1822 in 4°) *) selbst angekündigt hat. In diesem, wie es scheint, deutschen Gelehrten noch unbekannt gebliebenen Werke, welches eine Anzahl Steindrücke mit sauberen Abbildungen nordischer Alterthümer enthält, hat er auf der letzten 43. Tafel vier Stück (Fig. 141—144) als Probe abbilden lassen. Auf dem ersten wird zum Ruhme des Todten gesagt, dass er eine Fahrt nach England (TIL EGLANS) gemacht habe; auf No. 143 ist die ungewöhnliche Gestalt des S zu bemerken.

In Kopenhagen wird an einem grossen Werk gearbeitet, welches von sämmtlichen in Dänemark noch vorhandenen Runensteinen Abbildungen, nach den Originalen mit der höchsten Genauigkeit von Sachkundigen verfertigt, liefern und zugleich umständliche Erläuterungen enthalten soll. Die Gelehrten, die an der Spitze stehen, verbürgen hinlänglich den Erfolg dieser schönen Unternehmung, und ich wiederhole hier nur den Wunsch, dass Schweden und Norwegen diesem Beispiele bald nachfolgen möchten. Angekündigt hat Nyerup das Werk in einem Verzeichnis der im Jahre 1824 in Dänemark noch vorhandenen

*) [Vgl. Göttinger gel. Anz. 1829 S. 1817-1839 = Kl. Schr. II, S. 398-415].

Runensteine, worin Thomsen die Bornholmer, Finn Magnussen die isländischen Steine beschreibt und Rask eine neue Erklärung des Thirstedstein mittheilt. Ich habe diese Schrift ausführlich in den Göttinger gel. Blättern 1825, No. 83 [S. 825—830 = Kl. Schr. II, S. 365—370] angezeigt und kann dorthin verweisen.

Zur Litteratur gehört: Das Neueste über die Runen. Äusserungen des Herrn A. und B. Kopenhagen 1821. Ein halber Bogen in Quart nebst einem halben Bogen Steindruck. A. ist der schon vorhin genannte M. F. Arendt, aus dessen »Skandiviska Paleografien«, die er im Jahre 1818 in Linköping auf einem grossen Folioblatte hat drucken lassen, hier zwei Alphabete wiederholt sind. Das eine enthält die alten Runen, in der Gestalt, in welcher sie auf den ältesten Denkmälern vorkommen, wie wir sie aber längst schon kennen. Er nennt sie »des nördlichen Europas ältestes und einfaches Alphabet« und lässt es aus dem südöstlichen Griechenland abstammen. Das andere vollständige besteht aus 32 Runen, die aus späteren Denkmälern des 11.—13. Jahrhunderts zusammengetragen sind. Wären die Quellen angegeben, so würde es mehr Werth haben; aber der Verfasser, der allerdings mit eigenen Augen auf seinen Reisen manches gesehen hatte und seiner Arbeit einen Vorzug geben konnte, gefiel sich in blossen Aussprüchen besser und war bescheiden genug, in sich selbst die beste Quelle zu erblicken. Eine nähere Erörterung über die vorausgesetzte Herkunft der
10 Runen aus dem südöstlichen Griechenland würde er unter seiner Würde gehalten haben. — Die Äusserungen des Herrn B. (Werlauffs, wo ich nicht irre) liefern einige passende Anmerkungen zu den Arendtschen Aussprüchen. Das zweite vollständige Alphabet sei hauptsächlich aus norwegischen Inschriften geschöpft. Übrigens ist auch er der Meinung von der Abkunft der Runen aus Osten zugethan, eine an sich und aus den allgemeinen, auch hier angeführten Gründen nicht verwerfliche Vermuthung, die jedoch erst durch genaue Ausführung rechten Werth erhält, diese aber wird erst durch Monumente, die uns noch immer fehlen, möglich gemacht. Von den slavischen Runen sagt Arendt, es seien die nordischen, aus dem griechischen Al-

phabet vervollständigt, versteht sich, ohne die Last des Beweises zu übernehmen.

Jak. Herrmann Bredsdorff om Runeskriftens Oprindelse, Kopenhagen 1822, macht den Versuch, die Runen aus der gothischen Schrift des Ulfilas abzuleiten, der aber missglücken müsste. Ungleich gelehrter und durch mancherlei Mittheilungen werthvoll ist das Periculum runologicum von G. Brynjulfsen, welches zu Kopenhagen 1823 erschien. Da die ausführliche Beurtheilung von beiden Schriften in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1824, St. 103 [S. 1017–1032 = Kl. Schr. II, S. 324–337], von mir herrührt, so darf ich hier darüber hinausgehen.*)

Eine der Zeit nach sich anschliessende holländische Abhandlung setzt mich insoweit in Verlegenheit, als ich nicht weiss wo ich ihr eine Stelle anweisen soll, und doch gehört sie dem Titel nach mit vollem Rechte hierher. Over het oud rúnisch Letterschrift, en ontdekte sporen van hetzelve in ons land; door N. Westendorp, in dem dritten Theile der Verhandlingen van de Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde toe Leyden. 1824. Der Verfasser ist als ein gelehrter und scharfsinniger Mann durch seine gekrönte Preisschrift über Hunenbetten bekannt**), hier aber geht er von einem unhistorischen, nach meiner Ansicht zu tadelnden Gesichtspunkt aus, indem er voraussetzt, die älteste Schrift in den Niederlanden, während der heidnischen Zeit, müsse Runenschrift gewesen sein (ein Satz, den ich viel lieber bewiesen als behauptet sähe), und nun nach den Spuren dieser verschwundenen Runen herumsucht. Er glaubt sie wieder zu erkennen in Merkzeichen, die er auf Grabsteinen und Wappenschilden gefunden; sie wurden im Mittelalter von Leuten aus verschiedenen Ständen geführt, sind gar nicht einmal Buchstaben, sondern blosse Zeichen, so dass man, statt die Vermuthung einer solchen Abstammung von den Runen aufzustellen***), besser thut, vorerst jeden Zusammenhang damit

*) [Runlära af Joh. Liljegreen Stockholm 1832 [= Kl. Schr. II, S. 439–440]. Runurkunder af Joh. G. Liljegreen, Stockholm 1833. W. Grimm.

**) [Vgl. Kl. Schr. II, S. 306–323.]

***) [Vgl. Hanus [?]. Über Runen, S. 43. W. Grimm.

ganz entschieden abzuleugnen. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, solche Zeichen an Bauwerken (den Steinmetzen wurden sie am häufigsten beigelegt) zu bemerken, sie gleichen eher den arabischen Ziffern, es müsste aber seltsam sein, wenn nicht auch zuweilen mit den Runen ziemliche Ähnlichkeit herauskäme, es brauchte nur ein gerader Strich mit einem kleinen Haken verbunden zu werden. Diese Bauwerke waren aber aus einer Zeit, wo wahrscheinlich in Deutschland kein Mensch noch etwas von Runen wusste.

Wilh. Grimm.

NACHTRAG.

Über einige schwierige Punkte theile ich noch die Meinungen von Jakob Grimm mit.

1. (Das ἐπίσημον ϙ.) Die Annahme ist gewiss gegründet, dass das Zeichen ϙ, wodurch der Gothe 90 ausdrückt, ein ursprünglicher Buchstabe war, sei es nun in der früheren gothischen Sprache selbst, oder in der, woraus sie ihr Alphabet entlehnte. Die gothische Sprache, soweit wir sie kennen, hat keinen Laut, wozu sie das Zeichen bedürfte. Welcher Laut etwa früher damit ausgedrückt worden sein könnte, ist schwer zu sagen. Offenbar sind ϙ, welches 6 bedeutet, und ϙ, welches 90 bedeutet, in dem Zug, dem Laut und in der alphabetischen Geltung nahe verwandt. Ersteres vertritt die Stelle des griechischen Digamma, letzteres die des griechischen Sampi, zweier Laute, die der späteren griechischen Sprache entbehrlich waren. Sehr wichtig ist es hier, das Slavische zu vergleichen. Ohne allen Zweifel sind die slavischen Buchstaben ч (tscherv) und ц (tzi), die Russen schreiben ч und ц, genau die gothischen ϙ und ϙ, der zweite Buchstabe verlängert den hinteren Strich. Das slavische Alphabet ordnet zwar jetzt das Tzi vor das Tscherv, anfänglich stand aber wahrscheinlich Tscherv vor dem Tzi, wie ich aus den Zahlen folgere. Denn 90 wird mit Tscherv und 900 mit Tzi ausgedrückt. Im gothischen Zahlensystem nehmen beide Buchstaben eine Stufe höher ein, deshalb, weil die Slaven 6 mit S bezeichnen (nämlich dem gothischen S = 200 entspricht ihr C); so fiengen sie also erst an, für 90 ihr ч und für 900

ihr q zu brauchen. Die Gothen brauchten q schon für 6 und q für 90 und für 900 wieder ein anderes Zeichen.

Die slavischen Laute q und q kommen beide in der Sprache wirklich vor und werden tsch, tz ausgesprochen. Beide gehören demnach zur Lingualreihe, ursprünglich sind sie aber Modifikationen des K, wovon die nähere Erörterung in die slavische Grammatik gehört. Auf diese alte Geltung als Kehllaut weist jedoch theils das lateinische q (= cv), das einer dieser Buch- 11
staben ist, theils das gothische q (= qv).

Dawider, dass das gothische q den Laut dh bezeichnet haben könne, habe ich sonst nichts. Es ist möglich. Dafür spricht aber nur die Tafel C, in deren erstem Alphabet das D gänzlich mangelt und in deren zweitem Alphabet dem D das q beigeschrieben ist. Das D ist gleichwohl dem Gothen als Laut und als Zahlzeichen unentbehrlich, wie hätte der Schreiber des ersten Alphabets die Zahl 4 geben wollen? Schade, dass sie gerade unter den Zahlen nachher nicht vorkommt; aber q kommt für 90 darunter vor. Offenbar ist also die Weglassung des D ein Irrthum, und ich gestehe, dass die dem q beigelegte Geltung dh erst dann wahrscheinlich sein würde, wenn auch das D im Alphabet stünde.

2. (Namen der gothischen Buchstaben.) Die bedeutenden Abweichungen von den gewöhnlichen Runennamen scheinen wirklich gothische Buchstabenbenennungen zu verrathen, die durch die Abschriften freilich entstellt worden sind. Alle Alphabete, das hebräische, griechische, runische, slavische, irische, werden Zeichen und Namen theils von einander entlehnt, theils eigenthümlich aufgestellt haben. Bloss die der letzteren Art sind in jedem Alphabet noch verständlich, die der ersteren aber unverstanden beibehalten worden. Dies schwankt alles im Einzelnen. Mir fallen einige Einstimmungen dieser supponiert gothischen Namen mit den slavischen auf. A heisst hier aza, im Slavischen az. I im Slavischen ishe, hier ūz, das sich von dem althochdeutschen īs (glacies) entfernt, und īs würde gothisch eis lauten. N heisst hier noaz, so möchte ich lieber lesen, als noicz (cz ist ungothisch und unhochdeutsch), das ic für ein offenes a; noaz aber erinnert an den slavischen

Namen nash. Noch mehr ozec für z an das slavische ishiza, das dem ъ, y zusteht, aber y und z folgen im lateinischen Alphabet auf einander. Vielleicht hängt k (chozma) mit dem slavischen kako zusammen? kosma heisst auf slavisch Flocke. Gewiss aber ist P pertra das slavische ҁ mit dem Namen fert. Gramm. I 126 habe ich vermuthet, dass peord, pert eine Figur im Schachspiele bedeute, merkwürdig heisst der slavische Buchstabe phert, fert, und die Königin im Schachspiel pherz, ferz.

Wie das -na in manna untadelhafte gothische Form ist, so käme auch berena für bairika (althochdeutsch pirihha, betula) näher als bere; auch die Slaven haben hier den Baumnamen buki, d. i. buk (fagus, Buche); βῆτα erinnert wenigstens im lateinischen beta an bētula, irisch B beith, d. i. wieder Birke.

gaar steht für jaar, Verwechslung des J mit G, die in Aussprache und Zeichen gegründet ist, denn das angelsächsische und unser G entspringen eher aus J als aus G.

42 geuua (gewa) für geba, giba ist seltsam, doch haben andere Runenalphabete in diesem Worte gleichfalls v, w. sugil kommt dem gothischen sáuil sehr nahe, wie schon Gramm. II 111 bemerkt worden ist.

Da in keinen dieser Namen (ausgenommen chozma für kozma) der Kopist in streng althochdeutschen Formen übersetzt, vgl. reda, daaz, berena, so nehme ich auch die vielen z in daaz, laaz, noaz, ucaz, enguz, ūz, tyz, chozma nicht für althochdeutsche z, sondern für gothische, die sich dem s nähern. Wie wenn daaz für gothisch dags, laaz für lags, lagus (aqua, fluidum, altuom, lögr) stünde? uraz ist vielleicht uruz zu lesen (der Abschreiber fand uruz und setzte a fürs zweite u), und das wäre = urus, bubalus, altnord. ur (d. i ur-r, masc.), enguz scheint das gothische aggvus = angustus? oder ėnguz ist ein dunkles Wort, nach dem Zeichen X sollte man ein mit X anhebendes Wort erwarten.

3. (*uththan.*) Otan für uththan ist recht merkwürdig. Meine Meinung von diesem gothischen enklitischen Wort ist nämlich, dass es im Althochdeutschen nicht ganz fehlt, ja es ist noch mittelhochdeutsch vorhanden. Uththan selbst entspringt durch Assimilation aus uhthan und scheint deutlich das mittel-

hochdeutsche eht, oht, ot, das gewöhnlich, wie das gothische Wort, unmittelbar auf Verba folgt, z. B. gothisch vas uhthan ist mittelhochdeutsch was ot.

4. (Über die Runennamen im St. Galler Kodex § 9). feu (= fehu) ist imo (?) oboro. — Chaon merkwürdig, zum Beweis, dass altnordisch kaun, nicht kōn zu schreiben sei. Angelsächsisch sollte demnach ceán, nicht cên stehen. Vielleicht thanne chuimet? — lagu thê leohto ist mir klar: Wasser, das helle (leuchtende); thê für ther ist dem ältesten Hochdeutsch gemäss, lagu masc., altnord. lögr. — yr albihabendi, omnia complectens, das ndi, das ganz unten steht, dazu zu nehmen.

Unverkennbar steckt in diesen drei Zeilen eine alte metrische und alliterierende Angabe der Runen:*)

feu forman.
ur after.
thuris thriten stabu.**)
os ist imo oboro.
ratendos uu (?) ritun (ritten).
chaon thanne chumet.
hagal naut habet.
is ar endi sol.
tiubrita***) endi man.
lagu thê leohto.
yr al bihabendi.****)

*) [Cfr. Lachmann, Brief vom 28. Dec. 1830. Über Hildebrandslied, p. 6. 7. W. Grimm. — Massm. in. Aufsess Anz. 1832, S. 32. J. Grimm.]

**) [So in Jacob Grimms Handexemplar aus thur is(t) thrito corrigiert.]

***) [f. birca. J. Grimm.]

****) [Alte Reihe:

f u th o r ch
h n i a s
t b m l y.

J. Grimm.]

602

BERICHT ÜBER EINE INSCHRIFT AUF EINEM IN DER WALLACHEI AUSGEGRABENEN GOLDENEN RING.

Monatsberichte der Königlichen Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 8°. 1856. S. 602—604.

Auf Befehl Seiner Majestät des Königs ist der königlichen Akademie der Wissenschaften eine galvanoplastische Nachbildung eines alten in der Wallachei ausgegrabenen, gegenwärtig in dem Museum zu Bukarest aufbewahrten goldenen Ringes zur Beurtheilung übergeben worden. Er ist in dem voranstehenden Holzschnitt dargestellt. Die Akademie beauftragte die Herren Haupt, Jacob Grimm und Wilhelm Grimm mit der Untersuchung der auf dem Ring befindlichen Inschrift, und letzterer legte eine Erklärung derselben vor, welcher die Herren Haupt und Jacob Grimm beitraten. Die Inschrift enthält 15 Zeichen: Wilhelm
606 Grimm geht davon aus, dass das am Anfang und Ende stehende, etwas abgerückte Kreuz kein Buchstabe sei, sondern christlicher Sitte gemäss zugefügt ward. In den übrigen 13 Zeichen erkennt er Runen und zwar nicht nordische, sondern deutsche und angelsächsische. Der Beweis liegt in dem diesem Runenalphabet allein eigenthümlichen 6. Zeichen ᛟ ô, das sich deutlich zeigt. Der fünfte Buchstabe ist der einzige nicht ganz sichere, doch lässt sich ein Querstrich in der Mitte noch erkennen, der in dem vorangehenden gleich bedeutenden bestimmt zu sehen ist. Man muss darin ein N, nicht ein I erblicken.

Es ergeben sich mithin folgende Worte

UTAN NOÞI HAILA,

etwas Gothisches ist hier nicht zu finden, vielmehr sind es ganz entschieden altdeutsche Worte. ûtan ist die altsächsische und angelsächsische Form für das althochdeutsche ûzan mit dem Dativ nôþi. Die Form heila merkt Graff (Sprachschatz 4, 863) neben der gewöhnlichen hailî an. Glück, frei von Bedrängnis ist also die Inschrift zu übersetzen, die für einen Goldring, vielleicht ein werthvolles Geschenk, gewiss ein passender Spruch war. Ähnliche Wünsche finden sich bei den Dichtern des 13. Jahrhunderts, got füege iu heil und êre Iwein 1901, gelücke iu heil gebe Parzival 450, 25, got gebe dir heil Gottfrieds Tristan 63, 38.

Die Inschrift fällt in die älteste Zeit der deutschen Sprache, eine nähere Bestimmung gestatten die wenigen Worte nicht. Da ihre frühsten mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Denkmäler in das 7. Jahrhundert gehören, so könnte man geneigt sein die Inschrift in das 6. zu setzen, zumal die benannte Stelle bei Venantius Fortunatus den Gebrauch der Runen in dieser Zeit ausser Zweifel stellt. Allein die Runen haben sich neben den lateinischen Buchstaben erhalten, wie die runischen Alphabete aus dem 9. Jahrhundert und das Zeugnis des Hrabanus beweisen. Wahrscheinlich ist die Inschrift des Goldrings in Mitteldeutschland, wo sich niederdeutsche Sprachformen mit oberdeutschen mischten, eingegraben worden, und von dort ist er, wie der ganze grosse Schatz von goldenen Geräthen, zwischen 604
welchen er gefunden ward, vielleicht als Beute, in die Wallachei gekommen.*)

Herr Haupt fügte noch einige Bemerkungen hinzu. Die beiden Kreuze deuten nicht nothwendig auf die christliche Zeit und können blosse Zieraten sein. Althochdeutsch kann die Inschrift nicht sein wegen des T für Z und des þ für T in nôþi, was auch als Genitiv darf betrachtet werden. Das Altsächsische und Angelsächsische ergibt kein haila, da diese Mundarten den Diphthong ai oder ei in lange Vocale zusammen-

*) [Im Text steht: genommen.]

drängen. Die drei Worte bilden einen richtig gemessenen altdeutschen Vers

ûtan nôþi háilà.

Herrn Prof. Zacher gebührt das Verdienst, die Inschrift als dem deutschen Alterthum zugehörig erkannt und die galvanische Nachbildung veranlasst zu haben.

---

248 WITEGE MIT DEM SLANGEN.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Zweiter Band. Leipzig. Weidmann'sche Buchhandlung. 8°. 1842. S. 248-252.

Sphragistische Aphorismen von C. P. Lepsius. Erstes Heft (aus den neuen Mittheilungen des thüring.-sächs. Vereins besonders abgedruckt) mit drei Steindrucktafeln. Halle 1842. enthalten schätzbare Beiträge zu der Siegelkunde des Mittelalters. Auf der zweiten Tafel sind in sorgfältigen Nachbildungen Siegel der Schmiedezünfte bekannt gemacht, welche besondere Aufmerksamkeit verdienen. Das gewöhnliche Siegel dieser Gewerkschaften enthält die natürlichsten Symbole ihres Handwerks, Hammer und Zange. Als Beispiel ist das Siegel der Schmiede zu Stettin, das nach der Form der Buchstaben zu urtheilen in die Mitte des 14. (15 ist ein Druckfehler) Jahrhunderts gehört. Merkwürdiger sind drei andere von den Schmiedezünften in Halle, Mainz und Augsburg, die in dieselbe Zeit fallen mögen; das Hallische ist einer Urkunde vom Jahre 1327 angehängt und vielleicht das älteste. Hier ist noch zwischen Hammer und Zange jedes Mal eine Schlange gesetzt, welche in dem Mainzischen und Augsburgischen eine Krone
249 von drei Spitzen trägt, die in jenem sich in Kugeln, in diesem in drei Blumen oder Kleeblätter endigen; in dem Mainzischen ist ferner ein gekrönter Adler neben die Schlange gestellt, wie ich vermuthe, der deutsche Reichsadler. Statt der Krone steht in dem Hallischen ein sechseckiger Stern über der Schlange,

unter derselben aber ein halber Mond. Diese Abänderung erklärt sich daraus, dass man das Hallische Stadtwappen, zu welchem diese beiden Zeichen gehören, noch anbringen wollte; der Stern verdrängte die Krone. Der Verfasser hat den Zusammenhang des Siegels mit der alten Sage von Wieland und seinem Sohne Wittich richtig bemerkt und auseinandergesetzt. Ich will seiner Ausführung einige nähere Bestimmungen beifügen.

Die Wilkinasage beschreibt an zwei Stellen (Cap. 33. 156) Wittichs Rüstung. Sein Schild war weiss und mit Hammer und Zange von rother Farbe bezeichnet, weil sein Vater ein Schmied war, und über diesen Zeichen standen drei Karfunkelsteine, um die königliche Abkunft seiner Mutter anzudeuten. Sein Helm von dem härtesten Stahl war mit Nägeln beschlagen, und es war ein giftspeiender Lindwurm von Gold, den man Schlange nennt, darauf eingegraben (thar var á markadur ormur, sá er slangi heitir c. 33. á hans hialmhetti er skrifadur ormur af raudi gulli, sá er slangi heitir c. 156). Dieses Zeichen trug er auf seinem Haupt, damit jeder daran seine Tapferkeit und seinen Zornmuth erkennen sollte. Auf Sattel, Waffenrock und Fahne war derselbe Lindwurm angebracht.

Wir finden hier alle Einzelheiten des Schmiedesiegels. Die Krone mit drei Spitzen und den Kugeln darauf, welche dort die Schlange trägt, ist ohne Zweifel aus den drei Karfunkelsteinen entstanden, welche über Hammer und Zange in dem Schild angebracht waren. Die Schlange, da sie als Helmzeichen nicht auf dem Schild vorkommt, scheint unpassend, aber diese Verbindung zeigt sich auch in einem mit den Siegeln ziemlich gleichzeitigen Gedicht, in Dieterichs Drachenkämpfen (Heldensage 268), wo das Zeichen in Wittichs Fahne beschrieben wird, ein hamer und ein zange von golde rôt, ein nater diu ist von golde (l. silber) wiz. Und so konnte die Sage oder ein Volkslied die Schmiedezunft veranlasst haben, sich durch Aufnahme der Schlange in ihr Siegel, die einen der berühmtesten Helden mit ihrem Handwerk in Verbindung brachte, zu verherrlichen. Die dänischen Kjämpeviser (1, 4. 18. 80) unterscheiden aber noch bestimmt den Schild mit Hammer und Zange (der drei Karfunkelsteine geschieht hier keine Erwähnung) von dem Helm.

In den dänischen Liedern, wie in dem schwedischen (bei Arwidsson 1, 16) wird der Helm Blank genannt. Seltsam ist diese Verwendung des Adj. für einen Eigennamen, aber sie bestärkt mich in der Vermuthung, dass er aus Slange entstanden ist, weil man diesen Namen für einen Helm sich nicht zu erklären wusste. Es würde damit stimmen, dass in dem ältesten Zeugnis, im Biterolf (Heldens. 147. 148), der Helm selbst Limme heisst, wenn ich dieses unverständliche Wort durch Lindwurm richtig erklärt habe. Die Stelle im jüngeren Titurel (Heldens. 173) Witege mit dem slangen entscheidet hier nichts.

Freilich konnte der ganze Helm den Namen Slange führen, wenn eine Schlange darauf eingegraben war, aber eine Stelle in dem Gedicht von Ecke nach der Bearbeitung Kaspars von der Röhn (Heldens. 226) leitet mich auf eine weitere Vermuthung. Ecke spricht hier zu Dieterich von Bern:

— helt, wiltu mich bestân?
der helm und den ich ûffe hân,
den wirkt Wielant mit sitten.
in sant ein künec her über mer:
er revacht ein künecrich mit der wer.
guldîn ist er in mitten.
nû làz dir von dem helme sagen,
ob dich dar nâch belange.
er ist sô meisterlîch beslagen,
guldîn sint im sîn spange;
dar în verwirkt ein wurmes schal.
swie vil man swert drûf slüege,
dâ von gewint er doch kein mâl.

Diese Strophe findet sich nicht in dem Lassbergischen Text (wiewohl Str. 78 von dem Helm die Rede ist), noch in dem Strassburgischen und Augsburgischen Druck, allein Kaspar von der Röhn hat sie ohne Zweifel in seiner Quelle vorgefunden. Zwar ist nicht von dem Helm Wittichs die Rede, aber doch
251 von einem, den Wieland geschmiedet hat und der ganz gleicher Art scheint gewesen zu sein. Nicht eine Schlange war als Zeichen darauf eingegraben, sondern die schuppige Haut einer Schlange hineinverarbeitet, die dem Stahl die übernatürliche Stärke verlieh, so dass kein Schwert nur eine Spur darauf

zurücklassen konnte: wie die dänischen Lieder (1, 28) sich ausdrücken, »viele Schwerter waren darauf zerbrochen«. Mir scheint es aber angemessener, dass Wieland, der ein Alp ist (Heldens. 388. 389), dem Helm übernatürliche Kräfte verleiht, als ihn mit Zierat schmückt.[1])

Kannte man überhaupt in früherer Zeit den Helmschmuck? Er scheint mir erst im 13. Jahrhundert aufgekommen zu sein. Das Bild auf der Spitze des Helms finde ich zuerst bei Wolfram (Parz. 39, 16. 736, 10. 739, 16) und bei Wirnt, der es diu zimier nennt; ûf helmen diu lieht schînenden mâl Nib. 1943, 4 (in einem späteren Lied) scheinen dasselbe zu bezeichnen (vgl. Andreas und Elene S. 92), könnten aber auch auf Zierat an der Seite gedeutet werden. In den Gedichten des 12. Jahrhunderts habe ich nichts dahin Bezügliches gefunden. Im Rolandslied, da wo der Helm Venerant beschrieben wird (117, 7—16), wäre Gelegenheit dazu gewesen. Auch in den Bildern zu der pfälzischen Handschrift sind die Helme ganz einfach und schmucklos; nur Kaiser und Könige tragen zugleich die Krone, die aber nicht auf der Spitze des Helmes sitzt, sondern die Stirne umgibt. Waltharius 334 imposuit capiti rubras cum casside cristas stammt wohl aus Virgil.

Demnach wäre glaublich, dass in den früheren Sagen (die von Wieland gehört zu den ältesten) der Vater seinem Sohne einen Helm schmiedete, dessen Kraft nicht bloss in dem Stahl lag, sondern zumeist in der eingewürkten Schlangenhaut. Es wäre nicht das erste Mal, dass in der späteren Quelle sich das Ursprüngliche allein erhalten hätte.

Endlich noch ein Zeugnis von der Verbindung des Handwerks mit der Sage, das älter ist als jenes Siegel. In einer Urkunde vom Jahr 1262 (Lang regesta boic. 3, 181) steht juxta domum Welandi fabri. Möglich, dass ein Schmied sich, oder das Volk ihm, den altberühmten Namen beigelegt hätte; 252
mein Bruder glaubt, dass nach herkömmlicher Sitte an dem Haus ein Bild von Wieland gestanden habe. Wilhelm Grimm.

[1]) Vulcanus ist Gott der Schmiede, selbst Schmied, und lahm wie Wieland, dessen Grossvater oder Ahnherr Vilkinus in irgend einem Bezug stehen muss zu Vulkan. Jacob Grimm.

121 DIE SAGE VOM URSPRUNG DER CHRISTUSBILDER.

(Gelesen in [der Gesammtsitzung] der Akademie der Wissenschaften am 11. und 22. December 1842.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1842. S. 121—175. Einzeln Göttingen bei Dieterich.

I.

Wo die Kunst als ein Bedürfnis des menschlichen Geistes erwacht, da wendet sie sich zuerst zu der Darstellung religiöser Ideen. Bei den Griechen ist sie aus bedeutungsvollen Mythen hervorgewachsen: bei den christlichen Völkern hat sie aus der heiligen Geschichte ihre erste Nahrung empfangen und ist auf diesem Wege in allmählicher Erstarkung zu ihrer Blüthe aufgestiegen. Eine ihrer höchsten Aufgaben war die Darstellung des Heilandes selbst, welche die göttliche und menschliche Natur in ihrer Vereinigung irdischen Augen sichtbar machen sollte. Eine Geschichte der Christusbilder würde demnach ebenso für die Geschichte der Kunst überhaupt, als für die Erklärung und das Verständnis einzelner, zumal älterer Kunstwerke von entschiedenem Werthe sein. Über die ersten Anfänge bis etwa zu dem siebenten Jahrhundert hat man gelehrte Forschungen, und die wenigen bis dahin entdeckten Denkmäler dieser Zeit sind beschrieben und abgebildet [1]): doch nach einer Zusammenstellung der Christusbilder oder der Nachrichten von ihnen aus der folgenden Zeit habe ich mich vergeblich umgesehen.

Die Kunst nimmt nach den ersten Versuchen bald typische Natur an und erhält sich darin lange: so lange nämlich, als sie
122 von einer aus der Mitte des Volksglaubens entsprungenen Ansicht, von einem gemeinsamen Gefühl genährt und getragen wird. Diese Grenze zu überschreiten erlaubt sie sich nicht,

[1]) P. E. Jablonski de origine imaginum Christi Domini in ecclesia christiana. Opusc. 3, S. 377—406 (1809). Sickler über die Entstehung der christlichen Kunst und ihrer Religionsideale mit Abbildungen in dem Almanach aus Rom 1810, S. 153—196. Münter Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen. Zwei Hefte mit Steindrucktafeln und Kupfern. Altona 1825. 4. In der Einleitung S. 24 findet man weitere literarische Nachweisungen.

oder vielmehr es fällt ihr nicht ein sie zu verlassen: der Typus wird nur, den Kunstmitteln der verschiedenen Zeiten und der Begabung und technischen Ausbildung des Einzelnen gemäss, in grösserer oder geringerer Vollkommenheit dargestellt; selbst in ungeschickten Händen bleibt er erkennbar und behält Wirkung. In einer solchen Zeit wird die Natur von der Kunst nur als Mittel betrachtet, den Gedanken, von dem sie erfüllt ist, auszudrücken: sinnliche Schönheit, veredelte Wahrheit sind nicht ihr Zweck: sie opfert beides unbedenklich der Idee. Erst wenn die Macht des Gemeinsamen soweit sich mildert, dass die Kunst dem Geist des Einzelnen einzuwirken verstattet, dann sucht sie in der Natur selbst, die sie reinigt, der sie das Zufällige abstreift, das höchste Ziel zu erreichen. Wird dort die Natur von der Idee zurückgedrängt, so birgt sich hier, wie die Seele in dem Leib, die Idee in der sinnlichen Erscheinung. Die Kunst wird dann frei. Glücklich die Zeiten, in welchen das Gemeinsame, das in der Überlieferung sich ausdrückt, noch nicht sein Ansehen verloren und die Freiheit zugleich Kraft genug erlangt hat, um sich selbst zu vertrauen. Aus glücklicher Einigung beider Richtungen erwachsen dann Kunstwerke, welchen der Stempel eines unvergänglichen Lebens aufgedrückt ist. Die grossen italienischen Maler, unter ihnen zumeist Raphael, bezeichnen einen solchen Glanzpunkt. Ihnen gelang es jene höhere geläuterte Naturwahrheit, die uns in den Erzeugnissen des griechischen Alterthums entzückt, mit dem Geist des Christenthums zu erfüllen. Selbst Raphael hat nicht überall, nur in seiner höchsten Blüthe die Aufgabe gelöst: wie in seinen älteren Werken die herkömmliche, unfreie Richtung vorherrscht, so neigt er sich in einigen anderen zu der überwiegenden Natürlichkeit. Wendet sich nämlich die Kunst ganz von der Überlieferung ab, so verliert sie sich in dem Ausdruck der gemeinen Wirklichkeit, die bis zum Widrigen ausarten kann, oder sie verflacht sich in einer idealischen Unwahrheit und gehaltlosen Schönheit, welche die Seele kalt lässt. Dann wirken Laune, ein Einfall, geistreich oder geistlos, anmuthig oder geziert, wie es sich trifft, Zufälligkeiten aller Art. Wer hat nicht bemerkt, wie die Kunst der neueren Zeit, reich an

ausgezeichneten Gaben, die Treffliches zu leisten im Stande sind, von einem Weg auf den anderen springt, bald in dem griechischen Alterthum, bald in dem Mittelalter, bald in der
123 Gegenwart selbst Anhalt und Vorbild sucht, gleichsam die Fühlhörner nach allen Seiten ausstreckt, aber schnell wieder zurückzieht?

II.

Ich werde unten zu der Betrachtung von Kunstwerken gelangen, die zur Bestätigung dieser Andeutungen dienen: eine vollständige Ausführung muss ich denen überlassen, welche im Stande sind die in Kirchen erhaltenen oder in Sammlungen übergegangenen Christusbilder aufzusuchen und zu vergleichen. Meine Aufgabe ist der Vorstellung nachzuforschen, die man sich von dem Ursprung derselben gemacht hat. Da diese Vorstellung eine gemeinsame und überlieferte war, so kann sie nur da gesucht werden, wo die religiöse Sage sich ausbildete, ich meine in den Legenden. Diese merkwürdigen Dichtungen sind von der Kirche nicht ausgegangen, sie verdanken ihr Dasein dem unaustilgbaren, unablässig in der menschlichen Seele wirkenden Trieb der Phantasie; die Kirche billigte und bestätigte davon was ihr angemessen schien, hielt aber das Ganze in einer gewissen Entfernung, die eine ungestörte Fortbildung zuliess. Wer die Sammlung des Jacob de Voragine oder den Winter- und Sommertheil nur oberflächlich betrachtet, dem wird die Mannigfaltigkeit und grosse Verschiedenheit darin nicht entgehen. Echte zarte Dichtungen, die Goethe und Herder nicht verkannten, edle und tiefsinnige Gedanken stehen neben hohlen Erfindungen, die einen schwülen, jedem wahrhaft religiösen Gemüth unerträglichen Aberglauben uns aufdringen wollen. Manches ist aus weltlicher Volkssage übergegangen und ist dann nur umgewandelt worden, wovon ich bei der Legende von Silvester, in der Einleitung zu dem Gedichte Konrads von Würzburg, ein Beispiel gegeben habe. Solche Mischungen mögen schon frühe vorkommen: aber man darf als Regel voraussetzen, dass das Ältere zugleich auch das Bessere ist.

Die Legenden, die hier in Betracht kommen, sind die von der heiligen Veronica und von Abgarus, Fürsten von Edessa; beide gehören zu den älteren und sind schon der Gegenstand gelehrter Untersuchung gewesen [1]). Ich habe Gründe mit der 124
Sage von Veronica den Anfang zu machen, wenn sie sich auch als die jüngere erweisen sollte; von ihr sind in der neueren Zeit wichtige, erst Aufschluss gewährende Quellen zum Vorschein gekommen. Da die meisten davon wenig bekannt oder schwer zugänglich sind, so darf ich mir nicht erlassen ihren vielfach abweichenden Inhalt mitzutheilen.

1. Ich stelle eine angelsächsische Erzählung in Prosa voran. Sie führt in der Handschrift den Titel Nathanis legatio ad Tiberium und ist abgedruckt in Ludw. Christ. Müllers Collect. anglosax. Havniae 1834, S. 5—18.

Bald nach dem Tode Christi sendet Pilatus den Nathan, Sohn des Naus, einen vielgereisten Juden, an den Kaiser Tiberius [2]), der am Aussatz erkrankt ist. Nathan wird von den Winden nach der Stadt Libye in Aquitanien verschlagen, wo der Unterkönig Tyrus an einem Krebs im Gesicht leidet, der von der Nase bis ins Auge gestiegen ist. Tyrus lässt den Nathan vor sich bringen, fragt ihn aus und forscht, ob er kein Heilmittel für seine Krankheit wisse. »Nein«, erwidert der Jude, »aber ein Mann, der dir helfen konnte, lebte im jüdischen Reich, der Heiland Christus. Mit seinem Worte machte er Aussätzige rein, Blinde sehend, Todte wieder lebendig. Frau Veronix, die seit zwölf Jahren am Blutfluss litt, berührte seines Kleides Saum und ward geheilt«. Nathan gedenkt anderer Wunder des Herrn, erzählt seine Leiden, Gefangennehmung, Kreuzigung, Begräbnis durch Joseph und Auferstehung; er fügt hinzu »ich weiss dass er der wahre Gott ist«. Tyrus, als er das vernimmt, glaubt an Christus. »Wollte Gott«, ruft er

[1]) Jac. Gretser de imaginibus non manufactis. Ingost. 1622. 8. und hinter seiner Ausgabe des Codinus Curopalates. Opera T. XV. Joh. Reiske de imaginibus Jesu Christi. Jenae 1685, p. 52—80. Acta sanctorum 4. Febr.

[2]) Statt fram Tyberie lese ich nämlich fram Piláte to Tyberie. Der Zusammenhang verlangt diese Ergänzung, die auch durch eine hernach folgende Stelle gerechtfertigt wird.

aus, »dass ich sein Antlitz sähe! ich wollte seinen Tod an seinen Feinden rächen«. Als er diese Worte gesprochen hat, fällt der Krebs von seinem Antlitz herab, und er ist frisch und gesund. Nathan tauft ihn und gibt ihm den Namen Titus. Er entbietet hierauf den Vespasianus, seinen Kriegsgenoss (fyrdgemaca) zu sich, der mit siebentausend Gewaffneten kommt und gleicherweise bekehrt und getauft wird.

Titus und Vespasianus segeln hierauf mit ihrem Heer nach Jerusalem und verwüsten das jüdische Land. Der erschrockene Herodes übergibt seinem Sohne Archelaus das Reich und ersticht sich mit seinem eigenen Speer. Archelaus schliesst
135 sich mit acht Unterkönigen und allem Volk in Jerusalem ein. Sieben Jahre lang werden sie belagert, in dem achten entsteht so grosse Hungersnoth in der Stadt, dass sie Erde essen. Da sagen die ältesten Krieger: »es ist besser dass wir uns selbst tödten, als in die Hände der Römer fallen«. Sie gürten ihre Schwerter um, kämpfen mit einander, und es werden elftausend an einem Tage erschlagen. Die Leichen können nicht begraben werden, und der Geruch fällt bei der grossen Hitze unerträglich. Da bringt das Volk, das den entsetzlichsten Tod voraussieht, dem Titus und Vespasianus die Schlüssel der Stadt. Die Rache für Christi Tod bleibt nicht aus. Einige werden gebunden aufgehängt, die Füsse oben, das Haupt unten: die, welche den Mantel Christi in vier Stücke zertheilten, werden geviertelt: die übrigen werden verkauft, jeder für dreissig Pfennige, weil sie den Heiland für dreissig Pfennige von Judas gekauft hatten.

Nachdem das ganze jüdische Reich unterworfen ist, forschen Titus und Vespasianus eifrig, ob nicht jemand ein Kleinod von dem Heiland besitze. Sie hören dass Frau Veronix als eine eifrige Anhängerin Christi betrachtet werde und dieselbe Frau sei, die er vom Blutfluss geheilt habe. Sie besitze auch ein Stück von seinem Kleid, das sie hoch halte und auf dem sich sein Antlitz befinde. Sie berufen diese Frau zu sich, und nachdem Pilatus in Fesseln nach Damascus gebracht ist, senden sie Boten nach Rom an den Kaiser mit der Bitte, er möge den Volosianus, seinen Verwandten, nach Judäa senden: er werde

vieles ihm noch Unbekannte erfahren. Tiberius befiehlt dem Volosianus hinzureisen und einen Jünger des Heilands aufzusuchen, damit er komme und ihn gesund mache. Dann solle Volosianus die jüdischen Könige verurtheilen, wie sie Christum verurtheilt hätten, und sie alle zu Tode martern. Wenn er den Mann bringe, der ihn herstelle, so wolle er an den Heiland als den Sohn Gottes glauben und sich taufen lassen. Volosianus fragt, welchen Lohn er diesem Manne verheissen solle. »Sei er wer er sei«, erwidert Tiberius, »so soll er nach mir Kaiser werden«.

Volosianus schifft ab und landet am achten Tage. Er bescheidet alle, die den Herrn gekannt haben, zu sich, damit sie von ihm erzählen. Zuerst kommen Joseph von Arimathia und Nikodemus, dann die Frau Veronix. Er verlangt, dass sie ihm das Heiligthum, das sie besitze, übergebe. Sie leuguet zuerst, dass sie es besitze, gesteht aber endlich, dass es in ihrer Schlafkammer verschlossen liege, und holt es herbei. Volosianus, überzeugt dass es das Antlitz Christi und das Kleid sei, das er getragen habe, fällt nieder und betet es an. Dann wickelt 126
er es in ein golddurchwirktes Linnen, legt es in ein goldenes Gefäss, versiegelt es mit seinem Ringe und betheuert, dass er es nicht wieder schauen wolle, bevor er zu Tiberius, seinem Herrn, gekommen sei und ihm berichtet habe. Nachdem er den Pilatus zu schimpflichem Tod verurtheilt hat, geht er zu Schiffe. Veronix will ihr Heiligthum nicht verlassen und fährt mit ihm nach Rom. Als er auf der Tiber angelangt ist, begibt er sich nach der Stadt Lateran und sendet Boten an Tiberius, der ihn sogleich zu sich beruft und das Antlitz des Heilands zu sehen verlangt. Volosianus zieht das Tuch ab, in welches es eingewickelt ist. Gläubig erkennt Tiberius das Antlitz des Heilandes und betet es an: alsbald fällt der Aussatz von ihm ab, und sein Leib wird so rein als der Leib eines Kindes. Tiberius, seine Familie und sein Volk empfangen die Taufe.

2. Bei Marianus Scotus (lib. 1, p. 550 Pistor) wird Folgendes erzählt.

Kaiser Tiberius, mit dem Aussatz behaftet, sendet Boten

nach Jerusalem, damit Christus, von dessen Wunderkräften er gehört hat, ihn heile. Aber Christus, von Pilatus verurtheilt, war schon gekreuzigt und gen Himmel gefahren. Das vernehmen die Boten des Kaisers von der Frau Veronica, quae ipsius salvatoris nostri aspectum, ipso exprimente atque contradente, ad evidentiam testificandae veritatis et observandae fidelitatis nicemate (l. in cemate wie in der Frankf. Handschrift steht; schon die Acta sanctorum haben in schemate gebessert) suo reconsignatum habuit. Sie wird nach Rom gebracht, und Tiberius durch den blossen Anblick des Bildes geheilt. Pilatus muss die Todesstrafe erleiden.

Wäre diese Stelle echt, das heisst, rührte sie von Marianus Scotus selbst her, der im Jahr 1086 starb, so würde sie mit der angelsächsischen Erzählung, die mir nicht zu den älteren Denkmälern dieser Sprache zu gehören scheint, ziemlich gleichzeitig sein. Sie ist aber, wie auch dabei angegeben wird, aus Methodius entlehnt und findet sich, was Prof. Waitz bestätigt, nicht in dem reinen Text des Marianus. Bolland (Acta sanctorum 4. Febr.) nimmt den heiligen Methodius, den Patriarchen, an, der im Jahr 846 starb: man vergleiche aber Tillemont Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique 1, S. 471. Immer aber würde die Stelle noch in das Ende des zwölften Jahrhunderts gehören.

3. Die Kaiserchronik, die etwa nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts zusammengesetzt ist, die sich aber, und
127 namentlich auch hier auf eine ältere Quelle beruft, enthält (pfälzische Handschrift 4ª—6ᶜ) folgende Erzählung.

König Tiberius leidet an einer unheilbaren Krankheit: Würmer wachsen in seinem Haupt. Er vernimmt, dass in Jerusalem ein Mann sei, der Todte erwecke und Aussätzige heile: der könne auch ihm helfen. Volosianus wird abgeschickt den Arzt zu holen. Er findet in Jerusalem die Frau Veronica, die Gott von einer Krankheit des Blutes nach achtundzwanzigjährigem Leiden erlöst hatte. Sie sagt ihm, der, den er suche, sei vor drei Jahren von den Juden getödtet worden und gen Himmel gefahren. Sie setzt hinzu: ein vil hêrez bilde hân ich von sinen gnâden, ohne etwas Näheres über die Beschaffenheit

und Entstehung dieses Bildes zu sagen. Auf seine Bitte zeigt sie ihm das Bild, will es aber nicht aus Händen geben, sondern fährt mit ihm, der zugleich den Pilatus gefesselt fortführt, nach Rom, wo Tiberius von dem blossen Anschauen des Bildes geheilt wird; die Würmer fallen todt zur Erde. Tiberius leistet jetzt auf das Heiligthum einen Eid, die Stadt, wo der Herr sei gemartert worden, zu zerstören. Er sendet also den Vespasianus und dessen Sohn Titus mit einem grossen Heer ab, und nun nahet die Zerstörung Jerusalems, welche der Heiland voraus verkündigt hatte. Titus lagert vor der Stadt, in welcher Hungersnoth ausbricht. Eine Frau, deren Mann erschlagen war, tödtet, nachdem sie drei Tage Hunger gelitten hat, ihr eigenes Kind und setzt es denen vor, welche, weil sie den Schornstein hatten rauchen gesehen, in ihr Haus eingedrungen waren. Es folgen noch einige Ereignisse, die hier nicht in Betracht kommen. Vespasianus und Titus stürmen Jerusalem und zünden es an allen vier Enden an. Weiber und Kinder werden verbrannt, die Männer aber gebunden und in fremde Länder verkauft je dreissig um einen Pfennig.

4. Wernher vom Niederrhein, ein Geistlicher, der in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts zu gehören scheint, hat die Sage in zwei Gedichte vertheilt.

Veronica ist eine treue Anhängerin Christi. Wenn sie sein Antlitz erblickt, so wird sie von Freude erfüllt. Sie bringt ein Tuch zu Lucas, inständig bittend dass er ihr das Antlitz des Herrn male: er sei ein Meister und habe ihn oft gesehen. Lucas verspricht ihn zu malen, wie er heute ausgesehen habe. Als das Bild fertig ist, freut er sich und meint, es sei ihm gelungen. Beide gehen und suchen den Heiland auf, als ihn aber Lucas anblickt, so ist sein Antlitz ein ganz 128
anderes, als hätte er ihn nie gekannt. Beide erstaunen, und Veronica trauert. Lucas tröstet sie mit dem Versprechen, ein anderes Bild zu malen, aber es misslingt noch mehr. Er versucht es zum dritten Mal, doch, wie zuvor, vergeblich. Jetzt erhört (verhörde 5, 26 wie 3, 21, vgl. Grammatik 2, S. 856—857) Gott die Bitte der Frau, und als der Heiland sie erblickt, spricht er: »Lucas, du und die gute Frau Veronica, ihr geht

mir zu Herzen: aber wenn ich nicht zu Hilfe komme, so ist deine Kunst vergeblich. Mein Antlitz ist nur da bekannt, von wannen ich bin gesendet worden«. Dann spricht er zur Frau: »geh heim, nimm dein Tuch mit dir und bereite mir ein wenig Speise: noch heute komme ich zu dir«.

Freudig eilt Veronica nach Haus und richtet das Nöthige zu. Der Sohn Gottes kommt, verlangt Wasser und beginnt sich zu waschen. Hierauf nimmt er das Tuch, das Veronica ihm darreicht, sich damit abzutrocknen. Er drückt es an sein Gesicht, und die Zwehle empfängt das Antlitz des Herrn. »Das ist mir gleich«, spricht er zur Frau, »es verleiht dir grosse Macht und wird allen deinen Freunden frommen. Zeichen werden damit geschehen, wenn man mich hier nicht mehr sehen wird«.

Christus geht hierauf nach dem Jordan, und das Gedicht fährt in der Erzählung der heiligen Geschichte fort, ohne dass der Frau Veronica noch einmal Erwähnung geschähe. Sie erscheint aber in der folgenden Dichtung wieder.

Zu Rom herrscht mit grosser Macht König Vespasian. Er leidet an einer furchtbaren Krankheit, die kein Arzt heilen kann. Die Wespen fliegen ihm in das Haupt wie ein Bienenschwarm: man kann hindurch sehen: alles ist abgefressen. Es ist ein entsetzlicher Anblick. Titus, sein Sohn, bringt einen fremden Israheliten zu ihm, der ihm sagt, zu Jerusalem befinde sich ein Mann, der im Stande sei ihn zu heilen: man heisse ihn Gottes Sohn, und von seinen Worten werde jeder Kranke gesund. »Willst du zu ihm über Meer fahren«, fügt der Fremde hinzu, »so will ich dich geleiten. Erscheinst du in Demuth vor ihm, so hilft er dir«. Vespasian seufzt und spricht: »ich bin zu schwach: wie gerne ich auch wollte, mir fehlt die Kraft«, und zu Titus sich wendend fügt er hinzu: »lieber Sohn, fahr du über Meer: nimm grosses Gefolge mit dir, Gold und Silber, so viel du willst, und bringe mir den guten Mann hierher. Ich gebe ihm Gold, so viel ein Schiff trägt, und dazu meine Huld«.

129 Titus rüstet sich und fährt mit grosser Macht hinüber.

Ihn begleitet jener Israhelit, der von dem Heiland Kunde gegeben hatte. Als sie zu Jerusalem anlangen, ist der Sohn Gottes schon lange todt und gen Himmel gefahren. Titus fragt nach den Wundern, die er gethan habe. Die Gläubigen erzählen davon, sie sagen ihm auch von der Frau Veronica, die das Antlitz des Herrn besitze. Sie hat es lange verborgen, wird aber jetzt vor Titus geführt, der ihr sagt, er sei Jesu wegen hierher gekommen und wolle seinen Tod an den Juden rächen. Dann bittet er sie ihm das Tuch zu leihen, auf welchem das Antlitz Gottes stehe. Heile es seinen Vater, so wolle er mit einem römischen Heer kommen und die Ungläubigen bekehren, die Juden aber, die den Sohn Gottes getödtet hätten, zerstreuen und verderben. Die Frau kniet vor Titus und erwidert, das Tuch mit dem Antlitz gebe sie um keinen Preis weg: es sei ihre Freude und ihr Trost; mancher werde dadurch geheilt. Aber sie willigt ein in Begleitung ihrer Dienerinnen nach Rom zu schiffen.

Veronica fährt also mit Titus über das Meer nach Rom, wo sie ehrenvoll empfangen werden. Vespasianus aber liegt auf seinem Bette und ist dem Tode nahe. Veronica spricht zu ihm: »ich habe dir Gottes Antlitz gebracht, willst du es mit Demuth und Glauben empfangen, so wirst du seiner Gnade theilhaftig«. Sie entfaltet das Tuch: sogleich fallen die Wespen herab auf die Füsse des Königs, und als er das Antlitz des Herrn an sein Gesicht drückt, ist er gesund und frisch, 'als wäre er erst dreissig Jahr alt. Kaum hat sich die Nachricht von seiner Genesung verbreitet, so kommt das Volk und will die Frau anbeten: aber sie weicht zurück und heisst sie Gott dafür danken, der es gethan habe.

Vespasian und Titus ziehen mit einem grossen Heer aus und wollen Christi Tod rächen. Vespasian rückt vor Jerusalem und belagert es so lange, bis (hier ist hinzuzufügen »die Hungersnoth so gross ist«) dass eine Frau ihr Kind isst. Jetzt geht die Weissagung (Christi nämlich von dem Untergang der Stadt) in Erfüllung: Jerusalem wird von Grund aus zerstört, und war das Eigenthum der Frau Veronica erhalten. Die Juden

werden vertrieben und über alle Welt zerstreut: man gibt dreissig für ein Ei (wahrscheinlich aber ist 28, 22 zu besseren umbe einen pfenninc).

5. Ich lasse ein lateinisches Gedicht folgen, das Mone (im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 1835, S. 425—433. 1838, S. 530—531) bekannt gemacht hat. Ich kann über das Alter desselben nichts Bestimmtes sagen: die älteste von den vier bekannt gemachten Handschriften geht nicht über das vierzehnte Jahrhundert hinaus, jedoch ist es nicht bloss möglich sondern wahrscheinlich, dass es noch in Wernhers Zeit reicht, da zwei Handschriften mit einer prosaischen gleichfalls lateinischen Erzählung der Sage, von welcher hernach noch besonders die Rede sein wird, in das zwölfte Jahrhundert gehören, wenigstens nach Mones Versicherung. Die Sage ist hier mit einer anderen von Pilatus verflochten, die ich jedoch nur soweit es zum Verständnis nöthig ist berühre.

Nach Christi Tod herrschen Titus und Vespasian über das römische Reich. Jener hat zu Rom seinen Sitz, dieser im Abendland. Titus ist aussätzig, Vespasian hat die Nase voll Wespen; beide suchen bei den Ärzten vergeblich Hilfe. Sie hören dass Christus jeden Kranken gesund mache, und Titus verlangt von Pilatus durch Abgesandte, er solle diesen Arzt alsbald herübersenden. Als Pilatus diesen Befehl vernimmt, geräth er in Furcht und bittet die Abgesandten ihm einige Frist zur Überlegung zu gönnen, weil er hofft, die Gefahr durch Geschenke abzuwenden. Aber die Boten, welche seine Geschenke nach Rom überbringen sollen, werden durch Sturm nach Spanien verschlagen. Auf der langen Fahrt von da nach Rom gelangen sie zuerst zu Vespasian. Sie erzählen von den Wundern Christi, aber auch von seinem Tod, zu dem ihn Pilatus verurtheilt habe. Vespasian geräth in Zorn, und in dem Augenblick, wo er Rache gelobt, schwindet der Schmerz in der Nase, und er ist von seiner Krankheit geheilt. Auch das Volk, über die unerwartete Genesung des Königs erfreut, treibt zur Rache. Titus soll sie ausführen.

Indessen werden die römischen Abgesandten zu Jerusalem

von Pilatus hingehalten. Eines Tages, als sie umher wandelo, redet sie eine Frau an, und als sie vernommen hat, in welcher Absicht sie gekommen sind, sagt sie: »ihr sucht vergeblich den himmlischen Arzt, Pilatus hat ihn kreuzigen lassen, aber nach drei Tagen ist er wieder auferstanden und gen Himmel gefahren; seinen Jüngern hat er die Macht verliehen Kranke zu heilen. Ich habe ihn von Herzen geliebt und ihn um ein Andenken gebeten, denn er hat oft den seinigen verkündigt, er werde am Kreuz sterben und zu der Rechten seines Vaters zurückkehren. Er nahm also mein Tuch (276 telam quam forte tenebam lesen einige Handschriften, die anderen quam fronte gerebam) und drückte es an sein Gesicht: alsbald sah ich mit Erstaunen sein Bild darauf abgedrückt, seinen schwarzen Bart, seine leuchtenden Augen. »Dieses Andenkens«, sprach er zu mir, »halte ich dich würdig, bewahre es in Ehren, denn es heilt alle Kranken«. »Ich will«, setzt die Frau hinzu, »damit ihr nicht vergeblich gekommen seid, mit euch nach Rom gehen, wenn ihr mir sichere Rückkehr versprecht. Glaubt euer König an den Sohn der reinen Jungfrau, so ist er geheilt in dem Augenblick, wo er das Bildnis anschaut«. Die Abgesandten willigen ein und verkündigen dem Pilatus ihre Abfahrt. Er sagt ihnen: »der, welchen ihr sucht, hat die Juden verachtet und gegen die römischen Gesetze gehandelt; ich habe ihn deshalb kreuzigen lassen«.

Sie eilen mit der Frau (deren Namen im ganzen Gedicht nicht genannt wird) nach Rom und statten Bericht ab. Titus geräth in Zorn und droht dem Pilatus mit dem Tod, aber die Frau sagt, er möge sich beruhigen, wenn er an Christus glaube, so werde alsbald die Krankheit weichen. Titus glaubt, und wie er das Bild anschaut, wird seine Haut rein. Auch Vespasian kommt und verkündigt dass er auf ähnliche Weise sei geheilt worden.

Der Rückkehr der Frau gedenkt das Gedicht nicht, auch nicht der Zerstörung Jerusalems, sondern es führt gleich die Sage von Pilatus weiter.

Mit dieser Darstellung stimmt, soweit ich urtheilen kann, Conrad v. Muer, der um das Jahr 1273 schrieb. Von ihm spricht Hottinger de origine scholae Tigurinae. app. 135.

6. Von den beiden vorhin erwähnten lateinischen Erzählungen in Prosa hat Mone im Anzeiger 1838, S. 526—530 einen Auszug geliefert. Sie stimmen neben mancherlei Abweichungen im Einzelnen, von welchen ich nur die wichtigeren anführen will, mit dem lateinischen Gedicht zusammen. An Titus Stelle erscheint wieder Tiberius. Veronica wird genannt, und die Linzer Handschrift setzt hinzu: erat mulier illa, quam sanaverat dominus a fluxu sanguinis per tactum fimbriae suae. Der Gesandte, der (die Linzer Handschrift fügt hinzu »von Herodes«) mit Geschenken abgeschickt, aber nach Gallizien, wo Vespasian Statthalter ist, verschlagen wird, heisst in der Münchener Hs. Adanus, in der Linzer Adrianus, der Bote des Tiberius aber in beiden Albanus. Adanus sagt zu Vespasian, wenn er an den Arzt Jesus glaube, der in Jerusalem gewesen sei und Aussätzige rein, Blinde sehend gemacht, Todte erweckt habe, so werde er geheilt werden. Vespasian glaubt und wird
im gesund. Er beschliesst (nach der Münchener Hs.) einen Zug nach Jerusalem, um Christi Tod zu rächen.

7. Ich gedenke hier eines verlorenen hochdeutschen Gedichts, von welchem ein Paar meist aus halben Zeilen bestehende und daher fast ganz unverständliche Bruchstücke aus einer, wie der Herausgeber versichert, im zwölften Jahrhundert geschriebenen Handschrift in den Denkmälern der deutschen Sprache von D. Karl Roth (München 1840) abgedruckt sind. Auch hier scheint die Legende der Veronica mit der Sage von Pilatus verbunden, und Volusian, Alban und die Stadt Akirs werden darin namentlich angeführt.

8. Die legenda aurea muss man, da ihr Verfasser, Jacob de Voragine, im Jahr 1298 starb, in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts setzen. Cap. 51 ist die Sage von Veronica nicht abgetrennt erzählt, sondern in die Leidensgeschichte eingeflochten.

Als der Herr gekreuzigt war, fürchtete Pilatus den Zorn des Kaisers Tiberius und schickte einen Vertrauten an ihn ab, der ihn entschuldigen sollte. Indessen war Tiberius in eine schwere Krankheit gefallen, und als er vernimmt dass zu Jerusalem ein Arzt sei, der alle Kranke bloss mit seinem Wort

heile, so sendet er den Volusian dahin mit dem Befehl ab, ihm diesen Arzt nach Rom zu schicken. Pilatus erschrickt und bittet um vierzehn Tage Aufschub. Während dieser Zeit erfährt Volusian durch Frau Veronica dass Christus, ihr Herr und ihr Gott, ist verurtheilt und gekreuzigt worden. Da Volusianus klagt dass er demnach seinen Auftrag nicht ausführen könne, so erwidert Veronica: »als mein Herr umher gieng und predigte, wollte ich mir sein Bildnis malen lassen, um mich damit, wenn er nicht zugegen wäre, zu trösten. Als ich dem Maler mein Linnentuch brachte, begegnete mir der Heiland, und da er mein Vorhaben vernahm, forderte er das Tuch und gab es mir zurück mit seinem ehrwürdigen Antlitz bezeichnet. Schaut der Kaiser dieses Bild in Demuth an, so wird er alsbald geheilt sein«. Für Gold und Silber will Veronica das Tuch nicht weggeben, aber sie fährt mit Volusian nach Rom, und Tiberius wird geheilt. Mit dieser Erzählung stimmt eine auf der Rathsbibliothek zu Lüneburg befindliche lateinische Chronik (bei dem Jahr 36). Die Stelle ist bei Reiske p. 60. 61 abgedruckt.

Indessen erzählt die legenda aurea anderwärts, in der Sage von dem heiligen Jacob (cap. 63), auch die Heilung Vespasians, doch ohne Veronica mit dem Bildnis hineinzumischen. Als 133
Quelle wird eine apocryphe Geschichte angegeben.

Vespasianus und Titus zerstörten Jerusalem von Grund aus, die Veranlassung dazu war folgende. Pilatus schickt, um sich bei dem Kaiser Tiberius wegen des Todes Jesu zu entschuldigen, den Alanus an ihn ab. Alanus wird von den Sturmwinden nach Galatia, wo Vespasianus unter Tiberius herrscht, verschlagen. Vespasianus sagt dem Fremdling, da er von Jerusalem, dem Lande der Weisen, komme, so müsse er ihn heilen. Vespasian hat nämlich von seiner Kindheit eine grosse Art Würmer in der Nase, unde et a vespis Vespasianus dicebatur. Alanus entschuldigt sich, er verstehe nichts von der Arzneikunst, Vespasianus droht mit dem Tode, wo er ihn nicht heile. Da sagt Alanus: »jener der Blinde sehend machte, Teufel austrieb und Todte erweckte, der könnte dich heilen«. »Wer ist das?« fragt Vespasian. »Jesus von Nazareth«, erwidert Alanus, »wenn du an ihn glaubst, so wirst du geheilt«. Vespasian sagt: »wenn

er Todte erweckt, so glaube ich dass er auch mich heilen kann«. Bei diesen Worten fallen die Wespen aus seiner Nase, und er ist gesund. Vespasian eilt nach Rom und erlangt von Tiberius die Erlaubnis, Jerusalem zu zerstören.

9. Jünger als die legenda aurea ist das Gedicht Regenbogens, der noch im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Ich kenne es aus einem seltenen Druck ohne Ort und Jahr in klein Octav, der sich auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet; einen älteren Nürnberg 1497, ebenfalls drei Bogen in Octav, beschreibt Panzer in den Zusätzen zu dem ersten Band der deutschen Annalen S. 48. Sodann aus einer Frankfurter Papierhandschrift vom Jahr 1477 — 1499, von welcher Herr Franz Roth eine eigenhändige und sorgfältige Abschrift mir zuzusenden die Güte gehabt hat: ferner aus einer niederdeutschen, ebenfalls metrischen Übersetzung, die sich in einer Papierhandschrift vom Jahr 1490 zu Hildesheim befindet und welche mir Herr D. Wilhelm Müller mitgetheilt hat: endlich aus einem die vordere Hälfte enthaltenden Bruchstück einer Papierhandschrift, das Lachmann besitzt. Diese verschiedenen Texte sind alle verderbt, am meisten im Druck, und weichen nicht bloss in den Worten, sondern auch in der Ausführung des Einzelnen merklich von einander ab. Es befindet sich noch eine Papierhandschrift zu München (Karl Roth Denkmäler der deutschen Sprache S. XV) und zu Wien (Hoffmann Wiener Handschriften XC, S. 4), die ich nicht näher
134 kenne. Regenbogen (in der Hildesheim. Handschrift entstellt veghe vs boghe) nennt sich am Schluss selbst, und das Gedicht ist in seinem Briefton abgefasst.

Tiberius leidet schon seit vier und zwanzig Jahren (diese Zeitbestimmung fehlt in der niederdeutschen Bearbeitung) an einer schweren Krankheit; Hände und Füsse sind ihm gelähmt. Zwölf Meister haben vergeblich ihre Kunst versucht. Es trägt sich zu, dass eine heidnische, in Jerusalem getaufte Jungfrau nach Rom geführt wird und von einem Meister erzählt, der aus Griechenland solle gekommen sein und welchen Gott den Juden geschickt habe. Er heile Kranke durch blosse Berührung mit der Hand, mache Wein aus Wasser, erwecke Todte

und werde Jesus genannt. Die Frankfurter Handschrift fügt hinzu: sin angesiht daz ist gar minneclich: swer ez ane siht mit innekeit, der freuwet sich. Tiberius vernimmt die Erzählung der Jungfrau und befiehlt dem Philosian (Philosion Hildesh. Hs. Philosius Frankf. Hs.) hinzureisen, Gold und Silber nicht zu sparen und den Arzt herbeizubringen. Philosian fährt mit Begleitung ab, braucht aber ein ganzes Jahr zu der Reise. Die Juden erschrecken, als er mit der Fahne des Kaisers landet, empfangen ihn aber feierlich. Pilatus sagt ihm, der Meister, den er suche, sei gekreuzigt worden. In einer langen Unterredung, wobei Pilatus und die Juden sich gegenseitig die Schuld zuschieben, wird der Hergang ausführlich erzählt. Philosian geräth darüber in Zorn. Longinus, der blinde Ritter, der wieder sehend ward, sagt ihm, dass ein armes Weib von edler Abkunft, Veronica genannt, ein Tuch besitze, auf welchem sich das Antlitz Jesu befinde: keines Menschen Hand habe es verfertigt (etwas Näheres wird nicht gesagt): wer siech sei und es mit Vertrauen anblicke, der werde gesund. Veronica wird herbeigeholt. Sie will das Tuch nur zeigen, wenn Philosian mit seinem Gefolge barfuss zu ihr gehe. Als er mit Gesang in feierlichem Zuge kommt, holt sie das Tuch aus ihrer Lade und zeigt es ehrerbietig; es ist viereckig und von weissem Linnen. Veronica begibt sich mit dem Tuch auf das Schiff Philosians, der die Juden verflucht und den Pilatus angeschmiedet mit sich führt. In acht Tagen langen sie schon auf der Tiber an, so schnell ist der Rückweg im Gegensatz zu der langen Hinfahrt. Philosian stattet dem Kaiser Bericht ab. Veronica zeigt dem Volk das Tuch, das sie in beiden Händen hält. Dann tritt sie aufs Land, wo alle knien und sie zu dem Palast des Kaisers geleiten, der in Qualen auf seinem Bette liegt. Sie drückt das Tuch auf sein Gesicht (daz tuoch leite sie im ûf daz angesiht vor den munt): von Stund an ist er gesund und frisch wie ein Knabe. Tiberius lässt sich taufen, 135
und Pilatus wird in die Tiber versenkt.

Man sollte meinen, hier wäre das Gedicht zu Ende, auch endigt es wirklich in der Frankfurter Handschrift. Aber in dem Druck wie in der Hildesheimer Handschrift folgt noch

ein Anhang. Es ist von Vespasianus die Rede, der gewaltig im Reich geworden und dem nach Tiberius Tod keiner gleich gekommen sei. Er leidet an einer unerhörten Krankheit, Wespen nisten (wonen) in seiner Nase. Das Tuch der Frau Veronica wird auf ihn gelegt, alsbald fliegen die Wespen fort, und das Nest ist zerstört. Vespasian fragt die Frau: wan ir komen waer daz frôn antlitze. sie sprach ›mir gabz mîn herre in (der) nôt, doch alsô rehte schône, dô man in vuort in grôzem leide her‹. So steht im Druck, dagegen in der niederdeutschen Bearbeitung steht bloss se sprack: ›dat gaff myck mȳ god vn mȳ leue her'e, do he ūp dusse erd' hadde wel wūders ghedân‹. Vespasian nimmt Rache für Christi Tod. Mit vierthalbtausend Römern (myt werde halff hūdert scyhppē sagt die Handschrift) zieht er über das Meer, zerstört Jerusalem und verkauft die Juden; wie sie den Herrn um dreissig Pfennige verkauft hatten, so werden je dreissig um einen Pfennig hingegeben.

Nochmals folgt in dem Druck, aber in diesem allein, ein Zusatz. Hier wird auch Titus genannt, sogar des Tiberius geschieht wieder Erwähnung und der dreimaligen Eroberung Jerusalems. In der Schlussstrophe wird bemerkt, das Tuch der Veronica befinde sich gegenwärtig zu Rom: wer es mit Innigkeit ansehe, der genese.

III.

Der Widerspruch, in welchem die Sage mit der Geschichte nach allen Seiten hin steht, braucht kaum ausdrücklich angemerkt zu werden. Ohne grellen Verstoss gegen die Zeitrechnung erscheint sie zwar in dem Zusatz zu Marianus Scotus und in der legenda aurea, wo nämlich von Vespasianus, Titus und der Zerstörung Jerusalems nicht die Rede ist: aber es bleibt doch unvereinbar, dass sie von einer Bekehrung und Heilung des Kaisers Tiberius handelt, der gerade in dieser Zeit, das heisst wenige Jahre nach Christi Tod, hochbejahrt und ohne Sinnesänderung starb. Wenn dagegen bei Wernher und in dem lateinischen Gedicht Tiberius ganz übergangen
136 wird, so bleibt der Übelstand, dass die wirkliche Zerstörung Jerusalems zu weit vorgeschoben wird; ohne Zweifel sollte sie

als eine dem Verbrechen auf dem Fuss folgende Strafe erscheinen.

Da der Aussatz im Mittelalter seiner Unheilbarkeit wegen als die schwerste Krankheit betrachtet wurde, so darf man annehmen, dass die angelsächsische Erzählung und die Stelle bei Marianus Scotus, die den Kaiser daran leiden lassen, hierin das Ursprüngliche bewahren. Auch der Krebs ist noch keine fabelhafte Krankheit, aber wenn gesagt wird, dass er bei der Heilung von dem Angesicht des Tyrus herabgefallen sei, gleich als wäre von einem leibhaften Thier die Rede, so mag dieser Ausdruck wohl zu weiteren Entstellungen und Übertreibungen Anlass gegeben haben. In der Kaiserchronik sind es Würmer, die in dem Haupt des Kaisers wachsen: das lateinische Gedicht und die legenda aurea nennt sie, einer etymologischen Erklärung des Namens Vespasian gemäss, Wespen, die in der Nase nisten: Wernher lässt sie sogar das Gehirn aufzehren und macht von der Krankheit eine abenteuerliche Beschreibung.

Doch ich berühre dies alles nur nebenbei. Der eigentliche Mittelpunkt der Sage ist das Dasein eines wahrhaften, mit Wunderkräften begabten Bildes Christi. Über die Entstehung des Bildes drücken sich einige Dichtungen dunkel aus: sie haben, wie es scheint, keine klare Vorstellung davon. Nach der angelsächsischen Erzählung befindet es sich auf einem Stück von Christi Kleid: wie es darauf gekommen sei (man muss immer annehmen durch ein unmittelbares Wunder), von wem die Frau das Stück des Kleides erhalten habe, das erfährt man nicht. In der Kaiserchronik steht noch weniger, ein vil hêrez bilde hân ich von sînen gnâden, sagt Veronica. Regenbogen bemerkt nur dass es nicht von Menschenhand sei gemacht worden. Die anderen wissen mehr. In dem Zusatz zu Marianus Scotus wird gesagt, der Heiland habe sein Bild selbst ausgedrückt und der Frau gegeben, und das wird in dem lateinischen Gedicht näher ausgeführt. Die Frau, heisst es hier, habe aus herzlicher Liebe ihn, der oft seinen Tod voraus verkündigt habe, um ein Andenken gebeten: da habe er ihr Tuch oder ihren Schleier genommen und an sein Gesicht gedrückt, das alsbald darauf sei abgebildet worden. Die legenda

aurea erzählt, die fromme Frau habe Christi Bildnis gerne besitzen wollen, er sei ihr auf dem Wege zu dem Maler begegnet, habe das Linnentuch, das sie diesem habe bringen wollen, ihr
137 abverlangt und es, mit seinem Antlitz bezeichnet, ihr zurückgegeben; dass er es an sein Gesicht gedrückt habe, wird nicht gesagt. Am ausführlichsten, aber abweichend von allen berichtet Wernher. Lucas (der Name des Malers kommt hier allein vor) gibt den Bitten der Frau Veronica nach und versucht dreimal ein Bildnis Christi zu malen; es mislingt jedes Mal. Da erbarmt sich der Herr: er heisst die Frau einige Speise zubereiten, die er bei ihr geniessen will. Als er kommt, verlangt er Wasser zum Waschen, nimmt dann die von ihr dargereichte Zwehle, und diese empfängt, indem er sich abtrocknet, sein Antlitz. Das also steht fest, Veronica besass das wahre Bildnis Christi, doch über die Entstehung desselben, und das ist der schwierigste Punkt, schwankt die Sage.

Warum aber ward jene Frau, die, indem sie den Saum von Christi Kleid berührte, von dem Blutfluss sich geheilt fühlte (Matth. 9, 20—22. Marc. 5, 25—34. Lucas 8, 43—48, vgl. diu urstende in Hahns altdeutschen Gedichten 109, 75 ff.), in diese Sage verflochten? Zwar nicht alle Darstellungen sagen ausdrücklich dass es jene Frau gewesen sei, aber doch gerade die ältesten, die angelsächsische, die Kaiserchronik und die lateinische Erzählung in Prosa; auch der Pseudodexter thut es ad a. Chr. 48, S. 94. Ich finde den Grund in einer anderen Sage, die im vierten Jahrhundert schon im Gange war. Nach einer Erzählung nämlich von Eusebius (hist. eccl. lib. 7, cap. 18) hatte jene Frau in ihrer Heimat, zu Paneas oder Caesarea Philippi, zwei Bildsäulen aus Erz vor der Thür ihres Hauses errichten lassen; die eine stellte den Heiland dar, die andere sie selbst, wie sie mit flehender Gebärde vor ihm, der ihr die Hand reicht, kniet. Eusebius hatte selbst beide Bilder gesehen und fügt hinzu, dass zu den Füssen Christi ein unbekanntes Kraut wachsen und, wenn es den Saum seines Kleides berühre, für allerlei Krankheiten Heilung gewähren solle. Auch Sozomenus (hist. eccl. lib. 5, cap. 20) und Philostorgius (hist. eccl. 7, 3) reden von dieser Bildsäule Christi, Julian liess sie

umstürzen und durch seine eigene ersetzen, die hernach der Blitz niederwarf; den Kopf retteten die Christen. Nach Asterius von Amasia (homil. in Jairum et mulierem αἱμορρόουσαν bei Photius bibl. cod. 271) ward sie von Maximinus (305) weggenommen. Wiederum abweichend erzählt J. Malala, aus Justinians Zeit (lib. X, p. 237—239), dass die Frau erst nach erlangter Erlaubnis von Herodes II das Bild mitten in der Stadt errichtet habe und dass es noch, in ein heiliges Bethaus versetzt, dort zu sehen sei. Ob es ein Hadrian oder Antonin war, vor dem die gerettete Provinz kniet, wie man wahrschein- 138
lich gemacht hat (Münter 2, S. 12—17; die hierhergehörigen Schriften in der Anm. 40, vgl. O. Müller Archäologie §. 213, 3), darauf kommt es hier nicht an: uns genügt zu wissen, dass schon zu Zeiten Constantin des Grossen die Gruppe als Christus mit der geheilten Frau gedeutet wurde. Ein solches Erzbild konnte man schwerlich als ein nicht von Menschenhänden verfertigtes Werk betrachten: wie gelang es aber dem Künstler was über menschliche Kräfte gieng aufzufassen? Liess man den übernatürlichen Abdruck des Antlitzes auf die Leinwand vorausgehen, so war ein Vorbild gegeben, das Bild von Erz gerechtfertigt, und die damit verknüpfte Sage ergänzt. Erst am Ende des 15. Jahrh. wollte man das Haus jener Frau auch in Jerusalem entdeckt haben; s. Acta sanctorum p. 454.

Ihren Namen kennen die Evangelisten so wenig als die Kirchenväter des 4. und 5. Jahrhunderts, erst in dem Evangelium des Nikodemus (cap. 7) und bei Joannes Malala (chronogr. p. 237. 239 ed. Dindorf) wird sie Βερονίκη, Βερνίκη genannt, die beide jedoch nichts von dem Tuch mit dem Bildnis wissen. Die Vermuthung ist daher erlaubt, dass die Veronicasage dorther den Namen entlehnt habe. Veronica ist buchstäblich Βερονίκη; die leichte Vertauschung des B mit V macht keine Schwierigkeit (vgl. Reiske p. 66. 67); auch wird hernach einer Urkunde vom Jahr 1011 Erwähnung geschehen, in welcher Beronica geschrieben ist. Eine andere durch Mabillon und Papebroek (Thilo codex apocryphus N. T. 561. 562) aufgebrachte Vermuthung, die Veronica aus den zwei Wörtern vera icon mit Umstellung der Buchstaben erklärt, hat etwas Ansprechendes,

zumal das Bild selbst Veronica genannt wurde: allein sie ist erkünstelt und setzt ein Festhalten der absichtlichen Erdichtung voraus, das mir dem Geist jener Zeit nicht zu entsprechen scheint.

Die bisher berührten Dichtungen wissen nur von einem schmerzfreien, in überirdischer Schönheit leuchtendem Antlitz, allein später begegnen wir einer abweichenden Erzählung der Legende, wonach Christi Bild unter ganz verschiedenen Umständen dem Tuch der Veronica eingedrückt wird und jene göttliche Ruhe im Antlitz nicht mehr angemessen scheint. Diese Umbildung ist um so merkwürdiger, als sie gerade von der römischen Kirche gegenwärtig anerkannt wird, während früherhin die andere, und auch von einem geistlichen Dichter, wie Wernher vom Niederrhein, angenommen war. Jacob Pamelius († 1587, vgl. Reiske 63) und die Acta sanctorum nämlich erzählen folgendergestalt. Als der Heiland auf dem Weg
139 zum Tode das Kreuz trug, reichte ihm eine Frau aus Jerusalem, Veronica, ihren Schleier vom Haupt, um sich Schweiss und Blut damit abzutrocknen. Er gab ihr das Tuch zurück, aber als Zeichen seiner Liebe war sein Antlitz vollkommen darauf abgedrückt. Ein innerer Grund zu dieser Änderung war nicht vorhanden. Dort ist es eine dem Herzen tief eingeprägte Liebe, die nach dem Bild Verlangen trägt: hier wird nur ein menschliches Mitgefühl, das der Anblick der Qual so leicht erregen musste, anerkannt und belohnt. Wir werden in der Folge sehen, dass es keine Neuerung ist, sondern eine längst vorhandene Umbildung der ursprünglichen Sage, welche der Veronicalegende zu Grunde liegt; es fragt sich nur, zu welcher Zeit sie in diese eingetreten ist. Man kann das vorhin angeführte Gedicht von Regenbogen etwa in das Ende des dreizehnten Jahrhunderts setzen, wären die Worte, die Veronica darin spricht: mir gabz (das Tuch) min herre in der nôt wirklich echt, was ungewiss bleibt, da sie nicht in den Handschriften, nur im Druck vorkommen, so würden wir darin das älteste Zeugnis von der Umgestaltung der Sage vor uns haben, denn jene Worte können sich nur auf das leidende Antlitz beziehen. Wir wollen nachsehen, ob uns die erhaltenen Veronica-

bilder oder Äusserungen über das in Rom bewahrte und heilig gehaltene Tuch nähere Aufschlüsse gewähren.

Bilder mit dem Tuch der Veronica aus ältester Zeit sind, so viel ich weiss, nicht bekannt, und doch dürften wir sie erwarten, weil die Legende ziemlich früh erscheint und die Zeugnisse über das Dasein des Tuchs, wie wir nachher sehen werden, noch weiter zurückgehen. Das älteste Bild, das ich nachweisen kann, befindet sich in einer Pergamenturkunde vom 28. Mai 1350, die zu Helmstädt aufbewahrt wird und mir durch Herrn L. C. Bethmann bekannt, durch seine Gefälligkeit zugänglich geworden ist. Diese Urkunde ist von doppeltem Werth, einmal weil sie über das Alter eine sichere Angabe gewährt, sodann weil sie unter Papst Clemens VI zu Avignon von zwölf Bischöfen ausgestellt ist, wir also voraussetzen dürfen, dass sie den damals von der Kirche zugelassenen Typus nachgebildet hat. Sie enthält die Gewährung eines Ablasses und beginnt mit den Worten Universis Sancte Matris Ecclesie filiis. Der Anfangsbuchstabe U ist mit einem verhältnissmässig grossen, in Farben ausgemalten Veronicabild verziert. Zwei kleine, schwebende Engel halten ein weisses viereckiges Tuch auf rothem Grund mit dem Bildnis Christi. Es ist derselbe Typus, den ich gleich bei dem der Zeit nach sich anschliessenden Miniaturgemälde beschreiben werde, nur ziemlich schlecht und 140
ungeschickt ausgeführt; der einzige Unterschied findet statt, dass die zarten Lillastrahlen fehlen, die dort das Gesicht umgeben, und dass Haupt- und Barthaare schwarz sind. Ich will nur noch die Bemerkung voranschicken, dass wenn Engel, nicht Veronica selbst, das Tuch halten, dies der älteren Gestaltung der Sage angemessen ist, wo die Frau nicht das Schweisstuch dem Heiland darbietet, sondern dieser auf eine andere Leinewand, die er ihr abfordert, sein Antlitz zurücklässt. Jenes Miniaturgemälde habe ich in einem Gebetbuch gefunden, welches einer Herzogin von Geldern und Jülich zugehörte und jetzt auf der königlichen Bibliothek zu Berlin bewahrt wird (ms. germ. in Quart. No. 42, vgl. Wilken Geschichte der Berliner Bibliothek S. 232). Auch hier gewinnen wir eine genaue Zeitbestimmung, denn es wird darin ausdrück-

lich gesagt, dass es im Jahr 1415 sei geschrieben worden. Das Bild nimmt Blatt 15 rw. ein, gegenüber Bl. 16 vw. steht »God gruisse dich aensichte des ewigē goides sone onses uerlossers. In wilchen blencket die ghedeente (getaene, Gestalt. Fundgruben 1, S. 373. Wernher v. Niederrhein 14, 7) des gotlichen schijns. In ghedrucket in enen snewitten doegelken. Ind wart gegeuen veronice in eyn tzeichen der liefden«. Dies ist, wie wir späterhin sehen werden, die wörtliche Übersetzung eines alten lateinischen Kirchenliedes. Auch hier hält nicht Veronica, sondern ein Engel mit beiden Händen ein weisses Tuch ausgebreitet, das, weil es zu beiden Seiten hinaufgezogen ist, nicht viereckig erscheint, sondern halbrund und am Rand lillaröthliche Verzierungen hat. In der Mitte das Bildnis Christi in goldenem Heiligenschein, von den beiden Armen und der Spitze des schwarz eingezeichneten, griechischen Kreuzes umgeben. Es ist das göttliche, ruhige, schmerzfreie Gesicht ohne Dornenkrone, das den älteren Darstellungen der Legende angehört. Die Nase ist lang, das Haar, das schlicht zur Seite herabhängt, starkröthlich, der kurze Bart gespalten. Vom Hals ist nichts sichtbar, und das ganze Gesicht von dünnen Lillastrahlen eingefasst. Also völlig das, was ich hernach als byzantinischen Typus bei der Abgarussage bezeichnen werde. Das Bildchen ist zart gemalt und verräth Kunstfertigkeit und Schule. Im Kleinen ist dieselbe Darstellung wiederholt als innere Verzierung des Anfangsbuchstaben G Bl. 50 vw. Vielleicht enthielt das handschriftliche Gebetbuch auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, das Reiske p. 75. 76 beschreibt, ein gleiches Bild, zumal auch die vorhin angeführten Worte, nur hochdeutsch, hinzugefügt sind. Hieran schliessen sich einige seltene und merkwürdige
111 Blätter mit dem Veronicabild aus der ersten Zeit der Holzschneide- und Metallstichkunst, die sich in der königlichen Sammlung zu Monbijou befinden. Einer von den Holzschnitten gehört sogar noch in den Anfang, ein anderer etwa in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; beide sind von der rohesten Arbeit. Veronica hält das Tuch. Auch in diesen groben Umrissen, bei aller Entstellung der Züge, ist der Typus noch erkennbar; kein Schmerz drückt sich aus, nur eine starre Un-

beweglichkeit. Ähnlich sind einige ziemlich gleichzeitige Metallstiche: auf einem ist der Christuskopf des Tuchs durch weisse Striche auf schwarzem Grunde gebildet, auf dem anderen hält Veronica, zwischen den Aposteln Petrus und Paulus stehend, das Tuch, auf dem dritten steht Petrus allein neben ihr. Etwas besser ist ein vierter, Veronica mit dem Tuch allein. Ein roher Holzschnitt, vielleicht in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gehörig (er hat oben und unten vier Zeilen Schrift), stellt bloss das Kreuz dar, an dessen beiden Armen Geissel und Ruthe hängen, während in der Mitte der Stock mit dem Schwamm und der Speer angelehnt sind; aber zwischen diesen beiden Stäben ist das Veronicatuch ausgebreitet. Von künstlerischem Werth, wie sich von selbst versteht, ist ein kleiner Kupferstich von Martin Schön († 1486), Veronica mit dem Tuch, in ganzer Gestalt. Hier ist der Typus sanft gemildert. Ein verspätetes Bild dieser Art findet man in einem Kupferstich von Daniel Hopfer, einem Schüler Albrecht Dürers, wo zwei Engel zur Seite stehend, einer unten sitzend, das Tuch halten, auf dem der Typus in kalter Auffassung erscheint: wohl blosse Nachahmung eines älteren Vorbildes. Ich merke noch ausdrücklich an, dass in den bisher beschriebenen Bildern Christus immer ohne Dornenkrone und ohne den Ausdruck des Leidens dargestellt wird. Wie es sich mit einem Kupferstich vom Jahr 1466 verhält, den Bartsch (le peintre graveur 6, 31. No. 82) anführt, weiss ich nicht, da er mir nicht zu Gesicht gekommen ist und aus der Beschreibung davon nichts erhellt.

Die übrigen Veronicabilder, die zu sehen ich Gelegenheit gehabt habe, gehören sämmtlich der späteren Gestaltung der Sage an, d. h. Christus hat die Dornenkrone auf dem Haupt: und wenn auch in einzelnen Fällen der schmerzlose Ausdruck noch erhalten ist, so ist doch der leidende vorherrschend und steigert sich im Fortgang der Zeit immer mehr. Einen Übergang bildet ein Holzschnitt, den man, weil in der Gestalt und Bekleidung der Veronica, die das Tuch hält, etwas von A. Dürers Zeit zu liegen scheint, seinem Schüler Hans Burgmair zugeschrieben hat, der aber wahrscheinlich älter ist. (Oben auf der 142
einen Seite ist das päpstliche Wappen, auf der anderen der

doppelte Reichsadler. Neben dem Christuskopf steht Salve $\widehat{XPI}$ und effigies sacerria.) In dem Antlitz ist der byzantinische Typus, so wie er sich in dem Gebetbuch von 1514 zeigt, ganz deutlich, nur dass ihm ein schmerzhafter Ausdruck gegeben ist. Die Dornenkrone selbst fehlt, aber es rinnen doch Blutstropfen über die Stirne und aus den Augen. Auf einer Kreuztragung von einem Schüler Israels von Mockenem (in der boissereeischen Sammlung) hält Veronica das Tuch, auf dem man das sanft leidende Antlitz erblickt: die Dornenkrone ist auch hier weggelassen, aber die Spuren, die sie der Stirne eingedrückt hat, sind deutlich zu sehen.

Von den Veronicabildern mit der Dornenkrone nenne ich zuerst eine treffliche Auffassung voll Geist und Gefühl, die ich in einer Seitencapelle des Doms zu Gelnhausen gefunden habe. Über das Alter des Bildes weiss ich nichts Bestimmtes zu sagen, vielleicht gehört es noch in das fünfzehnte Jahrhundert; die Kirche selbst ist im Anfange des dreizehnten erbaut. Die göttliche Heiterkeit besiegt hier noch den Schmerz: Ein Bild von Raffaellin del Garbo († 1524) in dem Berliner Museum (III, No. 87) stellt den todten, von einem Engel gehaltenen Heiland dar. An dem Steinsarg hängt das Tuch der Veronica. Die Dornenkrone ist nur leicht bezeichnet: in den Gesichtszügen liegt keine Trauer. Auf einem anderen Gemälde (II, No. 50), das mir in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zu gehören scheint und der westphälischen Schule beigelegt wird, ist die Kreuzigung vorgestellt. Während Christus in Todesblässe mit dem Ausdruck des Schmerzes am Kreuz hängt, erblickt man unter dem versammelten Volk Frau Veronica, welche das Tuch ausbreitet. Zwar trägt Christus die Dornenkrone, aber es ist ein schmerzloses Antlitz mit gesunden frischen Farben, wie es sich auf dem Weg nach dem Tode nicht konnte abgedrückt haben. Hier gedenke ich eines noch unbekannten Holzschnittes, der in dem Exemplar, das ich (in der Sammlung zu Monbijou) gesehen habe, in Farben roh ausgemalt war und der allen Anzeigen nach in das Ende des fünfzehnten oder in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gehört. Wiederum sind es Petrus und Paulus, die das viereckige Tuch halten, auf

welchem das Bildnis mit der grünen Dornenkrone und mit den typischen aber entschieden schmerzlichen Zügen erscheint. (Oben darüber die Jungfrau Maria mit dem Christkind über dem halben Mond und dabei die Worte: o iunckfraw maria pit got für vns; unten das bairische Wappen und das Wappen 113
der Stadt München, nämlich ein Mönch.) Das schöne Veronicabild von Schoreel († 1562), das in dem städelschen Museum zu Frankfurt a. M. aufbewahrt wird, zeigt gemässigten menschlichen Schmerz. Dagegen jene ausgezeichnete Darstellung in der boissereeschen Sammlung, die Goethe (Kunst und Alterthum 1, S. 156—158) als eine niederrheinische bezeichnet, strebt sichtbar nach dem Ausdruck des tiefsten menschlichen Schmerzes und erreicht diese Wirkung auf die edelste, eindringlichste Weise. Die Dornenkrone, von welcher Blutstropfen herabfallen, ist breit und stark. Die ganze äussere Form der Überlieferung, selbst die unverhältnissmässige Länge der Nase ist beibehalten. Sichtbar hat auch Albrecht Dürer den Typus zu Grund gelegt und ihn nur der Naturwahrheit näher gebracht. Ich kenne drei Veronicabilder von ihm. Ein Holzschnitt in der kleinen Passion vom Jahr 1510 stellt die Frau zwischen Paulus und Petrus dar. Christi Antlitz zeigt einen menschlichen, doch nicht heftigen Schmerz. Auf einem Kupferstich vom Jahr 1513 halten zwei Engel das Tuch, und auf dem Bild ist mehr Ernst als Schmerz sichtbar. Endlich auf dem grossen, kühn in Holz geschnittenen Blatt, wo das Tuch von niemand gehalten, sondern mit Nägeln angeheftet ist und das wohl bestimmt war aus der Ferne betrachtet zu werden, ist ein zu starker und zu wenig veredelter Schmerz ausgedrückt, als dass man ihn ohne ein peinliches Gefühl betrachten könnte. Immer ist noch etwas Grossartiges in dem Ganzen, aber das Bild steht schon an der Grenze des gemein Menschlichen, das die Kunst niemals suchen sollte. Dieser Auffassung nähert sich, doch mit einem etwas veredelten Ausdruck, ein schöner Holzschnitt von Hans Burgmair, wo Veronica in halber Gestalt das Tuch hält. Lucas von Leiden steht mit Dürer in Behandlung dieses Gegenstandes ziemlich auf gleicher Stufe. Auf zwei Kupferstichen vom Jahr 1515 und 1521 hält Frau Veronica dem

Heiland, der das Kreuz trägt, das Tuch vor, das den Abdruck seines Gesichts erst noch empfangen soll, dagegen auf einem dritten vom Jahr 1514 erblicken wir das Bildnis auf dem Tuch, das Petrus und Paulus halten.

Ob unter den Veronicabildern in Frankreich, Spanien und Deutschland, welche die Acta sanctorum nachweisen, sich ältere als die von mir angeführten befinden, muss ich dahin gestellt sein lassen: wahrscheinlich ist es aber nicht.

Zeugnisse über das Dasein des Tuchs zu Rom, die Jac. Grimaldo im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts unter Paul V (vgl. Bunsen in der Beschreibung von Rom 2, S. 59) aus alten Quellen gesammelt hat, stellen Bzovius annal. ad a. 1216, Gretser Cap. 17, die Acta sanctorum 4. Febr. §. 6 und Reiske S. 72—75 zusammen. Das älteste fällt in den Anfang des achten Jahrhunderts. Nach Grimaldo errichtete Papst Johann VII im Jahr 705 in der Peterskirche vor der Kapelle der Jungfrau Maria ein Tabernakel zur Bewahrung des Schweisstuches der Veronica. Diese Nachricht enthalten die Acta sanctorum, aber
141 auch Bunsen (Beschreibung von Rom 2, S. 81. 102) theilt sie, wahrscheinlich aus dem handschriftlichen Nachlass Grimaldos, mit, und aus diesem rührt auch wohl die hinzugefügte Benennung ciborio del sudario oder del volto santo. Bunsen bemerkt dass der Altar unter dem Tabernakel mit dem Namen des Papstes Johann noch vorhanden sei. Wir müssten wissen, ob der Ausdruck ›Schweisstuch‹ von Grimaldo, der ihn der zu seiner Zeit geltenden Auffassung der Sage gemäss mag gebraucht haben, herstammt, oder ob er in einer alten Quelle wirklich vorkommt. Nur im letzten Fall würden wir ein Zeugnis von dem Dasein des leidenden Antlitzes in jener Zeit besitzen. Ich mache darauf aufmerksam, dass Anastasius, der Bibliothekar, der im neunten Jahrhundert lebte, da, wo er von der Ausschmückung jener Kapelle in der Peterskirche durch Johann VII redet (de vitis pontificum romanorum 1, p. 156 ed. Rom. 1718), nichts von dem Tabernakel mit dem Tuch der Veronica sagt und ein nicht von Menschenhänden gemachtes Bild Christi, dessen er bei Stephan III (1, p. 198) gedenkt, nicht, wie ich unten ausführen werde, ein Veronicabild kann gewesen sein.

In einer Urkunde vom Jahr 1011 werden die clerici S. Mariae in Beronica genannt, und auf den Thüren von Erz an dem Behälter, in dem das Tuch bewahrt wurde, befand sich die Inschrift Coelestinus papa III fecit fieri hoc opus pontificatus sui anno VII Christi MCXCVII. In beiden Stellen kommt also der Ausdruck sudarium nicht vor. Zwar bringt Bzovius (S. 245) aus einem alten Martyrologium noch die Worte consecratio altaris sacrosancti sudarii bei, allein wir erfahren nichts Näheres über das Alter dieser Handschrift und wissen nichts über die Zeit des Werkes selbst. Innocenz III († 1216) redet bloss von einem Bildnis Christi, ebenso Honorius III im Jahr 1224. Matth. Paris († 1259) nennt es effigies vultus domini, quae Veronica dicitur: Papst Nicolaus IV (im Jahr 1290) sui pretiosissimi vultus imago, quam Veronicam fidelium vox communis appellat. In einem Hymnus (Reiske S. 74, Acta sanctorum p. 452), der, wenn er nicht älter ist, wenigstens in diese Zeit gehört, heisst es: salve sancta facies nostri redemptoris, in qua nitet species divini splendoris, impressa panniculo nivei candoris, dataque Veronicae signum ob amoris, was sich am besten auf das heitere, göttliche Antlitz deuten lässt, zumal, wie wir vorhin gesehen haben, eine deutsche Übersetzung dieser Worte mit jener Darstellung in dem Gebetbuch vom Jahr 1415 verbunden ist. Nach Bzovius liess Papst Bonifacius VIII das Tuch im Jahr 1297 aus der Heiligengeistkirche in die Peterskirche (aber dort befand es sich schon nach der vorhin angeführten Stelle unter Johann VII) bringen und zeigte es mit eigenen Händen dem Könige Jacob von Arragonien und Carl von Neapel, verordnete auch dass es an bestimmten Tagen dem Volk sollte gezeigt werden. Bzovius nennt es sanctum Christi sudarium ejus imagine non manufacta insigne, aber dieser Ausdruck mag von ihm herrühren. Es lässt sich aus den Worten der bisher erwähnten Zeugnisse mit Sicherheit nicht abnehmen, welche Gestaltung der Sage gemeint sei. Wenn aber Urban V († 1370), Sixtus IV (in einer Bulle vom Jahr 1482) und spätere Päpste von dem sudarium salvatoris nostri reden, das unter den Reliquien der Peterskirche zu Rom sich befinde, so muss das auf ein Bild mit dem schmerzvollen Antlitz bezogen werden.

Ich berühre von den übrigen Zeugnissen nur noch die wichtigeren. Kaiser Friedrich III, als er sich im Jahr 1452 seiner Krönung wegen zu Rom aufhielt, sah, als Domherr gekleidet (weil er sonst nicht dazu gelangen konnte; vgl. Platner in der Beschreibung von Rom 2, S. 180. 181), das Tuch und berührte es selbst. Im Jahr 1606 ward es, auf Befehl Paul V, in die neue Peterskirche gebracht, und bei dem Jubiläum 1650 öffentlich gezeigt. Die Sorgfalt, mit welcher es Urban VIII († 1644) bewahrt hat, bezeugt eine Inschrift (bei Reiske S. 64). Scheffer zu Haltaus Jahrzeitbuch der Deutschen des Mittelalters (Erlangen 1797) bemerkt (S. 90), dass noch jetzt (ohne Zweifel nur an bestimmten Tagen) von der über einer Bildsäule der Veronica bei dem altare maggiore erbauten Tribune das auf ein Linnentuch eingedrückte Bild von dem blutenden Angesicht des Erlösers gezeigt werde. Sonst erhalten nur Fremde von fürstlichem Rang die Erlaubnis es zu betrachten, müssen aber vorher zu Titulardomherrn der Peterskirche ernannt werden.

IV.

Ich lenke jetzt die Betrachtung auf eine andere Sage, die wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit der Veronicasage weitere Aufschlüsse gewährt; ich meine die Legende von Abgarus, dem
116 König von Edessa. Gretser hat in der genannten Abhandlung die darauf bezüglichen Stellen bis zu seiner Zeit mit Fleiss zusammengetragen.

Abgarus, unheilbar krank, hört von Christi Wunderthaten, und schreibt einen Brief an ihn mit der Bitte zu ihm zu kommen und ihn gesund zu machen. Christus erwidert in einer schriftlichen Antwort, er selbst könne nicht kommen, weil er vollbringen müsse, weshalb er gesendet sei: aber nach seiner Himmelfahrt solle einer seiner Jünger kommen und ihn heilen. Thomas sendet zu der bestimmten Zeit den Apostel Thaddäus nach Edessa. Dieser kehrt bei Tobias ein, heilt Kranke und thut Wunder. Als Abgarus davon hört, fordert er den Tobias vor sich und verlangt den Fremden aus Jerusalem zu sehen. Beide begeben sich zu ihm. Als Thaddäus eintritt, leuchtet von seinem Antlitz ein starker Glanz (so verstehe ich in Rück-

sicht auf die gleich zu erwähnende angelsächsische und andere hernach folgende Erzählungen ὅραμα μέγα) dem Abgarus entgegen, den dieser allein bemerkt, nicht die Umstehenden. Thaddäus gibt sich als den zu erkennen, der von Jesu gesendet sei, und sichert ihm, wenn er vollen Glauben habe, die Erfüllung aller Wünsche zu. Abgarus erwidert, er habe so fest an Christum geglaubt, dass er die Juden, die ihn gekreuzigt hätten, würde vernichtet haben, wäre er nicht durch Furcht vor der Macht der Römer zurückgehalten worden. Thaddäus legt im Namen Christi die Hand auf ihn, und in dem Augenblick ist er von seiner Krankheit geheilt. Das ist der kurze Inhalt einer ausführlichen, auf öffentliche Denkmäler sich berufenden Erzählung des Eusebius († 340) in der hist. eccl. lib. I, cap. 13, wo man zugleich den Brief des Abgarus und die Antwort darauf in einer Übersetzung aus dem Syrischen findet.

Mit Eusebius stimmt eine angelsächsische Erzählung (Müller, collect. anglosax. p. 1—4), nur dass sie viel kürzer ist und Nebenumstände auslässt. Weder Thomas noch Tobias kommen darin vor. Hier wird gesagt dass Abgarus auf dem Antlitz des Thaddäus einen leuchtenden Glanz (sume scinende beorhtnysse) gesehen habe.

Euagrius († 593) beruft sich (hist eccl. 4, p. 26) auf Eusebius, aber auch auf Procopius. Er fügt der Sage einen neuen Umstand hinzu. Ein nicht von Menschenhänden sondern von Gott gemachtes Bildnis (εἰκὼν ἀχειροποίητος) wird von Christus dem Abgarus, der ihn zu sehen gewünscht hatte, zugesendet. Euagrius erzählt umständlich wie hernach Edessa durch dieses Bild gegen den persischen König Chosroes sei geschützt worden.

Papst Gregor II berührt (um das Jahr 726) in einem 147
Schreiben an Leo den Isaurier den Briefwechsel zwischen Abgarus und Christus und das wunderbare dem Könige von dem Heiland zugesendete Bild.

Nähere Nachrichten von der Entstehung des Bildes gibt Johannes von Damascus († um das Jahr 760). Hier ist weder von der Krankheit des Abgarus noch von seinem Brief an Christus und dessen Antwort die Rede, sondern Abgarus, von

göttlicher Liebe zu dem Herrn entzündet, schickt Gesandte an ihn mit dem Auftrag, ihn zu sich einzuladen. Können sie das nicht erlangen, so sollen sie ein Gemälde von seinem Antlitz mitbringen. Als der, welcher alles weiss und alles vermag, dies inne wird, nimmt er eine Leinewand, hält sie an sein Antlitz und drückt es darauf ab. So in einer Stelle (de imaginibus lib. 1), die sich auf alte Überlieferung stützt. In einer anderen (de fide orthodoxa lib. 4, cap. 17) eine abweichende Erzählung, wobei der mündlichen Sage Erwähnung geschieht. Abgarus schickt nicht Gesandte an Christus, ihn einzuladen, sondern einen Maler, der sein Antlitz nachbilden soll. Allein der Maler vermag es nicht wegen des Glanzes, der von Christi Antlitz strahlt. Da hält der Herr seinen Mantel an das göttliche, lebenschaffende Gesicht und drückt sein Bild darin ab, welches er dann dem Abgarus sendet.

Das Dasein des Bildes zu Edessa bezeugt die zweite im Jahr 787 gehaltene nicäische Kirchenversammlung (act. 5), wo Leo, Lector der Kirche zu Constantinopel, ein heiliges, nicht von Menschenhänden gemachtes Bild in jener Stadt gesehen zu haben versichert, das von den Gläubigen sei verehrt und angebetet worden.

Die reichste Auffassung der Sage findet sich in einer eigenen Schrift über das Bild zu Edessa und dessen (und des Briefs Christi an Abgarus) feierliche Wegführung nach Constantinopel im Jahr 944. Sie ist von dem Kaiser Constantinus Porphyrogenneta († 959) verfasst und in dem Manipulus originum rerumque constantinopolitanarum von Franc. Combefis (Paris 1664 4°) abgedruckt. Als Quelle nennt Constantin schriftliche Denkmäler und mündliche Überlieferungen aus Syrien: er gedenkt zugleich der abweichenden Erzählung des Euagrius.

Abgarus, König von Edessa, von zweifacher Krankheit, von Gicht und Aussatz, gequält und entstellt, hat sich dem Anblick der Menschen entzogen. Ananias, einer seiner Diener,
148 kommt von einer Reise nach Ägypten zurück und berichtet ihm von den wunderbaren Heilungen Christi, den er in Palästina gesehen hat. In der Hoffnung, von seiner Krankheit

befreit zu werden, schreibt er einen Brief an Christus und sendet den Ananias damit ab: und da dieser nicht bloss des Wegs kundig, sondern auch ein geschickter Maler ist, so trägt er ihm zugleich auf, wenn Christus die Einladung nicht annehmen werde, wenigstens ein ähnliches Bild von ihm mitzubringen. Ananias findet den Herrn, als er eben unter freiem Himmel das herbeigeströmte Volk lehrt und Wunder verrichtet. Da er sich ihm nicht nähern kann, so besteigt er einen nicht fern gelegenen Felsen. Von hier aus die Augen auf ihn heftend beginnt er ihn abzubilden. Jesus, der das im Geiste sieht, auch den Inhalt des Briefs schon kennt, lässt ihn durch Thomas zu sich bescheiden. Nachdem der Heiland die Antwort an Abgarus geschrieben und dem Ananias übergeben hat, sieht er, dass diesem der weitere Auftrag seines Herrn auf dem Herzen liegt. Da wäscht Jesus sein Antlitz mit Wasser, und indem er sich mit dem dargereichten Handtuch abtrocknet, bewirkt er durch übernatürliche, göttliche Kraft, dass sich sein Bild in das Tuch abdrückt. Dann reicht er dem Ananias das Tuch, der es dem Abgarus bringen soll, damit seine Sehnsucht gestillt und seine Krankheit geheilt werde. Auf der Heimkehr gelangt Ananias zu der Stadt Hierapolis, bleibt aber ausserhalb und birgt das heilige Tuch in einen Haufen frischgemachter Ziegeln. Um Mitternacht erblicken die Bewohner der Stadt ein diesen Platz umkreissendes Feuer. Sie eilen herbei, forschen den Ananias aus und finden, seiner Angabe gemäss, das in den Ziegeln verborgene Heiligthum. Allein sie finden noch mehr, auf einem nahe gelegenen Ziegel ein zweites göttliches Bildnis, das durch Einwirkung des Tuchs entstanden war. Und da nirgends ein Feuer zu entdecken ist, sondern der Glanz von dem Bilde ausgegangen war, so behalten die Einwohner den Ziegel als einen heiligen köstlichen Schatz und lassen den Ananias weiter ziehen. Er stattet dem Abgarus Bericht ab und übergibt ihm die heilbringenden Dinge. Constantin merkt hier an, dass dieser Ziegel noch zu seiner Zeit zu Hierapolis aufbewahrt werde. Ohne Zweifel dasselbe Bild, das nach Zonaras († 1118, annal. lib. 16, cap. 25) und Glycas bald nachher vom Kaiser Nicephorus Phocas (regierte 963—969) von dort

nach Constantinopel gebracht wurde. Es war auf einem Dachziegel (ἐν κεράμῳ) zu Hierapolis gefunden, und Zonaras nennt es ἱερὸν καὶ θεῖον ἐκτύπωμα.

149 »So laute die Erzählung vieler«, sagt Constantin, fügt aber die abweichende anderer hinzu. Als Christus den Weg zum Kreuzestod angstvoll geht und der Schweiss in blutigen Tropfen über sein Angesicht rinnt, nimmt er von einem seiner Jünger ein Stück Leinewand, und indem er sich abwischt, wird sein göttliches Antlitz darauf abgedrückt. Thomas bewahrt das Tuch, und nachdem Christus gen Himmel gefahren ist, übergibt er es, wie ihm befohlen ist, dem Thaddäus, der dieses nicht von Händen gemalte Bild (τὴν ἀχειρόγραφον ἐκμόρφωσιν) dem Abgarus bringen soll, damit erfüllt werde, was ihm der Herr in seinem Brief verheissen hatte. Thaddäus weilt in Edessa anfangs bei einem Juden Namens Tobias und will sich erst durch Wunder dem Abgarus bekannt machen. Er heilt die Kranken bloss durch Anrufung Christi. Als Abgarus von ihm hört, hofft er, der Fremde sei der, welchen ihm zu senden Jesus in dem Brief versprochen hatte; er heisst ihn also vor sich bringen. Thaddäus erhebt, indem er sich nähert, das Bildnis auf seine Stirne, und als er eintritt, geht ein so leuchtender Glanz von seinem Antlitz aus, dass Abgarus ihn nicht ertragen kann, sondern erschreckt und ohne an die Lähmung seiner Glieder zu denken aufspringt und dem Apostel entgegengeht. Er nimmt das Tuch, deckt es auf sein Haupt und seine Glieder und fühlt sich sogleich gestärkt. Der Aussatz fängt an zu schwinden, nur auf der Stirne bleiben Spuren zurück. Als Thaddäus ihn im Christenthum unterwiesen und in Christi Namen die Hände auf ihn gelegt hat, schwindet die Krankheit immer mehr, und als er endlich getauft ist, erhält er völlige Gesundheit und Reinheit zurück; sogar die kleinen Spuren des Aussatzes verschwinden von der Stirne. Abgarus wird nur durch die römische Oberherrschaft abgehalten, die Juden zu bekriegen.

Was sonst noch Constantin von der Verehrung, die Abgarus dem Bilde erweist, und von den weiteren Schicksalen desselben erzählt, gehört nicht hierher, auch nicht was er und andere von den Wundern berichten, die dadurch, vorzüglich in Kriegs-

zeiten, bewirkt wurden. Ich übergehe auch andere, zwischen den angeführten liegende oder noch spätere Zeugnisse, die man bei Gretser findet und die nicht mehr gewähren; sie würden sich wohl durch syrische seitdem entdeckte Nachrichten vermehren lassen.

Constantin gedenkt aber auch eines Abdrucks, den das späterhin zu Edessa vermauerte Urbild abermals auf einem Ziegel zurückliess, der zu seiner Zeit dort noch vorhanden war. 150
Damit hört die Vervielfältigung nicht auf. Constantin erzählt ferner von einer künstlichen Nachahmung, womit Edessa den persischen König Chosroes teuschte, der das Urbild zur Heilung seiner besessenen Tochter verlangte. Constantin glaubt dass ein zweites, das vorhanden war, auf ähnliche Weise entstanden sei, und bemerkt dass die Römer (Griechen) sich alle drei hätten ausliefern lassen, um das rechte herauszunehmen. Überhaupt gab es mehrere Erzählungen von der Art, wie die Griechen zu dem Besitz des Bildes gelangten, die Reiske S. 52. 53 zusammenstellt. Als das Urbild sich zu Constantinopel befand, ward der weitere Abdruck fortgesetzt. Gretser (cap. 6) bringt wenigstens ein Zeugnis bei, wonach unter Constantin, auf die Bitte eines heiligen Mannes, eine gleich grosse Leinewand über das Urbild gelegt ward, auf welcher das Bildnis Christi in grösster Vollkommenheit erschien, freilich nur für diesen allein sichtbar.

Das Bild des Abgarus muss, wenigstens in Nachahmungen, nach Rom gekommen sein. Joh. Horat. Scoglius, der in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine Kirchengeschichte schrieb, berichtet, dass es sich dort in der Kirche des heiligen Silvester befunden habe und verehrt worden sei. Er nimmt an, dass es von Constantinopel dorthin sei gebracht worden, kennt aber weder Zeit noch nähere Umstände der Versetzung (Reiske S. 27. 33). Endlich behauptete auch Genua sich in dem Besitz desselben zu befinden, wie Hieron. Xaverius († 1617) und Chifflet († 1660) sagen (vgl. Reiske S. 53). Das Dasein des Bildes zu Rom leidet keinen Zweifel, ich kenne mehrere alte Nachbildungen davon. Die vorzüglichste darunter besass Clemens Brentano: von dieser ist eine weitere, sorgfältige Abbildung in

meinen Händen, die ich in einem zwar verkleinerten, aber wohl gelungenen, farbigen Steindruck dieser Abhandlung beilege. Es ist ein edles Gesicht mit freier hoher Stirne, hellblickenden Augen, übernatürlich langer und gerader Nase, gescheitelten Haaren und einem nicht langen, aber starken und dunkeln, etwas röthlichen, gespaltenen Bart; keine Spur von Schmerz darin, im Gegentheil völlige Ruhe und Klarheit und eine von allem Portraitartigen entfernte, leidenschaftslose, ideale Schönheit. Man kann nicht anders sagen als dass es einen grossartigen Eindruck von Hoheit und Reinheit hinterlässt. Der ganze Kopf, den Bart, so weit er über das Kinn geht (denn von dem Hals ist nichts sichtbar), ausgenommen, wird von kurzen zarten Lichtstrahlen eingefasst, während drei goldene, aus Zieraten gebildete Kreuzflammen über dem Kopf und auf beiden Seiten hervorragen. Das Bild scheint in das fünfzehnte Jahrhundert zu gehören. Eine, wenn auch gleichzeitige, doch minder gute, mit einiger Ängstlichkeit ausgeführte Nachbildung besitzt die Familie des verstorbenen Bürgermeisters Thomas zu Frankfurt am Main. Eine dritte ist die, wovon in Büschings wöchentlichen Nachrichten (3, S. 61) die Umrisse geliefert sind. Eine vierte befindet sich nach der Mittheilung des Herrn Professors Kugler in der hermesischen Sammlung zu Trier im Gymnasialgebäude. Die Umschrift dieser Bilder lässt keinen Zweifel, IMAGO SALVATORIS NOSTRI IESV CHRISTI AD IMITATIONEM EIVS QVAM MISIT ABGARO QVAE ROMAE HABETVR IN MONASTERIO SANCTI SILVESTRI. Ich gedenke hier eines Bildes in dem Berliner Museum (III, No. 39), das in das Jahr 1400 gesetzt wird. Es zeigt denselben Typus: der Kopf, wenn gleich auf Goldgrund, ist zugleich, wie dort, mit kleinen Strahlen umgeben: die Haare sind mehr hellröthlich. Der Ausdruck ist minder frei und edel, und in den ein wenig geschlossenen Augen liegt etwas Leidendes. Die Umschrift fehlt. Sie fehlt auch auf dem trefflich ausgeführten Bild des berühmten Johann v. Eyck (Berliner Museum II, No. 26) vom Jahr 1438, wovon sich eine Wiederholung in Brügge befindet (Waagen über Hubert und Johann van Eyck 71. 150. 206. 232), welche die Jahrzahl 1420 trägt, aber unecht ist (Kugler Be-

schreibung der Gemäldegallerie zu Berlin S. 156). Auch hier liegt das Abgarusbild sichtbar zu Grund, wie in einem anderen, dem cykischen sehr ähnlichen von Hemling, das man aus der boissereeschen Sammlung kennt. Endlich scheint das Bild auf der Bibliothek zu Jena vom Jahr 1507, dessen Reiske (S. 14) gedenkt, noch hierher zu gehören. Ein Abgarusbild mit dem schmerzvollen Antlitz kenne ich nicht, dagegen kommt bei den älteren Veronicabildern, wie oben (S. 140) bemerkt ist, der heitere Ausdruck des Bildes von Edessa, bei den späteren der menschlich leidende vor.

V.

Durch die bisherige Untersuchung sind wir zu folgenden Ergebnissen gelangt. Die Sage von dem kranken König Abgarus, der an Christus schrieb, eine schriftliche Antwort erhielt und durch den Apostel Thaddäus geheilt ward, ist in Syrien entsprungen; sie erscheint in dem ältesten Zeugnis aus dem vierten Jahrhundert ohne Einmischung des übernatürlichen Bildes. Dieses Bild tritt erst zweihundert Jahre später bei 152
Euagrius hinzu; vielleicht stand die Sage von seiner Entstehung ursprünglich in keiner Verbindung mit der Errettung aus einer unheilbaren Krankheit, denn bei Johann von Damascus im achten Jahrhundert ist von dieser nicht die Rede, sondern Abgarus fühlt nur Sehnsucht, das Bild zu besitzen. Im zehnten Jahrhundert bei Constantinus Porphyrogenneta wird aber die Heilung des kranken Königs mit dem übernatürlichen Bild genau verknüpft. Mit dem achten Jahrhundert beginnen die Zeugnisse von dem Dasein der Veronicasage. Sie ist nichts als die in andere Verhältnisse übertragene Abgarussage. Nicht bloss der Grundgedanke, auch alle einzelnen Züge, selbst in ihren Abweichungen, sind beiden gemeinschaftlich: eine unheilbare Krankheit, die bei dem Anblick des Bildes Christi verschwindet: ein bloss aus sehnsüchtiger Liebe entsprungenes Verlangen nach diesem Bilde, das der Heiland erfüllt, indem er sein Antlitz in ein Kleid, in eine Malerleinewand abdrückt, oder indem er das Angesicht wäscht und in der zum Abtrocknen dargereichten Zwehle seine Gesichtszüge zurücklässt. Oder endlich drückt er

auf dem Weg zu dem Kreuzestod sein Bild auf das Tuch, mit dem er sich das Antlitz abwischt. Der König von Edessa wollte die Juden, um Christi Tod an ihnen zu rächen, bekriegen und vernichten: Vespasianus führt die Rache aus. Die Abgarussage gehört der griechischen Kirche an, die Veronicasage der lateinischen. Jene war verbreiteter und hatte grössere Wirkungen: sie ist nicht bloss in sich zusammenhängender, sondern sie ist auch frei von chronologischen und historischen Verstössen; auch darin zeigt sie sich als die ältere. Diese verdankt, wie ich glaube, ihre Entstehung dem Streben der Kirche zu Rom den Vorzug zu verschaffen. Deshalb musste Veronica das Bild schon zur Zeit des Tiberius nach Rom gebracht haben, während das Abgarusbild erst in der Mitte des zehnten Jahrhunderts nach Constantinopel gekommen war.

Ist es mir gelungen, auf diese Weise die ursprünglichen Bestandtheile der Sage zu unterscheiden und die aus ihrer Verknüpfung hervorgegangenen Erweiterungen und Verwirrungen Schritt vor Schritt zu verfolgen, so müssen wir uns jetzt nach Christusbildern umsehen, die älter sind als das Zeugnis des Euagrius. Ich kann mich für diesen Zeitraum auf die Forschungen in den oben angeführten Schriften von Jablonsky, Sickler und Münter stützen, auf die ich verweise, wenn man Citate und nähere Ausführung von dem sucht, was ich für meinen Zweck bloss berühren werde.

153 Zur Zeit der Apostel waren keine Bildnisse Christi vorhanden. Den Juden waren die bildenden Künste und ihre Werke untersagt, und man empfand eine Scheu davor, weil man glaubte, dass sie zu Abgöttereien verleiten könnten. Diese Ansicht mochte den jüdischen Anhängern Christi geblieben sein; auch würden sie, wenn sie nach einem Bilde Christi Verlangen getragen hätten, keinen Künstler in ihrem Volke gefunden haben, der im Stande gewesen wäre es zu verfertigen. Bei den ältesten Kirchenvätern erscheint keine Hindeutung darauf, nicht einmal eine Überlieferung von der Gestalt Christi. Vielmehr herrschte bei ihnen eine ganz entgegengesetzte Ansicht. Die älteren, Justin der Märtyrer (geb. 89), Clemens von Alexandrien († vor 218), Tertullian († 220), glaubten, durch

eine Stelle bei Jesaias (52, 14) veranlasst, Christus sei klein und ungestalt gewesen und von niedrigem Ansehen. Origines († 253) ist der Meinung, Christus habe gar keine bestimmte Gestalt gehabt, sondern sei jedem so erschienen, wie es sein Begriff und sein Bestes verlangt habe: man könne sagen, er habe weder Gestalt noch Schönheit gehabt, sei aber zuweilen in einem so herrlichen und bewunderungswürdigen Zustand erschienen, dass die drei Apostel, die mit ihm auf dem Berge gewesen, bei dem Anblick seiner Schönheit auf ihr Gesicht niedergefallen wären. Dagegen behauptet der spätere Chrysostomus († 407), indem er sich auf Psalm 45, 3. 4 stützt, wo es heisst: »du bist der Schönste von allen Menschenkindern«, Christus sei voll der grössten Holdseligkeit gewesen, und wenn Jesaias ihm Schönheit abspreche, so beziehe sich das bloss auf die Misshandlung, die er, am Kreuze hängend, ertragen, und auf die Erniedrigung, die er sein ganzes Leben hindurch erduldet habe. Auch Hieronymus († 420) sagt, dass Christus in dem Gesicht und in den Augen etwas Himmlisches gehabt, aus denen der Glanz und die Majestät der verborgenen Gottheit geleuchtet habe. Man bezieht es auf alte Überlieferungen der Juden, wenn der Rabbi Abarbanel noch gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts behauptet, Jesus sei ein schöner und blühender Jüngling gewesen.

Dieser Widerwille gegen Bilder konnte bei einem Volk, das die Kunst längst gehegt hatte, dem sie ein Bedürfnis war, nicht statt finden: am wenigsten bei den Griechen, die das Christenthum angenommen hatten. Ihnen war aber die Ausübung der Kunst streng untersagt, weil man Missbrauch befürchtete, und Künstler, die sich mit der Verfertigung von Bildern beschäftigten, sollten wie Leute verabscheut werden, die ein schändliches Gewerbe trieben. Tertullian eifert gegen 154
sie. Wer seiner Kunst nicht entsagt hatte, der ward zu der Taufe nicht zugelassen, und in den Bann gethan wer sie hernach noch trieb. Doch nur bei den katholischen Christen galt diese Ansicht, nicht bei den Gnostikern und namentlich nicht bei einer Partei derselben, den Karpokratianern (Jablonski p. 394—401, Münter 2, S. 16. 17). Tertullian machte dem Maler

Hermogenes, der zugleich gnostischer Philosoph war, deshalb heftige Vorwürfe. Bei Irenäus († 202 oder 208) finden wir die ältesten Nachrichten. Wir erfahren dass die Gnostiker sowohl gemalte als aus Gold und Silber gearbeitete Bilder von Christus besassen und vorgaben, Pilatus habe sie zu Lebzeiten Christi verfertigen lassen. Vielleicht war es ein solches Bild, welches der Kaiser Alexander Severus (reg. 222—235) in seiner Hauscapelle neben Abraham und Orpheus aufgestellt hatte.

In dem vierten Jahrhundert muss der Widerstand gegen die Kunst nachgelassen haben, denn Eusebius († 340) sagt (hist. eccl. lib. 7, cap. 18), er habe ein in Farben gemaltes Bild Christi gesehen. Vielleicht rührte es auch von den Gnostikern, wie Jablonski (p. 401) meint: immer aber mögen die Bilder damals noch selten gewesen sein. Die Schwester Constantin des Grossen verlangte schnlich nach einem Bilde Christi und bat den Bischof, ihr ein solches, wenn er es entdecken könnte, zuzusenden. Eusebius tadelte ihr Begehren, weil es unmöglich wäre, das wahre und unveränderliche Bild des Heilandes mit unbeseelten Farben und Umrissen darzustellen (Labbei conc. 7, (p. 494). Wenn Augustinus († 403) sagt (de trinitate lib. 8, cap. 4): nam et ipsius dominicae facies carnis, innumerabilium cogitationum diversitate, variatur et fingitur, quae tamen una erat, quaecunque erat, so scheinen zu seiner Zeit die Christusbilder häufiger, aber noch kein fest bestimmter Typus vorhanden gewesen zu sein. Auch sonst finden sich Anzeigen von ihrem Dasein in dieser Zeit, Epiphanius erzählt (im Jahr 368), dass er einen Vorhang in der Thüre einer Dorfkirche in Palästina mit dem gemalten Bildnisse Christi oder eines Heiligen gefunden, aber zerrissen habe, weil er gegen das Gebot der heiligen Schrift da gehangen habe.

Soviel erfahren wir aus schriftlichen Nachrichten: wir wollen jetzt die Denkmäler ins Auge fassen, die aus dieser Zeit sich erhalten haben.

Voran zu stellen wäre ein geschnittener Stein, der von den Gnostikern ausgegangen ist, wenn er wirklich hierher gehörte, wie Jablonski (p. 402—403) annimmt. Er ist bei Münter Taf. 5,
15 No. 3 abgebildet und stellt den Kopf eines todten Mannes dar,

der mit Blättern, die zum Theil in Stacheln ausgehen, bedeckt ist und auf dessen Spitze noch eine regelmässige Figur, etwa einer unbesaiteten Leier ähnlich, steht, worin Münter die Samenkapsel der Staude zu sehen geneigt ist. Die Form des Gesichts, das zur Seite herabhängende Haar und der Bart haben allerdings Ähnlichkeit mit einem Christusbilde: aber bei dieser Ungewissheit lasse ich dieses Denkmal lieber zur Seite, zumal es, wie sich in der Folge zeigen wird, höchst unwahrscheinlich ist, dass man den Heiland mit der Dornenkrone schon so frühe abgebildet habe.

Unzweifelhafte Darstellungen von Christus finden wir zuerst auf den Basreliefs von Sarkophagen, die zu Rom bewahrt werden: sie sind in dem Stil und Geist der besseren griechischen Kunst gearbeitet. Ein Theil davon zeigt auf die Periode bis zu Septimius Severus (reg. 193—210): auch die jüngeren sind nach Sickler unbezweifelt aus den Zeiten bis zu Julianus Apostata († 363). Christus erscheint hier mit freier Stirne und zur Seite herabwallendem sanftgewundenem Haar, aber ohne Bart, also in voller Jugendlichkeit; seine Gesichtszüge sind edel und mild.

Unter den Schätzen des königlichen Museums zu Berlin befindet sich ein altes becherartiges Gefäss von Elfenbein, das wahrscheinlich zur Bewahrung kirchlicher Heiligthümer gedient hat und rundum mit halberhabener Arbeit verziert ist. Anordnung und Stellung der Figuren ist vortrefflich, der Ausdruck der Köpfe schön und edel, Gewandung und Faltenwurf von bester Art, überhaupt das Ganze in dem reinen Stil und Geschmack der alten Kunst, wie sie sich, scheint es, nur in den ersten Jahrhunderten noch konnte erhalten haben. Auf der einen Hälfte ist das Opfer Abrahams dargestellt, auf der anderen, unmittelbar sich anschliessenden sitzt Christus als Lehrer zwischen den zwölf, zu beiden Seiten gleich vertheilten Aposteln. Er erscheint hier in voller Jugend, mit rundem Gesicht, ohne Bart: das Haupthaar besteht aus kurzen krausen, zur Seite nicht herabfallenden Locken; von einem Scheitel in der Mitte der Stirne zeigt sich keine Spur. Stirn und Nase sind nicht über das gewöhnliche Verhältnis lang.

Ich will hier einer Münze gedenken, die man in die Zeiten Constantin des Grossen setzt und auf der man das Bild Christi finden will; man findet sie bei Münter Taf. 5, No. 4. Ist sie wirklich so alt und stellt sie Christus dar, was noch sehr zweifelhaft scheint, so ist er auch hier ohne Bart abgebildet.
156 Auf späteren Sarkophagen dagegen, die in die Zeit nach Julian gehören, erblickt man ihn allzeit mit dem Bart. Von da an wird er nur in einzelnen seltenen Ausnahmen, die ich hernach anführen werde und welche die Regel nicht stören, ohne dies Zeichen der beginnenden männlichen Jahre dargestellt. Auf jenen Sarkophagen, vorzüglich auf dem aus dem Coemeterium des Vatikans, wo Christus unter seinen Jüngern steht, erscheint er zum ersten Mal in länglichem ernsttrauerndem Gesicht, mit einem schlichten, kurzen und dünnen Bart und mit gescheiteltem sanftherabfallendem Haar.

Den Bildhauerwerken entsprechen die erhaltenen gleichzeitigen Malereien. Die Bilder in dem Coemeterium des heiligen Callistus und der heiligen Priscilla (Münter Taf. 5, No. 9 und 10) gleichen ganz dem Bild auf den späteren Sarkophagen in der Form wie in dem Ausdruck, nur ist der Bart schon gespalten. Später ist das Bildnis aus dem Coemeterium des heiligen Pontianus (Münter, Taf. 5, No. 11). Bei sonstiger Übereinstimmung in der äusseren Form mit den vorigen Bildern zeigt sich der Ausdruck doch verschieden, man kann sagen idealer. Das Gesicht ist runder und voller, die menschliche Trauer, die sanfte Milde verschwunden, und überirdische Kraft und göttliche Hoheit an die Stelle getreten. Ähnlich ein anderes Bild aus demselben Coemeterium, einem die Taufe Christi darstellenden Gemälde entnommen (Taf. 5, No. 12), wo nur der Bart länger und mehr gespalten ist.

Möglich dass es auch damals gewebte Christusbilder gab, denn Asterius, Bischof von Amasia im Pontus, der am Ende des vierten und im Anfang des fünften Jahrhunderts lebte, sagt dass fromme Männer und Frauen evangelische Geschichten, wo Christus und seine Jünger erschienen, in Kleider hätten weben lassen (Münter Einl. S. 27).

Wir sind bis dahin gelangt, wo das älteste Zeugnis von dem Dasein des Bildes zu Edessa eintritt, ich meine jenes von

Euagrius, der in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts gehört. In diesem Jahrhundert ist, wie es scheint, erst die Sage von einem nicht von Menschenhänden gemachten Bild aufgekommen. Damit ward die bis dahin ausgebildete Gestalt festgesetzt, und eine wesentliche Abweichung von dem einmal angenommenen Typus schwierig. Ziemlich entschieden scheint mir dieser schon in dem vorhin angeführten Bildnis aus dem Coemeterium des heiligen Pontianus, und damit, besonders in dem idealen Ausdruck, stimmen zwei von neugriechischen Künstlern gemalte, in der vatikanischen Bibliothek bewahrte Christusbilder überein, die in das neunte oder zehnte Jahr- 151
hundert gehören mögen. Sickler gedenkt ihrer S. 190. 191, und das ältere ist bei ihm abgebildet (No. 5).

Hier rede ich wohl am schicklichsten von den Darstellungen Christi auf Mosaikgemälden. Als die älteste wird der Christuskopf in der lateranischen Basilika betrachtet, den man in die Zeiten Constantin des Grossen (der auch eine Bildsäule von Christus soll errichtet haben; vgl. Münter 2, S. 24) setzt. Er ist abgebildet bei Serroux d'Agincourt (Bd. 5, Taf. 16), besser bei Valentini (la patriarcale basilica lateranense. Roma 1834, T. 2, Tab. 30). Christus erscheint hier mit langem hagerem Gesicht, schlichtem über der Stirne gescheiteltem, herabhängendem Haar und getheiltem Bart. Nicht selten sind alte musivische Gemälde in Italien, vorzüglich in den Kirchen zu Rom oder Ravenna: sie beginnen mit dem fünften Jahrhundert (vgl. Bunsen Beschreibung von Rom 3ª, S. 451) und gehen bis in das achte und neunte. Die ältesten können ebensowohl von griechischen als italienischen Künstlern herrühren, da nach Rumohrs gewiss richtiger Bemerkung (Kunstblatt 1821, S. 34) beide im Stil nicht verschieden waren und auf gleicher Bildungsstufe standen. Man findet ziemlich zahlreiche, aber höchst unvollkommene Nachbildungen bei Ciampini (vetera monumenta. Romae 1747); die wichtigeren Christusbilder suche man T. 1, Tab. 45. 76. 77, T. 2, Tab. 17. 19. 23. 28. 37. 39. 41. 47. 48. 50. 52. Besser erkennt man diese Kunstwerke aus den genaueren, auch die Farben wiedergebenden Abbildungen in einem eben begonnenen Werk von Henry Galy Knight (the ecclesiastical architecture

of Italy. London 1842. f. T. 1, Tab. 19. 23. 26. 27). Wenn ich das Bild in der Kirche des hl. Vitalis zu Ravenna, die am Ende des fünften oder am Anfang des sechsten Jahrhunderts erbaut sein soll, wo Christus, auf der Weltkugel sitzend, mit jugendlichem Gesicht und kurzem, nicht herabhängendem Haar, auch ohne Bart, dargestellt zu sein scheint (ich sage »scheint«, denn die Abbildung bei Ciampini 2, Taf. 19 ist so schlecht, dass es sich mit Sicherheit nicht bestimmen lässt): wenn ich dieses Bild ausnehme, so zeigen die übrigen Mosaiken denselben Typus, den ich bei dem Christuskopf, angeblich aus Constantins Zeit, eben geschildert habe, der aber vielleicht auch nicht älter ist als die übrigen. Auf kleine Verschiedenheiten kommt es nicht an, manchmal ist das hagere Gesicht etwas voller, das Haar schlichter, der Bart kürzer und weniger oder gar nicht gespalten. Das Ideale wird in dem tiefen Ernst, dem herben und strengen Ausdruck gesucht, den die ungewöhnliche Länge
158 der Nase steigert: in einem Brustbild der Kirche von S. Prassede (Knight 1, S. 27, vgl. Platner in der Beschreibung von Rom 3b, S. 247. 248) aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts geht er in völlige Starrheit über. Indessen muss man bedenken, dass die Mosaiken, bei so geringen Mitteln, leicht hart und ungefällig werden mussten, zumal wenn die Überlieferung in ungeschickte Hände gerieth. Man hat bei Mosaikbildern in Sicilien die Bemerkung gemacht, dass der Christuskopf allein Stil zeigt, die übrigen Gestalten mit grosser Rohheit gezeichnet sind. Ein schön erhaltenes musivisches Christusbild auf Goldgrund bewahrt das Berliner Museum (III, No. 11), das ganz den strengen hageren Typus darstellt, wie das colossale des Meisters Solsernus an dem Dom zu Spoleto vom Jahr 1207 (eine Nachbildung davon hat Rumohr im Kunstblatt 1821, No. 9, mitgetheilt; vgl. dessen ital. Forschungen 1, S. 323. 333 und Rosini storia della pitturaitaliana 2b, p. 288). Auch ein gut gearbeitetes Brustbild mit dem Monogramm Christi auf dem Haupt (bei Münter zweimal abgebildet, Taf. 5, No. 14 und Taf. 13, No. 94) gehört wohl hierher.

Byzantinische Münzen mit dem Christusbild gewähren den Vortheil einer genauen Zeitbestimmung. Sie beginnen mit dem Ende des siebenten Jahrhunderts und dauern bis in die Zeiten der lateinischen Kaiser (vgl. Reiske p. 192–206, Münter 2, S. 24. 25).

Am häufigsten erblickt man darauf den Kopf, doch kommt auch Christus in ganzer Gestalt, stehend oder auf dem Thron sitzend, vor. Die Münzen von Erz sind äusserst roh gearbeitet, etwas besser die von Gold. Die Abbildungen bei Bandori (2, p. 738) geben nicht das Eigenthümliche wieder. Zahlreicher, auch treuer findet man sie in dem neueren Werk von Saulcy (classification des suites monétaires byzantines. Metz 1836). Ich bemerke nur die Goldmünzen von Justinianus Rhinotmetus (685—695) und von ihm und seinem Sohn Tiberius (705—712) Taf. XII. 3. 9: Romanus (920—931) Taf. XXI, 4: Constantinus Porphyrog. (945—959) Taf. XX, 4. XXI, 1: Johannes Zimisces (969 — 975) Taf. XXII, 2: Nicephorus Phocas (963 — 969) Taf. XXI, 8: Basilius Porphyrog. und Constantinus (975 — 1025) Taf. XXIII, 4. 5: Theodora (1054 — 1056) Taf. XXIV, 1. Münzen der lateinischen Kaiser findet man Taf. XXX. XXXI. Ich habe die Abbildungen mit den Münzen selbst in der ausgezeichneten Sammlung des Berliner Museums vergleichen können: sie sind richtig, aber sie vergröbern etwas die Umrisse. Diese Münzen, wie sie mit den Mosaikbildern gleichzeitig sind, so zeigen sie auch den Typus in ganz gleicher Auffassung. Auch hier ist er mehr oder minder hart, der Bart bald kurz und 180
rund, bald länglich und zugespitzt und auch in diesem Fall nicht immer gespalten. Überall die auffallende Länge der Nase, das zur Seite herabfallende Haar, der Heiligenschein, durch die drei Enden des Kreuzes getheilt. Mit besonderer Aufmerksamkeit habe ich vier Goldmünzen von Constantinus Porphyrogenneta betrachtet, weil man bei ihm mit Sicherheit das Abgarusbild voraussetzen kann. Alle vier enthalten nur den Kopf: einmal ist der Typus mit einiger Weichheit und Milde dargestellt; der Bart ist kurz und nicht gespalten.

Den Mosaiken und Münzen entsprechend erscheinen auch die Christusbilder in den Miniaturmalereien der ältesten Handschriften, so weit ich zu dieser für die Kunstgeschichte so wichtigen, aber noch wenig zugänglichen Quelle habe gelangen können. Bei d'Agincourt habe ich nichts Hierhergehöriges gefunden. Was von dem überaus kostbaren Werke des Grafen Bastard (peintures et ornemens des manuscrits), das sorgfältig ausgemalte Nachbildungen liefert, bereits erschienen ist, kenne

ich nur zum Theil: daraus aber habe ich Folgendes anzumerken. Eine Handschrift des achten Jahrhunderts zeigt Christus, auf dem Thron sitzend, ganz wie auf den Mosaiken, nur dass er hier ohne Bart dargestellt ist. In einer Handschrift aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts derselbe strenge Typus: die Haare entschieden roth, der Bart gespalten. Am merkwürdigsten sind aus eben dieser Zeit zwei Bilder, welche die älteste mir bekannte Darstellung des Gekreuzigten gewähren. Zwar ist der Typus hier etwas milder, aber keine Spur von Schmerz in den Gesichtszügen: auch ist der Heiland nicht todt, sondern lebend mit offenen Augen abgebildet; von der Dornenkrone keine Andeutung. Da die Füsse nicht über einander gelegt sind, so ist er mit vier Nägeln an das Kreuz geheftet. Auf dem einen, wo Longinus dem Gekreuzigten den Speer in die Seite stösst, ist Christus wieder bartlos.

Hier ist der Ort einige merkwürdige Überlieferungen von der Gestalt Christi näher zu betrachten. Ich führe zuerst diejenige an, welche sich bei Johannes von Damascus findet, dessen Nachrichten von dem Bild zu Edessa oben vorgekommen sind, auf das er sich jedoch hier nicht beruft; er gibt vielmehr alte Schriftsteller als seine Quelle an. In seinem Brief nämlich an den Kaiser Theophilus von den heiligen Bildern (opera 1, p. 631 ed. Paris 1712) sagt er, Christus sei von Gestalt gross und stark gewesen, habe zusammengewachsene Augenbrauen gehabt, schöne
160 Augen, grosse Nase (ἐπίῤῥινος), krauses Haupthaar und schwarzen Bart: von Farbe sei er gelbbraun gewesen wie das Waizenkorn (σιτόχρους), gleich seiner Mutter: das Haupt etwas vorgebogen. Genauer und ausführlicher ist die Beschreibung in dem Briefe, den Publius Lentulus, angeblich ein Freund von Pilatus, an den Senat zu Rom soll geschrieben haben. Dass er unecht ist, bezweifelt niemand: nach den Untersuchungen von Gabler (vgl. Münter 2, S. 8. 9) kommt er, und zwar in lateinischer Sprache, zuerst im elften Jahrhundert in den Schriften des Erzbischofs Anselm von Canterbury zum Vorschein: allein man darf mit Sicherheit annehmen, dass er älteren Überlieferungen folgt und nicht etwa eine eigenmächtige Erfindung seiner Zeit geltend machen will. Danach war Christus ein Mann von erhabener

Gestalt mit einem ehrwürdigen Gesicht, das bei denen, die ihn ansahen, Liebe und Furcht erwecken konnte. Seine gelockten, ziemlich dunkeln und glänzenden Haare flossen von den Schultern herab und waren in der Mitte nach Art der Nazarener gescheitelt. Die Stirn war glatt und vollkommen heiter, das Gesicht ohne Runzeln und Flecken, durch sanfte Röthe verschönert. Nase und Mund ohne Tadel, der Bart stark und röthlich, nach der Farbe der Haupthaare, nicht lang aber gespalten. Die Augen von unbestimmter Farbe und klar (oculis variis et claris existentibus). Hierauf folgt die spätere Beschreibung des Nicephorus Callistus (hist. eccl. lib. 1, cap. 40), der in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Er beruft sich auf die Überlieferungen der Alten; ohne Zweifel ist unter diesen Johannes von Damascus gewesen, denn er hat dessen Ausdrücke beibehalten, allein er mag noch andere Quellen benutzt haben, weil er Verschiedenes mittheilt, was dort nicht vorkommt. Nach Reiske (p. 137), der es aus Valvassor genommen hat, soll Nicephorus dem Mönch Epiphanius (um das Jahr 1190) folgen: aber auch dieser kann aus Johann von Damascus geschöpft haben. Merkenswerth, dass Nicephorus nicht von zusammengewachsenen Augenbrauen redet, welcher Ausdruck bei Johann von Damascus befremdet, da ich diese unhäufige Eigenthümlichkeit, die der idealen Schönheit nicht angemessen ist, bei keinem Christusbild gefunden habe [1]). Nicephorus sagt vielmehr μελανίας δέ γε τὰς ὀφρῦς εἶχε, καὶ οὐ πάνυ ἐπικαμπεῖς, und nur wenig gebogen erscheinen die Brauen allerdings auf den alten Bildern. Er legt ihm einen gelblichen, nicht weit herabhängenden Bart bei (τὴν μέν τοι τρίχα τοῦ πώγωνος ξανθήν τινα εἶχε, καὶ οὐκ εἰς πολὺ καθειμένην); ich möchte lieber »einen röthlichen Bart« übersetzen, wie er in dem Brief des Lentulus beschrieben wird und in den meisten Abgarusbildern wirklich vorkommt. Den schwarzen Bart, den Johannes von Damascus annimmt, finde ich noch in dem lateinischen

161

[1]) Ich will hier anmerken, dass der Volksglaube Menschen, denen die Augenbrauen zusammengewachsen sind, eine eigene Kraft beilegt: sie können einen Geist in Gestalt eines Schmetterlings aus diesen Brauen entsenden (deutsche Sagen No. 80).

Gedicht von Veronica (oben S. 129 [148]) angegeben und in der Helmstädter Urkunde (oben S. 140 [159]) abgebildet. Nicephorus sagt, das Haupthaar sei lang gewesen, weil kein Scheermesser darüber gekommen sei, auch keine menschliche Hand ausser der Hand seiner Mutter während der Kindheit. Sein Gesicht sei nicht rund gewesen, sondern, wie bei seiner Mutter, länglich und sanft geröthet, aber die Farbe wird, in Übereinstimmung mit Johann von Damascus, »gelbbraun wie das Waizenkorn« genannt. Sein Ausdruck erhaben, sinnig, voll Sanftmuth und grosser Ruhe.

Diese Beschreibungen treffen in allen wesentlichen Punkten mit dem noch erhaltenen, oben (S. 150 [171]) näher beschriebenen Bild der Abgarussage zusammen. Dies ist der durch das ganze Mittelalter, bei gewiss niemals völlig unterbrochener Kunstübung, festgehaltene byzantinische Typus in seiner schönsten Ausbildung, in dem, wie es mir scheint, das Orientalische noch sichtbar ist. Er weist auf die ältesten, vorhin angeführten Denkmäler bis in das fünfte Jahrhundert zurück, und nur in der Darstellung auf dem alten Gefäss von Elfenbein finde ich keinen Zusammenhang damit. Zu Anfang des achten Jahrhunderts gab es viele von Menschenhänden gemachte Nachahmungen des Bildes zu Edessa, deren Papst Gregor II in dem Brief an Leo den Isaurier gedenkt (s. Gretser cap. 5); nicht wenige mögen in dem Bildersturm des achten und neunten Jahrhunderts untergegangen sein.

Wir sind dem Typus bis zum zehnten Jahrhundert gefolgt, ich will jetzt die Kunstwerke der nächsten Zeit betrachten, in welchen er noch fortdauert, bis wir zu dem Punkt gelangen, wo er zu erlöschen beginnt. In einem Bilde des Gekreuzigten, das sich in der Dreifaltigkeitskirche zu Florenz befindet und schon im Jahr 1003 vorhanden war, kann ich ihn nur voraussetzen, nicht nachweisen, da es an einer Nachbildung fehlt; Richa (notizie istoriche delle chiese fiorentine 3, p. 171) spricht davon. Der Heiland trägt auf dem Haupt ein vergoldetes Diadem mit dem Worte LUX. Ausgezeichnet scheint mir ein Gemälde im Dom zu Sarzana, dessen Rosini (2b, p. 288) gedenkt
92 und das im Anhang Taf. A abgebildet ist. Eine Inschrift nennt

den Maler Guillelmus und gibt das Jahr 1138 an. Unverkennbar ist der Typus, wenn auch schon veredelt. Christus blickt hier, am Kreuze hängend, mit himmlischer Ruhe aus offenen Augen: menschlicher Schmerz hat ihn nicht berührt, weil er als Gott ihn nicht empfindet (vgl. Conrads von Würzburg goldene Schmiede 1652—1665. Silvester 4148—4161). In Paris wird ein mit Bildnissen aus vergoldetem Silberblech ausgeziertes Kästchen bewahrt, in welchem früher ein Armknochen Carl des Grossen lag; ich kenne es nach Gipsabdrücken, welche mir mitzutheilen Herr von Olfers die Güte gehabt hat. Das Kunstwerk gehört in die Zeit Kaiser Friedrichs I, der wie seine Gemahlin Beatrix († 1185) darauf abgebildet erscheint. Das Brustbild Christi, von einem Heiligenschein und dem byzantinischen Kreuz umgeben, zeigt den Typus, die lange Nase, das gescheitelte Haar und einen kurzen Bart: doch Magerkeit ist nicht angedeutet; mehr lässt sich bei der ziemlich rohen Arbeit nicht sagen. Während die anderen Bildnisse lateinische Inschriften haben, deuten hier die bekannten Kürzungen IHC und $\overline{\text{XPC}}$ die griechische Abstammung an. Ein Kreuz von vergoldetem Erz in dem Berliner Museum ist sichtbar byzantinische Arbeit und mag spätestens in das dreizehnte Jahrhundert gehören: leicht ist es älter, da Christus mit vier Nägeln an das Kreuz geheftet ist und Walther von der Vogelweide in einer Stelle, die ich nachher anführen werde, schon von dreien (bei über einander gelegten Füssen) spricht. Der todte Heiland hat einen ernsten aber ruhigen Ausdruck: das über der Stirne gescheitelte Haar fällt in langen Windungen zur Seite herab: der Bart ist kurz, die Länge der Nase vermehrt die Magerkeit des Gesichts. Auf der anderen emaillierten Seite des Kreuzes befindet sich in der Mitte ein Medaillon mit dem Kopf Christi, aber des lebenden: derselbe Typus, doch ohne Magerkeit. Dass hier die Hoheit im Gegensatz zu der Erniedrigung am Kreuz soll dargestellt werden, zeigt wohl die umlaufende Inschrift MAGESTAS. Hiermit stimmt ein Christuskopf, den ich über dem Eingang zu dem westlichen Theil des Doms in Naumburg gesehen habe; er gehört etwa in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wenn er nicht älter ist. Unver-

kennbar ist der überlieferte Typus in zwei kleinen byzantinischen Bildern des Berliner Museums. Das eine (III, No. 15) stellt den auf dem Thron sitzenden Heiland mit der Kaiserkrone auf dem Haupt dar, das andere (III, No. 18) den aus dem Grab erstandenen. Die Farbe der Haupthaare ist bei diesem lichtbraun, bei jenem stark röthlich, der Bart beide Mal kurz. Auf einem Bilde des Griechen Apollonius in der Capelle des hl. Matthäus des Campo Santo zu Pisa vom Jahr 1200 (ich kenne es aus den schönen Durchzeichnungen altitalienischer Bilder in der Sammlung zu Monbijou) erscheint der todte Christus in dem herben Stil der Mosaiken. Zuerst in einem Gemälde von Giunta aus Pisa (Rosini Taf. 3), der im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts lebte (Rosini 1, p. 82. 103), ist ein menschlicher Schmerz in den sonst mit dem Typus übereinstimmenden Zügen ausgedrückt. In einem Gemälde von Cimabue († 1300) zu Assisi ist der Ausdruck des in dem Grabe liegenden Christus wieder streng und hart. Dagegen Cimabues Schüler Giotto († 1336) hat in dem Abendmahl den Typus schon sichtbar veredelt. Auch in einigen Bildern dieser Zeit, die der Schule zu Siena angehören (Berliner Museum No. 54. 56. 61), in anderen, die dem Allegretto da Fabriano (III, No. 46) und Lippo Memmi (III, No. 57) beigelegt werden, wie in einem aus der florentinischen Schule stammenden Gemälde vom Jahr 1400 (No. 32), begegnen wir dem sanften milden Antlitz. Entschieden ist diese Richtung bei Fiesole († 1455), wo Tiefe des Gemüths und innere Belebung den Geist Raphaels ankündigen. Wenn er den Heiland bei der Geiselung, Kreuztragung selbst am Kreuze hängend darstellt, so ist kein menschliches, sondern ein überirdisches und erhabenes Leiden sichtbar.

163

Auch auf Gottvater ward der Typus angewendet. Zwei gleichzeitige nahverwandte Gemälde in dem Berliner Museum (III, No. 44. 58), wovon das letztere dem Taddeo di Bartolo († 1410) zugeschrieben wird, enthalten eine auch anderwärts (z. B. auf einem Pergamentgemälde zu Pisa bei Rosini Taf. 10, auf einem Gemälde Albrecht Dürers zu Wien und nicht selten auf alten Holzschnitten) vorkommende Darstellung der Dreieinigkeit, Gottvater hält den gekreuzigten Sohn, über dem eine

Taube schwebt. Hier ist Gottvater mit dem heiteren, in jugendlicher Schönheit strahlenden Antlitz des Bildes von Edessa dargestellt. Auch Johann von Eyck hat ihn in diesem Sinne aufgefasst (Waagen S. 243), nicht als Greis mit langem Bart, wie Philipp Lippi († 1458), Perugino, Raphael, Michelangelo, Andrea del Sarto, Albrecht Dürer und andere ihn gemalt haben. Ehe ich weiter gehe, will ich eine Bemerkung einschalten.

Auf den ältesten Kunstwerken erscheint Christus immer, selbst auf dem Wege zu dem Tode und am Kreuz mit unbedecktem Haupt. Nur zuweilen trägt er als Herr des Himmels (vgl. goldene Schmiede Einl. XLVII, 15—13) eine Krone, wie 164
z. B. auf dem schon angeführten byzantinischen Gemälde in dem Berliner Museum (III, No. 15), auf jenem zu Florenz vom Jahr 1003, auf einer Krönung der Jungfrau in der boissereeschen Sammlung, auf einem Reliquienkästchen im Vatikan (Platner in der Beschreibung von Rom 2ᵇ, S. 380). Auch als criucesfürste, wie er bei den Dichtern des Mittelalters genannt wird (goldene Schmiede XLVII, 14), hat er zuweilen die königliche Krone auf dem Haupt, z. B. auf einem alten, aus Holz geschnitzten Crucifix, das aus Norwegen in das Berliner Museum gekommen ist. Aber die Dornenkrone, das Zeichen der Erniedrigung und Verspottung, von der doch die Evangelisten (Matth. 27, 29. Joh. 19, 2. 5) ausdrücklich reden, welche aber die älteren Künstler als unvereinbar mit der Göttlichkeit scheinen betrachtet zu haben, zu welcher Zeit ist sie von der Kunst aufgenommen worden? Wenn ich von dem geschnittenen Stein der Gnostiker (oben S. 154. 155), wo man die Stacheln der Pflanzen als Dornen deuten könnte, auch hier, und ich glaube mit doppeltem Recht, absehe, nicht eher als im dreizehnten Jahrhundert, und wahrscheinlich erst am Schlusse desselben. Damit stimmt zusammen dass, soviel ich mich erinnere, unter allen deutschen Dichtern des Mittelalters bis zum vierzehnten Jahrhundert Wolfram der einzige ist, der ihrer, und zwar in seinem letzten, zwischen 1215—1220 gedichteten Werk, in dem Wilhelm von Orange, Erwähnung thut. Er sagt 166, 2. 3 der ame kriuze het den dorn ûf dem houpte zeiner krône, und 357, 28 der den dürnînen kranz ame kriuce ûf hete, den rûhen huot. Er kannte die

Cölner Meister, und es ist möglich, dass ihm eine bildliche Darstellung vorschwebte, doch wahrscheinlich ist es mir nicht; eher mochte bei ihm, der sich der Verehrung der Jungfrau Maria enthält (goldene Schmiede XXII), eine abweichende religiöse Ansicht, die das Menschliche an Christus hervorhob, auch hier einwirken. Walther dagegen, der (37, 6—8. 28) von der Geiselung spricht, von den Martern am Kreuz, den drei Nägeln und dem Speer des Longinus, nennt die Dornenkrone nicht. Ich habe sie zuerst gefunden auf einem Gemälde aus der Schule von Pisa (Rosini Taf. 5), wo der Gekreuzigte sie trägt und zugleich Blutstropfen auf sein Antlitz herabfallen. Dies Bild wird nur ganz allgemein in das dreizehnte Jahrhundert gesetzt: eine genauere Zeitbestimmung wäre erwünscht. Sie ist erst möglich bei dem Siegel des Wildgrafen Friedrich, Heermeisters der Provinz Deutschland im Tempelorden (abgebildet bei Münter Taf. 5, No. 14, vgl. 2, S. 25), der am Schlusse
165 des dreizehnten Jahrhunderts lebte. Auf diesem Siegel befindet sich das typische Bildnis mit der Dornenkrone, die jedoch auf zwei anderen Siegeln der Heermeister, wovon das eine demselben Wildgrafen zugehört, wiederum fehlt [1]). In das vierzehnte Jahrhundert fällt wohl noch das vorhin erwähnte Gemälde von Taddeo di Bartolo, wo der Heiland am Kreuz eine fast nur angedeutete Dornenkrone trägt. Aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts habe ich jenes Gebetbuch vom Jahr 1415 (oben S. 140) anzuführen, wo in zahlreichen, die Leidensgeschichte darstellenden Miniaturgemälden Christus bei der Geiselung (Bl. 25 vw.), der Kreuztragung (Bl. 27 rw.), an dem Kreuze hängend (Bl. 30 rw.), aus dem Grab erstehend (Bl. 39 rw.), selbst als er zu Gericht sitzt (Bl. 18 rw.), mit einer grünen Dornenkrone abgebildet ist, von der blutige Tropfen auf das Antlitz, das überall den Typus deutlich zeigt, herabrinnen. Bei Fiesole hat nur der todte Christus am Kreuz eine von einem einzigen Dornenzweig gebildete, dünne Krone auf dem Haupt: bei der Grablegung liegt sie mit den drei Nägeln auf

[1]) Dass diese Siegel alten, im Morgenlande geschnittenen Steinen nachgebildet seien, ist eine Vermuthung Münters, die mir durch nichts begründet scheint.

dem Boden. Ebenso finde ich es bei Pietro Perugino († 1524) in zwei Bildern (Rosini Taf. 69. 70). In einem grossen Gemälde von Lorenzo d'Ugolino de Rossi (Berliner Museum III, No. 104) vom Jahr 1475 hat Christus bei der Abnahme vom Kreuz eine breite Dornenkrone auf dem Haupt. Dagegen noch nicht bei Fra Bartolommeo († 1517, Rosini Taf. 85). Auch Raphael schwankt, bei der Grablegung fehlt sie, nicht aber bei der Kreuztragung; bei einer Abnahme vom Kreuz (in München) liegt sie neben der Leiche. Hemling und Schoreel haben Christus mit der Dornenkrone gemalt, Albrecht Dürer, Lucas von Leiden und Lucas Kranach fast ohne Ausnahme; von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an kommt sie wohl auf den meisten, wenn nicht auf allen Darstellungen der Leidensgeschichte vor.

Ich kehre zu den geschichtlichen Betrachtungen über den Typus zurück. Bei den grossen Malern des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, bei Perugino, Raphael, Michel Angelo, Daniel da Volterra, Titian, liegt er noch unverkennbar zu Grund, aber sie verlassen ihn mehr oder minder und bleiben sich auch nicht gleich. In den Christusköpfen der Grablegung und Himmelfahrt von Raphael erkenne ich die glücklichste Vereinigung der alten Überlieferung mit freier Idealität; nur 166
wer den unbeweglichen starren Typus einer gewissen Erhabenheit wegen vorzieht, wird leugnen dass die Kunst hier ihren Gipfel erreicht habe. Andere haben sich der wahren Vermittelung nicht einmal genähert und neigen nach dem bloss Menschlichen. Als Beispiel bemerke ich jenes Bild von Lorenzo d'Ugolino (Berliner Museum III, No. 104), wo nur das Äusserliche, das röthliche Haar, der gespaltene Bart beibehalten, in den unschönen Gesichtszügen aber das sogenannte Natürliche gesucht ist. Auch in zwei Gemälden von Marco Palmezzano aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, Christus mit der Dornenkrone (Berliner Museum III, No. 85) und Christus vor dem Kreuz stehend (III, No. 93), ist die Übereinstimmung mit dem Typus gering. Nur noch leise scheint er durch in einem an sich schönen Bild (I, No. 115) von Andr. Solario († 1554): und wie verweichlicht ist er in einem anderen

(I, No. 119) von Aurel. Luini († 1593), selbst in dem bekannten von Guido Reni († 1642), das die Gallerie zu Dresden bewahrt. Die gesuchte Schönheit, der Ausdruck einer schwächlichen Hingebung leistet keinen Ersatz für das Grossartige, das in dem Typus liegt. Was die deutschen und niederländischen Maler betrifft, so habe ich schon oben (S. 151 [172]) bei der Abgarussage bemerkt, dass Eyk und Hemling in besonderen Bildnissen Christi dem byzantinischen Vorbild treu geblieben sind. Merkenswerth dass ein anderes seelenvolles Gemälde von Hemling (in der Münchener Gallerie) den menschlich leidenden Heiland mit der Dornenkrone darstellt, wo das Typische nur wenig sichtbar ist, während es der auferstandene Christus in einem anderen Gemälde von ihm (in der boissereeschen Sammlung) wieder deutlich erkennen lässt. Von Hugo van der Goes, einem Schüler Eyks, der in dem letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts malte, befinden sich in dem Berliner Museum zwei Christusbilder (II, No. 32 und 41) von der sorgfältigsten Ausführung. Auf dem einen blickt noch der Typus durch, aber der ideale Ausdruck ist völlig verschwunden, und in den gerötheten Augen und den blau unterlaufenen Gesichtszügen kommt eine abschreckende Naturwahrheit zum Vorschein. In dem anderen ist der Typus völlig aufgegeben: man kann das gequälte Antlitz und die thränenden Augen nicht ohne Widerstreben betrachten. Albrecht Dürer, von dem schon bei den Veronicabildern (oben S. 143 [163]) die Rede war, ist beiden Richtungen gefolgt. In den Holzschnitten, die wenige und harte
167 Umrisse verlangen, hat er vorzugsweise den Typus beibehalten, aber den herben und ungefälligen: in den Kupferstichen sucht er mehr gemeine Naturwahrheit, die oft unschön ist. Dagegen ein Eccehomo auf einem Gemälde, das ich nur aus dem Steindruck von Strixner kenne, zeigt sanfte Milde. Ausgezeichnet ist Christus mit der Dornenkrone in einer Zeichnung Dürers vom Jahr 1510 (in der Sammlung zu Monbijou), auf graugrünem Grund mit weissen und schwarzen Federstrichen meisterhaft ausgeführt. Hier ist der Ausdruck ebenso geistig als edel und nähert sich jenem, den wir in dem Veronicabild der boissereeischen Sammlung bewundern; der Kopf ist, wie bei einem

Leidenden, etwas zur Seite geneigt, der Mund ein wenig geöffnet. Ziemlich auf gleiche Weise wie A. Dürer fasste Lucas von Leiden und Lucas Kranach den Typus auf. Als die Kunst das Gefühl für das wahrhaft Ideale verlor, gieng er unter. Das Schwanken und Umherirren, das der späteren Zeit eigen ist, muss ich anderen zu schildern überlassen. Die bedeutenderen Maler der Gegenwart, die den Werth der Überlieferung fühlen, haben sich mit Recht dem Typus wieder genähert.

Noch eine allgemeine Bemerkung habe ich zuzufügen. Der byzantinische Typus hat sich zugleich mit der christlichen Religion verbreitet. Man findet ihn noch heute bei den Griechen, Syrern, Kopten (Münter gibt darüber Nachweisungen 2, S. 8), ohne Zweifel auch bei Slaven. Manchmal mag die eigenthümliche Gesichtsform der Völker eingewirkt haben, wie die Christusbilder der Armenier, ganz von den byzantinischen abweichend, einen einheimischen Ausdruck haben sollen. Zeigt doch schon die Stelle bei Johann von Damascus dass es Bilder gab, welche die bräunlich gelbe Haut der Syrer zeigten, während die Abgarusbilder, die ich kenne, von weisser zarter Gesichtsfarbe sind. Ein kleines aus Spanien herübergekommenes Medaillon, das ich besitze, und in welchem Reliquien aufbewahrt sind, zeigt auf Goldgrund von Glas ein Christusbild, das ganz schwarz ist, aber genau den byzantinischen Typus beibehalten hat, obgleich es nicht sehr alt zu sein scheint. In diesem Sinne verstehe ich was schon Photius († 892) sagt (epist. 64, vgl. Jablonski p. 391—392), dass die Bilder bei den Römern, Indiern, Griechen und Äthiopiern verschieden und alle einander unähnlich seien, weil diese sämmtlich behaupten, Christus sei in der Gestalt ihres Volkes erschienen.

VI.

Jetzt erst bin ich im Stande das Verhältnis der Bilder zu der Legende näher zu erörtern.

Wir haben gesehen, dass schon im zweiten Jahrhundert der Heiland in Kunstwerken dargestellt wurde, wenn auch nicht häufig: und ohne Zweifel haben bereits vorhandene Bilder Veranlassung zu der Legende gegeben, nicht sind sie, umge-

kehrt, erst aus der Legende hervorgegangen. Eusebius im vierten Jahrhundert kennt schon die wunderbare Heilung des Abgarus, aber die übernatürliche Entstehung des Bildes war noch nicht in die Sage verflochten. Zweifel an der Echtheit der vorhandenen Bilder konnte leicht durch die Betrachtung erweckt werden, dass keine menschliche Hand fähig gewesen sei, die Züge des Heilandes aufzufassen. Ich finde diesen Gedanken noch bei Wernher vom Niederrhein schön ausgedrückt, sowohl in dem jedesmaligen Misslingen des Versuchs als in der Erklärung, die Christus darüber gibt, sein Antlitz sei nur da bekannt, von wannen er sei gesendet worden. Hiermit stimmt die Ansicht, die wir bei den älteren Kirchenvätern gefunden haben und die in der bilderstürmenden Zeit sich wirksam zeigte, wonach Christus bei seiner irdischen Erscheinung keine bestimmte Gestalt gehabt hatte. Es blieb also kein anderer Weg übrig, um die Echtheit der Bilder zu retten und gegen die, welche überhaupt Bilder verwarfen, zu schützen, als dass man eine übernatürliche Entstehung annahm, wobei die göttliche Kraft unmittelbar wirkte.

Wie es scheint, waren εἰκόνες ἀχειροποίητοι vorhanden, ohne dass eine Sage ihre übernatürliche Entstehung näher aufgeklärt hätte. Theophylactus Simocatta, der im Anfange des siebenten Jahrhunderts lebte und dem die historia miscella folgt, gedenkt (lib. 2, cap. 3 und lib. 3, cap. 1) eines nicht von Menschenhänden gemachten Bildes, welches der Anführer Philippicus vor der Schlacht mit den Persern im Jahr 589 dem Heer zeigte, um es damit anzufeuern, und womit Priscus, der als Befehlshaber dem Philippicus folgte, einen Aufruf zu stillen suchte. Das Bild des Abgarus konnte es nicht sein, denn das war damals noch nicht nach Constantinopel geführt, und dass es von Edessa in das Lager des Philippicus sei gebracht worden, ist eine gesuchte Annahme Gretsers (cap. 8). Ein anderes nicht
169 von Menschenhänden gemachtes Bild befand sich zu Camulium in Cappadocien. Zuerst wird es im Jahr 787 in der zweiten nicäischen Kirchenversammlung (act. 5) erwähnt. Cedrenus (seine Chronographie geht bis zum Jahr 1057) sagt, es sei von Justin dem jüngeren im neunten Jahr seiner Regierung, also

im Jahr 574, von dorther nach Constantinopel gebracht worden; das Abgarusbild kam aber erst im zehnten Jahrhundert dorthin. Cedrenus erzählt ferner, der Kaiser Heraclius habe im zwölften Jahr seiner Regierung, also im Jahr 626, ein nicht von Menschenhänden gemachtes Bild in dem Krieg gegen die Perser mit sich geführt, aber auch, ehe er zur Regierung gelangt sei (im Jahr 610), schon im Kampf gegen Phocas ein solches Bild mit sich getragen. Gretser, der Cap. 12—15 von dem camulischen Bild und den damit bewirkten Wundern handelt, vermuthet, Heraclius habe es vorher von Constantinopel mit sich genommen. Es findet sich noch Nachricht von einem dritten Bilde. Anastasius († 886) erzählt in den Lebensbeschreibungen der Päpste (1, S. 198), dass Stephan III im Jahr 752 ein Bildnis Christi, Acheropita (so lesen, nach einer Mittheilung von Prof. Röstell, die drei besten Handschriften: in anderen steht nach Baronius annal. 1, p. 677 acheropoeta, acheropsita, acherosita, antheropsita, archeropsita: lauter Entstellungen aus ἀχειροποίητος) genannt, feierlich in die Kirche der Mutter Gottes getragen habe. Gretser meint (cap. 17), es sei ein Veronicabild gewesen, allein er irrt. Das Bild ist noch vorhanden und zeigt eine ganze, sieben Palmen hohe Gestalt; ursprünglich auf Holz gemalt, ward hernach auf übergezogener Leinwand das Gesicht erneuert (vgl. Fiorillo Geschichte der zeichnenden Künste 1, S. 46. 47).

Wenn die ältesten Denkmäler den Heiland ohne Bart in voller jugendlicher Schönheit darstellten, so war das dem Geist der altgriechischen Kunst, der darin noch fortdauerte, gemäss; auf diese Weise konnte das Idealische, wonach sie strebte, am leichtesten erreicht werden. In den Bildnissen der folgenden Zeit war durch den Bart[1]) das Besondere und Menschliche schon angedeutet, und um dies zu heiligen, ward der übernatürliche Ursprung angenommen, zuerst wohl im Allgemeinen, 170

[1]) Es gibt nur wenige Ausnahmen, wo er fehlt. Auf einem alten Reliquienkästchen von Erz im Vatikan (Platner in der Beschreibung von Rom 2b, S. 380) ist Christus am Kreuz bartlos, dagegen auf dem giebelförmigen Deckel, gekrönt auf der Feste des Himmels sitzend, mit dem Bart abgebildet. Bartlos ist er auch in zwei Bildern aus Handschriften des neunten Jahrhunderts, wie ich oben (S. 159 [= S. 182]) bemerkt habe.

hernach in der dichterischen Ausschmückung der Legende. Man darf nach den vorhandenen Zeugnissen schliessen, dass dies etwa im Beginn des sechsten Jahrhunderts geschehen ist, zu welcher Zeit sich auch der Typus mag festgestellt haben. So lange man den reinen, von menschlichen Leiden ungetrübten, göttlichen Ausdruck, der ohne Zweifel der erhabenste ist, auch bei dem Bilde mit dem Bart beibehielt, so lange nahm die Sage den Abdruck des Antlitzes auf ein Kleid, auf die zum Abtrocknen dargereichte Zwehle, an, oder sie liess als Einwirkung höherer Kraft das Bildnis auf der Leinewand des Malers, der unfähig war die himmlischen Züge zu erfassen, unmittelbar erscheinen. Darstellungen des Gekreuzigten habe ich nicht früher gefunden als in dem neunten Jahrhundert (oben S. 159 [= S. 182]): sie mögen noch lange unhäufig gewesen sein; die frühere Kunst hatte sie wohl völlig gemieden, wie überhaupt die Darstellung der Leidensgeschichte (vgl. Münter 1, S. 22). Dazu stimmt dass, wie wir oben (S. 149 [= S. 170]) gesehen haben, Constantinus Porphyrogenneta im zehnten Jahrhundert zuerst der abweichenden Gestaltung der Abgarussage gedenkt, welche nicht mehr das heitere Antlitz voraussetzt, weil sie den Abdruck auf ein Schweisstuch annimmt und die Entstehung desselben auf den Todestag verlegt. Die Veronicabilder aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zeigen das göttliche Antlitz ohne Dornenkrone, stimmen also mit der älteren Sage überein: erst am Schluss des fünfzehnten, entschieden erst mit dem sechszehnten, beginnt die Dornenkrone (die wir auf Kunstwerken überhaupt mit Gewissheit erst am Ende des dreizehnten fanden und die im fünfzehnten immer noch nicht Regel war) das Haupt des Gekreuzigten auch auf dem Tuche zu umgeben. Dabei ist noch die Verschiedenheit bemerkbar, dass anfänglich der Ausdruck des Leidens die Züge des typischen Bildes nur leise berührt, dann sich steigert, bis er, der menschlichen Natur immer mehr nachgebend, endlich vorherrschend wird, wie gleicherweise die Dornenkrone, erst nur angedeutet, immer breiter das Haupt bedeckt. Welche Vermuthung man, sobald man die geschichtlichen Zeugnisse berücksichtigt, über das Alter des Tuchs, das

gegenwärtig in Rom gezeigt wird und das Schweisstuch mit der Dornenkrone zu sein scheint, hegen muss, ergibt sich von selbst.

VII.

171

Um die Bildnisse von Christus zu rechtfertigen, schlug die Legende noch einen anderen Weg ein, dessen ich absichtlich bisher nicht gedacht habe. Der Evangelist Lucas nämlich soll ein Maler gewesen sein und ein Bildnis von dem Heiland hinterlassen haben. Ein nicht von Menschenhänden gemachtes Bild konnte man es nicht nennen, aber es konnte dabei doch eine höhere Kraft wirksam gewesen sein und ihm Heiligung verleihen.

Die Evangelien wissen nichts von einer solchen Kunstfertigkeit des Apostels. Das erste Zeugnis davon findet sich bei Theodorus Anagnostes, der im sechsten Jahrhundert zu Constantinopel lebte. Er berichtet (collect. ecclesiasticae historiae lib. 1. bibl. patr. 26, p. 83 ed. Lugd., Gretser c. 18), die Kaiserin Eudoxia habe von Jerusalem der Pulcheria ein von dem Evangelisten Lucas gemaltes Bildnis der Mutter Gottes zugesendet; das muss in der Mitte des fünften Jahrhunderts geschehen sein. Ich glaube, man hat ohne Grund die Echtheit dieser Stelle verdächtigt (s. Reiske p. 127. 128). Nach Platner (Beschreibung von Rom 3ᵇ, S. 291) trug Gregor der Grosse († 604) bei einer wegen der Pest veranstalteten Procession das Bild der Jungfrau aus S. Maria maggiore nach der Peterskirche. Es war das Bild, das man jetzt dem Evangelisten Lucas beilegt, aber damals war vielleicht die Legende noch nicht daran geknüpft; dieses Zeugnis allein entscheidet also insofern noch nicht. Johann von Damascus gedenkt mehrmals (opera p. 618. 631) der von dem Apostel Lucas gemalten Bilder der Jungfrau. Michael, ein griechischer Mönch, sagt in dem Leben des Theodorus Studites († 826), seines Lehrers (opera 5, p. 44 ed. Sirmond), Lucas habe ein schönes Bildnis des Herrn gemalt und der Nachwelt hinterlassen. Hierauf folgt das Zeugnis des Simeon Metaphrastes, dessen Zeitalter nicht genau bestimmt ist (seine Chronographie

geht bis zum Jahr 963). Er bemerkt in dem Leben der Heiligen (bei Surius 18. October), dass Lucas, der Apostel, das Bildnis Christi und seiner Mutter gemalt habe. Eadmerus in seiner historia novorum (geschrieben um das Jahr 1122, s. Acta sanctorum 21. April p. 898 n. 11) erzählt, dass König Wilhelm, Sohn des Eroberers, den Schwur »per sanctum vultum de Luca« gebraucht habe. Aus einer Urkunde vom Jahr 1160 (bei Savioli annali di Bologna 1, 2, p. 262) erhellt, dass ein von dem
172 Evangelisten Lucas gemaltes Bildnis der Jungfrau Maria in Bologna sich befand, das ein griechischer Eremit von Constantinopel dorthin gebracht hatte. Papst Gregor IX liess im Jahr 1234 folgende Inschrift setzen (Reiske p. 123): hoc in sacello Salvatoris nostri effigies, a B. Luca depicta, veneratione tam debita quam devota custoditur. Thomas de Aquino († 1274) sagt ebenfalls (part. 3. theol. quaest. 35. art. 3. n. 4), zu Rom befinde sich ein Bildnis Christi, das der heilige Lucas gemalt habe. Aus dem folgenden Jahrhundert ist Nicephorus Callistus anzuführen, der mehrmals (hist. eccl. lib. 2, c. 43. lib. 14, c. 13. lib. 15, c. 14, vergl. Gretser c. 18) den Apostel Lucas einen Maler nennt und hinzufügt, man sage, er habe die Bildnisse von Christus, seiner Mutter und der Apostel gemalt, die hernach in alle Welt ausgegangen seien. Sixtus von Siena († 1569) gedenkt (biblia sacra 2, p. 103) einer Nachbildung des Gemäldes, das der Apostel Lucas verfertigt hatte. Die allgemeine Verbreitung der Sage im Mittelalter ergibt sich auch daraus, dass schon im dreizehnten Jahrhundert in Rom und in anderen Städten Italiens eine Brüderschaft von Malern den Apostel Lucas zu ihrem Schutzheiligen wählte (Fiorillo 1, S. 243. 332. 451, Platner in der Beschreibung von Rom 3ª, S. 361).

Überblickt man diese Zeugnisse, so kann man an dem frühen Dasein der Sage nicht zweifeln, und die Vermuthung, dass Simeon Metaphrastes sie aufgebracht, oder dass ein Maler, Luca Santo genannt, die Bilder verfertigt habe (vergl. Fiorillo 1, S. 50—53, Rosini 1, S. 72), fällt von selbst. Die ältesten Zeugnisse reden zwar nur von dem Bilde der Jungfrau, doch der Mönch Michael spricht bereits von dem des Heilands, und es

ist wahrscheinlich, dass auch dieses schon zur Zeit des Theodorus Anagnostes bekannt war.

Die Vermuthung, dass das Christusbild des Apostels Lucas dem der Abgarussage ähnlich gewesen sei, d. h. denselben Typus gezeigt habe, ist nicht bloss an sich wahrscheinlich, sie stützt sich auch auf die Beschreibung des Nicephorus Callistus von dem Antlitz Christi, die oben (S. 160. 161) angeführt ist und völlig mit dem Bild zu Edessa übereinstimmt, obgleich er nur das Bild von Lucas scheint gekannt zu haben. Man hatte demnach nur Ein Bild, aber verschiedene Sagen von seiner Entstehung.

Weiss doch selbst die Abgarussage von einem Maler, dem jedoch das Bildnis misslingt: nur Euagrius weiss noch nichts davon, sondern erst Johannes von Damascus und Constantinus Porphyrogenneta. Sie stellt sich damit im Grunde dem Bilde 172
von Lucas entgegen, ja, sie scheint es zu verwerfen. Jener nennt den Maler nicht, bei diesem heisst er Ananias. Merkwürdigerweise tritt auch in der Veronicasage, jedoch nur in der Erzählung Wernhers vom Niederrhein und in der legenda aurea, ein Maler auf, der nicht im Stande ist Christi Züge zu erfassen, sogar wird er bei Wernher Lucas genannt, aber niemals Apostel, vielmehr (4, 6) der meister einer, ein ausgezeichneter Künstler, wie ich verstehe. Damit ward der Widerspruch gegen die Lucassage einigermaassen verhüllt.

Meine Untersuchung erstreckt sich nicht auf die Marienbilder. Von den ältesten Darstellungen der Jungfrau spricht Münter (2, S. 26. 28) und Sickler (S. 190), von den zahlreich vorhandenen Bildern im Mittelalter Reiske (p. 124. 125) und Fiorillo (1, S. 49. 50). Nur von einem, das sich zu Rom in S. Maria maggiore befindet und zu denen gehört, die dem Apostel Lucas beigelegt werden (vgl. Platner in der Beschreibung von Rom 3ᵇ, S. 291), muss ich hier reden. Ich kenne eine alte Nachbildung davon (ein Umriss nach einem anderen Vorbild in Büschings wöchentlichen Nachrichten 3, S. 61), welche die Umschrift führt: IMAGO BEATAE MARIAE VIRGINIS AD IMITATIONEM EIUS · QUAM DEPINXIT BEATUS

LUCAS · QUAE ROMAE HABETUR IN TEMPLO SANCTAE MARIAE MAIORIS. Auf der einen Seite des Kopfes steht $\overset{\frown}{\text{AT}}$ auf der anderen $\overline{\text{MPA}}$, was wohl den griechischen Ursprung verräth. Es erscheint als Gegenstück zu dem Christusbild in S. Silvester, hat gleiche Grösse und ist ganz in demselben Geist und Stil aufgefasst. Auch hier ein Kopf ohne Hals, von kleinen Goldstrahlen umgeben, mit einem dunkeln Tuch umbunden, unter welchem die in der Mitte der Stirne gescheitelten, mit einem Perlengehänge gezierten dunkeln Haare sichtbar sind: dahinter dieselbe Verzierung in Kreuzesform. Der Ausdruck der zartesten Jungfräulichkeit verbreitet über das Ganze eine eigenthümliche Schönheit, die selbst durch die unverhältnissmässige Länge der Nase nicht gestört wird. Dabei die höchste Ruhe, keine Spur irdischer Anregung. Was Nicephorus Callistus bei der Beschreibung Christi sagt, er sei seiner Mutter in allem ähnlich gewesen (κατὰ πάντα ὅτι ἦν ἐμφερὴς τῇ θειᾳ καὶ παναγιᾳ ἐκείνου μητρί), das trifft hier vollkommen ein. Ich glaube, man darf in diesem Bilde den reinen byzantinischen Typus sehen, der mir noch in Raphaels Madonna, die Jardinière genannt, deutlich durchzuleuchten scheint.

174

VIII.

Ich berühre noch zwei andere, minder wirksame und, allem Anschein nach, spätere Versuche, die Echtheit der Christusbilder zu begründen.

Nicodemus soll ein Bildhauer gewesen sein, wovon die Evangelien keine Andeutung enthalten, und was, bei dem Widerwillen der Juden gegen die Kunst, an sich sehr unwahrscheinlich ist. Er soll, nach dem Vorbilde des auf das Tuch abgedrückten Antlitzes Christi, ein Bildnis in Holz geschnitten haben. An dieses Bild knüpft sich dann ein Wunder: als die Juden es mit einem Speer verletzten, floss Blut heraus. Die Legende taucht erst nach dem achten Jahrhundert auf; Reiske handelt davon p. 134—148. Sie ist für uns ohne Bedeutung, da der Typus des Bildes zu Edessa vorausgesetzt wird. Wenn in Lucca noch heutzutage ein Bildnis Christi verehrt wird, von dem man glaubt, Nikodemus habe es in Stein gehauen (Fio-

rillo 1, S. 44), so darf man, da es den am Kreuze leidenden Heiland darstellt, schon eine verhältnissmässig nicht sehr alte Arbeit erwarten.

Sodann glaubt man die Leinewand zu besitzen, welche den Leib Christi im Grab bedeckte und auf welcher seine durch ein Wunder abgedrückte Gestalt sich zeigt. Am berühmtesten sind die Tücher zu Besançon und zu Turin. Joh. Jac. Chifflet hat darüber mit beigefügten Nachbildungen eine besondere, sorgfältig gearbeitete Schrift geliefert: de linteis sepulchralibus Christi servatoris crisis historica. Antverpiae 1626. 4. Beide Tücher, wiewohl nicht völlig gleich, zeigen den byzantinischen Typus, nur dass die Augen geschlossen sind. Über das Alter lässt sich nichts Bestimmtes sagen. Zeugnisse von dem Dasein des Bildes zu Besançon reichen bis zum sechszehnten Jahrhundert, bei dem anderen bis zu dem Ende des vierzehnten. Chifflet vermuthet, dass jenes im zwölften Jahrhundert dorthin gekommen sei, aber es lässt sich nicht nachweisen: nur soviel ist nach einer Urkunde vom Jahr 1051 gewiss, dass Papst Leo IX es noch nicht dort sah. , Man besass im elften Jahrhundert, wie ein Zeugnis vom Jahr 1092 ausweist, das Tuch, in welches Christi Leiche im Grab gewickelt war, aber es wird nichts von einem Abdruck seiner Gestalt darauf gesagt. Auch späterhin zeigte man solche ganz weisse Tücher. Des Schweisstuches, das Christi Haupt im Grabe sollte bedeckt haben und das wunderthätige Eigenschaften besass, gedenkt schon Beda venerabilis († 735): aber er weiss nichts von einem Bilde darauf 175
(vgl. Chifflet S. 27). Nach dem Mönch Alberich, der in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts schrieb (Leibnitz access. hist. 2), ward das Schweisstuch bei der Belagerung von Antiochien im Jahr 1098 gefunden, als man die heilige Lanze entdeckte: daneben nämlich stand ein bleiernes Gefäss, et erat in eodem vasculo sudarium domini nostri Jesu Christi diligentissime collocatum. Kein Wort von einem Bilde darauf.

281 # DER EPILOG ZUM ROLANDSLIEDE.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Dritter Band. Leipzig. Weidmann'sche Buchhandlung. 1843. 8. S. 281—288.

Nu wunschen wir alle geliche
dem herzogin Hainriche
daz im got lône
diu matterjâ diu ist scône;
diu suoze wir von im haben.
daz buoch hiez er vor (l. fur) tragen
gescriben ze den Karlingen;
des gerte diu edele herzoginne,
eines richen kuniges barn.
mit den liechten himil [wîzen] scaren
nâch werltlichen arbeiten
werdent si geleitet
unter allen erwelten gotes kinden
dâ si die êwigen mandunge vinden,
daz si sin ie gedâhten.
daz man iz fur brâhte
in tiutische zungin gekêret,
dâ ist daz riche wol mite gêret;
sine tugende dwungin in dar zuo.
wâ lebet dehein furste nu,
dem ie sô wol gescâhe?
der hêrre der ist getriwe unt gewâre.

Nune mugen wir in disem zîte
dem kuninge Dâvîte
niemen sô wol gelichen,
282 sô den herzogen Hainrîchen.
got gap ime die craft
daz er alle sine vîande ervaht.
die cristen hât er wol geêret,
die heiden sint von im bekêret;
daz erbet in von rehte an.
ze flahte gewant er nie sin van:
got tet in ie sigehaft.
in sinem hove ne wirdet niemir naht,
ich meine daz êwige lieht,

des ne zerinnit im niht.
untriuwe ist im leit:
er minnit rehte wârheit.
jô nobit der hêrre
alle gotliche lêre,
unt sin tiure ingesinde.
in sîme hove mac *man* vindin
alle stâte unt alle zuht.
dâ ist vroude unt gehuht:
dâ ist kiusche unde scham.
willic sint ime sîne man.
dâ ist ûgint unt êre.
wâ fraiste (l. freiscetet) ir ie mære,
daz im baz geschahe?
sîme schephære
opheret er lîp unt sêle
sam Dâvît der hêrre.
swâ er sich virsûmet hât,
zuo gerihte er im [nu] stât
an dem jungistin tage,
dâ got sîn gerihte habe.
daz er in ze gerihte nine vordere,
sundir er in ordine
zuo den êwigin gnâden,
dar umbe ruofe wir alle 'âmen.'

Ob iu daz liet gevalle,
so gedenket ir min alle.
ich heize der pfaffe Kuonrât.
also iz an dem buoche gescribin stât
in franzischer zungen,
sô hân ich iz in die latîne bedwungen,
danne in die tiutiske gekêret.
ich ne hân der niht an gemêret,
ich ne hân dir niht uberhaben.
swer iz iemir hôre gesagen,
der scol in der wâren gotes minne
ein paternoster singe
ze helfe minem hêrren,
ze trôste [mînen] allen geloubigin sêlen,
daz unsich got an rehtem geloubin mache veste.
daz uns an guoten werken nine gebreste,
unt mache uns sîn richе gewis.
tu autem, domine, miserere nobis.

Diesen Epilog enthält bekanntlich die pfälzische Handschrift, die meiner Ausgabe des Gedichts zu Grunde liegt, allein. Ich stelle ihn mit einigen Verbesserungen voran, weil ich Veranlassung habe, ihn näher zu erläutern.

Der Dichter beginnt damit dem Herzog Heinrich, unter dem, wie ich in der Einleitung (XXXI. XXXII) ausgeführt habe, nur Heinrich der Löwe kann gemeint sein, Gottes Lohn zu wünschen, weil man ihm die Bekanntschaft mit dem Gedicht verdanke, dessen Inhalt schön und voll Süssigkeit sei. Der Herzog liess das in Frankreich und in französischer Sprache geschriebene (wahrscheinlich sorgfältig verwahrte) Buch herbeibringen (fure tragen 308, 15, vor in der Handschrift ist niederdeutsch. Vergl. Graf Rudolf A, 10), und zwar auf Begehren der Herzogin (308, 17). Ich habe Unrecht gehabt, dieses Begehren auf die deutsche Übersetzung zu beziehen; die Herzogin kannte schwerlich schon den Inhalt und trug zunächst nur Verlangen, die Handschrift zu sehen, die vielleicht mit Bildern ausgeziert war. Möglich, dass auch sie die Übersetzung anregte, denn es ist von mehreren die Rede, denen dafür, dass sie des Gedichtes gedacht haben (308, 24), was freilich ein allgemeiner Ausdruck ist, die ewige Freude des Himmels zugesichert wird. Das Reich, heisst es weiter, ist damit geehrt, dass
231 man das Lied in deutscher Sprache dichtete (fur brâhte, zu Stande brachte, vollendete, 308, 25—27). Indessen war es doch wohl der Herzog, der den Auftrag ertheilte, denn es heisst von ihm allein (308, 28), sîne tugende twungen in dar zuo. Wenn ein so hoher Werth auf das Werk gelegt wird und ein so grosser Lohn für die Mittheilung desselben in Anspruch genommen, so muss man bedenken, dass es, wie kein anderes, den Kampf der Christen gegen die Heiden verherrlichte und als die höchste Pflicht tapferer Männer darstellte. Ist das deutsche Gedicht, wie ich wahrscheinlich gemacht habe, in den Jahren 1173—1177 entstanden, so musste der von seinem Zug nach Palästina zurückgekehrte Herzog, wie sein ganzer Hof, besondere Theilnahme dafür empfinden.

Nun geht der Dichter auf das Lob des Herzogs über. Er weiss ihn nur mit dem König David zu vergleichen. Wie

diesem verlieh ihm Gott den Sieg über seine Feinde; nie wendete er seine Fahne zur Flucht. Vorzüglich aber wegen seiner Frömmigkeit setzt er ihn dem biblischen Helden gleich. Wie dieser bringt er Gott Leib und Seele dar (309, 30. 31). Die cristen hât er wol geêret, die heiden sint von im bekêret (309, 8. 9), was sich wahrscheinlich auf seine Kämpfe mit den heidnischen Slaven bezieht. An seinem Hof findet man alle Tugenden vereint: keine Nacht gibt es da, weil das ewige Licht ihm niemals erlischt. Wenn er sich irgend eine sündliche Versäumnis hat zu Schulden kommen lassen, so steht er dafür am jüngsten Tage zu Gericht. Möge ihm dort die Gnade Gottes zu Theil werden. Ich habe 309, 33 nu getilgt, weil offenbar von Heinrich dem Lebenden und seinem gegenwärtigen Hof die Rede ist. Ich glaube, dieses nu rührt von einem Abschreiber, der nach dem Tode des Herzogs (1195) diesen nur für ihn geltenden Zusatz unbedachtsam einrückte.

Zuletzt spricht der Dichter noch von sich selbst. Er ist ein Geistlicher (Pfaffe), Namens Konrad. Er war ein für seine Zeit gelehrter, in Sprachen bewanderter Mann, vielleicht Capellan an dem Hofe des Herzogs. Er bewältigte das französische Werk erst durch eine Übersetzung ins Lateinische und legte diese dem deutschen Gedicht zu Grund. Dass er nichts zugesetzt, aber auch nichts übergangen habe (ich ne han dir niht 285
überhaben 310, 14), sagt er ausdrücklich; er ist also seinem Vorbild treu gefolgt. Wenn er hinzufügt, jeder, der das Gedicht vortragen höre, möge ein Paternoster zum Heil seines Herrn singen, so ist damit nicht gesagt, dass dieser schon todt sei, sondern Konrad denkt an spätere Zuhörer.

Diese Erklärung des Epilogs muss ich noch gegen den Herausgeber des Eraclius vertheidigen, der in seinen fleissigen und dankenswerthen Untersuchungen über dieses Gedicht Anlass genommen hat, eine ausführliche Widerlegung (S. 559—561) einzuschalten.

Er legt auf das von mir ausgewiesene nu (309, 33) ein ausserordentliches Gewicht. Man höre. »Jenes nû, das wir, sowohl wegen des Versmasses als weil das Streichen in einem Unicum überhaupt bedenklich ist, nicht zu tilgen wagen, scheint

vielmehr einen vorzüglicheren Sinn und, was die Zeit der Abfassung betrifft, dem ganzen Gedichte eine gänzlich andere Bedeutung und Beziehung zu bieten.« Der erste Grund ist nichtig. Wenn das Versmass auch bei Konrad geregelt wäre, was es nicht ist, so gestattet es doch die Partikel auszuwerfen, ja der Vers lautet besser, als wenn man nû (mit langem Vocal, der gar nicht nöthig ist; vergl. Grammatik 1, S. 81. 3. Aufl. Graff 2, S. 976. 977) hinzufügt. Der zweite Grund empfiehlt Bedenklichkeit, als wenn ich leichtsinnig verfahren wäre. Die Kritik darf sich das Recht nicht nehmen lassen, mehreren, ja einer ganzen Reihe von Handschriften, in welchen sich ein Fehler fortgepflanzt hat, zu widersprechen, sobald sie nur hinlänglichen Grund dazu hat: sie hat bei einer einzigen offenbar geringere Verantwortlichkeit. Massmann hat sich bei dem Text des Eraclius (freilich nicht zu dessen Vortheil), zwei Handschriften gegenüber, ganz andere Freiheiten genommen, ohne sie mit einem Wort zu rechtfertigen.

Doch zur Sache. Welche bessere Erklärungen, welche neue Aufschlüsse empfangen wir? Es heisst (309, 29—30) von dem Herzog, sîne schephære opheret er lîpe unt sêle; das wird erklärt »Heinrich denkt nun (nach dem Zuge gegen die
286 wendischen Heiden) »um seiner Seele Heil willen« an eine nachträgliche (der Ausdruck ist nicht glücklich gewählt) Pilgerfahrt ins gelobte Land.« Was unmittelbar auf jene Worte folgt, sam Dâvît der hêrre, wird ausgelassen und ganz mit Stillschweigen übergangen. Dieser Zusatz aber macht allein schon die Beziehung auf eine Pilgerfahrt unmöglich: ohnehin ist von einem blossen Vorhaben nicht die Rede, sondern von einer That. Swâ er sich versûmet hât (309, 32) soll eine »fromme, geistliche Ausdrucksweise« sein, sie kommt aber auch bei ganz weltlichen Dingen vor, z. B. Aeneide 12907. Parz. 233, 12. Freidank 116, 24. 177, 26. Diese Zeile wird nicht bloss auf die versäumte Kreuzfahrt bezogen, was den Worten nach möglich wäre, wenn sich nur beweisen liesse, dass Konrad daran gedacht hätte, sondern auch auf die bisher unterlassenen Gedanken »ans geistige Leben«. Ich verstehe das nicht, wenn nicht durch einen Druckfehler geistig für geistlich gesetzt ist.

Aber unbegreiflich bleibt die Behauptung immer, da ja der Dichter des Herzogs Frömmigkeit, seinen Eifer für das Christenthum, ausdrücklich rühmt; er sagt sogar mit Übertreibung (309, 14. 15) daz êwige lieht, des ne zerinnit im niht. Jetzt kommt die Hauptstelle mit dem schwer wiegenden Wörtchen (309, 33), ze gerihte er im nu stât. Diese ganz deutlichen Worte, was sollen sie aussagen? Man erräth es nicht; so viel als »das will er nun gut machen«, durch eine Pilgerfahrt nämlich. Der blosse Vorsatz einen Zug nach Syrien zu unternehmen soll schon als ein eingetretener Gerichtstag angesehen und nu auf diesen Vorsatz, von dem nichts gesagt ist, bezogen werden. Unmittelbar auf jene Zeile folgt im Text an dem jungisten tage, dâ got sîn gerihte habe. Das gehört noch dazu; will man es aber abtrennen und zu dem Folgenden ziehen (dô für dâ bei Massmann ist wohl ein Druckfehler), so bleibt doch die Beziehung auf das jüngste Gericht so klar, dass eine unglaubliche Befangenheit dazu gehört, dies nicht auf den ersten Blick einzusehen. Die Neigung, überall Zweifel, Bedenklichkeiten und Fragen anzuhängen, wenn man nichts Besseres zu bieten hat, wird schon lästig, weil sie die Forschung mehr hemmt als fördert, aber grundlose Einfälle bekämpfen zu müssen macht verdriesslich. Und doch nennt Massmann seine Erklä- 287
rung »eine gewiss nicht erzwungene«, die dem Gedicht »einen vorzüglicheren Sinn« gewähre.

Gesetzt der Text wäre einer solchen Deutung irgend zugänglich, müsste man sich nicht den Einwurf machen, dass es ganz unnatürlich gewesen wäre, wenn der Dichter auf einen so wichtigen, ruhmwürdigen Entschluss des Herzogs nur unbestimmt und dunkel, nur aus der Ferne hingewiesen hätte? Er musste laut davon reden, ihn mit anderen Helden der Sage oder der Geschichte, mit Roland oder mit Gottfried von Bouillon, vergleichen, nicht mit dem Könige David.

Aber weiter. Das gerettete nu soll auch, »was die Zeit der Abfassung betrifft, dem ganzen Gedichte eine gänzlich andere Bedeutung und Beziehung bieten.« Dass es dieser Ansicht gemäss kurz vor der Fahrt des Herzogs (1172) gedichtet ist, macht an sich keinen merklichen Unterschied, denn ist

meine Meinung die richtige, so ist es nach seiner Rückkehr (1173) entstanden. Allein, das ist auch hier nicht der Hauptpunkt, sondern die weitere Behauptung, das Lied sei gedichtet »zur Trostanschauung der rückbleibenden Herzogin, welche die Verdeutschung des welschen Buchs wünschte«. Vorher wird sogar behauptet, Konrad habe es ihr gewidmet. Wie es sich mit der Einwirkung der Herzogin auf die Übersetzung verhält, habe ich erörtert. Ich weiss nicht was Massmann darunter meint, wenn er sagt, »der Herzog hiess das Buch vortragen«. Doch wohl nicht was wir heute darunter verstehen, er liess das Buch vorlesen? Aber gesetzt, die Herzogin veranlasste das deutsche Lied, so konnte sie doch, während der Herzog den Gefahren einer solchen Reise unterworfen war, schwerlich einen Trost aus einem Gedicht schöpfen, das den jammervollen Untergang Rolands und seiner Genossen auf eine ergreifende Weise schilderte; im Gegentheil, es musste sie mit Angst und Besorgnis erfüllen.

Wir sind noch nicht zu Ende. Die Erklärung des »winzigen aber gewichtigen« nu trägt noch weitere Früchte. Der Übersetzer des Liedes soll Konrad, Bischof von Lübeck, gewesen sein, dem Heinrich 1162 diese Würde verlieh. Ich befürchte, er ist es so wenig, als Otto von Freisingen Dichter des Eraclius ist. An sich ist es unwahrscheinlich, dass Konrad seiner Würde nicht gedacht, sondern sich bloss einen Geistlichen genannt habe, zumal die häufige Erwähnung des Bischofs Turpin ihn daran erinnerte und die Bescheidenheit der Geistlichen
288 jener Zeit nicht darin bestand, nicht einmal bestehen konnte, ihre Stellung zu verbergen. Meine Vermuthung (mehr ist es nicht, und ich lege kein Gewicht darauf), dass er Capellan des Herzogs gewesen sei, beruht auf den allzu höfischen Ausdrücken mit welchen er von seinem Herrn spricht. Darf man sie von einem Bischof von Lübeck erwarten? Doch davon abgesehen, es ist noch ein anderer Umstand entgegen. Der Bischof Konrad begleitete den Herzog auf seinem Zug und starb in Syrien. Es ist nicht glaublich, dass er vor einer so wichtigen Unternehmung und während der Zurüstungen dazu an einen »Schwanengesang« gedacht, das heisst Lust und Musse gehabt habe,

ein Gedicht von diesem Umfang (etwa 9250 Zeilen) erst ins Lateinische, hernach noch metrisch ins Deutsche zu übersetzen. Wenn Massmann gar noch die (geringe) Einmischung niederdeutscher Sprachformen, die ja in den meisten Gedichten des zwölften Jahrhunderts sich zeigt, aus des Bischofs schwäbischer Herkunft und seinem Aufenthalt in Lübeck erklärt, wenn er »zu Hilfe nimmt«, dass Bruchstücke einer Handschrift in dem »nicht fernen (?), nicht beziehungslosen Schwerin« (etwa weil Heinrich das Land der Obotriten eroberte? Was hatte das für einen Einfluss auf die Übersetzung des Liedes?) sich befinden, so führe ich das nur an, um zu zeigen, wie ein allzu grosses Bestreben scharfsichtig zu sein auf falsche Fährte verlockt.

Wilhelm Grimm.

381 # ZU WALTHER VON DER VOGELWEIDE.

Zeitschrift für Deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Fünfter Band. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1845. 8. S. 381—384.

Bei dem Anblick des Landes, wo Christus selbst menschlich wandelte und uns erlöste, ruft Walther aus (15, 18) wol dir, sper kriuz unde dorn! Heil dir Christenheit! Hier wird die Dornenkrone gemeint; das würde unzweifelhaft sein auch ohne die Bestätigung einer entsprechenden Stelle (25, 13), wo es heisst: künec Constantîn der gap sô vil — dem stuol ze Rôme, sper kriuz und krône. Der Dichter will sagen, Constantin habe dem Papst grosse Macht und Gewalt verliehen, indem er ihm diese drei Stücke als Reliquien verehrte, die hier als Symbole der Herrschaft genannt werden. Im Orendel (3810—3816), dessen Grundlage in das zwölfte Jahrhundert gehört, geschieht ihrer gleicherweise Erwähnung; Frau Breide opfert bei dem heiligen Grabe auf die drei Nägel, die dem Heiland durch Hände und Füsse geschlagen waren, auf das Speer und auf die Krone, die er bei seiner Marter trug. Nach dem Antichrist (Fundgruben 2, 110, 26. 27) bringt ein Frankenkönig Speer, Schwert, Krone und Kreuz nach Jerusalem, und ebendaselbst (131, 1—5) wird gesagt, dass Christus, wenn er an dem jüngsten Tag zu Gericht sitze, die Dornkrone, Kreuz, Speer und Schwamm zeigen werde. In einer dritten Stelle bei Walther (37, 6), aber in einem Liede, das Lachmann aus guten Gründen für unecht hält, heisst es: sîn lîp wart mit scharpfen dornen gar versêret. Wird auch hier die Dornenkrone gemeint? Weder die Worte noch der Zusammenhang erlauben eine solche Deutung. Lîp als
382 gleichbedeutend mit houbet zu betrachten, kann ich hier am wenigsten gelten lassen; auch ward die Dornenkrone dem Heiland aufs Haupt gesetzt, nachdem sein Leib schon blutig gegeiselt war; sie sollte mehr verhöhnen als verwunden. Unmittelbar nach jenen Worten wird hinzugefügt: dennoch wart

manicvalt sîn marter an dem kriuze gemêret: die Kreuzigung folgte also erst nachher. Es kann demnach nichts gemeint sein als die Geiselung, und so habe ich die Stelle (Christusbilder 44 [oben S. 188]) verstanden. Zwar ist die Geiselung mit Dornen nicht biblisch, allein sie ward schon in früheren Dichtungen angenommen: in dem Leben Christi aus dem zwölften Jahrhundert ist deutlich gesagt (Fundgruben 1, 173, 39—41): si hiezen den wisen villen mit dem rîse: mit durnînen besemen sluogen si daz unser leben; nicht anders ist eine Stelle im alten Passional (65, 32—34) zu verstehen: mit scharfen besemrîsen und mit riemen herten den lîp si ime berten, wo Ruthe und Geisel nebeneinander genannt werden. Diese Vorstellung dauerte noch lange fort. In einer Pergamenthandschrift der Berliner Bibliothek (ms. theol. lat. in 4. 9), die Gebete enthält und mit werthvollen Bildern vom Jahr 1483—1484 ausgeziert ist, erblickt man auch (s. 12ᵇ) die Geiselung: drei Männer schlagen Christum mit dicken dornenartigen Staubbesen, ein vierter sitzt auf dem Boden und ist beschäftigt die Dornenkrone zu flechten.

Ich habe anderwärts (Christusbilder 44 [oben S. 188]) ausgeführt, dass die bildende Kunst erst im dreizehnten Jahrhundert und allem Anschein nach erst gegen das Ende desselben den Heiland mit der Dornenkrone und dem Ausdruck des bitteren Leidens darstellte. Ihr widerstrebte lange Zeit, und man muss dies Gefühl als in dem Wesen der Kunst begründet anerkennen, das Bild des Verhöhnten und menschlich Duldenden: sie fasste ihn nur als den siegenden Gott, den irdischer Schmerz nicht berührte. Unbekannt geblieben konnte ihr die Dornenkrone gewiss nicht sein, noch weniger »die Vorstellung davon sich verdunkeln«, da die Evangelien davon reden. Dass die Dichter des Mittelalters mit den Künstlern übereinstimmten, schien mir merkenswerth und bestätigend: nur bei Wolfram fand ich eine Ausnahme, die ich zu erklären suchte, aber nicht bei Walther; denn bei ihm wird in den beiden ersten Stellen die Dornenkrone nicht in Beziehung auf den damit Gehöhnten, sondern als eine Verehrung fordernde, die Macht des Christenthums bezeichnende Reliquie genannt.

Meine Ansicht, glaube ich, hält Stand gegen einen Aufsatz

von C. Kläden in dem Jahrbuche der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache (6, 238—243). Hier nämlich wird behauptet, die dritte (unechte) Stelle bei Walther sei nicht auf die Geiselung, sondern auf die Dornenkrone zu beziehen: die Richtigkeit meiner Auslegung zu beweisen habe ich um so mehr Anlass gehabt, als auch der Recensent der Jahrbücher in der literarischen Zeitung (1845 nr. 8) der Meinung ist, man habe die Worte bisher nicht anders verstanden als mein Gegner sie versteht. Die zweite Stelle Walthers, welche über die Erklärung der ersten keinen Zweifel lässt, wird übersehen und zugleich ohne Grund behauptet, auch die erste sei von mir auf die Geiselung bezogen worden; ich habe sie beide unberücksichtigt gelassen.

Allein es werden mir mehrere Stellen aus Gedichten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts vorgehalten, in welchen der Dornenkrone auf dem Haupt Christi deutlich Erwähnung geschieht. Ich will sie durch vier andere noch vermehren, die man in dem schon erwähnten Leben Christi (Fundgruben 1, 175, 7—9), in dem Gedicht vom Antichrist (Fundgruben 2, 131, 2), von unser Frauen Klage (Zeitschr. 1, 36. 68) und in dem alten Passional (65, 67—71) nachsehen kann; billig müssten auch Otfried (4, 22. 21, 22. 23, 8) und Williram (23, 5. 7) genannt werden. Als ich jene kunstgeschichtliche Bemerkung machte, dachte ich nur an die freie weltliche Dichtung und konnte an die geistliche nicht denken, welche aus der Bibel, aus Legenden oder Kirchenvätern geschöpft hat oder theologische Betrachtungen enthält; sie durfte kaum von ihrer Quelle abweichen, wie überhaupt ihr Standpunkt ein anderer war. Jene Stellen, sämmtlich aus Gedichten dieser Art genommen, dienen also nicht zur Widerlegung, sondern durch ihren Gegensatz zur Bestätigung meiner Meinung: fänden sie sich in Gottfrieds Lobgesang auf Maria und Christus, bei Freidank, Reinmar von Zweter oder anderen weltlichen Dichtern aus dem zwölften Jahrhundert oder der ersten Hälfte des dreizehnten, so würden sie Gewicht haben; selbst Konrad hat nicht in der goldenen
u Schmiede und in seinen Liedern, wo Veranlassung genug war, nur in der Legende von Silvester, wo er seiner Quelle folgte,

der Dornenkrone Erwähnung gethan. Auch die zwei Stellen aus dem jüngeren Titurel können nicht in Betracht kommen. Ich will davon absehen, dass dieses Gedicht eine theologische Beimischung zeigt, allein es müsste erst bewiesen werden, dass es in die Zeit gehöre, von welcher die Rede ist, und das wird schwer fallen: vielmehr wird es damals entstanden sein, als die bildende Kunst anfieng die alte höhere Ansicht aufzugeben. Endlich würde eine zweite Ausnahme, wenn man sie fände, was vielleicht möglich ist, doch die Regel nicht umstossen.

Noch etwas Anderes darf ich hier berühren. In jenem unechten Liede Walthers geschieht (37, 8) der drei Nägel Erwähnung, mit welchen Christus an das Kreuz geheftet ward. In Kunstwerken welche den byzantinischen Typus zeigen sind die Füsse nicht übereinander gelegt; es sind also vier Nägel nöthig (Christusbilder 42 [oben S. 185]). Ich trage nach, dass an einem Reliquienkasten von getriebenem Silber mit halberhabener Arbeit, der in die Zeit Barbarossas zu gehören scheint und zu Aachen aufbewahrt wird (die Mittheilung eines Gypsabgusses verdanke ich Hrn v. Olfers), auf gleiche Weise vier Nägel an Händen und den nebeneinandergestellten Füssen vorkommen. Es ist noch auszumitteln, in welcher Zeit man davon abgieng: in jedem Fall schon vor Walther. In dem Leben Christi (Fundgruben 1, 175, 45) heisst es: dô wurden drî nagel durch Christ geslagen, durch sine hende — und ouch durch die fuoze sîn: ebenso ist im Orendel, nach der oben angeführten Stelle, von drei Nägeln die Rede. Bei Heinrich von Krolewiz, der in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fällt, lässt sich wohl nichts Anderes erwarten: durch beide sîne vüeze gienc ein wunde süeze (2238. 2239) verstehe ich von den übereinandergelegten. Schwerlich wird sich in dieser und der folgenden Zeit ein Beispiel des byzantinischen Gebrauchs finden, wenigstens habe ich keins in den Miniaturen des fünfzehnten Jahrhunderts entdecken können; die Dreizahl ward ohne Zweifel eingeführt, weil man sie für bedeutungsvoller hielt.

Wilhelm Grimm.

ATHIS UND PROPHILIAS.

Gelesen in der königlichen Akademie der Wissenschaften am 18. und 22. Januar 1844.

Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse) 1846. 4. S. 347 – 467. Separatabdruck S. 3 – 123.

347 Das königliche Archiv zu Arnsberg in Westfalen bewahrte
3 vier einzelne, von Kindlinger ohne weitere Nachweisung dahin verkaufte Pergamentblätter, welche Graff, der eine Abschrift davon genommen hatte, in der Diutiska (1, S. 1—22) im Jahr 1826 abdrucken liess. Sie enthalten Bruchstücke eines verlorenen altdeutschen Gedichtes, in welchem zwei Freunde, Athis und Prophilias, als Hauptpersonen erscheinen. Bald nachher gelangte Hr Archivrath Lacomblet in den Besitz von zwei anderen, zu derselben Handschrift gehörigen Blättern, die er in dem Archiv für die Geschichte des Niederrheins, in der ersten Abtheilung für Sprach- und Rechtsalterthümer (1, S. 15—27), im Jahr 1832 bekannt machte; er benutzte zugleich die Gelegenheit Graffs Abdruck mit seiner Quelle zu vergleichen und theilte Berichtigungen desselben mit. Jene vier Blätter giengen späterhin in das königliche geheime Cabinetsarchiv zu Berlin über, wo der Geheime Archivrath Hr Höfer mir die genauere Benutzung derselben auf das Gefälligste erlaubte. Nach den Biegungen und Stichen im Pergament zu urtheilen, haben sie als Deckel etwa eines Hausbuches gedient: denn auf der einen Seite von B ist am Rande bemerkt ›Anno 1577‹ und Blatt F ›den 20. Februarii 74‹.

Die Handschrift ist in Quart und enthält auf jeder Seite zwei Spalten, jede von 42 zwischen Linien geschriebenen Reimzeilen, so dass auf jedem Blatt 168 im Zusammenhang, überhaupt 998 überliefert sind. A 1 — 13 sind vorn einige Buchstaben weggeschnitten. Die Blätter A B D sind von einer schönen und festen Hand geschrieben, F von einer anderen, minder scharfen, jedoch deutlichen, auch wohl gleichzeitigen.

Die Orthographie beweist, dass C noch jener angehört, E dieser. Bei aller Uebereinstimmung im Ganzen zeigt E und F im Anlaut, Inlaut und Auslaut zuweilen th für t (E 25. 29 thet. F 8. 95 thuon. F 17. 116 thugint thugindin. E 20 therrazin. E 36 bethoubit. E 29 fanthailin. E 59 sathil. E 135, F 6 stath. E 136 gewath), einmal ht für t (F 77 begeht). E schreibt (69) pungieren, B dagegen (149) punieren. Regelmässig steht bei dem zweiten Schreiber kunic kunigis kuniclich kuniclichen (E 15. 50. 42. 79. F 79), bei dem ersten kuninc kuningis (B 5. 13. 148, C 14. 21. 32. 77. 80. 103. 109. 134, D 19. 83). Endlich unterscheidet sich F durch ein M von auffallender Gestalt (ⓜ), das neben dem gewöhnlichen, aber nur viermal (23. 47. 55. 88) und am Anfang der Zeile erscheint. Die Anfangsbuchstaben der Abschnitte sind roth eingezeichnet: einmal (D 127) ist der Raum dafür leer geblieben. Unrichtig behauptet Graff, B 42 sei wite von späterer Hand geschrieben, es ist von derselben, nur das Dehnzeichen über dem Vocal erscheint blässer und könnte möglicherweise von einem anderen zugefügt sein. Solche Dehnzeichen über lange Vocale haben beide Schreiber gesetzt, nur der zweite viel häufiger, wiewohl auch dieser nicht jedes Mal; bis auf einige Ausnahmen (s. die Anmerkungen zu E 20. 64. F 18) sind sie richtig. Übrigens hat der erste nicht bloss schöner, sondern auch genauer geschrieben: E und F zeigen mehrere verderbte Stellen. Weder in dem Äusseren der Pergamentblätter noch in den Schriftzügen kann ich etwas finden, das nöthigte sie in das zwölfte Jahrhundert zu setzen: die abgerückten Zeilen und die zwei Spalten auf jeder Seite waren damals wenigstens nicht häufig.

Graffs Abschrift war flüchtig gemacht: ich habe eine beträchtliche Zahl von Lesefehlern anzeigen müssen und will hier noch einiges berühren, was freilich an sich geringfügig, doch bei einem wörtlichen Abdruck nicht zulässig ist. *ſ* am Ende der Wörter ist klein gedruckt bei Graff wie bei Lacomblet, aber dieser merkt das lange *ſ* als eine Eigenthümlichkeit der Handschrift an. Auf allen Blättern ist der letzte Buchstabe jeder Zeile noch einmal und zwar abgesondert wiederholt, worauf ein Punkt folgt: Graff hat diesen Punkt ausgelassen und wahr-

scheinlich die einzelnen Buchstaben erst späterhin zugefügt, als ihm die Handschrift nicht mehr vorlag: denn es findet sich darin unter den wiederholten Buchstaben kein ch, was er mehrmals setzt, nur ein h: ebenso nimmt er (F 131. 132) ein *ſt* an, wo nur ein t steht, ja er hat den Buchstaben öfter (F 69. 75. 100. 101. 110—112. 141. 142. 155. 156) vorgebracht, wo er in der Handschrift fehlt, weil diese Zeilen so weit hinaus laufen, dass sie den ganzen Raum füllen und nur für den Punkt Platz war.

349 Es bedarf keiner Entschuldigung, wenn ich die durch einen Zufall erhaltenen, nicht unbeträchtlichen Bruchstücke eines Gedichtes, das der Blüthezeit der alten Poesie angehört, in ihrer richtigen Folge aufstelle, den Text kritisch behandele und den Inhalt durch Untersuchungen, so weit es möglich ist, zu erläutern suche. Ich lege natürlich bei den in der Diutiska bekannt gemachten vier Blättern die hiesige Handschrift zu Grund und gebrauche bei den zwei übrigen Lacomblets Abdruck.

A	bei	Graff	Blatt	3	Seite	12	. . . 17.
B	-	-	-	1	-	2	. . . 7.
C	-	Lacomblet		2	-	22	. . . 27.
D	-	Graff	-	2	-	7	. . . 12.
E	-	Lacomblet		1	-	17	. . . 22.
F	-	Graff	-	4	-	17	. . . 22.

II.

Die Sprache der Bruchstücke ist ihrer Grundlage nach hochdeutsch, aber es erscheint darin zugleich eine beträchtliche Menge niederdeutscher Wörter und Formen, von welchen noch besonders die Rede sein wird. Eine solche, schon in dem Hildebrandslied des achten Jahrhunderts sichtbare Einmischung hat man in einer beträchtlichen Anzahl von Gedichten des zwölften Jahrhunderts[1]) längst bemerkt: sie kann jedoch als eine

[1]) • Leich auf die Versöhnung Ottos I mit seinem Bruder Heinrich, nach 962 gedichtet, Wackern. Gesch. der Lit. S. 71. Auch in der Abrenuntiatio und den Erfurter Glossen, wo Dieterich (Haupts Zeitschrift 2, S. 117) unnöthig altsächsische Einmischung annimmt. Wiesbader Glossen am Mittelrhein. Otfried mag am nördlichen Rande des Elsasses geboren sein, da wo die strengeren Laute des oberdeutschen Sprachstammes theilweis schon der Milde des niederdeutschen weichen und bereits jene melodische Mischung beider anhebt, die

ausschliessende Eigenthümlichkeit dieser Zeit nicht gelten, da sie, wie ich hernach darthun werde, auch in dem folgendem Jahrhundert noch fortdauerte und nur bei dem wachsenden Übergewicht des Hochdeutschen mehr in den Hintergrund trat. In dem Gedicht vom Grafen Rudolf *vergl. S. 11* zeigt sie sich insofern am auffallendsten, als die Kürzungen, die das metrische Gesetz verlangt, einen oberdeutschen Dichter zu verrathen scheinen, während das durchblickende, nicht selten durch den Reim gesicherte Niederdeutsche einer solchen Voraussetzung widerspricht. Wo etwa der Abschreiber eingewirkt hat, wie z. B. in der trierischen Handschrift von Konrads Silvester, da lässt sich das eingedrungene leicht ausscheiden: in jenen Gedichten aber macht sich das Niederdeutsche als ein natürlicher, nicht auszuweisender Bestandtheil der Sprache geltend. Man hat verschiedentlich versucht, die befremdliche Erscheinung zu erklären: in Hoffmanns Fundgruben (1, S. 206. 207) wird eine Ansicht aufgestellt, wonach man darin zwar die Trübung einer ursprünglichen 350
Reinheit, zugleich aber auch eine gewisse höhere Ausbildung, 6
nämlich eine aus der Verschmelzung beider Mundarten vorhergegangene Hofsprache[1]) erblicken soll. Koberstein hat diese Ansicht im Grundriss § 62 und zumal in der neusten Auflage (1845) noch weiter auszuführen gesucht. Wäre sie richtig, so würde sich einige Stätigkeit dieser Hofsprache zeigen müssen, die wir nicht finden: sie schwankt vielmehr in den verschiedenartigsten Abstufungen; und wo sollte sie der ältere Hartmann, ein Geistlicher, der in seinem Credo keine Spur höfischer Gesinnung verräth, sich angeeignet haben? Warum entdeckt man sie nicht bei den ältesten Liederdichtern, bei Heinrich von Rucke, dem Kürenberger, Friedrich von Hausen, Spervogel, Dietmar

man mitteldeutsch nennt. Denn gerade dieses ist auch die Eigenthümlichkeit seiner Sprache, alamannische Vocalfülle und fränkische, niederrheinische Weichheit der Consonanten. Wackernagel über Otfried von Weissenburg S. 211. Gemischt fränkische Sprachdenkmäler Mones Quellen S. 269. 270. *

[Die neuen Zusätze aus Wilhelm Grimms Handexemplar stehen zwischen zwei Sternchen. Gestrichenes ist natürlich getilgt.]

[1]) [Diese Unterstreichungen rühren hier z. Th. von Jacob Grimm her.] * Hochschwäbische Mundart in Hugs Martina. Wackernagel Basler Handschriften S. 47. *

von Eist? Warum nicht bei den Dichtern, welchen die Gunst der Fürsten am reichlichsten zuströmte, und zwar, als die Poesie in der höchsten Blüthe stand, in dem ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts, bei Hartmann, Wolfram, Gottfried, Walther und Freidank? Warum nicht bei den fürstlichen Dichtern, Kaiser Heinrich an der Spitze, denen sie vor allen gerecht sein musste? Es muss sich eine natürliche Auflösung des Räthsels finden.

War das Übergewicht des Hochdeutschen jemals zweifelhaft, was in früherer Zeit selbst der Umstand nicht wahrscheinlich macht, dass Heljand an dichterischem Gehalt über Otfried steht, so war es doch in dem zwölften Jahrhundert, als die auf bewusste und erlernte Kunst gegründete, dem Volksepos sich gegenüberstellende Poesie zuerst die Flügel regte, längst entschieden. Die niederdeutsche Sprache, von dem stärkeren Stamm überwachsen, blieb zurück, und wer lebendigen Trieb zur Kunst empfand, musste in der hochdeutschen sein Vorbild suchen. Wir sehen, dass Reinbot, ein Baier[1]), in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ihr Gebiet auch über Niederdeutschland ausdehnt[2]): er wünscht (Georg 60), dass sein Gedicht wie von Metz bis Pressburg, so von Tirol bis Bremen sich verbreiten möge[3]). Nur am Niederrhein hielt man die heimathliche, ihrer Grundlage nach niederdeutsche, aber mit der hochdeutschen stark versetzte Sprache auch in der Dichtung fest, die übrigens in Auffassung und Darstellung wie in der Verskunst ziemlich denselben Weg einschlug. Dort entstand das Annolied, die ältere Bearbeitung des Herzog Ernst[4]) (schon aus den Bruchstücken geht mit Sicherheit hervor, dass Heinrich von Veldeke nicht der Verfasser sein kann),[5]) Rother, Rennewart (Bruchstücke daraus in Karl Roths
351 Denkmälern S. 79—96), Karlmeinet, Tundalus und eine mit den
7 beiden letztgenannten von Lachmann herausgegebene Erzählung, Unser Frauen Klage (Haupts Zeitschrift 1, S. 34—38), Marien-

[1]) « S. Wackernagels Litt.-Gesch. S. 109. »

[2]) « Anspielungen auf Plattdeutsch im österreichischen Helmbrecht 717. 745—748. 764—768. »

[3]) « Hugo Renner geht durch Schwaben, Thüringen, Baiern, Franken, von Westfalen ist nichts gesagt. »

[4]) « Haupts Zeitschr. 7, S. 256. »

[5]) « Wernher vom Niederrhein. »

lied (Haupts Zeitschrift 2, S. 193—199), die noch ungedruckten Marienlieder einer hannöverschen Handschrift, die geographische Abhandlung in Rudolfs Weltchronik (nach Vilmar S. 34) und der von Sommer (Haupts Zeitschrift 3, S. 219—224) bekannt gemachte Leich; auch Gottfried Hagens Reimchronik mag hier genannt werden; in spätere Zeit fallen Adolf von Nassau und Wilhelm von Holland. Bekanntlich musste sich auch Gottfrieds Tristan im vierzehnten Jahrhundert eine Umschreibung in das Niederrheinische gefallen lassen. Der Rosengarten C scheint in die Nähe des Mittelrheins zu gehören, denn in ihm herrscht das Oberdeutsche vor. Die Dichtkunst ward also in jenen Gegenden mit Geschick und Regsamkeit gepflegt, wenn wir auch, den Karlmeinet vielleicht (denn wir kennen ihn nur aus Bruchstücken) ausgenommen, kein durch ungewöhnliche Trefflichkeit hervorragendes Werk dort entdecken.

In dem eigentlichen Niedersachsen steht Berthold von Holle in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts allein. Über seinen Werth lässt sich nicht wohl urtheilen, da nur Bruchstücke von seinen Werken gedruckt sind und eben erst eine immer noch nicht vollständige Handschrift von Crane sich gefunden hat (Haupts Zeitschrift 5, S. 368); seine Sprache und Darstellung ist ohne Ausbildung, und die Gedanken erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Sollte noch eins und das andere dorther oder aus Westfalen zum Vorschein kommen, so wird es doch immer vereinzelt stehen und schwerlich von bedeutendem Gehalt sein; was wir sonst noch kennen, die von Bruns herausgegebenen, wenig umfangreichen Stücke, selbst wenn sie ursprünglich plattdeutsch gedichtet sind: die beiden Erzählungen in Haupts Zeitschrift 5, S. 385—412 und das in Wigands westfälischem Archiv (2, 1, S. 110—111) abgedruckte Bruchstück zeigt keine höhere Begabung, nicht einmal äussere Kunstfertigkeit. Etwas besser sind die im Jahr 1378, also wohl ziemlich mit den eben genannten zu gleicher Zeit abgefassten Fabeln Gerhards von Minden (Wiggerts Scherflein 2, S. 28—70). Wenn die Niedersachsen aus dem gebildeteren Hochdeutsch übersetzten, so deutet das schon die Unfruchtbarkeit des eigenen Bodens an: auch sind nur die Minnelieder der Möserschen

Handschrift und ein Auszug aus Freidank (s. Vorrede S. 13) zu nennen; was sonst übertragen ward, das Marienleben von Bruder Philipp, die kurzen Erzählungen in Eschenburgs Denk-
352 mälern, wozu noch der Sperber (Mones Quellen 1, S. 133) und
8 Cato (Haupts Zeitschrift 1, S. 538—545) können gezählt werden, gehört nicht einmal in die gute, geschweige in die klassische Zeit der hochdeutschen Kunst. Das gilt auch von den Gedichten, die das Leben Christi beschreiben und in Hagens und Büschings Grundriss S. 276—278 verzeichnet sind. Auffallend, dass sich in Niederdeutschland, der Heimath der Siegfriedssage, bis jetzt keine Spur einer zu dem Volksepos gehörigen Dichtung gezeigt hat, weder einer eigenen noch einer älteren, aus dem Hochdeutschen übertragenen, da doch zu der Zeit, in welcher die Vilkinasaga entstand, die Überlieferung noch in dem Volk lebte: denn in Sachsen und Westfalen, namentlich in Bremen und Münster, hatte sich die Quelle dieser Sammlung gefunden (Heldensage S. 175. 176). Bereits im dreizehnten Jahrhundert übersetzte man das Nibelungelied in den Niederlanden: eine einheimische Darstellung war also auch dort nicht vorhanden, oder, wie Lachmann zur Klage S. 291 schliesst, nur sehr verkümmert. Von einer niederländischen*) und, wie es scheint, eigenthümlichen Bearbeitung des Rosengartens ist eben (Haupts Zeitschrift 5, S. 369. 370) ein Bruchstück entdeckt worden, das kein Urtheil zulässt. Die plattdeutsche Übersetzung[1]) von Sigenot, dem hörnernen Siegfried und Laurin gehören in die spätere Zeit, die hier nicht in Betracht kommt.

Heinrich von Morungen, wenn er, wie man doch annehmen muss, wirklich in Niedersachsen zu Hause war, und Witzlav von

*) [Jacob setzt hierzu ein Fragezeichen.]

[1]) Sie ist nur aus einem Druck von Jochim Löw ohne Angabe des Jahrs und dieser Druck nur in einem einzigen, der Kirchenbibliothek zu Celle zugehörigen Exemplar bekannt, das gegenwärtig verschwunden sein soll. Ich habe den Octavband selbst einmal in Händen gehabt und Lesarten daraus angemerkt. Die erste Nachricht davon gab Spangenberg in der Allgemeinen Litteraturzeitung 1827. No. 91: hernach Heinr. Hoffmann in dem Anzeiger von Aufsess 1833, S. 14. » Im Jahr 1847 48 hat K. Gödeke das Buch in Händen gehabt und vollständige Abschrift nehmen lassen. Als nachher Kosegarten in Greifswalde das Buch in Celle verlangte, war es nicht zu finden. So schreibt Gödeke am 16. Sept. 1851. «

Rügen wollten ihre Lieder in hochdeutscher Sprache dichten, ohne Zweifel weil die einheimische nicht dafür ausgebildet war, konnten sich aber den Einwirkungen des Niederdeutschen nicht ganz entziehen. Bei den höheren Ständen mag also das Hochdeutsche schon damals durchgedrungen sein, und der vorhin berührte Wunsch Reinbots enthielt nichts Unnatürliches. Ob Heinrich von Veldeke bei seiner Äneide und Eilhart von Oberge bei seinem Tristant dieselbe Absicht hatten, muss unentschieden bleiben, bis einmal der Text beider Gedichte hergestellt ist. Lässt es sich darthun[1]), dass jener, wie man annimmt, in Westfalen seinen Sitz hatte, dieser im Hildesheimischen, so ist es glaublich, ungeachtet das Niederdeutsche bei ihnen weit stärker 353
hervortritt: war ihnen aber die Sprache angeboren, die an der 2
Scheide der beiden Mundarten galt, so stellt sich bei ihnen eine natürliche Mischung dar[2]), jedoch mit entschiedenem Übergewicht des Hochdeutschen. Am sichersten ist dieses Verhältnis bei Herbort von Fritzlar zu beurtheilen. Wie seine Landschaft dem Niederrhein nicht ferne liegt, so zeigt seine Sprache näheren Zusammenhang mit der dort geltenden, nur dass die Oberherrschaft des Hochdeutschen bei ihm weit entschiedener hervortritt. Wir finden dieselbe Sprache auch im nächsten Jahrhundert (1343—1349) bei dem Mystiker Hermann von Fritzlar, ja noch ziemlich genau in Fritzlarischen Urkunden vom Jahr 1385 und 1387 (Falkenheimers Geschichte hessischer Städte 1, S. 206—209). Ich glaube aber, dass zu Herborts Zeit die Rede des gemeinen Mannes, nicht der Höhergebildeten, d. h. der Geistlichen und derer, welche sich der Schrift bedienen konnten, eine stärkere Färbung des Niederdeutschen trug. Nicht anders mag es sich in dem benachbarten Cassel verhalten haben, wo die plattdeutschen Bestandtheile erst im Ausgang des vorigen Jahrhunderts zu weichen begannen, und zwar in dem Mass, in welchem der Gebrauch der Schrift vordrang. Wenigstens zeigt ein in der Mundart des Volkes bei der Ankunft des Landgrafen und schwedischen Königs Friedrichs I in Cassel etwa im Jahr 1740 abgefasstes Gedicht noch ziemlich starke, dagegen eine

[1]) « Vergl. Wackernagels Gesch. d. Litt. S. 123. »
[2]) « Wackern. Litt.-Gesch. S. 124. »

im Jahr 1376 zu Cassel ausgestellte Urkunde (Rommels Geschichte von Hessen Bd 2, Anmerkungen S. 151 — 152) nur geringe Einmischung plattdeutscher Wörter und Formen: in den Briefen des Landgrafen Philipp des Grossmüthigen aus dem sechzehnten Jahrhundert (Rommel Bd 3) sind sie verschwunden. Die Fortdauer des Niederdeutschen in der Mundart des ganzen Hessenlandes hat Vilmar in der schönen Probe eines Wörterbuchs (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte 4, S. 49 — 105) nachgewiesen. Nahe bei Herbort ist in sprachlicher Hinsicht der Dichter des Athis zu stellen: ich werde in der Folge die Übereinstimmung beider hervorheben, wenn auch für jeden etwas Besonderes zurückbleibt, und ich gründe darauf die Vermuthung, dass letzterer in Herborts Nachbarschaft, nur weiter östlich, etwa in Hessen zu Haus gewesen sei. Wiederum hat Lambrechts Sprache mit beiden nicht weniges gemein. Dass da, wo eine Mundart Einfluss ausübt, mehr Alterthümliches sich erhält, lässt sich auch hier bemerken.

Aber nicht bloss durch Hessen, auch durch das Eichsfeld, Thüringen, Franken und Meisen, auf der anderen Seite wenig-
351 stens bis nach Mainz hinab zogen sich die Fäden der nieder-
10 deutschen Sprache[1]), und zwar noch in dem ganzen dreizehnten Jahrhundert, bis sie in der Übermacht des Hochdeutschen immer unscheinbarer wurden: in den Mundarten dieser Länder sind sie noch heute sichtbar, wenn auch in beständiger Abnahme begriffen: denn dem Naturgesetze gemäss zieht sich die besiegte Sprache langsam aber unaufhaltsam in immer engere Grenzen zurück. Man braucht, um sich zu überzeugen, nur die Werke der Dichter genauer zu betrachten, von denen wir wissen, dass sie dort ihre Heimath hatten. Der Dichter des Pilatus fand seine Quelle in Mainz und wird die Sprache des Mittelrheins überliefern: Wernher von Elmendorf die der Umgegend von Heiligenstadt, und wäre uns das Werk Albrechts von Halberstadt erhalten, so würden wir noch eine andere Färbung dieser Mundart kennen: einiges gewährt schon die von Haupt (Zeitschrift 3, S. 289 — 292) hergestellte Vorrede.

[1]) » Grammatik 1², 447 folg. «

Heinrich von Krolewiz, Heinrich von Freiberg und Frauenlob zeigen die Einmischung in Meisen. Aber ausser den genannten fällt noch eine nicht geringe Anzahl von Gedichten dieser mitteldeutschen Sprache zu[1]). Ich will die hauptsächlichsten nennen, aus dem zwölften Jahrhundert nur noch den Pfaffen Konrad, aus dem Anfang des dreizehnten die Bruchstücke von Tirol und Friedebrant und die von Fraŭ Treibe: aus der folgenden Zeit zuerst das Passional (zu welchem nach Sommers sicherer Bemerkung auch der von ihm herausgegebene Theophilus wie die Gedichte auf die Jungfrau Maria gehören, wovon drei eben durch Schedel bekannt gemacht sind), das Marienleben vom Bruder Philipp (nach den Stellen in Docens Miscellen 2, S. 70—94), die heilige Elisabeth und (nach Pfeiffers Vorrede zu Hermann von Fritzlar S. XXI) die noch ungedruckte Chronik des Nicolaus von Jeroschin: denn in diesen spielt am sichtbarsten das Niederdeutsche durch. Verschiedenartig sind die Abstufungen in dem jüngeren Gedicht von Herzog Ernst[2]), in der Livländischen Reimchronik, in dem Leben der Heiligen (Bruchstücke in K. Roths Denkmälern S. 49. 65), im Wilhelm Ulrichs vom Türlein und in dem dürftigen und kunstlosen Gedicht von dem Kreuzzug Ludwigs des Frommen von Thüringen; kaum ein schwacher Anhauch ist im Eraclius bemerkbar. Diese Dichter wollten nicht etwa das Niederdeutsche unterdrücken (unwillkürlich thaten es vielleicht die, auf welche die hochdeutschen Gedichte grossen Einfluss ausübten, absichtlich konnten es nur die eigentlichen Niederdeutschen thun, oder etwa der Herzog Johann von Brabant) und vergassen sich nur in einzelnen Fällen, sondern sie bedienten sich der ihnen angeborenen, 355
der Grundlage nach oberdeutschen Sprache, wie umgekehrt die II
Niederrheinischen sich den natürlichen Einwirkungen des Oberdeutschen ergaben. Vergeblich wird man eine solche Einmischung bei den im tieferen Süden, in Schwaben, Baiern und

[1]) « Die mitteldeutschen bei Helber s. Deutsches Wörterb. 2, S. 1135. »

[2]) « In der Guten Frau, Lohengrin, Mariea Himmelfahrt (Haupts Zeitschrift 5), Diefenbachs Wörterb. v. 1470. Siebenschläfer, Philibert, Meister Gervelin, der Guotære, der Unverzagte, Reinolt von der Lippe, Rûmelant, vergl. MSH. 4, S. 683, Meisener, vergl. MSH. 4, S. 723, Hermann der Damen, MSH. 4. S. 744, Heinrich Hetzbolt von Weissensee, Kristan von Lupin. »

Österreich einheimischen Dichtern beider Jahrhunderte suchen. Genannt sei nur, ausser den vorhin angeführten älteren Liederdichtern, das Lied an die Jungfrau Maria (W. Wackernagels Lesebuch 1, S. 195—198), Crescentia, Wernher von Tegernsee, Heinrich vom gemeinen Leben, Albers Tundalus, das Anegenge, das Pfaffenleben, der heilige Ulrich von Albertus, Gottfried von Strassburg, Walther von der Vogelweide, Freidank, Lichtenstein, Stricker, Bruder Wernher, Reimar von Zweter, Heinzelein von Constanz. Etwas anders zu beurtheilen sind besondere, durch zufällige Umstände herbeigeführte Einwirkungen, wie bei Wolframs Aufenthalt in Thüringen einzelnes in seine Sprache übergegangen sein mag; manches Befremdende bei dem Schweizer Ulrich von Zezinghofen (vielleicht auch einiges bei Hartmann) muss man auf diesem Wege erklären: er wird längere Zeit in dem mittleren Deutschland gelebt haben.

Wie in den Sprachformen, so äussert sich auch in dem Gebrauch einzelner Wörter, ganzer Redensarten und bildlicher Ausdrücke der Zusammenhang des Mitteldeutschen mit dem Niederdeutschen. Eine genaue Untersuchung dieses Verhältnisses wird auch auf Konrad von Würzburg Rücksicht nehmen müssen, der die Sprache seiner Heimath keineswegs verleugnet, während sein Aufenthalt in anderen Gegenden ihn veranlasste, sich zugleich den Oberdeutschen anzuschliessen. Von dem, was unser Gedicht Eigenthümliches zeigt, will ich hernach eine Übersicht geben, bei Herbort hat es Frommann in den Anmerkungen hervorgehoben.

In den Reimen macht sich die mindere Schwere der Vocale geltend[1]), und umgekehrt wird der tonlose, selbst das stumme e gewichtiger und widerstrebt den Kürzungen, welche sich Oberdeutsche unbedenklich erlauben: es ist schon beobachtet (Grammatik 1³, S. 251), dass Witzlav und thüringische Dichter[2]) zweisilbige Wörter mit kurzem Wurzelvocal zu klingendem Reim verwenden. Will man dennoch, was im Eraclius viel

[1]) « Veldeke reimt tobt: hobt (houbet) MSHag. 1. S. 38. »

[2]) « Auch Fleck und Heinrich vom Türlein, Sommer zu Flore 43. »

seltener nöthig ist, auch im Graf Rudolf [1]) Kürzungen annehmen (vorausgesetzt, dass wir nicht eine Überfüllung von Senkungen darin finden müssen, die Lachmann in der Abhandlung über althochdeutsche Betonung S. 2 schon in den sächsischen Dichtungen des neunten Jahrhunderts beklagt), so hat sie der Dichter im Umgang mit Oberdeutschen sich angewöhnt: der Dichter 356
des Athis meidet sie, wie wir sehen werden, noch mehr der 12
niedersächsische Berthold, der bei dem Versmass auf die eintönige Gleichförmigkeit der oberflächlichen Regel ausgeht und in dieser Hinsicht dem etwas späteren Konrad von Würzburg ziemlich nahe steht. Auch die zarteren Lautverhältnisse verrathen die heimathliche Aussprache. Deutlich tritt im Athis, wie bei Herbort und Lambrecht der leichtere Übergang der Vocale hervor: ë, e und i, a und o, u und o, selbst u und i sondern sich nicht scharf von einander und berühren sich im Reim. Der Diphthong iu, dessen Aussprache ohnehin eine feinere Auffassung forderte, ward nicht gefühlt, und die alte Unterscheidung, welche die Declination im Genus damit bewirkte und die im Annolied noch erhalten ist, gieng bei jenen wie bei anderen zu ihnen gehörigen Dichtern verloren. Ich will nur einige Beispiele anführen, gewöhnlich findet man hier die, di: das alte diu haftete in dem adverbialischen von dû (Hartmanns Credo 1125. 1493. Rother 734. 4553. Lambrechts Alexander 2920), ze dû (Litanei 627. Lambrecht 243): sonst erscheint in Hartmanns Credo, der etwas älter sein mag, nur vereinzelt diu (2223), siu (720. 2151. 2215. 2349) und siu allein in dem mittelrheinischen Pilatus (Vorrede S. 2. 84. 99): drûhundert im Grafen Rudolf (12, 20) ward durch die Zusammensetzung geschützt [2]). Nicht gehört wurden die Umlaute ö und ü, oe und üe. Endlich lässt sich aus der eigenthümlichen Stellung dieser Sprache der auffallende Gebrauch doppelter Wortformen erklären, der noch späterhin bei Konrad von Würzburg auffällt [3]); in den Bruchstücken von Athis finden wir, ausser scaft, scaf und scacht, auch antliz und antlütze (E, 105. 137), banier

[1]) « Vergl. S. 5. »
[2]) « drû Passional 339, 63. 368, 74. Marienleg. 130, 65. »
[3]) « Renner breuget und bringen, vergl. S. 13. »

und baniere (s. Anmerkung zu B 62), trâc und trâge (B 134. E 41), tier und tiere (D 135. C 24), immer durch Reim oder Versmass ausser Zweifel gesetzt *gesciet auch gescêt? S. 18*. Die verschiedenen Formen habin hân hâte hête, wende wen werden hernach *S. 18* angeführt werden.

III.

Zunächst will ich zusammenstellen, was hier aus dem Kreise des Hochdeutschen heraustritt*).

1. a erscheint einzeln statt des Umlauts e, A 90 hande (pl.). A 87 samftir neben D 98 senftim: vergl. Roland VI, S. 44, 26 A. Silvester IV. ë für i nur A 83 sprechich. E, 31 werdich[1]): vergl. Frommann zu Herbort 61. Rosengarten
857 LXXXIII. Die Form brengin F 140 ist im Mitteldeutschen
13 vorherrschend, Hartmanns Credo 2048. Heinrichs Litanei 953. Kaiserchronik Bl 13ᵃ. Anno 279. Wernher vom Niederrhein im Reim 33, 17. 50, 20. 62, 26. Wernher von Elmendorf 156. 276. 779. 952. Karl Roths Denkmäler 38, 40. 39, 75. 60, 184. 212. Marienlied in Haupts Zeitschrift 2, S. 197. Äneide 764. 5408 (neben bringen 2759. 7847). Eilhart 1657. 2200. Graf Rudolf 15, 26. Eraclius LXXVII (neben bringen 3286). Ernst 4602. Passional 23, 65 brenget (: lenget). 54, 87. 67, 11. 68, 20. *116, 85.* Heiligenleben in Roths Denkm. 60, 184, *auch 7, 20.* Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 570). Jüngerer Titurel 4507, 3. Heil. Elisabeth S. 345. Ludwig von Thüringen 2700. Der Imperativ brenge Kaiserchronik 42ᵇ. Passional 46, 67. 64, 69 und Freibergs Tristan 4612 im Reim auf lenge; bei Reinmar von Zweter MSHag. 2, S. 176ᵃ würde diese Form befremden, aber der Herausgeber hat die richtige Lesart brinc zurückgewiesen: vgl. 2, 220ᵇ. *Kristan v. Luppin MS. 2, 16ᵇ lenget: brenget. brenge (: lenge) Pass. 148, 4. brengen (: lengen) Altd. Wäld. 2, S. 81. Haupts Zeitschr. 7, S. 118. 324. Pass. 54, 87. Renner 6473. 15251 brenget: lenget. 182 und 21139. 21155 bringen: dingen. Wilh. v. Östr. Bl 93ᵇ lengen: brengen. Ges. Abent. 3,

*) [Vergl. unten den Nachtrag S. 81, hier S. 313. 314.]

[1]) *selver Aᶜ. 39.*

622. 349 lengen: brengen.• Ebenso hat Herbort grenen (s. Anm. zu 6316), gevelde neben gevilde 1864, gewes 14259, frede 7303, rechte 12732. Bei Veldeke begegnet dieses ë überhaupt öfter und auch im Reim, z. B. 12975 kenden. i für ë nur einmal A 148 wilchir, •C* 90 swilch, A^b 21 willit.• Anno 783. Graf Rudolf 25, 2 wilich. Pilatus 148^a (62). Rother 613. 666. 967. Äneide 5941. 7428 swilich. Wernher vom Niederrhein 68, 14. 69, 8 nist niste. Hermann von Fritzlar 147, 22 lidic und 38, 8 is. Beispiele aus Rother sind Grammatik 1^3, S. 255 gesammelt. wider für weder ist häufig in der Äneide. gine, giner für jene, jener bei Wernher vom Niederrhein 14, 10. 31. 23, 2. 61, 23: und gin für jenen bei Hermann von Fritzlar 19, 24. i für e in Flexionen und Ableitungen ist Regel und wird durch die Reime A, 20 tôdis: brôdis. C 43 muotir: tuotir. •C* 1 dienist: ist.• E 91 vanin: anin sicher gestellt. Dieses i erscheint in allen niederrheinischen Gedichten, bei Wernher im Reim 4, 5. 8, 14. 16, 14. 59, 26. 63, 2: auch bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 570); das Passional 66, 10. 57 reimt sogar schepil: spil: vil. •Heinr. v. Krolewitz meris: er is 506.• Hier hebe ich nur noch aus B 36 zagil. C 167 dienist. •C* 22.• F 84 marmir. F 165 arzit. Ausnahme macht D 150 tassel. Bei den untrennbaren Partikeln ist der Unterschied bemerkbar, dass allzeit vir in int ir, dagegen ebenso fest be ge geschrieben wird. Sogar bei niemin A 31. F 2. 13. 91. 102, •iemin A* 60• ist hier, wie Antichrist 134, 2. 16, dieses i eingedrungen. i für ie in hir A 115, •A^d 20• (wie im Heljand) und in cric C 34 im Reim auf wîc, wie im Passional 55, 61 cric: swic und im Ludwig von Thüringen 3628 Ludewic: cric. •Gramm. 1^3, S. 206. Gesch. der d. Spr. 852 kriec und krîc.• Dagegen habe ich F 99 libis geändert, da sonst immer lieb vorkommt und D 64 geliebin auf diebin reimt. Dieselbe Erscheinung im Grafen Rudolf (S. 4), bei Herbort (Frommann zu 571) und Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 570—571). o für u D 85 gonde. B 160. D 53. E 8 begonde, begondin. • A* 22.• D 156, F 69. 152 konde, kondin. •ovele A^b 3, worves: irstorves A^c 3. 4, dors A^c 10, kommer A^c 11.• Bei Herbort ist dieses o häufig (Frommann zu 881) wie bei Her- 358 14

mann von Fritzlar (Pfeiffer S. 571). u für o in vur A 146. guffin (: besuffin) B 118. sulch B 136. D 29. E 79. F 63. huvisc E 158. Bei Herbort 1157 sulich und 880. 2942. 3044 hubisch. Sodann B 163. 164. F 165. 166 kumin (Infinit. und Part. prät.): genumin. F 141. 142 vrumin: vollinkumin; vergl. Graf Rudolf S. 5. Pfeiffer zu Hermann von Fritzlar S. 571. Die Umlaute ô und û sind nirgends angedeutet. Merkenswerth, dass hier, wie bei Herbort, kein ô für â erscheint, welches ô bei dem späteren Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 571) häufig ist. ê entspricht dem hochdeutschen æ. Beweisend ist der Reim ênic: wènic A 25, vielleicht auch gebèrdin: erdin: werdin B 75. C 73. E 53 (s. Anmerkung zu B 75). Nur einmal ist æ geschrieben, wo es nicht hingehört, F 152 æsamir. Dieses è begegnet auch bei Herbort (Frommann zu 1885. 2888) und ohne Ausnahme bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 571). Bei Wernher vom Niederrhein im Reim 8, 1 wère. 9, 29. 66, 19. 69, 17 sceppère. 59, 24. 65, 25 sundère. Äneide 2896 mère. Bruder Philipp (Docens Misc. 2, S. 70. 79. 82. 86) swèren, beswèrt, schephère. ò für uo in òchise C 112; vergl. Frommann zu Herbort 701. Grammatik 1³, S. 259. • bòk A⁴ 9. dò (tuo) A⁶ 23. bòwet A⁶ 40. • ô für ou in urlôb D 7. 46. Wernher vom Niederrhein 13, 15 urlôf. Rosengarten C 1277. 1372 ist das Prät. stôb anzunehmen. rouwin, rouwe B 141. 147 (• aber C⁸ 100 ruowin •) ist Grammatik 1³, S. 199. 261 • als niederdeutsch • angemerkt. uo ist nicht abzuleugnen und wird hin und wieder ausgedrückt, z. B. muote A 21. vuorte A 118. B 17. muoster A 130. vuoz B 35. Doch habe ich bei zuo, das E 37 als Adverbium auf dù reimt, wenn es in die Senkung fällt, zu angenommen: und so, nicht ze, wird auch hier, wie bei Herbort, im Passional, Ludwig von Thüringen, in der heiligen Elisabeth und bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer
250 S. 571) immer geschrieben; F 27 steht zAthène. Die Schrei-
15 bung û gilt hier ebenso für uo als für u (• F 41 uvor (vur) •), und auch ein blosses u steht für uo, z. B. A 32 stunt. Die Umlaute oe, üe, öu sind unbekannt. Daher reimt A 20 brôdis: tôdis. A 67 nôtin: tòtin. D 21 genuogin: vuogin. F 96 gemuon: tuon. iu überhaupt ist hier fremd, D 149 Rûzin:

inbûzin. F 133 lûtis: du gebûtis. Frommann schliesst (zu 1885) aus Reimen, dass Herbort statt des Umlauts iu nur ein kurzes u kenne: daher bei beiden die Form nûwit (s. Anm. zu D 5) vielleicht mit u anzusetzen ist. Auch Hermann von Fritzlar schreibt gewöhnlich û für iu und nur einige Male dafür ui (Pfeiffer S. 571—572). • Heinr. v. Morunge MSHag. 1, 124ᵇ gevrunden: kunden. •

2. Bei Betrachtung der Consonanten ergibt sich Folgendes. d für t zwar nur nach l (vergl. Grammatik 1², S. 393) C 91 haldin. E 106 aldin. F 61 ingoldin. F 69 inthaldin. F 107 geldit; auch C 162. 163. 167 wold: aber der Reim B 69 snîdin: sîtin (das Passional 65, 49. 50 reimt ebenso geliten: bevriden) macht wahrscheinlich, dass das niederdeutsche d nur durch Abschreiber unterdrückt ist. t für d • A 132. • F 3 virterbin wie bei Hartmann von Fritzlar; vergl. Pfeiffer S. 573. • Passional 194, 8. 340, 80. 343, 42. 352, 87 verterben Marienleg. 262, 38. 260, 31 vertirbet. 230, 34 verterbeten. 366, 73 vertarb. 354, 72. 359, 86 verturbe. 199, 11. 353, 20 vertorben. • t für z nur auslautend in einigen Fällen, D 162 kurt (: gegurt) durch den Reim bestätigt, ausserdem B 21, D 114 kurtin. Es erscheint bei Herbort (Frommann zu 722), in der Livländischen Reimchronik (429 kurt: geburt), Pass. 212, 46 kurt: geburt. 106, 4 verkurten, • bei Heinrich von Krolewitz und in der heil. Elisabeth S. 355 kurtliche; vergl. Sprachschatz 4, S. 498. Ferner A 16. 41. 46. • C* 94. 121. • E 2. 10 dit, auch bei Herbort (Anmerkung zu 8570) nur vereinzelt, häufig im Passional und bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 573), der auch dat zeigt und dieses t einige Male im Anlaut setzt. sc für sch ist Regel mit wenigen Ausnahmen, A 20 mennische. • A* 10. 13 scheide, scheidin. A* 19 durchschîne. A* 124 schilde. • B 27 bernisch. B 56 schein. • C* 2 geschên. • D 160 franzoyschin. E 46 schiet. E 74 schildis. h fällt nicht nur auslautend ab in nâ B 144 und wahrscheinlich in rû: drû (s. zu D 147. 148), sondern auch inlautend, B 57. E 102 stâle, stâlin. C 53 ze slâne: ze sâne. C 88 slân. D 127. 152 wê (wêhe). A 147 gesê: gescê. A 80 zie ich. F 162 zien. E 46 gesciet. E 168

hôr. F 133 hôs. B 71. F 100 hôste (: trôste, joste). D 87 gehôit und 106 gescuot. •gâs (gâhes) C 30. C* 164. E 64. 156. sân (sâhen) C 82. 87. 90. trân A* 23. trâne A* 23. trêne A* 15. lênrecht A* 150.* Ein Gleiches bei Herbort weist Frommann zu 97. 179 nach; Hermann von Fritzlar schreibt 16, 11 versmêt (versmæhet). 19, 10 gesên (gesehen). 21, 13. 28. 20 gemâlet (gemahelet). 243, 3 twâne (twahene); vergl.
360 Lachmann zu Iwein S. 526. Ich füge hinzu Wernher vom
16 Niederrhein 3, 30.\5, 29 nâ (: Verônicâ). 15, 32. 64, 13 gâ (: nâ). 1, 20 virzê (: mê). 34, 33 gesê (: irgê). 54, 14 hô (: alsô); inlautend 6, 25 twân (: gidân). 14, 8 sêne (: gidêne). 57, 20 trêne (: seltsêne). 39, 20. 47, 26 vie (: hie). Ernst altes Bruchstück 24 gevê (: wê). Eilhart 1329. 5034 vlien (: sie). 6266 rê (: sê) und schon deshalb kann Freidank 141, 5 nicht echt sein. Lanzelet 1940. 5716 vlien: zien. Lambrechts Alexander 21d hân (hâhen) im Reim auf man. Veldekes Äneide 5818 gevê (: Spâlantê) und Minnelieder 1, S. 20b im Reim auf snê. 7518 zien (: knien). 7750 die (diech) im Reim auf knie. Passional 79, 9. • 386, 64 • vlien (: spien, •knien•). 7, 19 vlô prät. (: unfrô). 8, 53. 67. 11, 95 nâ (: Martâ). • 265, 78 vlêt (: slêt). • 18, 2 vlêten (: prophêten). 29, 10. 46, 75. 54, 15 vie (: hie: gie). 29, 90. § 94, 83. 130, 26. 236, 26. 309, 42 • sân (: stân, •gân, lân•). 74, 37 zien. •Pass. 194, 88 gâ (gâch: dâ). 155, 51. 178, 73. 253, 6 vêde (: bêde). 263, 77 zût (ziuhet: lût, liut). 231, 57 trân (: bestân). 366, 66 vlien: zien. 373, 40 entzien (: spien) • usw. Bruder Philipp in Docens Misc. 2, S. 84. 92 vie (: lie). wâ (: dar nâ). Heinrichs von Freiberg Tristan 3519 zâr (: klâr). 5944 flê (: ê). Heil. Elisabeth S. 345. 348 vorten vorte im Reim auf worten worte. Ludwig von Thüringen 1054. 2937. 3939. 6234 vie (: sie). 2020 gâ (: dâ). 4675 trân (: lân). • K. Roths Dichtungen 54, 32 vêde. der Reiher (Kolocz. 130, 58) nâr (nâher). • cht für ht Regel wie im Graf Rudolf, im Passional, in der Livländischen Reimchronik und bei Hermann von Fritzlar: häufig bei Herbort (vergl. Frommann zu 179). B 67 steht virdacht, aber C 92 virdact. cht für ft beweist der Reim F 161 ummacht: scacht, wiewohl gleich nachher 168 und B 81. C 120 scaft

geschrieben ist. Man kann A 153 haft: gescaft. C 41 rittirscaft: craft. C 119 craft: scaft. F 77 bigraft: rittirscaft in cht umsetzen, aber die dritte niederdeutsche und zugleich althochdeutsche Form C 115. E 79 rittirscaf im Reim auf traf (Rother 2552 wirtscaf. 2659 heidenscaf 2712. craf 3016. Morolt 56, 1005 meisterschaf: dar af. Passional 61, 80. 78, 14 craf. • Pass. 276, 29 cracht (: versmacht)• Elisabeth S. 356 hêrscaf) spricht wieder für Erhaltung des f. Am natürlichsten nimmt man an, dass der Dichter alle drei Formen gebraucht habe; nachzusehen ist Grammatik 1², S. 465—466, auch die Anmerkung zu Wernher vom Niederrhein 1, 5 und K. Regel in Haupts Zeitschrift 3, S. 64—68. Herbort reimt ft: cht (Frommann zu 5597), aber in einer Urkunde aus Fritzlar vom Jahr 1330 (Falkenheimers Geschichte hessischer Städte 2, S. 211) wird beständig bruoderscaf, gesellescaf geschrieben. Auch im Graf Rudolf kommt 11, 10 heidenschaft: bedacht und 27, 3 macht: craft vor, in Lambrechts Alexander 15ᵃ craft: brâht. • Gesch. der deutschen Sprache S. 349. 544. Gramm. 1², S. 443. 465. Vorr. zu Schulzes goth. Glossar XI. Merkel Lex Alaman. p. 49; vgl. Malb. Gl. LXXI. Äneide 1908 brutlouft: unzuht. 3518 berihte: stifte. 13170. 4072 worhten: bedorften. 6316. 6342 verhaft: gedâht. 6414 bedâht: unzalhaft. 8482 redehaft: vaht. 8912 unzalhaft: vaht. 9370 geschrifte: getihte. 10345 erdâhte: ernsthafte. 12506 naht: kraft. Türlein Wilh. 77ᵇ maht: kraht. Jüng. Tit. 320, 1 klafter: betrahter.• Im Passional 39, 19 der Genitiv crechte, doch nicht im Reim. Aber wie der Wegfall des h nicht unbedingt niederdeutsch ist, so gilt das auch hier: denn im Welschen Gast wird kraft ziemlich oft auf maht, slaht gereimt, einige Male schrift: niht und 361
bei dem Schweizer Boner 49, 7 steht gemacht: gevatterschaft. 17
p für b nur F 114. 129 inpirt, inperin, • Aᵉ 13 halspergin•; öfter bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 572); aber ein auslautendes p erscheint nicht, daher z. B. E 141 beleip: treip. F 53. 98 lîp.

3. Es ist kaum nöthig zu sagen, dass die Flexion in weder beim Pronomen und Artikel, noch bei dem Adjectiv vorkommt. Das unorganische Possessivum irs, irn C 38. D 48 neben ir.

B 145. C 11. 13. 19. 94 befremdet so wenig als unse, unsin C 166. F 77. 89; dieselbe Erscheinung bei Herbort (Frommann zu 645 und 3447) und bei Hermann von Fritzlar. Gleicherweise kommt (wenn es hier richtig ist) dins selbis F 141 und bei Herbort (zu 5273) vor; vergl. Silvester X und Graf Rudolf S. 8. • ez = daz D 124, F 100. Gramm. 4, S. 369. • Ich merke hier den Pl. tiere C 24 an, der ebenso Roland 118, 15. Lambrechts Alexander 5953. Herbort 9256. Passional 53, 71 sich zeigt: auch, wo man ihn nicht erwartet, Wernhers Maria 10, 8, 16 (ausserdem noch 213, 5 werke und 149, 39 worte), Livländische Reimchronik 7; vergl. Rosengarten LXXXIV und die Anmerkung zu Wernher vom Niederrhein 11, 7. Dagégen D 135 steht tier. In der Livländischen Reimchronik 7298. 9162. 9327. 9338 der Pl. pferde. Passional 71, 23. • 219, 74 • houbete. • 267, 67 die wâpene. • Heil. Elisabeth S. 354 jâre, 416 pande (pfant).

4. Beim Verbum erscheint die zweite Person des Sing. auf is einmal im Reim, F 134 gebûtis: lûtis, neben F 132 bist: genist; ebenso bei Wernher vom Niederrhein 4, 5 bis und 8, 7. 30 bist. Ausser dem Reim findet sich D 17 begondis. E 38 vers. F 25 stirbis. F 40 soldis. Ein gleiches Schwanken bei Herbort (Frommann zu 1558. 4720) und bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 573). is statt ist nur einmal, aber im Reim A 20. is auch in der Äneide 2581. 8092. 8555. 9474 • Veld. MSHag. 1, S. 38^b • und bei Wernher vom Niederrhein 8, 14. 16, 15. 59, 26, der aber zugleich 68, 21 ist: list gebraucht. t fällt einige Male in der dritten Person des Pluralis im Präsens ab (• zu Freidank 77, 7 •). Die Beispiele stehen alle in F (• C• 132 irbeizin. 156 uobin. 162 irzouwin•) und mehrmals in dem beweisenden Reim auf einen Infinitiv, 1 virrostin (: kostin). 3 und 4 virderbin: werbin. 5 und 6 virkargin: virargin. 7 virminnin (: beginnin). 9 und 10 achtin: virtrachtin. 11 und 12 uobin: truobin. 16 virdorpirn. 26 sterbin. 73 besliezin (: geniezin). 95 und 96 tuon: gemuon. Im Grafen Rudolf habe ich S. 8 ein Gleiches nachgewiesen, bei Hermann von Fritzlar (• Veldeke MSHag. 1, S. 38^c luogen •) gilt dasselbe (S. 573): im
261 10 Ludwig von Thüringen (• Hahn Gr. 77 •) steht im Reim 1061

haben, 7445 pflëgen; nur das Mitteldeutsche scheint diese Abstumpfung zuzulassen. habin (habere) in voller Form steht F 87 gereimt auf buochstabin, aber auch C 156 gehât (: missegât). E 47 ich hân (: sân). Ebenso als Auxiliare A 63 ich habe (: abe). C 165 habint und A 113 hân ich. F 94 ir hât ausser dem Reim; vgl. Lachmann zu Iwein 126. 3412. Die dritte Person des Präter. Indicat. zeigt im Reim sowohl hâte C 127. hâtin C 29. D 61. E 95 als hête E 124. hêtin D 108; der Conjunctiv hête A 40 versteht sich von selbst. •C° 58 mechte. Sommer zu Flore XXXIII. A° 55 wollint.• Zu F 134 ich tuo vgl. man Haupts Nachträge zu Erek 4967 (Zeitschrift 3, S. 269). getête steht D 119 im Reim auf gebete: also auch E 25. 29 têter. Ebenso im Reim C 117 wiste und D 157 wistin. wold statt welt im Conjunctiv C 162. 163. 167 wie im Grafen Rudolf wolle, wollet (S. 9); F 15 steht wellit im Reim. •C° 100 sal: bal. D 14 sol.• Doch erscheint sal, salt nicht im Reim, wie Lambrechts Alexander 5940. Äneide 10233. 10396. Herbort (Anmerkung zu 568) und Passional 67, 66: aber auch nicht sol. •D 4 beitit gekürztes Prät.?• Das Präter. vuchtin C 33. 62 auch im Anno 3. 251. 658; (•Lachmann, Singen und Sagen S. 112 schreibt vâhten•) und Eilhart 4880. 4928. 5059; im Roland 158, 24. 306, 23 vâchten, wo A vochten und vuhten zeigt; in Lambrechts Alexander alle drei Formen, 2144. 2382. 2727 vâhten. 1317. 1325. 2674 fuhten und vohten. Der Sing. vaht steht C 72. Das Partic. Prät. E 64 geschiet (: niet) auch bei Herbort (Anmerkung zu 6145) und Lambrechts Alex. 1377. 3139. 3278. Im Passional 58, 77 geschêt (: crêt). B 87 virant (: hant) entspricht dem Präter. ande bei Herbort 1562 und Gottfried, im Eraclius 2288 und Passional 24, 3; vergl. Grammatik 1², S. 952. Herbort zeigt auch 1996 geblant, die Livländ. Reimchronik 4598. 9533. 9610. 9779. häufig das Passional 15, 32. 19, 68. 21, 39. 30, 93 usw. Heinrich von Freiberg (Jahrbücher der Berlin. Gesellschaft für deutsche Sprache 2, S. 97, 139), Heiligenleben in K. Roths Denkmälern 54, 243. 58, 73 volant. Elisabeth 425. 454 das Prät. volande, volanden, das auch im Passional 83, 87. 86, 18 im Reim steht. C, 92 virdact

wie Herbort 12660 und Eraclius 2062 gedaht. F 17. 18 gelart: gekart wie Graf Rudolf 27, 25. Herbort (Frommann zu 60). Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 570). Albrecht von Halberstadt (Haupts Zeitschrift 1, S. 329) 10. Heiligenleben in K. Roths Denkm. 52, 159. 60. Türheims Wilhelm Cass. Handschr. Bl. 74ᵇ. Heinrich von Krolewitz 3052. 3057, auch im Passional 84, 62 bekarte: larte; vergl. Grammatik 1³, S. 253—254.

283 19 IV.

Es folgt eine für den Umfang der Bruchstücke beträchtliche Zahl seltener, zum Theil alterthümlicher und meist von oberdeutschen Dichtern nicht gebrauchter Wörter und Formen. Was hier ohne Erklärung angeführt ist, wird in den Anmerkungen zu dem Text Erläuterung finden.

A A, 3. verchsêr Roland 191, 3. verch gebraucht zwar Wolfram häufig, allein es gehört sammt den damit zusammengesetzten Wörtern vorzugsweise der mitteldeutschen Sprache an.

32. B 122. C 40. 114. 127. • C* 29. • E 89. F 58. 67 wende quia, wie Graf Rudolf 11, 20 und öfter im Sachsenspiegel; in der Grammatik 3, S. 184 fehlt diese Form. Auch erscheint schon hier, mithin früher als die Grammatik annimmt, E 47 wend daz in der Bedeutung von nisi: ebenso ist im Silvester 1627. 3376. 3784. • 3790. • 4000 schon wand statt wan gesetzt. Neben wende hier auch wen, gleichfalls in der Bedeutung von quia • A* 23. • B 137. F 100 und nisi A 124; dieselbe Form zeigt Lambrechts Alexander, Rother, Ägidius, Kaiserchronik (die Stellen bei Lachmann zu Nibel. 1952, 4), Herbort (Frommann zu 1359) und der Sachsenspiegel. Von wen biz A 101. B 145. C 58. • C* 77. 80. • D 57. 90. 122 war schon zu Graf Rudolf • S. 19, • 16, 21 die Rede. Hermann von Fritzlar 139, 19 wan bî daz.

35. binnin, wovon die Grammatik 3, S. 264 nur dieses Beispiel anführt, gewährt sonst noch Hartmanns Credo 1001. Pilatus 36. Herbort 133. Ernst 1422. Passional 16, 21. 43, 2. 14. 44, 82. Ludwig von Thüringen 1536. Hermann von Fritzlar. D 142 inbinnin, zu den Belegen der Grammatik füge ich Hart-

manns Credo 288. Kaiserchronik Bl. 42ᵃ. Veldekes Äneide 9330. 9837. 9878. 9930. 11379. Veldekes Lieder MS. 1, S. 18ᵇ. 21ᵇ. Herbort 13208. Passional 58, 50. 75, 71. 77, 70. Livländ. Reimchronik 4328. Elisabeth 422. 440. eninnen Hartmanns Credo 3166. Rother 1302. Graf Rudolf 14, 6. 25, 20. 26, 4. 44. biese. 148. 154 vēme erscheint hier und in Hartmanns Credo 1877, wo auch 1397 ze dinge vemen steht, zum ersten Mal, späterhin nicht ganz selten; Erklärung und Nachweisungen in den Rechtsalterthümern S. 681. Nachzutragen ist Hermann von Fritzlar, bei dem sich 12, 18. 65, 1. 156, 40 vemestat findet, 88, 83 vemer Scharfrichter und 240, 30 vervemen. 110 virebinin›

B 3. angin statt des gewöhnlichen ange. Walther 8, 9 dô dâhte ich vil ange; Frommann zu Herbort 1439.

15. wibelval. 27. bernisch. 27. 45. 80 arn wie Rother 4979. Ulrichs vom Türlein Wilh. 2ᵃ und Hermann von Fritzlar 201, 18, wie auch 201, 15 der Genitiv arnes vorkommt • Pass. 99, 82. 104, 60 aren Dat.•: der Pl. arne bei Herbort 4442. Diese Form entspricht der angelsächsischen earn; vergl. Grammatik 2, S. 156. Ich bemerke noch den Nom. adelarn (: gevarn) im Tirol und Friedebrant (Haupts Zeitschrift 1, S. 11). • Frauenlob 299, 19 und Anm. S. 352. • Die gewöhnliche Form adelar Äneide 13416. Passional 68, 94. • Frauenl. 17, 4•: mit schwacher Decl. Rol. 21, 20. Turnier von Nantes 103, 5; in Lamberts Alexander 14ᵇ are.

32. zwisgolt. 46. benebin Äneide 9366. Lambrechts Alexander 1193. Heinrich von Krolewitz 460. Passional 6, 82. 26, 79. 29, 31. 35, 78. 43, 54 usw. Ludwig von Thüringen 1992. 2710. Reinbot 1513 muss eneben gebessert werden, aber in Wolframs Wilhelm 247, 27 kommt es einmal vor, doch mit der Lesart eneben; vergl. Grammatik 3, S. 269.

57. spiegilbrûn, diese Zusammensetzung, hier auf den Glanz des Stahlhuts angewendet, habe ich sonst nicht gefunden; vergl. Anm. zu E, 102. spiegellieht wird von Gottfried (Tristan 11977) und anderen von glänzenden Augen gebraucht: spiegellûter in Heinrichs vom Türlein Krone Bl. 64ᵃ.

66. bescritin ein march, wie »das Bett beschreiten« bei

Luther: sonst finde ich es nur in dem Bruchstück von Alexander und Antiloie (Altdeutsche Blätter 1, S. 255, 115). Häufiger daz ros überschriten Lanzelet 7104. Parzival 771, 5. Flore 2739. Livländ. Reimchronik 1610. Elisabeth 399. Niederrhein. Rosengarten 615; aber Herbort sagt 6338 ûf daz rôs schriten. Althochdeutsch (Sprachschatz 6, S. 577) bescritan elabi evadere.

75. C 73. E 53 gebêrdin wie im Passional 40, 89. 62, 20. •173, 71.• Heinrichs von Freiberg Tristan 311. 1192. Reinfried von Braunschweig 101ᵃ. 109ᵃ und in dem Ave Maria, das dem Konrad von Würzburg fälschlich beigelegt wird, MSHag. 3, S. 339ᵃ. Indessen könnte hier, wo ê : ë reimt, auch gebêrdin angenommen werden.

107. bevorn Eilharts Tristant 7075. 7119. Äneide 10695. 10918. Parz 221, 18. Beispiele zu Reinhart Fuchs 344, 1462. Meister Alexander MSHag. 3, S. 30ᵇ. Pass. 24, 1. bevore älterer Ernst 229, 1. Herbort 6258. 6665; vergl. Sprachschatz 3, S. 620. Grammatik 3, S. 263. 117. besûfin.

106. E 160 vort häufig bei Herbort 3124. 3256. 4227. 8099. 8853. 12224. 13095. 16334. 17092. 18232, nicht selten bei Hermann von Fritzlar und Heinrich von Krolewitz. Sodann
365 Ernst 3362. 4144. Livländische Reimchronik 7345. 8495. Nur
31 vereinzelt Roland 43, 6. Parzival 357, 2. Erek 8899. Lanzelet 3110. Elisabeth 1, S. 394. Priester Johann in den Altd. Blättern 1, 309, 36.

134. trâc (: wâc) finde ich nur noch in der Livländischen Reimchronik 3960. E 41 steht das Adv. trâge (: vrâge). hart B 137 kommt schon öfter vor, auch swâr, das sich bei Herbort (Anmerkung zu 9596) zeigt.

145. virblâsin, noch heute von Pferden gebräuchlich, die sich verschnaufen, ist mir sonst nur transitiv vorgekommen: oder ist sich vor ir zu setzen? Sprachschatz 3, S. 237 firplâsan heisst exsufflare, und so in den Predigten aus dem zwölften Jahrhundert (Fundgruben 1, 105, 12) der priester oder swer dâ toufet unt den tiufel verblâset. Türheims Wilhelm Casseler Handschr. 14ᵇ künec Terramêr und Tybalt die wurden von ime verblâsen daz die vogele mit ir âsen vil wol wurden gespiset. 93ᵃ so ist unser lop verblâsen.

C 52. virwern das heutige »verwehren« finde ich nur alt- C
hochdeutsch, Sprachschatz 1, S. 928 farwerjan; Schmeller 4, S. 129.

60. waleveige und C 75 rêveige: in den alten Gesetzen kommt hrêvawunt vor (Sprachschatz 1, S. 897) und in den Nibelungen 2237, 3 rêwunt, wo die Lesart reuwige nach Lachmanns Vermuthung für rêveige steht.

78. ane houbitin. 183. halbin, das in der Grammatik 3, S. 138 nicht konnte nachgewiesen werden, steht auch Fundgruben 1. 159, 6.

92. isinvare. 118. virmissin. 130. sich missestellin.

138. 141 irmannin neuen Muth fassen. Sprachschatz 2, S. 753 steht ze irmannine*) ad clarificandum (humiles), und das heutige »sich ermannen« ist bekannt; wie hier intransitiv steht im Theuerdank Cap. 38, 70 da ermant er wider, und aus einer in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gehörigen Handschrift habe ich mir angemerkt der guote man ein teil erschrac, idoch ermannet er dràte. 164. wandiln.

D 20. F 52. êrsam im Sprachschatz 1, S. 446: hernach D
gewährt es Albertus Ulrich 256. Die Kaiserchronik Bl. 33ᵇ. Heinrichs vom Türlein Krone 71ᵇ, »Passional 120, 77. 133, 19. K. Roths Denkm. 55, 298« und eine alte Beschreibung von Christi Gestalt (Haupts Zeitschrift S. 574): sonst ist es mir nicht begegnet, auch nicht bei denen, welche Bildungen mit sam zulassen, überhaupt nicht in der reichen Zusammenstellung, die Haupt zu Engelhart 1185 geliefert hat; im fünfzehnten Jahrhundert kommt es wieder zum Vorschein (Wackernagels Lesebuch 1. 1029, 7), sowie es heute, zumal im Kanzleistil fortdauert. Oberlin hat S. 351 ebenfalls aus späterer Zeit die 366
Substantive êrsame, êrsamkeit. Weniger selten ist sorcsam: zu 22
den von Haupt gegebenen Beispielen füge ich noch Kaiserchronik Bl. 3ᵃ. 101ᵃ und Ortnit IV, 17.

73. F, 150. sichein, dem Althochdeutschen fremd, erscheint nur in mitteldeutschen Gedichten; Beispiele Grammatik 3, S. 41. »Benecke Wörterb. S. 423.«

*) [l. irmârinne. Jacob Grimm.]

112. betragin. 140. irscrôtin finde ich anderwärts nicht, • so bekannt schrôten und verschrôten ist.

121. gewârin wie bei Hermann von Fritzlar 223, 11. gewas Rother 4867. • Pass. 163, 15• und Hermann v. Fr. 99, 18, wo Pfeiffer noch andere Stellen anführt, auch eine aus der Âneide 1656, aber im Druck steht was.

124. E 128. F 100. iz für daz oder vielmehr für diz dez: ebenso ez Klage 1618. Ludwig von Thüringen 3421. 5610. 6435. 7429; vergl. Grammatik 4, S. 369—370. Lachmann zu Iwein 2905.

150. inbûzin, bei Hermann von Fritzlar mehrmals bûzen und 198, 15 von bûzen. • Karl Roths Dichtungen 7, S. 197 enbûzen•; vergl. zu Graf Rudolf 22, 25.

E 11. tôtval. 20. terraz. 31. zequetzin Herbort 5862. •Schlettst. Glossen Haupts Zeitschr. 5, S. 338 dipondio ziquarre.• Ernst 4905. Pass. 343, 72. Ludwig von Thüringen 2288. 4564; dann im Renner 17788. Nicolaus von Strassburg (Pfeiffers Mystiker 1. 287, 11) gequetschet. • Lohengr. 174, 692 verquetschet. Renner quetschet 4134. 17789. Parz. 88, 14 quaschiure. 164, 24. 88, 18 zequaschieret.•

55. ober statt des hochdeutschen obe Graf Rudolf 24, 14. 28, 21 und mehrmals bei Hermann von Fritzlar. 66. verrûtin. 80. zuo treffin.

84. irstickin, im Sprachschatz 6, S. 627 arsticchan, öfter im Rolandslied 182, 6. 19. 183, 19. 191, 15. 212, 14: hernach finde ich es erst in Konrads Silvester 408 wieder. 101. marchmâl.

104. barbierin, von dem Substantiv wird zu B 61 die Rede sein, das Verbum nur noch im jüngeren Titurel 4520, 2. 117. sprûzvale. 136. gewat.

148. geitalin, verderben, vernichten, im Sprachschatz 1, S. 154 gaîtalan, aritalan adnullare, vastare: aus dieser Zeit kann ich es nicht belegen, aber das heutige •vereiteln• gehört hierher.

F 1. virrôstin, im Sprachschatz 2, S. 552 rostên, arrôsten. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert habe ich das Verbum nicht gefunden, das doch noch heute gebräuchlich ist, wohl aber das Substantiv rost, Hartmanns Credo 2606. Wolframs Wilhelm 116, 6. Reinfried von Braunschweig Bl. 9. Hugs Martina Bl. 58ᶜ.

213°; rostec im Eraclius 4483. Ich stelle hier zusammen F 5 virkargin geizig werden (Genesis 21, 14. 22, 42. 23, 14 kommt ferkargen, ferkergen in der Bedeutung von überlisten, betrügen vor). F 7 virminnin die Liebe aufgeben, gleichgültig werden. 367
F 10 sich virtrachtin grübeln, in Gedanken sich verlieren. 23
F 16 virdorpirn verbauern, rohe Sitten annehmen; dazu gehört noch B 145 virblàsin. Ich erinnere mich zwar nicht, diese Zusammensetzungen anderwärts gelesen zu haben, aber ähnliche bei Herbort, wie 159 vertragen auf falschen Weg leiten, was auch nicht selten im Passional gebraucht wird, 222, 40. 254, 40. 312, 12. 315, 90. 334, 74. 369, 48. 371, 88. Ferner bei Herbort 1530 vertôten absterben; häufig sind sie bei Hermann von Fritzlar, wo eben so oft ver als vor geschrieben ist; vergl. Grammatik 2, S. 835.

19. intwonin sich entwöhnen, im Sprachschatz 1, S. 874 antwonên, aber sonst kein Beleg. 20. vonin.

22. sâmin. 77. bigraft (Silvester 3247. 4500 begrebde) im Sachsenspiegel 1, S. 22. 33. Passional 45, 89. 80, 94. Ludwig von Thüringen 4680. Hermann von Fritzlar 167, 32. 216, 1. 80. kluft. 82. gemuosit.

84. tôtgeselle habe ich anderwärts nicht gefunden.

132. gunstic Ernst 4596 und mehrmals bei Konrad; s. Haupt zu Engelh. 2089. gunstlich Elisabeth S. 420 und gunstelîche Rother 3174.

154. sich gegatin sich fügen: in Lambrechts Alexander 1834. 5178 heisst es »sich gleichstellen«. Hartmanns Credo 2564 dem tiuvele dû si alle gates gesellst, 3082 vil ebene er si al zesamene gatet. Ich bemerke noch gegate geselle Eilharts Tristant 2907. Heinrich von Krolewitz 4387. 4408. gate Roland 39, 12. Rother 1095. Lanzelet 2672. 5213. Kindheit Jesu 91, 80. Heinrich von Krolewitz 4328. Alexius bei Massmann 108, 273. »erbegate s. Fundgr. 1, 370.« »Lohengr. S. 24.« Statt gegat bei Hermann von Fritzlar 162, 7 ist wohl gegaten zu lesen. 156. bezemen.

V.

Kürzungen, zumal ungewöhnliche, lässt diese Mundart nicht gerne zu, wie sie überhaupt die mitteldeutschen Dichter nicht lieben: auch dies ist Einwirkung des Niederdeutschen und führte von selbst zu glatter Eintönigkeit der Verse. Von den Zusammenziehungen durch Wegfall des h war schon oben • S. 15. 16 • die Rede; ich erwähne noch genuon F 96, welche Form auch alt ist (Sprachschatz 2, S. 600): ähnlicherweise findet sich geruon (: tuon) in Wernhers Veronica 5, 5. Lambrechts Alexander Bl. 14ᵇ. 14ᵈ und Veldekes Äneide 3956, doch auch in Reinbots Georg 2664. Die Kürzung vrâgtin A 109 und volgtin B 74 habe ich annehmen müssen, doch minnite A 34, 37. vrouwite B 166 und tungite C 74 beibehalten, obgleich das nächste Wort nicht mit einem Vocal anfängt, selbst machitin A 73. volgitin A 100. langitin B 23 und vrouwitin D 57 auf diese Weise gelten lassen; ich habe dies in Rücksicht auf die gute, das Metrische sonst beachtende Handschrift und auf die in der Regel die älteren vollen Formen bewahrende Mundart gethan, gebe aber zu, dass man auch kürzen kann. Dagegen die Kürzung zweisilbiger Präterita mit langer erster Silbe ist dieser Sprache ohne Zweifel zu stark, deshalb war sâhn C 87. 90 nicht zulässig: B 156. C 82 stand es ohne Grund; ohnehin sollte h wohl nur das lange a anzeigen. Das tonlose i = e vor auslautendem Consonant schwindet nur in mîns F 47. dîns F 141. eins F 56 wie bei Konrad (Haupt zu Engelhart 444). Und diese Beispiele sind nicht einmal sicher, denn F 47 kann mînis leidis: dêst mir leit gelesen werden und ist wohl besser. B 154 habe ich nicht ändern wollen, weil es nicht durchaus nöthig ist. F 141 wäre dîn selbis, wie E 49 und auch im Passional 62. 1 steht, hochdeutsch und F 56 einis dem Versmass nicht entgegen. Bei Eigennamen ist grössere Freiheit, ich habe Prophiljâs und Cardjones dreisilbig gesetzt, gegen die volleren Formen der Handschrift, weil sonst metrische Schwierigkeiten nicht hinweg zu räumen waren.

Verschleifungen des bestimmten Artikels mit einer vorhergehenden Präposition sind nicht selten und werden in der Hand-

schrift ausgedrückt, anz A 15. vurz A 130. 135. E 105. ûffiz E 4. hindirs E 145. anme E 73. amme E 33. bîme A 120. vonme C 107. vorme B 103. mitme C 107. E 90. 121. nâchme E 62. zun A 57. D 164. zum D 23. ûffin C 123. D 90. E 27. ummin E 78. • ûberz lant Pass. 289, 32. • Auch einmal bei dem Verbum diese Erscheinung, wovon ich in der Grammatik 4, S. 369 kein Beispiel finde, E 21 wurdins (wurdin des). Anlehnungen des persönlichen Pronomens, irs C 162. ern E 30. 32. ichz (ich iz) A 60. C 168. D 114. wurbinz E 14. Das Zusammenfliessen bei dem Anstoss zweier Vocale hat natürlich keine Schwierigkeit, sies D 78. sien E 68. ûffin A 9. doz E 141. soz F 2. siez D 35 oder dun F 25. don F 68. d'ougin E 41. 105. d'ors E 162. 166. • zêrin C* 120. • zAthêne F 25; und auch dieses gewährt die Handschrift. Vereinzelt stehen die Zusammenziehungen drabe B 90. E 108. drûffe F 103.

Die höheren Gesetze des Versmasses sind dem Dichter nicht unbekannt, bei dem ich nicht die Zeit der eben erst beginnenden Kunst finden kann, wenn auch diese Sprache weniger Schwierigkeiten zuliess. Er legt die Hebung auf ein unbetontes e immer der Regel gemäss: dass i = e in der darauf folgenden Senkung, oder wenn es da steht, wo eine zweite Senkung nach der 369
Hebung erlaubt ist, nicht höheres Gewicht hat, brauche ich kaum 25
zu sagen. Die Senkung kann fehlen sowohl, und das ist der häufigste Fall, • vgl. Flore S. 278, • in der Mitte eines mehrsilbigen als nach einem Wort, doch immer nur einmal in der Zeile, und das ist etwas Eigenthümliches; man wollte die Eintönigkeit des Verses unterbrechen. Deshalb ist A 73. B 23. C 57. 66. E 164. F 77 gebessert. Sie kann aber fehlen im ersten Fuss, z. B. A 91 den tôt sélbin: B 35 vúoz bî dem: C 124 daz órs nám er, und in dem dritten, A 98 blúot dórt: A 119 díncstúol, • D 136 wînrébin, D 117 gótinne•; für den zweiten sind keine Beispiele nöthig. Der einsilbige Auftakt, den man als eine Zierde des Verses (weshalb ihn Kourad von Würzburg liebte) betrachtete, kann nicht in Frage kommen: der dreisilbige erscheint nicht: der zweisilbige ist nicht selten. Zeilen wie folgende, A 24 dirre knappe lebite hûte: D 107 und in ermiln wol virnêtin: C 28 Kólibás und Alexandir, beurtheile ich wie

die im Grafen Rudolf Seite 12 (• zu Flore S. 121 •) angemerkten, das heisst, es wird eine klingende Zeile von vier Hebungen mit einer andern von dreien verbunden, wie Haupt bei dem Servatius (Zeitschrift 5, S. 76) ein Gleiches anerkannt hat; im Iwein war, um die strenge Regel aufrecht zu erhalten, 1376 etwas zu streichen was 1287 galt. Klingende Reimpaare mit vier Hebungen bedürfen keiner Rechtfertigung.

In Prophiljâs Bîlâs Êvâs Kôlibâs habe ich langen Vocal der letzten Silbe angenommen. Bîlâsin reimt C 62 auf gelâsin und B 91 auf Prophiljâsin (E 116 hat die Handschrift ein â), dagegen Prophiljâs auf was, glas, genas A 52. D 101. F 60. 119. In gleichem Reim Kaukasas Parzival 326, 23. Wilhelm 36, 9. 300, 26. 377, 15. Iôrafas und Dômas Wigalois 8821. 9151. Pittipas Wilhelm von Orlens 6311; aber das gewährt keine Entscheidung, da alle diese Dichter â : a binden und auch hier, wenigstens im klingenden Reim A 107 lîchamin: nâmin, F 151 jâmir: êrsamir begegnet; Heinrich von Krolewitz reimt 3868 Satanâs auf gâs (gâhes), aber 270 auf was. Zugleich muss man berücksichtigen, dass überhaupt nur wenige Reime auf âs sich darbieten • Grammatik 1², 772. zu Flore 1372. Ilîâs: âs Reinh. Fuchs Beispiele 337, 1249•: ich kenne nur âs, blâs, getwâs und etwa das seltene, zum Niederdeutschen sich neigende hâs für hâst (Heinr. v. Krolewitz 244. 500. Ortnit I, 53, 2) oder begâs für begâst (Türheimers Wilhelm Cass. Handschr. 74ᵃ). Am gewichtigsten ist noch in der Goldenen Schmiede 1618 Ionâsen (: mâsen), da Konrad nicht leicht â: a zusammenstellt. Ausserdem wird im Athis gereimt ê: ë, er: mêr E 15. ê: e, gemêrte: virherte C 51. î: i, wîc: cric (wenn man nicht criec annehmen will) C 33. ô: o, intlôsin: hosin B 53. hôste: joste. û: u, ûffin: sluffin A 9. vrûndin: ungesundin B 129. vrûnt: munt E 39. u: uo, urburte: vuorte A 167. urbur: vuor E 143 (• die gewöhnliche Form urbor, urborn ist hier nicht angezeigt•). uo: û, zuo: dû E 37 neben zuo: tuo C 167 und dû: nû F 29; vergl. Grammatik 1³, S. 207. Man kann hier die Verbindung langer und kurzer Vocale bei dem geringeren Gewicht, das jene im Niederdeutschen haben, kaum eine Unregelmässigkeit nennen: nur die Unterscheidung ganz aufzu-

geben scheint nicht rathsam, da in den angeführten klingenden Reimen der lange Vocal fast immer vorangestellt ist, um den Leser oder Hörer zu nöthigen, den folgenden kurzen als einen gleichschweren zu betrachten; es war also hier ein Gefühl von der Verschiedenheit vorhanden. Im Übrigen sind die Reime genau, auch in dieser Hinsicht lässt sich der Dichter des Athis mit Herbort und Otto in eine Linie stellen: aus gleichem Grunde scheint mir Servatîus der Zeit nach nicht weit von beiden zurückzustehen. Den Servatius kann ich aber mit dem Grafen Rudolf, wo der freiere Reim noch häufig genug angewendet wird, unmöglich in eine Zeit, noch weniger aber letzteren in den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts setzen, wohin wohl das Gedicht von Frau Treibe gehört, in welchem (insoweit man aus den kurzen, unzusammenhängenden Stücken schliessen darf) Reime und Versmass ausgebildet sind. Die Reime ûffin: sluffin A 9. tôdis: brôdis A 19. vanin: anin E 91. tuoz: muoz F 129 sind Lachmanns Regel (zu Iwein 2112) gemäss: aber muotir: tuotir F 43 wird dort als kunstlos bezeichnet.

VI.

Über die Ereignisse schnell oder mit blossen Andeutungen hinwegeilend, weilt der Dichter des Athis gerne bei der Beschreibung des Einzelnen, am liebsten bei der Schilderung und Entwickelung innerer Gemüthszustände; hier scheint ihm der eigentliche Gehalt, wenigstens der Glanzpunkt der Poesie zu liegen. Er malt mit Umständlichkeit die Rüstung des kampfbereiten Prophilias aus (B 19—70) oder die Kleiderpracht der neuvermählten Gaite (D 130 — 169). Dies möchte noch hingehen, da beide Hauptpersonen sind, aber er verräth seine Ansicht in der Besorgnis mit der Erzählung der Ereignisse seinen Zuhörern lange Weile zu machen (D 15—21) und in der Ängstlichkeit, mit der er sich mehrmals (D 88. 112. 114. 126. E 108) daran erinnert, dass er seine Rede kürzen müsse. Dafür schwelgt er in der Schilderung des inneren Schmerzes, den der unglückliche Athis in der Felsenhöhle empfindet, oder der Gemüthsstimmung des todwunden Peritheus, der in einer langen Rede seine Gedanken und Gefühle offenbart: aber auch die jung- 371 27

fräuliche Schüchternheit, mit welcher Gaite die Brautkammer betritt, wird anmuthig geschildert. Der Ausdruck dabei ist gebildet und manchmal gewählt.

Gleiche Art und Kunst finden wir bei Veldeke und Otto. Auch hier eiliges Vorüberschreiten an den Ereignissen und wohlgefälliges Stillestehen bei den einzelnen Erscheinungen oder bei den Seelenzuständen der handelnden Personen. Es ist auffallend, wie besonders Otto immer von Neuem (78. 188. 231. 1532. 1831. 2161. 2717. 2747. 3386. 3546. 3737. 4159. 4208) versichert, dass er lange Rede meiden müsse: aber er beschreibt auf das Weitläuftigste die Kleidung der Kaiserin (3570 f.) oder die Rüstung des Eraclius (4685 f.) und gefällt sich in den Selbstbetrachtungen der Frau (2594—2640. 2755—2818. 3616—3644) und des verliebten Jünglings (2860—2910), oder in den häufigen Wechselreden, in welchen die Handelnden ihre Gesinnung an den Tag legen. Auch Veldeke malt, wo sich nur Gelegenheit zeigt, Beiwerke mit grösster Behaglichkeit aus: was weiss er nicht bloss von Äneas Mantel (768 f.) oder Bette (1262 f.) zu berichten! Eine etwas umständliche Schilderung der von Vulcan empfangenen Waffen wäre wohl zulässig gewesen, aber sie überschreitet alles Mass (5631—5789): ebenso wird das Jagdgewand der Dido Stück für Stück (1685 f.), Gestalt und Kleidung der Camille (5114 f.) und späterhin ihr Grabmal (9322—9407) beschrieben. Zwar nicht ganz ist die Handlung zurückgedrängt, und in der Erzählung von Camillens Kämpfen hebt sich einiges hervor: aber die verschiedenen Gemüthsstimmungen in Wechselreden, Selbstgesprächen, Betrachtungen und Klagen darzulegen, erscheint auch ihm als die Aufgabe der Dichtung: und davon muss man nicht weniges als wahr und tief empfunden anerkennen, wie ja die Gedanken der Lavinia über die Minne und ihr Gespräch darüber mit der Mutter als zarte Poesie selbst von Abgeneigten gerühmt werden.

Ohne Zweifel ist diese Auffassungsweise aus den welschen Quellen (•Wackern. Litt.-Gesch. S. 151•) herübergekommen und bezeichnet eine gewisse Bildungsstufe französischer Dichter; das ergibt sich schon aus der Vergleichung von Ottos Eraclius mit dem Gedicht Gautiers von Arras. Dass es auch dort keine

allgemeine Richtung war, lernen wir aus anderen, ursprünglich französischen Gedichten, aus Eilharts Tristant, Lambrechts Alexander und Zezinghofens Lanzelet, wo die Darstellung der Ereignisse noch ihr Recht behauptet und dem Gefühlsleben kein solcher Raum vergönnt wird; freilich kommen auch bei dem letztgenannten ungebührlich lange Beschreibungen vor. Dem 372
Volksepos blieben seiner Natur nach solche Überschreitungen 28
des natürlichen Masses fremd, und wie in dem einheimischen Nibelungelied und in der Gudrun, so zeigt sich auch in dem französischen Rolandsliede keine Spur davon. Der eigentliche Gewinn aus der Berührung mit fremder Kunst, die echte Vermittelung des äusseren und inneren Lebens, fiel erst Wolfram und Gottfried zu, als der dichterische Geist selbständig ward. •Wilh. 425, 25 — 426, 30 Beschreibung der Rüstung. Doch hat Wolfram das Verzeichnis der Edelsteine im Parzival 791, 1—30 beibehalten. Wie schön mässigt er sich in der Beschreibung der Alize Wilh. 154, 9 — 155, 17. Schöne Beschreibung der Isolde in Gottfr. Tristan 10888—10909.• Hartmann ist, wenigstens da, wo man vergleichen kann, im Erek und Iwein von seiner Quelle abhängig geblieben und hat die Anordnung des Ganzen wie die Entwickelung des Einzelnen beibehalten; die freie, schöpferische Kraft jener beiden war ihm nicht verliehen. Wie hätte er sonst die unerträgliche, das Gedicht wie ein Auswuchs entstellende Beschreibung von Enitens Pferd (7285—7765), die eine ähnliche in Veldekes Äneide (5211 — 5255) an Umständlichkeit weit überbietet, dulden können? Schon vorher hatte er bei anderen Veranlassungen (1425—1452. 1539—1577) sich der Richtung hingegeben, aber doch etwas enthaltsamer gezeigt. Dabei darf man nur nicht vergessen, dass sein eigenthümlicher Geist das französische Vorbild erst mit warmem Leben erfüllt und ihm eine deutsche Seele eingehaucht hat. Absichtlich rede ich nur von den drei grossen Dichtern, die im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts nahe neben einander aufstanden: die übrigen wuchsen aus ihnen hervor (•gerade die Beschreibung von Enitens Pferd ahmt Fleck nach, Sommer zu 2743•), und ihre Kunst zeigt keine neue Entwickelung, wie verschieden auch sonst bei ihnen die geistige Anlage war (•Be-

schreibung der Helena in Konrads troj. Krieg 19784–20176*): unnützen Abschweifungen ergeben sie sich alle. Einen Widerschein der älteren, von französischem Einfluss noch unberührten Darstellung finden wir in Wernhers Maria, Konrads Roland und in der Kaiserchronik: reiner im Pilatus, von dem wir leider nur ein Bruchstück besitzen, und im Karlmeinet: am reinsten in der zwar legendenartig gewendeten, aber dabei menschlich schönen Dichtung von Crescentia. * Die Erzählung von Collatinus in der Kaiserchronik (unter Tiberius) ist auch einfach und gut.* Hier geht die Erzählung bei dem innigsten Gefühl mit ruhigen Schritten ihrem Ziele entgegen (*vgl. Lachmanns Wolfram XXIV*), ohne bei Nebendingen sich aufzuhalten oder an künstliche Wendungen und Reizmittel zu denken. Andere Werke geistlicher Dichter aus dieser Zeit, denen Kunst und meistens poetischer Sinn fehlt, kommen hier nicht in Betracht: nur des Verfassers des Servatius, der noch in das zwölfte Jahrhundert zu gehören scheint, will ich Erwähnung thun. Er war gebildet und verständig, aber zugleich geistlos und steifstellig: wenn er in eine endlose Beschreibung der bischöflichen Kleidung ausschweift (483–605), so kann er dies Veldekes Äneide abgesehen haben, wo es nicht eigene Geschmacklosigkeit ist. Wie aber müssen wir den Dichter des Grafen Rudolf beurtheilen, der kein Geistlicher war? Sprachformen und unvollkommener Reim, abgesehen von anderen Gründen, weisen ihn in die Siebenziger des zwölften Jahrhunderts, er konnte also aus Veldekes Äneide noch nichts lernen: und doch finden wir bei ihm, wiewohl gemässigt, schon jene Neigung zum Ausmalen der Beiwerke: man sehe die Beschreibung von dem Gemach der Gräfin (2, 1—10) oder die noch umständlichere von dem Reitzeug des Rosses (8, 1—14). Auch bei der Innigkeit des Gefühls weilt der Dichter in dem Gespräch der Liebenden (17, 1—14), oder wenn er von dem Schmerz Rudolfs bei der Leiche Bonifaits redet (28, 18—29). Ist das Einfluss einer französischen Quelle, gegen die doch manches spricht, oder ist es die freie Aneignung der schon eingedrungenen Kunst? Ich bin noch immer geneigt, das Letztere zu glauben, denn auch die Erzählung des Geschichtlichen hält das rechte Mass, ist nicht zu

ausführlich, begnügt sich aber auch nicht mit blossen Andeutungen. Dass der Dichter ein so schönes Gleichgewicht in den verschiedenen Mitteln der Darstellung zu bewahren und alle mit Geschick anzuwenden wusste, müssen wir als eine natürliche Begabung betrachten, die ihn weit über Eilhart, der wohl sein Zeitgenoss war, erhebt.

Noch einer anderen Einwirkung französischer Kunst will ich gedenken. Schon einige Male hat man auf die nicht selten in Anwendung gebrachte kurze Wechselrede aufmerksam gemacht (Lachm. z. Iwein 3637), die, ohne die Sprechenden anzuzeigen, wenige Worte, manchmal nur ein einziges verwendet, wenn sie eine aufgeregte Stimmung ausdrücken und Schlag auf Schlag erwidern will. Frage und Antwort stehen wohl in zwei Zeilen gegenüber, aber scharf wird diese Form erst ausgeprägt, wenn sie in einer einzigen Zeile zusammengedrängt werden, die bisweilen auch noch die weitere Frage aufnimmt. An der rechten Stelle angebracht erscheint dieses Mittel natürlich und wirksam, aber es kann leicht durch Missbrauch in Manier ausarten. Dem langsam hingleitenden Fluss des Volksepos war diese heftige Rede nicht angemessen: sie zeigt sich daher nicht in den zu der deutschen Heldensage gehörigen Liedern, auch nicht in den Auffassungen der Klage und Dietleibs (in Dieterichs Flucht kann man ein Paar einzeln stehende Zeilen 4849. 4855 kaum hierher rechnen, noch weniger im Ortnit Seite 46): ferner nicht in der geschwätzigen und bequemen, ohnehin äusserlich rohen Spielmannspoesie: endlich nicht in den älteren erzählenden Gedichten, deren ich vorhin gedacht habe; damals war die jugendliche Kunst noch zu unschuldig und langte mit einfachen Mitteln aus. Haupt bemerkt (Zeitschrift 3, S. 160), 374
bei Eilhart wie bei Veldeke sei dies neue Manier gewesen; bei 30
beiden ist sie so häufig, dass es genügt, einige Beispiele auszuheben, Tristant 585—590. 1635—1640. 7462—7465. Äneide 606—616. 9628—9659. Aber auch der Dichter des Grafen Rudolf hat sie sich angeeignet (9, 3—5. 10, 3. 15. 8): dagegen der Glicheser und Lambrecht kennen sie nicht; der Dichter des Servatius, der aus einer lateinischen Quelle schöpfte, fügt, wenn er einmal (3358—3360) Frage und Antwort in einzelnen Zeilen

aufeinanderfolgen lässt, jedes Mal ‹er sprach, si sprach› hinzu. ebenso macht es der Dichter des Dietleibs (8080—8089. vergl. 10871—10895) » und des Helmbrechts 1512 folg «. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts kommt sie in den kleinen Bruchstücken von Frau Treibe zum Vorschein, sogar bei dem unbeholfenen Herbort, doch in dem grossen Liede von Troja nur zweimal (6335—6356. 8017—8018): im Athis wird sie höchstens (E 43—45) angedeutet, aber sehr häufig gebraucht sie Otto (Eraclius 303—311. 430—431. 647. 656—660. 901—923. 1307—1334. 1425—1427. 2075—2077. 2446—2451. 3352—3359. 3927—3936). Hartmann von Aue wendet sie nicht bloss im ersten Büchlein, wo Herz und Leib sich besprechen (1167—1266), an, sondern auch in seinen erzählenden Gedichten und zwar mit einiger Überladung im Erek (4058—4082. 6169–6173. 7492–7521. 7925–7941. 9026–9047) und im Iwein (486—495. 1805—1806. 2117—2119. 2206—2212. 2290—2293. 2348–2355. 2610–2612 usw.); doch auch im Gregor (1127–1133. 3744—3749) und im armen Heinrich (907—909. 1263—1268) zeigt sie sich, also da, wo eine französische Quelle nicht dazu konnte verlockt haben. Ganz anders bei Zezinghofen, in dessen Lanzelet ich sie nur einmal (» vgl. 320 folg.« 4454–4461) habe auffinden können. Gottfried von Strassburg gebraucht sie im Tristan mässig (» 3654—3656. » 3972—3975. 4017—4018. 4125. 4313. 9936. 11578—11582. 12788—12793), Walther von der Vogelweide (82, 11—15) geschickt. Der an kühne Wendungen und keckes Abspringen gewöhnten Sprache Wolframs sollte man meinen müsste diese Form willkommen gewesen sein, er gestattet sie sich aber nur im Parzival und (wenn mir nichts entgangen ist) nur einmal, eigentlich ausserhalb der Erzählung, da nämlich, wo er die Frau Aventiure anredet (433, 1—4): in einer anderen Stelle (352, 11—18) kann man höchstens eine Annäherung finden. Wie es die folgenden Dichter gehalten haben, ist von geringerer Bedeutung; einiges will ich anmerken. Von Hartmanns Nachahmern hat sie nur Wirnt ein Paar Mal (Wigalois 278—280. 8550—8562) zugelassen, nicht aber der Dichter der Guten Frau. Bei Lichtenstein erscheint sie selten und unvollständig (17, 30—18, 2. 115,

13. 14. 130, 12—13. 500, 23), bei Rudolf von Ems zwar aus- 275
gebildet (• Wilhelm von Orlens 3818—3821. 4188—4194.• Ger- 21
hard 3789 f. 4188—4196), aber auch nur sparsam angewendet: ebenso im Flore 1120 — 1131. Einmal bei Reinbot von Dorn (1935 — 1939). Sonst noch hier und da, z. B. Meier Helmbrecht (1512), •Mauritius und Beamunt Berlin. Jahrb. 9, S. 114,• Herant von Wildonie (18, S. 306), Heinrichs von Freiberg Tristan (•772.• 1009—1010). Zwar im Daniel von Blumenthal (Dresd. Handschrift 53*), aber nicht in Strickers Amis oder Karl, auch nicht in seinen kleineren Erzählungen; bei jenem kläglichen Gedicht mag die französische Quelle Anleitung gegeben haben. •In dem Wilhelm Türheims kommt sie nicht vor, nicht im Apollonius.• In dem Tristan Ulrichs vom Türlein ist das Eigenthümliche dieser Form nicht scharf hervorgehoben (938. 1848 — 1849. 2185 — 2188. 2342 — 2349. 3017 — 3019), andere enthalten sich ihrer ganz wie Heinrich vom Türlein: wenigstens habe ich in dem mir zugänglichen Theil der Krone nichts davon entdecken können: ebenso wenig in dem jüngeren Gedicht vom Herzog Ernst. Der behaglichen Breite Konrads von Würzburg sagte ein so rascher Schritt der Rede nicht zu, selbst da nicht, wo kurz gehaltene Frage und Antwort ganz passend gewesen wäre, vgl. Engelhart 2006 — 2021 oder das Herz 380 — 388; und doch konnte ihm die Manier nicht unbekannt geblieben sein. •Im trojanischen Krieg eine Unterredung zwischen Jason und Medea 8076—8112, wo aber die Worte eines jeden mindestens zwei Zeilen ausmachen. Aus einer einzelnen Zeile im Wigamur 870—879. Aber auch Frage und Antwort in derselben Zeile 1268 — 1275. Im Renner kommt sie nicht vor; vgl. 11492 folg. 14705 folg. Meister Stolle (MSHag. 3, S. 10*) setzt jedes Mal »sprach« voran.•

Bei den nordfranzösischen und provenzalischen Dichtern des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts zeigt sich ein ähnliches Verhältnis. Dem Rolandsliede, in welchem das fränkische Volksepos sich am reinsten abspiegelt, ist die kurze Wechselrede völlig fremd: ein Gleiches gilt von der trefflichen Schilderung des Kreuzzuges gegen die Albigenser, die ein unbekannter Troubadour zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts

ganz in der Weise der Volksdichtung verfasst hat: überhaupt gilt es von allen strophischen (• dieser Ausdruck war zu vermeiden: es sind die trades monorimes gemeint •) Gedichten, so weit sie mir bekannt sind, also vom Fierabras, den Aymonskindern, Bertha, Carls Zug nach Jerusalem, dem Sachsenkrieg, Gerhard von Viane, Agolant, Aubri, Ogier, Garin von Lothringen. Wenn es sich einmal fügt, was doch selten ist, dass zwei Zeilen als Frage und Antwort aufeinanderfolgen und die Sprechenden nicht genannt sind (z. B. Garin 1, 274. 2, 105. Gerhard von Viane 1540), so darf man jene Manier noch nicht darin sehen. Sie erscheint zuerst bei Gedichten, die fremde Sage einführen, denn die vorhin genannten fallen sämmtlich der kärlingischen anheim, überhaupt bei denen, die in Reimpaaren mit kürzeren Zeilen abgefasst sind. Ich finde sie bei Christian von Troyes, und zwar mit Sicherheit, wie eine herkömmliche Form, gehandhabt, in den Bruchstücken aus Perceval, die Villemarqué in den Contes Bretons 2, 266—286 mitgetheilt hat, • aber nicht im Chevalier de la charrette, • doch auch im Iwein
876 (Kellers Romfahrt 525, 6—10. 564, 15—19. 566, 5. 572, 21).
32 Christians Blüthe beginnt in der Mitte des zwölften Jahrhunderts und endigt im Jahr 1191. Man könnte vermuthen, dass er, den man, ich weiss nicht ob mit Recht, an die Spitze einer neuen Ausbildung der Kunst setzt (Roquefort de l'état de la poésie françoise dans les XIIe et XIIIe siècles p. 20), auch diese Manier aufgebracht habe: allein sie begegnet auch bei Gautier von Arras (Eracles 4304 — 4306), der leicht älter sein mag, wenn die Gründe, weshalb Massmann sein Gedicht in die Jahre 1149—1153 setzt, sich bewähren; Paulin Paris (les manuscrits français de la bibliothèque du roi 3, p. 220) scheint es noch weiter zurückzuschieben. Sie zeigt sich ferner in dem altfranzösischen Tristan (1, 204, Zeile 4254—4258 bei Michel), • in dem Roman de Florimont von Aimé von Vacennes, Holland in Pfeiffers Germania 1, S. 241• und in dem von Bekker herausgegebenen Flor und Blancheflor (677—682).

Auch die Anwendung der Parenthese, zumal in solcher unnatürlichen Ausdehnung, wie sie im Athis F 95—103, vorkommt, scheint den französischen Dichtern abgelernt. • Holland

Crestien von Troies p. 259.* Im Grafen Rudolf 23, 45 ist sie geschickt benutzt: am Ende des zwölften Jahrhunderts war sie schon einheimisch geworden, das zeigt die Klage (1888) und Dietleib. *Nibel. 1127, 2.* Im Iwein 26–29, begünstigt sie Hartmanns Neigung, Eigennamen gelegentlich beizubringen: auch 3183 — 3185 ist sie nicht zu tadeln. Otto gebraucht sie im Eraclius mässiger als unser Dichter, Wolfram nicht oft, aber mit richtigem Takt (*Wolfr. Wilh. 315, 2–5. Freidank 46, 13–16. 74, 8—11. Gute Frau 662—663*): noch seltener erscheint sie bei Gottfried von Strassburg, Ulrich von Zezinghofen, Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg.

Ich habe den Dichter des Athis der Sprache wegen mit Herbort, der Kunst wegen mit Otto zusammengestellt, wiewohl ich bei diesem mehr Gewandtheit im Ausdruck und weniger Schwung der Gedanken finde[1]): kann uns vielleicht diese Zusammenstellung auf eine nähere Bestimmung ihrer Zeit leiten? Herbort dichtete, wie wir wissen, auf Geheiss des Landgrafen Hermanns von Thüringen, muss also während dessen Regierung in den Jahren 1190—1216 seine Aufgabe vollbracht haben. Im Eraclius wird umständlich erzählt (1679—1685), wie die Briefe des Kaisers Focas zusammengefaltet, beschnitten und mit Wachs versiegelt werden: diese Stelle kommt in dem französischen Ge- 377
dicht nicht vor, und man könnte vermuthen, es sei hier Veldekes 33
Äneide (11120, vgl. 16643) nachgeahmt; indessen findet sich bei Gautier anderwärts (4361) etwas der Art. Ebenso braucht das Schimpfwort übel hût (Eraclius 2471. 3983) nicht aus der Äneide (12819) entlehnt zu sein: es steht auch in Hartmanns Erek (6523) und bei Neidhart (MSHag. 3, S. 217ᵇ) verschamtiu hût. *Renner 4154. 4157. 12168 bœsiu hût.* Dass im Erek wie im Athis ein eigenthümlicher und sonsther nicht bekannter Ausdruck, der Êren holde (vgl. zu C 72), vorkommt, ist gewiss merkenswerth, kann aber allein noch nicht ein Abborgen

[1]) Wie aber der Herausgeber des Eraclius (Seite 555. 621. 624) zwischen diesem Gedicht und dem ziemlich ungelenken, ohne Zweifel älteren Reinhart Fuchs des Glichesers, zumal bei so ganz verschiedenem Inhalt, »eine innige Verwandtschaft« hat entdecken können, begreife ich nicht: sie sind Geist, Sprache und Darstellung nach völlig verschieden.

bei einem von beiden Dichtern begründen. Etwas Sicheres ist also noch nicht ermittelt, indessen lässt doch die ausgebildetere Sprache und freiere Handhabung der Rede schliessen, dass Eraclius, jünger als die Äneide, in das erste Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts gehöre. »Eraclius gehört Zeit und Kunstart nach zu dem Karlmeinet und dem Athis und Prophilias: Lachmann zu Iwein S. 495.« Aus gleichem Grunde wird auch Athis in diese Zeit zu setzen sein, denn das Alterthümliche, was die Sprache hier im Verhältnis zu den hochdeutschen Denkmälern zeigt, scheint mir aus der Mundart, die mit der allgemeineren Entwickelung nicht gleichen Schritt halten konnte, völlig erklärbar. »Auch im Lanzelet hat die Sprache noch manches Alterthümliche: vgl. Lachm. zu Iwein S. 505.« Sonstige Ausbildung, äussere und innere, »der gebildetere Stil von Athis (Lachmann Parzival XXXVIII)«, ich sage damit noch nicht »grosser, poetischer Werth«, stellen unser Gedicht gleichfalls in die Blüthezeit des dreizehnten Jahrhunderts. Von seiner Fortdauer kenne ich nur ein einziges Zeugnis: in der oben »S. 18« genannten Erzählung von Michelsberg*) sagt Heinrich von Freiberg (Z. 8—10) Athis unde Profiljâs nâch ritterschefte strebeten: mit stæten triuwen lebeten in ritterlicher werdekeit; er hebt also die Freundestreue heraus.

VII.

Der deutsche Athis ist einem französischen Gedicht nachgebildet, ob demselben, wovon sich zu Paris zwei Handschriften in der königlichen Bibliothek erhalten haben, bleibt (nach der Anmerkung zu A 70 und F 64—67) noch ungewiss. Die eine (No. 7191. fonds de Cangé No. 73. Bl. 106) hat Ginguené bei dem Auszug benutzt, den die Histoire littéraire de la France 15, p. 160—193 liefert: von der zweiten (No. 6987. Bl. 119) hatte er vorher schon (15, p. 124 — 125) einige Nachricht gegeben; zugleich findet man hier einzelne Stellen, doch nur von geringem Umfang, aus den Handschriften abgedruckt, ein Paar andere bei Roquefort (De la poésie françoise dans les XIIe et XIIIe

*) [Berl. Jahrb. 2, S. 94. J. Grimm.]

siècles p. 117—118). Von Ginguené ist beachtet, was Fauchet (Recueil de l'origine de la langue et poésie françoise Paris 1581. p. 83) und Le Grand d'Aussy (Notices et extraits des manu- 378
scrits 5, p. 101—131) beigebracht hatten. Zuletzt noch hat Paulin 34
Paris (Les manuscrits françois de la bibliothèque du roi 3, p. 194—195) und Francisque Michel (Chroniques anglo-normandes 3, p. IX) die zweite Handschrift besprochen: die erste begnügt sich jener (6, p. 221) nur anzuführen. Da das französische Gedicht über 18500 Zeilen enthält, so ist von dem deutschen, das doch aller Wahrscheinlichkeit nach vollendet war, nur ein geringer Theil vorhanden. Übrigens macht Ginguené einen unbegreiflichen Fehler, wenn er die zweite Handschrift an einer anderen Stelle und als ein ganz verschiedenes Werk aufführt; der Titel »li siége d'Athaines« mag ihn dazu verleitet haben, der allerdings nicht für die eine, sehr gut aber für die andere Hälfte des Gedichtes passt. Schon die Übereinstimmung der an zwei verschiedenen Orten (p. 124 und 179, p. 125 und 193) von ihm selbst mitgetheilten Anfangs- und Schlusszeilen hätte ihm seinen Irrthum klar machen müssen. Ginguené gedenkt (p. 123—124) noch einer dritten Handschrift, die sich in der Bibliothek von Dufay befand und die verloren sein muss, weil er Stellen daraus bei Ducange aufgesucht hat[1]).

In den beiden bekannten Handschriften nennt sich der Dichter ohne nähere Bezeichnung »Alexander«: die verlorene hatte die Überschrift »Roman d'Athys et de Parfilias ou Prophilias rimé par Alexandre de Bernay«. Das ist der Grund, weshalb die französischen Gelehrten diesen Alexander von Bernay (de Bertain, de Berri findet sich auch in den Handschriften, wie mir Hr Michelant schreibt) oder, wie er auch hiess, Alexander von Paris, für den Verfasser halten; nur Ginguené,

[1]) Grässe irrt, wenn er (Sagenkreisse S. 129) behauptet, der französische Dichter Peros de Nesle habe im vierzehnten Jahrhundert einen Auszug von Athis in Versen gemacht. Michel Chroniques anglo-normandes 3, p. IX soll Anfang und Ende von diesem Auszug mittheilen, wo aber nur von unserem Athis nach der Handschrift 6987 die Rede ist. Es sind andere Gedichte, von welchen jener Peros de Nesle oder Perros de Neele solche Auszüge in Reimen geliefert hat und welche Michel 3, p. XIX—XXXII anführt; genauere Nachrichten findet man bei Paulin Paris 3, p. 188—225.

weil er zwei verschiedene Gedichte voraussetzt, nimmt auch zwei verschiedene Dichter an: nach ihm soll das in der ersten Handschrift enthaltene Werk dem Alexander von Bernay zugehören, das in der zweiten einem anderen, der schlechthin den Namen Alexander führte. Jenes Zeugnis, das die Überschrift der dritten Handschrift gewährt, ist beachtenswerth, aber nicht
879 entscheidend, nicht einmal gewichtig, denn es scheint von einem
35 Unwissenden oder, wie die Orthographie anzeigt, späteren Abschreiber herzurühren, für den es wenigstens kein günstiges Vorurtheil erweckt, dass er über den Namen der einen Hauptperson des Gedichtes ungewiss ist. Paulin Paris führt noch einen anderen Grund an, er meint, weil Alexander von Bernay den Stoff seiner Gedichte aus dem griechischen Alterthum entlehnt habe, so dürfe man annehmen, dass er auch Verfasser des Athis sei: ein schwacher Grund, und, was noch schlimmer ist, er beruht auf lauter Voraussetzungen. Denn dass Alexander von Bernay an dem Gedicht Lamberts li Cors von Alexander dem Grossen wirklichen Antheil gehabt habe, ist erst strenger zu erweisen: die Stelle, woraus man es schliesst, bleibt zweifelhaft, wie Paulin Paris (p. 97. 98) selbst anerkennt, und spricht nur von eingemischten Zeilen: dawider streitet aber die grosse Verschiedenheit beider Gedichte; jenes (die Ausgabe vor Michelant steht bevor) ist in langzeiligen Strophen, Athis in kurzen Reimpaaren abgefasst, und schon in den wenigen Stellen, die davon bekannt sind, wird man eine ganz andere Darstellungsweise finden. Wenn aber Paulin Paris (p. 99. 195) weiter behauptet, Athis sei eine Fortsetzung eines Gedichtes von dem trojanischen Krieg, das Beneoit de Sainte-More in der Mitte des zwölften Jahrhunderts verfasst hat, so ist das nichts als ein flüchtiger Einfall, den niemand haben kann, der den Inhalt von Athis nur einigermassen kennt; die Belagerung von Athen hat nicht den geringsten Zusammenhang mit der Belagerung von Troja. Und was wird als Stütze des Einfalls angeführt? Der zufällige Umstand, dass in der Handschrift 6987 Athis auf das Gedicht von Beneoit folgt. Verwirft man auch das Zeugnis jener Überschrift nicht völlig, so wird man doch erst bessere Überzeugung erlangen, wenn ein verlorenes Gedicht Alexanders

von Bernay, das die Mutter des heil. Martin, Helene, besingt, wieder aufgefunden ist und Sprache und Darstellung in beiden sich vergleichen lässt. Erst im Renart Contrefait, der in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gehört, kommt eine Beziehung auf Athis vor, wie sich aus einer Äusserung Méons (Le roman du Renart 1, p. XII) ergibt[1]).

Über das Zeitalter Alexanders von Bernay,. von dessen 380
Leben man auch sonst nichts weiss, fällt es schwer, etwas Be- 36
stimmtes zu sagen. Jene Handschrift in der Bibliothek von Dufay soll eine Sammlung von Gedichten des zwölften Jahrhunderts enthalten haben: könnte man sich auf die Richtigkeit dieser Angabe verlassen, so würde sie die Vermuthung begründen, dass auch der Dichter des Athis damals gelebt habe, wogegen an sich nichts einzuwenden ist: mit Sicherheit dürfte man schliessen, wenn die Handschrift selbst in jene Zeit gehörte, aber davon ist nichts gesagt. Die Handschrift 6987 setzt Paulin Paris in das dreizehnte Jahrhundert, 7191 in das Ende desselben; nach Michelants Meinung (wie mir Dr Franz Pfeiffer mittheilt) ist auch jene nicht älter. Hat Alexander von Bernay wirklich an dem Gedicht Lamberts li Cors gearbeitet, so würde es etwa in dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts geschehen sein, da die völlige Vollendung dieses Werkes von Ginguené und Roquefort (De la poésie françoise p. 158) kurz vor das Jahr 1184 gesetzt wird.

VIII.

Ich benutze Ginguenés Auszug zu einer Übersicht des Inhalts, die ich, bequemerer Benutzung wegen, in einzelne Abschnitte, wie sie sich am natürlichsten ergeben, zertheile.

1. Nach Rom (die Geschichte von der Gründung der Stadt dient als Einleitung) pflegten junge Athener zu kommen, um

[1]) Bekanntlich ist der Renart Contrefait noch nicht gedruckt: die ausführlichste Nachweisung darüber gibt M. A. Rothe Les romans du Renard (Paris 1845) p. 459 — 514, aber jene Beziehung ist darin nicht angemerkt. Durch blosses Missverständnis von Méons Angabe wird in den Jahrbüchern der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache 2, S. 93 gesagt, das Gedicht von Athis stehe handschriftlich vor dem Renart Contrefait.

daselbst die Kriegskunst zu erlernen: umgekehrt schickten die Römer ihre Söhne nach Athen, damit sie sich dort in den Wissenschaften ausbildeten. Evas, ein angesehener Römer, hatte zu Athen den Unterricht des Savis genossen, der auch nachher sein Freund geblieben war. Diesem sendet Evas seinen Sohn Prophilias als Schüler zu. Aber auch Savis hatte einen Sohn, Athis genannt, der in Rom die Führung der Waffen erlernen soll. Athis ist eben im Begriff, sich einzuschiffen, als Prophilias anlangt. Er führt diesen zu Savis, der den Sohn seines Freundes aufs Beste empfängt. Athis ändert seinen Entschluss und will erst dann nach Rom gehen, wenn Prophilias dahin zurückkehrt. Prophilias zeichnet sich bald durch Fortschritte in den Wissenschaften aus.

2. Eines Tags, als beide am Meeresstrand wandeln, entdeckt Athis seinem Freunde, dass Savis die Absicht habe, ihn zu vermählen; der Tag der Verbindung sei schon angesetzt.
381 Bald nachher lädt er den Prophilias ein, seine Braut, die Car-
37 diones heisst, zu sehen. Prophilias wird bei ihrem Anblick von so heftiger Liebe entzündet, dass er in Siechthum verfällt. Athis kommt mit seinem Vater den Kranken zu besuchen, und es werden Ärzte herbeigeholt. Indessen wird die Hochzeit gefeiert. Während man bei dem festlichen Mahl versammelt ist, verlässt Athis die Gesellschaft und begibt sich zu seinem Freund, dessen Leiden sich verdoppeln, als er hört, dass die Geliebte sich in Einem Hause mit ihm befinde. Athis dringt so lange in den Kranken, bis er ihm die wahre Ursache seiner Leiden, die Liebe zu Cardiones, entdeckt. Die Kräfte schwinden ihm nach diesem Geständnis, aber Athis, der treue Freund, umarmt ihn und erklärt sich bereit, ihm seine Gesundheit wieder zu verschaffen. »Ich will«, sagt er zu ihm, »heute Nacht mein Bett verlassen und dir den Platz neben meiner Frau einräumen; nur hüte dich zu sprechen und vor allem hüte dich einzuschlafen. Sobald du zurückgekehrt bist, nehme ich meinen ersten Platz wieder ein«. Der Kranke wird in eine Kammer neben der seines Freundes gebracht. Als Athis mit seiner Neuvermählten zu Bett gegangen ist, zaudert er ungewiss; doch die Freundschaft siegt, und er beharrt bei seinem Entschluss. Er

begnügt sich die Braut zu umarmen und begibt sich zu dem Freund, den er auffordert, seine Stelle bei Cardiones einzunehmen. Prophilias folgt dem Drang der Leidenschaft. Als seine Wünsche erfüllt sind, zieht er der Cardiones den Ring vom Finger und kehrt zu Athis zurück. Auf diese Weise bringt er jede Nacht bei der Geliebten zu.

3. Indessen sendet der tödlich erkrankte Evas einen Boten an Savis und verlangt seinen Sohn noch einmal zu sehen. Prophilias, trostlos über diese Nachricht, kann sich doch nicht entschliessen, die geliebte Cardiones zu verlassen. Jetzt geht Athis, der seine Trauer bemerkt, noch weiter in der Freundschaft, er zeigt sich bereit, ihm seine Frau abzutreten. Er führt diese in ein einsames Gemach, entdeckt ihr was geschehen ist und fordert sie auf, nicht mehr ihn, der sie nie berührt habe, sondern den Prophilias als ihren Gemahl zu betrachten. Prophilias wird herbeigerufen; er bestätigt die Aussage seines Freundes und zeigt der Cardiones den Ring, den er ihr abgezogen hat. Athis führt beide in den Tempel der Venus, wo die frühere Verbindung aufgelöst und die neue geknüpft wird. Die beiden Verehlichten begeben sich nun nach Rom. Evas, der wieder hergestellt ist, geht seinem Sohn entgegen, erstaunt zwar, ihn ohne seine Zustimmung vermählt zu sehen, gewährt jedoch Verzeihung und umarmt seine Schwiegertochter. Er beklagt und bewundert zugleich den Athis, den er zu belohnen wünscht. Die Hoch- 382
zeit wird mit Pracht gefeiert, und Evas übergibt seinem Sohn 38
grosse Reichthümer.

4. Eine ganz andere Wendung nimmt das Schicksal des Athis. Enterbt und vertrieben von seinem Vater (der Grund wird nicht angegeben) geräth er in die grösste Armuth. Seine Eltern wollen ihn nicht sehen; niemand will ihn aufnehmen. Da er nicht weiss, wohin er sich in seinem Unglück wenden soll, so entschliesst er sich endlich, seinen Freund in Rom aufzusuchen. Aus Mitleid nimmt man ihn in ein Schiff auf, wo er wegen seines armseligen Aussehens verspottet wird. Er langt in Rom an und findet endlich das Haus, wo Prophilias und Cardiones wohnen. Beide sind eben im Begriff, an der Spitze eines grossen Gefolges einen Spazierritt zu machen. Sie kommen

an Athis vorbei, ohne ihn anzureden, da seine ärmliche Kleidung und seine Magerkeit ihn bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben. Allein Athis sieht darin Absicht und überlässt sich alsbald den schwärzesten Gedanken. Er begibt sich in eine Felsenhöhle vor der Stadt mit dem Vorsatz, darin Hungers zu sterben. Unter Klagen über sein Geschick bricht die Nacht ein.

5. Das Wetter ist schön. Drei Jünglinge kommen aus der Stadt und nähern sich der Höhle, wo Athis liegt: sie erwarten ihre Freundinnen, die eine Zusammenkunft verheissen haben. Einer von ihnen beginnt in seiner Ungeduld die Geliebte des anderen zu schmähen. Der Beleidigte zieht sein Schwert, der dritte vereinigt sich mit ihm, und jener Unvor-
A sichtige fällt unter ihren Streichen. Nach vollbrachter That entfliehen die Beiden. Athis verlässt die Höhle und will dem Unglücklichen Beistand leisten, aber zu spät. Er entschliesst sich, dieses Ereignis zu benutzen, um seinem eigenen verhassten Leben ein Ende zu machen. Er wälzt sich auf der Leiche, befleckt sein Gewand mit Blut und erwartet den Tag, damit man ihn in diesem Zustand bei dem Ermordeten finde. So geschieht es in der That, er wird ergriffen und vor die Richter geführt, die ihn, da er sich selbst als schuldig angibt, zum Tod verurtheilen. Einige von den Richtern bemerken jedoch, es sei unglaublich, dass ein Fremder einen, den er nie gesehen habe, umbringe und so lange verweile, bis man ihn gefangen nehme.

6. Es war Sitte zu Rom, den Verurtheilten drei Tage lang öffentlich auszustellen: und so geschieht es auch mit Athis. Zufällig geht Prophilias vorüber und erkennt seinen Freund. Eingedenk der Opfer, die dieser ihm gebracht hat, zaudert er,
383 um ihn zu retten, keinen Augenblick, sich für den Thäter aus-
39 zugeben und klagt sich selbst vor dem Gericht an. Jetzt ein Wettstreit zwischen beiden Freunden: jeder will für den An-
Ab deren sterben. Die Angehörigen des Prophilias, der die Stelle
C* des Athis eingenommen hat, sind trostlos, zumal als der zweite Tag vorüber ist. Indessen kehren die zwei entflohenen Mörder nach Rom zurück, wo sie vernehmen, was geschehen ist, und auf dem öffentlichen Platz den an die Kette geschlossenen Prophilias erblicken. Der eine raunt dem anderen zu: »Wir

müssen eilig entfliehen: bemerkt man uns und es kommt an den Tag, dass wir die Thäter sind, so ist unser Verderben gewiss«. Aber ein Anwesender vernimmt diese Worte und klagt beide sogleich öffentlich des Mordes an. Man sieht, dass ihre Hände noch mit Blut befleckt sind: sie werden festgehalten und an die Kette geschlossen, an welcher bisher Prophilias gestanden hat. Jetzt bekennen sie ihr Verbrechen und erleiden die Strafe. Athis und Prophilias umarmen sich und erzählen einander ihre Schicksale. Athis wird dem Evas und den Ver- «A⁴
wandten des Prophilias vorgestellt und erhält von Evas, der ihn A⁵ᵇ
wie seinen Sohn betrachtet, grosse Geschenke an Ländereien, Geld und Edelsteinen.

7. Bald hernach feiert man das Fest der Entführung der Sabinerinnen. Athis erblickt hier Gayete, die Schwester des Prophilias, erst sechzehn Jahr alt, aber von wunderbarer Schönheit. Er empfindet alsbald die heftigste Liebe zu ihr, hält sie aber geheim, weil Bilas, der König von Sicilien, um sie geworben hat; auch Gayete fühlt Neigung zu Athis. Die Liebe macht den Jüngling krank, vergeblich sucht Prophilias, der das Geheimnis nicht kennt, ihn zu trösten. Gayete, als sie den Zustand des Geliebten erfährt, fällt in Ohnmacht. Evas besucht den Kranken, befühlt Haupt und Puls und findet diesen ruhig. Beim Weggehen spricht er zu Prophilias: »Diese Krankheit, macht mir umsomehr Kummer, als ich die Absicht hatte, dem Athis deine Schwester zur Gemahlin zu geben, nicht dem Könige Bilas«. Der Kranke beklagt, als niemand zugegen ist, sein Geschick: er glaubt in der Verwirrung des Geistes die Geliebte zu erblicken und will sie umarmen; wieder zu sich gekommen empfindet er um so lebhafter sein Unglück. Auch die trostlose Gayete vergiesst Thränen über ihn. Prophilias begreift, dass Liebe allein die Ursache der Krankheit sei, aber er weiss nicht, wen Athis liebt, seine Frau oder seine Schwester: aber sei es die Eine oder die Andere, er will sie ihm überlassen: molt pert qui pert un bon ami. »Wäre es Gayete«, spricht er zu sich selbst, »mit welcher Freude wollte ich sie ihm zuführen«. Bei Tagesanbruch eilt er zu Athis: er dringt darauf, ihm die Ur- 384
sache seiner Leiden zu entdecken, wagt aber nicht, von der 40

Liebe zu reden aus Furcht, Athis möge seine Frau nennen. Athis gesteht zwar, dass er liebe, wagt aber nicht, den Namen seiner Geliebten auszusprechen, bis er endlich nach weiterem Drängen offenbart, dass es Gayete sei, für die er glühe. Prophilias umarmt ihn, sichert ihm seine Schwester zu und verlässt ihn, um sein Versprechen in Ausführung zu bringen. Athis, im Vorgefühl seines Glücks, fasst neuen Muth. Prophilias weiss seine Schwester zum Geständnis ihrer Liebe zu bewegen und verspricht ihr Vereinigung mit seinem Freunde. Auch Salustine, die Mutter, gibt ihre Einwilligung.

8. Während die ganze Familie in einem Garten versammelt ist, erscheint ein Bote des Königs Bilas von Sicilien und ersucht den Evas und Prophilias, zu seinem Herrn sich zu begeben, weil er als zukünftiger Gemahl der Gayete zugleich mit ihnen seinen Einzug in Rom halten wolle. Die Liebenden gerathen bei dieser Nachricht in Verzweiflung. Prophilias geht mit Schwester und Mutter zu Evas und macht ihm die dringendsten Vorstellungen: dieser aber will sein gegebenes Wort nicht brechen, und nichts vermag den Greis von dieser Ansicht abzubringen. Prophilias zeigt sich entschlossen, gegen Bilas einen Kampf zu beginnen und, wenn er auf der Verbindung mit Gayete bestehe, ihn auf das Feindlichste zu behandeln. Evas will dem Könige eröffnen, dass Gayete, von Liebe zu einem Anderen bereits erfüllt, in der Verbindung mit ihm unglücklich sein werde. Er macht sich auf und gelangt zu dem Zelt des Bilas, dessen Pracht umständlich beschrieben wird: man sieht darin gewürkte Bilder, welche das Urtheil des Paris, die Belagerung von Troja, die Gründung Roms, Eteocles und Polynices, Salomon und Absalon, endlich die zwölf Monate, die vier Jahrszeiten, die zwölf Zeichen und die Planeten darstellen. Evas wird ehrenvoll empfangen. Bilas fragt nach Prophilias, er werde später sich zeigen, erwidert der Vater. Evas lädt den König ein, nach Rom zu kommen, aber Bilas weigert sich unter dem Vorwand, dass seine Leute die römische Sprache nicht verständen, und bittet ihm die Jungfrau zuzuführen, damit die Vermählung gefeiert werde. Evas beräth sich mit seinen Senatoren und den zwölf Pairs von Rom, wie man den Antrag

zurückweisen könne. Man bietet dem Könige grosse Schätze, wenn er abstehen wolle: aber Bilas fordert seine Braut und schwört sich zu rächen, wenn man sie ihm vorenthalte. Jetzt ertheilt man dem Evas den Rath, sein Wort zu halten und nicht zu beachten, was Prophilias vorbringe, sondern seine Tochter dem Könige zu geben. Evas zeigt sich diesem Vorschlag ge- 385
neigt, kehrt zurück und stattet Bericht ab; dann begibt er sich 41
zur Ruhe.

9. In der Nacht berathen sich die Übrigen, was zu thun sei; man kommt überein, bei Freunden und Verwandten um Beistand zu bitten. Am Morgen sind schon viertausend versammelt. Sie ziehen aus der Stadt und legen sich in einen Hinterhalt, um die vorüberziehende Gayete aufzuheben. Prophilias, der noch weitere Verstärkungen erhalten hat, trennt sein Heer in zwölf Abtheilungen. Bei Anbruch des Tages befiehlt Evas seiner Tochter, sich fertig zu halten, weil er sie dem Könige Bilas bringen wolle. Gayete wählt die schlechtesten Kleider, aber Evas nöthigt sie, die prächtigsten zu nehmen. Man steigt zu Pferd, und auf einem Nebenweg gelangt Gayete in das Lager des Königs, der sie nach freundlicher Begrüssung alsbald unter Begleitung von hundert Rittern in sein Reich absendet. Das übrige Heer geht voran oder folgt. *(A* A**)* Prophilias mit seiner Schar greift den Zug an und siegt: aber B
Gayete wird nicht gefunden, weil sie von einem Ritter weggeführt ist. Die Feinde erhalten Verstärkung und setzen ihren Weg fort, gerathen aber in den Hinterhalt, in welchem Athis liegt. Gayete birgt sich während des Kampfes im Wald. Athis sucht sie nach allen Seiten: er findet ihr Pferd und ihren Mantel; beides hatte sie zurückgelassen. Endlich erblickt er sie unter einem Olivenbaum, hebt sie auf sein Pferd und bringt sie zu den Seinigen. Dann eilt er dem mit Bilas kämpfenden Prophilias Beistand zu leisten. Die Römer, von der Überzahl der Feinde erschreckt, haben sich eben zur Flucht gewendet: aber als Athis an der Spitze einer beträchtlichen Schar erscheint, fassen sie wieder Muth. Bilas wird vom Pferd geworfen und nur mit Mühe C
wieder hinaufgehoben. Seine Leute fliehen und werden bis in den Wald verfolgt. Athis und Prophilias kehren auf den Kampf-

platz zurück, die Getödteten begraben zu lassen. Sie vergiessen Thränen, als sie das Unglück übersehen, wovon sie die Ursache sind. Athis zumal kann es sich nicht verzeihen und will entfliehen: aber die Freunde, die seines Beistandes bedürfen, fragen ihn, was aus Gayete werden solle. Prophilias vereinigt sich mit den Bittenden, und es gelingt, ihn zu beruhigen. Athis macht jetzt den Vorschlag, die Todten und Verwundeten nach Rom bringen und die reiche Beute voran tragen zu lassen, damit ihr Anblick die Trauer derjenigen mässige, die einen Sohn oder Bruder verloren. Dieser Rath wird befolgt, man führt die Gefangenen im Triumph in die Stadt, und die gewonnenen
366 Schätze ersticken die Klagen. Athis behält für sich das Zelt
42 des Königs, und Prophilias gibt der Gayete Kleider und Edelsteine.

C' D 10. Prachtvoll wird die Vermählung der Liebenden gefeiert: Prophilias beschenkt beide reichlich, und die Feste dauern acht Tage lang. Athis gedenkt jetzt seiner Eltern und vergiesst Thränen, weil sie sein Glück nicht theilen. Prophilias schlägt vor, in Begleitung der beiden Frauen dorthin zu reisen, und Evas gibt seine Einwilligung dazu. Sie ziehen mit einem grossen Gefolge aus, und nach einer Überfahrt von acht Tagen landen sie in dem Hafen von Athen. Savis wird durch einen Boten von der Ankunft seines Sohnes benachrichtigt. Er war aus Kummer, weil er keine Nachricht von Athis erhalten hatte, erkrankt und schon seit einem Jahr bettlägrig. Erfreut durch die Botschaft beruft er seine Verwandten, damit sie den geliebten Sohn in seinem Hause empfangen. Von Frau und Gefolge begleitet macht sich Savis auf den Weg nach dem Hafen; der Bote eilt voraus und verkündigt seine Ankunft. Athis geht seinem Vater entgegen: sie umarmen sich tausend Mal. Die sonst dem Athis alles versagt hatten, zeigen jetzt die grösste Zuvorkommenheit: jeder will ihn aufnehmen, doch Savis lässt ihn nicht von sich.

11. Zu dieser Zeit herrscht in Athen der Herzog Theseus, ein Nachkomme des altberühmten gleichnamigen Königs; sein Sohn heisst Pyrithous. Bei der Nachricht von der Ankunft der beiden Freunde statten sie ihnen einen Besuch ab und werden

ehrenvoll empfangen. Theseus ersucht den Athis, seinen Sohn zum Krieger auszubilden und ihm bei seinen Unternehmungen Beistand zu leisten. Als aber Theseus und Pyrithous die Frauen erblicken, werden beide, Vater und Sohn, von heftiger Liebe zu der schönen Gayete ergriffen; vergeblich bemüht sich die junge Frau des Theseus, sie zu zerstreuen. Endlich besinnt sich Theseus und sieht ein, dass er bei seinem Alter Unrecht habe, einer solchen Leidenschaft nachzuhängen. Der Sohn überlegt, wie er durch eine glänzende That die Aufmerksamkeit der geliebten Frau auf sich ziehen könne.

12. In dieser Stimmung vernimmt Pyrithous, dass Thelamon, Herzog von Corinth, einen tapferen Sohn habe, Ajaus genannt als Nachkomme des berühmten Ajax. Pyrithous benutzt ein Fest, das Thelamon gibt, um den Ajaus zum Kampf zu fordern: er droht dabei ihm sein Erbe in Asche zu verwandeln. Eigenmächtig sendet er darauf einen Boten mit der Kriegserklärung ab. Thelamon versammelt sein Volk und bereitet sich, Athen zu überfallen. Pyrithous, der nicht weiss, wie er 387
seinen Vater von seiner Unbesonnenheit in Kenntnis setzen soll, 43
fasst den Entschluss, alle Ritter in seines Vaters Land zu den Waffen zu rufen; zugleich ersucht er die beiden Freunde, Athis und Prophilias, mit ihm sich zu vereinigen. Dann bricht er auf; sein Heer ist siebentausend Mann stark, sein Gegner hat dreitausend mehr. Die Schlacht beginnt. Pyrithous legt einen Theil seines Volks in einen Hinterhalt und zieht sich zurück: sobald aber der Feind an eine Furt gelangt ist, bricht die verborgene Schar hervor und fällt ihm in den Rücken, während Pyrithous ihn von vornen angreift. Prophilias und Athis tragen den Preis der Tapferkeit davon. Der Kampf dauert anderthalb Tage: das Heer des Thelamon denkt schon daran, sich zu ergeben, als Theseus mit zwanzigtausend Mann anlangt: er hatte von dem unbesonnenen Streich seines Sohnes gehört und war ihm zu Hilfe geeilt. Da auch die Gegner Verstärkung erhalten haben, so beginnt der Kampf von neuem. Pyrithous wird verwundet: Theseus fürchtet für sein Leben, aber der Sohn heisst ihn ruhig sein, nahe seine Stunde heran, so werde nichts den Tod abwenden. Theseus macht ihm Vorwürfe, dass er den

Krieg ohne sein Vorwissen angefangen habe. Indessen, meint er, da Thelamon sich zurückziehe, so müsse man heimkehren und auswärtige Söldner mit dem Lösegeld für die Gefangenen dingen. Man zieht also am folgenden Tag nach Athen zurück, wo ein neuer Kampf vorbereitet wird. Die beiden Freunde berichten den Ihrigen von den Thaten, die sie vollbracht haben. Auch Thelamon macht grosse Zurüstungen. Er lädt seine Verwandten, Freunde und Lehnsleute ein, ihm zu Hilfe zu kommen und die Beleidigung, die er erduldet habe, zu rächen. Als König Bilas, der ihm verwandt ist, hört, dass Athis und Gayete sich in Athen befinden, eilt er ihm Beistand zu leisten, um an den Römern Rache für die Entführung der Gayete zu nehmen. Man rüstet sich mit aller Macht: auf jeder Seite hat man wenigstens hunderttausend Streiter zusammengebracht.

13. Thelamon zieht heran, von Bilas begleitet. Sie haben die Absicht, den Herzog von Athen in der Nacht zu überfallen und sich der Stadt zu bemächtigen; schon erfreut sie der Gedanke an die Vertheilung der Beute. Theseus beräth sich mit seinen Baronen, und man fasst den Entschluss, den Feind anzugreifen. Abends sendet er den Pyrithous an die beiden Freunde mit der Einladung, an dem Kampfe Theil zu nehmen; ihn begleitet Carsidorus, der Sohn eines Kaisers. Ihrem Rang
288 gemäss empfangen, bitten sie die beiden Frauen Cardiones und
44 Gayete um ein Liebeszeichen, das sie an ihren Speren befestigen wollen. Cardiones gibt dem Pyrithous, Gayete dem Carsidorus einen goldenen Ring[1]). Beide Jünglinge werden in der Nacht von den Gedanken an die That erfüllt, durch welche sie sich in den Augen der Frauen, deren Ritter sie sind, auszeichnen wollen. Indessen erfahren die Belagerer durch einen Späher, dass die Stadt zur Vertheidigung gerüstet ist, und Bilas benachrichtigt Thelamon davon. Ihr Heer ergreift die Waffen
E und harrt auf den Ausfall der Belagerten, die nicht lange auf sich warten lassen. Die Frauen besteigen die Thürme, um zu sehen, wie ihre Ritter sich halten. Der Kampf dauert den ganzen Tag. Die Athener, welche die rühmlichste Tapferkeit

[1]) In dem französischen Auszug werden die Namen der Frauen verwechselt.

zeigen, tragen den Sieg davon und nehmen eine grosse Anzahl edler Herren gefangen.

14. Bilas verlangt jetzt eine Unterredung mit dem Herzog von Athen. Theseus erscheint, begleitet von Athis, Prophilias und seinem Sohn Pyrithous. Der König von Sicilien, nachdem er die Tapferkeit seiner Gegner gerühmt hat, verlangt einen Waffenstillstand von acht Tagen, zugleich eine Übereinkunft, die beiden Theilen alsbald geselligen Verkehr erlaubt; er bittet zugleich den Herzog um Erlaubnis, seine Tochter, die schöne Alemandine, zu sehen. Dies alles wird bewilligt und zwar durch die Vermittelung des Prophilias, an dem Bilas ebenso Muth als rechtliche und versöhnliche Gesinnung bewundert. Hierauf kehrt jeder in das Lager zurück, und am anderen Morgen eilt der König nach Athen. Da er wünscht, auch Sabine, die Schwester des Athis, kennen zu lernen, so begibt er sich zu Savis. Als er in dem Hof der Burg anlangt, kommt Athis herbei und hält ihm den Steigbügel in der Absicht, ihn damit zu ehren. Bilas sieht hierauf Sabine, von welcher der Dichter ein reizendes Bild macht, und empfindet die heftigste Liebe. Nach dem Mittagsessen begibt sich die ganze Gesellschaft zu Theseus: auch die beiden Freunde begleiten den König dahin. Der Herzog stellt ihm seine Frau und Tochter vor. Bilas kehrt ins Lager zurück und erzählt dem Thelamon von dem in Athen genossenen Vergnügen und den grossen ihm erwiesenen Ehren. Sabine bleibt fest in seinem Herzen, und er begibt sich während des Waffenstillstands oft zu Savis. Der König schlägt den Frieden vor unter der Bedingung, dass Athis ihm seine Frau zurückgebe; dies wird nicht bewilligt.

15. Man rüstet sich, und der Kampf beginnt aufs Neue. 389
Pyrithous, von Thelamon angegriffen, wird verwundet und 45
verdankt seine Rettung nur dem Prophilias, der ihn mit dem Schilde deckt. Cardiones stirbt vor Schmerz, als sie Pyrithous, ihren erwählten Ritter, fallen sieht, weil sie ihn für todt hält. Theseus kehrt in seine Burg zurück und besucht seinen verwundeten Sohn. Dieser erbittet sich als eine Gunst, dass seine F
Schwester Alemandine dem tapferen Prophilias vermählt werde, indem er, Pyrithous, die Ursache von dem Tode der Cardiones

sei. Der Herzog gibt seine Einwilligung. Dann wird die Lanzenspitze aus der Wunde gezogen, und Pyrithous stirbt. Ein Bote benachrichtigt den König von diesem Ereignis und bittet um einen Waffenstillstand, der gewährt wird. Prophilias erfährt bei seiner Heimkehr den Tod seiner Gemahlin und geräth in Verzweiflung. Das Leichenbegängnis der Cardiones und des Pyrithous findet zu gleicher Zeit statt. Theseus denkt an die Bitte seines sterbenden Sohns, fasst die Hand der schönen Alemandine und führt sie dem Prophilias zu, der sich mit ihr verlobt.

16. Bilas hat seine Liebe zu Savine nicht vergessen. Er wünscht sie wiederzusehen und begibt sich an dem dritten Tage des Waffenstillstands zu Savis. Er erklärt der Jungfrau seine Neigung und bittet um Gegenliebe. Savine fühlt sich geehrt, kann aber wegen Verschiedenheit des Standes nichts auf den Antrag erwidern. Als der König versichert, dass er sie zu seiner Gemahlin verlange, so ersucht sie ihn, sich mit ihrem Vater und Bruder und ihren Freunden zu besprechen. Diese willigen ein, aber es ist noch die Beistimmung des Theseus nöthig, der geschworen hatte, keinen Frieden zu machen. Er weigert sich auch anfangs, lässt sich aber zuletzt bewegen, die Bedingungen anzunehmen. Die Vermählung des Bilas wird zu Athen gefeiert, zwei Tage später kehrt er nach Sicilien zurück. So lange er lebt, geniesst Athen das Glück des Friedens.

IX.

Man bemerkt leicht, dass unser Gedicht aus zwei verschiedenen Theilen besteht. Der erste endigt mit dem Sieg der Römer über Bilas und der Vereinigung der Liebenden. Athis und Prophilias sind die Helden, um die sich alle übrigen Personen bewegen, und das Ziel ihrer Dichtung ist die Verherrlichung ihrer Freundschaft. Athis überlässt seine Braut dem Prophilias, damit diesen die heftige Leidenschaft nicht tödte:
390 Prophilias vergilt dieses Opfer dadurch, dass er, um dem Athis
46 das Leben zu retten, freiwillig den Mord auf sich nimmt, dessen sein Freund, und scheinbar mit Recht, angeklagt wird: dann

kämpft er für ihn, um ihm zu dem Besitz seiner Schwester zu verhelfen.

Die Sage von zwei Freunden zeigt sich in vielfachen Gestaltungen bei mehr als einem Volk und scheint auf dem durch Vermischung des Bluts feierlich geschlossenen Bund zu beruhen, der schon in frühester Zeit bekannt war.[1]) Die verbreitetste, vielleicht auch die älteste ist die Dichtung von Amicus und Amelius, die uns eben durch Haupts treffliche Ausgabe von Konrads Engelhart nahe gerückt ist*); sie dauert noch heut zu Tage in mündlichen Überlieferungen fort. Nachweisungen liefern die Anmerkungen zu den Hausmärchen No. 6. 60. 85. 122 (Bd 3 1822), die von Simrock (Übersetzung des armen Heinrichs 1830) und von Keller (Li romans des sept sages 1836, p. CCXXXI—CCXLVI und Diocletian des Hans von Bühel 1841, S. 63. 64) fortgeführt sind[2]). Welche weitere Bildung die Sage immer auch empfangen hat, der Grundgedanke bleibt, dass der eine Freund bereit sein muss, dem anderen das Beste und Liebste, das er besitzt, selbst das Leben zu opfern: das Schwierige des Verhältnisses tritt erst hervor, wenn dabei die Grenzen des Rechten und Erlaubten müssen überschritten werden. Die Sage fordert nicht bloss diese unbedingte, auch die Sünde nicht scheuende Hingebung, sie führt sie herbei, um die Treue als den einzigen Hebel aller Handlungen darzustellen. Je mehr sich aber späterhin selbstbewusste Umdichtungen bemühen, die Überlieferung mit den Gesetzen der Sittlichkeit in Übereinstimmung zu bringen, desto greller und verletzender tritt der Widerspruch hervor, wie Konrads Engelhart deutlich genug zeigt; selbst im armen Heinrich hat die seelenvolle Auffassung nicht allen Anstoss wegschaffen können; der Dichter des Athis, um sich zu helfen, greift den Inhalt der Sage mit grösserer Eigen-

[1]) [Zum Folgenden gibt W. Grimm noch diese Citate:] » Tacit. Annal. 12, 47. Weimar. Jahrb. 1, S. 417. Wackern. Leseb. 1, S. 982—986. Negermärchen bei Kölle. Ms. Hag. 4. S. 273. Berlin. Jahrb. 7, S. 323—324. Geschichte der deutschen Sprache S. 130—131. Gâleke Gengenbach S. XIV. «

*) [Haupt 4, S. 356. Jacob Grimm.]

[2]) Wer sonst noch Citate sucht, findet sie reichlich bei Grässe über die grossen Sagenkreise des Mittelalters 1842, S. 348—350. » Abels Paul. Diac. p. XXIII. «

mächtigkeit an. Gemeinschaftliche oder doch häufig wiederkehrende Züge der Sage sind folgende. Der eine, zumal wenn Zwillingsähnlichkeit beider Freunde hinzukommt, nimmt, durch die Umstände gedrängt, Nachts die Stelle des anderen in dem Ehebette ein, trennt sich aber durch ein zwischengelegtes schneidendes Schwert von der Frau. Er vertritt den anderen im Kampf eines Gottesurtheils, weil dieser schuldbewusst den Sieg nicht hoffen darf. Noch härtere Prüfungen folgen, der
391 eine, weil ihn der Aussatz überfallen hat, wird aus der Ge-
47 meinschaft der Menschen verbannt, muss Haus, Weib und Kind verlassen und wird als ein bereits Gestorbener betrachtet; Gottes Stimme offenbart, dass nur durch reines Blut diese Krankheit, die für die furchtbarste galt, geheilt werden könne: jetzt zaudert der andere nicht, seine eigenen Kinder zu tödten, um mit ihrem Blut dem Freunde die Gesundheit oder eigentlich das Leben zurückzugeben.

Diese Züge schimmern im Athis durch, wenn auch gestört, verwirrt oder abgeblasst. Entschuldigt wird Prophilias, wenn er in der Hochzeitnacht bei der Frau des anderen ruht, weil ihn der Freund selbst dazu aufgefordert hat, und Cardiones, die von dem Trug nichts weiss, bleibt schuldlos; durch diese Wendung ist das Schwert zwischen beiden unpassend geworden, wie, im Gegensatz zu der Edda, in der Erzählung der Niflungasaga gleicherweise Siegfried die Gunst der Brünhild wirklich geniesst und ihr dann den Ring abzieht (Heldensage S. 362). Warum Athis in den armseligsten Zustand geräth und sich selbst verbannt, begreifen wir nicht recht: »der widerliche« Aussatz stimmte nicht zu der »vornehmen« Haltung des Gedichts, auch nicht eine übernatürliche Heilung desselben: aber er scheint mir angedeutet, wenn Athis von allen geflohen wird und hernach in Lumpen gehüllt vor dem Thor des reichen Prophilias liegt, oder wenn er sich (A 28) ein unreiniz wicht nennt; auch der Verlust seines Erbes (D 76) zeigt wohl den rechtlosen Zustand des Miselsüchtigen an. Der Kampf für den schuldbewussten Freund kommt nicht vor, dagegen ist Prophilias bereit, die Strafe für ein vorausgesetztes Verbrechen zu übernehmen. Den sonstigen Inhalt des Gedichts betrachte ich als

absichtliche Erfindung, die nichts Ausserordentliches zeigt, aber eine kunstgemässe Anordnung mit symmetrischer Vertheilung erkennen lässt. Man merkt die Absicht, Verhältnisse und Zustände herbeizuführen, welche in Spannung versetzen und die Freunde in die bedenklichsten und peinlichsten Lagen bringen, damit nur ihre Aufopferung recht glänzend erscheine. Weil aber das Seltsame und Unglaubliche, das die echte Volkssage unbesorgt vorbringt, hier als etwas Natürliches erscheinen soll, so kommen innere Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche hervor. Dass Prophilias und Cardiones an dem durch Elend und dürftige Kleidung entstellten Athis vorüberreiten, ohne ihn zu erkennen, lässt sich erklären, und es könnte dabei bestehen, dass Prophilias ihn hernach, als er in Ketten ausgestellt ist, sogleich erkennt, weil er ihn wohl aufmerksamer betrachtet: aber warum gibt sich Athis nicht ohne Weiteres zu erkennen? Hat er Ursache, eine unfreundliche Aufnahme zu erwarten? Ohne Noth entschliesst er sich gleich zu dem Ärgsten, zum 392
freiwilligen Hungertod. Dieser ist gewählt, damit ihn die Ver- 48
zweiflung in eine Felsenhöhle treibe und er Zeuge eines auf ziemlich erzwungene Weise veranlassten Mordes werde, den er auf sich nimmt, bloss um den Tod zu finden. Er konnte ehrenvoller dazu gelangen, wenn er dem angefallenen Jüngling Beistand leistete: aber dann hatte Prophilias keine Gelegenheit sich als Opfer für ihn darzubieten. Nicht sehr wahrscheinlich ist der Ausweg, wodurch die Unschuld des Athis an den Tag kommt: die Mörder kehren freiwillig in die Stadt zurück und verrathen sich durch unvorsichtige Reden auf dem offenen Markt.

Der zweite Theil steht mit dem ersten in keinem wahren Zusammenhang. Zwar treten die beiden Freunde darin auf, aber sie sind nicht mehr Hauptpersonen, sondern zufällige Theilnehmer an dem Streite anderer, die sie eigentlich nichts angehen und die in dem ersten Gedicht nicht einmal genannt werden. Der Inhalt verräth keinen besonderen Aufwand von Erfindungsgabe: er ist ohne Knoten und Entwickelung und ohne nothwendigen Schluss; das Ganze beherrscht kein anderer Gedanke, als der Preis persönlicher Tapferkeit, die übermüthig und ohne Grund den Kampf veranlasst. Bilas zwar soll eine

Verknüpfung begründen durch die Rache, die er für die geraubte Gayete nehmen will: aber nur scheinbar gibt er diesen Grund an, denn er überlässt sich sogleich der Neigung zu einer Schwester des Athis, von der früher auch nichts gesagt ist und die sich billig des Bruders in seinem Elend hätte annehmen sollen. Wenn Cardiones, ihrer leidenschaftlichen Liebe zu Prophilias uneingedenk, volle Neigung dem Pyrithous zuwendet und bei der Nachricht von seinem Tod aus Schmerz stirbt, so wird das Bild, das man sich von ihrer Treue gemacht hat, zerstört; und ebensowenig angemessen ist es, wenn der über den Tod der Cardiones noch ganz untröstliche Prophilias durch die Hand der Schwester des Pyrithous alsbald entschädigt wird. Auch sonst hat dieser zweite Theil die äussere Färbung der Ritterromane. Cardiones und Gayete schenken nicht dem Gemahl, sondern den daneben erwählten Rittern als Liebeszeichen einen goldenen Ring, den diese an dem Sper befestigen wollen (• vgl. Über Schenken S. 21 f. [J. Gr. Kl. Schr. Bd II] •), ohne Zweifel weil sie glauben, dadurch im Kampf geschützt zu werden (• Lichtenstein 186, 25 an sinem sper ein risen guot er fuort. •) So erhält bei Herbort (9509—9522. 9881—9882. 9929—9930) Diomedes von der rechten Hand der Briseis einen Ermel, den er als Fahne an seinen Schaft bindet: Gawan (Parzival 375, 13—23. 390, 20) von der Clauditte gleicher Weise den rechten Ermel •der Obilot• (• Über Schenken S. 18 •), den er an seinem Schild befestigt, und Lavinie wünscht (Äneide
393 12034—[12040), dass] Äneas den ihrigen an seinem Arm trage,
49 dann werde er den Kampf ungefährdet bestehen [1]).

[1]) •Vgl. über Diphthonge nach weggefallenen Consonanten S. 5. 6• [= J. Gr. Kl. Schr. Bd III]. Ein solcher Ermel heisst stöche Masc. und Fem., •Judith Voran. Hd. 123, 12.• Herbort 9509. 9930. Erek 4507. Gudrun 5544 (1385, 4). Lichtenstein 263, 16. 287, 3. Heinrichs Krone 95ᵃ, 96ᶜ. Trojan. Krieg Strassb. Handschr. Bl. 173ᵇ. Neidhart S. 21, 4 Ben. •Ms. Hag. 3. 240ᵇ. 193ᵃ. • Ortnit Ettm. V, 119. Rosengarten Dresd. Handschr. 64, 20. Hadlaub Ms. 2. 192ᵃ. Hugs Martina Bl. 132ᵇ. •Stöche auch Kopftuch Schmeller 3 S. 686. Gödi Ms. 2, 58ᵃ Ringewiffel bi der stöchen frouwen Elfen fuorte. Apollon. 19955. 20258. 20313. 20353. die gelwen stöchen Grieshaber Pred. 2, 69.• Der niederdeutsche †) Ausdruck ist mouwe möwe, der in der Äneide und im Lanzelet 4433. 6305

†) [Jacob Grimm setzt dazu ein Fragezeichen.]

Der erste Theil dagegen zeigt die vornehmen und über- 394
feinerten Sitten des griechischen Kaiserthums, äusseres Gepränge 50

vorkommt; • im Mauritius Berlin. Jahrb. 9, S. 129, 1464. in einer Erzählung Gesammt-Abent. 1, S. 93. 147, vgl. S. 92. 120. möwe friesisch Richth. S. 937, Bremer Wörterb. 1, S. 193. slupfer manica Oberlin 1420. Grosse Mauen Ermel, Schütze Holst. Idiotikon 3, S. 90. Maue weiter Hemdsermel, Ermel am Talar (Kortüm aus Düsseldorf), so auch in Rheinbreitbach. Herrad v. Landsberg S. 90. 94 und Bilder Tab. XII (s. Hoffmann Gesch. v. Magdeb. 2, S. 428), vgl. Helbling 1, 168—171. 187 f. 227—230. 2, 1479. 3, 300—303. 8, 453. 742—746. Erek 2309 scheint diu rise die move zu bedeuten? vgl. Parz. 741, 10. suckeni, zwêne ermel hiengen dran nider zuo den ellenbogen, Haupt Zeitschr. 6, S. 499: die ermel der suckenien, ibid. S. 500.• Vgl. eine niederländische Erzählung in den Altdeutschen Blättern 1, S. 70. 184. Hartmann gebraucht beide Wörter, doch nur im Erek: mouwe steht 2292. 2297. 2311, dagegen stüche 4507, hier aber nicht im Reim. Es ist ein weiter herabhängender offener Ermel, der den engen, festgeschnürten (vgl. zu D 107) umgab. In den Bildern der Casseler Handschrift von Türleins Wilhelm ist er oft genug zu sehen: auf der Kreuzigung der Extersteine an dem Kleide der Jungfrau Maria ist er um das Handgelenk wieder zusammengezogen; man konnte ihn ablerren (Herbort 9521, Neidhart Ms. 2, 856, Lichtenstein 261, 15, vgl. Parzival 375, 17). • Äneide 1701 die ermil enge und niht wit. Ziemann bei gugel S. 136. In der Berliner Handschrift der Äneide mit Bildern tragen die Frauen ein engermeliges und darüber ein Oberkleid mit weiten, langen Ermeln, die fast bis auf den Boden herabhängen, Kugler S. 18. Das Kleid der Jungfrau hete zwei lange stüchen, daz si die arme entlüchen zuo dem grifen solde; riche borten von golde giengen umb diu ende, Apollon. 19955—19959. (beim Zweikampf) die frouwe sol hie ûzen gân, einen stüchen in der hende han mit riemen darin gebunden swære (einen stein ?) bi drin pfunden. der stüche sol wesen linin und zweier ellen lanc sin, Apollon. 20258—20263, vgl. 20213. Morolt 1, 2587 mit ir guoten mantel si ime den sweiz abe reip.• Daraus erklärt sich sein verschiedenartiger Gebrauch. Er dient, wie oben bemerkt ist, als Fahne am Schaft: Gudrun und ihre Jungfrauen tragen Steine darin; Kriemhild deckt im Rosengarten den Siegfried schützend damit; Lichtenstein, als Frau gekleidet, zieht ihn über den Kopf; im Erek, wie in Heinrichs Krone und im Ortnit wischen Frauen dem Verwundeten Schweiss und Blut damit ab; im Winter schützt er den Frauen das Antlitz gegen die Kälte; und so ist daraus unser heutiger Stauchen oder Muff entstanden. • mufflas hantsch Glossae Cassellanae G^b 6, muffula füstline Sumerl. 50, vgl. Sprachschatz 2, S. 710.• Auf den Schild wird er festgeschlagen, das zeigen die Stellen im Erek, Lanzelet • und Parzival 375, 23,• er mochte nun von Seide, Gold- und Silberstoff oder von Zobel sein und diente als Decke: denn dass man den Schild mit pfelle und mit Zobel überzog, ergibt sich aus Parzival 101, 8 und aus Konrads Schwanritter 876—877: ein Pantherfell ist es im Lanzelet 6307; Nibelungen 1640, 1 steht ein hulft von lichtem pfelle ob siner varwe lac. • Kein Schildmacher soll ein Schaffell auf einen Schild legen. Athelstans Gesetze II, S. 18, Schmid S. 75. Der raut (des Schildes) was mit zobele bedaht Lanzelet

und zur Schau getragene Tugenden. Beide Freunde vergiessen Thränen bei dem Anblick der Gefallenen, aber wie geschickt

374, 2378. er hete eines lewen hût gemachet zeime schilde Âneide 5039-5040. schilt — ungehûtet unde unbezogen Âneide 8753. sin schilt was von harmen wiz, an dem lac vil grôzer vliz von zobel drûf geslagen Wilhelm von Orlens 1042—1044. ûzer purper ûf den schilt was ein richez dach geleit Turnier von Nantes 58, 2. 3. den schilt den fuorte er unde truoc verdecket mit hermine, Turnier von Nantes 73, 2. 3. 86, 6. » Im Waltharius 1034—1035 wird der Schild von einem Stein zerschmettert, sed retinet fractum pellis superaddita lignum. Eine mouwe zur Schilddecke erhalten zu haben, gewährte übernatürlichen Schutz und galt zugleich als ehrenvolle Zierde, wie Gahmuret das Hemd der Herzeloyde über sein Panzerhemd zieht (Parz. 101, 9—13): deshalb wird die mouwe im Lanzelet 4432 ze einer hübscheite, Herbort 9510 zeime kleinôte getragen und in dem niederländischen Gedicht (182) die Bitte gestellt om êne scônhêde (vgl. Dietleib 12473—12480). « Parz. 371, 28—30, 373, 18. 374. 20; vgl. 375. 11; Wilhelm 19. 27. 382. 19. » Im Erek werden drei Schilde nach einander beschrieben, deren jeder mit einer mouwe überzogen ist: entweder werden drei rechte Ermel als Liebeszeichen vorausgesetzt, von denen nichts gesagt ist, oder das Wort bezeichnet, ohne jene Beziehung, bloss die ritterliche Schilddecke; ebenso im Lanzelet, wo 6305 der mouwe von zobel auf dem einen Schild Erwähnung geschieht und unmittelbar darnach bei dem anderen 6306 nur von der Pelzdecke die Rede ist. Auch Engelhart 2560 ist der stûchen decke zu lesen. Mouwe wird im Lanzelet schwach decliniert, bei den anderen stark: darnach ist Erek 2297 zu bessern, und 2311—2313 lese ich des bestuont der mouwe innerhalp ein frouwe âne vor dem orte †). Unter der Decke nämlich stand das Bild einer Frau als Schildzeichen†): es war nur an dem Ende etwas davon zu sehen. schildes ort Lohengrin 54, 113. Turnier von Nantes 103, 2. 141, 1. Lichtenstein 187, 14 oben dâ des schildes ort mir daet daz winster ahselbein. » Nach Kirchbergs Reimchronik Cap. 29 soll Pribislav von Mecklenburg in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts das gemalte Bild einer Jungfrau auf dem Schild
394 geführt haben: aber in den Jahrbüchern des Mecklenburgischen Vereins 10
50 S. 29, wo die Stelle mitgetheilt ist, wird wahrscheinlich gemacht, dass diese Angabe auf einem Missverständnis beruhe, und da sonst nirgend, soviel ich weiss, eine menschliche Gestalt als Schildzeichen vorkommt (« eine Jungfrau im Schild und auf der Fahne Wilh. v. Östr. Bl. 42ᵇ. 76ᵇ. 84ᵃ. 89ᵃ, auf dem Helm Bild einer schönen Frau, Simrock Rheinland S. 53; (schilt) dar an einer frouwen bilt was von golde erhebt dem gelich als ob ez lebt, Beliard 1468; ein nacket kind, Amor der wilde Alexander Ms. Hag. 2, S. 365ᵃ; sirene Apollon. 487. 5320. 12422. (auf dem banier 12480) 17676. vgl. Parz. 30, 26. vgl. Benecke Wörterb. v. Ermel. Weinhold Frauen S. 442.»), so vermuthe ich, dass im Erek houwe herzustellen ist (« Lohengr. 138, 548 auf den schilden aks parte houwe und ruote »); es stand nur eine Haue auf dem Schild, von welcher nur das scharfe Ende über die Decke ragend sichtbar war. Ich will

†) [Jacob Grimm setzt dazu ein Fragezeichen.]

weiss Prophilias den übertriebenen Schmerz des Freundes, der verzweifelnd entfliehen will, zu beschwichtigen (Cap. 9)! Mit desto weniger Gefühl, doch mit griechischer Schlauheit wird die Trauer der Eltern und Geschwister dadurch gedämpft, dass man vor den Getödteten und Verwundeten erst die reiche Beute hertragen lässt, von welcher ihren Antheil zu nehmen die edlen Helden nicht verschmähen. Auch die Erinnerung an seine Eltern presst plötzlich dem Athis Thränen aus (Cap. 10). Die Liebe dagegen wird als sinnliche Begierde geschildert, die ohne Befriedigung in körperliche Krankheit übergeht. Doch muss man zugestehen, dass der erste Theil seiner künstlerischen Anlage wegen einer dichterischen Ausfüllung fähig war: die herbeigeführten Zustände konnten lebendig geschildert und Einzelheiten glänzend hervorgehoben werden. Wir müssen warten, bis das französische Gedicht gedruckt ist, da der dürftige Auszug kein Urtheil erlaubt; was von dem deutschen erhalten ist, zeigt in manchen Stellen Wärme und Zartheit der Gedanken.

X.

Wir fragen noch nach dem Ursprung des Werks. Der französische Dichter sagt selbst (nach Roquefort in der Biographie universelle 1, p. 534—535), er habe sein Gedicht aus einer lateinischen Quelle geschöpft: denn so muss man wohl »übersetzt« verstehen. Auch enthalten die Schlusszeilen (abgedruckt in der Histoire littéraire 15, p. 125 und 193, hernach in den von Michel herausgegebenen Chroniques anglo-normands 3, p. IX) die Bemerkung d'Athènes faut (finit) ici l'estoire, que li escriz tesmoigne a voire (témoigne être la vérité). Ob Roquefort jene Angabe auf diese Worte stützt, die nicht noth- 395

51

hier noch eine Stelle aus den Nibelungen erklären: wenn es von der kampfbereiten Brünhild heisst 427, 1 an ir vil wize arme si die ermel want (» Brünhild legt vorher ein seidenes Waffenhemd an 408. gewâfent man die vant, sam ob sie wolde striten um allíu küneges lant «), so soll damit gesagt werden, sie habe die weiten, hängenden Ermel zuvor um die Arme gewunden, damit sie dadurch im Kampfe nicht behindert werde; dann erst ergreift sie den Schild und hebt den Sper. Gottfried nennt im Tristan 15740 den Ermel wintschaffen, weil er sich drehen und wenden lässt; vgl. Altdeutsche Blätter 1, S. 352. » Helbling 14, 7—9. « [J. Grimm verweist auf Myth. 1217.]

wendig das aussagen und vielleicht nur eine allgemeine Versicherung von der Glaubwürdigkeit der Dichtung enthalten: woher er weiss, dass die Quelle lateinisch war, die ein Gedicht, aber auch eine prosaische Erzählung gewesen sein konnte, darüber ist noch Auskunft nöthig. Gesetzt ein lateinisches Werk gieng voran, so fragt sich, in welcher Zeit dies entstanden sei. Ich trenne hier beide Inhalt und Geist nach so verschiedene Theile und rede von dem zweiten zuerst, den ich für den jüngeren halte.

Was darin auffällt, ist die Verschiedenheit der äusseren Verhältnisse. Von einem Beherrscher Athens ist in dem ersten Theil keine Rede: in dem zweiten treten zwei Herzoge auf, einer von Athen, der andere von Corinth, beide in voller Ausübung ihrer Macht, aber in eine Fehde mit einander verwickelt. Der Gedanke liegt nahe, in diesem Verhältnis einen geschichtlichen Zustand abgespiegelt zu sehen: in der That finden wir Herrschaften und Herzogthümer in Griechenland, die nach dem Sturz der Comenen im Jahre 1204 von den lateinischen Kaisern bei Einführung der Lehnsverfassung errichtet waren; man hat Münzen von diesen Fürsten. Athen empfieng im Jahre 1205 seinen Eroberer, einen burgundischen Edelmann, zum Herrn (Du Cange, Histoire de Constantinople sous les empereurs françois 1 p. 30), Corinth etwas später 1210 (das. 2, p. 12). Dass sie in unserem Gedicht Herzoge heissen, darauf ist weiter kein Gewicht zu legen, denn dies war schon früher die allgemeinere Benennung für mindermächtige, eine höhere Gewalt anerkennende Herrscher und wird in Gedichten angewendet, die Sagen aus dem griechischen oder römischen Alterthum behandeln. Otfried (IV, 20, 2. 9) drückt damit die Würde des Pilatus aus, und im Heljand werden sogar Könige damit bezeichnet. Veldeke nennt (12455) den Äneas ›Herzog‹ und lässt (5054) einen herzoge von Prênestine auftreten: ja bei Herbort (11527. 12683. 12915. 14792) (* vgl. Konrads trojan. Krieg 23670. 23731 *) finden wir den Menestheus schon als Herzog von Athen (* Boccaccio Decam. 2, 7 ein herzog von Athen *); indessen könnte auch Herbort von den geschichtlichen Herzogen etwas gewusst haben. Die Hauptsache bleibt, dass im Athis Griechenland von ein-

zelnen Herzogen beherrscht wird und dieses Verhältnis den Einrichtungen der lateinischen Kaiser entspricht. Es ist möglich, der erste Dichter kannte nur abendländische Verfassungen, und die Übereinstimmung war zufällig: aber wahrscheinlicher dünkt mich doch, dass der wirkliche Zustand Griechenlands, der in Frankreich am wenigsten unbekannt bleiben konnte, der Dichtung zum Vorbild gedient habe. Dann muss man den Schluss gelten 396
lassen, dass die vorausgesetzte lateinische Quelle, das französische 52
und das deutsche Gedicht in den ersten acht bis zehn Jahren nach der Erhebung der lateinischen Kaiser entstanden, also ziemlich nahe auf einander gefolgt seien; denn etwa bis zum Jahr 1214 könnte Athis, wie Herbort, noch vorgerückt werden. Es ist wahr, die Sprache hat mehr Alterthümliches, als in den hochdeutschen Gedichten dieser Zeit vorkommt, aber ich habe schon bemerkt, dass dies durch die Mundart länger erhalten wird. Dann kann jener Alexander, der sich im französischen Gedicht als Verfasser nennt, nicht leicht Alexander von Bernay sein: sonst müsste Athis mindestens fünfundzwanzig Jahre später entstanden sein, als das grosse Gedicht, an dem er gemeinschaftlich mit Lambrecht li Cors soll gearbeitet haben; Ginguené behauptet, Athis sei sein erstes Gedicht gewesen, ich weiss nicht aus welchem Grunde, angegeben hat er keinen.

Der Inhalt des ersten Theils verräth ein höheres Alter. Von einer künstlerischen Anordnung, die Personen und Ereignisse einander gegenüberstellt und im Gleichgewicht hält, wussten die französischen Dichter nichts: wenn etwas davon hier bemerkbar ist, so sehe ich darin nur Beachtung eines herkömmlichen Gesetzes ohne Bewusstsein von dem Grund desselben, etwa wie in Gemälden des elften und zwölften Jahrhunderts, die auf byzantinische Schule hinweisen, die überlieferte Regel selbst bei ungelenker Zeichnung und technischer Unvollkommenheit beibehalten erscheint. In Frankreich wie in Deutschland (Gottfried und Wolfram ausgenommen, kaum Hartmann) dachte man nur an sinnlich belebte Auffassung des empfangenen Stoffs oder an reiche Ausschmückung des Einzelnen: ein Glück, wenn die ursprüngliche Bedeutung der Sage, nachdem sie mehrmals

übersponnen war, noch hindurch leuchtete, wie etwa Hartmanns Erek dieser Vorzug geblieben ist.

Ich vermuthe, die ursprüngliche Quelle dieses ersten Theils ist eine neugriechische Bearbeitung der Sage von den beiden Freunden gewesen, abgefasst etwa im elften Jahrhundert unter den macedonischen Kaisern, als die Kriegskunst im Verfall, die Wissenschaften in Blüthe waren: denn aus diesem Grunde will Athis nach Rom gehen und kommt Prophilias nach Athen. Wie die erwähnte kunstgerechte Anordnung des Ganzen und die vorhin angedeuteten sittlichen Eigenschaften der handelnden Personen auf diese Heimat hinweisen, so auch die Eigennamen, der Schauplatz der Ereignisse, der ausdrücklich hervorgehobene Gegensatz der Sprache in Sicilien und Rom, auch wohl das
397 Zelt mit mythologischen Bildern: ja der Tempel der Venus,
51 der Hafen und der Spaziergang beider Freunde am Meer in der Nähe von Athen scheinen Kenntnis der Örtlichkeit zu verrathen. In dem zweiten Theil kommt nichts der Art vor, und doch war noch mehr Veranlassung dazu gegeben: wer einigermassen die Lage von Athen kannte, würde bei der Belagerung der Stadt des Piräeus oder der Akropolis gedacht haben. Also auch auf diesem Wege gelangen wir zu dem Schluss, dass der zweite Theil nichts enthält, als eine gehaltlose Fortsetzung des älteren, von einem Abendländer hinzugefügt: ob von dem lateinischen Bearbeiter oder dem französischen Dichter, muss dahingestellt bleiben. Änderungen und Zusätze mag auch der erste Theil in diesen Händen erfahren haben, denn das Schleifen an den Haaren durch den Koth (* vgl. Passional 201, 92. 93, 212, 38. 39. 323, 65. 329, 13. 75 folg., Helbling 4, 378 *) und die Ausstellung in Ketten, beides muss Athis erdulden, war (soviel ich weiss) weder bei den Griechen noch Römern bekannt, aber Ähnliches in Frankreich, Deutschland und England (Rechtsalterthümer 8. 659. 725—726). Eine Spur des vermutheten byzantinischen Werks aufzufinden habe ich mich jedoch vergeblich bemüht.

XI.

Ich schliesse diese Einleitung mit den zu dem Text gehörigen einzelnen Anmerkungen, die den Sinn erläutern, zugleich auch die Übereinstimmung in der Sprache der mitteldeutschen Denkmäler nachweisen sollen.

A 2. sich virgalt, wie Rabenschlacht 846 sie haten sich vergolten und vil sêr hin wider geslagen. 11. mûre finde ich sonst nirgend schwach declíniert als bei Kaspar von der Röhn und zwar im Reim, Dieterich und seine Gesellen Strophe 95. 26. Dachte nicht an einen so traurigen Ausgang. 31. 32. lebine: ebine, derselbe Reim in Hartmann Credo 1451. Veldekes Äneide 8548. 8980. *11896.* Herborts Lied von Troja 137 und heilige Elisabeth 347. 393. 437. 442. *Nibel. 1682, 2 ze tragene (: Hagene), 873, 2 ze jagene, 1450, 1 ze sagene, Genesis 15, 7 ze sagene (: magene), W. Tit. 158, 4 ze dolne (: verholne), W. Wilh. 217, 5 ze sprechen (: rechen), Gottfr. Trist. 5552 zenpfâhene: ze gâhene, 15683 (segene:) ze pflegene, 16035 ze rîtene: ze bîtene. 16712 (obene:) ze lobene, 17823 ze verberne (: gerne). Lanzelet 515 (gerne:) zenberne, 7986. 5966 (gerne:) ze werne. Klage 1707 ze klagene (: Hagene). Rosengarten C 938 ze tragen (: gesagen). Reinhart Fuchs 1087 ze sagene: ze klagene. Des Hundes Noth R. Fuchs 299, 224 (dache:) ze lache. Gute Frau 1761 zemberne: gerne. Hiltbolt von Swanegau Ms. 1, 146*. Lichtenstein 393, 20 ze sehen: jehen. Sieben Schläfer 358 ebene: ze gebene. Jüng. Tit. 56, 1 lebenes: gebenes. Ms. Hag. 3, 427* mit werne (: gesterne). Der Unverzagte Ms. Hag. 3, 46* zenberne (: gerne). Frauentrost Haupts Zeitschr. 7, S. 126. 587 ze gebene (: lebene). Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. 8, S. 299 ze lebene (: ebene). Haupts Zeitschr. 7, S. 354, 51 ze gelten (: schelten); 7, S. 511, 12² (Stricker) ze lobene (: obene). Warnung 301 (Haupts Zeitschr. 1, S. 447) lebene: ze gebene. Dietrichs Flucht 8575 ze sagene (: Hagene).* Die mitteldeutsche Sprache nämlich liebt die kurze Form, die von den Oberdeutschen im Reim, wie es scheint, gemieden wird (vgl. Wolframs *Parzival 373, 21. 819, 11.* Titurel 155, 2. 3. Wilhelm 37, 22. *78, 7. 259, 26. 450, 13.* Walther 93, 19. *Genesis 20, 5 genôzinne: niezenne. Welscher Gast 218* (224*

auch geben: ze leben). Hartmanns Büchlein 2, 337. vgl. Lachmann zu Iwein S. 389. zu Nibel. 1916, 1. zu Walther 98, 40. Konrads Silvester 4687 ze tragenne: ze sagenne. Trojan. Krieg 11350. 12901 ze sagenne: ze klagenne. Vorau. Handschr. 310, 24 ze vergebenne: ze lebenne. Strickers Daniel S. 55 (Berlin-Dresd.) ze lebenne: ze gebenne, S. 209 in ir lebenne: ze gebenne).* Heinrich vom gemeinen Leben 445 ze redene (: lebene) Wernher von Elmendorf 362 (*Karajan 23, 75*) ze gebene (: lebene) wie Konrad im Schwanritter 1263 ze lebene (: vergebene). Engelhart 1554 ze lebene (: ebene). Anderwärts (Alexius 793. Trojan. Krieg *10018.* 24019) ze lobene (: obene) wie Äneide 4038. 5674. 7014. 8238. 9350. 12214. Credo 1551. Anegenge 37, 56. Lambrechts Alexander 5495. Ernst 2407. 2624. Ferner ze sehene (: zehene) Herbort 4767. ze redene (: vergebene) Litanei *23 ze sagen (: gedagen)* Eraclius 231. ze sagine (wagine) Wernher vom Niederrhein 67, 22. ze sêne d. i. sehene (: gidêne) Wernh. v. N. 14, 8. zenberne (: gerne) Karlmeinet 363. ze tuone (: kuone) Wernh. v. N. 64, 29. (: suone) Äneide 4899. 5580. 8708. Gottfrieds Tristan 13°. 94°. Müll. [13062. 18079.] *Passional 167, 36 an scherne (gerne); 211, 33 mit wachene: ze swachene.* Daher auch hier C 53 zu slâne: zu vâne und ausser dem Reim A* 130. 131 zu vechtine. C 115. D 116 zu tuone. F 151 zu nemine. 39. iz, weil von Masc. und Fem. die Rede ist, aber in der folgenden Zeile dringt das Masculinum vor. 41. Ein glückseliges, frei gewähltes Leben. Hartmanns Credo 1333 nâch reines herzen willekûr. Silvester 2324 mit eigenlicher willekûre. Passional 44, 93. 94. 46, 78 vri leben nâch sines herzen willekur. 44. sus, wie aber jetzt meine Lage ist. diese ‹binse› wird Grammatik 1³, S. 187 vermuthet. *byese junius Teutonista 28°. Bies für Binse holländisch.* † biese ist sicher Binse; vgl. Wiesbad. Glossen [in Haupts Zeitschr. Bd VI 1848, S. 321—340] Anmerkung zu 235. Fundgr. 1, 360†*). 57. vgl. Eraclius 1738–1739 ze rehte tragen zuht unde richeit. 66. mit windindin hendin

*) [Was hier zwischen zwei Kreuze gesetzt ist, ist den Weiteren Bruchstücken 1852 S. 15. 16 entnommen, wo W. Grimm sagt: ‹Ich benutze diese Gelegenheit zu den Bemerkungen über die früher bekannt gemachten Bruchstücke einige Nachträge zu liefern›.]

wie Klage • 510. • 839. 1836. • Gudrun 906, 1. 919, 4. 934, 4. 1478, 2. • vgl. A 100 und Grammatik 4, S. 65. 70 f. Das französische Gedicht erzählt abweichend. Athis trägt nicht den Todten in seine Höhle, zu welcher die Blutspuren den Weg hernach zeigen: vielmehr bleibt Athis bei der Leiche liegen und befleckt sein Gewand mit Blut. Wenn der deutsche Dichter nicht absichtlich geändert hat, wozu kein Grund war, so muss er einer anderen Quelle gefolgt sein; vgl. zu F 54—67. 82. er kann leicht ergänzt werden, aber auch Herbort lässt in einem solchen Fall wohl das Pronomen aus; vgl. Frommann zu 828. • 86. zu tôde s. Zarnke zu Brants Narrenschiff 8, 26 S. 316b. • 88. 89. Ich will das Leben in einem so qualvollen Zustande nicht länger ertragen. 90. den nach dem Comparativ, aber B 6. 85. C 139. C* 91 dan. A 149 steht sô den und A 154 swie den. C 139 danne (tunc). C 156. C* 82. 112. D 60 dan. D 132 im Reim dane. B 105. C 77 dannoch. vgl. Grammatik 3, S. 167. 168. 96. 150. D 92. ubir ein, sämmtlich, alle zusammen; vgl. Passional 104, 24. 126, 62. 134, 55. •167, 9. 224, 5. 491, 40. 651, 62 Köpke. D. Wörterb. 3, S. 145. Lohengr. 33, 128. Troj. Krieg 1893 durch ein D. Wörterb. 2, S. 1602. • Bei Herbort 13716 alle über ein, so auch 5653. 11741 after ein nach einander. Heilige Elisabeth S. 366. 406. 425 mit ein, 428 von ein (auch in Dieterichs Drachenkämpfen Bl. 351b), 476 bi ein. • Marien Himmelfahrt 1575. Haupt Zeitschr. 5. • Konrad gebraucht under 399
ein öfter (Haupt zu Engelhart 2993), (• Marien Himmelfahrt 1805 55
under ein•), aber auch bi ein. Engelhart 804 lese ich sô wolten si ouch bi ein wesen. 815 bi ein liden wolten. 1003 daz si bi ein zwêne man. • Vgl. Haupt zu Neidh. S. 195. • Herzustellen ist 3202 si wâren bi ein dâ gelegen. 3208 dô si bi ein lâgen; vgl. Haupt zu 804. • Ben. W. B. 417. • 100. der irslahindin vart, über diesen Gebrauch des Part. Präs., s. Grammatik 4, S. 67. 104. den für dem, nicht selten bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 572). Graf Rudolf 4, 4 zuo den boten; vgl. die Einleitung S. 7. besigen betröpfelt: so in Konrads Trojan. Krieg Strassburg. Handschrift Bl. 228a und wâren sine wunden mit rôtem bluote gar besigen. 105. Wegen des unflectierten grôz ist Grammatik 4, S. 483 nachzusehen. 110. dô sie sich virebindin während sie

sich rüsteten, anschickten. Herbort 13960 sie ebenten sich under schilt beide dirre unde der. Bruchstück einer Veronica wohl aus dem zwölften Jahrhundert in Karl Roths Denkmälern 105, 147 Albân sich zuozim ebinde begab sich, verfügte sich zu ihm. Walther 16, 20 und swer deheine schult hie lât unverebenet unbezahlt. Jüng. Titurel 5288, 2 daz wirt verebenet allez mit der slihte. Theophilus 112 ist daz du dich verebenes. Liedersaal 2, 476, 130 alsô hânt siz verebenet geschlichtet. Kolocz. 78, 39 und verebentez (ebentez Heidelb. Handschr.) ze hant, daz man niht zornes undr in vant. Bei Herbort 6224 auch sich geebenen sich vergleichen. vgl. Anmerkung zu B 20. 118. Beide, die Leiche und den Angeschuldigten, brachte man vor das Gericht. 119. dincstuol, Grieshabers Denkmäler S. 32. Antichrist 131, 28; s. Rechtsalterthümer S. 681. 135. êr dan Graf Rudolf 15, 2. Hermann von Fritzlar 144, 5 vore êr dan. 136. Ich glaube rechte alsam. 143. in eine ketinin. Beispiele starker und schwacher Declination im Althochdeutschen liefert der Sprachschatz 4, S. 367. Die schwache Form zeigen Heinrichs Litanei 955. 973 (Massm.). Hartmanns Credo 537. Annolied 217. Rother 685. 757. 1056. 1625. Lambrechts Alexander 25ª * und ᵉ * (* 5423. * 5574). * Konrad von Heimesfurt 625.* Passional 163, 2. *288, 6.* Roths Denkm. 42, 216. Ulrichs vom Türlein Wilhelm 18ᵇ. 30ª. 50ᵇ. 60ᵇ. 61ª und Ortnit Ettm. S. 47. Im Glossar zu Gottfrieds Tristan von Hagen wird die starke Form angegeben, und sie steht auch 16555 bei Müller und 26402 bei Groote, aber im Text bei Hagen 16393 und bei
400 Massmann 411, 35 gerade ketenen; aus den Lesarten bei Mass-
56 mann ergibt sich, dass die besten Handschriften ketene haben. Stark wird das Wort ferner gebraucht * Kaiserchronik 62ᵈ. Kolocz. 177, 768.* Roland 110, 6. 9. Welscher Gast Pfälz. Handschr. Bl. 104. * 105 * und bei Konrad von Würzburg im Silvester 803 und Schwanritter 110; die Stellen im Iwein entscheiden nicht. 153. Ich habe irteilin geändert,*) weil dies hier allein passt und auch anderwärts so vorkommt; vgl. Eraclius 4130. Reinhart Fuchs Sendschr. 1769. * Passional 239, 22. * Anegenge 31, 4. 5.

*) [J. Grimm bemerkt dazu: unrichtig.]

Heinrich vom gemeinen Leben 772—773. 887. Bei verteilen finden andere Constructionen statt, Erek 5995 er hât mir armen wibe verteilet an dem libe. Heinrich vom gemeinen Leben 859—860 daz ich dir dar umbe iht welle verteilen zuo der helle. Heinrichs Litanei 237, 12 (Fundgr. 2) ime ne sî vor dir verteilet. Häufig ist einen verteilen verdammen, verurtheilen, s. Roland 138, 16. 307, 17. Gottfrieds Lobgesang 56, 8 Haupt. Amis 1347. »Wackern. Basel. Recht S. 31.« Passional 105, 16. Sodann heisst einem daz leben (Lambrechts Alexander 306), lip unde guot (Reinhart Fuchs 1629) verteilen »es ihm absprechen«. 167. Zu ûrbûrte vgl. A° 124 und E 143. Vielleicht ist hier urburte und urbur anzunehmen; auch in der Kaiserchronik 92ᵇ. 93ᵃ ist urbûr und urbur geschrieben. »Benecke Wörterbuch S. 152.«

A° 1. den lip slizin, anderwärts den lip zern. »Flore 6049. daz leben slizen Renner 2098.« 10. Das Fem. scheide kann ich nur noch im Passional 123, 77. 179, 33. 354, 82 nachweisen. »hinescheide Passion. 191, 23. 352, 58.« 19. durchschine vielleicht Fem. wie das althochdeutsche scina; s. Sprachschatz 6, S. 510. 22. Das active gestillen im Wigalois 2070 mit dem Accusativ, doch gebraucht es Ottfried V, 23, 16 auch mit dem Dativ. 34. 35. Die Oberlippe erhob sich, zuckte in die Höhe. Heinrichs vom Türlein Krone 8ᵃ im wâren ûz gedozzen zwei ôren breit unde hôch; vgl. Heinrich vom gemeinen Leben 897. »Marienleg. 226, 413.« Sprachschatz 5, S. 236. »Gottfr. Tristan 11979 ir begunde ir herze quellen, ir süezer munt ûf swellen.« 40. inzemin wie Graf Rudolf 7, 5. 7. 8, 11. 48. er beswief sie mit den armin, auch Roland 114, 21 oder mit den handen 99, 13. Servatius 1057. 1860. »50. Lohengr. 84, 332. 60. vor gesprach Erek 2269. 89. in steten und in dorfen (: geworfen) Ulrichs Wilhelm 160ᵈ.« 90. beretten schützen, beschirmen gebraucht auch Herbort; vgl. Frommann zu 4256. 5098. 111. vuȝ vazzin angreifen, anfallen, bekämpfen. Rabenschlacht 677, 6 sie begunden mit slegen ein ander für vazzen (so liest die Riedegger Handschrift). Lanzelet 3310 swen er gevazte für, der enwânde nimmer genesen. »124. schilt urborn Helbling 2, 909.

Herbort 4675.• 132. diet hier Neutr. wie heilige Elisabeth S. 448 und bekanntlich schon bei Otfried. 142. Dieselbe Zeile C 92. 154. dâ sie houbitin ane wie C 78. Das Heer scharte sich um die Hauptfahne, die auf der karrosche, von welcher zu C 93 die Rede sein wird, stand. Herbort 9161 allez sin geslechte houbete an den kuonen degen. Dieterichs Flucht 301 des alle, die trôst wellen hân, die in iuwern rîchen sint, hôchedelez kint, die wellent houpten an dich. Passional 61, 27 houbetestû ouch an den man? warst du auch sein Anhänger? Hermann von Fritzlar 89, 33 di kristenlûte alle an in houbeten. 166. îsirn Parzival 156, 26. Sprachschatz 1 S. 488. bêslahen wie C° 68; in diesem Sinne auch im Passional 270, 80. 60. (Nachtrag.) vor sprechen anempfehlen, vorschlagen. Passional 228, 47 swaz in Johannes vor sprach, des jâhen si im volge mite. 298, 6 si tâten swaz er vor sprach. vgl. Erek 2269 und Haupts Anmerkung.

B 1—8. Wie es scheint, will eben Prophilias einen König, dessen Name nicht genannt ist, mit dem Sper durchstechen und damit zugleich Rache für einen seiner Verwandten nehmen. Ein Freund des Besiegten, vermuthlich der Herzog von Salerne, bietet sich als Gefangenen dar, wenn Prophilias dem König das Leben lassen und mit dem Stoss einhalten wolle, bis dieser gesprochen, d. h. sich zu erkennen gegeben habe. 8. kichirn schwach decliniert wie im Althochdeutschen (Sprachschatz 4 S. 363), stark in Wolframs Wilh. 59, 2, auch bei Ottacker 88ᵇ. 169ᵇ, der das Wort in ähnlicher Redensart braucht. E 88 steht wicke; vgl. Grammatik 3, S. 729. 9. Ich lasse die niederdeutsche Form vor nicht stehen, weil der Reim A 130. 135. 141. 146, D 39 vure zeigt. 15. Auch bei Herbort 6880 wibelvale, wo in der Anmerkung nur mit Unrecht wibel angenommen ist. Servatius 2049 heisst in dem strite val werden wohl »sterben«. 16. Dahin, wo seine Rüstung lag und bewacht ward. 18. C 138, F 92 andirweide gewährt auch ein Bruchstück aus dem zwölften Jahrhundert (Mones Anzeiger 1835, S. 328, 49). Heinrich von Krolewiz 363. Lohengr. S. 39. Passional 12, 66. 20, 58. 28, 32 usw. Elisabeth 440. 452. 476. Hermann von Fritzlar 39, 6. 54, 3, wo auch 96, 3 drieweide,

102, 22 virweide, 149, 25 virzicweide vorkommt. Endlich zeigt 402
es der jüngere Titurel einige Mal; vgl. anderwerbe Grammatik 3, 58
S. 141. 20. ebindin stellten her, brachten in Ordnung; vgl. Anmerkung zu A 110. 22. houbit steht für helm, was gewöhnlicher ist (vgl. B 12, E 63. Eilhart 4992. Eraclius 4717. Ludwig von Thüringen 6801); doch auch im Erek 911. 1020 ir houbet sî enbunden. Vollständig Lichtenstein 186, 18. und jüngerer Titurel 4504, 4 den helm ze houbet binden. •Lohengr. 56, 220. 63, 250. Wigal. 6151. Kolocz. 83. 230. Äneide 6649 ûf sîn houbet er in bant. Ulrichs Wilh. 120ᵃ. Laurin Nyerup S. 32 den helm si im ûf daz houbet bant. Laurin Nyerup S. 8 (242) 10 (346) den helm verbinden. Freib. Trist. Roths Denkm. 55, 290. Regensb. Ms. Hag. 3, 354ᵇ. Parz. 96, 2. Ecke bei Caspar 36. helm ûf houbt gebunden Parz. 346, 6. Wilh. v. Orlens 6462. den helm ûf binden Nib. 1535, 1. 1969, 3, abe binden 2002, 3. Parzival 40, 19. den helm von dem houbte binden Parz. 575, 18. Dieterichs Flucht 8948 die helme wurden gestricket vesteclich ze houbet. Wolfr. Wilhelm 3, 19 den stric bekante wohl sin hant die den helm ûfz houbet bant. Lichtenstein 225, 32. 237, 26. 259, 22. 310, 30 den helm ich ze houbet bant.• 23. langin ebenso Herbort 7405 dô hiez er im langen eine viereckete stangen. Dieterichs Drachenkämpfe Pfälz. Handschr. Bl. 160ᵃ si tet daz si der fürste hiez und langete im vil der steine. 27. bernischin weiss ich nicht anders zu erklären, als dass im Französischen mag vernissé gefirnist (Raynouard lexique roman 3 p. 511) gestanden haben; vgl. Exodus 87, 45. Äneide 5141 âne blenke und âne vernîz. •Sprachschatz 2, S. 541 »bernisckist« camisia ultramontana.• † bernisch gold muss durch Gold von Verona Bern erklärt werden, Aurum Veronense bei Pertz 2, 82. † 30. 31. Der Adler hatte die Flügel ausgebreitet. •Grieshaber Pred. 1 S. 118 wâren ir vedechen zerworfen und zerspreit.• 32. Zweifaches Gold müsste zweifarbiges sein, etwa mattes und glänzendes (vgl. zu 27) oder grünliches und röthliches. Der Adler war entweder senkrecht getheilt, oder Schnabel und Krallen waren anders gefärbt als der Leib. •Lohengr. 135, 536 Schnabel und Fuss von Gold. Wigalois 2291 swan hermîn snabel und vüeze guldîn. • 38. Die Krallen auseinandergespreizt; der heraldische Adler wird

beschrieben. 46. E 133. 164, also verhältnissmässig oft, das sonst unhäufige vorne, bei Otfried forna (Sprachschatz 3, S. 627), das Lachmann im Iwein (zu 5049) mit Recht nicht zulässt. Am meisten gebraucht es noch Konrad, Silvester 4025. Engelhart 4025. Engelhart 3562. Trojan. Krieg 11827. 12504: sonst vereinzelt Roland 283, 12. Graf Rudolf 27, 10. Wernher vom Niederrhein 33, 28. Albertus 363. Parzival 483, 2. Gottfrieds Tristan 2845 (nicht im Reim). Gute Frau 878. Reinfried von Braunschweig Bl. 149ᵈ. Rüdiger von Hunthofen in den Kolocz. Handschr. 180; auch im jüngeren Titurel und im Renner gewährt es der Reim. bevorn s. oben S. 20 [234]. zuvorn Pass. 21, 91. 87, 86. vornen Wigalois 3863. Kunhart von Stoffel in Wackernagels Lesebuch 1, S. 648, 12: aber Engelhart 3075. 3484 und Trojan. Krieg 1336. 12621 ist nicht sicher, da Konrad vorne im Reim gebraucht. Auch Neidhart Ms. 2, 77ᵇ steht vornen (vornân kann nicht gelesen werden) wie in Ulrichs
463 Tristan 3269 ausser dem Reim. 53. entlôsen Livländ. Reim-
89 chronik 1508. 1760. Die Ergänzung wird durch B 140 gerechtfertigt. 55. Da gestrickit eben voran gegangen ist, so sollte hier wohl gestrichen stehen, wie Ernst 2635 zwô hosen gestrichen an sîniu bein und Wigalois 4088. 58—60. goltmâl an dem helm, im Roland (174, 6), in den Nibelungen (1943, 4) und im Dietleib (8795), wo auch (2147—2154) ein Helm von Stahl beschrieben wird, der minneclichen (l. wunneclichen) mâle vil manigez man dar ûffe vant, din des smides meisterhant hæte gestreut in den glanz. Heinrichs Krone Bl. 22ᵈ von goltmâle zwên helme sam ein spiegelglas. »Strickers Daniel 4856 diu schœnen goltmâl diu ûf den helmen lâgen.« Hier sind glänzende fernhin leuchtende Goldzieraten an den Helmleisten gemeint, die auch E 103 vorkommen. Auf den Leisten von Rolands Helm (117, 11—15) befindet sich eine Inschrift mit goldenen Buchstaben (»Buchstaben an der Helmzierde s. Lohengr. 134.«), und der Helm ist mit Edelsteinen besetzt, wie ein anderer, der in der Äneide (9020—9027) beschrieben wird; auch die Leisten an Rothers Stahlhut (1104) sind ausgeziert. In der eben erwähnten Stelle aus Dietleib heisst es weiter siben helmelisten ganz in hæten umbefangen, und im Wigalois (5564—5566)

von golde ein liste niht ze smal lac im ob den ougen: dar under was vil tougen der helm lûter als ein glas. •Wigal. 6586. 6587 den lichten helm teilte enzwei von rotem golde ein liste smal. 7385 umbe den helm ein liste gie von golde zweier vinger breit.• Ich erinnere mich nicht, dass bei den Dichtern der folgenden Zeit von diesen Helmleisten die Rede wäre. 61. barbier hier, wie es scheint, ein Neutrum, bezeichnet das Stück des Helms, welches das Gesicht von dem Kinn bis zu den Augen bedeckt: gewöhnlicher ist aber diu barbier, Parzival 155, 8. 265, 29. 598, 1. Heinrichs Krone 36ᵇ. 50ᵇ. •Jüng. Tit. 4492.• Im Wilhelm von Orleans Casseler Handschrift 1248 stach im vor der barbier durch die keln. Konrads Trojan. Krieg Strassb. Handschr. 207ᶜ. 299ᶜ. vgl. E 104 gebarbierit. 62. 93. 150. C 33 baniere als Fem., dagegen E 112, •A** 40• das Neutrum banier, wie auch wohl E 161 einim banier zu lesen ist. Bei Herbort 1310. 4541. 9921 diu baniere und 5667 daz banier: ebenso Livländisch. Reimchronik Fem. 9230. 9538 und Neutr. 10604. • Wigalois 1870 ein richiu baniere. 10900. 10912. 10918. Parzival 61, 27 Fem., 69, 6. 72, 17. 196, 25. 339, 22. 340, 21. 673, 12. Wolfr. Wilh. 40, 24. Wilh. v. Orlens 1282. Apollon. 3754 under sinem baniere. Jüng. Tit. 1216, 1 als ein baniere.• 65. Auf dem Fähnlein dasselbe Zeichen, das der Held auf dem Schild führt, der vorhin beschriebene Adler. Auch C 25 wird der Ausdruck sniden bei dem Wappenzeichen gebraucht. Herbort 490 (vgl. 15624) daz wâpen sniden. Wolframs Wilhelm 31, 24—26 beidiu geslagen unde gesnitin ûf ir wâpenlichiu kleit was Kristes tôt. •Pass. 238, 54. Marienleg. 42, 34. Wigalois 10637.• 66. march 404
und E 101 in der Zusammensetzung marchmâl. Da man den 60
Dichter einen unhöfischen nicht nennen kann, so gehören diese Stellen zu denen, welche Lachmann zur Klage 1774 anführt; auch in Heinrichs Krone Bl. 4ᶜ kommt marc vor. 68. ecke schwach declinirt wie Graf Rudolf 14, 3. 28, 8: oder man muss ganzen lesen; Eraclius 1195 ein swert ze beiden ecken wol gereht. Heinrichs Krone Bl. 53ᵃ. 71ᵇ ein lichtez swert daz wol ze beiden ecken sneit. •Strickers Karl 63ᵃ. 81. 101ᵃ. Parz. 253, 27.• 71. an daz höste, auf die Anhöhe, weil man da den Kampf übersehen kann oder weil er da am heftigsten ist; vgl. F 100

und Roland 6, 16. 113, 27. 119, 2. 120, 11. 140, 32. 73. pîne, wie im Althochdeutschen (Sprachschatz 3, S. 339) und in Gottfrieds Tristan (98572 Groote) ein Femininum, heisst hier Anstrengung, Eifer; Wolframs Wilhelm 829, 4 ime pîne gein starker viende überkraft. 80. 81. Der Adler auf der Fahne des Schafts. Hartmanns Credo 2443—2445 scaft nûwe unde lanc, vil dicke hangit dar ane der sidine vane. 81. 90. wadelin, wandelin, im Luftzug hin und her sich bewegen, Sprachschatz 1, S. 746. 777 wandalôn, wadalôn fluctuare. »Roland 172. 176 der chunc lie den van waiben al hin unde her swaiben.« Lanzelet 5316—5319 si sluogen alsô sêre ûf helme und ûf die schilde, daz daz fiur wilde wadelende drûze vlouc. Im Wälschen Gast steht es activ für schlagen, peitschen, Pfälz. Handschr. Bl. 104ᵃ man wadelt uns vil arme liute mit geiseln, 105ᵃ man wadelt umbe sîn gebein, und dâ mite (mit Ketten) wadelt man wol, swer dâ ze helle baden sol. Genesis 26, 5 dô muoz er sîn fluhtiger und wadalære, der hin und her irrt. Wedel heisst im Wälschen Gast ebenfalls Geisel, auch bei dem Kanzler (Ms. 2, 244ᵇ) dû bist ein hôhgewürkter wadel, mit dem man sich vor laster nert. Bei Konrad von Würzburg (Turnier von Nantes 69, 5. Schwanritter 922. Trojan. Krieg Strassb. Handschr. Bl. 212ᵃ) ist es ein Bündel Pfauenfedern oder (Goldene Schmiede 1730) ein Fächer, um Luftzug zu erregen. Bei Heinrich vom Türlein (Krone Bl. 15ᶜ) bezeichnet es daher die Unbeständigkeit, sîn herze was alse (l. als ein) wadel. Anderwärts (Liedersaal 2, S. 415. Suchenwirth XII, 109) ist es der Schwanz eines Thiers, weil er sich hin und her bewegt: vgl. Sprachschatz 1, S. 622. enwadele varn ist von Haupt zu Helmbrecht 848 erklärt. Auch wandeln wird, wie im Althochdeutschen, gewöhnlich activ gebraucht, s. die Anmerkung zu Roland 257, 22: ich führe nur aus Rother 3533 eine Stelle an, weil sie hier zur Erläuterung dient, unde vôrde einen hêrlichen vanen: als in der wint hete verwandelôt, sô
105 lûte drane daz golt rôt. 104. strûch ist selten, ich kann nur
61 Iwein 3953 anführen, wo es nach Beneckes richtiger Bemerkung nicht ganz angemessen erscheint, »Orendel 553« und Rother 4202 over die strûke springen: auch der Sprachschatz 6, S. 744 hat keinen Beleg: man gebrauchte stûde (Goldene Schmiede 449.

1319. Barlaam 65, 20. 117, 14. 118, 8. Helbling IV, 128. 299. 447). •vgl. strut Wolfr. Tit. 135, 4. Wilh. 135, 4. struot Sprachschatz 6 S. 751.• 108. in andir sît, E 118 in eine sît, und C 90, E 120 in andir sîtin. B 70 an sînir sîtin. B 111 in der sîtin. D 80 bî sîne sîtin. Lichtenstein 80, 25 ze einer sît im Reim. Wolfr. im Parzival 398, 3 und Wilhelm 222, 19. 351, 25. 393, 6 ze bêder sît. Am häufigsten bei Herbort (Frommann zu 1766). •Pass. besît, besîten.• 109. Dieser Dionys, schon A* 112 genannt, ist, wie aus Zeile 133 erhellt, jener Verwandte des Prophilias, für den er vorhin Zeile 2 Rache nehmen wollte. Wie es scheint, war er, durch einen Sperstich verwundet, in die Gewalt der Feinde gerathen. Prophilias löst ihn hernach aus. 117. besûfin eindringen, sich einsenken; Frommann zu Herbort 1109. 5140. 123—134. Ich kann diese Stelle nicht anders verstehen, als durch die Annahme, dass in dem Heer des Königs Bilas ein Herzog Namens Dionys sich befunden habe. Diesen besiegt Prophilias und löst dafür seinen Verwandten, der denselben Namen führt. 141. Ich habe rouwin und 147 rouwe beibehalten als niederdeutsch (Grammatik 1³, S. 261), hernach C* 100 zeigt sich ruowin. 152. sich besehen sich umblicken, wie Dietleib 9897. Eilharts Tristant 1227 dô der hêrre sich besach. Zu allir wegine vgl. Grammatik 4, S. 797. 157. Ich glaube bletirdunniz. [? Jacob Grimm.]

C 14. 16 habe ich nach A* 101. 102 Gracius und Julius geändert; wahrscheinlich steht auch so in der Handschrift. 17. Lucegwie ist schwerlich richtig: es scheint derselbe Name, von dem A* 101 der Accusativ Margwêtin steht. 26. tragen ist hier gleichbedeutend mit dringen, wie E 92 steht. Erek 5542 der kolbe sêre nider truoc. Gottfrieds Tristan 7057 und truoc ouch der (slac) sô sere nider, •16148 der slac verre über truoc.• Lobgesang 68, 12 du bist diu erbarmherzekeit, diu höhe ûf in den himel treit. •Häslein 355 (Fragm. XXIII) ir friunt ze dem ir herze truoc.• Gudrun 3456 des swertes ecke ûf daz houbet truoc. 30. gâs für gâhes wie C* 164. E 64. 154. 33. intsamint, Her. 4381 entsamen, Rother 2164 intsamt, Rol. 180, 405. 25. 211, 17. Pass. 109, 47 und öfter entsamt. F 83. 122 beidin samit, 30 allin samit. 35. Vielleicht fehlt ein ander nach

gevêch: dann wäre in der folgenden Zeile unde zu setzen. 47. F 111. nôtveste Kaiserchronik Bl. 30ᵃ. Servatius 2015. Häufig im Dietleib 871. 2414. 5186. 5818. 8564. 12024. 12692. Wernhers Maria 184, 22 die nôtvesten kiele: aber auch im dreizehnten Jahrhundert, Lanzelet 1117. 3717. Gudrun 2484. Dietrichs Flucht 5120. 6297. Rabenschlacht 834, 6; nur bei höfischen Dichtern habe ich es nicht gelesen. 66. Man erhob den Schild, wenn man zum Kampfe gieng, Nibel. 2129, 2 dô huoben si die schilde, alsô si wolden dan striten zuo den gesten. Dietleib 10044 er zucte den schilt vür sine hant, 11018 alle Gunthêres man huoben in henden, 10821 dô warp der helt guot mit erhôrtem schilde, 12174 mit erhaben schilde hôch genuoc, die man dâ vor handen truoc. Hugs Martina Bl. 165ᵈ si streit unverhouwen den schilt allen enbor. 68. Die Bildung gewânde, gewæmede kann ich nur in dem althochdeutschen wânida, ubarwânida, ubarwânidi (Graff 1, S. 859—860) nachweisen, zweifle aber nicht, dass sie hier anzuerkennen ist. Ähnliche Bildungen bei Herbort hat Frommann zu 7400 zusammengestellt. 72. der Êrin holde wie Erek 9962. Liechtenstein 81, 14 der Êren tor. Engelhart 4122 der Êren knecht. Goldene Schmiede 1874 der Êren forst. Rosengarten D 800 der Êren schilt; vgl. Lachmann zu Iwein 4449. Haupt zu Engelh. 1941. *Marienleg. 240, 29 der Êren stuol. Rosengarten 908 C der Êren krône. der Êren van Beliard 4288. der Êren hagel Apollon. v. Tyrl. 201. der Êren schûr Apollon. 850. der Êren hort Apollon. 5684.* 74. Vielleicht ist tungite dâ zu lesen. Lambrechts Alexander 23ᶜ getunget wart die heide (mit dem Blute der Getödteten). *Wackernagel in Haupts Zeitschrift 7, S. 129.* Gudrun 5664 (vgl. 2701) sach man die erde mit den töten tungen. Rabenschlacht 601 owê daz velt lac getunget, 671 man sach daz velt tungen, und öfter in Dietrichs Flucht (3406. 6583. 8882. 8936. 9336. 9798); die beiden letztgenannten Gedichte stimmen aber so häufig in Eigenthümlichkeiten der Sprache und Darstellung überein, dass man ihnen, des Widerspruchs in einigen Angaben (Heldensage S. 208) ungeachtet, der aus den Quellen mag übergegangen sein, einen Verfasser beizulegen geneigt sein muss. 79. des geht auf vane. Hier

werden drei genannt, welche die Fahne schützen, in der Livländischen Reimchronik 1028 heisst es: er suochte der besten ritter dô zwelfe, die des wâren vrô, unde schuof sie vür den vanen. »Lohengr. 125, 496 dri künege man für den vanen schuof. 125, 497 elfe hûben die fahne. Türheims Wilhelm 207ᵃ (Pfälz. Handschr.) Wilhelm sagt zum König Lois

herre, ich wil in mère manen
swem ir bevilhet iuwern vanen,
des sult ir haben hôhen rât:
des rîches reht nû lange stât,
daz er niemer fuoz entwiche. (Vgl. 201ᵃ.)

Heimrich wird erwählt und nimmt noch drei der Tapfersten dazu. Jüng. Titurel 3311 drîzec künege stènt begarwe die dines vanen varwe warten suln.» 82. ungewegin wie E 151; vgl. Benecke zu Iwein 6720. 89. degintlichin Graf Rudolf 10, 14. Lambrechts Alexander 19ᵃ (2761). 20ᵃ (2492). Ecke bei Kaspar von der Röhn 124 und Sigenot 172. 174. degenliche Rother 2728. »Mosis Vorau. Handschr. 55, 29. degenlichen Enenkel S. 287. 288. 350. 357. degenlich Enenkel S. 336.» Jüngstes Gericht 151, 30. Dietleib 3398. 3855. Lanzelet 6281. Heinrichs Krone 36ᵇ. 91—96. Die Schar von tausend Rittern, welche als Vorkämpfer auf eisenbedeckten Rossen (Parzival 36, 23. 211, 7. Gottfrieds Tristan 6683. Jüng. Titurel 2704, 2) vor der Hauptfahne ihren Platz hatten, ist A° 140—152 ausführlich beschrieben: ebenso A° 153—168 der Wagen, auf dem jene Fahne aufgerichtet war. karrosche, wie er heisst, stammt durch das romanische carros aus dem lateinischen carruca; vgl. Diez Grammatik 1, S. 11. Wolfram setzt im Reim (Wilh. 383, 16) karrâsche und (Wilh. 358, 10) den Dat. Plur. karrâschen, ausser dem Reim (Parz. 237, 22. »249, 13.« 809, 20. Wilh. 360, 25. 398, 27. 352, 5. 401, 14) den Plur. karrâschen und (Wilh. 152, 1) karrâsche mit den Lesarten karroschin. Passional 267, 62 Dat. Plur. karroschen. Ottacker 656ᵇ (vgl. 556ᵇ) Dat. Plur. carroschen. Lohengr. 125. »150. 596« karrutsch und Pl. karrutschen. »Lohengr. 126, 501 ein karrutsche. 127, 505 des karrutschen. 147, 586 die karrutschen Pl. Kaiserchronik Überarbeitung der Wiener Handschr. 17476 ir garrutsche er mit ge-

407 63

walt nam. • Der jüngere Titurel zeigt verschiedene Formen, 2701, 3 der karrotsch Nom., aber 3636, 3 zer karratschen, 3637, 4 von einer karratsch, 3491, 2 karratsch Acc., 828, 1. 3636, 1. 4066. 4208, 3 karratschen Nom. und Acc. Pl., 3442, 1. 4066, 4 karratschen, karrotschen Gen. Plur. Es ergibt sich aus 2096—3099. 3375—3383, dass die Fahne des heidnischen Gottes Kahun darauf steckt und zum Schutz spitze Stahlstangen vorragen, deren auch auch 4066 gedacht wird. Ernst 4689. 4894 der karratsch, der Wagen, auf welchen der König von Babylon seinen Gott Machmet gesetzt hat. Ebenso lässt im Ludwig von Thüringen (1366—1367. 6910—6919) Saladin das goldene Bild Mahomets ûf den karrotschen festgeschmiedet führen. Der Wagen wird hier (A* 168) von zwei Stieren gezogen, wie dies in der ältesten Zeit geschah; in Wolframs Wilhelm 352, 7. 360, 24 und im Ernst 4692. 4787 heissen sie Meerrinder. Zu den in den Rechtsalterthümern (263—265) angeführten Stellen kommen noch drei andere: in der einen bei Stricker (Karl 104*; sie fehlt bei dem Pfaffen Konrad, vgl. Roland 278, 19 f.) wird der Wagen mit der Fahne beschrieben, und dann heisst es: den zugen vor dem here dan zwên starke merohsen grôz, die man vil vaste beslôz mit gewæfen und mit wenden, daz sie niemen mohte erwenden; zwei andere in dem jüngeren Titurel 828 karratschen ouch dâ giengen, dar inne starke ûre: dar ûffe si
408 umbe viengen ir sturmvanen, veste sam ein mûre, und 3635–3636
64 (vgl. 3645, 1) vor miner schar der witen sol man merrinder triben vil mit garten, diu dri karratschen ziehent mit vanen wol gerichet; und die niht gerne fliehent, ze huote suln sie manheit unbeswichet sîn die dar zuo werdent die erwelten: werder künege zwêne sint ie zer karratschen die gezelten. Dazu stimmt, was in Wolframs Wilhelm (358, 8) gesagt wird, starke liute (es wârn niht kinder) menten si mit garten, und (360, 24) merrinder man dô mente, diu die karrâschen zugen. Im Ernst 3376 und Orendel 1352 werden ohne Beziehung auf den Wagen merrinder genannt, merohsen zwischen Dromedaren und Kamelen im Ludwig von Thüringen 6065. •Wolfr. Wilh. 161, 2 merrint. Jüng. Titurel 3348, 2. Reinhart Fuchs 1355.• 101. ruorte (daz ors) sprengte, wie E 82. So auch Lanzelet 3792 gein im er balde ruorte.

Parz. 125, 9 mit sporn si vaste ruorten. 105. ane rennen Livländ. Reimchronik 11918. 112. Kaiserchronik 104ᵈ • 17335 Mssm. • under den ôchsen. Heinrichs Krone Bl. 33ᵃ under ûechsen nâmen si diu sper, Bl. 36ᵃ under ûchsen slahen, Bl. 57ᵈ under ûchsen vâhen. Dieterichs Flucht 8774 under ûchsen drücken. Reinhart Fuchs 330, 1069 stap under ûchsen hân. Hoffmanns Sommerlaten 1, 14 uohsene (aus dem zwölften Jahrhundert). • Schwabensp. 27, 14 grifen under die uohsen (Lesart daz uohs). Fischart Gargant c 37 ir werdet nie kein ey vnder den Vchssen gewärmt haben.• Dieterichs Drachenkämpfe Pfälz. Handschr. Bl. 163ᵃ er stach in in die ôhſen; vgl. Schmeller 1, S. 19. Das althochdeutsche uohsana, uochasa, uochisa (Sprachschatz 1, S. 140) ist ein Fem., und das wird (Grammatik 3, S. 403, • vgl. Ms. 2, 116ᵃ •) auch für das Mittelhochdeutsche angenommen: allein ich finde nicht bloss hier daz ûchse, auch Sigenot 9, 1. Lassb., wo man underz ûchsen er in genan lesen muss, ferner Dieterichs Flucht 3277 den vanen er underz ûchsen twanc. Im heil. Christoph nach der Handschrift zu St. Florian 470 Offörus in under daz uohsen vie. Kaspars von der Röhn Wolfdieterich 278, 2 under einem ûchsen auch Sigenot 110, 2. 4, 204, 3. Das gleichbedeutende, späterhin gewöhnlichere daz sper undir den arm slahin steht B 99 wie Erek 808. 2791. Gregor 1425. 1949. Iwein 5025 (vgl. Benecke). Wirnt 6631. Herbort (Frommann zu 1411). • Konrads Troj. Krieg 12214. Apollonius 12483. 18976.• Lanzelet 2014. Lichtenstein 181, 19. •285, 11. Strickers Daniel 2991. • Endlich Dieterichs Flucht 8295 daz sper under slahen. 114. er was ein kerne zu tuone werde rittirscaf. Wolfram sagt (Parzival 429, 25) sîn munt, sîn ougen unt sîn nase was reht der minne kerne und (Parzival 613, 19) sîn pris hôch wahsen kunde, daz d'andern wâren drunde, ûz sînes herzen kernen. Reinbots Georg 2808 daz sûeze lamp von Nazarêt — aller tugende kerne. Auf einen tapferen Mann und geistige Eigenschaften angewendet, wie hier, finde ich den Ausdruck nur in volksmässigen Dichtungen, Orendel 7293 er sit eine kerne dirre man, vor im kan lebendic nieman stân. •Lohengrin 125, 497 der manheit gar ein kerne.• Dieterichs Drachenk. Pfälz. Handschr. 4ᵇ dô sprach der êre ein kerne. •Ges. Abent. 3, 223, 991 der êren kerne.• Sigenot

alter Druck 119 und Kaspar 121 heisst es von Dieterich er was der manheit gar ein kern. »Kaspar 124 sô sprach der küene kerne.« Marienlegenden 92, 80 grôzer süeze ein kerne gehört noch dorthin. 117. vellic Silvester 2847. 118. virmiste, vgl. zu Roland 162, 27; ich füge noch hinzu Herbort 9142. Äneide 7315. Lanzelet 1163. Lichtenstein 187, 25. Hermann von Fritzlar 30, 5. 247, 16; »zu Flore 5541.« 120. Erek 9086. 9114 die eschinen schefte. 130. 131. Das Volk hat sich schlecht gehalten, ist in Furcht gerathen, wie aus 135. 136 folgt. So heisst bei Hermann von Fritzlar 236, 36 sich übele stellen sich jämmerlich geberden. 138. irmannin Dietleib 10345. Herb. 11486. Pass. 346, 58. Marienleg. 112, 37. 248, 259. 152. »Vgl. Freib. 657.« 161. 162. Soll das heissen: »die Römer sind, wenn Ihr den Kampf erneuen wollt, in einer Euch so günstigen Stellung: ihr Reich ist so gelegen, dass Ihr leicht Rache nehmen könnt«? 164. wandiln abbüssen, gut machen. »A^{b} 19.« Kaiserchronik 69^{d} du ne wandeles mir die missetât. Wernhers Maria 176, 29 mit vorhten sie jâhen sie wolten wandeln unde buozen. Parzival 308, 21 ouch wære in Keien schulde gewandelt ungerochen. Lambrechts Alexander 32^{c} (4286) ze wandele stân. 167. Merkenswerth ist die Ellipse des Infinitivs bei wellen: nach dienist müsste etwa nemin stehen, was übrigens das Versmass gestattete; vgl. Grammatik 4 S. 136 »zu Flore 3280.«

C* 4. kuolde Herbort 7890; vgl. Frommann zu 7400. »Troj. Krieg 20006 kuole.« 5. Zu dem Dativ des Subjects bei kleiden vgl. Grammatik 4, S. 693, wo er bei ähnlichen Zeitwörtern bemerkt ist; der Accusativ ist das Gewöhnliche, z. B. Erek 1950. Flore 5037. Winsbecke 22, 1. »26. muoziclich Marien Himmelfahrt 1731. C* 26 muozilich.« 28. wurmlâge und D 56 in der wurme lâge: es ist ein Gebüsch, eingehegter Garten in der Nähe der Burg, wo Schlangen oder Drachen verborgen liegen, vor welchem man sich aber mit Spielen belustigt: Lanzelet 5041—5048 vor der burc lît ein hac, dâ nieman durch komen mac vor grôzem ungezibele. da ist allez ein genibele niden an der halden; von würmen manicvalden ist der hac behüetet harte. es ist gar ein wurmgarte. In diesem Sinne

erklärt sich ›Wormlag‹, der Name eines Dorfes in der Lausiz unweit Kalau. Jetzt wird eine andere Stelle im Lanzelet 1838 deutlich, 410
von morgen über vierzehen naht lâz ich in gerne schouwen ritter 66
unde frouwen und alle dine mâge vor diner wurmlâge, bei den geselligen Spielen vor dem Garten. Wie es scheint, hängt damit ein besonderes Spiel zusammen, mit dem sich auch wohl jene Hochzeitgäste mögen belustigt haben und dessen in Dieterichs Drachenkämpfen (Heidelberger Handschrift Bl. 293ᵇ) gedacht wird, ir wirtschaft (so ist statt hêrschaft zu lesen) was alsô grôz: si wurden alle froiden vol. man gap in allen des genuoc daz man ie fürste vür getruoc, gar ûz erwelte spise. man sach si ouch in froiden leben, in froiden manege wise: in wart der würme spil gegeben: die vogele sungen manegen sanc in wünneclîchem dône. In dem Archiv zu Magdeburg befindet sich eine Urkunde vom Jahr 1416, worin festgesetzt wird, dass der ›ludus draconis‹ den Schülern nicht mehr solle gestattet [sein]; ich verdanke diese Nachweisung Hrn Dr Wattenbach. ° Vgl. Lanzelet 7359 folg. Rochholz Schweizersagen 1, S. 127. Beliard 213. 214 umb die bure gienc ein hac, des maneger hande tier pflac. Gesch. der deutschen Sprache S. 126. 524. .[(Wermilaga M. B. 4, 32)°) Wormeln, Wurmlahun (Wurmilahun)°) in Westfalen, Massm. Egst. 29, bei Warburg. vyrmsele Judith 134, 57. Wurmeleia Kemble 4, 156, Vurmeleá 4, 178. (218. 6, 232. Wurmstide Wormstede, Thür. Mitth. 1. 4, 87. 89 ff. wurmgarte ormgardr GDS. 126.)°) Jacob Grimm.]° † Chunrat de Wirmlaga und Chounradus der Wirmilaha in einer Passauer Urkunde vom Jahre 1125 (Monum. boica 29. 2, 21. 62), deren Nachweisung ich Haupt verdanke [S. 336.]. Ich füge hinzu Loblied auf die Jungfrau Maria in der Vorau. Handschr. 296, 25 nû hilf mir sundære heim ûz diseme wurmgarten. Türheims Wilhelm Pfälz. Handschr. 175ᵃ der Dânjêlen erlôste ûz dem übelen wurmgartên. Jüng. Titurel 2518 der Dânjêles pflac in dem wurmgarten.† 30. vor ime vor Athis. 35. virschin für vrischin entsprechend dem angelsächsischen und nordischen ferse: es sind bemalte, noch unverletzte Schilde gemeint. 45. gedâcht bestimmt, ange-

°) [Zusatz auf dem leeren Blatt des Bandes.]

ordnet; vgl. Passional 188, 55. 189, 20. Vielleicht ist erdâcht zu bessern; so im Passional 269, 18 dit recht aldâ was erdâcht, 337, 51 ze nutze erdâcht. 48. Ich habe brûtegoum angenommen, wie es auch anderwärts im Reim vorkommt; zu den Grammatik 1³, S. 194 (vgl. 130, •549•) angeführten Beispielen aus Konrads troj. Krieg und Reinfried von Braunschweig gehört noch Bruder Philipp in Docens Misc. 2, 78. • Exodus 95, 22. • Passional 247, 80. 85. 248, 17. 268, 17. • Berl. Jahrb. 7, S. 314. • Karl Roths Denkmäler 50, 17. brûdegame heil. Elisab. S. 374 und Passional 247, 64, aber nicht im Reim. briutegome Helmbrecht • 1538. • 1611. 1661. • Marienlieder Hannöv. Handschr. S. 9, 4ᵇ dineme brudegumen 78ᵃ. brudegume Nom. S. 8. brudegumen Gen. S. 101. Dat. S. 109. 110. Acc. S. 57. 192. brudegume Acc. S. 81. 203. Freib. Trist. 4955 Müll. brutegum. brûtegam aus dem 12. Jahrhundert Berl. Jahrb. 9, S. 178. 382. Wilh. v. Östr. Bl. 79ᵃ brutegam: sun. Litanei 1040 Massm. brutegume Dat. Vgl. Gramm. 2, S. 47, 1³, S. 549. Walther 106, 26. briutegoume Litanei 230, 26 Fundgr. Ms. Hag. 3, 326ᵇ briutegome. Karaj. Sprachdenkm. 27, 16. 35, 6. 95, 14. vgl. 26, 22 brovtgovm, brovtegovm. Troj. Kr. 3616 brûteguom, 4270 den brûtegóme 4634, 5461 der brûtegoum (: troum). Vorau. Handschr. 335, 14 prutegaum. Wackern. Leseb. 289, 38. Grieshaber Predigten 1, S. 131. 132. 2, S. 16. 22 brûtegunt brûtegundes. Âneide 12965 brvtegvme. Alexius Massm. 108, 271. Diefenbach Wb. 1470, S. 256 brewtegam brutgam. briutegam MSH. 3, 300ᵇ. 301ᵃ. breutegam Apollon. 5976. brûtgon Vocab. optimus 14, 57. brûtgant Lieders. 1, 512, 32. brûtigan: gestân Lieders. 1, 423, 98, : an 451, 3. 453, 61 (Teichner). Vgl. Parz. 168, 17. 232, 28. Lanz. 5802. • • 62. Vgl. Wigalois 10550. Parzival 778, 18. • 63. gescurzt in die Höhe zusammengezogen, so von Kleidern bei Konrad Ms. 2, 204ᵃ zuo der flûhte geschürzet. • 207ᵃ ûf einen gæhen louf geschürzet. • Fragm. 27ᵃ der sich ze loufe schürzet. Sodann Passional 218, 94 ein seil man ouch dô schurzte umbe einen hals. Hugs Martina Bl. 51ᵃ dâ von wil ich ez kürzen und mine rede schürzen. • Gl. Bethm. 10ᵃ ûf gescorzôtiu succincta. Grieshaber Pred. 2, S. 17 ein jungeline der hâte sîn

gewant ûf geschürzet reht als er wære ein löufel. Apollonius 20913 Flîrdelîse schurzte und gurte sich. Göli Ms. 2, 58ᵇ sost er in dem rocke vil ebene geschürzet. Frauenlob Ettm. S. 41 (19, 5) drâte wirt geschürzet din armez kleit. • 78. Das alte dâr für das relative ubi, wovon die Grammatik 3, S. 173 aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert kein Beispiel hat. • A° 43. • 87. 88. An kûle Loch in der Erde, Grab kann doch kaum gedacht werden und an kûle Keule auch nicht wohl: sollte hier klûwin Knaul, Klumpen zu lesen sein, das Herbort 1040—1041 gleicherweise neben klôz gebraucht? spiln mit dem clôze in der Kaiserchronik Bl. 79ᶜ. • kugelspil Lanzelet 2677. kûle ist Kugel globus, altn. kûla, schwed. kula, böhm. kaule: auch Frisch hat kaule Kugel. Jac. • † kûle ist Kugel; vgl. Weigand in Haupts Zeitschrift 6, S. 486 [s. unten S. 335]. Diefenbachs Wörterbuch von 1470, S. 74. † 90. gerandir Compar. von dem 411
Partic. prät. geraut zum Laufen angetrieben, flüchtig; vgl. Sprach- 67
schatz 2, S. 518 girantêr coagulatus. Eine seltene Form, die Grammatik 3, S. 584. 58 hat Beispiele von dem gesteigerten Part. prät. nur aus dem Althochdeutschen. • Simplic. 2, 159 um auf den künftigen Sommer im Feld desto geruhender zu erscheinen. • † Weitere Beispiele von dem Compar. des Part. prät., Lohengrin 126 daz si deste geruoter quæmen zuo dem strîte. Liedersa. 2, S. 421, 91 daz ir schant sî deste erkanter. † 93. Die begrüsste man durch Zuruf als Siegerin. 94. 95. Wahrscheinlich stand in dem französischen Text »balle«, wiewohl ich bei Roquefort das Wort nicht finde und bei Raynouard nur bala paquet. Der Dichter spricht von römischer Zunge, weil in dem Gedicht Römer auftreten, meint aber die Sprache seiner Quelle. bal, diu balla zeigt sich schon im Althochdeutschen (Sprachschatz 3, S. 93. 94), der Dichter redet aber, so scheint es, als lerne er das Wort jetzt erst kennen. Sollte es in seiner Mundart nicht gebräuchlich gewesen sein? Es ist schwer zu glauben, zumal es in dem Plattdeutschen nach dem Bremer Wörterbuch nicht unbekannt ist. Indessen habe ich wirklich fast nur aus Oberdeutschen Belege dafür. • Teuthonista p. 15 bal pila. bühel, der hiez ze dem Wilden ballen Lanzelet 8105. Jüng.

Tit. 2368, 2 gelückes balle, vgl. Haupts Zeitschr. 6, S. 146, vgl. j. Tit. 2214. 4369. Hausmärchen 2, S. XXII, XXIII [= Kl. Schr. I, S. 334]. • balle schwaches Masc. Gottfrieds Tristan 1028. • 27. 30. Massm. 286, 9. • Lanzelet 210. 8105. Jüng. Titurel 6, 3, • Apollon. 11537,• doch, wenigstens in diesen Beispielen, nicht für Spielball: für die dicke Muskel an Händen und Füssen Wigalois • 169, 15.• 6319. • Beispiele zu • Reinhart Fuchs 307, 459. • Ecken Ausfahrt 227, alt. Dr. • Engelhart 5165. bal starkes Masc. hat nicht selten die Bedeutung von Spielball, Wolframs Wilhelm • 85, 23 • 187, 28. Walther 39, 4. 79, 34. Freidank 114, 27. Heinrichs Krone 6ª (bal slahen) 81ª. Neidhard 50, 2. • 51, 7.• Ben. und Ms. 2, • 45ª.• 79ª. • Ms. Hag. 3, 235ª. 240ᵇ. 188ª.• Windsbeckin 8, 5. • Lambr. Alex. 2559 sinewel als ein bal; 1452. 1464. 1535 guldin bal; 1467 des balles spiln. Vorau. Handschr. 333, 10 sinewel sam ein pal. • Stanheim Ms. 2, 56ᵇ. Türleins Wilhelm 44ᵇ. 74ª. 109ª. • 115ª. • 148ª. • Ruprecht von Würzburg von zwei Kaufmännern 584 trîben mit dem balle kintlichen spot. Frauenlob Ettm. S. 94 ringe als ein bal. Gudrun 649, 2 gelücke sinewel alsam ein bal. Wigalois 5353 zesamne want si in als ein bal (den Gürtel). Wigalois 5120 werfen als einen bal. Beliard 686 hie tanzen, dort werfen den bal, 3715 werfen ûz den bal. Gottfrieds Tristan 11367 trîben umbe und umbe als einen bal. Schretel und Wasserbär (Haupt Zeitschrift 6, S. 177). 109 ringe alsam ein bal. Apollonius von Tyrland 1507 dô wart ein frôlîcher schal und wart getragen her ein bal wol genæt mit sîden. wir suln niht vermiden wir spilen dises ballen nuo, vgl. das Folgende. Carm. burana p. 82. Ms. Hag. 3, 444ª schimpfen mit dem balle. Heinrich v. Morunge Ms. 1, 52ᵇ als einen bal umbe slân. Reinmar Ms. Hag. 3, 320ª sô si mit dem balle trîbet kindes spot. Ms. Hag. 3, 306ª den bal slahen. Tanhauser Ms. 2, 59 loufet si mir vor mit dem balle. Sigeher Ms. 2, 220ª wirfet er si hin und her als einen bal. Berthold 287 diu erde ist rehte geschaffen als ein bal. Türlein Wilh. 148ª die künegin und die bocsten alle, die liefen nach dem balle. Jüng. Tit. 6, 2 ein kleiniu balle. Stanheim Ms. 2, 56ᵇ wirf den bal, die megede wurfen ouch den bal. Reinbot Georg 5117 du fuerest umb als

einen bal den himel zallen ziten. Mauritius und Beamunt Berl. Jahrb. 9, S. 122 Z. 1025 er fuor umbe sam ein bal. Jüng. Tit. 2214 dâ er mit den vierzegen spilt des balles. sam ein bal Krone 13127. gâr lanc wirft der jungen vil ûf der strâzen einen bal dast des sumers êrstez spil Haupt Neidhart XLI, 1. den bal ûz werfen das. XLII, 7. durch die lüfte senden 10. • Doch • Lohengrin 56, 221, • Heinrichs von Freiberg Tristan 2646 gehört nicht zu diesen: ohnehin will ich noch nicht behaupten, dass den eigentlichen Mitteldeutschen das Wort gänzlich fehle. • Die Sitte des Ballspiels bei römischen Hochzeiten erläutert eine Sage in Forduni Scoti chronicon (vom Jahre 1058). Walt. Scott Minstrelsy 2, S. 136—137. Vgl. Isidor Etymol. 18, 69. Ball werfen mit einer Obstfrucht zum Vergnügen Bogda Gesser S. 245. • 102. Dieselbe Zeile D 118. 131. Man öffnete den Kreis. 132. irbeizin (für irbeizint) Präsens, wie vorher Z. 2 geschehen ist und hernach Z. 162 irzouwin: ebenso D 4 beitit. Vgl. Passional 204, 3. 4. Grammatik 4, 142, • z. Flore 1731. • 133. Das Adverb. besundirn statt des gewöhnlichen besundir auch im Passional 390, 87 wie 293, 77 albesunderen im Reim auf wunderen, doch häufiger, und ebenfalls im Reim albesunder, z. B. 94, 63. 96, 40. 134, 38. 225, 33. • Trojan. Krieg 3091 • Bei Hermann von Fritzlar 12, 22 die Präposition sundern.

• D 4 beitit ist wol gekürztes Wort, vgl. zu Walther 36, 33. • 5. F 53 und A* 59 nûwit, die niederdeutsche Form, hier wie Kaiserchronik 3*. Rother 3552. 3568. Graf Rudolf 11, 19. Pilatus 71. 214. 251. 414. Lambrechts Alexander 26* (6209) und 412
Ernst 4246; vgl. Lachmann zu Iwein 2148. 7246. 14. Liv- 68
ländische Reimchronik 5137 waz sol iu mêr dâ von gesaget? Herbort 1213 waz sal umberede gesagit? 7971. 10721 waz sal umberede mê? Vgl. F 33 und Grammatik 4, S. 128, wo noch andere Beispiele dieser Construction angeführt werden; sie fallen aber sämmtlich in den Kreis der niederdeutschen oder mitteldeutschen Sprache; nur auch im Lanzelet 330 waz solz gespart? 16. volc ist der Kreis der Zuhörer, ein Haufe, wie Graf Rudolf 29, 14 vogele ein michel volc. 26. 27. Jungfräuliche Verschämtheit barg sich hinter der Scheu vor dem Manne. 28. Eben-

so •Gerhard 3834.• Herbort 14326. 14359. 14622 mannes name. Ferner Herbort 1576. 14080. 14361. 14853. Passional 73, 90. 76, 19. Marienleg. 140, 58. 143, 142. •Gute Frau 2036. 2983.• Elisabeth S. 388 wibes name. Rother 1331 ritters name, 1897 recken name. Hermann von Fritzlar 68, 26 vrowen name. •Wilhelm von Orlens 13884 magetlicher name. Vgl. Wackernagel in Haupts Zeitschr. 6, S. 299.• 29. Über die participiale Form des Gerundiums vgl. Grammatik 4, S. 113 und Graf Rudolf S. 8*); ich bemerke noch, dass sie auch bei Herbort vorkommt, 11057 ze heilende, 11355 ze habende, 12058 ze tuonde: Beispiele aus dem Niederdeutschen des sechzehnten Jahrhunderts sind in Haupts Zeitschrift 3, S. 82 angeführt. Doch steht auch im Ulrich des Albertus 1525 ze gênde, in Grieshabers Predigten S. 76 mit betende, vastende, wachende, S. 93 bihtendes, S. 134 ze lobende, und häufig erscheint diese Form im Flore. •Wigalois 2193 ze tuonde.• 33. F 105 lieb habin s. Haupt zu Engelh. 1217, Zeitschrift 4, S. 557; ich füge hinzu Strickers Karl 37ᵇ. 48ᵃ. Pass. 242, 20. 25. Marienleg. 92, 68. 128, 5. 138, 7. 261, 7. 39. giene dar vure verliess das Gemach. 47. Kaiserchronik 69ᵃ algatir insgesammt; vgl. Richthofens altfriesisches Wörterbuch 771—772. 48. Salustine legte sich zu ihrem Gemahl, dem Vater der Gaite. bî, neben, mit dem Acc. ist nicht häufig: Zeile 80 habe ich es hergestellt. Dietleib 8942 und Passional 83, 54 bî in, auch 391, 71 bî dich. Heinrichs Tristan bî die linden. Reinh. Fuchs 641 bî daz hûs nach dem Haus zu, aber im alten Text Glichesers wider daz selbe hûs. •S. Benecke Wörterbuch S. 112. 113. Graf Rudolf 21, 12 bî sie sitzen. holländ. bijeen te komen.• 49. Ich nehme, wie F 109, bidérve an. Nicht erst später, wie Benecke zu Iwein 3752 be-
413 merkt, ist bidérbe aufgekommen. Dass im Heljand unbithárbi
69 sich findet, hat Lachmann (althochdeutsche Betonung S. 10) schon gesagt: aber auch in Albers Tundalus (53, 16), Hartmanns Credo (228) und im Passional (150, 76. 152, 30) reimt bedérbe (: erbe) wie in letzterem das Verbum bedérben (2521. 3198. 3215),

*) [Nh. Gr. 4, S. 907. Jacob Grimm.]

im Lanzelet (4712) unbedêrbe. Dagegen bei Eilhart (4930), Heinrich von dem gemeinen Leben (428) finden wir widere: biderbe und im Grafen Rudolf (7, 3. 13, 26. 19, 2. 28, 12) biderbe: sidele: nidere: widere. 56—61. Sobald die Ehe vollzogen war, brachte man den Neuvermählten den Weintrunk ans Bett (Rechtsalterthümer 441): dann erst entfernten sich die Verwandten, die bis dahin aussen gewartet und lärmend sich belustigt hatten. • 61 s. Flore 5588. • 69. Oder ers. 97. muozilich (aber C* 26 muoziclich) wie C 45 geturstilichin. C 111 snellichin. D 35 blôdilichin. Auch in anderen Denkmälern der mitteldeutschen Sprache ist die Ableitung ec minder beliebt. Rother 692. 771. 3416. 3723. 4988. Âneide 12289 und Livländische Reimchronik 11754 vrumeliche. Rother 963 minniliche, 3711 bermeliche, 3174 gunsteliche, 4463 êweliche. Rother 1292. 2035. Eilhart 5920. 6728. Lambrechts Alexander 5192. Graf Rudolf 22, 6 vlizeliche. Eilhart 1188 snelliche. Ernst 3761 snellichen, 4703 strîtlich. Wernher von Elmendorf 289 ermeliche, 464 suozelichen und Lambrechts Alexander 5465 suozlich. Âneide 12152. Passional 73, 18. 99, 17. Livländische Reimchronik 2105. 11727. 11820. Ludwig von Thüringen 4346. Engelhart 5375 grimmelich grimmelichen. Elisabeth S. 403. 410. 431 unlidelich, riuwelich, S. 420 günsteliche. Passional 131, 25. 146, 86. 149, 66. 169, 47 lusteliche und 188, 80. 208, 12. 211, 1. 234, 95. 248, 12. 41. 249, 28 êweliche. In dem Niedersächsischen Crane I, 84 steht auch mildelich. 98. Hier manigin für manigim. Ebenso 113 gebrantin, 125 scônin. B 27 bernischin, 57 spiegilbrûnin. F 81 edilin. E 163 genendigin. F 127 ûwirn und D 144 im Reim ietwedirin; vgl. zu A 104. 107. Das zugesetzte in wird bei der folgenden Zeile gerechtfertigt werden: durch das Versmass wird es nicht herbeigeführt, auch nicht wol, das ich zugefügt habe, weil es in ähnlichen Stellen fast immer sich zeigt, Kaiserchronik Bl. 3ᵇ mit vanen wol geworhten. Servatius 3345 eine schwester wol bekêrte. Lanzelet 7729 mit rossen wol bedahten. ermel wird hier schwach declíniert, wie in Ulrichs vom Türlein Wilhelm 37ᵇ. 125ᵃ. 137ᵇ und in der hl. Elisabeth S. 374 (im Sprachschatz 1, S. 426 steht 414 79

armilo, und Freidank 132, 4 ist ermeln zu lesen «?»), stark dagegen Äneide 1701. Herbort 619. Parz. 390, 20. Neidh. Ms. 1, 85. Gottfrieds Tristan 2846. Die Ermel wurden des grösseren Putzes wegen zugeschnürt, und vernên ist hier und C" 65 so viel als anderwärts brisen rihen, wie folgende Stellen zeigen, Erek 8238—8239 dehein ermel noch ir site was in niht gebriset. Herbort 619—620 ermel gestrichen mit der siden ane genât. Eraclius 1819 dô wart benât manic arm. Walther XIV, 8 diu mir næhest minen arn vernæte. «Wilhelm von Orlens 10869 sie (juncfrouwen) briseten ihm die ermel sin.» Wigalois 699 ein juncfrow in dô nâte in einen roc pfellin. Ulrichs vom Türlein Wilhelm 37ᵇ ermeln enge, wol gerigen. Engelhart 2533 si (die Ritter) wären beide wol vernât. Freibergs Tristan 734–736 ein hemde sidin, dâ hat sie sich gebriset în unde vernât sô minneclich. Elisabeth S. 374 ermeln âne brîse trägt die Demüthige, alle Pracht Verschmähende. Renner 4639 spricht von einer ermelbriserin. Verschieden von dem anschliessenden ist der weite, darüber hängende Ermel, s. oben S. 49 [S. 269]. 108. Vgl. Wigalois 803 sich het diu maget riche in einen mantel gevangen. 112. Wie sein Geschmeide, Zieraten von Metall, mit Gold überzogen, belegt war. gesmîde in dieser Bedeutung Kaiserchronik 72ᵉ. Rother 789. Äneide 12637. 12775. Erek 1443. 2024. Engelhart 2722. betragen mit golde Hartmanns Credo 2438. Kaiserchronik 63ᵇ er hiez sie in einen wert varn, und hiez den schiere betragen mit rômesker molten; vgl. Hahn zu Konrads Otto 369. «117. dér gotinne.» 124. daz gestuole die voraus geordneten Sitze. Äneide 12933 das gestuole daz was wit — der kuninc dâ ze tische gienc und die fürsten edele: ieclich an sîn gesedele; vgl. Sprachschatz 6, S. 665. 128. ouch, das weder der Zusammenhang noch das Versmass verlangen, ist wohl zu streichen. 132. Vgl. Erek 5103. Lachmann zu Iwein 5541. 134. violin abgeschwächt für violîn; vgl. zu E 102. Aber in Freibergs Tristan 3 ist violin gevar zu lesen. Gold. Schmiede 67 mit violînen worten. [Diese Note wird unten S. 328 zurückgenommen.] 136. Goldene Weinreben als Zierat in Lambrechts Alexander 5452 und Konrads trojan. Krieg 19983. 139. Vgl. E 111. 143. mit

hermînin vedirin wie Âneide 1717 (wo harmin zu lesen ist) 415
Nibelungen 356, 2. Eraclius 3595. Parzival 360, 14. pellez 71
hermin im Wigalois 701; vgl. Gottfrieds Tristan 2549. 10929. 144. 147. Der Überzug des Mantels gieng bis unten hin, oben ragte ein Zobelpelz vor, der also den Hals wie ein Kragen umgab. 147. 148. Es ist wohl mit Wegfall des auslautenden h (s. oben S. 15) zu schreiben rû: drû wie Walther 76, 19 und Marner Ms. 2, 174ᵇ, • Ms. Hag. 344ᵇ • drû steht. Auch das althochdeutsche drûh (Sprachschatz 5, S. 254) ist Fem. Reinhart Fuchs 326. 363. 365 diu drûhe. Anderwärts der drûch wie Freidank 36, 14. Heinrichs Krone Wien. Handschr. 1ᶜ. Martina 176ᵈ; vgl. zu Reinhart Fuchs S. 105. 152. gelidit gefügt gegliedert: althochdeutsch kommt lidôn (Sprachschatz 2, S. 190) in der Bedeutung von zerschneiden zertheilen vor, dagegen wie hier, nur auf die menschliche Gestalt angewendet, bei Herbort 2985 ûzer mâze wol gelidet und in Konrads trojanischem Krieg (Strassburger Handschrift Bl. 187ᵈ) als ein hiune gelidet. Sonst finde ich in dieser Zeit nur zerliden (Walther 85, 14; vgl. Rechtsalterthümer 692): aber in Urkunden des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts (bei Haltaus) erscheint wieder liden und entliden. 158. Lambrechts Alexander 26ᵇ (6095) daz gewerke. Vgl. Flore 552. 159. Wohl was ir ein roc.

E 11. Bei tôtval ist nicht an die juristische Bedeutung des Worts zu denken, die in den Rechtsalterthümern S. 364 erläutert ist: hierher gehört Tundalus 44, 29 si wânden uber al in hete der gemeine val des tôdes begriffen. Passional 42, 33—35 sagen gar die wârheit wie des mannes herzeleit virgienge âne tôdes val; vgl. 45, 61. 75. 46, 21. 126, 36, auch 109, 80 tôtgevelle. 20. der, vielleicht auch daz terrâz war ein freier Erker, zu dem man auf einer Treppe hinaufstieg. Konrad von Fussesbrunnen in der Kindheit Jesu 98, 55—58 sus kômens mit ein ander hin, dâ bî ûf ein terrâz. sin selbes einez (von den Kindern) dâ vergaz und vil ze tôde her abe. Passional 50, 66 viel den terrâz hin zu tal und 50, 72. 73 her abe gestôzen — von dem terrâze. Liedersaal 2, S. 232. 233 mit der frowen ich dâ gie eine stiege ûf ein terrâz. wie gevelt der terrâz dir? • si quâmen ûf ein

tarraz (: saz) Passional 50, 60. 66. 73. • 23. Vielleicht unde muotir, aber nôthig ist die Änderung nicht; vgl. Benecke zu Iwein 1824. Beide Wörter stehen im Accusativ. 38. wie vers dû wie geht dirs? wie befindest du dich? So wird im Ecke Kaspars von der Röhn 289, 1 var schône dem in den
416 Kampf Ziehenden zugerufen. 47. wend daz s. oben S. 19
72 [= S. 232]. 66. diu ors verrîten heisst bei Stricker (Karl 86ᵃ) »die Pferde überreiten, übermässig anstrengen«, und in gleichem Sinne sagt Hartmann (Büchlein 1, 1673) ze vaste ich mich verreit; dagegen heisst sich verrîten auch »auf Abwege gerathen, in der Irre reiten«: so Dietleib 4287. Gottfrieds Tristan 2702. Erek 5043. Ulrichs vom Türlein Wilhelm 25ᵃ. einen verrîten aber, wie hier steht, an einem eilig vorbei, vorüber reiten, findet sich in Heinrichs Krone Bl. 80ᵇ dô enkunder uns nimmer verrîten. 73. unwiz ohne Besinnung; ich habe sonst keine Belege aus dieser Zeit, doch vgl. das althochdeutsche unwizzo Sprachschatz 1, S. 1098. Sollte an der leeren Stelle, die sich hinter unwiz im Pergament findet, etwas gestanden haben, so müsste man unwizze ergänzen: unwizzind bei Lacomblet scheint nichts als eine Vermuthung. † Helbling 72 der herre ist wankelwitz. Mehrere Stellen im Renner, 9881 wîn und grôziu hitze machent manige liute wanwitze. 14894 ûf werltlich bôsheit hânt sie witze, gên tugenden sint sie wanwitze. 11743 von sô getâner hitze wirt maneger unwitze. Ahd. wanawitz vecors. † 76. Ich habe die auffallende Form nôtstadlin umsomehr beibehalten, als auch im Rother 3544 die nôtstadele (Nom. Pl.) sich zeigt, und die zweite Form nôtgestalden, die nicht bloss in Konrads Schwanritter 685, sondern auch in Dieterichs Flucht 4657 auf balden reimt, ferner im Helmbrecht 64 und in der Rabenschlacht 149, 3. 537, 6 (die Stahremberger Handschrift liest ebenso), auch einmal in Ulrichs vom Türlein Wilhelm Bl. 23ᵃ vorkommt, gesichert ist, wiewohl sie in der Grammatik 2, S. 527 als fehlerhaft bezeichnet wird. Die dritte, althochdeutsch nôtgistallo (Sprachschatz 6, S. 674), findet sich im Rolandslied 167, 7 nôtgestallen: vallen, • 113, 29: mannen • und ausser dem Reim daselbst 141, 14. 163, 9. 171, 15 wie Klage 526: ferner im Reim Tundalus 51, 3. Parzival

463, 5. Wolframs Wilhelm 308, 9. • Konrad von Heimisfurt 363. • Freidank 36, 8. Ulrichs vom Türlein Wilhelm 6ᵃ. Kindheit Jesu 90, 27. • Gl. Berolin. Tross nalda. • nâlde (Herbort 6771 im Reim auf sâlde und 14776. Tundalus bei Lachmann 18. Pilatus 136. Livländ. Reimchronik 1281. Passional 76, 2. Elisabeth 449. Morolt 3809) wäre nur dann hier anzuführen, wenn jenes nôtstadele im Rother sich als uralt bewährte und mit dem dunkeln cumistadul cumistadulo zusammenhienge, wozu auch eine in der Grammatik 2, S. 753 geäusserte Vermuthung führt. 80. daz dâ nicht zuo getraf dass nichts dem gleich kam, wie schon Frommann zu Herbort 4762, wo dieselbe Redensart vorkommt, erklärt hat. Eilhart 5428 swaz ez zuo Tinâse getraf, daz geschuof er, als ez solde sîn. • Vgl. Gute Frau 1469. • 83. dicke Kampfgewühl, mit schwacher Declination auch im Wigamur 2058, gewöhnlich mit starker wie im Althochdeutschen (Sprachschatz 5, S. 112), Roland 151, 5. 180, 20. 281, 23. Rother 417
2708. 2735. 4140. Erek 2626. Wolfr. Wilh. 40, 14. Ulrichs 73
vom Türlein Wilhelm 9ᵇ. Ortnit Ettm. 49, 18. Häufig im Lohengrin. 86. Lambrechts Alexander 15ᶜ der bittiriste strît. 88. Ulrichs vom Türlein Wilhelm 60ᵇ umbe eine wicken vürhten. 90. Anderwärts sich decken mitme schilde; vgl. zu Graf Rudolf 6, 9. 97. Herbort 5648 der kunic dâ von Pise. 100. 101. sîn ors was swarz als ein kol mit gerechtin marchmâlin. War das Ross gestreift wie ein Zebra oder ein Tieger? oder gefleckt wie ein Leopard? Lambrechts Alexander 14ᵇ hat ein Ross an den siten liebarten mâl. Heinrichs Krone 8ᵃ ein blankiu varwe übervie daz ros mit swarzen meilen, etwa der Gegensatz zu dem hier beschriebenen. gerecht müsste entweder »passend, gut geordnet« oder »geradlinig« heissen, wie gereht unde krump (Litanei 71. Anegenge 10, 20. Servatius 2277), gereht unde lam (Heinrichs Krone 47ᵇ) entgegenstehen. Endlich könnte auch ein schwarzer Strich gemeint sein, der über den Rücken des Pferdes bis zum Schweif geht und an Flores Zelter (2750—2755) beschrieben wird. 102. sîn helm brûnlûtir glänzend hell, Äneide 5670 ebenfalls von dem Helm brûnlûter als ein glas oder 8749 lûtirbrûn: Lanzelet 8884 von dem Harnisch brûnlûtir als ein zin (787 wîz

als ein zin). • Ulrichs Wilhelm 120ᵃ ein helm der was lieht brûne gevar (brûnvar, Lesart).• Gottfrieds Tristan 3334 ist statt brûn lûter (was im sin hâr), wie bei Hagen und Massmann steht, nach den besseren Handschriften lûtervar zu lesen. brûn auch allein bezeichnet den Metallglanz, Herbort 8157 der brûne stahel. Lambr. Alex. 1734. 4465 und Herbort 13034 mit brûnen ecken. Lambr. Alex. 4300. 4561 daz brûn isen, auch Erek 9260 brûniu varwe des Schwerts. Vgl. 57 spiegelbrûn. — stâlin geschwächt für stâlîn, wie bei Herbort 8411. 10598 steinin (: weinin), in Lambr. Alex. 14ᵃ weiten (: bescheiden), bei Hermann von Fritzlar 119, 5 weizen und 233, 11 gulden, Flore 2878 siden; vgl. zu D 134 und Grammatik 2, S. 179. 105. 106. antliz: spiz. Ich habe antliz, obgleich es Grammatik 2, S. 716 getadelt wird, gelassen, weil es der heutigen Form und dem nordischen andlit entspricht; Flore 3431 t es Sommer durch antlût ersetzt, in Gottfrieds Lobgesang 88, 9 ist antlûtz (mit der Lesart andlût) nöthig, und so steht in einer alten Beschreibung von Christi Gestalt (Haupts Zeitschrift 4, S. 574), aber daneben antlutze. • Morolt 1, 723. 1674 antlit. Brant Narrensch. 110ᵇ, 63 antlitt und schon vorher. Diefenbach Wörterb. v. J. 1470, S. 117 antlitz. Wolfr. Wilhelm 191, 15 antlûz mit den Lesarten antlu. antliz antlitze.• Hier reimt bald hernach E 137 antlutte: phutte
418 oder antlutze: pfutze; also sind in unserem Gedicht immer zwei
74 Formen anzunehmen. Schwierigkeit macht nur der Umstand, dass andliz sonst nicht aufzufinden ist. •Jüng. Tit. 359, 3 antlütze. 1342 antlûtze: urdrûtze. Renner 4113 antlûtze: sprûtze. Gottfrieds Lobgesang antlûtze 88, 9. Türlein Wilh. 33ᵃ antliz 140ᵃ. Tundalus 62, 26. Heinrich vom gemeinen Leben 951 antlutze: verdrutze, 895. Albertus Ulrich 352 anlutze: unnutze. Freiberg Trist. 5107 Müll. antliz. 3293 antlitze. Wilh. v. Östr. Bl. 7ᵃ antlûtz. Roth Pred. S. 19, 76 anthutze. Diemer 380, 20. 23, 7 antluzze: nuzze. Litanei 37 Massm. Genesis 13, 36. Vgl. 22, 14. Exod. 91, 14. Vgl. Kaiserchronik 3826 M. (8970 M.) 3991 M. 8643 M. Vocabularius rerum von 1489 Bl. 7ᵇ antlitz vultus. Eulenspiegel Strassb. 1519 p. m. 116 antlit. Jahrb. 8, S. 263, 40 antlit: mit. Marienlieder Hannov. Handschr. 41ᵇ antlitze: sitze. 47ᵇ: witze, 82ᵇ: blitze, 92ᵃ: hitze. Kaiserchronik Cod. pol. 51ᵃ.

Kaiserchr. Überarb. Wiener Handschr. 3797. 8233. Berth. 171. 198. 210. 271. 283 antlütze und auch 198. 211. 283 antlitze. Welscher Gast 218ᵇ. Jüngere Bearbeitung der Weltchronik 71, 58 antlit. Rudolfs Weltchr. Vilm. 63, 222. 71, 58 (ausser dem Reim) Berth. 146. Troj. Krieg 692. Lieders. 1, 139, 284. 181, 243. antlutz Vocab. optimus 21. Gerhard 3718 antlütz (ausser dem Reim). 3748. 4491. 4496 antlütze (ausser dem Reim). T. Sion 536 antlitz. Lichtenstein 158, 17 antlütz (ausser dem Reim). Frauenl. S. 35 (7, 14) antlüz (ausser dem Reim), S. 228 (409, 20) antliz (ausser dem Reim). Apollon. 15165 antlütz (ausser dem Reim). Kolocz. 279, 81 antlütz (ausser dem Reim). Griesbabers Predigten 1, 46. 48. 55. 58. 2, 11 (viermal). 12. 14. 49 (zweimal). 63. 75. 86. 118 (1ᵉ). 143. 146 antlüte. antlütes 2, 53. 106 (bis) antlüt 116. Haupts Zeitschr. 7, S. 148 antlit. Jahrb. 8, S. 239, 13 antlüt. 244. 201. 9, S. 188, 56 antlit. Hadlaub Ms. 2, 187ᵇ. 192ᵃ antlüt. 188ᵃ antliute. Martina 55ᵃ antliute: getriute. 248ᵃ antliute: hiute. • Den verschiedenen Formen, die im Sprachschatz 2, S. 201 und in der Grammatik 2, S. 716. 3, S. 401. 402 aufgestellt sind, füge ich noch aus Richthofen die altfriesische andlete ondlete. • Vgl. Ettmüller zu Theophilus 294. • Die oberdeutschen Dichter gebrauchen sonst antlütze, Wernhers Maria 165, 21 antlutze (: nutze) und ausser dem Reim 154, 25. Albertus im heiligen Ulrich 352. Heinrich vom gemeinen Leben 895 antlutze (: butze). • Alber Tundalus 62, 26 urdrutze: antlutze. • Nibel. 240, 1, • Klage 1082 • antlütze, ferner im Reim auf nütze • Roland 139, 3. • Servatius 2571. Eraclius 1203. • Lanzelet 7197. Welscher Gast 12ᵃ. • Heinrichs Krone Bl. 95ᵃ. • 12076. Helbling 1, 1100. Alexius Massm. 64, 1011. Helbling 15, 515. Jüng. Titurel 47, 3. Mosis Vorau. Handschr. 23, 7. Wilh. v. Östr. Bl. 49ᵇ. 87ᵃ. Jüng. Tit. 47, 856. • Ulrich von Winterstetten bei Benecke S. 165 und ausser dem Reim in Hartmanns Iwein und Rudolfs Barlaam 148, 9. 193, 30. Wirnt, Walther und Freidank scheinen das Wort gar nicht zu verwenden. Die niederrheinischen und mitteldeutschen Dichter ziehen antlitze vor und zwar im Reim auf witze sitze, so • Marienlieder Hannöv. Handschr. 41ᵇ. 47ᵇ. 92ᵃ. • Wernher vom Niederrhein 5, 13. 23, 22. 24, 24. 26, 17. 31 und Herbort 687. • 2960. 3179. • 10613. 13677. • Siebenschläfer 791.

831. Wilh. v. Orlens 4797 »antliche« Dat. 5081 »antlig«. • Heinrich von Krolewitz 1385. Passional 25, 60. 58, 17. 62, 76. 146, 15. 171, 28. • Alexius Massm. 74, 430 • und heil. Elisabeth S. 385. 397. 433. 440; nur im Rolandslied 139, 3. 30 zeigt sich antlutze (: nutze) • und ausser dem Reim 22, 18. 27. 79, 20 antlitze. Konrad von Heimesfurt 531 antlitze•. Dass man auch beide Formen neben einander gelten liess, beweist eben unser Gedicht. Wolfram gebraucht • antlütze • im Parzival 314, 1 • und • antlitze 119, 21 im Reim auf witze: aber • sonst auch • im Titurel 130, 2 hat Lachmann antlütze beibehalten. • Troj. Kr. 1304. 5314 antliz (ausser dem Reim). Otto Bart 179 antlütze (ausser dem Reim). Lichtenstein 158, 17. 258, 4 antlütz. 164, 7 antlütze. Raumland Mgb. 12ᵇ antliz. Meisner Mgb. 40ᵃ antlitze (ausser dem Reim). Immer antlütze Parzival 1, 22. 46, 28. 55, 29. 139, 27. 235, 16. 314, 1. 464, 28. 497, 27. 517, 20. 622, 6. 633, 26. 746, 22. 747, 23. 778, 29. 780, 18. 809, 7. 813, 2. 817, 24. W. Titurel 89, 2. 94, 4. 110, 2. 130, 2. W. Wilh. 67, 14. 156, 21. 251, 9. 253, 30. 271, 8. 272, 26. • Und da bei Konrad viel mehr Ursache zum Schwanken war, so habe ich wohl nicht mit Unrecht in der Goldenen Schmiede 725. 734 antlütze stehen gelassen, obgleich sich bei ihm • Troj. 19902 • antlitze: hitze findet, weshalb Haupt im Engelhart 244 • und Pantaleon 1383 • ausser dem Reim diese Form angenommen hat. In Gottfrieds Tristan 1266 zwar antlützes, aber die Lesarten bei Groote gewähren antlitzes: • 3813 Hag. antlitze. 97, 15 Massm. antlütze, aber in zwei Handschriften antlitze. • — Von dem ohnehin selten gebrauchten Adjectiv spiz finde ich keinen Nom. Sing. (Goldene Schmiede 1418 spitzez, GottfriedsTristan 2973 • und • Neidhart Ms. Hag. 3, 221ᵇ spitzen, • Gottfrieds Tristan 6509 spitze Acc. Sing. Fem., Wilh. v. Östr. 20ᵃ von spitzen swerten l. spiezen, • Renner 2034 spitze Pl.), nur Fragm. XXVI[b] ze spiz im Reim auf gliz, • Meister Altschwert 25, 29, • wonach die Form in der Grammatik 1[3], S. 144 angenommen ist; das althochdeutsche spizi (im Sprachschatz 6, S. 366 nur ein einziger Beleg) wurde spitze fordern. • Hugs Martina (Diut 2, 135) der slangen drittiu witze diu ist vil spitze. 161ᶜ hacken — spitze gemachet ûzer îsen. • spitzic Marner Ms. 2, 177ᵃ. • Friedr. v.

Sunberg Ms. Hag. 2, 356ᵇ. Boppe Ms. Hag. 2, 380ᵃ. Birkenstock S. 139. Konrad Ms. 2, 199ᵇ. • Konrads trojan. Krieg 2809. • 4246 • und mehrmals im Renner 4035. 4558. 7635. 13259. 14885. • durchspitzic Renner 683. • spitze helme waren, nach unserem Gedicht, frühehin gebräuchlich: in der That sind auf den Tapeten von Bayeux, welche die Schlacht von Hastings im Jahr 1066 darstellen und wahrscheinlich bald nachher, gewiss vor 1087, verfertigt sind, die Ritterhelme sämmtlich spitz: dagegen in den etwa ein Jahrhundert jüngeren Bildern zu dem Rolandslied sind sie rund. • spitze helme Herrad Tab. VI. • Man 419
findet wieder spitze in den Bildern der Pfälzischen Handschrift 75
des Welschen Gastes Bl. 42ᵃ. 55ᵃ. 116ᵃ, welche ziemlich gleichzeitig mit dem Gedichte ist: daneben auch runde und flache; ebenso verschiedenartig erscheinen sie in den Bildern der Casseler Handschrift von Türleins Wilhelm vom Jahr 1334, denen wahrscheinlich ältere zu Grund liegen. 117. Ich habe in sprûzvale den Vocal lang gelassen, wie ihn die Handschrift bezeichnet: indessen ist er nicht sicher, da man auch hochdeutsch spriuz und spruz schreiben könnte. Die Bedeutung scheint nicht zweifelhaft, fahl und gefleckt, etwa apfelgrau; vgl. Reinhart Fuchs CCXXXVII—CCXXXVIII. Schmeller 3, 593—594. Sprachschatz 6, S. 393—401. 126. Das Gewöhnliche wäre was ime zu gâch (Grammatik 4, S. 929), allein das unpersönliche haben ist hier nicht abzuweisen und den in der Grammatik 4, S. 246—247 zusammengestellten Redensarten anzureihen. 130. 168. Der Römer ist Prophilias. 134. dir verstehe ich wie in der Stelle aus dem Annolied, die Grammatik 4, S. 363 erörtert ist. 136. horegewat • l. horge wat Jac. • Pfuhl, Lache, Sprachschatz 1, S. 766 wat Furt vadum: auch noch im heutigen Niederdeutsch wadt, nach dem Brem. Wörterbuch 5, S. 161. 162; gleichbedeutend ist horlache Litanei 474. horc, wie Lacomblet liest, müsste als eine Verkürzung von horwic (Eraclius 3662. Freidank 70, 6) betrachtet werden, wie in der Wiener Handschrift von Lanzelet 2916 ein horigez muor steht, wo aber das Versmass horwigez verlangt; auch scheint für die Mundart unseres Gedichtes die Kürzung zu stark. † horege wat ist zu trennen, und horege steht für horwege. † 137. 138. Ich

habe geschwankt, doch endlich der ungewöhnlicheren Lesart als der wahrscheinlicheren den Vorzug gegeben. antlutti ist eine althochdeutsche Form wie antluzzi (Sprachschatz 2, S. 201. 322) und phutti entspricht dem angelsächsischen pytt. Vgl. zu 105. 106. » Wernh. v. Niederrh. 41. 5. Oberlin 1250 pute. Wizlav Mgb. 26ᶜ in der putten ich belac. Roland 150, 5 putze: unmutze. Heinrich vom gemeinen Leben 895 antlutze: butze. » 143. urbor s. zu A 167. Herbort 4674 der hête geurbort sinen schilt mit grôzen êren. Wolframs Titurel 8, 1—2 sun, du hâst bi dinen ziten schiltes amt geurbort hurteclichen. 144. nâch im vuor hinter ihm, Dietleib 7243. 146. Lambrechts Alexander 15ᵃ eine vil lange wile flugen die phile alse der snê unde der regen. 20ᵇ von beidenthalben floue daz schoz alsô dicke sô der snê. Dietleib 10190—10194 phile, die sach man an der wile sô dicke von der senewe gân sam oft der snê hât getân dâ den tribet
130 der wint. Gudrun 2013—2014 dô sach man ûf den recken,
76 sam snêwes flocken winde, schiezen dâ mit philen. Ernst 3113—3115 und tâten en mit geschozze wê, daz ûf sie sam ein dicke snê die scharpfen pfile vielen: vgl. Reinbot 1239—1240. 148. Ich gebe unbedenklich die ohnehin befremdliche Lesart geitaltin bei Lacomblet auf, mithin fällt weg, was oben S. 22 [= S. 236] darüber gesagt ist. 150. sêre muss der Genitiv sein: mit sêre wäre das Gewöhnliche, so Marienlied in Haupts Zeitschrift 1, S. 34, 2. Wernher von Elmendorf 499. Parzival 26, 7. 42, 20. 92, 6. Passional 53, 89. Livländische Reimchronik 322. 6976: allein auch im Althochdeutschen (Sprachschatz 4, S. 1113) kommen bei gahladan beide Constructionen vor. 158. huvise, Lambrechts Alexander 21ᶜ hubisch. Äneide 12058 hobisch. Hermann von Fritzlar 182, 39 hubischeit.

F 1. Theseus spricht zu Peritheus, seinem todwunden Sohn. 2. Herbort 17565 daz koste mich harte. 5. virkargin hören auf Freigebigkeit auszuüben: ein actives verkargen mit der Bedeutung von überlisten in der Genesis 21, 13. 22, 42. 23, 14. 6. Ein althochdeutsches irargen verderben im Sprachschatz 1, S. 414. 8. Dass sie anfangen in Unthätigkeit zu leben, sich zu verliegen. 13. Ich vermuthe die nicht ze vroudin.

17. 18. gelârt: gekârt zeigt zwar die Handschrift, aber ich glaube mit Unrecht: warum sollte hier â stehen, da der Vocal anderwärts kurz ist? Die Grammatik 1³, S. 253. 254 folgt aus allgemeinen Gründen in diesem Fall der Handschrift. Der zweite Schreiber fehlt auch einmal F 152, wo ersâmir steht. 20. vonit fern ist. Eine entsprechende Stelle in Heinrichs Krone Bl. 56⁴ wan vrowe Sælde wont im bî. man seit ouch daz ez sî ir site, daz sie dem argen vone unde dem guoten mite wone. Es ist also eine sprichwörtliche Redensart. Türheims Wilhelm • Pfälz. Handschr. 195⁴ • Cass. Handschr. Bl. 239ᵇ daz ich gar sî sünden abe, und diu sêle in vröuden woue und verre sie der helle vone; vgl. Hartmanns Gregor 392. vonen wird in der Krone auch activ gebraucht, Bl. 52ᵇ daz man den stric vone. Vielleicht ist in unserer Stelle wie sêre Sêlde uns vonit zu lesen. • Vgl. ûffen. bien Wilh. v. Östr. 15ᵇ. 29ᵇ. 37ᵃ. 57ᵇ. 74ᵇ. • † vonen ist wie ûfen ûffen gebildet, das häufiger vorkommt, Litanei 55. König Tirol Ms. 2, 249ᵇ. Barl. 115, 38. Passional 359, 48. Turnier von Nantes 148, 3. Wilhelm von Östreich Liegnitzer Handschr. Bl. 65ᵃ. 67ᵃ. 92ᵃ. sich ûfen das. 71ᵃ. Aber in diesem Gedicht, das Johann von Würzburg im Jahre 1314 verfasste, habe ich auch ein noch unbekanntes bien gefunden in dem Sinn von bî wesen, bî wonen,

Bl. 15ᵇ. ze hant sach man bien
den falkener schœne.

Bl. 29ᵇ. dir gît gelinge noch die stiur,
daz dir wirt freude bien.

Bl. 37ᵃ. lâzen vor Agelien
ein zierlich rotte bien.

Bl. 57ᵇ. zwâr man sach in bien
vil minneclich gebâren.

Bl. 74ᵇ. bringt man dir Agelien,
der wirstu lieplich bien. †

22. Leid vervielfältigt sich wie ein in die Erde gelegtes Samenkorn. In Hugs Martina ein actives sâmen, Bl. 161ᵃ si hete mîner êre gar ze nâhe geràmet: des ist mir gesâmet beidiu stille und überlût maneges leides unkrût und Bl. 224ᵃ ir witze

sô verbràmet, mit falscher fruht gesàmet. «Vgl. Lohengr. p. 189.» 421 Benecke zu Iwein 8065 weist sæmen nach. In Luthers Bibel 77 »Kraut besamt sich«, »ein Weib besamen». 28. aldin und jungin substantivisch mit schwacher Form wie Rother 3246. 4797. Moroit 57, 1147; ebenso unten 103 lebindin. Gregor 398. Freidank 58, 8. 156, 10 jungen. Gregor 3604. Gute Frau 2631 siechen und 1489 blinden; vgl. Grammatik 4, S. 256. 573. Benecke zu Iwein 6406. «Strickers Daniel 1134 blinden.» 56. eins tôdis swangir, dieser Gebrauch des Wortes ist nicht häufig, im Sprachschatz 6, S. 887 kein Beispiel aus dem Althochdeutschen: ich kenne nur folgende, Ulrich von Gutenberg (Ms. Hag. 1, 114ª) richer vröuden swanger. Freibergs Tristan 5970 der anger der was swanger der brûnen blüemelin. Wenn Neidhart (Ms. Hag. 3, 185ª) sagt diu lichten blüemel swanger, so meint er die hervorbrechende Blüthe damit. 64—67. In dem Auszug des französischen Gedichts wird (Cap. 15) erzählt, dass Prophilias den verwundeten Peritheus mit seinem Schilde gedeckt, nicht dass sein Geselle, Athis nämlich, ihn weggetragen habe. Das deutsche Gedicht könnte jenen Umstand übergangen haben: doch hier setzt der todwunde Peritheus hinzu, Cardiones habe den Gefallenen für Prophilias, ihren Gemahl, gehalten, als wenn sie im Schmerz über diesen gestorben sei, während das französische deutlich sagt, der Sturz ihres erwählten Ritters, also des Peritheus, sei die Ursache ihres Todes gewesen, was dem Geist des Gedichtes angemessener ist; auch fügt es sich dann besser, wenn Peritheus Zeile 70 sagt: sie starb von leidin umme mich. Vgl. zu A 70. 71. Der Tod hatte sie niedergetreten, besiegt, überwältigt. Hermann von Fritzlar 126, 18—20 dar umme sprichit Jâcob also vile alse ein ringer oder ein ubertreter, wan her ubertreten hât dise werlt und ist komen in daz êwige leben. Parzival 586, 20 die habt ir bêde übertreten, daz ir se gâbet an den rê; vgl. Grammatik 2, S. 877. Hernach Zeile 137 heisst ubirtretin darüber hinaustreten, wie Winsbecke 44, 10 sich übertreten das richtige Mass überschreiten, und 67, 5 den rât übertreten. Passional 116, 83 maneger sunden ubertrit und 146, 58 gewaltes ubertrit, sodann 103, 48. 373, 34 ubertreten übertreffen. Wolfr. Wilhelm 341, 30 unz si der tôt hât über-

riten; vgl. Freidank 131, 12. 80. kluft Felsenhöhle, wie das Wort noch heute gebraucht wird, auch bei Hermann von Fritzlar 123, 13. Konrad von Würzburg (Wackernagel Lesebuch 1, 422
700, 15. Trojan. Krieg 1146) sagt maneger lôsen blûete kluft; 78
vgl. Sprachschatz 4, S. 547. 82. mit golde gemuosit reine. Albers Tundalus 59, 75 gemuoset was das phlaster (des Hauses) mit golde und mit gesteine. • Wackernagel Glasmalerei S. 156. 157. • Äneide 8240. 9352 daz himelze (des Gewölbes) was obene gemachet wol ze lobene, gemuoset wol mit golde. Lambr. Alex. 15ᶜ dô wurden di scônen swibogen in daz wazzer gezogen und die gemuoseten steine. Servatius 531 von einem Bischofsgewand, mit guldinen schriften spæhe gewieret, ûzen gezieret, gemuoset unde gesmelzet. Lanzelet 4110—4111 diu mûre was gemuosieret harte wol von golde, Lachmann bessert, wohl des Versmasses wegen, was gezieret; um das seltene Wort, das ganz hierher passt, zu erhalten, lese ich und wol gemuosieret, in der vorangehenden Zeile bleibt gezieret, und statt des Punkts ist ein Komma zu setzen. Ich glaube die richtige Erklärung gefunden zu haben, wenn ich annehme, dass musivische Arbeit von verschiedenfarbigem, auch vergoldetem Glasfluss gemeint ist, und das Wort durch Vermittelung des Romanischen von μουσιόω ableite, das bei den späteren Schriftstellern vorkommt; nachzusehen ist Schmeller 2, S. 635. Theophilus presbyter (diversarum artium schedula ed. Carol. d'Escalopier Paris 1843) sagt Cap. 12 »inveniuntur in antiquis ædificiis paganorum in musivo opere diversa genera vitri«, und weiter darüber Cap. 15 de vitro græco quod musivum opus decorat. Hierher gehören auch wohl einige Stellen in dem jüngeren Titurel 6113, 4. 6119, 2—4 mit golt daz pflaster unden ist gemenget; • auch 4818 ist zu vergleichen. Troj. Krieg 17426—17428. Vgl. 17455. und der wende mûre mit golde und mit lâsûre geverwet und gezieret. Himelreich (Haupts Zeitschr. 8, S. 148) 103 die mûre sint alumbe mit golde gezieret, sint mit aller slaht vare gimmen wol gezieret. des sales estrich ist mit vêhen steinen gestrowet. 204. wie zierliche diu gadem elliu den ze mimmen mit deme reinen golde sint gemuoset unde gesmelzet. • † Ich habe muosen, und ich glaube mit Recht, von μουσιόω abgeleitet. Aus Lambrechts

Alexander gehört ausser der schon angeführten Stelle noch eine andere hierher, 793 si tâten die turne mâlen daz daz rôte golt dar abe schein, gemuoset oben an den stein. Sodann Heinrich vom gemeinen Leben 586 dem dô é die siden in daz hemde muose (l. muosetes) in manegen enden witen: hier ist also bunte Seidenstickerei gemeint. » Dieuer Beiträge 3, S. 99. » Mauritius (Berlin. Jahrbücher 9, S. 123, 1105) oben (in der kemenate) sô gemieste (l. gemuoset) was daz ez lühte sam ein spiegelglas. Auch zu der anderen Form muosieren hat mir Hr Dr Zacher eine Stelle aus Rudolfs Alexander mitgetheilt.

Bl. 7ᵇ. ein wol gemachet teltelin
ze guoter mâze kleine:
von wîzem helfenbeine
gar schœne gezieret.
daz wol gemmosieret
von silber und von golde was.

Die lateinische Quelle, Historia de preliis, Bl. 2ᶜ sagt »protulit de sinu suo miriticam tabulam aeneam et eburneam mixtam auro et argento tres in se circulos continentem«. Aus späterer Zeit in einer Beschreibung der Rheinfische (Simrocks Rheinland S. 280), »item ein vorhel (Forelle) ein herzog darum, er hat einen gemussirten roc an«, womit die rothen Flecken auf der Haut der Forelle gemeint sind. » Purpureisque Salar stellatus tergora guttis Ausonius Mosella 88. Sprachschatz 2, S. 872. Frisch 1, 676ᶜ. Minneberg (Lassb. Handschr.) ein buntfarbiges Panier mit sechs Farben,

2848 folg. der erste strich der ist fin
grüene von jazinten schin
gemmosiert von künsten küene:
von spanisch lichtem grüene
lühtet er sam ein smarac
und sam ein meiengrüener hac
liutet in des meien schin.

2874. der sehste strich der gleuzet
geworht mit künsten hel:
von Britanjen ein âgstein gel
liget in dem striche schœn:
von sapphir gebl topasiôn
ist er schœn durchmuosieret.

Mitgetheilt von Pfeiffer. † 83. Parzival 758, 21. 769, 26. ◦Iwein 6533 beidiu samt.◦ Flore 3469 steht der Dativ beiden samt, sament, demnach müsste hier und 122 beide samit gelesen werden, wie in Strickers Carl 9ᵇ bêde samt vorkommt: allein es ist hier beidiusamit anzunehmen, bei Heinrich von Krolewitz 3303 beidentsamen. Pass. 131, 61 allentsamt. 87. Dass wir von edlem Geschlechte sind: in Lambrechts Alexander 21ᶜ sagt Darius von seiner Tochter si is von adele geborn. 88. rôtguldin Wernhers Maria 156, 41. Hartmanns Credo 2854. Äneide 9159. 101. Herbort sagt 5205 für sterben under die erden gân, Stricker im Carl 27ᵃ under die erden legen für tödten, Hartmann im Credo 2525 für begraben. ◦Der Unverzagte MSH. 2, 49ᵃ ir müezet wider zer erden.◦ 103. die ist das Relativum und die Hebung ruht darauf, lebindin aber hat die schwache Form: s. zu F 28. 108. Er ist ihr vollkommen ebenbürtig, Herbort 11396 er enist nicht min genôz noch nir gliche geborn. 111. deginheit nicht selten im Althochdeutschen (Sprachschatz 5. S. 121), hernach vereinzelt, Kaiserchronik Bl. 71ᵃ. Rother 702. 1307. Graf Rudolf 19, 26. Lambrechts Alexander 2536. Eilharts Tristant 1371. Äneide 7307. Nibel. 107, 1: doch einige Male im Dietleib 1967. 2065. 12256. 12494. Bei den höfischen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts habe ich das Wort nicht mehr gefunden, späterhin erscheint es wieder in der Fortsetzung von Konrads trojanischem Krieg Strassb. Handschrift Bl. 237ᵃ, im Sigenot Kaspars von der Röhn 9, 4. 15, 7. 62, 9. 184, 11 und des alten Drucks ◦bei Schade 8. 13. 61. 178◦ (nicht bei Lassberg), dann im Renner 17046; auch Oberlin S. 229 führt eine Stelle an. Mit gleicher Bedeutung steht im Lanzelet 2588 degenschaft, das ich sonstber nicht kenne, auch nicht aus dem Althochdeutschen: nur theganscepi aus Heljand 139, 23. 142, 20 ist anzuführen, heisst aber discipulatus. In dem der Spielmannspoesie zufallenden Gedicht vom heiligen Christoph kommt degentuom vor, aber in anderer Bedeutung: der Teufel in Gestalt eines reizenden Weibes sucht den Jüngling zu verführen, 1497—1798 (Handschrift von St. Florian) als hete der tiufel sinen list daz er im nam sin degentuom; also wie magetuom. † Weitere Nachweisungen von degenheit,

Jerusalem in der Vorau. Handschr. 372, 12. Goldemar 1, 4. 3, 4. 12. Konrads trojan. Krieg 9830. Turnier von Nantes 144, 1. Liedersa. 2, 214, 118.* 113. Äneide 12867 nie wart nichein man der tugende sin geliche. 116. irkorn soviel als âz irkorn. 120. Ich vermuthe lûtir als. *Flore 6849.* 122. Die beiden Eltern sollen einwilligen. 128. erbelôs Rother 2949. Äneide 8102. Hartmanns Credo 821. Eraclius 70. Bruchstück aus der Dieterichssage s. Altdeutsche Blätter 1, S. 341. Freibergs Tristan 9. Ortnit S. 29. Vgl. Heldensage S. 54. 132. gunstic Ernst 4569. Haupt zu Engelhart 2039. 133. Sie sprach leise, wie eine verschämte Jungfrau. Wolframs Titurel 132, 3 der bracke kom hôchlûtes. Eraclius 3530 dazu sprach si niht ze lûte. Jüngerer Titurel 5038 sie sprach ein Theil niht lûte. 140. vollinbrengin wie 142 vollinkumin. Dieselbe Form zeigt Hartmanns Credo 549. 3165. Litanei 91. Pilatus 50. Eilhart 2017. Wernher von Elmendorf 2017. Ernst 2046. Crane IV. 168. Livländische Reimchronik 901. 4160. 5604. 6994. Morolt 60, 1467. 62, 1618. So auch vollenvüeren Roths Denkmäler 57, 32. Livl. Reimchr. 1305. vollengén Passional 87, 34. 168, 421 24. 198, 96. Morolt 55, 937. 145. Ulrichs vom Türlein 69 Wilhelm 42ª sô wart nie ritter baz begurt; vgl. Frommann zu Herbort 14105. 156. So lasst ihn handeln wie es ihm gefällt; vgl. Frommann zu Herbort 16633. Lachmann zu Nibel. 1957, 1. 167. Ich habe geändert, denn gerade der Schaft sollte herausgezogen werden, wie dies bei Herbort 11955 geschieht. Wahrscheinlich war der Sper durch die Brust gegangen, und der Arzt zog die Wunde an dem Rücken auseinander, um sie mit kleinen Leinwandstreifen oder Charpie (weizel bei Eraclius 4553. Haupt zu Engelhart 1925) zu verstopfen. *schübel von Leinwand, um sie in die Wunden zu stecken. Sigenot alter Dr. 111, Kaspar 113. Dietr. Drachenk. Kaspar 113. Vgl. meisel Ziem. p. 244ª. Rechtsalterth. 629.* 168. Herbort 5899—5903 vom kleide er ein tuoch brach: in drivalten er ez vielt: in die wunden er ez schielt.

XII.

Der Druck der Einleitung war zum zehnten Abschnitt vorgerückt, als mir die Nachricht zukam, dass Hr Dr Weigand zu Giessen eine eigenhändige Abschrift von zwei noch unbekannten, zu unserer Handschrift von Athis gehörigen Bruchstücken besitze. Meiner sofort an ihn gerichteten Bitte um Mittheilung fügte ich den Wunsch hinzu, womöglich die Urschrift selbst zu erhalten. Hr Dr Weigand war so gefällig, sich deshalb an den Besitzer, Hrn Geheimenrath und Professor Dr Nebel, zu wenden, und dieser überraschte mich mit dem schönen Geschenk der zwei Pergamentblätter*), die in diesem Augenblick für mich doppelten Werth hatten. Beiden gelehrten Freunden des deutschen Alterthums drücke ich hier meinen Dank für ihre zuvorkommende Güte aus. Auch diese Blätter, auf welchen man die Jahreszahl 1575. 1578 findet, hatten als einfache unverklebte Deckel von Haushaltungsbüchern gedient: ich habe sie A* und C* bezeichnet, und aus dem ihnen angewiesenen Platz sieht man schon, dass sie dem ersten Schreiber der Handschrift zufallen. Zwischen A* und B fehlt vielleicht nur ein Blatt, und C* schliesst sich unmittelbar an D, so dass hier 336 Zeilen in ununterbrochener Folge erhalten sind. Der bisherige Eigenthümer hatte diese Bruchstücke vor fünfunddreissig Jahren in Westfalen erworben: damals nahm er auch Abschrift von drei anderen dort noch befindlichen, nämlich von DE und F. Eine weitere eigenhändige Abschrift von E hat mir Hr Dr Weigand mit gleicher Bereitwilligkeit überlassen; ich habe sie mit Lacomblets Abdruck nicht ohne Nutzen verglichen.

Ich trage nach, was sich aus der neu eröffneten Quelle für 425
die bereits gedruckten Abschnitte der Einleitung ergibt. III. i für 81
ē in swilch C* 90. Ausnahmsweise e statt i, rittere A* 104, • C* 136. • gespunnenime A* 160. videlêre C* 158. Wie dort niemin bemerkt ist, so steht A* 60 iemin. o für u in kond A* 22. sch, nicht wie gewöhnlich sc, in scheide scheidin A* 10. 13.

*) [Sie sind im Handexemplar angebunden.]

durchschine A* 19. schilde A* 124. C* 2 geschèn. Auch hier zweimal dit C* 94. 121. Ich füge hinzu, dass auch das Passional 212, 46 kurt und 106, 4 verkurten im Reim zeigt. Einmal, wie in E und F, das anlautende th für t in thûsint A* 113, aber 141 dûsint. »dûsint die organische Form.« h fällt inlautend aus in gâs C* 164, »gâhs Parz. 415, 28«: dass dies auch C 30, E 64. 156 vorkommt, hätte dort bemerkt sein sollen: ebenso fehlt dort sân für sâhen C 82. 87. 90. Ferner in geschèn C* 2 (wie gescèn: sèn C 143—144 angenommen ist), trân trâne trêne A* 15. 23 und lênrecht A* 150. p statt b in halspergin A* 13. t fällt in der dritten Person des Plur. im Präs. ab, irbeizin nobin irzouwin C* 132. 156. 162. wollint nicht wellint A* 55. IV. Einzuschalten ist scheide A* 10. inzemin A* 40. beretten A* 90. virschin C* 35. knolde C* 4. dâr C* 78. gerandir C* 90. besundirn C* 133. V. Anzuführen sind die Reime vrûndis: mundis A* 26. wortin, portin: gehôrtin C* 107. »ruom: brûteguom C* 47.« 133. èrsamir: jâmir, wo also der kurze Vocal vorangeht, endlich reimt wazzir: virgazzir C* 143, was nach Lachmann zu Iwein S. 434 nicht zu missbilligen ist.

426
82

A

er sach wie sich der helit balt *a*
sinin vijandin virgalt
mit verchsèrin wundin:
ouch sach er ùz der scrundin
wie die juncvrouwe intran
und wie sie den edilin man
sinir cleidir intuactin
und mit loubirn bedactin,
und wurfin erde ùffin:
und sach wie sie sluffin
durch die mùrin an daz velt
daz sie nichein widirgelt
ir mordis dà intphiengin:
und sach wie sie giengin
unz gebirge in den walt.
dò dit der mère helit balt
alliz wol bescouwite.
hart er sich unvrouwite
des junkherrin tòdis.
»daz der mennisch sus bròdis!«
sprach der ungemuote
virholine an sìnim muote
»waz sule wir arme lùte?
dirre knappe lebite hùte
allir sorgin ènic
und virsàch sich harte wènic
sus getànir zuovirsicht:
unde ich unreiniz wicht
sturbe gerne, ob ich mochte.
427 83 disim edilin kinde tochte
in der werlde wol zu lebine,
wend al sìn dinc stuont ebine;
al lit er nù zuhouwin,
er minnite sinè vrouwin
in sime herzin binnin
mit getrùwelichin minnin:
dà widir minnite sie in:
unde stuont iewedirs sin
wie iz dem andirn daz getète,
des er ganze vrouwide hète.
dit was ein lebin von willekure:
hie nèmich al die werlt nicht vure,
ob ich solde kiesin: *b*
sus nèmich eine biesin
vur min lebin« sprach Athis.
»daz ich ie wart alsus wis
an der liebe und an der leide!
und daz ich armir man sie beide
alsò rechte wol irkenne!
und daz ich ettiswenne
liebis sò gewaldic was.
dà mich min vrùnt Prophiljàs
alsus verre abe sciet,
der mich hùte irkante niet,
dò er mich sò durstic sach
daz mir allis des gebrach,
des ich zum èrin solde tragin!
daz wil ich iemir gote clagin,
daz ich ie lieb zu liebe irkòs
und ichz sò sciere virlòs.
westich nicht waz lieb wère,
sò wère mir ummère« 428
daz ich min lieb virlorn habe, 84
daz ich hie mouz virendin«.
mit windindin hendin,
mit herze swerindin nòtin
gienc er zuo dem tòtin
und huob in von der erdin.

[2] *uyandin* bei Graff ist fehlerhaft. [6] Am Anfang der Zeile ist nur *i* sichtbar: wahrscheinlich der zweite Strich von *n*; es stand *Vn̄* da. [8] *, n* wie in den zwei folgenden Zeilen. *louberin.* [14] *Vn̄.* [20] *mennische.* [21] *wol gemuote.* [28] *Vn̄.* [31] *werlt. zů* und so immer, auch in Zusammensetzungen wie 33 *zů houwin.* [33] *liger* (nicht *lig er* wie bei Graff) *nů.* [38] *Vn̄.* [42] nicht *nem ich* wie bei Graff getrennt. [50] *Vn̄.* [54] *irkente.* [57] *zů den.* [60] *ich iz.* [61] Nicht *west ich* wie bei Graff. [68] Nicht *Gieng* wie bei Graff.

dô er truoc den werdin
hin zu sînir scrundin.
dô bluotin ime die wundin
und machitin *al* den wec rôt.
»wie mac ich iemir mînin tôt.
an ichte baz irwerbin.
sît ich doch wil sterbin.
denne an disime kinde?«
gedâchte der swinde
und reditiz selbe widir sich.
»disin mort den zie ich ûffe mich.
morgine. sô man sîn inbirt
unde bî mir vundin wirt.
sô sprechich ich hab in irslagin
und zuo mir in daz hol getragin:
sô wirt daz volc mich vânde *c*
und sân zu tôde irslânde.
der tôt ist samftir harte vil
(sît ich ot nicht genesin wil
mit jêmirlicher pîne)
den mir die hande mîne
den tôt selbin têtin.«
in disin ungerêtin
lac der helit unde qual
wen biz der morgin ubir al
lûchte, und die sunne scein.
dô die Rômer ubir ein
giengin widir unde vort.
dô vundin sie daz bluot dort.
dâ der knappe irmordit wart.
und volgitin der irslândin vart
wen biz zuo der scrundin.
den tôtin sie da vundin
unde den lebindin dâ bî ligin
mit den bluote gar besigin.

Grôz jâmir sie begiengin.
den lebindin sie viengin:
den tôtin lichamin
in einin seilt sie nâmin
und vrâgtin den lebindin.
dô sie sich virebindin.
wer den knappin sluoge
und in die scrundin truoge.
»daz hân ich« sprach der helit sân
»wer hêtiz andirs getân.
wendich bin hir eine?«
sie sprâchin al gemeine
daz wurdime al zu leide.
dô vuorte man sie beide
zu Rôme vur den dincstuol.
bîme hâre durch den phuol
wart er dicke gezogin
und zuo der erdin gebogin
als man in sterbin wolde.
wen daz is nicht wesin solde.

Umme Rôme was iz sô gestalt
daz der richin gewalt 430
ubir die armin nine gienc. *d* 86
swenne sô man dâ gevienc
einin sculdigin an ichte,
sô muoster vurz gerichte:
in torste niemin sterbin
noch nicheine wis virterbin
an guote noch an libe.
an kinde noch an wibe,
êr dan er vurz gerichte quam
unde der clegêre alsam.
ist daz er sich intsagite
deme der ûf in clagite,

[70] *truoc er.* [73] *machite.* [77] *Den. disime* fehlerhaft bei Graff. [79] *reditiz* nicht getrennt wie bei Graff. [82] *Vnd.* [82] *sprech ich daz ich in hab.* [85] *uahinde.* [86] *irslahinde.* [87] *samfter* bei Graff ist unrichtig. [96] *romere.* [100] *uolgetin* bei Graff ist unrichtig. *irslahinde.* [103] *Vn.* [109] *uragitin.* [114] Nicht getrennt *het iz*, wie bei Graff, [115] nicht *Wend ich*, ebenso [117] nicht *wârd ime*, [120] nicht *muost er.* [125] Kein grösserer rother Anfangsbuchstabe. [127] *armen* unrichtig bei Graff. [130] *nêr daz.* [138] *Vnder* nicht *Vn der* wie bei Graff.

sô wart er ledic gelâzin sân:
hêter abir sô missetân
daz vur in stuont niehein bete.
sô beslôz man in zu stete
in eine ketinin die dâ lac:
dâ muoste unz an den drittin tac
er imme ligin gespannin
vur wibin und vur mannin.
daz al daz vole *an* ime gesâ
von wilchir scult sin veme
gescê.
sô den der dritte tac irscein,
sô quam daz vole ubir ein
zu Rôme in den vrônin sal
und die consule ubir al,
unde irteiltin *ime* den haft.
swie den sin veme was gescaft.
die wart dâ bereitit
daz des nicht wart gebeitit;
sus starb dâ manic manige wis.
in dise ketinin wart Athîs
gespannin durch gerichte
zuo der werlde gesichte:
in der lac er mit sorgin
unz an den drittin morgin.
Dô der dritte morgin quam
und die nacht abe nam,
daz vole al zu hove giene.
ein ieclich consul der beviene
einen stuol den er urburte.
Athîsin man dô vuorte.

A*

irn lîb solde slîzin,
den sie mit werdin vlîzin
irzogin hêt unz an den tac.
sie ron daz sie sin ie gephlac
mit sô getânin vlîzin.
sit sie zu langin wîzin
mit Bilâse solde wesin.
mit deme sie wânde nicht genesin:
des wart ir harte leide.
»owê mir dirre scheide,
die ich mich von Athîse
mîme liebin âmîse
durch Bilâsin scheidin sol!«
ir lûtir ongin wurdin vol
vil jâmirgir trêne:
die wârin an zu sêne,
swâ man sie vant behangin
an den wol getânin wangin,
von der rôsin durchschine
gevar alsô rubbine:
von der wize glich berillin.
sie kond'in nicht gestillin.
wen trân vlôz nâch trâne.
sie was vroudin âne.
vol jâmirs unde rûwin
von den ganzin trûwin
irs vil liebin vrândis
daz nidir teil irs mundis.
daz gar von minnin vûre wiel,
ir alsô zertliche intphiel
alse ob sie zornin solde;
swie gerne sie abir wolde
zornin, sie nekonde.
daz obir teil begonde
ein wênic ûf zu diezinne.
irn rôtin munt zunsliezine,
daz man der zene ein wênic sach.

140 Nicht *het er*. 144 *muster*. 145 *er* habe ich aus der vorhergehenden Zeile genommen: man müsste dort sonst *unz* streichen, was doch Z. 162 auch steht. 146 *Ûber wibin* deutlich, aber an dem zweiten *ûber* fehlt der erste Buchstabe, weil das Pergament an dieser Stelle durchlöchert und deshalb auch *an* in der nächsten Zeile weggerissen ist. 152 *Vñ irteiltin den haft*. 156 *disin*. 161 *lag* bei Graff fehlerhaft. 167 *ûrbûrte*. 11 *Der* statt *die*. 15 *trehne*. 16 *sehne*. 19 *rosin rotin*. 20 *also rubine*. 23 *koudin*. 24 *Wen sie*. 31 *alse*. 35 *die zene*. 38 *zhn slezine*.

sie leit ot michil ungemach
und was dâ bî sô minnesam
daz sie dem bestin wol inzam.
der dô des ertrichis wielt,
den lib sie kûme behielt
von den senindin sorgin
die sie truoc verborgin
umme den helit reinin
Êvâs irsach ir weinin.
unde begonde in irbarmin.
er beswief sie mit den armin
unde irsûftite vil tiefin
(sin ougin ime ubir liefin)
433 und bat sie swigin stille.
89 er sach wol daz ir wille
an den kunine nine stuont.
er tet ot sô sie alle tuont
die dâ leistin wollint trûwe.
er liez sie habin ir rûwe
und sciet sich von der megide
und giene scaffin ir getregide.
daz ir nûwit des gebrach
des im iemin vor gesprach.

Prophiljâs und Cardjones
unde ir muotir undir des
mit Gâŷtin belibin.
ir jâmir sie virtribin
mit vroude gebindim trôste.
daz sie doch sêre lôste
ûz irn senindin rûwin.
ir bruodir sprach intrûwin
daz er sie wolde lôsin
odir sich alsô virbôsin
daz ers nimmir mêre
widir an sine êre
quême, noch an sine macht.
in disin dingin wart iz nacht.
und giengin die lûte slâfin
dô griffin sie zun wâfin

Athis unde Prophiljâs:
und alliz daz zu Rôme was.
daz ot zu wâfin tochte
und sich bereitin mochte.
daz bereite sich gare
b und quam gemeinlichin dare
vur die stat an ein gras.
dâ ir saminunge was 434
ûf einir wisin vor eime holz; c 85 90
dar quam manic rittir stolz
und manic helit virmezzin.
als daz volc was gesezzin
in burgin dorphin und stetin
(Êvâsis tochtir beretin.
Gâŷtin, alsô quam iz dare).
dô scuofin sie ir scare.

Dô sie zusamine quâmin.
die rede gar virnâmin
nach der wisin râte
(und tâtin daz vil drâte).
sie liezin Athisin
ûffe die strâze wisin
und gâbin ime Tarquinin
mit allin den sinin,
Margwêtin, Julin, Julium,
Androinem und Grâcium.
dar zu sechs hundirt
rittere ûz gesundirt
ûz allin den bestin
die sie in den landin westin:
ob sie mit Gâŷtin
woldin ab intritin,
und die sie ane quêmin.
daz sie die magit in nêmin,
ob sie die vur gevaztin.
Dionisin sie saztin
mit dûsint halspergin
an die huote vor den bergin
rechtinhalb des kuningis hers.

47 Vn̄ *begondin.* 48 *besweif.* 49 Vn̄. 51 V.n̄ 50 *um ir.* 63 Vn̄.
65 *gebinde.* 66 *ser.* 72 *sin.* 75 • di = de. • 77 *un̄.* 81 *bereitte.*
86 *ein* statt *eime.* 90 *bereitin.* 93 Kein Abschnitt und kein grösserer rother Anfangsbuchstabe. 99 Vn̄ *dise s.* 113 *thusint.*

daz er die stige des mers
435 werte mit den sinin.
91 sie saztin Pàlatinin.
der ôheim was Gâytin.
zuo der lerzin sitin
mit achte hundirt mannin:
ob sie die magit dannin
vur sie zu sciffe vuortin.
daz sie schilde urburtin
unde wigis sie gesattin.
dise dri scare sie bestattin
in telrin und in holzin. d
sie hetin manigin stolzin
rittir unde mannigin helit *
zu vechtine vil ùz gewelit
dà iz zu vechtine geriet.
die gesammitin diet,
die niht orse hàtin,
ir stat doch wohl virtràtin
und ir were wol torstin nutzin.
sarjande unde ouch scutzin
die saztin die wisin
daz sie durch Athisin
beidinthalb des vanin stritin.
vor den sarjantin ritin
dùsint rittir in einir scare
mit virdactin orsin isinvare.
die leitin zwêne vursin
die wol werbin geturstin
umme den werltlichin pris:
daz was Marques und Engris.
zwêne helide ùz irkorn.
und wàrin von Rôme geborn
von kuningis geslechte.
436 und soldin von lênrechte
92 vor den vanin ritin
und zuo dem êrstin stritin.
Nàch der scare gienc der vane
dà sie houbitin ane,
sô sie ritin in den strit:
daz was ein rôtir samit.
gezierit nicht zu swache.
ein ùf gerichtit trache,
als er iezu vliegin solde.
von gespunninme golde
meistirlich dar în gewebin.
der hangite dà benebin.
gehaft in eine stangin
(dar er mochte gelangin,
und die in mochte virtragin)
mit isirne beslagin:
und stuont ùf eime karrin.
den zugin zwêne varrin.

B

unde wohl in habin durchstochin. a
sinin liebin mac gerochin.
des dàchter ime vil angin
und bôt sich gevangin
daz er in nicht instêche
êr dan der kuninc gesprêche:
Prophiljàs hiez in sichirn.
er hête eine kichirn
genumin vur Sàlerne:
er sprach »daz tuon ich gerne«,
und sichirt ime an sine hant.
den helm man ime abe bant: 437
der kuninc was dar undir 93
(daz dunkit mich nicht wundir)
wibelval als ein asche.
zu sinime harnasche
hiez er vuorin beide
und saz ùf andirweide.
Dô quâmin sine knappin
und ebindin sine wàpin
in vil kurtin stundin.
sin houbit sie im bundin,
den schilt langitin sie ime dare

124 *urbürtin.* 125 1 *~n.* 127 *uñ.* 141 * in = en. * 156 * l. rôt, vgl. E 110. * 158 *trage.* 160 *gespunnenime.* * B 44. Graff 6, 345. Erek 1551. * 161 *Meistir-liche.* 166 *wol beslagin.* 1 Vñ. 2 Nicht *dacht er* wie bei Graff. 9 *vor* nicht *vaz*, wie Graff gelesen hat. Ein solches dem *z* ähnliches *r* auch Z. 17 in *vuorin.* 13 *kuninc.* 15 *Wie val.* 17 *knapin.*

der was von lasûre gare.
sô daz nicht bezzirs mochte sin.
dâ was vil meistirlichin in
von bernischin gold ein arn.
als er in luft wolde varn
gemâlit unde intworfin.
der hète sich zuworfin
mit den vetichin beidin.
mit zwisgolde undirsceidin
an lidin und an vedirin:
ouch hèter ietwedirin
vuoz bi dem libe hine.
daz der zagil dâ durch scine.
ûf den scilt gestreckit.
die clâwin wol zureckit.
einin wâpinroc er vuorte.
der an die wadin ruorte.
von brûnime samite
gesnitin. von guotir wite.
als er in tragin wolde:
von gespunninme golde
arne genuoc dar in gewebin
vorne hinden benebin
an gèrin und an sitin.
man sach in zuo den zitin
einin halsberc ane vuorin
mit riemin und mit snuorin
gestrickit zuo den mailin
an sinir fantailin.
daz sie *sich* mochtin nicht intlôsin:
und zwô silbirwizin hosin
gestrickit umme sine bein:
und einen helm (der verre schein)
von spiegilbrûnin stâle
mit manigim goltmâle
(die sich da verre wistin)
gezierit an den listin
unde an dem barbiere.
eine riche baniere
vuorter an sinir hant
(die was verre bekant).
nâch sinin scildin gesnitin.
ein guot march hète er bescritin.
virdacht mit zwein deckin.
ein swert mit ganzir eckin.
daz sère mochte snidin.
vuorter an sinir sitin
und reit ûz an daz hoste.
er warb nâch einir joste
mit manlichir pine.
im volgtin die sine
mit manlichin geberdin:
daz vroute den werdin. 439
Von Messine Margôz 95
mit einer storjen (die was grôz)
quam in den buhurt gevarn.
er sach andirnthalb den arn
von eime scafte wedilin:
daz irwegite den edilin
an einin manlichin nit.
er reit eine scône râvit
verre swarzir dan ein kole.
unde was gewâpinit wole.
dâ mite si die rede virant.
ein sper vuorter an der hant
(ein zeichin von richir habe
verre wandilte drabe)
unde irspranete durch Bilâsin
ûf Prophiljâsin

[71] *lazure.* [77] *hernisschin.* [79] *in die luft.* [79] *rm̄.* [80] *zwis golde. seidin* Lesefehler bei Graff. [83] *nō.* [84] Nicht *het er* getrennt wie bei Graff. [84] *deme.* [84] *gespunnime.* [86] *hindene.* [87] *unde*, nicht *und* wie Graff hat. [88] *An der sinir.* [88] *ein.* [89] *gelmale* bei Graff ist Lesefehler. [61] Vñ. [63] [70] *Uvorter* nicht getrennt wie bei Graff. [66] *heter*, nicht *het er* wie bei Graff. [72] *iôste*, denn *roste* bei Graff ist Lesefehler. [74] *Ime volgitin.* [76] *vrouwite.* [[81] A* 163. J. Gr.] [85] *swarzir* Lesefehler bei Graff. [86] Vñ. [88] Nicht *vuart er* wie bei Graff. [89] *zeichin.* [90] *dar abe.*

mit ûf gerichtir baniere.
»messîne scievaliere!«
rief er do er irsprancte.
Prophiljâs ouch virhancte
sîm orse vil drâte.
ein stark sper er hâte
geslagin undir sînin arm
(die mailin wârin wordin warm
dem kuonin jungelinge)
und stach in durch die ringe
vorme scilde in den bûch
und warf in tôt in einin strûch;
daz sper dennoch ganz beleib.
daz ors er vort mit sporn treib
und vuor in allin bevorn.
440 er hêt in andir sît erkorn
96 den helit Dionîsin
wâ ime daz sperîsin
steckite in der sîtin:
und sach sie starke strîtin.
des hers in beidin endin
daz volc vaste swendin;
sie beidinthalb sich wertin
mit spern und mit swertin
die vil dicke besuffin
den orsin in den guffin
und in den kuonin lûtin
Athîs mit sînin trûtin
Rôme scedelîche warb,
wendir vil dar um irstarb.
Prophiljâs der gehêrte
ubir Dionîsin kêrte
(des vil manigir intgalt)
unde bescutte mit gewalt
den kuonin Dionîsin:
des lobetin in die wîsin.

sie hêtin in ûz den vrûndin
wunt unde ungesundin
undir den Rômern zu trôste:
den vienc er unde lôste
Dionîsin sînin mac.
er was an tugindin nicht trâc,
do er den herzogin vienc.
sulche tât er dâ begienc
(wen der strît der was hart)
daz er dô sô muode wart
von den manicvaldin slegin
daz er sich mochte nicht geregin: 141
und reit ûz rouwin von disin 97
undir boume an eine wisin
an ein wunniclîchiz gras,
daz gnuoc nâ deme strîte was,
wen biz ir ors virbliesin.
er sprach »wir suln hie kiesin
uns rouwe eine wîle,
ob der kuninc von Bîle
mit allir macht puniere,
daz wir mîne baniere
kêrin ime zugegine.
besêt ûch allir wegine
ob ir noch Athîsis
mînis liebin âmîsis
iergin werdit geware«.
dô ubirsâhin sie die scare
durch ein wetirdunniz loub
unde irsâhin grôzin stoub
von Athîse *ûffe* stiebin,
unde begondin ime liebin.
sie sprâchin »jeniz ist Athîs
und hât irworbin den prîs:
er ist die vînde ane kumin
und hât Gâŷtin genumin;

[93] *ufgirihtir* Lesefehler bei Graff. banier. [94] *scievalier.* [97] *Sime.* [101] *Deme.* [115] *Die* statt *sie.* [118] *ors.* [120] *ot* (deutlich und kann nicht, wie Graff sagt, auch *oc* gelesen werden) *sine* statt *mit sînin.* [121] *Rome uil scedeliche irwarb.* [122] Nicht *Wend ir* wie bei Graff. [128] *Va.* [130] *Vñ.* [131] *romerin zê.* [138] *da von* statt *dô.* [146] *hie sin* statt *kiesin.* [147] *rouwin.* [149] *maht* Fehler bei Graff. [152] *besehl.* [156] *ubir sahn.* [158] *Va.* [160] *Vñ.* *begonden* bei Graff ungenau. [163] *uijnde ane kûmin.* [164] *genûmin.*

daz ist uns wol an muotes,
des vrouwite sich der guote.
Dô sauter Androchêum,
den consul Anthichêum.

C

Bilâs dâ von Bile *a*
was ouch al die wîle
442 von der erdin ûf gesprungin.
98 zusamine sie drungin.
her Athis und Bilâs.
Alexandir unde Kôlibâs,
Diens und Dôrilâus,
Wolfaram, Kôrillâus
unde der kuone Pandarôn,
der herzoge von Kôrillôn,
zuo der erdin von ir veiztin
orsin vil drâte irbeiztin
mit allin ir gevertin
daz sie den kuninc wertin.
Athis unde Grâcius,
Androines und Julius,
Lucegwie und Florentinus,
Anthonius und Latinus,
mit allin irn gesellin
durch ir baldiz ellin
den kuninc zu vuoz bestuondin,
dô giengin die wol tuondin
und truogin ir baniere
dâ vogîle unde tiere
wârin beide in gesnitin,
als manlich truoc nach sinin sitin
vaste an ein andir.
Kôlibâs und Alexandir
mit allin die sie hâtin
Bilâsin gâs virtrâtin
und stattin des nicheine wîs

daz der kuninc unde Athis
intsamint vuchtin einin wîc,
sie irkantin wol ir beidir cric,
daz sie gevêch wârin 443
und nôte sich virbârin: 99
des torstin siez nicht wâgin,
die Bilâsis phlâgin,
vor sînis libis vorchte;
wend Athis wundir worchte
des tagis an sînir rittirscaft,
er hête manheit unde craft
an libe unde an sinnin:
ouch half im craft der minnin *b*
daz er geturstilichin streit,
mit sorcsamir arebeit
die nôtvestin giengin
und gâbin unde intphiengin
manigin smerzindin stich:
dâ von inbeidinthalbin sich
der kuonin scade gemêrte,
ir nichein da virherte
den andirn zu slâne:
ir nichein zu vâne
des andirn dâ gerte,
dâ giene swert gegin swerte,
slag giene *dâ* gegin slage,
wen biz sich zuo dem mittin tage
die sunne begonde neigin,
und sie die waleveigin
beidinthalbin ûz gelâsin,
sie vuchtin an Bilâsin
mit hezlichime zorne,
Bilâs der ûz irkorne
stuont in manlichin vore:
den scilt *den* truoc er inbore
verre vor den handin,
er stuont in den gewândin. 444 100

[167] Nicht *saut er* wie bei Graff. [168] *antichcum* Lesefehler bei Graff. [5] *Hiner*, *uñ*. [6] *Alexander* bei Lacomblet ist wohl Druckfehler; vgl. Z. 98, *un*. [7 8 15 18] *un*. [15] *Gracicus*. [16] *Julicus*. [22] *Vñ*. [26] *truoch*. [28] *allin den die*. [32] *un*. [36] *Vñ*. [46] *arbeit*. [48] *strich*. [53] *Dem* statt *den*. [58] *zûm*. [59] *begende* vermuthlich Lesefehler. [60] *Vñ sich*. [66] *inppore*.

do er nicht mochte gesigin.
daz er wolde dâ beligin
und er nicht genesin wolde.
des vacht der Êrin holde
in helidis geberdin
und tungite *dâ* die erdin
mit *der* rêveigin bluote,
sînis lîbis âne huote.
Dannoch stuont des kuningis vane
dâ sie houbitin ane;
des phlac der helit Absterne,
der kuninc von Pâlerne,
unde Dimothêne der degin.
sie sâhin harte ungewegin
den strît irs herrin halbin wesin
und daz er mochte nicht genesin
(swaz er in gêbe sînir habe,
sie ne hulfin ime dar abe)
und sân den kuninc in nôtin stân
unde manigin nîtslag slân
und degintlichen strîtin:
und sân in andir sîtin
haldin eine grôze scare
mit virdactin orsin isinvare.
die der karroschin phlâgin,
und ir lîb wol torstin wâgin
durch den werltlichin prîs;
der phlac Marques und Engris.
die irsach Absterne:
dô bêt er vil gerne
Bilâsin vonme strîte brâcht.
mit manlichir andâcht
445 in den buhurt er ruorte;
101 ein starc sper er vuorte.
Brinus den kuninc irsach
dâ er durch die scare brach.
und rantin manlichin ane;

er reit ein ors wîz als ein swane.
daz was snel unde starc.
mitme scilde er sich barc,
do er den kuninc hête irkorn.
daz ors nam er mit den sporn,
daz in vil snellichin truoc.
daz sper er und irz ôchise sluoc:
daz selbe tet Absterne;
wend er was ein kerne
zu tuone werde rittirscaf.
an den hals er in traf
da er in velligin wiste.
Brinus der virmiste.
Absterne was von grôzir craft:
er sach den eschinen scaft
daz er sich von creftin bouc,
und Brinus von dem orse vluoc
unde er wunt viel ûffin sant.
daz ors nam er an die hant:
Bilâse er iz brâchte,
des nôt er vor bedâchte,
wend er vil trûwin hâte.
»wol ûf«, sprach er vil drâte,
»unde wartit war ir wellit:
sich hât sêre missestellit
daz volc in deme strîte.«
»neinâ, helit, nu bite
noch eine cleine wîle«,
sprach der kuninc von Bîle, 446
»daz volc von eime scricke 102
virzagit harte dicke
unde irscamit sich vor leide
unde irmannit andirweide
und stritet danne baz dan er,
swenne der helit wirdit sêr,
so irmannit er von den wundin,
und gesigit undir stundin:
daz selbe mac uns hie gescên,

71 13. 71 I'a. 81 I'n *dimothenes;* vgl. E, 151. 97 *sahn.* 98 *nie.* 97 I'a *sahn.* 99 13. 99 *sahn.* 98 *sîn,* 100 *in* statt *mit.* 101 *rorte.* 113 *bet.* 112 I'*ader: ochise er daz sper.* 115 116 *rittirscaft: traft.* 117 *vellichin.* 122 121 129 I'a. 137 130 I'a. 141 *ir* statt *er.* 143 *gescehn.*

daz solt dû, helit, ane sên«.
»nein«, sprach der andir degin,
»der strît ist als ungewegin
daz ir nicht gesigin mugit:
liebe herre, des gehugit,
und lâzit ûch nicht tôtin.
sich sol in sinin nôtin
der helit wol virsinnin:
in glucke und in gewinnin
dunkint alle lûte wis.
daz ist ein lobilichir pris,
swenniz dem manne missegât
daz er sich dan wol gehât
und sich stellit dar ingegin,
als im sin dinc ist gelegin«
sprach der helit mère.
»û sint die Rômère
alsô wol gesezzin,
wold irs nicht virgezzin
und wold iz dar nach handiln
daz sie û muozin wandiln
swaz sie û lastirs habint irbotin.
ouch gelobe ich û bî unsin gotin,
447 wold ir mîn dienist dar zuo,
108 daz ichz deste gernir tuo.«

C*

und scuofin dar daz dieniet. a
nû dit al geschên ist,
und der mittir tac zogiene
und die kuolde ane geviene,
dô wart der magit Gâyte
gegin der hôchgezite
gecleidit sô nie magit baz
an im brûtestuol gesaz:
daz hêt ir vatir vor bedâcht.
ir allir phert wârin brâcht
in den hof durch ritin.
dô huob man ûf Gâytin
(Êvâs nam sie an die hant)
unde Cardjonem zuhant;
Athis ir reitgeselle wâs.
dar nâch reit Prophiljâs
und sin muotir Sâlustine:
dar nâch al die sine:
dar nâch die vrouwin von der stat;
der ieclich hête sich gegat
zu deme der ir ebine quam
und ir zu dieniste gezam.
vil vidilère quâmin
die dâ wole gezâmin,
und vidiltin vil suoze,
in muozielichir muoze
sô ritin sie gnuoc trâge
gegin der wurmlâge,
wende der wec was kurt.
vor ime irhuob sich der buhurt 448
von allin jungin rittirn, 106
die machtin manige splittirn
ûz den wîzuôwin sceftin;
swâ sie den scaft beheftin
ûffe die virschin scilde,
daz ist uns noch ein bilde
und ein gezûc der êlicheit.
vil manic rittir gemeit
quam zu deme buhurde:
ich wêne den wol wurde
gewartit von den vrouwin.
got lâz in wol gezouwin,
daz siez muozin sô begèn b
daz sie zu lobe dar abe stên.
Nu wart zu Rôme ein spil gedâcht,
daz wart des tagis vollinbrâcht
durch den werltlichin ruom.
swenne ein wert brûtegoum
mit sinir brût zu hove reit,
sô was des dâ gewonheit
daz alle junge lûte.

144 *sehn.* 166 *gelaub.* 6 *hochgezite.* 13 *Vä.* 31 *allin den.* 35 *uirsuchin.* 43 *begehn.* 44 *stehn.* 48 *Sven. brutegoum.*

witewin megide brûte,
den sulche spil gezâmin,
dan zusamine quâmin
und sich bihandin viengin
und vur die brût giengin.
ir ieclich nâch ir echte,
sô sie geleistin mechte,
hête ir dinc dâ gesazt
und sich mit cleidirn ûz gevâzt,
mit richin rockin wol gesnitin,
nâch den franzischin sitin
449 vil ebin an sich gescurzt
105 und zuo der erdin gekurzt
(ir arme sûbre virnât,
sô die werlt noch site hât)
mit guotin gurtlin langin,
beslagin mit goltspangin,
mit tûrin vurspannin.
dô sie giengin dannin
in hôe gerindin muote,
truogins ûf ir huote
daz sie nine virblichin:
ir hantsgin an gestrichen
und ebine sich gestellit,
sus giengin sie geşellit,
wen biz sie dar quâmin
dâr sie die brût virnâmin;
dâ sâzin sie und beitin,
wen biz sie sich bereitin
mit zuchtlîchin gelâzin.
sô sie dan ûf gesâzin,
so irhuobin die werdin
vor der brûte pherdin
ein spil, daz was ein linde hût. *c*
ubir ein weich hâr gesût,
als ein kûle alsô grôz;
disin handeweichin klôz
den wurfin sie ein andir.

swilch ir dâ was gerandir
und snellir dan die andirn,
sô sie begondin wandirn,
die behielt dâ den scal.
dit spil was geheizin bal
in rômischir zungin.
sus giengin die jungin
hupphinde unde springinde, 450
von den brûtin singinde. 106
ein andir werfinde den bal,
der an spile nicht rouwin sal.
vurz tempil der gotinne,
die vrouw ist ubir die minne,
die was dô Vênus genant,
sô quam ir êwart zuhant,
ein man aldir unde grîs,
der seginte sie sîne wîs
und gab sie mit wortin,
die dar zuo gehôrtin,
zusamine zu rechtir ê;
sô tâtin abir dise als ê
biz zuo den herbergin widir.
sô sie dan irbeiztin nidir,
sô gab man in ir beidir
ors, ir phert, ir cleidir
und swaz sie zierdin vuortin ane.
dâ mite huobin sie sich dane
âffe den hof vrônin:
dâ tanztin die scônin
jungin vrouwin inne
zêrin der gotinne;
dit wârin heidinische site,
hie wart gekondwierit mite
Athis und Gâŷte
sô nie vor der gezîte
junevrouwe, wên ich, wurde
mit spile und mit buhurde,
mit zuchtigin gelâzin *d*

[56] *brute.* [61] Von statt *mit.* [63] *franzzischin.* [65] *subire.* [71] *hantzgin.* [73] *beittin.* [80] *bereittin.* [94] *t* in *dit* ist halb erloschen. [97] *uñ.* [101] [102] *gottinne.* [103] *gnant.* [114] *ir ors.* [121] *heidinssche.* [122] *gekondierit.* [123] *uñ.* [124] *gecite.* [127] *zuchtigirn.*

zu hove und zu strâzin
gevuorit wart êrsamir:
431 130 dâ was vroude âne jâmir.
107 was tunc ein ummecreizin?
die vrouwin al irbeizin
besundirn vor der portin.
die dâ zuo gehôrtin
135 die vuortin in die phert hin
und die rittere zuozin;
daz manigin wart zu pîne.
ir ieclich nam die sîne
und vuorte sie vil scône
140 dâ der tisch vrône
Gâŷtin bereitit was.
dô hiez ir vatir Êvâs
den vrouwin gebin wazzir.
Athîs dâ niht virgazzir
145 und trat zu Gâŷtin
ebine an ir sîtin
mit zuchtigin gelâzin.
sie sâzin nidir und âzin;
man gab in allis des genuoc
150 des daz ertrîche trouc.
Dâ mite sî die rede virant,
vil kerzin wart dâ ûf gebrant,
dô man des abindis intsuob,
einin tanz man ane huob
155 durch daz die muottruobin.
die gerne jâmir uobin,
vroude dâ intphiengin.
vil videlêre giengin
und vidiltin vil suoze notin.
160 dâ wart vil dienstis irbotin
den wol getânin vrouwin.
die ammichtlût irzouwin
452 die ir dâ ware nâmin:
108 sie âzin gâs und quâmin.

dô der tanz sich virliez, 165
trinkin man brengin hiez
den wirtin und den gestin.
dô vuortin sie die bestin.

D

vil vrouwin mit vil mannin. a
mit grôzin vroudin dannin
dâ ir bette was bereitit.
daz volc nicht langir beitit,
und liez sich nûwit strâfin; 5
swaz dâ nicht solde slâfin,
daz nam urlôb unde gienc.
die brût ir dinc ane vienc
vil gezogenlîche.
her Êvâs der rîche 10
bevalch die magit Athîse.
dô sciet sich der grîse
von der wol getânin magit.
waz sol dâ von mê gesagit?
Ist daz ich vurdir sagite, 15
dem volkiz missehagite,
unde begondis irlangin.
Gâŷte die wart begangin
sô nie kint von kuningis art
êrsamir ie begangin wart; 20
dar ane lât û gnuogin.
Athîs mit scônin vuogin
legite sich zum êrstin nidir:
Gâŷte ein wênic streit dâ widir:
daz indunkit mich nicht wundir. 25 453
dâ was virborgin undir 109
des mannis vorchte kindis scame.
iz ist ein grôz dienc mannis name:
ein sulch dinc zu gescênde,
daz ein magit, zu sênde 30
den lûtin, tritit an die stat.

[130] *uroud.* »ân.« [131] *in* habe ich aus der vorhergehenden Zeile, wo es vor *dâ* steht, genommen. [132] *rittere* steht wie A°, 104 in der Handschrift. [137] *pinin.* [138] *sinin.* [140] *u*, *l* abgeschabt. [141] *ware da.* [160] *Trinke.* [7] *urouwidin.* [8] *jtraphin.* [14] *da me von.* [16] Nicht *uole iz* getrennt wie bei Graff. [17] Uš. Nicht *begond is* getrennt wie bei Graff. [24] *hie* statt *ie.* [26] *Gaytein w.* [27] »Wilh. von Orlens 18883.« [28] *gescehinde*, denn *gesehinde* bei Graff ist Lesefehler. [29] *schinde.*

dar nie ir vuoz an getrat:
swie lieb sie den man habe,
die scame wîsit sie dar abe,
daz siez blôdilîchin tuo.
Sâluftîne sprach ir zuo
unde hiez sie incleidin.
Prophiljâs gab in beidin
guote nacht und gienc dar vure.
ein vrouwe beslôz die ture
unde incleidites undir des.
Sâlustîne und Cardjones
nâmin Gâŷtin mit gewalt
und legitins an den helit balt;
vil vrôlîchin ers intphienc.
sie nam urlôb unde gienc
und die vrowin al zugatir.
und legite sich bî irn vatir,
den bidirvin Êvâsin.
nebin Prophiljâsin
legite sich Cardjones.
vurdir tar ich nicht sprechin wes
sie begondin odir têtin.
grôzin scal sie hêtin
ir vrûnt unde ir mâge
in der wurme lâge.
wen biz sie sich gevrouwitin gnuoc
454 und man trinkin dar getruoc:
110 dô sciedin sie sich alle
und vuorin dan mit scalle,
dar sie zu tuone hâtin.
vil wachtêre ûf trâtin
unde bewartin sie vor diebin.
sêt, dise zwei geliebin
bî ein andir lâgin
und vil vroudin phlâgin.

als manlich wol wizzin mac.
dô lieb bî liebe gelac,
und erz an sînin arm genam,
waz dâ vroudin abe quam
vroude gerindin sinnin!
ist daz im von der Minnin
ie sichein ungemach
an sîme libe gescach,
dô er Cardjonem virkôs
und sîn erbe virlôs:
des in die Minne intsazte;
wie wol sies in irgazte
mit der scônin Gâŷtin,
die sie bî sîne sîtin
mit grôzin nôtin hête brâcht.
er hêtis andirs gedâcht
kunine Bîlâs, dô er sie nam;
die Sêlde was ime gram
und gondir baz Athîse,
den sie an rittirs prîse
gehôit hête sêre.
waz solde der rede mêre?
Athîs bî Gâŷtin lac
wen biz werre ûffin tac, 455
unde daz die sunne scein. 111
dô die Rômir ubir ein
zuo den betehûsin ritin
ir gote umme ir hulde bitin,
dô wârin ouch dise irwachit
und hêtin sich ûf gemachit
in muozilîchir muoze.
mit manigin semftin gruoze
schiet sich Athîs dannin
und gienc zuo den mannin
dâ der allir meiste was.
dô vuorte in Prophiljâs

[37] *Vâ hiez sie sich vleidin.* [41] *Vâ incleiditin sie.* [43] *namen* bei Graff ungenau. [44] *legitin san* unrichtig bei Graff. [45] *er sie.* [46] *neben* ungenau bei Graff. [63] *Vo. vur den d.* [64] *scht.* [67] *Also.* [72] [Statt *ime.*] [78] *ir* vor *gazte* ist nicht völlig sichtbar, doch *r* ausser Zweifel. [80] *bisinir.* [84] Von *ime* ist nur der erste Buchstabe deutlich. [85] Nicht *gond ir* getrennt wie bei Graff. [91] *Vâ.* [97] *Die wile* statt *dô*: vergl. A 96. [98] *um.* [99] Diese Zeile hat Graff übersehen. [102] *uûrtin.*

dâ er sich solde cleidin;
man hêtin glîche beidin
105 gewunnin cleidir harte guot.
dô sie hêtin sich gescuot
und in ermiln *wol* virnêtin
sich gevangin hêtin.
ûf ir phert sie sâzin
110 mit scônin gelâzin.
hie mochtich vil abe sagin,
wie sîn gesmîde was betragin
mit rôtgebrantin golde.
ob ichz nicht kurtin solde.
115 sie ritin mit ir vrûndin
dâ sie daz tempil vundin
Vêneris der gotinne.
die vrouw ist ubir die minne.
dô man ir recht in dâ getete.
120 und sie zwêne an ir gebete
456 gewârin mit ir mâgin.
112 wen biz siez gnuoc gephlâgin:
dô ritin sie ungebeitit
da iz gestuole was bereitit
125 mit scônin buhurde widir.
dâ lege wir die rede nidir.
Sâlustîne und Cardjones *d*
wârin ouch kumin undir des
und heimlîche lûte.
130 und hulfin ûf der brûte.
ir cleidir tâtin sie ir ane
unde vuortin sie dane
in ein andir pavilûn.
ein phellil violinbrûn.
135 von golde tier dar in gewebin.

loubir zwîge wînrebin
und wê gevlochtin stricke,
undirworcht vil dicke
mit golde deme rôtin:
dar abe was irscrôtin 140
ein mantil wol mit sinnin,
bezogin wol inbinnin
mit herminin vedirin:
an dem orte ietwedirin
nidine zuo gedeckit 145
und obine vur gestreckit
ein brûn zobil zu mâzen rûch.
als er wart in einir drûch
gevangin dar zu Rûzen.
zwei tassel inbûzin 150
von golde wârin gesmidit
und wê zusamine gelidit:
mit guotin steinin undirsazt. 457
alse sie vil tûre gescazt 113
dô wurdin von den wîsin 155
die guot wol kondin prîsin
und achte wistin werkis.
des selbin gewerkis
was ein roc ir gesnitin
nâch den franzoyschin sitin 160
wedir zu lanc noch zu kurt:
dâ hête sie sich in gegurt
mit eime beslaginin bortin
inmittin und zun ortin
mit cleinin goltspangin 165
gevuogin, nicht zu langin.
von golde ein vurspan harte wol
gesmidit und edilir steine vol

[104] Nicht *het in* wie bei Graff. [105] *Gwunin.* [107] *Vñ ir ermln uirnetin;* der dritte Strich am *m* ist halb durchlöchert. [108] *Vñ sich.* [114] *kuntin* Lesefehler von Graff. [118] *vrouwist* nicht wie bei Graff getrennt. [127] Der rothe Anfangsbuchstabe fehlt, aber es ist Raum dafür gelassen. [129] [130] [132] *Vñ.* [133] *paulium.* [134] Die Anmerkung oben S. 70 nehme ich zurück. [146] *Vnde. Vnd obene* ist ungenau bei Graff. [152] *Vñ wie.* [153] *undir satzt.* [157] *Vñ.* [158] *Vñ desselbin gemerkis.* [160] *franzzoischin.* [163] *einin.* [164] Nicht *In mittin* getrennt wie bei Graff. *uñ zů den.* [165] *goldspangin* ungenau bei Graff. [167] *gold.*

E

daz im argis nicht geschach. *a*
Gâŷte dit wol gesach
daz der Pêrithêus was
sô gevallin ûffiz gras
daz er von unmechtin
lac in swachin echtin,
als ob er wère tôt geslagin:
und begond'in leitlichin clagin
widir *vrouwin* Cardjonesin.
»zwâre sol dit wâr wesin
umme sînin tôtval«,
sprach die stat ubir al,
»sô wirt intworcht Athêne.
sie wurbinz wol sie zwêne,
458 kunic Karsidôrus unde er:
114 und sol des nû nicht wesin mêr
(daz Pêrithêus ist irslagin!),
wer sol die last uns helfin
tragin?«

Die vrouwin die dâ sâzin
an venstirn, an terrâzin,
die wurdins vallis gewar
und virswigin in doch gar
beide swestir und die muotir.
Karsidôrus was ein guotir,
daz teter dicke wol schîn,
er liez alle rede sîn
und irbeizte ûffin sant,
den helm er im abe bant,
sam teter die fantailin:
dô vant ern von den mailin
zequetzit am antlitze:
sam vant ern âne witze
dâ ligind amme sande
daz er vuoze noch hande
regite noch daz houbit;
alsô was er betoubit.
Karsidôrus sprach im zuo
»Pêrithêus, wie vers dû?
sprich mir zuo, liebir vrûnt«,
dô regite er den munt
und warf ûf d'ougin trâge
gein des kunigis vrâge.
»waz ist an mir irgangin?
bin ich«, sprach er, »gevangin?
hân ich gesichirt?« »nein, dû niet«
sprach er. »son ist mir nicht geschiet,
wend daz ich orsis nicht inhân«: 459
und sprane ûf von der erdin sân. 115
»hie stêt«, sprach er, »dîn selbis ors,
daz dir der kunic Laumacors
liez, dô dû den stêche nidir.«
dô gienc er zuo dem orse widir
mit vrôlichin geberdin
und gesach die werdin
vrouwin obir ime sitzin,
sînis linkin vuozis spitzin
sazter in den stegereif;
mit den handin er begreif
beidinthalb die satilbogin
und quam ûf sîn ors gevlogin
recht als ein vogil wilde,
dô greif er nâchme schilde:
den helm den hiez er bindin
und bat im gâs irvindin
waz dort sîn vatir tête,
der in virritin hête
mit vrûndin und mit mannin,
daz sien nicht vuortin dannin.

Ouch pungierte Phêdriâs,
Athîs unde Prophiljâs
durch werdir êrin bejac
al die wîle daz er lac

[1] *niht.* [15] *Kassidorus vnd.* [17] Grösserer Anfangsbuchstabe nach Nebels Abschrift: bei Lacomblet sind sie nicht hervorgehoben. [20] *therrazin.* [24] *Kassidorus* N. [27] *irbeizt.* [29] *thet er.* [38] *dû.* [40] *regit.* [50] *ma in Laumacors* ist nicht wol lesbar N. [54] *do gesach er.* [55] *obrime.* [56] *Sins.* [70] *und.* [71] *erin* N, *er in* L.

unwiz anme sande:
manigim schildes rande
wart ir punier zu leide.
die nôtgestadlin beide.
Prophiljâs unde Athîs.
wurdin werbind ummin prîs
und wurdin sulche rittirscaf
tuonde. daz dâ nicht zuo getraf.
Sâlustîn der vuorte
den vanin unde ruorte
manlichin in die dickin
daz ime moht irstickin
sin ors von gedrange. *c*
mit bittirin antphange
wart er intphangin dicke:
daz was im als ein wicke.
wend er was wîs unde starc
mitme schild er sich barc
und hielt ot vaste den vanin.
die Rômer drungin anin,
vil manic nôtveste man:
der ich nicht genennin kan,
diez alsô wol dâ tâtin
als die dâ namin hâtin.
Der herzoge von Pîse
was in gevarn nâch prîse
gewâpint grôzlichin wol.
sin ors was swarz als ein kol
mit gerechtin marchmâlin.
sin helm brûnlûtir stâlin
mit listin wol gezierit
und vaste gebarbierit
vur d'ougin unde vurz antliz:
nâch den aldin sitin spiz,
als sie phlâgin bî den tagin.

waz soldich mê drabe sagin?
sîn decke was und sîn kursît
ein undirwebin brûn samît
mit golde deme rôtin.
sîn banier was gescrôtin 461
nâch dem als er wâpin truoc. 117
der herre wîs was unde cluoc:
in den rinc quam er gerant.
Prophiljâsin er vant
ûf einim orse sprûzvale
den rinc in eine sît zu tale
mit sime sper wol rîtin.
und abir in andir sitin
wol houwin mitme swerte.
den selbin prîs er gerte.
den der helit stête
vor irworbin hête,
mit sime sper irwerbin nâch.
iedoch hêt in ein teil zu gâch
ûffe den helit reinin. *d*
und nam iz ors mit beinin,
als iz mochte meist gevarn.
der Rômer ouch sînin arn
gegin den vurstin wante:
daz ors mit sporn er mante:
daz sper er vorne sancte,
daz nie dir ûz inwancte.
den herzogin von der stat
stach er in ein horegewat
daz im daz antlutte
belac in der phutte.
dem vurstin dâ von Pîse
Prophiljâs der wîse
zuct ûz daz sper: doz ganz beleib,
ûf sînin gevertin er treib

[73] *Unwiz* und eine leere Stelle danach N, *unwizzind* L. [74] *Manigin* N. [75] *punier* N, *punieiz* L. [77] *und.* [78] *umin* N. [80] *vn.* [97] Kein grösserer Anfangsbuchstabe. [98] *ingeuarn.* [101] *march mâlin.* [102] *brûn lutir.* • [105] *antlitz.* [106] *spitz.* • [110] *undirwebin* L. • [111] dem? • [117] Eine leere Stelle nach *orse* N. [118] *ein* statt *eine.* [120] *abrin. ander* L, *an der* N. [128] *nâmiz.* [132] *ermante* L. [134] *niedir.* [136] *horegewath* N, *hore gewath* L. [137] *antluthe* N, *antlutze* L. [138] *phuthe* N, *phutze* L. [141] *uf.* [142] • = gvertin. •

durch sînis schildis urbur,
462 der nâch im durch houte vuor.
118 143 und stach in hindirs orsis zagil.
phile vil dickir dan ein hagil
schuzzin schutzin im ingegin
daz sie gevaltin den degin:
doch quam er widir âne scadin.
150 al wêr er sêre gnuoc virladin.

Von Tripe Dimothêne
gedâchte dise zwêne
mit einir joste rechin,
daz man von ime ouch sprechin
155 wol muoste vor den vrouwin,
und ilte des gâs zouwin.
er hête guote wâpin an
und quam wol als ein huvise man
gevarn an des ringis ort.
160 Prophiljâs vuor ouch vort
mit einir banier in der hant.
sie tâtin beide d'ors gemant
mit genendigin zorne.
die sper sie sanctin vorne,
165 die vûst sie vaste twungin,
dô d'ors zusamne sprungin,
und trûfin beid ein andir sich.
der Rômer truoc hôr sînin stich.

F

»die wâpin uns virrostin, «
soz niemin lêt sich kostin.
die rittir virterbin,
die nicht in wâpin werbin:
5 die mildin virkargin:
die guotin virargin:
463 die minnindin virminnin,
119 daz sie nicht tuon beginnin
und nicht der vrouwin achtin:
die sorger sich virtrachtin, 10
sô sie nicht werkis uobin:
die vrôgemuotin truobin,
die niemin vroudin reizit:
sus wirt daz volc virbeizit
glich den virbeiztin trappin. 15
uns virdorpirn die knappin,
die wârin tugint êr gelart.
zucht wirt in unzucht gekart:
der hovischeite wirt intwonit.
wie sêre Sêlde von uns vonit 20
und unheil unsir râmit!
leit als ein sâme sâmit
mit *iemir werndin* smerzin
in unsir allir herzin.
dun stirbis nicht aleine, 25
sie sterbin al gemeine
mit dir, die zAthêne sint,
aldin jungin und die kint,
der allir houbit wêre dû:
daz stirbit allinsamit nû; 30
des werdich niemir wol gemuot.«
er sprach »du wêre ouch alzu guot.
waz soldistû sô guot geborn,
sît got sô sêre sînin zorn
an dir gedacht irzeigin? 35
wêr al die werlt mîn eigin,
die gêbich, liebe sun, vur dich:
wêr abir daz ich selbe mich
mocht alsô vur dich gegebin
daz dû gesunt soldis lebin 40 464
und ich vur dich iraturbe, 120
wie gern ich daz irwurbe;
daz selbe tête *ouch* dîn muotir.« *b*
»ay, liebe vatir, waz tuotir,
daz ir mich tôtit êr der zît? 45
ich weiz wol daz ir rûwic sît

143 *urbuor*. In der Anmerkung zu A 167 [S. 279] lies »es ist« statt »vielleicht ist«. 148 *geitaltin* L. 151 *Von tripe di mothene* mit leeren Zwischenräumen N. 160 *fort*. 164 *s. sanctin sie v.* 167 *beidein* L. 5 *rittire*. 17 *urân gemuotin*. 22 *Reit* Lesefehler bei Graff. 23 Einige Löcher im Pergament. 29 30 *dû: nû*. 31 Nicht *werd ich* wie bei Graff. 37 *wêr* und so ferner. 45 *ir* ist übergeschrieben.

mîns leidis: daz ist mir leit
und zwivaldit mîn arbeit:
sprach der ungemuotir.
stûrit mînir muotir
und Alemandînin
daz sie nûwit pînin
den lîb nâch mir alzu vil.
und tuot des ich bitin wil.
mîn lebin ist nicht langir.
ich bin eins tôdis swangir
wordin, des muoz ouch ich
bekorn:
wendich durch sterbin wart
geborn.
dô mîn muotir mîn genas,
der Rômêre Prophiljâs
der hât mîn intgoldin gnuoc.
dô man mich in die stat truoc
mit sulchim ummuote,
dô wânde die guote
Cardjoues daz ich wêre
Prophiljâs der Rômêre:
wende mich sîn geselle truoc.
don was sie leidir nicht sô kluoc
daz sie des kond inthaldin sich.
und starb von leidin umme mich
von des tôdis ubirtrite.
nu tuot des ich ûch gebite,
sô mîn ougin sich besliezin,
sô làzit mich des geniezin
daz ich des nie nicht hie zubrach.
des ûwir munt zu mir gesprach.
begèt *ouch* unse bigraft
mit vrouwin *und* mit rittirscaft
nâch rechtir kunîclichin guft.
làzit uns welbin eine kluft
von edilin marmirsteine,
mit golde gemuosit reine:
dâ legit uns beidinsamt in
(wende wir tôtgesellin sîn)
in alsô rîche serke
daz man dâ bî wol merke
daz wir wol adil mochtin habin.
mit rôtguldinin buochstabin
làt unsin namin scribin.
daz wir alsô belibin
daz niemin uns zuscheide.
swen ir dan andirweide
zu vroudin sît gesezzin
und unsir hât virgezzin.
als die lebindin alle tuon
(sô die lûte sich gemuoc gemmon
mit herzelichin leidin.
sô muoz der lîb doch sceidin
daz leit mit liebis trôste:
wen daz ist recht iz hôste
daz die tôtin zuo der erdin varn,
wend ir daz niemin kan bewarn,
die lebindin drûffe sîn).
sô lât alrêrst werdin schîn
daz ir lieb hêtit mînin lîb,
und geldit im sîn liebe wîb,
der sie durch mich hât virlorn.
zwâr er ist ir gnuoc geborn
und ist ir bidirve genuoc:
wende die werlt noch nie getruoc
nôtvestirn man zu deginheit,
und wêne niemir mêr getreit;
wedir sîn glich ist noch wirt.
abir der nichtis nicht inpirt
nâch sinis libis mugindin
von al irkorn tugindin,
der wirdit noch seltsêne
der werlt, als ich wol wêne.
daz ist mîn her Prophiljâs,
der ist lûtirre dan ein glas

[49] *wol gemuotir* wie A 21. [57] *ouch* ist übergeschrieben. [58] Nicht *Wend ich* wie bei Graff. [66] *romer*. [69] *inthaltin* bei Graff ungenau. [77] *Und begeht unse*. [91] *mit* statt *von*. [93] *libis*. [101] *zer*. [102] *in* statt *ir*. [119] *were* bei Graff ist Lesefehler. [127] *Die werlt. sin glich ist und noch wirt*. [134] *Aber* ungenau bei Graff. *recht* statt *nicht*.

von dem. daz scande ist genamit.
nû gebit im beidinsamit
mîne swestir zu wîbe
daz von ir zweijer lîbe
geborn noch helde werdin
zuoz erbe disir erdin,
daz sie nâch ûwirn lîbe
nicht erbelôs belîbe.
sît daz man mîn inpern muoz.«
er sprach »liebe swestir, tuoz
durch mînir sêle genist,
ob dû mir der gunstic bist.«
Sie sprach nicht vil hôs lâtis
»ich tuo swaz dû gebûtis,
ob vatir unde muotir wil,
die mir gesazt hân ein zil
daz ich nicht sol ubirtretin.«
er sprach »des ich hân gebetin,
des mugin sie dir virhengin,
und dû macht iz vollinbrengin
vil gerne durch dîns selbis vrumin:
wend ich nie man baz vollinkumin
an allir slachte tuginde
gesach von kindis juginde,
der ie sîn swert begurte«.
sie gâbin im antwurte,
sîn vatir und sîn muotir,
»zwâr er ist gar ein guotir
beide guotis unde lîbis:
gert er sicheinis wîbis
zu nemine durch sîn jâmir,
son konde wir nicht êrsamir
Alemandînin bestatin«.
»mag sichz abir nicht gegatin,
sô daz er nicht wil wîbis nemin«,
sprach er, »sô lâzit in bezemin,
und gebit sie dem ir wellit.«
»die rede mir wol gevellit«
sprach daz sêre claginde wîb.
er sprach »nu lôsit mînin lîb
(ich lige in grôzir unmacht)
und lât mir zien ûz dem scacht;
man gnisit grôzir wundin,
daz hân ich dicke irvundin.«
Ein arzit was die wile kumin,
der hête salbin vil genumin,
hinden den spalt geclobin
und dar în wimplîn gescobin.

Aus den im Handexemplar liegenden Briefen Weigands und Haupts hebe ich hier folgende Stellen, die sich auf Athis beziehen, heraus.

Dr Weigand schreibt Giessen den 7. Febr. 1846:

Mit grofsem Vergnügen, verehrtester Herr Professor, beeile ich mich, Ihnen die zwei Pergamentblätter nebst Abschrift der Abschrift des dritten Blattes anliegend zu übersenden, und wünsche, dass diefs alles noch zu rechter Zeit bei Ihnen eintreffen möchte, damit Sie es Ihrer Ausgabe der übrigen Bruchstücke noch beifügen können. Die

121 *scand.* 134 *zweyer* bei Graff ist Lesefehler. 134 *thû.* 142 Nicht *niemen* zusammengezogen wie bei Graff. 154 *siz.* 156 *Er sprach.* 157 dame. 159 *lig.* 164 *dickir wundin.* 167 *hindene, sonft* statt *spalt.* 168 *wimplin.*

von mir beabsichtigte Bekanntmachung würde sich noch lange verzögert haben, da ich erst Untersuchungen über das Gedicht anstellen wollte; um so mehr freut es mich, dafs ich in den Brief an Ihren Hrn Bruder die Nachricht über die Blätter, die mir erst vor etwa einem Monat zu Gesichte kamen, einfliefsen liefs und ihre Herausgabe nun in die besten Hände gelangt. — Bei Empfang Ihres freundlichen Briefes hatte ich die Blätter bereits an ihren Besitzer, den hiesigen Geheimenrath Prof. Dr Nebel zurückgegeben. Meine Abschrift nebst einem mittelst Durchzeichnung gemachten Facsimile stand natürlich Ihnen ganz zur Verfügung. Sie wünschten aber zur Vergleichung mit den im Berliner Archiv befindlichen Blättern die hiesigen selbst. Ich wandte mich an den Hrn Geheimerath und stellte ihm die Bitte, ob er mir die Blätter nochmals anvertrauen wolle, dafs ich sie Ihnen zu Ihren Zwecken nach Berlin schicken dürfe. Er gewährte meine Bitte freundlichst und fügte (was bei Nebel, der manches Alte aus grofser Liebhaberei daran gesammelt hat und davon schwerlich etwas verschenkt haben mag, viel sagen will) hinzu, es mache ihm Vergnügen, wenn Sie die beiden Pergamentblätter von ihm zum Andenken annehmen wollten. Er, ein heiterer freundlicher Greis, erinnert sich, Sie einst hier im Buschischen Garten und später einmal in Cassel, als er mit Landau über die Strafse gieng, gesehen zu haben und achtet Sie sehr hoch.

Die beiden Blätter kamen vor etwa 35 Jahren in Nebels Besitz und stammen aus Westphalen. Dort schrieb damals Nebel auch von mehreren Blättern, die ihm zu Gesichte kamen, die drei flüchtig ab, die er nur in Abschrift besitzt; es sind Graffs zweites und viertes Blatt, sowie ein drittes, das Graff nicht hat, ob Lacomblet, weifs ich nicht, da ich diesen bis jetzt nicht zur Hand habe. Meine hier angelegte Abschrift ist der Nebel'schen entnommen. Sie werden für den Abdruck darin zu bessern haben: Nebel selbst ist durch die Eile zu entschuldigen, mit der er Abschrift nehmen konnte. Wo aber das Original, das damals bei den andern Blättern war, die Graff bekannt gemacht hat, hingekommen, ist Nebel unbekannt; er hat die damals von ihm abgeschriebenen Blätter nie wieder gesehen noch ihr Schicksal erfahren. Es ist mir leid, in Betreff des Originals dieses dritten Blattes demnach Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, so gern ich ihn auch erfüllen wollte. Wie viel Blätter noch vorhanden waren Nebel im Drange der Zeit nicht mehr abschreiben konnte, erinne sich nach der langen Zeit nicht mehr.

Dafs die bei Graff ungenau gedruckten Bruchstücke (ich habe mir in ihnen mehreres nach der Schrift der beiden Blätter gebessert) von zwei Abschreibern herrühren, vermuthete ich und theilte es Nebel mit, als ich ihm die Blätter zurückgab. Es hat mich sehr gefreut, meine Vermuthung aus Ihrem Briefe bestätigt zu finden. Ich schied Graffs

viertes Blatt von den drei ersten, und theilte jenem zweiten Abschreiber das ungedruckte Blatt zu, welches Nebel nur abschriftlich besitzt. Dieser zweite Abschreiber hat z. B. th wie t in thuon, thû, thugint u. a. m. Doch hätte ich noch genauere Vergleichung anstellen müssen, zu welcher mir bisher die Muſse mangelte. Ich bin sehr begierig auf die von Ihnen gewonnenen Aufschlüsse, noch begieriger auf die Einleitung.

In einem zweiten Brief vom 22. Sept. 1846 heisst es:

Hochgeehrter herr professor! ..... Auch herr geheimerrath prof. dr Nebel läſst Ihnen freundlichst danken; das übersandte exemplar hat ihn sehr gefreut. Ihre treffliche arbeit habe ich mit gröſstem vergnügen gelesen oder vielmehr studirt, und es freut mich doppelt, dass Sie noch die bisher unbekannten hiesigen blätter mit einfügen konnten. Mein irrthum, es seien drei ungedruckte blätter, rührte daher, dass ich des Lacomblet nicht habhaft werden konnte, um zu vergleichen.

kûle s. 66. 105, 87 im Athis neben klôz 105, 88 bedeutet kugel; es ist das wetterauische die kaul = kugel z. b. beim kegelspiel, und wetterauisch au kann mhd. nur û sein. Frisch I, 504c hat die Kaule und Alberus im wörterbuch: »Plumbata i. plumbata pila bleikaul«, dann: globus »ein kugel, kaul«; ferner »Hemisphærium halbe kaul«. In den fabeln (fab. XVI, 8. 58) hat er:

»— — Er war nicht faul
Vnd bracht mit sich ein bleian kaul.«

Auch wird dahin gehören »kule« hor. belg. VII, 29b.

Über sife, unser seife = »von natur nafses land, das darum zu fruchtbau nicht taugt«, habe ich einen kleinen aufsatz im Friedberger intelligenzblatt. Ich wollte Ihnen das exemplar zu Frankfurt geben, werde Ihnen es aber nun durch beischluſs an Besser nach Berlin schicken. Was Sie in Haupts zeitschrift I, 426 zu Wernher v. N. 35, 25 über das wort sagen, führte mich zu demselben. Nähern begriff gibt Schmidts westerwäld. idiot. 217; wurzel ist offenbar ags. sipan, altfries. sipa = triefen (Gramm. I3, 414 f.), holländ. zijpen = tropfen, und holländ. zijp (fem.) ist auswäſserung und name einer gewissen gegend Nordhollands.

M. Haupt schreibt Leipzig 28. Juni 1846.

Haben Sie den herzlichsten dank, mein treuverehrter gönner und freund, für Ihr schönes geschenk, an dem ich groſse freude habe. Es wiss ist der »apfel nicht weit vom stamme gefallen«; jeder erkennt die reife frucht eines edlen und ergiebigen baumes. neben solcher fülle und umsichtigen genauigkeit kommt mir gar ärmlich vor was ich zu leisten versuche. Zum danke, nicht für alle belehrung, die mir Ihr Athis gewährt, sondern nur für das eine »bî ein« das ich,

blind genug, im Engelhart verkannt habe, theile ich Ihnen einen kleinen beitrag zu Ihrer anmerkung über wurmläge mit. Mon. B. 29, 2, 21 steht in einer Pafsauer urkunde von 1125 Chunrat de Wirmlaga, und s. 62 Chounradus de Wirmilaha. dafs sich der fund neuer blätter wie beim grafen Rudolf wiederholt hat ist ein beweis dass der zufall recht vielen verstand hat.

Ganz neu war mir es dafs in Riedegg eine Rabenschlacht liegt. aber liegt sie auch noch dort? vor zwei jahren witterte ich heraus dass dort Konrads Meliur vorhanden sei und erwürkte mir von dem grafen Stahremberg die erlaubnis der benutzung; ich hätte damals, frisch vom Engelhart und mit Konrads künsten in lebendiger erinnerung, dies gedicht mit mäfsiger mühe herausgeben können. allein es fand sich dafs die handschrift gestohlen ist und mit ihr auch die des Neidhart. — vom Neidhart habe ich Beneckes abschrift benutzt und gefunden dafs er manches in seiner ausgabe übersehen hat. ich habe im Neidhart hübsche entdeckungen gemacht, conjecturen und exegetisches, z. b. über beziehungen und reihenfolge der gedichte. heuer wird aber meine ausgabe nicht fertig werden; es ist ein schweres stück arbeit und ich möchte gern das beste das ich vermag zu stande bringen.

Ein vierter Brief von K. Roth, München am 16. des Maies 1847, bestreitet Reinbots Herkunft aus Baiern (zu S. 6 = oben S. 216) und weist Herbort Würzburg und dem Bruder Philipp Steiermark (S. 9. 10 = oben S. 220. 221) als Heimath an; darauf folgen einige Notizen.

ATHIS UND PROPHILIAS.
WEITERE BRUCHSTÜCKE.

(Gelesen in [der Gesammtsitzung] der Akademie der Wissenschaften am 11. März 1852.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4. 1852. S. 1—16. Einzeln Göttingen bei Dieterich 1852.

A[b]

Vordere Seite erste Spalte.

mit edeler varwe waren.
Vnde din geschipnisse gare.
swe ouele du noch sis gevare.
Daz dus gelougen nine macht.
. . . . . hirzo bracht.

Vordere Seite zweite Spalte.

de din hertze gelesen.
Mit getruwelicher stete.
vz allen vrowen hete.
Vnde hulfes mir daz ich genas.
nv weyz ich sprach profilias.
. . . . . lonen dir.

Rückseite erste Spalte

nv were der svnde altzo vil.
Sint daz ich ir wandel hete.
daz ich zwene morde tete
Vnde eyne trvwe breke.
vnde mort vffe den spreke.
De iz schul . . . . . .

Rückseite zweite Spalte.

vñ gerûchet irs nicht zo vnberne.
Ich wil iw vor ene wandelen.
we willet ir uch dan handelen.
So sprachen de romere.
sin wandel ist uch zo swere.

A[r]

Vordere Seite erste Spalte.

Leplich vnd vnscholdich bist.
di were de hune als eyn mist.
De du mit morde worves.
von hvngere dv er ir storves.
Er dan dv de dine tedes.
der du laster hetes.
also reyne weyz ich dich.
din schult gevellet uffe mich.
Sprach der helt wolgeborn.
du hast dorch leyde vñ zorn.
Dich in den kommer bracht.
vnde bist uil ouele bedacht.

Vordere Seite zweite Spalte.

Der herteliker leyde.
vnd der arebeyde.
de du lides hute.
do dranc he dorch de lu . . .
Dar . . . . . .
vor . . . . . .
Ir et . . . . . .
vor . . . . . .
Ich . . . . . .
an . . . . . .
der i . . . . . .
de . . . . . .

Rückseite erste Spalte.

. . . . . dessen armen.
. . . . . o rechte ir barmen.
. . . . . aut her nicht reden ist.
. . . . in vnde ane list.
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

. . . . . t.
. . . . . iz echt.
. . . . . ht.
. . . . . legen.
. . . . . egen.

Rückseite erste Spalte.

Dat solt ir alle wol gesen.
ich han beyde eygen vñ len.
Seluer gold gesteyne.
sprach der helt reyne.
Des geuich vor ene also vil.
ist dat men gut nemen wil.
daz iw genoget dar ane.
veh romere ich genade mane.
went ich sprach profilias.
in uwer eren vlizich was.
vnd ymber vlizich wesen sol.
daz ir hir so reden wol.

A[d]

Vordere Seite erste Spalte.

Vñ lange durch mich geledē hat.
her tede iv durch mich de meystē tat.
De iv eyn vrvnt ane bede.
durch den anderen tede.
Al weret mich eyn misse pris.

Vordere Seite zweite Spalte.

Sines leydes sprach der st.
des her durch mich hete.
Do loueden se porfiliam
der kvninge bok man . . .
Vñ seref desse mere daran.

Rückseite erste Spalte.

. . . eh gesprochen wolde han.
. . . mage de hir stan.
. . . emet bescheydenliche.
. . . vnde riche.
. . . e cleyne vnde grot.
. . ist . . . . . .

Rückseite zweite Spalte.

an miten sone hat began.
der sol e . t. len weder vntfan.
des mochte he vrolichc leven.
her wart weder gelt gegeven.
wif weder wife.

A[e]

Vordere Seite erste Spalte.

dat ich wolde sterven.
von leyde dorch sin lieve wif.
do behielt he mir de lif.
Datz ich nymmer were genesen.
vnde gaf mir kardionesen.
de gar vtz ir korn.
vnde gaf mir vor lorn.
Min vor loren leven weder.
dorch desse schult ist her dar neder.
Vor drvcket vnde vor stoten.
von sinen husgenoten.
De wurden ene gram.

Vordere Seite zweite Spalte.

manich edele roman.
Vrowede sich sere.
dorch ir twier ere.
Sit im so wol ir gangen was.
do sprach der helt porfilias.
Here trvt vader min.
dat ir sulich moten sin.
Ich han eyne rede ir dacht.
de hedde ich gerne vollenbracht
Willet ir mi helpen dar zo
is ich zwaren gerne do.
Sone wes ir an mi geret.

Rückseite erste Spalte.

atys sag et hat ir gere.
Miner tochter eyner maget.
de ift iw twaren vmorsaget.
Atis sprach zo stvnden.
mit lachenden munde.
Sint ich wart vor stoten.

vnde vor dreven von mine
genotē.
So ne konde ich uv komen.
dar mir ere oder vromen.
Iv so vil würde ir boden.
ich dankes gerne den goden.
Datz se min nicht uorgezen hat.

Rückseite zweite Spalte.

manich romere rike.
In eynen hof dar her enas
hadde eyn schone palas
He bowet erlike.
porfilias der rike
Nam sinen geverden an de hant.
vnd vorde ene dar her vant.
de schonen kardionesen.
de sin wif solde wesen.
de he durch kompanye le.
dar von her groter kommer ie.
de vntfent ene heflike.

A**

Vordere Seite erste Spalte.

Der hobische kvnig bilas
Von den herbergin sinen
Hiez blasin die businen
Phiphin vnd dy taburin slan
Vñ dy ge celt uf hebin san
Der reise be ginnen
Ir herberge brinnen
Den uanin h^{e} uf hebin bat
Vñ zogite uon der wal stat
Mit zwelf banierin einin vanin
Dy romere zogetin anin
An dem gebirge obene
Manich wol zu lobene
Rittir in liechtin ringin
Kvnic bilas in den dingin
Sime nevin aimone
Bevalch das h^{e} vil schone
Gaitin abe vurte.
Daz sie nicht stritis rurte
Wedirnthalbin des hers
Vñ vor die stige des mers

Vordere Seite zweite Spalte.

Ge caft gein romere wert
Gaitin sere ge gert
Das man uf in sie vurte
Das h^{e} den schilt ge urburte
Vor sinir liebin vrouwin
Daz siz mit erin schouwin
Mochte non ir amise
Der helt dachte nach prise
Wen her was vil erin gir
Der hertzoge von montir
Hette gute wapin an
Vñ quam als ein hobisch man
Verre zwischin den scharn
Vor den sinen ge uarn
Athis het in den stundin
Sin houbit ouch vor bundin
Den schilt an den hals ge nvm̄
Im was ein uezte sper kvñ
Do was an ein banier.
Athene schiualier.
Riesin romere insamin

Rückseite erste Spalte.

Daz die spitze sinis helmis
Deme kvnin wigande
Besteckte imme sande
Der edile man tarquines
Julion un̄ androines
Mit andirn iren ge sellin
Durch ir vil baldis ellin
Nach im ge narin quamin
Veste sper sie namin
Un̄ slugin sporn zu sitin
Aimon in ander sitin
Gevarin quam mit den sinen
Vñ treib uf tarquinin
Tarquines gein aimone
Da ging lon gegin lone

Tarquines sper was ernue
Aimonis starg vñ lang
Vñ instach tarquine dē stich
Vñ warf in alles undir sich
Aimonis oeuis guf
Daz im div bein stundin uf
Tarquines widir uf sprang

Rückseite zweite Spalte.

Vůr her uf iulionin.
Als tet her uf aimonin
Julion sin sper zu brach
Aimon iulionin stach
Aldurch den lip aschildis
Vñ vůrtin des gevildis
Also lang als sin sper was

Das h° tot quam uf das gras
Daz sper her gantz os zucte
Gracius uf in dructe
Mit einir starkin sturien
Do were sente Jurien
Helfe not da gewesin
Daz her were ge nesin
Aimon doch ge nante
Gracium her an rante
Sin sper was harte ge stelit
Gracius sin vor velit
Aimon in durch den schilt stach
Das her noch in boue nach *(so)* in brach
Hern liezin ouch nicht glitin
Do muste uorne snitin

Voranstehende Bruchstücke aus dem Gedicht von Athis und Prophilias, das die Einfachheit des zwölften Jahrhunderts mit der kunstreichen Ausbildung des dreizehnten vereinigt, erhielt ich vor einigen Jahren als willkommenes Geschenk aus der Bibliothek des Freiherrn von Meusebach, wo Hr Dr Zacher, mit einem Verzeichnis dieser unschätzbaren, jetzt in die Königliche Bibliothek übergegangenen Sammlung beschäftigt, sie aufgefunden hatte. $A^b - A^e$ bestanden aus einer ebenso sorgfältigen als zierlichen Abschrift, die Meusebach den beigeschriebenen Bemerkungen zufolge von zwei kürzeren und zwei längeren, auf beiden Seiten beschriebenen Streifen (ohne Zweifel von Pergament) selbst genommen hatte. Die kürzeren A^b und A^d waren »oben abgeschnitten«, womit soll gesagt werden dass nur der untere Theil des Blattes sich erhalten hatte. A^c, wird bemerkt, sei aus der Mitte eines Blattes genommen, und das wird denn auch von A^e gelten müssen. Über die Herkunft dieser Pergamentblätter findet sich keine Andeutung, indessen vermuthe ich dass sie sich einmal zu Halberstadt befunden haben. Vor etwa zwanzig Jahren erhielt mein Bruder von dort her Abschrift von ein Paar aus einem Buch genommenen Falzen, die unter andere Papiere gerathen war und sich jetzt erst wieder gefunden hat. Auf den ersten Blick ergibt sich dass es keine

anderen als die Meusebachischen Bruchstücke sind: sie enthalten genau dasselbe, nicht mehr, nur einiges weniger. Wo sie gegenwärtig sich befinden, weiss ich nicht: in Halberstadt habe ich mich vergeblich danach erkundigt. Hätte ich sie erlangen können, so wäre das Unlesbare durch Anwendung eines Reagens wahrscheinlich herausgekommen. Meusebachs Abschrift ist im Ganzen sorgfältiger und genauer als die Halberstädter, doch scheint diese neben offenbaren Lesefehlern einige Male den Vorzug zu verdienen. Ausser dieser Abschrift von vier Bruchstücken erhielt ich ebenfalls aus der Meusebachischen Bibliothek die Hälfte eines Pergamentblattes, das hier unter A** abgedruckt ist. Es mag als Vorsetzblatt an der inneren Seite eines Bücherdeckels gedient haben: man sieht noch die Spuren des Leders auf der losgerissenen ersten Spalte der Rückseite, auch ist die Schrift dadurch beschädigt worden, und ohne Anwendung des Reagens würde manches unlesbar geblieben sein; das nicht ganz Sichere ist in dem Druck mit kleinerer Schrift bezeichnet. Wie es scheint, war das Buch in Octavformat, und deshalb ward das breite Pergamentblatt umgelegt und die Hälfte davon als freies Blatt vorgesetzt. Auf der zweiten Spalte der Rückseite, quer an dem äusseren Rand neben Z. 77—85, steht mit der m Schrift des 15. oder 16. Jahrhunderts »Westfall ... to (wahrscheinlich justo, und vor der zweiten Zeile ist jure abgeschnitten) possidet hunc libellū«. Ohne Zweifel war es eine Handschrift in Folio. Etwa die Hälfte des Blattes ist weggeschnitten und zwar die untere, denn der obere Rand ist vollständig erhalten, und die Anfangsbuchstaben jeder Spalte, die aber keinen Abschnitt bezeichnen sollen, sind mit schwarzen geschmacklosen Zieraten bis an den Rand hinaufgeführt, während die Abschnitte durch rothe, aber kleinere Buchstaben unterschieden sind; die Anfangsbuchstaben der Eigennamen sind roth durchstrichen. Dass dieses Blatt zu einer anderen Handschrift gehörte als die Halberstädter Bruchstücke, zeigt schon hinlänglich die Verschiedenheit der Schreibung, aber auch äusserlich unterscheiden sie sich, da in jenen die zweite Zeile regelmässig eingerückt ist. Beide Handschriften erreichen weder das Alter noch die Vorzüge der Berliner: das Pergamentblatt mag den Schriftzügen

nach in das Ende des 13. oder in den Anfang des 14. Jahrhunderts fallen, die Halberstädter Stücke scheinen älter; beide haben jedoch einen ziemlich guten Text.

Ihrem Inhalt nach gehören diese Bruchstücke in den vorderen Theil des Gedichts, und zwar A^b und A^c in den fünften Abschnitt, wo Prophilias für Athis öffentlich auftritt und seine Schuld übernehmen will, weshalb ein Wettstreit zwischen beiden Freunden entsteht (Einl. S. 39 [S. 256]). Die zwei anderen Blätter folgen bald darauf, in A^d spricht Prophilias (hier immer Porfilias geschrieben) bei seinem Vater Evas zu Gunsten seines Freundes, und in A^e erblicken wir diesen bereits in dem Hause des Römers. Prophilias erzählt die früheren Ereignisse und was Athis für ihn gethan hat: dann bringt er ihn zur Cardiones, die ihn freundlich empfängt. A^{ee} hat in dem neunten Abschnitt seine Stelle (Einl. S. 41 [S. 259]), Bilas trifft vor dem Beginn der Schlacht Anordnungen und ertheilt seinem Verwandten Aimon, dessen Namen wir noch nicht kannten, den Auftrag, die Gayete in Sicherheit zu bringen und auf die Strasse, die nach dem Meer führt, zu leiten. Der herzoge von Montir, der hier zuerst genannt wird, gehört wahrscheinlich zu dem Heer des Bilas. Athis, der natürlich auf der Seite der Römer kämpft, bindet seinen Helm auf und hängt den Schild um den Hals. Dann befinden wir uns schon mitten in der Schlacht. Aimon ist wieder zurückgekehrt, hat also die Gayete allein gelassen, die sich, wie wir aus dem französischen Gedicht wissen, in einen Wald verbirgt.

11 Ich lasse einige Bemerkungen zu den einzelnen Stellen des Textes folgen.

A^b 1—10 spricht Prophilias. 1. mit odeler varwe. waren Halberst. 2. geschipnisse, bei Lambr. Alex. 274 gescafnisse, im Morolt 2, 73 gescheffnis. Herbort gebraucht diese Ableitung häufig, im Rein-Hochdeutschen ist sie selten. Die äussere Gestalt, das Aussehen ist gemeint. 3. swè für swie, ebenso wê 20, dê A^c 2. 3. 6. 15. 16, A^d 2. 3, A^e 6. 12. 27. 42. 44. 45. 46. lê A^e 46. vê wie A^e 47 zu lesen ist. Ferner scrêf A^d 10. untfênc A^e 48. ovele gevar von blasser Farbe, wie Äneide 10336. ovele ouch A^c 12. Ebenso dorch A^c 10, A^e 3. 15.

kommer A° 11, A° 47. worves: istorves A° 4. 5. fehlt H. hir wie A° 48, A^d 12. 20. 9. Nach Vnde ein Punkt. H. 12. were. ter svnde. H. 13. dar statt daz. H. Ich glaube es ist zu lesen: ir nicht wandel, denn Athis spricht »es wäre der Sünde zu viel, wenn ich nicht dafür büsste; es würden zwei Mordthaten auf mir lasten«. Er will sagen: »ich hätte nicht bloss den Jüngling umgebracht, ich würde auch schuld an dem Tode meines Freundes sein: einmal aber würde ich meine Treue brechen, wenn ich den des Mords beschuldigte, der daran unschuldig ist«. 15. Nach dem Facsimile, das Meusebach hier beigefügt hat, steht ein w da, dem vorn noch ein Strich angehängt ist. Doch Z. 7 ist getruwelicher deutlich. 17. ir statt iz H., gewiss unrichtig, ebenso unrichtig Z. 8 ur statt uz. 18. Hier spricht Prophilias wieder zu den Römern, und geruocht irs nicht zunberne, wollt ihr die Strafe nicht erlassen, besteht ihr auf seinem Tod. wie unberne so auch untfênc A° 48. 19. vor ene wie A° 41, mhd. für in. ene entspricht dem goth. ina, alts. ine, alth. inan und kommt noch A° 43. 48 vor. eme für ime A° 12. einem wandelen ist zu C 164 erklärt. 20. Hier beginnt die Antwort der Römer auf das 13
Anerbieten des Prophilias. 21. willet für wellet auch A° 22. Ebenso wilchir A 148 und swilch C° 90. Man muss dan streichen oder wilt kürzen, wie Nibelungen 1207, 3. 2168, 3 welt (: helt) steht.

A° 1. Ledig Meusebach, aber 46. 47 auch vlizich. 2. dîn drô ist uns als ein mist Kaiserchronik Überarbeitung der Wiener Handschrift 10509. ir beste wunne ist als ein mist der Winsbeke 58, 4. der heiden drô ist uns als ein mist Türleins Wilh. 96^b. 4. êr ist zu streichen. stvrves M. 5. dan ist zu streichen. 11. kvmmer M. 12. ovele bedacht schlecht bekleidet. 15. lites H. 17—36 nicht in H. 39. selver statt silver. Ferner geleden (geliten) A^d 1. weder A^d 20. 21. weder: neder A° 8. S. den Abschnitt III in der vorigen Einleitung. 42. men für man als Abschwächung in der Senkung, ebenso in dem Bruchstück von Frau Treibe (Haupts Zeitschrift 1, S. 27): häufig in niemen, iemen. 46. l. ûwern. 47. imber s. Graf Rudolf S. 5. 6.

A^d 2. iv ist zu streichen. 3. iv für ie wie A° 34. 5. wêret ist wère et. misseprîs finde ich nur noch bei Veldeke Ms. 1, 20^a.

missepriesen Lichtenst. 403, 18, Altdeutsche Wälder 3, S. 202, 175. Passional 82. 87. 6. l. Sins. M hat am Ende der Zeile zwei Striche, einen längeren und einen kürzeren, ohne dass etwas Fehlendes angedeutet wäre. H. hat deutlich ſt, was ich für richtig halte, da ohne Zweifel stête zu ergänzen ist. 9. bôk wie zô, A^{b} 22, A^{c} 47, A^{e} 28. genôget A^{c} 43. môten A^{e} 19. Zu ergänzen ist nam. der kuninge bôk passt nicht wohl zu den hier dargestellten Verhältnissen: es wird ein liber memorialis der gehügede buoch gemeint sein: aus dem Codex Justin. ist der Memorialis, der kaiserliche Geschichtschreiber, bekannt. Der Dichter, sieht man, hatte die byzantinischen Ein-
12 richtungen im Sinn. 10. l. dran. 13. emer H. 15. ynde H. 18. e. i. M., wo die beiden Punkte wahrscheinlich nur andeuten sollen, dass etwas unlesbar ist, in H. ist ein Strich gemacht. Ohne Zweifel stand ein da. untfân wie untfênc A^{e} 48. 20. Es stand, wie M. bemerkt, her (und so hat H) da, welches gebessert ist. 21. wif weder wife Gaite für Cardiones.

A^{e} 3. to H. 4. dat H. genesen fehlt H. 6. l. irkornen. 7. l. vorlornen. Ebenso vor in vordrucket, vorstoten 10. 30. unvorsaget 27, vordreven 31, vorgezzen 36, A^{ee} vorbundin 37, vorvêlit 82. 10. vordrycket vndê vorspoten H. 13. Hier Rômân, sonst immer Rômêre. 16. Dat im id wol H. 18. l. hêrre. 19. ir môten, wie in Konrads Silv. 2156 ir müezen. dagegen 22, A^{b} 21 willet ir und hernach 25 saget. 22. Der niederdeutsche Dativ mi neben mir 3. 5. 7. 33. dar to H. dar ist zu streichen. 23. Evas antwortet hier. zwâren wie Rother 2141. twâren 27. 24. mi der niederdeutsche Accusativ mich. 25. Evas hat von Profilias den Wunsch vernommen dass Athis die Gaite erhalte und gibt seine Einwilligung. l. saget. 28. l. ze stunde. 31. vnde ist zu streichen. 32. kvnde M. 36. wohl hânt. 40. He ist zu streichen und irbòwet zu lesen. 44. dâr wo, vgl. C^{v} 58 und Anmerkung. 47. l. grôten kommer vê. 48. l. vntfênc.

14 A^{ee} 4. dy ist zu streichen. 21. Nur die äussersten Spitzen der Buchstaben sind noch vorhanden, doch halte ich meine Herstellung für unzweifelhaft; vgl. A^{e} 116. 40. l. dâ. 42. Von dieser Zeile ist noch weniger sichtbar als von der ent-

sprechenden 21., die vier ersten Buchstaben sind noch ziemlich sicher, das Übrige ist ungewiss. 59—62. Diese Zeilen sind grossentheils erst durch das Reagens sichtbar geworden: Z. 61 war am meisten verschwunden, und unsicher sind die Worte in alles, weil beim Abreissen des Blattes von dem Deckel, der wahrscheinlich noch mit einer anderen Handschrift überzogen war, sich fremde Buchstaben darübergelegt hatten. 60. instechen den stich erkläre ich durch abwenden, parieren; eine zweite Stelle dafür habe ich aber nicht. Ähnlich wird entslahen gebraucht, besonders in der Redensart den ban entslahen. 61. 62. Der heftige Andrang von Aimons feurigem Ross warf den Tarquines zur Erde. Die gewöhnliche Form guft, die auch F 79 vorkommt, wird in Beneckes Wörterbuch allein angeführt, doch findet sich diu guf für gir Nibelungen 1495, 2 B und im jüngeren Titurel 4939 ir güffen und ir grœzen, wofür der alte Druck schüften und die Hannöversche Handschrift schupfen hat. Noch muss ich bemerken, dass g in der Handschrift nicht ganz sicher, aber doch sehr wahrscheinlich ist. 69. Der Abschreiber hat aschildis für einen Eigennamen gehalten, da ein rother Strich durch a geht, wie bei anderen Eigennamen, auch wenn sie mitten in der Zeile stehen. Man muss dann annehmen, dass hinter stach in der vorhergehenden Zeile der Sinn schliesse und und al durch den lîp als Apposition folge, Aschildis aber der Genitiv von Aschild, und dieses der missverstandene, mit der französischen Aussprache geschriebene Achill sei, der jedoch in dem Gedicht sonst nicht genannt wird. Viel natürlicher gehört stach al durch den lîp zusammen, und ich sehe in âschildis ein seltenes, sonst nicht zu belegendes, genitivisches Adverbium: er stach ihm durch den Leib neben dem Schild, indem der Sper von dem Schild abglitt. 71. l. als. 73. vgl. E 141. 75. 76. storjen ist B 78 geschrieben, und dem würde sente Jorjen Georg entsprechen. 81. gestêlit finde ich nur noch bei Frauenlob aber ohne Umlaut, mit wisheit diu complexie dîn ist an dem orte gestâlet 130, 12. 84. l. daz her inbouc noch inbrach. 86. von vorne ist die untere Hälfte der Buchstaben abgeschnitten, von snîtin sind nur die Spitzen sichtbar.

[Der Rest S. 15—16 ist vorn S. 276 ff. aufgenommen.]

DIE SAGE VON ATHIS UND PROPHILIAS.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Zwölfter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 8°. 1865. S. 185—203.

185 In der Einleitung zu den Bruchstücken des altdeutschen, einem französischen nachgebildeten Gedichts von Athis und Prophilias habe ich (S. 52. 53 [= S. 274]) die Gründe angegeben, weshalb ich glaube, dass dem ersten Theil desselben eine etwa im elften Jahrhundert abgefasste neugriechische Darstellung einer weitverbreiteten Sage zu Grund liege, von dessen Dasein ich jedoch keine Spur habe entdecken können. Es ist noch übrig andere verwandte Überlieferungen zusammenzustellen und zu vergleichen.

1. Von dem altfranzösischen Gedicht muss ich zuvor den Inhalt kurz angeben.

Prophilias, ein junger Römer, wird von seinem Vater Evas nach Athen geschickt, um den Unterricht seines Freundes Savis zu geniessen, und ebenso wollte dieser seinen Sohn Athis zu dem Evas nach Rom senden, um dort den Kriegsdienst zu erlernen. Bei der Ankunft des Römers bleibt Prophilias in Athen, und beide schliessen sich als Freunde aneinander.

Athis bringt den Prophilias zu seiner Braut Cardiones. Bei ihrem Anblick wird er von heftiger Liebe entzündet, die ihm eine schwere Krankheit zuzieht. Am Hochzeitstag entlockt*) ihm Athis das Geheimnis, und um ihn vom Tod zu erretten, entschliesst er sich, dem Freund seine Geliebte zu überlassen. Prophilias wird in der Dunkelheit von Athis zu dem Brautbett geführt und nimmt dessen Stelle ein. Als er die Rechte eines Ehemannes geltend gemacht hat, zieht er der getäuschten Cardiones den Ring vom Finger und kehrt zum Athis zurück. So bringt er jede Nacht bei ihr zu, die immer an der Seite des Athis zu liegen glaubt.

*) [Im Text steht fälschlich: erst lockt.]

Prophilias wird von dem erkrankten Evas nach Rom zurückgerufen und ist trostlos, dass er die Geliebte verlassen soll. Athis löst jetzt seine Verbindung mit Cardiones, und sie wird feierlich mit Prophilias vermählt. Beide begeben sich nach Rom, wo sie den Evas genesen finden.

Das Schicksal des Griechen nimmt eine traurige Wendung: 18 enterbt und vertrieben von seinen Eltern (man erfährt nicht weshalb), gelangt er in dem erbärmlichsten Zustand nach Rom. Als er zu dem Haus des Prophilias kommt, reitet dieser mit Cardiones an ihm vorbei, aber wegen seiner ärmlichen Kleidung und seiner Magerkeit kennen sie ihn nicht. Athis erblickt darin Absicht, und in seiner Verzweiflung begibt er sich in eine Felsenhöhle vor der Stadt mit dem Vorsatz, da zu sterben.

Die Nacht bricht ein, das Wetter ist schön, und drei Jünglinge kommen zu der Höhle, dort ihre Geliebten zu erwarten. Sie gerathen in Streit, und einer von ihnen fällt unter den Schwertstreichen der beiden anderen, die alsbald entfliehen. Athis entschliesst sich, dieses Ereignis zu benutzen, um seinem verhassten Leben ein Ende zu machen. Er wälzt sich auf dem Leichnam und befleckt sein Gewand mit Blut. Als man ihn am anderen Morgen neben dem Ermordeten in diesem Zustand findet, wird er vor den Richter geführt. Er gibt sich selbst als schuldig an und wird zum Tod verurtheilt.

Der Verbrecher wird, römischer Sitte gemäss, drei Tage lang öffentlich ausgestellt, zufällig geht Prophilias vorüber, erkennt seinen Freund und, eingedenk der Opfer, die er ihm gebracht hat, zaudert er nicht, um ihn zu retten, sich selbst als den Schuldigen anzugeben. Wettstreit zwischen beiden, jeder will für den anderen sterben. Am zweiten Tag kommen die zwei Mörder, und als sie den an die Kette geschlossenen Prophilias erblicken, so raunen sie einander zu: »wir müssen entfliehen: bemerkt man uns und kommt es an den Tag, dass wir die Thäter sind, so ist unser Verderben gewiss«. Aber ein Anwesender vernimmt diese Worte: sie werden festgehalten und an die Kette geschlossen, die bisher Prophilias getragen hat. Als sie ihr Verbrechen bekannt haben, erleiden sie Strafe. Die beiden Freunde umarmen sich, und Athis erhält von Evas grosse

Reichthümer zum Geschenk, und Gayete, die Schwester des Prophilias, wird ihm zugesagt.

2. Weil sie dem französischen Gedicht am nächsten steht, lasse ich eine Erzählung aus dem Decameron (10, 8) des Boccaccio folgen, der in der Mitte des 14. Jahrhunderts schrieb [1]).

187 Zu der Zeit, wo Octavianus noch nicht Augustus genannt ward, sendete ein edler Bürger in Rom, Publius Quintius Fulvus, seinen Sohn Titus nach Athen zu seinem Freund Cremes, dort unter Anleitung des Aristippus Philosophie zu studieren. Titus und der Sohn des Cremes, Gisippus, verbinden sich durch innige Freundschaft. Cremes stirbt, und bald nachher verlobt sich Gisippus mit einer edlen Athenienserin, Namens Sofronia. Er führt seinen Freund zu der Braut, und dieser wird bei ihrem Anblick von leidenschaftlicher Liebe ergriffen. Er erkrankt deshalb und entdeckt endlich dem Gisippus den wahren Grund seiner Leiden. Um ihn zu retten, entschliesst sich dieser, ihm seine Braut abzutreten. Er will ihn in der Hochzeitsnacht unbemerkt zu dem Bett der Sofronia bringen, und es wird alles der Verabredung gemäss ausgeführt. Als Titus die Stelle des Gisippus eingenommen hat, fragt er die Jungfrau mit gedämpfter Stimme, ob sie seine Gemahlin sein wolle. Sie, die ihn für Gisippus hält, antwortet ja, worauf er ihr einen Ring an den Finger steckt und spricht: ›So will ich dein Gemahl sein‹. Als seine Wünsche erfüllt sind, entfernt er sich, und diese Täuschung wird längere Zeit hindurch fortgesetzt.

Indessen kommt Nachricht, dass Publius, der Vater des Titus, gestorben ist. Titus, um seine Angelegenheiten zu ordnen, soll nach Rom zurückkehren. Er will Sofronia mitnehmen, ihr muss daher die wahre Lage der Dinge eröffnet werden. Sie klagt über den gespielten Betrug und entdeckt ihn ihren Eltern. Es entsteht eine grosse Aufregung und ein heftiger Streit. Gisippus wird von allen gehasst und schwerer Strafe würdig geachtet. Doch Titus in einer kunstreichen sophistischen Rede

[1]) Diese Erzählung ward in Italien so hochgeschätzt, dass zwei lateinische Übersetzungen erschienen, die eine von Filippo Beroaldo, die andere von dem Cardinal von Montepulciano, Roberto Nobili, der sie unter dem Titel Boccaccii Gisippus sive de amicitia dem Papst Julius III widmete.

beschwichtigt endlich seine Gegner und begibt sich mit der zu seinen Gunsten umgestimmten Sofronia in seine Heimath.

Gisippus, von jedermann verachtet, wird in Folge bürgerlicher Unruhen aus Athen verbannt. Als Bettler schleppt er sich nach Rom, stellt sich vor das Haus des Titus und harrt, bis er herauskommt. Er wagt es aber nicht ihn anzureden, sondern erwartet, dass er ihn erkenne und zu sich rufe. Aber Titus geht vorüber, und Gisippus, der glaubt, er habe ihn gesehen und schäme sich seiner, eilt in Verzweiflung hinweg in eine wüste Gegend der Stadt, wo er in eine Höhle eintritt, um darin die Nacht zuzubringen. Er legt sich auf die Erde nieder und entschläft.

Am frühen Morgen kommen zwei Diebe in die Höhle, um ihren nächtlichen Raub zu theilen. Sie gerathen darüber in Streit, der Stärkere erschlägt den andern und entflieht darauf. Gisippus, der den Tod sucht, bleibt in der Höhle, bis Schergen kommen und ihn wegführen. Vor dem Gericht erklärt er sich des Mordes schuldig und wird von dem Prätor zum Tod am Kreuz verurtheilt.

Zufällig kommt Titus auf das Gericht und erkennt sogleich seinen Freund. Ihn zu retten, weiss er kein anderes Mittel, als sich für den Verbrecher auszugeben: »Nicht Gisippus«, ruft er aus, »sondern ich habe den Mord begangen«. Es entsteht Wettstreit zwischen beiden Freunden, jeder will beweisen, dass er der Schuldige sei. Indem erscheint der wirkliche Thäter, Publius Ambustus, der von der Unschuld beider Freunde zum Mitleid bewegt, sein Verbrechen gesteht und die Strafe zu erdulden bereit ist. Octavian, der das Ereignis vernimmt, spricht nicht bloss den Titus und Gisippus frei, er begnadigt auch den Schuldigen.

Titus führt den Gisippus in sein Haus, wo ihn Sofronia als Bruder empfängt. Titus theilt seine Reichthümer mit dem Freund und vermählt ihn mit seiner Schwester Fulvia. Er stellt ihm frei, bei ihm zu bleiben oder mit den von ihm erhaltenen Schätzen nach Athen zurückzukehren. Gisippus entschliesst sich, Römer zu werden.

Hans Sachs hat im Jahr 1531 von dieser Erzählung einen

gereimten Auszug gegeben (1, 2, 81ᶜ), sie auch späterhin im Jahr 1546 ohne wesentliche Änderung des Inhalts dramatisch bearbeitet (3, 2, 4ᵃ). Er nennt selbst den Johannes Bocatius und Philippus Berebaldus (Beroaldus) als seine Quelle; wahrscheinlich benutzte er Steinhöwels Übersetzung des Decamerone vom Jahr 1519. Etwa in die Mitte dieses Jahrhunderts fällt eine dramatische Bearbeitung von Martin Montanus, von zweien Römern Tito Quinto Fuluio und Gisippo ein newes lustigs und sehr schönes spiel aus der Römer Cronica gezogen (Strassburg o. J.). Boccaccio liegt zu Grund, wenn auch nicht unmittelbar.

3. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts veranstaltete Dschemaleddin Mohammed Al-auni für den Wesir Nisamulmulk Schemsseddin in persischer Sprache eine aus mehr als vierzehnhundert Stücken bestehende Sammlung von Geschichten, die drei Mal ins Türkische übersetzt ward. Aus einer dieser Übersetzungen theilt Hammer im Rosenöl 2, S. 262 unter anderen auch folgende Erzählung mit.

189 Ein Fürst aus Balch reist nach Bagdad und wallfahrtet von da nach Mekka. Der Wind hebt den Schleier einer Frauensänfte aus der Karawane auf, und der Anblick der Schönheit raubt dem Fürsten Besinnung und Ruhe, deren Namen und Stand er nicht entdecken kann.

In Bagdad miethet er sich bei einem Spezereihändler ein, der ihn nach der Ursache seiner Anwesenheit und seiner Schwermuth fragt. Er macht eine umständliche Beschreibung der Sänfte und der Schönheit, worin der Spezereihändler seine eigene Frau erkennt. Wiewohl er sie zärtlich liebt, beschliesst er doch mit heiterer Grossmuth der Gastfreundschaft ein Opfer zu bringen. Er lässt sich, ohne dass der Fürst etwas davon vermuthet, von ihr scheiden und überlässt sie dem Freund. Durch einen Zufall wird der Grund der Scheidung entdeckt, und der Fürst, nicht weniger grossmüthig, gibt dem Wirth die Frau mit reichen Geschenken zurück.

4. Petrus Alfonsi, ein spanischer Jude, schrieb, nachdem er im Jahr 1106 getauft war, im vierundvierzigsten Jahr seines Alters die Disciplina clericalis, die etwa hundert Jahre älter sein mag als das altfranzösische Gedicht. Die Lehren, die er

darin ertheilt, werden durch Beispiele erläutert, die, wie er selbst sagt, aus arabischen Quellen geschöpft sind, und unter diesen findet sich (C. 3) auch eine hierhergehörige Erzählung.

Zwei Kaufleute, wovon der eine in Ägypten, der andere in Baldach (Bagdad) lebt, haben sich zwar nie gesehen, aber durch Unterhändler kennen gelernt. Der von Baldach reist in Handelsgeschäften nach Ägypten und wird dort von seinem Freund aufs Beste empfangen. Er nimmt ihn in sein Haus auf und zeigt ihm sogar seine Frauen. Nach einer Woche erkrankt der Syrier: die Ärzte erklären, er sei von einer leidenschaftlichen Liebe ergriffen. Der Ägypter lässt seine Sängerinnen und Sklavinnen kommen, aber keine darunter gefällt dem Gast. Als aber eine edle Jungfrau, die der Kaufmann auferzogen und zu seiner Frau bestimmt hatte, vor den Kranken geführt wird, ruft er aus: »Von dieser kommt mein Tod und kommt mein Leben.« Alsbald gibt sie ihm sein Freund, und der Glückliche nimmt sie mit sich nach Baldach.

In der Folge verliert der Ägypter sein ganzes Vermögen und geräth in die grösste Armuth. Er entschliesst sich, bei seinem Freunde in Baldach Hilfe zu suchen. Als er dort in der Nacht anlangt, scheut er sich das Haus des Freundes zu betreten, weil man ihn als einen Unbekannten wegjagen werde. Er begibt sich in einen Tempel und will da übernachten. Wäh- 190
rend ihn sorgenvolle Gedanken erfüllen, dringen zwei Männer herein, wovon einer den anderen tödtet und dann entflieht. Der Lärm lockt viele Menschen herbei, die bei ihm nach dem Mörder forschen. Der Unglückliche, der seiner Armuth durch einen freiwilligen Tod ein Ende machen will, gibt sich für den Thäter aus, wird in das Gefängnis gebracht und am nächsten Morgen vor den Richter geführt, der ihn zum Kreuzestod verurtheilt. Auf dem Weg dahin erblickt ihn sein Freund und erkennt ihn. Indem er erwägt, was dieser in Ägypten für ihn gethan hat und dass er ihm, wenn er todt sei, nichts mehr vergelten könne, entschliesst er sich, für ihn zu sterben. Er ruft also mit lauter Stimme: »Warum habt ihr einen Unschuldigen verurtheilt? Ich habe den Mann umgebracht!« Er wird ergriffen und gebunden ans Kreuz geführt, sein Freund aber losgelassen. Der wirkliche

Thäter befindet sich unter der Menge, er bedenkt, dass Gott ein gerechter sei, der kein Verbrechen ungeahndet lasse: damit er dereinst nicht härter bestraft werde, fasst er den Entschluss, sich selbst anzugeben und den Unschuldigen zu erlösen; dadurch hofft er sein Verbrechen zu büssen. Er wird also gebunden und der andere freigegeben. Die Sache kommt vor den König, der alle drei von dem Verbrechen, dessen sie sich schuldig erklärt haben, freispricht. Hierauf wird der Ägypter von seinem Freunde nach Haus geführt, der ihm volle Gemeinschaft der Güter anbietet, wenn er bei ihm bleiben, oder die Hälfte seines Vermögens, wenn er nach Ägypten zurückkehren will. Er wählt das Letztere.

Die Erzählung des Alfonsus ist dann in andere Werke übergegangen, die Friedr. Wilh. Val. Schmidt in den Beiträgen zur Geschichte der romantischen Poesie (Berlin 1818) und in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe der Disciplina clericalis (Berlin 1827) S. 97 nachgewiesen hat. Ein altfranzösisches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, le castoiement (Unterweisung) d'un père à son fils, hat ausser anderen Stücken auch sein zweites Capitel mit der Überschrift les deux bons amis loiaux (Méon fabliaux et contes 2, p. 52—63) dorther genommen, und ohne an dem Inhalt etwas zu ändern, die Geschichte in Reime gebracht. Herolt gibt in der 120. seiner im Jahr 1418 geschriebenen Predigten (sermones de sanctis et de tempore per circulum anni) einen treuen Auszug aus dem Alfonsus, den er als seine Quelle nennt. Auch die Gesta Romanorum, deren
191 Alter noch nicht ermittelt ist, enthalten Cap. 171 unsere Sage; wobei zu bemerken ist, dass die letzten Capitel dieser Sammlung von Cap. 152 an nicht von dem ersten Sammler herzurühren, sondern Zusätze eines späteren zu enthalten scheinen. Auch hier wird Alfonsus als Quelle genannt, und die Erzählung weicht nur darin ab, dass die beiden Freunde nicht Kaufleute sind, sondern milites genannt werden, und daher keine Handelsverbindung zwischen beiden stattfindet und sie sich nur, man weiss nicht, aus welchem Grunde, Boten zuschicken. Eine nicht ganz klare Stelle ist ausführlicher und besser erzählt: bei Alfonsus heisst es von dem Ägypter, als er in Baldach anlangt, pudor autem obstabat ne amici domum adiret, ne forte incognitus

tali tempore de domo pelleretur. Templum ergo quoddam intravit ut ibi pernoctaret, sed cum ibi anxius multa secum diu volveret, occurrerunt ei duo viri prope templum de civitate, quorum unus alium interfecit clamque confugit. Dagegen steht hier: »Nox est; si modo ad domum socii mei pergam, notitiam mei non habebit, quia male sum vestitus et nullum mecum habeo, uti solebam magnam familiam ducere et omnibus abundare.« Ait intra se »nocte ista quiescam et die crastina ad eam pergam«. Ille respexit versus cimiterium, vidit ostia ecclesiae aperta, intravit ut tota nocte quiesceret. Cum autem ibi fuisset et dormire volebat, duo in platea ad invicem pugnabant et unus alium occidit, interfector vero ad cimiterium fugit et ex alia parte exivit. Die Disciplina clericalis ist übersetzt in dem Äsop von Steinhöwel unter der Überschrift »Gesamlet fabeln Adelfonsi«, und unsere Erzählung befindet sich in der Freiburger Ausgabe vom Jahre 1555 S. 92—94. Die Übersetzung ist nicht ganz wörtlich, sondern etwas umschreibend, ändert aber nichts an dem Inhalt. Dem ganz kurzen Auszug in sieben Zeilen in dem Dialogus creaturarum optime moralizatus (o. J. u. O. zuerst 1480. Hain 6124) liegt vielleicht Steinhöwel zu Grund. In dem Sammelwerk, der Seelen Trost genannt, aus dem Franz Pfeiffer in Frommanns Mundarten Bd 1 und 2 Auszüge mitgetheilt hat, stimmt der Inhalt der kurzen Erzählung (No. 80) mit der Disciplina clericalis, nur dass der eine Freund in Indien wohnt.

Wir brauchen diese den Alfonsus nur wiederholenden Erzählungen nicht weiter zu berücksichtigen, ebensowenig weitere Bearbeitungen derselben, die Fr. Wilh. Val. Schmidt in den Anmerkungen zur Disciplina clericalis S. 100. 101 nachweist.

5. Thomas von Cantimpré lebte als Geistlicher in Brabant und schilderte die Grundzüge der katholischen Kirchenverfassung unter der Allegorie eines Bienenstocks. Das Buch hat den Titel Liber qui dicitur bonum universale de proprietatibus apum, muss nach 1251 verfasst sein und ist o. J. und O. (Hain 3644), wahrscheinlich 1496 gedruckt. Den Lehren sind Erzählungen, wie das im 13. Jahrhundert üblich war, eingemischt, und L. 2 Cap. 19 mit der Überschrift De mutua et vera amicitia enthält unsere Sage. Dieses Capitel ist auch eingerückt in das Specu-

lum exemplorum omnibus christicolis salubriter inspiciendum (Argent. 1487) Dist. 5 Ex. 46.

Thomas beginnt »de duobus amicis vir philosophiae deditus ista narravit. Erat, ut memini, parum ante nostra tempora juvenis« usw., als wenn die Geschichte vor kurzem sich zugetragen habe und ihm mündlich sei mitgetheilt worden. Die Namen der beiden Freunde werden nicht genannt. Der eine Kaufmann ist ein Christ und sendet seine Boten in das Morgenland, diese bringen Nachricht von einem reichen und freigebigen Kaufmann, der dort lebt. Er hat die Geschenke des Christen empfangen und Gegengeschenke gesendet. Der Christ, von Liebe und Bewunderung erfüllt, reist zu ihm hin, wird aufs Beste empfangen und prächtig bewirthet. Als er heimkehren will, führt der Heide ihn zu seinen Schätzen, von denen er nichts annehmen will, dann zu sieben Jungfrauen, von welchen eine sich auszuwählen der Wirth ihn auffordert. Dies Geschenk weist der Christ nicht zurück, eine gefällt ihm vor allen, und der Morgenländer übergibt ihm diese mit reichen Geschenken, sagt dabei, es sei diejenige, die er am meisten geliebt habe. Der Christ führt sie in seine Heimath, und sie wird ihm, nachdem sie getauft ist, angetraut. Er ist glücklich, Reichthum und Ehre mehren sich.

Indessen lebt der Morgenländer kummervoll, versinkt in Trauer über den Verlust seiner Geliebten: Reichthümer und Gesundheit schwinden dahin, und er geräth in das grösste Elend. Als ein Unsinniger wird er von den Seinen vertrieben. Es kommt ihm der Gedanken, bei seinem Freunde, dem Christen, Hilfe zu suchen, für den er so viel gethan hat. Als er angelangt ist, klopft er an die Thür des Hauses und sagt wer er sei, aber der Diener vergisst, ihn seinem Herrn zu melden. Der Unglückliche, darüber im höchsten Grad betrübt, begibt sich, als es dunkel wird, in den Vorhof eines Tempels. Darin mordet in der Nacht ein Strassenräuber einen Mann, und am Morgen findet man den Todten neben dem Fremdling. Vor dem Gericht gibt er sich in der Verzweiflung über seine Lage für den Thäter aus und wird zum Tod geführt. Sein Freund erkennt
100 ihn, springt hervor und ruft, nicht dieser, er habe den Mord

begangen. Er soll enthauptet werden, aber der wahre Thäter tritt auf und erklärt, jene beiden seien unschuldig, er sei der Verbrecher. Als die Wahrheit davon dargethan ist, sprechen die Richter nicht bloss die beiden Freunde, sondern auch den Schuldigen frei. Der Christ nimmt seinen Freund liebevoll auf, bewegt ihn sich taufen zu lassen und gibt ihm eine Verwandte zur Frau mit der Hälfte seiner Reichthümer.

6. Wesentliche Verschiedenheit von Alfonsus zeigt eine Erzählung der 1001 Nacht. Die Hauptperson ist hier Attaf der Grossmüthige. Giafar, der Barmekide, Grosswesir des Kalifen Haroun Alraschid, verlässt Bagdad auf Befehl seines Herrn, in dessen Ungnade er gefallen zu sein scheint, und begibt sich nach Damas. Dort ersucht ihn der in Glanz und Reichthum lebende Attaf, bei ihm einzukehren, bewirthet ihn auf das Prächtigste und mit solcher Aufmerksamkeit, dass er keinen Augenblick von seiner Seite weicht. Als Giafar ohne seine Begleitung in der Stadt umherzugehen wünscht, überreicht er ihm zuvor seinen Geldbeutel. Giafar, nachdem er die Stadt durchwandert hat, setzt sich ermüdet auf eine Bank in einer Nebenstrasse, wo ihm gegenüber ein Fenster sich öffnet und eine Frau von entzückender Schönheit sich zeigt. Während sie die Blumen vor dem Fenster begiesst, hat er Zeit sie zu betrachten: als sie ihn bemerkt, tritt sie zurück. Giafar, von der heftigsten Leidenschaft ergriffen, harrt in der Hoffnung, sie werde wieder erscheinen, bis es dunkel wird. Schlaflos bringt er die Nacht zu und erkrankt. Der herbeigerufene Arzt entdeckt dem Attaf, dass Liebe die Krankheit seines Gastes veranlasst habe, die, wenn sie nicht bald Befriedigung erlange, in wenigen Tagen ihn tödten werde. Giafar erzählt dem Attaf umständlich, was ihm begegnet ist, und dieser bemerkt alsbald, dass es Zuleika, seine Frau, gewesen ist, die Giafar gesehen hat. »Ich kenne,« spricht er zu ihm, »den Gegenstand eurer Liebe, es ist eine von ihrem Gemahl geschiedene Frau. Ich werde sogleich zu ihrem Vater gehen und ihn bestimmen, ihre Hand keinem anderen zu versprechen«. Attaf begibt sich hierauf zu der Zuleika und ersucht sie, einen Besuch bei ihrer Mutter zu machen, die erkrankt sei. Zuleika eilt zu ihr hin, findet sie aber gesund.

Während ihrer Unterredung kommt ihr Vater Abdallah. Gleich darauf werden die Kleider und Sachen der Frau gebracht, und Attaf erscheint und erklärt, dass er durch einen Eid genöthigt sei, von seiner Frau sich zu trennen. Die Scheidung wird
194 vollzogen, Attaf meldet seinem Gast, dass alles geordnet sei und sicher*), sobald die nöthige Zeit vorüber sei, die Vermählung mit jener Frau stattfinden könne. Als dieser Zeitpunkt gekommen ist, gibt ihm Attaf den Rath, bei dieser Gelegenheit sich im vollen Glanz seiner Würde zu zeigen, für alles Nöthige habe er schon gesorgt: er möge in der Stille sein Haus verlassen und nach Hems oder Hamah gehen, von da möge er als Grosswesir wieder einziehen, Abdalmalek, der Statthalter, werde ihn ehrenvoll empfangen und Abdallah ihm gerne seine Tochter geben. Es wird alles ausgeführt, wie es Attaf bestimmt hat. Als die Ehe geschlossen ist, kehrt Giafar mit der Neuvermählten nach Bagdad zurück. Attaf folgt ihm mit einigen seiner Leute, Giafar ersucht ihn aber zurückzukehren, damit er nicht eine Nacht abwesend sei.

Indessen wird Attaf von seinen Feinden bei dem Abdalmalek verdächtigt, als sei er bloss deswegen dem Grosswesir nachgeeilt, um an seiner Stelle zum Statthalter von Damas ernannt zu werden. Abdalmalek beschliesst das Verderben Attafs. In der Nacht lässt er die Leiche eines eben ermordeten Mannes in Attafs Garten verbergen und den nachfolgenden Tag Nachsuchungen anstellen. Die Leiche wird bald gefunden und Attaf vor Abdalmalek geführt. Da er gegen seine Nachbarn grossmüthig sein und die gewöhnliche Geldstrafe für sie erlegen will, bekennt er sich des Mordes schuldig, wird aber nach strengem Recht zum Tod verurtheilt: der Kerkermeister soll ihn in der Nacht erdrosseln. Dieser, der Wohlthaten von ihm empfangen hat, beschliesst ihn zu befreien: er zerbricht die Ketten des Gefangenen, zerreisst seine eigenen Kleider, verwundet sich im Gesicht und lässt sich von ihm einen Pfropfen in den Mund stecken. Attaf, die Grossmuth des Kerkermeisters beweinend, entflieht und wird unterwegs von Räubern überfallen, die ihm alles wegnehmen, was er hat.

*) [Im Text steht unverständlich: er sich. Ich habe »sicher« geschrieben.]

In dem traurigsten Zustand langt er in Bagdad an, und als er in den Palast des Grosswesirs eintreten will, wird er zurückgewiesen: auch ein Brief an ihn gelangt nicht an. Man führt ihn ins Gefängnis, er wird aber wieder freigelassen, weil eben dem Kalifen ein Kind geboren ist. Er nimmt an den Festlichkeiten, die deshalb stattfinden, Theil und begibt sich am Abend des siebenten Tags in eine Moschee, um die Nacht darin zuzubringen. Man will ihn dort nicht dulden, und er wird auf der Strasse von einem Haufen bellender Hunde verfolgt. Man ruft ihm zu sich zu entfernen, und er gelangt zu einem wüsten, mit Trümmern bedeckten Platz. Er will sich da verbergen, stösst aber mit den Füssen an etwas und stürzt nieder. Es war eine Leiche, und als er wieder sich aufrichtet, ist er 195
ganz mit Blut bedeckt. In dem Augenblick gehen die Häscher vorüber, nehmen ihn fest und führen ihn ins Gefängnis.

Die Erzählung bricht hier ab, um erst die Geschicke Giafars zu berichten. Auf dem Weg nach Bagdad lässt er bei einbrechender Nacht für sich und Zuleika Zelte aufschlagen. Als er sich zu ihr begibt, bedeckt sie das Gesicht mit beiden Händen und eröffnet ihm, dass sie Attafs Gemahlin gewesen sei, der nur, um ihn am Leben zu erhalten, von ihr sich getrennt und sie ihm gegeben habe, und fügt hinzu, dass sie ihn noch immer als ihren Gemahl betrachte. Giafar zeigt sich nicht minder grossmüthig, er erklärt, dass er sie nicht anders als die Gemahlin seines Freundes betrachten wolle: sie könne bei ihm als eine Schwester verweilen und sich entschliessen, was sie thun wolle. Er entfernt sich hierauf, und als sie in Bagdad angelangt sind, gibt er ihr einen eigenen Palast. Er kehrt in die volle Gunst des Kalifen zurück, dessen Ungnade nur scheinbar gewesen war.

Attaf wird den folgenden Morgen vor den Kadi geführt, er erklärt sich des Mordes schuldig und wird zum Tod am Galgen verurtheilt. Zufällig reitet Giafar vorüber, als Attaf fortgeführt wird. Sein Name wird dem Grosswesir genannt, er verlangt ihn zu sehen, und der Strick, der schon um seinen Hals geschlungen ist, wird gelöst. Als sich beide erblicken, umarmen sie sich. Attaf erzählt seine Schicksale, und Giafar führt ihn zur Zuleika, die er ihm zurückgibt.

Attaf wird vor den Kalifen gebracht, der ihm erklärt, dass er einen Wunsch von ihm gerne erfüllen wolle. Der Grossmüthige bittet um die Straflosigkeit seines Feindes Abdalmalek. Er schenkt dann dem Kerkermeister sein ganzes Vermögen, wird aber von Giafar reichlich entschädigt.

Diese Erzählung findet sich nicht bei Galland, sondern erst in der Fortsetzung der 1001 Nacht von Caussin de Perceval (Bd 9), sie kommt auch in der von Chavis bekannt gemachten, von Cazotte überarbeiteten Fortsetzung vor (Cabinet des fées Bd 38, S. 112—270, wo sie »Die Macht des Schicksals« überschrieben ist). Sie weicht nicht bloss im Einzelnen ab, man kann sie als eine ganz neue Auffassung betrachten, wenn auch die Verwandtschaft ausser Zweifel bleibt. Es treten unbekannte Personen auf und geisterhafte Wesen, welche die Ereignisse
196 lenken und den eigentlichen Inhalt der Überlieferung verdunkeln. Es wird am besten sein, hier ganz darüber hinauszugehen, da es wahrscheinlich lauter Änderungen und Zusätze von Cazotte sind, dessen Verhältnis zu seiner Quelle nicht näher bekannt ist.

7. Eine andere orientalische Überlieferung hat Caylus Oeuvres badines 7, p. 208—222 mitgetheilt.

Der König von Korassan erlaubt seinem Sohn sich einer Karavane nach Mekka anzuschliessen und empfiehlt ihn seinem Freunde Naz Rayyar, Befehlshaber von Babylon. In der Nähe dieser Stadt wird der Prinz von Räubern überfallen und verwundet. Man bringt ihn zu Naz Rayyar, dessen guter Ruf noch grösser ist als der Reichthum, den er besitzt, und der Prinz empfängt von ihm jede Art von Gastfreundschaft. Eines Tags, aus dem Bad zurückkehrend, erblickt er in der Nähe des Palastes seines Freundes an dem Fenster eine Frau, deren Schönheit die heftigste Liebe in ihm erregt. Er bleibt unbeweglich stehen, und so findet ihn Naz Rayyar, der zufällig vorübergeht. Der Prinz sagt ihm, dass er sterben werde, wenn er nicht in den Besitz der Schönheit gelange. Mit inniger Bewegung erwidert ihm der Grossmüthige, er möge sich beruhigen, in vier Monaten werde sein Wunsch erfüllt sein. Hierauf geht Naz Rayyar zu seiner Frau, denn diese war die Schönheit, und kündigt ihr an, dass er ihre Ehe auflösen müsse. Sie begibt sich

zu ihrem Vater Bezzas, und nachdem vier Monate verlaufen sind (früher erlaubt das Gesetz einer Geschiedenen nicht, sich wieder zu verheirathen), trifft Naz Rayyar die nöthigen Anstalten zur Vermählung des Prinzen mit ihr, entfernt sich aber an dem Tag, wo die Hochzeit soll gefeiert werden. Als die Ehe geschlossen ist, hört der Prinz, wie die Frau spricht: »Ich danke dir, o mein Gott, Naz Rayyar ist gestraft«. Sie muss sich darüber erklären, und der Prinz erfährt jetzt die Grossmuth seines Freundes. Er will darin nicht zurückstehen und entschliesst sich, seine Frau nicht zu berühren. Er kann den Aufenthaltsort des Naz Rayyar nicht erfahren und kehrt mit seiner Gemahlin nach Korassan zurück, wo ihm sein Vater das Reich übergibt.

Als Naz Rayyar wieder nach Babylon gekommen ist, überlässt er sich ganz seinem Gram, vernachlässigt seine Angelegenheiten und geräth in grosse Armuth. Er entschliesst sich, nach Korassan zu gehen und Hilfe bei seinem Freund, dem König, zu suchen. Unter grossen Beschwerden langt er dort an. Von allen Reichthümern ist ihm nichts geblieben als ein kostbarer Demantring, den ihm der Prinz in Babylon geschenkt hatte. Diesen übergibt er an dem Thor des Palastes einem Diener, damit er ihn dem Könige bringe und ihm melde, dass er seine Befehle erwarte. Der König erblickt von dem Fenster herab seinen Freund in dem traurigsten Zustand und befiehlt, dass ihm seine Schafherde anvertraut werde, die er auf die Weide führen und von der er nach einem Jahr Rechenschaft geben solle. »Ist das der Dank,« ruft Naz Rayyar aus, »für alles, was ich gethan habe! Doch mein Geschick ist so hart, dass ich gehorchen muss. Ich will lieber auf den Bergen wohnen bei den Thieren, als unter den Menschen.«

Er treibt die Herde aus, aber Krankheiten und die wilden Thiere rauben sie hinweg: als er nach einem Jahr zu dem Palast zurückkommt, bringt er kein einziges Schaf mit. Der König lässt ihm eine zweite Herde übergeben, aber den unglücklichen Naz Rayyar trifft gleiches Missgeschick. Er erhält eine dritte Herde, und diesmal geht alles nach Wunsch: die Herde vermehrt sich um das Dreifache. Als er damit vor dem Palast

erscheint, befiehlt der König, dass man ihn bade und ihm königliche Kleider anlege. Dann geht er ihm entgegen, führt ihn in seinen Palast und überhäuft ihn mit Reichthümern. Er sagt ihm: »Als ich dich in dem erbärmlichen Zustand sah, erkannte ich, dass das Schicksal dich verfolge, erst wann das Ende dieses Unglücks gekommen war, konnte ich meinen Vorsatz ausführen. Jetzt, wo ich mein Volk nicht in Gefahr bringe, das Unglück mit dir zu theilen, bitte ich dich, die Herrschaft mit mir zu theilen und mein Wesir zu werden.« Seine Grossmuth geht noch weiter, er will seine Schwester mit ihm vermählen. Sie wird verschleiert herangeführt, aber als der Schleier hinweggenommen ist, zeigt sich die Tochter Bezzas, die zu ihrem ersten Gemahl zurückkehrt.

8. Hieran schliesst sich eine Erzählung in dem 1001 Tag (übersetzt von F. H. v. d. Hagen 4, S. 157—191).

Abderrahman, ein Kaufmann in Bagdad, im Besitz unermesslicher Reichthümer, ist jung, schön und grossmüthig: niemand, der bei ihm Hilfe sucht, wird zurückgewiesen. Eines Tags findet er in einer Schenke einen Fremdling aus Mussel, und beide gefallen sich so sehr, dass sie ein Freundschaftsbündnis mit einander schliessen. Nach einigen Tagen reist der Fremdling wieder zurück, nennt sich nicht, sagt aber dem Kaufmann, wenn er nach Mussel komme, werde er ihn im Palast des Königs finden. Als Abderrahman in Geschäften dahin kommt, zeigt sich, dass der Fremde der König Nassiraddolé
194 selbst war, der ihn jetzt auf das Liebreichste empfängt und in seinen Palast aufnimmt. Nach einem Jahr kehrt Abderrahman nach Bagdad zurück, lebt in grosser Pracht und gibt neue Beweise seiner unerschöpflichen Grossmuth. Er kauft eine schöne Circassierin, und ihn beglückt die zärtlichste Liebe.

Nassiraddolé kommt zum zweiten Mal unerkannt zu seinem Freund nach Bagdad und weilt bei ihm. Eines Abends ist die Rede von der Schönheit der Frauen, und Abderrahman rühmt die Geliebte Seïneb. Er führt den König zu ihr, aber Nassiraddolé schweigt bei ihrem Anblick, weil er sich von der heftigsten Leidenschaft ergriffen fühlt. Er verfällt in Schwermuth, entdeckt seinem Freund den Grund derselben und kehrt nach

Mussel zurück. Der grossmüthige Abderrahman entschliesst sich, dem König seine Geliebte abzutreten, und mit schwerem Herzen sendet er die widerstrebende Seïneb nach Mussel. Nassiraddolé empfängt sie mit Überraschung und erstaunt über die Grossmuth seines Freundes. Seïneb aber gesteht ihm, dass sie ihre Liebe zu Abderrahman nicht auf ihn übertragen könne.

Abderrahman versinkt in tiefe Trauer. Nach Verlauf einiger Monate wird er verhaftet, weil geheime Feinde am Hof des Kalifen ihn verläumdet haben und ihn beschuldigen, unehrerbietige Reden gegen diesen ausgestossen zu haben. Seine Güter sollen eingezogen, sein Haus geschleift und ihm das Haupt abgeschlagen werden. Der Kerkermeister, der Wohlthaten von ihm empfangen hat und den er von seiner Unschuld überzeugt, öffnet die Thüren des Gefängnisses und lässt ihn entfliehen.

Abderrahman entkommt nach Mussel. Der König lässt ihm durch seinen Schatzmeister zweihundert Goldzechinen auszahlen, damit Handel zu treiben, aber den Palast des Königs soll er gleich verlassen und in sechs Monaten erst wiederkommen. Es wird ihm gesagt, der König liebe ihn noch, habe aber besondere Gründe, so zu verfahren. Der Kaufmann bemüht sich, mit diesem Geld etwas zu gewinnen, aber das Glück ist ihm abgeneigt, und nach Verlauf der bestimmten Zeit sind nur noch 150 Zechinen übrig, als er sich bei dem Schatzmeister damit meldet, ersetzt ihm dieser den Verlust und sagt ihm, er solle sein Glück weiter versuchen und in sechs Monaten darüber berichten. Diesmal gewinnt er hundert Zechinen.

Als er dem Schatzmeister Anzeige davon macht, führt ihn dieser zum König, der ihn umarmt und mit den Zeichen der grössten Freundschaft empfängt. »Ich hatte von deinem Unglück gehört«, sagt er zu ihm, »und da das Unglück ansteckend 199
ist, so wollte ich dir nicht eher Zuflucht in meinem Palast gewähren, als bis das Glück wieder zu dir zurückgekehrt ist. Da dieser Augenblick scheint gekommen zu sein, so kann ich dem Gefühl meiner Freundschaft folgen.«

Abderrahman erhält eine Wohnung in dem königlichen Palast, und am Abend sagt Nassiraddolé zu ihm, er wolle seine

Schuld abtragen und ihm seine liebste Frau geben. In der Nacht werde er sie senden, damit er eine Unterredung mit ihr habe, und er solle sie nur heirathen, wenn sie ihm gefalle. Es ist Seïneb, die erscheint und die ihm die Versicherung ertheilt, dass der König, sobald er ihre Liebe zu ihm erkannt, seine Bewerbung aufgegeben habe. Nassiraddolé überhäuft ihn mit Reichthümern, und in Bagdad wird seine Unschuld anerkannt.

9. Ich muss noch eines Negermärchens gedenken, das S. W. Kölle (African native litterature or proverbs, tales, fables and historical fragments in the Kanuri or Bornu language. London 1854, S. 122) aus mündlicher Überlieferung auffasste.

Der Sohn eines Reichen und der Sohn eines Armen leben von Kindheit an in innigster Freundschaft. Der Reiche hat vier Frauen, der Arme kann seiner Dürftigkeit wegen keine nehmen. Der Reiche gibt ihm fünf Pfund Kupfergeld und sagt ihm, er solle zu seinen Frauen gehen und bei jeder anfragen, ob sie ihn insgeheim lieben wolle. Die erste, die Hauptfrau, weist ihn zurück, ebenso die zweite und dritte, aber die vierte willigt ein und erklärt, dass sie Liebe zu ihm empfinde, worauf er ihr die fünf Pfund gibt. Der Arme stattet seinem Freund Bericht ab: dieser spricht: »Komm morgen Abend zu mir, und wenn ich Zank mit meiner Frau anfange, so mische dich nicht hinein«. Als nun beide Jünglinge zusammensitzen und essen, lässt der Reiche die vierte Frau rufen und heisst sie, ihm gleich Wasser zum Waschen bringen. Sie antwortet: »Bin ich deine Sklavin, dass du so sprichst?« Es erhebt sich ein Zank zwischen beiden, und die Frau verflucht den Mann. Da spricht er: »Geh und verlass mein Haus, ich habe weiter nichts mit dir zu schaffen«. Die Frau nimmt ihre Sachen und geht in das Haus ihres Vaters, der nichts von der Verabredung der beiden Freunde weiss. Sie soll dann die Frau des Armen werden. Der Reiche giebt ihm zwanzig Pfund Kupfergeld, um sich dafür bei dem Priester trauen zu lassen, auch die nöthigen Kleider. Am folgenden Tag
200 geht der Arme zu seinem Freund und kündigt ihm seine Verheirathung an. Dieser ist erfreut darüber und versichert, dass nichts in der Welt ihre Freundschaft auflösen könne. Darauf

geht die Überlieferung in die Sage von den Blutsbrüdern über, indem der Arme sein Kind opfert, um den Reichen von einer Krankheit zu heilen.

Diese neun, sichtbar verwandten Überlieferungen gestatten eine Vergleichung der weit verbreiteten Sage, die uns zu einem näheren Verständnis ihrer Entstehung und Fortbildung führt.

Zwischen dem altfranzösischen Gedicht und dem Decameron findet eine engere Verwandtschaft statt. In beiden ist der Schauplatz zu Athen und Rom, und die Ereignisse entwickeln sich auf gleiche Weise. Dennoch kann jenes nicht die Quelle des Boccaccio gewesen sein. Zwar die völlig verschiedenen Eigennamen machen nichts aus, und dass eine bestimmte Zeit angegeben ist, die Zeit, wo Octavian in Rom herschte, könnte eine absichtliche Änderung sein: aber einige an sich unbedeutende Verschiedenheiten, zu denen kein Grund vorhanden war, weisen auf eine andere Abstammung. So ist bei ihm nicht die Rede davon, dass der Athenienser soll nach Rom gesendet werden: die beiden Väter sterben nicht, und Evas Krankheit ist nur Veranlassung, den Prophilias nach Rom zurückzurufen. Prophilias zieht der Cardiones, nachdem er ihre Gunst genossen hat, einen Ring vom Finger, der hernach als Zeugnis dient: anders bei Boccaccio, wo eine Formel gebraucht wird, um dem Betrug in der Nacht einen Schein des Rechts zu geben: Gisippus nämlich fragt zuvor die Braut, ob sie seine Frau sein wolle, und nachdem sie, die glaubt, Titus liege an ihrer Seite, ja geantwortet hat, steckt er ihr einen Ring an den Finger, als habe er sie damit gesetzlich erworben. Nur bei Boccaccio ist von der Einmischung der Verwandten der Sofronia, von dem Streit mit Titus und dessen endlicher Beilegung die Rede. Auch die Lage des aus Athen vertriebenen Gisippus wird etwas verschieden erzählt: es ist natürlicher, dass bei dem frühen Morgen Diebe in die Höhle kommen, worin Gisippus liegt, um ihren Raub zu theilen, und darüber in Zank gerathen, als dass bei einbrechender Nacht drei Jünglinge erscheinen, um an der öden Stätte ihre Freundinnen zu erwarten, und dass auf eine an sich unwahrscheinliche Weise der Mord des einen herbeigeführt wird. Angemessener ist das reumüthige und sühnende Be-

kenntnis des Verbrechers, der sich freiwillig angibt und deshalb begnadigt wird, als die Rückkehr der Schuldigen, ihre
201 Erscheinung auf dem öffentlichen Platz und ihr unvorsichtiges Geschwätz. Diese Abweichung von dem altfranzösischen Gedicht ist entscheidend, weil sie mit der arabischen Erzählung des Alfonsus zusammenstimmt. Ich vermuthe, dass Boccaccio aus einer noch unbekannten Quelle schöpfte, vielleicht aus einem anderen romanischen Gedicht.

Die sechs folgenden Erzählungen, zum Theil älter als das französische Gedicht, sind sämmtlich auf orientalischem Boden entsprungen, zeigen Verschiedenheit lebendiger Überlieferung und sind unabhängig von einander, so nah sie sich wieder in einzelnen Zügen stehen. Bei Thomas Cantimpratensis könnte man zweifeln und geneigt sein, den Alfonsus als Quelle zu betrachten: er konnte philosophiae deditus genannt werden, und der Inhalt stimmt auch am meisten mit der Disciplina clericalis überein: dass der eine Freund als Christ auftritt und der Heide am Ende getauft wird, erklärt sich bei einem Geistlichen als eine sehr natürliche Änderung. Indessen bei genauerer Betrachtung muss man diese Vermuthung aufgeben. Thomas hatte keinen Grund, den Alfonsus zu verläugnen, spricht dabei von mündlicher Überlieferung und setzt die Geschichte in nicht ferne Zeit, während der Spanier vor länger als einem Jahrhundert gelebt hatte. Entschieden aber wird dieser als Quelle durch einzelne Züge zurückgewiesen, die nicht mit ihm, sondern mit anderen stimmen. Es wird bei Thomas nichts davon gesagt, dass der Christ, nachdem er die Jungfrau erblickt hat, aus Liebe erkrankt und der Heide, um ihn am Leben zu erhalten, seine Geliebte hingibt, vielmehr zeigt er ihm die Jungfrau, wie er ihm seine Schätze gezeigt hat und fordert ihn auf, sich eine daraus zu wählen. Dagegen weiss Alfonsus nichts davon, dass der Grossmüthige wegen des Verlustes seiner Geliebten in Trauer versinkt, wie Naz Rayyar, und dass ihn die Seinigen vertreiben, wird nur im altfranzösischen Gedicht von Athis erzählt. Der Heide kommt bei Tag an die Thüre des Freundes, die ihm nicht geöffnet wird, wie es auch dem Attaf, Naz Rayyar und dem Abderrahman begegnet: ganz anders ist

der Empfang bei den übrigen. Bei Alfonsus kehrt der ägyptische Kaufmann nach Bagdad zurück, bei Thomas wird dem Heiden, nachdem er die Taufe empfangen hat, eine Verwandte des Freundes gegeben, wie dem Athis die Schwester des Prophilias oder dem Gisippus die Schwester des Titus, und er kehrt wie diese nicht wieder in seine Heimath zurück.

Der Schauplatz ist in diesen orientalischen Erzählungen Ägypten, Bagdad und Babylon, wie bei den anderen Athen und Rom. Der Hauptunterschied besteht aber darin, dass nicht die 203
Freundschaft, sondern eine alle Grenzen überschreitende Grossmuth soll verherrlicht werden. Wenn nebenbei auch der aus der Begegnung natürlich sich entwickelnden Freundschaft gedacht wird, so ist sie doch nicht der eigentliche Grund der Aufopferung. Auf diese Weise ist der Mittelpunkt der Sage verrückt und ein anderer Gang der Ereignisse herbeigeführt worden. In der persischen Erzählung des Dschemaleddin und der arabischen des Alfonsus, den ältesten und reinsten, ist gar kein Freundschaftsbund vorangegangen. Die beiden Träger der Geschichte haben sich, wie bei Dschemaleddin, vorher gar nicht gesehen, oder sie kennen sich bloss durch Unterhändler: es sind lediglich die Gesetze der Gastfreundschaft, welche die Grossmuth veranlassen. Noch heute ist es im Orient herkömmlich, dass, sobald jemand die Sache eines anderen rühmt oder den Wunsch äussert sie zu besitzen, der Eigenthümer sagt: »sie gehört dir«, wenn es auch nur Höflichkeitsformel ist. Um den Gegenstand der Liebe seines kranken Gastes zu entdecken, lässt der ägyptische Kaufmann ihm seine Sklavinnen vorführen, wobei die bekannte Sage von Antiochus und Stratonika mag Einfluss gehabt haben. Auf diese Weise fällt die Vertauschung der beiden Freunde in der Brautnacht weg, wie der längere Zeit durchgeführte Betrug. Endlich hat der ägyptische Kaufmann, als ihn das Unglück nach Baldach führt, keine Ursache, an der Treue des Freundes zu zweifeln: er sucht nur den Tod, um seinem Missgeschick ein Ende zu machen.

Die Grossmuth wird in einigen Darstellungen noch gesteigert, und die beiden Freunde überbieten sich darin, wenn der, welcher die Frau des anderen empfangen hat, sie zuletzt

unberührt wieder zurückgibt. Attaf verhehlt nicht bloss seinem Gast, dass es seine Frau ist, die er liebt, er räumt auch die Hindernisse hinweg, die einer Verbindung mit ihr im Wege stehen. Unnatürlich erscheint die Grossmuth Attafs, wenn er sich für den Mörder einer in seinen Garten gelegten Leiche erklärt, bloss um seinen Nachbarn eine Geldstrafe zu ersparen, die er ihnen erstatten konnte. Dagegen durfte er seiner Gesinnung nach die Aufopferung des Kerkermeisters, der ihn entfliehen lässt, nicht annehmen. Ein Beispiel wie der innere Zusammenhang einer Sage kann verdunkelt und ganz zerstört werden.

Die Erzählung des 1001 Tags, wiewohl im Ganzen mit der 1001 Nacht übereinstimmend, hat mit der Auffassung bei Caylus einen eigenthümlichen, doch auch wieder verschieden ausge-
203 drückten Zug gemein. Als der verarmte Freund vor dem Palast des anderen Hilfe suchend erscheint, weist ihn dieser zwar zurück, aber mit Milde. Er soll zuvor den Versuch machen, ob sich das Glück ihm zuwende; sobald die Zeichen davon erscheinen, überhäuft er ihn mit seiner Gunst und mit seinen Schätzen. Das ist eine Anknüpfung an eine andere schöne, gewiss echte Volkssage, zumal wenn der Unglückliche die Herde des Königs eine Zeit lang hüten muss, die in den ersten beiden Jahren sich verringert, in dem dritten aber sich dreifach vermehrt.

In den orientalischen Überlieferungen wird der an der Braut verübte Betrug ausgeschieden, der allerdings in der Darstellung des altfranzösischen Gedichts und bei Boccaccio anstössig und widerwärtig ist: wenn ich darin Recht habe, dass die uralte Sage von den Blutsbrüdern hier noch fortdauert, wo der Freund, durch ein Schwert getrennt, neben der Frau des anderen schuldlos ruht, so ist abermals ein bedeutungsvoller Zug entweder entstellt oder ganz unterdrückt worden. Dagegen bildet in dem Negermärchen die Freundschaft wieder die Grundlage, und die Aufopferung des Kindes ist damit verknüpft, um mit dessen Blut die Krankheit des Freundes zu heilen; vgl. Athis S. 46 [= S. 246 f.].

Wilhelm Grimm.

EXHORTATIO AD PLEBEM CHRISTIANAM GLOSSAE CASSELLANAE ÜBER DIE BEDEUTUNG DER DEUTSCHEN FINGERNAMEN.

Gelesen in [den Gesammtsitzungen] der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 24. April 1845 und 12. Nov. 1846 und [der Klassensitzung am] 6. Dec. 1847.

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse) 1848. 4. S. 425—511. Einzeln S. 1—87.*)
Mit 9 Facsimilia in Steindruck.

Das unter dem Namen EXHORTATIO AD PLEBEM CHRISTIANAM bekannte althochdeutsche Denkmal enthält eine Ermahnung an die Laien, welche die Taufe empfangen haben, das apostolische Glaubensbekenntnis und das Vaterunser sorgfältig auswendig zu lernen: dabei wird ihnen zur Pflicht gemacht, ihre Taufpathen wiederum im Glauben zu unterrichten. Die Bedeutung dieser kirchlichen Anordnung, die schon zur Zeit des heiligen Bonifacius in Geltung war, hat Rudolf von Raumer (Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache S. 265—267) gezeigt; die Fortdauer derselben im dreizehnten Jahrhundert ergibt sich aus einer Stelle in Bertholds Predigten (*S. 230*), die Massmann (Abschwörungsformeln S. 10. 11) mitgetheilt hat. Unser Denkmal ist in zwei Handschriften erhalten, die eine, in der Bibliothek zu Cassel (Cod. theol. in Quarto 24), stammt aus Fulda, und Raumer (S. 66) vermuthet, wahrscheinlich aus den Gründen, die Eccard Francia orientalis 1, S. 441 anführt, die aber wenig beweisen, sie sei aus Baiern dahin gekommen: die andere ist aus Freisingen nach München, wo sie sich gegenwärtig befindet, gebracht worden. In der Casseler gehen die (im Corpus juris canonici von Böhmer 1, 1231 abgedruckten) Canones sanctorum apostolorum voran, und es folgen noch einige andere Stücke theologischen Inhalts: in der Münchner schliesst sich die Exhortatio an das Concilium africanum. Die Züge und Kürzungen der Casseler stimmen auffallend mit der

*) [Der Separatabzug ist »Wilhelm Wackernagel freundschaftlich zugeeignet.«]

Wiener Handschrift der Übersetzung des Evangeliums Matthäi aus dem achten Jahrhundert, von Endlicher und Hoffmann 1834 in Folio mit einer Schriftprobe herausgegeben, die aber in der zweiten von Massmann (1841 in 4") besorgten Ausgabe fehlt. Beide Denkmäler können wohl als ziemlich gleichzeitig be-
426 trachtet werden, wie sie auch Wilhelm Wackernagel in seinem
2 Lesebuch neben einander stellt. Die Münchner Handschrift, behauptet Docen (Miscellanen 1, S. 4), sei im Anfang des neunten Jahrhunderts geschrieben: sie ist demnach die jüngere; ich weiss nicht, warum Raumer (S. 65. 66) auch der Casseler kein höheres Alter beilegt, das doch in der Grammatik 1³, S. 122, Anm. 2 aus inneren Gründen anerkannt war.

Abbreviaturen der Casseler Handschrift sind in dem lateinischen Text folgende: *regulā* A 1. *quā* A 2. *etiā* B 13. *dominicā* D 4; *candē*, C 10. *fidē* C 10. D 3. *quē* C 12. *rationē* C 16. *orationē* D 3. aber *nom̄* (nomen) A 5; *etenī* A 15. *enī* B 18; *iudiciū* A 7; *credendū* B 4. *p̄fitendū* B 5. *filiolū* C 10. *fuū* C 10. *intelligendū* C 11. *mandatū* D 12. *Xp̄ianū* A 5. — *q̄d* (quod) A 7. B 3. D 6. — *q̄* (qui) C 15. D 2. *utiq;* A 11. — *femp̄q;* B 5. *neq;* B 17. *quisq;* C 2. — *omnib;* B 3. — *memorit'* B 7. *alit'* D 13. *igit'* D 1. *cogat'* D 8. — *p̄* (pro) C 2. *p̄fitendū* B 5. — *omis* D 1. — *dī* (dei) D 10. — *poſſiam'* D 13. *χp̄ian'* D 2. Stärkere Kürzungen, *dn̄o* (domino) A 8. *dn̄ſ* (dominus) B 15. *ſc̄s* (sanctus) A 15. *ſc̄ſ* A 17. *ſp̄s* (spiritus) A 15. *vr̄e* (vestrae) A 7. *nr̄a* (nostra) D 11. *nr̄ae* D 12. *ecclae* A 16. *ſ̄* (sunt) A 12. *ē* (est) B 4. C 13. *e̅* (esse) D 2. Allzeit *χp̄i* (christi) D 8. *χp̄iān* D 2. *χp̄ianu'* A 5. B 9. *χp̄ianis* (ohne Strich darüber) B 4. *χp̄ianitatis* A 8. Im deutschen Text sind Abbreviaturen fast ganz gemieden, ohne Zweifel, weil die deutsche Sprache seltener geschrieben ward; sogar *christ* ist niemals abgekürzt; nur *jungirō* A 10 und *atū* A 15 machen Ausnahme. Die Münchner Handschrift gebraucht die lateinischen Abbreviaturen sparsamer und nicht immer bei denselben Wörtern, wo sie die Casseler gebraucht: merkenswerth ist C 9 *ūrm* für vestrum. Im Deutschen erscheint das einzige A 16 *meiſtrū*.

Die Casseler Handschrift ward zuerst von Hottiger in der Historia eccles. N. T. 8, S. 1219—1222 (1667) bekannt gemacht,

und dieser äusserst fehlerhafte, ganz unbrauchbare Text von Stade spec. lection. antiq. franc. 26 (vermuthlich, denn die Schrift ist mir nicht zugänglich) wieder abgedruckt. Eccard in der Catechesis theotisca S. 74 (1713) hat einiges besser gelesen, anderes schlechter; bei ihm finde ich zuerst den Titel Exhortatio ad plebem christianam, der in beiden Handschriften nicht vorkommt. Willenbüchers praktische Unterweisung zur Kenntnis der teutsche[n] Sprache (1789) wiederholt S. 89 — 92 Eccards Text. Eine genauere, aber nicht fehlerfreie Abschrift von G. K. Frommann, der wohl nur kurze Zeit darauf verwenden konnte, hat Massmann in den deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln (1839) abdrucken lassen [1]). Die Münchner 427
Handschrift machte Docen, der sie in Freisingen aufgefunden 8
hatte, in den Miscellaneen 1, S. 6—8 (1807) bekannt und fügte die Lesarten der Casseler nach dem schlechten Text Eccards hinzu. Einige Berichtigungen lieferte Graff in der Diutisca 3, S. 210. Wilhelm Wackernagel gründete in der ersten Ausgabe des Lesebuchs I. 1, S. 6 (1835) seinen kritisch behandelten Text (wiederholt in K. E. Ph. Wackernagels Handbuch deutscher Prosa 1837) auf Docens Abdruck: in der zweiten (1839) auf eine ihm von Massmann mitgetheilte Abschrift, die dieser in seiner vorhin genannten Sammlung bald hernach wieder abdrucken liess. Hierauf erschien in den Denkmälern der deutschen Sprache (1839) von Karl Roth nochmals ein Abdruck nach eigener Ansicht der Handschrift: man findet ein Paar kleine Abweichungen von Massmann, Auflösung der Abbrevia-

[1]) Die Sammlung ist dankenswerth, und der dabei bewiesene Fleiss verdient Anerkennung: da aber der Herausgeber seine Texte nicht kritisch behandelt hat, so, glaube ich, wäre es nicht bloss genug, sondern auch besser gewesen, wenn er es bei dem Abdruck seiner Abschrift der Münchner Handschrift belassen hätte: er wusste, als er nach einer Abschrift der Casseler Handschrift strebte, von mir selbst, dass ich ein Facsimile davon herauszugeben beabsichtigte. Falsch gelesen ist von Frommann im Lateinischen A 11 itaque. D 5 didicisse: im Deutschen B 9 faun. B 15 gabeta. C 10 fillo. C 15 der der. C 16 recha. C 17 deme. D 5 olle. D 6 kaleren. D 13 magen. D 15 suntenio. Durch ein solches Einschwärzen zum Theil ganz unstatthafter und beispielloser Formen werden nur Verwirrungen und Schwierigkeiten ohne Noth hervorgebracht: und das ist das Ergebnis dieses übereilten Abdrucks.

turen und einige ganz unbedeutende Verbesserungen der Orthographie. In G. H. Friedr. und Ferd. Scholls Geschichte der altdeutschen Litteratur (1844) wird wahrscheinlich Wackernagels Text abgedruckt sein. Graff hat das wichtige Denkmal flüchtig, weder vollständig noch ohne eigene Fehler, in den Sprachschatz eingetragen.

Von der Exhortatio wie von den unmittelbar sich anschliessenden Glossen liefere ich hier eine Abbildung der Casseler, von Hrn Bibliothekar Dr Bernhardi mir gütig anvertrauten Handschrift, und zwar nach dem noch nicht bekannten Verfahren des Hrn Hüser, das, wie es scheint, dem bei Lichtbildern üblichen ähnlich ist. Diese Nachbildung drückt das Eigenthümliche der Schrift und die Stellung der Buchstaben gut aus, da aber mit der freien Hand noch auf der Steinplatte muss nachgeholfen werden, so haben die Buchstaben nicht ganz die Schärfe und Reinlichkeit des Vorbildes: für die Richtigkeit der Züge im Einzelnen habe ich durch mühsame Besserung der Blätter vor dem Abdruck gesorgt*). In der Münchner Handschrift ist, wie
428 ich aus Massmanns Bezifferung schliesse, der lateinische und
4 deutsche Text nicht auf einer Seite neben einander gesetzt, sondern Blatt 144^b, ebenfalls eine Rückseite, enthält bloss den lateinischen und 145^a den deutschen Text, und ebenso wird sich 145^b und 146^a gegenüberstehen.

II.

Der lateinische Text gewährt die Urschrift, der deutsche eine Übersetzung. Die Sprache der Kirche war ihrem Ursprung nach lateinisch und konnte nicht aufgegeben werden: aber eine Übersetzung, wo sie zufällig schien, war nicht bloss erwünscht, sie war in einigen Fällen geboten, wie eben bei dem Credo und dem Vaterunser. Beweisende Stellen hat Wilh. Wackernagel (das Wessobrunner Gebet 1827, S. 26, 27, Anm.) angeführt, und im geschichtlichen Zusammenhange hat Raumer (S. 165, 247 — 250) die Sache gründlich erörtert. Daher erscheint die Übersetzung der Exhortatio nicht als ein Zufall, sondern als etwas ganz Natürliches: ward doch auch die an das Volk gerichtete

*) [Die Abbildungen fehlen hier: der Text wird genügen.]

Predigt in deutscher Sprache (Raumer S. 251—253), wie bei den Wälschen (Diez, Grammatik 1, S. 75) in romanischer. Die deutsche Übersetzung ist hier richtig, aber nicht genau wörtlich, vielmehr gestattet sie sich einige Freiheiten: gleich in der Anrede chindo liupôstûn (A 1) für filii: selbst die Worte jà derà er canesan scal (B 12), die in dem Lateinischen fehlen, halte ich nur für eine weitere Umschreibung des lateinischen qua salvandus est. Dei wort (B 13) ist der Verständlichkeit wegen wiederholt: gleicherweise sind die Zeilen weo mag er christàni sin der dei (B 17. 18) wieder (von B 78) hergeholt, weil die lateinische Fügung für das Deutsche nicht klar genug war. Auch ado furi andran caheizan (C 3) scheint mir nur eine weitere Erläuterung von derà calaupà purgeo sin, und es fehlt im Lateinischen nichts.

III.

Beide Handschriften haben in dem lateinischen Text gemeinschaftliche Fehler, qui (B 11), exciperit (C 12) neben exceperit (D 6), didicere (D 5). In anderen Fällen hat eine das Richtige: in Css. fehlt docere (C 15) und steht fälschlich ita (B 1), quia (B 10), quando nec (C 8), quod (D 6), dagegen in Mch. festine (D 4). Beide zeigen eine schwerlich zufällige Übereinstimmung in einer alterthümlichen Sprachform, sie schreiben nämlich das anlautende hw nur an einer Stelle 429
(B 8) und w in den anderen (B 17. C 1). Beide gebrauchen 5
übereinstimmend an denselben Stellen verschiedene Formen eines Wortes (s. Anmerkung zu sônatagin C 16). Wie sich sonst das Deutsche in beiden Handschriften zu einander verhält, wird hernach aus der Betrachtung des Einzelnen hervorgehen: hier will ich nur den Schluss ziehen, dass Mch. mit Css. verwandt, aber auch wieder von ihr unabhängig ist; es müssen andere Handschriften vorhanden gewesen sein, welche Übereinstimmung und Abweichung vermittelten. Sorgfältig dargestellt ist weder der lateinische noch der deutsche Text, doch am wenigsten jener.

IV.

Ich lasse folgen, was ich zu einzelnen Stellen der Exhortatio zu bemerken habe und gebe zugleich die Lesarten der Münchner Handschrift an.

A 2. rihtida Mch. ist das Wahrscheinlichere*): auch in den wohl gleichzeitigen Glossen zu Isidor (Karl Roths Denkmäler XVII, 18) wird symbolum durch rihtida derâ galaupa übersetzt. Diese regula fidei ist das apostolische Glaubensbekenntnis, wovon man Abfassungen in Massmanns Sammlung findet. 3. Statt der*a* hat Mch. nach Massmann (Druckfehler S. 192) th'e, nach K. Roth thê. 4. kahuctlicho Mch. 5. Statt quia hat Mch. qui, was richtiger ist, weil sonst in beiden Handschriften wanta fehlen würde. ir in der Bedeutung von diê ir ist Grammatik 3, S. 17 und Hymni p. 12. 13 erörtert. christanun namun Mch. 9. Bei inspiratu Css. fehlt der Strich über u: Mch. schreibt inspiratum aus. in man haben beide: die Besserung innân, dem Lateinischen gemäss, liegt nahe und ist von Wackernagel aufgenommen. Sollten die Abschreiber in man caplâsan verstanden haben »dem Menschen eingehaucht«?*) 12. fohiu Mch. 13. michilu Mch. 15. uuibo entspricht dem Dat. Plur. uuihom 17, den Graff 1, S. 723 nicht anführt. 16. magistris Mch. scheint angemessener. Der Strich über o in maistrōn ist durch das Reagens noch deutlicher hervorgekommen; er ist fehlerhaft und wahrscheinlich vom Schreiber anfangs als Kürzung gesetzt, der dann n noch hinzufügte. meistrū Mch. christanheiti fehlt Mch.

B 1. Ista Mch. richtig. tihtota Mch. 2. vielleicht suslicheru. 3. zadiu Mch. Schon Docen hat bemerkt, dass keine von beiden Handschriften das Richtige gewährt; es muss za
430 diû daz gelesen werden; vergl. Graff 5, 35. 4. galaup'an Mch.
6 5. pigehan Mch. 6. Nach Docen und Massmann hat Mch. intelligere, nach Roth intellegere übereinstimmend mit Css. Ich glaube, dass Roth richtiger gelesen hat, denn auch C 11 schreiben beide Handschriften intellegendum. Diese Form war damals üblich, das zeigen die Glossae cassellanae I, 1. 2. 3 und W. Wackernagels Lesebuch I, S. 112, 1; auch im Walachischen kommt sie vor. mathin alle farstantan Mch. 7. in

*) [Rihtê oder rihtida ist gleichgut, aber dera ir in h. hapên sculut kann nicht gelten, sondern ist dia oder die nöthig. in man caplâsan scheint nothwendig, innan giebt keinen guten Sinn, soll es sein: nach innen? oder von innen? Zettelnotiz von Jacob Grimm.]

galuhti Mch. 8. in huueo steht in beiden Handschriften und ist nicht zu verwerfen: noch Grieshabers Predigten zeigen S. 1, 30 in wiu; aber da enim dann nicht übersetzt ist, so könnte man vermuthen, es sei inu hweo zu lesen. Gerade so erscheint es bei Isidor (85, 7 Holzm.), inu hweo ist — zi firstandanne? vergl. Grammatik 3, S. 248. chuidit Mch. 9. fohun Mch. 10. qui Mch. richtig. 11. Dass qua statt qui zu lesen ist, hat schon Docen bemerkt. 13. frono Mch. 14. quç Css. Der unter dem e schwach angedeutete Haken ist in der Abbildung nicht ausgedrückt. quod hat Mch nach Massmann, quæ nach K. Roth, der ausdrücklich (doch wohl gegen Massmann) anmerkt, quod stehe nicht in der Handschrift. Beide behaupten, quam könne man nicht lesen, was gegen Docen gerichtet ist, der quæ quam hat: unbegreiflich, wenn es nicht durch einen Druckfehler für quæ (l. quam) steht. Auch Wackernagel setzt bloss quam, ohne Zweifel, da er Massmanns Abschrift benutzte, als Berichtigung. 15. pete Mch. 19. Wenn Graff zweimal (4, S. 728. 793) anführt cahapen in hucti, so ist das blosse Flüchtigkeit.

C 1. uueo makther Mch. 2. purgio Mch. 3. existat Mch. odo Mch. 4. the galauba Mch. • qui ipse Mch. • 6. uuizzan Mch. 7. Graff führt (4, S. 458) aus der Exhortatio neben chindilî auch die Form chindilîn an, die aber darin nicht vorkommt. filiolus heisst der aus der Taufe gehobene (Stellen genug bei Ducange): die Übersetzung chindilî ist nicht genau, deshalb ist wohl nachher zu Z. 10 und 14 fillol gewählt, das dem romanischen fillol, filhol (filleul) entspricht. (Raynouard 2, p. 327. Diez roman. Grammatik 1, S. 58 Anm.). Auch erscheint in zwei alten Beichtformeln (Massmann S. 129, 137) funtivillolà Acc. Pl., wo ich funti aus dem romanischen font, fonte Taufquelle erkläre, und mîna fillulos Acc. Pl.; Raumer (S. 315) leitet es unmittelbar aus dem lateinischen filiolus und fontis filioli ab. 8. quia donec Mch. richtig. unzi daz thaz Mch. scheint mir aus der alten Form untaz thaz entstanden; vgl. Graff Präpositionen S. 269. Sprachschatz 1, S. 363 — 365. Holzmann zu Isidor S. 161. 162. 10. theselpan Mch. bei Massmann mag Lesefehler sein, denn Docen und Roth

haben selpun wie Css. Den vor sinan fehlt Mch. 12. l. exceperit. tauffi Mch. 14. uuidar got thes Mch. richtig. Das flockige Pergament trägt wohl bei caheizes Schuld, dass zwischen i und z ein leerer Raum ist: es scheint nichts zu fehlen; auch das Reagens hat nichts zum Vorschein gebracht. 15. Statt den hat Mch. dᵉ nach Massmann, dê nach Roth, de nach Docen. filleol Css. ist doch wohl zu lesen, denn filled wäre gar zu arger Schreibfehler; durch das Lateinische könnte eo veranlasst sein. Bei Massmann ist gleich fillol ohne Anmerkung eingetragen, wenn es nicht Lesefehler ist. docere fehlt Css. 16. das t in rationem ist durch das Reagens noch deutlicher hervorgetreten. za suonutagin Mch. Dass auch in Mch. nicht der Pluralis, der dem Lateinischen nicht entsprechen würde, sondern der schwache Dat. Sing. gemeint ist, zeigt in Css. das zugesetzte demo nicht deme, wie das nach der fertigen Abbildung erst angewendete Reagens noch deutlicher gemacht hat: hernach D 8 steht die starke Form za sonatage Css. za suonutage Mch.; also stimmen beide in dieser Verschiedenheit überein. Nur in diesen zwei Stellen kommt das Wort hier vor, aber Graff (Sprachschatz 5, S. 361) lässt es viermal darin erscheinen, suonotagen und suonatagen (das so geschrieben in beiden Handschriften nicht zu finden ist), und nimmt es einmal als Dat. Sing. das andere Mal als Dat. Pl.

D 3. ia auh Mch. 4. 5. statt omni festinatione hat Mch. fehlerhaft bloss festine. didicere hat schon Docen in discere gebessert. zilungu bei Massmann (Druckfehler S. 192), z'ilungu bei Roth, gewährt guten Sinn und ist wegen des folgenden ille (wo nichts ausgekratzt sondern nur das Pergament flockig ist: olle bei Massmann gibt ohnehin keinen Sinn) wahrscheinlicher. 6. quos. Mch. richtig. 8. suonutage Mch. 9. ganotit Mch. redia Mch. 11. heili Mch. 12. unseres Mch. capot ist sicher wie in der folgenden Zeile uuis ni magun. 13. ander Mch. † 14. suntiono Mch. † [Aus den Verbesserungen S. 87.]

V.

Wir betrachten die Eigenthümlichkeit der Sprachformen in unserem Denkmal, zunächst der Vocale.

1. radja (D 9) hat in Css. noch das wurzelhafte a erhalten, aber nur in dieser Stelle, wie sie überhaupt die einzige ist (vergl. Graff 2, S. 445): in einer anderen steht das gewöhnliche redja (C 16), und so hat Mch. in beiden Stellen. Die häufig vorkommende Partikel ka- gewähren beide Handschriften in der strengalthochdeutschen Form, ohne ein einziges Mal in die schwächere abzuweichen. Ein Gleiches gilt von far-, farstantan (B 6) farnemanne (C 11) farsûmit (C 15), und von der Präposition za (B 4. 5. 15. C 11. 16. D 8). Beide haben widar (C 13) und den Acc. Sing. Masc. andran (C 3) sînan (C 15). Nur statt andar (D 13) Css. zeigt Mch. ander: ferner Css. einmal unsares (D 12), Mch. unseres: beide unser (D 11), wo Wackernagel unsar setzt: beide iwer (C 9). Der Infinitivus des starken Verbums endigt regelmässig auf an. Bei dem schwachen Verbum begegnen wir in Css. (C 15. D 6) dem späteren lêren kalêren, während Mch. lèran galêran zeigt. Sodann finden wir in Mch. (B 4), wo Css. za galaupenne schreibt, die ältere Form za galaupjan, die Graff 2, S. 67 hätte eintragen sollen, zumal sonst kein Beleg dafür bei ihm vorkommt. Zweimal das Präteritum mit der vollen Form, casazta (B 16) thictôta (B 1). Auch das a der Flexion bei dem Substantivum bleibt ungeschwächt, nur nicht bei dem Dat. Sing., wo e eintritt, z. B. za sônatage (D 8). Bei den Flexionen des Pronom. und Adject. steht â natürlich fest, also der Genit. Sing. Fem. derâ (A 2. 11. B 10. 11. 12) iuuerêrâ (A 7); zu dem Dat. sinêrâ (B 19) hat Graff 5, S. 7 noch andere Beispiele.

2. Bei der Schreibung von dem Pronomen und dem Artikel der ist einiges anzumerken. Der Acc. Pl. Masc. kommt in derselben Zeile (D 6) zweimal vor und lautet dê statt diê, dem gothischen thâi entsprechend (Grammatik 1², S. 791); Graff führt (5, S. 6) diese Form noch aus drei anderen Denkmälern an, aber nicht aus der Exhortatio: weitere Beispiele hat er bei dem Nom. Plur. Dagegen deo, der Acc. Sing. Fem. (C 4), steht insoweit in Css. allein, als Graff (5, S. 8) aus zwei anderen Quellen nur noch dio kennt: daneben zeigt sich (C 10. D 3) de, wovon bei Graff Belege genug. Der Acc. Pl. Neutr. dei (B 13. 18), der auch anderwärts (vergl. Graff 5, S. 10. 11) vor-

kommt, wird Grammatik 1², S. 791 mit zuei zusammengestellt. Diû erscheint als instrumentalis, pî diû (C 6) und, wenn die Besserung richtig ist, za diû (B 3): aber nicht diu im Nom. Sing. Fem., denn der Artikel fehlt bei rihti und chundida (A 1. 7). deisu (B 1. 9) Acc. Pl. N. entspricht jenem dei (vergl. Grammatik 1², S. 795. Graff 5, S. 77).

3. Das organische ai einmal in Css., maistron (A 16), in Mch. das gewöhnliche meistron; vergl. Grammatik 1³, S. 103. Auffallender ist in Css. hêli (D 11), da sich die Umwandlung des ei in ê vor l sonst nicht findet: doch führt Graff 4, S. 865 aus den S. Galler Glossen ein gleiches hêli an und aus einer Glosse des 10—11 Jahrhunderts hêl; auch hier zeigt Mch. das gewöhnliche heili. Ferner haben beide eigut (A 6) christanheiti (A 17) caheilit (B 11) caheizit (C 14). Also in Css. dreifache Schreibung desselben Lauts, ai ei ê.

4. au ist fest gehalten und geht niemals in das gemeinalthochdeutsche ou über, mithin calaupa (A 2. 11. B 10. C 2. 4. D 10) galaupenne (B 4 Css.) galauppan (B 4 Mch.) auh (B 5. 13. D 6) taufi (C 12. D 7).

5. hwëo wëo (B 8. 17) in Css. und Mch., aber Css. hat auch einmal (C 1) wê, das Graff (4, S. 1192—1193) aus unserem Denkmal nicht anführt, wohl aber aus zwei anderen. êo (C 8) und êogalîhêr (C 9) in Css. und Mch.

6. Css. schreibt purgëo (C 3) und suntêônô (D 14), Mch. purgjo suntjônô.

7. i in Partikeln und Flexionen ist nicht ein einziges Mal zu ê verdünnt. lirnên (B 18) calirnên (D 5) in Css. und Mch.

8. Das gewöhnliche aus edo entstandene odo haben beide an einer Stelle (C 1), an einer anderen (C 3) zeigt Css. ado. Graff führt (1, S. 147) diese Form nicht an, aber aus den Glossen des Hrabanus aodo: man kann darin eine Annäherung zu alde erblicken; vergl. Grammatik 3, S. 60. 274—275. Graff 1, S. 246. 247. demo (A 8. C 16 Css.) nicht abgeschwächt in deme, wie C 16 bei Massmann steht, denn da ist es Lesefehler.

9. Css. gebraucht einige Mal ein diphthongisches wurzelhaftes ao statt ô, wovon Grammatik 1³, S. 104 die Rede ist,

faoi (A 13) fraonô (B 13) cannotit (D 9): daneben fôûn (B 9) und frônô (D 3), wie Mch. in allen diesen Fällen ô setzt. Allein, wie anderwärts das vorhin angeführte aodo, kommt in Css. auch einmal gaotes (C 14), also ao für o vor *): nur muss gaot des, wie Mch. hat, gelesen werden, denn zu Graffs (4, S. 133. 148) kühner Änderung widargâhôtes ist durchaus kein Grund vorhanden, und ebenso steht in einer Beichte (Massmanns Abschwörungsformeln S. 130) thes ich widar got sculdic sî. In sônatagin (C 16) sônatage (D 8) bewahrt Css. das alte ô: Mch. schreibt uo.

10. Bei u ist zuerst die alte Form der Präposition und Partikel ur zu beachten, die hier (C 12. 17. D 6. 9) ohne Abweichung und überhaupt nur in den ältesten Denkmälern erscheint (Graff 1, S. 400. 4, S. 115. 116). Mch. zeigt u im Dat. Pl. meistrum (A, 16), Css. maistron: beide schreiben simplun (B 5, vergl. Graff 6, S. 26), Mch. auch den Acc. Sing. namun 434
(A 5), der in Css. fehlt. Beide haben u im Dat. Sing. Fem., 10
deru (C 12) ilungu, zilungu (D 6). Den Acc. Sing. Masc. christânium (namun) (A 5) hat Css. allein, auch bei Graff (4, S. 618) sonst kein Beispiel: Mch. christânun. Css. schreibt den Nom. Pl. Neutr. mihiliu (A 13), Mch. michilu: beide den Voc. Pl. Neutr. mîniu (C 7) und den Acc. Pl. Neutr. deisu (B 1. 9): Mch. (A 12) fôhiu. Der Instrumentalis diû ist vorhin angemerkt. Über iu in liupôstûn (A 1) ist Grammatik 1, S. 111. 112 zu vergleichen.

Bei den Consonanten ist Folgendes anzumerken.

1. Das alterthümliche m zeigt sich im Dat. Pl. dêm (A 15), dêm wîhôm potôm sinên (A 17), allêm christânêm (B 3): meistron (A 16) Css. und jungirôn (A 10) Mch. machen Ausnahme: meistrū Mch. wie jungirō (A 10) Css. ist nicht ganz gewiss, da auch die Kürzung nom̄ (A 5) vorkommt. Beide haben simplun (B 5), und fälschlich führt Graff (6, S. 25) die Exhortatio unter simblum an.

2. Die Gemination ll ist in dem romanischen fillol (C 10. 14) aus li entsprungen, und so wird es sich auch mit illê (D 5)

*) [gaot in beiden Handschriften für got ist unbegreiflich. Jacob Grimm.]

verhalten: vergl. Graff 1, S. 226. Dagegen ist sie in ilungu (D 5) aufgegeben, auch hat der Sprachschatz (1, S. 232, vergl. S. 1158) nur aus den St. Galler Glossen ein Beispiel von illunga: muss man daraus schliessen dass zilunga Mch. das Richtigere sei? Zugleich wäre die Wiederholung desselben Ausdrucks vermieden.

3. p erscheint, den ältesten Denkmälern gemäss (Grammatik 1², S. 129. 130), im An-, In- und Auslaut: in beiden Handschriften kein b. Ebenso nur f: einmal macht Mch. davon Ausnahme und schreibt pivangan (A 14), sonst intfangan (A 4) intfâhint (C 13) wie Css. Die unstatthafte Gemination in galauppenne (B 4) hat Css. allein; andere Beispiele sind Grammatik (1², S. 148 Anm.) nachgewiesen. Die Gemination tauffi, die an einer Stelle (D 7) in beiden Handschriften vorkommt, an einer anderen (C 13) nur in Mch., ist Grammatik 1², S. 133. 149 erörtert; Graff hat sie 5, S. 387 nicht eingetragen. ph erscheint nicht.

4. Css. gebraucht das ältere Zeichen (Grammatik 1², S. 183 Anm.) c im Anlaut mit der Ausnahme kalêren (D 6), Mch. allzeit k, selbst (D 10) bei kotes (vergl. Grammatik 1², S. 180 Anm.). Mch. hat auch im Inlaut gahukti (B 19): sonst bei beiden cahuctlîho (A 2) wie immer in der schützenden Verbindung sc, also sculut (A 4. C 6) sculdig (C 13) scal (B 11. 12. C 17). Dass beide nur christ, niemals die Tenuis, wie andere
433 Denkmäler, schreiben, stimmt mit dem gothischen Gebrauch
11 überein, der bei dem heiligen Namen das griechische χ nicht zu ändern wagte (Grammatik 1², S. 68); auch bei Isidor immer Xp̃c. Sonst gebrauchen Css. und Mch. im Anlaut statt der früheren (bei Otfried und anderen wieder auftauchenden) Tenuis, wie Isidor und die ältesten Quellen, ch ohne Ausnahme, chindô (A 1) chindilî (C 7) chundida (A 7) churtnassi (B 2). Beide Handschriften behalten im Anlaut die gothische media an einer Stelle und schreiben got (C 14): an der anderen wird sie, auf alterthümliche Weise, durch die Tenuis ersetzt, cotes (D 10). Dagegen hat bei der häufig erscheinenden Vorpartikel in Css. ca-, in Mch. ga- das Übergewicht: dort nur vier Ausnahmen, galauppenne (B 4) galaupa (D 3) gapete (B 15) gapet (D 4), hier fünfe, kahuctlicho (A 3) kasezzit (A 10) kalêrit (C 11)

kapot (D 10) kawinnan (D 14). Im Inlaut bleibt, wie in anderen Denkmälern, die alte Media ungestört, intfangan (A 6) eigut (A 6) jungirôn (A 10) pifangan (A 14) tagin tage (C 16. D 8) urgepan (C 17. D 9) flunga zilunga (D 5) magun (D 13), daher auch in Css. eogalîhêr (C 9) neben calîh (D 1). Das auslautende g in sculdig (C 13) ist anzumerken, und mager (B 17) neben mac der (C 1). In tictôta (B 1) behält Css. das lateinische c bei, während es Mch. in h wandelt, wie das Gothische schon in nahts und raihts gethan hat (Grammatik 1², S. 191). Graff führt (5, S. 379) nur die Form von Css. an und sondert den Begriff von dihtôn, wogegen Mch. streitet. Beide haben cahucti (B 19) cahuctlîho (A 4), aber in einer anderen Stelle (B 7) hat Css. hucti und Mch. gahuhti.

Das anlautende h erscheint verbunden mit l noch in hlosêt (A 1) und mit w in hweo (B 8): dagegen ist es in weo (B 18. C 1) und wanta (C 8. D 10) abgefallen. Im Inlaut zeigt keine von beide Handschriften hh und Css. auch für ch immer ein einfaches h, also cahuctlîho (A 4) mihiliu (A 13) suslihêrâ (B 2) eogalîhêr (C 9): dagegen schwankt Mch. einige Mal in ch über und schreibt kahuctlicho michilu. Im Auslaut gebrauchen beide allzeit h, wovon überhaupt (Grammatik 1², S. 186) Ausnahmen selten vorkommen, also sih (B 8) noh (B 18. C 5. D 15) auh (B 13. D 1. 3) calîh (D 1). Die inlautende Verbindung ht schreibt Mch. zwar in rihtida (A 2) tihtôta (B 1) gahuhti (B 7), wie es gewöhnlich geschrieben wird, doch zweimal th, truthîne (A 9) maihin (B 6).

Die Wandelung des j in g, die Grammatik 1², S. 187. 188 erläutert ist, zeigt pigehanne (B 5).

Css. schreibt quidit (B 8), Mch. chuidit; vergl. Gram- 436
matik 1², S. 196. 13

5. Die Linguales behandelt Css. regelmässiger als Mch. Css. setzt die Tenuis im Anlaut statt der gothischen Media: Beispiele sind nur truhtîn (A 9. B 14) und tagin tage (C 16. D 8). Ebenso die Tenuis im Inlaut statt der gothischen Media oder Aspirata, in capetes capete (B 14. 15) gaotes (C 14) canaotit (D 9): so ist zu beurtheilen wanta (C 8. D 10) und sunteônô (D 14). Ferner in den Endungen -ta wie thictôta (B 1) ca-

saxta (B 16), endlich in der Partikel int-, die nur einmal erscheint, intfâhit (C 12). In der Verbindung ht bleibt bekanntlich die gothische Tenuis, und in churtnassi (B 2) hat sich noch t für z erhalten (Grammatik 1^2, S. 154. »Gesch. der d. Sprache S. 485«). Auch auslautend steht die Tenuis für die alte Media ohne Abweichung: also wort (B 13) gapet (D 4) capot (D 10. 12). In den Endungen -êt -it -ut für die gothische Aspirata, hlosêt (A 1) quidit (B 8) calêrit (C 11) intfâhit (C 13) farsûmit (C 15) canaotit (D 9) sculut (C 6). Die Media entspricht anlautend der gothischen Aspirata in dâr (A 14) und häufig bei dem Pronomen der und desêr. Sie steht auch im Inlaut, chindô (A 1) chundida (A 7) quidit (B 8) odo (C 1) andar (D 13) andran (C 2. 3) chindili (C 7) sculdig (C 13) widar (C 13) redja radja (C 16. D 9) werde (D 8). Die Aspirata kommt nur einmal, und zwar anlautend vor, in dem fremden thictôta (B 1), wo sie nicht organisch ist..

Mch. weicht hiervon insoweit ab, als sie im Anlaut zwar auch die Media, wie bei dâr setzt, aber bei dem Pronomen Demonstr. die gothische Aspirata entschieden vorherrschen lässt. Wir finden also neben demo (A 8. C 16) dêm (A 17) diû (B 3) derâ (B 12) dei (B 18) deru (C 12) der (B 14. C 15) de (C 15) daz (D 11) auch therâ (A 2. 11. 16. C 2. B 10) thaz (A 6. B 6. C 13. D 3. 7) theisu (B 19) ther (B 8. 9. 18. C 1. 4. 13. D 2) thei (B 13. 14) the (A 3. C 4. 10. D 3). tihtôta ist hier regelmässig. Einmal steht thrutîn (B 14), was nur Schreibfehler zu sein scheint, andermal truthîne (A 9).

VI.

Hohes Alter der Sprache in Css. zeigen die Formen radja andar, das a der Flexionen bei dem Substantiv, ferner dê für diê, dêo für dia, ai und ê für ei, das niemals in ē verdünnte i, au für ou, ēo in purgēo und suntēônô für ô, ao für ô, ô für uo.
437 Ebenso m in der Endung des Dat. Pl., p statt b, ca- statt ga-,
13 das anlautende ch statt c, hl hw statt l w, das inlautende h statt ch und hh, endlich t für z in churtnassi und der regelmässige Gebrauch der Lingualen. Diese ältere Formen sind

aber nur in einigen Fällen streng durchgeführt, meist drängen sich spätere dazwischen.

In Mch. ist die Sprache sichtbar weiter geschritten: hier redja und einmal ander, kein ai und ê für ei, kein ao für ô, kein ô für uo, vorherrschend ga-, einige Mal inlautend ch für h, die anlautende Aspirata th statt d hat das Übergewicht. Demnach wird man Css. noch in das achte, Mch. in den Anfang des neunten Jahrhunderts setzen müssen; vergl. Grammatik 1^3, S. 122 Anm. Dabei kann bestehen dass auch in Mch. einige alterthümlichere Formen vorkommen wie lêran galêran galaupjan.

Die GLOSSAE CASSELLANAE schliessen sich in der einzigen Handschrift, in welcher sie erhalten sind, der Exhortatio unmittelbar an, ohne damit in irgend einem Zusammenhang zu stehen: man weiss überhaupt nicht was sie hier sollen. Auf die Glossen folgt, mit einem neuen, doch zu derselben Lage gehörigen Blatt, etwas anderes, was mit ihnen ebensowenig in Verbindung zu bringen ist, »Incipit conſtitutio et fideſ. Niceni concilii ſubditiſ capitulis ſuis«. Eccard hat im Jahr 1729 in der Francia orientalis 1, p. 853—863 die Glossen mit weitläuftigen Anmerkungen bekannt gemacht. Da jener Zeit eine gründliche Kenntnis des Althochdeutschen abgieng, so hat er häufig falsch gelesen und noch öfter in den Erklärungen geirrt: aber er hat sich redlich dabei bemüht und manchmal etwas glücklich getroffen. Lange Zeit geschah für dieses Denkmal nichts, bis Graff bei seinem Aufenthalt in Cassel Eccards Abdruck mit der Handschrift verglich und den Ertrag seiner Bemühung in der Diutisca 3, p. 211—212 mittheilte. Die Wichtigkeit der Glossen konnte ihm nicht entgehen, man durfte also etwas Besseres von ihm erwarten: allein er hat nur einiges berichtigt, anderes hat er falsch gelesen, ja es kommt vor dass Eccard genauer gesehen hatte. Aber nicht bloss fehlerhaft, auch unvollständig sind die Casseler Glossen in den Sprachschatz eingetragen; ich werde Belege davon genug liefern

müssen. Ähnliche Klage hat schon W. Wackernagel [1]) (Haupts Zeitschrift 3, S. 123. 127) in Rücksicht auf die Engelberger und Rheinauer Glossen geführt, und es hat das Ansehen, als ob der ganze Sprachschatz nach den Quellen neu müsse ausgearbeitet werden, wenn man sich darauf verlassen soll. Ein sicherer und vollständiger Text der Casseler Glossen ist also ein Bedürfnis: ein Facsimile aber ist unerlässlich, da die Schriftzüge nicht selten zweifelhaft und einzelne Buchstaben hier und da halb erloschen sind [*]).

II.

Die Glossen und die Exhortatio sind nicht von einer und derselben Hand geschrieben: dort war die Feder breiter und sicherer, hier sind die Buchstaben kleiner, minder fett, auch ungleicher, wiewohl die Züge an sich ziemlich ähnlich erscheinen: gleichzeitig werden sie ohnehin sein. Aber auch bei den Glossen unterscheide ich wieder zwei Schreiber: die beiden letzten Seiten H und I sind von einer anderen Hand; auf I^{b}, wo die Buchstaben etwas grösser ausgefallen sind, ist die Schrift am besten. Die erste Hand sondert auf D die Wörter beider Sprachen durch drei gekrümmte, von oben herab laufende Striche, wie sie in der Exhortatio den lateinischen und deutschen Text trennen. Auf F sind die zusammengehörigen Wörter nur durch Einen solchen Strich aus einander gehalten, auf G durch zwei, wo aber in der dritten Spalte, weil nicht Raum genug war, die Glossen nicht neben einander stehen, sondern das deutsche Wort unten hin gesetzt ist. Auf H und I sind diese Striche aufgegeben und die Glossen hinter einander ununterbrochen fortgeschrieben: aber jedes Wort oder wenigstens jede Glosse ist durch einen Punkt getrennt. Auf den vorher gehenden Blättern stehen nur Punkte, wo sie einen Irrthum abwehren sollen, so hinter hals D 19. ashla D 21. födarmäziu G 11. gerala. tina G^{b} 14. sedella G^{b} 16.

Beide Schreiber unterscheiden sich durch den Gebrauch der Abbreviaturen. Bei dem ersten sind sie selten und leicht,

[1]) • Vergl. Mone Anzeiger 1836, S. 229. Sumerlaten Einl. •

[*]) [Es muss ebenfalls wegbleiben, um den Band nicht allzu sehr zu vertheuern.]

nur verticē D 17. timporibꝰ D 19. īnt E 9. dorsū E 10. humbulū F 1. iunta F 15. ē G^c 1. thalam' G^a 6. cāpa H 9; in dem Deutschen nur cadā G^a 4 und paūscapa G^c 21. Bei dem zweiten dagegen sind sie im Lateinischen auffallend häufig, auch stärker, iterū H 3. mūltū H 24. quā I 15. ipsū I 19. uenim' H 20. quesinim' H 22. qd nob H 22. hō I 10. semp I 18. transier' H 19. uoluer' I 16. ñ I 17. ẽ H 25. I 20. ſ I 11. 12. Es sind ziemlich dieselben, die wir in der Exhortatio bemerkt haben: zu transier' uoluer' war dort keine Gelegenheit, wie hier keine war, en und im am Ende eines Wortes durch ē ī zu kürzen. Im Deutschen zeigt sich nur phanprauuer H 12.

Ich bemerke ausdrücklich dass die übrigen Stücke, die in dem Codex vor der Exhortatio stehen oder auf die Glossen folgen, wiederum von einer anderen, also von einer vierten, deutlich sich unterscheidenden Hand geschrieben sind. 439 15

III.

Bei Betrachtung der Sprachformen tritt noch bestimmter die Verschiedenheit beider Schreiber hervor. Ich handle zuerst von den Vocalen.

1. Der erste gebraucht noch einige Male das unumgelautete a, hanin F 19. cansī F 14. farhir F 13. marhe F 15. 16; vergl. Grammatik 1^3, S. 75. Überhaupt zeigen diese Wörter jenes a, bis auf farahir, das der Sprachschatz noch anderwärts nachweist, nur in unserem Denkmal. Der zweite schreibt lantskeffī H 18. Doch erscheint auch bei dem ersten das umgelautete e in zendī D 18. lempir F 8. selidun G^a 5: in cænsincli F 15 drückt er es durch æ aus, das uns auch in der Abrenuntatio und in dem zweiten Baseler Recept begegnet*); vergl. Grammatik 1^3, S. 74. Er gebraucht ferner statt des flexivischen a ein abgeschwächtes e, lungunne F 3. marhe F 15. 16. tunne G^b 10; man vergleiche was zu mutte H 5 gesagt ist. Die Bildungen al ar haben beide festgehalten, z. B. nagal E 4. cimbar G^a 17. hamar H 1.

*) • Wackernagel, Gesch. d. Lit. S. 89. •

2. Das lange a schreibt der erste, wie dies nur in den ältesten Denkmälern vorkommt, mit aa, laahhi E 14. skaaf F 4; der zweite immer a, also cawâti H 6. stâhhi H 8. quâmut, quâmun H 20. wârun H 23. spâhêr I 10. spâhê I 12.

3. au nicht ou, also augun D 19. paumscapa († zu lesen baumscapo † S. 87) G^c 21: aber daneben, wie wir sehen werden, ei nicht ai; vergleiche Grammatik 1^3, S. 104. 105.

4. Der erste drückt ê durch ae aus (vergl. Grammatik 1^3, S. 103), also zaehun E 3. maera E 14. paerfarh F 10. napugaera G^c 17: der zweite durch einfaches e in mêra I 14. sagê H 14.

5. ëo in deoh E 13. 14. G^b 3 und weo H 15.

6. ei, keinmal ai, auch nicht in Peigirâ I 13, wo Paioari daneben stand.

7. i in Flexionen und Ableitungen behalten beide, z. B. skeitila D 17. sihhila G^c 13. skirit E 2. chalpir F 6. lempir F 8. curtî F 9. picherir H 2. Peigira I 13. Die Partikel fir erscheint bei dem zweiten in firneman I 2. 3. 4: wahrscheinlich ein späterer hat bei firnimis I 2 ein v über i und einen Punkt darunter gesetzt, also bessern d. h. seiner Aussprache gemäss ändern wollen.

8. Für das lange i nur einmal ein doppeltes und zwar bei dem zweiten Schreiber in iili H 4.

440 9. ê für ie (Grammatik 1^3, S. 95) in skeero H 4, auch
16 wohl in phêsal G^a 8: doch ist der lange Wurzelvocal in diesem Wort noch nicht ausgemacht.

10. Wurzelhaftes ao für ô, wie einige Male in der Exhortatio, wird hier von beiden ohne Ausnahme gesetzt, aorun D 16. anchlao E 18. *ao ist nicht wurzelhaft, vgl. die Anmerkung * [und Nachtrag S. 2] scraotisarn G^c 19. anapaoz H 2. haolohtêr H 10. capaot I 5.

11. oi für das seltene ou in noila H 14 (vgl. Grammatik 1^3, S. 113. 114), *l. nôila, nuoila * *).

12. Wurzelhaftes u in chupf G^b 20 statt des gewöhnlichen chopf, aber hogazi, hogazta I 17. 18 kommt ebenso bei Notker

*) [oi für ou schwerlich in noila, sondern das i gehört zur Ableitung -ila, ô steht für uo, die volle Form wäre nuoila. Jacob Grimm. Vgl. Anmerkung zu H 14 und Nachtrag S. 2.]

vor. Otfried hat hugita neben hogeti hogtun. Ein flexivisches u in chinnapahhun D 19. fanun G[b] 4. ohsun F 1: ebenso Walhum I 14. (ih) capiutu I 6. welihêru H 17.

13. Wurzelhaftes uu für langes u schreibt der erste einmal im Auslaut, suu F 11. 12, anderwärts dûmo E 11. scûfla G[c] 4, auch einmal bei der Flexion, râfuun G[a] 20, wo das eine u übergeschrieben ist: sonst wangûn D 16. hiuffilûn D 20. wurzûn E 6.

14. uo wird nicht geschrieben, beide gebrauchen dafür das alte ô, chôi F 2. hônir F 16. hônchli F 17. prôh G[b] 2. hantscôh G[b] 6. chôffa G[b] 10. 11. fôdarmâziu G[b] 11. (ih) tôm I 7. (dû) tôis I 8. tô H 3. fôrun H 19. sôhtut H 21. sôhtum H 22. côt I 20. Einige Male bei beiden oo, foozi E 2. moos H 3. foor H 19.

Bei den Consonanten ergibt sich Folgendes.

1. Der zweite Schreiber (der erste hatte keine Gelegenheit es anzuwenden) gebraucht das alte m statt n bei Walhum I 14 und in der ersten Person des Pluralis, quâmum H 20 und sôhtum H 22, wo aber ês am Ende abgefallen ist. Dagegen n in simplun I 19.

2. b erscheint so wenig als in der Exhortatio, nur p, auch geminiert in rippi F 17. f bei dem ersten ohne Abweichung, auch bei dem zweiten herrscht es vor: doch erscheint hier v in avar H 3. I 5 und hovarohtêr H 11. Aber ff nach langem Vocal, das auch in der Exhortatio sich findet, setzt nur der erste in hiuffilûn D 20. côffa G[b] 10. 11. ph im Anlaut, pheit G[b] 1. phâo, phâin G[a] 1. 2. phêsal G[a] 8: aber auslautend hnapf G[b] 19. cupf G[b] 20.

3. c nicht k wird von beiden geschrieben: nur in der Verbindung mit s vorherrschend k, skeitilâ D 17. skir, skirit E 2. 3. 4. 5. skaaf F 4. skintalâ G 21. skeero H 4. lantskeffî H 18; daneben der erste scûflâ G 3. 4. scraot G 19, wie man in der Exhortatio immer findet. ch für die alte Tenuis im Anlaut, übereinstimmend mit der Exhortatio, also chalpir F 6 usw. Bei dem zweiten war keine Veranlassung den 441
Buchstaben zu gebrauchen. Dass die Verschiedenheit des Lautes 17
gefühlt ward (vergl. Grammatik 1[2], S. 184), zeigt die Glosse

keminada cheminâtâ G^a 9. wo k absichtlich scheint und anders als ch lauten musste. Im Inlaut hônchli F 17, aber censincli F 15, ferner achus G^c 8 (vergl. Grammatik 1^2, S. 197), stechal G^b 18. Die anlautende gothische Media wird, wie in der Exhortatio, und zwar ohne Ausnahme, durch c ersetzt, auch bei der Vorpartikel ca, wo die Exhortatio schwankt. Inlautend bleibt g in beiden Denkmälern unverändert. Das anlautende h gewährt der erste noch in der Verbindung mit r und n, hrucki E 10. 11. hrindir F 3. hros F 13. hnapf G^b 19: bei dem zweiten ist h abgefallen, weo H 15. wanna H 16. 17. welihêru H 18. wâr H 21. waz H 21. 23. wanta I 8. hh, das in der Exhortatio nicht vorkommt, bei beiden, chinnapahhun D 19. laahhi E 14. fulihha F 18. sihhilâ G^c 13. lahhan G^a 22. tunihhâ G^a 24 (wo es dem c entgegengesetzt wird), stâhhi H 8. Im Auslaut einfaches h, prôh G^b 2. 3. hantscôh G^b 6. stih H 9.

4. Bei den Lingualen halten beide an der gewöhnlichen althochdeutschen Regel fest. Die Tenuis entspricht im Anlaut der alten Media, nur nicht in dem fremden tunihhâ G^a 24; ebenso im Inlaut und Auslaut: selbst das aufgenommene cheminâtâ G^a 9 setzt die Tenuis. Die Media ist gleich der alten Media und Aspirata. Anzumerken ist die Gemination in capretta G^a 19 und mutti H 4. 5; auch die fehlerhafte in sitte F 6 erscheint, von welcher in der Grammatik 1^2, S. 168 die Rede ist. z ist einmal durch c bezeichnet in cimbar G^a 17.

Aus diesen Zusammenstellungen folgt dass der erste Schreiber, der das nicht umgelautete a kennt, ê durch ae ausdrückt und die langen Vocale mit zwei kurzen bezeichnet, mehr Alterthümliches gewährt als der zweite. Vielleicht hatte der erste eine ältere Quelle vor sich, die wohl noch in das siebente Jahrhundert gehörte: der zweite zeigt, gleich der Casseler Handschrift der Exhortatio, die Sprachformen des achten und schwankt dabei noch mehr; er ist übrigens nicht, wie man bei der Ähnlichkeit der Schriftzüge vermuthen könnte, der Schreiber der Exhortatio, der etwa die Feder wieder genommen hätte, denn er unterscheidet sich in der Orthographie: so setzt er z. B. hh, was, wie schon vorhin bemerkt ist, dort nicht vorkommt.

IV.

442
18

Der Inhalt lässt sich in sieben Capitel scheiden. Es werden aufgezählt (I) D 16 — F 11 die Theile des menschlichen Leibes. Höchst auffallend erscheint dazwischen radices wurzun E 6 und cinge curti F 9. Ich habe darüber folgende Vermuthung, radices folgt auf barba, und es sind Haarwurzeln gemeint: der, welcher das deutsche Wort hinzufügte, wusste das nicht und übersetzte wörtlich; Raynouard (Lexique roman 5, p. 30) führt racina dels cabels racine des cheveux an. Auf ähnliche Weise erkläre ich cinge, der deutsche Verstand es als einen Imperativ und setzte dem gemäss curti daneben, allein italiänisch heisst cinga, spanisch cincha der Gürtel, wofür Raynouard auch die Form cintha, Roquefort cince hat, ohne Zweifel dasselbe Wort; in dem Latein des Mittelalters ist cianga hose bruochgürtel (Sprachschatz 4, S. 1049. Haupts Zeitschrift 3, S. 470. 5, S. 345). Gürtel bezeichnet aber hier, glaube ich, den Theil des Leibes, den der Gürtel umfasst, die Lenden, wie bei Festus cingulus einer von schlanker Gestalt, schmal in den Lenden heisst; ganz passend folgt napulo oder, wenn meine Vermuthung zu F 10 richtig ist, lancha darauf. (II) F 12 — G^a 2 Hausthiere. (III) G^a 3 — 21 das Haus und seine Theile. (IV) G^a 22 — G^b 7 Kleidungsstücke. (V) G^b 8 — H 2 Hausgeräth. (VI) H 2 — 14 von deapir bis noila Verschiedenartiges. (VII) H 14 — I 20 eine Stelle mit zusammenhängenden, aber glossenartig in einzelne Stücke zertheilten Sätzen. Es wird nützlich sein, wenn ich hier was jeder Sprache zugehört heraushebe und aneinanderrücke.

Indica mih (l. mihi) quomodo nomen habet homo iste. unde estu? quis estu? unde venis? de quale patria? (b) pergite (l. pergis)? transivi, transierunt, transiunt. venistis? venimus. (c) ubi fuistis? quid quisistis (l. quesistis)? quesivimus quod nobis necesse fuit. quid fuit necessitas (l. necesse)? multum. necessitas est nobis tua gratia habere. (d) intellexisti? non ego (intellego). ego intellego. intellexistis? intellexistis (l. intellegimus). (e) mandasti? mandavi. et ego remanda (l. remando). tu manda et ego facio, quare (l. quia) non facis; sic potest fieri.

(f) Sapiens homo. stultus. stulti sunt Romani: sapienti sunt Paioari. modica est sapienti (l. sapientia) in Romana: plus habent stultitia quam sapientia.

(g) Volo, voluerunt, voluisti. cogita detemetipsum: ego cogitavi semper de me ipsum. bonum est. malas. bonas.

448 Sagê mir weo namun habêt desêr man. wanna pist dû?
19 wer pist dû? wanna quimis? fona welihêru lantskeffi? (b) sindôs? foor, fôrun, farant. quâmut? quâmum. (c) wâr wârut? waz sôhtut? sôhtum daz uns durft was. waz wârun durfti? managô. durft ist uns dîna huldi za hapênne. (d) firnimis? ni ih firnimu. ih firnimu. firnâmut? firnemamês. (e) caputi? capaot. ih avar capiutu. dû capiut anti ih tôm, wanta ni tôis; sô mac wesan.

(f) Spâhêr man. tolêr. tolê sint Walhâ: spâhê sint Peigirâ. luzîc ist spâhe (l. spâhî) in Walhum: mêra hapênt tolaheitî denne spâhî.

(g) Wille, weltun, weltôs. hogazî pi dih selpan. ih hogazta simplun fona mir selpemo. côt ist. upilê. côtiu.

V.

Die sechs ersten Capitel enthalten keine Glossen zu einem vorhandenen Werk, sondern lauter einzelne Wörter, welche die zunächst liegenden sinnlichen Dinge aufzählen. Möglich dass wir nur einen Auszug vor uns haben und ein älterer Text reichhaltiger war. Ich bemerke ausdrücklich dass die in Isidors Etymologien aufgestellten Verzeichnisse nicht, wie wohl behauptet wird, Einfluss auf den Inhalt dieser Glossen gehabt haben. Schon die oberflächlichste Vergleichung kann das lehren und überhebt mich der Mühe eines umständlichen Beweises: selbst da, wo man noch am ersten einen Zusammenhang vermuthen könnte (vergl. zu E 15. 16) und Isidor Aufschluss gewährt, bei der Benennung der Finger, weicht er doch bestimmt ab; nichts natürlicher als dass in seinen Capiteln de homine und de bestiis einige Wörter gemeinschaftlich sind. Für die Entstehung der Casseler Glossen ist folgende Erklärung mir nicht unwahrscheinlich, drückt aber nur eine Vermuthung aus. Ein Wälscher wollte bei seinem Aufenthalt in Deutschland,

wahrscheinlich in Baiern (es fehlt jede Hinneigung zu niederdeutschen Formen, wie sie in Denkmälern aus Mitteldeutschland vorkommen) für die ersten und einfachsten Dinge den deutschen Ausdruck wissen und ein mit der wälschen Sprache nicht unbekannter Deutscher schrieb sie seinem Verzeichnis bei. Die deutschen Wörter sind daher in den Sprachformen richtig, und die Unterscheidung verwandter Laute zeigt dass nicht etwa der Wälsche selbst niederschrieb was er vernahm: aber dem Deutschen fehlte, wie begreiflich, genauere Kenntnis des Romanischen: daher das vorhin berührte Missverständnis von radices und cinge [s. Nachtrag S. 2].

Ich habe ein Zeugnis von dem Alter und zugleich von 444
der Fortdauer der Casseler Glossen gefunden. Das erste Capitel 20
von den Theilen des menschlichen Leibes, wahrscheinlich auch das siebente von Gebrechlichen ist benutzt in den Glossen, die bis jetzt für die ältesten, ja überhaupt für das älteste hochdeutsche Denkmal galten: ich meine die, welche in der St. Galler Handschrift 913, S. 181—204 erhalten sind und wovon der Sprachschatz I, LXV—LXVI, sodann W. Wackernagels Lesebuch nach Lachmanns Abschrift, • Greith im Spicilegium Vaticanum S. 35—45, • endlich Hattemers Denkmäler des Mittelalters I, S. 11—14 einen Abdruck liefern; sie scheinen aus verschiedenen Glossensammlungen entstanden zu sein. Graff und Diez (Grammatik der romanischen Sprachen I, S. 23) weisen sie dem siebenten Jahrhundert zu, Hattemer setzt die Handschrift in das achte, • Wackernagel, Verdienste der Schweizer 1833, setzt sie ins achte Jahrhundert? im Lesebuch ins siebente Jahrhundert, vgl. Greith S. 33 •; offenbar sind die Sprachformen darin jünger als in den Casseler Glossen. Was hier in Betracht kommt, steht in der St. Galler Handschrift S. 188—192. Der Abschnitt von dem menschlichen Leib beginnt mit lidi und endigt mit nabulo wie in den Casseler Glossen. Zwar finden sich noch Wörter die dort fehlen, sei es nun, dass sie aus anderen Quellen zugefügt oder aus einem vollständigeren Text der Casseler geschöpft sind, oder dass über beiden eine noch ältere Quelle stand: auch enthalten die Sanctgaller nicht alles, was die Casseler haben: doch gewähren beide im Ganzen die-

selbe Ordnung. Wie dort F 2 — 5 folgen lebara lungumne mago auf einander, und nur das dunkle indinta ist ausgelassen. Das schwierige Preta palma E 9 erscheint wieder, das sonst in keinem Denkmal sich zeigt. Beibehalten ist ferner capilli fahs, weil man darin einen Pluralis, und oculos augun, weil man darin einen Accusativ sah, was sie nach den Anmerkungen zu D 18. 19 nicht sind. Bei Hals D 19 gebraucht der Sanctgaller Text das lateinische collus statt collo, lässt polix E 11 stehen und ändert pulmone F 3 in pulmones ab. Bei lebara ist das fremdartige figido F 2 durch iegor ersetzt. umpiculo für umbilico F 11 wird Schreibfehler sein. Bei gyppus hovarohtêr H 11. 12 scheint Kenntnis des Lateinischen gefehlt zu haben, denn scelehêr ist zu gippus gestellt und zu hofarehti das bekanntere geberusus, womit gibberosus gemeint ist. pecunia, das F 12 den seltneren Begriff von pecudes hat, wird «S. 200» nicht fihu, sondern scaz übersetzt. Damit, glaube ich, ist das Verhältnis beider zu einander deutlich dargelegt.

Die Sanctgaller Glossen scheinen noch an einer anderen Stelle (S. 198 — 199) mit den Casseler zusammenzuhängen, da nämlich, wo Krankhafte (H 9 — 13) aufgezählt werden; doch
445 will ich, weil des Gemeinschaftlichen nicht viel ist, die Sache
21 dahin gestellt sein lassen und nur einige Wahrnehmungen daran knüpfen. Es fällt auf dass, während die fünf ersten Capitel bloss Gleichartiges zusammenstellen, in dem sechsten das Verschiedenartigste unter einander geschoben wird. Erst Bienenkörbe, Flasche und Speise, dann ein Paar imperativische Redensarten, Zeuge und Kleidungsstücke, krankhafte Zustände, zuletzt wieder einige Gefässe: unter letzteren abermals zwipar und einpar, die schon im fünften Capitel (G[b] 14. 15) da waren; noch auffallender macht die lateinische Form mallei den Anfang, während das fünfte Capitel gerade mit der romanischen Form martel aufhörte. Dazu kommt dass, wie die Anmerkungen nachweisen, die romanischen Wörter hier andere Formen zeigen, die entschieden lateinischen aber verhältnismässig in grösserer Anzahl erscheinen, und zwar solche, denen wir dort nicht begegnen, wie fac iterum, citius, quanta, vellus, punxisti, punge: ja in jenen Zeilen, die Krankhafte benennen (H 9 — 13), finden

wir lauter lateinische Wörter, kein romanisches. Wenn ich diese Erscheinungen sämmtlich zusammenfasse, so kommt mir die Vermuthung annehmlich vor, dass der, von welchem die Casseler Glossen zuletzt aufgestellt sind, dieses sechste Capitel aus anderen Quellen entlehnte, aus einer anderen romanischen Glossensammlung, und zwar aus einer abermals älteren, wo die wälsche Sprache der lateinischen noch um einige Grade näher stand, dagegen aus lateinisch-deutschen Glossen die Wörter für Krankhafte, die denn auch in den Sanctgaller Glossen zum Vorschein kommen, dort aber, da sie mehr enthalten als die Casseler, aus einer vollständigeren Quelle geschöpft sein müssen.

VI.

Völlig von den vorhergehenden Capiteln verschieden ist Inhalt wie Art und Weise der Auffassung des letzten, das auch mit einem grossen Buchstaben beginnt. Es werden darin nicht vereinzelte, nach ihrem Inhalt geordnete Wörter neben einander gestellt, sondern einigermassen zusammenhängende Sätze ausgedrückt. Ist eine Vermuthung erlaubt, so scheinen mir darin Fragen und Antworten zu liegen, wie sie bei der Ankunft eines Fremdlings stattfinden. Möglich dass derselbe Wälsche gemeint ist, der die Glossen der ersten Capitel veranlasste; und da er durch sein eigenthümliches Wesen das deutsche Gefühl mochte verletzt haben, so ward dieser Schluss hinzugefügt, in welchem die Baiern auf Kosten der Wälschen erhoben werden. Dass er nicht der Verfasser der deutschen 446
Glossen in den vorangehenden Abschnitten war, folgt schon 22
aus der vorhin besprochenen sichtlichen Abweichung der deutschen Sprachformen. Ich merke an dass noch im dreizehnten Jahrhundert Wolfram die Bewohner von Valois für thörichter als die Baiern erklärt, Parzival 121, 7—10 ein prîs den wir Beier tragen, muoz ich von Wâleisen sagen: die sint tœrscher denne beiersch her, unt doch bî manlicher wer. Neidhart sagt (52, 7 Ben.) er ist ein tœrscher Beier, und Türheim im Wilhelm (Bl. 204^c pfälz. Handsch.) nennt sie die irren Beier. Wackernagel (Haupts Zeitschrift 7, S. 255) meint, ein Schalk aus Baiern habe, um sich und den Seinen Genugthuung zu verschaffen,

in den Glossen dem Ausländer das Sprüchlein verkehrt beigebracht.

Von dem hohen Alter dieses siebenten Capitels (bei den vorhergehenden werden es die einzelnen Anmerkungen darthun) zeugt schon die Verwendung des persönlichen Pronomens beim Verbum. In dem vorhergehenden Capitel kam nur der Imperativ îlî II 4 und stih II 9 wie die zweite Person des Prät. stahhi II 8 zum Vorschein. Hier war häufiger Veranlassung das Pronomen zu gebrauchen, und es geschieht der festen Regel gemäss nur dann, wenn ein besonderer Nachdruck darauf liegt: gerade wie es im Gothischen gehalten wird; vergl. Grammatik 4, S. 201 folg. Also steht capnot I 5. foor II 19. wille I 16. ohne ih, und sôhtum II 22. firnemamês I 4 ohne wir: dagegen ist ih hinzu gefügt, wenn ein Gegensatz soll ausgedrückt werden, ih firnimu I 2. 3. ih capiutu I 5. 6. ih tôm I 7. ih hogazta I 18: daher auch hier im Lateinischen immer ego steht. dû fehlt bei tôis I 8. weltôs I 17 und auch wenn gefragt wird (vergl. Grammatik 4, S. 214), caputi? I 5. quimis? II 17. sindôs? II 19. firnimis? I 2: aber mit Nachdruck pist dû? II 16. 17. Ebenso kein ir (die zweite Person kommt hier nur in Fragen vor), quâmut? II 20. wârut II 21. sôhtut? II 21. firnâmut? I 3. 4. Endlich kein sie bei der dritten Person des Pluralis, farant II 20. fôrun II 19. weltun I 16; vergl. Grammatik 4, S. 210. Wie das oben angemerkte îlî steht auch sagê II 14. hogazî I 17 ohne Pronomen, aber nachdrücklich dû capiut I 6.

Noch eine andere Wahrnehmung scheint ein höheres Alter des siebenten Capitels zu verrathen. Lachmann machte mir die Bemerkung, dass bei Dositheus ganz ähnlich aufgestellte einzelne Wörter und kurze Sätze vorkämen; seine cotidiana conversatio (Böcking p. 89—95) ist auf diese Weise zusammengesetzt. Unser Denkmal hat nichts geradezu von dort entlehnt,
447 aber eben weil es sich dieser eigenthümlichen, für den ersten
23 Schulunterricht gar nicht unpassenden Lehrart bedient, so darf man vermuthen dass seine Abfassung in die Zeit falle, wo Dositheus, der im Anfang des dritten Jahrhunderts schrieb, noch in den Schulen galt; nur müsste man wissen wie lange er gegolten habe, um zu einem sicheren Schluss zu gelangen.

VII.

Ohne Zweifel ist in dem letzten Capitel das Deutsche die Grundlage und die Übersetzung ist in lateinischer Sprache abgefasst, welche dem Fremdling das Deutsche verständlich machen sollte, im Gegensatz zu der Exhortatio und anderen Denkmälern jener Zeit, wo das Lateinische den Urtext bildet. Der Verfasser hat bei sehr schwacher Kenntnis der gelehrten Sprache sich nur fehlerhaft darin auszudrücken gewusst, und es zeigt bloss Unwissenheit, wenn man findet transiunt: quid fuit necessitas? multum: necessitas est tua gratia habere: sapienti für sapientes: plus habent stultitia quam sapientia: de temet ipsum: de me ipsum; nicht etwa sind es Schreibfehler. Als solche kann man etwa pergite für pergis I 18 und sapienti für sapientia H 13 betrachten.

Wie ist aber die Sprache der vorangehenden Abschnitte zu beurtheilen? Eccard überschreibt sie »Glossarium romano theotiscum«: Diez sagt (I 24), sie seien »merkwürdig wegen vieler, ganz romanischer oder wenigstens stark romanisierter Wörter.« Man findet darin erstlich Wörter, die noch ganz die lateinische Form haben, aber der lateinischen Volkssprache angehören (bei Diez 1, S. 7—20 ein schätzbares Verzeichnis), der eigentlichen Quelle des Romanischen; ich habe in den Anmerkungen nachgewiesen dass sie späterhin mit romanischer Form erscheinen. Sodann Wörter, die man insoweit romanisiert nennen kann als dem Lateinischen eine romanische Endigung beigelegt ist. Ferner einige romanische, denen lateinische Endigung scheint zugefügt zu sein; vergl. die Anmerkungen zu putelli E 18. fidelli F 6 und pulli F 16. Endlich solche, die als schon völlig umgebildete romanische müssen betrachtet werden. In den Anmerkungen wird man Beweise dieser Unterscheidungen finden. Der Schluss ist, dass wir in den Casseler Glossen die Sprache erkennen müssen, wie sie bei den Wälschen im siebenten Jahrhundert bestand, als sie eben in der Umbildung begriffen war und das Lateinische noch stärker hervortrat; sie zeigt sich in ihren Formen nach allen Seiten schwankend. Von diesem Gesichtspunkt aus halte ich mich

für berechtigt die Glossen der fünf ersten Capitel sämmtlich als romanische, und wenn die Anmerkung zu mantun (D 17) die nähere Bestimmung erlaubt, als französische anzusprechen, die alles aus der lateinischen Volkssprache, nichts aus der Schriftsprache entlehnt haben. Am meisten würde man irre gehn, wenn man hier eine äussere Vermischung annehmen, d. h. behaupten wollte, diese Glossen stammten theils aus dem Romanischen her, theils aus dem Lateinischen und wären zufällig unter einander gerathen. In den bekannten Eidformeln vom Jahr 842, die mindestens hundert Jahre jünger sind, zeigt sich deutlich die fortgeschrittene Ausbildung des Romanischen und die weiter gerückte Ablösung von lateinischen Formen: doch auch darin erscheinen noch ganz lateinische Wörter, wie pro, nunquam, in damno sit (Diez altromanische Sprachdenkmale S. 7. 11). Noch selbständiger tritt die Sprache auf in den um mehrere Menschenleben jüngeren Gedichten von der heil. Eulalia und von Boethius, bis sie endlich in dem elften und zwölften Jahrhundert sich völlig frei machte. Die Casseler Glossen haben demnach Anspruch darauf, als das älteste romanische Denkmal, das bis jetzt bekannt ist, betrachtet zu werden; welche Bedeutung und welchen Werth man ihnen deshalb beilegen muss, brauche ich nicht auszuführen.

Ich hebe noch ausdrücklich hervor dass in dem siebenten Capitel kein romanisches Wort vorkommt: hier zeigt sich die lateinische, freilich tief gesunkene Schriftsprache, die aber einem Wälschen damals noch ziemlich verständlich sein muste. Nur der oberflächlichsten Ansicht kann es einfallen zu sagen, was nach allen Seiten falsch ist, der Schreiber des letzten Capitels habe »zu eigener Übung und Zeitvertreib einzelne Wendungen und Sätze, darunter auch romanische, hinzugefügt«.

VIII.

Ich mache mit den Anmerkungen zu den einzelnen Glossen den Schluss.

D 15. in homo noch die volle lateinische Form, die dann in hom om übergieng; vergl. Raynouard lexique roman 3, p. 531. Diez zu Boethius S. 46. D 16. statt caput bei Roquefort

und Raynouard cap: das spanische cabo, ital. capo hat nur t abgeworfen. aures, Raynouard 2, p. 148 auril. facias ist der Nom. Sing., aber im Deutschen war der Pl. wangûn nöthig, um den Begriff auszudrücken • vgl. Pott Plattlateinisch und Romanisch 319. 320 •; der Glossator hätte antlutti hinzuschreiben sollen. Die Sanctgaller Glosse 913 ändert facies 449
und setzt dann den unpassenden Sing. wangâ hinzu. Er- 25
wiesen wird der romanische Nom. Sing. auf as durch folgende Beispiele, maxillas D 18. scapulas D 20. interscapulas E 9. palas G^{c} 3. sappas G^{c} 5. mufflas G^{b} 6. saccuras G^{c} 7. manneiras G^{c} 9. idrias G^{b} 10. segradas G^{a} 13. falceas G^{c} 14. planas G^{c} 20. cramailas G^{b} 24. fomeras G^{c} 24. tinas H 13. situias H 14; vgl. die Anmerkungen. Diez führt (2, S. 33) diese Form nicht an und erklärt sich (2, S. 15) über facias in unseren Glossen nicht näher: sie wird in den Denkmälern, die er gebraucht hat, nicht vorkommen, aber sie zeigt sich in der lateinischen Volkssprache der späteren Jahrhunderte: so z. B. uno orcas (Diez 2, S. 11). Der Plur. auf as ist bekannt und erscheint auch hier, ordigas E 3. membras E 5. armentas F 3. oviclas F 7. aucas F 14. pragas G^{b} 2. fasselas G^{b} 4. pridias G^{a} 15. cramailas (oder Sing.) G^{b} 24. Selbst beim Adjectiv silvarias H 2. D 17. vertex wird zwar bei Raynouard 5, p. 518 nachgewiesen, aber verticem ist dennoch der Nominativ, wie skeitilà zeigt, das sonst skeitilûn lauten müste. In der lateinischen Volkssprache kommen solche Beispiele vor. Diez (2, S. 12) führt furcepem für forceps aus späteren lateinischen Inschriften an. Ebenso beurtheile ich F 14 equum. Übrigens könnte man auch den Strich über e für fehlerhaft halten, und dann würde vertice mit der spanischen italiänischen und portugiesischen Form übereinstimmen; vergl. zu E 10. F 1. nares bei Raynouard 4, p. 298 narretz, wo auch das spanische nares angeführt ist. Die nasale Aussprache von mantun (die der Sprachschatz 4, S. 450 hätte anführen müssen) deutet wohl darauf hin, dass unser Denkmal keine provenzalische sondern französische Wörter und Formen enthält: nur bei letzteren merkt Diez Grammatik 1, S. 108 diese Aussprache an; vergl. altromanische Sprachdenkmale S. 85. Auch hat Raynouard 4, p. 206 menton

mento, Roquefort aber 2, p. 138 manton. D 18. Bei capilli ist es zweifelhaft ob es ein latein. Plur. ist oder ein aus einem obliquen latein. Casus gebildeter romanischer Singularis: bringt doch Diez 2, S. 12 sogar aus dem späteren Latein senati für senatus bei. Die Sanctgaller Glossen 913 haben ebenso capilli fahs. Und fahs, von dem ohnehin der Plur. selten ist (im Sprachschatz 3, S. 447 nur ein Beispiel vom
450 Dat. Pl., den ich auch im Antichrist 117, S. 43 finde • Erek 7088.
26 loupvahsen •), brauchte seinem Begriff nach nicht im Pl. zu stehen. Bei Rayn. cabil cabelh. dentes ist von dens denz bei Rayn. 3, p. 25 kaum verschieden. maxillas ein romanischer Nom. Sing. (vergl. zu D 16), bei Raynouard 4, p. 125 maissella und der Pl. maichelas. Graff bemerkt in der Diutisca 3, S. 211 »chinnpeni mit einem Punkt unter dem zweiten n« und hat in den Sprachschatz 3, S. 129 chinnipeni eingetragen. Unter dem zweiten n ist ein blasses, in der Nachbildung nicht ausgedrücktes Häkchen erkennbar, wonach man ni lesen darf, aber das darüber stehende Wort kann peni sowohl als pein gelesen werden. pein ist wahrscheinlicher, da beide Formen des Worts hier vorkommen, pein E 14. 16 und in Zusammensetzungen hruckipeini E 11. widarpeini E 18, auch sonst hier nirgend è für ei sich zeigt. D 19. oculos halte ich für den Nom. Pl. aus dem latein. Acc. entstanden, ähnlich den Pl. auf as; vergl. zu D 16. Bei Rayn. 4, p. 366 ol olh oill usw. Pl. ols. timporibus hat die Handschrift, nicht temporibus, wie im Sprachschatz 3, S. 29 steht; die romanische Form templas Pl. bei Rayn. 5, p. 322. Hierher gehört sowohl chinnapahhun als hiuffilûn. Ein Dat. Pl. ist nicht wahrscheinlich, denn es war bei diesen Glossen keine Veranlassung da, einen obliquen Casus zu setzen: sonst müsste auch chinnapahhôm und hiuffilôm (der zweite Schreiber setzt Walhum, nicht Walhun) da stehen. Es bleibt also nichts übrig als anzunehmen dass bei der Verwirrung, in welcher die Flexionsendigung der Declination gerathen war, auch der Dat. Pl. der dritten Declination als Nom. Pl. sei gebraucht worden; F 7 steht costis für costæ, und Diez führt 2, S. 12 meritis für merita, vinculis für vincula an. Ich muss noch die Richtigkeit

von chinnapahhun angreifen. Schon die Form befremdet, denn man erwartet chinnipahhun, wie D, 18 chinnipein steht und anderwärts in den Zusammensetzungen (Sprachschatz 4, S. 450. 451) immer kinni vorkommt; soll kinna hier gelten, so müsste man das zusammensetzende a darin sehen, das doch (Grammatik 2, S. 414) meist nur bei Wörtern mit kurzer Wurzelsilbe vorkommt. Aber viel auffallender scheint mir dass das Wort hier die Schläfe bedeuten soll, während es sonst (Sprachschatz 3, S. 29) immer und gewiss richtig durch maxilla Kinnlade erklärt wird; die Sanctgaller Glossen haben es übergangen. Ich glaube, es liegt ein schon älterer Fehler vor, weswegen der Schreiber der 451
Casseler Handschrift die bessere Erklärung hiuflilûn als zweite 37
Glosse zusetzte. Das Wort ist gleichbedeutend mit dûnawangûn, tinnawangûn (Sprachschatz 1, S. 895. 5, S. 429), das den hier nöthigen Begriff gewährt. Wahrscheinlich hat zuerst thinnapahhun hier gestanden; die anlautende Aspirata mag begründet sein, da sie auch im Nordischen und Angelsächsischen sich zeigt, wie in den Erfurter Glossen (Haupts Zeitschrift 2, S. 205) thiunnebein (wohl thinnebein) timpora und in der Marburger Handschrift (Haupts Zeitschr. 3, S. 119) thenebên. collo, gebildet aus dem obliquen Casus von dem latein. collum, wie umbilico F 11. puledro F 17. domo G^a 4; vergleiche mansione G^b 5 und in dem Eid poblo, Karlo. collo macht den Übergang zu col bei Raynouard 2, p. 436. Roquefort 1, p. 274. Graff hat mit Unrecht 4, S. 927 jene Form nicht angemerkt. Eine andere romanische Form colli zeigt sich als Accus. E 4. Man sieht das Schwanken jener Zeit. D 20. scapulas ahsla Nom. Sing. (vgl. zu D 16) oder Pl. wenn man ahslà annimmt, aber jenes ist wahrscheinlicher, auch weil E 9 inter-scapulas nur Sing. sein kann.

E 1. humerus bei Rayn. 3, p. 547 hume. calcanea scheint der lateinische Pluralis; aber man kann auch annehmen, der lateinische Plur. Neutr. sei in den romanischen Sing. Fem. übergegangen; vergl. Diez 2, S. 19. 20 und dolea G^b 9. Eine entsprechende Form bei Raynouard und Roquefort kann ich nicht finden, aber die heutige französische Sprache gebraucht das Wort. E 2. tondre steht bei Rayn. 5, p. 372, und tondit

ist eine fehlerhafte lateinische Form, kam aber vielleicht in der Volkssprache vor: s. die Anmerkung zu tundi E 3; provenzalisch müsste sie tonde lauten, altfranzösisch tond. pedes bei Roquefort 2, p. 349. 350 piedz, der Sing. pie. E 3. Der Imperativ tundi (vielleicht auch tondi zu lesen) ist nicht lateinisch, provenzalisch müsste er tonde lauten, aber wir fanden in der vorigen Zeile auch tondit. Man darf es wohl als einen mundartlichen Übergang in die dritte romanische Conjugation betrachten; vergl. E 4 radi. meo ist die romanische Form von dem Possessiv, die Diez 2, S. 82 mieu ansetzt, ebenso Rayn. 4, p. 271: sie kommt nochmals E 4 und 5 vor.
452 capilli, im Sprachschatz 6, S. 525 fälschlich capillo eingetragen,
28 kann nichts anderes sein als der Acc. Sing. und ist schon zu D 18 als romanische Form angesprochen. ordigas, fälschlich ardigas bei Eccard und Graff im Sprachschatz 5, S. 584, ist ein Nom. Pl. (siehe zu D 16), aus dem lateinischen articulus entstanden: Ducange hat ortilli, Roquef. 2, p. 172 ortaus ortoile orteuil [S. Nachtrag S. 2]. E 4. uncla bei Rayn. 4, p. 373 ongla ungla. E 5. radi meo parba fehlt im Sprachschatz 6, S. 526. Zu radi vergl. tundi E 3. barba bei Rayn. 2, p. 184. Merkenswerth dass die Sprache unseres Denkmals gerne p für b setzt, während Diez (1, S. 177—178) das Umgekehrte als Eigenthümlichkeit des Romanischen anmerkt: ausser parba finden wir putel E 17. putelli E 18. perpici F 8. pragas G^b 2. puticla H 2. stupa G^a 7. trapes G^a 19. capriuns G^a 20. cuppa G^b 20. campa H 9. gyppus H 11. membras, in den Sprachschatz 2, S. 189 nicht eingetragen, bei Rayn. 4, p. 187 membres: vergl. zu D 16. E 6. radices bei Rayn. 5, p. 29 raditz. pectus ist zu lesen, nicht paectus, wie bei Eccard steht und im Sprachschatz 3, S. 275 beibehalten ist: bei Roquef. 3, p. 324 pect, bei Rayn. 4, p. 478 peich peit piech pit. Man könnte glauben, es sei pettus zu lesen, allein man vergleiche die Züge bei index E 12 und unctura F 8. E 7. Graff bezweifelt im Sprachschatz 2, S. 206 das althochdeutsche lefsa, das ich im zwölften Jahrhundert in dem heil. Ulrich des Albertus 429 finde, und nimmt lefsâ als Pluralis von dem Masc. lefs. Aber labia entscheidet noch nicht, da auch das Fem. labia bei Apulejus vorkommt und bei Rayn. 3, p. 2. 3

der Pl. labina. brachia könnte der latein. Plur. sein, aber auch eine neuere Form des Sing., und das ist, da nicht armâ, sondern arm daneben steht, wahrscheinlich. Bei Rayn. 2, p. 252 bratz. E 8. palpebre als romanische Form bei Rayn. 4, p. 404. Eccard schreibt unrichtig palpebrae, wozu im Sprachschatz 3, S. 315 noch ein Druckfehler gekommen ist. manus bei Rayn. 4, p. 139 man ma, wo also us noch nicht abgefallen ist. hant ist in den Sprachschatz 4, S. 966 nicht eingetragen. E 9. interscapulas ist Nom. Sing. wie D 20 scapulas. Der Deutsche fand kein Wort und übersetzte untar hartinun: 453
denn so steht da, nicht hartinon, wie man im Sprachschatz 4, 29
S. 1026 findet, wo noch unrichtig inter scapulas getrennt ist, auch untar I, S. 380. 382—383 nicht eingetragen. Grammatik 3, S. 403 (vergl. 2, S. 171) wird der Plur. hartinâ angenommen, demnach müsste hier hartinôm stehen. Der Vocabularius optimus hat 1, S. 170 interscapula mittelschulter. palma auch bei Raynouard 4, p. 402, das heutige paume. Aber preta ist schwer zu erklären. Grammatik 3, S. 403. 404 wird gefragt, ob es von prettan (stringere nectere) abzuleiten sei, und auf das angelsächsische handbrëd (palma) verwiesen. Graff im Sprachschatz 3, S. 295 will es als das substantivische Femin. vom Adject. breit betrachten und prêta schreiben * prêta palma Jacob zu dem goth. Wörterbuch S. XVII *; aber in unserem Denkmal kommt kein ê für ei vor. Aus einer Wiener Glosse des zwölften Jahrhunderts wird im Sprachschatz 3, S. 294 breit hand plana manus angeführt. E 10. Bei dorsum ist um noch nicht abgefallen, denn die romanische Form bei Rayn. 3, p. 15 lautet dors: vielleicht ist auch der Strich über u falsch und es sollte dorsu stehen; vergl. zu F 1 lumbulu und G[a] 14 stabulu. E 11. Ein hruckipeini steht ganz deutlich in der Handschrift, in der Abbildung ist die vordere Krümmung des ersten e ausgeblieben. Eccards em für ein erkennt man gleich als Lesefehler: schlimmer macht es Graff 3, S. 129, der in hruckipeine setzt. Bei den voranstehenden Buchstaben kommt, wenn man das Reagens anwendet, un o sti ziemlich deutlich hervor. Zwischen o und s ist das Pergament flockig, auch bei dem s die Tinte etwas ausgeflossen: wahrscheinlich liess der Schreiber

deshalb den kleinen Raum leer. Die beiden ersten Buchstaben enthalten den romanischen unbestimmten Artikel. spinale ist verständlich und kommt als Adjectiv bei Macrobius vor. Zwischen un und spinale muss ein Wort gestanden haben, das den Begriff von Knochen enthielt, das leidet keinen Zweifel; so steht auch hier os, welches Wort im Romanischen nicht fehlt (Rayn. 4, p. 389—390) und Zeile 14 wieder erscheint. Aber wie ist das daran hängende deutliche ti zu erklären? Ich weiss nichts Besseres als dass aus einem obliquen Casus des lateinischen os ein romanischer Nominativ gebildet ward und osti etwa für ossi verschrieben ist. In polix zeigt das einfache l und das aus dem obliquen Casus von pollex aufgenommene i die romanische Form an: bei Roquefort 2, p. 374 polx.

454 E 12. renes französisch reins. index auch bei Rayn. 3, p. 558.

30 E 13. coxa romanisch coissa cuyssa cueissa Rayn. 1, p. 526. digitus und fingar sind bei medius und mittarôsto zu verstehen. medius lautet bei Rayn. 4, p. 175 miei mieg usw. Wollte man medius, wie in der folgenden Zeile medicus, als romanische Form betrachten, so wäre dafür zu sagen dass hier beide Wörter als Eigennamen dienen, also der Änderung mehr widerstehen konnten; vergl. Diez zu Boethius S. 154. E 14. Von os war schon zu 11 die Rede. major ist die romanische Form, die neben majer erscheint: s. Rayn. 4, p. 118. lâhhi wörtlich so viel als medicus, romanisch metge mege bei Rayn. 4, p. 173: aber hier ist digitus medicus gemeint. Graff, der das nicht einsah, meinte (Sprachschatz 1, S. 217), der vierte Finger sei in unserer Stelle gar nicht genannt. E 15. Das erste Wort ist nicht ganz lesbar: im Sprachschatz 4, S. 575 wird es übergangen. Eccard hat die ansprechende Vermuthung, es sei ginuolo zu lesen, das romanische ginolho genolhe bei Rayn. 3, p. 456, vergl. 6, p. 304: also das lateinische geniculum mit abgeworfenem m: aber es ist nicht zu erkennen dass ein g da gestanden habe (auch hat das Reagens nichts zum Vorschein gebracht) und uinuolu ist ziemlich deutlich. Man müsste also guinuolu bessern, denn in gui ist u stumm wie Diez Grammatik 1, S. 101. 108 lehrt: auch merkt er uo für das kurze u an; s. Eulalia S. 19 [S. Nachtrag S. 3].

E 15. 16. articulata steht da, nicht articulatæ, denn der Haken unter dem a ist zufällig und kommt sonst nicht vor. Das Wort ist nicht zu erklären, aber es ist gewiss dass der fünfte Finger soll bezeichnet werden. Was als Deutsch daneben steht, altee, wird im Sprachschatz 1, S. 247 nur mit einem Fragezeichen und der ohne Zweifel unrichtigen Vermuthung »ob an zêhâ zu denken sei« aufgeführt. »Vgl. Geschichte der d. Sprache S. 947. Malberg. Glosse S. XL.« Ich nehme an dass der Abschreiber die ganze Stelle nicht verstand und daher verwirrte. Ich lese auricularis aut minimus, und die deutsche Glosse müsste, wenn sie vollständig wäre, örfingar alde minnisto lauten. Man sieht wie ich altee erkläre, das leicht in alde zu ändern wäre, wenn man eine solche Form der in ihrem Ursprung ohnehin dunkelen Partikel (Grammatik 3, S. 60. 274) geradezu für unzulässig erklären wollte*). [S. Nachtrag S. 3.] Aus Isidor (Etymol. 11, 1. §. 70), obgleich sichtbar nicht unmittelbare Quelle, gewinnen wir Aufklärung, primus pollex vocatur, eo quod inter ceteros polleat virtute et potestate: secundus 455
salutaris (andere Handschriften lesen »salutatorius« oder »se- 31
cundus index et salutaris«) seu demonstratorius, quia eo fere salutamus atque ostendimus: tertius impudicus, quod plerumque per eum probri insectatio exprimitur: quod plerumque per eum probri insectatio exprimitur: quartus annularis, eo quod in ipso annulus geritur: idem et medicinalis, quod eo trita collyria a medicis colliguntur: quintus auricularis pro eo quod eo aurem scalpimus. Ich vermuthe, der ganze Satz ist in die Casseler

*) [Ich kann der Vermuthung nicht beistimmen, denn 1) setzt sie zu grosse Verderbnis des Textes voraus. Im lat. Text müsste articulata in auricularis geändert und vel ergänzt, im deutschen örfingar ergänzt werden. (Steht p. 30 [W. Grimm]). 2) geht altee für alde nicht an, es müsste ein D haben. 3) ist altê ein richtiges Subst. und, wie ich früher vermuthet hatte, schwacher Form, steht also = altâ und bedeutet: articulus, membrum, wofür das roman. articulata gesetzt ist. altâ scheint zwar unerhört, wird sich aber doch bestätigen. Schm. 1, S. 52 hat altelôs für kraftlos, gleichsam aus den Fugen, Gelenken. mhd. heisst altvil hermaphrodit, mehrgliederig, mnd. aldeßl (wie im Sachsensp. 1, 4 zu lesen). Höher verwandt sind das welsche aelod membrum, articulus, selbst lat. artus und gr. ἄρθρον (mit R für L). Es bedeutet also Glied oder Gelenk und ist zwischen die Fingernamen gerathen. Jacob Grimm, Zettelnotiz.] (Wäre sehr ungeschickt und ist nicht wahrscheinlich. [W. Grimm]).

Glossen aus einer anderen Quelle eingetragen, worauf mir auch der Mangel aller romanischen Formen zu deuten scheint, wie der Umstand, dass die Sanctgaller Glossen ihn nicht kennen. Man hat eine Abhandlung de partibus humani corporis, die dem Walafrid Strabus beigelegt wird und neuerdings (1842) von Ernst Dronke in einem Programm aus einer Handschrift zu Fulda abgedruckt ist. Der Herausgeber hat (gegen die gewöhnliche Meinung, die auch in Hoffmanns Glossen XXX angenommen wird) dargethan dass sie einen wörtlichen Auszug aus Hrabans Werk De universo 6, 1 enthält: weitere Nachforschung würde ihn überzeugt haben dass auch Hraban nicht der Urheber ist, sondern dass er aus Isidor geschöpft hat. In diesem Auszug Walafrids kommt auch unsere Stelle vor, wo sie, übereinstimmend mit Hraban, lautet »primus digitus pollex est: secundus index sive demonstratorius: tertius pudicus (l. impudicus) sive medius: quartus annularis sive medicus: quintus auricularis« [S. Nachtrag S. 3]. Dann ist sie übergegangen in die Trierer Glossen (Hoffmann 2, S. 36—37), dûmo pollex: zeigâre index: lancmar impudicus vel medius: goltvinger annularis: ôrvinger auricularis. Ferner in die Glossen, die in Nyerups symb. 260 ff. enthalten sind und die in das 11. Jahrhundert gehören mögen, S. 262 pollex dûme: index zeigære: impudicus mittelære: medius medicus goldvinger annularis idem: auricularis ôrvinger. Endlich in die Wiener Glossen, die aus einer Pergamenthandschrift des 12. Jahrhunderts in der Diutisca 3, p. 148 und in den Sumerlaten 30° abgedruckt sind, pollex dûme: index zaigel: medius metenoste (l. mitterôste): annularis vingerlære: auricularis ôrvinger. Dazu kommt eine dichterische Umschreibung in der Genesis 14, 6—19, »daz« die — fingere helfen einen anderen. sô ist der grôzeste (der Dickste) unter in der nutzeste, daz ist der dûme, der hilfet in sliume: wande sie âne in ne mugen sâ niuweht gehaben. der dâ bî stât, ein iegelich
456 ding er zeiget. der dritte heizet ungezogen, wande er ilit sich
32 fur nemen: sware diu hant reichet, aller êriste er iz pegrifet. in deme fierden scinent fingerlin diu zieren, dâ mite der man spulget sîn wîb mahilen; ouch hât der chunig ze site daz pischtuom mahilen dar mite, swelchen pfaffen er ze hêrren wil

machen. der minneste finger der ne hât ambeht ander ne wane, sos wirt nôt, daz er in daz ôre grubilôt, daz iz ferneme gerechc swaz iemen spreche. Ich führe einige Zeugnisse aus späterer Zeit an. Vocabularius optimus (herausgegeben von W. Wackernagel, Basel 1847), im vierzehnten Jahrhundert abgefasst aber nach älteren Quellen, 1, p. 38—42 pollex duom· index zeiger. medius mittler. annularis golttrager. auricularis orgrübel. Diefenbachs Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 158 nennt den index zeiger und wiser; die übrigen Finger kommen nicht vor. Johannes Melber vocabularius predicantium (ohne Jahr und Ort, aber wahrscheinlich von 1489) pollex der stark dick finger, der dume. index zeyger. medius der mittelst allerlengst finger. anularis herzfinger etiam medicinalis vel medicus. auricularis orefinger oregrubel. Der Strassburger Dasypodius (Dictionarium latinogermanicum et germanolatinum. Argentor. 1537) •S 377ᵇ goldfinger• S. 283ᵃ. 483ᵃ pollex der daum. index der zeyger alias salutaris. medius der mittelfinger. annularis et medicus der vierd finger. auricularis et minimus der kleinst finger. •Nomenclator latinosaxonicus (von Nathan Chyträus) ed. secunda Rostochii 1585. 8. p. 114. Digitus ein finger. Pollex de Dume. Index de vöruinger, de wyser. Digitus medius, Mart. infamis. Pers. impudicus, Isid. de grote edder middel vinger. Digitus annularis Gell. medicus, de goldtvinger. Digitus auricularis, minimus Plin. de kleine elfte lütke vinger.• Georg Henisch Teütsche Sprach vnd Weissheit (Augsb. 1616) S. 1102 1. daum kauffleuthfinger, aliis digitus Gelforum, quod Gelfi illum in magno pretio habeant. 2. zeiger, vorderste finger, frawen finger, der finger nechst dem daumen, aliis dictus digitus Gibellinorum. 3. mittelmetzgerfinger arßfinger subtiler finger (per antiphrasin). 4. goldfinger herzfinger jungfrawenfinger prangfinger, daran man die ring steckt. 5. klein kleinest fingerlin junckerfinger. Teutscher Sprachschatz von dem Spaten (Caspar Stieler. Nürnb. 1691) S. 485 1. daum kaufleutefinger docterfinger. 2. forderfinger zeiger. 3. mittelnarren- oder metzgerfinger arschfinger. 4. goldfinger herzfinger jungferfinger. 5. kleinfinger junkerfinger. Auch die heutige Volkssprache liefert Beiträge. Bremer Wörterbuch duum und

1, S. 393 aus der Kindersprache, wo immer mit dem kleinsten der Anfang gemacht wird, 5. lütje finger. 4. goldfinger. 3. langelei. 2. botterlikker. 1. lüskenknikker. Schütze holstein. Idiotikon 1, S. 316 5. lütje finger. 4. goldenringer. 3. langmeier, lange maak, marje. 2. pütjenlikker. 1. lüschenknikker. In
457 Pommern nach mündlicher Mittheilung dieselben Namen bis
33 auf 3. langluchs. Im Bergischen, ebenfalls nach mündlicher Überlieferung, 5. piepling. 4. goldmännchen. 3. langmännchen. 2. leckmännchen. 1. daumen. (Heinrich Smidt) Kinder- und Ammenreime in plattdeutscher Mundart. Bremen 1836. S. 33 1. dümerling. 2. fingerling. 3. langvatt. 4. goldfinger. 5. litje finger. Pott S. 293 5. lütje finger. 4. goldinger (wohl goldringer). 3. goldammer. 2. pottlicker. 1. luseknicker. Im Mecklenburgischen nach mündlicher Mittheilung 5. lüttefinger. 4. golleringer. 3. langemann. 2. botterlicker kortjohann. 1. lüschenknicker dickbuk. Aachner Mundart in dem Idiotikon von Joseph Müller und Wilhelm Weitz 1836 S. 38 1. dümeleng. 2. leckfenk. 3. langmann. 4. Johann. 5. piphans und S. 103 kenkes oder kinkes. In Niederhessen habe ich nur gehört 3. langhals. 2. lecker. 1. läuschenknicker. In Schlesien heisst der Daumen im Volk immer Däumling [S. Nachtrag S. 3]. Hieran schliessen sich die Benennungen aus stammverwandten Sprachen. Altsächsisch 5. lüttic fingar Heljand 103, 18. Altfriesisch nach Richthofens Wörterbuch 741ᵇ 1. thuma, haldere. 2. skotfinger. 3. thi grata finger, thi langa oder langesta finger. 4. goldfinger. 5. thi liteka finger, slutere. Angelsächsisch in den Gesetzen Adelbirhts 54 und Alfreds 40, 16—22 (herausgegeben von Reinhold Schmid 1832) 1. thuma. 2. scytefinger. 3. middle, midlesta finger. 4. goldfinger. 5. lytla finger. In Alfreds Glossar findet sich auch 4. læcefinger, und Lye führt, aber ohne Nachweisung, 5. earcläsnend an. Im Altnordischen kenne ich nur 1. thumalfingr. 4. baugfingr. 5. litilfingr. Im Isländischen 2. visifingr. Die alten Gesetze sechs schwedischer Landschaften (herausgegeben von Collin und Schlyter 1827—1841) kommen darin überein, dass sie in den Capiteln, wo von der Busse für Wunden die Rede ist, dem zweiten und vierten Finger keinen Namen geben, sondern beide durch eine Umschreibung be-

zeichnen. Nur in dem westgothländischen Gesetz kommt, aber an einer anderen Stelle, bei Gelegenheit des Bischofringes (1, S. 37) gullfinger vor. Demnach sind folgende Benennungen aufzustellen 1. thumulfinger (1, S. 18. 3, S. 153 und 155. 4, S. 139) thumolfinger (5, S. 153 Anm. und 164) thomalfinger (5, S. 21. 153) thumling (6, S. 121) thumlingir (Gutalagh 19, 19 herausgegeben von Schildner) thumi (2, S. 205). 2. Der nächste nach dem Daumen. 3. lengesta, langa finger (1, S. 18. 5, S. 153). 4. Der nächste nach dem längsten (1, S. 18. 5, S. 153). 5. litle finger (1, S. 18. 5, S. 135). Anders das heutige Schwedisch, 1. tumme. 2. pekfinger. 3. medlerste. 4. fjerde. 5. minste. 458
Dänisch 1. tommelfinger, tomme kommt nur als Längenmass 34
vor. 2. pegefinger. 4. guldfinger lægefinger (Molbech dansk dialectlexicon). Englisch 1. thumb. 2. forefinger. 3. middlefinger. 4. ringfinger. 5. little finger. Holländisch 1. duim duimje. 2. wijzer wijzvinger voorvinger. 3. middelste vinger schaamvinger. 4. ringvinger. 5. pink oorvinger klein vingertje. E 16. tibia romanisch, wenn auch in den Stellen bei Raynouard 5, p. 361 und bei Roquefort 2, p. 622 nur in der Bedeutung von Flöte. Der Vocabularius optimus I, p. 213 sagt »tibia cum cantat hominis pars tibia saltat« »Isidor etym. 3, 21 § 4«. E 17. calcemel statt calamel, wie Eccard liest und Graff im Sprachschatz daneben aufstellt, ist sichtbar falsch. Graff lässt auch noch calcaneum folgen, als wenn das hier stände: es soll wahrscheinlich eine Erklärung sein, die aber keinen Beifall verdient, zumal schon oben E 1 calcanea fersnà vorkommt. calamel ist ohne Zweifel eine romanische Form und findet sich bei Raynouard 2, p. 294 in der Bedeutung von Rohr chalumeau Schalmei: auch Ducange hat calamella fistulatorius calamus, das könnte aber wie tibia zugleich Bein, Knochen bezeichnen, und ein solcher Begriff ist hier nöthig: am natürlichsten denkt man an Wadenbein, und diese Bedeutung wird ausser Zweifel gesetzt durch eine bei Ducange (ed. Henschel) angeführte Stelle, die einen an den Gliedern Gelähmten beschreibt, »reptantem manibus et calamellos tibiarum contractum«. Nun ergibt sich auch was das sonst unverständliche widarpeini, denn so ist zu lesen, nicht widarpani, heissen muss; im Sprach-

schatz 1, S. 636 ist widarbani mit einem Fragezeichen angeführt und 3, S. 129 widarpani eingeklammert. E 17. 18. putel bei Rayn. 2, p. 268 budel, franz. boyau, aus dem lateinischen botulus botellus; vergl. Diez 1, S. 9. In der Aachner Mundart noch jetzt puttes Blutwurst: Bremer Wörterbuch 3, S. 369 puddewurst. putelli ist der Plur. mit der lateinischen Endigung. E 18. Graff sagt in der Diutisca 3, S. 211 teclaunn kann auch talaunn gelesen werden und wiederholt diese Bemerkung im Sprachschatz 1, S. 345, setzt aber daselbst, wie vorher, S. 344, teclaunn an. talaunn allein ist zulässig und gewährt die romanische Form von dem lateinischen talus Knöchel am Fuss, dem französischen und spanischen talon entsprechend: bei Rayn. mit abgeworfenem Consonant talo. Bei anchlao fragt Graff ob es der Genit. Pl. sei, also von dem Mascul. anchal: ich halte anchlao = anchlò für den Nom. Pl. von dem Femin. anchala.

F 1. lumbulum ist der romanische Nominativ, aus dem lateinischen Acc. gebildet, wie ja auch der deutsche Nom. lentiprâto daneben steht. Übrigens hat auch Ducange lumbulum, oder es könnte der Strich über ū unrichtig sein; s. Anm. zu D 17. E 10. F 2. figido (in den Sprachschatz 2, S. 80 nicht eingetragen) steht dem portugiesischen figado, ital. fegado, span. higado am nächsten: die romanische Form lautet bei Rayn. 3, p. 319 fetge; das französische foie hängt damit zusammen. F 3. pulmone ist romanischer Nominativ, wie G^{b} 18 calice. lungunne steht für lungunna. armentas steht da, nicht armaentas, wie Eccard, oder armentos, wie Graff in der Diutisca 3, S. 211 liest, auch nicht armenta, wie er im Sprachschatz 4, S. 1171 angibt. Es ist gebildet wie E 5 membras; vergl. zu D 16. Doch findet sich auch bei Livius Andronicus und Ennius das Femin. armenta. F 4. intrange das altfranzösische entreigne viscera, bei Ducange intranea; das hat schon Eccard richtig gesehen. Das deutsche Wort muss den Schriftzügen nach indinta gelesen werden: doch Graff hat im Sprachschatz 1, S. 298 mit Recht innida vermuthet, wiewohl auch das daselbst gleich folgende intuoma zu berücksichtigen ist. pecora in dem heutigen Französisch pecore; bei Rayn. 4, p. 475 das Adject. pe-

corin. F 5. stomachus noch ganz lateinisch: am nächsten steht das ital. stomaco: die romanische Form estomax, estomach bei Rayn. 3, p. 221. widarî führt Graff im Sprachschatz 1, S. 779 als den Dat. Sing. an, der doch widara lauten müsste: veranlasst dazu wird ihn pirpici haben. Das darf man aber um so sicherer für eine romanische Form halten als auch im Walachischen berbece, im Italiänischen berbice vorkommt: bei Rayn. 2, p. 212 berbitz «Geschichte der deutschen Sprache S. 34»; dass dies aber in der lateinischen Volkssprache berbex lautete, weist Diez 1, S. 9 nach. pirpici könnte die roman. Form des Nominat. Sing. sein, aber dazu passt der Plur. widarî nicht, zumal die meisten Thiere im Plur. angeführt werden: es muss also eine falsch gebildete lateinische Endigung sein, wenn man sie als romanischen Plur. nicht will gelten lassen. F 6. latera noch 460
mit der lateinischen Form: für latus lautet die romanische bei 36
Rayn. 4, p. 26 latz. fidelli für vituli, aber auch bei Plautus vitellus, ital. vitello. Die lateinische Endigung scheint hier noch beibehalten. Die romanische Form bei Rayn. 5, p. 475 vedel und Pl. vedels. F 7. rippi ist der Nom. Pl. wie er auch anderwärts (Sprachschatz 2, S. 356) vorkommt, ein obliquer Casus ist überhaupt hier unpassend. costis als Nom. Pl. für costae ist zu D 19 bei timporibus erörtert. oviclas, der romanische Plur. (vergl. zu D 16) steht dem lateinischen ovicula noch näher als ovella, ovelha, Pl. ovelhas bei Rayn. 3, S. 392. Ich weiss nicht, warum Graff im Sprachschatz 1, p. 505 awî als Sing. ansetzt, da es hier offenbar der Plur. ist: das Richtige war schon Grammatik 3, S. 327 angegeben «Geschichte der deutsch. Sprache S. 34.» F 8. unctura, bei Rayn. 4, p. 373 onchura, ointura, kann hier nicht Salbe heissen, wo von dem menschlichen Leib die Rede ist, sondern muss Fett bedeuten, was smero richtig ausdrückt; eigentlich ist es der Fettüberzug der Eingeweide, wie der Gesalbte mit Fett überstrichen wird. Anderwärts (Sprachschatz 6, S. 833) wird smero durch arvina übersetzt, von welcher es bei Isidor (Etymol. 11, 1) heisst «est pinguedo cuti adhaerens», und das bedeutet auch nezzismero und spint (Sprachschatz 6, S. 352). agnelli, der latein. Plur. von agnellus: bei Rayn. 2, p. 33 agnel, ahnel und Pl. anhels. F 9. cinge

curti ist deutlich zu lesen. Meine Ansicht von der Entstehung der Glosse habe ich oben S. 18 [= S. 387] geäussert. Graff, weil er, wie Eccard, fälschlich cingo liest, weiss sich damit nicht zu helfen und führt im Sprachschatz 4, S. 254 das Wort abgesondert an. Nicht porci, wie im Sprachschatz 6, S. 880 angegeben ist, steht da, sondern deutlich porciu, wie schon Eccard gelesen hat. Ich glaube, iu ist gleich o wie in aucium (F 15), und so findet sich auch porco im Italiänischen und Spanischen. Aber wie ist die Form als Plur. zu erklären? Der romanische lautet pores bei Rayn. 4, p. 601. Das Leichteste wäre freilich, wenn man ändern will, das lateinische porci anzunehmen, oder entstellt porcui. F 10. lumbus mit lateinischer Endigung, bei Rayn. 4, p. 93 lomp lom, ist im Sprachschatz 2, S. 996 nicht angemerkt. Ich glaube dass statt napulo,
461 weil es gleich in der folgenden Zeile und zwar richtiger bei
37 umbilico steht, das dem Begriff von lumbus genau entsprechende lancha muss gesetzt werden. F 10. ferrat für verres ist das romanische (Rayn. 5, p. 503) und noch heute im Französischen übliche verrat. Ohne Noth setzt Graff im Sprachschatz 3, S. 681 ein Ausrufungszeichen dabei, und zu pêrfarh, denn so ist das Wort ohne Zweifel zu verstehen, ein Fragezeichen; es musste auch im Sprachschatz 3, S. 202 angeführt werden. Nachzusehen ist Grammatik 3, p. 326. F 11. umbilico gebildet wie collo und andere (Anmerkung zu D 19): portugiesisch umbigo, bei Rayn. 6, p. 3 umbelic ombelic. troia romanisch für trächtige Sau bei Isidor; vgl. Diez * Roman. Gramm. * 1, S. 35. * Roman. Wörterb. 356. Gesch. d. deutsch. Sprache S. 37. * F 12. pecunia steht in der Bedeutung von pecus, wofür Ducange Belege beibringt: hier, wo von Thieren die Rede ist, würde der Begriff von Geld auffallen. * Vgl. Wackernagel in Haupts Zeitschr. 9, S. 549. Anm. 101. * fihu zwar erscheint für Habe und Gut im Gothischen, Angelsächsischen und Nordischen, aber im Althochdeutschen gewährt es nur die lex Rotharis in Zusammensetzungen (Sprachschatz 3, S. 430). Die Sanctgaller Glossen nahmen pecunia für Geld und änderten S. 200 pecunia scaz .... gregies fihu. scruva für scrofa wie in der folgenden Zeile purcelli und F 17. 18 puledro puledra.

u für o bespricht Diez 1, S. 173. F 13. cavallus nicht caballus, wie im Sprachschatz 4, S. 1179 angegeben wird: bei Rayn. 2, p. 366 cavalh. v zeigt das Romanische an. purcelli mit lateinischer Endigung, bei Rayn. 4, p. 601 porcelh porcel. u statt o ist bei scruva F 12 angeführt. F 14. equm (equum) zeigt den latein. Accus. als Nomin.; vergl. die Anmerkung zu verticem D 17. hengist heisst eigentlich ein verschnittenes Pferd. aucas der romanische Nomin. Plur., nicht Accusativ, wie im Sprachschatz 4, S. 220 angenommen wird; vgl. zu D 16. auca bei Rayn. 2, p. 142 und Nachweisung bei Diez 1, S. 25, der das Wort gewiss richtig durch avica erklärt; er bemerkt zugleich dass dadurch das lateinische anser fast gänzlich aus dem romanischen Sprachgebiet sei verdrängt worden. Vergl. F 15 aucium. F 15. jumenta ist nicht der lateinische Pluralis, sondern der romanische, aus diesem gebildete Nomin. Fem., wie Diez 2, S. 19. 20 zeigt; er erscheint noch im Italiänischen und Portugiesischen: Rayn. 3, p. 595 hat jument. Statt marhe erwartet man hier marha: ich habe schon oben S. 15 [= S. 383] «vgl. Geschichte der deutschen Sprache S. 947. 950» bei Betrachtung der Vocale davon geredet. Übrigens gibt marhe den Sinn nur oberflächlich wieder 38
und ist erst bei dem folgenden equa genau: vielleicht sollte hier, da die Wiederholung auffällt, ein anderes Wort stehen. aucium eine Diminutivform, von welcher Diez 2, S. 279—280 spricht. Rayn. 2, p. 142 hat auco oison. iu scheint mir gleich o; vgl. zu F 9. Über die geminierte Diminution in censincli und hernach in hônchli ist Grammatik 3, S. 681 nachzusehen. F 16. pulli mit lateinischer Endigung aber mit romanischer Bedeutung, denn das lateinische pullus drückt bekanntlich allgemein ein junges Thier aus: bei Raynouard 4, S. 589 pol pola polhe polet: bei Ducange pulla gallina. F 17. puledro aus dem lateinischen poledrus (Diez 1, S. 34), gebildet wie die zu F 11 angeführten Wörter: ital. poledro. u statt o wie in scruva F 12. pulcins, nicht pulcini, wie im Sprachschatz 4, S. 958 steht, aus dem lateinischen pullicenus bei Lampridius mit gleicher Bedeutung: bei Rayn. 4, p. 590 polzi pouzi. hônchli, nicht hanchli, wie bei Eccard und im Sprach-

schatz 4, S. 958: die volle Form huaninchili in Haupts Zeitschrift 3, S. 464b, daselbst 5, S. 359a auch huonichin. F 18. puledra wie vorher puledro. Für fulihha hat der Sprachschatz 3, S. 476 dies einzige Beispiel: nach Grammatik 3, S. 335 ist es schlechte Schreibung für fulja. Auffallend und gewiss unrichtig ist in callus c statt g geschrieben, es folgt auch gleich galina. Das Pergament ist hier etwas abgeschabt, und durch das Reagens kam über dem c noch ein Strich hervor, der aber zu einem h zu gehören scheint. Vielleicht hatte der Abschreiber, dem schon hano im Sinn lag, hallus gesetzt, und jemand, dem das deutsche c im Anlaut natürlich war, besserte mit einem anderen Fehler. gallus zeigt noch die volle lateinische Form: bei Rayn. 4, p. 318 steht gal. « Pott lex Salica S. 161 ». F 19. animalia bei Rayn. 2, p. 89. 90 animal animals. galina, die romanische Form mit einfachem l, bei Rayn. 3, p. 418.

Ga 1. Auch bei Rayn. 4, p. 412 pao paho pau. Gb 1. camisa, die romanische Form, bei Rayn. 1, p. 302; über die lateinische camisia und die Verwandtschaft mit dem deutschen hemidi ist Diez 1, S. 10 nachzusehen. Von pheit hat der Sprachschatz 3, S. 327 keinen weiteren Beleg; das Wort ist
463 auch im Mittelhochdeutschen nicht häufig, ich finde es nur bei
39 Neidhart Ms. Hag. 3, 220a. Helmbrecht 677. Helbling 1, 670. 9, 119. Von dem übeln wîbe 662. Liedersaal II, 473, 11. Also bei Süddeutschen, wie es ja auch in Baiern (Schmeller 1, S. 325—326) noch im Gebrauch ist. pheitel kommt in Wiener Glossen vor, bei Enenkel (Haupt Zeitschrift 5, S. 279. 404) und in des mitteldeutschen Heinrichs von Freiberg Tristan 698. 5690. Über den Ursprung des Worts ist Grammatik 1², S. 397 nachzusehen. Gc 1. 2. implenus für impletus, wenn nicht plenus allein stehen sollte; ich finde die Glosse nicht in den Sprachschatz 3, S. 477 ff. eingetragen. Gb 2. pragas Nom. Sing. oder Pl. wie prôh (vgl. zu D 16), bei Rayn. 2, S. 247 der Sing. braia braga und der Pl. bragas, der natürlich, wie in dem lateinischen braccæ, das Hosenpaar bedeutet. Ga 3. In casa ist das auslautende a zweifelhaft und könnte auch für u gelten: dann aber müsste a gebessert werden. Das Wort findet sich bei Rayn. 2, p. 348. Gb 3. deoprôh Hüften-

kleid ist bekannt (Sprachschatz 3, S. 278), aber deurus verstehe ich nicht. * Vgl. Gesch. d. deutsch. Sprache S. 695 tubrycus. * [S. Nachtrag S. 3 und die Briefstellen]. G^{c} 3. 4. Bei Raynouard 4, p. 399 nur pala, mit dem Lateinischen gleichlautend, und der Plur. palas, der hier Singularis ist; vgl. zu D 16. Die volle Form von scûflà im Sprachschatz 6, S. 459 scûvalà. G^{a} 4. domo ist der romanische Nominativ, der auch anderwärts (zu D 19) nachgewiesen ist. Die gewöhnliche Form kadum ist Grammatik 2, S. 151 aufgestellt; der Sprachschatz 4, S. 175 hat nur noch aus den Glossen des Junius den Dat. Pl. kadamun. G^{b} 4. fasselas erkläre ich aus dem romanischen fassa facia, dem heutigen face (Rayn. 3, p. 285): facitergula ist gemeint, das, mit facitergium gleichbedeutend, bei Ducange vorkommt: das ital. fazzoletto hat schon Eccard angeführt. fanun ist nicht ganz deutlich geschrieben: Eccard hat faciun gelesen, und das behält der Sprachschatz 3, S. 733 bei: mir ist fanun wahrscheinlicher: der Schreiber wollte den falschen Zug gleich bessern. Dann lässt sich das Wort als Plur. von fano pannus betrachten. G^{a} 5. mansione der romanische Nominativ, der sich noch im Italiänischen zeigt, bei Roquefort 2, p. 137 manse; vergl. zu D 19. Wenn selidun nicht in selida zu bessern ist, so vermuthe ich, hat der Verfasser der deutschen Glosse mansione als den latein. obliquen Casus betrachtet und wollte in selidun setzen, 464
wie bei Kero reg. S. Bened. cap. 58 in cella in selidun vor- 40
kommt. G^{b} 5. wintingà kann der Nom. Pl. von dem Masc. winting Gürtel Band sein, aber auch wintinga der Nom. Pl. Fem.; ein Beispiel von letzterem führt der Sprachschatz 1, S. 760 an: dazu kommen noch andere, Schlettstädt. Glossen in Haupts Zeitschrift 5, S. 363 fasciola vindinga, und die Berliner Glossen (die Handschrift besass früher Tross) gewähren vinding fascia inde vindinga fasciola. Aber wie lässt sich das romanische windicas erklären? Ich sehe darin das deutsche Wort, dem nur das n der Ableitung ng fehlt und dem die romanische Endigung zugefügt ist. Es würde zu den zahlreichen Wörtern gehören, die durch die Deutschen hinüber kamen; Diez spricht davon 1, S. 49—57. G^{c} 5. 6. sappas Nominativ (zu D 16), wie es hàwà (hauwâ) ist: der Plur. müsste

hâwûn lauten. sappe bei Roquefort 2, p. 517 ist eine Axt mit langem Stiel, wovon das heutige sappeur stammt. G[a] 6. thalamus kommt bei Ducange nicht in der Bedeutung von Ehebett vor. G[b] 6. mufflas bei Ducange muffla muffula, französisch moufle: vgl. Sprachschatz 2, S. 710. Sumerlaten 50[a] muffula fûstlinc »vergl. Nyerup symb. p. 296«. Es kann der Sing. sein (zu D 16), aber auch der Plural: jenes ist wahrscheinlicher, denn von hantscôh müsste der Plur. hantschôhâ lauten; zwar eine spätere im Sprachschatz 6, S. 419 angeführte Glosse zeigt die neutrale Form, aber es fragt sich ob sie richtig ist »Glosse vatic. 8 anscô guanti«; vgl. zu G[b] 7. G[a] 7. stupâ, reichliche Beispiele von stuba bei Ducange: estuba bei Rayn. 3, p. 233. Im Altdeutschen selten, doch in den Wiesbader Glossen S. 161, bei Helbling 15, 239. Berthold in Wackernagels Lesebuch I, S. 662, 1. Heinzelein von Konstanz Minnelehre 2224 — 2225. Vgl. Sprachschatz 6, S. 615 und Schmeller 3, S. 605. »Oberdeutsch Gudrun 1008, 3. Lichtenstein 446, 19. Neidhart Ms. Hag. 3, 249[a]. 264[a]. 266[a]. 267[b]. 275[a]. 282[b]. 288[b]. 292[a]. 302[a]. Benecke 45, 4. Tanhauser Ms. Hag. 2, 96[b]. Hadlaub Ms. 2, 187[b]. 194[a]. 308[a]. Ulrich v. Winterstetten Ms. Hag. 1, 141[b]. Burghart v. Hohenvels Ms. Hag. 1, 201[a]. 206[a]. Liedersaal 1, 247. 29 (Schweiz). Berthold 260. 286. batstube Konr. v. Würzb. Ms. 2, 206[b]. der von Stubenberc Lichtenst. 66, 17. stübelin Kolocz. 150, 193. ein stubenleben Lieders. 2, 706, 416. der saz in sîner stuben sal Rüdiger der Hunthover Kolocz. 172, 575. 165, 292. 323«. G[b] 7. wanz bei Rayn. 3, p. 421 gan guan, das heutige gant. In dem Leben des heil. Columbans (Acta ord. S. Bened. 2, 15) heisst es »tegumenta manuum, quae Galli wantos vocant«: aber auch in althochdeutschen Glossen (Sprachschatz 6, S. 419) wanti hantschuohâ. Das flexivische z = s, das hier angefügt ist, kann bei dem Sing. und Plur. stehen. wans und mufflas unterscheiden sich, indem jenes den anschliessenden Überzug der Hand bedeutet, dieses
465 eine weite ermelartige Bedeckung des Armes, in welche man die
41 Hände steckte. hantscôh dient hier für beide Begriffe. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erscheint mouwe stûche für die Umhüllung; vgl. zu Athis S. 49. 50. [oben S. 268—271.] irhîn, was

von weichem weissgegerbtem Leder gemacht ist; vgl. Sprachsch. 1, S. 461. Grammatik 2, S. 177. Dieffenbach Wörterbuch von 1470, S. 18. Da das Adjectivum gerade unter hantscôh zu stehen kam, so hat man wohl eine Wiederholung des Substantivs nicht für nöthig gehalten. irhînê zeigt den Plur. an, aber dieser müsste irhîniu lauten, wenn man hantscôh als Plur. betrachten wollte; vgl. zu G^{b} 6. Ich glaube dass das hinter dem Wort stehende, wie es scheint, noch zugefügte Zeichen ein r ist, und dann wäre irhînêr regelmässig. G^{c} 7. 8. saccuras das lateinische securis; vgl. zu D 16. Auch achus kann nur der Sing. sein. G^{a} 8. pheral hat Eccard und das behält Graff im Sprachschatz 3, S. 347 bei: es ist phêsal zu lesen, das bekannte phîsal phiesal heizbares Gemach. Ebenso falsch lesen beide birle und erklären das Wort durch pyrale: was wirklich da steht, bisle, ist nichts anderes als jenes phîsal, nur in der seiner Quelle, dem lateinischen pisale (Sprachschatz 3, S. 352), näher liegenden Form; vgl. Schmeller 3, S. 324 [siehe Nachtrag S. 4]. G^{b} 8. Eccard liest uuaheir, Graff meint man könne auch uuahsir lesen; das Letztere ist allein richtig. Grammatik 1^{2}, S. 622 wird gesagt »wahsir (Glosse des dunkeln Worts uuasa?) scheint Plur. von wahs cera«, und Graff wiederholt das hernach im Sprachschatz 1, S. 690, ohne die Grammatik anzuführen. Sichtlich gehören uuasa und uuahsir zusammen, und da das Wort neben anderen Ausdrücken für Gefässe steht, so scheint es mir am natürlichsten einen aus dem lateinischen Pluralis gebildeten Sing. Fem. vasa darin zu sehen, dem französischen vase entsprechend, das ich bei Roquefort nur in der Bedeutung von Sarg finde; uu müsste hier für v stehen. Schwierigkeit macht die deutsche Erklärung wahsir: ich vermuthe, der Deutsche hat keinen Ausdruck, sah in vasa den lateinischen Pluralis und hängte dem Wort die deutsche Pluralform an (vgl. zu furnache G^{a} 12), oder es müsste aus vazzir verderbt sein: nur lässt sich diese Form weder im Althochdeutschen noch später im elften und zwölften Jahrhundert nachweisen, wiewohl sie heute gebräuchlich ist. G^{b} 9. dolea kommt als Plur. von dolium in lateinischen Inschriften vor, bildet aber hier als Femin. den romanischen Nominativ; vgl.

zu E 17. Auch in cava sehe ich ein romanisches Wort mit der Bedeutung von Fass, die zwar Rayn. 2, p. 365 nicht anführt, aber noch heute in cave Flaschenkeller, Behälter für Weinflaschen sich zeigt. Also zwei (im Sprachschatz 3, S. 87 übergangene) Wörter für denselben Begriff, dem das deutsche putin entspricht; vgl. cavella G^{b} 13. G^{c} 9. 10. manneiras und parta gehören zusammen; vgl. barta Sprachschatz 3, S. 212. Eccard hat schon manuaria (Belege bei Ducange) angeführt. Wegen des Sing. auf as vgl. die Anmerkung zu D 19. G^{a} 10. Der Haken hinter furn ist ein blosser Punkt, wie er G^{b} 11 hinter fôdarmaziu steht; wenn er us bedeuten sollte, müsste er wie G^{a} 6 hinter thalam gestaltet sein. Bei Rayn. 3, p. 370 steht forn. Eccard hat furni gelesen und Graff auch, denn er setzt im Sprachschatz 1, S. 176 ofan als Plur. an$_{2}$ der doch ofanâ lauten müsste; man wird das auslautende i hier niemals so geschrieben finden. Vgl. zu G^{a} 12 furnax. G^{b} 10. tunne, nicht tunna, wie Graff in den Sprachschatz 5, S. 431 eingetragen hat, obgleich bei Eccard schon das Richtige zu finden war, ist gleichbedeutend mit chôffa chuofa Kufe; vgl. tina G^{b} 14. Graff hat 4, S. 371 chôffa verkannt und als Acc. Plur. unter chopf gesetzt: er hätte aus chôffa fôdarmâziu in der nächsten Zeile schon seinen Irrthum einsehen können, oder aus chupf G^{b} 20. ydrias ist der alte Sing. (zu D 16), bei Rayn. 5, p. 578 ydria Wassertonne. G^{a} 11. caminus ital. cammino franz. cheminée. Es ist wohl ein besonderer Nebenbegriff damit verbunden, vielleicht eine Schmiedeesse gemeint, wofür das Wort im Lateinischen gebraucht wird. G^{b} 11. fôdermâzi »was einer Wagenlast an Umfang gleichkommt« hat W. Wackernagel zu einer Stelle aus dem zehnten Jahrhundert (Lesebuch I, 112, 4) richtig erklärt: Graff bringt es im Sprachschatz 3, S. 379 unter fôtar Futter. Wie in jener Stelle die Füsse eines Ebers fuodermâze genannt werden (als ein Beispiel von dem rhetorischen Satz »plus dicitur et minus intelligitur«), so ist auch hier eine grosse Kufe gemeint; ich finde das Wort noch in einer Stelle aus dem zwölften Jahrhundert, Dietleib 1634 man mohte fuodermæze lesen die phîle. Das voran gehende ticinne ist deutlich geschrieben, nicht so das darüber stehende Wort:

Eccard liest carica, und Graff (Sprachschatz 2, S. 903. 4, S. 371) folgt ihm. Allein ein solches a kommt in der Handschrift nicht 467
vor: ich halte es für ein x (* das x in der Urschrift deut- 11
licher *) und caricx für das romanische carc mit dem flexivischen s in der Bedeutung von Last (vgl. los carx de la guerra bei Rayn. 2, p. 335), dem deutschen fôdar entsprechend. ticinne weiss ich nicht zu erklären, wo nicht ein Fehler darin steckt: mir scheint daher die Vermuthung Eccards Beifall zu verdienen, wonach tina zu lesen ist, was im Lateinischen wie im Romanischen Tonne heisst und G^{b} 14 bei zwipar vorkommt: zumal wir diesen Begriff mit dem Wort verbinden müssen, welche Form es auch habe. G^{a} 12. furnax bei Rayn. 3, p. 370 fornatz fornas, ein Schmelzofen, denn das Romanische unterscheidet den Begriff von furnus (G^{a} 10) und fornax. Der Deutsche, der ofan eben zweimal angewendet hatte, bildete furnache, was sonst nicht erscheint (Sprachschatz 3, S. 696), und was ich wie G^{b} 8 wahsir beurtheile; das fremde Wort ist beibehalten und ihm eine deutsche Endigung angehängt. G^{b} 12. stantâ cupella, so viel als das heutige Ständer; vgl. Sprachschatz 6, S. 697. 698. Das voranstehende Wort liest Eccard sisireoh, Graff richtig sisireol; durch das Reagens ist der Haken am r noch etwas deutlicher hervorgetreten. Die Bedeutung ergibt sich klar aus dem Deutschen, aber ich kann das romanische Wort nicht nachweisen; doch vgl. zu G^{b} 15. 16 [S. Nachtrag S. 4]. G^{c} 12. 13. siciles, nicht die lateinische Form sicilis, die im Sprachschatz unrichtig gesetzt ist, sondern die romanische, welche späterhin noch das e wegwarf, wie pans für panis vorkommt; dass es der Sing. ist, zeigt auch sihhilâ. G^{a} 13. sagarâri halte ich, wie Graff im Sprachschatz 6, S. 151, für Sacrarium, Sakristei, Ort, wo die Heiligthümer eingeschlossen werden: in dieser Bedeutung kommt sagerære im zwölften und dreizehnten Jahrhundert vor, Litanei 2. Servatius 2480. 2537. Reinbots Georg 2652; vgl. goldene Schmiede XXXVII, 11. segradas (bei Graff unrichtig sagrados) ist eine romanische Form und zwar ein Sing. (zu D 16): ich finde aber bei Rayn. 5, p. 134 in dieser Bedeutung nur sagrier und sacrari. G^{b} 13. Zu cavella vgl. cavelet bei Rayn. 2, p. 365 und cava G^{b} 9.

Ga 14. Bei stabulu (im Sprachschatz 6, S. 674 nicht angemerkt) ist m abgeworfen, wie bei ginuolu E 15. caldaru Gb 21. argudu
189 H 4; vgl. Diez 2, S. 10. 11. So s in pannu Ga 22. laniu H 6
44 und us in vestid H 6. lini H 7. Gb 14. gerala, lateinisch gerula, italiän. gerla Tragkorb mit Handhaben, an welchen zwei tragen; vgl. Diez 2, S. 262. tina kleines Fass gilt hier wohl als romanisch, wie bei Rayn. 5, p. 362. Roquef. 2, p. 625; vgl. tinas H 13. Es ist lateinisch und steht auch bei Ducange. Der Sprachschatz 5, S. 429 betrachtet es als ein deutsches Wort, hat aber nur diesen Beleg. Ich finde später im Apollonius von Tyrland 16757 tinelîn: im Bremer Wörterbuch 5, S. 71 tine tineke Fässchen mit einem Deckel • Vocab. predicantium (Eychmann) tina kubel zober Dd IIIa: bei Adelung tiene und tine. Vgl. Gb 11 ticinne und Gb 14 zwipar Zuber. Gc 14. 15. seganса wird im Sprachschatz 6, S. 89 als Plur. angesetzt, aber falceas ist ein nach einem obliquen Casus von dem latein. falx gebildeter Nom. Sing.; vgl. zu D 16. Ga 15. pridias erklärt Eccard durch parietes, und das ist neben wantî sehr ansprechend, nur kann ich keinen Beleg im Romanischen finden, wiewohl es sicher eine romanische Form ist; auch der Übergang aus der dritten lateinischen Declination in die erste macht sonst keine Schwierigkeit (Diez 2, S. 15. 16). Nur ein Acc. Pl. ist es nicht, wie im Sprachschatz 1, S. 761 angenommen wird, sondern ein Nominativ; vgl. zu D 16. Gb 15. Nicht siccla, wie Eccard liest (das offene a kommt häufig in dieser Gestalt vor), sondern siala, bei Rayn. 5, p. 187 seilla selha Gefäss für Flüssigkeiten [S. Nachtrag S. 4]. einpar Eimer wird Grammatik 2, S. 954 durch eine Zusammensetzung als Wassergefäss mit einem Griff erklärt und die Erklärung von amphora zurückgewiesen, die Graff im Sprachschatz 3, S. 148—149 wieder aufnimmt; vgl. zu H 14. Ga 16. esilos Nom. Pl. (zu Gc 16) einer romanischen Form, die von dem lateinischen assis axis abzuleiten ist: bei Ducange findet sich sepes assiata Bretterwand; vgl. das franz. ais. Gb 16. sedella romanische Form von dem lateinischen situla. Das darüber stehende Wort, das Eccard sicleola liest und Graff auslässt, muss, glaube ich, sideola gelesen werden (ein ähnlich gebildetes d in scandula Ga 21) und scheint

nichts als eine andere Form von sedella zu sein. ampri wird in anderen Glossen (Sprachschatz 3, S. 149) eimberi geschrieben und durch urna erklärt: also ein kleineres bauchiges Gefäss. G^{c} 16. 17. taradros ist wohl tarabros zu bessern und ist ein romanischer Plur. vom latein. terebrum (bei Späteren), gebildet wie scalpros G^{e} 18. napûgêrâ Plur. von nabugêr; vgl. Sprachschatz 4, S. 225. G^{a} 17. mediran aus dem lateinischen materia in der Bedeutung von Bauholz, zimbar: bei Rayn. 3, p. 168 mairam, Roquef. 2, p. 164 meirain, der es wie Eccard von materiamen (bei Ducange) ableitet, doch ohne Noth, da die romanische Sprache den Nom. auch aus dem Acc. bilden kann. • Pott lex sal. S. 163 •. G^{b} 17. sestar dem lateinischen sextarius noch näher als sestier bei Rayn. 5, p. 215. Althochdeutsch ausser schtari auch sextari (Sprachschatz 6, S. 151. 153) und in den Wiesbader Glossen 143 stestere. G^{a} 18. pis erkläre ich durch das romanische pics (Rayn. 4, p. 434. Roquefort 2, p. 348), was dem deutschen first (Sprachschatz 3, S. 698) genau entspricht. G^{b} 18. calice der romanische Nomin. von calix, der noch im Französischen gebraucht wird: Rayn. 2, p. 294 hat calitz. Graff, der eine lateinische Endigung darin sah, hat daher stechal im Sprachschatz 6, S. 637 unrichtig als Dativ angesetzt. G^{c} 18. 19. scalpros romanischer Plur. von dem latein. scalprum, gebildet wie G^{c} 16 tarabros. scraotisran ist freilich in scraotisarn zu bessern, doch hätte Graff im Sprachschatz 1, S. 490 die Lesart der Handschrift, wie sonst geschieht, eintragen sollen. •Graff hat aus Wn. 460 (12. Jahrh.) scraotisran. Gesch. d. deutsch. Sprache S. 10 •. G^{a} 19. trapes aus der alterthümlichen latein. Volkssprache, auch Ennius hat trabes für trabs: bei Roquefort 2,, p. 641 trab. Von p für b war bei parba E 5 die Rede. capretta, nicht capraeta wie bei Eccard steht. Die ganze Glosse fehlt im Sprachschatz 3, S. 290. G^{b} 19. Hier das einzige Beispiel von hnapf, das der Sprachschatz 4, S. 1130. 1131 anzuführen hat; in den übrigen fällt das h weg, das aber im Angelsächsischen erscheint. Deshalb wird dort die Meinung geäussert, h bezeichne hier nur eine mundartliche Aspiration. W. Wackernagel im Glossar zum Lesebuch leitet das Wort von nipfen nippen ab. Von dem

altfranzösischen hanap gibt Roquefort mehrere Formen, aber darunter kein hnap, wie im Sprachschatz angenommen wird. Bei Raynouard kann ich das Wort nicht finden. G[a] 20. capriuns bei Rayn. 2, p. 283 cabrion, das heutige chevron Dachsparre. Obgleich Eccard schon richtig gelesen hatte, so ist im Sprachschatz 2, S. 495 doch caprinus gesetzt, was freilich ein Fragezeichen nöthig machte. råfûn (denn das über-
470 geschriebene u zeigt den langen Vocal an) verlangt als Plur.
46 den Sing. råfâ Fem., wofür noch andere im Sprachschatz angeführten Glossen sprechen. G[b] 20. cuppa bei Rayn. 2, p. 525 cupa. In den Glossen des Hrab. Maurus nur noch cuph (Sprachschatz 4, S. 371), sonst kopf. • kuba Sprachschatz 4, S. 355, doch ohne Beleg. Nach der Vita S. Columbani c. 27 hiess in Schwaben ein Gefäss, das zwanzig Eimer enthielt, cupa. • G[b] 20. 21. planas romanischer Nom. Sing. zu (D 16). Im Sprachschatz 6, S. 406 ist doppelt unrichtig paumscapa planas als Acc. Plur. eingetragen: es steht paumscapo⁄ da. Der Querstrich ist zufällig und ohne Bedeutung. G[a] 21. scandula kommt bei Plinius vor und erscheint in dem französischen échandole Diez 2, S. 262. Bei skintalâ ist der Strich über i, der in der Handschrift sich zeigt, ohne Bedeutung. G[b] 21. caldaru (fehlt im Sprachschatz 4, S. 537) aus dem lateinischen caldarium mit abgeworfenem m; vgl. zu stabulu G[a] 14. G[a] 22. Bei pannu (im Sprachschatz 2, S. 156 nur pannus) ist s abgefallen; vgl. Diez 2, S. 10 und die Anmerkung zu G[a] 14. Es bildet den Übergang zu pan bei Rayn. 4, p. 408 und steht dem deutschen fano näher, wiewohl, dem Sinn nach richtiger, hier labhan übersetzt ist. G[b] 22. Im Sprachschatz 4, S. 537 ist ungenau chezzi eingetragen und caldarora übergangen. Ich weiss die romanische Form des Worts nicht zu erklären, wenn es nicht für caldarola caldarula steht; vgl. Diez 2, S. 264. G[c] 22. 23. liones für ligones (Sprachschatz 6, p. 89) nach der romanischen Aussprache, die das g oft wegfallen lässt; vgl. Diez 1, S. 215. Übrigens kann liones ebenso wie seh der Sing. sein. G[a] 24. tunica hat auch Rayn. 5, p. 439. seia für Roquefort 2, p. 532 seie soie. tunihhâ war also schon in das

Deutsche eingeführt: dies Beispiel wird aber das älteste sein unter denen, die im Sprachschatz 5, S. 431 — 443 vorkommen. G[b] 24. crimailas sollte durch das übergeschriebene ra in cramailas gebessert werden: es ist das heutige crémaillère Haken, an welchem der Kessel über dem Feuer hängt, bei Ducange cramaculus, in den altdeutschen Glossen cramacula, bei Roquefort 1, p. 316 cramal cramelie. hahla ist im Sprachschatz 4, S. 772 als Sing. Fem. angemerkt, aber Graff fragt, ob hahala nicht Plur. von einem Mascul. hahal sein könne: wirklich haben die Schlettstädter Glossen (Haupts Zeitschrift 5, p. 362) cramacula hahal; das romanische cramailas könnte beides sein (zu D 16). G[c] 24. fomeras, nicht fameras (der zweite Strich am o ist gegen die Handschrift in der Abbildung ein wenig gekrümmt), von dem latein. vomer, bei Rayn. 5, p. 571 vomier. 471
Es ist ein roman. Nom. Sing. (zu D 16), wie sich aus waganso 47
(uuganso ist nur Schreibfehler) ergibt. Graff hat im Sprachschatz 1, S. 667 dieses Wort richtig als Nom. Sing. angeführt, aber ohne das Romanische. G[c] 25. martel bei Rayn. 4, p. 161. Roquefort 2, p. 148; vgl. zu H 1.

H 1. mallei, die lateinische Form, gleich vorher (G[c] 25) die romanische. Der Plur. steht hier, weil zwei deutsche Benennungen angeführt werden: diesen Beleg von slaga finde ich im Sprachschatz 6, S. 773 nicht eingetragen, nur 4, S. 954 hamar als Pluralis, doch mit der Vermuthung, dass es der Sing. sei. forcipa romanische Form, Rayn. 3, p. 373 hat force: sie ist im Sprachschatz 5, p. 679 bei zanga nicht angemerkt. In lateinischen Inschriften kommt furcepem für forceps vor (Diez 2, S. 12). *H 1. 2. und I, 7. anti zeigt die älteste* Form des achten Jahrhunderts (Sprachschatz 1, S. 361). H 2. picherir Bienenkörbe vom Sing. bikar bîakar, wohin im Sprachschatz 4, S. 463 das Wort richtig gestellt ist; Rayn. 2, p. 12. 6, p. 1 und Roquefort haben apier apiarium, und das ist in deapir (so lese ich statt deapis) gewiss enthalten, aber ich weiss nicht warum de vorgesetzt und ob es richtig ist. siluvarias Nom. Plur., eine romanische Form, die ich nicht nachweisen kann, steht, glaube ich, für das lateinische silvestres und gehört zu deapir; vgl.

zu D 16 [s. Nachtrag S. 4]. folliu (in den Sprachsch. 3, S. 480 nicht eingetragen) gehört zu flascâ*). putiela latein. buticula butilla bei Roquefort boutaille. Merkenswerth dass hier cl noch nicht in lh, wie im Provenzalischen, oder in ll, wie im Französischen, übergegangen ist; vgl. Diez 1, S. 210 [s. Nachtrag S. 4]. H 3. mandacaril, vgl. Rayn. 4, p. 147 mandachura mangerie, wird wohl wie môs die Speise selbst bezeichnen. va der Imperativ von vadere; vgl. Diez 2, S. 122. 171. Rayn. 5, p. 471 und zu H 4. canc ist in den Sprachschatz 4, S. 68 nicht eingetragen. H 3. 4. fac iterum lateinische Formen wie bei dem folgenden citius. sniumo (fehlt im Sprachschatz 6, S. 848) ist nicht genau, es müsste sniumor da stehen. H 4. Graff stellt im Sprachschatz 1, S. 231 auf »iili? vivaziu« ohne Erklärung: er scheint iili als Substantiv zu betrachten. îli ist der regelmässige Impe-
472 rativ von îlan eilen**). • Ebenso erklärt in Jacobs Abhandlung
48 über Diphthonge S. 46 Anm. Ich habe es unabhängig gefunden •. vivaz, das heutige vivace, dem latein. vivax entsprechend, kommt als Adverbium bei Rayn. 5, p. 557 vor in der Bedeutung von vite vitement. Das folgende abgetrennte iu weiss ich nicht zu erklären: ich glaube, es muss vai gebessert werden, die andere Form von dem in der vorigen Zeile bemerkten Imperativ va, so dass îli als richtige Übersetzung erscheint. Bei Raynouard findet sich auch die Redensart viatz ve e viatz vai. argudu wird im Sprachschatz zweimal 6, S. 533 und 537 ohne Berechtigung argudū angesetzt und actutum mit einem Fragezeichen daneben einklammert. Wie sollte aber ein so seltenes Wort hier wieder auftauchen? Ducange führt (unter canis argutorius) die Glosse argutus velox an: hier sehe ich das Adverbium mit weggefallenem m, wovon scêro (sciero) die richtige Übersetzung ist. H 4. 5. moi modius bei Roquefort 2, p. 198. 216 moiee moye. quanta moi ist doch wohl de

*) [P. 47 scheint folliu nicht recht verstanden. Es ist der Plur. des Subst. foll, welches poculum bedeutet und dem alts. ful oder fulli entspricht (Gramm. 3, S. 457 unten). Dieses Wortes Verwandtschaft mit fol plenus ist noch unsicher. Jacob Grimm.]

**) [Zu îli vgl. meine Abh. über Diphth. S. 46, wo auch diese Glosse angeführt ist. Jacob Grimm.]

Nominativ und quanta könnte man als lateinisch ansehen, denn die romanische Form lautet bei Rayn. 4, p. 4 quant quans, wiewohl er auch den Plur. Fem. quantas hat, was den Sing. quanta voraussetzt: aber wie ist in manage mutte zu nehmen? mutte ist nicht der Sing., der, wie wir aus der vorhergehenden Zeile sehen, mutti lautet: es muss der Plur. sein und für muttâ Nom. Pl. Masc. der zweiten Declination stehen mit abgeschwächtem Flexionsvocal. • der mutte Eracl. 3242 Apollon. 1137. • [Siehe Nachtrag S. 4.]. Ein Neutrum, das im Sprachschatz 2, S. 700 angesetzt wird, kann mutti nicht sein, das beweist das dabei stehende Adjectiv. Sodann, glaube ich, ist weo managê zu lesen (Belege im Sprachschatz 2, S. 785). Die ganze Glosse hat bei Graff 2, S. 700 ein trauriges Schicksal gehabt: mutti, wie deutlich da steht, ist als mutte eingetragen, das romanische moi aber als das romanische persönliche Pronomen betrachtet: denn das folgende quanta moi ist als quant a moi und das deutsche als in mana gemutte abgetheilt: auf welche Weise freilich alles völlig unverständlich geworden ist. H 5. sim, aus dem lateinischen semis, bei Rayn. 5, p. 188 sem; vgl. daselbst semar berauben, simare verstümmeln bei Ducange und Diez 1, S. 34. In der ursprünglichen Bedeutung erscheint es nur hier. In den Sprachschatz 4, S. 890 ist halp ohne das romanische Wort eingetragen. H 5. 6. aia noch näher mit dem lateinischen eja übereinstimmend: Rayn. 2, p. 37 gewährt 473
nur ai hay. tutti Plur. gilt noch heute im Italiänischen, bei 49
Rayn. 5, p. 390 tut. H 6. Über die Interjection wela ist Grammatik 3, S. 292. 301 nachzusehen. vestid (nochmals in der folgenden Zeile) ist das latein. vestitus mit abgeworfenem us (Diez 2, S. 10); vgl. Rayn. 5, p. 529 vestidura. Im Sprachschatz 1, S. 741 ist die romanische Form vergessen. laniu hat von dem lateinischen laneus das s abgeworfen und e in i verwandelt (vgl. H 7 lini und G 22 pannu): es ist das Adjectiv zu dem folgenden vestid. Der Sprachschatz 1, S. 795 schreibt in jeder Hinsicht fehlerhaft lanius vestis. Bei wullînaz wird natürlich cawâti verstanden, wie bei dem folgenden liniuaz. H 7. Bei lini ist us von dem latein. lineus abgefallen und e in i verwandelt; vgl. H 6 laniu und vestid. Die Bedeutung

von sapan ist bekannt, zartes Linnenzeug. Ihr entspricht tramolol (nicht tramololi, wie Eccard und Graff im Sprachschatz 6, S. 67 lesen: was sie für ein i ansehen, ist nichts als der Punkt), abzuleiten von dem lateinischen trama, was auch Spinnegeweb heisst • Pott lex Salica S. 165 •; zu vergleichen ist tremaille bei Roquefort 2, p. 649: das italiänische tramaglio hat schon Eccard bemerkt. Die Ableitung ol behandelt Diez 2, S. 261. H 8. Das lateinische vellus läutet bei Rayn. 5, p. 480 vell: er hat aber nur einen Beleg, mehrere für ein Adj. velut; das heutige velours gehört hierher. Von willus flies hat der Sprachschatz 1, S. 795 ein zweites Beispiel; in der Grammatik 2, S. 273 — 274 finde ich das Wort nicht unter den wenigen Ableitungen auf us angeführt. campa bei Rayn. 2, p. 298 camba, das heutige jambe. Diez leitet Wort von dem deutschen hamma ab; vgl. Sprachschatz 4, S. 945 — 946. H 9. 10. ponderosus, hier gleichbedeutend mit herniosus, zeigt noch die lateinische Endigung: bei Rayn. 4, p. 498 ponderos, bei Roquefort 2, p. 374 ponderous; vgl. Sprachschatz 4, S. 848, wo durch einen Druckfehler O statt C steht, was sonst die Glossae Cassellanae bezeichnet, und Haupts Zeitschrift 5, S. 351ᵇ. H 10. In albios oculus müssen wir ein dem deutschen staraplintêr entsprechendes Adjectivum suchen. Graff im Sprachschatz 6, S. 701 vermuthet aveugle, auf welches schon Eccard verwiesen hatte. aveugle leitet Menage ab von abocellus cæcus
474 (Beispiele bei Ducange, auch die Form avoculus), aber Eccard
50 lässt dieses wiederum von albioculus abstammen, weil dem Starblinden der Augenstern fehlt und das Auge weiss erscheint. Diese Erklärung scheint mir gut, auch lässt sich noch aus Ducange eine Stelle dazu anführen, amisit visum quod nihil videbat erantque oculi eius albicati. Demnach wäre hier albioculus anzunehmen. H 11. pp statt bb in gyppus ist zu E 5 angemerkt. Das lateinische Adjectiv gibbus lautet bei Rayn. 3, p. 466 gibos, bei Roquefort 1, p. 686 gibout; vgl. Sprachschatz 4, S. 838. H 12. lippus bei Rayn. 4, p. 79 lippos. Zu prehanpráwêr vgl. Sprachschatz 3, S. 282. 316 und prahanougi glaucoma 1, S. 123. lippus wird also hier der sein, dem es vor den Wimpern schimmert und der deshalb nicht sehen

kann: der Vocabularius optimus erklärt es III, S. 31 durch fluzôugic und hat auch XXXVI, S. 33 ougefluz lippitudo. Passional 373, 75. Lohengrin S. 34. 157 daz ougenbrehen der glänzende leuchtende Blick der Augen. Heinrich von Breslau MS. 1, 3ᵇ ougebrehender klê. lippus wird anderwärts durch plehenougêr übersetzt (Sprachschatz 1, S. 123. Nyerup symb. 384), dem als Starblinden die Augen glänzen, der Glasäugige. H 13. Ein romanisches claudos darf man voraussetzen, da das Verbum claudiquar bei Rayn. 2, p. 412 und claudaine claudication bei Roquefort 1, p. 264 vorkommen. tumpêr in der Bedeutung von Brutus, dem, wie einem Thier, die Sprache versagt ist: so auch im Lied auf den heiligen Georg 19 den tumben dhet er sprekenten. tinas mit dem romanischen s (zu D 16), oben Gᵇ 14 tina. H 14. Auch situlas, das latein. situla, beurtheile ich wie tinas (zu D 16). Schon Gᵇ 15 und 16 kam siala und sedella vor und war von einpar die Rede; hier betrachtet der Sprachschatz 3, S. 149 einpar als Acc. Plur. gulvium, bei Ducange gulbium, ein eisernes Geräth zum Hacken und Aushöhlen. nôila ist im Sprachschatz 4, S. 1126 mit Recht zu nuoil Säge Hobel gestellt. *nuila Dronke gl. Fuld. 20*. mih könnte die romanische Form mi sein, die nur das h noch nicht abgeworfen hat; vgl. Diez 2, S. 81. 84. 85: aber ich glaube, es ist ein Schreibfehler für das latein. mihi. mir liest Eccard fälschlich mr. [S. Nachtrag S. 4.] H 16. 17. wanna für hwannân oder hwanana; vgl. Grammatik 3, S. 185. Sprachschatz 4, S. 1205. *H 18. Vgl. Gesch. d. deutsch. Sprache 968. Pfeiffers Germania 1, S. 485.* H 19. Dass sindôs in sindôt müsse gebessert werden, meint Graff im Sprachschatz 6, S. 234: dass vielmehr pergite in pergis zu ändern sei, macht quimis wahrscheinlicher. H 20. quâmum für quâmumês zeigt sich schon in den frühesten Denkmälern (Grammatik 1², S. 856). Ebenso steht H 22 sôhtum, aber beim Präsens I, 4 firnemamês. H 21. l. quæsistis. H 23. 24. 25. wârun entspricht nicht dem lateinischen fuit: es wäre demnach was zu lesen, und durfti müsste, dem lateinischen necessitas entsprechend, als Sing. betrachtet werden, wie es auch in dem Sprachschatz 5, S. 210 erscheint. Allein durfti kann auch der Plur. sein, und

475
51

der deutsche Satz waz wârun durfti ist an sich richtig, ja er kommt anderwärts mehrmals vor (Sprachschatz 5, S. 211). Zu dem Plur. passt dann auch managô und fällt weg als beispiellose Form für multum, wie es im Sprachschatz 2, S. 761 aufgeführt wird. Aber necessitas ist falsch, es muss necesse stehen, wie vorher Zeile 22, wodurch multum gerechtfertigt wird. Auch Zeile 25 ist wohl necesse zu bessern, zumal durft hier, wie gewöhnlich, adjectivische Bedeutung hat.

I 1. 2. Statt intellexisti ist intellegis (wie hier geschrieben wird) zu lesen. • Haupt Zeitschr. 4, S. 472. • firnemis ist offenbar eine Änderung, die jemand ohne Grund hinzugefügt hat, denn die Partikel lautet hier fir. Nach non ego ist intellego zu verstehen. ni ih bei Otfried nih (Sprachschatz 2, S. 970). I 4. intellegimus muss vor firnemanês gelesen werden. I 5. Vor ih avar stand erst ergo, ist aber in et ego gebessert. I 6. Statt remanda ist remando zu setzen, denn es gehört zu dem vorhergehenden et ego. I 8. wanta ni kann ich im Sprachschatz 2, S. 970 und 4, S. 1206, wo es hin gehört, nicht finden, und wahrscheinlich ist es übersehen. Graff hat nur einen Beleg von hwanta aus den Fragm. theot. 6, 16 in der Bedeutung von quare: er fügt die Bemerkung hinzu, dass sich diese Bedeutung sonst nicht zeige; vgl. Grammatik 3, S. 183. Das nach tôis folgende siep ist ungültig als halb gelöschter Anfang der folgenden Zeile. I 12. Man kann nicht etwa sapientis lesen, es steht deutlich sapienti sunt. Wenn auch
476 Zeile 10 sapiens vorkommt, so braucht man doch hier keinen
m Schreibfehler anzunehmen, sondern es ist schülerhafte Unwissenheit. I 13. sapientia steht nicht da, wie man aus Eccard und dem Sprachschatz 6, S. 322 schliessen sollte. Ich vermuthe, der Abschreiber, der den Zusammenhang der Zeilen nicht einsah, hatte das Adjectivum im Sinn, von welchem in der vorangehenden Zeile der Plur. sapienti angenommen war: dem sollte spâhê entsprechen; wirklich lautet auch Zeile 16 das Substantivum spâhi. I 14. walhum (Walahum) kann der Form nach nichts anderes sein als der Dat. Plur. von Walah Romanus; vgl. Sprachschatz 1, S. 841 — 842. Grammatik 3, S. 420. In Walhum bei den Wälschen ist dem Sinn nach so

viel als in Romana. I 15. stultitia und sapientia statt stultitiæ und sapientiæ ist Unwissenheit, wie oben Zeile 12 sapienti. I 16. 17. Über die Form wēltun wēltôs, die nur noch in den Fragm. theot. erscheint, ist Gramm. 1², S. 885 nachzusehen. I 17. de temetipsum mit einem Sprachfehler; vgl. zu I 19. pî dih selpan finde ich in den Sprachschatz weder bei bî 3, S. 10 noch bei Selb 6, S. 200 und 211—212, wo es jedes Mal hin gehört, eingetragen. I 19. simplun nicht simplum, wie im Sprachschatz 6, S. 26 angenommen wird. de me ipsum wie I 17 de temetipsum. I 19. 20. Bei bonū ist der erste Strich des u in der Abbildung etwas mehr gekrümmt als in der Handschrift: an bonā darf man daher nicht denken. upilê kann nur der Plur. Masc. sein, mithin enthält das latein. malas einen Fehler. I 20. côtiu kann, da nach dem Sprachschatz 4, S. 155 der Sing. Femin. nur in der schwachen Form oder unflectiert erscheint, bloss als Plur. Neutr. stehen, und so ist es auch in den Sprachschatz 1, S. 157 eingetragen. Mithin ist bonas wiederum fehlerhaft wie das vorhergehende malas; ich vermuthe, es fehlt discernere untarsceidan, und der vollständige Satz, richtig abgefasst, wäre gewesen côt ist untarsceidan upiliu anti côtiu.

ÜBER DIE BEDEUTUNG DER DEUTSCHEN FINGERNAMEN.

In den Anmerkungen zu den Casseler Glossen E 15. 16 habe ich die deutschen Fingernamen aus den verschiedenen Zeiten, soweit ich dazu gelangen konnte, zusammengestellt und will hier eine Untersuchung über die Bedeutung dieser Namen anknüpfen; leicht möchten Gedanken und Begriffe der ältesten Zeit darin ihre Spur hinterlassen haben. Ich beschränke mich auf die germanischen Stämme und berücksichtige andere, zumal fern liegende Sprachen nur so weit als sie zur Erläuterung beitragen: ich kann dies um so eher als eine eben (1847) erschienene Schrift von Pott über die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile einen Anhang über Fingernamen enthält, der auf diesem langen Weg eine gute Strecke zurücklegt; meine Arbeit war schon zu Ende geführt, als das gelehrte Buch mir zukam. Näher meinem

477
53

Zweck lag Echtermeyers Programm über Namen und symbolische Bedeutung der Finger bei den Griechen und Römern (Halle 1835), das aber bei dem Mittelfinger abbricht. Die Bedeutung der ganzen Hand fordert eine besondere Untersuchung, ich halte mich daher streng an meine Aufgabe *).

1. dûmo **) zeigt sich bei allen deutschen Sprachstämmen, und es ist wohl nur zufällig, wenn das Wort in den erhaltenen gothischen Denkmälern nicht vorkommt. dûmo hat selten einen anderen Namen neben sich und heisst niemals der erste Finger, auch nicht in der lex salica und lex Rotharis, welche doch die übrigen mit der Zahl bezeichnen: sie gebrauchen, wie alle lateinisch abgefassten Gesetze der alten Deutschen, pollex, nur dass die lex salica in dem alten Text 29, 3 (Recht der salischen Franken von Waitz 1846) nach einigen Handschriften policare oder pollicaris sagt. dûmo ist von dunkler Herkunft, Graff will es im Sprachschatz 5, S. 117 von dûhjan premere ableiten; das griechische ἀντίχειρ, d. h. der von den übrigen Fingern abstehende, liegt fern, ebenso das lateinische pollex, man mag nun die Abstammung von pollere annehmen, die wenigstens einen guten Sinn gewährt, oder die von pollicere, die mir erzwungen

*) • Über die Finger im Allgemeinen: wie sunne und mâne, gestirne stê? wie wac erden umberinge? wie diz halten gotes vinger dri, wisheit gewalt barmunge, dort obene und hie under? Meisner Mgb. 40ᵃ. Ave Maria Ms. Hag. 3, 341ᵃ. dine vingersterke halt uns vaste nû sêre in risen wise. Neidhart Ms. Hag. 3, 272ᵃ daz sin vinger wære gesnellet da man schimpfen sol. Ms. Hag. 3, 289ᵇ. susâ! wie die vinger mûezen springen ûf der strâzen über al als die hôuweschrecken in dem gras. Parz. 298, 26 het ab ir ein vinger dort verlorn, dâ wâgte ich gegen min houbet. Neidh. Ben. S. 321 die vinger mûezen sin verlorn dâ mit er gezerret hât der schedelichen zar. S. 353 darnâch si die vinger kiuwen. S. 350 dâ hât manec hendel sine vinger zuo gerüeret. •

**) • Ms. Hag. 3, 289. Neidh. Hiltebolt-verstal im einen slac, daz sin ort den klingeriemen im versneit und der dûme selbe vünfter ûf der erden lac d. h. die ganze Hand. giltet daz pfenwert den rehten dûmen unde daz schilline wert die hant. Schwabenspiegel 173, 6. Wie oft hast du mir nicht gesagt, du woltest den rechten Daumen geben, wenn ich keinen Kreuzer hätte, Jeremias Gotthelf, Erzählungen und Bilder aus der Schweiz 1, S. 120. Irisch ardog, ordog pollex bedeutet den pflügenden Finger, weil der Daume den Pflug fasst, und stammt aus den Ackerbaulehen. Gesch. d. deutsch. Sprache S. 44. man zellet alsô, sô sin sehzic wirt, so legt man den dûmen in die lenken hant: sô drückent in die andern vinger alle samt. Ziemann Wb. S. 679. •

scheint; vgl. Echtermeyer S. VIII. Lauter Anzeigen von dem hohen Alter des deutschen Worts. Der Daumen hat in den alten Gesetzen den höchsten Werth, die ohne Ausnahme für ihn die höchste Busse bestimmen. Bei den Angelsachsen nach Alfreds Recht 40, 17—21 betrug sie dreissig Schillinge, und für den Goldfinger, der nach ihm am meisten galt, nur siebenzehn: in den altschwedischen, wie in den Gesetzen Wilhelms 478
des Eroberers (Schmid S. 178) macht sie den Werth von der 54
Hälfte der ganzen Hand aus; vgl. Wilda Strafrecht der Germanen 1, 767—768. Der Dichter der Genesis nennt ihn den dicksten und nützlichsten, Melber den starken und dicken, die Mecklenburger Mundart den Dickbauch: dass in ihm die Hauptkraft der Hand liege, wird noch auf verschiedene Weise angedeutet. Das Passional 326, 73 erzählt von dem Evangelisten Marcus, er habe in Demuth sich den Daumen abgehauen, um unfähig zum Priesteramt zu werden. Eraclius 3723—3726 mir troumde nâch mitter naht ich læge in grôzer unmaht, wie mir der dûme swære unde der nagel abe wære. In Türheims Wilhelm Casseler Handschrift Bl. 34ª. 34ᵇ heisst es von dem riesenhaften Rennewart: dicker ist ime ein dûme danne betalle mir mîn hant. Ohne ihn kann die Hand nichts fest packen: ein alter Dichter sagt (Ms. 2, 57ª) wil sich einer in dem hanfe niht sûmen, der bedarf zer rehten hant des dûmen. Bei den Dänen bezeichnet tomme ohne Zusatz immer ein Mass. Die dûmelle, nordisch thumalalin, fängt bei der Spitze des Daumens an und geht bis zum Ellenbogen, nach Schmeller 1, S. 370 beträgt sie nur die Länge eines halben Ellenbogens. Sie muss im nördlichen wie im südlichen Deutschland im Gebrauch gewesen sein: ihrer geschieht öfter Erwähnung, die Stellen im Sachsenspiegel hat Homeyer S. 304 zusammengestellt, • Schwabensp. 45, 3. 150, 5•, vgl. Enenkel in Karl Roths Dichtungen des Mittelalters 92, 43. Altdeutsche Blätter 2, S. 151. Liedersaal 1, S. 378. Apollonius 19183. • hat er nit siben daumen lang, so ist er zu einem eeman zu krank. Fastnachtspiegel 318, 17.• Wichtiger für uns ist die Wahrnehmung, dass man dem Daumen auch geheime Kräfte beilegte. Ein Gedicht von Frauenlob ertheilt den Fürsten den Rath habt in den dûmen in der hant,

das heisst nicht, wie Ettmüller S. 349 erklärt, »macht eine Faust, seid strenge«, sondern »leistet einander Beistand, seid einander gewogen, sichert euch Glück«. »Ich bestreich mich all morgen mit eim daumen das mich kein poser wint an we. Fastnachtspiegel 274, 28.« Man pflegt, wenn man bei einem Spiel sein Glück versuchen will, wie ich in Hessen und den Maingegenden selbst gehört habe *), einem anderen, den man sich geneigt glaubt, häufig Kindern, die noch unschuldig sind und die ja auch die Lose aus dem Glücksrad holen müssen, eifrig zuzurufen: halt mir (zu meinem Vortheil) den Daumen: dann steckt der freundlich Gesinnte den eigenen Daumen unter die anderen vier Finger und drückt sie fest zusammen. »Burkart von Hohenvels Ms. 1, 88ᵇ. nû sint doch gedanke frî, daz die nieman überwindet. ich hân funden mir ein spil. daz (des Ms. Hag. 1, 208ᵃ) mir minen vinger bindet, sô wünsch ich doch swaz ich wil. Gottfr. Tristan 275, 22 – 25. ein kleinez snüerelîn von wizen berlîn ingetragen, dâ hæte die schœne in geslagen ir dûmen von der linken hant.« Stieler führt S. 283 dasselbe Sprichwort an, einem den Daumen halten und übersetzt favere alicui, adjuvare aliquem, und Schmeller (1, S. 370) gibt noch eine deutlichere Fassung »halt'n dame fest dass i e glück hab«, halt mir den Daumen dass ich ein Glück habe. »Man spricht auch nur den Wunsch aus, ohne dass der Daumen wirklich gehalten wird.« Die alte Sitte des
479 Schrenkens der Daumen, von der Haltaus S. 220 spricht, und
55 die statt fand, wenn Freunde sich zum neuen Jahr Glück wünschten, war ohne Zweifel dasselbe. »Wenn zwei sich über etwas vereinigen, eine Verabredung treffen, so berühren sich beide mit dem Daumen oder stossen ihn gegen einander. Zuweilen schlägt ein anderer durch die Daumen. So in Pommern nach Homeyers mündlicher Äusserung. Wurst wider Wurst, eine wahre Geschichte erzählt von Jeremias Gotthelf im Volkskalender von Karl Steffens 1847 S. 52: »Wir müssen sagen dass .... alle

*) »Auch in Pommern Homeyer mündlich. Um die Wirkung recht kräftig zu machen, hält man mit jeder Hand den Daumen fest, um dem Abwesenden, der um den Beistand gebeten hat, in dem Augenblick der Entscheidung den günstigen Ausschlag zu sichern. Frl. Dedekind aus Braunschweig 1850.«

Männer verblüfft waren. Der Daumen fiel ihnen in die Hand. Aber das ist bekannt, dass dem welchem der Daumen in die Hand, doch nicht immer das rechte Wort in den Mund fällt«. Übrigens ist manchmal die Gebärde insoweit verschieden dass der, welcher Glück sucht, den eigenen Daumen ausstreckt und von dem Freunde fassen lässt, was auf einem anderen Verständnis des Sprichworts beruhen mag. Wenn aber Orgeluse zu Gawan im Parzival 599, 8 höhnisch sagt: lât iu den vinger ziehen « Pfälz. Hs. 341, Bl. 75 (2^b) den krumben vinger recke«, so soll das heissen »lasst euch erst den Finger gerad ziehen«, ehe ihr in den Kampf geht. Verwandt ist eine andere, zumal unter den Völkern romanischer Abkunft verbreitete Redensart, einem die feige weisen (« Ms. Hag. 3, 466^b swenn ieglich man sins herzen liep mit sange zieret, wæn ich sam si bietent mir die vîgen «), welche neuerdings in der Übersetzung des Pentamerone von Franz Liebrecht 2, S. 266—276 ausführlich ist erläutert worden, und worüber schon Echtermeyer S. 37. 38 manches Belehrende beigebracht hat. Die Gebärde ist verschieden, denn man lässt dabei die zwischen den Zeige- und Mittelfinger vorgestreckte Spitze des Daumens sehen, während dieser hier, von den vier Fingern völlig bedeckt, im Verborgenen fest gehalten wird. Man könnte vermuthen, dass absichtliche Änderung das Rohe und Anstössige meiden wollte, aber ich halte die Verschiedenheit für ursprünglich: denn dort soll böse Zauberei zurückgeschreckt oder ihre Einwirkung gelähmt werden: bei dem Daumenhalten will man, scheint es, den Däumling gefangen nehmen, damit er das herannahende Glück nicht stören oder vertreiben kann. Auch die viel besprochene Stelle bei Plin. nat. hist. 28, 5 pollices, cum faveamus, premere etiam proverbio jubemur, wird am natürlichsten vom Festhalten des Daumens erklärt und gewährt zugleich ein Zeugnis für das hohe Alter unseres Sprichworts. Ich habe den Finger vorhin Däumling genannt, wie er schon in einem altschwedischen Gesetz und jetzt in Niederdeutschland, Achen und Schlesien heisst, und wovon der heutige Begriff eines von einem Handschuh abgeschnittenen Überzugs des Daumens nur abgeleitet ist: ich habe das Wort absichtlich gebraucht, weil ich damit

auf den Däumling (• althochd. thûmeling, Gesch. d. deutsch. Sprache S. 616 •) hinweisen wollte, der in den englischen Märchen, wo er gleicherweise Thumb heisst, wie in den deutschen nicht selten auftritt. Er ist nicht grösser als der Finger, geschickt, listig und diebisch: geheime Kräfte und übernatürliche Stärke stehen ihm zu Gebot, wie etwa dem Zwerg Alberich und Laurin; alles aber, was er unternimmt, glückt ihm und gereicht zu seinem Vortheil. Das fasst in sich was wohl schon in frühster Zeit die zweideutige Natur des Daumens ausmachte. In Zusammenhang damit steht ein noch fortdauernder Aberglaube, wer in den Besitz eines Daumens
480 gelangt, den man einem am Galgen hängenden Dieb abge-
56 schnitten hat, auf den sind die Eigenschaften des Däumlings übergegangen: er ist des Glückes sicher, und was er beginnt, muss ihm gelingen; eine besondere Wirkung führt Stieler S. 283 an, wenn der Wirt den Diebsdaumen in Wein oder Bier steckt, so werden die Käufer damit herbeigelockt. • »Er trägt einen Diebsdaumen bei sich«, sagt man von einem Menschen, der ein ungewöhnliches Glück hat. Adelung unter Diebsdaumen. du heddest ôk enes deves dumen bovene hengen an de tunnen da mede hefstu die helle wunnen. Spil van der upstandinge von 1482 bei Zarnke zu Brant 102, 15, S. 446b. • Ich weiss nicht warum die Trierer Glossen 4, 30 einem Fisch im Lateinischen den befremdlichen Namen suilla geben und ihn durch pfafendûmo übersetzen: in dem Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Esthland (von Hupel) steht S. 47 daumpfaff mit der vielleicht oberflächlichen Erklärung Dompfaffe. War der Fisch vielleicht kurz und dick? So beschreibt Nemnich 2, 1527 den Pfaffenfisch Meerfisch uranoscopus. Aber man müsste wissen, welche besondere Eigenschaften man diesem Fisch beilegte, wenn das Wort hier in Betracht kommen soll; Sterngucker heisst er, weil er die Augen oben auf dem Kopf hat, der dicker ist als der Leib. Hier lassen sich noch einige herkömmliche Redensarten deuten: man sagt von einem, der

• (Das und das wird geschehen) »wie mir mein Daumen erzählt« Deutsche Zeitung (aus Frankfurt) 1849, Nr. 177, S. 1418b. •

schmeichelt und dem anderen nach dem Mund redet, er dreht ihm den Daumen, ich verstehe, er streichelt oder liebkost den Däumling, damit er sich den Wünschen des anderen füge, dagegen hält man den Daumen auf etwas, wenn es nicht aufkommen soll, ja man setzt den Daumen aufs Auge, wenn man Gewalt brauchen und den Gegner die volle Macht des Däumlings will fühlen lassen. »Den Fürsten den Daumen auf dem Aug halten, Götz von Berlichingen erster Akt.« Man gestatte mir noch Hinweisungen auf das Ansehen, in welchem der Finger stand. Der Zwergkönig Laurin nach Kaspars von der Röhn Gedicht Strophe 31. 32 trägt den Ring, der ihm die Kraft von zwölf Männern verleiht, nicht am Goldfinger, sondern am Daumen. Nach einem bairischen Landtag vom Jahr 1514 pflegten, »löblichem Herkommen gemäss«, Kaiser und Könige einen Daumring zu tragen, welchen sie »bei grossen tapferen« Sachen zu besserer Bekräftigung auf ihre Briefe drückten (Schmeller 1, S. 370). »Neben dem regieren die Weiber gerne, jedes will den bessern Daumen haben, von wegen der Ehre. Uli der Pächter von Jeremias Gotthelf (Bizius). Berlin 1849, S. 227. Vgl. überhaupt Schmeller 1, S. 370. Haltaus 220. » Einer Urkunde Friedrichs III vom Jahr 1497 war »der kaiserlichen Majestät Daumring in gelb Wachs« und zwar auf den Rücken des Pergaments aufgedrückt, während das kaiserliche Siegel mit dem doppelten Adler in rothem Wachs an der Schnur hieng (Monum. boica 9, 487). Ja man versiegelte bloss mit aufgedrücktem Daumen. Trugen die Guelfen einen Daumring und hiess er deshalb Guelfenfinger, wie allein Heinisch anführt? Ich weiss keinen anderen Grund anzugeben, auch nicht bei kaufleutfinger, wie ihn Heinisch und Stieler nennen, oder bei doctorfinger, was Stieler allein hat; besiegelte dieser seine Verordnungen, jener seine Rechnungen mit einem Daumring oder dem 481
blossen Daumen? Ferner gelobte man mit Daumen und Mund 57
(Rechtsalterthümer 142). In Holland ruft man duimje op! wenn man ihn ausstrecken und damit etwas bekräftigen soll (Weiland nederduitsch woordenboek 1, 252). Ich gehe zu einer anderen Bemerkung über. Schon vorhin war es aus der vorwaltenden Wichtigkeit des Daumens erklärt, dass er selten einen anderen

Namen neben sich hat: ich füge hinzu dass bei ihm die sonst so geläufige Zusammensetzung mit Finger nicht üblich ist und befremdlich klingt, wie ja auch bei den Römern nur Caesar bell. Gall. [III] 13, 3 digitus pollex sagt, und umgekehrt pollex für manus und digiti vorkommt; vgl. Echtermeyer S. 1—5. Indessen macht die altnordische und dänische Sprache Ausnahme, beide brauchen, gerade umgekehrt, nur thumalfingr, tommelfinger: der Grund liegt darin, dass sie damit den Daumen von der grossen Zehe unterscheiden, die bei ihnen thumalta heisst. Weil aber im Deutschen die Zusammensetzung ungebräuchlich ist, so konnte Walther 95, 14—16 von der alten Traumdeuterin sagen, sie habe ihm in ihrer Weisheit offenbart zwên und einer daz sint drî: dannoch seit si mir dâ bî daz min dûme ein vinger si. Das Sprichwörtliche der Redensart wird durch eine Stelle im Renner bestätigt, welche die Wortklauberei straft, 8458—8464 und spricht ein armer sant si griez, und spricht bin wider griez si sant, der hât verlorn sâ ze hant. spricht einer vinger ist dûme, des sache wirt verrihtet kûme: spricht aber einer dûme ist vinger, sô wirt sîn sache vil geringer. Noch sind die Beinamen zu betrachten. In dem altfriesischen Gesetze der Rüstringer kommt zweimal (120, 1. 537, 4) haldere vor, d. h. der das mit der Hand Erfasste fest hält, etwa wie der Dichter der Genesis sagt, der Daumen leiste den übrigen Beistand, die ohne ihn nichts halten könnten. Ich werde dazu bei dem altfriesischen Namen des kleinen Fingers, slutere, der das Gegenstück bildet, eine Bemerkung machen: hier will ich nur die Gelegenheit benutzen, um einen hübschen Ausspruch anzuführen, in welchem der Renner eine ganz andere Lehre gibt, 20735 des menschen vinger sint gespalten, daz er sol geben und niht behalten wider den, der im hât gegeben. Walther 19, 24 und Berthold im Crane (Haupts Zeitschr. 1, S. 77) sagen, Königes Hände sollten dürkel sîn. Konrad im trojan. Krieg 18540 des fürsten und des küneges hant muoz offen zaller zite stân. Des anderen Beinamens, kaufleutfinger, gedenken nur Henisch und Stieler, ohne ihn zu erklären: wahrscheinlich bezieht er sich auf das Geschäft des Daumens Geld zu zählen, weshalb dieses sprichwörtlich Daumenkraut heisst; vgl. Henisch S. 664.

2. zeigâri entspricht dem lateinischen index und kommt 482
vor in den Casseler, in den Trierer Glossen und im Vocabu- 58
larius optimus: in den Wiener Glossen mundartlich zeigel. Die Denkmäler des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts gewähren zeigære nicht, wohl aber hernach Dasypodius, Melber, Henisch und Stieler: wir sagen jetzt Zeigefinger. Da die stammverwandten Sprachen ein anderes Wort gebrauchen, so ist zeigâri vielleicht nur Übersetzung von index. Ein gewiss ursprünglich deutscher Name erscheint im Altfriesischen und Angelsächsischen, schotfinger scytefinger, mit dem man den Bogen spannt. scuzzo würde noch alterthümlicher lauten, ist aber gerade nicht wahrscheinlich, da die alten Gesetze nicht sagittarius sagen, sondern das Wort umschreiben. In der lex salica (Laspeyres S. 81) nämlich steht secundus digitus unde sagittatur, die Pariser Handschrift hat unde sagitta trahitur, zwei andere quo sagittatur, in dem alten Text (Waitz 29, 5) id est unde sagittatur (• über unde Pott lex salica S. 135 •): gleicherweise in der lex Ripuariorum 5, 7 unde sagittatur: ja ich glaube dass in der lex Rotharis cap. 89 der Zusatz, den eine Handschrift macht, secundus digitus quo signatur, danach zu bessern ist: man änderte, weil man den geläufigeren lateinischen Begriff hineinbringen wollte. Von den alten Gesetzen sagen nur die drei genannten secundus digitus und halten jenen Zusatz für nöthig, um den einheimischen Namen auszudrücken, meiden aber den lateinischen, weil dieser einen fern liegenden Begriff darbot; dagegen die lex Frisionum 22, 28, lex Thuringorum 5, 8 und die lex Saxonum 1, 18 nehmen keinen Anstand index zu gebrauchen. Die lex Wisigothorum VI. 4, 3 hat sequens digitus, als wollte sie den Namen umgehen: dagegen proximus a pollice, proximus pollici, wie die lex Baiuvariorum 3, 12, die lex Alamannorum 65, 16, die altschwedischen und die Gesetze Wilhelms des Eroberers (Schmid S. 178 dei apres polcier) sagen, und wie sich auch bei Henisch der Finger nächst dem Daumen findet, lautet besser, weil damit das Verhältnis beider Finger zu einander bezeichnet wird. Der Ausdruck kommt zwar bei Quintilian und Plinius • Macrobius saturnal. 7, 8 pollici vicinus • vor, braucht aber nicht nothwendig daher entlehnt zu sein: ich mache geltend dass im Holländischen bei Kilian

de vinger næst den duym zugleich bildlich einen Herzensfreund bezeichnet, wie man im Französischen sagt ils sont comme les deux doigts de la main: im Bremer Wörterbuch 1, S. 393 die ähnliche Redensart he is bi em finger nægst den duum er hat bei ihm viel zu sagen; »der Pfarrer sei sein bester Freund, sie seien wie zwei Finger an einer Hand. Leiden und Freuden eines Schulmeisters von Jeremias Gotthelf 1, 121 (Berlin 1848). Käserei S. 123;« auch dem Namen Frauenfinger, den nur Henisch kennt,
482 mag ein verwandter Gedanke zu Grund liegen. Bei Isidor heisst
89 er salutaris der Grüssende, wie schon bei Sueton: der Sprachschatz 3, S. 529 hat chetefinger aus Mart. Capella: es ist gleicher Bedeutung, aber blosse Übersetzung von salutaris; was Henisch vorbringt, salutaris quod ejus usus sit in pulsu explorando, scheint mir ein Nothbehelf. Da diese Bezeichnung nicht in deutscher Sitte begründet war, so gieng der Dichter der Genesis darüber hinaus. numerans führt Ducange unter digitus aus Venantius Fortunatus an, und schon Suetonius sagt numerare per digitos: aber auch wir rechnen an den Fingern, indem wir mit dem Index die übrigen nach der Reihe an der Spitze berühren: so sagt Herbort 5938 — 5949 an sîme vinger (sînen vingern?) er dô las und zalte vil rehte ir beider geslehte. demonstratorius, wie griechisch δεικτικός, bei Isidor und Hraban, schon früher demonstrativus bei Coelius Aurelianus, erscheint als wiser erst in dem deutschen Wörterbuch vom Jahr 1470, dann im isländischen visifingr und im holländischen wijzer wijzvinger; doch steht im Passional 95, 58 mit minem vinger wîsete ich in, sogar 68, 64 er stach mit dem vinger gein im. Bei Walther 120, 2 und Freidank 45, 23, in Freibergs Tristan 5182, in Konrads trojanischem Krieg 22082 ist vingerdiuten oder bei Walther von Metze Ms. 1. 166 und im Ecke (alter Druck Str. 114. Lassberg 141) vingerzeigen etwas Schimpfliches und Herabwürdigendes, wie es schon »Sprüche Salom. 6, 13,« Jesaja 58, 9 vorkommt: der Renner gebraucht es in gleichem Sinne 14068. 15711, aber auch im rühmlichen, 2255 werltlich êre und vingerdiuten, 3303 ofte vingerdiuten mêr schadet den frumt den klôsterliuten, welche Bedeutung bei den Römern vorherrschte, wie Echtermeyer S. 18. 19 nachweist. »Otfried II, 3, 38. 7, 9 then

fingar thenita er ouh sar. Gottfr. Tristan 72, 3, wir helfen drin mit henden legen und umbe wenden swie sô dû vor gebiutest und mit dem vinger diutest. Cato (Liedersaal 1. 570, 409—411) swem dû ein sach wilt zeigen, gên dem soltu neigen den vinger din; daz stât wol. Reinm. v. Zweter 2, 155ᵇ. din nahtgebere der tac vingerzeiget. Herbort 6253. Bernge von Horhein Ms. 1, 172ᵇ swer nû deheine fröude hât, der vingerzeige muoz ich sin. Siehe Vilmar Weltchronik S. 26. Rudolfs Wilh. v. Orlens 3780 âne vingerzeige, âne valsches neige wuohs ir pris sô gar ûfreht. Frauenlob S. 150 (Ettm.) herz, ougen, sin daz reichent l. zeigent mit dem vinger. Teichner Liedersaal I, 439, 33 wisen mit vingerzeigen. 440, 66 der verræter vingerzeiget. Mai S. 47, 32, 11 und wirt ein vingerzeigen ûf den êren veigen. 152, 17, 204 ez wirt von allen landen ûf uns ein vingerzeigen: wir sîn vor got die veigen. Lanzelet 1473 ân vingerzeigen was ez (das Pferd) gar. Jüng. Titurel 3573, 4 swer den swachen vellet, daz machet niht der êren vingerzeigen 2378, 4. 4749, 2. Heinzelein von Konstanz Ms. Hag. 3, 411 der in ouch Agnus dei hiez und ûf in vingerzeigete. Dietleib 8245 als Auszeichnung. Wolfenb. Hs. von Freidank Bl. 86ᵃ swer sich gesellet ze tumben liuten, ûf der ist ein vingerdiuten. Ges.-Abent. 3, 26, 197. Urstende 124, 66. Man darf nicht mit Fingern auf den Regenbogen zeigen. D. Mythol. S. 422. Nach Sonne, Mond und Sterne weise man nicht mit den Fingern. Woeste Überlieferungen in der Grafschaft Mark. Isernlohe 1848, S. 57. Jüng. Titurel si sint ûf die vogel vingerzeigent. Heutzutage gilt es wohl immer für unanständig, ja man darf nach dem Volksglauben nicht auf die Sterne deuten, weil man damit die Engel beleidigt. Das holländische voorfinger, englische forefinger, das plattdeutsche fingerling erklärt sich aus der Ansicht, die den Daumen als Gegensatz zu der übrigen Hand betrachtet und die demnach mit dem Zeiger anfängt: auch die Böhmen nennen ihn den vorderen, Henisch und Stieler den vordersten oder Vorderfinger. Wenn man etwas betheuern und geloben wollte, so streckte man ihn in die Höhe: Nachweisungen geben die Rechtsalterthümer S. 141. Der im Zweikampf Besiegte und zur Erde Ge-

worfene gelobte durch dieses Zeichen Unterwürfigkeit und flehte zugleich damit um sein Leben: das hiess den vinger ûf bieten, wie in Konrads trojan. Krieg 4292. 4301, oder den vinger ûf recken, wie bei Helbling 1, 1314 vorkommt *), und so ist auch
484 Rosengarten C 1174 zu lesen ûf racte ime den vinger der rise.
60 Bei feierlicher Handlung ward der folgende Finger noch mit erhoben, wie dies bei der Eidesleistung heutzutage geschieht, • vgl. Silentiarius Paulus v. Kortüm s. N. 48, es ist ein Zeichen der Anrede, der Versicherung, der Betheuerung •. In den Mosaikbildern der ältesten christlichen Kunst bis zu den Malern des sechszehnten Jahrhunderts segnet Christus, indem er diese beiden Finger aufhebt: und auf den Extersteinen, wo die Abnahme vom Kreuz etwa im Anfang des zwölften Jahrhunderts dargestellt ist, schwebt Gott über dem Kreuz und segnet ebenso mit beiden ausgestreckten Fingern der rechten Hand den Leichnam, der gerade vom Kreuz abgenommen wird. In der Kaiserchronik nach der Überarbeitung der Wiener Handschrift 14155 • 14672 Massm., vgl. 14691 • heisst es rihten mit vingern zwein, und in Konrads Otto 336—338 hie mite ûf sine vinger bôt der keiser und lobte sâ bi keiserlichen êren. Bei der gerichtlichen Eidesleistung ward im Mittelalter die ganze Hand auf ein Heiligthum gelegt, aber schon im Parzival 31, 2. 3 steht zwêne vinger ûz der hant gein dem eide bieten, und in Konrads trojanischem Krieg 9113 sus leite er ûf daz bilde dâ die vinger sin; aus anderen Stellen • Wilh. v. Orlens 4564 sus bôt er gên dem eide die bêden finger beide und swuor es einen ganzen eit. Wartb. Krieg Ms. 2, 2ᵇ al mine vinger wellent swern. sô beredeter sichs mit sinen zwein vingern. Schwabensp. 156, 10. 261, 4. 283, 4. Statuten von Dinkelsbühl (Haupt Zeitschrift 7, S. 95) mit sinen zwein vingern ûf der wunden swern. Vgl. Schwabensp. 29, 13. 74, 7. Berthold spricht von drei Fingern, die aufgehoben werden bei dem Eid, vgl. S. 86. 87 •, wo von aufgehobenen ausgereckten Fingern geredet wird, ist

*) • Mit zwei [illegible] im sine hende. Enenkel S. 277. Ms. Hag. 2, 354ᵇ. dô sprach der tôre [illegible] si frides und sach hin gein der künegin und racte ûf den vinger sin. Freibergs Tristan 5238. •

es wahrscheinlich dass man schon in früherer Zeit die beiden Finger, ohne ein Heiligthum zu berühren, emporhielt; vgl. Rechtsalterthümer S. 903. Gottes Hand bedeutet seine Allmacht, Nibel. 1513, 9 im (dem ins Wasser Geworfenen) half diu gotes hant, er heisst die höchste hand (Goldne Schmiede XXXIII), und wir bezeichnen sein höheres Walten durch den biblischen Ausdruck Gottes Finger: aber wir erheben den Zeigefinger, wenn wir gebieten und Aufmerksamkeit für das Gebot fordern wollen. Auch dafür kann ich ein Zeugnis aus älterer Zeit beibringen, Pilatus 391—394 alsô sêre er si dwanc daz sîn ougenwanc und sîn vinger gebôt an ir lîp und an ir tôt; • Gottfr. Tristan 2840 swie sô du vor gebiutest und mit dem vinger diutest, • gerade so sagt man im Französischen être servi au doigt et à l'oeil. Ist daher der Finger der Gibellinen, wie Henisch ihn nennt, abzuleiten? Oder trugen die Gibellinen den Ring, das Zeichen der Macht, an diesem Zeiger? Ferner winken wir mit dem Zeigefinger, auch wohl mit der ganzen Hand: im Mittelalter reden die Stellen, die ich kenne (Gudrun 1483, 3. Strickers Daniel 6375. Passional 346, 82. Morolt 1, 1952), nur von der Hand: der Renner 4428. 9627 sagt die vinger winkent. • Tundalus 46, 1 winken mit dem vinger als Liebeszeichen. Heinz v. Rotenstein (Liedersaal 2. S. 646, 330) si winkte im hin mit der hant. Johannes baptista (Fundgr. 2) 14037 er winkte in mit dem vinger. • Bekannt war bei den Römern das Zeichen, womit man Stillschweigen gebot, man legte den Zeigefinger auf den Mund des anderen, auch auf den eigenen (Echtermeyer S. 16—18): für die gleiche Sitte bei uns zeugt eine Stelle aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts in dem heiligen Ulrich von Albertus 648—651 er legete in den vinger
uber den munt, dâ mite tete er in kunt daz sie ez nieman 438
wolten sagen noch kunden solten. • Apollon. 17046 ein swîgen 61
er mit der hant bat. • Es ist noch ein Name des Fingers in den Volkssprachen übrig, der, wie fast alle diese, nur bei Kindern gilt, botterlicker der die Butter wegleckt, pötjenlicker der aus dem Töpfchen leckt; auch leckmännchen leckfinger oder lecker allein: althochdeutsch heisst lecchâri gulosus. Er bezeichnet die heimliche Naschhaftigkeit (• wir werden unten S. 69 [= S. 449]

setzen dass er gern Pflaumen nascht*) und verräth, da er mit dem griechischen λιχανός, dem lithauischen ližus, wahrscheinlich auch mit einem mongolischen Namen (vgl. Pott S. 292. 297) stimmt, ein hohes Alter. Aber nicht Kinder allein naschen, auch Kobolde und Hausgeister, denen man eine Schüssel mit Milch oder Milchbrei an einen sicheren Ort stellen muss, damit sie ihre Speise in nächtlicher Einsamkeit verzehren.

3. mittarôsto, wie unsere und die Wiener Glossen den dritten Finger nennen, heisst übereinstimmend im Angelsächsischen midlesta: die Glossen bei Nyerup haben mittelære wie der Vocabularius optimus mittler, Melber der mittelst, Dasypodius, Henisch und Stieler und andere mittelfinger, was noch üblich ist: englisch middlefinger, schwedisch medlerste «ein cherze gemezzen näh demo mitteristemo vingere diner zesewen hant. Wackernagel in Haupts Zeitschr. 7, S. 138. Der mittlere finger Berthold 449. Der mittere vinger Schwabensp. 6, 16. Der mittel vinger Schwabensp. 345, 44. 54*. Das lateinische medius ist bekannt wie das griechische μέσος: jenes gebraucht die lex Frisionum 22, 30 und die lex Saxonum 3, 13: medianus, das bei Vegetius vorkommt, die lex salica 32, 6 und die lex Baiuvariorum 3, 13: tertius die lex Wisigothorum VI. 4, 3 und die lex Longobardorum Cap. 89. Dagegen der Dichter der Genesis sagt der dritte heizet ungezogen, weil er (der längste) überall sich vordrängt, und wohin die Hand sich immer wendet, alles zuerst berührt. Diese Benennung kommt sonst nicht vor, und ich glaube, dem Dichter waren die lateinischen, bei Martial und anderen schon geläufige Namen, impudicus, infamis, verpus, gleichbedeutend mit καταπύγος, bekannt, wie auch Isidor und Hraban, von den alten Gesetzen die lex Thuringorum 5, 8, im elften Jahrhundert Heinrich I von England in seinen Gesetzen (Schmid S. 173) impudicus gebrauchen: aber jener Dichter wählte, um das Anstössige zu meiden, einen milderen Ausdruck und fügte eine etwas erzwungene Erklärung hinzu, wie auch Isidor sich mit anständiger Dunkelheit über die Bedeutung des Namens äussert. Wenn die Römer den zweiten und vierten Finger krümmten und den dritten ausstreckten, so wollten sie einen Priap darstellen und zugleich die schimpfliche Unzucht

eines Knäben bezeichnen: ausführlich darüber handelt Echtermeyer S. 21 folg. Damit ist die eigentliche Bedeutung von impudicus angegeben: sie wird noch in anderen Benennungen zum Vorschein kommen. Zwar das altfriesische thi langesta 486
finger, in den Gesetzen Wilhelms des Eroberers (Schmid S. 178) 62
lunc dei, bei Melber der allerlengste, entsprechend dem lateinischen, schon durch Plinius bekannten und in der lex Alamannorum 65, 18 gebrauchten longissimus, scheint natürlich und unverfänglich: nicht so das aus den Trierer Glossen allein bekannte lancmar. Das zweite Wort der Zusammensetzung ist schwer zu deuten; man könnte geneigt sein lancman zu lesen, zumal in den Mundarten langmann langmännchen vorkommt: allein mar ist doch fest zu halten, da wir in Holstein lange Marje finden, was merkwürdiger Weise mit garre Marre lange Marie bei den Letten (Grammatik 3, S. 404) übereinstimmt. Das holsteinische lange maak soll wohl »langer Vetter« heissen, und scheint ebenfalls daraus entsprungen; »Langmac ist ein Familiennamen in Pommern. Homeyer mündlich«: noch näher steht langmeier, das auf ähnliche Weise das unverständliche Wort zu erklären sucht. Das hessische langhals ist an sich deutlich: das pommersche langluchs würde der lange Betrüger heissen, denn Luchs luchsen und beluchsen in diesem Sinne ist bekannt und besonders in Norddeutschland, wie in Scandinavien gebräuchlich: es könnte aber auch langfuchs verbergen wollen. Die unsaubere Benennung, die Henisch und Stieler anführen, ist a verrendo podice abzuleiten, worüber Echtermeyer S. 22 nachzusehen ist. Bei allen diesen Namen lässt sich eine unanständige oder unzüchtige Bedeutung nicht bezweifeln, die das holländische schaamvinger, das ist der, welcher sich schämen muss, deutlich ausspricht; sie lag nahe, wird doch in der anstössigen Erzählung von der Birne 384, »öfter in den Fastnachtspielen des 15. Jahrhunderts (99, 14. 154. 168, 28. 242, 31. 313, 7. 708, 2. 717, 11)« der eilfte vinger ganz unzweideutig gesagt: auch eine andere Stelle bei Neidhart (40, 8 Beneke, Ms. Hag. 3, 218ᵃ, 256ᵃ) ist dahin auszulegen. Dies führt mich zu dem dunklen lancmar zurück: wie wenn wir in dem zweiten Wort das seltene mar (mär?) incubus wiederfänden, das noch

in dem niederdeutschen nagtmaar nagtmoor, englischen nightmare, holländischen nachtmaer, französischen cauchemar, der die Menschen im Schlaf drückt, vorhanden ist? Dann wäre lancmar als impudicus nicht zu bezweifeln: heisst doch der Incubus bei Ducange auch fornicarius. Daneben zeigt sich ein Femin. màre, zwar erst in einer Stelle aus dem fünfzehnten Jahrhundert (Sprachschatz 2, S. 819) und dann noch bei Stieler S. 1242: aber es war schon in dem angelsächsischen mære und dem altnordischen mara bekannt; man vgl. die deutsche Mythologie S. 433, wo noch S. 1194 maira nocturna beigebracht wird. Narrenfinger, allein bei Stieler, erklärt sich aus der Sitte einem den gecken zu stechen, womit man einen höhnte:
487 es war die bei impudicus beschriebene Gebärde, das Ausstrecken
63 des Mittelfingers oder des Daumens, wie Stieler S. 631 nachweist. Etwas Ähnliches muss metzgerfinger bei Henisch und Stieler bedeuten: ich kann es sonst nicht verstehen. Er ist auch wohl der leide vinger, womit der Zornige den anderen im Gesicht verletzte, Fragm. XXII, 199—201 nâch ir (der Tochter) lichten wangen begunde diu muoter zwangen mit ir leidem vinger.

Ich will hier, wo wir lancmar als bösartigen Alp erkannt haben, ein Paar weiter gehende Fragen aufwerfen. Waren ursprünglich auf jeden Finger Natur und Kräfte eines kleinen geisterhaften Wesens übertragen? Wir haben es schon deutlich bei dem Däumling bemerkt, Hinweisungen darauf auch bei dem Lecker: wir werden es bei den zwei letzten wieder finden. Die Griechen nahmen an (Ettmüller [Echtermeyer?] S. 7. Pott S. 290. 291), jeder Finger sei einer anderen Gottheit heilig, oder noch bestimmter, sie legten jedem der fünf idäischen Finger, die als mythische Wesen galten, einen besonderen Namen und eine besondere Heilkraft bei. Daraus folgt die zweite Frage, leiten sich die ursprünglich immer bedeutungsvollen Eigennamen der Finger von solch einem Zusammenhang ab? Nichts natürlicher als dass daneben andere bestehen, die auf äussere Eigenschaften und

* Führt in den malbergischen Glossen der Mittelfinger den Namen taphano (Zapfhahn) von einer Ähnlichkeit mit einem Zapfen? Über Schenken und Geben S. 6 Anm. 1, doch s. zu Merkels lex sal. XLI. *

Verrichtungen der Finger gegründet sind, wiewohl sie späteren Ursprungs sein mögen: lancmar z. B. würde der einen, der mittelste, der längste der anderen Art zugehören. Ich glaube dass beide Fragen zu bejahen sind. Man übersehe nicht dass dûmo, der Name des wichtigsten Fingers, bei allen deutschen Stämmen unverändert fortdauerte und, mit geringfügigen Ausnahmen, keine weitere Benennung erhielt. Darin war ihm das verbreitete pollex ähnlich, mit dem das slavische palec und das lappische pelke (*finnisch peukalo Däumling (Kalew. 13, 67) D. Mythol. S. 1217*), sogar pixel in den räthselhaften Glossen der heiligen Hildegard (Haupts Zeitschrift 6, S. 326) zusammenzukommen scheint (Pott S. 291 — 292), und das wohl alterthümlicher ist als die griechische Umschreibung ἀντίχειρ oder δάκτυλος μέγας.

4. lâhhi, das gothische lèkeis, entspricht genau dem nebenstehenden medicus, welchen lateinischen Ausdruck auch die lex Saxonum 1, 19, die lex Thuringorum 5, 8 und Hraban gebrauchen: die lex salica 32, 2 und die lex Rotharis Cap. 89 zählen wieder und sagen digitus quartus: auch der Dichter der Genesis gebraucht bei diesem Finger die Zahl allein, und ebenso macht es die heutige schwedische Sprache. digitus medicus heisst er schon bei Plinius, medicus bei Porphyrius, qui minimo vicinus est, quem etiam medicinalem vocant, bei 488
Macrobius: ferner medicinalis bei Isidor, in den Gesetzen Hein- 64
richs I von England (Schmid S. 273) und bei Spätern. Die altromanische Sprache verwendet metge mege nicht auf diese Weise, wenigstens geben Raynouard und Roquefort keine Nachweisung: späterhin findet sich dafür das gleichbedeutende, schwer zu erklärende mire, doiz mire, doiz que l'en apele mire (Ducange bei digitus und Roquefort 2, p. 160, vgl. Deutsche Mythologie S. 1103): endlich hat Ducange eine Stelle vom Jahr 1447, worin doy médicinal vorkommt: Rabelais sagt doigt médical. Ich glaube, lâhhi ist nicht erst durch das lateinische Wort hervorgerufen, sondern enthält den ursprünglich deutschen Fingernamen, der nur mit dem lateinischen in der besonderen Bedeutung zusammenkommt. Dafür spricht schon das angelsächsische læcefinger und das dänische lægefinger, das nur in

der Volkssprache sich zeigt; ja auch mezygvys in Wales hat nach Pott S. 295 dieselbe Bedeutung. Aber was ist der Grund dieser eigenthümlichen Bezeichnung? Macrobius scheint ihn nicht zu kennen, der doch, wie wir hernach sehen werden, umständlich angibt warum dieser Finger den Ring trägt: Isidor sagt quod eo trita collyria a medicis colliguntur, vielleicht in Beziehung auf eine Stelle bei Celsus 7, 7 inungere oculum collyrio, wozu man sich dieses Fingers bedienen mochte. Henisch drückt es etwas allgemeiner aus, medicus dictus quod prisci medici miscerent eo pharmaca. Eine Hinweisung auf den heilbringenden Arzt in dem Namen zu finden ist ganz natürlich, aber wir dürfen den Grund tiefer suchen als in dieser äusserlichen Verwendung des Fingers bei der Zubereitung oder dem Gebrauch der Arznei. Besonders begabte Menschen vermögen durch Auflegung der Hand oder durch Bestreichen damit Krankheiten zu heilen, das ist ein ebenso alter als weitverbreiteter Glaube *). Nichts natürlicher als die Vermuthung, dass man nicht bloss der ganzen Hand sondern auch einzelnen Fingern diese geheimnisvolle Kraft beilegte, gerade wie die Griechen sie einigen idäischen Fingern zuschrieben; wir haben schon gesehen dass man ebenso bei Betheuerungen die ganze Hand, aber auch zwei Finger aufhob oder nur einen einzigen. Hier ist es der làhhî, der nicht vorragt wie der mittelste, sondern geschützt zwischen zwei anderen liegend seine heilende Kraft bewahrt. Heidnisch betrachtet war der làhhî ein Zauberer, wofür noch im Mittelalter làchenære, làchenærinne galt; vgl. Deutsche Mythologie S. 989. 1103. 1116—1117. Als dieser Begriff sich nicht mehr halten konnte, im neunten Jahrhundert, nahm man dafür ein fremdes Wort auf, das aus archiater gebildete
459 arzât; vgl. Wackernagels Vocabularius optimus S. 7. Ich will
65 eine Stelle anführen, die auf diese Weise genaueres Verständnis erhält: in Gottfrieds Tristan, da wo der heimliche Verkehr der

*) »si machte flizeliche sân mit dem vinger sin aderlân Eracl. 3034. dô tet er (Christus) mir anders niht wan daz er speicheln twar ûf der erde und mir dar daz her mit dem vinger streich. Urstende 110. 23—26. Wate ist arzât von einem wilden wibe. Gudrun 529. 3. Eracl. 2989—2993. Sonst pflegen die Kinder bei ihrer Geburt mit dem vierten Finger ihrer beiden Hände sich die Nasenlöcher zuzuhalten. Gesser chan von I. J. Schmidt S. 16.«

Liebenden geschildert wird, heisst es 16477—16496 si sint gerne einander bi, daz ouge bî dem herzen, der vinger bî dem smerzen. Ferner, ouch gât der vinger und diu hant vil dicke und ze maneger zît des endes dâ der smerze lît. Nochmals, des herzen friunt, daz ouge, was gewendet nâch dem herzen ie: diu hant ie nâch dem smerzen gie. † Konrads Trojan. Krieg 21559—21562 ich sach iuch dicke reichen mit dem vinger an die brust, dar ane erkant ich den gelust, den ir durch minne truoget † [Nachtrag auf S. 87]. Ich füge hinzu, dass nach Pott S. 295 dieser Finger in Wales Finger des Zaubers heisst, wo auch angeführt wird dass der Arzt Philon die Mittel, die er bereitete, Hände der Götter, θεῶν χεῖρας genannt habe. Ich gelange zur Betrachtung der anderen Namen. Ringfinger, das in unserer heutigen Sprache, wie in der holländischen, gilt, kommt im Althochdeutschen nicht vor, auch nicht im Mittelhochdeutschen, nur die Wiener Glossen gewähren in einer sonst nicht bekannten Form ringelære, der einen Ring trägt: doch ist das altnordische baugfingr gleichbedeutend. Den lateinischen Namen annularis gebrauchen Isidor, Hraban, die Wiener Glossen und die bei Nyerup, ferner die Gesetze Heinrichs I von Engeland neben medicinalis: und da noch jetzt die Spanier und Portugiesen anular, die Italiäner annulare, die Franzosen annulaire sagen, so mag das Wort, das sich bei den alten Schriftstellern nicht findet, aus der lateinischen Volkssprache aufgenommen sein. Die Umschreibung in dem Gesetz Wilhelms des Eroberers (Schmid S. 178), dei qui ported l'anel, gibt denselben, ohne Zweifel richtigen Grund des Namens an, den wir durch Macrobius und Isidor schon kennen, noch genauer durch den Dichter der Genesis, der uns belehrt dass der Mann ihn der Frau bei der Vermählung gebe, der König aber dem Geistlichen, wenn er ihm die Bischofswürde ertheilen wolle. • Genesis 61, 11. 12 daz gefingir er (der König) nam abe sîner hant wol getân: inen (Joseph) er iz ane legite: zi deme giwalt inen stabite. S. Berthold S. 366. Ulrichs Tristan 522, 32 daz golt er an den vinger stiez. Vgl. 532, 19. 523, 6 daz golt im abe dem vinger schein. (Forcellini v. medicinalis). • Macrobius weist sogar den Grund nach, weshalb der Ring gerade an dem vierten

Finger der linken Hand getragen wird, Saturnal. 7, 13 in libris anatomicorum habetur nervum quendam de corde natum priorsum pergere usque ad eum digitum et illic desinere implicatum ceteris ejusdem digiti nervis: et ideo visum veteribus ut ille digitus annulo tanquam corona circumdaretur. Auch Henisch sagt, er habe den Namen daher, quod in eo aurum et annulos gestare olim solebant, hac de causa quod ajunt a corde illic protendi venam, quae cum annulo redimitur, velut cor ipsum coronatur. In der That galt durch das ganze Mittelalter die
490 Ansicht, dass dieser Finger durch einige Adern mit dem Herzen
66 in besonderer Verbindung stehe. Diese Erklärung ist also eine gelehrte und, wie es scheint, künstliche: leicht aber mag dahinter ein Volksglaube liegen, denn ich weiss sonst nicht warum Keisersberg Postille Bl. 102, Melber, Henisch, Stieler und Schottel teutsche haubtsprache S. 429 ihn auch herzfinger, ja die Böhmen nach Nemnich 1, S. 318 den herzlichen oder zärtlichen nennen. Goldfinger gebrauchen in älterer Zeit die Trierer Glossen und die angelsächsische Sprache, hernach der Vocabularius optimus, Dasypodius (S. 327ᵇ), Henisch, Stieler und niederdeutsche Mundarten: von den altschwedischen Gesetzen sagt allein das westgothländische (1, 37) gullfingr, doch nur in Beziehung auf den Bischofsring, und im Dänischen ist guldvinger bloss in der Volkssprache bekannt (Molbech 1, S. 402); sonst führt er noch bei den Pohlen und Letten diesen Namen. Die Erklärung, wonach er so heisst, weil er den Goldring trägt, bietet sich leicht dar, sie gilt für prangfinger bei Henisch und ist für den pommerschen, mecklenburgischen und holsteinischen goldringer offenbar richtig: dann aber würde er mit ringfinger ganz gleichbedeutend sein, abgesehen davon, dass nicht jeder Ring ein goldner ist (*Rechtsalt. 340*). Mir scheint die Vermuthung zulässig, dass, wie wir noch heutzutage alles Herrliche golden, das Lieblingskind schmeichelnd Goldkind nennen, oder wie in Märchen ganz goldene Jünglinge vorkommen, Goldfinger ursprünglich ein goldglänzender, das heisst ein schöner, Freude erregender, gewesen sei: war er doch auch bei den Griechen dem Sonnengott heilig; vgl. was Andreas und Elene XXXVIII — XXXIX zu Goldburg gesagt ist. *Die Goldhand, die

rechte, Gesch. d. deutsch. Sprache S. 987.« Jungfrauenfinger bei Henisch und Stieler heisst er in verwandtem Sinne, man will damit seine Unschuld und Reinheit andeuten. Alle diese Namen gehen darauf aus, den Goldfinger im Gegensatz zu dem Mittelfinger, auf den man Schimpf und Schande in vollem Mass häufte, als den würdigsten und edelsten hervorzuheben: er ist ein Zauberer im wohlthätigen Sinn, er stillt Schmerzen und heilt Krankheit: er trägt den Ring, wo er das Zeichen inniger Vereinigung und hoher Würde ist: er steht durch das Blut in näherer Verbindung mit dem Herzen. Aus dieser höheren und reineren Natur erkläre ich noch eine sehr eigenthümliche Bezeichnung, er hiess nämlich der ungenannte. Der Grund davon wird in späterer Zeit niemand deutlich gewesen sein, darum kommt dieser Name selten vor; die Aachner Mundart hat daraus Johann gemacht und die Mecklenburger diese Entstellung auf den Zeigefinger übertragen. Man empfindet Scheu, das Heimliche, was vor der Welt soll verborgen bleiben, das Beste und Liebste sowohl als das Böste 491
und Widerwärtigste geradezu mit Namen zu nennen: man 67
fürchtet es damit an das Tageslicht zu ziehen und dem Blick der Menschen auszusetzen. So durfte, um nur einiges beispielsweise anzuführen, der Name eines mächtigen Geistes nicht ausgesprochen, nicht niedergeschrieben werden; nur einen Augenblick erscheint er, wenn ein geheimnisvoller Finger ihn auf die Oberfläche eines reinen Wassers schreibt, wo er gleich wieder verschwindet (Silvester XV. XVI. XX). War es doch unschicklich den Namen der Geliebten zu nennen, wie schon Walther wusste »(Lachmann zu 74, 19)«.*) In anderer Richtung, doch

*) »Warum der Namen der Geliebten verschwiegen ward, Uhland über Walther S. 14. Wackernagel, altfranz. Ged. S. 208. Diez, Poesie des Troubadours S. 149. 150. — Böse Krankheiten nennt man bei den Serben nicht mit dem eigentlichen Namen. Von dem Umlauf (Wurm) am Finger sagt man »die Ungenannte«, die Pest nennt man die Gevatterin. Wack. Genesis 15, 10. 11. daz wir daz niene nennen, dâ wir mite kinden: daz machent sunde, daz uns daz dunket schande. Lichtenstein 119, 6. ich hân si (eure Geliebte) lange wol bekant, swie ir mirs doch nicht habt genant. Vgl. das Folgende, besonders 120, 3 ff. 15, 21. dir ist min frowe ungenant 15, 23. 32 und sicherlichen ungeseit. 509, 31. ob mir von frowen liep geschiht, des liez ich ungern wizzen iht. 578, 27. ez (küssen) tet für wâr nie niht so wol wan einez, daz man

aus gleichem Grund redet Wolfram (Wilhelm 154, 23) von dem ungenanden und die Anatomie von dem ungenanten bein (os pubis).*) So umgeht die Thiersage gerne den Namen des Fuchses und Wolfes, weil sie die bösen Geister der Thiere sind, oder man bedient sich dafür eines mildernden Beiworts, wenn man sie nennen muss, gerade wie es die Menschen mit dem Teufel machen, den sie auch nicht abbilden wollen. Ich habe für diese Benennung des Fingers wie für ihre Bedeutung eine entscheidende Stelle. Im Apollonius Heinrichs von Neustadt wird von einem Brunnen erzählt, der die Keuschheit der Männer auf die Probe stellte: sie mussten die Hand ins Wasser stecken, und nun ward (11907—11909) etlichen swarz diu hant, etlichem der vinger ungenant, disem mèr enem vinger: grössere Schuld nimmt der ganzen Hand die Reinheit, kleinere nur dem einen Finger, der die geringste Befleckung nicht erträgt. Dass hier der vierte gemeint sei, kann man nicht bezweifeln, wenn man aus den Nachweisungen bei Pott S. 257. 284. 297 ersieht, wie alt und weit verbreitet diese Benennung ist. Schon im Sanskrit heisst er namenlos, anâman**), dann auch bei Chi-

niht ensol nennen: daz tuot verre baz. ich nennes niht: ir wizt wol was. 340, 9. die ungenanten wurme (Läuse) mich bizen so die naht. Ms. Hag. 3, 448. diu mich singen tuot, getorste ich die nennen. 3, 417b. wer si si? sist von mir ungenennet, des ich ir grôzer eide swuor. Neidh. Ben 5, 7. tumber liute frâge müet mich sêre zaller zit, wer diu wol getâne si von der ich dâ singe: ja istz in vil ungesagt. Vgl. Haupts Zeitschr. 6, S. 101. Geltar Ms. 2, 119a. hete ich einen knecht, der sunge lihte von siner frouwen, der müeste die bescheidenliche nennen mir daz des iemen wande, ez war min wip. Schenk von Limburg Ms. 1, 58b. — — wie kume ich verbir daz ich die vil guoten niht ennenne. ich nenne si. »wenne?« müget ir fragen sâ ze hant. jetzent sô wirt si genant? nein, ez füeget weder mir noch ir. Ulrich v. Winterstetten Ms. 1, 160b. wan si wirt von mir niht genant. Liedersaal 1. 352, 35. diso klage tuon ich umbe ein G (Anfangsbuchstabe von dem Namen der Geliebten). Neidh. Ben. 41, 3. der ungenande, des ich nennen nicht entar. Ms. Hag. 3, 186a. 186b. 192a. 198b. 209b. 248b. Ms. Hag. 2, 107b. Carmina buranа p. 226. diu mich singen tuot getörste ich sie nennen.« [Zusatz am Schluss des Bandes.]

*) »Vgl. Parz. 203, 8. Jüng. Tit. 4104 (4152 alt. Dr.) daz ander was behüllet mit der væle von Tesênt der siden, daz sich da nimt namen gerne hæle. Hartliebs Buch von der Zauberei vom Jahr 1465 (Mythol. LX) kommt die Benennung ungenannter Finger vor.«

**) »»anguśṭha-s Daumen [Glied, Handfinger W. Grimm], pradêśini f. Zeigefinger (Wz. diś zeigen), madyamâ fem. der mittlere Finger, anâmikâ der

nesen, Tibetern und Mongolen, ferner bei den Osseten und Lithauern, sogar bei den Finnen und, worüber man am meisten erstaunt, bei den Indianern in Amerika; s. Pott in der Hall. Lit. Zeitung 1847, St. 238. »Vgl. über das finnische Epos S. 38. Kalewala von Schiefner 5, 320. 78, 271. 171, 163. 254, 260. 255, 380.« Dieser Name kann nicht aus den natürlichen Verrichtungen des Fingers frei hervorgegangen sein, sondern ein ähnlicher Glaube muss ihm überall zu Grund liegen; und auch dieser bedurfte der Überlieferung, sonst hätte man ebenso gut den dritten Finger seiner schimpflichen Eigenschaften wegen so bezeichnen können, wie dies nach Pott S. 297 in der annamitischen Sprache wirklich geschehen ist. Die altschwedische Umschreibung: der nächste nach dem längsten stimmt zu dem griechischen παράμεσος, die lateinische bei Macrobius minimo vicinus, die mit minimo proximus bei Plinius und Quintilian zusammenfällt, ist nur anders gewendet: Henisch sagt proximus medio et minimo. Sollte auch hier die Absicht dahinter liegen 192
den eigentlichen Namen nicht auszusprechen, und bezeichnet 68
aus demselben Grund die lex salica und die lex Rotharis wie der Dichter der Genesis ihn nur als den vierten?

5. minnisto in unseren Glossen, wie bei dem Dichter der Genesis der minneste finger, ebenso in den Denkmälern des dreizehnten Jahrhunderts (Haupts Zeitschrift 5, S. 561, Z. 1720. Fragmente bei Müller 3, 37ᵇ Z. 119) und im Schwedischen. Das entsprechende minimus digitus hat Columella, die lex salica 32, 3, lex Alamannorum 65, 22, Baiuvariorum 3, 12, Thuringorum 5, 8, Saxonum 1, 17, Frisionum 22, 32: nur die lex Wisigothorum VI. 4, 3, die lex Rotharis cap. 89 und Hraban sagen quintus. »Muspilli 96 luzig vinger.« Heljand 103, 18 luttic fingar, altfriesisch thi liteka finger, angelsächsisch lytlafinger, altnordisch litilfingr, die altschwedischen Gesetze litle finger, englisch little finger, in Bremen und Holstein lütje finger. »Der von Singenberg Ms. 1, 151ᵃ (Hag. 1, 298ᵇ) ich sage iu baz durch solhe nôt verlüre ich niht ein vinger. Heidelberger Handschrift

namenlose (a priv. nâman Name). kaniš(â der kleinste, eigentl. die kleinste, weil anguli-s Finger weiblich. Nur der Daumen als Oberhaupt ist männlich.« [Eigenhändige Notiz] Von Bopp 8. Juli 1852. »

Pfeiffer S. 84 niht den kleinen vinger.« Wie wir jetzt sagen, der kleine Finger, würde im Altdeutschen einen anderen Sinn gehabt und soviel geheissen haben als der zierliche feine; ich bin ihm zuerst bei Henisch und Dasypodius begegnet, der klein oder kleinst finger: auch bei den Holländern ist klein vingertje in Gebrauch. Ferner entspricht bei den Griechen ὁ μικρὸς δάκτυλος und das altfranzösische petit dei in den Gesetzen Wilhelms des Eroberers (Schmid S. 178). Junkerfinger wird er bei Henisch und Stieler genannt, weil er als der Jüngstgeborene betrachtet wird, und kenkes in der Aachner Mundart erklärt sich am leichtesten aus kenk kind: endlich führt er im Sanskrit und Persischen nach Pott S. 285. 287 diesen Namen. In unseren Glossen sollte, wie schon ausgeführt ist, neben minnisto noch ôrfingar stehen, das die Trierer Glossen überliefern, ferner die Wiener und die bei Nyerup, auch noch Melber. auricularis kennen ausser den genannten Glossen noch Isidor, Richer 2, 29 (toxicum inter auricularem ac salutarem occultatum), und das Gesetzbuch Heinrichs I von England (Schmid S. 273): Spätere übergehe ich: und da der Ausdruck den lateinischen Schriftstellern fehlt, aber die Spanier und Portugiesen auricular, die Italiäner auricolare, die Franzosen auriculaire in dieser Bedeutung gebrauchen, so wird was über die Abkunft von annularis gesagt ist, auch hier anzuwenden sein. Der Dichter der Genesis hat diesen Namen, obgleich er ihn nicht vorbringt, gekannt, denn er sagt wie Isidor »das Amt des kleinen Fingers besteht darin, daz er in daz ôre grubilôt (der gewöhnliche Ausdruck, Renner 22425 diu ôren grübelen)«, ja der Vocabularius optimus I, 142 und Melber nennen ihn
493 geradezu ôregrübel; auch Henisch kennt den Grund, »sic dictus
69 quod eo purgemus sordes aurium«; von gleicher Bedeutung ist das angelsächsische earcläsnend der Ohrreiniger. Die Holländer sagen oorvinger, und dieser Name ist auch wohl bei uns gebräuchlich, doch nicht unter dem Volk, auch habe ich ihn in den deutschen Mundarten so wenig gefunden als im Schwedischen und Dänischen. Die dritte Benennung, slutere Schliesser, steht in dem altfriesischen Recht der Rüstringer allein und bezeichnet nichts Eigenthümliches, da sämmtliche Finger den gefassten

Gegenstand umschliessen. Ebenso beurtheile ich das oben bei dem Daumen angeführte haldere: beide mögen zufällig entstanden sein. Alle diese Bezeichnungen des kleinen Fingers beziehen sich auf sein Äusserliches und können nicht den eigentlichen bedeutungsvollen Namen enthalten. Vielleicht steckt er in dem anderen holländischen, schwer zu erklärenden pink. Das Wort, das auch als Femin. pinkje vorkommt, bezeichnet, wie im Englischen und Niederdeutschen (Bremer Wörterbuch 3, S. 318), ein kleines schmales Schiff, einen Kahn: aber Shakespeare gebraucht es, gewiss im Sinne der Volkssprache, für meretrix, und damit stimmt die Nebenbedeutung, die bekanntlich das lateinische navis hat. Der kleine Finger ist der Schwächliche, weshalb er bei den Griechen μόψ, der nicht weit sehen kann, in Aachen pieplians, im Bergischen piepling genannt wird: er ist der sich Einschmeichelnde, der listig Umherkriechende, Verächtliche: »hure« schimpft man einen Feigen. Diebisch mag er auch sein, war doch Mercurius sein Gott, und die Griechen konnten ihn nur solcher Eigenschaften wegen κακός nennen. In dem Kindermärchen (St. 20) schliesst er, von der Hand abgeschnitten, das Thor des Glasberges auf. Es gibt bei uns Kinderreime, in welchen die anderen Finger sich über Ausführung eines losen Streichs besprechen, der Daumen wird bloss genannt und handelt nicht mit. Darnach isst der Lecker gerne Pflaumen: der Lange will wissen wo sie zu holen sind, denn dazu ist er geschickt: der vierte, der Kundige, gibt den Weg an, »wir wollen sie stehlen«: der Piepling, der sich fürchtet, droht er wolle alles beim Vater verrathen. In einer ähnlichen Erzählung aus Süddeutschland derselbe Schluss: von dem Daumen ist nicht die Rede, der Lecker fällt (beim Obstnaschen) ins Wasser, der Lange holt ihn heraus, der Arzt legt ihn ins Bett, und der Kleine läuft, um es bei der Mutter anzubringen. Die Namen habe ich zugesetzt, denn bei dem Vortrag werden sie nicht genannt, sondern mit dem Zeiger der rechten Hand wird auf jeden Finger der linken gedeutet, wie an ihn die Reihe kommt. Dieselbe Erzählung, doch ungenauer aufgefasst, in H. Smids plattdeutschen Kinderreimen S. 34. In 494
der dritten, einer Aachner (Idiotikon S. 38), ein anderer Aus- 70

gang, der dûmeleng hau e ferksche gegolden (Ferkelchen gekauft): der leckfeng hau e dudt gedoh: der langmann hau et ege schaaf gelath: der Johann hau de putese (Würste) gemaht: en de schelme piphans hau alles opgeisse (aufgegessen); sein listiges diebisches Wesen wird hier angedeutet. Eine vierte Erzählung aus dem Mecklenburgischen nach mündlicher Überlieferung steht zwischen den vorigen, der Lecker schüttelt die Pflaumen, der Langmann sammelt sie, der Goldringer trägt sie nach Haus, der kleine Schelm frisst sie alle auf. Auch in den Märchen steckt der kleine Hausgeist dem Herrn was das Gesinde heimlich Unrechtes und Böses gethan hat. Wir pflegen einen Neugierigen, der sich durch zudringliche Fragen lästig macht, mit der Antwort abzuwehren: mein kleiner Finger hat mirs gesagt: • ›In Berlin wird Deutschlands Schicksal entschieden‹ des hat mich mein kleener Finger gesagt un uf den kann ick mir verlaassen. Aujust Buddelmeyers fliegendes Blatt, Preussen wird Kaiser! Berlin (1849 März) S. 7. Ernst Meier Deutsche Kinderreime S. 92. • Diesen Ausdruck kann ich in einem alten Gedicht nachweisen (Fragmente bei Müller 3, S. 27[b]), ich weiz vil wol waz dâ geschach, min minnester vinger mirs verjach. Also sind wir auch hier zu einem persönlichen alpartigen Wesen gelangt.

(A)

406
71

Audite filii regulam fidei quam in corde memoriter habere debetiſ.

hloſet ir chindo liupoſ^{tun} ribi dera calaupa dera ir in herzin ca huctliho hapen ſculut.

Quia chriſtianum nomen accepiſtiſ. intfangan eigut.

jr den chriſtaniun

Quod eſt ueſtrę indicium chriſtianitatiſ. adomino inſpiratu ab apoſtoliſ inſtitutum.

daz iſt chundida iuuerera chriſtanheiti fona demo truhtine inman capla^{fan} fona ſin ſelpeſ iungiron caſez^{zit}

Cuiuſ utique fidei pauca uerba ſunt ſed magna in ea conclu duntur myſteria.

dera calaupa cauuiſſo faoi uuort ſint uzan drato mihiliu caruni dar inne ſint pifangan.

Sanctuſ etenim ſpirituſ miniſtriſ eccleſiae ſanctiſ apoſtoliſ.

Uuiho atum cauuiſſo dem maiſtron dera chriſtan heiti dem uuihom potom ſinim

496
72

(B)

Ita dictauit uerba
tali breuitate.
Ut quod omnibuſ cre
dendum eſt chriſtianiſ
ſemperque profitendum
omneſ poſſent intellegere
et memoriter retinere
quomodo enim ſe
chriſtianum dicit
quia pauca uerba fidei
qui ſaluanduſ
eſt
etiam et orationiſ do
minice quę ipſe
dominuſ ad orationem
conſtituit
Neque diſcere neque uult
in memoria retinere

deiſu uuort thictota ſuſ
lihera churtnaſſi
daz diu allem chriſtanem
za galauppenne iſt
ia auh ſimplun za pigehanne
daz alle farſtantan mah[tin].
ja in hucti cahapen.
jn huueo quidit ſih der man
chriſtanan der deiſu ſoun
uuort dera calaupa
dera er caheilit ſcal ſin
ia dera er canefan ſcal
ia auh dei uuort deſ fraono
capeteſ dei der truhtin
ſelpo za gapete
caſazta.
uueo mag er chriſtani ſin
der dei lirnen ni uuili noh
in ſinera cahucti hapen.

(C)

Uel quomodo odo uue mac der furi an
pro alio fidei dran dera calaupa pur
ſponſor exiſtit geo ſin ado furi andran
qui hanc fidem der deo calaupa (caheizan
neſcit. noh imo ni uueiz.
Ideoque noſſe pidiu ſculut ir uuizan
debetiſ filioli mei chindili miniu
quando nec unuſ uuanta eo unzi daz
quiſque ueſtrum iuueher eo galiher
eandem fidem filiolum ſuum deſelpun calaupa den (ſinan ſilol)
ad intellegendum docuerit calerit za farneman (ne)
quem de baptiſmo exciperit. den er ur deru taufi int (fahit.)
Reuſ eſt fidei daz er ſculdig iſt uuidar
ſponſioniſ gaoteſ caheizeſ. (mit)
et qui hanc filiolum ſuum neglexerit ia der den ſinan (ſilleol leren farſu)
jn die iudicii rationem za demo ſonatagin redia
reddituruſ erit gepan ſcal. ur

698
74

(D)

Nunc igitur omniſ.
qui chriſtianuſ eſſe uoluerit.
hanc fidem et orationem
dominicam. omni feſti
natione ſtudeat didicere
Et eoſ quod de fonte excepe
rit edocere. ne ante
tribunal chriſti cogatur. ra
tionem exſoluere.
Quia dei iuſſio eſt,
et ſaluſ noſtra et domina
tioniſ noſtrae mandatum
Nec aliter poſſumuſ ueniam
conſequi delictorum
homo man

Nu allero manno calih.
der chriſtani ſin uuelle.
de galaupa iauh daz fro
no gapet. (calirnen
alleru ilungu ille
Jauh de kaleren de er
tauſſi intſahe. daz er
za ſonatage ni uuer
canaotit radia urge
uuanta iz iſt coteſ capot
ia daz iſt unſer heli
ja unſareſ herrin capot.
noh uuir andar uuiſ ni magu
unſero ſunteono antlaz
cauuinnan.

caput haupit*) aureſ aorun faciaſ uuangun.
uerticem ſkeitila nareſ naſa mantun chinni
capilli fahſ denteſ zendi maxillaſ chinn
oculoſ augun timporibuſ chinnapahhun. collo halſ.
hiuffilun ſcapulaſ
ahſla

*) • Trier. Gl. II, 6. •

(E)

499
75

humeruſ ahſla
tondit ſkirit
tundi meo capilli ſkir min fahſ
radi memeo colli ſkir minan halſ
radi meo parba ſkir minan part
radicaſ uurzun
labia leffa
palpebre. prauua
inter ſcapulaſ untar harti[num]
dorſum hrucki
un o ſti ſpinale ein hruckipeini.
reneſ lenti
coxa deoh
oſ maior daz mæra pein[deohes.]
innuolo chniu
tibia pein
calamel uuidarpeini
talauun anchlao
calcanea ferſna
pedeſ foozi
ordigaſ zachun
uncla nagal
membraſ lidi
pectuſ pruſt
brachia arm
manuſ hant
palma preta
digiti fingera
polix dumo
index zeigari
mediuſ mittaroſto
medicuſ laahhi
articulata altee
minimuſ minniſto
putel darm
putelli darma

(F)

lumbulum	lentiprato	bouef	ohſun
figido	lepara	uaccaf	choi
pulmone	lungunne	armentaf	hrindir
intrange	indinta	pecora	ſkaaf
ſtomachuf	mago	pirpici	uuidari
latera	ſitte	fidelli	chalpir
coſtif	rippi	ouiclaf	auui
unctura	ſmero	agnelli	lempir
cinge	curti	porciu	ſuuinir
lumbuf	napulo	ferrat	paerfarh
umbilico	napulo	troia	ſuu
pecunia	fihu*)	ſeruua	ſuu
caualluf	hrof	purcelli	farhir
equm	hengiſt	aucaf	canſi
iumenta	marhe	aucium	cænſincli
equa	marhe	pulli	honir
puledro	folo	pulcinf	honchli
puledra	fulihha	calluf	hano
animalia	hrindir	gallina	hanin

*) • Trier. Gl. II, 10. •

(G)

561
77

(a)		(b)		(c)
pao	phao	camiſa	pheit	implenuſ eſt
paua	phain	pragaſ	proh	fol iſt
caſu	huſ *)	deuruſ	deohproh	palaſ **)
domo	cadam	faſſelaſ	fanun	ſcufla
manſione.	ſelidun.	uuindicaſ.	uuintinga	ſappaſ
thalamuſ	chamara	mufflaſ.	hantſcoh	hauua
ſtupa	ſtupa	uuanz	irhiner	ſaccuraſ
biſle	pheſal	uuaſa	uuahſir	achuſ
keminada	cheminata	caua. (dulca)	putin	manneiraſ
furn.	ofan	tunne (idriaſ)	choffa	parta
caminuſ	ofan	ticinne (carica)	choffa	fodarmaziu.
furnax	furnache	ſiſireol	ſtanta	ficileſ
ſegradaſ	ſagarari	cauuella	potega	ſihhila
ſtabulu	ſtal	gerala tina.	zuuipar	falceaſ
pridiaſ	uuaati	ſiala	einpar	ſeganſa
eſiloſ	pretir	ſedella. (ſideola)	ampri	taradroſ
mediran	cimpar	ſeſtar	ſehtari	napugaera
piſ	firſt	calice	ſtechal	ſcalproſ
trapeſ	capretta	hanap	hnapf	ſcraotiſ (ran)
capriunſ	rafun	cuppa	chupf	planaſ
ſcandula	ſkintala	caldaru	chezil	paumſcapo
pannu	lahhan	caldarora	chezi	lioneſ.
tunica. ſeia. tunihha. ***)		crimailaſ (ca)	hahla	fomeraſ (fah)
				uuganſo
		martel	hamar	

*) «Nyerup p. 317. 318.» **) «Trier. Gl. V, 10.» ***) «Trier. Gl. VIII, 2.»

502
78

(H)

mallei. ſlaga. hamar. et forcipa. anti zanga. et inchuſ anti anapaoz. deapiſ. picherir. ſiluariaſ. folliu. puticla mandacaril. mooſ. ua. canc. fac iterum. to auar. citiuſ. ſniumo uiuaziu. iili. argudu. ſkeero. moi. mutti. quanta moi. in manage mutte. ſim. halp. aia tutti. uuela alle. ueſtid. cauuati. laniu. ueſtid. uul linaz. lini. ueſtid. lininaz. tramolol. ſap uelluſ. uuilluſ. punxiſti. ſtabhi. punge. ſtih. campa. hamma. ponde*) roſuſ. haolohter. albioſ oculuſ. ſtaraplinter. gyppuſ. houa rohter. et lippuſ. prehanprauuer. clauduſ. lamer. mutuſ. tumper. tinaſ. zuuipar. ſitulaſ. einpar. guluium. noila. Indica mih. ſage mir. quomodo. uueo nomen habet. namun habet. homo iſte. defer man. unde eſtu. uuanna piſtdu. quiſ eſtu. uuer piſtu. unde ueniſ. uuanna quimiſ. de quale patria. fona ueliheru lantſkeffi. pergite. ſindoſ. tranſiui. foor. tranſierunt. forun. tranſiunt. farant. ueniſtiſ. quamut. uenimuſ. quamum. ubi fuiſtiſ. uuar uuarut. quid quiſiſtiſ. uuaz ſohtut. queſiuimuſ. ſohtum. quod nobiſ. daz unſ. neceſſe fuit. durft unaſ. quid fuit. uuaz uuarun. neceſſitaſ. durſti. multum. managо. neceſſitaſ eſt. durft iſt. nobiſ. unſ. tua. dina.

*) • Trier. VII, 9. St. Gall. 198. 199. •

(I) 503 79

gratia. huldi. habere. za hapenne. intel
lexiſti. firminiſ. non ego. niih. firnimu.
ego intellego. ih firnimu. intellexiſtiſ. fir
namut. intellexiſiſ. firnemameſ. mandaſti.
caputi. mandaui. capaot. etgo. ih auar.
remanda. capiutu. tu manda. du capiut.
et ego facio. anti ih tom. quare non
uuanta ni. faciſ. toiſ. ſicp
ſic poteſt. ſo mac. fieri
ueſan. ſapienſ homo. ſpaher
man. ſtultuſ. toler. ſtulti ſunt. tole ſint. ro
mani. uualha. ſapienti ſunt. ſpahe ſint. paioari
peigira. modica eſt. luzic iſt. ſapienti. ſpahe.
in romana. in uualhum. pluſ habent. mera ha
pent. ſtultitia. tolaheiti. quam ſapientia. den
ne ſpahi. uolo. uuille. uoluerunt. uueltun. uo
luiſti. uueltoſ. cogita. hogazi. detemetipſum.
pi dih ſelpan. ego cogitaui. ih hogazta. ſemper
ſimplun. de me ipſum. ſona mir ſelpemo. bonum
eſt. cot iſt. malaſ. upile. bonaſ. cotiu.

504 90

LATEINISCH-ROMANISCHES REGISTER ZU DEN CASSELER GLOSSEN.

agnelli lempir F 8.
aia wela H 5.
albios oculus (l. *albioculus*) staraplintêr H 10.
animalia hrindir F 19.
argudu skêro H 14.
armentas hrindir F 3.
articulata E 15 s. *auricularis*.
aucas cansi F 14.
auciun censincli F 15.
aures aorûn D 16.
(*auricularis* ôrfingar E 15.)
bisle phêsal G[a] 8.
bonas (l. *bona*) côtiu I 20. *bonum* côt I 19.
boves ohsun F 1.
brachia arm E 7.
calamel widarpeini E 17.
calcanea fersnâ E 1.
caldarora chezi G[b] 22.
caldaru chezil G[b] 21.
calice stechal G[b] 18.
callus s. *gallus*.
caminus ofan G[a] 11.
camisa pheit G[b] 1.
campa hamma H 9.
capilli fahs D 18. E 3.
capriuns râfûn G[a] 20.
caput haupit D 16.
caricx fôdar G[b] 11.
casa hûs G[a] 3.
cava putin G[b] 9.
cavallus hros F 13.
cavella potega G[b] 13.
keminada cheminâtâ G[a] 9.
cinge curti F 9.
citius sniumo (sniumor) H 3.
claudus lamêr H 13.
cogita hogazi I 17. *cogitavi* hogazta I 18.
colli hals E 4. *collo* D 19.
costis rippi F 7.
coxa deoh E 13.
cramailas hahla G[b] 24.
cuppa chupf G[b] 20.
de fona H 18. I 19. pi I 17.
deapis (l. *deapir*) picherir H 2.
dentes zendi D 18.
deurus deoprôh G[b] 3.
digiti fingrâ E 10.
dolea putin G[b] 9.
domo cadam G[a] 4.
dorsum hrucki E 10.
ego ih I 2. 3. 5. 7. 18.
equa marhe F 16.
equum hengist F 14.
es pist H 16. 17.
esilos pretir G[a] 16.
est ist G[c] 1. H 25. I 13. 20.
et H 12. anti H 1. 2. I 7. *et ego* ih avar I 7.
fac tô H 3. *facio* tôm I 7. *facis* tôis I 8.
facias wangûn D 16.
falceas segansa G[c] 14. 505
fasselas fanun G[b] 4. 61
ferrat pêrfarh F 10.
fidelli chalpir F 6.
fieri wesan I 9.
figido lepara F 2.
fomeras waganso G[c] 24.
forcipa zanga H 1.
fuistis wârut H 21. *fuit* was H 22. 23.
furn ofan G[a] 10.
furnax furnache G[a] 12.
gallina hanin F 19.
gallus hano F 18.
gerala zwipar G[b] 14.
gyppus hovarohtêr H 11.
gratia huldi I 1.
(g)ninuolu chniu E 15.
gulcium noila H 14.
habere za hapênne I 1. *habent* hapênt I 14. *habet* habêt H 15.
hanap hnapf G[b] 19.

homo man D 15. H 15. I 10.
humerus ahsla E 1.
idrias chôffa tunne G^{b} 10.
implenus fol G^{c} 1.
in in I 14. S. zu H 5.
inchus anapaoz H 1. 2.
index zeigâri E 12.
indica sagê H 14.
intellego firnimu I 3. *intellexisti (intellegis)* firnimis I 1. 2. *intellexistis* firnâmut I 3. *intellexistis (intellegimus)* firnemamês I 4.
interscapulas untar hartinun E 9.
intrange indinta F 4.
ipsum selpan I 17. selpemo I 19.
iste desêr H 16.
iterum avar H 3.
jumenta marhe F 15.
labia lefsa E 7.
lanio wullinaz H 6.
latera sitte F 6.
lini lininaz H 7.
liones seh G^{c} 22.
lippus prehanprâwêr H 12.
lumbulum lentiprâto F 1.
lumbus napulo (lancha) F 10.
major daz mêra E 14.
malas (mala) upilê (upiliu) I 20.
mallei slaga hamar H 1.
manda capiut I 6. *mandasti* caputi I 4. *mandavi* capaot I 5.
mandacaril mûs H 3.
manneiras partâ G^{c} 9.
mansione selidun G^{a} 5.
mantun chinni D 17.
manus hant E 8.
martel hamar G 25.
maxillas chinnpein D 18.
me mir I 19. *meo* min E 3. 4. *mînan* E 5.
medicus lâhhi E 14.
mediran cimpar G^{a} 17.
medius mittarôsto E 13.
membras lidi E 5.
meo min minan. S. *me*.
mih (mihi) mir H 14.
minimus minnisto E 16.
modica luzie I 13.
moi mutte mutti H 4. 5. 506
mufflas hantscôh G^{b} 6. 82
multum managô H 24.
mutus tumpêr H 13.
nares nasa D 17.
necesse durft H 22.
necessitas durft H 25. durfti H 24.
nobis uns H 22. 25.
nomen namun H 15.
non ni I 2. 7.
oculos augun D 19.
ordigas zêhûn E 3.
os pein E 14.
osti spinale hruckipeini E 11.
ovicias awi F 7.
Paioari Peigirâ I 12.
palas scûflâ G^{c} 3.
palma preta E 9.
palpebre prâwa E 8.
pannu lahhan G^{a} 22.
pao phâo G^{a} 1.
parba part E 5.
patria lantskeffi H 18.
pava phâin G^{a} 2.
pecora skâf F 4.
pectus prust E 6.
pecunia fihu F 12.
pedes fôzi E 2.
pergite (pergis) sindôs H 18.
pirpici widari F 15.
pis first G^{a} 18.
planas paumscapo G^{c} 20.
plus mêra I 14.
polix dûmo E 11.
ponderosus haolohtêr H 9. 10.
porciu swînir F 9.
potest mac I 9.
pragas prôh G^{b} 2.
pridias wanti G^{a} 15.
pulcius hônchli F 17.
puledra fulihha F 18.
puledro folo F 17.
pulli hônir F 16.
pulmone lungunne F 3.
punge stih H 9.
punxisti stâhhi H 8.
purcelli farhir F 13.
putel darm E 17. *putelli* darmâ E 18.

puticla flascâ H 2.
quale welîheru H 17.
quam denne I 15.
quanta in (l. *weo*) managê H 4.
quare wanta I 7.
quisistis (quaesistis) sôhtut H 21. *quaesivimus* sôhtum H 22.
quid waz H 21. 23.
quis wer H 16.
quod daz H 22.
quomodo weo H 15.
radir skir E 4. 5.
radices wurzûn E 6.
remanda (remando) capiutu I 6.
renes lenti E 12.
Romani Walhâ I 11. 12.
in Romana in Walhum I 14.
saccuras achus G[c] 7.
sapiens spâhêr I 10. *sapienti (sapientes)* spâhê I 12. *sapienti (sapientias)* spâhê (spâhi) I 13.
sapientia spâhi I 15.
507 *sappas* hawâ G[c] 5.
63 *scalpros* scraotisran (scraotisarn) G[c] 18.
scandula skintalâ G[a] 21.
scapulas ahsla D 20. *interscapulas* untar hartinun E 9.
scrura sû F 12.
sedella ampri G[b] 16.
segradas sagarâri G[a] 13.
seia tunihha G[a] 24.
semper simplun I 18.
sestar sehtari G[b] 17.
siala einpar G[b] 15.
sic sô I 9.
siciles sihhilâ G[c] 12.
sideola einpar G[b] 15.
siluvarias H 2.
sim halp H 5.
sisireol stantâ G[b] 12.
situlas einpar H 14.
coti spinale bruckipeini E 11.
stabulu stal G[a] 14.
stomachus mago F 5.
stulti tolê I 11. *stultus* tolêr I 11.
stultitia tolaheiti I 15.
stupa stupâ G[a] 7.
sunt sint I 11. 12.
talauun anchlao E 18.
taradros (tarabros) napugêrâ G[c] 16.
temetipsum dih selpan I 17.
thalamus chamara G[a] 6.
tibia pein E 16.
timporibus chinnapahhun hiuffilûn D 19.
ticiune côffa fôdarmâziu G[b] 11.
tina zwipar G[b] 14. *tinas* H 13.
tondit skirit E 2.
tramolol sapan H 7.
transierunt fôrun. *transiunt* farant. *transivi* fôr H 18.
trapes capretta G[a] 19.
troia sû F 11.
tu dû H 16.
tua dina H 25.
tundi skir E 3.
tunica tunihhâ G[a] 24.
tutti allê H 5.
ubi war H 21.
umbilico napulo F 11.
un ein E 11.
uncla nagal E 4.
unctura smero F 8.
unde wanna H 16. 17.
va cane H 3.
vaccas chôi F 2.
vellus willus H 8.
venimus quamum H 20. *venis* quimis H 17. *venistis* quâmut H 20.
verticem skeitilâ D 17.
vestid cawâti H 6. 7.
vivaziu ili H 4.
volo wille. *voluerunt* weltan I 16. *voluisti* weltôs I 17.
wanz (hantscôh) irhinêr G[b] 7.
wasa wahsir G[b] 8.
windicas wintinga G[b] 5.

*) [W. Grimm hat das richtigere siccla und sicleola an den Rand geschrieben.]

508 DEUTSCHES REGISTER ZU DEN CASSELER GLOSSEN.
84

achus *saccuras* G^{c} 8.
ahsla *scapulas* D 20. *humerus* E 1.
allê *tutti* H 6.
altê E 15.
ampri *sedella* G^{b} 16.
anapaoz *inchus* H 2.
anchlao *talauun* E 18.
anti *et* H 1. 2. I 7.
aorûn *aures* D 16.
arm *brachia* E 7.
augûn *oculos* D 19.
avar *iterum* H 3.
awi *oviclas* F 7.
cadam *domo* G^{a} 4.
cane *va* H 3.
cansi *aucas* F 14.
capaot *mandavi* I 5. capiut *manda* I 6. capiutu *remanda (remando)* I 6. caputi *mandasti* I 5.
capretta *trapes* G^{a} 19.
cawâti *vestid* H 6.
censincli *auciun* F 15.
côt *bonum*. côtiu *bonas (bona)* I 20.
curti *cinge* F 9.
chalpir *fidelli* F 6.
chamara *thalamus* G^{a} 6.
cheminâtâ *keminada* G^{a} 9.
chezi *caldarora* G^{b} 22.
chezil *caldaru* G^{b} 21.
chinnapahhun *timporibus* D 19.
chinni *mantun* D 17.
chinnpein *maxillas* D 18.
chuiu *(g)uinuolu* E 15.
chôffa *idrias* G^{b} 10. *ticinne* G^{b} 11.
chôl *vaccas* F 2.
chupf *cuppa* G^{b} 20.
darm *putel* E 17. darmâ *putelli* E 18.
daz *quod* H 22. daz (mêra pein) E 14.
denne *quam* I 15. 16.
deoh *cosa* E 13. deohes E 14.
deohprôh *deurus* G^{b} 3.
desêr *iste* H 16.
dih selpan *temetipsum* I 17.
dina *tua* H 25.
dû *tu* H 16. 17. I 6.
dûmo *polix* E 11.
durft *necesse* H 23. durft *necessitas* H 25.
durfti *necessitas* H 24.
ein *un* E 11.
einpar *sialo*. *sideola* G^{b} 15. *situlas* H 14.
fahs *capilli* D 18. E 3.
fanun *fasselas* G^{b} 4.
farant *transiunt* H 20.
farhir *purcelli* F 13.
fersnâ *calcanea* E 1.
fihu *pecunia* F 12.
fingrâ *digiti* E 10.
firnemamês *intellexistis (intellegimus)* I 4. firnâmut *intellexistis* I 3. 4. firnimis 509 *intellexisti (intellegis)* I 2. firnimu 85 *intellego* I 2. 3.
first *pis* G^{a} 18.
flascâ *puticla* H 2.
fôdarmâziu G^{a} 11.
fol *implenus* G^{c} 2. folliu H 2.
folo *puledro* F 17.
fona *de* H 18. I 19.
fôr *transivi*. fôrun *transierunt* H 19.
fôzi *pedes* E 2.
fulihha *puledra* F 18.
furnacho *furnax* G^{a} 12.
habêt *habet* H 15. S. za hapênne.
hahla *cramailas* G^{b} 24.
halp *sim* H 5.
hals *colli* E 4. *collo* D 19.
hamar slaga *mallei* H 1. *martel* G 25.
hamma *campa* H 9.
hanin *galina* F 19.
hano *gallus* F 18.
hant *manus* E 8.
hantscôh *mufflas* G^{b} 6.
haolohtêr *ponderosus* H 10.
za hapênne *habere* I 1. hapênt *habent* I 14. 15. S. habêt.
hartinun *scapulas* E 9.
haupit *caput* D 16.

hawâ *sappas* G^c 6.
hengist *equum* F 14.
hinfûlôn D 20.
hnapf *hanap* G^b 19.
hogazi *cogita* I 17. hogazta *cogitavi* I 18.
hônir *pulli* F 16.
hônchli *pulcins* F 17.
hovarohtêr *gyppus* H 11. 12.
hrindir *armentas* F 3. *animalia* F 19.
hros *cavallus* F 13.
hrucki *dorsum* E 10.
hruckipeini *osti spinale* E 11.
huldi *gratia* I 1.
hûs *casu (casa)* G^a 3.
ih *ego* I 2. 3. 5. 7. 18.
ili *vicazia* H 4.
in *in* I 14. (woo) H 5.
indinta *intrange* F 4.
irhinêr (irhinêr hantscôh) *wanz* G^b 7.
ist *est* G^e 2. H 25. I 13. 20.
lahhan *panu* G^a 22.
lâhhi *medicus* E 14.
lamêr *claudus* H 13.
(lancha s. zu *lumbus* F 10).
lantskeffi *patria* H 18.
lefsa *labia* E 7.
lempir *agnelli* F 8.
lenti *renes* E 12.
lentiprâto *lumbulum* F 1.
lepara *figido* F 2.
lidi *membras* E 5.
lininaz *lini* H 7.
lungunne *pulmone* F 3.
luzic *modica* I 13.
mac *potest* I 9.
mago *stomachus* F 5.
man *homo* D 15. H 16. I 11.
(woo) managê *quanta* H 5.
managô *multum* H 24.
marha *equa* F 16. *jumenta* F 15.
510 mêra *major* E 14. *plus* I 14.
86 min *meo* E 3. minan *meo* E 4. 5.
minnisto *minimus* E 16.
mir *mih (mihi)* H 14. *me* I 19.
mittarôsto *medius* E 13.
mûs *mandacaril* H 3.
mutte mutti *moi* H 4. 5.

nagal *ungla* E 4.
namun *nomen* H 15.
napugêrâ *taradros (tarabros)* G^c 17.
napulo *lumbus* F 10. *ambilico* F 11.
nasa *nares* D 17.
ni *non* I 2. 8
noila *galeium* H 14.
ofan *caminus* G^a 11. *furn* G^a 10.
ohsun *boves* F 1.
(örvingar *auricularis* s. zu F 15).
part *parba* E 5.
partâ *manuciras* G^c 10.
paumscapu *planas* G^f 21.
Peigirâ *Paioari* I 13.
pein *os* E 14. *tibia* E 16.
pêrfarh *ferrat* F 10.
phâin *para* G^a 2.
phâo *pao* G^a 1.
pheit *camisa* G^b 1.
phêsal *bisle* G^a 8.
pi *de* I 18.
picherit *decapis (decipit)* H 2.
pist *es* H 16. 17.
potega *cavella* G^b 13.
prâwa *palpebre* E 8.
prehanprâwêr *lippus* H 12.
preta *palma* E 9.
pretir *tabulas* G^a 16.
prôh *bragas* G^b 2.
prust *pectus* E 6.
putin *cava dolea* G^b 9.
quâmum *venimus*. quâmut *venistis* H 20.
quimis *venis* H 17.
râfûn *capriuns* G^a 20.
rippi *costis* F 7.
sagarâri *segradas* G^a 13.
sagê *iudica* H 14.
sapun *tramolol* H 7.
skâf *pecora* F 4.
skêra *argudu* H 4.
skeitila *verticem* D 17.
skintala *scandula* G^a 21.
skir *tundi* E 4. 5. *tundi* E 3. skirit *tundit* E 2.
scraotisarn (scraotisarn) *scalpros* G^e 19.
scûflâ *palas* G^c 4.
segansa *falceas* G^c 15.
seh *ligones* G^c 23.

sehtari *sestar* G^b 17.
(in) selidun *mansione* G^a 5.
selpan *ipsum* I 18. selpemo I 19.
sihhilâ *siciles* G^c 13.
simplun *semper* I 19.
sindôs *pergite* (*pergis*) H 19.
sint *sunt* I 11. 12.
sitte *latera* F 6.
slaga hamar *mallei* H 1.
smero *unctura* F 8.
sniumo (sniumor) *citius* H 4.
sô *sic* I 9.
sôhtum *quaesivimus* H 22. sôhtut *quisistis* (*quaesistis*) H 21.
511 spâhê *sapienti* (*sapientes*) I 12. spâhe
67 (spâhi) *sapienti* (*sapientia*) I 13. spâhêr *sapiens* I 10.
spâhi *sapientia* I 16.
stâhhi *punxisti* H 8.
stal *stabula* G^a 14.
stantâ *sisireol* G^b 12.
staraplintêr *albios oculus* (*albioculus*) H 11.
stechal *calice* G^b 18.
stih *punge* H 9.
stupâ *stupa* G^a 7.
sû *scruva* F 12. *troia* F 11.
swinir *porciu* F 9.
tô *fac* H 3. tôis *facis* I 8. tôm *facio* I 7.
tolaheiti *stultitia* I 15.
tolê *stulti*. tolêr *stultus* I 11.
tumpêr *mutus* H 13.
tunihhâ *tunica* G^a 24.
tunne *idrias* G^b 10.
uns *nobis* H 22. 25.
untar hartinun *interscapulas* E 9.
upilê (upiliu) *malas* (*mala*) I 20.
waganso *fomeras* G^c 24.
wahsir *wasu* G^b 8.
Walhâ *Romani* I 12.
in Walhum *in Romana* I 14.
wangûn *facias* D 16.
wanna *unde* H 16. 17.
wanta *quare* I 8.
wanti *pridias* G^a 15.
wâr *ubi* H 21.
wârun H 23. wârut *fuistis* H 21. was *fuit* H 23.
waz *quid* H 21. 23.
wela *aia* H 6.
welihêru *quale* H 18.
weltôs weltun s. wille.
weo *quomodo* H 15. S. zu H 5.
wer *quis* H 17.
wesan *fieri* I 10.
widari *pirpici* F 5.
widarpeini *calamel* E 17.
wille *volo* I 16. weltôs *voluisti* I 17. weltun *voluerunt* I 16.
willus *vellus* H 8.
wintinga *windicas* G^b 5.
wullinaz *laniu* H 6. 7.
wurzûn *radices* E 6.
za hapênne *habere* I 1.
zanga *forcipa* H 1.
zêhûn *ordigas* E 3.
zeigâri *index* E 12.
zendi *dentes* D 18.
cimpar *mediran* G^a 17.
zwipar *tina* G^b 14. *tinas* H 13.

159
1

NACHTRAG ZU DEN CASSELER GLOSSEN.

(Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 6. Juni 1853.)

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse) 1853. 4. S. 159—162. Separatabdruck S. 1—4.

Im Jahre 1848 hatte Diez eine Abhandlung über die Casseler Glossen verfasst, bevor die meinige, die in den Schriften der Akademie vom Jahre 1846 zwar gedruckt aber noch nicht ausgegeben war, in seine Hände gelangte. Jene erschien 1849 in Haupts Zeitschrift 7, S. 396 mit einem Zusatz der auf meine Untersuchung Rücksicht nahm. Auch von W. Wackernagel hatte ich im Mai 1848 einige willkommene Bemerkungen erhalten. [S. den Brief selbst am Schluss.]

Nichts konnte mir erwünschter sein als dass der erste Kenner der romanischen Sprachen diesen Glossen seine Aufmerksamkeit geschenkt und eine sorgfältige Ausgabe gewünscht hatte, die ohne ein Facsimile nicht möglich war. In dem Hauptergebnis, wornach dieses in die frühste Zeit gehörige Denkmal das älteste Zeugnis von dem Dasein der romanischen Sprache gewährt und die Umwandlung des Lateinischen deutlicher als irgend ein anderes darstellt, stimmt er mit mir überein. Darin weichen wir von einander ab, dass er sich mit meiner Ansicht, die alle nicht deutschen Wörter als romanische betrachtet, nicht befreunden kann, obgleich er ihr nicht bestimmt entgegentreten will. Ich habe nachgewiesen, dass die Wörter, welche noch lateinische Form zeigen, späterhin in der romanischen erscheinen; die einzige Ausnahme macht thalamus G^a 6, kann aber leicht durch einen Abschreiber hinein gekommen sein. Es zeigt sich auch eine Veranlassung dazu, wahrscheinlich stand dafür keminada, und da dies Wort wenige Zeilen hernach nochmals vorkam, so glaubte er es durch ein anderes ersetzen zu müssen. Die noch erhaltenen lateinischen Formen können nicht befremden, da gerade bei dem Übergang eine solche Gemeinsamkeit längere Zeit fortdauern musste, bis sich die romanische Sprache völlig ablöste. Diez nimmt ferner einen gleichmässigen, von einem Bildungsprincip ausgehenden

Fortschritt an und will facias neben casa als Nom. Sing., timporibus neben animalia nicht gelten lassen und nur ein gewisses Schwanken in den Vocalauslauten zugeben. Mir dagegen scheint die Umwandlung überhaupt nicht von einem bestimmten Grundsatz auszugehen und daher gleichmässigen Schritt nicht zu halten: der Sprachgeist treibt unbewusst zu der Änderung, sobald andere Zustände einen Umschwung herbeiführen: bald geht er vor, bald bleibt er zurück, und das Gesetz entwickelt sich nur nach und nach und ist nicht gleich erkennbar. Das Gefühl von der Bedeutung der lateinischen Declinationsendungen war abgestumpft und neigte sich zum Untergang: wissen wir doch von Diez selbst, dass in späteren lateinischen Inschriften der Accusativ für den Nominativ gesetzt wird; auch vergleiche man was ich zu D 16, 17 und 19 angemerkt habe. 160 2

Wie ich mir vorstelle, hat ein Wälscher, der nach Baiern gekommen war, die romanischen Wörter aufgeschrieben, und ein Deutscher die Übersetzung zugefügt. Auch der umgekehrte Fall lässt sich denken[1]), dass ein Baier mit seinen Glossen in Welschland sich habe die romanische Übersetzung hinzuschreiben lassen: aber es ist nicht wahrscheinlich, dass er diese bei aû und napulo zwei Mal hinter einander verlangt habe, und wie will man das Missverständnis bei radices und einge erklären? Diez setzt ein minder einfaches Verhältnis voraus, nach ihm hat ein Deutscher, der aber die wälsche Sprache verstand, lateinisch schreiben wollen, es liefen ihm dabei in grösserer Menge Romanismen unter. Wollte er lateinisch schreiben, so begreift man so grobe Fehler wie timporibus, maxillas, meo capilli usw. durchaus nicht. Der Einwurf, ein Wälscher würde niemals anlautendes v mit f, g mit c und p mit b verwechselt haben, trifft meine Ansicht nicht, da ich die deutschen Wörter von einem Deutschen zusetzen lasse; dieser schrieb jene Anlaute seiner Zeit gemäss ganz richtig.

Diez hat ausserdem zu etwa vierzig Glossen Erläuterungen gegeben, die grösstentheils mit den meinigen übereinstimmen, aber manche schätzbare Nachweisung enthalten. Ich will was

[1]) »Nach Lachmanns mir mündlich mitgetheilter Ansicht. Aber dann müsste der Wälsche, der dictierte, schon deutsch verstanden haben.« [Zettelnotiz.]

ich bei einigen zu erwidern habe in den folgenden weiteren Anmerkungen zufügen.

Ich hätte S. 440 (16) [= oben S. 384] anchlao nicht unter die Wörter setzen müssen, die ein wurzelhaftes ao für ô haben, da es hier nach der Anmerkung E 18 der Pl. ist. Auch war nicht oi für uo in noila anzunehmen: nach der Anmerkung zu H 14 gilt hier nôila, nuoila, und i gehört zur Ableitung ila. E 3 ist es nicht möglich ardigas statt ordigas zu lesen, welches Diez für
161 ein verderbtes ardiglas ansieht. o ist in der Handschrift noch un-
8 zweifelhafter und das an dieser Stelle etwas flockige Pergament allein Ursache, dass der Buchstabe in der Nachbildung unrein geworden ist. E 15 uinuolu gestattet allerdings die Handschrift iunuolo zu lesen, da die ersten drei Striche nicht mehr vollständig vorhanden sind, aber o ist ausser Zweifel und iunuelo, wie Diez annimmt, nicht möglich. Er hält die Conjectur guinuolo für gewagt, da sich das lateinische g nicht wohl als gu darstelle: auch Wackernagel bemerkt, gu könne nur für das lateinische v und deutsche w eintreten. Ich habe die Änderung selbst als eine unsichere Vermuthung angeführt, will aber dazu bemerken, dass in den Altdeutschen Gesprächen, wo romanischer Einfluss erkennbar ist, guesenda 105, sogar quesasti 28 und quesan ger 80 geschrieben ist [s. unten S. 485. 493. 512. 515].

In der Geschichte der deutschen Sprache S. 947 erhält das schwierige Wort altee E 15 eine Erklärung, der ich nicht beistimmen kann, schon, wie ich anderwärts (Altd. Gespr. S. 9 [unten S. 478]) bemerkt habe, weil hier keine verirrten Glossen vorkommen und dem Zusammenhange nach nothwendig vom fünften Finger die Rede sein muss. Articulata wird dort als romanischer Ausdruck für das lateinische articulus, altê aber für altâ membrum erklärt, und dieses sonst nicht vorkommende Wort in Zusammensetzungen gefunden, deren Bedeutung noch ungewiss ist.

Über die Fingernamen in der malbergischen Glosse, an der man gern vorübergeht, weil es schwer ist mit einiger Sicherheit etwas herauszuholen, sind sinnreiche Vermuthungen in der Vorrede zu Joh. Merkels lex salica von Jacob Grimm S. XL, XLI geäussert. Zu der Stelle aus Isidor will ich bemerken, dass sich bei Richerus 2, 59 übereinstimmend salutaris, impudicus und

auricularis findet. Die unter dem Volke noch heute üblichen Namen mögen durch ganz Deutschland verbreitet sein. Zu den schon mitgetheilten trage ich einige nach, 5 lütje finger. 4 goldinger. 3 goldammer. 2 topliker. 1 flohknicker, so hörte ich zu Neustadt an der Harzburg. 1 dümelinksken. 2 fingerlinksken. 3 lankmännken. 4 swankmännken. 5 kappeditsmännken J. F. Woeste Überlieferungen in der Grafschaft Mark S. 2. 5 das kleine ding. 4 der göldering. 3 der langhals. 2 der schmandlecker, der dippenlecker. 1 der lauseknecker, aus Willingshausen in Oberhessen, mitgetheilt von Dr Wilh. Arnold.

G^b 3 das mir unverständlich gebliebene deurus wird von Diez und Wackernagel glücklich durch tubrucus bei Isidor[1]) und Paulus Diaconus erklärt. Nur weichen beide darin von einander ab, dass Diez, dem ich beistimme, das romanische Wort 162
aus dem deutschen deoprôh entstehen lässt, Wackernagel dagegen 4
glaubt, das deutsche sei eine Umbildung des romanischen.

G^a 8 nach den Schriftzügen ist grössere Wahrscheinlichkeit, dass bisle und phesal muss gelesen werden, als birle und pheral. Beide Formen neben einander setzen die Insbrucker Glossen (Mones Anzeiger 1838 S. 591) 268 pisale pirale, phiesil.

G^b 12 Wackernagel stellt die Vermuthung auf, sisireol könne von sicera (sicereolum) abgeleitet werden.

G^b 15 Ich lasse die Vermuthung fallen, dass siala zu lesen sei und nehme siccla an, wie in der folgenden Zeile sicleola, da sich bei Ducange sicla mensura liquidorum findet; vergl. Merkels lex Alaman. S. 51.

H 2 siluvarias muss ich festhalten; vgl. Pott über die romanischen Elemente in der Lex salica S. 163.

H 2 folliu ist nach Grammatik 3, S. 457, 458 der Pl. des Subst. folli poculum. Die Verwandtschaft mit dem Adject. fol ist noch unsicher.

H 4. Ich habe mutti als Masc. betrachtet, dazu gehört der mutte Eracl. 3242 nach der richtigen Leseart.

H 14 Wackernagel erinnert bei mih für mihi an die Formel crede mich; vgl. Haupts Zeitschr. 2, S. 191.

[1]) «Tubrucos vocatos (dicunt) quod tibias bracasque tegant. Tubraci, quod a bracis ad tibias usque perveniant. Isidor, Etymolog. 19. 22.» [Zettelnotiz.]

Ich lasse auch hier eine Stelle Haupts und Wackernagels Brief folgen.

L[eipzig], 3 jan. 1847.

Verehrter herr und freund.

an der verspätung meines dankes für das schöne facsimile ist bloss der leidige *deurus* schuld, der mich durch mancherlei wildnisse umher gescheckt hat und mir doch entschlüpft ist. da sinnen und suchen zu nichts geholfen hat, hoffe ich noch auf zufälliges glück. werde aber das ungethüm im gedächtnisse behalten.

Basel 21. Mai 1848.

Geliebter und verehrter Freund.

wie soll ich Ihnen für das Zeichen der Freundschaft danken, das mir diese Zueignung giebt? Ich will es mir eine Ermahnung sein lafsen mich solcher Liebe und Ehre würdig zu machen: der Eindruck der freudigen Überraschung, als ich das Titelblatt umschlug, wird mir noch lang in der ersten Frische bleiben. Neben der Freude, die Sie mir bereitet, that mir um so mehr die begleitende Nachricht weh, dass Sie dieses Jahr wieder mit Krankheit haben beginnen müfsen: ich bitte Gott, er möge Ihnen einmal gründliche Hilfe werden lafsen. Ich habe schon öfter gedacht, ob nicht ein Sommeraufenthalt auf einem unsrer Schweizerberge Ihnen dienlich wäre; dann könnte ich Sie auch bei mir einmal sehen und beherbergen.

Ich habe das schöne, auch so stattlich gedruckte Buch am 15 Mai empfangen und es noch am gleichen Tage zum erstenmal und in den folgenden noch einmal und gründlicher durchgelesen und mich immer mehr daran gefreut und gelegentlich das zweite Blatt aufs neue betrachtet. Darf ich einige Bemerkungen, die mir unterm Lesen gekommen sind, hier niederschreiben? Dafs der undeutsche Theil der Casseler Glossen romanisch und nicht lateinisch sei (23 fg.), ist im Ganzen gewifs unzweifelhaft: man sieht das besonders deutlich, wenn man den Vocabularius S. Galli und die Wiener Glossen in der Diut. 3, 405 dagegenhält, wo das Romanische nur stück- und stellenweise sich geltend macht und mehr in Worten als Wortformen. Durchweg romanisch möchte ich aber jene doch nicht nennen: *thalamus* z. B. (15ª 6) ist doch blofses Gelehrtenlatein, und so vielleicht noch manches andre. Ein merkwürdiges Gegenstück zu dieser romanischen Sprachauffafsung und namentlich zu dem Schlufs der Glossen steht in Greiths Spicil. Vatic. 31—33: auch ein solches Gesprächbüchlein, aber da ist das Deutsche romanisch gemacht. E 15 möchte ich nicht in *guinuolu* ändern: denn *gu* kann, so viel ich weifs, nur für lat. *v* u. deutsches *w* eintreten; das Facsimile erlaubt *innuolu* zu lesen: das wäre dann s. v. a. *inuolu*, mit derselben Aphærese des *g* von *genuculum* wie im

span. *ynojo hinojo*: vgl. Diez 1, 218. G[b] 3 *deurus* Romanisierung desselben *túbrucus*, von welchem, wenn es wirklich nur eine Bekleidung des Unterbeines bezeichnet, auch das deutsche *deohbruach* nur eine Umformung ist. G[b] 12 | *sisereol* könnte eine Herleitung von *sicera (sicereolum?)* sein. H 14 *mih* für *mihi*, wie in der Formel *crede mich* Hpt. 2, 191. S. 54: *Daumelle, dúmelne* scheint Schmeller 1, 370 und wohl nicht unrichtig als Entstellung von *dúmmáli* zu betrachten: vgl. *muntmáli spanmáli gritmáli scritamáli staphmáli;* und so würde auch das nordische *thúmal* in *thúmalfingr* u. *thúmaltá* nicht eigentlich den Daumen, sondern das Daumenmafs bezeichnen. Jemand *unterm Daumen haben* oder *halten* heifst: ihn unterdrückt halten; vgl. *sub pollice* sancti Mauricii bei du Cange. Wenn Jemand das fallende Weh hat, glaubt man ihn dadurch zu erleichtern, dafs man ihm *den Daumen bricht*, d. h. denselben, falls er unter die Finger geklemmt ist, gewaltsam herausreifst. Nach einer Stelle Bertholds bezeichnet der Daumen (der rechten Hand), in die Linke gelegt u. von deren Fingern gedrückt, die Zahl 60: Schm. 4, 250. Prophetisches Jucken des Daumens in Shakespears Macbeth 4, 1. Was soll *mitti duergi* als Übersetzung von *minimus digitus* (Schm. 4, 309)? S. 66 *Goldfinger* ist doch wohl nur s. v. a. *Ringfinger, baugfingr*: vgl. goth. *figgragulth* Luc. 15, 22.

Dieser Excurs über die Fingernamen ist für mich von ganz besondrem Werthe, da ich bei Gelegenheit einen nah verwandten über die Gliedmafse d. h. über die Entstehung der Mafse und Zahlen von den Gliedern des Menschen aus- zuarbeiten denke. Zugleich aber ist mir dabei wieder recht lebhaft vor Augen getreten, wie arm an Hilfsmitteln für all dergleichen Arbeiten ich hier bin. Noch einmal also (denn ich denke, ich habe Ihnen mein Leiden schon geklagt), könnte ich ohne zu grossen Nachtheil des Tausches wieder nach Deutschland, an eine Deutsche Universität, ich gienge mit Freuden. Vor einigen Wochen ist eine Anfrage der Art von Breslau aus an mich gelangt; es könnte mir in andrem Betracht vielleicht kein Ort so widerwärtig sein als dieses Breslau, dennoch habe ich Ja gesagt. Welch Glück für mich, wenn ich so nahe bei Berlin, so nahe also bei Ihnen sein könnte! Aber ich erwarte kaum, dafs bei dem jetzigen Stand der Dinge etwas daraus werde, und kann mich auch, eben weil es Breslau ist, leichter zufrieden geben, wenn nichts daraus wird.

Und nun noch einmal meinen besten treuesten Dank und meine herzlichsten Wünsche; Gott erhalte mir Sie und Ihre Freundschaft! Auch Ihrem Bruder meine besten Grüsse; ich hoffe mit nächstem zu lesen, dafs auch er an den grofsen Volkstag gewählt sei.

Ihr treu ergebener

Wilh. Wackernagel Dr.

415
3

ALTDEUTSCHE GESPRÄCHE.

(Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 29. Oktober 1849.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1851, S. 415—436. Einzeln Göttingen bei Dieterich. S. 1—24.

Greiths Spicilegium Vaticanum (Frauenfeld 1838) S. 31 gab Nachricht von einer aus verschiedenen Pergamentblättern des 9. bis 12. Jahrhunderts zusammengesetzten Handschrift der Vaticana (Cod. collect. membr. 4. Christin. 566). Danach enthält Blatt 5 »das Bruchstück eines altdeutschen Glossars aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts, interlinear und marginal mit sehr feinen Schriftzügen geschrieben, die mit den merowingischen grosse Ähnlichkeit haben. Das Bruchstück rührt wahrscheinlich von einem Mönche her, der aus dem inneren Gallien nach Deuschland reiste, wie sich aus der Glosse unde venie? de Francia und den darin vorkommenden Consonantenverhältnissen ergibt.« Greith liess diese Glossen abdrucken, aber bei manchen Wörtern musste ich zweifeln dass er richtig gelesen habe, auch war nicht zu ersehen wie der Ausdruck interlinear und marginal zu verstehen sei. Ich wendete mich an Hrn Dr Brunn in Rom, und er war so gefällig mir ein sorgfältiges, von ihm selbst verfertigtes Facsimile von jenem Blatt zu übersenden. Die Arbeit war um so mühseliger, als, wie er bemerkt, das Pergament zerknittert und die Dinte an einigen Stellen ganz erloschen ist. Für die Richtigkeit des Textes und der Schriftzüge will er bürgen, nur den Charakter der Schrift, wie ihn ein vollkommenes Facsimile gewähren soll, hat er nicht vollständig wiedergeben können.

Die Schrift des theologischen Werks ist schön und deutlich und gehört wohl in das neunte Jahrhundert; eine genauere Bestimmung ist schwierig. Die Glossen sind an den Rand und wo sich innerhalb des Textes leerer Raum zeigte hinzugeschrieben, also später und mit anderer Dinte; aber die Züge der völlig

verschiedenen unschönen Hand sind an sich alterthümlicher. Sie unterscheidet sich besonders durch das aus dem uncialen N und NT gebildeten N N̄: auch sind mehr Kürzungen ange- 416
wendet und öfter verschiedene Wörter zusammengezogen; sie 4
mag nicht viel jünger sein.

Da Greiths Abdruck sich unbrauchbar erweist, so ist es gut, dass der Sprachschatz in den beiden letzten Bänden, die nach 1838 erschienen sind, auf diese Glossen keine Rücksicht genommen hat. Ich lege hier eine wohl gerathene Nachbildung des Facsimile bei*) und lasse die Glossen folgen, so wie ich sie lese, nur mit Auflösung der sicheren Abbreviaturen, behalte aber bei das Zeichen ⊹ für id est, und ⊹ Zeile 31 für est. Was das einem H ähnliche Zeichen vor der Zwischenzeile 36 bedeuten soll, weiss ich nicht: eine Verweisung scheint es nicht zu sein.

Obetha. caput.
Faffen. capilli.
Auren. aurif.
Ogen. oculi.
Munda. bucca.
Zunguen. dentef.
Bart. barba.
An. manuf.
Anfeo. Guanti.
Bruft. pectuf.
Guanbe. uenter.
Follo guanbe. plenuf uenter.
Elpe. adiuva.
fromin. dñn',
Guare uengelinaz felida guefelle. uel *guenaz* ⊹ par.
⊹ ubi abuifti manfionem ac nocte compagn.
Te geraben. uf. felida ⊹ ad manfionem comitif.
Guane cumet ger brothro ⊹ unde uenif frater.
E gunt fimjnu dodon' H ⊹ de domo dñi mei. uel.
E cunt mer min erre uf. ⊹ de domo feniorif mei.
Gueliche lande cumen ger ⊹ de qua patria.
E guaf mer in gene francia ⊹ in francia fui. 417
Guaz ge dar daden ⊹ quid fecifti ibi. 5
Kahet mer dar ⊹ difnaui me ibi.
Gauren gerinaz ze mettina.

*) [Dasselbe muss hier fehlen.]

Terue ge u.
E ne queſa ti dar ·· ego non te ibi uidi. uel.
E ne queſa u thar ·|· uoſ non uidi ibi.
Queſaſti min erre ze mettina ·|· uidiſti ſeniorem meum ad matuninaſ.
Terue nain i ·|· non.
Guaz gildo ·· quid uiſ tu.
Guer iſtin erro ·|· ubi ·|· ſenior tuuſ.
ne guez ·|· neſcio.
uel *er iſizin erro* ·|· ad ſeniorem ſuum
E ſconæ canet. belluſ uaſalluſ.
uel *ſnel canet.* uelox uaſalluſ.
H *Ubele canet mine teruæ* ·|· maluſ uaſalluſ.
C Vereſt ·|· ubi eſt.
Sclaphen ſin alſ ·|· da illi in collo.
habeo din.
Ghanc hutz ·|· i. forſ.
ſairu . . oſt.
Vndeſ arſ intine naſo ·|· caniſ culū intuo naſo.

Als nächste Erklärung dient am besten eine Übertragung in althochdeutsche Sprachformen; die Änderungen darin werden hernach in den Anmerkungen gerechtfertigt werden.

Houbit caput.
Fahs capilli.
Órún aures.
Ougún oculi.
418 *Munt* bucca.
6 *Zungún* (l. *zendi*) dentes.
Bart barba.
Hant manus.
Hantscuohá guanti.
Brust pectus.
Wamba venter.
Follu wamba plenus venter.
12.14 *Hilf* adjuva. *frómin* dōn'.
Wár wárun gelinâ az selidô. gesellô? vel *genóz* par. ubi habuisti mansionem hac nocte, compagn?
Ze grávin hús selidô ad mansionem comitis.
Wanna cumet ir. bruoder? unde venis, frater?
Ih cumu út sinemo (l. *minemo*) *dóme* de domo domini mei. vel
Ih cumu mir út minemo hérrin hús de domo senioris mei.

Fona welihemo lande kumet ir? de qua patria?
Ih was mir in jenemo Frankônô lande in Francia fui.
Waz ir dâr tâtut? quid fecisti ibi?
Inbeiz mir dâr dimavi me ibi.
Wârut ir hina az ze mettinô? fuisti?
Triwô jâ iwih (l. *ih*).
Ih ne gesah dih dâr ego non te ibi vidi. vel.
Ih ne gesah iwih dâr vos non vidi ibi.
Gesâhi dû minan hêrrun ze mettinô? vidisti seniorem meum. ad matutinas?
Triwô nein ih non.
Waz wildû? quid vis tu?
Wâr ist din hêrro? ubi est senior tuus?
Ne weiz nescio. vel.
Er ist ze sinemo hêrrin ad seniorem suum.
Ih scôni kneht bellus vasallus. vel.
Snel kneht velox vasallus.
Ubil kneht mina triwa malus vasallus.
Wâr ist? ubi est?
Klapfô in sinan hals da illi in collo.
Habê dinan. 419
Gane hûz i foras. 7
Hundes ars in dinero nasô canis culum in tuo naso.

Zu den ältesten Denkmälern der deutschen Sprache gehören deutsch-lateinische Wörterbücher, in welchen Ausdrücke für die im täglichen Leben nothwendigen Dinge gesammelt und zu bequemem Gebrauch ihrem sachlichen Inhalt nach geordnet sind. Davon unterscheiden sich sehr bestimmt lateinisch-deutsche, nicht auf besondere Gegenstände beschränkte alphabetische Vocabularien, noch mehr zwischen die Zeilen oder an den Rand lateinischer meist theologischer Werke gesetzte Glossen. Die beiden letzgenannten Arbeiten dienten gelehrten Zwecken, während jene sachlichen Handbücher zunächst für Reisende bestimmt zu sein scheinen, vorzüglich für Geistliche, der lateinischen oder der eben aus dem Lateinischen sich ablösenden romanischen Sprache mächtig. Bei jenen gelehrten Glossen ist das Lateinische die Hauptsache, das Deutsche Übersetzung: bei den sachlichen Wörterbüchern muss das Deutsche als das Ursprüngliche gelten, wenigstens in so weit als es von dem

Fremdling nicht konnte aufgeschrieben werden, der schwerlich im Stand war die Unterscheidung verwandter Laute zu bezeichnen, die wir gewahrt finden. Diese sachlichen Wörterbücher allein sind hier der Gegenstand unserer Betrachtung.

Mir sind folgende bekannt, A die Casseler Glossen, B der Vocabularius S. Galli, C die Schlettstädter Glossen (Haupts Zeitschrift 5, S. 318), D Nomenclator in einer Wiener Handschrift (Hoffmanns Althochdeutsche Glossen S. 57. 58), E Summarium Henrici, F Glossen aus einer boxhorn. Handschrift (Nyerups symbolæ S. 560—337), G Glossen aus einer Wiener Handschrift (Hoffmanns Sumerlaten S. 29—43), H aus einer Innsbrucker Handschrift (Mones Anzeiger 1838, S. 287—602), I die Wiesbader Glossen der heil. Hildegard (Haupts Zeitschrift 6, S. 321), K Vocabularius optimus (herausgegeben von Wackernagel 1847). Ich beachte dabei nicht einzelne ausgehobene Abschnitte, wie z. B. die ungedruckten Frankfurter Glossen nur die Namen von Thieren und Pflanzen enthalten, Zürcher Glossen (Diutisca 2, S. 273—277) nur Pflanzen; auch lasse ich zur Seite lateinisch-deutsche alphabetisch geordnete Wörterbücher, in welche die sachlichen aufgelöst wurden; die Admonter Glossen (Haupts Zeitschr. 3, S. 368) und die Leipziger (Mones Anzeiger 1835, S. 93—95) scheinen mir auf diesem Weg entstanden zu sein.

426 8 Die Handschriften von A und B sind die ältesten und reichen beide in das achte Jahrhundert, leicht noch in das siebente; die übrigen von C bis I fallen in das zehnte, elfte und zwölfte, K in das vierzehnte. Da aber C manchmal ganz alte Sprachformen bewahrt hat, die ihrer Quelle ein gleiches Alter mit A und B anweisen, so irrt man schwerlich, wenn man den Ursprung auch der andern, K ausgenommen, das, mit der Handschrift ziemlich gleichzeitig, eine spätere Arbeit enthält, ebensoweit zurückführt. B setzt, wie ich anderwärts (Casseler Glossen S. 20) schon dargethan habe, A voraus, aber auch A, aus mehreren verschiedenartigen Stücken zusammengerückt, deutet auf noch ältere Quellen.

Vergleicht man den Inhalt dieser Wörterbücher, so ergibt sich, dass keins von dem andern abstammt, wenn man auch

das Gegentheil vermuthen sollte. Sie zeigen freilich Übereinstimmung, so weit sie in einer gleichen Aufgabe liegt, aber in der Folge der einzelnen Abtheilungen, die selten äusserlich getrennt sind, stimmt eins so wenig mit dem andern, dass bei einem voran steht, was bei dem andern erst am Ende kommt; am meisten zusammengehalten sind noch die Abschnitte aus dem Naturreich. Ebenso verschieden sind sie dem Umfang nach: D und I enthalten nur wenige Abschnitte. Endlich ist in der Folge der einzelnen Wörter keine Gleichförmigkeit sichtbar: erscheint auch manchmal eine kleine Anzahl in derselben Ordnung neben einander, so liegt dies gewöhnlich in der Natur der Sache, z. B. wenn die Glieder des menschlichen Leibes aufgezählt werden: anderwärts zeigt sich wieder die grösste Verschiedenheit. Ebenso ungleich sind sie in Beziehung auf die Reichhaltigkeit einzelner Abschnitte: rein gehalten sind diese auch nicht immer, manchmal drängen sich verirrte Glossen dazwischen, einzeln oder ein Paar zusammen. Es scheint bei der Aufstellung dieser Wörterbücher meist der Zufall gewaltet zu haben. C lässt diese Entstehung am deutlichsten durchblicken: hier ist (S. 260) bei den Namen der Bäume aus einer andern, auch sonsther (Altdeutsche Blätter 1, S. 349. 350) bekannten Quelle sogar ein lateinisches Gedicht aufgenommen, wo dann die einzelnen Glossen über die Zeilen geschrieben sind. Nur E, das Summarium Henrici, geht auf Plan und strengere Ordnung aus. Unter den älteren ist dieses Wörterbuch das vollständigste, dennoch fehlen darin Abschnitte, die C, H und I gewähren, so wie gemeinschaftliche anderwärts reicher ausgestattet sind. K enthält sichtbar eine spätere Bearbeitung und umfasst unter allen am meisten. Der Vocabularius hat sich dabei 421
noch ein anderes Ziel gesteckt, er will zur Erlernung des La- 9
teinischen behilflich sein, denn es werden neben ein deutsches Wort oft mehrere, ja ganze Reihen lateinischer, denselben oder einen verwandten Begriff enthaltende Ausdrücke gestellt. Gewiss sind dabei Wörterbücher aus älterer Zeit benutzt, aber auch nicht weniges wird seiner Zeit angehören. In dem Abschnitt über das Naturreich (S. 41—55) macht sich die alphabetische Ordnung in den lateinischen Wörtern bemerklich,

wo also der Verfasser eine besondere Quelle muss benutzt haben. Endlich begegnet man hier und da Übersetzungen und Umschreibungen, weil kein deutscher Ausdruck sich vorfand, am meisten in dem Abschnitt de composicionibus librorum (S. 37), wo historia schwerfällig erklärt wird ein geschriben rede der getät, als ez geschach, und de dignitatibus secularibus (S. 38) monarcha ein einiger herre über die welt. Aus späterer Zeit mag noch manches dieser Art vorhanden sein, was für unsere Untersuchung wenig Gewicht hat: so gibt von zwei hierher gehörigen Papierhandschriften des funfzehnten Jahrhunderts Mones Anzeiger 1837 S. 339. 340 Nachricht.

Nach dem, was ich ausgeführt habe, ist nicht glaublich, dass die ursprüngliche, ich meine die erste Auffassung dieser Wörterbücher auf uns gekommen sei: nur Theile davon, freilich wohl die wichtigeren haben sich erhalten. Auch die Ordnung des Ganzen mag ursprünglich strenger gewesen sein: das Glossar der heil. Hildegard gewährt in dieser Beziehung wohl das Beste; die seltsame unerklärliche Sprache, in der es abgefasst ist, verhinderte Änderungen, Umstellungen und Zusätze. Es beginnt mit Deus, angelus, salvator usw., geht dann auf menschliche Verhältnisse über, und daran schliesst sich das Naturreich mit seinen Abtheilungen; verirrte Glossen habe ich darin nicht bemerkt. Die Casseler Glossen fangen gleich mit caput an: bis zu Seite H unterbricht auch hier keine ungehörige Glosse die Ordnung [1]); S. H 1—14 ist ein Satz eingeschoben, der Verschiedenartiges untereinander wirft. Verwirrungen genug zeigen die Schlettstädter Glossen. Unnöthig ist es, eine hinter allen Sammlungen stehende einzige Urschrift anzunehmen: das Bedürfnis kann mehrere von einander unabhängige Auf-
422 fassungen hervorgerufen haben; gibt es doch auch eine angel-
10 sächsische Sammlung dieser Art (Mones Quellen S. 314. 323), die mit den Vögeln beginnt, wiederum völlig abweichend in der Aufnahme wie in der Folge der Wörter.

Spricht man von diesen Wörterbüchern, so pflegt man

[1]) Deshalb scheint es mir unzulässig, das schwierige Wort altee (E 15), das zwischen Fingernamen steht, als eine verirrte Glosse zu betrachten und auf etwas durchaus nicht Dahingehöriges zu deuten. [S. oben S. 468.]

auch zu sagen, dass sie sämmtlich auf Isidors Etymologien zurückzuführen seien: ich kann dies nur von den hier noch nicht erwähnten, aus wenigen Blättern bestehenden Leipziger Glossen (Haupts Zeitschrift 2, S. 214. 3, S. 116) gelten lassen, wo man sogleich einen Auszug aus Isidor erkennt, dem nur ein Paar deutsche Glossen zugefügt sind. Die Unabhängigkeit der Casseler und Wiesbader Glossen habe ich schon bei Herausgabe derselben dargethan, auch bei dem Vocabularius S. Galli ist sie ausser Zweifel; vgl. W. Wackernagels Geschichte der deutschen Litteratur S. 27. Es wäre zu verwundern, wenn so früh schon alle Spuren des Zusammenhangs sich sollten verwischt haben. Ich gehe jetzt noch weiter und behaupte, dass auch die übrigen Wörterbücher, das Summarium Henrici ausgenommen, keine Verwandtschaft mit dem umfangreichen Werk des spanischen Bischofs zeigen, auch dann nicht, wenn man annehmen wollte, wie man sich auszudrücken pflegt, »die Grundlage schimmre nur durch«. Wer selbst nachgesehen und genauere Vergleichung angestellt hat, wird mir beistimmen. Das Summarium ist es auch wohl allein, das zu jener allgemeinen Behauptung die Veranlassung gegeben hat. Zunächst hält man sich dabei an die Vorrede, weil sie sich ausdrücklich auf Isidor beruft: allein man hätte auch bemerken sollen, dass die Abtheilungen mit den lateinischen Überschriften, diese bis auf Kleinigkeiten unverändert, dorther genommen sind. Die Folge der Bücher ist nicht ganz beibehalten, wohl aber ziemlich genau die Folge der Capitel, in welche die Bücher zerfallen. Ebenso sind die einzelnen Wörter im Ganzen wie dort geordnet. Indessen fehlt es auch nicht an Capiteln, die starke Veränderungen erlitten haben, zumal wo nur das Einheimische, wenigstens nur das in Deutschland Bekannte durfte angeführt werden. Dahin gehören Capitel, wie II, 16 de piscibus (Isidor 12, 6), III, 7 de herbis (Is. 17, 9), III, 9. 10 de oleribus (Is. 17, 10. 11). Fast ganz anderen Inhalts ist VII, 1 de vocabulis gentium (Is. 9, 2) und VII, 3. 4 de clericis (Is. 7, 12). Ja, es gibt Capitel, die bei Isidor durchaus fehlen, wie VII, 8 de variis officiorum vocabulis vel operariis und VII, 9 de notis et vitiis in homine, welches gerade das reichhaltigste ist.

423 II Das Summarium ist, wie ich mir vorstelle, auf folgende Weise entstanden. Der Verfasser wollte die meist unvollständigen, d. h. nur einzelne Abschnitte umfassenden und häufig verwirrten Wörterbücher, die ihm bekannt waren, in bessere Ordnung bringen. Er legte Isidors Werk zu Grunde, natürlich mit Auslassung der etymologischen Erläuterungen, die seinem Zweck fremd waren, nur VII, 22 sind die Worte est aratio prima, cum adhuc durus est ager, und VIII, 25 caseus, quod careat fero aus Isidor 17, 2 und 20, 2 aufgenommen. Die deutschen Wörter, so viel er vorfand (auch die drei Handschriften zu Trier, Wien und München haben nicht gleich viel), setzte er daneben, rückte Einzelnes, was bei Isidor nicht vorkam, aus anderen Quellen in das entsprechende Capitel ein und gab manchmal dem Einheimischen den Vorzug, was einige Umstellungen veranlasste. Jene vorhin bemerkten, bei Isidor fehlenden Capitel VII, 8. 9 finden sich gerade in den deutschen und zwar von einander unabhängigen Wörterbüchern, VII, 8 in den Glossen der heil. Hildegard, wenn auch abweichend, doch entsprechend: VII, 9 in den Casseler Glossen, im Vocabularius S. Galli (S. 198. 199) und in den Sumerlaten (S. 31ª). Ob der Verfasser dem Summarium aus eigenen Mitteln etwas zugefügt hat, mag dahin gestellt sein. Dafür spricht nicht, dass er II, 9 de portentis (Isid. 11, 3) sirenes übergeht, während meriminnâ (Sprachschatz 2, S. 774. 775) zur Hand war. Seinen Standpunkt verräth das letzte Capitel X de interpretatione quorundam superius praetermissorum, wo er, was sich in Isidors System nicht einschalten liess und als verschiedenartig kein eigenes Capitel bilden konnte, zusammenstellte und zwar diesmal, wo alles untereinander lag, alphabetisch nach dem lateinischen Wort geordnet.

Noch eine Bemerkung sei mir erlaubt, welche die bisherige Ansicht von dem Verhältnis zu Isidor geradezu umkehrt. Ich halte es für möglich, ja für wahrscheinlich, dass der Bischof durch ein schon vorhandenes sachliches Wörterbuch, sei es ein deutsch-lateinisches oder deutsch-romanisches, zu seinen etymologischen Untersuchungen ist veranlasst worden. Gewagtes liegt nicht in der Vermuthung, da die Quellen der Casseler

Glossen schon in dem sechsten Jahrhundert mögen vorhanden gewesen sein und ihr Ursprung noch weiter zurückgehen kann.

Wahrscheinlich hat man in frühster Zeit noch anderes für das tägliche Leben Nothwendige oder Nützliche niedergeschrieben, auch wohl in beiden Sprachen. Ein Beispiel gewähren 424
die Bruchstücke von Heilmitteln, die Hoffmann aus Fallers- 12
leben auf einem einzelnen Blatt (Vindemia basileensis 1834) aus einer in das Ende des siebenten Jahrhunderts gehörigen Handschrift Isidors bekannt gemacht hat. • Leicht ist dies nur ein kleiner Theil eines grösseren Werks, das man arzâtbuoch nannte, und dessen Hartmann (Erek 5238), Wolfram (Parzival 481, 6), Freidank (59, 21) und Konrad (Pantal. 129. Trojan. Krieg 13597. 13627) gedenken. Ein solches wird in einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts dem Hippokrates beigelegt und ist in der Diutisca (2, 269—273) abgedruckt. Auch in der dichterischen Umschreibung von Mosis (Diemer 88, 13) heisst es an den buochen die arzât (l. arzâtie) suochen. Es konnten darin, wie in dem Buch des gallischen Marcellus Burdigalensis, alte unter dem Volk gebräuchliche Heilmittel gesammelt sein. Möglich dass man in früher Zeit auch schon Kochbücher hatte; vgl. Wackernagel in Haupts Zeitschrift 5, S. 11—16.

Eigenthümlicher Art sind Gespräche, von welchen die Casseler Glossen wahrscheinlich auch nur ein Stück bewahrt haben, wie unser Denkmal. Es sind Fragen, die der wandernde Fremdling, der wohl meist ein Romane war, in Deutschland als herkömmlich erwarten konnte, mit den dazu gehörigen Antworten in deutscher und lateinischer Sprache aufgezeichnet. Man musste den ankommenden Fremdling bei seiner Erscheinung nicht bloss grüssen, sondern auch nach seiner Herkunft und dem Zweck seiner Reise sich erkundigen. Als Walther auf seiner Flucht in der Höhle des Wasichenwaldes angelangt ist, sendet Gunthari den Camelo an ihn ab, der ihm die Frage vorlegt, die, homo, quisnam sis, aut unde venis vel quonam pergere tendis? 587; vgl. Rudlieb I, 128. Als die Boten Liudgers und Liudgasts in Günthers Land anlangen, dô frâgte man der mære die unkunden man Nibel. 140, 3. Günther grüsst

die Boten Etzels und fragt, weshalb sie ihr König zu den Burgunden gesandt habe, Nibel. 1379. Die Frage an sich ist ganz natürlich, aber das Eigenthümliche der Sitte bestand darin, dass man sie nicht unterlassen durfte, ohne den Fremdling zu verletzen, der im Schweigen eine Geringschätzung erblickte. Ein Paar Stellen aus dem dreizehnten Jahrhundert werden die Fortdauer der Sitte beweisen. Höllefeuer MSHag. 3, 34ª der gruoz der machet hôhen muot dem gast, swenn in der wirt an sihet, ob er den gruoz mit willen tuot. ein lachen (lachend?) fràgen hœrt dà zuo: der wirt niht swîgen sol alsô ein stumbe. unsælic wirt, der alsô sprâchelôs ie wart gefunden gên sinen
425 gesten âne gruoz und âne fràge: er lât sich schande wunden,
13 sô daz im laster bî bestè und daz in êre gar verbirt. dà denket an, sit gruozes milt: daz freut den gast und êret wol den wirt. Der Unverzagte MSHag. 3, 45ª man sol den gesten mit dem gruoze und mit der fràge nâhen. 45ᵇ ich bin ein gast den fremden liuten unde ein virt der sinne, und suoche nâch der fràge manegen rîchen edelen man. Frauenlob S. 244 des sliche ich nâ den liuten bî mit slihte und mit der krumbe: nieman enfràget wer ich si. Cato (Liedersaal 1, 568) mit sweme dir beschæhe ze gân, den solt niht ungefràget lân den namen sîn, wà er hin gè oder wà sîn wille stè. Der Pilger ist schon an seiner Kleidung kenntlich und erwartet gleich Einlass: ein Lied Gottfrieds von Neifen (MSHag. 1, 59ª) beginnt von Walhen fuor ein pilgerîn, er bat der hereberge in der minne.

Unser Denkmal beginnt mit dem sachlichen Wörterbuch. Zuerst caput wie in den Casseler Glossen und in einem Abschnitt der Trierer und Wiesbader: dann folgen wie dort einzelne Theile des Gesichts, ferner manus pectus venter. Wir haben eine Abschrift vor uns, das zeigt der Fehler zunguen dentes, wo wahrscheinlich zwei Zeilen in eine zusammengezogen sind: wirklich folgen in den Schlettstädter (Haupts Zeitschrift 5, S. 356) und Trierer Glossen (2, 30) zungâ lingua und zeni dentes aufeinander. Mit guanbe brach der Schreiber ab und zog es vor aus Gesprächen, die wahrscheinlich in derselben

Handschrift standen, vielleicht ursprünglich zu dem Wörterbuch gehörten, einiges abzuschreiben.

Diese Gespräche bewegen sich in Ereignissen des täglichen Lebens. Ein Fremdling tritt zur Abendzeit in ein Haus, wo er für die Nacht wünscht aufgenommen zu werden, um am nächsten Morgen seine Reise fortzusetzen. Er spricht den üblichen Gruss, und der Hausdiener (oder wer es sonst ist, nur nicht der Herr des Hauses selbst, das ergibt sich aus Zeile 28), der ihn als Seinesgleichen betrachtet, fragt wo er das letzte Nachtlager gehabt habe (nathselede Dietleib 5554. Walther und Hildegund I. 6, 1. Heinrichs von Türlein Krone Wien. Hs. 54^c. alsô trîbet er daz jâr hin ze fremden nahtselden Warnung 920), um zu wissen, wo er herkomme. Der Fremde antwortet »in dem Haus des Grafen«, also bei einem angesehenen Mann. Damit ist der Fragende zufrieden gestellt. Jetzt (Z. 17) wird vorausgesetzt, ein Geistlicher sei angelangt, der Fragende, der ihn an seiner Kleidung erkennt, redet ihn gleich bruoder 426
an und ihrzt ihn ehrerbietig, was schon im neunten Jahrhun- 13
dert in Deutschland anfieng gebräuchlich zu werden (Grammatik 4, S. 31). Er erkundigt sich, woher er komme, und der Geistliche antwortet aus seiner Kirche oder aus dem Haus seines Herrn (senior ist wie das altfranzösische senhor zu verstehen), je nach den Umständen. Ein dritter Fremdling, kein gemeiner Mann, denn auch er erhält ihr bei der Anrede, wird befragt, aus welchem Land er komme. Er antwortet »aus Frankreich«, und auf die weitere Frage, was er da gethan habe, erwidert er, er habe zu Mittag gegessen. Man darf daraus schliessen, dass der Schauplatz in der Nähe von Frankreich gedacht ward, da man von Mittag bis zum Abend wieder herüber gelangen konnte. Durch die folgenden Fragen (Z. 24—29) soll, glaube ich, der Fremde weiter ausgeforscht werden, ob er (am Morgen vor der Reise nach Frankreich) in der Messe gewesen sei und ob er seinen, des Fragenden, Herrn darin gesehen habe. Jenes bejaht er und fügt hinzu »ich habe dich nicht gesehen«, dieses verneint er. Z. 28 ist das ohnehin schwierige guesâsti in den Plur. zu ändern, da der Diener spricht.

Mit Zeile 30 beginnt eine neue Unterredung zwischen

einem Herren und einem Knecht, der Unterkommen zu suchen scheint. Der Herr fragt ihn aus und erhält kurze und unbestimmte Antworten. Der Ankömmling rühmt sich, aber der Herr schilt ihn und heisst einen seiner Leute ihn mit Schlägen fortjagen; es wird ihm noch eine derbe Verwünschung zugerufen.

Diese Gespräche haben die Reden aufgezeichnet, die man bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich hörte und sind nicht aus der Luft gegriffen. Sie sollten den Verkehr zwischen Fremden erleichtern, waren aber nicht geeignet zur Erlernung des Lateinischen zu dienen, wie die merkwürdigen, ebenfalls in Prosa von Alfrich abgefassten angelsächsischen Colloquia (Thorpe analecta anglosaxonica Lond. 1834, S. 101—118), wo dieser Zweck ausdrücklich angegeben wird. Darin werden zuerst die, welche bestimmte Geschäfte treiben, vorgefordert, der Ackermann, Hirte, Fischer, Koch, Lederarbeiter usw., und müssen Auskunft über ihre Arbeiten geben. Zuletzt muss ein Klosterknabe, der Weisheit und Tugend lernen will, dem Lehrer Rede und Antwort stehen. Er hat in der Nacht das Bett verlassen und die herkömmlichen Gesänge gesungen, dann Psalmen und Messen: er berichtet, was er gegessen und getrunken, endlich, wo er geschlafen habe. Eine gewisse Verwandtschaft mit unseren
427 Gesprächen ist nicht zu verkennen, und Alfrich hat vielleicht
15 in Aufzeichnungen dieser Art Veranlassung zu seiner Schrift gefunden.

Das Lateinische stimmt nicht überall mit dem Deutschen, und man kann eine Übersetzung auf keiner Seite annehmen. Zeile 15 war der Zusatz hac nocte nöthig. Zeile 24 und 39 scheint das Lateinische nur aus Nachlässigkeit des Abschreibers zu fehlen. Bei terûe 25. 29. 36 war dem Verfasser wohl kein entsprechender Ausdruck zur Hand.

Mehrere Schreiber lassen sich unterscheiden. Der erste hat von Anfang bis zu Zeile 30 geschrieben. Zeile 30 bis zu 37 muss man bei aller Ähnlichkeit der Züge doch einem anderen beilegen, hier erscheint vorherrschend æ statt e (vgl. Casseler Glossen S. 15 und W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur S. 89 Anm.), das dort nur einmal Z. 22 sich zeigt:

ferner ô statt û in guildô 30, endlich èrro 31. 33 statt èrre 19. 28. [S. unten S. 502.] Der dritte, der mit Zeile 37 beginnt, bezeichnet w nicht wie jene durch gu, sondern durch cv; man sieht, es soll ein starker Hauch angezeigt werden. Er kennt das anlautende h in habeo 39 und hûtz 40, das jene meiden, und schreibt Zeile 40 g mit hartem Kehllaut gh. Ihm gilt est 37, dem andern is 31. 33. Zeile 41 scheint, wie Dr Brunn ausdrücklich anmerkt, wieder von einer anderen, also vierten Hand. Der Umstand ist auffallend bei einem Stück von so geringem Umfang, und man geräth auf den Gedanken, dass mehreren bei einander sitzenden Schreibern eine alte Handschrift vorgelegen habe, aus der sie diese Zeilen nahmen und deren eigenthümliche Buchstaben sie nachahmten.

Die Sprache zeigt eine niederdeutsche Mundart, aber eine nicht entschiedene, nach dem Hochdeutschen überschwankende. Da das Einzelne hernach in den Anmerkungen vorkommen wird, so hebe ich hier nur den unsicheren Gebrauch der Linguallaute hervor. Der erste Schreiber zeigt in ôbethe 1 und brôthor 17 die gothische und niederdeutsche aspirata: in lande 20 die gothische media, die aber auch im Althochdeutschen neben der tenuis erscheint: anlautend die althochdeutsche media in dâr 22. 23. 26, daneben gothisch thâr 27: niederdeutsch dâden 22 statt der hochdeutschen tenuis. Auffallend ist im Anlaut die tenuis in ti 26. Das hochdeutsche z, nicht das niederdeutsche t in zunguen 6 und ze 24. 28 neben te 16: ebenso enbêt 23; auch die Präpos. ût ist anzunehmen, wie ich zu Zeile 18 ausführen werde. Zeile 22 guæz, Z. 30 guaz nicht guat und Z. 32 guèz nicht guèt. Der Schreiber von Zeile 37—40 hat dîn, dagegen 428
tine in der letzten Zeile entspricht dem ti in Zeile 26. Diese 16
Mundart gehört in das nordwestliche Deutschland, bestimmter sie zu bezeichnen wage ich nicht. gu für w weist nach dem Niederrhein, das trübe ä für a und die volle Form garabe nach Angeln. [S. unten S. 508.]

Ich gehe zur Erörterung des Einzelnen über.

1. houbit steht in allen deutschen Sprachen fest, denn die angelsächsische Nebenform heafde, die im Sprachschatz 4, S. 755 angeführt wird, ist aus den Stellen bei Lye Manning

nicht mit Sicherheit zu erweisen, und das im Wörterbuche zum Ulfilas von Gablentz und Loebe S. 59 angeführte dänische hovede kann ich nicht bestätigen; auch Wernher vom Niederrhein schreibt ôvith 21, 22: ôbethe kommt also nur hier vor. Richthofen hat S. 798. 799 den Plural hafde, doch der würde hier unpassend sein, oder man müsste annehmen, der Abschreiber habe ihn ohne Rücksicht auf das Lateinische gesetzt, weil er in den folgenden Glossen gebraucht wird. Auch an einen Übergang in hûbe darf man nicht wohl denken; vgl. Haupts Zeitschrift 1, S. 136. Das anlautende h fehlt vor ôbethe wie vor an 8. 9. elpe 13. èrre 19. 28. êrro 31. 33. ûs 16. 18. 19. ina 24. undes 42, sogar in dem lateinischen abuisti und ac 16. Das ist niederdeutsch (vgl. z. Wernh. v. Niederrh. 4, 26. Graf Rudolf S. 6), allein es ist auch langobardisch (Geschichte der deutschen Sprache S. 692). Wegfall des auslautenden h wird zu Zeile 9 angemerkt werden; überhaupt gebraucht der erste Schreiber h nur bei der Aspirata th. 2. Der schwache Pluralis fassen fällt auf, umsomehr als fahs im Althochdeutschen nur im Singularis erscheint, der auch in den Casseler Glossen D, 18. E. 3 neben capilli steht; ich weiss nur aus einem Segenspruch des zwölften Jahrhunderts sant Marien vahse im Reim auf wahse (Fundgr. 1, S. 343) anzuführen. es für hs ist niederdeutsch; vgl. Grammatik 1², S. 465. 2. Bei auren fehlerhaft auris: die Casseler Glossen haben D, 16 richtig aures. au für ô entspricht dem gothischen au, althochdeutschen ao, und gehört zu ô für ou in ôbethe und ôgen. 5. munda für munt ist, wie ôbethe, anderwärts unerhört, der Plur. mundâ aber hier nicht passend, zumal neben bucca. 6. zunguen Pl. gehört nicht hierher und ist aus blosser Übereilung gesetzt: dentes zeigt, dass zendî zenî stehen sollte, wie in den Casseler Glossen D. 18. gue bezeichnet ge, so auch in gueselle 15. guenoz 15. Sogar que zeigt
439 quesâ 26. 27. 28. 8. an, ein Querstrich, der sonst t bezeich-
17 net, ist nicht etwa vergessen, da in der folgenden Zeile anscô steht. Auch in den Schlettstädter Glossen (Haupts Zeitschrift 5, S. 363) hanskuohâ. 9. in anscô und brôthro 17 entspricht ô dem gothischen und altsächsischen ô, dem althochdeutschen uo. Der Abfall des auslautenden h wie in quesâ 26. 27, in e 18 und in

ti 26 weist nach Niederdeutschland, entsprechend dem zu Zeile 1 bemerkten Abfall des anlautenden h. guanti (Ducange hat die verschiedenen Formen gantus guantus gwantus wantus) verlangt den Plur., also würde hochdeutsch hantscuohâ stehen. 11. guanbe wie in der folgenden Zeile für wambe, also n für m, wie cunt für cumt 18. 19. w wird allzeit durch gu ausgedrückt, also guâr 15. 24. guane 17. gueliche 20. guas 21. guæz 22 und guaz 30. guèr 31. guêz 32: der andere Schreiber setzt sogar cv in cvèr 37. Man könnte bei dieser Schreibung romanischen Einfluss vermuthen, allein sie ist auch langobardisch und altniederrheinisch; vgl. Geschichte der deutschen Sprache S. 295. 296. 692. Durch dieses gu ist Greith wahrscheinlich zu der Behauptung veranlasst worden, aus den Consonantverhältnissen ergebe sich, dass der Verfasser der Glossen ein aus Gallien gekommener Mönch gewesen sei; auch W. Wackernagel irrt, wenn er in der Geschichte der deutschen Litteratur S. 37 Anmerkung 5 sagt, die vaticanischen Glossen seien entschiedener romanisch als die Casseler. 12. follo für das althochdeutsche follu nach Gramm. 1², S. 723. 724 die organische Form; der Sprachschatz hat 3, S. 479 nur Beispiele von folliu. 13. 14. elpe wäre, so viel ich weiss, das älteste Beispiel von der schwachen Imperativform eines starken Verbums. Im zwölften Jahrhundert zeigt sie sich nicht ganz selten, Genesis 67, 30 slahe. Exod. 95, 26 vare. Roland 42, 15 lâze. 46, 16 swige. 50, 24 vare. 136, 4 underwinde. Christi Leben (Haupts Zeitschrift 5, S. 25) 287 besnide. Jüngstes Gericht (Fundgr. 1) 174, 2 sihe; im dreizehnten Jahrhundert mehren sich die Beispiele. Indessen glaube ich, dass elpe als der Conjunctiv muss betrachtet werden. frômîn ist mit Recht als Ein Wort geschrieben, wie es im Ludwigslied 35 bei Wackernagel steht, und überall, wo es sonst noch sich zeigt (bei Otfried und im Hel- 430
jand) stehen muss, zumal es, als herkömmliche Formel für 18
Gott, Christus, Engel und Könige, unverändert auch da gebraucht wird, wo mehrere die Anrede an Einen richten oder mehrere von Einem angeredet werden; vgl. Grammatik 4, S. 299. Für frouwe weist Lachmann zu Iwein 3384 einen ähnlichen Gebrauch nach. helfe got war der Gruss des Eintretenden,

wie man beim Niesen sagte, got oder Krist helfe dir Türleins Wilhelm 35ª. Marner MS. 2, 169. Hermann von Fritzlar 103, S. 10. Renner 15190: bei einer Betheuerung sô helf mir got Arm. Heinr. 1317. Iw. 6163. Der junge Parzival erhält von seiner Mutter die Lehre bei der Ankunft zu sagen got halde dich (147, 18, 30. 138, 27), beim Abschied got hüete din (132, 23). Beim Erwachen spricht als Morgengruss die Frau zum Mann friunt, got segene dich (MS. 1, 161ª). Es bleibt ungewiss, wie man dön' auflösen muss, ob adjuva oder elpe als Conjunctiv gemäss, domine oder dominus, doch macht der Haken hinter dem Wort, der ebenso bei manus und pectus 8 und 10 vorkommt, dominus viel wahrscheinlicher. Dann fragt sich auch, ob domne domnus zu schreiben ist, da die Zusammenziehung zwar bei Königen und Edeln (Hildegund redet den Königssohn Walther domne an 249. 1213, Rudlieb den Liebling des Königs 1, 114), bei Päbsten und Bischöfen gebräuchlich, aber nach einigen Stellen, die Ducange (2, 920 Henschel) anführt, bei der Anrede Gottes die volle Form allein statthaft war. 15. guâre entspricht der hochdeutschen Form wâre (Sprachschatz 4, S. 1198). Das schwierige unengelinaz erkläre ich durch wârun galinâ az, wobei ich annehme, dass gelina (reclinatorium) hier die starke Declin. zeige, während der Sprachschatz 4, S. 1096 nur Beispiele der Schwachen hat. uen betrachte ich als eine Verstümmelung von guâren, veranlasst durch die fast gleichlautende vorangehende Partikel. Die angeschleifte Präposition az kommt Z. 28 nochmals als Adverb. vor und ist bekanntlich selten. selidâ für selidô, auch in der folgenden Zeile, wird im Sprachschatz 6, S. 177 nachgewiesen: ebenso steht mettinâ 24 und 28. Oder sollte az und zi hier noch den Acc. regieren und selida und mettina gelten? S. Gramm. 4, S. 769. 770. Zu vergleichen ist eine Stelle bei Williram 26, 23 der de muode ist, der leinet sih gerno an die lineberga (Gitter) und in einem Gedicht des zwölften Jahrhunderts dâ sih die muoden an die linebergen suln leinen Haupts Zeitschr. 8, S. 151. 232. Das lateinische par gehört zu genôz, zu geselle aber compagn, was man für das romanische companh compain (Raynouard 4, 406) halten kann, möglicher Weise ist es eine

Abkürzung von compaganus bei Ducange. 16. Man könnte zweifeln, ob nicht Ze zu lesen sei, aber Z Zeile 6 hat unten deutlich einen Querhaken, der hier wie Z. 25 und 29 in Terûe fehlt. garâbe oder nach der anderen Schreibung geràbe gewährt die längst gewünschte volle Form für das althochdeutsche gràfo, die Waitz (Recht der salischen Franken s. 136) auch in der bignonischen Formel gerafjo nachgewiesen hat, wie sie ferner in einer dem achten Jahrhundert zugehörigen Pariser Handschrift der Lex salica cap. 32 und 45 (Pardessus hat S. 91 richtig gelesen, aber S. 101, wie mir J. Merkel mittheilt, gegen die Handschrift grafionem) vorkommt; ich sehe aus einer Bemerkung von E. v. Friedenfels zu siebenbürgischen Urkunden, dass die dortigen Sachsen noch heutzutage gereb für graf sagen. Damit erhält die Ansicht Stärkung, welche in ga ge nur die Vorpartikel sieht und in ràfo die Wurzel. Auch wird man hernach zu Zeile 25 aus Denkmälern des zwölften Jahrhunderts eine Anzahl Wörter finden, wo die volle Form der Partikel erhalten und die Syncope gr noch nicht eingetreten ist; vgl. Rechtsalterth. S. 753. Müllenhoff zu Waitz (Recht der Franken S. 283 ff.). Endlich ist hier canet zu beachten nach der Anmerkung zu 34. Das inlautende b in garâbe entspricht dem altsächsischen bh, das im Angelsächsischen f lautet: auch in Niederhessen hört man grebe (Dorfschulz), während das Bremer Wörterbuch greve hat. 17. guane im Althochdeutschen hwanana aber auch schon die Kürzungen hwanân wanna wanne; vgl. Sprachsch. 4, S. 1205. Gramm. 3, S. 202. ger hier und 20, althochd. îr, zeigt ein anlautendes g, wie das altsächsische gi und das angelsächsische ge gi, womit hier ge 22 völlig zusammenkommt. (Für mansio, Ort, wo man auf einer Reise die Nacht zubringt, sind zwei deutsche Ausdrücke gesetzt.) brôthro ist in brôthor zu bessern, wenn man nicht eine blosse Umstellung dieser Mundart darin sehen muss. 18. e wie 19. 21. 26. 27. 34, althochd. ih, mit gänzlichem Abfall des Consonanten, auch wenn es nicht mit ne verbunden ist, vergleicht sich dem englischen i, denn das Altsächsische, Angelsächsische und Altfriesische gebraucht ic, das Altnordische ek. cunt, das ebenso in der folgenden Zeile erscheint, kann nur als Kürzung cunût

für cumu ût verstanden werden, zumal sonst die nöthige Prä-
position fehlen würde. Als solche und vor Substantiven er-
scheint bekanntlich ûz sehr selten im Althochdeutschen, auch
nicht in den ältesten Denkmälern, nicht im Heljand, aber öfter
im Gothischen und Altfriesischen. Das Übrige in der Zeile ist
vom Abschreiber entstellt. simono oder simino ist nämlich
verschrieben für sinemo, aber auch das ist nicht richtig, es
musste minemo gesetzt werden oder vielleicht mine, wie ich
bei der folgenden Zeile zeigen will. dodon' ist unerklärbar, es
wird dôme da gestanden haben, das als ein seltenes Wort (nur
Ein Beleg im Sprachschatz 5, S. 140) von dem Abschreiber
misshandelt ward; es entspricht dem lateinischen domus, domini
oder dei, wovon Ducange reichliche Beispiele liefert. An das
althochdeutsche toto kann man dabei nicht denken, es müsste
wenigstens doden lauten, aber was soll patrinus hier und wie kann
dominus dadurch erklärt werden? Auch fehlte dann ûs (hûs).
Der Geistliche sagt »ich komme aus meiner Kirche.« Das
unverständliche H hat vielleicht der, welcher an der Zeile bes-
serte, als Kürzung von hûs angefügt, weil er meinte, das
Wort sei vergessen. 19. mer, althochd. mir, ist Gramm. 4,
S. 362. 363 erörtert und erscheint auch Z. 21 und 23; ich
stelle es vor die Präposition, wenn meine Erklärung von cunt
richtig ist. êrrehûs betrachte ich als eine Zusammensetzung,
min aber wegen des folgenden Vocals als eine Kürzung von
mine, wie Z. 38 sin für sine steht. Dieses mine aber für mi-
nemo ist niederdeutsch, wie im Altfriesischen sina, sine, sin
vorkommt; vgl. gueliche 20, gene 21 und Gramm. 1², S. 736.
20. gueliche, althochdeutsch welihemo, wie mine 20. Die Prä-
position fehlt, althochdeutsch müsste fona stehen, wie in den
Casseler Glossen (H, 18) bei derselben Frage, fona welihêro
lantskeffi? Sollte der Schreiber die Präposition in seiner Mund-
art nicht gefunden haben (sie fehlt aber nicht im Altsächs.
und Altfries.), so konnte er ût setzen. Die zweite Person Pl.
Präs. auf en in cumen neben cumet 17 erscheint ebenso bei
Konrad von Würzburg, der ausser dem seltneren en auch et
und ent gebraucht; vgl. Haupts Zeitschr. 2, S. 378. 21. gene
althochd. jenemo; vgl. Anm. Z. 19. 20. Aber francis daneben

als Fem. kann nicht richtig sein und ist aus dem Lateinischen entlehnt: es wird Frankônô lande, oder wie die Form hier lautete, da gestanden haben. 22. guæz mit dem angelsächsischen ä, dagegen guaz 30. Die zweite Person des Pl. Prät. auf en in dâden und guâren 24 entspricht dem altfriesischen un. 23. bei enbêt hat ein anderer das hochdeutsche z über das niederdeutsche t geschrieben. disnare prandere findet man bei Ducange, ihm entspricht das romanische disnar dirnar bei Raynouard 3, 51, das heutige diner. Das persönliche Pronomen fehlt hier und Z. 32, das sonst bei der ersten Person, auch wo kein Nachdruck darauf liegt, gesetzt ist. Vielleicht soll es hier mit dem anstossenden en zusammenfallen. 24. Ich lese guâren ger ina az ze mettinâ. Sprachschatz 3, S. 16 az pim adsum. 25 wie 29 teruc und 36 teruæ: das entsprechende lateinische Wort fehlt in den drei Stellen, als habe der Schreiber keinen Ausdruck dafür gehabt: Z. 25 ist ganz unübersetzt geblieben. In terûc erblicke ich eine herkömmliche Ausrufung für traun certe. In den beiden ersten Stellen entspricht es der althochdeutschen Betheuerung triwô, wovon der Sprachschatz 5, S. 466 einige Belege beibringt; Boner 48, 32. 83, 32 gebraucht noch triuwe in diesem Sinn, und im Liedersaal I. 300, 5 finde ich si sprach »triuwe, ich enweiz dir dâ von ze sagenne niht.« Zeile 36 ist der Acc. mîna triwa unzweifelhaft, wie bei Walther 28, 31 al die werlt! Die alte Form unseres Denkmals, die sich bei einer Interjection erhalten konnte, gewährt noch die niederdeutsche Übersetzung Freidanks in der Magdeburger Handschrift: der hochdeutsche Text 47, 12 schûlte ein diep den andern diep, daz wære den nâchgebûren liep lautet dort Bl. 14* »scholde eyn deff den andern deff, das were derue synen negesten leff«; der Niedersachse hat also das Wort aus eigenen Mitteln zugesetzt. Auffallend ist ter für tr, welches letztere schon das Gothische, Althochdeutsche, Altsächsische, Angelsächsische und Altnordische zeigen, doch die Vorauer Handschrift setzt in dem Gedicht von dem himmlischen Jerusalem 367, 6 unterûe neben 372, 22. 25 entriuwen, getrûen. Ebenso findet sich dort 367, 17 terî neben 372, 1 trî, was kein anderer deutscher Stamm kennt, auch nicht in dem Sanskrit, dem Griechi-

schen und Lateinischen sich zeigt: nur aus letzterem liesse sich ter dem griechischen τρίς gegenüber anführen. Ferner daselbst 370, 21 terahtines neben 369, 11 trehtin. Ja dieses Gedicht, das in das elfte Jahrhundert gehören kann, geht noch weiter: es schreibt bel für bl 368, 3 peluot neben 371, 10 pluot. ber
431 für br 364, 7 perinne neben 368, 20. 371, 23 brinneten brin-
22 nent: 364, 27 berune l. berenne neben 370, 5 brennet: 398, 9 berustwere neben 371, 23 brust: 368, 12 beruege (brücke): 369, 6 berunne (fons). ger für gr 364, 14. 28. 366, 28. 367, 2 gerune neben 364, 20 griune und 366, 12 grune (gruone): 364, 26 geruntfeste: 366, 14 gereize l. gerieze (gries): 366, 16 geruen l. geriven (greifen) und 367, 7 gerife. gel für gl 368, 19 gelas (vitrum). gen für gn 368, 20 genaneist und Z. 27 ganaisten; vgl. Servatius 2666. Gramm. 2, S. 370. 754 und Sprachschatz 4, S. 296: die Form ganeist findet sich auch in Grieshabers Predigten 2, S. 73. kel für kl 365, 20 cheleine. sel für sl 370, 28 selahte: 371, 25 umbeselozzen: 371, 18 beselûzet. sem für sm 372, 18 semal. sen für sn 368, 20 senê. zew. für zw 369, 23 zewêne. Man darf darin keine Willkür sehen, vielmehr kommen wir bei den meisten dieser Wörter, deren Abstammung dunkel ist, der Wurzel näher. Und nicht bloss im Anlaut tritt diese Erscheinung vor, ich bemerke auch 365, 17 halem neben 366, 10 halme (Plur.), dem lateinischen calamus entsprechend: 368, 10 burege (Genit. Sing.), wozu der Genit. puragi im Sprachschatz 3, S. 179 gehört: 368, 10 sorege (cura): 376, 14 trehetin. Noch andere Gedichte der Vorauer Handschrift liefern dieselben und weitere Belege, Leben Jesu 241, 1 phelegen: 268, 11 zewei: 273, 18 forhete: Antichrist 281, 26 chenecht (Knecht). Jüngstes Gericht 288, 12 phelegen. Loblied auf Maria und den heil. Geist 342, 21 cheleine: 343, 2 charaft (Kraft). Gebet einer Frau 379, 2 zewein. Der metrische Physiologus aus dem zwölften Jahrhundert in Karajans Sprachdenkmalen schreibt einmal 96, 5 veleischlich. Vgl. die Anm. zu Zeile 16.

Ich erkläre gê in dieser Zeile durch jâ: im Heljand finde ich nach der cotton. Handschrift gê gie, wo die Münchner jâ hat, auch im Altfriesischen zeigt sich dieses gê. Der Acc. û althochd. iwih steht ebenso Z. 27 und entspricht dem altsächsi-

schen und altfriesischen iu. Wahrscheinlich ist jedoch dafür e (ih) zu setzen oder e guesa û herzustellen.

26. ti althochd. dih, altsächsisch und altfriesisch thi. 28. vidisti gemäss müsste guesâstû gelesen werden, und merkwürdig wäre die Form gesâs, gesâst für die althochdeutsche gesâhi, denn sie entspräche dem gothischen und nordischen t, das sich im Althochdeutschen nur im Präsens der anomalen Verba erhalten hat; vgl. Geschichte der deutschen Sprache S. 485. 487. Aber ich 435
habe oben (S. 14) die Gründe angegeben, weshalb ich glaube, 23
dass hier guesâhen oder guesâhet muss gelesen werden. min wie sîn 38, althochd. mînan sînan. Mit apocope des n der schwachen Form hier und Z. 19 der Acc. êrre, wie Z. 33 der Dativ êrro, den auch der Sprachschatz 4, S. 992 einmal beibringt: es ist Eigenthümlichkeit des Nordanglischen, Friesischen und Nordischen (Geschichte der deutschen Sprache S. 951). 29. ai in nain, das althochdeutsche ei, entspricht dem gothischen ai. 31. 37 guêr mit dem getrübten æ für â. ist in Anlehnung für is tin; vgl. Richthofen S. 1144[b]. 32. Das niederdeutsche ê in guêz wie Z. 23 in bêz. 33. Ich bessere er is zi sîn. sîn ist wie das Z. 19 erörterte mîn zu nehmen. Ein Hochdeutscher hat sînme geändert. auch ist der Zusatz me und das über z gesetzte f, wie Dr Brunn ausdrücklich anmerkt, von anderer Hand. 34. 35. 36 canet ist kneht, entsprechend der Form garâbe 16: auch in der Vorauer Hs. Antichrist 218, 26 findet sich cheneht; vgl. die Anm. zu 25. 36. ubile ist in die zweite Declination übergegangen. Was ê über n bedeuten soll, weiss ich nicht. 37. Die Bezeichnung dessen, nach dem gefragt wird, fehlt: gemeint ist, der den Befehl in der folgenden Zeile ausrichten soll. 38. Ich erkläre klaphô in oder ana sînan hals. Eilharts Tristrant 1796 ich wil in an sînen hals slân. Wegen des bei sclaphen vorgesetzten s ist die Geschichte der d. Spr. S. 990 nachzusehen. sîn für sînan ist schon zu 28 angeführt. 39. habeo kann hier unmöglich lateinisch sein, und wie wäre es zu erklären? Ich will eine Vermuthung äussern, eo steht mundartlich oder durch einen Schreibfehler für ê und habê ist der Imperativ: es folgt dîn d. i. dînan nach 28; das dazu gehörige hals versteht sich von selbst, denn

diese Zeile enthält die Erwiderung des Bedrohten, »hüte deinen eigen Hals, damit du nicht selbst einen Schlag darauf von mir bekommst«. 40. gh bei gane zeigt die harte Aussprache an, die man noch heutzutag im Paderbörnischen hört. hûtz erklärt eine Stelle bei einem fränkischen Annalisten (Bouquet 6, p. 125): dort heisst es von dem sterbenden Ludwig dem Frommen dixit bis »hûz hûz! quod significat »foras foras!« Das Wort kann demnach als ein deutsches nicht bezweifelt werden (Grammatik 3,
486 S. 779), auch nicht der Zusammenhang mit hina ûz (Sprachsch.
24 S. 466), vgl. hina az Z. 24), Passional 177, 73 hin ûz. Lanzelet Wiener Hs. 3548 und Strickers kleine Gedichte 5, 17 hûze. fors für foras bei Ducange kommt auch im Altfranzösischen vor. 41. An dieser unverständlichen Zeile muss ich vorübergehen. 42. dîne für dînero wie mîne für mînemo, wenn nicht dînre zu bessern ist; vgl. Z. 19. Für die starke Form von nasa hat der Sprachsch. 2, S. 1101 Belege.

ALTDEUTSCHE GESPRÄCHE. NACHTRAG.

235
3

(Gelesen in [der Gesammtsitzung] der Akademie der Wissenschaften am 3. April 1851.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1851. S. 235—255. Einzeln Göttingen bei Dieterich 1851. S. 1—23.

A

Minerro. guillo. tin
eſ prachen ·|· ſenior m̃ſ uult
loqui tecum. *Ero ſu guillo* ·|· &
ego ſic uo lo.
Gueſet ▷ *læ min ros* ·|·
mitte ſellā. *Eguille*
taruthz rite ·|·
ſorſ uoloire
Eminen terua. neroche.
*b&az*ᵉ· ·|· inſidencuro qđ
diciſ.
Semigot elſe. neha
beNT netrophen ·|· ſi me
dſ adiuu& n̄abeo nihil
Erro. ian sclaphen ·|· dor
mire. *citeſt* ·|· tēp'.
Gimeṇ min ros ·|· da
mihi . ᵐ . . equū.
Gimer min ſcelt ·|· ſcu
Gimer min ſpera. ſpata
Gimer min ſuar
Gimer min anſco ·|· guantoſ.
Gimer min ſtap ·|·
ſuſtim. *Gimer min matzer* ·|·
cultellum candela.

B

Guareſtaz uip ·|· ubi ē tua femin *
Guandinæ guarin ger zamer in *
· · quare n̄ fuiſti ad m̄. *enualde* ·|· ego. (nolui)

Geren ſclephen bitte ip. in oreb&te.
·|· tu iacuiſti ad feminā in tuo lecto.

Guez or erre. az pede ſemauda
geren ſclephen peṅdez u ip ſeſterai (rebulga u)
·|· ſi ſciuerit hoc ſenior tuaſ irat' erit tibi
ꝑ meū cap̄.
Guaz qu&enger. erra ·|· q̇đ dicitiſ uoſ.
Co oreſtu narra ·|· auſculta fol.
*Gualdeſtu aba detinen roſ*ᵉ. *ter. ạht*
z&ine ruge ·|· uelleſ coriū d&uo equo
habere in collo tuo.
·|· ſtultuſ uoluntarie ſóttit
narra. er. ſarda gerra.

Got man ·|· bon' homo 236
habex'go xego 4
heo ſatiſ ego
luzzil ·|· parum (nolo bibere)
Erro e. guille trenchen ·|· ego
·|· abeſ annonā ad equoſ.
Habeſ corne min roſſa
Sotonic erro ·|· ſic habeo. *Nehaben. ne*
trophen ·|· ī abe . . *

Gimer. cherize ·· quid. I. *Go*
noi ·· satis
ul *luzer* ·· parom.
75 *Erro guillij trenchen gualigot guin* ·
si uis bibere bonũ uinũ. *Suille min&eruen*
sic uolo infide.
Gue[d]*est taz* ·· q̃d : hic
Gue. guez ·· nescio
Bũzze minnesco ·· er ẽ a meã
cabatetã

C

80 *Quesan ger. iuda min. erra* ·· uidisti hodie seniorem. *Begotta. gistra.*
necasai ||
or. erra ·· nec heri nec hodie uidi
En gua liche steta. co ler nenger ·· in q̃ loq̃ hoc didicisti. *Guanna sarden*
ger ·· q̃t uices sotisti. *Terue naste* ·· f . . .
nasti ·· suo. co . . .

D

237
5 85 *Abtotgot fraume* ·· dſ uos *saldom*. *Gualago b*[ri] *got* ·· bene te don& dſ.
Guanegestu ·· ||
eutho ·· . . .
untuens. *derre o ua*. *Guar*[r] *guantu* ·· ubi . . *
Begottet neuit l *nenhurt* ·· nullum
uerbu sero dede

E

96 *Cathenen scin*
des ·· uade uiã
l *cad henens*
hugues.
Guaristin quenna ·
ubi ·· tua semã.
Guerestin man ··
ubi ·· tuus homo
Guild[ta] de re.
ouetzes ·· de
pomis. *Terua*
taz guilli ·· si
uolo.

F

91 *Adst cher.* [h]*euto* ·· dis
nasti te hodie. *Hichatz*
heutõ brot. *Hi ihatst*
heutu fles. *Hi trench*
huin
100 *Inbiz . . merdige.* ·

G

101 *Gauathere. latz mer serte*
inm&hithi.

H

Adſien aridrer durf ·|· ad alterũ uilla. † trenche:: guole ingoteſmine in aller ‖

got elen

† guatſtara cher dare ·|· qđ feciſti ibi. guaſtare gueſenda ·|· mineſcẽ maria ‖

miſſuſ ſui

frau. V'nderi huer ·|· bibite indî amorn :: dõ*)

ſcẽ marię mee . . . in tend

& in ea ũra

A

Min hêrro wille dina sprâchûn senior meus vult loqui tecum. 238 6

Ih ouh sô willu et ego sic volo.

Gasatalô min ros mitte sellam.

Ih willu dâr ûz ritan foris volo ire.

In minên triwôn ne ruoche bi daz ·|· in fide non curo quod dicis.

Sam mir got helfe, ne habêm ne tropfon ·|· si me deus adjuvet, non habeo nihil.

Herrô, jâ enslafet dormire (dormite).

Cît ist tempus est.

Gip mir min ros da mihi meum equum.

Gip mir minan scilt scutum.

Gip mir min sper.

Gip mir min swert spata (spatham).

Gip mir mine hantscuohâ quantos.

Gip mir minan stap fustim.

Gip mir min mezzer cultellum.

Gip mir kerza candela (candelam).

B

Guâr ist daz wîp? ubi est [tua] femina?

W'anta ne wârut ir za mir? quare non fuisti ad me?

Ine wolta ego nolui.

Ir ensliefut bi daz wîp in iwaremo pette tu jacuisti ad feminam in tuo lecto.

Weiz (l. *weasi*) *iwer hêrro daz pî dia snâhida ir ensliefut bi daz wîp, sih triwô irbolge* si sciverit hoc senior tuus iratus erit per meum caput.

W'az quedet ir, hêrro? qui[d] dicitis vos?

Gehôrestû, narro? auscultа (auscultasne) fol?

*) [Jacob Grimm hat dominae an den Rand geschrieben.]

Woldistù aba de *dinemo rosse dir hût ze dinemo rugge?* velles corium de tuo equo habere in collo tuo?

Narro er sartdâr gerno stultus voluntarie futit (futuit).

Guotman bonus homo.

Habêm ih ganuogo habeo satis ego.

luzil parum.

Hérro, ih willu trinkan ego volo bibere.

Habes korn furi miniu ros? habes annonam ad equos?

Sô tuon ih, herro sic habeo.

Se habêm ne tropfon non habeo quid: vel *ganuogi* satis: vel *luzil* parum.

Hérro, willis trinkan wolaguot wint si vis bibere bonum vinum?

Sô willu mina triwa sic volo in fide.

Waz ist daz? quid est hoc?

Ine weiz nescio.

Buozé minê scuohi cura mea calceamenta. *)

C

Gasâhut ir hiuto minan hêrron? vidisti hodie seniorem?

Bi gote gistra ne gefah ih iwaran hérron nec heri nec hodie vidi seniorem tuum.

In welichêro steti gelirnêt (galirnêtut) ir daz? in quo loco hoc dedicisti?

Wanne sartut ir? quot vicen (quando) futuisti?

Triwô naste fide . . . . .

D

Gebe in got fruma dô von donet felicitate *sdlidêm.*

Wola gebe in got bene te donet dô.

Wanne gêstû? *hiuto* hodie.

. . . . . .

Wâre wentat ir? ubi (quo) ins?

Bi gote ih ne weiz niwiht vel *nehein wort* nullam verbum scio de domino.

E

Gât enes sindes vade viam. vel *gât enes weges.*

Wâr ist din quêna? ubi est tua femina?

Wâr ist din man? ubi est tuus homo?

Wil dû ezzen? vine edere? *obezest* de pomis?

Triwô daz willu ih si volo.

F

Âzut ir hiuto? dinasti to hodie?

Ih az hiuto brôt.

*) [remenda meam cavatam (Ducange s. v.) Jacob Grimm, der nea calceamenta in seinem Exemplar gestrichen hat.]

Ih az hiuto fleisc.
Ih trane scin.
Inbiz . . merda.

G

*Gefaterd, làz mir sorten.**)
Unnez ih dih.

H

Az enemo anderemo dorf ad alteram villam.
Wâz tâtut ir dar? quid fecisti ibi?
Was dare gesendit missus fui.
Trinket wola in gotes minnô, in (indi) allêrô guotônô heilagônô bibite in dī amore et omnium bonorum sanctorum.

. . . . . .

Am Schluss des vorigen Jahrs empfieng ich von Moriz Haupt eine Abschrift von mehreren altdeutschen Zeilen, die Hr Henschel, der Herausgeber von Ducanges Glossarium, in einer Pariser Handschrift schon vor längerer Zeit gefunden und ihm jetzt mitgetheilt hatte. Inhalt und Sprache liessen mich bald eine Fortsetzung der altdeutschen Gespräche erkennen, die ich aus einem vaticanischen Pergamentblatt in dem Jahrgang 1849 der Schriften der Akademie bekannt gemacht habe. Als ich Hrn Henschel um Auskunft über einiges Ungewisse ersuchte, war er so gefällig nicht nur seine Abschrift mit ihrer Quelle nochmals zu vergleichen und das Zweifelhafte festzustellen, sondern er fügte auch noch einige früher nicht bemerkte Zeilen aus derselben Handschrift hinzu. Meine Arbeit war schon beendigt, da überraschte mich Hr Dr H. Keil, dem während seines Aufenthalts in Paris zu der Codex in die Hände gefallen war und der nicht wusste, dass ich bereits Kenntnis davon hatte, mit einer zweiten sorgfältigen Abschrift. Die Übereinstimmung bei den lesbaren Wörtern war mir ebenso erwünscht als die Verschiedenheit bei schwierigen, halb verschwundenen. Ich bin also durch die Güte beider Gelehrten in den Stand gesetzt worden einen vollständigen und genauen Abdruck zu liefern: soweit es ohne Facsimile angeht, eine Nachbildung der Handschrift. Das Ende einer Zeile, wenn

*) [Jacob Grimm hat an beiden Zeilen Fragezeichen gesetzt.]

sie musste abgebrochen werden, ist mit zwei Strichen bezeichnet, das Unlesbare mit Punkten, und wo etwas von der Schrift abgeschnitten ist oder könnte abgeschnitten sein, steht ein Stern. Einzelne Buchstaben wären wahrscheinlich durch Anwendung eines Reagens noch herauszubringen. Wie bei dem vaticanischen Blatt habe ich eine Übertragung ins Althochdeutsche folgen lassen, in welcher Zusätze von mir durch kleinere Schrift unterschieden sind.

Auch meinen Wunsch, mir über die Beschaffenheit und den Inhalt der Pariser Handschrift nähere Auskunft zu geben, hat Hr Henschel bereitwillig erfüllt. Der Codex (7641 lat. in 4°) wird in der neuen Ausgabe von Ducange (7,442) in das Ende des zehnten Jahrhunderts gesetzt, scheint mir aber, zumal sich das offene a noch zeigt, älter zu sein; indessen ist nicht möglich, mit voller Sicherheit darüber zu entscheiden. Er besteht aus 85 Blättern: Bl. 1—74 enthält in zwei Spalten ein lateinisches Glossar, welches der viel verbreiteten Papias-Ansilaubusisidorischen Familie nicht zugehört, mit Abavus beginnt und mit Zelos endigt. Dann folgen Bl. 74ᵇ—81ᵃ »SYNONIM CICERONIS«, 81ᵇ—84ᵃ »SENTENTIÆ SENECE«, 84ᵇ—85ᵇ »GLOSSE SPIRITALIS IUXTA EUCHERIUM EPM«. Es finden sich elf Lagen, jede von vier Doppelblättern, ausgenommen die erste die nur drei, und die letzte die drei und ein einfaches Blatt hat. An dieser letzten Lage scheint nichts zu fehlen, aber an der ersten fehlt ein Doppelblatt, sicher nämlich das unterste oder achte, da das letzte (gegenwärtig das sechste) der ersten Lage mit Architectus schliesst und das erste Blatt der zweiten Lage (gegenwärtig das siebente) mit Aucta beginnt, mithin alle Wörter, die mit As und At anfangen, nicht vorkommen. Das erste Blatt der ersten Lage vermisst man zwar insoweit nicht, als das Glossar richtig mit Abavus beginnt, aber es ist nichts natürlicher als die Voraussetzung, es sei ein Blatt mit der Vorrede vorhanden gewesen. Der Codex rührt nicht von einer Hand her, denn Schrift und Dinte sind nicht immer dieselben; schon Blatt Aᵃ zeigt sich ein anderer Schreiber; dabei eine Menge in der Folge von andern nachgetragener Glossen.

Die deutsche Schrift füllt die leeren Räume, welche die lateinischen Zeilen von ungleicher Länge übrig gelassen hatten.

A und B stehen auf der vordern Seite des erstes Blattes neben den beiden Spalten, C auf dem obern Rande, D auf dem zweiten Blatt rückwärts auf dem obern Rande, E vor der ersten, G nach der zweiten Spalte, F zwischen beiden. H auf der vordern Seite des dritten Blattes in zwei Zeilen auf dem obern Rande. Von dem 4. bis zum 12. Blatt folgen Zeilen in der gewöhnlichen, unveränderten gelassenen altdeutschen Sprache, die ich in Tatians Evangelien wieder gefunden habe, deren Bekanntmachung also nicht hierher gehört.

Alle diese deutschen Zeilen scheinen von derselben Hand, welche die vaticanischen geschrieben hat: in der Nachbildung durch den Steindruck ist nur die Dinte etwas zu schwarz ausgefallen, sie wird ebenso blass sein wie sie in der Pariser Handschrift sich zeigt. Die eigenthümlichen Schriftzüge sind sich überall insoweit nicht gleich, als sie von dem zweiten Blatt an nachlässiger und minder zierlich werden, sogar flüchtig. Von Bl. 4 an bis 7, bei den Stellen aus Tatian, sind sie grösser, manchmal um das Doppelte, dabei sorgfältiger und gleichmässiger.

Da die ersten drei Blätter des lateinischen Wörterbuchs von derselben Hand sind, die den lateinischen Text des vaticanischen Blatts geschrieben hat, ebenso die Schriftzüge der deutschen Zeilen sich vollkommen gleichen, da endlich die Höhe der beiden Handschriften übereinstimmt (die Pariser erscheint nur, weil sie beim Einband beschnitten ward, wodurch sogar einige Buchstaben wegfielen, um einen Viertelzoll schmäler), so unterliegt der Schluss kaum einem Zweifel, dass jenes vaticanische, nur auf der Rückseite beschriebene Blatt das fehlende der Pariser sei und den Prolog dazu liefere, wozu sein Inhalt vollkommen passt. Es musste schon abgelöst sein, bevor jene eingebunden und beschnitten ward; der Einband ist alt.

Was unter AB 43—79 steht, gehört den Sprachformen nach dem zu, den ich bei dem vaticanischen Blatt den dritten Schreiber genannt habe und von dem Zeile 37—40 herrühren. Das Eigenthümliche, das ich dort S. 15 zusammengestellt habe, erscheint auch hier wieder. Gestattet wird das anlautende h und zwar in habên immer, bei anderen Wörtern wird es ausgelassen, wie dort bei als 40; vgl. Z. 43. Man findet est 50. 77

wie dort 37. Die althochdeutsche Vorpartikel ga, die dort nicht vorkommt, wird hier durch co 65 oder go 69. 74 ausgedrückt, nicht durch ge gue, wie in dem Stück, das 13—36 umfasst, 15. 16. 24. 26. 27. 28. Reichlicher sind hier die Beispiele von den Linguallauten: die Tenuis im Anlaut, tine 43. 66. tinen 66. taz 47. 77. ter 66, einmal dez 63: ebenso dort din 39. tine 41. Einmal thâr 46, was dort fehlt, auch ist bei tôn 73 h übergeschrieben; also gleiches Schwanken. Den Unterschied aber, den ich zwischen 13—29 und 30—36 gemacht habe (vgl. S. 15 [oben S. 484]), muss ich jetzt aufgeben, da auch hier êrro êrre vorkommt; vgl. die Anmerkung zu 43. Offenbar jedoch von einem anderen rühren C D E F G H 80—106, das beweisen die Verschiedenheiten in den Sprachformen, wovon ich die wichtigern anführen will. In diesem Theil erscheint i für e = ih in casai 81. au für u in fraume 85. w wird durch hu ausgedrückt in hurt 90. huin 99. hueges 91 neben gu in guanna 83. 87. gualiche 82. guolo 86. guâre 88. guâr 92. 93. guant 88. guiltû 94. guilli 95. guats 104. guas 105; dagegen in 43—79 häufig gu, einmal co 37, niemals hu. c steht einige Male im Anlaut für g, nicht bloss in der Vorpartikel colernen 82 und casai 81, wie wir sie in A B fanden, auch in cât câd 91. Neben ger 82. 83 mehrmals cher 88. 96. 104. 105. Hier allein wird ein unorganisches h vorgesetzt (vgl. Grammatik 1^2, S. 188. 437. Sprachschatz 4, S. 692. Roland XVIII. Graf Rudolf S. 6. 7, die Anmerkung zu Wernher vom Niederrhein 14, 4 und Herbort 199) hû 85. henen, henens 91. hich 97. 98. hi 99. 102; vgl. die Anmerkung zu 97. Dagegen fällt hier ausser in iuda 80 das organische h nicht ab, worüber die Anmerkung zu 1 und 43 nachzusehen ist: ja, es ist bei euto 80 und êlen 106 übergeschrieben. Das anlautende t, wie in A B öfter, tû 87. 94. tin 93. taz 95. tare 105 neben durf 103. dâre 104, aber z wird, ausser in inbîz 100, ausgedrückt durch ts ds in âtst 98. guats 104. adst 96. ads 103. Ferner durch tz in ovetzes 94. atz 97. 98. latz 101: endlich durch t in inmet 102. Statt est hier is 92 und es 93. Man sieht, schwankender, flüchtiger und fehlerhafter ist C D E F G H überall geschrieben, wie auch die Auslassungen (81. 85. 88. 94. 106)

zeigen. Demnach wären für die Gespräche jetzt drei Verfasser anzunehmen: dem ersten fällt 13—36 zu, dem zweiten 37—41 und 43—79, dem dritten 80—106; ich lasse es dahin gestellt sein, ob man Zeile 42 als den Zusatz eines vierten betrachten oder sie noch dem zweiten beilegen will.

Ich habe bei der Erklärung des vaticanischen Blattes nicht von Verfassern, sondern von Schreibern geredet und mehreren 244
die Bemühung beigelegt, eine alterthümliche Schrift nachzuahmen: 13
jetzt, wo sich ausweist, dass alles Deutsche in diesem Codex selbst die aus Tatian entnommenen Stellen, sehr wahrscheinlich von einer und derselben Hand herrühren, bin ich der Meinung, dass in der Urschrift Verschiedene nach einander das nicht schwierige Geschäft übernommen hatten, den angefangenen Gesprächen zuzusetzen was ihnen in dieser Art einfiel und was sie für Reisende nützlich hielten; daraus erklären sich die eingemischten rohen Zeilen, die zu dem übrigen Inhalt nicht passen. Natürlich bediente sich ein jeder seiner Mundart und Schreibweise. Das sachliche Wörterbuch (1—12) wird wohl das selbständige Werk eines andern gewesen sein, dem sich der Urheber der Gespräche anschloss: möglich auch dass dieser es selbst verfasst hatte. Der, welcher in das lateinische Wörterbuch die deutschen Zeilen einzeichnete, behielt was er vorfand buchstäblich bei und bemühte sich zugleich eine alterthümliche Schrift darzustellen. Ob er nur einen Auszug aus seiner Quelle machte oder ob er dort nicht mehr vorfand, lässt sich nicht entscheiden, aber jenes dünkt mich wahrscheinlicher, weil wir auch von dem sachlichen Wörterbuch nur den Anfang erhalten und er bei den Gesprächen mit Zeile 107 vielleicht abbrach, um noch ein Paar Proben aus einer Handschrift Tatians zu geben, in welchen sich keine Spur ungewöhnlicher Sprachformen findet. Dass ein Fremder, in Deutschland Reisender die Gespräche zum Handgebrauch nieder geschrieben habe, wie Waitz (Göttinger Anzeigen 1851 Str. 97. 98 S. 968) annimmt, scheint mir gegen alle Wahrscheinlichkeit zu sein. Waitz erblickt die Entstellung deutscher (doch wohl hochdeutscher) Laute durch eine fremde Feder, ich dagegen die schwierige Auffassung der eigenthümlichen Laute einer niederdeutschen

Mundart. Er müsste dann drei fremde Federn voraussetzen, die sich zufällig zusammengefunden und ihre verschiedene Schreibweisen und zwar (was einem Fremden schwer fallen sollte) ziemlich folgerichtig durchgeführt hätten.

Geistliche waren die Verfasser gewiss nicht, das beweist, der bis auf weniges weltliche Inhalt, zumal in den Pariser Blättern. Wir wollen ihn näher betrachten.

Ein Herr lässt frühmorgens seinen Knecht rufen und heisst ihn das Ross satteln. Der Knecht wendet ein (ich nehme an, dass die 48. Zeile vor die 47. zu stellen ist), es fehle an dem
343 Nöthigen, womit er vielleicht Futter für das Pferd meint. Den
13 Herrn kümmert das nicht, und als der Knecht ihn ermahnt noch zu Bette zu bleiben, erwidert er, es sei Zeit zu reisen und fordert nicht nur abermals das Pferd, sondern auch Schild, Sper, Schwert, Handschuhe, Stab und Messer. Unter Stab kann nicht etwa ein Eberspiess (Sprachschatz 6, S. 610) verstanden werden, da die volle Rüstung zeigt, dass der Herr nicht zur Jagd ausreiten will, sondern zum Kampf. Ich führe dazu aus dem Anegenge 114, 4 eine Stelle an, sine truogen swert noch stap noch deheiner slahte wer. Ein kiule wol beslagen, die Erek (2349) zum Turnier erhält, mag dasselbe sein, oder die vil starken brügele, von welchen im Engelhart (2735, vgl. die Anmerkung) die Rede ist. Bei den serbischen Rittern war nach den alten Liedern die oft kostbare, wohl beschlagene Keule ein wichtiges Stück der Rüstung. Messer und Schwert gehören zusammen (Hagens Gesammtabenteuer 2, 257, 63) und bei Herrand von Wildonie (das. 339, 90) tröstet der Ritter sich damit, dass sein Gegner ohne Schwert und Messer gekommen sei, während er seine Wehr bei sich habe. Mit dem Messer tödtete der Sieger im Zweikampf den Gefallenen (Konrads troj. Krieg 4245): im Waltharius (337. 1390) heisst es semispata und wird an der rechten Seite getragen, bei Konrad von Haslau (Haupts Zeitschrift 8, S. 571. 712) stechmezzer. Da der Herr zuletzt eine Kerze fordert, so sieht man dass der Tag noch nicht angebrochen war.

Ganz andern Inhalts ist das folgende Gespräch. Es beginnt mit der Erkundigung des Herrn nach einem Weib, auf

welche jedoch keine Antwort erfolgt. Er fragt hierauf den Angeredeten, warum er nicht zu ihm gekommen sei. ›Ich hatte keine Lust‹, erwidert dieser, der also nicht in seinen Diensten steht. Der Herr macht ihm den Vorwurf, ein Weib (ohne Zweifel ist ein liederliches gemeint) bei sich im Bette gehabt zu haben und droht ihm mit dem Zorn seines Herrn, wenn dieser von seiner schlechten Aufführung etwas erfahre. Der Schuldige antwortet in der Art eines Verlegenen: ›was sagt ihr, Herr?‹ ›Höre mich an, Narr,‹ spricht dieser und duzt ihn jetzt verächtlich, ›willst du deines Pferdes Sattel auf deinem Rücken tragen?‹ Das war eine schimpfliche Strafe, von welcher die Rechtsalterthümer S. 719 ein Beispiel aus dem 9. Jahrhundert beibringen (59—67).

›Guter Mann‹, redet, wie es scheint, der Herr einen Fremdling an, den er für einen Dürftigen hält. Aber die Frage fehlt, ob er etwas verlange. Dieser antwortet: ›Ich habe was ich bedarf, nur etwas weniges wünsche ich, einen Trunk‹ (68—71).

Der Herr erkundigt sich bei dem Diener ob er Getreide 168
für die Pferde habe. Die Antwort ist nach den verschiedenen 14
Umständen eingerichtet, es ist vorhanden oder es fehlt gänzlich (72—74).

Bei dem Herrn wird angefragt, ob er Lust habe guten Wein zu trinken. Er bejaht es und fragt, was ist das? Der Diener weiss es nicht, und man erfährt nicht was gemeint sei. Dieser erhält noch den Befehl von dem Herrn, ihm die Schuhe auszubessern (75—79).

Es folgen fünf Zeilen (80—84), deren Zusammenhang man nicht sieht. Die Frage, ob man heute den Herrn gesehen habe, und die verneinende Antwort ist ähnlicher Weise schon in Zeile 27. 28 da gewesen. Rohe Sitte verrathen die Zeilen 83. 84. Gemeine Knechte mögen hier mit einander reden.

Ein Reisender wird vorausgesetzt, der Nachtherberge erhalten hatte und im Begriff ist weiter zu ziehen. ›Gott verleihe euch Glück und Heil‹, spricht der Hausherr zu ihm: ›so geschehe es‹, antwortet der Fremdling. Der Hausherr fragt wann er gehen und wohin er sich wenden wolle: der Fremde antwortet: ›heute‹, aber, da er die Wege nicht kennt, weiss er

nicht wohin. ›Geht jenes Weges‹, spricht der Herr und scheint ihm den Pfad zu zeigen (85—91).

Kommt jemand von geringem Stand heran, so wird er, ist es ein Mann, gefragt wo seine Frau, ist es ein Weib, wo der Mann sei. Zur Speise wird nur Obst angeboten, aber gerne genommen (92—95).

An den Vornehmen wird bei seiner Auskunft die Frage gerichtet, ob er zu Mittag gegessen habe. Er hat Brot, Fleisch und Wein genossen (96—100). Es geschieht also der hôsêre Genüge, von welcher Haupt in der Zeitschrift 6, S. 387—392 handelt. Der Meisner sagt hôsêre dri dinc haben wil, als ich bescheide: guome edeler spise und guoten trunc (din zwei din prise ich beide), und das der wirt zegegenwertic sî. Ms. Hag. 3, 86ᵇ. Die Frage des Hausherrn, von der ich bei dem vaticanischen Blatt S. 12. 13 [oben S. 481. 482] gesprochen habe, gehört auch zur Hausehre. Ich trage hier eine Stelle aus dem Meisner Ms. Hag. 3, 91ᵃ nach, swenn ich den biderben wirt dâ heime suoche, der gebe mir sînen gruoz, ob ers geruoche, daz ich sîn êre breite in der kristenheit. Ein frœlich gruoz und ouch ein friuntlich frâgen ensol dem biderben wirte nimmer trâgen: sus freuwe er sînen gast, sô swindet im sîn leit. Auch einen guten Morgen bot der Wirth dem Gaste Tit. 1507.

Die Zeilen (101. 102), in welchen eine Dirne mit dem Ausdruck roher Leichtfertigkeit aufgefordert wird sich Preis zu
247 geben, können nicht von dem herrühren, der einen andern
15 wegen seines Umgangs mit einem Weib so hart angelassen hat.

Zuletzt sehen wir, wie ich glaube, zwei Geistliche im Gespräch. Der eine war auf einer Wanderung gewesen: der welcher ihn empfängt ist vielleicht der Pförtner des Klosters. Die Frage des letztern: ›wo wart ihr hingegangen?‹ muss ausgefallen sein. Der Satz beginnt mit der Antwort: ›nach jenem andern Dorf‹. Weiter wird gefragt, was er dort gethan habe, und wir hören, dass er mit einer Sendung hingeschickt war. Zuletzt folgt die Einladung: ›trinkt in der Liebe Gottes, der Jungfrau Maria und aller Heiligen‹.

Nach dieser Betrachtung des Inhalts gehe ich zur Erörterung des Einzelnen über.

43. êrro wie 31. 49. 71. 73. 75, als Dativ 33, sodann

êrre 21. 19, als Accus. 28, sogar êrra Acc. 64. 80. Da ebenso a in narra 65. 67 und in iuda 80 steht, so ist selidâ und mettinâ für selidô und mettinô nicht mehr auffallend; vgl. zu 15. Man sieht schon an diesen Beispielen, wie leicht die Vocale dieser Mundart in einander übergehen. — Das anlautende h ist, wie immer bei êrro, auch abgefallen in coôrest 65. auht 66. iuda 80 und in dem lateinischen ac 15; vgl. zu 1. Es fehlt niemals bei dem deutschen habênt 48. habên 69. 74. habês 72, meist aber bei dem lateinischen abuisti 15. abeo 48. 69. abes 72, wobei die romanische Aussprache (aver) mag gewirkt haben, nur zweimal habeo 69. 73. Vor ip 62 ist gu = w weggefallen und d vor az 63. — guillo, wie in der Handschrift deutlich steht, ist als dritte Person auffallend, auch die erste lautet einmal guillo 43, sonst guille 46. 71. 76, guilli (= willu ih) 95; die zweite guillis 75, guildo (gildo ist Druckfehler) 30, quiltu 94. sprächen die schwache Form, die auch in Wackernagels Lesebuch 180, 34 vorkommt. 44. ero soll dem lateinischen et ego entsprechen: es darf nicht êrro gebessert werden, denn es ist hier von jemand die Rede, den der Herr abgeschickt hatte, den Reitknecht zu rufen und dem diese Auszeichnung nicht zukam. e ist das althochd. ih, aber wie ist ro zu erklären? Hernach 76 und 95 kommt dieselbe Antwort wieder vor, wo das passende terûe dabei steht, sollte demgemäss hier ein Fehler zu bessern sein? — sû hier und auch wohl 76, dagegen sô 73; der Sprachschatz 6, S. 11 weist beide Formen nach. 45. gue- 218
satlæ ist anzunehmen, was zwischen t und l steht soll als aus- 16
gestrichen betrachtet werden. æ für e wie in terûæ 36 und næ 60. 46. th zeigt in ûthz, das auch utht könnte gelesen werden, die Länge des Vocals an, wie ht in ûht 66. — Zu beachten ist der gekürzte Infinitiv rîte hier und serte 58. — fors steht nochmals 40. 47. terûa, während sonst terûe steht 25. 29. 84 und mîne terûe 36 (zu den dort gegebenen Nachweisungen füge ich noch sô mir mîne trûwe Herbort 9807); auch ist terûen 76, wo der Schreiber in den Plur. überschwankte, terûe zu lesen, und 63 habe ich es hergestellt. Hier aber ist umgekehrt der Plur. anzunehmen und emînen (= enmînen) terûen zu bessern: so steht ze triwôn Sprachschatz 5, S. 467. intrûwin Athis 4*, 68. Lambrechts Alexander 4658. entriuwen

Silv. 3336. Engelh. 2131. Troj. Krieg 13841. Es sind also drei Formen der Betheuerung bekannt. Hier ist auch wie 76 (vgl. 84) die Übersetzung ›in fide‹ zugefügt, die sonst fehlt; 63 steht ›per meum caput‹. Über dem auf fide folgenden n fehlt der Strich, der 48 nicht vergessen ist. — Bei röche ist das persönliche Pronomen ausgelassen, wie bei habên 48. habês 72. guillis 75. was 105; vgl. zu 23. — Was das nach taz übergeschriebene a bedeuten soll, weiss ich nicht. 48. semi hat ein Hochdeutscher in semer gebessert, aber jenes ist eine niederländische Form, über welche man Huydecoper zu Melis Stoke 2, 470 nachsehen kann, der nur irrt, wenn er (S. 587) Ein Wort daraus machen will, wie semr Roland 120, 18 A. semir Walther 82, 19. semmer Göll Ms. 2, 57ᵃ darthun; die Verkürzung aus sô mir ist Gramm. 3, S. 243 nachgewiesen wie der häufige Gebrauch der Betheuerung bei Herbort in der Anmerkung zu 2024. An diese niederländische Form knüpfe ich eine Folgerung: ich war, als ich nur das vaticanische Blatt kannte (vgl. S. 15. 16 [oben S. 485]), über die eigentliche Heimat dieses Denkmals noch ungewiss, aber aus dem, was ich (S. 14 [oben S. 483]) über die Nähe von Frankreich gesagt habe, aus der Erscheinung romanischer Wörter (compagn 15 fors 40. 46, wozu noch fol 65 und fi 93 kommt) und aus anderen Anzeigen (vgl. zu 52. 53. 54. 61. 67. 91. 93. 98. 99. 103) ziehe ich jetzt den Schluss, dass diese Gespräche in dem deutschen Theil von Flandern sind niedergeschrieben worden, mithin als das älteste Denkmal der niederländischen Sprache und zwar einer eigenthümlichen
219 Mundart dürfen betrachtet werden; es hat auf dieses Ergebnis
17 keinen Einfluss, wenn man auch geneigt ist, die Niederschreibung später, etwa ins 10. Jahrhundert zu setzen. — Statt habênt muss habên gelesen werden, wie in der entsprechenden Stelle 74 steht. Dort ebenfalls die doppelte Verneinung ne . . . re, wovon der Sprachschatz 2, S. 271 noch ein Beispiel liefert. — Merkwürdig ist, was sich hier und 74 zum ersten Mal zeigt, tropfe in der Bedeutung von nihil: damit bestätigt sich die Ansicht (Gramm. 3, S. 730), wonach das Ostfriedische, in gleicher Bedeutung gebrauchte drof davon abzuleiten ist; aber auch unser Scheltwort Tropf, das einen schwachköpfigen Menschen be-

zeichnet, der nichts werth ist, gehört dahin. 49. sel für sl in selâphen hier und in selèphen 62. 63 ist schon in frühster Zeit des Althochdeutschen eine seltene Erscheinung (Gramm. 1², S. 175), aber scelt 52, wo jedoch ein h übergeschrieben ist, war dort Regel (Gr. 1², S. 174). — selâphen hier, selaphen 38, queten 64 ist als die zweite Person Plur. Praes. anzumerken: cumet 17 daneben wird wohl ein Abschreiber geändert haben. Ebenso im Praeter. dâden 22, vgl. 103, guâren 24. 60. selèphen 62. 63. colernen 82. sârden 83. 50. ist wie 37, aber is 31. 33. 51. Das in den nächsten Zeilen wiederholte gimer hat gleich semi 48 nicht das doppelte m, das die hochdeutschen Denkmäler des 12. Jahrhunderts setzen, gimmir Kaiserchr. Pfäls. Hs. Bl. 40ᵇ. Fundgruben 1, S. 260. Paulus in Haupts Zeitschr. 3. S. 520, 43; vgl. Benecke zum Iwein 1597. 52. e in scelt für i ist niederländisch (Gramm. 1², S. 470) und stimmt zu dem angelsächsischen sceold: ebenso ist trenchen (althochd. trinkan) 71. 75, pê (pî) 21 und das von mir hergestellte sê 63 zu beurtheilen. 53. 54. spera und swarda gehört zu ôbethe 1 und munda 5; vgl. die Anmerkung zu 72 und 105. a für e in swarda ist niederländisch nach Gramm. 1², S. 468. 55. mîn für mine wohl wegen des folgenden Vocals. 56. mîn (= minan) stap ist zu 28 erörtert. fustum H. 57. a in matzer führt auf mezzisahs mazsahs (Sprachsch. 6, S. 90). 58. Die Dehnung kerize kommt in keinem Beispiel des Sprachschatzes (4, S. 497) vor; vgl. die Anmerkung zu 16. 25. 59. Vor uip ist g abgefallen, nicht durch einen Schreibfehler, sondern der Mundart gemäss, hernach sogar ip 62. — tua im Lateinischen ist fehlerhafter Zusatz. — Bei Femin. ist a weggeschnitten. 60. In næ ist der letzte Buchstabe ungewiss: H. bemerkt dass auch Guandina könne gelesen werden und K. hat Guandinai, doch mit einem Fragezeichen. — zamer H. zam&in | als sei etwas abgeschnitten, mit der Angabe, dass die Buchstaben am ungewiss seien K. Wahrscheinlich ist nach ze 24. 28 und 66 hier zemer anzunehmen. 61. en zusammengezogen aus ê ne; vgl. 78. — a = o in ualde (hier einmal u statt gu), gualdestu 66, gualigôt 75, gualo 86 ist niederländisch nach Gramm. 1², S. 469. — Bei nolui der letzte Buchstabe undeutlich K. 62. Statt bitte

150

18

müsste bî daz oder bi dez stehen wie in der folgenden Zeile, aber das natürliche Geschlecht tritt hervor. — Von ip war Zeile 59 die Rede. 63. Statt guèz müsste das Praet. Conj. gesetzt werden, dessen genaue Form ich aber nicht angeben kann. — Vor az ist d abgefallen *). — pë = pî ist zu 52 bemerkt: die Präposition hat hier den Accus. bei sich. — semauda erkläre ich durch smâhida und sem für sm ist zu 25 nachgewiesen. Das Lateinische ist über das Wort hinweggegangen, weil es wohl keinen Ausdruck dafür wusste. — Schwer zu erklären ist sesterae, ich ändere së terûe; vgl. Z. 47. së für sëh = sih nehme ich an, weil in diesem Denkmal das auslautende h abfällt (zu 9) und së dann dem ë = ih (zu 18) entspricht. Merkenswerth ist aber die Erscheinung dieses Pronomens, das in den mittelniederländischen, wie in den altsächsischen, angelsächsischen und nordischen Denkmälern sich gar nicht oder sehr mangelhaft zeigt (Gramm. 1², S. 781. 782). Über den Flexionsvocal a in rebulga (K setzt hinter a das Zeichen als könne etwas abgeschnitten sein) ist Gramm. 1², S. 857 nachzusehen. 65. fol ist romanisch (Raynouard 3, p. 348): Ducange hat follus. 66. ab& mit dem Zeichen des ungewissen K. Ich halte aba für das Richtige, dem als einem seltenen Wort für fona gleich das lateinische de beigesetzt ward **). — tînen für tînem ist nicht auffallend. — ros H. — auht H. Unter Haut wird der Sattel verstanden, wahrscheinlich ein Schaffell, das noch jetzt dazu dient. 67. Ein altdeutsches Verbum sertan sart gesortan, entsprechend dem angelsächsischen serdan, nordischen serda inire, stuprare hat Schmeller 3, S. 283—285 aus
251 späteren Zeugnissen schon wahrscheinlich gemacht, das hier
19 und nochmals Zeile 100 sich zeigt. Zu den dort angeführten Stellen gehört noch dû versorteniu huor Altschwert 54, 24 und was Ziemann S. 384 beibringt. Die ursprüngliche Bedeutung ist stossen, zerreissen, gewaltsam schädigen und in dieser kommt serten, gesorten, zerserten und das Subst. sart, eigentlich und uneigentlich gebraucht, häufig vor im Ring Heinr. Wittenweilers; die Stellen sind Seite VII gesammelt. — gerre für gerne (wie

*) [az = altn. at, alemann. bei Hebel asz, vgl. az 103. Jacob Grimm.]
**) [Jacob Grimm setzt ein Fragezeichen.]

sterre für sterne) ist niederländisch; vgl. Gramm. 1², S. 488. 68. guotman Biedermann, bonus homo (Rechtsalterthümer 294), und so steht es im Leben Jesu (Vorau. Hs. 248, 18 Diemer) und im Parzival 740, 30. Es wird die Anrede sein, die man bei einem Fremdling gebrauchte, was das Lateinische nicht eingesehen hat, und es fehlt dahinter die Frage: »was wünschet ihr?« Auch die Samariterin redet den Heiland guotman an (Wackernagel Lesebuch 103, 22. 104, 20) und im Ortnit (S. 26. Str. 76 Ettm.) Alberich den Lamparter sogar her Guotman. 69. go Nego K. Durch gonôgo wird ganôgo und ganôga, das der Sprachschatz 2, S. 1009 mit Fragzeichen anführt, bestätigt; vgl. zu 74. — habeo H, was ohne Zweifel mit heo gemeint ist. 70. parum uolo habere H, indem er das in der folgenden Zeile über trenchen stehende uolo bibere, wie K hat, so liest und hierher zieht. In luzzil ist der letzte Buchstabe ungewis K. 72. Der Plur. rossa könnte zu spera und swarda 53. 54 gehören, doch auch, wie bei corne dem Plur. auf u und e beim starken Neutrum im Altsächsischen, Altfriesischen, Angelsächsischen und Mittelniederländischen entsprechen. Seltsam dass hier die Präposition fehlt. 74. Diese Zeile stimmt mit 48 überein. t vor rophen ist nicht deutlich H. — gonôi ist gleich gonôgi und entspricht der althochdeutschen Form ganuogi: Zeile 69 stand die andere ganôgo. — luzer ist entweder in luzil zu ändern, wie 70 steht, oder in luzec, dem altsächsischen luttic im Heljand entsprechend. 75. Die zweite Person auf is in guillis kommt nur noch bei Tatian vor (Sprachschatz 1, S. 818): daneben guiltu 93; vgl. Zeile 43. — Hier guin, 98 huin; H schreibt gain. 76. suille zusammengezogen aus sù guille; vgl. zu 44. — nine teruen H. min&eruet . . .* K. 77. hoc H. 78. e = ih ist in diesen 252
Stücken unseres Denkmals sicher, es müsste also hier e ne 20
stehen wie 26. 27, oder ne wie 32, oder en wie 61. Sollte das vorangestellte g Einwirkung einer vollständigen Form eg sein? 79. buozan ist refarcire reficere (Sprachschatz 3, S. 225. 226), daher schuohbuozari Sprachschatz 3, S. 226 und altbüezer; vgl. Schmeller 1, S. 212. 231. Beneckes Wörterbuch 1, S. 284ᵇ und Haupts Zeitschrift 8, S. 396. Im Lateinischen liest H das erste Wort era mit der Bemerkung, dass ra verwischt sei, K

ebenfalls als ungewiss erē a. — Das letzte Wort hat H gar nicht und nach K ist nur caba . . . ā deutlich. Ich glaube, es ist zu lesen cura mea calceamenta. Vgl. Rudlieb II, S. 229 quo sunt sarcita tua tam bene calciamenta. 80. Die Vorpartikel ist hier que geschrieben, wie 28. Daselbst auch min = minan. — Nach erra steht oben bei K noch ein dünner Querstrich, der aber zufällig zu sein scheint. 81. begotta, hernach begotte 90; auch der Sprachschatz 3, S. 12 hat ein Beispiel. K hat negotta mit der Bemerkung dass n ungewiss sei. — gistranetasai [besser als necasai Jacob Grimm] H. — gistra ist eine alte Form und stimmt mit der gothischen. 82. Hier en, aber 21 in. — gualiche wie dine 42, das also nicht braucht gebessert zu werden. — steta ist vielleicht in stete zu ändern, aber diese Sprache liebt die Endigungen auf a: möglich auch dass stetaz zu lesen ist, da hoc sonst im Deutschen nicht ausgedrückt wäre. 83. guanna kann nicht quot vices heissen, es muss quando stehen. 84. Von dem lateinischen Wort hat K nur f... gesehen, H liest firo, ich glaube es hat fide da gestanden, als Übersetzung von terue. — naste ist schwierig, K bemerkt, dass e das erste Mal auch o oder r könne gelesen werden. Da das Wort aber wiederholt wird, so kann man nicht wohl einen Schreibfehler voraussetzen und etwa vermuthen, es habe nahte da gestanden, für nehten nocte, als Antwort auf quanna in der vorhergehenden Zeile, wie auch im Passional 361, 94 ein solches nehte vorkommt. Vielleicht steckt das angelsächsische und altfriesische nas darin, dem noch eine Partikel angehängt ist und das Gramm. 3, S. 723 als eine Kürzung von nalles durch prorsus non erklärt wird. Die Wiederholung nafte .. suo co ... hat K allein, der ausdrücklich bemerkt, das Lateinische sei verwischt, auch könnte noch etwas abgeschnitten
253 sein: möglich dass omnino non anzunehmen wäre. 85. Das
21 erste Wort ist schwer zu lesen und alle Buchstaben sind unsicher, Abtotgot (hu) H, Mtergote (hic) K. Ich vermuthe, es hat Gebe hu got da gestanden, wozu ich eine Stelle aus Otfried anführe, thia fruma gibit er iu sâr 2, 22, 42. hû ist der niederländische, neben û geltende Dat. Plur. (Gramm. 1², S. 782): in der Vorau. Hs. (372, 19. 21) der Accus. hiuch. — au für u in frauma ist auf-

fallend, entspricht aber dem gothischen aú in vaúrms. [semauda 63 Jacob Grimm, der ein Fragezeichen an den Rand setzt.] — Im Lateinischen fehlt etwas, ich ergänze donet felicitate, woran sich sâlidôm als zweite Erklärung schliesst. 86. Guologo H. Auh diese Worte scheint der Abschreiber nicht verstanden zu haben: das Lateinische, das klar ist, führt darauf, zu lesen gualo gebe û got. Das ist entweder die Erwiderung des Angeredeten, oder ein verschiedener Ausdruck des Vorigen. 87. guane gêstù ist deutlich, aber der Singularis befremdet. Das übergeschriebene, sehr kleine u könnte ein offenes a sein, um die Form gàstù anzuzeigen. Die lateinische Erklärung fehlt; abgeschnitten ist hier nichts. eutho enthält die Antwort auf die Frage. Das Lateinische, al H, ſ. u K, ist unlesbar. Es kann aber kein Zweifel sein über das, was da gestanden hat. 88. Das voran stehende untuens scheint das lateinische intuens zu sein, mit den folgenden zwei deutschen Wörtern und dem übergeschriebenen in, dessen i noch nicht sicher ist, weiss ich nichts anzufangen. H und K geben sie übereinstimmend, nur dass letzterer die Bemerkung hinzufügt, man könne auch derro lesen. Vielleicht hat der Abschreiber etwas ausgelassen. — Guar^{s} H. — guant muss für guent stehen, denn das Praesens ist doch gemeint. Das angelsächsische vendan kommt in der einfachen Bedeutung von ire vor: dann ist anzuführen wanta er in wuostî Notk. 106, 33. dô alsô von sîme lande ein sô werder fürste wande Ernst 1782. ê daz mîn sêle wende von dem lîbe das. 5145. wir suln ze lande wenden Livl. Chronik 2834. ein teil ir von dem strîte wande Lohengr. S. 112. 89. begotteh ist zusammengezogen aus bî gote ih. — neuit ! K, doch ist ł als ungewiss bezeichnet, neuitît H. — nên entspricht dem hochdeutschen nehein. — In hurt steht u = o wie in durf 102; vgl. Gramm. 1^{3}, S. 277. — Von nullum hat K nur den ersten Buchstaben gelesen. — verbu H, uerba K. — sero K, scn mit der Bemerkung, dass es undeutlich sei H; ich glaube, es ist scio zu lesen. — ded^{b}e erkläre ich de domino und sehe darin eine Übersetzung von be gote. Die ganze Zeile 251
enthält wohl die Antwort auf die Frage, wohinaus er sich wenden 22
wolle. In der folgenden Zeile wird er angewiesen, welchen Weg er einzuschlagen habe. 91. Abzutheilen ist cât henens

cindes. — In cât steht c für g, wiewohl nach K auch g könnte angenommen werden, in cindes aber für z, und zwar für das niederländische, anlautende, von dem Hochdeutschen ganz verschiedene, wofür also hier ein für die alte Zeit noch fehlendes Beispiel (Grammatik 1², S. 496. 497) aufgefunden ist. — henens kann der Wiederholung wegen, nicht als Schreibfehler für henes betrachtet werden, sondern muss eine unorganische mundartliche Form sein. In huegues gilt gue nur so viel als ge, wie in zunguen usw.; vgl. zu 6. 93. guerestan H. Es wird auch hier guaristin anzunehmen sein, wie das Lateinische verlangt. 94. Bei quiltu vgl. die Anmerkung 43. — ezzen, das auch der Gen. ovezzes fordert, hat der Schreiber ausgelassen, dazu gehört de re, worin edere steckt. — ouotzes H, duezzes K, der aber d als ungewiss bezeichnet. — Vor pomis setzt K zwei Punkte als ob etwas unlesbar sei. 95. Teruia K. — si die romanische Bejahung, die aus sic entstanden ist, das in gleicher Verbindung bei dem zweiten Verfasser Zeile 44 und 76 vorkommt. 97. Der Sprachschatz hat einige Beispiele von hic hich, wozu hih in Glossen aus dem 8. Jahrhundert (Haupts Zeitschr. 3, S. 467ᵇ) und hic Rother 121 kommt. Bei Zusammenziehungen steht i allein, casai 81 und willi 95: die andern gebrauchen e; siehe die Anmerkungen zu 18 und 61. 98. è in flès ist niederländisch (Gramm. 1³, S. 258). s statt sc ist mundartlich und kommt auch in hochdeutschen Reimen vor; vgl. Über Freidank S. 49. 99. e für a in trench muss, wenn kein Fehler dahinter liegt, auch niederländisch sein, wiewohl in der Gramm. 1³, S. 255 dieser Fall nicht bemerkt wird. 100. Nach H weggekrazt und kaum lesbar, bei K ganz übergangen. inbiz ist deutlich und merdige ist wohl eine Dehnung von merda (suppa) oder der Dativ merede (coena)*); vgl. Sprachschatz 2, S. 845. 846. Der zwischen beiden Wörtern stehende Buchstabe ist ungewiss und kann ein e oder i sein. Vielleicht soll gesagt werden: ›ich habe Vorkost und Suppe ge-
255 gessen‹. 101. gevathere commater (Sprachschatz 3, S. 378),
23 hier Bezeichnung einer liederlichen Dirne, in welchem Sinne Ducange ire ad commatres anführt. gevatere heisst aber auch

*) [Jacob Grimm setzt ein Fragezeichen.]

allgemein guter Freund, Reinh. Fuchs 178. Stricker 6, 4 Hahn. Bruder Wernher Ms. 2, 160ᵇ und das Volk gebraucht noch heute diesen Ausdruck als freundliche Anrede eines Fremden. Ebenso im allgemeinen Sinn Gevatterschaft Wigal. 8448. Jüng. Tit. 1929, 4. 102. inmet hi thi, wie getrennt werden muss, ist eine elliptische Redensart, wobei guille serten verstanden wird. Man sollte unmet vermuthen, aber die Handschrift ist deutlich. 103. Adſion a dror H. Das übergeschriebene h und n ist eine Besserung der Hs. Der Präposition az ist das Pronomen jen mit abgefallenem e anhängt; der Dat. Neutr. gene ist schon da gewesen. — Bei uilla fehlt der Strich über a. Das Kreuz dahinter bezieht sich auf das andere, das im Anfang der folgenden Zeile vor guatstata steht, und zeigt, an dass jene Frage hierher gehört. 104. tata kann nicht richtig sein, es ist ein Schreibfehler für tâten; vgl. Anm. zu 49. 105. Bei guesenda ist a zu streichen, wenn man nicht annehmen will, es sei angehängt wie bei den zu 53 bemerkten Substantiven, oder man müsste guesendat für gasendit bessern. Das Lateinische fehlt bei K. 106. mine ohne Verdoppelung des n weist auf das angelsächsische myne. Die aus dem Heidenthum stammende, von den Christen beibehaltene Sitte des Minnetrinkens ist in der Deutschen Mythologie S. 54. 55 erläutert. Es ist die Sprache der Geistlichen unter sich: ebenso kommt vor: sagen, biten in der minne; vgl. Haupt zu Gottfried von Neifen 45, 32. — trenchen in trenchet cher zu ändern war unnöthig; vgl. zu 49. — Es ist zu lesen unde aller gôten hêlegen; auch im Freidank 24, 5 werden die Heiligen die guoten genannt. 107. Das Deutsche verwirrt sich und geht in den Nominativ über, während das Lateinische im Genitiv bleibt. Es sollte wohl da stehen hwer mine huge. — dō fehlt bei K und auch intend. — ea ist nach H undeutlich: es soll vielleicht heissen intendat in ea curam, und et qui ist vorher gegangen.

*) [Jacob Grimm bezweifelt es durch ein beigesetztes ?]

DEUTSCHE WÖRTER FÜR KRIEG.

Ungedruckt. Zum Theil gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 16. Februar 1846*).

Ich bitte um die Erlaubnis, einige Betrachtungen über die deutschen Wörter, welche den Begriff von bellum enthalten, vorzutragen. Sie sind vor allen geschickt, ein Beispiel von der Entwickelung der Sprache in dem Lauf der Jahrhunderte zu geben, denn sie konnten zu keiner Zeit entbehrt werden. Der Held, den seine Thaten unsterblich machen, und der den Übergang der Götter zu den Menschen vermittelt, erscheint schon in den Beinamen Odins, in Zio die Idee des Himmels und des Krieges, vgl. Myth. XLVII: den Valkyrien, Trägerinnen eines allwaltenden Schicksals, dem selbst die Götter unterworfen sind, liegt es ob, den Ausgang der Schlacht zu bestimmen, und die einherjar, Halbgötter, die jeden Tag in Odins Halle die Kämpfe erneuen, drücken die unermüdete Kampflust auf das Lebendigste aus. Als menschliche Thaten im Volksepos besungen wurden, behielt Tapferkeit den höchsten Preis: diese Ansicht dauerte in der Ritterzeit fort und sank nur in so weit, als der Kampf nicht für die Erhaltung und den Ruhm des Volkes geführt ward,

*) [Die nachfolgende akademische Abhandlung, welche einen wichtigen Beitrag zur deutschen Synonymik liefert, ist ersichtlich für den Druck gearbeitet worden, aber unvollendet liegen geblieben: ununterbrochen hat W. Grimm Nachträge gesammelt. Das Manuscript besteht aus einer Anzahl von Bogenlagen und einer sehr grossen Menge kleiner Zettel, die ich hier unbenutzt lassen muss. Nach Ausscheidung der ersten, meist mit Bleistift geschriebenen Fassung der vier Artikel wic, werre, kampf, sturm und einiger Sammelblätter bleibt nebst einem Einleitungsblatt die reinere Umarbeitung der genannten vier Stücke zurück. Drei derselben haben eigene Paginierung: 1) A—C, $2^1/_2$ Halbbogen mit der Überschrift: »Deutsche Wörter für Krieg. Erste Abtheilung: wic«, 2) werre, 4 Seiten, 3) 1—11 kampf, 4) a—g sturm. Ein Umschlag trägt die Bemerkung: »in der Akademie vorzutragen«. Das Papier ist dasselbe: etwas älter scheint es bei dem Artikel urlinge zu sein, an dessen Kopf W. Grimm die Notiz geschrieben hat: »gelesen 16. Febr. 1846«. Das Stück über kriec liegt nur mit Bleistift geschrieben vor. Ob die ursprüngliche Reihenfolge hier getroffen ist, bleibt zweifelhaft und thut nichts zur Sache.]

sondern der persönlichen Verherrlichung dienen sollte. Doch ich breche allgemeinere Betrachtungen ab, weil sich die Untersuchung erst selbst rechtfertigen muss, und beginne mit den einzelnen Wörtern.

[Auf dem Einleitungsblatt hat W. Grimm mit Bleistift noch folgende aphoristische Sätze nachgetragen:]

Die Sprache hat in der ältesten Zeit für die verschiedenen Abstufungen eines Begriffs fast immer einen besonderen Ausdruck; in der Folge ändert sich der Begriff, oder die feinen Schattierungen verschwinden oder rinnen zusammen, dann ändern die Worte ihre Bedeutung und gehen oft zum grossen Theil ein, weil sie weiter keine Dienste leisten. Beobachtung des Wechsels, Naturgeschichte des Worts.

Ein Beispiel oder ein Begriff, der nie fehlte und von dem jedesmaligen geistigen Zustand eines Volks Zeugnis ablegt, ist bellum.

Die Götter in den Mythen streiten schon mit einander, wie die Elemente mit einander, aber das ist nicht der Kampf der Helden. Das Gute und Böse streitet mit einander, Licht mit dem Tag; aber gut und bös hat nicht die sittliche Bedeutung unserer Tage.

Die geschichtliche Auffassung zeigt, welchen Vortheil ein altdeutsches Wörterbuch von diesem Gesichtspunkt gewähren müsste. So geschichtlich abgefasst ist uns ein mittelhochdeutsches Wörterbuch zu wünschen. Hat Benecke die Beispiele chronologisch geordnet?

Auf die verschiedenen Namen von Pferd hat man schon früher aufmerksam gemacht. Sie verdienten aufs Neue eine Bearbeitung.

[Dazu gebe ich noch einige Gedankenspäne aus Zetteln:] Einleitung. Ich habe mich freilich bemüht, vollständig zu sein. Aber gewiss wird noch manches nachzutragen sein. Ich will nur hoffen, dass dadurch nicht die Ergebnisse aufgehoben werden.

Ein Beispiel auswählen, das den Gang zeigt, den die Sprache genommen hat. Ich wählte ein Wort, dessen Begriff nicht entbehrt werden [konnte] und dessen Inhalt von dem jedesmaligen Zustand abhängig war.

Ähnliche Aufgabe hat sich Benecke bei aventiure gemacht. Aber er hat das Geschichtliche nicht recht hervorgehoben(?).

Das Wort hat seine organische Form, und darin besteht sein Leben, die menschliche Seele bläst ihm aber erst den Geist ein, von ihm empfängt es seine Bedeutung. Ein buchstäbliches Verständnis gibt es nicht, der Gehalt eines Worts steigt und sinkt, dehnt sich aus oder zieht sich zurück, im Einzeln erscheint das noch Willkür, aber im Grossen hängt es von dem Gang der Bildung ab, der wieder grossen Naturgesetzen folgt.

Das ist die Geschichte unserer Sprache, der Geist wächst, aber das Mittel, das uns zu seiner Äusserung anvertraut ist, erkaltet langsam wie die Erdrinde, und wir bemühen uns nur arbeitsam die Oberfläche zu durchfurchen, um den täglichen Bedarf zu erzielen.

Gerade die Ausdrücke, denen ursprünglich die wichtigste Bedeutung zukam, wie werre, urliuge, erscheinen schon in Abnahme.

ERSTE ABTHEILUNG: WÎC.

wîc bezeichnet gewöhnlich den aus Zwietracht der Völker entstandenen Waffenkampf, aber schon in Muspilli (44. 53) auch den Zweikampf. Das starke Verbum, von dem es abstammt, erscheint, wiewohl unhäufig, noch im gothischen veigan, angelsächsischen wigan, nordischen vega proeliari, aber nicht mehr im Althochdeutschen (? cf. Graff 1, S. 701. Ziemann 646), Altsächsischen und Altfriesischen. Doch hat sich in den drei letztgenannten Sprachen das daraus gebildete wîgant Krieger erhalten, das bei Ulfilas fehlt: Graff hat 1, S. 707 nur wenige, bis auf Mart. Capella aus Glossen entnommene Beispiele, auch im

Heljand nur einige, die nahe beisammen stehen (S. 160—166): im Altfriesischen ist bloss die Zusammensetzung wigandlike (Richthofen 1148) noch übrig und in der alten Edda (Gudrunarquida 1, 4) und in Grâgâs steht nur einmal vegandi: dagegen findet wîgend im Angelsächsischen volle Anwendung; unter uns hat sich das Wort noch heute als Eigennamen erhalten, freilich unverstanden. wic, Masc. und Neutr., ist im Althochdeutschen gerade nicht selten, in früheren Zeiten muss sein Gebrauch noch ausgebreiteter gewesen sein, das zeigen die häufigen Zusammensetzungen damit, zumal in Eigennamen (Graff 1, S. 706—707); in diesen dauert es bei uns noch fort, Beispiele sind Wichert, Wichmann, Wikram, Ludwig, Hedwig [1]). Auch im Heljand zeigt sich wig und im mitteldeutschen Hildebrandslied, wie in der Edda, im Altfriesischen und Angelsächsischen. Dem letztern eigenthümlich ist wîga bellator.

Es fällt auf, dass Ulfilas ein anderes Substantiv gebraucht, das Fem. vaihjô μάχη (Gramm. 3, S. 502 váihjo, von veigan nach Jacobi, Bildung des Pronom., p. 32) und das Gramm. 4, S. 105 (vgl. Gablentz und Löbe zu Lucas 14, 31) zuerst nachgewiesene, aus veigan gebildete vigans πόλεμος*). Sollte ein besonderer Grund

[1]) Die deutschen Eigennamen kriegerisch, vgl. Wackernagel, deutsche Litteratur, p. 8. [Zettelnotiz.]

*) [Zum Folgenden finden sich auf einem Blatt nachstehende Bemerkungen Jacob Grimms:

vigans habe ich Gramm. 4, 105 zuerst aufgestellt.

Das goth. Wort ist veihan zu schreiben, obwohl veigan vorkommt. Jenes hängt zusammen mit veihs sanctus. Myth. p. 58.

Es braucht nicht aufzufallen, dass bei Ulfilas kein veihands bellator vorkommt; der Text führte nicht darauf.

Die Stelle bei Conrad [s. unten S. 521 f.] scheint mir nach dem angeführten ficus non florebit der Vulg. unangreifbar. Ficus bedeutet im Lat. Baum und Frucht. Da der Dichter sicher an die biblische Stelle dachte, darf nicht balsamite geändert werden.

Ich würde ausgegangen sein von einer . ntstellung der Begriffe bellum und pugna. Bellum ist die zwischen Völkern oder Stämmen öffentlich ausgebrochene Zwietracht, der Gegensatz von Friede. Man könnte nicht vom siebenjährigen Kampf sprechen, aber die einzelnen Wörter mengen beides.

Es ist mir merkwürdig, dass die roman. Sprachen ihr guerra von uns entlehnten, wir unser Krieg von ihnen borgten. Denn dies Krieg wird ursprünglich nichts als cri: Schrei, Lärm, Kriegsgeschrei bedeuten. Es galt noch nicht

gewaltet haben? Die älteste Zeit liebt es, abgezogene Begriffe zu versinnlichen, indem sie ihnen Persönlichkeit beilegte und sie in den religiösen Glauben eintreten liess. Die in der Deutschen Mythologie (S. 184) geäusserte Vermuthung, dass wic, nach einer Stelle bei Ermoldus Nigellus, der in die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts gehört, den Kriegsgott bezeichnet habe, ist gewiss begründet: wenigstens ein bei dem Kampfe einwirkendes übermenschliches Wesen. War dieser Begriff zu Ulfilas Zeiten noch bekannt, so hatte er Ursache, das Wort zu meiden, und es lässt sich erklären, warum es in den ältesten Denkmälern schon im Abnehmen erscheint.

Man wird das im Althochdeutschen schon erloschene starke Verbum nicht im Mittelhochdeutschen erwarten, doch begegnet ein, wohl von einem, nur durch anawîgi (Sprachschatz 1, S. 706) nachzuweisenden Substantiv gebildetes Verbum anewîgen. Ich kenne nur folgende Stellen, Reinmar von Zweter MS. Hag. 2, 193ª wand in vil sêre anewîget sünden glust mit kampfe. In einem ungedruckten Gedicht, swen got sô lange leben lât, daz er sinne und tage hât, den anwîgt der vient starke. Jüng. Titurel 3669, 4 jâ dâ ergie ein hurticlîchez anewîgen (wie mit dem alten Druck zu lesen ist). 4869, 2 ez galtir (der beiden Kämpfer) anewîgen niht vil mê danne ob und under. Birkenstock Hs. 30, 3 er satzte in an eine marke dar anewîgete man in starke, und 44, swen got so lange leben lât, daz er sinne und tage hât, den anewîgt der vient starke.

Es verlohnt sich aber der Mühe, der Erscheinung von wic in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert nachzugehen. Einige Mal zeigt es sich im heil. Anno 135. 317. 562, öfter im Rolandsliede 145, 14. 170, 19. 171, 22. 177, 22. 181, 4. 279, 1. 280, 11. 287, 5 und in Lambrechts Alexander 1992. 2030. 2213. 2351.

ahd. und setzte sich erst mhd. fest. Kriegen für erlangen hiesse also etwas erschreien und ist uns noch heute ein gemeines, unedles Wort.

Ausser urlag würde auch das alte Fehde, d. h. eigentlich Feindschaft, Zwietracht, den Begriff bellum ausdrücken. Aus fehida Feindschaft möchte ich aber fast fehta bellum und pugna, fehtan bellare und pugnare leiten, man zog das Wort zusammen und gab ihm sogar ableitende Form. [Dazu bemerkt W. Grimm:] Mir scheint in werre die Feindschaft zu liegen, die vorangeht.

2485. 3215. 3240. 3675. 4095. 4542. 4591. 4696. 5374: sonst nur vereinzelt. Litanei Fundgr. 2. 216, 33. 274, 22. 229, 3. Vorau. Handschr. 328, 19 den wec sule wir mit wige varen. Litanei alsô müeze wir geistlichis wigis den tiuveln ane gesigen 681 Massm. Mosis (Vorau. Handschr.) 45, 17. Minnebrief in Docens Miscellen 2, 306. Kaiserchronik Pfälz. Handschrift 58ᵃ und Überarbeitung der Wiener Handschrift 14450. 16100. Karlmeinet 81 Ben. Servatius 3882. Athis B* 125, C 33. Herbort 989, 9679 (aber nicht in der Prosa Hermanns von Fritzlar): lauter in niederrheinischer oder mitteldeutscher Sprache abgefasste Gedichte. Heinrich von Veldecke sagt zwar, wie wir hernach sehen werden, des wiget got, aber in den Liedern MS. 1, 19ᵃ ist sunder wîch zu lesen, wie auch die Weingartner Handschrift S. 16 hat. Den höfischen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts ist es noch fremder geworden: zwar gebraucht es Wolfram ein Paar Mal, doch nur (es versteht sich hier wie in der Folge »wenn ich nichts übersehen habe«) im Parzival 43, 2. 45, 4. 59, 9. 260, 24. 434, 20, aber nicht in der zweiten Hälfte des Gedichts, auch nicht in den Liedern, im Titurel und im Wilhelm. Gottfried von Strassburg einige Male, doch ausser dem Reim Tristan 5956. 6292. 6306. 6409, sich ze wige setzen sagt er 13522 von einem Eber. Ulrich von Zezinghofen im Lanzelet 2389 nur in der Zusammensetzung wicspæhe. Neidhart 35, 4, wo der alte Druck (Ms. Hag. 3, 308) striten hat, und 45, 2 Ben. Einmal findet es sich im Herzog Ernst 3882. Aus des Türheimers Wilhelm habe ich zweimal (Pfälz. Handschrift 135ᶜ. 269ᵈ) das Wort doch im Reime, nicht aber in seinem früher gedichteten Tristan gefunden; er konnte es von Wolfram gelernt haben. Bei Konrad von Würzburg einmal im Reim (vgl. Troj. Krieg 21278), vorausgesetzt, dass die Stelle echt ist, was ich bezweifle. Nämlich im Engelhart 4641, 45 steht Folgendes, od aber hie geligen tôt an dem herten wige. sîn êre alsam ein vige blüet unde sîn vil süeziu jugent. Es müsste doch vicboum stehen, wie im Parzival 508, 11. Lohengrin S. 154 und Renner 792, der anderwärts (9774. 1595) die Frucht richtig unterscheidet, wie es Gottfried (Tristan 17948) thut. Abgesehen davon befremdet das Gleichnis an sich, das weder sonst bei Konrad, noch (so viel ich weiss) bei

einem anderen Dichter vorkommt[1]) und überdies widernatürlich ist, da der Feigenbaum bekanntlich keine sichtbare Blüthe hervorbringt; man müsste denn die ungenaue Übersetzung der Vulgata von συκῆ οὐ καρποφορήσει (Abacuc 3, 17), ficus non florebit, die Notker natürlich beibehält, der figboum ne bluot (W. Wackernagel Lesebuch 1,130, 13) geltend machen wollen. Konrad scheint Feigen gesehen zu haben, denn er sagt im Engelhart 5233 wuohsen dâ vîgen und Troj. Krieg 9596 rîs daz vîgen truoc, woher der ungeschickte Überarbeiter das Wort für jene Stelle mag herbeigeholt haben, die ich für verderbt halte. Stand ursprünglich strîte im Reim (wie Otto 474. Silvester 4296. Schwanritter 185. 835. 1326. Troj. Krieg 12644), so muss ein ungewöhnliches Wort in der folgenden Zeile die Änderung veranlasst haben; vielleicht lautete sie sîn êre, ein balsamîte. Dieses Wort bedeutet sisymbrium und ist selten, ich kenne es nur aus Genesis 16, 33. Walther 4, 35. Frauenlob Ettm. S. 16, aus einer Augsburger Glosse des elften Jahrhunderts, die mir D. Bethmann mitgetheilt hat, aus Glossen des 14. Jahrhunderts in Mones Anzeigers 1835, S. 240, aus den niederdeutschen Glossen in Mones Quellen S. 285ᵇ. 292ᵃ: in dem Vocabularius optimus steht XLIII, 47 »balsamita brunnenmüntz« und [in dem] von L. Diefenbach herausgegebenen Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 48 »balsamita balsamkraut«. Auch Konrad gebraucht es sonst nicht, aber es konnte ihm um so eher bekannt sein, als es bildlich zur Verherrlichung der Jungfrau Maria angewendet ward (vgl. Goldene Schmiede 193 und XLIII, 3—5): auch spricht er anderwärts (Troj. Krieg 10590. 20048) von einem Garten, dâ balsam inne blüejet: im Wittig vom Jordan heisst es (Gotha. Handschr. Bl. 21) ir tugent und ir güete gelîcht der süezen balsamblüete. Darf man noch weiter gehen, so würde ich, da mir das Blühen der Ehre etwas befremdlich klingt, beide Zeilen lesen alsam ein balsamîte blüejet sîn vil süeziu jugent; vgl. Engelh. 3785. Turnier von Nantes 3, 3. Wenn Fragm. XXXIX, 37 wie im Reim auf zwie sich zeigt (der Text im Liedersal 3, 148 hat das Wort durch einen fehlerhaften Reim heraus-

[1]) Noch eigenthümliche Redensarten im Gebrauch von wie: die Stellen nochmals nachzusehen.

geschafft), so liegt darin ein neuer Beweis, dass diese Erzählung fälschlich den Konrad für ihren Verfasser ausgibt. Dies ist zugleich das späteste Beispiel, das ich von dem Gebrauch des Wortes anzuführen weiss. In dem zu Anfang des 14. Jahrhunderts von Johann von Würzburg gedichteten Wilhelm von Östreich finde ich (Liegnitzer Handschr. Bl. 70[b]) die wiges küenen fürsten. In den zur deutschen Heldensage gehörigen Dichtungen habe ich wie nirgends bemerkt ausser in den Nibelungen, wo es in einer einzigen Stelle 1732, 2 und zwar im Reim erscheint, wo es aber die Lesarten Jh herausschaffen. Ausdrücklich merke ich an, dass es in der Spielmannspoesie nur in dem nicht völlig dazu gehörigen Rother 2691 vorkommt, sonst aber (im Morolt, Laurin, Oswalt, Sanct Christoph) nicht; wie es scheint, war wie nicht im Munde des Volks, sondern tauchte nur hier und da in der Sprache der Dichter auf.

Einen weiteren Kreis hat wîgant, vielleicht weil der Reim dafür so oft sich darbot, sonst war es durch helt, recke, degen, hèrre, man, ritter leicht zu ersetzen; die Benennung galt bei dem höchsten Stand: Könige und die ersten Helden werden so genannt, z. B. Graf Rudolf 27, 14. Lambrecht 3834. 4217. Äneide 1256. 1827. 8205. Das Wort findet sich Mosis Vorau. Handschr. 67, 24 Jèsus der guote wîgant. 68, 10 Jèsus der gotes wîgant. 108, 9 Davît ein tiurir wîgant. 178, 5 die kunen wigande. Fundgr. 132, 14 Gabriel der wîgant. Hochzeit (Karajans Sprachdenkmale) 22, 8. 20. Roland 4, 13. 41, 26. 58, 14. 115, 13. 149, 17. 159, 26. 166, 18. 168, 9. 176, 19. 180, 19. 196, 5. 215, 1. 220, 32. 224, 33. 266, 6. 275, 8. 279, 6. 290, 28. 292, 34. Eilharts Tristant 431. 520. 873. 1316. 1737. 1742. 3177. 3389. 3656. 3803. 4279. 4298. 4324. 4330. 4465. 4791. 5068. 5107. 5194. 5250. 5434. 5530. 6622. 7032. 7441. 7471. 7488. 7499. 7608. 7648. Lambrechts Alexander 1711. 2288. 2911. 2941. 3215. 4217. 4420. 4468. 4478. 4520. 4562. 4612. 4657. 4759. 4820. 4957. 5031. 5203. 5277. 5518. 5592. 6265. 6539. 6582. 6966. Veldekes Äneide 59. 225. 1256. 1827. 2680. 3281. 3327. 3569. 6278. 6466. 6728. 6967. 7105. 7173. 7342. 7266. 7300. 7308. 7438. 7463. 7602. 7824. 8205. 8331. 8370. 9110. 9282. 11282. 11423. 11674. 11683. 11818. 12053. 12210. 12248. 12277. 12316. 12337.

12804. Bruchstücke aus dem älteren Gedicht von Ernst (Fundgruben 1) 229, 44: oft genug in dem jüngeren 438. 3846. 3949. 4003. 4262. 4311. 4497. 4532. 4547. 4612. 4957. 5031. 5203. 5277. 5472. 5592. Kaiserchronik, in den Theilen des älteren Textes, die ich nachsehen konnte, nicht oft (in W. Wackernagels Lesebuch 1, 199, 44 und in Karl Roths Bruchstücken 5, 22), in der Überarbeitung nach der Wiener Handschrift (Abschrift von Schottky in der Berliner Bibliothek) 308. 4214. 4819. 4915. 13639. Nur einmal im Graf Rudolf 27, 14. Antichrist 134, 12. Servatius 85 und in dem umfangreichen Herbort 1242. Zweimal im Eraclius 4459. 4813. Wiederum häufig und meist gereimt in Ulrichs Lanzelet 30. 95. 400. 503. 676. 693. 999. 1171. 1218. 1313. 1395. 1610. 1667. 1903. 2104. 2133. 2254. 2375. 2499. 2636. 3018. 3804. 4198. 4361. 4447. 4932. 6262. 6368. 6403. 6864. 7290. 7652. 7734. 8054. 8075. 8131. 8166. 8320. 8391. 8413. 8426. 8441. 8475. 8745. 8826. 8936. 9176. 9223. Von den höfischen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts braucht es Wolfram im Parzival bis über die Mitte hinaus nicht ganz selten 5, 23. 12, 15. 39, 1. 106, 18. 145, 13. 215, 19. 245, 24. 247, 1. 251, 7. 252, 9. 261, 4. 438, 2. 456, 23. 459, 10. 540, 1. 553, 3. 588, 11. 602, 27: von da an habe ich es nur einmal 706, 5 entdeckt: dreimal im Wilhelm 38, 25. 67, 29. 83, 24. Wirnt im Wigalois 3018. 3962. 4008. 4996. 9093. 11104, der darin von seinem Vorbilde abweicht, denn Hartmann meidet das Wort, wie ein anderer Nachahmer, der Dichter der Guten Frau. In der Krone Heinrichs vom Türlein (wenigstens in den 12000 Zeilen der Wiener Handschrift, die nur einen Theil enthält, die ich aber allein kenne) nicht mehr als fünfmal, Bl. 47^a. 53^b. 72^d. 91^b. 94^b. Ebenso mässig wendet es Rudolf von Ems an im Gerhard 814. 1343. 1744. 4970. 6103. 6467 und im Barlaam 37, 4. 184, 21. 194, 34. 262, 37, nur, weil sonst keine Veranlassung war, in der Verbindung gotes wigant, ein geistlicher Ausdruck, den er auch in der Weltchronik (Vilmar S. 66^b, Karl Roth Dichtungen des Mittelalters 72, 46) gebraucht, der ferner im Roland 290, 28. 292, 34, im Eraclius 4813, in der Überarbeitung der Kaiserchronik 1291. 3720. 14516, im Passional 259, 74. 304, 42, in einer Erzählung von Alexius (Massmann 112. 565) vor-

kommt; gleichbedeutend damit ist gotes degen Roland 171, 19. 206, 13. Überarb. der Kaiserchr. 7718. Dietleip 255. Strickers Carl Bl. 6ᵇ. 46ᵃ. 68ᵃ. 99ᵇ. Konrads Alexius 674. Silvester 1737. Passional 14, 27. 17, 81. 50, 24; Rudolf nennt in der Weltchronik (Vilmar 62, 115) den Moses so. gotes recke Roland 181, 11. des trehtines helt Roland 219, 30. gotes herstrange Roland 151, 21. 196, 22. Frauenlob S. 142 Ettm. die zwelf gotes knehte (Apostel): im Reinhart Fuchs 1023 heissen die Mönche gotes her; und der Herzog, der in ein Kloster geht, wird im Wilhelm von Orlens 15188 gotes ritter genannt. Im Leben der Väter (Karl Roths Dichtungen des Mittelalters 55, 40) des tûvels wîgant. Antichrist 134, 14 heisst ohne Zusatz der Engel Gabriel wigant, im Passional 228, 7. 334, 3 Johannes der Evangelist und der heilige Michael; aber auch in Karajans Sprachdenkm. 22, 20 der Teufel der alte wîgant. Ganz geläufig ist das Wort dem Rudolf von Ems in dem später gedichteten Wilhelm von Orlens 305. 484. 517. 767. 840. 1115. 1284. 1421. 1503. 1578. 1606. 2312. 2575. 5655. 5752. 5886. 6080. 6480. 6617. 6732. 7506. 7534. 7697. 7719. 7761. 8069. 8145. 8454. 8458. 8596. 8998. 9166. 9279. 9309. 9316. 9333. 9963. 9976. 10608. 10683. 11381. 11907. 12146. 12598. 12905. 12909. 14083. 14165. 15064. 10689. 10788. 11053. 15197. 15561 (nach meiner Zählung der Casseler Handschrift). Rudolfs Alexander kenne ich noch nicht: wie er es in der Weltchronik gehalten hat, weiss ich nicht genau, in den gedruckten Bruchstücken (bei Vilmar S. 66ᵇ und Karl Roth Dichtungen des Mittelalters 73, 72) zeigt sich wigant im Reim. In Reinbots Georg 1699 nur einmal und unsicher, da es nicht im Reim steht. Der Wiener Enenkel zieht es hervor, denn in seinem etwa aus 5000 Zeilen bestehenden Fürstenbuch zeigt es sich S. 298. 322. 337. 342. 344. 345. 348. 349. 350. 355. 357. 361. 364. 366. Ges. Abent. 2. 494, 44. In des Türheimers Wilhelm (das Gedicht zählt mehr als 34000 Verse) habe ich es zwar dreimal (Heidelberger Handschr. 110ᵃ. 198ᵈ. 208ᶜ) und gereimt gefunden, aber, obgleich die anderen Handschriften übereinstimmen, so ist doch unzweifelhaft, da von Riesen die Rede ist, schon im angelsächsischen Beowulf vorkommt) zu setzen, wie jedes Mal dafür gîgant (was Lachmann schon bei der letzten Stelle

angemerkt hat; auch in des Türheimers Tristan kommt das Wort nicht vor. Auffallend ist das Verhältnis bei Heinrich von Freiberg, der in das letzte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts fällt: in seiner kleinen nur 160 Zeilen enthaltenden Erzählung von Johann von Michelsberg (abgedruckt in den Jahrbüchern der Berlin. Gesellschaft für deutsche Sprache 2, 93—98) kommt wîgant verhältnismässig oft und fast immer im Reim vor, 2. 31. 37. 49. 64. 79. 116: dagegen in seinem nahe an 7000 Zeilen enthaltenden Tristan sucht man es vergebens; er gebraucht darin degen (673. 1285. 2076. 5834) und helt (1740). Als er jene kleine Erklärung dichtete, in welcher er da, wo er die Ritter aus Hartmanns und Wolframs Gedichten aufführt, den Tristan nicht nennt, kannte er wahrscheinlich Gottfrieds Werk noch nicht, der zwar wîc aber nicht wîgant zugelassen hatte; ebenso bedient sich Heinrich von Freiberg auch erst in dem späteren Gedicht der dreisilbigen Reime, wie sie Gottfried anwendet. Der Dichter des jüngeren Titurels bringt in dem grossen Werk nur einmal, Strophe 2785, wîgant vor, jedoch im Reim, und nahe dabei, Strophe 2173. 2774, der Überarbeiter im inneren Reim. In dem kleinen Gedicht von Alexander und Aristoteles (Müller 3) 485 im Reim steht es ironisch: einmal im Lohengrin S. 118 ebenfalls gereimt, und zweimal in dem Bruchstück von Abor (Haupts Zeitschrift 5. 6. 7): ferner einmal in einer Erzählung von Alexius in Massmanns Sammlung 107. 206 neben dem vorhin erwähnten gotes wîgant, und einmal in einem Bruchstück aus Heinrichs von München Weltchronik (Altd. Wäld. 2, 133) und aus einer anderen (Karl Roths Dichtungen des Mittelalters 67, 42), zweimal im Passional 259, 74. Berlin. Jahrb. 7, 292. Zornbraten Lieders. 2, 518. 520, und Lieders. 2, 703, 308. 3. 41, 627. Ein gleiches Verhältnis zeigen die Gedichte, die in die nächst folgende Zeit gehören. Nur Ottacker gebraucht das Wort öfter, z. B. Bl. 48ª. 104ª. 141ᵇ. 152: dagegen bei Helbling VII, 522, in der heiligen Elisabeth Diutisca 1, 348, im Wilhelm von Östreich Liegnitzer Handschr. Bl. 23ᵇ, im Wittich vom Jordan Gotha. Handschr. Bl. 110ᵇ und in dem Bruchstück einer abweichenden Bearbeitung (Karl Roths Dichtungen des Mittelalters 118, 2) desselben Gedichts nur einmal: im Wigamur dreimal 1831. 4189. 5024. Nur

in Heinrichs von Neustadt Apollonius ist das Wort häufiger, 450. 821. 857. 887. 1769. 2131. 4093. 4170. 6436. 7418. 7985. 8623. 8656. 8863. 9995. 10420. 11551. 11633. 12453. 14064. 17125. 17179. 17379. 17577. 17603. 17713. 17992. 18597. 19201. 19456. 20537. 20588. Von denen, die es ganz abweisen, habe ich schon Hartmann und Gottfried angeführt: ich nenne noch Walther und Freidank, Thomasin von Zerclar, Lichtenstein, Stricker, Konrad von Würzburg, Heinrich von Krolewitz, den Verfasser der Livländischen Reimchronik (der Heinrichs Landsmann könnte gewesen sein), Ulrich vom Türlein, den Dichter Ludwigs von Thüringen, endlich noch Hugo von Trimberg, den Dichter von Mai und Beaflor und Hermann von Fritzlar. Sollte mir bei den genannten etwas entgangen sein, so würde sich das Verhältnis nicht ändern. Merkenswerth ist Stricker, weil er in seinem Karl das Wort absichtlich in allen den Stellen übergeht, wo er es bei dem Pfaffen Konrad vor sich hatte: zwar Bl. 20^{b} kommt es vor, mit Roland 41, 26 übereinstimmend, demungeachtet könnten die hier abweichenden Zeilen der anderen Handschrift, wo es gemieden ist, das Echte enthalten. Auch in der Überschrift zu Cap. 5, Bl. 43^{a} zeigt es sich, aber diese rührt nicht von ihm und findet sich auch nicht in der anderen Handschrift. Nur erscheint es einmal in dem später gedichteten Daniel (Münchner Handschr. Bl. 106^{a}) und zwar im Reim[1]). Wenn ich bei den lyrischen Dichtern das Wort nicht bemerkt habe, so scheint das von geringerem Gewicht, weil sie selten Gelegenheit hatten, es anzuwenden: nur dass es Neidhart nicht thut, will ich ausdrücklich sagen, weil er, wenn er seine Händel und Schlägereien mit den ungeschlachten Bauern besingt, wohl Veranlassung dazu gehabt hätte.

Besondere Aufmerksamkeit verdient das Volksepos. Das Nibelungelied zeigt wîgant in den alten Strophen nur einmal 943, 4 und ausser dem Reim, wo es, wie wîc, von den Handschriften Jh gemieden wird: einmal in der unechten Strophe 62, 4, aber nur in BC und ebenfalls ausser dem Reim. Ein

[1]) Stricker hat es aus Roland, denn der Daniel ist später gedichtet. Aus Roland hat er walsträze, vgl. vorne das in meiner Abschrift des Dresdener Codex Angemerkte.]

einziges Mal hat es Gudrun 6351 (1587, 3) zwar im Reim, aber leicht in einer zugesetzten Strophe: einmal das Bruchstück aus der Dietrichssage (Altdeutsche Blätter I, S. 335) und der Hörnerne Siegfried 121, 2 im Reim. Gar nicht die Bruchstücke von Walther und Hildegunde, Ortnit (auch nicht Caspars von der Röhn rohe Umarbeitung) und das gegen achttausend Zeilen starke Gedicht von Dieterichs Drachenkämpfen nach der pfälzischen Handschrift, endlich nicht Caspar: dagegen ist es ziemlich häufig in der Klage 45. 353. 422. 597. 610. 621. 655. 699. 731. 830. 841. 852. 877. 1248. 1372. 1496. 1650. 1685. Ungleich häufiger, verhältnismässig fast noch zweimal so oft, und am allerhäufigsten in dem letzten Drittel gewährt es Dietleib; im Reim allein gegen einhundertfünfzig Mal. Nicht selten zeigt es Ecke 52, 9. 53, 5. 135, 2. 138, 2. 152, 1. 156, 6 (Lassberg): in gleichem Verhältnis in dem Text, den Caspar von der Röhn in sein Heldenbuch eingerückt hat, 56, 9. 57, 5 122, 5. 127, 5. 205, 9. 272, 4: dagegen in der abweichenden Darstellung des alten Drucks nur noch zweimal. 6, 5. 57, 4. ferner Sigenot 2, 2. 8, 5. 11, 4. 15, 4. 24, 1. 26, 2. 30, 2. 35, 4. 40, 2. 41, 2. (Lassberg): bei Caspar von der Röhn und im alten Druck nur 124, 1. 190, 5 (denn 153 ist vâlande zu lesen). Dietrichs Flucht 2436. 2758. 3196. 5329. 5802. 7652. 8291. 8572. 9075. 9665. 9720. 9810: Rabenschlacht 16, 4. 54, 6. 67, 6. 109, 5. 198, 3. 490, 5. 498, 1. 541, 4. 638, 2. 728, 3. 940, 4. 944, 2. 950, 2. 956, 4. Hugdieterich und Wolfdieterich (Haupts Zeitschrift Bd 4) 13, 2. 71, 2. 216, 2. 228, 2. 229, 4. 253, 2. 274, 2. 279, 2. 314, 3. 327, 4. 351, 4. 400, 2. 423, 4. 460, 3. 523, 4; aber nicht bei Caspar von der Röhn. Rosengarten D 12. 20. 54. 786. 1056. 1173. 1217. 1220. 1241. 1267. 1284. 1297. 1311. 1332. 1953: Rosengarten C 8. 271. 320. 328. 332. 482. 893. 943. 1103. 1306. 1314. 1328. 1461. 1467. 1679. 1893. 1996. 2011. 2047. 2054; bei Caspar 3, 8. 17, 4. 61, 8. 77, 8. 79, 8. 238, 8. 290, 4. Jüngerer Laurin (Strassburger Druck vom Jahr 1500) 6. 280. 369. 749. 857. 888. 1011. 1121. 1236. 1308. 1448. 1902. 1977. 2241. 2558; bei Caspar nur 104, 8. 159, 4. Darf man aus dieser Übersicht schliessen, dass die Überarbeiter das Wort erst in die Heldensage eingeführt haben? Was die Spielmannspoesie

betrifft, so kommt wigant im Oswalt nur einmal, aber im Reim 2809 vor, ebenso zweimal im Morolt 3771. 3890, gar nicht im heiligen Christoph, dagegen häufig im Rother 1079. 1798. 2206. 2638. 2811. 2849. 2955. 2960. 3041. 3402. 3446. 3489. 3436. 3446. 3489. 3591. 3623. 3466. 4027. 4092. 4151. 4173. 4211. 4255. 4325. 4335. 4637. 4649. 4735. 5022. 5076: im ältern Laurin S. 2. 5. 14. 15. 18. 22. 28. 30. 31. 32. 34. 35. 36. 37. 54. 63. 77: und im Orendel 1007. 1034. 1063. 1071. 1335. 1355. 1486. 1503. 1526. 1545. 1653. 1667. 1710. 1759. 1769. 1803. 1876. 1982. 1995. 2109. 2112. 2140. 2290. 2310. 2329. 2416. 2510. 2521. 2531. 2541. 2568. 2576. 2627. 2671. 2689. 2733. 2825. 3012. 3016. 3098. 3120. 3200. 3506. 3751. 3785. 3847. Als Eigenname verwendet finde ich das Wort zuerst in dem Lied von Ecke bei Caspar von der Röhn, wo Str. 76 künec Wigant von Iben genannt wird.

Ich berühre noch die Zusammensetzungen in den Gedichten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, von welchen sich ein Theil schon im Althochdeutschen vorfindet (Grammatik 2, S. 482; Sprachschatz 1, S. 706. 707). einwic, Zweikampf Kaiserchronik Bl. 68ª. Schöpfung (Vorau. Handschr.) 96, 10. Lambrechts Alexander 4631. 4645. Äneide 9554. Dietleib 12897 (l. der alsô wol gestriten tar in einwic od in volkes schar sam deheines küneges man). Gottfrieds Tristan 5972. 6091. 6376. 6872. volcwic ist am meisten verbreitet, gl. Trevir. 16, 19 volcwic pugna quæ uno die confici potest, Exodus 100, 34. Anno 123. 444. Judith Vorau. Handschr. 131, 9. 137, 26. Kaiserchronik pfälz. Handschr. Bl. 3ᵇ. Karl Roth 5, 126 und Überarbeitung 3345. 10751. 14831. Wernhers Maria 184, 7. Antichrist 119, 3. Roland 23, 7. 75, 22. 137, 18. 160, 19. 169, 22. 238, 6. 268, 29. 271, 29. 285, 11. Hartmanns Credo 515. Rother 4373. Lambrechts Alexander 102. 197. 1573. 1634. 1830. 3275. 4593. 4709. Orendel 2592. 2604. 2768. Gottfrieds Tristan 5972. 6872. Stricker hat einmal im Karl Bl. 50ª das Wort gesetzt und einmal Bl. 52ª aus dem Rolandslied 137, 18 beibehalten (Nibel. 1965, 3. Gudr. 8685 volcsturm). Von kampfwic wird bei kampf die Rede sein. widerwic ist zu belegen? Ziemann 645. wicgar Subst. Litanei 280. Roland 164, 7. 267, 10 Adject. Rother 664. 676 (auch 659 ist so zu lesen). Gottfrieds Tristan

8737. wîcgenôz Lambrechts Alexander 1076. 2159. Äneide 7974 (strîtgenôz Wernhers Maria 211, 15. Neidhart Ms. Hag. 3, 212ᵇ). wîcgerûste Rother 2674. 4135. Servatius 1774 (strîtgeziuc Gudrun 1987. 497, 1. strîtgerâte jüngerer Titurel 5570, 2). wîcgeserwe Ecke 55, 6 (so ist zu lesen) Lassb. Ornedel 3526. 3860. wîcgeselle Dietleib 1574. wîcgewant Rother 2674. Dietleib 109. 2245. 6588. 8520. 9244. 9256. 9546. Nibel. 1535, 2. 2254, 3; im Reim das erste Mal in einer unechten Strophe. Gudrun 4586. 5506 (1146, 2. 1376, 2) im Reim. (strîtgewant Oswalt 1713. 2114. 2158. 2162. Rosengarten C 570. Laurin alter Druck 1807. strîtlich gewant Nibel. 831, 4. Gudrun 256, 1. strîtkleit Passional 361, 46. sturmgewant Ortnit S. 10. 30. 82. Rosengarten D 414 Hag. Sigenot alter Druck 109. 111. isengewant Kürenberger Ms. 1, 38ᵇ. Eraclius 4840. Erek 498. 590. 2408. 9146. 9255. 9285. Neidhart Ms. 2, 72ᵇ. Morolt 3924. isernin gewant Roland 191, 25. Ulrich Wilh. 111ᵃ. 120ᵃ. isenkleit Ulrich Wilh. 113ᵃ. 167ᶜ. iserin roc Roland 275, 6. stâlîn roc Rother 4074. stâlgewant Caspars Ortnit Str. 19. stælin gewant Sigenot Lassb. 35. Rosengarten C 336. Oswalt 2827. Roland 264, 27.) wîcgewæte Rother 868. 994. wiges gewæte Roland 204, 25. (strîtgewæte Oswalt 1704. sturmgewæte Ortnit S. 62.) wîcgeziuge Judith Vorau. Handschr. 135, 5. wîcgeserwe Judith 151, 22. 175, 8. 179, 27. wîcgewæfene Judith 174, 6. 19. wîcgot Kaiserchronik Bl. 1ᶜ. Mars des wiges got Äneide 5591. Herbort 989 (des strîtes got sagt Konrad Troj. 8140. 8241. 9620).

diu wîcgrimme herte Dietleib 4026. wîkhaft Anno 292. Mosis Vorau. Handschr. 43, 3. Dietleib 3959. Herbort 14595. Leysers Predîgten 74, 37. in wîkherten stürmen Wilh. von Östreich Liegnitzer Handschr. Bl. 21ᵇ. wîkhorn Kaiserchronik Bl. 60ᵈ. Überarbeitung 9661. Roland 10, 30 von Stricker Bl. 10ᵃ beibehalten. wîkhûs Kaiserchronik Bl. 93ᵇ. Überarbeitung 7026. 14718. Veldekes Äneide 8892. Lambrechts Alexander 2417. Servatius 81. Wolframs Parzival 183, 25. 351, 27 und Wilhelm 266, 22. Wigalois 10500. 10985. Konrads Trojan. Krieg 12361. Jüngerer Titurel 2298, 3. 3499, 3. Vocabularius optimus IV, 29 setzt propugnaculum dazu; für die spätere Zeit vergl. Oberlin 2029. wîcleich Fortsetzung des Troj.

Kriegs Berlin. Handschr. Bl. 445ᵈ. wicleis Wilhelm von Orlens 1291. Ms. Hag. 4, 558. wiclich Adv. Wernhers Maria 209, 24. wiclichen Genesis 62, 43. Nibel. 301, 4 in einer echten Strophe, wo die Überarbeitung 2437 Lassb. hêrlîchen setzt. wiclichiu kleit Dietleib 7585. wicliet Roland 28, 14. 136, 17. 208, 16. Kaiserchronik Bl. 12ᵃ. 42ᵇ. 42ᵈ und Überarbeitung 1855. 4921. 6733. 6825. Fortsetzung des Troj. Kriegs Strassb. Handschr. Bl. 285ᵃ. wicspæhe Lanzelet 2389. wicstat Kaiserchr. Bl. 31ᵇ. wicwer Kaiserchronik Bl. 50ᶜ. Überarbeitung 8054. Roland 177, 8. Servatius 3267. Strickers Karl 65ᵃ. Die Grenze von wic in den Zusammensetzungen, die ein Wort länger zu erhalten pflegen, ist im Ganzen dieselbe, die wir bei wîgant bemerkt haben, die Dauer etwas kürzer. Redensarten wîgis gesatten Athis A° 125, wie strîtes gesatten Ulr. Zkh. 114ᵃ.

WERRA.

Das französische guerre oder vielmehr das romanische guerra gerra stammt aus dem Deutschen und ist nichts Anderes als werra (vgl. deutsche Grammatik 2, 37 und Diez romanische Grammatik), das wir näher betrachten wollen. Im Gothischen zeigt sich das Wort nicht, auch nicht im Altfriesischen und Nordischen: im Angelsächsischen kommt zwar wyrre bellum vor, aber Lye Manning hat nur ein Paar Beispiele und nur aus einem einzigen Denkmal: namentlich im Beowulf, Cädmon und Codex Exoniensis erscheint es nicht. Lye Manning führt auch noch wär an mit der Bemerkung, es sei äusserst selten, belegt es aber nicht: möglich, dass er es nach dem Englischen war eigenmächtig angesetzt hat. Ein entsprechendes Verbum mangelt ebenfalls im Gothischen, Altfriesischen und Nordischen, auch im Angelsächsischen: es erscheint aber im Althochdeutschen und Altsächsischen, werran giwerran irwerran ferwerran in Aufruhr, Verwirrung bringen werden im Sprachschatz 1, S. 944—945 zusammengestellt; es bezeichnet die feindliche Stimmung, die dann im Waffenkampf ausbricht, den Gegensatz von Frieden. Von dem Substantivum werra (starkes Femininum) bringt Graff nur Belege des Pluralis und nur aus Notker bei, sämmtlich in der Bedeutung von scandalum (grandis werra Rudlieb Haupts

Zeitschrift 1, S. 402, 63): ferner, ausser einigen Zusammensetzungen, das Neutrum giwer seditio aus Otfried, was auch im Heljand mehrmals in gleichem Sinn vorkommt; werrari Irrlehrer, der die Seele verwirrt, Ketzer (Sprachschatz 1, S. 946), zeigt sich auch noch später (Meisner Meistergesangbuch 42ᵃ, Haltaus 2083). In der romanischen Bedeutung von bellum tritt werra erst auf bei den lateinischen Geschichtsschreibern und in den Urkunden der nächstfolgenden Jahrhunderte: Bernold von Constanz († 1100) gebraucht es in seiner Chronik (Pertz VII, 437, 25. 465, 13), ebenso Eckehart, der in das Ende des elften und in den Anfang des zwölften Jahrhundert fällt, in dem chronicon universale (Pertz VIII, 265, 4): dann in Urkunden vom Jahr 1119 und 1122 (Pertz IV, 74, 10. 76, 14), in einer bairischen aus den Jahren 1156—1172 (Monumenta boica 9, 432), in andern von dem Jahr 1170 und 1177 (Pertz IV, 142, 3. 158, 34). Endlich gebraucht es noch Conradus de Fabaria, der um das Jahr 1234 Casus St. Galli schrieb (Pertz II, 178, 15. 180, 7. 183, 5).

Bei den deutschen Dichtern des zwölften, zumal des dreizehnten Jahrhunderts ist das starke Verbum werren, gewerren, verwerren in vollem Gang: es heisst ebenso »Unfrieden und Zwietracht des Gemüthes« als »äussere Störung erregen«, aber nicht »Krieg führen«, gerade so wie wir noch heute »wirren, verwirren« gebrauchen. Aus dem zwölften Jahrhundert sind mir folgende Beispiele zur Hand: Genesis 26, 10. 82, 17. Anno 647. Kaiserchronik 50ᶜ. Überarbeitung 15023. 15507. 15515. 15691. 16312. 16362. 16478. Litanei 216, 4. Roland 6, 8. 62, 1. 100, 31. 165, 20. 192, 91. 237, 29. 239, 31. 243, 5. 286, 26. 290, 9. Eilharts Tristant 4818. Heiliger Christoph 525. Spervogel Ms. 2, 229ᵇ. Äneide 1349. 9902. 10157. 10399. 10735. Das Volksepos wendet das Wort nicht selten an, Nibel. 56, 1. 363, 8. 598, 2. 785, 1. Gudrun 786 (196, 14). 2221 (555, 3). 2573 (643, 3). 4816 (1203, 4). 5296 (1323, 4); ferner Dietleip 6138. 6180. Dietrichs Flucht 1307. 4772. 7010. Rabenschlacht 15, 5. 21, 1. 180, 1. 295, 1. 584, 5. 864, 4. 907, 1. Ortnit Ettm. S. 52. Bei Hartmann, Ulrich von Zezinkhoven, Wolfram, Gottfried, Wirnt, Thomasin von Zerklar, Walther, Freidank, Fleck,

Rudolf von Ems, Ulrich von Türheim, Konrad von Würzburg und anderen ist es nicht selten. Zuweilen bezeichnet es die Verwirrung im Kampf, das Vermischen von Freund und Feind im Getümmel, Parzival 69, 11, dâ sich die pônder wurren. 106, 3 sich wurren die banier, in Rudolfs Gerhard 6038 dieselben Worte. Lichtenstein 252, 22 der buhurt mit rotten er sich vaste war. Rudolfs Gerhard 6037 die panier wurren sêre sich. Wilhelm von Orlens 1230 in ein ander dar und dar begunden sie sich werren. 6798 mit vlehten verwar er sich. Rabenschlacht 689, 5 mit strîte sie sich wurren. Türheims Wilhelm Bl. 210^c. 242^b da sich die rotten wurren. Engelhart 2705 die Riuzen und die Schotten zein ander sich dô wurren: auch im Troj. Krieg 12124. 25026. Lohengrin S. 123 sus war der strît sich hin und her. Neidhart Ms. Hag. 3, 189^a gebraucht es von den Schlägereien der Bauern auf dem Anger. In gleicher Bedeutung, nur minder häufig, erscheint das Substantiv werre, aber als schwaches Masculinum. In den Nibelungen und in der Gudrun habe ich es nicht gefunden, aber in Dietrichs Flucht 1763. 2744. 2970. 3250. 9764 und in der Rabenschlacht 368, 6. 432, 6. 907, 1. 985, 3; sodann Pilatus 46 (S. 147). 334 (S. 151). Roland 101, 27. 102, 22. 248, 24. Herbort 13128. Heiliger Christoph 659. Gottfrieds Tristan 15311. Freidank 153, 10. Neidhart 4, 2. 45, 2 Ben. Lichtenstein 616, 31. Strickers Karl Bl. 5^a. 93^a. Passional 131, 76. 217, 63. 228, 72. Marienlegenden 98, 104. Renner 21675. Helbeling 2, 540. 780. 3, 383. 4, 519. Lohengrin S. 160. 162. Ottacker Bl. 297^b. Appollonius 17221. Wenn in des älteren Hartmanns Credo 752 von der Jungfrau Maria heisst an ir ist nehein werre, so will das sagen »kein sündlicher Gedanke stört ihre Seele«. Allgemein für Verderben, Unglück steht es in der Kaiserchronik (Überarbeitung 896 diu burc stuont âne werren) und mehrmals in der heiligen Elisabeth S. 345. 352. 395. 435. 442; auch in den angeführten Stellen aus Dietrichs Flucht und der Rabenschlacht, und dem Begriff von pugna nähert es sich in einigen Stellen, Dietrichs Flucht 2970 umbe disen grôzen werren sult ir niht verzagen. Rabenschlacht 491, 3 zwelf tûsent man, von den huop sich dô werre. Aus dem Passional hebe ich noch einige Stellen hervor, die einen freieren

Gebrauch des Worts zeigen, 310, 77 under den liuten sie noch triben manigen werren und knoten. 357, 79 diner ougen werre Blindheit. 384, 17 des tiuvels werre. Bekümmernis der Seele in einem Lied (Ms. Hag. 3, 434ᵇ) dâ wider gap sie mir werren unde sorgen. Meister Stolle sagt (Ms. Hag. 3, 7ᵇ) al diu kristenheit in grôzer werre stât. Bruder Wernher (Ms. Hag. 3, 19ᵇ) daz riche ân alle werre stuont. Raumeland (Ms. 2, 225ᵃ) swar ein milder herre libes wandelt, klagendez lop für helle werre wirt umb in gemandelt. Berthold 126 gereize und gewerre machen. Konrad sagt im Trojanischen Krieg von der Discordia 1491 sie wolde erniuwen ir alte werre site und im Renner 3647 kommt die Zusammensetzung klôster werre vor. werrunge Jeroschin 85, 19, Konrad von Heinrichau ist wohl eine spätere Form, doch aus 14. Jh.; vgl. Fundgruben 1, 397. Haltaus 2083. Bei Helbeling 4, 423 ist Werre der Name eines Hundes.

Die romanische Sprache, die aus der lateinischen Volkssprache hervorgieng, muss einem mächtigen Einfluss nachgegeben haben, wenn sie mit gänzlicher Hintansetzung von bellum pugna proelium acies ein so unentbehrliches Wort aus fremder Quelle aufnahm. Zudem zeigt sich in ihr der Begriff von bellum für werra als ein abgeleiteter: wie wir gesehen haben, war er weder im Althochdeutschen noch bei den Dichtern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts gebräuchlich, und wo er erscheint, bei den lateinischen Geschichtsschreibern und in den Urkunden, ist er wohl auf gelehrtem Wege aus der romanischen Sprache herübergeführt, wie ja auch in einer Urkunde Kaiser Heinrichs V vom Jahr 1122 (Pertz IV, 76, 14) und in einer anderen Kaiser Friedrichs I vom Jahr 1156 (Pertz IV, 103, 39) die Form guerra gwerra durchbricht. Erst eine Stelle im Winsbecke, der in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fällt, lässt uns die eigentliche Bedeutung des Worts erkennen. In diesem Gedicht (8, 9) das Femininum wieder, aber die Werre tritt als ein weibliches, den Samen der Zwietracht säendes Wesen auf, und das halte ich für den ursprünglichen, noch aus heidnischer Zeit stammenden Begriff. Die Werre regte Verwirrung und Feindschaft in der Seele des Menschen und damit die Kampflust an, von welcher der nordische Berserkr getrieben ward,

und so konnte sie leicht den Krieg selbst bezeichnen. Es bewährt das Übergewicht der kriegerischen Franken, wenn bei der romanischen Bevölkerung der fremde Ausdruck die verschiedenen einheimischen verdrängte; dass es gerade das Volk war, das ihn gebraucht, beweist eine Stelle in einem Capitulare Karls des Kahlen (Diez romanische Grammatik 1, 55), worin es heisst rixas et dissensiones seu seditiones quas vulgus werras nominat. Ich habe nur noch ein Zeugnis von dem Femininum gefunden, im Ortnit V, 119. Ettm. S. 77 wird von dem Heiden, als er den kampfmüden Lamparter im Schosse seiner Tochter ruhend erblickt, gesagt, dô viel er in die werre daz er nie wort ensprach, die Wuth betäubte ihn so sehr, dass sie ihm die Besinnung raubte: der andere Text (480, 1 Mone) setzt auch dafür aller siner sinne im nâch vergangen was. In der Deutschen Mythologie S. 251 wird nach späteren Zeugnissen die Werre als die zürnende, Rache suchende, den Flachs verwirrende Frau Bertha oder Holle dargestellt, was vollkommen dazu passt; in der ältesten Zeit ist es wohl eine wigidis gewesen. Man kann auch hier fragen »hat Ulfilas das Wort aus diesem Grunde gemieden?«

[KAMPF.]

Das lateinische campus, mit dem das deutsche kampf zusammenfällt, heisst ursprünglich das für den Zweikampf bestimmte Feld, wird aber schon in den altdeutschen Gesetzen und anderwärts für den Zweikampf selbst gebraucht; Ducange hat Belege genug[1]). Im Gothischen erscheint das Wort nicht, auch nicht in dem altsächsischen Heljand, dagegen im Altfriesischen die Substantiven camp und campa wie das Verbum campa, ebenso im Angelsächsischen camp, cempa und campian: im Nordischen kappi, kempa und das Verbum keppa, doch von den eddischen Liedern gewährt nur Hyndluliod und das spätere grönländische von Atli einmal kappi, letzteres auch das Verbum keppa zweimal, doch in angewandter Bedeutung. kampf

[1]) Gesch. der Sprache, S. 636, chempho = tiro miles novus, ja = pirata. Noch camp bei Richthofen durchzulesen. Im französischen camp vordem auch Zweikampf, jetzt Feldlager, hier selbst, das darin steht. cf. Raynouard, nachzusehen Ducange.

ist immer einwic, aber das gilt nicht umgekehrt, da einwic allgemein den Einzelkampf bedeutet, weshalb auch in dem Decretum Tassilonis vom Jahr 772 (Georgisch 329), doch nur hier allein, die Zusammensetzung camfwic (Haupt Zeitschr. 7, S. 130) vorkommt. kampf hat einen engern Begriff und bezeichnet die Entscheidung zwischen zwei Gegnern durch Waffen nach bestimmten Gesetzen, die zugleich ein Gottesurtheil sein konnte (Rechtsalterthümer S. 927 ff.). Als Hildebrand unerkannt seinem Sohn begegnet und dieser ihn nöthigt mit ihm zu streiten, so war dies einwic, nicht kampf. Graffs Sprachschatz (4, S. 406) hat nur ein Paar Beispiele von champf und dem davon abgeleiteten Verbum kampfjan: häufiger ist das Substantivum kemphjo, kemfo, das die ältesten Glossen, namentlich die Sangaller 913 durch gladiator athleta übersetzen. Der kempfo übte eine erlernte Kunst, und man schaute ihren Waffenspielen zu, wo sie ihre Fertigkeit in künstlichen Fechterstreichen zeigten: daher die Schlettstädter Glossen (Haupts Zeitschrift 5, S. 346) einwic durch ludicrum und spectaculum erklären. Die altdeutschen Glossen deuten verschiedene Künste dieser Art an: fûstkempho, knuttilkempfo und swertkempfo werden im Sprachschatz nachgewiesen. Da diese Kämpfer für Lohn gedungen wurden und für einen Kranken oder Schwachen eintraten, oder wenn eine unwehrhafte Frau angeklagt war, so standen sie als Miethlinge in geringem Ansehen und litten vor dem Gesetz an ihrer Ehre (Davoud Oghlou histoire de la législation des anciens Germains 1, LXXXVIII). Schwabensp. nennt sie c. 38 rehtlôs und sagt c. 255, 16. 17 kempfen unde iren kinden den git man ze buoze den blic von einem schilde gein der sunnen. Weil aber auch der Dienstmann für seinen Herrn im Zweikampf auftrat, so ward dadurch die Stelle des kempfo wieder gehoben und bereits in Muspilli (44) werden beide, Elias und Antichrist, die am Ende der Welt mit einander kämpfen, so genannt. Christus selbst kämpft mit dem Tod und Teufel (Wernher vom Niederrhein 64, 21. 31). Dieses Verhältnis, wenn nämlich der Christ gegen den Heiden im Dienste Gottes sein Leben opfert, gibt dem Wort volle Würde. Schon oben (S. [524 f.]) sind die Ausdrücke gotes wigant, gotes degen und

andere angeführt: gleichbedeutend damit ist gotes dienestman (Roland 145, 1. 155, 3. Wilhelm von Orlens 15559): am gewöhnlichsten aber, zumal bei den Märtyrern, gotes kempfe (Reinmar von Zweter Ms. Hag. 2, 197ᵃ. Wartburger Krieg Ms. Hag. 3, 177ᵃ. Passional 189, 11. 326, 20. Konrads Alexius 706, 834. Pantaleon 944. 1180. 1614. 1994. Wartburger Krieg Ms. Hag. 3, 177ᵃ). Daher wird der Kaiser Karl selbst gotes kempfe genannt (Roland 289, 3. Strickers Karl 110ᵃ): ebenso (Roland 155, 34 fehlt bei Stricker) oder frônekempfen (Roland 21, 15 fehlt bei Stricker) heissen seine Helden. Damit tritt die Beziehung auf den Zweikampf in den Hintergrund. Der Bischof Turpin ist der rechte kempfe (Roland 182, 17 fehlt bei Stricker), Roland gotes vorkempfe (Rol. 228, 9 fehlt bei Stricker), der an der Spitze steht: von Neimes sagt der Kaiser (Roland 266, 8 fehlt bei Stricker) got sante mir in zeinem kempfen. Ich will noch Belege aus andern Gedichten anführen. Daz nieman daz erkante daz er ein chemphe wolde sin. Mosis Vorau. Handschr. 34, 10. Der unsir chempho Schöpfung. Vorau. Handschr. 96, 14. Servatius 634—637 der tiuvel vil boten hete die den gelouben wolden temphen: wider die het got vil kemphen die nicht an im verzagten. Eraclius 4860 der heilige krist, der mich ze kempfen hât erwelt. In Türheims Wilhelm (183ᵃ, vergl. 231ᵃ Pfälz. Handschr.) sagt Rennewart, der gegen die Heiden streiten will hât, got sinen alten muot, sô weiz ich wol daz ich gesige: got ungerne mich verzige siner helfe, da ich sîn kempfe bin, ferner got mac wol mit êren sehen daz für in sîn kempfe vehte, (183ᵇ) ich weiz für wâr daz got gesiget, gotes craft mit miner hende, endlich (185ᵃ) dâ hân ich küener kempfen drî, die mit mir den kampf bestânt und mir niht ane gesigen lânt, got und sîn vater und sîn kint. Meisner (Mgb. 47ᵇ) den segen gît man im durch daz, daz er heize ein gotes kempfe. Im Wartburger Krieg (Ms. Hag. 3, 177ᵃ) heisst der Landgraf von Thüringen gotes kempfe. Barlaam 110, 24 heisst Petrus Christi kempfe und Reinmar von Zweter (Ms. 2, 152ᵃ) der Pabst Sant Pêters kempfe. Christus, der den Teufel besiegt, heisst bei Marner (Ms. 2, 255ᵇ) und Meister Alexander (Ms. Hag. 3, 26ᵃ) unser kempfe, und in den von

Griesbaber bekannt gemachten Predigten (1, 160), als er in die Hölle herabsteigt, ein kempfe den nieman mohte überwinden. Dagegen der heidnische Coschras in Eraclius 4812 ist des tiefels kempfe: der hl. Johannes in der Litanei 568 Massm. vorkempfe, wo aber der andere Text in den Fundgruben 2, 227, 16 vorspreche hat. Barlaam 223, 25. 224, 15. 16. 225, 37 werden, die welche gegen einander auftreten, kempfen genannt.

Daraus ist zu erklären, dass in dem Rolandslied auch einmal die grosse Völkerschlacht zu Runzival, wofür sonst volewic galt, kampf genannt wird, 188, 22 dâ wart ein freislich kampf zwischen den heiden und cristen: Stricker sagt dafür 69ᵇ ein nôtlich gedranc. In einer andern Stelle steht kampf wieder für einwic, 269, 7 daz was ein angestlicher kampf, dâ der geist daz vleisc überwant, wo Stricker 100ᵇ den Ausdruck übergeht. Ungenau nennt der Pfaffe Konrad auch anderwärts den einwic, der stattfindet, wenn die Helden in der Schlacht auf einander stossen, einen kampf, so bei Anseis und Targis (166, 6), bei Karl und Paligan (291, 1), wo beide Male Stricker (62ᵃ 111ᵇ) das Wort nicht gebraucht. Richtig steht es, wo von dem gerichtlichen Kampf die Rede ist (Rol. 300, 10. 303, 6. 304, 1), und da behält es auch Stricker bei. Der Widerstreit ungleichartiger Naturen wird ausgedrückt, wenn es von den Zwillingen, Esau und Jacob, in der Genesis 36, 21. 22 heisst in der muoter wambe wären si sâ mit camphe: einander sie drungen, die muoter dwungen.

In den übrigen Gedichten des zwölften und dreizehnten [Jahrhunderts] steht die Bedeutung von kampf fest[1]), wonach es den ritterlicher Sitte gemäss verabredeten und geordneten oder den vom Gericht bestimmten, als Gottesurtheil geltenden Zweikampf bedeutet. Immer kämpfen nur zwei gegen einander, im Iwein (4326—4327) heisst es ausdrücklich ditz ist gar wider den siten daz Ein kempfe drî man. In diesem Sinne ist in Gottfrieds Tristan 5956 wic und kampf, 6385 lantstrît und kampf, 6541. 11210. 13240 vehte und kampf entgegengesetzt. So heisst es bei Lambrecht

[1]) Kampf in Engelhard S. 148. Hartmann, 2. Büchlein 565. Kampf zwischen Freude und Leid.

4696, nachdem der Zweikampf zwischen Alexander und Porus beendigt und Porus camphes genuoc hât (dieselbe Redensart in Türheims Wilhelm 186ᵈ und in Kaspars von der Röhn Ernst 30), dô huop sich êrist der wîc. Auf den gerichtlichen Zweikampf, wo die Bestimmung des Tages gewöhnlich hervorgehoben wird (vergl. Schwabenspiegel, Cap. 62, Graf Rudolf, S. 20), bezieht sich das Sprichwort, das Ulrich von Türheim im Wilhelm vorbringt (Bl. 111ᵛ Pfälz. Handschr.), ez ist bezzer kampf dan hals abe. Ms. Hag. 3, 337 in einem dem Konrad von Würzburg beigelegten Lied ist tôdes kampf gleichfalls ein Zweikampf. Bei Regenbogo Ms. Hag. 3, 146 sagt der Tod, wenn er zum Streit geht, sô koment mîne friunt, bringent mîn kampfes wât. In Rudolfs Barlaam 224, 13. 28. 225, 2. 13. 230, 17 wird kampf auf eine angeordnete geistliche Disputation angewendet. Frauenlob (Ettmüller, S. 50) gên im (Saul) sô solte kampfes pflegen Davît ûf der grüene.

Zwischen dem Menschen und dem Thier findet kampf statt, dem Drachen (Gottfr. Tristan 8921), dem Löwen (Parzival 518, 24). Auch auf den Widerstreit der Tugend und Sünde wird das Wort angewandt, Litanei 16—18 einen campf hân ich entfangen, der ist iemoch unergangen, den an mir zallen stunden die tugende habint mit den sunden. Parzival 115, 2. 3 swelhem wibe volget kiusche nite, der lobes kempfe wil ich sîn. Welscher Gast 115ᵇ Pfälz. Handschr. nie dehein kempfe gewan sô grôze êre, sô der man der die untugent überkam. Reinmar von Zweter Ms. 2, 193ᵃ sünden gelust mit widerwer tuot kronebæren kempfen kunt.

Ich hebe die üblichen Redensarten aus. Wernher vom Niederrhein 64, 26 kamp vechtin. sol ich einen kampf mit ime vehten. Vorau. Handschr. 313, 2. Roland 304, 1 dâ gelobten si den kampf (den gerichtlichen) zuo dem breiten velde. Kaiserchronik (Überarbeitung in der Wiener Handschrift) 10840. Äneide 9574. 11999 ein kampf wart dô gelobt. Roland 310, 10 mit kampfe berede (überführe) ich in: gleichbedeutend ist 302, 10 ich gihtige dich mit dem kampfe (vgl. die in der Anmerkung dazu angeführte Stelle aus der Kaiserchronik). Roland 303, 6 willeclichen frumt er den campf. Eilharts Tristant 457. Iwein

4355. 6821. Gottfrieds Tristan 6163. 11296 den kampf bestân. Parz. 323, 19 ze kampfe stân. Barlaam 110, 35 im kampfe stân. Parz. 418, 11. 12 ze gegenrede stân in kampfe. Strickers Karl 128ᵇ. Lohengrin S. 40. Trojan. 3665. 6215. 8153. Renner 11591 einen mit kampfe bestân. Apollonius 9274. 9288 einen kampfes bestên. Âneide 9436 kampf der dâ beredet was, verabredet. Âneide 11132 iz wirt ein ungelicher kampf als umb ein lewen und umb ein lamp: des bereite (l. berede) ich in schiere. Âneide 9457. Parzival 324. Strickers Karl 129ᵃ einem kampf bieten. Barlaam 226, 13 stân ûf kampfes strît. Wilhelm von Orlens 11191. 11240 sich ze kampfe bieten. Trojan. Krieg 3646 einen kampfes gewern. 3661 einen mit kampfe hin ziehen. Erek 8631 sît im der tac ze kampfe stuont. Iwein 6027—6029 über sestehalbe wochen so ist ein kampf gesprochen zwischen in beiden, wie auch in Gottfrieds Tristan 6463 den kampf besprechen. Iwein 5144—5145 er muoz ime vierzec tage kampfes biten. Iwein 4161. Parzival 366, 30 einen mit kampfe lœsen. Iwein 4106. 5433. Gottfr. Tristan 10308 einen mit kampf an sprechen. Kaiserchronik Überarbeitung der Wiener Handschr. 14150 einen kampflich ane sprechen oder Lohengrin S. 180 einen kampfes ane sprechen als Ankläger zum gerichtlichen Zweikampf auffordern, oder wie Apollonius 8021. 20189 den Zweikampf anbieten. In dem letztgenannten Gedicht sagt die Jungfrau, die den gerichtlichen Zweikampf mit einem Mann bestehen will, 20017 ich wil ez hiute bringen mit kampfe ûf sinen veigen lîp. Gottfrieds Tristan 6227 nâch dem kampfe sprechen ihn mit Heftigkeit fordern. Iwein 4073. 5648 sich mit kampfe wern. Iwein 6874 den kampf vür einen geheizen. Iwein 6822. Lanzelet 5025. Parzival 625, 27. 29. 626, 8 den kampf nemen auf einen bestimmten Tag ansetzen, wie Gottfr. Tristan 10808 der tac der zem kampfe was genomen. Parz. 614, 23 ûf kampf riten. Parz. 323, 5 swar Gâwâne ist der kampf gelegt. Parz. 350, 9 kampf leisten. Parz. 418, 14 kampf geben. Parz. 741, 22. 23 durch minne heten si gegeben mit kampfe ûf urteil ir leben. Parzival 708, 7. 719, 4. Konrads Pantaleon 1710 den kampf striten und Parz. 503, 6. 654, 22 kampfes strît und umgekehrt Troj. Krieg 3966 des stîtes kampf.

Parz. 322, 17. 709, 20 den kampf tuon. Parz. 610, 15. Troj. 3672 ze kampfe komen. Wernher vom Niederrhein 64, 21. Passional 80, 4. Troj. 8216 ze kampfe gân. Troj. Krieg 4345 ze kampfe riten. 5222 in einen rinc ze kampfe treten. Meister Alexander Ms. Hag. 3, 26ᵇ ze kampfe schriten. [Troj.] 6277 ze samene stôzen mit kampfe. 9320 die kôrent mit einander ze kampfe. 9964 kampfes mit einander vâren. 12798 kampfes list triben. 19051 ze kampfe suel. 23410 mit kampfe sich beheften. Konrad Ms. 2, 200ᵃ kampfes widersturm. Parzival 503, 15 Regenboge Ms. Hag. 3, 351ᵇ den kampf scheiden. Parz. 321, 17 kampfes slac. Parz. 324, 28 kampfes kreiz. Gottfrieds Tristan 6491 des kampfes bewærde bieten den Kampf zusichern, oder 9980 den kampf bestæten. Das. 9580 den valsch und die lüge ze offenlichem kampfe ziehen. Wilhelm von Orlens 11280 des kampfes sich an nemen. 11303 sich veile geben mit einem kampfe in einen strît. Konrads Troj. Krieg 3598 des grimmen kampfes walten. Wartburger Krieg Ms. 2, 1ᵃ des kampfes pflegen. Schwabensp. 187, 8 got muoz ez under in scheiden mit kampfe. Apollonius 9903 einem kampfes ane geeigen. Konrads Troj. Krieg 3566. 3575 einen kampfes erwenden ihn abhalten, 3588 sich des kampfes frien davon los machen. Schwabensp. 404, 45 einen verstên mit kampfe vertreten. Das. 404, 48 der ze kampfe gevangen oder gegrüezet ist. Was, meist übereinstimmend, im Sachsenspiegel vorkommt, hat Homeyer 1, 340 zusammengestellt.

Auch kempfe (bei Reinmar von Zweter Ms. 2. 134ᵃ widerkempfe, vorkempfe Rol. 228, 9. Litanei 568 Ms. Vorau. Handschr. 34, 12) ist zunächst der, welcher für einen Andern im ritterlichen Zweikampf auftritt oder gerichtlich sein Recht vertheidigt. So sagt Tristant, der den Zweikampf gegen Morolt übernehmen will, zu Marke (Eilhart 469—471) ich bestên den helt alzehant, muoz ich anders iuwer kempe sîn. Parzival (209—211) ist der kempfe für Kondwiramur gegen Clamide, Lanzelet (5211. 5883) für Ginover, Wigalois (3060) für die Königin von Persien, Tristan (Gottfried 11032. 11082) frouwen kempfe für Isot: der Schwanritter (743) vertritt die Rechte der Herzogin von Brabant in gerichtlichem Zweikampf, Lohengrin (S. 9, vgl. 180) dâ von tet man der vil edelen megde bekant ir mûeste ein kempfe vor

gerihte dingen. (Parz. 115, 2 swelhem wibe volget kiusche mite, der lobes kempfe wil ich sin. Hartm. Büchl. 2, 566 freude diech ze kempfen kôs. Lobengr. 21 (32) iuch muoz ein kempfe vor gerihte freude enbæren 32 (124. 125)). So lässt sich auch Wilhelm von Orlens (11310. 11341) erbitten, der kempfe zu sein. Hektor tritt als solcher in Konrads Trojan. Krieg 3525 für Priamus auf. Christus erlöste Adam, Jeremias und Johann den Täufer aus der Hölle als ein kempfe in lewen wise. Ms. Hag. 3, 340ᵃ. Frauenlob lässt seinen Gegner Regenboge sagen (Ettm. S. 115), er wolle kempfe für die alten Meister des Gesanges sein. Im Apollonius 18560. 19279 tritt der kempfe für eine Jungfrau im Turnier auf. In einer Haide findet der kampf statt zwischen Alexander und Porus (Lambrecht 4639—4687), Äneas und Turnus (Äneide 8627—8670). Einige Male scheint sich der engere Begriff in den allgemeinern eines streitbaren Helden zu erweitern, wenn bei Herbort (2040) Antenor sagt ein guot kempfe wil ich wesen, oder der Meisner (Mgb. 47ᵃ) rühmend er êren kempfe. Im jüngern Titurel 5665, 4 kempfe für degen. Dagegen bricht auch noch die alte Bedeutung des Gladiators durch, der seine Fechterkünste öffentlich zeigt und für Lohn Dienste leistet. In einem Gedicht von dem Priester Johann (Altdeutsche Blätter 1, S. 322) deute ich eine Stelle dahin, ein hof lît vor minem sal, der ist gemâret über al: dâ gen ich denne schouwen wie sich die kempfen houwen. Ferner, Beispiele (Altdeutsche Wälder 3, S. 215) ez enkomt niht rehte deheinem ungelêrten knehte vehten angestliche umbe daz houbet riche wider einen wol gelêrten man, der kempfe ist und wol vehten kan; der würd dâ sigelôs gesehen. Wartburger Krieg Ms. 2, 1ᵃ alsam ein kempfe er stât und 1ᵇ ich bin des kempfe ûz Oesterrîch und kan die widerslege. Ms. Hag. 3, 182ᵇ der kempfe den Artûs hete ûz gesant. Meister Gervelin (hinter Freibergs Tristan S. 57ᵃ) daz in ein wîp betwingen mac, der wol ze strîte eins landes kempfe wære. Göli Ms. Hag. 2, 79ᵃ ich wil kempfe wesen zuo der linden ze schalle und ze ruome. Frauenlob (Ettm. S. 27) noch süezer denne dem kempfen siges krône. Die Jungfrau Maria heisst für den sünder ein kempfe Wilh. v. Östreich 108ᵃ. Renner 11586—11603 ein kempfe

wilent was bekant von siner kraft über manic lant: nû was ein ander in eime lande, des kraft man wîten ouch erkande. nû kômens bêde in eine stat, dâ daz volc mit vlîze se hat daz sie zesamne wolten gên und dirre mit kampfe jenen bestên. dô sprach ir einer ›möht ir mir geben ein ander leben ze disem lęben, daz als lange wert als ditze tuot, ich hæte den lîp und ouch den muot, daz ich der leben einz wäget an in: ditz wær aber gar ein tumber sin, ob ich daz leben, daz ich noch hân, wäget ûf tumbes ruomes wân.‹ der kempfe was wiser denne die degen die man siht jostierens pflegen und maneger ander offenheit, diu ir leben veile treit. Im Vocabularius optimus S. 31 wird kempfe durch pugillator, gladiator und in Diefenbachs Wörterbuch S. 12 vom Jahr 1470 durch athleta übersetzt. Ich glaube, hierher gehört auch eine Stelle bei Walther, wo er den Hof zu Eisenach tadelt, 20, 10—12 der lantgrâve ist sô gemuot daz er mit stolzen helden sine habe vertuot, der iegeslicher wol ein kempe wære. Heinzelein von Konstanz (Diutiska 2, S. 208) nennt in einem Wettstreit eine geistliche Frau kempferinne.

Ich habe schon angemerkt, dass das von dem Substantiv gebildete Verbum kampfan im Althochdeutschen eine seltene Erscheinung ist; es mag niemals recht lebendig gewesen sein. Auch in den Gedichten des zwölften Jahrhunderts habe ich es nicht bemerkt, namentlich nicht im Rolandslied, in Lambrechts Alexander und Veldekes Äneide. Zuerst finde es wieder bei Hartmann, einmal im Erek 8643 ze vlîze begunde er sich bewarn, alsam ein ritter der sol varn kempfen einen frumen man, einen ritterlichen Zweikampf bestehn: öfter im Iwein (4327. 4823. 6975. 6958), wobei immer die Fügung mit dem Accusativ gebraucht wird (vgl. Lachmann zu 4327, Benecke zu 6958), die auch Stricker (Karl 128ᵃ) daz man Pînâbeln kempfen sol anwendet und wovon Frisch 499ᵃ noch ein Beispiel aus Königshovens Elsässischer Chronik anführt. Bei Wolfram habe ich kempfen nicht gesehen. Intransitiv im Passional 343, 91 dâ ist wol gekempfet, wande der here ist erslagen. Ebenso Konrad im Schwanritter 605 daz man dô kempfen solte. Troj. Krieg 3544 selbander kempfen, 3630. 3660 umbe einen kempfen,

3596 nâch prîse kempfen. Sonst gebraucht er im Engelhard 4675 und Troj. 3688 die heutige Fügung mit einem, mit ein ander kempfen, wie der Meisener Mgh. 32ᵃ swelh man mit lobe kempfen wil. Wartburger Krieg (Ms. Hag. 3, 177ᵃ) die mit ir selbe natiure kempfen dicke. Apollonius 20235 ein wîp kempfen sol mit einem starken manne. Hadlaub Ms. 2, 192ᵃ dô die amsel kanfte (für kampfte) mit der nahtegal, do hörte man süezin liet. Hug von Werbenwag Ms. 2, 49ᵇ so vürhte ich wir müezen beide kempfen, swie wir für gerihte komen. Winli Ms. 2, 21ᵇ ich wil kempfen vor dem riche mit ir (der Minne) sicherliche. Im Tournier von Nantes 142, 2 mit scharpfen swerten wart ôf in gekempfet; anderwärts Gold. Schmiede 1301 der gîtic slange von dir wart überkempfet und Ms. 2, 200ᵃ ir kinschen form insigel daz den tiufel überkempfet, was ihm allein eigen zu sein schrint. Boppo sagt (Ms. 2, 233ᵇ) hermunge hât dich erkempfet und im Apollonius 5183. 7174 heisst es: ein sô höchgeborner lîp erkempfet hât mich armez wîp. Konrad von Würzburg Ms. 2, 205ᵃ wol ir, diu sus mit reinekeit sich selbe ane kempfet. Wenn ich noch den substantiv. Infinitiv aus Türheims Wilhelm anmerke 113ᵃ Jêsus der sol den cristen mit helfe ir kempfen fristen und 228ᵃ swar danne min kempfen ist gedigen, endlich aus den von Grieshaber herausgegebenen Predigten eine Stelle (2, 149), wo Enoch von sich und Elias sagt mir müezzen des Endekristen bîten daz wir mit im kempfen und striten, so habe ich alle mir bekannten Stellen angeführt, wo das Verbum gebraucht wird.

Man sieht, auch beim Verbum erhält sich der bestimmte Begriff: nur Konrad von Würzburg lässt, wie schon angemerkt ist, einige Male kempfe im allgemeinern Sinn gelten, und er allein sagt selbander kempfen, was als ein überflüssiger Zusatz erscheint; auch Troj. Krieg 12898 gebraucht er kampf für die allgemeine Schlacht. Diese Erweiterung muss allmählich die Überhand gewonnen haben. Luther gebraucht kampf und kämpfen in sittlicher Bedeutung von dem Streit des Guten und Bösen, des Frommen und Gottlosen, kämpfer gar nicht. In unserer Zeit ist die ursprüngliche Bedeutung verloren gegangen: wir gebrauchen nur noch, gerade wie die Franzosen das sonst ver-

altete champion, die niederdeutsche Form kämpe mit ironischer Anwendung für den, welcher eine Parteiansicht verficht; man kann sogar von ›Kämpen des Stillstands‹ lesen[1]). Aber wir reden unbedenklich von dem ›grossen Kampf der Völker‹ und haben die Zusammensetzung Zweikampf nöthig, die wie ein Gegensatz zu einwic erscheint und auf welche das Alterthum nicht verfallen wäre. Ich weiss nicht wer sie zuerst gebraucht hat, bei Luther finde ich sie nicht; vielleicht ist es eine Übersetzung von duellum. Die niederländische Sprache hat sich in engerer Schranke gehalten, kamp bedeutet ein Gefecht zwischen mehreren in einem eingeschlossenen Platz, und ausser tweekamp hat sie die Zusammensetzungen tweegevecht, tweestrijd, die wir nicht kennen[2]). Das Dänische ist der deutschen Richtung gefolgt, kamp für Schlacht ist zulässig, auch tvekamp üblich und kämpe gleichbedeutend mit Held: der Ursprung des Worts verräth sich noch in häufigen Zusammensetzungen, wo wir im Deutschen Riese gebrauchen, und die in Molbecks Ordbog aufgeführt sind, z. B. kämpegrav kämpemener kämpesteene kämpeold kämpeskridt, ja man spricht von kämpesundhed: im Schwedischen heisst kämpakarl ein in seiner Weise ausgezeichneter, trefflicher Mann, kämpaprest ein hoher Geistlicher, so dass hier die Beziehung auf Waffenkampf ganz aufgegeben ist.

Der althochdeutschen Zusammensetzungen mit kempfo habe ich schon oben (S. 536) gedacht, im Altfriesischen zeigt sich (Richthofen 857—858) kampskelde kampschield Kampfschuld, Überführung durch gerichtlichen Zweikampf: kampstal der dazu bestimmte Platz: kampthing, Kampfgericht. Die in den späteren Quellen bei dem Gerichtsverfahren üblichen Ausdrücke findet man bei Haltaus. Ich will hier zusammenstellen, was vornehmlich in den Denkmälern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts vorkommt. kampfgenôz der Gegner im Zweikampf Erek 9120. Iwein 7371. Parzival 212, 6. 688, 13. 689, 10. 719, 10. Strickers

[1]) Deutsche Zeitung. (7). 383. Kämpe des Absolutismus. Der älteste Kämpe für die Söhne österreichischer Subalternoffiziere. Ein geborner Kämpfe, Altdeutsche Wälder 3, S. 215. Kämpfer in der Baukunst, Pott über Finger, p. 248. [Einzelne Zettel.]

[2]) Teutonista nachzusehen.

Karl 129ᵇ. Barlaam 110, 36. Türheims Wilhelm Blatt 184ᵈ. Schwanritter 931. Trojan. 4034. 12792. Konrads von Stoffel Gauriel in W. Wackernagels Lesebuch 1. 648, 4. (Die schwache Form kampfgenôze im Apollonius 5608). Doch werden im Iwein 5391 auch diejenigen kampfgenôze genannt, die einem andern (gegen das Recht, vgl. Iwein 4327) Beistand leisten. Gleicherweise heisst der Gegner kampfgeselle Erek 9194. Iwein 7085. Eraclius 4809. Gottfrieds Tristan 8996. Heinrichs Krone 23ᶜ. 49ᵈ. Schwanritter 1101. Troj. Krieg 3883. 4206. Apollonius 15845. Oder bei Konrad im Trojan. Krieg 3528 und in der Erzählung vom Schretel und Wasserbär 255 kampfgeverte. mitkempfer, nur im Apollinaris 7481, ist ein Mitstreiter in allgemeiner Bedeutung. kampfhof pugilatorium Diefenbachs Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 227. kampfrecht Gottfr. Tristan 11039 und 11299 kampfrechten, den gerichtlichen Zweikampf übernehmen. kampfrinc Apollonius 9441. antwurten ûf kampfes slac Parzival 321, 17. kampfes smit der im Zweikampf zuschlägt, ein häufiges Bild; vgl. Herbort 9046. Parzival 210, 4. Strickers Karl 56ᵇ. Konrads Troj. Krieg 4073. 12792. Turnier von Nantes 133, 1. kampfschilt Lanzelet 1920. vgl. Graffs Sprachschatz 6, S. 481. kampfstat Iwein 6883. Gottfr. Tristan 6726. kampfstecke ein ellenlanger Knüttel, den der in der Grube stehende, mit einer Frau kämpfende Mann in der linken Hand führt, während die rechte ihm auf den Rücken gebunden ist, Apollonius 20355. kampfswert Diefenbachs Wörterb. vom Jahr 1470 S. 239. kampfwere Rüstung zum Zweikampf Gottfr. Tristan [illegible]8. kampfzît Iwein 4309, vgl. 6882, und kampfes zît Parzival 398, 9. 696, 28. 700, 28. Auch einige Adjectiva und und Adverbia, kampfbære zum Zweikampf geschickt Parz. 335, 2 (kampfesbære 209, 20). Lanzelet 2344. Türheims Wilh. Bl. 161ᵇ Pfälz. Handschr., wo die Casseler stribære hat. komen kampfes var Parzival 321, 22. kampflich in folgenden Redensarten, ich lade in kampfliche dar Parz. 321, 21. waz möhte kampflicher sin? Parzival 191, 16. lâ mich ein kampflichez gisel wesen Parzival 323, 19. vordern mit kampflichen handen Gottfrieds Tristan 5879. Lichtenstein 405, 12 kampflich gewæte. kampflichen stân zum Zweikampf bereit Lanzelet 1921. vor gerihte

kampflich ane sprechen Reinmar von Zweter Ms. 2, 135ª. Schwabensp. c. 62, 80, 8. 241, 3. Rudolf von Ems sagt im Wilhelm von Orlens 6649 kampfliche vehten muthig, geschickt, wie im Zweikampf, und 9291 sie stritten kampflicher dar denne der Engellender schar. sich kempfliche wern Apollonius 4983. kampflich gewæte Rüstung zum Zweikampf. kampfwât Vorau. Handschr. Hs. 314. 5. kampfmüede Parz. 691. 707, 7. Lanzelet 2206. Erzählung vom Schretel und Wasserbar 278. kampfwîse Iwein 7127. 7262.

Die Volksdichtung betrachte ich wieder abgesondert. In den Nibelungen, in der Klage und im Dietleib kommt kampf kempfe und kempfen nicht vor, obgleich der einwic oft genug stattfindet. Gleicherweise nicht in dem alten, von Lassberg herausgegebenen Ecke, in Walt[h]er und Hildegunde, in der Rabenschlacht, im Ortnit, in dem von Frommann (Haupts Zeitschrift 4) bekannt gemachten Hugdieterich und Wolfdieterich, im Hildebrandslied, Sigenot und hörnernen Siegfried. Auch im Reinhart Fuchs begegnet man dem Wort nicht, wo doch (1097 ff.) Veranlassung war, es zu gebrauchen. Der Grund ist leicht einzusehen. Den ritterlichen Zweikampf kannte das Volksepos nicht und das Wort riter, für das der Sprachschatz 2, S. 477 nur wenig Belege zeigt, wird in den älteren Gestaltungen der Volksdichtung schwerlich, wenigstens nicht in diesem Sinne vorgekommen sein. Der Held der einheimischen Sage konnte nicht kempfe heissen, weil die edlere Bedeutung noch nicht in das Volk eingegangen war: Ecke spricht (Lassberg 92) ich vihte umb niemens golt, ich bin kein Miethling; es galt noch im Volk, was der Sachsenspiegel (I. 38, 1) sagt kempen unde ir kinder sint rehtlôs. Daher erscheint das Wort in Gudrun nur einmal (in einer Strophe, die Müllenhoff ausscheidet) und zwar in der alten Bedeutung eines gelernten Fechters. Wate nämlich, der seine Abkunft heimlich hält, lässt sich zum Schein von einem Fechtmeister (schirmmeister) Unterricht geben, und da heisst es von ihm 1442 (360, 4) er stuont in der huote (deckte sich), sam er ein kempfe wære. Nur in dem später abgefassten Gedicht von Dieterichs Flucht finde ich kampf, in dem Sinn der ritterlichen Gedichte, aber auch nur einmal:

zwischen Wate und Dietleib wird der Streit geschieden, dann heisst es (3949—3951) zwischen in gemachet wart ein tac: einen kampf man hin ze Milân wac über sehs wochen dar nâch. Sodann geschieht in den von Wackernagel (Altdeutsche Blätter 1, S. 333–342) bekannt gemachten Bruchstücken eines zur Dieterichssage gehörigen Gedichtes eines Kampfes zwischen Dieterich und Wenezean Erwähnung: Dietrich spricht zu Etzel ich bin von fremden schulden in einen starken kampf komen, dieser erwidert ich wil ouch mit dir rîten, sehen iuwer bêder striten. Dieterich lässt seinem Gegner melden wil er zwischen den heren beiden disen kampf lâzen geschehen, dâ wirt ein schœnez zuo sehen von unser bêder mâge. Im Rosengarten ist zwar die volksmässige, von höfischen Dichtern selten gebrauchte Benennung recke (neben helt und degen) entschieden vorherrschend, doch wird auch einige Male (C 411. 1379. 1809. 1981. 2006. D 578. 1042. 1372. 1606. 1637. 1722. 1846. 2149. 2246) kempfe gebraucht von den Königen und Helden, die zu Worms einzeln mit einander streiten und dazu vorher mit Bestimmung des Tags sind aufgefordert worden; das Verbum kempfen kommt gar nicht vor (nur striten und vehten), und nur ein einziges Mal (C 926) ist die seltsame Redensart kamp bouwen in den Text gedrungen: bloss die Überschriften haben (C S. 37. 51) kamp kempen und (C S. 38—65) kamp vehten. Die Überarbeitung von Ecke, die in dem alten Druck enthalten ist, spricht (Str. 98) von dem kampf zwischen dem Riesen und dem Berner und (Str. 175) zwischen Fasolt und Dieterich: auch bei Kaspar von der Röhn, der dieses Gedicht nicht überarbeitet hat, findet sich (Str. 109. 268) kempfe und (Str. 301. 202) kampf.

Die Spielmannspoesie zeigt ein gleiches Verhältnis. Rother, der alte Laurin (bei Nyerup), Morolt und die beiden Auffassungen von Oswald kennen das Wort durchaus nicht. Dagegen im Orendel 1210 wird der Riese Metwin der heiden kempfe genannt, und der Graurock sagt (2778) zu einem gewaffneten Heiden welt ir mir aber des toufes abe gân, sô wil ich mit iu einen kampf hân. In dem hl. Christoph ermuntert der Einsiedel den fahrenden Helden mit einem Heiden zu streiten, der den Christen Verderben bringt (1174—1175) maht ir der kempfe sîn, dâ wirt Jêsû iuwer dienst mit schin.

[STURM.]

Sturm [1]) Masc., im Heljand und im Angelsächsischen storm, erscheint nicht im Gothischen, auch nicht im Altfriesischen, und wird im Althochdeutschen (Sprachschatz 6, S. 710. 711) durch tumultus strepitus seditio übersetzt: es bezeichnet das heftige Andringen und Zusammenschlagen empörter Wellen oder Wolken, wie das Geschrei und den Lärm eines sich erhebenden Volkes. Gleiche Bedeutung hat das abgeleitete Verbum sturmjan und die Zusammensetzungen wolkanô sturm und sturmwint. Angewendet wird es auf den Widerstreit der Laster und das unruhige Drängen der Leidenschaften: es gilt aber auch von dem Waffengeräusch, man sagte in sturme unde strîte, wîges gesturmi, aber eine Stelle, die bestimmt den Waffenkampf selbst damit bezeichnete, finde ich nicht.

In der Genesis, die in den Anfang des zwölften Jahrhunderts gehört, hat Sturm noch die alte Bedeutung, bei dem babylonischen Thurmbau wird gesagt 29, 24 dô huop sich ein grôzer sturm, und 79, 36 dû bist ein gehurnter wurm, der an dere stîge hevit sînen sturm: der daz ros an den huof hecchet. Entschieden tritt der Begriff von proelium hervor in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, Anno 127 dô gart er sich zi sturm, 249 zi sturme ritin. Im Rolandslied habe ich nur 204, 22 sturm angemerkt, wo es die offene Feldschlacht bedeutet. In Eilharts Tristant 1393 wird es von dem Kampf mit dem Drachen gebraucht, wie in Wernhers Maria 148, 28 ilen dare ze geistlichem sturme gegen dem lintwurme. Lambrecht bediente sich des Worts gern, zwar auch wenn Einzelne, doch zumeist Scharen mit einander kämpfen, Alexander 467. 1162. 1211. 1842. 1691. 2354. 3286. 4360. 4424, sodann in Verbindungen wie sturm und strît 42. 120. 3276. 4372: sturm und volcwic 197, ohne damit Gegensätze anzudeuten; bei ihm die Redensarten du hâs einen sturm an der hant 2910: einen sturmes gesaten 4202. Ebenso Veldeke, Äneide 23. bure erwert vor sturmen 5982. 6349. 6424. 6900. 7029. 7399. 7856. 7863. 7868. 8830. 8838. 11630. 11729. in sturmen und in striten 7535. 9464. einen mit sturme suochen 2948. die schiltknehte ze sturme triben 6387.

[1]) Die Sturmaxen von Sturm abgeleitet Gesch. d. Spr. 637. Das franz. estor, prov. estorn Kampf vom deutschen Sturm. cf. Ziemann v. storie p. 434.

ze sturme gân 6374. 6404. 6885. 10703. Bildlich lässt er einen Trojaner zu der Amazone Camille sagen 8929 vrowe maget, ein ander sturm gezæme in baz ûf einem schœnen bette: ir dunket mich sô starc ze vechtene mit der minne. Auch ein uneigentlicher Gebrauch bei Wernher vom Niederrhein 60, 25 des dûvilis sturm, de deme menschin in hîn herze sendit dat he sich von sîme schepere wendit. Kaiserchronik in der Überarbeitung der Wiener Handschrift 866 die burc mit sturm an grîfen. 13612 mit sturme zer stat gân. 3305. 6646 si vâhten dâ einen sturm. — Das Verbum ist in dieser Zeit minder häufig. Lambrechts Alexander 1238 eine veste sturmen. 3206 heisst es ein Heer angreifen. 4973. 6691. 7018 freislich gewurme mit dem begunde wir sturmen. Kaiserchronik Wien. Handschrift 16064 die stat erstürmt der cristen her. Äneide 6920. 7033. In des Gleisners Reinhart heisst 1570—1573 er nam die glockesnuore in die hant und lûte dazz scal ubir daz lant, und sturmde sêre. Türheimers Wilhelm Pfälz. Handschrift Bl. 154[a] die münche im klôster hiezen ze sturme liuten, dâ mite kunten sie den liuten daz sie engeste pflægen und gegen wer ir dinc wægen: dieselbe Redensart in einer Erzählung (Altdeutsche Wälder 3, S. 188) und beim Marner (Ms. Hag. 3, 468[b]), auch in einem niederdeutschen Gedicht (Ms. Hag. 3, 468[a]) nu lûdet man ze sturme in allen landen. Aber Reinhart 740, wo der alte Text pfulsin die Fische aufregen, aufstören hat, muss stürmen in stüren stochern gebessert werden; vergl. Genesis 46, 13 er irsturte al ir gewant. Pfälz. Handschrift 841, Bl. 124 zende stüren. Schmeller 3, 656.

Im dreizehnten Jahrhundert gleiche Verwendung des Worts, das jedoch bei höfischen Dichtern, bis auf Wolfram und Konrad, die es nicht verschmähen, wenig, wie es scheint, beliebt war. Bei Hartmann habe ich nur ein Paar Stellen gefunden, Gregor 1991 dô huoben sie dâ vor (dem Burgthor) einen sturm harte grôz und Iwein 4361—4364 diu burc was harte veste und alle wis diu beste vür stürme und vür mangen. Gottfrieds Lobgesang 19, 11 und Tristan 5926 mit stürmen und mit striten. Konrad Troj. 7222 behuot vor stürmen und vor striten. Wigalois 10894 ze sturme gên, mit strîte gegen den vinden stên. Gar keine Belege habe ich aus Eraclius, Athis, Lanzelet und Hein-

richs Krone, auch bei Freidank kommt das Wort nicht vor, einmal bei Walther von der Vogelweide 9, 1 daz wilt und daz gewürme diu stritent starke stürme. Wolfram gebraucht es in allen erzählenden Gedichten so häufig, dass Beispiele genügen. Zuerst von der engeren Bedeutung des Berennens eiher Burg. Parz. 226, 17 mit sturm ir (der Burg) niht geschadet wart. 508, 5. 565, 63 [564, 30?] der bürge man noch hiute giht daz gein ir sturmes hôrte niht. Wilh. 108, 25. 262, 30 die wolten Oransche nider mit sturme dicke brechen. Sodann von der Feldschlacht 51, 15 ze Runzevale und in andern stürmen. 443, 2 in dem êrsten sturme ûf Alischanz. 427, 21 in stürmen dienen. 444, 26 im sturm die vanen tragen. 220, 17 do in der künc in eime sturme gevienc. 443, 16 ûz sturme gân. Titurel 1, 2 er getorste wol sich selben unt die sîne in sturme gefüeren. 4, 2 ob min hant in sturme ie hôhen pris getæte. Dagegen bei den folgenden Dichtern auch nicht häufig, Thomasins Welscher Gast Bl. 47[b] er sol daz palas vesten daz ez wære für stürme wol, Reinbots Georg 468 er brichet in die stürme als ein starkiu wolken brust. Rudolfs Wilhelm von Orlens 13045 sie hâten (der Feste) getân mit sturme leides vil. Des Türheimers Wilhelm Bl. 173[a] Orense mit sturme gewinnen. Bl. 226[c] wie süln in wider über mer mit eime sturme triben. Friedrich von Sunburg Ms. 2, 212[b] er gewan Bresburc ze sturme. Burkart von Hohenvels Ms. 189[a] wie gehebe ich einen sturm daz ich si getribe drabe (von dem turn). Meister Alexander Ms. Hag. 3, 27[a] des meers und der winde hochvertiger sturm. Goldener Ms. Hag. 3, 51[a] mit starken stürmen er (der Wind) in stiez. Wartburger Krieg Ms. 2, 5[a] noch hiute wirt ein sturm von mir vernomen und Ms. Hag. 3, 177[a] man unde frouwe kan sie (natiure) mit sturme in fiur der helle schicke. Konrad von Würzburg im Pantaleon 242 stoup den starke winde rüerent und in mit sturme vüerent über tal und über berc. 1432 maneger hande würme lie man durch grimme stürme zuo dem ûz erwelten. Trojan. Krieg 5869 heisst es von Schiron sin angestliche stürme entsaz mit vorhten allez wilt; und 16177 von Achill, wenn Sturzbäche Steine herabwälzten, sô muoster an ir stürme tief stên mit blôzen beinen. 6222 ersmieren und erlachen muost er in allen stürmen. 8202

der frechen hende sturm. 9790 heben einen sturm. 14495 in allen stürmen genesen. 18908 manec angestlicher sturm der von den Kriechen dran (an Troja) geschiht. 19046 sturmes und strîtes kraft. 23458 swes man ze sturmes nôt bedarf. 24099 mit sturme sigehaft. 25198 sin herze was erhitzet ûf einen bitterlichen sturm. Turnier von Nantes 125, 1 ein rôr daz in dem bruoch der wint mit sturme neiget. Livländische Chronik 2146 ze sturme gân gegen die Stadt. Der Dichter des alten Passionals, den man einen höfischen nicht wohl nennen kann, lässt das Wort häufiger zu. Den Kampf zwischen Christus und dem Teufel nennt er 106, 26 den hœhsten sturm: vgl. 343, 66—70 und Marienlegenden 244, 145. Dann gebraucht er es 194, 32 von der Eroberung von Troja und sagt 271, 46 dô wart der sturm der stat (Jerusalem) ûf geleit. 204, 57 sturm auf dem Meer: ebenso im Weinschwelg Wackernagels Lesebuch 1, 578 30. 580, 20. Im Lohengrin spricht Parzival S. 14 swar ich ze stürmen quam oder ze strîten: bei einer Feldschlacht heisst es S. 130 maneger muotlich drane zem sturm. Erzählung von der Birne (Fragmente 41, 275) ûf einen sturm bereit bildlich. Frauenlob Ettmüller S. 72. 211 in stürmen und in strîten. S. 114 dîns mundes klöckel stürmet sêre ûf ir schaden. S. 120 dîn (des Glücksrads) stürmen gêt wol ûf wol abe. S. 146 ich stürme blôz und tuon den slac. Renner 1618 der Riuzen sturm. Beliand 640. 1810 in manlichem sturm. Apollonius 3181 dâ gienc sturm wider sturm. 5245 ein vreislicher wurm der gap zehen mannen sturm und uneigentlich 15807 mîn herze lidet grozen sturm. In Diefenbachs Wörterbuch von 1470 S. 73 wird sturm durch conflictus übersetzt. Ich merke noch an, dass bei Helbling 4, 459 ein Hund Sturm genannt wird, ganz passend, er packt an. gesturme Antichrist (Diemer 281, 25). gestürme, das wir schon im Althochdeutschen fanden, gewährt wieder Lanzelet 7360 die würme liezen ir gestürme. Rudolfs Gerhard 5644 dô wart ein grôz gestürme hâ. Turnier von Nantes 7, 2 und 141, 1 mit einem hübschen Gleichnis, das auch im Trojan. Krieg Strassburger Handschrift S. 222[1] vorkommt, ûf der planiure grüene wart von in ein gestürme, als ob die bine würme stürmten umbe ein honicvaz. Trojan. Krieg 16634 betwingen mit kampfe und

mit gestürme tier und starke würme. Dann Hugs Martina 250ᵃ. 254ᶜ. Apollonius 8453 tracken unde würme kâmen mit gestürme. Unhäufig ist auch das Verbum. Wolframs Parzival 207, 7 dane wart grôz stürmen niht vermiten. Wilhelm 99, 13 niemen stürmen bôt keiner hatte Lust zu kämpfen. Welscher Gast 183ᵇ man stürmet gerne derhalp zuo dahin, wo das Haus schwach befestigt ist. Grieshabers Predigten 1, 8 die stat stürmen. Freidank 79, 22 setzen zwei Handschriften stürmen für strîten: Lichtenstein 446, 17 für sîn (des Winters) stürmen sul wir in die stuben wîchen. 543, 6 habent si ze stürmen (die Burg) keinen sin. Stricker (Altd. Wälder 3, 199) swie vil er (der wint) dâ gestürmet hât. Passional 310, 14 stürmen mit den würmen. Enenkel si sturmten an die stat. Konrad von Würzburg gebraucht das Verbum nur in der eben angeführten Stelle aus dem Turnier und im Trojan. Krieg 24945 erstürmen. Rumelant Altmeistergesangbuch 8ᵇ diner freuden burc erstürme. Apollonius 14032 die burc stürmen. Elisabeth Diutisca 1, S. 421 ist stürmen von dem Andrängen der Menschen gebraucht und in Diefenbachs Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 73. 158 durch confligere insultare übersetzt.

Dagegen die Volksdichtung zeigt das Wort in voller Lebendigkeit. In den Nibelungen kommt sturm oft vor, 198, 4. 205, 3. 209, 4. 211, 1. 212, 1. 216, 1. 228, 1. 231, 1. 839, 2. 842, 4. 846, 3. 847, 4. 1731, 3. 1734, 3. 1948, 2. 1965, 3. 2021, 1. 2022, 1. 2049, 2. 2076, 4. 2106, 3. 2132, 4. 2147, 4. 2158, 3. 2218, 2. 2220, 4. 2311, 3. Ebenso in Gudrun 32, 4. 130, 4. 221, 4. 321, 3. 359, 4. 493, 4. 665, 4. 674, 3. 708, 4. 710, 1. 715, 4. 884, 1. 889, 1. 1144, 2. 1351, 4. 1496, 3. Klage 164. 206. 208. 230. 688. 737. 833. 860. 933. 1299. 1731. 1909. 1928. Dietleib 113. 1378. 3406. 3479. 6736. 8554. 11212. 11368. 11382 sturm oder weltstrît. Ecke bei Lassberg 9: bei Caspar von der Röhn 13. In allen diesen Stellen nur die Bedeutung von prœlium. In späteren Auffassungen der Volkssage der erweiterte Begriff, Dieterichs Flucht 1504 swâ sie ze sturme stiezen. 1534 sturm auf dem Meer. 1634. 1666 Kampf mit dem Drachen. 3310 ob sich ieman ze wer rihte oder widerslüege, daz man die den sturm an trüege. 3319 in des sturmes herte. 6487 der

sturm vaste gie entwer. 6493. 6543. 6623. 6646. 6727. 6832. 6872. 6881. 6887 Benennung von Raben. 8537. 8805. 8815. 8986. 9331 der sturm ze allen enden stônde wart als ein turnei, man konnte weder vorwärts noch rückwärts. 9128 einen sturm striten. Rabenschlacht 613, 4. 695, 5. 786, 3. 799, 3. Ortnit Ettm. S. 39 warnet iuch ze sturme. Rosengarten C 238. 388. 390. Rosengarten D 501. Sigenot bei Kaspar 2, 3. 109, 9. 172, 1. 188, 8. Auch die Spielmannspoesie gebraucht das Wort, Rother 473. 2675. 4181. 4327. Orendel 1756. 1960. Morolt 4068. Ich hebe noch die bei Lambrecht, Heinrich von Veldeke, einmal bei Gottfried und Konrad angemerkte, in den Nibelungen auffallender Weise nicht gebrauchte epische Formel in stürmen und in striten heraus, Laurin bei Nyerup S. 1. 69 er vorhte weder sturm noch strît. 72. Gudrun 725, 3. 730, 4. Ecke bei Kaspar 58, 10. 164, 10. Dietleib 265. Dietrichs Flucht 6493 der sturm und der starke strît. 6712. 9095. 9644. Rabenschlacht 234, 6. 249, 5. 465, 6. 550, 5. 703, 5. 822, 5. Rosengarten D 138. 213. 681 in sturm und strîtes nôt. 727. 1669. 1762. 1765. Wolfdieterich bei Ochsle 27, 4. — Bloss im Dietleib 10001 vil guote sturmære sint die helde ûz Bêheimlant. — Auch hier ist das Verbum selten, in den Nibelungen, der Gudrun steht es gar nicht: auch nicht in der Klage, doch einmal im Dietleib 1575 allgemein für prælliari. Dieterichs Flucht 6834. 6842 beim Angriff auf eine Stadt. Rabenschlacht 1006, 4 turn unde palas begund man stürmen an. Ecke bei Kaspar 296 mit ritterlichem stürmen, wo nicht ritterlichen zu lesen ist.

Luther gebraucht sturm so wenig in der Bedeutung von prælium als wir heutzutage: meistens heisst es bei ihm der Wettersturm, und so sagt er auch Wassersturm; dann eine Burg stürmen, den Sturm anlaufen. Wir lassen wohl Scharen gegen einander stürmen und reden bildlich von dem Sturm der Leidenschaften. Der Begriff hat überhaupt wenig Veränderung erlitten.

Zusammensetzungen erscheinen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert: im Althochdeutschen ist bloss sturmwint bekannt; aus späterer Zeit findet man einige bei Oberlin S. 1593, die ich hier übergehe. Solche, worin sturm das zweite Wort ausmacht,

zeigt fast nur die Volksdichtung, Nibel. 1965, 3. Gudrun 921, 3. 1111, 3. Klage 164 volcsturm. Gudrun 359, 4. 708, 1. veltsturm Schlacht im offenen Feld. Doch auch Konrad Ms. 2, 200ᵇ kampfes widersturm. Der andere Fall, wenn sturm voransteht, ist häufiger, aber er kommt bei höfischen Dichtern selten vor. Ich lasse folgen, was ich mir angemerkt habe. Rosengarten D 414. Ortnit bei Ettm. S. 10. 30. 82. 98, bei Kaspar 39. 230. Sigenot alter Druck 109. 111. sturmgewant. sturmgewæte Ortnit Ettm. S. 62. sturmgeziuc Wolfdieterich bei Kaspar 209. Wolframs Wilhelm 114, 8 Engelhart 3290. Apollonius 16978 und Laurin alter Druck 2455 sturmglocke. Renner 10309 sturmrecke. Heinrich vom gemeinen Leben 260 sturmschal Kriegslärm. Reinbots Georg 3639 sturmschar. Diefenbachs Wörterbuch von 1470 S. 31 sturmtarze. Von sturmvan habe ich keinen Beleg aus dem zwölften Jahrhundert, so oft das Rolandslied, Veldecke, das Nibelungelied und Gudrun Gelegenheit hatten, das Wort anzuwenden: aber auch im dreizehnten Jahrhundert scheint es erst gegen das Ende aufgekommen zu sein. Das älteste Beispiel, das ich kenne, hat Helbling 7, 270 den sturmvanen tragen. Häufig im Lohengrin, S. 124 einem den sturmvanen geben. 125 dem sturmvanen was vor bereit ein karrutsch. 132. 135. 140 die sturmvanen ze samne drungen. 159. 173 den sturmvanen nider bringen. Jüngerer Titurel 828, 2. 3632, 2 die sturmvanen leiten. Beliand 3730. 3490 den sturmvanen den heiden an gewinnen. Um diese Zeit auch in der Volksdichtung, Rosengarten D 641 den sturmvan wart empfangen von meister Hildebrant. Ortnit Ettm. S. 48. 57. 80 bei Kaspar 154. 227. Oswalt Ettm. 2788. 2810 den sturmvanen nam er in sine hant. Morolt 3040 der sturmvan wart under getân. Hermann von Fritzlar 84, 36 sturmwazzer. Eilharts Tristant 1221 do huop sich von den winden ein sturmweter vreissam. Ferner Hartmanns Gregor 1668. Griesshabers Predigten 1, 11. 64. 117. 2, 31. Marienlegenden 84, 20 Herman von Fritzlar ein grôz sturmweter von dunre und von regene und von blitzen. Apoll. 1296. 1372. 6780. 8977. 14907., daher ist 4919 wetersturm wohl umzusetzen. Gottfrieds Tristan 8848. Marienlegenden 87, 105. 201, 82. Herzog Ernst 1947. Trojan. Krieg 23964 und Strassb.

Handschr. Bl. 204c. Orendel 365. Apollonius 16269 sturmwint. Helbling 15, 759 wie hœrt man bullen daz mer von den sturmwinden. Hermann von Fritzlar 191, 25. Apollonius 1554. 5146. — Von dem Adjectiv sturmliche hat der Sprachschatz 6, S. 710 nur einen einzigen Beleg. Erst im dreizehnten Jahrhundert bei Gottfried im Tristan 961 diu minne was ouch in ir sinne ein teil ze sturmlichen komen, was im Gedicht von Alexander und Aristoteles (Müller 3) 210 nachgeahmt ist. Herzog Ernst 794 mit sturmlichen siten die mûre ane loufen. 1975 den tôt hân von den sturmlichen unden. Jüngerer Titurel 5746, 4 in sturmlicher pîne. Wilh. v. Östreich Bl. 95b der kam sô sturmlich sie an. Das einzige Beispiel aus der Volksdichtung im Ortnit Ettm. S. 99 sîn sturmlicher sin. Diefenbachs Wörterbuch von 1470 übersetzt impetuose. Sonstige adjectivische Zusammensetzungen gehören, bis auf wenige Ausnahmen, wiederum den nicht höfischen Dichtungen zu. Rother 698 sturmgire. Servatius 25. Lanzelet 1781. Dieterichs Flucht 9283. 9370. Rabenschlacht 1003, 1. Ortnit Ettm. S. 63. Lohengrin S. 14. Otacker sturmgîte. Klage 842. Heinrichs Krone Bl. 72d. Jüng. Titurel 3702, 1 sturmherte. 3979, 4 sturmkarc. Freibergs Tristan 791 sturmrûschende. Nibel. 200, 3 die sturmkûene man und 2185, 1 der sturmkûene recke; sonst kein Beleg. Nibel. 1876, 3. 2034, 3. Gudrun 653, 1. Alphart 309, 4 sturmmüede. Rabenschlacht 695, 5 sturmstarc. Gudrun 915, 2 sturmtôt. Dietleib 4089 sturmvar: helm und brünne daz was gar besprungen mit dem bluote. Dietleib 11013. 11292. 12129 sturmveste. Ich bemerke noch aus Freibergs Tristan 790 diu Minne, diu freche stürmerinne.

URLIUGE.[1])

Urliugi urlouge urloge orloge Neutr. bellum kommt im Althochdeutschen (Graff 2, S. 137) nur einige Male vor und bei keinem Hauptschriftsteller dieser Zeit, gar nicht ein daraus gebildetes Verbum urliugan: im Gothischen ist beides unbekannt, aber im Altsächsischen findet sich orlag (Heljand 103, 8. 113, 11) und (132, 3) urlagi mit der Lesart urlogi: im Altfriesischen

[1]) Gelesen 16. Febr. 1846. — In allgemeiner Bedeutung, nicht Einzelkampf? niemals bildlich?

(Richthofen 972) orloch Loh Salomons Voran. Handschr. 14, 1. 4, urlouge. Das Bruchstück einer Weltbeschreibung aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts (Fundgr. 2, S. 6, 4) sagt varn in urliuges strîte. Im zwölften Jahrhundert gewährt die Hochzeit (Karajans Sprachdenkmale) 35, 23, Wernhers Maria 192, 12 urliuge: auch in der Überarbeitung der Kaiserchronik Wiener Handschrift 13176. 14342. 14757. 14787. 15706 ist urleug und 15841 urleuge wohl aus dem alten Text beibehalten. Roland 101, 29 urliuge, und 102, 23 wie Lambrechts Alexander 2936 urlouge. Pilatus 434 urlouge (Dat.). Ägidius 248, 7 und Lambrechts Alexander 4106. 4598 urlouges man: letzterer auch 6470 urlouges wîp, 6554 urlogis wîp (Amazonen). Bei Lambrecht 6552 zuerst das Verbum urlougen, Überarbeitung der Kaiserchronik 15697 urleugen und im Rother ausser 3730 urloge auch 1385 ein verorloget man (ein durch den Krieg zu Grunde gerichteter Flüchtiger). geurliuget Pass. 66, 90. Eilharts Tristant 50 das Verbum orlogen und 70. 7021 orloge (Gen. Pl.). Véldekes Äneide 8443. 8524. 8631. 8690 urloge. Reinhardt Fuchs 1066 urliuge und 1075 ist es mit grosser Wahrscheinlichkeit ergänzt. Servatius 91 urlouc. Griesshabers Predigten 1, 8. 2, 148 urliuge, 1, 147. 2, 42. 112 das Verbum urliugen und 1, 160 urliugære.

Im dreizehnten Jahrhundert stelle ich das Volksepos voran. Nibel. 170, 2 (mit der lesart urlauge) 1537, 6. 2065, 2 urliuge: nur die letzte Stelle im echten Text; die Überarbeitung (1376. 13313. 17693 Lassberg) hat das Wort beibehalten. Häufiger erscheint es in Gudrun, urliuge (Dat.) im Reim auf geziuge 4415 (1103, 4) und im innern Reim 1988 (497, 2) zeigt wohl die dem Gedicht zugehörige Form, die auch 2517 (629, 13) 2994 (748, 4) und 4345 (1086, 3) anzunehmen ist; anderwärts 3758 (939, 4) steht urlouge (urlauge). Der Genetiv urliuges 946 (236, 4) und urlouges 3333. 4330. 6191 (833, 3. 1082, 4. 1547, 3), der Dativ urlouge 1341. 1802 (335, 3. 450, 4) und urloge 4736 (1183, 4): der Acc. urlouge 3220. 4726 (805, 2. 1181, 2), und so ist auch urloge 3022 (755, 3) zu nehmen, da es im Abschnitt steht. Müllenhoff wird die Bemerkung willkommen sein, dass die Strophen, in welchen das Wort vorkommt, aus seinem

Text gewiesen sind, nur 4726 (1181, 2) steht es auch bei ihm. Einige Male im Dietleib 754. 3411. 11800 (wo daz statt der zu lesen ist) 12348 urlouge und 4741 urloge (Dat.): kein Mal im Reim, und das Versmass erlaubt auch den Nominat. urlouc; dagegen in der Klage habe ich das Wort nicht gefunden. Dietrichs Flucht 2381 mit urliugen (: triugen), 7933 urliugen (Infinit.), 8470 urliuges man. Rabenschlacht 223, 4 urliuges, 75, 6. urliugen Dat. Pl., in der Riedegger Handschrift urliuge Sing., 738, 5 urlougen Dat. Pl., wo die Riedegger Handschrift etwas anderes hat. Bei den namhaften Dichtern unhäufig. Hartmann gebraucht urliuge im Erek 407 und Gregor 738. 1702. 1726, Wolfram im Parzival 41, 28. 192, 5. 246, 11. 363, 3. 769, 15 und im Wilhelm 241, 1. 385, 3. im Lanzelet 6601 urliugen. 739 ein strenger urliuges man. 3308—3310, eine, wie es scheint, herkömmliche Redensart, unser helt der was ein ecke und ein guot urliuges tür: wie ist das zu verstehen? Im Lohengrin wird bei der Beschreibung einer Schlacht erzählt S. 116: die dri nu drungen aber für und die eilf, swie nâch in doch würd diu tür verslozzen mit den swerten und verrigelt: die Schlacht findet auf freiem Felde statt, und man könnte tür bildlich nehmen, als sei die durch das Heraustreten jener entstandene Lücke gemeint, etwa wie es S. 135 bildlich gesagt wird: nu hielt der Brâbant ouch dâ vor reht als der christenheite slôz und tor, ferner nû waz solte ritterschaft dannoch dar zwischen in beiden? ez würde eim steinmez niht sô sûr, ob er er solte brechen durch ein dicke mûr. Allein ich finde in Dietrichs Flucht eine Stelle, die eine bestimmtere Auslegung zulässt, Ermenrich ist in Raben eingeschlossen, das Dietrichs Helden erstürmen wollen, nun wird erzählt 6839—6841 manec tür unde tor begunde man in tragen vor an'graben und an mûre. Offenbar sind bewegliche Schutzwehren gemeint oder Schranken (vgl. Gudrun 1402, 3. 1414, 4. 14[illegible] 2), die man voran stellte, und die den Ausgang beschützten, der gegen die Andringenden musste vertheidigt werden und wo, wie an der Ecke, der Tapferste stand; im Parzival 376, 14. 385, 24. 673, 9 wird barbigân dasselbe sein. Cf. Renouard gloss. torn. Hermann Damen MS. H. 3, 165[b]. Übrigens war auch an dem Burg-

thor dieser Platz der wichtigste: swem dû bevilhst die porten, sich daz dû dem getrûwest Ulrichs Wilhelm Bl. 169ᵃ; vgl. Rother 3598—3602. 3910. Bildlich ist die Stelle im Lanzelet natürlich immer zu nehmen, er war ein Held, der da stand, wo der Kampf am gefährlichsten war, an der Ecke und beim Eingang; von Walther heisst es (Haupts Zeitschrift 2, S. 219) er wirt der Hiunen pürgetor, von Roland 183, 7 er war ein rechter eckestein, und Turnus ist in Veldekes Äneide 12428 ein eckestein der êren.

Herbort 5633 urlouge. In Gottfrieds Tristan 338. 364. 367. 14117. 18448. 18720. 18766. 19100 urliuge und 18699 das Partic. Prät. verurliuget. Thomasin im Welschen Gast Pfälz. Handschrift Bl. 38ᵇ. 39ᵃ. 39ᵇ. 42ᵇ. 48ᵃ. 50ᵇ. 217ᵃ das Subst. urliuge und Bl. 39ᵃ urliugære. Letzteres auch in der Fabel vom Wolf und der Geiss (Reinhart Fuchs 308. 471); in Heinrichs Krone Bl. 68 das Subst. urliuge. Bei Freidank nur in Einem Spruch 119, 23—26: bei Stricker im Karl Bl. 37ᵃ zweimal da, wo es im Rolandslied vorkommt und einmal Bl. 125ᵃ in einer eigenen Stelle. Lichtenstein 68, 15 urliug. Bei Neidhardt Ms. 2, 72ᵇ im Reim auf smiuge, bei Rudolf von Ems im Barlaam 247, 39. 254, 4. Weltchr. (Diut. 1, 51) und Wilhelm von Orlens 320. 8686. 10574. 10578. 11786. 12612. 14106 ausser dem Reim. Ferner im Barlaam 61, 29 und Wilhelm 14105 urliugen und in letzterm 12312 einen verurliugen, im ersten auch 253, 29. 254, 11 das Substantiv urliugære. Im Helmbrecht 655 der Genetiv urliuges. Warnung 2762 urliuge. Bertholds Predigten S. 111 das Subst. urliuge, und S. 137 das Verbum urliugen. Im Passional ist, da hier kein iu vorkommt, urlûge und urlûgen anzunehmen: beweisend sind die Reime 66, 90. 83, 77. 307, 30 und in den von demselben Verfasser gedichteten Marienliedern 219, 34, wo das Wort mit bûgen gebunden wird, das hier für b' :n steht. Ausser dem Reim 174, 5. 273, 11. 293, 20. 306, 1ᵃ 325, 32 urlouge und 278, 56. 59. 389, 90 das Verbum urlougen. Ferner, aber ausser dem Reim, so dass man der Form nicht ganz sicher ist, in der Guten Frau 555 urliuge, 640 urliuges last, 1064 urliuges mære, und 997 das Verbum urliugen, das :h im Weinschwelg (W. Wackernagels Lese-

buch 1. 579, 34) vorkommt. Das Substantivum urliuge in der Warnung 2718. 2762. Boppe MS. Hag. 2, 379ᵇ urliuge, urliuges nôt urliugære. Birkenstock Handschrift S. 66. 201. 309. ausser dem Reim urliuge. Berthold 111. 125. 138 urliuge, 137 220 Verbum urliugen. Schwabensp. 172, 106. Urstende 125, 10 urliuge im Reim Pass. 83, 77, bei dem Wiener Enenkel (urliuges man Karl Roth Dichtungen des Mittelalters 93, 55), in einer Weltchronik (Karl Roth Dichtungen des Mittelalters 67, 51) und in der Livländischen Reimchronik 5723. 5736. 8768. urliug bei Seifried Helbeling (4, 344. 354. 15, 820) und urliugen (6, 149). Bei Konrad von Würzburg im Trojanischen Krieg 6261. 6273. 6318. 13123. 13391. 13416. 13423. 14281. 14295. 18286. 19197. 20741. 21859. 22190. 22605. 24632), Otto mit dem Barte 395 das Subst. urloge und 18670 der Infin. urlogen: denn dass dies bei ihm die richtige Form ist, beweist der Reim auf herzogen im Schwanritter 425, wo auch 33 geurlogen und im Otto mit dem Barte 395 urloges anzunehmen ist. Bei Raumeland (Altmeisterg. 11ᵃ) 343. 360 und Frauenlob (Ettm. S. 89) urlouge (Lachmann zu befragen). Meister Gervelein (hinter Freiburgs Tristan S. 57ᶜ) und Türleins Wilhelm in der Casseler Handschrift Bl. 4ᵃ (Casparson 9ᵃ) gewähren orloge. Hugo von Trimberg gebraucht im Renner urliuge 1010. 5913. 6885. 8906. 12824. 14255. 21939 und das Verbum urliugen 17573, aber niemals gereimt. Mai Fulda. Handschrift Bl. 30, 53 urliug. Jüng. Tit. 185, 2 erziugen: urliugen. Ottokar 23ᵇ. 46ᵇ. 501ᵃ. 553ᵇ. 570ᵇ. 623ᵃ. 700ᵇ urliuge. Boner 24, 37. 29, 25 schreibt urlig (mit den Lesarten urliug). Im Wittich vom Jordan einmal (3276 Gothaer Handschrift) und bei Regenboge (MSHag. 3, 349ᵃ) urliug. Vocabularius optimus XXXIV, 27 ein houptman des urliuges. Heinr. Rafolt Gesammt-Abent. 1. 445, 14 swâ man urliugete und streit. Herrant von Wildonie von einem »urlauge groz« Ges.-Abent. 3. 715, 69. urliuge Neidh. MSHag. 2, 105ᵇ; als Eigenname Urliuge Neidh. MSHag. 2, 264ᵃ urliugen j. Tit. 1529 Hahn. Leysers Predigten aus dem vierzehnten Jahrhundert zeigen urlouge: der etwa gleichzeitige Richtsteig Lehnrechts (Homeyers Sachsenspiegel 2) 16, 3 orlog und orlogen, Königshofens Elsässische Chronik 39 urlog, orlog. Oberdeutsche

Formen aus dieser Zeit, immer mit iu der Wurzel, sind in Schmellers Bair. Wörterbuch 2, S. 454—455 zusammengestellt: niederdeutsche in dem Bremischen Wörterbuch 3, S. 272, orlog, orlich orloge und das Verbum orlogen. Luther gebraucht das Wort nicht: es war, wie es scheint, zu seiner Zeit erloschen.

Aus dieser Übersicht geht hervor, dass bei den Oberdeutschen urliuge galt, bei den Niederdeutschen orlog orloge, auch die Mitteldeutschen ziehen meist diese Form vor oder lassen die vermittelnde urlouc urlouge zu. Ausser bei Raumeland und Regenboge habe ich in lyrischen Gedichten das Wort nicht bemerkt, und Neidhart macht nur halb eine Ausnahme, da er rohes, bäuerisches Leben besingt. Wenn es Hartmann, der von allen das ausgebildetste Sprachgefühl besass, nur in seiner ersten Dichtung zuliess und in den folgenden verschmähte, worin ihm Wirnt folgte, so war das gewiss nicht zufällig: ihn mochte der Ausdruck nicht vornehm und edel genug dünken. Wolfram, Gottfried und die andern waren weniger schwierig: wenn wir es in Walthers Liedern nicht finden, so durfte es doch Freidank bei seinen Sprüchen einmal brauchen. Grosse Lebenskraft zeigte das Wort im Deutschen zu keiner Zeit und eigentliche Zusammensetzungen damit, wie sie im Angelsächsischen doch vorkommen, erscheinen bis auf urliugevluht Merigarto 4, 40 und urliuggruobe im Vocabularius optimus XXIII, 73 unterirdischer Gang im Deutschen nicht. Die Bedeutung von Waffenkampf steht fest, erweitert oder verengert sich nicht, wie es der Beweglichkeit der Sprache natürlich ist, und sinkt nur bei Neidhart und Berthold zu dem Begriff von gemeinem Zwist und Gezänke herab. Hier noch besondere Redensarten mit urliuge: urliuge starkiu 4725 (1181, 2). Gudrun bei Müllenhoff starke.

Aber welche Bedeutung gehört dem Wort ursprünglich an? Wir finden im Althochdeutschen urlac (Graff 2, S. 96—97) und noch in den Sumerlaten 8, 14 urlage, das fatum übersetzt wird und Grundgesetz bezeichnet, Urbestimmung, Weltordnung, die in der heidnischen Zeit selbst über den Göttern waltete (Mythologie S. 816—817). Ihm entspricht das altnordische orlög, das nur im Pluralis vorkommt und in der alten Edda keine andere

Nebenbedeutung hat[1]): in der Niala aber wird zugleich damit auch Lebensende bezeichnet, und nach Biörn Halderson heisst es im Isländischen beides fatum und bellum. Das angelsächsische orläg orleg erscheint im Beowulf, dem ältesten Gedicht, (die Sage, die es darstellt, brachten die Sachsen nach dem britischen Eiland) merkwürdiger Weise nicht: öfter aber bei Cädmon, wo es Schicksal bedeutet (262, 19 Thorpe), Feindschaft und Krieg (orlegra nid 259, 25). Innere Lebendigkeit bezeugen die Zusammensetzungen orläggifre (kriegslustig, blutdürstig 138, 5), orlegnið (6, 6. 56, 20), orlegceap (Todeswerk, fatale negotium 120, 13) olegweorc (122, 2). In dem von Thorpe herausgegebenen Codex Exoniensis orleg einmal (35, 18) für Tod, oder (386, 9) Verderben, gewöhnlich (114, 3. 129, 23. 136, 5. 248, 17. 446, 29) für Krieg, auch in der Zusammensetzung orlegfrom (401, 21). Heut zu Tage ist im Dänischen noch orlog für Krieg, besonders für Seekrieg übrig, das Verbum aber nach Molbechs dansk ordbog veraltet: im Niederländischen gilt noch beides oorlog und oorlogen, im Schwedischen nach Ihre örlig. Da das Schicksal, zumal in der Heldenzeit, vor allem durch den Krieg entschieden oder in dem Tod des Kämpfenden erfüllt ward, so ist der Übergang aus fatum in bellum leicht begreiflich, und man kann nicht zweifeln, dass urliugi mit urlac zusammenhängt. Bestätigung gewähren im Heljand die entsprechenden Formen orlag orlogi orlogi mit der Bedeutung von bellum: überdies vermuthet Schmeller (Glossar S. 67) und wahrscheinlich mit Recht, dass orlagi für den Plur. orlagu stehe. Schwierig und nicht zu rechtfertigen ist bei urliuge nur der veränderte Wurzelvocal (vgl. Grammatik 1², 353), ebensowenig bei urlouc urlouge; er muss als unorganisch betrachtet werden. Da, wie wir gesehen haben, nur das Altsächsische und Niederdeutsche eine richtige Form zeigt und das Wort in den nordischen Sprachen allein dauernd sich erhalten hat: so lässt sich die Vermuthung aufstellen, dass bei dem Untergang des nur das heidnische Fatum bezeichnenden urlag im südlichen Deutschland, wo das Christenthum Jahrhunderte

[1]) Kein anderer Ausdruck als orleg in den Heldenliedern der Edda?

früher Wurzel fasste, der Begriff von bellum, der doch im Heljand schon erscheint, sich nicht entwickelt hatte und erst aus dem nördlichen Deutschland mit dem daraus gebildeten Verbum, das im Angelsächsischen und Altnordischen so wenig als im Althochdeutschen bekannt ist, herüber gedrungen ist, sich aber bei dem mangelnden Gefühl für die ursprüngliche Bedeutung in unorganische Formen verirrte.

KRIEC.[1])

Eine Glosse aus dem achten Jahrhundert (Diutisca 1, S. 279ᵇ) gewährt krêg pertinaciæ, in den Sprachschatz 4, S. 589 mit der Änderung pertinacia eingetragen: da bâg contentiones vorangeht und ungezunft discordiæ folgen, so kann man nicht zweifeln, dass im Deutschen jedes Mal der Singular anzunehmen ist. Der Sprachschatz hat ferner einige Belege von dem verbum krègèn crepitare, resonare, dem Adjectiv widarcrêgilîn obstinatus und dem Adverbium ienchrîgilicho obstinate. Ich nehme langen Wurzelvocal an. Die Bedeutung ergibt sich aus diesen Glossen. krêg ist Zwiespalt, feindliche Gesinnung, hartnäckiger Widerstand mit Geschrei, lauter Zank. In Kaiserchronik Überarbeitung der Wiener Handschrift 9672, wo es Disputation bedeutet. Vielleicht findet es sich noch in einem andern Denkmal dieser Zeit, immer wird es eine seltene Erscheinung bleiben, erst mit dem dreizehnten Jahrhundert dehnt sich der Gebrauch von kriec und kriegen aus.

ALLGEMEINE BEDEUTUNG.

Ich will zuerst die Stellen anführen, in welchen das Wort in weiter und allgemeiner Bedeutung vorkommt. Athis C, 32 der kunine unde Athîs intsamint vuchtin einin wîc. si irkantin wol ir beidir cric, daz sie gevêch wârin und nôte sich virbârin: hier wird wîc Waffenkampf von kriec dem Zerwürfnis und der feindlichen Gesinnung unterschieden. Hartmann gebraucht das Wort nur einmal in einem Liede 6, 15 mîn herze hete ich ir gegeben: daz hân ich nû von ir genomen — — — der kriec si ir verlân, für dise zît sô wil ich dienen anderswar, wie ander-

[1]) kriec und kric Gesch. d. d. Sprache S. 852.

wârts den strît lân, die Sache aufgeben, nichts mehr fordern. Gottfried im Tristan 368 wan zurliuge und ritterschaft hœret flust und ouch gewin; hie mite sô gânt urliuge hin. verliesen und gewinnen, daz treit die kriege hinnen, steigert die Feindseligkeiten, Erbitterungen. 884 trôst seite im minne, zwîvel hâz: durch disen kriec und umbe daz son mohte er sînen vestan wân an ir dewederez verlân, an haz noch ouch an minne, wo Widerstreit und Verwirrung in der Seele gemeint ist. 11840 Îsôt diu leit ir kriec dernider widerstand der Minne nicht länger. 18760 er vorschete und bat im sagen sînn kriec, wie sich der dar getragen von sînen vinden hæte, das feindliche Überziehen des Landes wird damit ausgedrückt, der Waffenkampf gleich darauf (18766) durch urliuge. Wolfram redet die Frau Minne an Parzival 292, 29 ezn hilft gein iu schilt noch swert, snel ors, hôch pure mit türnen wert: ir sît gewaldec ob der wer. bêde ûf erde unt in dem mer, waz entrinnet iwerm kriege, es flieze oder fliege? eurer Aufregung, euerm leidenschaftlichen Angriff. Feindselige Gesinnung drückt Gramoflanz gegen Orgeluse aus. 606, 1 wan daz ich gein ir krieges pflige, diu den wâren minnen sige mit klârheit hât behalden. So sagt auch Cuneware zu Orilus 275, 29 mir wære ûf den triwen mat, solt ich gein iu kriegen und mîn selber zuht betriegen, und Lichtenstein als seine Geliebte zürnt 405, 8 gein ir langen kriege setz ich min gedulde. [Parz.] 782, 16 heisst es von dem Widerstand der Planeten gegen das Firmament, die sint des firmamentes zoum, die enthalden sîne snelheit: ir kriec gein sîme loufte ie streit. Und umgekehrt im Wartb. Krieg (Ms. 2, 10ª) nu sage hâstu meisterschaft wie daz firmamente mit vil hoher kraft gegen den plânêten allen wil gekriegen? Jüng. Tit. 14, 3 daz wir — êwiger nôt beliben sunder kriege. 163, 2 ich kan den nâchgebûre der wisen kriec sô wol niht entsliezen. 5708, 2 was iedoch diu klâre ir aller überziere, und het des ieman kriec, der was mit vâre (wollte jemand das läugnen). 1705, 5 wâren alle die fürsten wernde der bete sunder krieges (ohne Widerspruch). Renner 1029 der cardinale schielt die von irs krieges undult den stuol ân bâbest lânt driu jâr.

KRIEC bellum.

Das feindliche Verhältnis, das durch die Waffen entschieden wird, nicht der Waffenkampf selbst. Lanzelet 46 von manegen kriegen wart er grîs, der pflac er âne mâzen vil als maneger der mê haben wil dan im daz reht verhenge. Marner Ms. Hag. 3, 468ᵇ sô komt der herren kriec in allen landen breit. Zwiespalt der Reichsfürsten, welcher den Kampf herbeiführt, meint der Höllefeuer Ms. Hag. 3, 34ᵃ unter fürstenkriec. Wolfr. Titurel 138, 3 gefurrierten kumber mit arbeit er muose unverzagetlichen erkennen und immer mêr grôz kriegen et nâch strite. Lohengrin S. 185 darnach man botschaft zuo dem kaiser sande, daz er die von Kriechen kint gæbe sinem sun ze wîbe daz zwischen in der kriec gelæge. p. dô fuor mit grôzer maht er (der König) hin, wan ez was ein grôzer kriec dâ zwischen in umb einen bâbst. Passional 31, 34 der wuohs in der gemeine (der Räuber) ein cric bî wîlen alze grôz daz si einander für die lôz mit swerten teilten die habe. 174, 8 ich wil noch kumen an die stat dâ ich urlouges mich mache sat und ir entwichet mir besit, des wil ich lân in dirre zît mînen cric alsus bestân. Renner 1010—1016 swâ riche abtei oder bistuom mit urliuge gên einander strebent und ros und cleit und grôz guot gebent (des nie pfenninc ir eigen wart) daz gotes diener hant erspart in sînem dienste manic jâr, daz wirt von irm kriegen gar zestôrt daz lant und liute verderbent. Konrad Ms. 2, 199ᵃ Paris in krieges wîs verlôs den lîp. Ms. Hag. 2, 313ᵃ. Ms. 2, 199ᵃ swenne si ir striten lânt und die kriege abe gânt.

RECHTSSTREIT.

Gottfrieds Tristan 11243 ich entwiche mines rehtes sâ und wil von minem kriege gân, ich will den Rechtsstreit aufgeben, meinem Anspruch entsagen. Freid. 51, 8 unrehte kriege, ungerechte Processe, wie Engelh. 4113 und Boner 95, 6. Engelh. 4112 sô tretet beide in einen ring, dar inne ir komet über ein wer die wârheit von iu zweien mit rede an deme kriege spar. Marner Ms. 2, 173ᵇ diu werlt hat krumbes krieges teil.

LIEBESSTREIT.

Lohengrin S. 34 der kriec wirt niu gemachet — von ir ougen brehen daz si sich in die herze einander wolden sehen. diu minne dicke solhes krieges lachet. Hierher Stelle aus Parzival 292 und Gottfried 11840. Ms. Hag. 2, 314ª Konrad diu minne noch vil manegen rœstet der mit kriegen umbe gât.

WORTSTREIT.

Regenboge MSHag. 3, 354ª: swen got sprich jâ, so spriche ich nein — in diesen kriec solt dû dich maget (Maria) vlehten, ob got so sère erzürnet sî, in nœten soltu, maget, für uns vehten.

Barlaam. Josaphat, der das Christenthum gegen seinen Vater, einen Heiden, vertheidigt, nennt das 226, 30 sînen kriec.

Schwanritter 1220: dà von so lâzent allen zorn und diesen kriec erwinden.

Passional 37, 71: Joseph liez dô sinen cric widersprach nicht länger.

Feierliche Disputation zwischen den dazu berufenen Christen und Heiden Silvester 2849. 3290 dunket mich der juden criec gar üppeclich, 3967 grôzen kriec briuwen, 4298 nu wolte dem strîte der künec ein ende hân gegeben und âne kriec si lâzen leben. Bei Räthseln Apollon. 16765.

ZANK.

Bäuerlichen Zank meint Neidhart, wenn es (MSH. 3, 267ª) von einem Meier sagt er ist bereit ze kriege und ouch ze strîte, oder ironisch (MSH. 3, 188ª) hiute wart umb einen bal gar ein hübscher kriec getân, wobei es zu Schlägereien kommt.

Bei Thieren, Meisner (Mgb. 37ª) alt hunt hie lac in kriec und ouch unbendic. Als Thiere über ihre Vorzüge streiten, sagt Meister Alexander MSHag. 3, 28ᵇ ie kriec was vergeben; der Marner MS 2, 172ᵇ, als sie zusammenkamen, einen König zu wählen, mislichen kriec si nâmen.

Boner. Maus und Frosch zerren sich feindlich hin und her 6, 25 arger kriec. Silvester 4600 sus wort der pfarre dô besant vür den keiser ûf den sal, dà wart von kriege michel schal vernomen in dem palas.

EPOS.

Die ringende Brunhild von Siegfried besiegt, Nibel. 625, 4, dô wart der kriec gescheiden.

SPIELMANNSPOESIE.

Laurin bei Nyerup 2756: ich wil den künec selbe bestân, sô muoz der kriec ein ende hân.

Morolt II 1103. Salomons Urtheil, wem das Kind gehören soll, den kriec wil ich scheiden balde zwischen in beiden (Rechtsstreit).

St. Christoph 650. Der Teufel fürchtet sich vor Christus, er ist sô mahtic ein herre daz mir sin kriec ist ze swinde (Macht).

321

WIESBADER GLOSSEN.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Sechster Band. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 8°. 1848. S. 321—340.

(II)

sceidela Scaia. 911ᵃ
ougappel Luzpoinphia.
ougrinch Luzereulz.
oromero Oirungiuzol.
orcros Oirclaia.
naselôch Nascuzirz.
naseci s Nascunula.
catarrus Pusiuzia.
kinne Maletino.
backo sinz.
hŭbo Franix.
halsbein Kolecruziz.
greno Zizia.
elenbogo duguriz.
rist Nilzial.
enugel Conix.
brustlefel Burbefeleiz.
uent'culꝙ Tilzia.
lociũ Fluanz. 911ᵇ
hegedruse Ainzglizia.
dich Crouh.
bein Cuuanz.
menschen Cruniz.
tibię Sciacruniz.
artula Misanz.
ruf Ranzil.
grint Hosinz.
ulcus Minscol.
bladera Abiliz.
uellun Bezelun.
ruga Ruschila.

(III)

henga Galantiz.
nola Tonizinn. 911ᶜ
rinch Diriz.
trabs Gorinz.
dil Sciloz.
gedile Zilozion.
ĩplunium uizirzeis.
wedel Sparizin.
tapete Tilifzia. 911ᵈ
pfellel Korischol.
uerewere Kolsinzio. 912ᵃ

(V)

hermel Obirischa.
brache Fugeniz.
heinnich Jaschua.
narua Zizinel.
cappa Gnuguzin.
luba Curchozia.
dogel Pligizil.
essa Scaun.
cluft Cloisch.
meizel Guzim.
sliatein Scanipla.
bihelm Ziehzi. 912ᵇ 322
hepa Kalziga.
snitdesahs Ranchniaz.

disla Zimiz.
essa Gugiziz.
rath Stigienz.
naba Buchziz.
runga Reldinz.
cadevize Cauenel.
lanchwith Kichsis.
speicha Ischiazin.
storrum Furun.
spannagel Suzemel.
stina Scolmiz.

(VI)

egeda Ganzida.
silo Golziol.
egerda Vmb'eziz.
bracha Scaleis.
lant Ereizn.
eigen Zamzia.
rigelstab Straunniz.
preudela Gruschinz.
spula Zischel.
herleua Zabeinz.
vizza Giuhiz.
goltbracha Gozionz.
weuel Ziziniz.
bligarn Blauschinz.
scinun Lunizin.
drum Foriz.
spelt Plonix.
truha Buninz.
flahs Guruz.
werch Biriz.
wirden Ordeiz.
garn Yazunanz.
hasbel Almiz.
garnescra Vazitelz.
clunge Glaniz.
wingerhuth Ziriskanz.
rorlin Sch'agur.
stucha Schirizim.
witedo Jenziz.

gerun Zamziz.
nethde Nasunz.
soum glinziz.
houbetlove hoilzirier.
linede Naschiz.
risa Rasinz.
hoibetdüch hoilbaiz.
harsnur Ornalzanzia.
bortdun Curizan.
lederhosa Mornueia.
uezzel Zanchur.
scheida Schaniz.
buckela Bichzin.
ranth Ruiz.
wafun Zuzianz.
senevva Grizianz.
holz Braliz.
schefde Bluschanz.
strala Ploschinanz.
craphfo Curschin.
shaft Spalun.
suzel Cumeriz.
sugir Ganzian.
bambest Amizdel.
furbuge Zuzian.
leist Spuiz.
drath Zineuel.
bursta Gureix.
scüba Luiza.
lo Bolis.
suerca Murscha.
slif Schuuarz. 323
addermince Laiganz.
pin Bizbio.
suuella Zazilliaz.
pressere Zabuz.
gebutde Glucziminiz.
zubeda Gulsich.
ungebutden Zanzimianz.
sruba Suzgulaz.
bersiha Flanischianz.
seckere Burskaldiz. 912*
gelleta Gacniz.

140 *vierdel* Corizin.
carrāda Fanuda.
zober Schuldenuz.
sestere Marsic.
kanna Husic.
145 *storf* Gugurez.
trehdere Gulginz.
reif Omezin.
duga Laminic.
bodun Plu'z.
150 *kufa* Bubenez.
puntloch Zuchzizer.
zapfo Scilanz.
gruz Cherin.
hopfo Anic.
155 *Malz* Baczanz.
schufa Gunguliz.
bercorn Brisianz.
rappo Curschul.
pfal Splinz.
160 *stecco* Stainziz.
stupa Stoinz. 912[d]
dunch Zamzia.
denne Danis.
flegel Flanus.
165 *wanna* Susiuna.
scób Sculiz.
sichelinch Spauiz.
stro Ralzoiz.
sprin Guguniz.
170 *futder* Bauzimiz.
erin Aniziz.
herth Bonizunz.
branth Lischianz.
dupfen Amolic.
175 *cruselin* Cranischil.
harsta Giruschaz.
becher Beoril.
meddo Melzimaz.
hunecwirz Melzita.
180 *senif* Agriuz.
flado Pufeia.
kuchelin Cauizil.
krepfelin Scraphinz.

(VII)

nespelbóm Pazunbu.
185 *cutinbóm* Zaimzabuz.
studa Gonizia.
ahornenbóm Schirobuz. 913[a]
nuzbóm Mirzimibuz.
nuz muscata Muzimia.
190 *galgan* Gulgia.
gariofel Gareiza.
zitdewar Kunx.
gingebern Barschin.
lorbere Cririschia.
195 *sitderunrz* Magizuna.
zucker Saxia.
grensich Gischiz.
poleia Pluschia.
kuuenela Pigizia.
200 *binevvrz* Dugrul.
boberella Bouizia.
melda Sizia.
pheffercrut Pabruz. 934
salbeia Scaliziz.
205 *ruta* Raiz.
jsopo Garoz.
lauendela Liniz.
venechil Guris.
ringela Fulzia.
210 *bathenia* Flauzia.
vvllena Orris.
gundereba Gauriz.
nebeta Nischil.
denmarka Maschin.
215 *steivvarn* Framiz.
douvvrz Dagezia.
sprincvvrz Spiriz.
wolfesgele Daschia.
minnevvrz Karinz.
220 *berevvrz* Briunz.
berevviuka Perschil.

zanikela Sauschul.
huuerz Feuisgrouz.
wermuda Karischa.
smergela Guska.
natscado Nasciul.
huflatdecha Laufrica.
girol Bulchzia.
romesseminza Gluzinz.
matra Marizima.
hirceseunga Gurizla.
luncherz Pulicha.
uesseverz Gaxuurina.
suitdelòch Duzilinz.
priseloch Philzia.
planza Dizia.
bilza Puzia.
bachminza Fliuscha.
lök Juzia.
rathdich Gragiz.
cresso Grachia.
morcruth Scrorithil.
kirvela Felischa.
dille Zugezia.
haselverz Gruizia.
biuerverz Brumail.
gamandria Galschia.
fridelez Zischia.
distel Duuiz.
hartdo Guriz.
ritgras Riaz.
sinza Giza.
hanif Aserus.
cletdo Inbiz.
cle Fluzez.
wildemin Rischal.
spelza Glachza.
dorth Sparzun.
wersbotde Zingia.
eazenzagel Frazinz.
kichera Guilox.
wichun Circhza.
uiselun Kachzia.

(VIII)

grife Argumzio.
aro Laschiz.
elbiz Scaruz.
weho Sculez.
hehera Glauizia.
stara Aschia.
dorndreuue Dorinschiz.
droela Drozima.
iafogil Asgriz.
ruch Ruchiz.
quahtila Gubia.
snepfa Bauscha.
roudil Waschiz.
nachdegala Noisca.
wazeratelza Agrizia.
ninco Mosiz.
distelninco Ermosiz.
grassmug Birischa.
cunigolen Roischo.
waregen Viperiz.
stocharo Alechiz.
rebestuchil Purizimo.
hagelgans Halgia.
birchun Bazima.
rophun Raiza.
hozduba Ligeschia.
wibel Gruza.
huruiz Diezo.

5. *ôrcros und 7 *nasecros[1]) Knorpel des Ohrs und der Nase. Bremer Wörterbuch 2, S. 881 näsekröse Obertheil der

[1]) Die Wörter, die in Graffs Sprachschatz nicht vorkommen, sind mit einem Stern bezeichnet.

Nase. Wenzesl. Brack Vocabular. rerum (Argent. 1489) Bl. 8ᵇ krussbein cartilago. — *crosel cartilago niederdeutsch bei Nyerup Symb. p. 262. 352: auch 370 ist crosl zu lesen. *crosela Schlettst. Gl. in Haupts Zeitschr. 5, S. 356ᵇ. Angelsächs. Gl. in Mones Quellen 317ᵃ *nosugrisle. Eine andere Form crospel Sprachschatz 4, S. 617. krustila 4, S. 620. Trier. Gl. 2, 29 (Sprachschatz 4, S. 620) hat nasacrustala interfinium und 2, 37 crostila cartilago. Vgl. Diefenbach Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 61. 62. 6. Im Sprachschatz 2, S. 141 nur der Pl. naslocher. Nyerup Symb. p. 261 naselocher. 8. *snûz, Teutonista 246ᵇ snot mucus. Der Sprachschatz 6, S. 852 hat snuzza emunctoria. 9. Einige Zeilen weiter kommt in der Handschrift nochmals vor mentô Maletin. 11. *hûbo steht zwischen faux Gulzia und guttur Gruzia und muss eine Erhöhung Rundung im Schlund bedeuten, etwa den Zapfen; vgl. huffo Sprachschatz 4, S. 833 und hübel Passional 70, 16. 359, 49. 13. greno, zwischen barba Viba und facies Dulsielz, das Barthaar der Oberlippe. Es muss ein schwaches Masc. angenommen werden: der Sprachschatz 4, S. 327 hat keinen Nom. Sing., sondern grani und granen grenones. Im Mittelhochdeutschen ist gran starkes und schwaches Fem. Vgl. Benecke zu Iwein 445. Diefenbach goth. Wörterb. 1, S. 317. 318. 15. *rist steht zwischen cubitus Jurstaniz und manus Vrzial. Im Mittelhochdeutschen bedeutet rist und riste, das als Masc., Fem. und Neutr. vorkommt, den äusseren Theil der Hand. Diutisca 2, S. 292 aus dem zwölften Jahrhundert von dem lengistin vingire unz an daz resti. Schwabenspiegel 215, 3 sol die rehte hant in einem buoche ligen unz an die riste (mit den Lesarten daz riste daz rist den rist). Ulrichs Wilhelm 113ᶜ nu begunde Rennewart rämen Baldewînes an die hende — er traf daz riste; ein vil wênic ers verneit. 16. *cnugel, zwischen pollex Pixel und unguis Salxiox, der Knöche am Finger, altfriesisch knokele knokle, angels. cnucl, engl. knuckle, Teutonista 144ᵇ knoyckel. 26. hruf krätze Sprachschatz 4, S. 1155. 30. 31. *uellun *ruga zwischen lepra Paaiz und scabies Monzil, beide Wörter, die Hautkrankheiten bezeichnen müssen, verstehe ich nicht, man müsste denn das letztere in rûda Räude bessern. 32. *henga, zwischen sera

Sparinzia und clavis Pioranz, mag die Thürangel bedeuten, angels. onga, althochd. ango Sprachsch. 1, S. 345; h ist, wie öfter im Niederdeutschen, vorgesetzt. 37. *gedile im Sprachschatz 5, S. 133 dil dilo dile. 38. *rôchlog Öffnung den Rauch durchzulassen: impluvium steht in der Bedeutung von compluvium. Diefenbach Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 173 rauchloch lucanar. Dasypodius (Argent. 1537) 447b rauchloch fumarium. 40. Tapete, Teutonista 270a tapyte, im Sprachschatz 5, S. 348. 349 tepid teppet; vielleicht ist das Wort hier lateinisch. 42. Da *uerewere zwischen uenator Beluaiz und t*uslator Yisiscolinz steht, so ist die Erklärung verwêre nicht wahrscheinlich; ich glaube, es ist werbære negotiator gemeint, das auch in den Trier. Gl. 12, 34 vorkommt. 43. hermel für ermel vgl. 32 henga. 44. *brache, Prager Gl. in Haupts Zeitschr. 3, S. 472 brage femoralia; Sprachschatz 3, S. 277. 278 brôcha bruohha und in den Casseler Gl. Gb 2 bragas. 45. *beinich, denn so ist doch zu schreiben, steht auch in der Handschrift zwischen brache und narva und muss soviel als beinwât sein. 46. Von narva fibulatura konnte der Nominativ im Sprachschatz 2, S. 1097 nicht belegt*) werden. 49. Zu digel testa vgl. Sprachschatz 5, S. 378. 53. l. slifstein. 54. *bihelm folgt auf securis Sciria und Dolabrũ Blinchzia und muss etwas Ähnliches bedeuten. Man könnte vermuthen, es sei bihel zu bessern, allein es kommt helmakis bipennis (Sprachsch. 1, S. 136) und helmbarte (Herzog Ernst 4167) vor und es könnte helmbihel anzunehmen sein. 55. hepa falcastrum, Sprachschatz 4, S. 752 happa; vgl. Sendschreiben über Reinhart Fuchs S. 60. 57. dîsla für dihsila Sprachschatz 5, S. 124. 58. assa für ahsa Sprachschatz 1, S. 139. 61. runga Wagenrunge, Stütze der Wagenleiter. Frommann zu Herbort 1385. Diefenbach Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 134. 177 runge furcale in curru. 62. *cadevize, auch in der Handschrift zwischen runga und lanchwith, muss ein Stück an dem Wagen bedeuten, aber ich 327
kann das Wort nicht erklären. 65. *storrun Pl. von storro Baumstumpf, hier Stücke des Wagens. Wigalois 5795 an einen

*) [Im Text: beigelegt.]

dürren storren leinet er sich. Reinbots Georg 1453 wurzellôse storren. 67. *stina, zwischen aratrū Ranchil und vomer Tiginz, verstehe ich nicht. Etwa das lat. stiva? 68. *egerda ein ehemals bebautes, jetzt brach oder ganz öde liegendes Feld. Spervogel MS. 2, 229b; bei Hermann von Fritzlar 178, 9 gerte. Bildlich bei Konrad von Fussesbrunnen in der Kindheit Jesu 95, 60—62 ir beider tische stuonden vol, wan man ir sô ze vlize pflac, daz ir niht vil in egerden lac. 75. *presdela, zwischen Pergamenū Branischiaz und minū Luschanz, kenne ich nicht. 77. 78. herleva Sprachschatz 4, S. 1032 harlefa. Gleichbedeutend damit vizza, Sprachschatz 3, S. 733 fiza; vgl. Diefenbach goth. Wörterb. 1, S. 373. 79. *goltbrâcha, auch in der Handschrift zwischen vizza und wevel, scheint ein Handwerkszeug bei Bearbeitung des Goldes; vgl. Sprachsch. 3, S. 268. 269 gebrâcha caelatura, kaprâhtaz sculptum und im Bremer Wörterb. S. 132 brake Werkzeug, womit man Flachsstengel bricht. 81. *bligarn wahrscheinlich Bleidraht. 82. scinum Pl. von scina Nadel Sprachschatz 6, S. 499. 84. *spelt ein Geräth beim Weben: im 13. Jahrhundert ist nach dem Pl. spelten (Wolfr. Tit. 91, 4. Hugs Martina Diutisca 2, S. 121) der Sing. spelte anzusetzen; vgl. zur Gold. Schmiede 350. Gute Frau 1705. Haupt zu Konrads Engelhart 2531. Grammatik 1a, S. 566. 87. werch Werg Sprachschatz 1, S. 962. 963. 88. wirden, zwischen fusus Lizchaz und garn, ist wirtel, spinnwirtel bei Schmeller 4, S. 165. Sprachschatz 1, S. 1026. Vgl. Diefenbach Wörterb. von 1470 S. 139. 282. 91. *garnescrago erkläre ich durch garnes kracho Garnhaken; vgl. Sprachschatz 4, S. 589 chracho. Brem. Wörterb. 2, S. 862 krakke hölzerner Wirbel an der Thüre. 93. *uingerhuth, sonst habe ich vingerhuot nur in Diefenbachs Wörterb. vom Jahr 1470 S. 97 und vyngerhoit im Teutonista S. 290a gefunden. 96. witede Kleidung, Trier. Gl. 15, 1 witide vel lesa suppara; vgl. Sprachsch. 1, S. 776. 2, S. 250. 97. *gêrun Pl. von dem nicht sicher zu belegenden gêro. Vgl. Sprachschatz 4, S. 225. Rechtsalt. S. 158. 940. Schmeller 2, S. 62. In dem 12. Jahrhundert ist gêre nicht ganz selten. Zu den bekannten Stellen führe ich noch an Eilharts Tristant 4556 und Athis B 47. Von den höfischen Dichtern des

13. Jahrhunderts gebraucht es, soviel ich weiss, nur Wolfram Parzival 207, 20. Wilh. 79, 3. 98. nethde Pl. von nâ̆t, der im Sprachschatz 2, S. 998 nicht belegt ist. 101. *linede 328 Leinwand, wie 96 witede. 104. Nach hârsnur folgt k̈anulzial. 105. bortdun Plural von borto; vgl. Sprachschatz 3, S. 213. 109. *buckela (buccula bei Ducange) starkes und schwaches Fem. Äneide 8755 die buckele, Rother 3496 eine buckelen Acc., Wigalois 6560 Lichtenstein 296, 18 diu buckel, Wigalois 7508 der buckel Dativ starkes Masc., buckel Nibelungen 37, 2. Gudrun 16, 3. Wittich vom Jordan Gothaer Handschrift 3298. 111. l. wâfan. 114. schefde, Trier. Gl. 16, 27 scefti spiculum, was im Sprachschatz 6, S. 460 als Pl. eingetragen ist, aber das. 461 giscefti missile; ohnehin kommt 117 shaft vor. 116. Ist scheftecrapho gemeint? In den Trier. Gl. 16, 23 hastae cum lunato ferro. 118. 119. *suzel und *sugir, die in der Handschrift nebeneinanderstehen und auf welche auch dort bambest folgt, sind mir unverständlich. 120. *bambest, holländ. bambeis, bambaz aus einem Glossar des 15. Jahrhunderts. Bei Schmeller 4, 78, wambis bei Helbling 2, 1266. 3, 198, wambois bei Herbort 9024, vgl. die Anmerkung von Frommann. Es ist ein Theil der Rüstung, daher auch bei Helbling 1, 311. 2, 1226 ketenwambis. 122. leist steht vor subula Brascha. Sprachschatz 2, S. 251. 125. *scûba von sciuban, ein Hausgeräth, vielleicht eine Schrappe. 126. lô Gerberlohe, Sprachschatz 2, S. 33 (Sumerlaten 33, 58). Schmeller 4, S. 462. 127. suerca lese ich suerza melanteria Sprachschatz 6, S. 900. 128. *slif Schlamm, der sich beim Gebrauch des Schleifsteins erzeugt? Vgl. Schmeller 3, S. 437. 129. *addermince, zwischen slif und pin, verstehe ich nicht. 130. *pin, vor torqunlar Kailamanz, erkläre ich aus dem holländischen pin Nagel, Zweck von Holz. 131. swella, im Sprachschatz 6, S. 874 nur das Neutrum swelli, mittelhochd. swelle Fem. Iwein 6745 in den Lesarten ein Neutrum wie in Strickers Daniel 599. Starkes Fem. Berthold in W. Wackernagels Lesebuch 1, 665, 27. Renner 17189. Schwaches Fem. Eraclius 3796. Passional 238, 27. 132. pressere prelum, Sprachschatz 3, S. 368 pressiri. 133. *gebutde bütte, angels. butte, nord. bytte; die althochdeutsche Form ist butin,

Sprachschatz 3, S. 87. Grammatik 3, S. 457, putinna, wo ein mittelhochdeutsches büten vermuthet wird: Renner 651, Diefenbachs Wörterb. von 1470 S. 101 steht bütte, Engelhart 6341, Boner 48, 60 der Accusativ büten. Vgl. hier 135 ungebutden. 134. *zubeda Kübel, Zuber. Bremer Wörterb. 5, S. 120 ubbe, 329 holländ. tobbe, Ducange dupia. Vgl. zober 142. 135. *ungebutden was nicht Bütte ist? Gefäss anderer Art? Vgl. 133 gebutde. 136. scruba Bürste, stumpfer Besen, schwedisch skrubba; vgl. Bremer Wörterb. 3, S. 698. 699. Schmeller 3, S. 518. 137. *bersiha scheint Schneidemesser Hacke zu bedeuten und gehört wohl zu bursa scalprum, angels. byrs; vgl. Sprachsch. 3, S. 215. Flanischianz aber ist wohl mit 164 Flanus flegel verwandt. 138. *seckere gehört wohl zu sech Pflugschar Sprachsch. 6, S. 89. 139. gelleta gelte, Sprachsch. 4, S. 184 gellida. 140. vierdel ein Mass, wie Teutonista 291ᵃ. Sprachschatz 5, S. 405. Dieterichs Flucht 8465. Renner 8255 vierdeil. 141. carrâda, der Strich über a zeigt keine Kürzung an, sondern nur die Verbindung mit der auf der folgenden Zeile stehenden Endsilbe da. Es muss ein Gefäss sein, vielleicht in Gestalt eines Schiffes; vgl. Sprachsch. 4, S. 466. 143. sestere sextarius Sprachsch. 6, S. 153 sextari, Casseler Gl. Gᵇ 17 sestar, Dasypod. 424ᵃ sester, angels. sester. 146. trehdere, Sprachschatz 5, S. 520 hat trihtari und die Trier. Gl. werden angeführt, aber dort 15, 39 steht trahtære: so in dem Liederbuch, das man der Hätzlerin beilegt, 35, 26. Schmeller 1, 473 trechtere aus alten Glossen, Diefenbach Wörterb. von 1470 S. 69 trichter. trechter Brem. Wörterb. 5, S. 100. 148. *dûga Fassdaube, bei Ducange sowohl doga als dova. Wollte man dûgâ annehmen, einen Plur. Masc., den man hier erwartet, so müsste man den Sing. dûc ansetzen, wozu das holländ. duig passt. 149. bodun fundus, wie in den Trier. Gl. 15, 38 bei boden steht; vgl. Sprachschatz 3, S. 86. 151. puntlo'ch Spuntloch, in den Trier. Gl. 15, 38 pfundloch spiraculum; aber jenes enthält das Richtige; vgl. Sprachsch. 3, S. 342. Diefenbach Wörterb. von 1470 S. 192. 193. 153. grûz, in der Handschrift zwischen ceruisia Briczinz und hopfo, ist wohl das geschälte Getreide, Korn, das beim Brauen des Bieres verwendet wird; s. Haupt zu Engelhart 1116. Eraclius

1077. Helmbrecht 1757. Urstende 115, 26. Hahn Gedichte 130, 80. Vgl. Sprachschatz 4, S. 343—345. 156. *schufa, in der Handschrift zwischen malz und vinca Yschamil verstehe ich nicht: schuofe Schöpfeimer (Fundgr. 1, S. 389) passt nicht hierher. 158. *rappo geringer Wein. Vocab. von 1477 rappe racemus und Vocab. von 1618 »rappes vinum ex acinorum folliculis aqua mistis et expressis confectum: laur Beerwein«; vgl. Schmeller 3, S. 117. Diefenbach Wörterb. vom Jahr 1470 S. VIII und 7. 161. stupa auch in den Casseler Gl. G^a 7, sonst selten im Althochdeutschen; vgl. Sprachschatz 6, S. 615. Im Mittelhochdeutschen kenne ich ausser dem in der Grammatik 3, S. 459 angeführten Berthold (W. Wackernagel Lesebuch 1, 662, 1) nur noch Helbling 15, 239. Heinz von Kon- 330
stanz Minnelehre 2225 und bei Neidhart MS. 2, 75^b stubenheie. Aus späterer Zeit führe ich nur an Dasypod. Bl. 478^a stub. 162. dunch, tunc unterirdisches Gemach der Weber, Sprachschatz 5, S. 433. Vgl. zur Gold. Schmiede 173. Schmeller 1, S. 385. 172. herth ist hert; vgl. Sprachschatz 4, S. 1027. 174. *dupfen Topf, bei Luther döpfen, in mitteldeutschen Mundarten döppen: das oberdeutsche Wort ist haven; topf als Küchengeschirr kommt im Sprachschatz nicht vor; im Mittelhochdeutschen kann ich es nur nachweisen in Eilharts Tristant 5438 mit pfannen und mit topfen und im Morolt 2, 683. 691 milchtopf. 175. *crûselîn kleiner irdener Krug; vgl. Sprachsch. 4, S. 616 crûsal. Heil. Elisabeth (Diutisca 1, S. 389) krûseln gehört wohl auch hierher. Vgl. Schmeller 2, S. 394. Diefenbachs Wörterbuch von 1470 S. 85. 179. *hunecwirz erklärt sich aus dem altdeutschen Kochbuch (Haupt Zeitschr. 5, S. 12. 13), wo die Bereitung des Meths gelehrt wird. Sonst erscheint die Zusammensetzung nur noch bei Konrad von Würzburg, s. Anmerkung zu der Gold. Schmiede 1363. wirz ist in den Sumerlaten 42^b brasicia, bei Ducange brace, bracium Malz, und das scheint auch im Renner 16284. 16304 gemeint, in Diefenbachs Wörterbuch von 1470 S. 54^b wirze bracium und S. 239^a wirz. 183. In der Bedeutung von uncinus steht krapfilîn im Sprachschatz 4, S. 597: hier muss krepfelîn für das Backwerk stehen,

das seiner Gestalt wegen so heisst, Schmeller 2, S. 393. Dasypodius 367ᵇ krepflin Speise aus Fleisch und Brot. 189. *ahornenbo'm, doch wohl ahornboum: die Zusammensetzung habe ich auch im Mittelhochdeutschen nicht gefunden, erst in Diefenbachs Wörterbuch von 1470 S. 216. 191. *gârlofel, Nyerup Symb. p. 332 carioffer, deutsch-lateinische Hexameter in Haupts Zeitschrift 4, S. 416, 68. Wenzesl. Brack Vocab. rer. Bl. 52ᵃ kariofilus negelboum; vgl. Anmerkung zur Gold. Schmiede 838. 193. *gingebern l. gingebero Ingwer. Frankfurter Gl. gingibero zinzibero, mittelhochdeutsche Glossen in Nyerups Symb. p. 331 gingebere ziziber l. zingiber ζιγγίβερις, Mones Quellen 291ᵇ yngeber, Dasypod. 266ᵃ gingiber. Holländ. gimber. 195. Sprachschatz 6, S. 168 sittirwurz elleborum. 197. grensich, ebenso zweimal in den Frankfurter Gl. mit dem lateinischen Namen potentilla und ninpha. Dagegen Trier. Gl. 6, 31 grensinc nymphæa; Admonter Vocab. in Haupts Zeitschr. 3, S. 379ᵃ rosmarinum nymphea. Mones Quellen 284ᵃ grensinck stercus anserinum, 288ᵃ ercularius, 290ᵇ grensinck niphea l. nymphæa: Teutonista grensynck; vgl. Sprachsch. 4, S. 333. 200. binewurz Sprachschatz 1, S. 1050. Bei Nyerup Symb. p. 389. 404 biniwurt. 201. *boberella, ich glaube Pimpinelle ist gemeint, bibernel, Dasypod. Bl. 472ᵇ boborellen, holländ. bevernel, Mones Quellen 290ᵇ bevenelle, böhmisch bobrnjk. Dagegen Trier. Gl. 7, 13 331 und Frankf. Gl. bibinella; vgl. Sprachschatz 3, S. 322. Diefenbach Wörterb. vom Jahr 1470 S. 211. Auch ist popelle malva Nyerup Symb. p. 407 anzuführen. 202. melda mangold, Sprachschatz 2, S. 732 melta, Mones Quellen 284ᵃ, Diefenbach Wörterbuch von 1470 S. 43, Teutonista S. 168ᵇ melde. 203. *pfeffercrût, Frankf. Gl. Diefenbach Wörterb. von 1470 S. 244ᵃ pheffer-kru(t) satureia nochmals in Frankf. Gl. pheffer-krut timbrag; heutzutage wird auch lepidium so benannt. 206. isopo, im Sprachsch. 1, S. 486. 3, S. 864 ist isop angesetzt, aber nur der Dativ isipen aus dem 12. Jahrhundert belegt, also eine schwache Form. Frankfurter Gl. ysopo ysopus; niederdeutsche Glossen in Mones Quellen 293ᵃ haben ysope wie Nyerup Symb. p. 330 und p. 407 isope; auch Teutonista S. 136ᵃ isopo. In Strickers Karl 41ᵃ und im Passional 371, 22 besprengen mit ysopi.

210. *bathenia, auch in den Trier. Gl. 6, 21 betônia, aber im Sprachschatz finde ich es nicht. Frankf. Gl. bethania bethanica (betonica), Schlettst. Gl. in Haupts Zeitschr. 5, S. 339ª bíttonia, Nyerup Symb. p. 407 betonie, Mones Quellen 284ᵇ. 285ᵇ betonye, Sumerl. 60, 36 battunia. Vgl. deutsche Mythologie S. 1159. 211. wullena, in den Trier. Gl. 7, 1 wullina blandonia vel lanaria: daraus im Sprachsch. 1, S. 759. Frankf. Gl. wlhina. 213. nebeta Katzenminze, nepeta; vielleicht soll es hier der lateinische Name sein: s. Sumerl. 40ª. 58ª. Mones Quellen 283ª. 290ᵇ und 321ᵇ, wo in den angelsächsischen Glossen nepeta statt nereta zu lesen ist; vgl. Sprachschatz 2, S. 819. 3, S. 866. 214. *denmarka ist Gartenbaldrian, valeriana phu, wovon Nemnich im Polyglottenlexicon der Naturgeschichte 2, S. 1544 den Namen denmarkkraut beibringt: Frankf. Gl. tenemarg valeriana und tennemarg samsucus (sampsucum, Majoran). 215. steivvarn l. steinvarn Farnkraut polypodium Sprachschatz 3, S. 694, auch in den Frankf. Gl. und niederdeutsch in Mones Quellen 283ᵇ. 284ª. 291ª stênvarn. 216. In douwurz ist wohl Thau gemeint? Der Sprachsch. 1, S. 1051 hat aus Heinrici summarium (Sumerl. 21, 36) tofwurz basilisca, die gegen den Biss der Basilisken heilsam sein sollte: aber wie ist tof zu erklären? Nemnich nennt im Polygottenlexicon S. 112 dovrusch doverkraut equisetum arvense: bei Dasypodius Bl. 473ᵇ schafthâw equisetum. 218. *wolfes gele Pflanzenname, wie heutzutage Wolfsbart (Nemnich 2, S. 1468), den ich anderwärts nicht finde; vgl. rintgele arcola calendula in Mones Quellen 285ª. 286ª. 219. *minnewurz hier allein. Nemnich 2, S. 833 hat minwenkraut paeonia. 220. berewurz, Trier. Gl. 7, 14. Sprachschatz 1, S. 1050. 3, S. 203 beriuwurz, Frankf. Gl. berwrz. Mones Quellen 285ª barenwort, Nemnich 2, S. 134 bärenwurz bärentatze bärenklau heracleum. 222. *sanikela sanikel sanicula, niederdeutsch in Mones Quellen 284ª, und bei Dasypodius 473ª. Englisch sanicle. 225. *smergela, noch heute wird in einigen Gegenden der Scharbock, Feigwarzenkraut, Schmergel genannt: in alten Quellen habe ich das Wort nicht gefunden. 228. *girol, Sumerl. 22ᵇ girea l. girel? Macedonicum, eine Pflanze. Nemnich 2, S. 1313 hat gierlein gorlein Gartenrapunzel. 229. *rômesse minza, Mones Quellen

291ª romesch mynte pentastrum, dagegen Sprachsch. 4, S. 819 rosses minza mentastrum und Sumerl. 23ª rosminze menta nigra; Ziemanns Wörterb. 327ª diu rosses minze menta silvestris ohne Angabe der Quelle. Noch heute ist nach Nemnich 2, S. 554ª rosminze gebräuchlich. 230. *matra, in der Handschrift an derselben Stelle, kann ich nicht erklären: es hilft auch nicht, dass in den Frankfurter Glossen unter den Pflanzen matjr'na re . . . . ugia (nur soviel ist lesbar) vorkommt: es scheint aber dasselbe Wort zu sein. 232. *lunchwurz doch wohl lungawurz, das heutige Lungenwurz pulmonaria aurea Nemnich 2, S. 148. 235. *priselouch, Brislauch Binsenlauch allium schoenoprasum, holländ. bieslook, schwedisch (gothländisch) baislök, und so erklärt sich das niederdeutsche biestlöck cepulla in Mones Quellen 283. Ich bemerke hier, dass biese im Athis 4, 44 unbezweifelt die niederdeutsche Form für binse (binez) ist: Teutonista byese juncus und holländisch bies. 242. *mörcrûth Schwarzkümmel melanthium Admonter Vocab. in Haupts Zeitschrift 3, S. 376: auch ist in den Lindenbrog. Glossen das. 5, 572ª malamium môrcrôt zu lesen. Statt malamium morterut. 246. biuerwrz, Sprachsch. 1, S. 1050 und Frankf. Glossen bibirwurz castoreum; so wird noch heute Aristolochia clematitis benannt. 247. *gamandria teucrium chamaedrys, Hadlaub MS. 2, 194ª. 194ᵇ. 195ᵇ. Haupts Zeitschr. 2, S. 152 gamandrê, franz. germandrée, niederd. Gl. in Mones Quellen 291ª gamander und so auch holländisch. Dasypodius Bl. 473ª gamanderlin. 248. *fideles ocha erkläre ich durch fiedeles ouga; es würde etwa die Pflanze bezeichnen, die man Liebäugel nennt. 252. *sinza, in der Handschrift zwischen olus Vrchianz und hanif, verstehe ich nicht. 258. *dorth trespe Nemnich 1, S. 684. 2, S. 435. 259. nersbotde ist bersboto zizania Seelafer Sprachsch. 3, S. 81. 262. wichuns scheint wichûn Plur. von wichâ. Aber die Schlettstädter Glossen in Haupts Zeitschr. 5, S. 826 setzen zu wichkun vicia, ebenso die Trier. Gl. 7, 34 zu wichun. Die niederländischen in Mones Quellen 293ª. 306ª und Wenzesl. Brack im Vocab. ver. Bl. 35ª zu wicken; man wird das nicht vicine bessern dürfen, was die Glossen in Nyerups Symb. p. 388 und ein anderer Beleg im Sprachschatz 1, S. 727 gewähren. Aber lässt sich

jene auffallende Form als Sing. Fem. erklären? Sollte man den Collectivbegriff als starkes Neutrum angenommen haben? Diefenbachs Wörterb. vom Jahr 1470 S. 284 enthält vicia ein wicken und die Schlettst. Glossen haben an einer anderen Stelle 364ᵇ sogar ein lateinisches vicium neben wikkun. Vgl. Grammatik 3, S. 374. 263. *wiselûn folgt auch in der Handschrift auf wichun: ich glaube, es ist der Plur. von visela fisole phaseolus Nemnich 2, S. 935. Schmeller 1, S. 571. feselen bei Dasypod. 181ᵃ. 267. weho, wie Sprachschatz 1, S. 643, wo auch diese Form vorkommt, wie in den Strassb. Glossen Altd. Blätter 1, S. 348. 270. *dorndrêwe Neuntödter, Nemnich 2, S. 323 dorndreuel. Dagegen Trier. Gl. 5, 8 dorndrâgil (Sprachschatz 5, S. 228 ohne Nachweisung) furfurio, Strassb. Gl. in den Altd. Blättern 1, S. 348 dorndrâl fursarius l. furfarius, wie auch Nyerup Symb. p. 269 steht. Isidori etymol. lib. 12, S. 101 Arevsl. »Furfurio vocatus quod prius farre in farinam redacto pasceretur.« Vgl. Schmeller 1, S. 398. 271. drosta stimmt zu der angelsächsischen Form droste. Sprachschatz 5, S. 265 drossela drosca droscila, Sumerl. 47, 3 droskl turdela, Neidhart 53, 5, Ben. Marner MS. 2, 167ᵃ droschel. 273. ruch Sprachschatz 3, S. 1149 hruoh cornix, Walther von von der Vogelweide 150, 52. Renner 17684. 274. quahtila, Sprachsch. 1, S. 678 wahtila; auch die niederdeutschen Glossen in Nyerups Symb. p. 269 (vgl. 345) schreiben quattele. 276. roudil, Trier. Gl. 5, 10 rotilo cupuda, Sprachschatz 2, S. 487 rotil rotila, und so auch die Strassb. Glossen in den Altd. Blättern 1, S. 348, vgl. Schmeller 3, S. 167. Renner 5520. 21455 rotelwie. 282. cunigelen Zaunkönig, Trier. Gl. 5, 12 kunigli regulus, Sprachschatz 4, S. 444 und Strassb. Glossen 248 kunine pitriculus. Nyerup Symb. p. 269 cunenglen, Renner 19364 küngelin. 283. waregengel, Trier. Gl. 5, 11 und Strassb. Gl. 348 warchengil, Nyerup Symb. 268 wargingel, Frankf. Gl. warkengel cruriculega. Danach im Sprachschatz 1, S. 349, doch mit Zweifel, unter engil gestellt. Bei Nemnich 2, S. 323 heisst der Neuntödter würgengel wargengel, englisch wierangle. Diese Erklärung des Worts ergibt sich leicht, aber die ursprüngliche Bedeutung, glaube ich, ist in der hier überlieferten Form erhalten, und warrgengel (andere Zusammensetzungen mit gengil im Sprach-

schatz 4, S. 104) bezeichnet einen in Wolfsgestalt umherstreichenden bösen Geist. Wütherich: hier ist der Name auf den Neuntödter angewendet, weil er die Vögel erst aufspiesst, ehe er sie frisst. Vgl. Rechtsalterth. S. 396. 733. 985. Reinhart Fuchs XXXVII. Schmeller zu Muspilli 43. Benecke und Lachmann zu Iwein 4924. Im Nordischen kommt die Zusammensetzung vealdganga angels. vealdgenge vor. 285. rebestuchil steht in der Handschrift zwischen onocratulus Schuwil und gallus Nazischo, soll also der Name eines Vogels sein. Die Trier. Glossen 5, 16 haben rebestichil buprestis Stinkkäfer, und auch bei Nemnich kommt rebesticher curculio vor: man müsste demnach einen Irrthum des Verfassers unserer Glossen annehmen. Vielleicht ist eine Verwirrung durch einen Abschreiber entstanden, onocratulus
334 nämlich geht, wie bemerkt, unmittelbar voran, und da dieser (Sprachschatz 5, S. 367) horotûhhil heisst, so kann Ungehöriges zusammengesetzt sein. 289. l. holzdûbâ.

Die Bibliothek zu Wiesbaden bewahrt eine wohl im dreizehnten Jahrhundert geschriebene Pergamenthandschrift, welche die Werke der heiligen Hildegard enthält. Hildegard war zu Beckelheim unweit Kreuznach im Jahr 1098 geboren und starb 1179 als Äbtissin in dem von ihr 1148 gestifteten Kloster Rupertsberg bei Bingen. Umständliche Nachrichten von ihr liefern die Acta sanctorum 5, p. 629—701, und aus diesen geschöpft ist eine kleine Schrift von F. Konrad Dahl (die heilige Hildegardis. Mainz 1832), wo man zugleich die spätere Litteratur angegeben und die sämmtlichen Werke der Heiligen verzeichnet findet. Sie schrieb selbst nieder oder dictierte was ihr der göttliche Geist offenbarte, und ihre vom Papst Eugen III anerkannten und aufs Höchste gepriesenen Bücher standen, wie sie selbst, lange in grossem Ansehen; auch der Marner (Ms. Hag. 3, 468ᵇ) gedenkt ihrer. Dahl beschreibt jene Handschrift umständlich und gibt auch Nachricht von einer zweiten, ebenfalls in Wiesbaden befindlichen, die mit Bildern geziert und der Schrift nach zu urtheilen bedeutend älter ist, obgleich er sie (S. 23) jünger nennt. Sie enthält aber nur das Hauptwerk,

Liber Scivias*) simplicis hominis, das Hildegard im Jahr 1148 angefangen und erst zehn Jahre nachher vollendet hatte; ihre erste Arbeit, Liber divinorum operum, fällt in das Jahr 1147. In jener vollständigeren Handschrift befindet sich ein Stück, das bisher wenig ist beachtet worden, nämlich Blatt 910c—913 auf elf Spalten mit der rothen Überschrift »Ignota lingua p simplicem hominē hildegardē prolata« in fortlaufenden Zeilen eine Zusammenstellung von etwa neunhundert Wörtern, die einer unbekannten Sprache zugehören. Bei dem grösseren Theil ist eine lateinische Erklärung übergeschrieben, bei etwa einem Drittel eine Deutsche: nur in wenigen Fällen sind beide Sprachen zugleich angewendet. Ich habe im Jahr 1833 vollständige Abschrift davon genommen, hier aber nur die deutschen Wörter mit den dazu gehörigen der unbekannten Sprache und den wenigen lateinischen herausgehoben. Graff hat bei seiner früheren Anwesenheit in Wiesbaden zwar, wie man mir sagte, die Handschrift in Händen gehabt, aber im Sprachschatz keinen Gebrauch davon gemacht; vielleicht hat er, weil auf der ersten Seite keine deutsche Glosse vorkommt, die folgenden nicht näher angesehen. Da i nur selten mit einem Strich unterschieden und daher öfter ungewiss ist ob iu oder ui muss gelesen werden, so kann ich nicht dafür stehen bei der unbekannten Sprache überall richtig gelesen zu haben. Die Abschnitte, die durch grosse rothe Anfangsbuchstaben bezeichnet sind, habe ich bei meinem Auszug durch eingeklammerte römische Ziffern getrennt. Ich will zunächst den Inhalt der Sammlung angeben.

(I) den Anfang macht deus **A**igonz. anglš Aieganz. scš Ziuienz. Saluator Liuionz. Diabolus Diuueliz. Dann menschliche Verhältnisse, besonders verwandtschaftliche, zuletzt werden kranke benannt.

(II) lingua **R**anzgia beginnt und sollte durch einen rothen Anfangsbuchstaben unterschieden sein, es ist aber noch zu dem vorigen Capitel gerückt, und auf der folgenden Seite folgt dann ebenfalls mit einem grösseren schwarzen Anfangsbuchstaben caput **H**oil. Die Theile des menschlichen Leibes werden ge-

*) [Jacob Grimm: wisse die Wege, wie Gardevias.]

nannt, unter diesen auch uirile mbrū (übergeschrieben ueretrum) Creueniz. testiculi Yirlaiz. loc⁹ uerecundie mulieris Fragizlanz: zuletzt pes Fuscal. Dann folgen noch zehn Namen von Krankheiten, aber meist von Hautkrankheiten, darunter lepra Pasiz: den Schluss macht scabies Monzil.

(III) kirchliche Verhältnisse beginnend mit papa Relionz. cardinalis Karinz und endigend mit heremita Orinschiel. Hieran schliesst sich, ohne dass ein Abschnitt angezeigt wäre, templū Ophalin. monasterium Monzchia. eccliā Crizia. claustrū Ciainzo. Dann kirchliche Geräthe, Kirchendiener, kirchliche Kleidungsstücke: das letzte manut'giū Inchscola. Gleicherweise ohne Absatz die weltlichen Stände, impator Pereziliuz. rex Rischol. p'nceps Peranz. palatin⁹ Scaltizio. marchio Malzienz. dux Scarduz. comes Zienz. Folgen Handwerker, verschiedene Stände, darunter fidicen Gaurizio. mimus Scamizio. ioculator Baleuinz. saltator Lizo. nanus Deiezio. gygas Logizkal. Das
336 Capitel schliesst mit liber homo Prunischol. proprius Baischuc. cliens Scalgonzus.

(IV) Tages- und Jahreszeiten. dies Dilzio. nox Scaurin. Ich hebe die Monatsnamen heraus, ianuari⁹ Loizo. februari⁹ Scantido. martius Ornischo. aprilis Amnizo (oder Amiuzo). maius Tiriszintho. iunius Archindolis. iulius Zigionz. augustus Gargischol. septēb̄ Scandidoz. october Oscilanz. nouēber Nolischa. decēber Denizimo. Den Schluss dieses Abschnittes, der wie der erste keine deutsche Glosse enthält, macht cōpletoriū Nuschanz.

(V) Kleidungsstücke und Hausgeräth. camisia Duneziz steht voran, stina Scolniz zuletzt.

(VI) abermals verschiedenes Geräth, Feldfrüchte, Waffenstücke: wie es scheint, mit Unrecht von dem vorigen getrennt. nomer Tiginz ist das erste Wort, krepfelin Scraphinz das letzte.

(VII) ohne Bezeichnung eines Abschnitts, unmittelbar sich anschliessend, Bäume und Pflanzen. Den Anfang macht abies Lamischiz. Ich merke an amigdalus Schalmindibiz. astanea Gramzibuz. ficus Gigunzibuz. laurus Clamizibuz. platanus Golinzia. mirtus Scuanibuz. Am Schluss uiselun Kachzia.

(VIII) Vögel und Insecten. Zuerst grife Argumzio (kein

grösserer Buchstabe), ich nehme heraus pelicanus Flauriz. psitacus Bilzinus. Das letzte Wort ist cicada Cauiz.

Aus dieser Übersicht des Inhalts ergibt sich dass die Glossen nach der Weise der Etymologien Isidors geordnet sind, welche auch den Trierer Glossen zum Vorbild gedient haben. Indessen, wenn, wie natürlich bei ähnlicher Abtheilung der Capitel, manches Wort vorkommt das zugleich bei Isidor steht, so ist doch kein näherer Zusammenhang mit diesem ersichtlich: die Abschnitte sind dort ungleich zahlreicher, an sich umfassender und anders geordnet. Möglich dass die Wiesbader Glossen unvollständig sind, denn es fehlen auffallender Weise die vierfüssigen Thiere und Fische, dagegen ist wohl einiger Zusammenhang mit den Trierer Glossen nicht abzuweisen, beide haben eine Anzahl Wörter gemeinschaftlich, und es kommen einige bei beiden allein vor, witede 96. schefde 114. pfuntlöch 151.

Die deutschen Glossen zeigen eine eigenthümliche, aber 337
nicht ganz feste Behandlung der Laute. Bei den Vocalen ist Folgendes anzumerken. e für a, greno 13. henga 32. hepa 55. herleva 77. ë für i nur in trehdere 146. — i für ie, dich 21. frideles 248. ritgras 251; daneben vierdel 140. — ou für o befremdlich in löch 6. 100. 151 und in roudil 275. Dagegen richtig ou in ougappel ougrinch 2. 3. soum 99. houbet 100 (daneben hoibet 103). stovf 145. scöb 166. böm 184. 187. löch 234. — uo nur in düch 103: ungegründet in scüba 125: öfter, wie bei Hermann von Fritzlar, nur u, so in snur 104. furbuge 121. kufa 150. futder 170. ruch 273. hun 286. 287. Aber ruf 26 verlangt einfaches u.

Bei den Consonanten einmal inlautendes b für p in hasbel 90: anlautendes für w in bambest 120. Inlautendes v für b in biuerwurz 246: anlautendes in versbotde 259. v für w in narva 46. pp für pf in appel 2, dagegen craphfo 116: im Anlaut nur pf, pfal 159. pheffercrut 203. — d für t anlautend, digc 19. dunch 162. denne 163. dille 244. duba 288 (daneben truha 85): inlautend scheidela 1. bladera 29. wirden 88. scado 226. Im Inlaut fd, schefde 114: hd, trehdere 146. nachdegala 276 neben quahtila 274. ld, melda 202. td in snitdesals 56. gebutde 133. ungebutden 135. futder 170. zit-

dewar 192. sitderwurz 195. snitdelöch 224. cletdo 254. td für einfaches t, in kartdo 250. versbotde, ja die Überfüllung nethde für nête (denn das hochdeutsche z kommt nicht vor) 98 und rathdich für ratich 240 (Frankf. Gl. rethich). th für d im Auslaut, rath (rota) 59. lanchwith (lancwid Sprachsch. 1, S. 745) 63: für t im Auslaut fast Regel, vingerhuth 93. ranth 110. drath 123. herth 172. branth 174. morcruth 242 (neben crut 203). dorth 258, bleibt auch in der Zusammensetzung punthlöch 151. Im Inlaut bathenia 210. Vgl. W. Wackernagel zu den Schlettst. Glossen in Haupts Zeitschr. 5, S. 323. Die Verbindung sc nicht selten, scinkun 24. scella 33. scinun 82. scûba 125. scôb 166. scada 226: daneben scheida 108. schefde 114. schufa 156: aber auffallend ist shaft 117 und scruba 136; vgl. Gramm. 1^2, S. 174. assa für ahsa 58 und romesse für rômesche 229. — Wie bei den Lingualen erscheint bei den Gutturalen die Aspirata für die Tenuis, also auslautend ch für c, rinch 3. 34. dunch 162. sichelinc 167; auch in der Zusammensetzung lanchwith 68. Inlautend ch für ck in wichun 262. Ferner ch für g in lunchwurz 232 und wahrscheinlich in ocha 248. ch für das althochdeutsche h auslautend in loch 6. 100. 151. dich 21. g für k anlautend in wolfes gele: inlautend für ch in cnugel 16. crago 91: auslautend ch für h in rochlog 38; vgl. Roland XVII. Graf Rudolf S. 6. Endlich mugga für mucka 280. h ist vorgesetzt in hermel 43 und wahrscheinlich in henga 32. qu für w in quahtila 274.

Dies alles zeigt eine schwankende Hinneigung zu den Lautverhältnissen des Niederdeutschen, dessen Einfluss wir auch bei der Betrachtung der einzelnen Wörter erkennen, während das Oberdeutsche entschieden vorherrscht. Und da zugleich einiges nach den Niederlanden deutet, wie bambest 120. pin 130, so sind wir veranlasst diese Sprache an den Mittelrhein zu weisen; die deutschen Wörter mögen leicht zu Bingen niedergeschrieben sein.

Welchen Ursprung haben diese seltsamen Glossen? Dass sie von Hildegard selbst herrühren, darf man nicht bezweifeln: sie gedenkt ihrer in dem Eingang eines anderen Werks, des Liber vitae meritorum vom Jahr 1158, und sagt, auch die unbekannte Sprache und Schrift sei ihr durch unmittelbare gött-

liche Eingebung zugekommen. Alles aber, erklärt sie in ihren Briefen mehrmals (Acta sanctorum 5, p. 633), was sie schreibe, habe sie nicht durch die äusseren Augen und Sinne, sondern durch das innere Licht empfangen. Ich habe keine Veranlassung, den Werth und Gehalt dieser Offenbarungen zu berühren, über welche schon völlig entgegengesetzte Urtheile sind gefällt worden: ich will nur einige Bemerkungen zu der unbekannten Sprache machen, die uns hier allein angeht.

Die Glossen setzen die Zustände eines in geistlicher und weltlicher Hinsicht geordneten Volkes voraus und gewähren Wörter für die unentbehrlichsten Begriffe, wie für die gewöhnlichen täglich vorkommenden Dinge; Beziehungen auf das geistige Leben, wie man sie in den Gesichten einer überreizten Seele erwartet, kommen durchaus nicht vor. Ja, es fällt auf dass wir in dem zweiten Capitel, wo die Theile des menschlichen Leibes aufgezählt werden, Wörtern begegnen, die in den Gedanken oder in dem Mund einer Jungfrau, zumal einer geistlichen, nicht ziemlich erscheinen: doch sie schildert anderwärts 339
die Wollüste der Männer und Frauen auf eine ebenso unerwartete Weise; auch ist an eine ähnliche Glosse bei Herrad von Landsberg (Diutisca 3, S. 212) zu erinnern. Das siebente Capitel enthält eigene Namen für südliche Gewächse, z. B. ficus Gigunzibuz, laurus Clamizibuz, platanus Golinzia, piper Zusguel. Das achte für ausländische Vögel, pellican? Flauriz, strutio Gugurunz, psitacus Bilzenus, pauo Zamzit: das würde nach einem in wärmeren Gegenden wohnenden Volk hinweisen.

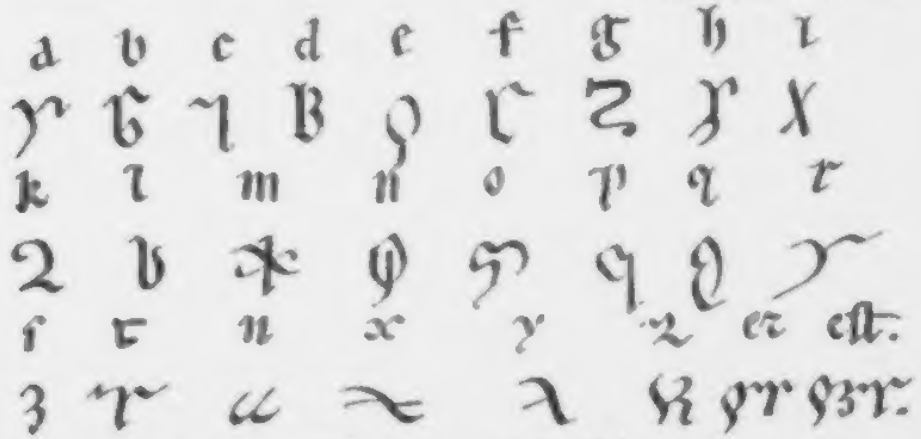
Die Sprache selbst muss vorerst ein Räthsel bleiben. Kenner des Slavischen und Orientalischen, denen ich das Denkmal zeigte, wussten mir nichts darüber zu sagen. Bei einer Anzahl Wörter scheint mir lateinischer Einfluss unverkennbar; ich hebe nur das Sicherste heraus (I) diabolus Diuueliz. (II) oculus Luzeia (lux). auris Oir. nasus Nascutil. collū Kolezia. aruina Vnguizol (unguen). harn lotiū Fluanz (fluor). (III) scella nola Tonizina (tonus). cantor Kanesiliz. abbas Abiol. monasterium Monzchia. claustrum Clainzo. lucerna Luuzanz. liber libiz. iudex Iuriz. uulgus Viliscal (vilis). (VI) bambest Amizdel (amicimen). flama (so) Flagur (flagrare). meddo Melzimaz. hunecwirz Melzita. senif Agriuz (acer). (VII) sanikela Sanschul. (VIII)

nocticorax Noizbiz. nachdegala Noisca. waregengil Viperiz. Einwirkungen des Deutschen nur in wenigen Wörtern. II. pes Fuscal. (III) sudor Suuiz. (III) ansa Zinkia (zinko). (VI) flado Pufeia (niederdeutsch puffer, holländisch poffert poffertse). krepfelin Scraphinz. drosla Drozima. anser Gagria (die gackert). (III) comes Zienz könnte das romanische cuens sein.

Des Zusammenhangs der deutschen mit den älteren Trierer Glossen habe ich schon vorhin gedacht, auffallend aber ist es dass sie offenbar nicht die Sprachformen zeigen, die in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo Hildegard schrieb, galten: sie sind mindestens hundert Jahr älter. Die Klosterjungfrau muss sie aus einem schon vorhandenen Glossar geradezu abgeschrieben haben.

Endlich muss ich noch des unbekannten Alphabets gedenken, das Hildegard ebenso wie die unbekannte Sprache durch innere
340 Erleuchtung will empfangen haben. Die Wiesbader Handschrift hat es gleicherweise bewahrt, und ich theile es hier in einer Nachbildung mit, bemerke aber ausdrücklich dass es weder bei der unbekannten Sprache, noch sonstwo in der ganzen Handschrift ist angewendet worden. Es ist entweder durch blosse Versetzung der bekannten Buchstaben gebildet, A z. B. wird durch B dargestellt und G durch S, oder es sind nur ein Paar Striche und Haken zugefügt; ich kann nichts darin sehen als eine eigenmächtige grundlose Erfindung*). Das wirft freilich auf die unbekannte Sprache ein bedenkliches Licht.

Wilhelm Grimm.



*) [Jacob Grimm: auffallend das runische ᚼ.]

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 45/46.

KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM GRIMM

HERAUSGEGEBEN

VON

GUSTAV HINRICHS

2707

VIERTER BAND

GÜTERSLOH
VERLAG VON C. BERTELSMANN
1887

126

Alle Rechte vorbehalten!

VORWORT.

Der vierte und letzte Band der Kleineren Schriften Wilhelm Grimms erscheint in einem Abstand von mehr als vier Jahren nach dem dritten. Er trägt mit vollem Recht noch den Namen Gustav Hinrichs als Herausgeber, aber das Register hinzuzufügen und den abschliessenden Rechenschaftsbericht zu geben, ist dem trefflichen Gelehrten nicht mehr vergönnt gewesen, den die classische und die deutsche Philologie zu den Ihrigen zählen durften: mit fast gleichem Recht und mit ähnlichen Hoffnungen. Denn es darf an dieser Stelle wol bekannt werden, dass wir Germanisten und Schüler Müllenhoffs von der hingebenden Forscherarbeit und dem Scharfsinn des homerischen Philologen auch eine entschiedene Förderung unserer Nibelungenkritik erwarteten. Der Text des vorliegenden Bandes war im Drucke fertig, als am 26. April 1886 der Tod den jugendkräftigen Mann seiner Familie, der Wissenschaft und den Freunden entriss. Zur Seite des Kindes, in dessen aufopfernder Pflege er sich die tödliche Krankheit geholt hatte, ward er ins Grab gebettet. Am hundertjährigen Geburtstag Ludwig Uhlands ist das schlichte Denkmal enthüllt worden, das ihm von denen gesetzt wurde, die ihm im Leben, im Beruf und in der Wissenschaft nahe gestanden hatten.

Die Fertigstellung der Beigaben wurde erst im Herbste des vorigen Jahres wieder aufgenommen, nachdem inzwischen das Werk in einen andern Verlag übergegangen war und Herr Geh. Rath Prof. Dr Herman Grimm mich mit Überwachung

des Druckes betraut hatte. Das Schriftenverzeichnis, von dem mir nur ein unvollständiges Manuscript nebst einem Correcturbogen übergeben worden war, wurde ergänzt und im Druck abgeschlossen. Bei der Correctur durfte auch ich wieder die unter den deutschen Gelehrten längst sprichwörtlich gewordene Hilfsbereitschaft Reinhold Köhlers in Anspruch nehmen, der schon Hinrichs zu danken gehabt hatte. Ein Versehen, durch welches in der Bibliographie einige schon im Vorwort zu Bd III bezeichnete kleinere Textpublicationen übergangen wurden, mache ich hier noch gut. Es ist nachzutragen:

S. 651 unter »Wünschelruthe«:

No. 4, den 12. Januar 1818. S. 13—16 Märchen von einem, der auszog das Fürchten zu lernen. Von Wilh. Grimm.

No. 10, den 2. Februar 1818. S. 37—38. Eine arme Spinnerin baut dem Herrn das Haus. Mitgetheilt von Wilh. Grimm [Gedicht aus der Heidelberger Hs. 341].

S. 656 (hinter »Hannoversche Zeitung«):

Altdeutsche Blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann. Leipzig, F. A. Brockhaus. 8°.

Bd II (1837—1840) S. 1—2. Ein Segen aus dem zwölften Jahrhundert [herausgegeben von] Wilhelm Grimm.

S. 658 (vor »Verzeichnis«):

Berliner Taschenbuch. Herausgegeben von H. Kletke, Alexander Duncker, Eduard Haenel. Berlin bei Alex. Duncker. 1843. 8°. S. 168—173. Märchen vom Meister Pfriem. [Mit Kupfer von Th. Hosemann.] — Wilhelm Grimm.

Der Inhalt dieses vierten Bandes umfasst zunächst die Erträge der zehn letzten Lebensjahre Wilhelm Grimms, darunter vor allem die vollständige Gruppe der Freidank-Arbeiten, die man hier bequem beisammen hat, und die hochwichtige Abhandlung Zur Geschichte des Reims, die bereits eine Seltenheit im Buchhandel zu werden begann. Ihr Originaldruck ist, wie jeder, der sie öfter benutzt hat, weiss, durch auffallend viele Druckfehler in den Citaten entstellt. Hinrichs hatte nicht die Zeit, diese durchgehends zu berichtigen, in einem Aufruf bat er deshalb die Germanisten um Mittheilung ihrer bezüglichen Randnotizen: er hat mir aber selbst noch erzählt, dass

ich der einzige gewesen sei, der ihm daraufhin eine Anzahl von Citatfehlern — besonders bei Dichtern des 12. Jhs. — nachgewiesen habe. Unter allen Abhandlungen Wilhelm Grimms ist keine so viel benutzt worden wie diese, während dem reichen, anregenden und fruchtbaren Inhalt der Aufsätze über Freidank gegenüber bisher eine Gleichgiltigkeit geherscht hat, die durch die verfehlte Hypothese, welche ihnen zu Grunde liegt, nur halb entschuldigt wird. Ich erfülle noch einen Wunsch Wilhelm Scherers, indem ich nachdrücklich auf diesen Schatz sorgfältiger Sammlungen und feinsinniger Bemerkungen hinweise.

Fortgelassen wurde von dem, was Wilhelm Grimm in den fünfziger Jahren veröffentlicht hat, meines Wissens nur der umfangreiche Abdruck der hannoverschen Marienlieder in Bd X der Zeitschrift für deutsches Alterthum.

Jenseits der fünfziger Jahre liegt die Ausarbeitung der beiden Collegienhefte über die Gudrun und den Erek, deren Einleitungen man nicht nur als eine Probe von Wilhelm Grimms Art, die Zuhörer in das Studium der altdeutschen Dichter einzuführen, sondern auch um einzelner noch heute werthvoller Urtheile und Bemerkungen willen dankbar begrüssen wird.

Für die Verfasserschaft der drei politischen Artikel aus der Hannoverschen Zeitung vom Jahre 1832, welche den Schluss dieses Bandes bilden, hatten sich Herman Grimm und Hinrichs in Übereinstimmung entschieden auf Grund des Briefwechsels mit Pertz, aus dem sich Wilh. Grimm als Einsender ergab (vgl. Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung 1882 No. 93), und wol auch auf einige charakteristische Ausdrücke und Bilder des ersten Aufsatzes hin. Dass sie aus Kassel, wo Wilhelm und sein Bruder fortdauernd lebhafte Beziehungen unterhielten, datiert waren, durfte nicht befremden, wol aber gienge die Fiction etwas weit, wenn der Verfasser sich als einen Mann gibt, der öfter Gelegenheit gehabt habe, den landständischen Verhandlungen — seit dem constituierenden Landtag von 1830/31 — beizuwohnen. Der neuerdings von Stengel gesammelte Briefwechsel der Brüder mit den Freunden in der hessischen Heimath scheint den Widerspruch aufzuklären. Mehrfach haben die Grimms ihre Landsleute zur Mitarbeit an

der neuen Pertzischen Zeitung aufgefordert: diese Bitte ergeht am 13. Dec. 1831 von Jacob an Professor Hermann Hupfeld in Marburg (Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen Bd II, 265), zugleich für Bickel und Suabedissen, und wiederum unter dem 13. März 1832 von Wilhelm an den zuletzt genannten Freund (Ebenda Bd I, 267 f.); jedesmal ist das Anerbieten hinzugefügt, die Besorgung der Beiträge an Pertz zu übernehmen. In Hupfeld nun, der sich im Beginn des Jahres 1832 längere Zeit in Kassel aufhielt, vermuthe ich den Verfasser des ersten Artikels, wo gleich im Eingang sein Antheil an den Arbeiten der hessischen Kirchencommission erwähnt wird, vielleicht auch der beiden kürzeren, die ihm noch gefolgt sind. Das rasche Abbrechen der Mitarbeit würde sich mit seiner Rückkehr nach Marburg am ehesten erklären. Wilh. Grimm aber hat an den eingesandten Manuscripten eine Art redactioneller Tätigkeit geübt: unzweifelhaft rührt der Eingang des ersten Artikels von ihm her, und so mögen sie immerhin als Zeugen für das lebhafte Interesse, das er den politischen Vorgängen in der Heimath bewahrte, am Schlusse seiner Kleineren Schriften mit einigem Recht belassen bleiben.

Für das Register hatte Hinrichs umfangreiche, aber wenig geordnete Auszüge hinterlassen. Wir überzeugten uns bald, dass dieselben für jeden andern als den Urheber so gut wie unbrauchbar waren, und so übernahm Dr Ferdinand Wrede die selbständige Ausarbeitung eines Index für alle vier Bände: dieser ist zum Drucke gelangt, nachdem ich mich durch hinreichende Stichproben von seiner gründlichen Zuverlässigkeit überzeugt hatte. Seinen Umfang wird von den Fachgenossen niemand beklagen, nachdem der Herr Verleger in entgegenkommender Weise den Raum zur Verfügung gestellt hat, wol aber könnte die Wahl der Stichworte hier und da und die Schreibung vieler altdeutscher und altgermanischer Eigennamen und Wortformen gar grundsätzlich angefochten werden. Dr Wrede ist darin fast durchweg dem Stande der wissenschaftlichen Kenntnis treu geblieben, welchen die jeweilige Abhandlung Wilhelm Grimms darstellt, hat aber Verweisungen nicht gescheut, wo sie nützlich waren. Druckfehler, welche der

Herausgeber leider nicht ganz selten übersehen hatte, war er bemüht, aus den Eigennamen besonders fernzuhalten, bei andern Wörtern und Wortformen Sicherheit zu erreichen, war hier nicht immer möglich. Diese vier Bände enthalten freilich einen unvergänglichen Besitz unserer Wissenschaft und bergen noch manche fruchtbare Anregung, manches unaufgegangene Samenkorn. Aber sie repräsentieren zugleich auch ein bedeutsames Stück Geschichte der deutschen Philologie, und dieser Gesichtspunkt, welcher für die Aufnahme vieler Artikel in Bd I und II entscheidend gewesen ist, durfte bei Anlage des Registers nicht bei Seite geschoben werden. Weder ich noch mein jüngerer Freund konnten uns berufen fühlen, am Schlusse dieser Sammlung über einen der Classiker der Wissenschaft vom deutschen Alterthum gewissermassen zu Gericht zu sitzen und unsere ältern und jüngern Fachgenossen darüber zu belehren, was aus ihm heute noch zu lernen sei. Schon die nächste Zeit würde über einen solchen raisonnierenden Index zur Tagesordnung übergehen; wie er jetzt vorliegt, hoffen wir, dass er noch recht lange benutzt werden und die anregende Kraft der Schriften Wilhelm Grimms noch recht vielen deutschen Philologen vermitteln möge.

Berlin im Juni 1887.

Edward Schröder.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Freidanks Grabmal	1—4
Über Freidank	5—92
Über Freidank. Nachtrag	93—97
Über Freidank. Zweiter Nachtrag	98—116
Zum Freidank	117—118
Nochmals über Freidank	119—124
Zur Geschichte des Reims	125—341
Die Himmelsstürmer	342—346
Albanesische Märchen	347—351
Spanische Märchen	352—360
Der Swinegel	361—362
Zwei Thiermärchen	363—365
Thierfabeln bei den Meistersängern	366—394
Über eine Thierfabel des Babrius	395—399
Holzschnitt zu einer Fabel	400—401
Die mythische Bedeutung des Wolfes	402—427
Die Sage von Polyphem	428—462
Volkslied aus dem sechszehnten Jahrhundert	463
Zwei Meisterlieder	464—467
Bruchstücke einer Bearbeitung des Rosengartens	468—478
Der Rosengarten	479—503
Bruchstücke aus einem unbekannten Gedicht vom Rosengarten	504—523
Einleitung zur Vorlesung über Gudrun	524—576
Einleitung zur Vorlesung über Hartmanns Erek	577—617
Bericht über eine kirchliche Commission und die Landstände in Hessen (vgl. das Vorwort)	618—629
Bericht über Gesetzentwürfe in Hessen (desgl.)	630
Bericht über die Stellung der Regierung zu den Landständen und dem Adel in Hessen (desgl.)	631—634
Chronologisches Verzeichnis der Schriften Wilhelm Grimms (desgl.)	637—659
Register von Ferdinand Wrede	660—700

FREIDANKS GRABMAL.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Erster Band. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1841. 8°. S. 30–33.

Auf der königl. Bibliothek zu München wird ein handschriftliches Werk des bekannten Hartmann Schedel aus Nürnberg (Cod. lat. 716) unter dem Titel »Opus de antiquitatibus« aufbewahrt, worin er von seinem Aufenthalt in Italien[1]) spricht. Bl. 204 befindet sich folgende Stelle, welche schon vor längerer Zeit Professor Schmeller mir mitzutheilen die Güte gehabt hat.

DE TARVISIO.

Inter opuscula mea bonarum literarum opus Fridanci Rithmorum autoris extabat: quem mercatores ob sua lepida dicta ad urbem Venetorum vocarunt, in urbe Patavina mortem obiisse referebant. Qua re moti eius sepulchrum in ea perquisivimus. tandem in muro primariae ecclesiae ab extra eius imaginem depictam reperimus, et eius epigramma telis aranearum per Georium Pfintzing praefatum (er war Schedels Begleiter), mihi omni benevolentia coniunctissimum, plene mundatum talem scripturam literis ac sermone theotonico exaratam perspeximus. Sui quoque rithmi latina ac theotonica litera (lingua?)[2]) perscripti sunt.

Epitaphium Fridanci sepulti in Tarvisio.

Hye leit Freydanck
gar on all sein danck
der alweg sprach und nie sanck: —

Etwas ganz Neues. Freidank war von den Kaufleuten seiner witzigen und scharfsinnigen Sprüche wegen nach Treviso

[1]) Er nahm im Jahr 1466 den Doctorhut in Pavia.

[2]) Schedel meint wohl die Bearbeitungen Freidanks in lateinischen und deutschen Versen.

(denn das ist die urbs Venetorum, urbs Patavina, da das Gebiet von Padua schon seit 1402 zu der Republik Venedig gehörte) berufen, starb dort und ward in der Hauptkirche begraben. Zum Andenken ward sein Bildnis an die Mauer der Hauptkirche gemalt und eine deutsche Inschrift dabeigesetzt.

Diese Inschrift ist von dürftigem Inhalt und hat nichts von der Art und Weise des 13. Jahrhunderts, sie zeigt auch nicht die Sprachformen jener Zeit, sondern des 15. Jahrhunderts. Man müsste also annehmen, dass Schedel, indem er sie abschrieb, sie zugleich auch geändert habe. Aber noch mehr, der Gegensatz in den Worten der alweg sprach und nie sanc war im 13. Jahrhundert unmöglich. Sagen und singen, sprechen und singen war bekanntlich der technische Ausdruck für den Vortrag der Gedichte im Allgemeinen, und keineswegs wird dadurch ein Gegensatz, etwa zwischen prosaischer und dichterischer, von Gesang begleiteter Erzählung, ausgedrückt. Ich will hier nur eine Stelle und zwar eines Dichters, der noch im Anfang des 14. Jahrhunderts lebte, anführen; Frauenlob sagt (Hagen MS. 2, 344ª): swaz ie gesanc Reinmar und der von Eschenbach, swaz gesprach der von der Vogelweide, und gerade von Walther kennt man nur lyrische Dichtungen. Johann von Kostenz (nach der Lassbergischen Handschrift der Verfasser von der Minne Lehre, die Bodmer got Amûr nannte), der (nach Lassberg) im 13. Jahrhundert lebte, führt einen Spruch Freidanks mit einer Bemerkung an, die der Inschrift geradezu entgegen ist (2013—2014): ez sprichet her Fridanc, der ie seite unde sanc
32 stætecliche wârheit. [S. unten S. 7.] Hierzu kommt noch Folgendes. Freidank konnte erst nach dem Kreuzzug von 1229 nach Treviso berufen sein; will man ihm auch ein hohes Alter beilegen, so waren doch bis zu Schedels Anwesenheit mindestens zwei Jahrhunderte verflossen. Ich will die Möglichkeit zugeben, dass ein Wandgemälde und eine, wie es doch scheint, nicht in Stein gehauene Inschrift so lange der Zeit getrotzt habe, wiewohl ich etwas sehr Unwahrscheinliches zugebe: wie hat sich aber bei den deutschen in Treviso ansässigen Kaufleuten, die man doch voraussetzen muss, eine so alte Nachricht von seiner Berufung und Krankheit erhalten?

Ich bezweifle nicht Schedels und Pfinzings Wahrhaftigkeit, und was sie beschreiben, haben sie gewiss an der Kirche zu Treviso gesehen, aber ich glaube nicht, dass Freidank in Treviso war und dort ist begraben worden, oder mit anderen Worten, ich glaube nicht an die Wahrhaftigkeit des Denkmals selbst. Es kann sein, dass im Anfang des 15. Jahrhunderts ein lustiger und scherzhafter Mann, dessen Witz und Scharfsinn bekannt war, von den deutschen Kaufleuten im Venetianischen nach Italien eingeladen ward und den Namen Freidank erhielt oder sich selbst beilegte, entweder weil er an sich bezeichnend war oder weil man ihn damit dem wirklichen Freidank, dessen Sprüche in damaliger Zeit noch bekannt genug waren, vergleichen wollte. Ward doch im 16. Jahrhundert dem Kaiser Maximilian in einem Verzeichnis seiner Werke auch Freidanks Gedicht beigelegt, s. Haltaus Theuerdank S. 19. Dann konnten die zu Schedels Zeit lebenden Kaufleute sich seiner sehr wohl erinnern, und dann passen auch die Worte der Inscrift: der alweg sprach und nie sang; sie sollen andeuten, dass er ein Erzähler, kein Sänger gewesen sei. Oder das Grabmal hat vielleicht nur einer blossen Volkssage seine Entstehung zu verdanken oder dem wohlgemeinten Einfall eines deutschen Malers, der aus dem Gedicht wusste, dass Freidank in Italien gewesen war. Ich erinnere an den bekannten Grabstein Eulenspiegels, von dem es sehr zweifelhaft ist, ob er wirklich gelebt hat. Man hat Bilder von ihm, man zeigt zu Möllen, wo er soll gelebt haben, einen Panzer von Eisendraht, ja auch in Rom ist er angeblich gewesen und hat den Papst gesehen (vgl. Flögel Geschichte der Hofnarren S. 460 ff.).

Freilich meine Vermuthung, dass Freidank kein anderer 33
als Walther von der Vogelweide sei, würde unhaltbar erscheinen, wenn jener wirklich zu Treviso begraben läge, vorausgesetzt, dass Walthers Grabmal zu Würzburg nicht ein blosses Denkmal gewesen ist[1]). Mich dünkt jene Vermuthung noch fort-

[1]) Nach einer Mittheilung von Professor Koberstein hat Legationsrath Scharold zu Würzburg Walthers Leichenstein dort noch gesehen, bestätigt auch aus alten Papieren, dass dort ein Hof zur Vogelweide bestanden habe.

während begründet: ich habe sie für keine Gewissheit ausgegeben und bin vollkommen mit dem zufrieden, was W. Wackernagel in der Vorrede zum 1. Bande des Lesebuchs (in der ersten Auflage) darüber sagt. Es ist natürlich, dass eine solche Behauptung zunächst den Widerspruch erregt, allein ausser den Erörterungen zwischen Gervinus (in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Geschichte der poetischen Nationallitteratur und in den Heidelberger Jahrbüchern 1835, S. 902 ff.) und mir (in den Göttinger Anzeigen 1835 St. 41—43 [= Kl. Schr. Bd II, S. 449—468, besonders 453 ff.]) ist die Sache nicht zur Sprache gekommen; ich muss also eine Widerlegung meiner Gründe noch erwarten. Etwas Entscheidendes dafür oder dagegen wird sich vielleicht aus feiner Beobachtung der Spracheigenthümlichkeiten Walthers und Freidanks ergeben: dafür habe ich die Bemerkung zu Roland 3, 23 machen können.

Dass der östreichische Seifried Helbling, den ich, als ich ihn in der Einleitung S. XLI anführte, nicht näher kannte, unter Bernhard Freidank unseren Dichter meinte, davon habe ich mich jetzt aus einigen Stellen seiner Gedichte, wo er Sprüche aus der Bescheidenheit anführt, überzeugen können. Karajans Ausgabe wird vielleicht noch weitere Aufklärung, auch wohl einige noch nicht bekannte Sprüche Freidanks gewähren. Ob der Vorname Bernhard richtig ist (man darf, da dieser Name früher nicht zum Vorschein kommt, fragen, woher ihn Helbling am Ende des 13. Jahrhunderts wisse), lasse ich dahingestellt sein; wahrscheinlich dünkt es mich nicht; überraschend ist aber der Schluss, den Herr Professor v. d. Hagen daraus zieht (Jahrb. der Berlin. Sprachgesellschaft 1, S. 97), weil Freidank auch den Vornamen Bernhard führe, könne er nicht Walther von der Vogelweide sein.

Wilhelm Grimm.

[Vgl. Über Bernhard Freidank und Zurechtweisung im Litterarischen Centralblatt 1857 No. 26 und 1858 No. 48 = Kl. Schr. Bd II, S. 508—510.]

ÜBER FREIDANK.

331
3

(Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 15. März 1849.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1850. S. 331—413. Separatabzug S. 1—85.

I.

Der Name, den unser Dichter sich selbst beilegt, wird von W. Wackernagel im Glossar zu seinem Lesebuch durch Freidenker übersetzt, gewiss richtig, wenn man von dem Nebenbegriff absieht, der diesem Ausdruck gegenwärtig anhängt, jener Zeit aber fremd war. Damals wird niemand über die Bedeutung des gewählten, auf den Inhalt des Gedichts bezüglichen Namens in Zweifel gewesen sein, so wenig als jemand in Frauenlob, in dem Unverzagten oder in dem Freudeleeren (Haupts Zeitschr. 5, S. 243. 7, S. 530) und anderen den eigentlichen Namen des Dichters sah. Noch mehr, da es kein Geschlecht gab, das von der Vogelweide hiess, so mag auch Walther einen dichterischen Namen angenommen haben. Daher erklärt sich warum er, wie der Spervogel, der auch nur diesen Dichternamen (MS. 2, 226^b) vorbringt, von sich in der dritten Person redet (18, 6 f.) und sich selbst (119, 12) min trûtgeselle von der Vogelweide anredet, von dem er Beistand im Gesang fordert: oder warum er dem, den man è von der Vogelweide nande (108, 7), eine Art Grabschrift dichtet; es ist nicht nöthig diese Lieder anderen beizulegen. Freidank als Eigenname kommt erst im vierzehnten Jahrhundert vor, ohne Zweifel veranlasst durch das in grossem Ansehen stehende Gedicht, wie auf gleiche Weise ein Walther der Vogelweid von Veltheim in einer Urkunde vom Jahr 1349 (Haupts Zeitschrift 4, S. 578) erscheint. Dass Freidank, der Ursache hatte sich zu verbergen, zu seiner Zeit nur unter dem angenommenen Namen bekannt war, zeigt eine kürzlich gefundene Stelle in den Colmarischen Annalen aus dem dreizehnten Jahrhundert (Haupts Zeitschr. 4, S. 573), Frydankus vagus fecit rithmos theutonicos gratiosos: woraus wir zugleich ersehen, dass er ein

herumziehender Sänger war, auch darin dem berühmten Walther ähnlich. Beide klagen über mangelnde Freigebigkeit der Fürsten
332 (Anmerkungen zu Freidank S. 87, 6. 7 und 8). Eine durch
4 Schedel bewahrte Nachricht von einem Grabmal Freidanks und einer Inschrift darauf habe ich der Forschung nicht vorenthalten wollen, sondern in Haupts Zeitschrift 1, S. 30. 31 bekannt gemacht, wo auch die Gründe auseinandergesetzt sind, weshalb ich glaube, dass man sie nicht auf unseren Dichter beziehen darf. Das ist nicht der gute Stil des dreizehnten Jahrhunderts. Die erste Zeile entbehrt des Versmasses und lautet roh: hie lit Fridanc, kläglich ist der Zusatz gar an allen sinen danc: Veldeke sagt (MS. 1, 20ª) wan ez got ni gebôt daz dehein man gerne solte sterben. Wie zierlich gedacht, wie reinlich ausgedrückt ist der Spruch auf dem Schwerte Konrads von Wintersteten.

Von den Lebensumständen des Dichters scheint keiner seiner Zeitgenossen etwas gewusst zu haben; uns bleibt nichts übrig, als einzelne Andeutungen aus dem eigenen Werk zusammenzulesen. Selbst über seinen Stand, ob er von Adel war oder nicht, hatte man keine Gewissheit. Bei einigen heisst er meister, bei anderen her: ich habe die Stellen in der Einleitung zur Bescheidenheit S. XXXIX. XL. nachgewiesen und trage nur Tanhausers hofzuht (Haupts Zeitschrift 6, S. 488), die von Ettmüller herausgegebenen sechs Briefe 9, 32, Helbling 2, 147 und Teichner (Dresden. Handschr. No. 67, Bl. 5ᵇ. 18ª) nach, wo er immer her genannt wird. Der Älteste von denen, die ihn nennen, Rudolf von Ems, bezeichnet ihn zweimal als meister, einmal ohne Zusatz: aber er nennt auch (Orlens 4481) den Walther meister, obgleich dieser gewiss zum Adel gehörte. Rudolf bekümmerte sich schwerlich um Freidanks Lebensverhältnisse oder, was am wahrscheinlichsten ist, er wusste nichts Bestimmtes. Ebenso schwankt Hugo von Trimberg, der ihm doch die höchste Verehrung zollt, zwischen her und meister; hätte er etwas Näheres von ihm sagen können, er würde, zumal bei seiner Redseligkeit, es sicher nicht zurückgehalten haben.

II.

Die mehrmals angeregte Frage, ob Freidank noch andere Gedichte als die Bescheidenheit verfasst habe, verdient erst Auf-

merksamkeit, wenn man Gründe dafür beibringen kann. In jener Grabschrift heisst es: der alwege sprach und nie sanc, angenommen, sie sei echt, d. h. aus dem dreizehnten Jahrhundert, so beweist sie weiter nichts, als dass der Verfasser derselben keine lyrische Gedichte von Freidank kannte, und es ist auch nicht glaublich, dass er solche unter diesem Namen habe ausgehen lassen. Ausserdem scheint für jene Zeit sprechen und singen nicht ausreichend einen Gegensatz auszudrücken: sagt doch Frauenlob (Ettmüller S. 114. 115) swaz ie gesanc Reinmâr und der von Eschenbach, swaz ie gesprach der von der Vogelweide, und das wird niemand so verstehen, als habe Wolfram wie Reinmar nur Lieder gesungen, Walther Erzählungen oder Spruchgedichte vorgetragen. Heinzelein von Konstanz äussert in der Minnenlehre her Frîdanc der ie seite und sanc stæteclich die wârheit, was auch nichts als ein allgemeiner Ausdruck ist. [S. oben S. 2.] Hätten nur die Colmarischen Annalen ein Paar Worte mehr zugefügt! Doch rhythmi teutonici gratiosi bezeichnen eher lyrische Gedichte als die Sprüche der Bescheidenheit, die für den Vortrag eines fahrenden Sängers wenig geeignet scheinen. Wenn die Worte nun auf die Lieder Walthers zu beziehen wären? Was Rudolf von Ems im Alexander sagt, der sinnereiche Frîdanc, dem âne valschen wanc elliu rede volge jach, swaz er in diutscher zungen sprach, hilft auch nicht weiter: der sinnerîche heisst er zumal in Zusammenhang mit dem, was noch vorhergeht, als Dichter der Bescheidenheit: die letzte Zeile könnte man verstehen, als habe er auch in anderer, etwa in lateinischer oder romanischer Sprache gedichtet, wo seine Rede nicht so fliessend gewesen sei: aber das ist doch sehr unwahrscheinlich; dagegen könnte sie allerdings darauf hindeuten, dass das Spruchgedicht nicht sein einziges Werk gewesen sei.

Die Abschnitte von Rom und Akers unterscheiden sich durch die geschichtliche Haltung so bestimmt von der lehrhaften Weise des übrigen grösseren Theils, dass ich schon bei der Herausgabe der Bescheidenheit auf den Gedanken gerathen war, sie seien Stücke aus einem anderen Werk und hier nur eingeschoben. Ich bin seitdem in dieser Ansicht bestärkt worden. Es ist schon auffallend, dass nur wenige Handschriften den Abschnitt von Akers kennen, nur A von der ersten und Bb von

der zweiten Ordnung: die einer ganz anderen Aufstellung folgenden Handschriften AB haben nichts daraus, ebensowenig scheinen Hugo von Trimberg und Boner ihn gekannt zu haben. In Bb bricht diese geschichtliche Erzählung ohne allen Zusammenhang mit dem anderen plötzlich hervor. Endlich haben A und Bb die Quelle nicht gleichmässig benutzt, A hat 162, 25—163, 12, Bb 157, 1—162, 25, ein noch grösseres Stück, ganz allein. Immer aber muss diese Vermischung schon frühe stattgefunden haben, da sie sich bereits in der ältesten und besten, sicher in das 13. Jahrhundert gehörigen Handschrift zeigt. Der Abschnitt von Rom passte mehr in den Plan der Bescheidenheit. Das alles scheint mir darauf zu deuten, dass wir nur Bruchstücke eines grösseren Werks vor uns haben. Gleichzeitig mit dem Übrigen sind sie nicht gewesen, das erweist eine andere Bemerkung: dort nämlich (46, 15. 130, 10) begegnen wir mehrmals der Klage über Nichtachtung des päpstlichen Bannes, hier (148, 19) dagegen einer herben Äusserung über die Käuflichkeit desselben zu Rom, ja der über den Kaiser Friedrich ausgesprochene Bann (157, 19. 21. 158, 2. 160, 10. 19. 162, 4) wird geradezu als ungerecht und unkräftig betrachtet. Der Dichter redet von Rom, wo er Gras in den Palästen gefunden hat (148, 23), als Augenzeuge: er mag auf dem Zug nach Syrien dort gewesen sein und beschreibt diesen Aufenthalt hernach als er sich in Akers befindet. Jetzt versteht man auch, wie eine Stelle doppelt vorkommen kann, in dem früheren Gedicht (132, 26—133, 4) als gemeines Sprichwort, in dem späteren (158, 16—21) mit passender Anwendung auf den Kaiser und den Sultan.

Lässt sich keine Hinweisung auf das verlorene Werk finden? Ich muss auf eine vielfach angefochtene Stelle in Rudolfs Wilhelm von Orlens zurückkommen, die in allen ziemlich zahlreichen Handschriften immer gleichlautend erscheint,

wold iuch meister Fridanc
getihtet hân. sô wæret ir
baz für komen danne an mir.
oder von Absalône:
hæt er iuch alsô schône

berihtet als diu mære
wie der edel Stoufære,
der keiser Friderich verdarp
und lebende hôhez lop erwarb.

od der, wie ich in der vierten Zeile lese, ist kaum eine Änderung, aber Absalône kann nicht richtig sein, da ein Ortsname folgen muss. Zu den bisherigen Vorschlägen, die den schwierigen Namen ändern und mit grösserer Kühnheit eine Lücke voraussetzen und einige Zeilen einschieben oder eine Anspielung auf unbekannte Ereignisse darin erblicken, will ich einen neuen fügen, der nicht kecker ist als der mässigste von jenen. Ich lese nämlich Akône oder Akarône, und der Dichter jener beiden Abschnitte ist damit gemeint, der füglich so genannt werden konnte, da er in Akers eine Zeitlang lebte und dort das Werk dichtete, 335
von dem diese Bruchstücke uns erhalten sind. Akers ist die 7
gewöhnliche Form, die im Lanzelet (8847), im Herzog Ernst (5233), bei dem Marner (MS. 2, 174ᵇ), Enenkel (S. 289), Bruder Wernher (MS. 2, 164ᵇ), Hugo von Trimberg (7505. 15845), Püterich (St. 110) gebraucht wird: Akôn finde ich bei Heinrich von Neustadt (Apollon. 18217. 20617) im Reim auf Ebrôn: endlich Acharôn bei Odo, dem Verfasser des lateinischen Ernst (5233). Nichts scheint natürlicher als dass der, welcher die Schicksale Friedrichs bei dem Kreuzzug erzählte, auch Barbarossas und seines traurigen Untergangs gedachte.

Hier entsteht nämlich die Frage, wen wir als Verfasser der beiden Abschnitte zu betrachten haben. Rudolf von Ems meint wohl einen anderen als Freidank, weil er sechzehn Dichter anführen will und sonst nur fünfzehn genannt hätte. Das hat weiter kein Gewicht, da der von Akers schon der heftigen Äusserungen wegen, die er sich erlaubt, seinen Namen wird geheim gehalten haben und ihn Rudolf auf diese Weise am natürlichsten bezeichnete; nur so viel ist sicher, dass er ihn als einen Zeitgenossen Freidanks betrachtete. Beide für eine Person zu halten, sind wir durch die Einmischung dieser Abschnitte in die Bescheidenheit, weil sie schon frühe stattfand, veranlasst: ein stärkerer Beweis liegt in der Übereinstimmung der Sprache und des dem Dichter geläufigen Ausdrucks, die

ich hier nachweisen will. den glouben bezzern 148, 13: die kristenheit bezzern 76, 2. âne schame 148, 17: 53, 5. 112, 15. schalkeit 149, 3: 143, 5. 20. diu kristen 149, 14. 153, 20. 10, 26. kunst gewalt noch list 149, 18: kunst noch list 19, 22. 126, 17. kunst und al der werlde list 79, 6. guot bilde geben 149, 20. 152, 7: 69, 21. 71, 5. gesünden 149, 23: 180, 10. einen an liegen 150, 7: 102, 13. 106, 15. 170, 5. 7. swære senften 150, 11: zorn senften 64, 12. gouch Narr 150, 25: 54, 22. 98, 12. gouches tôre 83, 11. læsen befreien 151, 3: 20, 16. 39, 19. 130, 9. 181, 4. sich haben an einen 151, 6: 55, 11. 97, 27. zer helle varn 151, 12: 105, 9. 180, 1. drîzec lant, her usw. 151, 16. 155, 10: 4, 17. 46, 1. 57, 7. 102, 15. swan alle krümbe werdent sleht 152, 2: daz mich krümbe dunke sleht 50, 24. bürge unt lant 152, 20: 75, 13. ze langer frist 154, 2: 31, 9. 33, 3. 96, 24. pfluoc bildlich 155, 18: 27, 15. 168, 13. über lût 155, 22: 168, 18. valsch slahen 156, 25: 46, 21. über daz 156, 19: 6, 8. daz beste tuon 156, 22. 160, 18: 82, 25. 99, 4. 110, 24. 149, 22. tôdes grunt 156, 24: meres grunt 11, 3. helle grunt 11, 17. bî gestân 158, 1: 16, 13. krump oder sleht 158, 2:
336 10, 21. widersatz 158, 26: 172, 15. 173, 3. sîgen 160, 1:
8 46, 17. nider sîgen 117, 27. die strâze offen stânt 161, 21: 66, 6. verbannen 162, 8. 14: 51, 1. z'ende komen 162, 19: 111, 13. gehœnen 162, 23: 68, 13. michels baz 163, 12: michels lieber 156, 2. michels gerner 59, 11. des libes rôst 163, 25: einen ûf den rôst setzen 168, 10.

Von den metrischen Gesetzen Freidanks, die unten näher betrachtet werden sollen, zeigt sich in den beiden Abschnitten keine Abweichung. Wie dort wird in jeder Zeile nie mehr als einmal die Senkung ausgelassen, gelten im ersten Fuss drei Silben, wovon die mittelste am mindesten betont wird, und ist ein dreisilbiger Auftakt unerlaubt: wie dort findet man nur wenige und leichte Kürzungen, und, was vielleicht am stärksten wiegt, unt in der letzten Senkung vor stumpfem Reim, nur, wenn t oder l dessen Anlaut bildet: also unt tac 154, 15, unt tant 156, 17. Ebenso in den Reimen dieselben Eigenthümlichkeiten. erwert: ernert 163, 3. 4 wie erwern: ernern 63, 7. 69, 13. 14 und besonders wirt: wirt 156, 20: 87, 10.

III.

Sind die geschichtlichen Abschnitte Zuthat aus einem zweiten Werk, so haben wir das Alter der Bescheidenheit erst zu ermitteln, denn nur von dem über Akers wissen wir gewiss, dass er im Jahre 1229 in Syrien ist gedichtet worden. Wir müssen uns nach Zeugnissen umsehen. Ich führe jenes zuerst an, das ich in einer Stelle der überarbeiteten Klage 3540—3546 gefunden und in der Einleitung zu Freidank S. XXXVII—XXXVIII schon geltend gemacht habe: es steht dort in einem Zusatz mit der Absicht, einen Spruch aus der Bescheidenheit einzurücken, der unverändert geblieben ist. Ich beharre bei der schon früher (S. CXVIII—CXX) begründeten Behauptung, dass wörtliche Übereinstimmung mit Freidank auf ein Abborgen aus seinem Gedicht mit Sicherheit schliessen lässt. Man kann einwenden, er habe seine Sprüche aus dem Munde des Volks geschöpft, aber die Herstellung des reinen Reims, um den sich das Volk wenig bemühte, veranlasste so gut Änderungen als die Handhabung des regelrechten Versmasses. Wie selten mag es sich gefügt haben, dass die ohnehin beständiger Umwandlung preisgegebene Überlieferung des Sprichworts geradezu konnte beibehalten werden: wie gross die Verschiedenheit in der Auffassung einzelner Sprichwörter war, ersieht man aus dem, was ich S. XC—CV nebeneinandergestellt habe. Nach meinem Gefühl trägt der Ausdruck überall Freidanks Eigenthümlichkeit, und die
erblicke ich gerade in den von der überarbeiteten Klage wiederholten Worten 117, 21. 22 der tôt liep von liebe schelt unz er uns alle hin gezelt. scheln in dieser bildlichen Bedeutung gebrauchen nur wenige (ich kenne nur die zur Goldenen Schmiede 52 angeführten Stellen, wozu noch Troj. Krieg 10068 kommt), das Gewöhnliche war wohl, wie Hartmann im Erek 2208—2210 sagt, der tôt allez liep leidet, so er liep von liebe scheidet, ebenso Hug von Langenstein (Martina Bl. 125ᵇ) der tôt — fröude leidet und lieb von liebe scheidet, und Friedrich von Sunburg (Mgb. 22ᵃ) frou Werlt, ihr kunnet liep von leide scheiden; zwei Handschriften von Freidank haben den Ausdruck wirklich nicht verstanden und scheidet gesetzt, die eine ändert auch die folgende Zeile, die andere entstellt den Reim.

Lachmann hat zu den Nibelungen 353, 2 die Gründe angegeben, weshalb die Überarbeitung der Klage vor dem Jahr 1225 muss vollendet gewesen sein: möglicherweise war sie schon zehn Jahre früher vorhanden, immer aber muss die Bescheidenheit vorangegangen sein. Vielleicht können wir noch weiter zurückschreiten: ich habe in der Einleitung S. CXXVI den Ausdruck unwip hervorgehoben, der bei Walther und Freidank zuerst sich zeige, jetzt aber gefunden, dass auch in der echten Klage 361 unwiplicher muot steht. Ich will hier noch keinen Schluss ziehen, immer aber haben wir durch die Stelle in der überarbeiteten Klage einen sicheren Anfangspunkt gewonnen und müssen zunächst nachsuchen, ob wir bei den Dichtern aus dem Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine Spur von Freidank entdecken können. Hartmann sagt im zweiten Büchlein 193 er bedarf unmuoze wol, swer zwein herren dienen sol: Freidank (ABabM) 50, 6 swer zwein hêrren dienen sol, der bedarf gelückes wol; Hartmanns unmuoze scheint mir besser und könnte die echte Lesart sein. In demselben Büchlein 701 des wip dâ sint gehœnet, des well wir sin gekrœnet: Freidank 102, 18 die man vil manegez krœnet, des wip sint gehœnet. Erek 431 swen dise edeln armen niht wolden erbarmen: Freid. 40, 15 man sol sich gerne erbarmen über die edeln armen. Erek 4800 nû mac doch daz nieman bewarn, daz im geschehen sol: Freid. 132, 6 swaz geschehen sol, daz geschiht. Gregor 525 wan im niemer missegât, der sich ze rehte an in (Gott) verlât: Freid. 2, 14 vil selten ieman missegât, swer sîniu dinc an got verlât. Gregor 3400 (etwas verschieden Armer Heinrich 26—28) wir haben daz von sîme gebote, swer umbe den andern (nach der Wiener Handschrift bei Lachmann in Haupts Zeitschr. 5, S. 65) bite, dâ læs er sich selben mite: Freid. 39, 18 merket, swer für den andern bite, sich selben læset er dâ mite. Armer Heinrich 101 des muge wir an der kerzen sehen ein wârez bilde geschehen, daz si zeiner eschen wirt enmitten dô si lieht birt: Freid. 71, 7 diu kerze lieht den liuten birt unz daz si selbe zaschen wirt. Iwein 2964 mit lachendem munde truobetn im diu ougen: Freid. 32, 15 daz herze weinet manege stunt, sô doch lachen muoz der munt.

Freidanks Auffassung steht in allen diesen Sprüchen nahe, und seine Worte klingen durch, ja der Reim ist fast immer beibehalten. Hierzu kommt, dass auch Hartmanns Nachahmer und Zeitgenosse, Wirnt, sichtbar einen Spruch aus der Bescheidenheit entlehnt hat, Wigalois 167, 7 er (Gott) nidert hôchgemüete und hœhet alle güete: Freid. 2, 5 got hœhet alle güete und nidert hôchgemüete. Wolfram und Gottfried waren von der Macht des eigenen Geistes zu sehr erfüllt, als dass sie von anderen etwas hätten annehmen sollen: wenigstens finde ich bei ihnen keine Stelle, die Bekanntschaft mit Freidank verriethe. Wolfram bringt zwar einige Sprichwörter vor, aber eigenthümliche, und da, wo derselbe Gedanke vorkommt, ist er gedrungener und schöner ausgedrückt. Parz. 272, 12 weinde ougen hânt sûezen munt: Freid. 32, 14 daz herze weinet manege stunt, sô doch lachen muoz der munt, und Parz. 338, 11 im wære der liute volge guot, swer dicke lop mit wârheit tuot liegt fern von Freid. 60, 23 merket, swer sich selben lobet âne volge, daz er tobet; selbst der volksmässige, auch anderwärts (Einleitung XCV) übereinstimmende Spruch 31, 16 hiute liep, morne leit lautet im Parzival 103, 24 hiute freude, morgen leit oder 548, 8 hiute riuwe, morgen frô. Bruchstücke aus einem unbekannten Gedicht, das Stil und Sprache in die beste Zeit des 13. Jahrhunderts weisen (Mones Anzeiger 4, S. 314—321), enthalten Z. 122—124 Folgendes: mir ist ouch für wâr geseit daz er lihte friunde sich bewiget, swer alle zit niugerne pfliget. Ich glaube, dass wir hier den echten Text eines Spruches aus der Bescheidenheit vor uns haben, den wir nur aus wenigen und zumal späteren Handschriften kennen, 97, 26 des friundes schiere sich verwiget, der niuwer friunde pfliget. Das ausser Gebrauch gekommene Substantiv niugerne, das ich nur im Erek 7635 und Lanzelet 7983 nachweisen kann und wofür Graffs Sprachschatz 4, S. 236 nur einen einzigen Beleg hat, mag Veranlassung gewesen sein, mit Abschwächung des Gedankens die Wiederholung niuwer friunde zu setzen. Das seltene Wort war auch dem Verfasser des lateinisch-deutschen Freidanks unbekannt, denn er bringt (Göttweig. Handschr. 4, alt. Druck 5ª) etwas anderes, ganz Gehaltloses vor, der friunde sich verwiget,

swelch man lügen pfliget: die lateinische Übersetzung verständiger, doch abermals abweichend, qui similis vento nobilitatis (l. mobilitatis) labe notatur, fœdus amicitiæ modicum curare probatur. Die Karlsruher Handschr. S. 111[b] entstellt das ihr unverständliche Wort: »Der frunde er sich schier verwiget Wellich man ierunge pfliget«. Die Handschrift jener Bruchstücke ist alt und gut, das zeigen die Sprachformen, aber dass sie, wie Mone behauptet, gerade in den Anfang des 13. Jahrhunderts gehören, wird mit Sicherheit sich nicht erweisen lassen, so erwünscht es wäre. Der Winsbeke und die Winsbekin, die nach Wolframs Parzival müssen gedichtet sein, aber wenn Pfeiffers Vermuthung, wonach (Wigalois XVII) Wirnt sie benutzt hat, richtig ist, schon vor 1208—1210, gewähren eine Anzahl Sprüche, die wir auch aus der Bescheidenheit kennen. Der Winsb. 3, 1 sun, merke wie daz kerzen lieht die wile ez brinnet swindet gar: Freid. 71, 7 diu kerze lieht den liuten birt unz daz si selbe zaschen wirt. Der W. 23, 4 der man ist nâch dem sinne mîn dar nâch und er gesellet sich: Freid. 64, 4 swer den man erkennen welle, der werde sîn geselle. Der W. 25, 1 sun, bezzer ist gemezzen zwir danne verhowen âne sin: Freid. 131, 23 bezzer ist zwir gemezzen dan zeinem mâl vergezzen. Der W. 25, 7 daz wort mac niht hinwider in und ist doch schiere für den munt: Freid. 80, 12 mit witze sprechen daz ist sin: daz wort enkumt niht wider in. Der W. 28, 5 der tugent hât, derst wol geborn und êret sîn geslehte wol: Freid. 54, 6 swer tugende hât, derst wol geborn: ân tugent ist adel gar verlorn und 64, 13 swer rehte tuot, derst wol geborn. Der W. 33, 4 swer gerne ie über houbet vaht, der mohte deste wirs gesigen: Freid. 126, 21 vil lihte er schaden schouwet, der über sîn houbet houwet. Der W. 33, 8 muotes alze gæher man vil trægen esel rîten sol: Freid. 116, 25 swem gâch ist zallen zîten, der sol den esel riten. Der W. 41, 5 ein ieglich man êren vil, der rehte in siner mâze lebet und übermizzet niht sin zil: Freid. 114, 9 swer schône in siner mâze kan geleben, derst ein sælic man: dâ bî mit spotte maneger lebet, der ûz der mâze hôhe strebet. Der W. 45, 4 si machent breite huoben smal: Freid. 120, 5 breite huoben werdent smal. Der W. 60, 9 ez

ist ein lop ob allem lobe, der an dem ende rehte tuot: Freid. 63, 20 ichn schilte niht swaz iemen tuot, machet er daz ende guot. Der W. 63, 6 wir koufen in dem sacke niht: Freid. 85, 5 swer inme sacke koufet. Die Winsbekin 15, 1 gedanke sint den liuten fri und wünsche sam: weistu des niht? Freid. 115, 14, diu bant kan niemen vinden, diu gedanke mugen binden. man vâhet wîp unde man, gedanke niemen vâhen kan. Die W. 16, 6 ze swacher heimlich wirt man siech: Freid. 93, 14 unrechtiu heimeliche tuot nieman êren rîche. Die W. 19, 2 sie sagent »wîp hânt kurzen muot, dâ bi doch ein vil langez hâr«: Freid. 182, 3 die frouwen hânt langez hâr und kurz gemüete; daz ist wâr. Die W. 20, 1 êst komen her in alten siten vor mangen jâren unde tagen daz man diu wîp sol güetlich biten und lieplich in dem herzen tragen. sô suln sie zühteclîch versagen od aber sô sinneclich gewern daz si iht her nâch beginnen klagen: Freid. 100, 20 diu wîp man iemer biten sol, iedoch stât in verzihen wol und 100, 24 verzihen ist der wibe site, doch ist in liep daz man si bite. Die W. 32, 4 betwungen liebe ist gar ein wiht: Freid. 101, 13 betwungeniu liebe wirt dicke ze diebe. Die W. 41, 3 swer sinem rehte unrehte tuot, der êren niht gehüeten kan: Freid. 106, 20 swer sinem dinc unrehte tuot, dem wirt daz ende selten guot. Bei der Verschiedenheit des Ausdrucks im Einzelnen ist die Übereinstimmung im Ganzen so gross, dass der Einfluss Freidanks sehr wahrscheinlich wird, zumal das strophische Versmass und die verschiedene Haltung des Gedichts nothwendig zu Änderungen führen musste. Bei Thomasin ist mir Bekanntschaft mit Freidank noch wahrscheinlicher, Welscher Gast Pfälz. Handschr. 2ª swer frumer liute lop hât, der mac wol tuon der bœsen rât: Freid. 89, 22 swer der frumen hulde hât, der tuot der bœsen lihten rât. W. G. 11ª swer in zorn hât schœne site, dem volget guotiu zuht mite: Freid. 64, 18 swer in zorn ist wol gezogen, dâ hât tugent untugent betrogen. W. G. 15ª her ûz (dem Fass) kumt ze keiner frist niuwan daz innerhalben ist: Freid. 111, 2 ûz iegelichem vazze gât daz ez innerhalben hât. W. G. 19ᵇ si (Minne) blendet wises mannes muot und schadet [sêle lip] êre unde guot: Freid. 99, 11 minne blendet wisen man, der sich vor ihr niht hüeten

340 12

kan. W. G. 43ᵃ swelh man hât einen rîchen muot, derst niht arm mit kleinem guot: Freid. 43, 20 swâ ist frœlich armuot, dâ ist rîcheit âne guot. W. G. 44ᵇ swer sînem guot niht hêrschen kan, derst der pfenninge [dienst]man: Freid. 56, 15 nieman der ze hêrren zimt, der sin guot ze hêrren nimt. W. G. 42ᵃ swen niht genûeget des er hât, des armuot mac niht werden rât: Freid. 43, 10 swen genûeget des er hât, der ist rîche, swiez ergât. W. G. 44ᵇ swelh man verkoufl sin frien muot, der nimt niht gelîchez guot: Freid. 131, 3 ichn gæbe minen frien muot umbe keiner slahte guot. Dazu kommt dass ich diese Sprichwörter grossentheils nur bei beiden gefunden habe. Heinrich
341 von Türlein, der etwa im Jahr 1220 die Krone dichtete, ge-
13 währt kein Zeugnis über Freidank, wenigstens nicht in der mir allein zugänglichen Wiener Handschrift, die unvollständiger ist als die Heidelberger; in einem Spruch fasst er sich ganz anders, s. unten die Anmerkung zu 88, 15. Lichtenstein scheint sich nur um die Dichtungen von Artus und der Tafelrunde bekümmert zu haben: mit Freidank kommt einiges Gemeinsame vor, doch die Übereinstimmung müsste entschiedener sein. Frauendienst 95, 14 ich was dâ der beste niht: ich was ouch niht der bœste gar: Freidank 90, 25 wer mac die besten ûz gelesen, wan nieman wil der bœste wesen? Frauend. 340, 25 guot gedinge derst vil guot: lieber wân noch sanfter tuot: Freid. 134, 22 diu grœste fröide die wir hân, dâst guot gedinge und lieber wân. Frauend. 475, 21 der edele sol erbarmen sich über die armen; daz rât ich: Freid. 40, 15 man soll sich gerne erbarmen über die edeln armen. Fleck hat die Bescheidenheit nicht gekannt (vgl. Anm. zu 107, 23), auch nicht Stricker, der im Jahr 1240 starb: da, wo er von Ketzern spricht (Hahn kleinere Gedichte von Stricker 12, 503 f.), hat er gar nichts mit Freidank gemein, so ähnlich im Allgemeinen Gedanken und Ansichten sind. Auffallender ist es, dass Ulrich von Türheim, der in seinem um das Jahr 1250 gedichteten Wilhelm Sprichwörter genug vorbringt, nichts von ihm zu wissen scheint. Die einzige Stelle, in der man etwas Ähnliches findet, ist doch zu verschieden gefasst, Pfälz. Handschr. 152. Cassel. 120ᵃ ez ist ein altiu lêre daz sich der man gesellet als sîn leben ist ge-

stellet lautet in der Bescheidenheit besser, 64, 4 swer den man erkennen welle, der werde sin geselle. Ob die Dichter der folgenden Zeit, wenn sie ähnliche Sprichwörter gebrauchen, aus Freidank geborgt haben oder nicht, kann uns hier gleichgültig sein; sie sind im zwölften Abschnitt der Einleitung nachzusehen. Dort (S. XXXIX—XL.) sind auch diejenigen nachgewiesen, die ihn als ihre Quelle ausdrücklich nennen, oder bei welchen man ihn mit Sicherheit voraussetzen kann. Rudolf von Ems ist der erste unter diesen. Er starb, ehe sein letztes Werk, die Weltchronik, vollendet war, zwischen 1250—1254. Wilhelm von Orlens ist vor 1241, Alexander nachher gedichtet: jenem voran giengen Barlaam und der gute Gerhard. In dem letztgenannten Werk benutzt er Freidank ohne ihn zu nennen, auch nicht ohne einiges zu ändern, 37. 38 die wisen jehent swer sich lobe sunder volge daz er tobe: Freid. 60, 23 merket, swer sich selben lobet âne volge, daz er tobet. Gerh. 152—158 des nam er ein urkünde dort an der schrift der wârheit, diu von dem almuosen seit, swer ez mit guotem muote gît, daz ez leschet
zaller zit die sünde alsam daz wazzer tuot daz fiur: Freid. 39, 6 wazzer lescht fiur unde gluot, almuosen rehte dez selbe tuot: daz leschet sünde zaller zit, dâ manz mit guotem willen gît. Dies ist ein biblischer Spruch und seine Quelle der Ecclesiasticus 3, 33 ignem ardentem extinguit aqua et elemosyna resistit peccatis: der Zusatz swer ez mit guotem willen gît und zaller zit, den beide haben, beweist die Abhängigkeit der Auffassung. Gerh. 6670 der hohsten tugent werdekeit diu aller tugende krône treit (Wilh. von Orlens im Eingang bescheidenheit diu aller tugende krône treit) wie Freid. 1, 2. Gerh. 6741 dâ tûsent jâr sint ein tac: Freid. 4, 7 ein tac si dâ tûsent jar. Endlich kommt auch im Gerh. 3213 das adjectivische unwipliche vor, was ich zur Einleitung S. CXXVI nachtrage. Könnten wir nur mit Sicherheit die Zeit bestimmen, in welcher Gerhard entstand: ist die Bescheidenheit älter, als der geschichtliche Abschnitt von Akers, so wird auch die Jugendarbeit Rudolfs in eine frühere Zeit fallen. Lebte Freidank damals noch, weil ihn Rudolf noch nicht nennt, und nennt dieser ihn erst rühmend im Wilhelm und Alexander, weil er nicht mehr lebte? Hier ist

mir willkommen, was Haupt (Gerh. IX) nachweist, dass Rudolf von Steinach, dessen Bitte wir den Gerhard verdanken, schon in Urkunden vom Jahr 1209—1221 erscheint.

Ich habe noch einige aus späterer Zeit nachzutragen, die Sprüche von Freidank in ihre Gedichte eingerückt haben. Buch der Rügen (Haupts Zeitschrift 2), das in das Jahr 1276—1277 fällt, 315 ir enrouchet wer diu schâfe schirt (l. schâf beschirt), daz ot in diu wolle wirt ist geradezu aus Freidank 153, 11. 12 genommen. In einer anderen Stelle ist ein Gleichnis von ihm umschrieben, 711—715 wie sit ir so grundelôs als daz mer, dâ wazzer grôz stæte in fliezent und sich dar in besliezent: und kan doch nimmer werden vol! Bei Freidank 41, 18—21 die gitegen und die richen sol man dem mere gelichen: swie vil zem mere wazzers gê, ez hete doch gerne wazzers mê. Tannhausers Hofzucht (Haupts Zeitschr. 6) 201 hie vor sprach her Fridanc guot win si der beste tranc, wie Haupt richtig anmerkt, in einem verlorenen Spruch, oder ist es ungenaue Erinnerung an 95, 2 f.? 213—216 swer machet eine hôchzît, swie manege traht man gît, dâ mac kein wirtschaft sîn, da ensî guot brôt unde win: Freid. 15, 15—18 hât ein hêrre ein hôchgezit, dâ man siben trahte gît, dâ mac niht vollîu wirtschaft sîn âne brot und âne win. Otacker hat einiges aus Freidank geborgt, wie Haupt Zeitschr. 3, S. 278 nachweist; eine Stelle war schon Einleitung S. CXII angemerkt. In ein kleines Gedicht, das eine Anmahnung zur Minne enthält (Fragmente 32, 243—245), sind drei Sprüche aus Freidank (100, 24. 25. 100, 4. 5. 101, 3. 4) am Schluss zugefügt: einige stehen mitten in dem Text der Erzählung von dem Sperber (Liedersaal 1, 232: F. 71, 17. 18) und in ein Paar anderen Gedichten (Lieders. 2, 423, 145—148: F. 102, 20—32, sodann 3, 707, 425—426: F. 100, 24—25). Endlich sind in die verschiedenen Bearbeitungen von Catos Sprüchen verschiedene Stellen aus Freidank eingegangen, ohne dass er genannt wäre, 41, 4. 5 (Lieders. 3, 171 Z. 319. 320). 48, 9—12 (Altd. Blätter 2, 31 Z. 557—559. Hätzlerin 276 Z. 183. 184). 52, 16. 17 (Hätzlerin 276 Z. 173. 174). 59, 20. 21 (Altd. Bl. 2, 26 Z. 325. 326. Lieders. 3, 171 Z. 319. 320). 69, 9—12 (Lieders. 1, 564 Z. 171—174). 108, 11. 12

(Hätzlerin 275 Z. 117. 118). Gerhard von Minden hat ihn gekannt: in seinen niederdeutschen Beispielen vom Jahr 1370 (Wiggerts zweites Scherflein 31) bezieht er sich auf Freidanks Worte 85, 13, »mit dummen dum, mit wisen wis«, segt Frîdank, »ist der werlde pris«.

Nach dem, was ich ausgeführt habe, gelange ich zu dem Schluss, dass Freidank schon im Beginn des 13. Jahrhunderts in dichterischer Thätigkeit sich zeigte und zwar als ein die Welt beobachtender, wohlerfahrener Mann, auch in dieser Hinsicht mit Walther vergleichbar. Rücke ich ihn in diese Zeit, so wird es mir vergönnt sein, mit Hinweisung auf die einzelnen Anmerkungen eine Anzahl Wörter zusammenzustellen, die zwar im Althochdeutschen bekannt sind, aber bei den Dichtern des 13. Jahrhunderts veraltet oder als unhöfisch nicht geachtet waren, oder solche, die bei ihm allein vorkommen: kristen 10, 26. reizer 47, 24. jâhêrre 50, 2. wizzęcliche 51, 7. hulwe 70, 9. selbselbe 85, 23. daz luter 88, 17. lastern 92, 12. nôtgestalle 96, 8. niugerne 97, 27. lônelîn 103, 17. verniugernen 105, 6. des tiuvels er engiltet 105, 19. nüschel 115, 2. frete 127, 18. Samekarc 132, 26. 133, 2. 158, 16. 17. rihtic 134, 21. narreht 140, 18. miteteilære 147, 14. horter 147, 15. über daz 6, 8. 156, 19. meisteil 164, 8. 11. lanclîp 177, 5.

IV.

Ich kann die Stelle die Freidanks Spruchgedicht einnimmt nicht näher bestimmen, wenn ich nicht zuvor einige Blicke auf den Ursprung und die Entwicklung des Lehrgedichts werfen darf. Ein berühmter Mann hat behauptet, dass mit dem Lehrgedicht die Poesie beginne, aber ich kann nicht dahin zählen jene uralten Lieder, welche, wie die Merseburger Fragmente, das Wessobrunner Gebet oder die nordische Edda, von Er- 344
scheinung der Götter, der Erschaffung und dem Untergang der 16
Welt singen: sie lehren nicht, sie stellen keine Betrachtungen an, sie verkünden überlieferte Geheimnisse, begeistert im höchsten Sinne des Worts. Die Heldendichtung ist durch und durch menschlich, sie drängt die mythischen Überlieferungen zurück oder versetzt sie in irdische Verhältnisse. Der Erzählung grosser

Thaten und der Darstellung erhabener, von den edelsten oder furchtbarsten Leidenschaften bewegter Menschen bleibt es überlassen die Lehre in dem Gemüth der Zuhörer zu erwecken. Kaum dass das Nibelungelied am Schluss mit den Worten ie diu liebe leide ze aller jungiste gît etwas der Art andeutet, oder eine unechte Strophe (1022, 2) den allgemeinen Satz niemen lebet sô starker, ern müeze ligen tôt für besondere Verhältnisse geltend macht, wie in gleicher Anwendung Gudrun (5512 = 1377, 4) sagt der vert lachete, den lât hiure weinen. Das ist der freien Dichtung gemäss, die noch den Geist des ganzen Volkes abspiegelt, und wie die Richtungen verschiedener Zeiten wechseln, der Sage auch einen anderen Mittelpunkt verleiht. Beginnt aber mit dem Heldenleben zugleich das Gefühl für das Epos zu sinken, so geht die abgelöste Poesie in die Hände einzelner über, die ihr ein voraus bestimmtes Ziel stecken und die eigene Betrachtung einmischen, um den Gewinn selbst abzuschöpfen. In diese Zeit des einsamen Nachsinnens fällt die Entstehung des Lehrgedichts. Otfried, der hervortreten konnte, weil die schaffende Kraft des Epos schon zu versiegen begann, das fortan von seinem erworbenen Gut zehrte, sah gewiss die moralische Lehre, womit er die Erzählung des Evangeliums umgibt, als die Hauptsache und als seine eigentliche Aufgabe an: auch dem Dichter des Heljands sind Betrachtungen nicht fremd, selbst in Muspilli zeigen sie sich schon. In der langen Zeit, in welcher Geistliche sich der Dichtkunst bemächtigt hatten, begegnen wir fast nur sittlichen Betrachtungen, mystischreligiösen Auslegungen der Bibel, selbst der Naturgeschichte, oder theologischen Spitzfindigkeiten. Sie sehen mit Verachtung auf andere Dichtungen herab: in dem allegorischen Gedicht von dem himmlischen Jerusalem wird gesagt (Vorau. Handschr.) swâ man eine guote rede tuot, (sô ist sie) dem tumben unmære: der haizet ime singen von werltlichen dingen und von degenhaite. Nur in den Bruchstücken eines Lehrgedichts, das Docen (Massmanns Denkmäler S. 80—82) bekannt gemacht hat, finde ich Gemüth und natürliches Gefühl mit lebendigem Ausdruck vereinigt. Wo man des Geschicht-
245 17 lichen nicht ganz entrathen kann, da wird es dem Dichter eine

Last und selbst da, wo es den Stoff zu einer schönen Dichtung gewährte, wie z. B. in dem Gedicht von dem verlornen Sohn (s. Karajans Denkmäler), mit wenigen Zeilen abgefunden. Nur bei religiösen Mythen, wie man die Sage vom Antichrist und dem Untergang der Welt, von Pilatus und der heiligen Veronica nennen kann, war eine poetische Belebung gestattet, doch nirgend zeigt sich eine Spur jener frischen Lebenslust, die in dem Archipoeta so wild überschäumt, der sich vielleicht eben deshalb der fremden Sprache bediente. Als in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Kunstdichtung wieder zu den Laien übergieng, begann sie freier zu athmen; wir haben aus dieser Zeit schöne Zeugnisse dichterischer Kräfte. Auch die Betrachtung durfte sich menschlichen Gefühlen und weltlichen Verhältnissen zuwenden. Wie schlicht und natürlich ist der gute Rath, den ein Minnebrief aus dieser Zeit (Docen misc. 2, S. 306) ertheilt: wie ernst und edel die väterliche Ermahnung des Königs Tirol, wo mir Gedanken und Ausdruck auch noch in das zwölfte Jahrhundert zu reichen scheinen. Die einfache Sprache und die Innigkeit des Gefühls in den lyrischen Gedichten jener Zeit geht überall, selbst in dem religiösen Lied des Kolmas, mehr zu Herzen als die nicht selten erkünstelte und dabei doch eintönige Ausbildung der späteren. Sogar in den Gedichten Walthers von der Vogelweide sehen wir den lebensvollen Dichter von dem Nachdenken und der Klage über die Welt zwar nicht gefesselt, aber doch gehemmt. Man glaubt kaum dass es derselbe Gottfried ist, der im Tristan die Lust der Sinne mit glühenden Farben malt und in den Liedern (MS. 2, S. 183—185) Gottes Minne zu suchen mahnt oder Armuth und Demuth empfiehlt. Weiter schreitend bei Bruder Wernher, dem gedankenreichen Reinmar von Zweter, bei Raumeland, Friedrich von Sunburg wuchert die Lehre, die sich rankenartig ausstreckt und die Freiheit des unmittelbaren poetischen Gefühls fast erstickt. Konrad von Würzburg ist ihr besonders zugethan und behandelt sie zwar mit Geschick, vorzüglich in seinen Liedern, bleibt aber meist an der Oberfläche haften. In den beiden Büchlein Hartmanns, zumal wo Herz und Leib sich unterreden, hat sie schon einen philo-

sophischen Anstrich gewonnen, ja im Welschen Gast legt Thomasin ein philosophischmoralisches System mit unerträglicher Breite auseinander. Lichtersteins Frauenbuch mit seinen hohlen Gedanken kann niemand ergötzen.

Das echte volksmässige Sprichwort enthält keine absichtliche Lehre. Es ist nicht der Ertrag einsamer Betrachtung,
xxii sondern in ihm bricht eine längst empfundene Wahrheit blitz-
18 artig hervor und findet den höheren Ausdruck von selbst: welche Kraft hat ein glückliches Bild, es kann mild und ernst sein, zierlich und witzig, aber es kann auch wie ein Schwert scharf einschneiden. Diese Erhebung des Gedankens in eine reinere Luft sichert dem Sprichwort innern Gehalt, weite Verbreitung und Geltung durch Jahrhunderte: es ist, wenn man will, eine freiere und kühnere, dem ganzen Volk verständliche Sprache, deren Gebrauch eine geistige Belebung voraussetzt: es ist auch die volksmässige Grundlage des Lehrgedichts, das sich erst breit machen konnte, als die Neigung zu philosophieren Eingang in die Dichtung fand. Bei uns zeigt sich das Sprichwort schon in frühster Zeit, aber ich glaube dass es, wie das poetische Gleichnis, erst bei freierer Beweglichkeit des Geistes zur eigentlichen Ausbildung gelangte. Mit Recht bemerkt Wackernagel (Geschichte der deutschen Litteratur S. 57), dass in Muspilli, dem Hildebrandslied gegenüber, die Spruchweisheit mehr zu Wort komme. In der Kaiserchronik habe ich es, wenn auch nicht häufig, in der Auffassung gefunden, in welcher es in dem dreizehnten Jahrhundert so oft erscheint. Spervogel ist zuerst, soviel ich weiss, auf den Gedanken gerathen Sprichwörter, die sich ihm bereits in Fülle darbieten, als Lehre und Ermahnung in einem grösseren Lied (MS. 2, 226. Mgb. 5) aneinanderzureihen. Weiter fortgebildet ist dieser Gedanke in dem Winsbeke, wo sie nur mässiger eingewebt sind. Daran schliesst sich ein in der pfälzischen Handschrift Freidanks befindliches, jetzt in Hagens Minnesingern 3, 468^{a-t} abgedrucktes Gedicht, in welchem Sprüche aus der Bescheidenheit ohne grosses Geschick aneinandergeschoben sind. Ich gedenke nur noch einer Strophe dieser Art bei dem Marner (MSHag. 3, 452^{a}) und einiger Spruchgedichte aus dem vierzehnten Jahrhundert

(im dritten Bande des Liedersaals), die einzelne Sprichwörter ohne inneren Zusammenhang nebeneinanderstellen.

Freidank hat einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen: er wollte seiner Zeit einen Spiegel vorhalten und glaubte die Ansichten über göttliche und weltliche Dinge, über Geist und Natur, wie sie damals herrschten, in Sprüchen und Sprichwörtern des Volks am besten aus[zu]drücken. Unmittelbar belehren wollte er nicht, auch nicht geradezu geltend machen was er sagt: ja sein Standpunkt erlaubte ihm Widersprechendes, wenn er es vorfand, hinzustellen. Als die innere Kraft der Poesie in dem letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts aufgezehrt war, blieb sie, ihrer Schwungfedern beraubt, auf dem Boden sitzen und streute die Körner ihrer Weisheit aus. Die Umwandelung der Dinge zeigt Frauenlob am deutlichsten, der von 347
Natur nicht unbegabt war und Welt und Menschen kannte. 19
Wenn seine Leiche und geistlichen Lieder fast immer durch die hinauf geschraubte schwierige Sprache, oder durch die Übertreibung mystischreligiöser Ansichten einen peinlichen Eindruck machen, so zeigt er sich doch in seinen zahlreichen Spruchgedichten, die uns nicht wenige echte Sprichwörter bewahrt haben (Freidanks Bescheidenheit war ihm, scheint es, unbekannt), als einen sinnvollen Mann, der sich klug und geschickt auszudrücken weiss. Wenn er auch hier die Sprache eigenwillig handhabt, so lässt er sich doch einige Male herab schlicht und natürlich zu reden wie in ein Paar Minneliedern und in dem Streit zwischen Welt und Minne, als sei er ein ganz anderer. Aber ihm mangelt das Gefühl von dem höheren Werth der früheren Dichter, ja er ist unwillig (S. 184), dass man die alten Meister preise und erhebe: unerschöpflich sei der Born der Erkenntnis, Natur theile die Gaben aus, die, gleich Regen und Wind, heute sich ebenso wirksam zeigen könnten wie vordem. Er geht noch weiter, in einem Wettstreit mit Regenboge lässt er sich (S. 114. 115) von diesem sagen, dass Walthers und Reinmars Lieder mehr Anklang in den Landen fänden als die seinigen, erwidert aber mit Stolz swaz ie gesanc Reinmâr und der von Eschenbach, swaz ie gesprach der von der Vogelweide zuo vergoltem kleide: ich Frouwenlop vergulde

ir sanc, als ich iuch bescheide. si hânt gesungen von dem veim, den grunt hânt si verlâzen: ûf kezzels grunde gât mîn kunst. Sie haben nur die Oberfläche berührt, er holt die Gedanken aus der Tiefe des Grundes und verleiht der Dichtung erst Gehalt. Die Worte zuo vergoltem kleide erklärt Ettmüller als einen höhnischen Hinblick darauf, dass jene Dichter Kleider für ihren Gesang als Bezahlung genommen hätten: gewiss mit Unrecht, denn es ist nicht glaublich dass Wolfram und Reinmar sich würden erniedrigt haben, eine solche Gabe anzunehmen, die noch der spätere Buwenburg verachtet, MS. 2, 181ᵃ swer getragener kleider gert, der ist niht minnesanges wert, und Geltar klagt MS. 2, 119ᵃ sô ist mir sô nôt nâch alter wât daz ich niht von frouwen singe: mir wærn vier kappen lieber danne ein krenzelîn. Walther, auf den jene Worte Frauenlobs allein gehen, erklärt sich gerade dagegen, wenn er (63, 3) sagt dass er getragene wât von niemand als von seiner Geliebten annehmen würde, und meint bildlich damit ihre schöne Gestalt, den reinen lîp. So gilt auch bei Frauenlob das goldgezierte Kleid für die äussere glänzende Form des Gedichts. Was er
345 durch veim bezeichnet, setzt ein anderer Spruch (S. 120)
20 ausser Zweifel, swer der matèrjen kleit è gap von pfelle, samit, rich gewant, durchblüemet ende unde urhap mit sprüchen ganz, fîn, riche erkant: danc habe sîn herze und ouch sîn sin. kumt aber der matèrjen suoch, kleid ichs in ein getriuwez tuoch. Ich glaube, er will damit seine Stellung zu Walther bezeichnen.

Entschädigt Frauenlob durch Sinn und Verstand seiner Sprüche für das Gekünstelte des Ausdrucks, so tritt bei anderen die Lehre in höchster Schwerfälligkeit hervor, wie bei Regenboge, oder in voller Dürre, wie in Hugo von Langensteins kläglichem Gedicht von der heiligen Martina. Wollte ich noch in das vierzehnte Jahrhundert blicken, so müsste ich hier vor allen den österreichischen Teichner nennen, dessen Spruchgedichte[1]) sich zur Aufgabe machen, meist eine einzelne, an die Spitze gesetzte moralische Frage in ermüdender Weise zu be-

[1]) Man lernt sie schon hinlänglich aus dem Liedersaal kennen, wo (gleich 1, 395—502) eine ziemliche Anzahl abgedruckt ist; nur der jedes Mal am Schluss vorgebrachte Name muss hergestellt werden.

antworten. Aber zu der Zeit, mit der ich abschliesse, im Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts, stieg Freidanks Ansehen immer mehr: man legte ihm die gemeinere Ansicht bei und sah in ihm einen Genossen. Boner rückte eine nicht geringe Anzahl seiner Sprüche aus der Bescheidenheit in seine Fabeln, ohne ihn ein einziges Mal zu nennen. Selbst in den Schwabenspiegel (s. unten zu 54, 4. 5) hatte schon eine Stelle Eingang gefunden. Einzelne Sprüche dienten im vierzehnten Jahrhundert als Inschriften in dem Rathhaus zu Erfurt (Ledeburs Archiv für Geschichtskunde in Preussen 14, S. 175. 176). Hug von Trimberg, dem es an praktischem Blick und Lebendigkeit nicht fehlt, der aber die ganze Welt belehren, richten und strafen will und dabei, wie er selbst sagt, seines Herzens Segel vom Winde planlos treiben lässt, hat nicht Worte genug zu Freidanks Preis. Gleichzeitig zwischen 1295—1298 dichtete schon, wie Hug, in vorgerückten Jahren Seifried Helbeling sein lehrhaftes Büchlein, in welchem wir abermals Beziehungen auf Freidank finden. Es tritt hier eine besondere Frage ein, weshalb ich bei ihm etwas länger verweilen und die einzelnen Stellen sämmtlich anführen muss.

(a) I, 250 swer esel niht erkennet,
der sehe in bi den ören.
alsô ist dem tören,
der stellet sich nâch siner art.

(b) II, 147 dâ über sprach her Fridanc 349
einen spruch niht ze lanc, 21
[er sprach] »dicke worden ist ze hœn
getwungen dienst, geribeniu schœn.«

Und nochmals

VI, 46 getwungener dienst, geribeniu schœn
dicke worden ist ze hœn.

(c) VI, 186 ez sprach her Bernhart Fridanc
»zwiu sol der rîchen witewen lat (lade Geldkiste)
ân daz si destmê bitel hât?
ir groz guôt wol fügen kan
daz sie nimt ein junger man.
für ir alte runzen
gît si im silberpunzen:

die kan er wol nützen.
und rent ir ûf die sprützen.«

(d) VII, 1 »aller wisheit anevane
ist vorhte sunder wane«
sprach der wise Salomôn.

(e) VIII, 488 ez sprach her Bernhart Fridanc
»hôchvertigiu armuot
daz ist richeit âne guot:

(f) armiu hôchvart niht mêr hât
wan hôhe gedanke. an êren spot.«

Gegenüber stelle ich die Sprüche, wie sie in der echten Bescheidenheit lauten:

(a) 82. 10 bî reide erkennich tôren.
den esel bî den ôren.

(b) 104. 20 man sihet manege scheene.
diu doch ist vil hœne.

(d) 1. 5 gote dienen âne wane.
deist aller wisheit anevane.

(e) 43. 20 swâ ist frœlich armuot.
dâ ist richeit âne guot.

(f) 29. 6 armiu hôchvart deist ein spot:
rîche dêmuot minnet got.

Man sieht, jeder dieser Sprüche hat starke Änderungen erlitten den Worten wie dem Sinn nach, zugleich ist der unerträgliche Reim â : o zugelassen; denn dass spot nicht als falsche Lesart gebessert werden muss, zeigt der echte Text, der das Wort hier ebenfalls gebraucht und keine Änderung zulässt. Eine Stelle (c) kommt gar nicht in der Bescheidenheit vor und darf nicht als eine verlorene betrachtet werden, da sie Freidanks Geist widerstrebt, über seine Lippen die gemeine Zote der Schlusszeile (vgl. Bernd die [illegible]e Sprache in Posen S. 291) unmöglich kann gekommen sein; die Kürzung lat für lade, die auf hât reimen muss und für Freidank unmöglich ist, brauche ich nicht einmal in Anschlag zu bringen. Haupt (von ihm rühren die Worte in der Zeitschrift 4, S. 264) hat dieselbe Ansicht geäussert, »Bernhart Freidank scheint mir ein zeitgenosse und landsmann Seifrieds zu sein, wie schon der reim

hät: spot 8, 491 zeigt. dass er mit dem bisher bekannten Freidank nichts gemein habe, braucht demnach wohl kaum erwähnt zu werden: umsoweniger als die von Seifried angeführten stellen sich des älteren Freidanks unwürdig zeigen.« Wie es scheint kannte Seifried das Spruchgedicht nur aus der Überarbeitung Bernharts, die des alten Gedichts edle Haltung herabgewürdigt und den Ausdruck vergröbert, zugleich aber dem überlieferten Namen den eigenen zur Unterscheidung beigesetzt hatte. Gieng doch der bedeutungsvolle Name auf andere Gedichte dieser Art über: ein dieser Zeit zugehöriges, das nur einzelne Stellen aus der Bescheidenheit aufgenommen hat, nennt sich der minne Fridanc (Docen Misc. 2, S. 172, vgl. Lachmann zu Walther S. 128). Ja ein Spruchgedicht, von welchem Mones Anzeiger 3, S. 183 Nachricht gibt, ist überschrieben daz buoch daz her Fridanc getihtet hät, ohne dass das Geringste darin von ihm vorkäme.

Ich kann noch nähere Auskunft über Bernharts Werk geben. In Mones Anzeiger 1838 S. 367 — 370 wird eine auf der Bibliothek zu Innsbruck befindliche Papierhandschrift vom Jahr 1430 beschrieben und angedeutet dass sich darin auch Sprüche von Freidank Bernhardus befänden. Der Gefälligkeit des Hrn Dr Adolf Pichler daselbst verdanke ich nähere Nachricht und eine Abschrift der hierher gehörigen Stellen; zu gleicher Zeit war Hr Joseph Diemer, Mitglied der kaiserlichen Akademie zu Wien, so gütig, mir von einer anderen Papierhandschrift, welche dieselbe Zusammenstellung von Sprüchen enthielt, eine Abschrift mitzutheilen. Die Sprüche aus Freidank stehen nicht neben einander, sondern zerstreut zwischen anderen von Seneca, Salomon, Jeremias, Paulus usw.; es sind folgende:

BERNHARDUS 351

1 »Seyt der tod niemandes schont 23
Wer sol dan die welt lieb haben
Die welt selten yemand lont
Ob du es reht wild besinnen.«

Ich glaube es ist zu lesen

Sît der tôt niemannes schônet
und diu welt selten ieman lônet,

wer sol dan die welt liep hân,
ob dû ez rehte wilt verstân?

BERNHARDUS

2 Das ist ein heilig vevertag
Als man von sunden gevevern mag
Die tugent uber alle tugent get
Der einen losen willen widerstet.

FREYDANKCH

3 Wer reht sucht und beschaidenheit
Der selbig ist wol der der tugent ein kron trait
(der selb wol der tugent ein chron trait. Diemer)
So han ich nicht pesseres gesechen
Denn wol tun und froleich wesen.

BERNHARDUS

4 Der nicht erhort die stymme des armen
Und lat sich ir presten nicht erparmen
Den wil auch got erhoren nicht
Wenn er kumt in sein gruss verdriess (l. geriht).

FREYDANKCH

5 Vil gegerd und nicht gevangen
Vil gehort und nicht verstanden
Vil gesait und nicht gemerkcht
Das sind alles verloren werich.

Bei Diemer fehlt der zweite Spruch, dagegen hat diese Handschrift zwei mehr,

FREYDANK

6 Ich hab gut das ist mein
Ach got wes mag es sein
Ez enstet nicht mer in meinē gepot
dan ich vertzer vnd gib durch got.

352 Und unter einer falschen Überschrift,
24

HELYAS

7 Wer diese churcze zeit
fur die ebig fraude nympt (l. git)
der hat sich selber betrogn
vnd czimert auff den regen pogen.

In der Wolfenbüttler Handschrift B, wo dem älteren Freidank noch sehr verschiedenartige Dinge beigebunden sind, in den sogar, wie wir unten sehen werden, wahrscheinlich ein Spruch

von Bernhart eingerückt ist, steht in der letzten, besonders paginierten Abtheilung unter mancherlei kleinen Gedichten ganz vereinzelt S. 65ª auch der sechste Spruch in besserer Fassung,

FREYDANCK

Hort ich hab gut das ist nit mein
ach lieber got wes mags dan sein
es stet nit mer zu meim gepot
Dan ich verzer und gib durch got.

Diese Sprüche sind aus Bernharts Überarbeitung genommen, das zeigen die Veränderungen, Zusätze und die schlechten Reime, nur der siebente, der ihm auch nicht zugeschrieben wird, mag aus dem echten Freidank 1, 7—10 stammen, es müsste ihn denn Bernhart unberührt gelassen haben, was er wohl mitunter that. Der Sammler hat beide Namen getrennt, man kann nicht wissen aus welchem Grund, aber mit richtigem Gefühl. Den ersten und fünften Spruch scheint Bernhart zugesetzt zu haben, der zweite entspricht Freid. 56, 24 und 54, 3, der dritte dem Eingang der Bescheidenheit, der vierte steht 40, 15. Der sechste ist doch nicht zu finden, aber er ist des echten Textes nicht unwerth und könnte zu den verlorenen gehören, vielleicht lautete er:

ich hân guot daz ist niht mîn,
hêrre got, wes mac ez sîn?
ez stât niht mêr ze mîme gebot
dan ich verzer und gibe durch got.

In einer Strassburger Handschrift vom Jahr 1385 sind gleicherweise einzelne Sprichwörter in Reimen und Prosa gesammelt, die Graff in der Diutisca 1, S. 326—328 bekannt gemacht hat: einiges ist aus Freidank entlehnt, der dabei nicht genannt wird. Eine Stelle, die Graff ihrer Anstössigkeit wegen übergangen, Professor Massmann mir aber mitgetheilt hat, darf ich hier nicht zurückhalten, »Alter der tivfel mus din walten 353
aim pfärit nimest sinen zug Ainem falken sinen flug einem hunt 25
sin geserti (l. geverte) vnd einem zagel sini herti (hier scheint eine Zeile zu fehlen) Ainem menschen sine hiz ainem man machest den zagel blaw Vnd dz höpt graw vnd die hoden lang

Sprichet maister fridang.‹ Ich vermuthe, der unsaubere Spruch ist ebenfalls aus Bernharts Werk genommen, dessen er ganz würdig erscheint, und dem auch wohl noch ein zweites Stück zugehört, das man unten in der Anmerkung zu 51, 17—22 findet. Ein Freidank dieser Art mag nach Treviso berufen und dort begraben sein.

Endlich will ich noch den Prolog mittheilen, den die Wolfenbüttler Handschrift der Bescheidenheit (Bl. 77ᵇ) allein enthält und der, Stil und Sprache nach zu urtheilen, im vierzehnten Jahrhundert mit Beziehung auf 151, 7—12 ist hinzugedichtet oder, was am wahrscheinlichsten ist, aus Bernharts Umarbeitung entlehnt worden. Er zeigt, wie in dieser Zeit Freidank angesehen ward, nicht als eine wirkliche, sondern als eine symbolische Person, so dass seine Unterredung mit dem Papst gar wohl mit seinem Grabmal in Italien kann zusammengestellt werden.

WIE DER PÂBST FRÎDANC SÎNE SÜNDE WOLTE VERGEBEN.

Der pâbst nâch Frîdanc het gesant:
frâgt ob er wære ein persofant.
›gêstû für ritter und für knehte,
und swie dû habest in dîne getrehte,
swie dich einer müge gefrâgen,
daz kündestû eine gerîmt wol sagen:
daz (l. des) soltû hie bescheiden mich,
daz (l. des) wil ich absolvieren dich:
und wil dir al dîne sünde vergeben,
nâch dînem ende dez êwege leben.‹
[der] Frîdanc' sprach. ›heiliger vater,
kunt ir sô voller und sô sater
die sünde ân riuwe und leit vergeben,
und kume wir alsô (l. sus) inz êwege leben,
wirt uns diu helle ân buoz gewunen (l. genomen),
sô sule wir al in himel komen‹.
[und] alsô die hêrolt gar klein wâgen
und torsten wol die wârheit sagen:
vor küngen fürsten si nit vermiten
daz si diu tischtüecher vor in zeschniten,[1])

[1]) Die verborgene Unthat aufdeckten.

sô si westen ûf einen eine tât.
daz selbe nû gar vaste ab gât,
daz si die wârheit niemer sagen:
des fürht ieglich sîns kopfs ab slagen.

V.

Zu den Sprichwörtern, die andere unserem Freidank beilegen, aber in dem Text der Bescheidenheit, den wir kennen, sich nicht finden, und die ich S. 182 gesammelt habe, will ich einige Nachträge liefern. In Rudolfs Wilhelm von Orlens kommt (Cassel. Handschr. 9166—9180) folgende Stelle vor:

der edel wîse wigant
was sînes heiles alsô frô
daz ime was geschehen sô
daz er die wege niht wol besach.
ime geschach als einer sprach,
der sich verstuont des besten wol,
›nieman sich sînes liebes sol
ze sêre frœun in sînem muot:
ouch istz dem manne niht guot
daz er [sîn] unsælekeit sô [sêre] klage
daz er an freuden gar verzage.
durch liep durch leit sol niemen sich
vergâben; daz ist wislich.
êst wâr, sô ie gæher,
sô ie gar unnæher.‹

Ich finde in diesen Sprüchen Freidanks Geist und Ausdruck (man vergleiche zu dem letzten Spruch 32, 19. 20) und glaube, dass sie aus der Bescheidenheit genommen sind; passend bezeichnet ihn der Ausdruck der sich verstuont des besten wol.

In den von Ettmüller herausgegebenen sechs Briefen heisst es Z. 29 f. nach Haupts Herstellung (Zeitschrift 4, S. 398):

swer âne sinne minnet, 355
wie selten der gewinnet 27
keine wünnecliche zit!
wan her Fridanc der kwit
›ein man der rehte minne hât,
wie dicke er von den liuten gât!
er trûret zallen stunden
und klaget sîne wunden,

diu noch unverbunden stât,
wande si nieman enbât
der sie gebinden kunde,
sô si bluoten begunde.

Zu der Stelle aus der Minnenlehre Heinzeleins von Konstanz bemerke ich, dass auch Kirchhof in Wendunmut (Frankf. 1581) S. 145ᵃ dieses Sprichwort, doch mit anderer Wendung anführt,

Lass aus dem Hof führn deinen Mist
Mit Vortheil weil du Schultheiss bist.
Aber doch bauw zuvor ein Hauss
Der Mist kompt hernach auch hinauss.

Es ist kein Grund vorhanden, das Zeugnis dieser Stellen zu verwerfen, und der Schluss ergibt sich von selbst (vgl. Einleitung S. XXXI), dass wir Freidanks Werk nicht mehr vollständig besitzen. Der Verlust eines beträchtlichen Theils ist nicht wahrscheinlich, schon deshalb nicht, weil in der bedeutenden Zahl von Sprüchen, die Hug im Renner dem Freidank ausdrücklich beilegt, nicht ein einziger vorkommt, der noch unbekannt wäre.

VI.

Von den seit 1834 aufgefundenen und mir zugänglich gewordenen Handschriften Freidanks werde ich bei der neuen Ausgabe Nachricht geben: hier berühre ich nur die, welche bisher noch nicht bekannte Stellen enthalten. Mittheilungen aus der Karlsruher Handschrift machte Mone (Anz. 4, S. 57—60), die mich zu einigen Bemerkungen (Göttinger Anzeigen 1835 St. 45 [= Kl. Schr. Bd. II, S. 467]) veranlassten: er hatte über hundert Zeilen ausgehoben, die in meiner Ausgabe fehlen sollen, die aber darin stehen. Eigene Einsicht in die Handschrift, die ich der Grossherzoglichen Bibliothek verdanke, macht es mir möglich, genau nachzuweisen, was sie bisher Unbekanntes gewährt.

23 hânt zwêne hêrren Einen knecht.
er dient in bêden selten reht.

Vielleicht nur eine Entstellung von 50, 6. Die Kürzung reht für rehte an dieser Stelle ist für Freidank auffallend, doch vgl. unten 934: vielleicht ist auch hier zu lesen bêden niht ze reht.

155 gedanc hæren unde sehen
die wellent niemen stæte jehen.
in Einem muote niemen mac
beliben einen ganzen tac.

Wie man hernach sehen wird, kommen diese vier Zeilen, gleicherweise aufeinanderfolgend, auch im lateinisch-deutschen Freidank vor: in meiner Ausgabe stehen die beiden letzten 58, 11. 12, wo nur die Worte âne sorge statt in Einem muote den Sinn ändern, so dass ein anderer Spruch daraus wird, der seine Berechtigung durch eine in der Anmerkung beigebrachte, entsprechende Stelle bei Walther enthält. Die Handschrift 𝔄 (110ᵇ) stimmt wieder mit dem Texte hier überein.

249 ez sint driu dinc (l. driu dinc sint) alleine
aller manne gemeine.
pfaffen wîp und spîler wîn:
begozzen brôt magz dritte sîn.

pfaffen wîp meretrix, Berthold sagt 359 pfäffine; vgl. Freid. 16, 17. spîler wîn wohl ein Wein geringer Art, der Spielern gereicht wird. begozzen brôt sind mit heissem Fett beträufelte Brotschnitten: Näheres bei Hadlaub MS. 2, 191ᵇ (vgl. MSHag. 2, 299ᵇ), sô der haven walle und daz veize drinne swimme, so begiuz in (den Gästen) wiziu brot: Wackernagel (Haupts Zeitschrift 6, S. 269) bezeichnet es als Vorkost. Ein Stadtpfleger zu Augsburg war im Jahr 1347 her Heinrich der Begozzenbrôt genannt. Eine prosaische Auflösung des Spruchs in einer Strassburger Handschrift (Diutisca 1, S. 325) lautet spîler wîn, pfaffen wîp und begozzen brôt daz sint driu dinc diu gemeine sint.

307 swer sich vor sünden bewart (l. hât bewart).
der hât begangen [ein] guote vart.

311 swer offenbâre sünde tuot,
der habe vorhte: daz ist guot.

315 swelher âne riuwe ist,
dem wirt gegeben kleine frist.
swaz man âne riuwe tuot,
daz wirt vil selten guot.

321 swer sich niht liegens schamen wil,
der volget eime bursen spil.

493 zwivel grôzen schaden tuot.
er velschet manegen hôhen muot.

357
29

933 under wilen [der] schalkhaftigen (l. schalkhaft) kneht
durch trügenheit dient wol (l. dient ze) reht.

Eine von Wiggert im zweiten Scherflein S. 70—78 beschriebene und mir durch freundliche Mittheilung seiner eigenhändigen Abschrift näher bekannt gewordene Magdeburger Papierhandschrift, von der schon oben die Rede war, ist im Jahr 1460 geschrieben und enthält in etwa 3700 Zeilen, die der zweiten Ordnung folgen, eine niederdeutsche Übersetzung, deren Verfasser wahrscheinlich das am Schluss stehende Gebet hinzugefügt hat. Einige Stellen sind hier allein erhalten.

Bl. 21ᵇ »de logen mot dat swerent lan.
schal se jenighe getruwere han.«

Ich schreibe den Spruch wie die folgenden gleich ins Hochdeutsche um,

die lüge muoz daz swern lân.
sol si ieuder triuwe hân.

Echt scheinen die beiden Zeilen, denn in der Handschrift e ist Freid. 126, 15 statt diu glocke muoz den klüpfel hân, wie es gewiss richtig heisst, die erste fälschlich eingeschoben, »Diu lûgene mûz dan claffen hân.«

Bl. 54ᵃ »dat hebbe wy beyde gehort vñ geseen«
(l. swaz wir beide hân gesehen,)
daz ist vil dicke geschehen.
— wirp selbe diniu dinc.
sô kürzet sich daz tegedinc.
von sûren herzen hôvescheit.
daz ist verlorn arebeit.
— (alter) pfaffen kuonheit.
unde (l. junger) nunnen stætekeit
unde ohsen zelten
[diu] werdent (l. wirt) gelobet selten.
— junges mannes . . . . strît
und altes wibes hôchgezît
und kleines pferdes loufen.
diu sol nieman [ze] tiure koufen.

Besser (a) im Liedersaal 3, 201 und (b) in der Strassburger Handschrift vom Jahr 1385 (Diutisca 1. S. 324).

(a) alter wîbe minne
und iunger liute sinne
und kleiner rosse loufen
sol niemen tiure koufen.

(b) iunger liute sinne
und alter liute minne
und kleiner pferde loufen
sol nieman tiure koufen.

In die Sammlung der Clara Hätzlerin sind auch einzelne Stücke aus der Bescheidenheit, etwa 400 Zeilen, eingerückt, wie es scheint, nach der zweiten Ordnung. Darin finde ich (S. 294[b]) zwei noch unbekannte Sprüche

ez sint morgen alle liute
dem tôde nâher [vil] danne hiute.
der tôt die liute von uns stilt
rehte als der schâchzabels spilt.

Mones Anzeiger 1839 S. 20 spricht von einer zu Wien in Privathänden befindlichen Papierhandschrift vom Jahr 1501, die ein Bruchstück von 74 Versen aus dem Freidank enthält. Nur die beiden Anfangszeilen werden mitgetheilt, aber diese liefern einen Spruch, der sonst nicht vorkommt,

vil schiere hât verlorn ein man
daz er in langer zît gewan.

Von dem lateinisch-deutschen Freidank hat Eschenburg (Denkmäler S. 111—118) Nachricht gegeben: ich kenne ihn aus dem sehr seltenen, wahrscheinlich noch in das 15. Jahrhundert gehörigen Druck, der sich in der Meusebachischen Bibliothek befindet, sodann aus einer Göttweiger Papierhandschrift in klein Folio, deren Mittheilung ich der zukommenden Güte des Hrn Diemer verdanke, wo dieser Text verschiedenartigen lateinischen Stücken beigebunden ist. Der Druck enthält etwa 1080, die Handschrift gegen 900 deutsche Zeilen: sie stimmen wenig mit einander und gewähren nur zum Theil dieselben Sprüche; wahrscheinlich liefern sie Auszüge aus einer vollständigeren Übersetzung. Auch die Strassburger Handschrift, von der Eschenburg S. 112 und Graff in der Diutisca 1, S. 324 sprechen, scheint, zumal sie nicht mehr als 372 deutsche Zeilen enthält, gleicher Art zu sein. Die lateinische Übersetzung, die den 359
deutschen Text nicht ändern will, aber oft sehr verderbt vor- 31
bringt, ist wohl im 14. Jahrhundert entstanden: die Strassburger Pergamenthandschrift fällt in das Jahr 1385. Der deutsche

Text verdient Berücksichtigung, da er einige gute Lesarten (vgl. die Anmerkung zu 72, 12) bewahrt oder bestätigt. Die sonsther nicht bekannten Sprüche lasse ich hier folgen.

Göttw. Hs. 3ᵇ alter Dr. 5ᵃ gedenken (gedanke Göttw.) hœren unde sehen
diu wellent (Dy wysen Göttw.) nieman (nymmer a. Dr.) stæte jehen.
in Einem muote niemen mac
geleben einen ganzen tac.

Diese vier Zeilen sind vorhin auch aus der Karlsruher Handschrift mitgetheilt, der alte Druck hat nur die beiden ersten.

Göttw. 6ᵃ unkiuschin wort die machent
daz bœse (l. guote) site [mit] swachent.
10ᵃ des wisen mannes sorgen
schaft im gemach vor borgen.
10ᵇ swer den wiben übel spricht.
der ist an ir minne enwiht.
14ᵃ swie dem menschen geschiht (l. liep geschiht),
ez gloubt doch einr dem andern niht.
15ᵃ ezn wart nie müeje alsô grôz.
[im] der [do] wirt bœses wibes guôz.
Alter Dr. 1ᵃ »Wer wieehen wyl dem czukunftigen czoren
Der volge nach cristo vnd seynem orden.

Offenbar ganz verderbt, lateinisch Cedere venture quisquis vult iudices ire Debet post Cristum filiatis passibus ire.

5ᵃ »Es wart nye so stet kein menschen mud
Der zu aller stundt ruhte.

Die erste Zeile ist unmetrisch, der Reim unzulässig. Die lateinische Übersetzung lautet: »Non est cuiusque mens subdita sit requiei Ut non mutetur spacio quocunque dieis«. Ich glaube, es ist nichts als eine Entstellung des oben mitgetheilten Spruchs der Karlsruher Handschrift Z. 157. 158.

19ᵇ niumære grôzen schaden tuot.
si velschet manegen stæten muot.
24ᵇ der richtuom ist für niht gar.
des man niht gebrüchen tar.
25ᵇ Swer sich ze sünden (l. Swer ze sünden si) bereit.
dâst din grœste unsælekeit.

Lateinisch: Hic ad peccandum qui cernitur esse paratus Post erit infelix multoque dolore grauatus.

28ᵃ »Der libet aufs vnordëtlicher libe
dem wil eyn sundt der andern zu schibe.«

Sichtbar entstellt, das Lateinische lautet: Cum quis illicito sese supponit amori Hic sensus veniet ex sensu deteriori.

30ᵇ eim bœsen giftigen man
sol man legen pin an.

Qui colubrum suadet emittere dira venena Illum si sequitur non mirum congrua pena.

In der Wolfenbüttler Handschrift, die ich 𝔚 bezeichnet habe, finde ich einiges, was sonst nicht vorkommt.

Bl. 110ᵇ ich mide vische manegen tac,
sô ich ir niht gehaben (l. haben) mac.

120ᵇ »darümb lafs dich lieb nit vber gen
und gedenck daz du ir mügst vor gesten
wiltu aber ye ein lieb haben
so sweig vnd lafs dich nit vberladen.«

Angerückt ist dieser Spruch an 99, 19. Der Mangel an Versmass und der ungenaue Reim zeigen die Unechtheit an. Das passt für Bernhart Freidank, und ich glaube, dass er aus diesem, den die Handschrift 𝔚 kennt, hierher gerathen ist.

VII.

Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I den Staufer von Jacob Grimm 1844 wird S. 113 gesagt »einen Abstand Walthers und Freidanks aus ihrer Spracheigenthümlichkeit darzuthun fällt schwer, da von beiden wir nicht Text genug vor uns haben, Freidank aber bei Zusammenstellung schon überlieferter Sprüche leicht Ausdrücke und Wendungen behielt, die nicht einmal in seiner Mundart vorhanden waren. Es kommt hinzu, dass seine Bescheidenheit nicht in ihrer echten Gestalt aufbewahrt und auf die jüngeren mehr unvollständigen als inter- 361
polierten Abschriften kein Verlass ist; die wenigen gerade auch 23
in unsere Münchner lateinische Sammlung S. 110ᵇ aufgenommnen und daraus in Docens Miscellaneen 2, S. 195. 196 abgedruckten Sprüche gewähren älteste Urkunde.« Ich kann dem nicht beistimmen. Zwar ist, wie ich gezeigt habe, die alte Ordnung nicht mehr herzustellen und in ein Paar einzelnen Sprüchen

das Ursprüngliche gestört, aber bei der überwiegenden Mehrzahl ist der Text gesichert, und zwar so gut gesichert, als in den meisten Denkmälern jener Zeit. Eine ansehnliche Reihe von Handschriften gewährt hinlängliche Beglaubigung, ja es liegt gerade ein Zeugnis für die Echtheit des Textes darin, dass, der verschiedenen Umstellungen und Änderungen der Reihenfolge ungeachtet, er so gleichlautend und übereinstimmend sich erhalten hat; und wer darauf besteht, den höchsten Grad der Verderbnis vorauszusetzen, der kann doch unmöglich annehmen, der ursprüngliche Text würde Abweichungen von Walthers Sprachformen gezeigt haben: dann müsste die vermuthete Verderbnis absichtlich darauf ausgegangen sein, diese Verschiedenheit zu tilgen, daneben aber das Übereinstimmende stehen zu lassen: ja, die Urheber der Verfälschungen (mehrere natürlich, denn einer allein konnte den echten Text in allen Handschriften unmöglich vernichten) müssten sich in diesem Streben die Hand geboten haben. Ich zweifle nicht, der Text der reinsten Handschrift würde ebenso wenig Verschiedenheiten von Walther zu Tage bringen, als der, den wir besitzen, wahrscheinlich aber noch einige Übereinstimmungen mehr. Die Heidelberger Handschrift A, welche die Grundlage meiner Ausgabe gewährte, ist mindestens ebenso alt als jenes Münchner Bruchstück, das Schmellers Carmina burana S. 107—109 genauer als Docen mittheilen: sie ist eine gute, wenn auch nicht vortreffliche zu nennen und stellt die erste Ordnung dar. Da sie im Ganzen unbezweifelt bessere Lesarten liefert, so habe ich ihr in den meisten Fällen der zweiten Ordnung gegenüber den Vorzug gegeben, jedoch bei der neuen Bearbeitung des Textes von dieser Strenge etwas nachgelassen. Das Münchner nur aus 56 Zeilen bestehende Bruchstück folgt der zweiten späteren Ordnung, und da es den Vorzug verdienen soll, so habe ich die Mühe nicht gescheut, es mit A genau zu vergleichen. Es stellte sich heraus, dass seine Abweichungen, die niemals den Sinn berühren und im Geringsten nicht einen Gegensatz von echtem und überarbeitetem Text auch nur andeuten, überall Fehlerhaftes oder Verwerfliches liefern. 105, 6 flickt es gegen das Versmass gar ein und schreibt fälschlich verniugeret.

136, 12 siht für das richtige ensiht der ersten Ordnung. 362
136, 13 wo A das schwierige getagen hat und die Handschriften 34
der zweiten Ordnung, die das Wort nicht verstanden, immer etwas anders vorbringen, zeigt es ein unverständliches lagen. 138, 6 steht das weniger beglaubigte ist dem besseren wære nach. 141, 20 kommt die metrisch schon unzulässige Form storchen vor. 142, 10 swenne statt swâ gegen A und alle übrigen Handschriften habe ich mit Recht zurückgestellt. Es ist gar nichts aus diesem Bruchstück zu gewinnen.

In Hattemers Denkmälern des Mittelalters 1, S. 421 wird aus einer Handschrift der Stiftsbibliothek zu Sanct Gallen eine einzelne Stelle angeführt, welche zwei Sprüche aus Freidank (110, 21. 22. 84, 6. 7) enthält; bei dem zweiten fehlen die beiden Reimwörter. Die Handschrift soll angeblich in das neunte Jahrhundert gehören: das ist schon der Sprachformen wegen ganz unmöglich, aber sie mag doch aus dem Anfang des dreizehnten sein. Der Text weicht von dem bekannten nicht ab und ist nur insoweit schlechter, als sich in die erste Zeile selbes fälschlich eingedrängt hat.

VIII.

Gegen meine Vermuthung, dass hinter den Namen Walther von der Vogelweide und Freidank ein und derselbe Dichter sich verberge, habe ich den von der gleich in die Augen fallenden Verschiedenheit beider Gedichte genommenen Einwand, den einzigen, der Gewicht hat, gleich anfänglich selbst mir gemacht, aber er scheint mir entkräftet durch den natürlichen Abstand zwischen kunstreichen Liedern, die zum Gesang bestimmt sind, und einem die Gegenwart ernst und hart angreifenden, grossentheils aus Sprichwörtern zusammengesetzten, in einfachen Reimpaaren abgefassten Werk, das gelesen ward. Wo zeigt sich Freidank in Gedanken, Sprache und Gesinnung Walthers unwürdig? Was unterscheidet sie beide anders, als der äussere Standpunkt, und was hindert einen beweglichen, nicht an Eine Form sich bindenden Geist diesen oder jenen nach Wohlgefallen einzunehmen? Hier redet der Dichter schlicht, volksmässig, wie es sein Zweck fordert, dort mit dem Schwung

der Erhebung und mit den blühenden Worten eines Sängers, und doch fehlt auch diesem, der ars und mâne ins Gleichnis bringt, nicht die gesunde Derbheit des anderen. Als ob Goethe der Liederdichter nicht auch die Weissagungen des Bakis habe schreiben dürfen? Gemahnt Freidank wie eine schwächliche und abhängige Natur, die ihre dünnen Wurzeln erst aus fremder
363 Quelle begiessen muss? Weiss er nicht selbst ûz iegelichem
35 vazze gât daz ez innerhalben hât? Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich, wie ich schon in der Einleitung S. CXX gesagt habe, in dem Gedicht Freidanks den Beigeschmack einer eigenthümlichen Persönlichkeit und zugleich Walthers besondere Gemüthsstimmung empfinde. Ich kann ein Paar ähnliche oder vielmehr schärfere Gegensätze aus jener Zeit nachweisen. Wer erkennt den lebensfrischen Dichter von Erek, Gregor, Iwein, dem armen Heinrich in den mit ermüdenden, ziemlich dürftigen Betrachtungen erfüllten zwei Büchlein wieder? Lichtensteins Minnelieder sind, wenn auch ohne Tiefe des Gefühls, zierlich gedacht und in einer gewandten, höfisch gebildeten Sprache anmuthig ausgedrückt: würde man glauben, wenn man dessen nicht sicher wäre, dass ein von aller Phantasie entblösstes Gedicht, ich meine den Frauendienst, von demselben Verfasser ausgegangen sei? Ich will nicht von dem oft widerwärtigen, oft abgeschmackten Inhalt reden, sondern denke hier nur an die trockene chronikartige Erzählung, die es nirgend auch nur zu einem geringen Grad von Lebendigkeit bringt; der Gegensatz ist viel grösser als zwischen Walther und Freidank. Aber es soll »schwer fallen, den Abstand ihrer Spracheigenthümlichkeit darzuthun, da wir von beiden nicht Text genug vor uns haben«. Das will mir nicht einleuchten. Walthers Lieder enthalten etwa 5000, Freidanks Werk gegen 4000 Zeilen: auf einem Felde von diesem Umfang konnten Sprachverschiedenheiten genug aufwachsen. Ist doch der umgekehrte Versuch gemacht worden (Haupts Zeitschrift 5, S. 74. 75), aus sieben vereinzelten, nicht mehr als 64 Zeilen enthaltenden Bruchstücken eines verlorenen Gedichts von Frau Treibe Gleichzeitigkeit und Ähnlichkeit der Lautverhältnisse wie des Stils mit dem aus 1300 Zeilen bestehenden Gedicht vom Grafen Rudolf nachzuweisen, während

dort vollkommene, hier unvollkommene Reime beide Gedichte weit genug auseinandersetzen. Dann aber ist die Übereinstimmung in den Sprachformen Walthers und Freidanks, wie merkwürdig und wichtig an sich, nicht einmal die Hauptsache, sondern der Einklang in sittlichen sowohl als politischen Ansichten, die nur in Liedern sich tiefer und schärfer aussprechen konnten: ferner der Einklang in Bildern, Wendungen und Redensarten, die sich bei einem Einzelnen festzusetzen pflegen und die ein anderer ohne mühsame Anstrengung, zu der sich hier kein natürlicher Grund denken lässt, nicht ablernen kann. Ist etwa jene ängstliche Übereinstimmung zu bemerken, wie bei einem, der sich von dem andern Gedanken und Worte holt? Ich finde auf beiden Seiten freie und ungezwungene Auf- 364
fassung: es gibt einfache Sprüche bei Freidank, die mit der 36
reicheren Ausführung in Walthers Strophen zusammenkommen (s. die Anmerkungen zu 100, 6. 7. 103, 25. 26). Man erkläre diese Erscheinung, wenn hier zwei Verschiedene sprechen, auf eine befriedigende Weise, nur nicht durch kleinliche Nachahmung oder Angewöhnung, die bei dem so selbständig und scharf sich äussernden Freidank nicht an der Stelle ist: welch ein armseliger, aller eigenen Mittel entblösster Geist müsste er gewesen sein. Wo man einen solchen Einfluss am ersten sucht, bei Walthers Schüler, dem von Singenberg, da habe ich ihn gerade nicht gefunden: hingegen wie leicht erkennbar ist die Nachahmung Hartmanns bei Wirnt und Fleck, die sich wiederum so deutlich von ihrem Vorbilde unterscheiden.

Ich will die in der Einleitung S. CXXIII—CXXVII ausgehobenen Übereinstimmungen, so genügend sie mir scheinen, noch mit einer Reihe anderer vermehren, wobei ich absichtlich auch auf weniger hervortretende, doch nicht überall vorkommende Gedanken und Ausdrücke Rücksicht nehme, weil mir darin eine besondere Beweiskraft gegen absichtliche Nachahmung zu liegen scheint; dergleichen borgt niemand ab. der armet an der sêle Walther in W. Wackernagels Lesebuch I, 388, 36: der armet an dem muote Freid. 56, 12. in sinem süezen honge lit ein giftic nagel W. 29, 12: nû seht daz honc, swie süeze ez si, da ist doch lihte ein angel bi F. 56, 12. dû verderbest dich

dâ mite W. 60, 29: sie verderbent sich dâ mite F. 42, 26. so ist vaz und trane ein wiht W. 106, 22: dâ wirt elliu sünde ein wiht F. 35, 9. daz in sanfte tuot W. 56, 20: daz mir sanfte tuot F. 40, 9. daz sie dâ heizent minne, deis niewan senede leit W. 88, 19. 20: minne (bringet) senede leit F. 51, 16. do ich sô wünnecliche was in troume riche, dô taget es und muos ich wachen W. 75, 22—24: dem blinden ist im troume wol, wachend ist er leides vol F. 55, 1. 2. dâ für kan niemen keinen list W. 56, 8: dâ für enkan ich keinen list F. 65, 19. die unrehten die daz riche wænent stœren W. 10, 23: der fürsten ebenhêre stœrt noch der riches êre F. 73, 8. 9. swâ sô liep bî liebe lît gar vor allen sorgen frî W. 92, 1: swer liep hât, der wirt selten frî vor sorgen F. 101, 25. 26. der kalte winter was mir gar unmære W. 118, 33: der sumer würde gar unmære F. 117, 6. huobe W. 125, 6: F. 120, 6. saget war umbe er sîne lêre von den buochen schabe W. 31, 31 und daz er mich von dem briefe schabe W. 100, 27: reht gerihte ist abe geschaben F. 162, 17 und dins glouben êre ist abe geschaben
365 F. 152, 27. ich mêrte ie dem tievel sînen schal W. 123, 22:
37 des hât der tiuvel grôzen schal F. 168, 16. des sî dir lop und êre geseit W. 3, 71: F. 181, 1. sît an in sin fröide stât F. 112, 16 vgl. 81, 18. 91, 17. 121, 15: an der des glouben fröide stât F. 161, 8. daz dich schiere got gehœne W. 64, 34: got mohte den tiuvel niemer baz gehœnen F. 68, 12. 13. dâ diu nahtegale sanc W. 94, 19: F. 139, 22; beide gebrauchen daneben die starke Form nahtegal W. 65, 23: F. 142, 7. grôze hôve (der Plural ist selten) W. 65, 29: F. 88, 18. bî eigenem fiure W. 28, 3: bî eigenem brôt F. 27, 3. halsen triuten W. 92, 1: F. 100, 6. al diu welt W. 58, 24. 111, 8. al die werlt W. 28, 31: F. 101, 23. über al der welte W. 76, 27: F. 109, 11. der bœste, der beste W. 26, 29—32: F. 90, 26. 105, 15. 110, 24. zer helle varn W. 15, 27: F. 105, 9. 151, 12. 180, 1. zorn senften W. 7, 21: F. 64, 12. arger list W. 34, 17: F. 14, 11. enger rât W. S. 148: F. 72, 16. bœser rât W. 83, 31: F. 162, 2. schanden mâl W. 30, 23: F. 118, 6. sælden fluz W. 18, 25: schatzes flüzze F. 148, 4. ûz der nôt komen W. 15, 23: F. 35, 7. zende komen W. 84, 2: F. 111, 13. 162, 19. reise varn W. 29, 18:

F. 12, 12. den muot beswæren W. 62, 27. 88, 30. 90, 12 F. 109, 5. leben nâch wâne W. 33, 31: F. 116, 7. daz beste tuon W. 14, 21: F. 82, 23. 99, 4. 110, 11. 149, 22. 156, 22. 160, 18. aber als ê W. 88, 38: F. 88, 18. michels baz W. 112, 31: F. 163, 12. muoter barn W. 5, 40: F. 151, 11. lûter brunne W. 94, 17: F. 71, 23. guote sinne W. 33, 32. 123, 36 usw.: F. 143, 18. der wâre Krist W. 4, 26. 5, 18: F. 173, 10. weizgot W. 32, 26: F. 175, 5. grunt bildlich, herzen grunt W. 6, 12. 27, 26. 36: tôdes grunt F. 156, 24. suontac W. 95, 7: suones tac F. 169, 5. offen stên W. 74, 15. 17. 19: F. 12, 20. 66. 6. 161, 21. sêre streben W. 80, 5: F. 154, 23. vor gân W. 33, 13: F. 122, 10. sich haben an einen W. 31, 22: F. 55, 11. 96, 27. 151, 6. einem bî gestân W. 45, 29: F. 16, 12. 158, 1, sich tœren lân W. 10, 20: F. 67, 2. beschœnen W. 104, 4. 106, 6: F. 162, 22. sich besprechen W. 79, 7: F. 64, 21. grînen W. 29, 9: F. 138, 12. brogen W. 12, 10: F. 147, 7. rûnen W. 53, 12: F. 54, 23. lœsen befreien W. 76, 36. 78, 34: F. 20, 17. 39, 19. 130, 9. 151, 3. 181, 4. niuwe Subst. W. 17, 30: F. 119, 4. gouch Narr W. 10, 7. 24, 7. 79, 2: F. 54, 22. 83, 12. 98, 12. 150, 21. gehôrsam W. 11, 7: lobesam F. 13, 13; vgl. Haupt zu Engelhart S. 247. offenliche W. 10, 14. 44, 78: F. 162, 27. her bisher W. 21, 26. 32, 1. 94, 3. 98, 28: F. 176, 8. Zu unwîp (Einleitung S. CXXVI) muss ich nachtragen, dass in der Klage 361, im Iwein 2299 unwîplich, bei Herbort 17254 und Lichtenstein 566, 19 unwîpliche, im Gerhard 2313 unwîplichen, in Türheims 366
Wilhelm Bl. 161[b] unwîplichez wîp vorkommt. Die früheren 38
Anmerkungen zu 58, 12. 67, 25. 126, 18, die Übereinstimmungen nachweisen und hier Berücksichtigung verdienen, habe ich ansehnlich vermehrt zu 4, 17. 16, 25. 33, 23. 35, 5. 44, 3. 55, 16. 57, 2. 58, 11. 87, 6. 87, 8. 89, 2. 95, 16. 103, 25. 123, 12. 123, 21. 124, 5. 126, 18. 140, 9. 155, 4. 158, 8. 158, 27. 164, 8.

Man kann einzelne Übereinstimmungen für einen Zufall erklären, aber unmöglich eine so grosse Anzahl. Von einem Wort will noch besonders reden, weil es bei unserer Frage vor allen anderen Gewicht hat. Bei Freidank findet sich diu kristen für kristenheit 10, 26. 149, 14, und das Versmass verlangt es auch 13, 22. 153, 30: es entspricht dem althochdeutschen

cristani, kommt aber in dieser Zeit sonst nirgend vor. Zwar auch nicht bei Walther, doch scheint er das auf gleiche Weise gebildete heiden zu gebrauchen; vgl. zu Roland 3, 23 und Lachmann zu Walther 15, 19.

Übereinstimmungen in einzelnen Sprachformen habe ich schon in der Einleitung S. CXXVII nachgewiesen und füge hier einiges hinzu. Ob anderz W. 22, 31. 92, 13: F. 12, 12, die flectierte Form des Neutrums in dieser Zeit noch sonst vorkommt ausser Iwein 7112, wo sie aber die beste Handschrift nicht gewährt, ist mir unbekannt. Dem gekürzten Infinitiv prise F. 85, 22 entspricht büeze W. 37, 13, wiewohl Lachmann die Echtheit dieses Liedes bezweifelt. Ich bemerke auch hô W. 17, 37. 67, 1. 117, 2: F. 43, 2. 103, 27. Beide gebrauchen sanc als Masc. W. 14, 5. 29, 3. 32, 33 usw.: F. 143, 18, sodann den Plur. friunt W. 74, 10. 79, 21 (auch 31, 2 ist wohl gewisse zu lesen): F. 12, 12 und das Part. praet. verbrennet W. 4, 16: F. 151, 16. W. gebraucht 7. 20. 91, 25. 105, 17 offenbâre, aber 87, 18. 23, gerade in dem Lied, in welchem eine Strophe mit F. stimmt, offenbâr, wie es dieser 23, 17. 42, 16 thut. Beide verwenden vient vint vinde W. 53, 14. 29, 20: F. 47, 7. 62, 2. 72, 10. 73, 7. 113, 15. 128, 4. Verschiedenheiten habe ich auch bei erneuter Aufmerksamkeit nicht finden können; ein Umstand, der nicht geringeres Gewicht hat. Denn dass F. 60, 1 einmal im Reim den Nom. Plur. herzen anwendet, W. nur herze, brauche ich kaum anzuführen: warum sollte F. sich nicht der anderen so bekannten Form bedient haben, da ja auch W. bei strâze die starke und schwache Form zulässt? Zudem ist eine Änderung leicht, man braucht nur in der folgenden Zeile manege
367 smerze zu lesen, dem althochdeutschen smerza entsprechend.
39 Dieses Wort kommt sonst bei F. nicht vor, gar nicht bei W., und ist überhaupt in dieser Zeit selten.

Die Sprache ist in beiden Denkmälern rein oberdeutsch und zeigt nicht, wie im Mitteldeutschen, Einmischungen der niederen Mundart; sie verrathen auch darin eine gemeinsame Heimath. Ich hätte daher auch nicht die mitteldeutsche Form sterre (8, 22. 19, 1. 59, 4. 108, 3) gegen die Lesarten sterne festhalten sollen, zumal diese bei Walther erscheint; indessen

begegnen wir sterre auch im Servatius 648 und bei dem süddeutschen Berthold: auch reimt in dem Gedicht von Bonus (Haupt Zeitschrift 2, S. 211, 87) sterre : hêrre, und in einem östreichischen Gedicht (Rauch Scriptores 1, S. 374) sterren: merren. Ebenso verhält es sich mit martel 9, 23. 26, 16. 173, 2, marteler, wie 67, 24 stehen muss, und gemartelôt 173, 9, wofür marter marterer gemarterôt zu setzen ist, wiewohl es schwer zu begründen fällt, dass die oberdeutsche Sprache diese Form nothwendig verlange, weil es zwar Reime auf marter, nicht aber auf martel gibt. Ich ziehe marter gerne vor, da ich es auch bei Walther finde: ein ihm beigelegtes Lied (MS. 1, 134ª) zeigt es im Reim. Dagegen gebraucht Otfried schon martelôn und Berthold häufig martel S. 28. 31. 35. 101 usw., wie martelen S. 82. 88. 150: ebenso Heinzelein von Konstanz (Diutisca 2, S. 255) martel. Umgekehrt aber reimt der mitteldeutsche Dichter des Lohengrin zweimal (S. 84. 194) marter : zarter, selbst im heiligen Anno 87 findet man mertirêre, bei Herman dem Damen 384, im Wartburger Krieg MSHag. 3, 179ª) und im Passional 4, 20 marter, 128, 19. 259, 93 marterære, ja die niederdeutsche Übersetzung Freidanks schreibt in allen Stellen marter und nur einmal (67, 24) mertelêre.

IX.

Ich bin bei der Herausgabe von Freidanks Werks der Ansicht gefolgt, dass man, weil er nicht wenige Sprüche aus volksmässiger Überlieferung aufgenommen habe, eine strenge Beachtung der metrischen Gesetze nicht suchen dürfte und glaubte, ihn entschuldigt, wenn man schweren Auftakt, nachlässige Behandlung der Senkungen und andere Verstösse gegen die kunstgerechte Form wahrnahm. Von diesem Vorurtheil bin ich zurückgekommen: ich glaube vielmehr, dass er den besten Dichtern in dieser Beziehung nicht nachsteht, und hoffe, dass eine neue (dieser Abhandlung schon zu Grund liegende) Bearbeitung des 368
Textes davon überzeugen wird. Auch hierin tritt die Übereinstimmung mit Walther hervor, soweit sie bei der Verschiedenheit der Dichtungsart möglich ist. 40

In der Abneigung vor starken Kürzungen stehen beide

Dichter den Zeitgenossen Wolfram und Hartmann gegenüber; man könnte darin eine Einwirkung von Walthers Aufenthalt in Mitteldeutschland sehen, wo sie nicht beliebt waren.

Das auslautende tonlose e kann, wenn ein langer Vocal vorangeht, nach den Liquiden wegfallen, ich wæn W. 22, 30. 34, 20: F. 111, 14. 120, 15. ich mein F. 75, 19. ân W. 7, 15. 29, 1. 50, 25. 73, 8: F. 7, 7. 37, 25. 43, 16. 111, 19. 120, 19. 126, 11. sin (suam) W. 7, 19. 29, 14. 37, 20: F. 6, 4. 36, 7. 37, 17. 66, 24. 128, 27. 129, 11; vgl. Lachmann zu W. 20, 13 und 61, 22, der Nachahmung der gemeinen Sprache darin sieht. min (meam) W. 36, 28. 46, 31: F. 113, 17. wær W. 23, 17: F. 75, 11. 80, 23. 85, 10. 89, 18. 136, 6. 145, 7. fuor W. 20, 13. Nach einer Muta bei vorausgehendem langen Vocal nur in wenigen Fällen, umb W. 11, 5. 83, 38. 85, 19. 111, 4: F. 13, 22. 55, 4. 139, 24. ich wolt W. 26, 33: F. 91, 8. stüent F. 3, 26. gedæt wir W. 10, 2. tæt dû W. 89, 30; vgl. Lachmann zu 20, 13. Bei vorangehendem kurzen Vocal nur ein einziges auffallendes Beispiel stat W. 110, 34: vgl. Lachmann S. 172. 218. W. hat auch ich lih 82, 14. Dieses e fällt ferner im Inlaut einige Male zwischen Liquiden aus. einr W. 26, 17: F. 73, 5. 105, 2. 177, 20: ich habe kein Beispiel aus einem anderen Dichter. hüenr W. 34, 12: F. 73, 5. 177, 20; ich finde diese Kürzung nur noch bei Gervelein MSHag. 3, 37, der aber die Zeile aus Walther wird genommen haben, wie eine andere Strophe 8, 1 aus W. 80, 20. dinr W. 5, 24. viern F. 109, 21; das Wort kommt nur in der einen Stelle vor, bei W. gar nicht. teilh F. 28, 13. hœrn F. 90, 24. ein, der Artikel, für einen F. 2, 27. 6, 3. 46, 22. 70, 14. 77, 4. 131, 15. 156, 27. 170, 14. Auffallend F. 122, 2 nâch dem sin, aber das Substantivum in der vorangehenden Zeile nâch dem schaden min wirkt noch fort. Der Accusativ dehein 141, 4 im Reim auf œhein entscheidet für die Schreibung. In den Liedern enthält sich W. dieser Kürzung. Häufiger ist der Wegfall zwischen Liquida und Muta. eins, der Artikel, W. 19, 5. 8: F., der Artikel, 80, 16. 82, 4. 98, 21. 22. 112, 6. 138, 3 und Zahlwort 18, 22. einz, Zahlwort W. 18, 9: F. 87, 25. keinz F. 2, 27. 19, 19. 116, 16. deheinz F. 12, 1. mins W. 54, 6. 73, 16. 74, 9: F. 122, 5.

179, 25. sins W. 18, 27: F. 23, 21. 73, 3. 138, 18. Am häufigsten in der dritten Person des Präsens sowohl nach Liquida 369
als Muta, erteilt F. 89, 17. erkennt F. 32, 14. wænt F. 44, 5. 41
59, 19. 99, 4. 126, 20. verdient F. 81, 27 und Particip Praet. unverdient F. 92, 96. grint F. 138, 12. verniugernt F. 105, 6. èrt F. 56, 25. 27. hœrt F. 35, 17. 59, 6. 68, 3. 95, 10. 100, 22. 118, 25. 121, 9. 136, 12. 149, 16. hœrnt F. 144, 16. stœrt F. 73, 19. kêrt F. 61, 26. 67, 15. 18. 68, 18. 23. 103, 20. 105, 26. lèrt F. 36, 27. lèrt ir F. 142, 22. mêrt F. 41, 17. volgt F. 36, 19. bringt F. 172, 14. rüegt F. 34, 5. lescht F. 39, 6. stieht F. 45, 13. wirbt F. 111, 11. fliuht F. 100, 8. halst F. 100, 6. vàt (für vâht) F. 73, 17. 78, 13. kouft F. 66, 19. verliust F. 40, 23. 82, 3. 105, 12. Dazu die Part. Prät. getouft: verkouft F. 45, 24. 25, wo auch getoufet: verkoufet zulässig wäre. Diese Kürzungen des Präsens und Part. Prät. sagen dem singbaren Lied nicht zu, deshalb wendet sie Walther seltener an, doch entschlüpft ihm weint 37, 9. kêrt 29, 14. lèrt 86, 13. stieht 54, 24. Ich will noch bei Freidank bâbst 154, 7. 13. bâbstes 151, 21. 153, 15. jungsten 178, 14 anmerken, wo Walther nicht kürzt. Endlich, geht wurzelhaftes t voran, so lässt F. im Präsens die Endigung et, wenn es nöthig ist, ganz fallen. beriht 24, 4. 28, 11. 70, 20. geriht 72, 5. gerœt 133, 24. fürht 136, 11. 178, 7. viht 140, 11. schilt 62, 24. brist 108, 2. mich trôst 176, 12. ir trôst 178, 21. verleit 104, 17. briut 177, 20. triut 100, 6. W. lässt nur einmal trôst 85, 7 durch, denn rit (Lachmann S. 152) ist schwerlich echt. Geht d voran, so habe ich dt geschrieben, vindt 62, 12. 81, 20. 82, 17. 18. sendt 68, 26.

Zusammenziehungen und Verschleifungen gehen bei Freidank nicht über die gemässigten Grenzen Walthers hinaus und finden sich fast sämmtlich bei diesem wieder, sind auch nicht häufiger: wenige, die der Liederdichter nicht anwenden wollte, oder wozu keine Veranlassung war, dàz F. 96, 10. sândern F. 57, 4. habem F. 150, 2. habern F. 150, 5. Da sie bei den meisten Dichtern vorkommen, so wäre es überflüssig, ins Einzelne zu gehen, nur ein Paar Beispiele, dàst W. 15, 25. 90, 30: F. 9, 2. 11, 7. 145, 24. dêrst W. 12, 4. 26, 27: F. 16, 1. 54, 6.

135, 19. sost W. 45, 19. 69, 10: F. 41, 9. 53, 18. 128, 23. 144, 25. êst W. 15, 31: F. 22, 3. 40, 11. 179, 6. dèr W. 19, 30. 84, 21: F. 52, 15. 114, 14. dàs W. 54, 26: F. 154, 11.

X.

Der einsilbige Auftakt, der den Vers belebt, ist natürlich oft angewendet, der dreisilbige, der ihn belästigt, vermieden,
370 der zweisilbige nie ungebührlich beschwert, wie dies z. B. bei
42 Fleck geschieht. Gleich anderen gebildeten Dichtern vergönnt Freidank dem ersten Fuss manchmal drei Silben, wovon die mittlere am mindesten Gewicht hat, indem die Betonung zur dritten darüber hingleitet: immer aber steht ein zweisilbiges Wort voran; so hält es auch der Dichter des Athis (z. B. E 80 tuonde daz) und Konrad (Haupt zu Engelhart 3056). Ich will die Stellen bei Freidank anführen, swenner in 15, 12. danne diu 21, 17. beidiu zen 22, 17. woltens niht 77, 1. izzet er 88, 11. 12. êre muoz 93, 10. êre mac 93, 18. gæber mit 93, 19. swannez ze 94, 18. under den 133, 8. 158, 19. swelher dem 140, 1. sprechent dâ 156, 11. zAkers sint 157, 1. 5.

Freidank gestattet, wiewohl nicht oft, eine Hebung ohne Senkung, aber immer nur einmal in der Zeile; darin stellt er sich dem Dichter des Athis zur Seite, bei dem ich (S. 25 [= Kl. Schr. III, S. 239]) ein Gleiches bemerkt habe. Zwar kann die eine Senkung an jeder Stelle des Verses ausbleiben, aber am meisten fehlt doch die letzte und auch hier überwiegend öfter, wenn Ein Wort die zwei letzten Hebungen gewährt: so z. B. Fridánc hírát wisságen rátgében nôtzóget und lántmán wéizgót oder schíllínc pfénninc wéitín gúldín. Bei Zusammensetzungen wie in bárfúoz 119, 15 und dem zweifelhaften Sámkárc 132, 26. 158, 14 kann auch die erste kurz sein. Wenn dagegen der Schluss aus zwei Wörtern besteht, so sind es zwei Längen wie árm ist 40, 12. zwélf jár 42, 5. schâf ist 67, 27. liep hât 102, 1. wîp hât 104, 10. gúot ist 108, 1. wâr sâgen 124, 1. drí márc 132, 27. 185, 15, oder eine Länge und eine Kürze, flíz án 61, 26. wérlt kán 31, 18. getúon mác 31, 18. Es scheint Zufall, wenn keine Stelle vorkommt, wo die Hebung auf einer Kürze vorangeht, wie bei anderen, z. B. dér ist Iwein 208. tác nie Iwein 1743. slác

slúoc Iwein 6505. sún mín Parz. 128, 3. Aber wohl absichtlich verwendet Freidank nicht zwei Kürzen, wie wár nám Äneide 2461. frúm mán Iw. 1849. 1861. gót gán Iw. 1928. 2324. wól gán Iw. 2492. mir wér 3617. mán nám 4119. dáz ér Büchlein 1, 1503. Konrad bedient sich zweier Wörter, aber nur unter besonderen Bedingungen, die Haupt zu Engelhart S. 226 nachweist: Eines Wortes bedient er sich oft und erlaubt überhaupt nur den Wegfall der Senkung an dieser Stelle. Beispiele aus Silvester in Haupts Zeitschrift 2, S. 373. 374. Wenn Konrad mehrmals am Schluss pálás, also Ein Wort mit zwei kurzen Silben, setzt, so ist zu erwägen, dass an einem fremden Wort die erste Silbe schwerer betont wird, auf gleiche Weise 371
steht es Graf Rudolf 15, 28. Lambr. Alexander 5262. 5284. 43
Klage 790. 1139. Parz. 23, 15. 27, 16. 32, 12. 45, 9. 53, 14. 61, 2. 69, 22 usw. Wilh. 97, 17. 140, 23. 144, 1. Flore 6425. Mai 60, 28. 214, 12. Barlaam 23, 9. 316, 21; vgl. Lachmann zu Nibel. 557, 3, zu Iwein 6144 und S. 475. Ebenso steht wáláp Parz. 173, 29. 211, 3. 295, 10. Wigalois 216, 38. Stricker Karl 41ᵃ. In Walthers Liedern wird man eine solche Unterdrückung der Senkung nicht suchen, doch finde ich 95, 7 súontác mit der Lesart endes tac, wo aber, glaube ich, Freidanks suones tac (vgl. zu 35, 27) zu setzen ist.

Die Regel, welche kunstgerechte Dichter bei dem Auslaut der letzten Senkung beobachten, wenn diese auf eine betonte Silbe mit kurzem Vocal fällt und der darauf folgende stumpfe Reim vocalisch anlautet, hat Lachmann zu Iwein 4098 angegeben, wie die Abweichungen, die sich andere, selbst Wolfram, Hartmann und Gottfried erlauben. Bei Walther und Freidank kommt in allen, ziemlich zahlreichen Fällen kein Verstoss gegen die strengsten Bedingungen vor: der gewiss zufällige Unterschied besteht nur darin, dass F. einmal ez ouch 54, 23 setzt, was statthaft ist, aber bei W. nicht erscheint, dieser dagegen allein das ebenso zulässige daz ich 49, 31. daz iht 124, 3. daz ort 28, 18. 63, 25; statt des fehlerhaften was ich 40, 30 schlägt Lachmann bin ich vor.

Vor dem stumpfen vocalisch anlautenden Reim sind Abkürzungen nur unter Bedingungen erlaubt, die Lachmann zu

Iwein S. 556 feststellt. Diesen gemäss lässt sie Freidank einige Male zu, und ich wiederhole hier Lachmanns Zusammenstellung (S. 558), zumal jetzt ein Beispiel wegfällt, liebest ist 28, 14. leidest ist 65, 18. schelteun ist 62, 9. lebenn ist 68, 22. der esel art 72, 25. dan ê 133, 20. Für das Lied war wohl diese Kürzung zu stark, doch findet sich auch bei W. sung ich, weshalb Lachmann die Echtheit der Strophe (Z. 110, 33) anzweifelt.

Am auffallendsten zeigt sich die Übereinstimmung beider Dichter in dem Gebrauch des gekürzten, in die letzte Senkung fallenden unt vor stumpfem Reim, wo auch beide die Bedingung (s. Haupt zu Engelhart 463) enger und formelhafter Einigung der Wörter durch unt immer erfüllen. F. lässt es nur dann zu, wenn der Reim mit a und j, t und l beginnt, also êre unt amt 16, 23. schœne unt jugent 176, 16. vogele unt tier 5, 13. 10, 13. bihte unt touf 16, 6. naht unt tac 154, 15. zuht unt
372 tugent 52, 21. schœne unt tugent 176, 17. bürge unt lant
40 75, 13. 79, 26. 152, 20. liute unt lant 156, 17. Walther vor a und i, d und l. ûf unt abe 81, 14. junc unt alt 56, 7. træge unt alt 124, 9. er unt ich 40, 15. ûz unt in 55, 11. jenen unt disen 81, 8. liep unt leit 116, 28. j und t bei Freidank und i und d bei Walther kann einen Unterschied nicht begründen. Andere und gute Dichter beschränken sicht nicht so weit oder auf andere Weise: ich will, um das Gewicht zu zeigen, das in der Übereinstimmung beider liegt, diejenigen gegenüberstellen, die hauptsächlich hierbei in Betracht kommen. Hartmann verwendet dieses unt viel seltener, nur einmal im Iwein und Gregor, einige Male im Erek: er setzt es nicht vor einem Vocal, aber vor d t h und n (hôch unt die Erek 7845. Iw. 4365. naht unt tage Greg. 2956. fuor hin ze hove unt tete Erek 5699, wo, wie Haupt zu Engelhart S. 233 anmerkt, das Formelhafte vernachlässigt ist. hin unt her Er. 3873. wîp unt man Er. 5281. in unt mir Er. 6446); f und g (dürre unt vlach Iw. 449. riterlich und guot Iw. 905) hat Lachmann (zu Iw. S. 482) ausgewiesen. Wolfram vor a i o u und d t (Belege liefert Haupt zu Engelhart S. 233) auch vor m (ros unt man Wilh. 365, 23). Gottfried von Strassburg im Tristan vor a e i ei (an unt abe 204, 25. ûz unt abe 329, 32. edelich unt alt

385, 32. dû unt er 235, 7. pfert unt ich 69, 30. got unt ich 103, 33. und zwâre, solt du leben unt ich 109, 20. min frouwe unt ich 287, 11. ir unt ich 372, 27. si unt in 281, 1. 346, 10. mich unt in 377, 21. triuwe unt eit 163, 10. ein unt ein 327, 17), sodann vor b d h m w (baz unt baz 73, 10. 184, 9. ich unt duo 250, 32. diz unt daz 353, 35. hin unt her 66, 19. 97, 3. mê unt mê 344, 29. wâ unt wie 409, 8), aber nicht vor s, denn 87, 17 ist mit einer Handschrift schœne zu streichen und 413, 33 ist das seltsame sînen wuocher bern unt spil gewiss nicht richtig, ich ändere sin wuocher berndez spil. Auch wohl nicht vor g und r, da wahrscheinlich 121, 24 vil unt zu streichen und von der gedenke ich genuoc zu lesen ist. Löscht man 258, 34 das überflüssige was vor übel, so bleibt ein herze übel unde guot. 238, 20 maneges herzen fröude unt rât lautet schon befremdlich, ich bessere fröuden rât. In Gottfrieds Lobgesang nichts der Art und nur einmal in einem Liede (MSHag. 2, 277[b]) an unt abe. In der ältesten und besten Handschrift von Neidharts Liedern, in der Riedegger, steht unt lediglich vor d und zwar nur zweimal (hie unt dort 24, 9. 36, 6), in der Pariser (MS. 1, 79 vollständig bei Hagen 2, 113. 114) befindet sich ein Lied, in welchem nicht bloss her unt dar, sondern auch hin unt her, zwei unt zwei vorkommt: ob es ein echtes ist, wird Haupts Ausgabe nachweisen; das gilt auch von einem Lied 373
(MS. 2, 82[b]) wo wider unt für sich zeigt. Die aus anderen 45
Quellen genommenen und im dritten Band der MSHag. ihm beigelegten Lieder scheinen keine Regel mehr zu beachten, hier wird unt gesetzt vor a e g h j k l m n p s t w (junc unt alt 195[b]. 312[a]. unt er 313[a]. spiez unt gabel 266[a]. rôt und gel 296[a]. hin unt her 202[a]. 203[b]. 204[b]. hei unt hei 283[b]. kumt unt jagt 243[a]. kopf unt kragen 187[b]. kurz unt lanc 229[a]. milz unt leber 291[b]. hals unt munt 201[a]. freude unt muot 296[b]. wip unt man 292[a]. unt nern 290[b]. tage unt naht 294[b]. unt pfunt 201[a]. wart unt spûr 197[a]. grôz unt swær 300[a]. fruo unt spât 313[a]. bere unt tal 283[a]. breit unt wit 190[b]. hel unt wit 190[b]. rife unt wint 286[b]); schon aus diesem Grund wird man sie zu den untergeschobenen rechnen müssen. Bei Lichtenstein finde ich unt nur einmal vor i (daz ez mir schadet unt ir 415, 4),

desto öfter vor b d f g h l m n s t w (baz unt baz 126, 32. lewen unt bern 473, 27. arme unt bein 583, 2. dise unt die 76, 26. her unt dar 90, 5. 102, 10. 314, 17. her unt dan 91, 2. dan unt dar 103, 18. hie unt dâ 69, 17. 171, 15. 247, 20. 535, 25. hie unt dort 287, 19. 493, 5. 584, 14. fruo unt fruo 72, 9. spât unt fruo 629, 17. gemach unt guot 314, 11. ich stuont ûf willeclich unt gie 539, 9 ist die Regel des Formelhaften nicht beachtet. gemach unt guot 314, 11. schœn unt guot 594, 17. 599, 25. 610, 31. dort unt hie 84, 27. 88, 19. 193, 11. 173, 18. 211, 8. 264, 21. 282, 28. 285, 15. 405, 21. 451, 31. 455, 22. 480, 32. 489, 1. hin unt her 489, 23. 491, 10. schœne unt lanc 207, 1. tuon unt lân 654, 27. nasen unt munt 220, 6. wîp unt man 579, 2. mêr unt mê 589, 9. tac unt naht 344, 8. herz unt sin 382, 23. lîp unt sin 590, 4. sus unt sô 452, 23. 476, 23. 551, 17. naht unt tac 324, 29. 579, 11. 588, 17. 642, 31. brôt unt win 334, 11). Bei Rudolf von Ems mehrmals vor i (er unt ich Gerh. 2586. min sun unt ich 3415. 4251. min herre unt ich 6574. dû unt ich Wilh. v. Orlens 6278. ich unt ir Gerh. 26, 56. dich unt in Wh. v. Orl. 12653. Unformelhaft steht im Baarlam, daz ir aus woltet tœren mich, daz ich verkêrte mich, unt ich ersæhe in mittes tages schîn 278, 4. Nicht unmittelbare Verbindung beider Wörter in einer anderen Stelle, daz kumet iu gar wol unt ir 12846). Sodann vor d g h m t w (hie unt dâ Barl. 32, 18. Wilh. v. Orl. 8149. diz unt daz Barl. 293, 27. dar unt dar Wh. v. Orl. 12041. ich unt dû 12736. êre unt guot Gerh. 521. her unt hin Gerh. 3052. Wh. v. Orl. 3924. gote unt mich Barl. 218, 21. naht unt tac Wh. v. Orl. 11731. guot unt wîs 6334. erde unt wasen 12996). Der
374 Dichter der Guten Frau vor m und w (mâge unt man 2135.
46 wâ unt wâ 2806). Konrad von Würzburg zeigt dieses unt (vor dem persönlichen Pronomen bei ihm auch und) selten, hat aber die Bedingung zusammengehöriger Wörter nicht immer festgehalten, wie Haupt zum Engelhart S. 233 nachweist; dort findet man auch die von Lachmann zu Iwein S. 557 schon gesammelten Beispiele. Bei ihm steht es vor a e i î ei (an unt abe Troj. Kr. 18390. ûf unt abe 22006. junc unt alt MSHag. 2, 317ª. Alexius 1271. Silv. 536. 989. Gold. Schmiede 1388. 1532. Troj. Kr.

2105. 12916. kapellâne und er Silv. 869. sin sun und er 2898. beide schibe und er Pantal. 1545. tracke und er Troj. Kr. 9872. sin mâc und er 10217. sin massenie und er 10896. Deidamie und er 15453. er und ich Engelh. 600. Thêlamôn und ich Troj. Kr. 11727. 11769. ir und ich 22222. mich und in 3531. si und in Engelh. 5094. er und ir Troj. Kr. 11152. ûz unt in Turnier 62, 2. ein unt ein Engelh. 463), sonst nur vor d und, wenn man den Anfang von Konrads Werken betrachtet, äusserst selten (ich unt dû Engelh. 526. dirre unt der Silv. 2617. mir unt dir Troj. Kr. 5704. dort unt dâ 19568), vielleicht auch einmal vor t (az unt trane Alexius 670). Das Volksepos gewährt nur wenige Beispiele, vor einem Vocal steht unt weder im Nibelungelied noch in der Gudrun: dort vor Consonanten nur dreimal und zwar vor m und d (wîp unt man 1462, 3. wider unt dan 2229, 1 und in einer unechten Strophe mâge unt man 1793, 1): nach einer Lesart auch einmal vor l (sorge unt leit 934, 2; vgl. die Anmerkung von Lachmann). In den echten Strophen der Gudrun nur zweimal vor g und w (stolz unt guot 115, 2. gerne unt wol 240, 2), in den verdächtigen vor s und w (michel hôch unt starc 65, 2, wo aber wahrscheinlich michel unde starc zu lesen ist. man unt wîp 127, 1). Dietleib und die Klage haben sich reiner gehalten: in beiden Gedichten habe ich kein unt gefunden, denn in dem erstgenannten ist Zeile 12047. ohne Zweifel zu lesen die helde küene unde junc. Dem natürlichen Gehör war die Kürzung unt vor dem stumpfen Reim zu stark. Auch bei den Liedesdichtern des zwölften Jahrhunderts, Reinmar mit eingeschlossen, im Eraclius (Z. 5077 ist sigelôs unde wunt zu lesen), im Lanzelet, im Athis und bei Herbort habe ich es vergeblich gesucht. Der Dichter des Servatius setzt es nicht vor einem Vocal, aber vor g h n s (unt guot 3231. hin unt her 1889. tac unt naht 667. unt sage 1973). Merkenswerth dass Veldeke nur in dem früher gedichteten grösseren Theil der Äneide sich dessen enthält: zuerst erscheint es 10460 dar nâch screip siu (so in der Berliner Handschr. aber schreip sie ein im Druck) ein a unt s, und des- 375
halb ist mir sehr wahrscheinlich, dass die nach neunjährigem 41
Zwischenraum unternommene Fortsetzung nicht 10766, sondern

schon 10454 beginnt. Es kommt dann noch öfter vor und zwar vor a k s t (wan er unmehtic was unt alt 13086; in der Berliner Handschr. fehlt die Zeile, in der Wiener wan er waz gar alt. Minne, al daz ich mac unt kan 10907. wan sie ir sêre drœut unt schalt 10550, die Berliner liest »wande si ir drœwet vñ schalt«, in der Wiener fehlt die Stelle. dô rihte sie sich ûf unt sprach 10558. sünde unt scholt 10987. naht unt tâc 11174). In den Liedern Veldekes erscheint es nicht, denn statt »sunder wig und wan« MS. 1, 90ᵇ ist sunder wich und âne wân zu lesen. Doch Eilhart von Oberge, dessen Tristant Veldekes Aeneide muss vorangegangen sein und der die feineren metrischen Gesetze schon kannte und beachtete, gebraucht dieses unt: er setzt es nicht vor Vocalen, aber vor d l m s w (des volkes zôch vil hin unt dar 6321. da im was [vor] geschehen liep unt leit 4069. 7222. daz was beidiu wip unt man 3802. er legete ez zwischen in unt sie 3887. daz er haben sol unt wil 3577).

XI.

Schon in der Einleitung zur Bescheidenheit S. CXXVII habe ich darauf hingewiesen, dass bei Freidank kein Reim sich zeige, der nicht auch bei Walther zulässig wäre: hier trage ich nach, dass sich zwischen beiden eine merkenswerthe Übereinstimmung findet. Sie gebrauchen nämlich nur lich, nicht lich mit kurzem Vocal, was bei anderen entschieden vorherrscht. lich reimt bei Freidank bloss auf rich 11, 23. 16, 8. 41, 8. 43, 22. 58, 25. 91, 12. 103, 3. 108, 7. 115, 20. 122, 7. 126, 7. 11. 155, 23, ebenso bei Walther ausser einmal auf entwich, wie man in Hornigs Glossar S. 418 und 421 nachsehen kann. Die Paar Stellen, worin bei Freidank lich erscheint, sind auch aus anderen Gründen unecht, wie unten die Anmerkung zu 141, 7 darthut. Die von Freidank bei dem schwachen Verbum gebrauchte Form ôt, verzwivelôt 66, 7 und gemarterôt 173, 9, hat Walther nicht angewendet, was vielleicht nur zufällig ist, oder ihm schien diese Alterthümlichkeit der gehobenen Sprache des Liedes nicht mehr angemessen. In den Denkmälern des elften und zwölften Jahrhunderts, zumal in denen, die in die erste Hälfte desselben

fallen, zeigt sich ôt so häufig, dass ich mich der Beispiele enthalte. Ein Gleiches gilt vom Rother und Wernhers Maria selbst in der Überarbeitung, die wir besitzen. Im jüngeren Anegenge, geergerôt 3, 33. ordenôt 3, 67. geordenôte 8, 61. hungerôt 37, 36. In dem Lied auf die Jungfrau Maria (Wackernagels Lesebuch 1, S. 197) ungebrâchôt, richsenôt. In den 17000 Zeilen der alten Kaiserchronik etwa vierzigmal. In gleichem Verhältnis in den alten Bruchstücken von Reinhart Fuchs, gewarnôt 1557. gehandelôt 1617. 1750. gevolgôt 1645. gelâgôt 1697. gedihtôt 1798, die alle in der späteren Überarbeitung getilgt sind. In dem Gedicht vom Antichrist Elias und Enoch (Fundgrube 2) iroffenôt 109, 13. gebildôt 116, 39. weigerôt 123, 34. gelônôt 125, 15. verwandelôt 130, 12. gesammenôt 134, 3. In den Bruchstücken von Ägidius gelônôt, goffenôt, virdienôt. In der heil. Margareta gemahelôt : erwellôt : tôt 181. 213. Etwas seltener in Hartmanns Credo 9. 10. 629. 816. 1872. Im Rolandslied gemarterôt 111, 31. gewarnôt 203, 22. vorderôten 246, 4. Carmina burana verwandelôt : nôt S. 204. In Albers Tundalus verwandelôt 44, 72. 58, 17. gevoderôt 47, 62. In Eilharts Tristant gemarterôt 3543. Im Servatius erziugote 837. gesamnote 869. zeichenote 1597. ordenote 1787. bezzerote 2053. kestigoten 2212 immer im Reim auf gote bote geboten, der zeigt dass ô schon in o abgeschwächt ist. Im Anno fehlt es, gleicherweise in den Bruchstücken vom Grafen Rudolf, von Ernst und von Athis. Heinrich von Veldeke meidet es in der Äneide wie in seinen Liedern gewiss absichtlich. Auch in dem heil. Ulrich des Albertus habe ich es nicht gefunden, mit dem wir zum Schluss des zwölften Jahrhunderts gelangen. Von da an schlüpft es nur einzeln durch. Dietleip entwapenôt 8910. versêrôt 9536. gesenftôt 12374. Klage gebârôt 566. Nibel. ermorderôt 953, 3. gewarnôt 1685, 3; beide Strophen gehören zu den echten. Gudrun hat es nicht gebraucht. Bruchstück von Ecken Ausfahrt unverdienôt Str. 26. minnôt 27. Reinmar verwandelôt MS. 1, 78ᵇ. 82ᵃ. Eraclius gemarterôt 5042. Konrad von Fussesbrunnen in der Kindheit Christi geoffenôt 81, 16. Konrad von Heimesfurt gesegenôt 1087. Welscher Gast marterôt Bl. 178ᵇ. Neidhart verwandelôt MSHag. 2, 98ᵃ. 103ᵃ. 3, 257ᵃ. geringelôt

MSHag. 3, 205ᵇ. 236ᵇ. Warnung vernagelôt 1233 und verwandelôt 3051. Als alterthümliche Form in Dieterichs Flucht 9277 recken die man heizet genôtigôt wigant. Hernach erlischt die Form in der gebildeten Sprache der Dichter gänzlich, in der Volkssprache oder in Mundarten wird sie fortgedauert haben, das beweist ihre häufige Anwendung in Grieshabers Predigten. In Betracht kommen daher nicht rohe Dichtungen, wie Morolt verwandelôt 7ᵃ. 8ᵃ. Enenkel erarnôt Haupts Zeitschrift 5, S. 278. gewâfenôte Chronik S. 346. Wigamur gesatelôt 18ᵇ oder spätere
377 wie Rüdiger von Hindlhofen durchwierôt Wittich vom Jordan
49 Bl. 10 Gothaer Handschr. Wigamur rôt : gesatelôt 1750. Auch zeigt sich schon Kürze des Vocals, Heinzelein von Konstanz gesegnot : gebot Diutisca 2, S. 255. Hug von Langenstein verdampnot Martina Bl. 42ᶜ. 68ᵃ gewandelot : gehandelot 59ᵇ. gekestegot 56ᶜ. 179ᵈ. kestegotte 170ᵈ. predigot 193ᶜ. gesegenoten 208ᵃ. Leben Christi von Wernher gesegenot : dienot MSHag. 4, 515. Fragm. 21ᵃ got : gejagot. Liedersaal 3, 262 verdamnot : got. Meist folgen diese schweizerischen Mundarten.

So wenig als Walther (vgl. Lachmann zu 98, 40) reimt Freidank sagte : dagte, gerten : werten, was Hartmann, Wolfram und Konrad unbedenklich thun. Bei F. erscheint die dritte Person tëte 36, 3. 100, 12. 23 und tët 5, 16. 108, 26. 180, 21, die Walthers Lieder wohl der schwankenden Form wegen im Reime meiden. W. reimt hein : stein 30, 26. genan : man 63, 3. kan (kam) : man 106, 26. F. ruoñ : tuon 99, 3. œbein : dehein 141, 3. Wenn Walther nicht an : ân reimt, F. einige Male, so wird niemand darauf Gewicht legen, zumal das Lied immer strengere Regeln forderte; dagegen lässt W. einmal rich : sich zu (Lachmann S. 197), dem ich bei F. nicht [illegible]egne. Auch gedrôn (: lôn) steht bei F. 87, 12 allein, wie gedrôt (brôt) 123, 24, was Hartmann im Armen Heinrich 1075 gebraucht; vgl. Gramm. 1³, S. 196. Das seltene vals (: hals) F. 45, 4 kommt bei W. nicht vor, und da überhaupt nur walsch (Parz. 357, 7. Passional 221, 21) als Reim dazu vorhanden gewesen wäre, so blieb für das Sprichwort nichts übrig, als sich dieser Freiheit zu bedienen; ähnlicherweise reimt Wolfram Parz. 18, 3. 27, 15. 105, 9. 154, 5 harnas : was : palas, neben Wilh. 305, 12. 376, 17. 416, 13 har-

nasch : verlasch und 439, 10 harnasch : pfasch, der Dichter des Eraclius 4726 harnas : Kosdrôas und 4683 harnas : was wie Ulrich von Zazichofen im Lanz. 1366. 6493, der auch 3697 wunste: brunste zulässt, Thomasin im Welschen Gast Bl. 142ᵃ. 143ᵇ kunst : wunst; ein Beispiel aus dem zwölften Jahrhundert im jüngeren Anegenge 20, 5 was : dras (drasch).

Freidank bedient sich zwar des rührenden Reims, doch nur mit wirt (Subst.) : wirt (Verbum), aber zweimal 87, 10. 156, 20: auch bei Walther nur ein Beispiel, das auf einer Verbesserung beruht, tæte (Verbum) : tæte (Subst.) 30, 10. Ein Lied 122, 24—123, worin dieser Reim öfter vorkommt, halte ich für unecht; ich werde mich darüber an einem anderen Ort ausführlich äussern. Aus der Abneigung gegen den rührenden Reim erklärt sich wohl der auffallende Umstand, dass beide Dichter die Zusammensetzungen mit lich liche lichen dafür nicht ver- 378
wenden, was ausser ihnen, wie es scheint, nur noch Gottfried 50
thut. Eine Ausnahme wäre gelich : wunderlich 126, 7, aber der Spruch ist sicher unecht und noch dazu der Text verderbt.

Den Schlagreim gebraucht Freidank in den beiden Zeilen eines Spruches, singen springen sol diu jugent: die alten walten alter tugent 52, 6. 7, auch ist in dem 48. Capitel S. 165—169 in dem Anfang der Zeilen liegen : triegen durchgeführt. Er findet sich angehäuft in einer Strophe unter Walthers Liedern 47, 16, ich bin nur zweifelhaft, ob diese Strophe von ihm herrührt, und werde dies anderwärts näher erörtern. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Walther und Freidank den Schlagreim in dieser Weise zuerst gebraucht haben. Ich merke hier noch an, dass er späterhin nur in strophischen Gedichten vorkommt und Freidank der Einzige ist, der ihn bei dem kurzen Reimpaar anwendet.

Eine Eigenthümlichkeit Freidanks ist der Mittelreim, wo in der kurzen Zeile ein Wort mit dem Endreim zusammenklingt, ohne an ihn zu stossen, z. B. diu Krist gebâr ân argen list 7, 14. êst lützel nâmen âne schamen 53, 13: auch bei Walther dô gotes sun hien erde gie 11, 18. Ich habe diesen Mittelreim noch bei ein Paar späteren Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts bemerkt, doch auch in dem Gedicht von dem Himmel-

reich aus dem zwölften, das aus Langzeilen besteht (Haupts Zeitschrift 8, S. 145), findet sich an daz fiur ne leget me neweder bloh noch stoch 248 und daz uns gewerren ne mege nähen noch verren 338, und bei Wernher von Tegernsee (Iwein 329) dû bist min, ich bin dîn. Einmal lässt Freidank die zwei ersten Worte eines zweizeiligen Spruchs auf einander reimen, swâ ist frœlich armuot, dâ ist richeit âne guot 43, 19.

Die leichteste Erweiterung des Reims wird durch eine Vorpartikel bewirkt und kommt wohl bei allen Dichtern vor. Häufig ist völlige Gleichheit der Partikel, und ge : ge findet man überall, bei Freidank z. B. gestân : getân 16, 12. genuoc : getruoc 69, 17. gelogen : gezogen 159, 9, bei Walther gewalt : gestalt 16, 12. geschozzen : genozzen 40, 32. gemuot : getuot 116, 18 usw. Seltener ist be : be, Freidank hat nur begât : bestât 14, 10, Walther betaget : behaget 1, 28. benomen : bekomen 65, 29. 73, 23. er : er zeigt sich nur bei Freidank in erwern : ernern 63, 8. 69, 13. ernert erwert 163, 3. erbal : erschal 109, 10; er kann nur Zufall sein, wenn es bei Walther nicht vorkommt. ver : ver bei beiden öfter. un : un zweimal bei Freidank, un-
379 minne : unsinne 101, 1. unstæte : ungeræte 117, 22, bei Walther
51 finde ich es nicht, für den Liederdichter war vielleicht die Partikel zu gewichtig. ze : ze oder zer : zer fehlt bei beiden. Sodann ge : be, er : ver bei beiden häufig, einmal bei F. zebrochen : gerochen 4, 4.

Diese Vorschlagsilbe wird flüchtig ausgesprochen und ge manchmal nicht mitgezählt, sie ist also bis auf un dem Ohr wenig bemerkbar. Von einem doppelten Reim kann erst die Rede sein, wenn vor dem Endreim abermals auf einander reimende abgetrennte Wörter stehen, die in der Regel dasselbe Wort wiederholen. Freidank und Walther verwenden dazu nicht bloss Artikel, Pronomen und Partikel, sondern auch Substantivum, Adjectivum, Adverbium und Verbum. Hier nur einige Beispiele, ein bast : ein gast F. 13, 14. ich war : ich var F. 124, 16. umbe minne : umbe gewinne F. 58, 19. unde katzen : unde kratzen F. 138, 15. unde reht : unde kneht W. 9, 6. dine tage : mine klage W. 64, 18. Sodann affen wil : affen spil F. 8, 35. ander tugent : ander jugent F. 52, 18. gerne stilt : gerne spilt F. 49, 5.

wären driu : wären diu F. 19, 25. dunke reht : dunke sleht F. 50, 25. Mit nicht völligem Gleichlaut behuote sich : behüete mich W. 113, 24. Es stehen auch zwei Wörter voran, sol man vähen : sol man hähen F. 47, 18. ze rehte hân : ze rehte stân F. 50, 16. der ist frô : der ist sô W. 110, 28. alle frowen var : alle frowen gar W. 49, 7.

Alle Dichter von Otfried an gestatten die Wiederholung desselben Reims in zwei unmittelbar aneinanderstossenden Reimpaaren, Veldeke scheint zuerst darüber hinausgegangen zu sein und lässt einige Male denselben Reim zehn- und zwölfmal wiederkehren. Auch Freidank liebt solche Anhäufungen, die nur in der zweiten Ordnung der Handschriften durch andere Stellung der Sprüche zum Theil verschwunden sind. So lässt er z. B. achtmal tugent und jugent (52, 18—25) aufeinander reimen, zweiundzwanzigmal uot (106, 18—107, 15), sechsmal (138, 3—8) unt und (80, 6—11) an ân. Bei Walther dieselbe Neigung; es genügt hier die Hinweisung auf fünf siebenzeilige Strophen (S. 75. 77), wovon jede einen der langen Vocale zum Auslaut hat.

XII.

Hier mögen noch weitere Erläuterungen zu den einzelnen Sprüchen Freidanks eine Stelle finden.

1, 1. In Konrads Klage der Kunst 9, 4. 23, 4 erscheint Frau Bescheidenheit in wünneclicher wæte und spricht das Urtheil. 1, 10. bûwen ûf den regenbogen auch in Türleins Wilhelm 107[b] und bei Johannes von Würzburg im Wilhelm von Östreich Bl. 43[b]. 52[a]. Liegnitzer Handschr. Vgl. Deutsche Mythologie S. 695. 2, 27. Renner 16197 swer giht nû daz der mensch niht tobe, der gotes geschepfde wolde swachen und selbe einen flôch niht kunde machen. 3, 9—14. Welscher Gast Pfälz. Handschr. S. 74[a] got siht den muot baz dan daz der man getuot. sî daz ein man tuot rehte wol, sîn getât doch heizen sol übel ode guot dar nâch und ime stât sîn muot. 3, 18. Den Genitiv bei wan hat Lachmann bei Nibel. S. 245 erörtert. 3, 27. 181, 20. Vgl. D. Mythol. S. 290. 4, 17. Wie Freidank verwendet auch Walther drizec 19, 21. 25, 32. 27, 7. 390 52

88, 2. 7. 4, 27. Der strengen Regel gemäss müsste an dieser Stelle werkn geschrieben werden, aber für Freidank scheint mir die Kürzung zu stark. 6, 8. über daz wie 156, 19 das heutige überdies, im Althochdeutschen nicht selten (Sprachschatz 5, S. 27), finde ich nur bei Boethius (Wackernagel Leseb. I, S. 139, 21) und in Gottfrieds Tristan 449, 3. 6, 10. 158, 27. daz scheide got ist Gramm. 4, S. 334 besprochen. 6, 21. 19, 21. 24. 25, 23 muss gschepfede gesprochen werden, wenn man die Regel herstellen will, wie Goldene Schmiede 1384; unverkürzt steht das Wort 11, 23. 12, 11. 180, 24. schepfede würde als niederdeutsch nicht zulässig sein, denn die Handschrift e, die 19, 20. 180, 24 scheffede gewährt, mischt solche Formen ein. Ebenso verhält es sich 29, 13 mit geselle, das, wie bei Walther, sonst (63, 22. 82, 20) unverkürzt steht. geselle kommt hier nicht allein vor, Iwein 4959. 7567. Wolframs Lieder 4, S. 27. Helmbrecht 1271 ist, immer gegen die Handschriften, selleschaft selle sellen geändert: im Engelhart 1469 hat Haupt auf anderem Weg zu helfen gesucht: in Hartmanns Erek 3163 und bei Fleck (Sommer zu Flore 158) ist es beibehalten: im Rother 1645 und Graf Rudolf 13, 1 war es zulässig, vielleicht auch bei Gottfried er sellete sich Lobgesang 31, 5 mit der Lesart gesellet; vgl. Lachmann zu Iwein 2704. Ferner steht hier 49, 14. 151, 21. 175, 2. 7 gebot, oder man müsste das niederdeutsche bot annehmen, 121, 19 gebûren, 129, 17 geladen, 13, 22 gemeine, 37, 14 gedanke, 156, 8 gevaterschaft, 132, 9 geschehen, 142, 20 gewar, 154, 16. 160, 21 geschiht, 161, 2 genesen, wo man wohl gnesen schrei-
381 ben könnte: ebenso Athis E 142 gevertin, Gerhart 892 geburt.
53 Gleicherweise hier 154, 11 betrogen und Flore 3070. 7398 begunden begûnden: dagegen ist Flore 7423 glegenheit gesetzt. 7, 1. Über erschellen vgl. Lachmann zum Eingang des Parzivals S. 10. 7, 4. ich wiste gerne eine mære wie Lanzelet 2434, ich hörte gerne, ich wollte, es könnte mir einer sagen. 7, 10. 11. Kaiserchronik Pfälz. Handschr. Bl. 57c unsern vater Adàm diu erde magetliche gewan. diu erde was maget reine, si ne genam tôten nine keinen, noch enphie nie mennisken bluot unz Câin sinen bruoder ersluoc. daz bluot daz von im ran, der erde iz ir magetuom nam. Anegenge 20, 17—23 dô was

Câin leit daz got sîn opher vermeit unt ze deme Âbeles sach: vil starke er ez über in rach: ze tôde er in dar umbe sluoc. dô gemeilte daz bluot die magetreinen erde, daz der gotes werde vor sînem bruoder ûz gôz. Wartburger Krieg (MSHag. 3, 179ᵇ) diu erde Adâmes muoter was. Vgl. Silvester 3450—3461. 8, 5. âne mannes rât scheint der hier übliche Ausdruck: so Wernhers Maria 203, 2 und andere Denkmäler des zwölften Jahrhunderts in W. Wackernagels Lesebuch 192, 20. 125, 20. Diemer, Vorauer Handschr. 230, 11. 9, 11. ez ist noch manec frâge, diu niht hât antwurt Lieders. 3, S. 561, 34. 9, 25. Evangelien aus dem elften Jahrhundert (Vorau. 328, 6) von dem tôde (Christi) starp der tôt. Marienlieder aus dem zwölften Jahrhundert Hanöv. Handschr. 28ᵇ bit sîneme dôde dôde unsen dôt. Passional 112, 61 und unsen tôt ze tôde ersluoc mit sîme tôde. 10, 7—16. Ich finde diese Lehre schon bei Dietmar von Merseburg, der im Anfang des elften Jahrhunderts schrieb und sie wahrscheinlich von anderen empfangen hatte, etwas ausführlicher entwickelt, Chronicon 1, 7 tres namque sunt animæ, non equaliter incipientes nec simul finientes. prima angelorum incorporeorum, quæ cum eis est sine inicio et termino. secunda hominum, quæ cum eis sumit exordium sed in fine non habens participium. namque immortalis est et, ut quidam gentiles opinantur, in futuro non habens hoc officium quod in hoc seculo. tercia species est pecudum ac volatilium, quæ cum corpore parem inicii finisque sortitur equalitatem. 10, 26. kristen ist oben S. 366 [= 43] erläutert. 11, 3. 4. Hermann der Damen 672. 673 wâ ane himel und erde hangen, mîn sin kan des niht erlangen: got habets in siner zangen, und ist ihm niht swære. 382, 54 11, 5. Verschiedene Erklärungen der drei Himmel bei Hermann von Fritzlar 98, 14—32. Der erste Himmel ist die Luft: der zweite der, an dem Sterne, Sonne und Mond stehen: der dritte der feurige, in welchem sich die Heiligen und die Engel befinden. Nach anderen ist der erste Himmel das natürliche Licht, darin die Heiden Gott schaueten: der zweite das Licht des Glaubens, darin wir Gott erkennen, über dem Licht der Natur: der dritte das Licht der Glorien, darin die Heiligen Gott schauen. Ferner, der erste Himmel ist die Person des heiligen Geistes, der zweite

die Person des Sohnes, der dritte die Person des Vaters. Auch die drei Hierarchien sollen damit angezeigt werden. Endlich eine ganz übersinnliche Deutung, sinnelich gewerp des menschen ist der êrste himel: der ander himel ist redelich gewerp des geistes: der dritte himel ist vernunftic gewerp des geistes. Das Loblied auf den heil. Geist aus dem zwölften Jahrhundert (Diemer 341, 8) nimmt sieben Himmel an, wenn hier nicht ein Fehler dahinter ist, sibene sint der himele, unte loufent dar nebene sternen sibene liehte. 11, 9. 10. Wernhers Maria 178, 32. 33 è diu erde begunde stân unt der himel swebende wurde. 11, 16. Marienlieder Hanöv. Handschr. 10ᵇ in himele inde in erden enis engein hol, it sî dînes heiligen namen vol. 11, 21. der beste roup bezieht sich auf die Niederfahrt Christi zur Hölle, wo er diejenigen erlöste und durch den Erzengel Michael hinwegführen liess, die ungetauft in der Vorhölle schmachteten, Adam und Eva, die unschuldigen Kinder usw. Evangelien (Vorau. 328, 7) diu helle wart beroubet, dô daz mære ôsterlamp fur unsich geopferet wart. Hochzeit (Karajans Sprachdenkmale) 43, 3 f. daz was ein schôniu bervart, dô diu helle beroubet wart, dô got die sîne knehte brâhte zuo ir rehte, ze sîner brûtloufte mit sînir martir er sie koufte. Anegenge 39, 64—67 dô der gewihete gotes sun den roup deme an gewan, den er wænen wolte daz ern immer haben solte. Wernher vom Niederrhein 62, 17—21 unsi herre di brach di hellin undi nam dâ einen kreftigen roub. dû (d. i. dô) rou den dûvil der kouf, den Jûdas
383 det mit sineme râde: di rûwe was alze spâde. Passional 101,
35 55—61 diu helle wart beroubet, wand ir der guoten her entstoup. Krist bevalch disen roup an maneger heiligen sèle dem erzengel Michâele, daz er si brâhte an vriundes wis in das vrône paradîs. 112, 64. 65 wie er (Christus) uns ûz der helle mit gewalde roubete. 11, 25. 26. 12, 1. 2. Legenda aurea Cap. 2 in der Sage vom heil. Andreas quid est magis mirabile quod deus in parva re fecerit? diversitas et excellentia facierum. Haupts Zeitschr. 3, S. 28. 29 frâge, welhez daz grœste wunder gotes si. antwürte, daz er sô vil menschen geschaffen hât, doch keinz dem andern gelich ist. Konrad von Würzburg stellt dieselbe Betrachtung an MS. 2, 203ᵃ, an liuten hât diu gotes kraft

für elliu dinc gewundert. beschouwe ich menschen tüsent hundert âne valschen list, bî den allen, wizze Krist, sint zwêne gelich einander niht. 12, 12—13, 22. Den Abschnitt von dem avè Mariä, der nur in zwei Papierhandschriften, denn auch B ist eine solche, vorkommt, halte ich für unecht, nicht bloss weil ihm Freidanks Geist und gedrängter Ausdruck fehlt, sondern auch wegen des Reims muoter : tuoter (vgl. zu Athis S. 26) und des Worts lobesam, das Freidank und Walther nicht gebrauchen; vgl. Haupt zu Engelhart S. 247. 13, 20 MS. 2. 172ª sît din sun dir niht verseit. 14, 17. Hartmanns Credo 3679 mit aller himelischen hêrschaft: di heiligen engele sint daz. Pfaffenleben 280 elliu englische hêrschaft. 15, 7. 8. Heinrich vom gemeinen Leben (W. Wackernagels Lesebuch) 222, 6—9 swenne des briesters hant wandelet gotes lichnamen, soll si sich danne niht zamen von wîplichen ane grîfen? 15, 19. Welscher Gast Bl. 158ª die tagzit wol begên und mit guotem herzen ze kirchen stên; vgl. Gerhard 1190. Diemer zu der Vorau. Handschrift 354, 10. Frommann zu Hermann von Fritzlar 30, 40. Reineke vos von Heinr. Hoffmann 3323. 4373. 16, 24 f. Vgl. D. Mythol. S. 829. 16, 25. Walther sagt 12, 30 got gît zu künege swen er wil; vgl. Sommer zu Flore 710. 18, 2. Wackernagel (Haupts Zeitschr. 6, S. 284) macht hier blâs in der Bedeutung von Spahn, Windlicht, die auch bei Frauenlob (vgl. Ettmüller S. 334) vorkommt, geltend, doch in den Sumerlaten 384
8, 62 steht blâs flatus, und diese Bedeutung scheint hier natür- 56
licher, ebenso beim Bruder Wernher (Einleitung S. XCXI), der vielleicht Freidanks Spruch kannte. 21, 6. der tôt ein scharpfer bote ist in der Deutschen Mythologie S. 808 erklärt. 21, 11. Welsch. Gast Bl. 146ᵇ jâ hât ieglich man und wip fünf tür in sinem lip. Karl Roths Predigten 27 unseriu venster daz sint diu ôren diu nase diu ougen und der munt. Erznarren von Christian Weise S. 330 einen jeglichen bei seinen neun augen lassen. 21, 16. durch bœsen namen, weil man schlecht von mir spricht. 21, 19. Gottfrieds Lobgesang 56, 6 mich vil armen sac. 22, 18. 19. Über dem Eingang des Kirchhofs zu Eilenburg befindet sich die Inschrift: was ihr seid, das waren wir: was wir sind, das werdet ihr. Ebenso über der Kirch-

hofsthüre zu Avignon nous étions ce que vous êtes, et vous serez ce que nous sommes; s. Blätter für litter. Unterhaltung 1834 No. 335 S. 384. Der von Singenberg MS. 1, 157ª wol ime der denket waz er was und ist und aber schiere wirt. Süsskind von Trimberg MS. 2, 178ª swenne ich gedenke waz ich was ald waz ich bin ald waz ich werden muoz, sô ist al mîn frœude [dâ] hin. 22, 26. 101, 6. 122, 17. Dass auch Walther von der Freiheit der Gedanken spricht, ist in der Einleitung S. CXXIV bemerkt: Wolfram thut es im Parzival 466, 16 f. und Süsskind MS. 2, 178ª in einer besonderen Strophe. 24, 14. ir sin ist blint bezieht sich, wie mir Benecke richtig bemerkt hat, auf die Juden: ihnen mangelt die wahre Einsicht. 25, 15. sô muoz der ketzer lêre sîn in winkeln und in vinsterîn, dazu gehört Welsch. Gast Bl. 88ᵇ eines vinstern winkels muot. 26, 22. 29, 31. tivel, wie auch in einer alten Erzählung (Reinh. 390, 520), bei Konrad von Fussesbrunnen in der Kindheit Jesu 97, 29 und Stricker XII, 587 zu schreiben ist: die Vatican. Handschr. von Hartmanns Gregor 230 hat der tivel der schanden; die Kürzung tiufl im Servatius 180 scheint mir für Freidank zu stark. 26, 23. Eine Formel wie Erek 3187 unser herre ensî der dich ner. 27, 21—28, 2. Allgemeiner fasst Frauenlob den Spruch (Ettm. S. 199), daz mensche wirt in driu gelîch, swenne ez von hinnen vert: sîn sêle aldâ ze himelrîch, ob ez der licham hât beschert: daz fleisch den würmen alse spæch,
385 daz hânt si schiere verzert: daz guot den erben nâch sîm leben
51 menschliche volleibrâht. vert er ze helle durch sîn streben, sîn wirt niht mêr gedâht. 29, 19. sô wænt ein tôre er sî got wird durch ähnliche Stellen erläutert in Massmanns Eraclius S. 502. 503. 29, 24. 25. Gedicht von den sieben Todsünden aus dem zwölften Jahrhundert (Mones Anzeiger 1839, S. 58. Altdeutsche Blätter 1, S. 363) hôchvart leidir vil gewaltes hât: si ist in armir alse in richir wât. Auch der Welsche Gast handelt im achten Buch von der hôchvart. Frauenlob dagegen (Ettmüller S. 61. 62) nimmt hôchvart in der edelsten Bedeutung als Streben nach dem Höheren und weiss sie nicht genug zu preisen: ir sûezer site kan allez adel vergulden; ihr steht übermuot entgegen. 30, 23. 24. Veldeke MS. 1, 21ª die ir (der

Welt) volgent die jehent daz si bœset ie lanc sô mê. MSHag. 3, 438ª frou Werlt, ir altet unde bôset. Frauenlob (Ettm. S. 189) ie elter und ie erger wirt der werlde leben. 31, 1. Lied des Herrn von Kolmas (Altdeutsche Blätter 2, S. 122. MSHag. 3, 468ᵐ) uns ist diu bitter galle in dem honge verborgen. Welsch. Gast Bl. 22ª ze gallen kêret valsch die sûeze. Altd. Blätter 1, S. 86, 280 wan uns lit verborgen in dem honc diu bitter galle. Jüng. Titurel 1070, 4 hiute sûeze, morgen sûre: ir (der Welt) honic hât verborgen bitter gallen. Frauenlob Ettm. S. 110 mit gallen sûezen einen honec. S. 117. ob meres fluz wær galle gar, mit honc ez übersüezen. S. 146. in honic biute ich gallen. S. 167. ich spür gallen in des honges list. 31, 16. MSHag. 2, 364ᵇ hiute sûeze, morne sûr. S. oben S. 338 [= S. 13]. 33, 8. Welsch. Gast Bl. 76 wan der guote und der unguote suln haben in ir muote bêde gedinge und vorhte ze got. 33, 22. Berthold 91 swer sînen riuwen und sîne buoze unz an denselben (jungesten) tac spart, daz ist ihm ze nihte guot. 33, 23. Walther 77, 30. 31 swer sich von zwîvel kêret, der hat den geist bewart. 35, 5. Walther 7, 40 hilf uns daz wir si (die schulde) abe gebaden mit stæte wernder riuwe. Armer Heinrich 518 sî bereite aber ein bat mit weinenden ougen. Welsch. Gast Bl. 105ᵇ mit tugende und mit gûete sol er baden sîn gemüete. Gerhart 2311 ir weinen was sô güetlich daz munt und ougen beidiu mich baden hiezen sunder danc: ir kintlich weinen mich betwanc daz ich mit ir 3-6
dô weinde. Der Winsbeke 64, 1. Die Winsbekin 17, 10 ûz 58
ougen muost er wangen baden: von herzeliebe daz geschach. Pfälz. Handschrift 341 Bl. 89 mich dunket wir müezen baden alrêrst ûz den sünden mit reines herzen ünden, die ûf ze berge schiezen und ûz den ougen fliezen. Neidhart 20, 3 Ben. wæne ich sündehafter in den riuwen baden. Altd. Wälder I, S. 44, 277 mîn herze mit manegen leiden ist vil starke überladen: ez muoz in grôzen sorgen baden. Frauenlob Ettm. S. 35 sündær, wilt dû die buoze leisten, bîhte wol. din ougenregen dich weschet ab. 35, 10. Loblied auf die Jungfrau Maria aus dem zwölften Jahrhundert (Diemer 299, 7) nû nist mîner sunden nie sô vil, sîner guote ne sî mêre. 35, 23. 24. Roland 183, 4 daz her allent-

halben vor in swant, sam der sunne tuot den snê. Konrads Trojan. Krieg Strassb. Handschr. Bl. 228ᵃ si kunden liute swenden (im Kampf), alsam diu sunne tuot das is. 35, 27. suonestac auch Lanz. 8848. Passional 264, 58. 321, 30: aber schon im zwölften Jahrhundert (Karajans Sprachdenkmale 96, 3) suonstac. 39, 6. 7. Ecclesiasticus 3, 33 ignem ardentem extinguit aqua et eleemosyna resistit peccatis. 41, 4. 5. Konrad von Fussesbrunnen in der Kindheit Jesu 80, 21 ouch ist uns dicke geseit ez si ein groziu sælikeit, swer sine freude und sîn klagen in rehter mâze künne tragen. Cato (Liedersaal 1, 572, 471. 472) dâ solt ouch ze keinen tagen ze vil von diner armuot sagen. 41, 18. Buch der Rügen 711—716 wie sit ir sô grundelôs als daz mer, dâ wazzer grôz stæte in fliezent und sich dar in besliezent, und kan doch niemer werden vol. 42, 2. Die Form huot auch im zwölften Jahrhundert, Heil. Margareta (Haupts Zeitschrift 1) 161 neben huote 287: ferner Dieterichs Flucht 368. Pyramus (Haupts Zeitschr. 6) 178. 42, 27. Der Dat. Pl. walden auch im Lanzelet 7082 im Reim auf halden. 43, 4. 5. In dem Bruchstück eines Lehrgedichts aus dem zwölften Jahrhundert (Docen Misc. 2, S. 306. 307) heisst es nuo ist maneger dem daz wirret, daz in sîn armuot irret daz er niet mac vollebringen sînen willen an manegen dingen, als er doch gerne tæte: der tuo als ich im râte. er bedecke sin armuote mit fuoge und
287 mit guote .... swaz er tugende mag gefuoren, die nobe er naht
59 unde tag, und swenne ers niht getuon mag, sô bescheine er guoten (willen) doh. 45, 12. Physiologus (Fundgr. 1, 29) zellit daz diu natra driu geslahte habe. ir êrist geslahte ist, sô siu eraltet, sô ne gesihit si nieht: sô vastet si denne vierzich tage und naht unze sich daz vel ab ir lôsit. sô suochet si denne ein engiz loch an eineme steine unte sliufet dâ durch: sô vert ir diu obere hût abe; sô wirt si gejunget. Vgl. Karajans Denkm. 88, 16 f. 47, 5. Vielleicht ist vorm zu streichen: vgl. Lachmann zu Nibel. 959, 3. 47, 25. reizer althochd. reizari (Sprachsch. 2, S. 259) nur noch im Tundalus 45, 74 ein reizære zornes und strites. Meisner (MSHag. 3, 101ᵇ) reizelære. 48, 9. irriu wîp liederliche. der Ausdruck kommt im Iwein 2895 vor und schon im zwölften Jahrhundert Pfaffenleben 650 (Altd.

Blätter 1, S. 234). Auch Stricker gebraucht ihn, denn ich lese bei Hahn 12, 263 ich klage daz wîn und irriu wîp mêr frœwent denne frowen lîp. Der Sachsenspiegel nennt sie varendiu, anderwärts heissen sie unstætiu, Türheims Wilhelm Bl. 246ᵇ keinen gebresten si (die in den Zelten liegenden Ritter) hæten, wan si der unstæten wibe gar enbæren. So auch Reinhart Fuchs 351, wo 1623. 1627 zu lesen ist und gerâtent sô verwenden (lascivire nach Diutisca 2, S. 320ᵇ); vgl. Kourads Troj. Krieg 21614. Deutscher Cato (Birkenstock. Handschr. S. 322. Liedersaal 2, S. 177. Altd. Bl. 2, S. 31) irriu wîp und spiles liebe machent manegen man ze diebe. 49, 21. Vgl. 115, 1. 51, 7. Auch im Sprachschatz 1, S. 1102 wizziclîchen. 51, 17—22. Verändert und verschlechtert steht der Spruch aus der Strassburger Handschrift vom Jahr 1385 in der Diutisca 1, S. 326 abgedruckt; er scheint mir aus Bernharts Überarbeitung genommen.

»Alter lûte minne
So ich mich reht besinne
Dryer hant schaden hat
wie es darnach ergat.
Zu dem ersten sint sy unwerd
wen man ir nit vil begerd
So nimt (es) och kranken grûs
vnd daz selb er och tûr bezallen [er] mûs.«

53, 9. 10. Kanzler MS. 2, 247ᵃ die pflegent alle tumber site, 388
die sich des schament, des si doch sint gêret. 53, 15. 16. Es 60
heisst hier vorhte machet lewen zam, da aber der angeborene Muth des Löwen in allen Dichtungen gepriesen wird, so muss sich diese Behauptung auf eine besondere Veranlassung beziehen, wo der Löwe von Furcht, sich bezähmen liess. Der alte Physiologus (Fundgruben 1, 17. vgl. 21) gibt Auskunft, sô ser gât in demo walde und er dê jagere gestinkit, so vertiligôt er daz spôr mit sînemo zagele zediu daz sien nine vinden. Ebenso der Welsche Gast Pfälz. Handschr. Bl. 198ᵇ der lewe enpfindet wol swanne man in jagen sol, sô verstreichet er sin spor gar mit dem zagele; daz ist wâr. dâ mite wil er daz erwinden, daz in nin müge der jeger vinden. Bei der folgenden Zeile, êren besme daz ist scham, erklärt Benecke (Wörterbuch S. 108) den ganzen Spruch dahin, »so wie man den Löwen durch Furcht

zähmt, so zieht die Ehre den Menschen durch Scham.« Zu dieser den Gedanken abschwächenden Deutung kann ich mich nicht bekehren. Wer zähmt den Löwen durch Furcht und auf welche Weise jagt man ihm Furcht ein? Wenn noch gesagt wäre »durch Hunger«. Die zweite Zeile bezieht sich gleicher Weise auf das Thier und seine eigenthümliche Natur. Das zeigt ebenfalls der Welsche Gast an jener Stelle, swan sich der lewe rechen wil und hât zornes niht so vil als er wolde, er tuot im ê mit slegen des zagels harte wê: er treibt sich selbst an. êren besme ist also der Zagel, der wegen des Büschels, in den er endigt, hier Zuchtruthe heisst, wie Walther (23, 29) das Wort gebraucht. Diesen edlen Trieb des Löwen kannte auch Boppe MSHag. 2, 379ᵃ sins zagels swanc in zornes twinget. 54, 4. 5. In den Schwabenspiegel 71, 18. 19 aufgenommen. 54, 22. 23. Mosis (Diemer 87, 3—6) swer dumben herset, der fliuset sin arebeit: swer sô winket dem plinten, der verliuset sine stunde. 55, 16. 17. der angel ist der Stachel der Biene und anderer Insecten, wie er nach Stalder noch jetzt in der Schweiz, nach Schmeller 1, S. 78 in Baiern heisst. Man glaubt, man müsse den Stachel drücken oder daran saugen, dann komme der Honig, dem aber der Stich folge. Auch Walther gebraucht das Gleichnis, er sagt von den Doppelzüngigen 29, 12 in sime süezen honge lit ein giftec nagel. Bei Frauenlob Ettm. S. 238 sagt die Werlt zu der Minne »in dîner freude ein dorn un-
389 wert, in dîner süeze ein angel tuogen lûzen kan«. Ich lasse
61 einige beweisende Stellen folgen. Antichrist 111, 42 (Fundgruben 2) von den Heuschrecken, man sagit daz sie sich vlîzin wie sie verholne bîzin. die angle tragint sie in den mundin, dâ mite tuon sie wundin. Pfaffenleben 561 (Altd. Blätter 1, S. 231) wil er daz honic ezzen, sô souge er den angel. Reinbots Georg 718 auf Freude folgt Leid als daz honc, dar nâch der angel. Jüng. Titurel 2399, 3 nâch honge scharfen angel bieten. Liedersaal 2, 181 diu mir unsüezen angel in süezez honc geworfen hât. Andere Stellen in Beneckes Wörterbuch S. 45 und 362, wo aber die Erklärung »in den Angel beissen« unzulässig ist. 57, 2. 3. Walther 31, 15 diu meiste manege enruochet wies erwirbet guot. 57, 7. Frauenlob Ettm. S. 56

ein ritter drîzic jâren rîliche mac gebâren. 57, 8. 9. Iwein 3580—3583 ich möhte mich wol ânen ritterliches muotes: libes unde guotes der gebrist mir beider. 58, 5. 6. Flore 7930 wan daz herze dâ der haz inne lît verborgen, daz versmelzent sorgen sam der rost das îsen; ähnliche Redensarten weist Sommers Anmerkung nach. Freidanks Auffassung näher im jüng. Titurel 5833, 3. 4 alsam daz rost den stahel und îsen izzet, alsô tuot leit dem herzen, swâ liebe rehte niht vergizzet. Berthold 200. 201 wendet das Gleichnis auf den Hass an, wan in (den menschen) izzet der haz in dem herzen, als der rost tuot îsen. 58, 11. 12. Walther 42, 7. 8 ich bin einer der nie halben tac mit ganzen frœiden hât vertriben. 59, 20. 21. Der Spruch mit denselben Worten in dem deutschen Cato (Liedersaal 3, S. 171. Birkenstock. Handschr. S. 312). 60, 23. 24. 61, 1. 2. Frauenlob Ettm. S. 63 ein lop daz mit der volge ûz wisem munde gât, daz lop bestât; vgl. Einleit. S. XCIV. 62, 2. 3. Reinart 181. 182 en hout bîspel, vîants mont seit selden wol. 63, 14. swer sich scheltens wil begân erklärt die Anmerkung zu Flore 3146 »wer vom Schelten leben will, wer das Schelten zu seinem Gewerbe macht«: warum nicht einfacher: »wer sich auf Schelten einlassen, mit Schelten befassen will«, wie unten 171, 11 und bei Walther häufig: Hermann von Fritzlar 213, 15 sich koufes begân, Engelhart 1075 des diu natûre sich begât. 63, 20. Konrad von Würzburg MS. 2, 205^b swer an dem ende wol gevert, den hât frô Sælde gêret. Jüng. Tit. 5900, 3. 4 swaz grôzer wirde hât ein ane- 390
genge, nimt ez ein swachez ende, sîn êren dôn der klinget niht 62
die lenge. S. Einleit. S. XCI. 64, 12. Prov. 15, 1 responsio mollis frangit iram. Rabenschlacht 121, 5. 6 uns saget dicke dez mære »sûeziu wort benement grôze swære«. 64, 18. 19. Welsch. Gast Bl. 11^b swer in zorn hât schœne site, dem volget guotiu zuht mite. Der Winsbeke 24, 6 gezuomet rehte sî dîn zorn. 64, 24. swer im zorne frâget wer er sî erklärte mir Benecke durch die Annahme, »er« sei der Gegner, den der Zornige anrede und den er durch die Frage herabwürdigen wolle; aber kühn wäre dies er hier gesetzt. Soll durch die Frage die Bewusstlosigkeit in der Leidenschaft ausgedrückt werden? Heinrich von Morunge MS. 1, 53^b ich weiz wol daz si lachet, swenne

ich vor ir stân und enweiz wer ich bin. 66, 5—11. Schon Isidor sagt Lib. sententiar. 1, 27 erunt autem quatuor ordines in judicio und so auch in einem Gedicht der Vorauer Handschrift; vgl. Diemer zu 102, 14. Sodann gehört noch hierher eine Stelle aus einem Beispiel Strickers, die in Lachmanns Abhandlung über den Eingang des Parzivals S. 5 mitgetheilt wird, und die eine verschiedene Auffassung enthält. Danach ist bei dem jüngsten Gericht ein Viertel der Menschen der Hölle unabwendbar verfallen, und zwar auf dreifachem Wege. Erstlich die im Unglauben verharren: sodann die verzweifeln, sich für verloren halten und keine Hilfe suchen: endlich die auf Gott zu grosses Vertrauen setzen, die sich nämlich darauf verlassen, dass er ihnen, wie sie immer leben, das Himmelreich öffnen werde, weil Christus die Busse für sie übernommen habe. Diese letzte ist die dritte Strasse, die Freidank nicht näher bezeichnet: aber auf das, was Stricker sagt, geht hinaus, was in dem Gedicht der Handschrift ẑ vorkommt, diu dritte (sträze) ist, swer sündet ûf gedingen und trœstet sich unstæter jugent. Schade dass der Renner 20877—20889 nur von dem Wege zum Himmelreich redet, indem er Freidanks Worte 66, 13—20 umschreibt. 66, 20. Der alles was er hat hingibt und selbst von Almosen lebt. 67, 6. 7. Ich beharre bei meiner Erklärung und verwerfe die erkünstelte, die Benecke im Wörterbuch S. 254[b] vorbringt, ›durch Zaubersprüche kann man nie glühendes Eisen besprechen, dass jedermann es anfassen kann, ohne dadurch verbrannt zu werden.‹ Es ist ja hier von der Kraft der Zaubersprüche die Rede, nicht von ihrer Unzulänglichkeit: isen ist der
391 Nominativ. 67, 19—22. Derselbe Gedanke in der Strophe
68 eines unbekannten Dichters (MSHag. 3, 440[b]).

Der tiuvel ist ein lügenære
und ist doch dâ bî vil gewære.
der im gedienet, daz er deme nimmer ungelônet lât.
mit willen kan er dienst vergelten:
daz tuent die kargen herren selten.
die vergezzent manges dienstes, des man in gedienet hât.
des entuot der tiuvel niht:
swie gar er sî ein bœse wiht,
er lônet doch in allen.

die im gedienet hânt mit flîze.
den ..esen herren zitewize
kan er schallen,
die dienstes ungelônet lâzent daz si deste wirs gevallen.

67, 25. Vgl. Haupt zu Winsbeke 8, 9. 69, 5—8. Noch eine Stelle aus dem Welschen Gast Bl. 211ª daz fiur unde der arge man diu gelichent sich dar an, daz in bèden niht genüeget. daz fiur brinnt, diu erge füeget wie sie erfülle dez guot. 69, 9—12. Cato (Lieders. 1, S. 563. 564) dû solt ouch wizzen, swâ du gâst, daz dû dri vient hâst. die vinde nemne ich alleine: der êrste ist diu welt unreine, dîn eigen lîp der ander ist, der der dritte des argen tiuvels list. 69, 21. 23. Welsch. Gast Bl. 121ᵇ der (pfaffe) sol guotiu bilde geben mit kiuschem libe, mit reinem leben, mit guotem were, mit rede schœne, und nochmals Bl. 134ᵇ kommt er darauf zurück. Grieshabers Predigten 2, S. 34 dâ von so wære einem ieglîchen lêrer nôt daz er sînen undertânen guotiu bilde für trüege. 70, 9. Weitere Nachweisungen über hulwe liefert Hahn zu Strickers kleineren Gedichten XII, 199; auch bei Enenkel (Rauch Script. rer. Austr. 1, S. 291) werfen in ein hulben. 70, 13. Zu der Redensart swer des hæle niht enhât vgl. Gramm. 4, S. 247. 71, 7. 8. Wackernagel in Haupts Zeitschrift 6, S. 283. Diez Poesie der Troubadours S. 129. 71, 17. 18. Dieser Spruch aus Freidank in der Erzählung vom Sperber (Lieders. 1, S. 232, 349. 350). 72, 1. Ulrichs Wilhelm Pfälz. Handschr. Bl. 164ᶜ diu diet ist unberihtet, swâ der künec ist ein kint. 72, 8. guot umb êre 392
nemen sprichwörtliche Redensart, Ehre für äusseren Vortheil 61
und Gewinn aufgeben: man soll êre für daz guot nemen. Spervogel MS. 2, 227ª erst tumb swer guot vor êren spart. Hartmann vom fahrenden Volk, Erek 2165. 2166 swaz der diete dar kam, der guot umbe êre nam, der tet man niht eines rât. Strickers Karl 4ª die guot umb êre nâmen. Meister Kelin MSHag. 3, 22ª vil maneger sprichet »ich nim guot umb êre«. Reinmar MS. 1, 79ᵇ mêr umb êre sol ein man sorgen denn umb ander guot. Lutolt von Seven MSHag. 3, 328ª die biderben nâmen êre für daz guot. Friedrich von Sunburg MS. 2, 211ª swer giht der guot dur êre neme, daz sich der sêre sünde, der

liuget alde ez sündet der, der aller meist dà gît dem kristen, juden. Kanzler MS. 2, 239ᵇ swer guot für êre minnet, sîn guot ân êre gar zergât. Schwabenspiegel 16, 30—32 ob ein sun ze einem spilmanne wirt, daz er guot für êre nimt wider sines vater willen, unde daz der vater nie guot für êre genam, dann verliert der Sohn das Erbrecht; vgl. 255, 14. In Konrads von Würzburg Klage der Kunst MSHag. 3, 336ᵇ wird der verurtheilt, der künsteloser diete guot umb êre gebe, um von ihnen, den Unwürdigen, gepriesen zu werden. 72, 16. engen rat erkläre ich jetzt durch einen kurz und scharf gefassten, entscheidenden, nicht, wie W. Wackernagel im Glossar zum Lesebuch, durch einen beschränkten: so steht in Türleins Wilhelm 3ᵃ enge bediuten. Zu den schon angeführten Stellen noch folgende. Herbort 6694 rede kurz enge und smal. Passional 314, 23 diu künegin was vil swinde dar ûf an engem râte. Konrads Troj. Krieg Strassb. Handschr. Bl. 296ᵈ mit wisen liuten enger rât die beste kraft an râte hât. Renner 4223 dô si sâzen in engem râte, als eine Entscheidung musste gefasst werden. Noch Hans Sachs gebraucht den Ausdruck in diesem Sinn; die Stelle ist Grammatik 4, S. 883 angeführt. Der Gegensatz ist langer rât, Welsch. Gast Bl. 201ᵇ man sol lange gedenken waz man tuo und snelle tuon daz; ietwederz sîn reht reht hât, länger rât und snelliu getât. Vgl. Reinaert 2492 Isengrîn ende Brûne die vroet hebben nu den nauwen raet metten coninc openbare. 72, 17. 18. Wenn man einem Fürsten Rath ertheilt, so merkt man, auf welche Weise er will gerühmt werden, auf welches Lob er Anspruch macht. Denselben Sinn gewährt der Spruch
393 in dem alten Druck des deutsch-lateinischen Freidanks Bl. 33ᵇ
65 man siht bî dem neste wol wie man den vogel loben sol. Leicht möchte dieser bildliche Ausdruck der ursprüngliche sein, zumal er in ähnlicher Weise noch heutzutage fortlebt, Simrocks deutsche Sprichwörter 353 »man siehts am Nest was für Vögel darin sind«. 73, 7. Die alten erben in der Bedeutung von Vorfahren, Eltern. Auch in dem alten Bruchstück von Ernst (Fundgruben 230, 1) min lant dat mir — von allen (l. alten) erven ane kumen is. 73, 18. Der jüngste Tag (Haupts Zeitschrift 1, S. 123) 222 sô vervallent die bürge die dâ durch

übermuot geworht wurden. 74, 4. Renner 23357 alle künge ûf erden mit ir hern mügen sich der flöhe niht erwern. 74, 18. Chronicon salernitanum Cap. 11 (Pertz 5. 478, 46), Kaiser Karl verlangt, dass sich ihm Arichis, der langbardische Herzog von Benevent, unterwerfe, »unum est quod quæro, ut armiger meus unus miliarius fiat«. So trägt man daz wâfen der Minne (Parz. 130, 4), des Todes (zu Wigal. 7797), der Unfreude (Stricker XII, 21), der Welt (Docen Misc. 2, S. 221); vgl. D. Mythol. S. 807. 74, 26. Schwabenspiegel 147, 12 Wackern. der der wârheit ze vil swert, der wirt der werlde unwert; vgl. Einleitung S. XC. 75, 2. 3. swer die wârheit fuorte und die ze rehte ruorte wer die Wahrheit vorbrächte, aufführte, eigen hätte und sie, wie es Recht ist, förderte, geltend machte. So in Strickers kleinen Gedichte 7, 63 ob dû die wârheit fürest und die lüge ninder rürest. Gudrun 195, 2 braht füeren herbeiführen, stiften. Konrads Alexius 1298 den siechen allen wart beschert daz si gesuntheit fuorten ihnen zu Theil ward. Wir sagen in diesem Sinne »ich führe den Namen«. rüeren hat eine ähnliche Bedeutung, anregen, Servatius 1454 die wârheit begunde er rüeren. 609 diu schrift niender rüeret daz ie iemen sînen gelîchen erfunde. Erek 5955 verfluochet si der tac, daz ich die rede ruorte. Winsbeke 21, 5 dem ors die kraft rüeren; vgl. Rabenschlacht 648, 3. Strickers Karl 69ᵇ. 72ᵃ. Konrad von Würzburg MS. 2, 202ᵇ swer lûter lop wil rüeren, des er niht sol füeren, dem wirt ez sô schedelich daz der dar an versêret wirt. Passional 174, 48 daz houbet rüeren. 272, 69 daz wort daz ich hie rüere. Lohengrin S. 131 gein dem min herze ie haz von schulden ruorte. 394 Teichner (Liedersaal 2, S. 538) sît ich dâ swîgen müeste, daz mich 66 nieman schelten liez und mich ze tür ûz stiez, sô ich die wârheit ruorte an und (2, S. 536) in anderer Fassung swer die wârheit wirft enbor, vor den spert man tür unt tor. 75, 7. Die heimliche Ehe ist gemeint. 76, 21. 22. Ähnlich im Welschen Gast Bl. 166ᵃ swer niht behaltet herren reht, der sol billichen sin kneht. 77, 8. 9. Welsch. Gast Bl. 197ᵃ wan die übelen sol er verdrücken und die guoten zuozim zücken. Helbling 4, 337—340 die mir ze Wienne sint gereht, die wil ich für zücken und die nider drücken, si sîn alt oder kint, die nâch dem her-

zogen sint. 77, 16. 17. Auch bei Frauenlob Ettm. S. 221 schepfte ich wazzer mit ein sibe. Teichner (Liedersaal 2, S. 536) ein sip daz wirt niemer wazzers vol, swaz man dar in schepfen tuot. 78, 11. Karajans Denkmale 10, 5. 15, 20 nieman ist gotes kint wan die daz reht wurkende sint. 78, 22. driu, auch metrisch besser, ist die richtige Lesart, denn was Z. 21 enthält, wird nicht mitgezählt und dient als ein Gemeinplatz nur zur Ausfüllung. 79, 7. Meister Stolle MSHag. 3, 10ᵇ sagt von der Frau Ehre si kleit daz wisheit erbet niht und edeliu tugent: daz si got gekleit. 79, 16. tübel Döbel, stumpfer hölzerner Pflock, womit die Bodenstücke des Fasses fest verbunden werden, was bei Ducange unter incastraturæ erklärt wird; vgl. Sprachschatz 5, S. 352 tubil Schlucht, Einschnitt (noch heute in der Schweiz gebräuchlich): tubili gitubili incastratura. Heinrich von Meisen 4053 daz vil freislich übel, daz in uns haftet als ein tübel. Renner 957 lüge ist sünden und schanden tübel. 16607 vorhte und schame sint êren tübel. 79, 19—24. Verderbt als Räthsel in Haupts Zeitschrift 3, S. 28 ein nagel helt ein eisen, ein eisen ein pferdt, ein man ein schloss, ein schloss ein man; vgl. Einleit. S. XCVII. 79, 29. solher êre, wie auch die Magdeb. Handschrift hat. 80, 10. 11. swigen ist diu beste witze in manegen liuten Liedersaal 3, S. 562, 54. 80, 25. swer in guot und êre seit zuspricht, ihnen als eigen beilegt. Parzival 165, 22 sin wunde und harnasch swære — im
395 müede unde hunger sagete. Heil. Elisabeth (Diutisca 1, S. 477)
67 Gott, dem êre und êwecliche tugent gesaget sî. 80, 26. swa AC, wa Bcd. Besser wohl eine Frage, wâ diu witze wesen sol? 81, 21. Wenn die Glocke geläutet wird, laufen die Narren zusammen. 82, 8. 6. Vgl. Deutsche Mythol. S. 645. In der Anmerkung ist verdruckt Calenberger für Lalenberger. Diutisca 2, S. 77. 107 und Hätzlerin 270ᵇ unwisiu wort und tumbiu were tribe ich Elblin von Eselberc; Graff meint, es sei der Name des Dichters. Pfälz. Handschr. 341 Bl. 78 die werdent âne meil und kument ze stætem heil ûf die burc ze Tugentberc; dâ sint erkant des wisen werc. In der Erzählung von der Frau Ehrenkranz (Liedersaal 1, S. 385) heisst es in mînem hûs Belîbentriu und dâ ze Harrenberc in dem lant Hoffenheil. Vgl.

Haupt zu Winsbeke 45, 7. 82, 11. Reinmar von Zweter MSHag. 2, 186ᵇ so erkent man doch den esel bî den ôren. 82, 14. Reinmar von Zweter MS. 2, 128ᵇ die mit entlêhenter wirde fuoren. 85, 5. Über die Redensart im sacke koufen, die auch Diutisca 1, S. 325 aus Freidank genommen ist, vgl. Haupt zu Winsbeke 63, 6. 85, 19. Pfälz. Handschrift 341 Bl. 127 doch hân ich micheln man gesehen, dem man zuht unt fuoge muoste jehen, und einen kleinen so ungefüegen, daz al die werlt mohte genüegen. 85, 23. Magdeb. Handschr. Bl. 25ᵇ id enis neyn sulues mer. Eine verderbte Stelle bei Helbling 15, 372 »deham selb ist niur einer«: dez ist daz lant allez vol enthält wohl denselben Spruch, denn ich bessere dehein selbselbe ist mê wan einer »nur einer ist von niemand unabhängig«, womit Gott gemeint wird, dessen Macht, wie Helbling hinzusetzt, überall durchdringt, die Erde erfüllt. Denselben Gedanken drückt Frauenlob Ettm. S. 159 anders aus, got ist ein ungeschaffen wesen. Allein der Spruch war wohl alt und man kann sagen kirchlich, in Notkers Psalmenübersetzung (S. 11) steht got der (id ipsum) selbselbo heizet. In den Denkmälern der folgenden Zeit habe ich zwar diese eigenthümliche Zusammensetzung nur bei dem östreichischen Enenkel (Rauch S. 287) gefunden, und als ungewöhnlich wird sie in den Handschriften Freidanks und Helblings verschwunden sein, aber ich trage kein Bedenken sie herzustellen, zumal bei Freidank das Metrum dies fordert und das Wort im siebenzehnten Jahrhundert wieder auftaucht: Opitz 2, 224 (Amsterd. 1645) sagt selb- 396
selbsten, ein anderes Beispiel Gramm. 3, S. 6. 87, 6. 7. B allein 68
hat die richtige Lesart. Die Eule ist nicht freigebig und hält das Zusammengescharrte fest. Die Schande räth dem ungastlichen Ritter (Lieders. 1, S. 525) den Harfen- und Spielmännern sein Thor zu verschliessen: Frau Ehre wirft ihr daher vor: sô lêrest du'n in hiuwen wise leben. Freidank klagt hier wie Walther (26, 33—35. 84, 18. 19) über den Mangel an Freigebigkeit bei den fürstlichen Höfen. 87, 8. Walther sagt (84, 17. 18) gleicher Weise ze Nürenberc was guot gerihte, daz sage ich ze mære. umb ir milte fråget varndez volc: daz kann wol spehen. die seiten mir ir malhen schieden danne lære. 88, 15. Hein-

richs Krone Bl. 1ª swer den rûhen ziegel tweht, der siht ie lenger dicker hor. 89, 2—9. Der Gegensatz zwischen beste und bœste auch 90, 25. 26. 105, 15. 110, 24. 120, 14. Walther 26, 29. 30 diene manne bœstem, daz dir manne beste lône. Gudrun 1263, 3 è was ich diu beste, nû hât man mich zer bœsten; vgl. 1264, 1. Iwein 144. 145 der bœste ist dir der beste und der beste der bœste. 89, 11. der swache gruoz ist verächtliche Behandlung, Geringschätzung; vgl. Nibelungen 1796, 2. 89, 12. Tanhausers Hofzucht (Haupts Zeitschrift 6) 141 ich hœre von sûmelichen sagen (daz ist wâr, daz zimet übel) daz si ezzen ungetwagen. 90, 19. 20. Auch die Magdeb. Handschrift hat den Spruch zweimal, Bl. 16ª und 39ᵉ, doch jedes Mal in diesem Zusammenhang mit 17. 18. 92, 12. lastern finde ich nur Anno 816. Diemer 356, 22. Reinhart Fuchs 1399. Hermann von Fritzlar 165, 30 und Ortnit S. 71, später hin bei Dichtern nicht mehr; das althochdeutsche lastarôn (Sprachschatz 2, S. 99) kommt häufig vor. 93, 8. Der Wallach war kein ritterliches Pferd, Wackernagels Lesebuch 589, 13 man siht nu hengestritter vil, die doch wohl rosse wæren wert. 95, 11. daz ist wol, wie 179, 6 ez ist wol; vgl. zu 127, 3. 95, 16. 17. Walther 79, 24 mâc hilfet wol, friunt verre baz. 95, 18. 19. W. Wackernagels Basler Handschriften S. 36 aus dem vierzehnten Jahrhundert bewærter friunt [und], gestanden swert diu zwei
397 sint grôzes guotes wert. 96, 16. Kolocz. 103 und wære ich
69 in dem vierden lant, ich wolde gerne komen her; vgl. Gramm. 4, S. 958. 97, 26 S. oben S. 338 [= S. 13]. 98, 11. Herant von Wildonie 23, 159 wîplîn diu man dâ vindet ringe veil; vgl. Freid. 16. 17. 99, 17. Tirol und Fridebrant MS. 250ª sun, du solt dîn êlich wîp haben liep sam dîn selbes lîp. 100, 6. 7. Walther 91, 35—92, 2 ist aber daz dir wol gelinget, sô daz ein guot wîp dîn genâde hat, hei waz dir danne frœiden bringet, sô si sunder wer vor dir gestât, halsen, triuten, bî gelegen, von solber herzeliebe muost dû frœiden pflegen. 100, 8. 9. Heinrichs Krone Bl. 69ª wan minne den schiuhet, der ir allez fliuhet vor. Konrads Troj. Krieg 2421 die liute—sprechent der si (die minne) suochen beginne, daz sie fliehe den. 101, 4. Kaiserchronik Bl. 27ᶜ bit si vlîzecliche des libes. 101, 11. 12. Lan-

zelet 5879–5883 starkiu huote und ungetriuwer muot diu machent stætiu wip unguot. MSHag. 3, 418ª huote machet stæte frouwen wankelgemuot. 101, 13. 14. David von Augsburg (Pfeiffers Mystiker 1) 368, 23 minne wil frî sîn: ist sie betwungen, sô ist si niht minne, wan si selbe mac niht betwungen werden. Vgl. Haupt zu der Winsbekin 32, 4. 102, 15 16. Teichner (Liedersaal 3, 367–370) maneger hirât ûz den landen nâch dem glanz mit zehen schanden und lât eine neben sich niur mit eime brestelîn. 102, 20—23. Welscher Gast Bl. 64ª swaz ein man mit wiben tuot, daz sol allez wesen guot: daz reht habe wir uns gemaht mit unsêrs gewaltes kraft; vgl. Simonides Amorginus von Welker S. 48. Leutolt von Seven (MS. 1, 163ª) vinden wir an Einer libe missetât, dâ bî Einiu tûsent wibe tugende hât. 103, 1. 2. Renner 12776 ob ein frouwe missetuot, dâ bî hânt hundert stæten muot: swer die mit jener schelten wolte, der tæte anders denne er solte. 104, 26. 27. Frauenturnier (Kolocz. 87, 406—410) si kunnen brechen hertiu sper: daz ist ein michel wunder, sie ligent stæte under unde behaltent doch den prîs, der man sî junc (l. tump) oder wîs. 105, 1. 2. Reineke vos 1157 de heft syne ere nicht wol vorwart, de sus syn wyf mit ener andern spart. 105, 8. Flore 5334 ez ist ein nôt swer eine âne gesellen treit nâhe gândiu herzeleit in sîme herzen verborgen. 105, 19. des tiuvels er engiltet er macht nichts daraus, wie wir sagen »er kümmert sich den Teufel darum«; vgl. Deutsche Mythol. S. 966. 106, 6—9. Marienlieder aus dem zwölften Jahrhundert Hanöv. Handschr. Bl. 23ᵇ dû heizes vrowe inde bis ouch alsô: wan dû, vrowe, hâs gemachet vrô sô wat in himele inde in erden is. dû vrowe van vroweden geheizen bis, wan dû trûrikheit enruorde dich nit. Darum nennt Konrad (MSHag. 2, 330ª) Maria frouwe aller freude. Konrad von Heimesfurt 215—217 lässt den Engel Gabriel zur Jungfrau Maria sagen aller fröuden frouwe, fröuwe dich: joch fröwet von dînen fröuden sich swaz fröude dâ ze himel ist. Stricker (Haupts Zeitschrift 7, S. 495) si sint sô guot für allez guot, die frouwen sint und fröude gebent. Wenn Lichtenstein 660, 9 sagt si frowe ob al den freuden mîn, so bezieht sich das wohl auf diese Etymologie, möglicher Weise auch Gudrun 4422 (1105, 2) diu freudenlôse frouwe.

398
70

Noch weiter führt sie aus Frauenlob S. 111 Ettm., frô von der luft, wê von der burt, und S. 113 wê ûf ein frô gestempfet, wan si uns tragent ein lebendez frô in spilnder ougenweide. ein frowe diu mac sich fröuwen wol an lebender fruht. Morolt 2, 1144 swâ frouwen sint, da ist freude vil. MSHag. 3, 417ª frouwen fröuwent verre baz danne ein rôse in touwe naz. vgl. zu 103, 25. 26. 106, 10. 11. Karajans Denkmale 12, 12 er ist charl, dâ ist si chone (daz ist ein vil altiu gewone), daz kint daz ist daz dritte reht. 106, 20. 21. Meister Kelin (MSHag. 3, 22ᵇ) swer sine dinge in dirre werlde rehte tuot, dem mac an sîme adel wol gelingen. Türheims Wilhelm Bl. 125ᵃ swâ man dem rehte reht tuot, dâ wirt daz reht behalten. 107, 23. vgl. Sommer zu Flore 36 wan ie daz lihter baser ist. 107, 24—27. Dieterichs Flucht 7935 betwungen dienst wirt nimmer guot, swer dienst betwungenlichen tuot, dô mac wol schade von ûf stân. 108, 7. Helbling 8, 1 gewonheit diu ist rîche. Jüng. Titurel 5344, 3 gewonheit ist noch rîcher dan natûre. Vgl. zu Flore 7635.
399 108, 11. 12. Hätzlerin S. 144, 109 ein ieglich herz sich dâ nâch
71 sent als ez dan vor ist gewent. 108, 15. 16. Walther 108, 17. 18. der guote wîn wirt selten guot, wan in dem guoten vazze: wirt daz bereit ze rehte wol, sô habet ez den wîn. Frauenlob Ettm. S. 58 edel wîn muoz nieten von swachem vazze âsmackes sich; vgl. Einleitung S. XC. 108, 17. 18. Lateinische Sprichwörter aus dem zwölften Jahrhundert (Altdeutsche Blätter I, 11, 16) unde homo consuescit vix unquam linguere nescit; vgl. Einleitung S. C. 109, 6. 7. vastet, wie alle Handschriften lesen, ist in der Bedeutung von büezen, die sich leicht ergibt, schon durch den Schwabenspiegel (Cap. 287 S. 268 Wackernagel) und andere Stellen beglaubigt. Volle Sicherheit meiner Erklärung des Spruches gewährt Türheims Wilhelm Bl. 197ᵃ, wo er ebenfalls vorgebracht und nur in entgegengesetztem Sinne angewendet wird, lâ dînen untrôst rasten: den man sol niemen vasten, ê er doch vor im tôt gelît. Statt slahen hat die Magdeburger Handschrift irsclan. Entscheidend ist auch eine Stelle in einem Gedicht des 12. Jahrhunderts (Vorauer Handschr. bei Diemer S. 348. 349), swanne der man vihtet, sîn wâfen ûf rihtet, sô kèret der manslecke deme swerte daz eine ecke uber sin selbes haubet: sô

wirt diu sêle ertaupet. den lemtigen sol er (l. man) vasten, den tôt lâzen rasten; im nist dere vasten pornôt: er hât ime selben getân den tôt. Hierher gehört vielleicht auch eine andere Stelle bei Diemer 308, 12. 13. 109, 12. Räthsel und Fragen in Haupts Zeitschrift 3, S. 34 ein frâge, wer geschrîen habe daz ez diu ganze welt hôrte. antwurt, der esel in der archen Nôê. 109, 18. gamâlîôn ist das Chamäleon (lacerta chamæleon), von dem schon die Alten, weil es lange ohne Speise aushält, glaubten, es lebe von der Luft; mehr sagt auch Freidank nicht, der Meisner Mgb. 38ᵇ, Frauenlob Ettm. S. 27. Hug im Renner 18734 f. ausführlicher ein tier heizt gamâlîôn (so in der Frankfurter Handschrift, der Druck hat camelion), dâ schrîbent die meister wunder von, daz der luft sîn spîse sî, und swelher varwe ez wone bî, nâch der werde sîn bale gevar. Ironisch äussert Boppe MS. 2, 236ᵇ bei der Forderung unmöglicher Dinge gamâlêôn sol niht 400
wan der erde leben. Reinbot geht weiter, 3879—3880 gamâlêôn 72
des luftes lebet, der siben mîle über der erden swebet, und der jüngere Titurel 2757 gamaniol (l. gamâlîôn) vil hôch gelente vierzehn mîle oberhalp der erde, und lebet niht wan luftes: ferner 4755 von dem galadrôt (l. gamâlîôn) sô sagt er mære wie er in den lüften gêt nu swebende und sîne jungen brüetet, biz daz si mit im schône fliegent lebende. Heinrich von Müglin (herausgegeben von Wilh. Müller) S. 24 ich lebe dîns trôstes sunder wân reht sam der luft gamâlîôn. Hätzlerin 219ᵇ, 104 freut in den lüften sich gamâlîôn gên mîner wünne. Liedersaal I, 203 wird gesagt, gamâlîôn nehme die Farbe nach der Luft an. Über die Verwechselung des gamâlîôn mit dem karadrîus s. unten zu 143, 7. 109, 26. Neidhart MSHag. 3, 225ᵃ hunt an einer lannen. Morolt 51ᵃ twingst dû den alten hunt in bant, so maht dû hüeten dîner hant. 110, 17. gelückes rat ist von W. Wackernagel in Haupts Zeitschrift 6, S. 135. 136 erörtert. 110, 25. 26. Stricker (Jahrb. der Berliner Gesellschaft 8, S. 289) diu werc werdent selten guot, diu man ân guoten willen tuot. 111, 6. 7. Jüng. Titurel 4151, 1. 2 [sterne] würze wort und ouch gesteine diu hânt krefte niht wan von des krefte, der kraft an allen dingen was gebende. 112, 1. 2. Welscher Gast Bl. 218ᵃ swelh man gît und gît drât, wizzet daz er zwir gegeben hât;

s. Einleitung XCIX. 112, 3. Welscher Gast Bl. 220ᵃ er sprichet alle tage »morgen«. 112, 4. Vgl. Erek 4073, wo wohl zu lesen ist wæn dû ein abeleite bist. 114, 23. Wer das Gold als Schmuck am Leib trägt. Hochzeit (Karajans Denkm.) 19, 8—15 die frowen zieret daz golt: von diu ist si ime holt. diu ist nie so hêre noch so riche, si treit an barer lîche die bouge joch daz vingerlîn: wie mag iz ir lussamer sîn? siu spannet fur ir bruste (daz ist geworht mit listen) ein guldin gewiere, daz iz ir den lîp ziere, wan si schône dâ mite gât. Gottfrieds Lobgesang 70, 6 du spien din golt an blôze hût. 114, 27. Gudrun 2596 (649,2) gelücke daz ist sinewel sam ein bal. 115, 2. 3. Lanzelet 5989—5991 da enwas nieman ze stunde, der ir den nüschel kunde gelegen wol ze rehte. Das Wort war früherhin häufig
401 in Gebrauch: nusche Anno 648. Rother 3087. nuske Diemer 20,
73 8. 286. 1. nüschel Rother 392. Äneide 780. 1306. 12687. Ferner Lanzelet 6035. 6045: auch nusche 5612. Im 13. Jahrhundert wird es selten, ich finde es nur noch in Heinrichs Krone Bl. 90ᵈ und bei Neidhart 24, 2 Ben. nüschelîn: die anderen Dichter verschmähten es. Erst in einem Osterspiel des 15. Jahrhunderts (Wackernagels Lesebuch 1015, 39) kommt es wieder zu Tag. 115, 14—17. Von der Freiheit der Gedanken redet Walther 62, 19 wie Freidank hier und 101, 6. 122, 7; Stellen bei anderen habe ich in der Einleitung S. XCI nachgewiesen: dazu füge ich noch Hartmanns Büchlein 1, 916. 917 ich hân gewaltes wan den muot und den frîen gedanc. Die Winsbekin 15, 1 gedanke sint den liuten frî und wünsche sam. Reinmar von Zweter MSHag. 2, 188ᵇ gewalt mac melden understân. gedanke muoz man ledic-frî ungevangen lâzen gân; ez wart nie keiser künec sô hêr, der gedanc und merken künne erwern. Helbeling 6, 233. 315 gedanke sint frî. 115, 22. 23. Eingerückt ist der Spruch in die Erzählung Frauenlist (Kolocz. 113, 642. 43), wo er aber nach unserm Text wird zu bessern sein. 115, 27. Teichner (Liedersaal 1, S. 457) ich bin sô ungeslaht daz ich niempt niht mêr getrou denn daz ich mit den ougen schou oder vor in henden hân. 116, 1. Hartmanns Büchlein 1, 1186 du solt ân Kundich helfen mir. Tanhauser MS. 2, 67ᵇ her Schaffeniht. Jude Süsskind MS. 2, 178ᵇ. 179ᵃ Wâhebûf, Nihtenvint, her Bigenôt von Dar-

blâu, her Dünnehabe. Helbeling 15, 512 Getrûtsinniht. Apollonius 3764 Entriuwsinniht. Rauch script. rer. austr. 2, 311. 312 ein Ort Trûsinniht. 116, 10. tûsent manne sin sagt ebenso Veldeke Äneide 109, 41. Reinmar MSHag. 1, 188ª. Lichtenstein 48, 7. Strickers Karl 121ª. 116, 25. 26. Friedrich von Schwaben (Berliner Handschr. Bl. 129) ir sît ûf iuwerm pfert ze gæhe: ir sult rîten esel wæhe. 117, 26. 27. Morolf II, 642. 643 dû hâst gesprochen sider »die einen gênt ûf, die andern nider«. 118, 23. Renner 1238 swer tihten welle, der tihte sô daz weder ze nider noch ze hô sîns sinnes flûge daz mittel halten. Kindheit Jesu 97, 37 sîn lêre er im her für zôch weder ze nider noch ze hôch. 118, 27. 119. 1. Kaiserchronik Bl. 79ª 402 von Justinian der steic von tugenden ze tugenden. Roland 1, 74 24 von Karl ie baz unde baz steic der herre ze tugende. Albertus 788 von Ulrich sus er von tugende hin ze tugende trat. 119, 9. Welscher Gast Bl. 154ª ir (der unmâze) geschoz ist âne veder gar. 119, 18. Aus dem zehnten Jahrhundert (Wackernagels Lesebuch 1, 123) ube man alliu dier furhtin sal, nehein sô harto sô den man. 120, 5. Spervogel MSHag. 2, 373ª êst hiute mîn, morne dîn: sô teilet man die huoben. Lichtenstein 207, 20 sie wâren breiten huoben holt. 120, 14. Der Gegensatz auch bei Walther 26, 29 sun, diene manne bœstem, daz dir manne beste lône. 120, 27. mate habe ich vorgezogen, weil es die Handschrift der ersten Ordnung (hier die einzige) gewährt, gegen wise der sieben anderen Handschriften der zweiten, denn wiske in der Magdeburger ist die niederdeutsche Form; überdies würde das seltnere Wort die Vermutung für sich haben. wise gebrauchen süddeutsche wie norddeutsche Dichter, Herbort 14339. Athis A* 85. B 142 [Kl. Schr. III, S. 318. 321]. Erek 186. 7035. Iwein 4464. Wolframs Wilh. 56, 12. Strickers Karl 26ª. Reinbots Georg 3036. Göli MS. 2, 57ᵇ. Konrads Trojan. Krieg 3970. 14561. Ortnit S. 69. Lohengrin S. 44; bei Walther kommt das Wort nicht vor. Der Sprachschatz 2, S. 658 hat keinen Beleg von matâ: im 13. Jahrhundert ist es selten, Lanzelet 2671. 3327 Fragm. bei Müller Blatt 14ᵇ eine maten mæjen; Traugemundslied 833, 37. 834, 7 die matten grüene; Fleck gebraucht zwar 2326 mate, aber bald her-

nach 2425 wise: doch hier war er wohl an die Überlieferung gebunden, die von einer Wiese sprach, auf der die Seligen wandeln, deren auch Steinmar (MS. 1, 105ᵇ) gedenkt, ich wart aller fröuden vol als ein sèle von der wise, din ze himelrîche sol. War das eine heilige itiswisà? Schwabenspiegel 179, 4 Wackernagel wise, aber in einer andern Handschrift matte. Späterhin erscheint mate in elsässischen und schwarzwaldrheinischen Weisthümern (Gedichte auf Friedrich I, S. 114) und ist noch heute in der Schweiz geläufig. 121, 17. Tirol und Fridebant MS. 2, 249ᵇ dù solt wizzen, liebez kint, dà gegen ist ellin lère blint, din liute solt du willec hàn. 123, 12—17. Auf den Gegensatz zwischen Worten und Werken kommt auch Walther mehrmals zurück, 7, 12. 14, 6. 7. 33, 27. 37. 34, 27. 100, 22. 123, 20—24. Engel-
403 75 hart 4080—4084 ich hàn vil manegen doners blic gesehen harte freissam, dar nàch ein kleinez weter kam unde ein vil gefüeger slac. Boner hat 29, 19. 20 den Spruch aus Freidank genommen, aber 21, 22 nähert er sich der Fassung im Engelhart. 123, 21. 22. Walther 76, 13. 14 mîn herze swebt in sunnen hò: daz jaget der winter in ein strò. MSHag. 3, 448ᵇ die bœsen wisen in daz strò. Türleins Wilh. 96ᵃ ir hòch gewalt ist worden strò. 124, 1. 2. Vielleicht ist die Lesart von a die echte, sie wird auch in Mgd. durch und, das stehen geblieben ist, angezeigt und gewährt einen guten Sinn, der arme, geringe Mann soll sich nur mit Wahrsagen abgeben, das ist sein Geschäft (Deutsche Mythol. S. 985): seine Noth soll er nicht klagen, denn nur für jenes erhält er Lohn; kumber klagen ist der gebräuchliche Ausdruck, Tirol MS. 2, 250ᵃ swen dîne liute kumber klagen, 250ᵇ swenne der gernde kumber klaget. Der Sinn der andern, besser beglaubigten Lesart ist auch nicht verwerflich, »ich will mich auf das Wahrsagen des Armen nicht einlassen, es ist trügerisch«. Das deutet auch die Stelle aus dem Marner an, wie die andere aus der Predigt, wo allerdings vom Prophezeien die Rede ist, dem man nur keinen Glauben beilegt. Gleicher Weise sagt ô tummen witze und tôren schatz und armes wissagen rât gedîhet kranker mâze. Eine Stelle im Welschen Gast nimmt absichtlich wârsagen für wâr sagen Bl. 59ᵇ dar umbe sol ein ieglich man, der an reht gedenken kan, den armen übersehen niht. swelhen ze gebenne geschiht varnden liuten dazs

von in liegen, die haben ouch den sin dazs der armen niht vergezzen gar, wan si von in sagent wâr. 124, 3. 4. Über den Sinn von widergüefen, das den Wiederhall bezeichnet, kann hier kein Zweifel sein: er wird bestätigt durch die in der Einleitung S. XCVIII angeführte Stelle aus Heinrich von Morunge, der antwürten dafür gebraucht. Das Wort kommt, wie ich dort schon bemerkt habe, auch im Beljand Bl. 80 vor: ich will die Stelle vollständig hersetzen, weil sich daraus ergibt dass man güefen annehmen muss, mit grimme vil klegelicher stimme sie nâch ir dô guoften: si schrirn unde ruoften mit klegelicher herte. 124, 5. 6. Walther 11, 13—15 swer dich segene, sî gesegent: swer dir fluoche, sî verfluochet. 125, 15. Berthold 383. 401 frouwen die ge- 404
mâleten und geverweten. 125, 20. der golt suochte und 76
kupfer vant, ist vergoldetes Kupfer gemeint? MS. 2, 97ª mit golde kupfer überzogen. Reinmar von Zweter 2, 141 verguldet kupfer. 125, 23. obezin kann nicht durch die aus Reinmar von Zweter MS. 2, 141ᵇ angeführte Stelle gerechtfertigt werden, wo zu lesen ist silberschîn ob zin. Freidanks Spruch obe silber widere zin, des gît ein stücke dez ander hin verstehe ich jetzt »wenn Silber dem Zinn widerstrebt, weil sie beide zu verschiedenartig sind, so gehen beide zu Grund«, sei nun an eine Mischung gedacht oder an versilbertes Zinn. Im Wigalois 11367 wird sogar bildlich gesagt mîn rôtez golt gar überzint. Einen ähnlichen Gedanken drückt Frauenlob S. 52 aus, und ist bî guote ein swacher sin, guot lât den namen hie. wol hin, von guote entrin. dîn golt hât zin: dû bist sin golt und effest in. Dass man Zinn mit Gold und Silber versetzte, sehen wir aus Berthold 244. 126, 2. glas für rubîn erläutert W. Wackernagel in Haupts Zeitschr. 6, S. 306. 126, 4. Vielleicht ist das Richtige für zobel, der ist wîse niht. 126, 7. 8. Ich weiss nicht was hier soll angedeutet werden und worin die Spitze des Gedankens liegt, wozu kommt dass die Kürzung vatr bei Freidank ganz unzulässig ist wie der Reim gelîch: wunderlîch. Die Stelle ist unecht wie alle, worin die Flickworte daz ist wunderlich erscheinen, also 109, 16. 137, 8. 142, 5; sie verrathen sich schon durch geistlose Auffassung und rohen Ausdruck. Will man den immer fremden Spruch ändern, so müsste man kühn sein, wart ie stiefkint ge-

lich dem edeln vater, daz wundert mich. Es wäre dann ein im Ehebruch erzeugtes Kind gemeint, wie Spervogel MS. 230[b] sagt, dâ mac ein hôchvart von geschehen, daz si ime ein stiefkint toufte. Die Karlsruher Handschrift liest êlich kint, dann wäre wohl unêlich zu bessern, und stiefvater könnte bleiben. Im lateinischdeutschen Freidank (alter Druck 31[b]) steht daz kint, und die Zeile lautet »si pure ingenuus facie vitrico similetur«. 126, 18. Lachmann zu Walther S. 141 wê daz ir bein ir arme ir hant ir zungen niht erlament! Engelhart 3666 sîn zunge müeze im noch erlamen, eine Verwünschung, die auch der Unverzagte (MSHag. 3, 44[b]) und der Meisner (Mgb. 39[a]) ausspricht. In
405 einem moralischen Gedicht der Birkenstocker Handschr. S. 72
77 heisst es, der sweiger kan manegen list durch der [armen] sünder ungenist, dâ miter die zungen machet lam; er gesweiget einen mit der scham. 126, 22. über houbet mit übertriebnem Eifer, unbesonnen, masslos: so auch Winsbeke 33, 3 swer gerne ie über houbet vaht, der mohte deste wirs gesigen und Livländische Reimchronik 3084. 3085. swer iuwer (l. über) houbet houwen wil, der mac niht lange tûren. Reinmar von Zweter (MSHag. 2, 194[b]) er ist ein tôre, der getar vast über houbet grâzen dar, dâ sîn getât im selben schaden schaffet. Frauenlob S. 242 swer über houbet væhet (l. vihtet), daz enist niht guot. Ohne Missbilligung Reinbots Georg 1257 alsus hân ich über houbet gerungen, mit grösster Anstrengung. Schwabenspiegel 31, 6 Gêrolt von Swâben gewan Rôme über houbet mit der Swâben helfe. Daselbst 70, 3 er phendet wol über houbet mit rehte ohne sich zu beschränken. Der bildliche Ausdruck wird noch weiter geführt, Meisener (Mgb. 44[b]) diz bîspel merket al gemeine, swer über houbet vihtet, wider strôm swimmet, dem rîsent spæne in sînen buosem; ez ist ûz mînem râte. Fragm. 44[b] man seit swer von der erden hôhe über sich houwet, das spæne im rîsent in die gesiht (l. siht). Hugs Martina 726[b] über houbet sie houwent, die die hôhen went erkunnen. Brants Narrenschiff 7, 120 wer über sich vil howen wil, dem fallen späne in die ougen vil. Kirchhofs Wendunmut (Frankf. 1581 S. 214[b]) wer spen vber dem kopf will hauwen, der nimmt schaden. 126, 26. Der schwere Auftakt sie sî, wie ihn Freidank sich nie erlaubt, verräth schon die Unechtheit. 127, 13. Herbort 83

sô zele man mich dem fünften rade. 127, 18. Ein Adjectiv frat in folgenden Stellen, Passional 70, 32 im was der lîp gar durchslagen und alsô bluotec unde frat. 156, 50 ouch was im sîn antlitze von der trêne hitze sô dicke übergangen daz er an den wangen her unde dar an maneger stât was durchfrezzen unde frat. Apollonius von Tyrl. 10036 ougen rôt unde frat. 128, 14. 15. Heinrich vom gemeinen Leben 241—245 die muniche solden hinden unde vorne der ougen alsô wesen vol, daz si allenthalben wol die vîende gesæhen wâ si sich wolden næhen ze den die in bevolhen sint. 129, 15. 16. Beide Zeilen, die nur in zwei späteren Handschriften vorkommen, sind 406
schon metrisch unzulässig; der Gedanke ist mit unpassender An- 78
wendung dem vorhergehenden Spruch abgeborgt. 130, 24. 25. Ich vermuthe zwêne herte steine malent selten kleine; vgl. Sprachschatz 2, S. 711 chleino gemalnemo pulvere. 131, 9. 10. Kirchhofs militaris disciplina S. 101 das sprüchwort der Teutschen lehret Ein gut Weg vmb mach keine Krümb. 131, 11. 12. Heinrichs Krone Bl. 30ª ein man slüege wol ein her ob ez wære âne wer. Gliers (Benecke Beiträge S. 132) ein man ist tûsent manne her, die alle wen sîn âne wer. Vgl. zu Athis F 71 [Kl. Schr. III, S. 309]. 131, 23. 24. Derselbe Spruch im Liedersaal 1, S. 334, wo aber die zweite Zeile entstellt ist. 132, 2—4. Das Vorangehende wird durch ein Beispiel erläutert, wie stolz auch einer darauf sei, dass er sich in Gestalt eines Sackes geschaffen (die Lesart stellet, gebessert in stalte, wäre auch zulässig) habe, so hängen doch, weil er dann keine Arme hätte, die Ermel (die schwache Form ermelen ist Athis S. 69. 70 [Kl. Schr. III, S. 297 f.] nachgewiesen) an seinem Rock herab, wie bei einem Verstümmelten (handelôser mancus Sprachschatz 2, S. 71. Renner 12744. 23565). Die Lesart schalkes wîs mag ein anderes Verständnis von sac veranlasst haben; möglicher Weise ist sie die echte. Gemeine Leute, Knechte trugen Mäntel von grobem Sacktuch, von welchen, wenn sie umgeworfen wurden, die Ermel leer herabhiengen, gerade wie sie die Slowaken in Böhmen noch heutzutage tragen und bei ihnen gewiss altherkömmlich sind. Darauf weist auch ein anderes Sprichwort (oben 49, 19) ‚wenn der Knecht einen Zobelpelz anzieht, so bleibt er darin doch ein Knecht'. Von dem Hirten Paris sagt Konrad (Trojan.

Krieg 1652) sîn roc was gesniten ûz eime grâwen sacke und hienc an sîme nacke ein grâwer mantel niht ze guot: der jüngere Titurel (5070, 1) von Parzival zimiere was er sparende, er fuor in sackes kleiden. So verstehe ich auch Parzival 364, 12. 13 ûz schildes ambt in einen sac wolt ich mich ê ziehen, sô verre ûz arde fliehen dâ mich niemn erkande. 132, 16—19. Vgl. W. Wackernagel in Haupts Zeitschr. 6, S. 273 Anm. 132, 26. Ich ziehe jetzt die Lesart Samkarc Gleichschlau, der anderen Sâmekarc Halbschlau vor, weil jene einen noch besseren Sinn gewährt. 134, 2. Der Sælden kint erklärt die Deutsche My-
887 thologie S. 827. 134, 18. unrehte bezieht sich hier auf
79 ketzerische Irrlehren; vgl. Wackernagels Lesebuch 165, 28. 134, 21. rihtic dem Recht gemäss, schon im Althochdeutschen (Sprachschatz 2, S. 418): die Abschreiber änderten, weil das Wort nicht mehr üblich war, denn ich finde es sonst nicht. 136, 1. diu bœsen mære werdent wît breiten sich aus, wie 14, 2 der sunnen schîn ist harte wît. Dagegen MS. 2, 156ª so wirt sîn lob vil wîte; vgl. Hartmanns Lieder 6, 8 des liez ich wîte mære komen, wo auch nach Lachmanns Anmerkung das Adverbium gesetzt ist. 136, 3. daz mære flinget, vgl. Deutsche Mythologie S. 850—851. Frommann zu Herbort 13704. 136, 9. Prov. 9, 17 aquæ furtivæ dulciores sunt. 136, 20. Boppe MS. 2, 231. 232 berichtet dasselbe, was wahrscheinlich aus einem alten Physiologus genommen ist, Pardûs ein tier genant ist kûne balt, ze mâze grôz, in rehter forme wol gestalt, dem sîn natûre fremde minne bringet. daz selbe tier daz wonet stæte der lewin bî, swie doch des lewen kraft und minne bezzer sî, und swie sins zagels swanc in zornes twinget. 137, 11. Spervogel MS. 2, 230ᵇ swer den wolf ze hirten nimt, der vât sîn schaden. 137, 23. Vgl. Reinhart Fuchs XXXVI. Sigeher MS. 2, 222 dem in lambes munde wahsent wolves zende. 138, 7. 8. Engelhart 3534—3537 es ist noch ein bewæret dinc, sô man den fremden hunt ze vil streichen unde triuten wil, daz er enblecket sînen zan; vgl. Haupts Anmerkung. 138, 17. Im zehnten Jahrhundert (Wackernagels Lesebuch 1, 123) fone demo limble sô beginnit tir hunt leder ezzen. 138, 21. 22. Morolt 2, 605 der fuhs der sich mûsens schamt, von hunger er ergramt.

Frauenlob S. 75 ein fuhs und ouch ein mûsar der mûset nâch sîner art. 139, 19. 20. Marner (MS. 2, 172ª) ein snecke für einen (l. den) lèbart wol tûsent klafter [lanc] spranc. Reinmar von Zweter (MSHag. 2, 206ᵇ) ein snecke wolte springen für den lèbart beide bere unt tal. 140, 7. Ich habe die Lesart gurret zurückgesetzt, obgleich sie ziemlich verbürgt ist, weil ich glaube, dass sie auf einem Missverständnis beruht. kerren bezeichnet das Ausstossen thierischer Laute (Parz. 69, 12 diu ors 408
von stichen kurren. Neidh. MSHag. 3, 189ª diu swîn hôrtich 80
kerren), und gurren kommt in diesem Sinne nicht vor. ergurret heisst im Lanzelet vor Alter schwach geworden (1455 das Pferd was niht lam, ergurret, mager noch ze kranc), und in gleicher Bedeutung braucht der Teichner vergurret, er spricht (Liedersaal 1, 457) von einem Pferd, daz man übertriben hât und einen trit nit mac von stat: swaz man slahe ûf im, ez murret. alsô ist diu welt vergurret, daz ein zuc nit ziehen wil in der alten tugent sil. Das Verbum ist gebildet von gurre, das einen alten gliederlahmen Gaul bezeichnet und von kerren abstammen kann, da der alte mûde Gaul ächzt und stöhnt. gurre erscheint im Althochdeutschen noch nicht, ich finde es zuerst im alten Laurin (Nyerup Symb. S. 8), Eraclius 1451, dann bei Reinmar MS. 1, 80ᵇ. Berthold 356 und anderen. 140, 9. esel und gouch stellt auch Walther 73, 31 zusammen. 141, 5. 6. Zu den in der Einleitung S. LXXXVI angeführten Gründen, weshalb ich diese Zeilen für unecht halte, füge ich noch, dass rê eine niederdeutsche Form ist; vgl. Athis S. 15. 16 [Kl. Schr. III, S. 228]. 141, 7. 8. Die Stelle, die nur in Aa vorkommt, ist unecht, schon weil Freidank wie Walther im Reim nicht lich mit kurzem Vocal gebraucht; vgl. zu 126, 7 und oben S. 377. 378 [= 57]. 142, 5. Dietleib 11144 nâch der krebze site gân. 142, 14. Bei den Dichtern ist oft von der glänzenden, in Farben leuchtenden Kleidung der Engel die Rede, manchmal werden die Kleider der Frauen damit verglichen, am häufigsten ritterlicher Schmuck; vgl. Lanzelet 4430. Iwein 2554. Lichtenstein 92, 2. 296, 15. 453, 16. Strickers Daniel Bl. 149ª. Konrads troj. Krieg 2926. 5723. 19451. 24712. Engelh. 2646. Turnier von Nantes 119, 1. 136, 1. Jüng. Titurel 4515, 4. Oswald 622 (Haupts Zeitschr. 2, S. 108). Rosen-

garten C 2005. Der Unverzagte sagt dem Jüngling (MSHag. 3, 43ᵃ) dû solt alle frouwen êren, sô wirt dir der engel wât dort gegeben. 142, 15. 16. Liedersaal 3, S. 520 swie vil der rappe gebadet sich, doch ist sîn varb niht weidenlich, daz er niht wizer wirt dan ê und daz er sich wisch iemer mê. 142, 17. 18. Frauenlob S. 58 daz edel vederspil verderben muoz dar abe, swâ krâ, swâ rabe ir âtem gegen im bieten. 143, 2. Helbling 8, 1233 den kneht begreif sîn alter tuc. 9, 43. 44 billich solt ich lâzen sîn die minen jungen tücke. 143, 7. Zu der Einleitung S. LXXXVI einige Nachträge. In dem Vocabularius St. Galli (Hattemer 1, 10) steht charadrion opupam hupupa und nochmals charadrion et ipsam non habemus, sed tamen dicitur et ipsam volare per medias noctes in sublimitate cæli; in einer anderen Glosse wie mehrmals im Sprachschatz 2, S. 245 caradrius lerichâ. Die Umdichtung des Physiologus in Karajans Denkmalen stimmt (S. 104. 105) mit dem lateinischen und deutschen in Hoffmanns Fundgruben. Nach Boppe (MSHag. 2, 378ᵇ) wird der Vogel, dessen Gefieder schneeweiss ist, galadrîus im Land Galadite genannt, bei dem Meisner kaladrîus. In den von W. Wackernagel in Haupts Zeitschrift (7, S. 147) bekannt gemachten Predigten kommt vor der adelar ..... ist ouch einem andern vogel gelich, der heizet caradrius umbe die bediutunge diu an ime ist. Dann wird die Sage ausführlich aber übereinstimmend mit dem Physiologus erzählt. Jüng. Titurel 5154, 3 swen der galadrôt mit schîne grüezet, swie grôz sîn suhte wære, der würde im sunder sterben doch gebüezet: ist aber daz er wendet diu ougen von dem siechen, sîn leben wirt verendet. Wie es scheint, hat man Charadrius den Todtenvogel, Chamäleon, das von der Luft lebt (vgl. oben zu 109, 18) und Galander (eine Lerchenart), der in die Höhe steigt, verwechselt und vermischt, sowohl den Namen als den Eigenschaften nach. Der Vocabularius St. Galli hat upupa geschrieben, meint aber noctua, immer im Missverständnis. 143, 14. zu wuse ist ohne Zweifel ze fuoze, da die Göttw. Handschr. häufig w für v und s für z schreibt. Damit stimmt die lateinische Übersetzung, A fortuna milvus cum locuplete relictus (Est a fortuna capo in l. r. alter Druck 32ᵃ), Cum sibi currendo cogitur quærere victus.

409

81

Nun erklärt sich die Lesart zûm fûchſs in der Karlsruher Handschrift. 144, 11—26. Vgl. die deutsche Umdichtung des Physiologus aus dem zwölften Jahrhundert in Karajans Sprachdenkmalen S. 102. 145, 23. Strickers Gedichte von Hahn 13, 15—21, wo der Salamander die Fliege rühmt, der fliegen kunde niht gelichen: die gewaltigen und die rîchen die möhten sich ir niht erwern: sie müestens âne ir danc nern, sît se mit 410
in trunke und æze und ûf ir kleider sæze, ûf gulter und ûf 62
goltvaz; im geviel nie frouwe baz. 147, 14. mitteilære findet sich Litanei 118 Massm., jedoch der ältere Text (Fundgr. 2, S. 217) hat mitilære. 148, 21. Welsch. Gast Bl. 17ᵇ stüende er umbe ein pfenninc pfant, in lôste niht Kâis hant. Sonst ist noch nachzutragen Helbling 1, 1175. 13, 122. Orendel 1354 pfenwert. Karl Roths Predigten 42 zweihundert pfennewert brôtes ducentorum denariorum panes. Alexius bei Massmann 72, 256 pfenninges wert er nie gewan. Kirchhofs Wendunmut Bl. 205ᵃ batzen bezaln für pfenningwehrt viel für geringe Sache. Bl. 87ᵇ wollt er allwegen zu allen sachen sein pfennigwehrt auch reden, wie man in Süddeutschland sagt, seinen Heller dazu geben. 149, 5—12. Der heil. Petrus zieht umher; s. Deutsche Mythologie S. XXXVI—XXXVII. 150, 3. sîn leben während seines Lebens: Genesis 20, 22 al dîn leben so lange du leben wirst. 150, 26. Bei merbot fragt W. Wackernagel im Glossar zum Lesebuch »Mohr«? Aus Marbut Morabeth (vgl. mittelalt. marbotinus maravedi)? Gedichte auf Friedrich I S. 114 wird der Erklärung von maravedi beigestimmt, das Goldstück vergebe die Sünde. Aber wie ist das Folgende, wo nur von Persönlichkeiten die Rede ist, und ander wirte, gebûre unde hirte damit zu vereinigen? Kann merbote nicht einen bezeichnen, der über das Meer gesendet ist, um für eine Fahrt nach Syrien zu werben? Schon im Concilium von Clermont (1095—1096) sollte sie als Busse gelten. Zugleich erscheint im Althochdeutschen Meripoto und auch bei Neidhart (MSHag. 3, 267ᵇ) Merbot als Eigenname; die Lesart merboten würde dann den Vorzug verdienen. Die Magdeburger Handschrift Bl. 45ᵇ hat mer bute: dies führt mich auf einen anderen Gedanken, der meerbutt pleuronectes hippoglossus heisst, nach Nemnich auch

heiligbutt, englisch holibut: sollte Freidank versteckter Weise den Papst gemeint haben, der den Fischerring trägt, mit welchem der Ablassbrief besiegelt ward? 154, 6. 7. Reineke vos 4215. 4216 alsus ist dar manege list, daran der pawes unschuldig ist stammt aus Freidank. 155, 4. Ich habe golt silber umgestellt, weil es metrisch besser und einer entsprechenden Stelle
en bei Walther 25, 7 gemäss ist. 158, 8. âne hôhen rât nach
ss 160, 3 âne genuoger liute rât: die Fürsten, mit denen der König sich zu berathen hat, sind gemeint; Walther 84, 28 edelr küneges rât, und hier 72, 7 des küneges rât. Gudrun 1151, 2 Wate und ouch her Fruote des küneges ræte pflac. 158, 13. Kaiserchronik Bl. 10ᶜ si ne wolden iz nimmer glouben, si ensæhens etelich teil mit den ougen. 158, 27. Es wird wohl zu lesen sein got müeze ez scheiden: auch bei Walther 16, 31 got müeze ez ze rehte scheiden. 159, 10. si hânt manegen zuc gezogen bildlich von dem Einziehen des vollen Fischnetzes, sie haben manchen Fang gethan, und zwar auf unrechtliche Weise. Ebenso sagt Ottacker S. 24ᵃ, als das Reich ohne Kaiser war, man sach gemeinlichen an armen und an richen hôchvart unde übermuot: ieglichen dûhte er wær sô guot daz er sich wol berihtet, ê daz ez würde verslihtet, er müeste ê ziehen sînen zuc; dâ von geschach vil manic ruc, des laster und sünde was. 161, 1—3. Die Christen, die in Syrien leben und sich der Bedrängnisse des Landes erwehren müssen, auch die waren dem vom Kaiser geschlossenen Frieden entgegen. landes in der dritten Zeile verwerfe ich, weil es aus Unverstand eingerückt ist. 163, 15. daz hûs von siben füezen ist, wie Haupt in der Zeitschrift 3, S. 279 (vgl. Wackernagel das. 6, S. 297) richtig bemerkt, nicht der Sarg, sondern das Grab. Heinrich von Rucke MS. 1, 98ᵇ und enwirt mir dar nâch niht wan siben füeze lanc. Philibert (Karajans Frühlingsgabe) 100, 46 ein grap daz kûme siben füeze hât. Altdeutsche Blätter 1, S. 115 dir muoz genüegen âne dînen danc an eime grabe siben füeze lanc; ähnlich im jüng. Titurel 1352, 1. 2. Frauenlob S. 242 sagt die Minne zur Werlt ›swer allerbest dir dienet, dem hâstû verligen ein lînin tuoch und siben fuoz landes‹. 164, 8. 21. meisteil finde ich nur noch Iwein 3746. Eine Lesart erlaubt auch hier

meistic zu lesen, was Walther 107, 16 gebraucht. 164, 12. Kaiserchronik Bl. 34^{c} die verworhten und die vertânen die man solte stummeln oder hâhen. Bl. 43^{b} bestumbelt und irhangen. 164, 19. Ich vermuthe, dass gotes lant zu lesen ist. 165, 19. Hadlaub MS. 2, 187^{b} daz si (die merker) sîn verfluochet: ir zungen sint sô lanc. Pfälz. Handschrift 341 Bl. 75 man besnîde die zungen daz sie die lüge mîde. Wickrams Rollwagen (1590) Bl. 63^{b} 413
werden etelich (die Gotteslästerungen ausgestossen haben) hart 84
an jrē Leib gestraffet als mit dem Thurn, Branger, die Zungen besnitten. 166, 9. den fuoz setzen ist Reinhart Fuchs S. 388 zu 123 erläutert. 169, 16. 17. Buch der Rügen 616. 617 wænt ir got triegen, den nieman betriegen kan? 169, 20. 21. Hartmanns Credo 2596 Crist der nie gelouc, nebeinen menschen er betruoc. 170, 19. 20. Gottfrieds Lobgesang 19, 5. 6 und 9. 10 du wünneberndez frouden tach dâ durch man regen nie gesach. du helfebernder kraft ein turn vor vientlichem bilde. Heinzeleins Minnenlehre 1817—1818 minne, du bist ein schilt für trûren. minne, du kanst mûren manegen schrîn für sorgen slâ. 171, 11. Wer im Handel fortkommen will, darf nicht die Wahrheit sagen, muss den Käufer täuschen, wie auch der folgende Spruch zeigt, den die erste Ordnung unmittelbar folgen lässt, nicht die zweite. koufes ist durch alle Handschriften gesichert, aber Morolt 2, 397—398 steht swer sich klaffens sol begân, der muoz sîn wâr sagen lân. Vielleicht eine Parodie, allein da klaffen so wohl passt, so könnte hier das Ursprüngliche bewahrt sein, zumal Freidank 171, 13. 14 sonst eine Wiederholung enthielte. 171, 27. 172, 1. Türlein erzählt (Wilhelm 31^{a}) von Schlangen auf dem Gebirge Sentanar, der hâr und houbet ist ein meit, und fährt dann fort, von dem zagele ich niht sprechen sol: vil manec zagel giftec ist. houbetwîsheit, zagels list hât liep von êren dicke gesetzet und liep mit leide sô ergetzet daz man von rehte den zagel fliuhet. Liedersaal 3, S. 338 juncfrouwen blic und slangen zagel, alsô ist diu werlt gestalt. 176, 25. Graf Rudolf 26, 16 daz grôze künecriche næmens niht für eine naht. 177, 2. Vgl. Haupt zu Winsbeke 3, 10. Johann von Rinkenberg MS. 1, 188^{a}. Regenboge MSHag. 3, 354^{b}. Liedersaal 1, 555. 177, 5. nâch lanclîbe hat Renner 23770 aus Freidank, er braucht

aber auch 20870 lanclebic. Armer Heinrich 1514 nâch lanclîbe und 646. 712. Helbling 9, 59 lancleben: sonst habe ich das Wort in dieser Zeit nicht gefunden; lanclîbî longævitas im Sprachschatz 2, S. 46. 177, 13. Sommer zu Flore 3756.
413 177, 17. dem Tôde maneger winket ist in der Deutschen My-
85 thologie S. 802 erklärt; vgl. Lachmann zu Nibelungen 486, 6. 177, 24. Der Lesart an dem sper B ist gegen die neun übrigen Handschriften, wozu noch die Magdeburger Bl. 23ᵇ kommt, in der D. Myth. S. 805 der Vorzug gegeben. 178, 2—5. Vgl. Einleitung S. CIII. CIX und Sommer zu Flore 3792. Rudolf von Rotenburg MSHag. 1, 83ᵃ diu wort diu dunkent mich niht wâr, daz man spricht ›dar nâch man werbe, des werde meist dem man‹. Hätzlerin 135 vil dings verdirbet des man niht wirbet. 179, 6. 7. Über den Untergang der Welt durch Feuer ist Deutsche Mythologie S. 776 nachzusehen. 188, 5. Welsch. Gast Bl. 131ᵇ unser herre tuon sol dem übelen wê, dem guoten guot. 182. Zu dem Spruch aus Johann von Freiberg vgl. Haupt zur Winsbekin 19, 2.

ÜBER FREIDANK. NACHTRAG.

(Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 13. Nov. 1851.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1851. S. 257—261. Separatabzug S. 1—5.

In meiner bereits in den Schriften der Akademie (1849) 257
gedruckten Vorlesung über Freidank glaube ich neue Gründe 1
angegeben zu haben, welche uns berechtigen, in Walther von der Vogelweide und Freidank einen und denselben Dichter zu erblicken, und will erwarten, ob sie Kraft genug haben, auch andere zu überzeugen. Man kann sie mit einem Strich ungültig machen, wenn man zu beweisen vermag, dass Walther durch körperliche Schwäche verhindert war, an dem Kreuzzuge im Jahr 1228 Theil zu nehmen. Hr v. Karajan hat in einer eben erschienenen, aus den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien (Band 7) besonders abgedruckten Abhandlung über zwei Gedichte Walthers von der Vogelweide den Versuch gemacht, diesen Beweis zu führen, natürlich ohne das Verhältnis zu Freidank mit einem Wort zu berühren. Er stellt die Behauptung auf, Walther sei etliche und sechzig Jahr alt gewesen, als er 1227 das Lied Ir reinen wîp, ir werden man gedichtet habe. Dies zu begründen, setzt er voraus, Walther habe im 22. Jahr angefangen zu dichten, sei mithin 1165—1167 geboren. Hatte der reich begabte, wohl schon früh geweckte Geist im achtzehnten begonnen, was niemand für unwahrscheinlich halten wird, so hätte er damals das sechzigste noch nicht erreicht. Doch ich gehe darüber hinaus, gesetzt er war 60 Jahr alt, so konnte er noch rüstig sein, wie im 55. schon hinfällig. Hr v. Karajan beschreibt ihn aber als einen schwachen Greis, der am Stabe geht. Von Schwäche

steht nichts weder in jenem noch in einem anderen Lied, und es wird nicht gesagt, dass er sich des Stabes bereits bedient habe, er verlangt nur danach, wir werden gleich sehen weshalb. Will man die Stelle, die hier entscheiden soll, richtig deuten,
258 so muss man Inhalt und Stimmung des Liedes beachten. Alt
9 konnte sich der Dichter nennen und Todesgedanken hegen, wenn er das von der Anhöhe absteigende Leben betrachtete. Er sagt der Welt ab, mit welcher zu brechen er bei dem Anblick ihrer Rückseite (Wackernagel in Haupts Zeitschr. 6, S. 152) schon in einem anderen Liede (S. 100) bereit schien: tausendmal habe er Leib und Seele für sie gewagt, jetzt narre sie ihn und verlache seinen Zorn. Er denkt an die Rettung des unsterblichen Theils, min sèle müeze wol gevarn! ruft er aus und räth dem Leib die irdische Minne aufzugeben und der unvergänglichen anzuhangen. Eine ähnliche Stimmung nur mit höherem Schwung zeigt das kurz vorher gedichtete Lied (S. 124) Owè war sint verswunden alliu miniu jàr! Er beginnt jetzt mit der Mahnung an gesangliebende Frauen und Männer, ihm, der seit vierzig Jahren gesungen habe, Ehre und Wohlwollen reichlicher zu gewähren; er fühlt sich zurückgesetzt und vergessen. Hierauf sagt er:

66, 33 Làt mich an eine stabe gàn
und werben umbe werdekeit
mit unverzageter arebeit,
als ich von kinde habe getàn.
sô bin ich doch, swie nider ich si, der werden ein.
gemuoc in müner màze hô.

Sein Vorsatz ist deutlich ausgedrückt, er will aufs Neue nach werdekeit, nach der höchsten Ehre streben und zwar mit furchtloser Anstrengung. Das ist nicht die Sprache eines hinfälligen Greises, der nicht mehr allein stehen kann, sondern eines entschlossenen Mannes, der auch das Ende seiner Laufbahn in Glanz stellen will; hat er doch auch für die Zukunft noch Gedichte versprochen (125, 10), also bis jetzt keine Abnahme der geistigen Kräfte gespürt. Was sollen aber die Worte làt mich an eine stabe gàn? Gewiss nicht was Hr v. Karajan daraus folgert und was sie in anderer Verbindung wohl heissen könnten,

gebt mir den Stab des Alters in die Hand, der meine schwankenden Schritte stützt: das würde mit dem zugleich ausgesprochenen Vorsatz in unvereinbarem Widerspruch stehen. Ich bin über den Sinn nicht zweifelhaft, Walther sagt »lasst mich den Pilgerstab ergreifen«. Er hat die Absicht, dem Kaiser, seinem Lehnsherrn, der ihm geneigt war und dem er den Kreuzzug angerathen hatte (10, 17), zu folgen. Zu einer solchen gefahrvollen, für einen Bejahrten doppelt beschwerlichen Fahrt über das Meer war ein Entschluss und guter Muth nöthig. Walther hatte schon vorher den Wunsch danach ausgedrückt 259
und die mit Helm, Panzer, Schild und geweihtem Schwert ge- 3
rüsteten Ritter ermahnt mitzuziehen. Er ruft dann aus (125, 4) wolte got, wær ich der sigenünfte wert! Wäre ich würdig, an dem Siege Theil zu nehmen! Er meint, das Heil, das daraus erwachse, könne auch ein Söldner mit seinem Sper erlangen und schliesst mit der Wiederholung seines Wunsches,

125, 9 möht ich die lieben reise gevaren über sè,
sô wolte ich denne singen wol, und niemer mer ouwè.

Es standen Hindernisse entgegen, die wir nicht kennen, vielleicht war er, was Wackernagel (zu Simrock 2, 196) vermuthet, bei unverhehlter Armuth (125, 5) nicht im Stand, die Ausrüstung zu beschaffen: es können aber noch andere Gründe ihn zurückgehalten haben. Er fasst jetzt den Entschluss, als Pilger oder Waller mitzugehen, und sagt, man solle ihn den Stab in die Hand nehmen lassen, der bei einer solchen Fahrt gebräuchlich war und burdo, roman. bourdon hiess; Nachweisungen darüber findet man bei Ducange. Wernher vom Niederrhein sagt

33, 12 du salt zu sente Jâcobe varin
mit dînir schirpen und mit dîme stave,
undi vort zum hêligin grave.

Als sein Vorsatz feststand, dichtete er das Kreuzfahrerlied (S. 76), dessen Zeit schon die wiederholte Klage über den Tod, der den Menschen in Sünden finde (77, 4. 5), bezeichnet. In dem folgenden Jahr zog er dann mit dem Kaiser, und in Syrien entstand das Kreuzlied, in welchem er sich der erlangten werdekeit freut:

14, 38 Allerêrst lebe ich mir werde,
sît mîn sündic ouge sihet
daz hêre lant und ouch die erde
der man vil der êren giht.
mirst geschehen des ich ie bat,
ich bin komen an die stat
dâ got menschlichen trat.

Die Übereinstimmung der einzelnen Ausdrücke mit Freidank habe ich schon in der Einleitung S. CXXIX nachgewiesen. Das heilige Grab, dessen Erwähnung sonst nicht fehlen würde, hat
269 Walther so wenig gesehen als Freidank, vermuthlich weil beide
4 nicht zu den Kämpfenden gehörten. Freidank sagt sich zum Trost:

63, 17 für sünden nie niht senfter wart
dan über mer ein reinin vart:
swer niht das hêre grap gesiht,
sîn lôn ist deste minre niht.

Ich will noch einen streitigen Punkt berühren. Walther hatte, wie wir von ihm selbst wissen, in Östreich seine erste Jugend zugebracht und dort seine Kunst wahrscheinlich von Reinmar erlernt. Er harrte aber an dem Hofe des Herzogs Leopold nicht aus, und wenn er auch einige Male nach Wien zurückkehrte, so geschah es niemals auf längere Zeit, in späteren Jahren gar nicht mehr. Er scheint dagegen eine natürliche Anhänglichkeit zu den schwäbischen Kaisern gefühlt zu haben. Von Östreich aus begab er sich zu Philipp, und wenn er auch nicht bei ihm blieb, weil er sich über ihn zu beklagen hatte, so sehen wir ihn doch hernach wieder in Verbindung mit Friedrich II, dem er schon zu Dank verpflichtet war (84, 30), bevor er ein Lehen von ihm erhalten hatte. Möglich dass er von Geburt ein Östreicher war, aber es ist erst zu erweisen: die beiden Gedichte, die man anführt, vermögen das nicht. In dem einen, ohnehin nicht ganz klaren, das Lachmann früher anders aufgefasst hatte, lässt Walther die fahrenden Sänger von dem Tag zu Nürnberg berichten,

84, 19 die seiten mir. ir malhen schieden danne lære:
unser heimschen fürsten sîn sô hovebære,
daz Liupolt eine müeste geben. wan dêr ein gast dâ wære.

Sie giengen leer aus, weil die dort versammelten Fürsten so edle Sitte zeigten, dass Leopold von Östreich allein hätte geben müssen, wenn er nicht da Gast gewesen wäre. Das ist alles ironisch ausgedrückt, und so ist auch die Entschuldigung Leopolds gemeint, die ebenso für die Übrigen hätte gelten müssen, weil sie, wie er, da Gäste waren; vielleicht hat sie der sparsame Leopold allein ausgesprochen. hovebære war sie nicht, denn bei Artus machte die Abwesenheit aus seinem Reich keinen Unterschied, Artûs was des landes gast: sîner koste iedoch dâ niht gebrast Parz. 775, 29, und Erek konnte in dieser Lage nur nicht so reichlich geben, als er wünschte, aber Artus half ihm aus 2261—2269. Das andere Lied Vil meneger mich berihtet (S. 107) kann noch weniger angeführt werden. Dass Walther 261
in Östreich lebte, als er es dichtete, bezweifelt niemand, und 5
dass hie auf Östreich zu beziehen ist und er damals andere, ihm noch unbekannte Länder frömdiu nennt, versteht sich von selbst. Sagt er doch im Alter

124. 8 liut unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
die sint mir frömde reht als ob ez sî gelogen.

Endlich soll der Reim 34, 18 verwarren : pfarren, als »ein hervorstechender Zug landschaftlichen Vocalismus, bedeutend ins Gewicht fallen«. Allein dieser Reim weist nicht ausschliesslich auf Östreich, sondern auch auf das südwestliche Schwaben, denn ich habe ihn bei Hug von Langenstein (Martina 223c), der in dem Breisgau zu Haus war, wieder gefunden. Schwaben halte ich nach einigen Ausdrücken, die freilich noch keine Gewissheit geben können (Einleitung S. XLI), für das Geburtsland Freidanks.

ÜBER FREIDANK. ZWEITER NACHTRAG.

Göttingen, bei Dieterich 1855. 19 Seiten 4.

Über meine Ansicht von dem Verhältnis Walthers zu Freidank habe ich von denen, die eine Stimme dabei abgeben konnten, selten eine Äusserung, noch seltener ein Urtheil vernommen. Gervinus war der einzige, der in der ersten Ausgabe seiner Geschichte der deutschen Dichtung sich offen dagegen erklärte, und ich weiss nicht wie man sagen kann, »es sei von allen Seiten Widerspruch laut geworden«. Jacob Grimm soll sich »mit aller Entschiedenheit dagegen ausgesprochen haben«, er hat nur, das sind seine Worte, »zwei wo nicht entschiedene, doch schwer abzuweisende Gründe« dagegen vorgebracht: ich habe ausgeführt, warum ich sie nicht kann gelten lassen, und dabei ist es geblieben*). Lachmann stimmte mir nicht bei, aber meine letzte Schrift hat er nicht mehr lesen können, und die Äusserungen in seiner Ausgabe von Walthers Gedichten sind so zweifelhaft gestellt, dass man daraus allein auf eine Verwerfung nicht schliessen kann. Neuerdings ist W. Wackernagel ohne Rückhalt mir beigetreten, und diese Beistimmung eines scharfsinnigen und unabhängigen Forschers ist mir von doppeltem Werth. Simrock hat in der neusten Ausgabe seiner Übersetzung von Walther meiner Ansicht sich geneigt gezeigt und in einem Hauptpunkt mir beigestimmt. Die übrigen sind einer Beantwortung der Frage

*) Ich habe mich dagegen ausgesprochen: 1) Akad. Berichte 1843, p. 123. 2) in meiner gedruckten Abhandlung [Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I den Staufer und aus seiner sowie der nächstfolgenden Zeit] p. 10. 11. [Abhandlungen 1843. S. 150—151, einzeln Berlin 1844 — Kl. Schr. III, S. 8—9]. 3) ebendaselbst p. 113. 114 [253—254 — Kl. Schr. III. 100—101], wo Gründe vorgebracht sind, die noch unwiderlegt sind. Hierauf passen die Worte »und dabei ist es geblieben« viel besser. [Jacob Grimm auf einem Zettel.]

ausgewichen, man hat auch wohl für das Klügste gehalten, zu thun als sei sie gar nicht vorhanden. Hat man Zweifel gehegt, wie das leicht möglich ist, so sind sie nicht an den Tag gekommen. Es ist mir daher lieb, dass ein geachteter Gegner (Franz Pfeiffer Zur deutschen Literaturgeschichte, drei Abhandlungen) hervortritt, der ernstlich auf die Sache eingeht, seine Gründe anführt und sich scharf und entschieden ausspricht. Es ist mir auch lieb, dass er die Ergebnisse meiner Untersuchungen sämmtlich über Bord wirft, so ist nichts zu vermitteln, und ich kann mich ebenso entschieden ihm entgegenstellen. Ich brauche nur den Angriff abzuwehren, denn neue Forschungen finde ich nicht bei ihm. Ich werde nichts von dem was er vorbringt übergehen, aber eine andere Ordnung befolgen.

1 Die Grabschrift in Treviso soll echt sein und Freidank dort begraben liegen. Ich zweifle, dass irgendwo deutsche Grabschriften aus dieser Zeit in Kirchen vorkommen, sie mussten in der Kirchensprache, d. h. lateinisch abgefasst sein. Sodann weisen die Sprachformen auf das 15. Jahrhundert. Mein Gegner hilft sich mit dem Ausruf, »als ob im 15. Jahrhundert jemand auch nur im Stande gewesen wäre ein älteres Schriftdenkmal oder was immer sonst anders als in Sprachformen jener Zeit wiederzugeben«! Warum sollte ein gelehrter Mann nicht buchstäblich drei Zeilen abgeschrieben haben, zumal diese überaus verständlichen? Ich glaube dass sie gerade so da standen, wie er sie mittheilt. Man änderte die Sprache deutscher Werke, die veraltet waren, das war nothwendig, wenn sie fortdauern sollten, aber hier war keine Veranlassung dazu, und die drei Zeilen wären in der alten Form noch verständlich gewesen. hye leit Freydanck ist Roheit, nicht alte Kunst: solche Verse, denen alle Senkungen fehlen, waren schon im Anfang des Jahrhunderts nicht häufig und kommen um das Jahr 1240, wo die Grabschrift soll abgefasst sein, nicht mehr vor; ich wenigstens habe keinen bemerkt. Wie jemand, der nur einiges Gefühl für das Schickliche hat, die zweite Zeile, »er liegt da gegen seinen Willen, ohne sein zuthun (on all sein danck)«, in einer Grabschrift vorbringen kann, begreift man nicht, sie enthält aber eine alberne Anwendung eines Spruches aus der Bescheidenheit.

swenne ich sterben lerne.
daz tuon ich niemer gerne:
die wile ich iemer mac geleben,
sô wil ich wider dem tôde streben 176, 4—7.

In der dritten Zeile muss allweg erst in das doch im 15. Jahrhundert noch nicht veraltete ie geändert werden, um das Metrum herzustellen. Der Inhalt der Grabschrift genügt meinem Gegner, obgleich sie nichts gewährt als den Namen: doch war Jahr und Tag des Todes das Erste, was man erwarten konnte und was schwerlich auf andern Grabschriften fehlt. Wollte man aus seinem Leben etwas berichten, so lag die Erwähnung des Kreuzzuges nahe. Die schlechten Verse rühren vielleicht von dem Maler her, der im Anfang des 15. Jahrhunderts aus Deutschland nach Treviso gekommen war und das Spruchgedicht kannte. Haben wir doch auch ein Gedicht aus dieser Zeit, wonach der Papst den Dichter nach Rom berufen und sich mit ihm unterredet hat; das ist nicht minder ein Zeugnis, wenn man es dafür will gelten lassen [1]). Ich kann unmöglich an die Echtheit dieser Grabschrift glauben.

3 Über Freidanks bürgerlichen Stand soll kein Zweifel zulässig sein. Ich bedaure, dass mein Gegner den entscheidenden Beweis vorenthält. Es kommen mehrere in der Einleitung S. CXXIX schon nachgewiesene Stellen vor, worin über Zurücksetzung oder Herabwürdigung des Adels geklagt wird, die auf adliche Abkunft schliessen lassen: eine bürgerliche wird durch nichts angezeigt. So viel ich weiss, stützt sich jene Behauptung lediglich darauf, dass einige ihn meister nennen, andere jedoch nennen ihn her. Zu jenen gehört Rudolf, zu diesen der Tanhauser, der nicht lange nach Rudolf dichtete; auch in den von Ettmüller herausgegebenen Briefen heisst er her Fridanc. Wahrscheinlich wusste man nichts darüber. Ich will noch anmerken, dass die Würzburger Handschrift überschrieben ist hie hebt sich her Fri-

[1]) Ich habe die Stelle S. 25. 26 [oben S. 30. 31] mitgetheilt und benutze die Gelegenheit zu einer Berichtigung: einem die Tischtücher zerschneiden, heisst nicht eine verborgene Unthat aufdecken, sondern es ist wörtlich zu nehmen. Es war eine Ehrenstrafe, man sandte Herolde ab, welche den ehrlosen Rittern das Tischtuch verschneiden mussten: vgl. Rechtsalt. 713.

danc an. Sie gehört zwar in die Mitte des 14. Jahrhunderts, beruht aber auf einer guten Quelle. Da Rudolf auch den Walther meister nennt, also der wichtigste Zeuge schwankt und demnach beide Dichter auch hierin auf einer Linie stehen, so kann die Frage auf sich beruhen.

4 Die Gründe, weshalb ich Freidank für keinen wirklichen, sondern für einen bedeutungsvollen, vom Dichter absichtlich angenommenen Namen halte, schienen mir so einleuchtend, dass ich keinen Widerspruch erwartete: mein Gegner weist mich auch nicht ganz damit ab, verlangt aber volle Sicherheit. Fordert er ein äusseres Zeugnis, so wird das schwer zu beschaffen sein; ich muss ihm also seine Zweifel lassen, fühle mich aber dadurch nicht beirrt. Freidank hat gewiss nicht ohne hinlänglichen Grund einen anderen Namen angenommen, dem man doch gleich ansah, dass er ein erdichteter war; ich habe mich darüber schon in der Einleitung geäussert. Er deutet den Grund an, wenn er sagt:

seit ich die wârheit zaller zit,
sô fund ich manegen widerstrit;
dar umbe muoz ich dicke gedagen.
man mac ze vil der wârheit sagen.
und seitich halbes daz ich weiz,
sô müeste ich bûwen fremden kreiz 74, 23—75. 1.

Er wird wie Walther vieles gesehen und erlebt haben. Der strenge Richter erblickt darin nur »ein feiges Selbstverstecken«. Die Bescheidenheit konnte ihrer volksmässigen Natur wegen auch in nicht höfische Kreise eindringen. Hielt es Walther seiner Lieder wegen, die den Höfischen bestimmt waren, für nöthig den wahren Namen zu verhüllen und nannte er sich deshalb von der Vogelweide (Wolfram sagt bloss her Vogelweid, Wilhelm 286, 19), wie niemand zu seiner Zeit hiess, so ergibt sich eine neue Übereinstimmung zwischen beiden. Sind sie nur Eine Person, so scheint es natürlich, dass der Dichter bei Werken so verschiedener Art zwei verschiedene, jedes Mal angemessene Namen wählte. Es wird niemand, ausser meinem Gegner, deshalb mir schuld geben, dass ich ihn zu einem Proteus mache, dessen immer neue Gestaltenwandlung Homer so schön beschreibt. Durch Übertreibungen widerlegt man nicht.

6 Sogar Bernhart Freidank, den ich für immer beseitigt hielt, taucht wieder auf. Doch da mein Gegner ihm keinen unbedingten Glauben schenken will und ich nicht weiss, wie weit sein Glaube oder Unglaube reicht, so gehe ich darüber hinweg. Schade dass Bernhart nicht auf der Grabschrift zu finden ist, die billig den vollen Namen hätte angeben müssen.

7 Eine Behauptung hat mich überrascht. Ich habe in der Einleitung (S. CXI—CXVI) nachgewiesen, welcher leitende Gedanke dem Gedichte zu Grund liegt und was Freidank damit beabsichtigte: es ergibt sich auch klar aus der Anordnung des Ganzen, und niemand hat dagegen einen Einwurf gemacht; Wackernagel (Geschichte der deutschen Literatur S. 280) nennt es ein im Ganzen planmässig wohlgeordnetes Werk. Anders denkt mein Gegner, er sagt, dass dieser Plan erst von mir sei hineingelegt worden und sich in keiner Handschrift finde. Das ist eine völlig grundlose, nur bei der flüchtigsten Ansicht mögliche Behauptung. Er hat nicht bemerkt, dass meine Ausgabe die älteste und beste Handschrift (die Seitenzahlen sind sogar angegeben) darstellt, in welcher die Abschnitte sammt den dazu gehörigen Überschriften wie die einzelnen Sprüche genau so folgen. Ich habe nur, was die andern Quellen sonst noch gewähren, an passenden Orten eingefügt, dieses aber jedes Mal in den Lesarten angezeigt,
7 auch was sich in jener und der sie ergänzenden Handschrift nicht findet, durch Sterne bezeichnet; dadurch ist die Ordnung nicht geändert, nicht einmal gestört, sondern nur vervollständigt worden. Ausserdem habe ich eine auf mühsame Untersuchungen gestützte Vermuthung über eine ältere, noch bessere Ordnung geäussert. Eine Ordnung, in welcher einzelne Sprichwörter an verschiedenen Orten nicht könnten angeführt werden, wenn sie, wie dies oft der Fall ist, verschiedene Beziehungen enthalten, überhaupt eine streng logische Ordnung ist hier gar nicht möglich, und das Streben danach würde unverständig und pedantisch gewesen sein. Die neuste Sammlung deutscher Sprichwörter hat wohl gethan, die alphabetische Ordnung beizubehalten. Freidanks Plan, wie ich ihn dargelegt habe, ist geistreich gedacht und so gut es möglich war ausgeführt: er vereinigt das Zusammengehörige in verständig und natürlich gesonderten Abschnitten. Man kann

das Werk, insofern es die lebendige Überlieferung zusammenfasst, die sich jedem, der dafür Sinn hat, von selbst einzuprägen pflegt, immer noch ein Sammelwerk nennen, aber mein Gegner benutzt diese Bezeichnung nur, um den Dichter wie einen Bettler darzustellen, der aus bunten, anderen entwendeten Lappen sich einen Mantel für seine Blössen zusammenflickt. Er bedenkt nicht, dass das älteste Zeugnis Zweck und Plan des Werkes wohl erkannt hat. Rudolf sagt im Alexander

tumpheit strâfen unde spot.
die welt erkennen, minnen got;
des libes und der sêlen heil.
weltlicher êren teil
in dirre welte kurzen tagen
lêrte kunsteliche (l. kündeclîche) bejagen
der sinnerîche Fridanc.

8 Wer die beiden ziemlich umfangreichen Abschnitte von Rom und Akers mit einiger Aufmerksamkeit liest, dem kann die völlige Verschiedenheit des Inhalts und der Auffassung von dem übrigen Theil des Gedichts nicht entgehen. Sie enthalten weder Sprichwörter noch Sprüche, sondern eine Schilderung der dortigen Zustände, wie sie der Dichter selbst gesehen hat. Es zeigt sich darin bei bitterer, aufgeregter Stimmung eine lebendige Anschauung, ein scharfer Ausdruck und eine gewandte, sichere Rede. Sie sind ohne Zweifel in Syrien niedergeschrieben, und man lernt hier die Eigenthümlichkeit des Dichters am besten kennen. Offenbar sind sie in die Bescheidenheit eingerückt, s dafür spricht auch der Umstand, dass sie in den meisten Handschriften fehlen: wahrscheinlich hat sich auf diese Weise nur ein Theil des Gedichts erhalten, in welchem Freidank erzählte, was er auf dem Kreuzzuge gesehen und erlebt hatte; die heftigen Ausfälle darin mochten die Verbreitung desselben hindern. Dieses Verhältnis der beiden Abschnitte zu den übrigen scheint mir so unzweifelhaft, dass ich es mir nur durch die Befangenheit meines Gegners erklären kann, wenn er behauptet, die beiden Abschnitte beständen aus nichts als aus lose aneinandergereihten Sprüchen und Sentenzen, und es sei schwer einzusehen, wie sie je Theile einer Erzählung könnten gebildet haben. Nichts ist

leichter zu begreifen, als dass in dieser Art noch mehrere Abschnitte vorhanden waren, denen man einen beliebigen Titel geben kann. Man findet kein Wort, das sich nicht auf Rom und Syrien bezieht, und was von beiden Orten erzählt wird und die darüber angestellten Betrachtungen wird niemand Sprüche und Sentenzen nennen wollen, wie meinem Gegner beliebt.

9 Lösen sich diese beiden Stücke ab, so bin ich berechtigt, das Übrige als ein für sich bestehendes Werk zu betrachten, dessen Abfassung während eines kurzen Aufenthalts in Syrien wenig Wahrscheinlichkeit hat. Es kam darauf an, Spuren des früheren Daseins zu entdecken, und ich habe diese mühsame Arbeit nicht gescheut. Ich fand bei Dichtern aus dem ersten Viertel des Jahrhunderts Sprüche und Sprichwörter, die auch bei Freidank vorkommen und, wenn sie auch nicht immer ganz wörtlich übereinstimmten, doch sichtbar damit zusammenhiengen. Ich zog daraus den natürlichen Schluss, dass diese Dichter die Bescheidenheit gekannt und benutzt hätten. Mein Gegner, der die Entstehung des Werkes in Syrien durchaus behaupten will, ist genöthigt das Verhältnis umzukehren und nimmt an, Freidank habe die bemerkten Stellen aus jenen Dichtern entwendet. Er macht sich kein Bedenken, diesem in vollem Masse zur Last zu legen, was bei den andern vorauszusetzen er für eine Kränkung ihrer Ehre erklärt. Einen Beweis findet er darin, dass sie den Freidank nicht als Quelle nennen, und sagt, dies sei ein Zeugnis so sprechend als eins. Ich glaube, dass damit gar nichts bewiesen wird. Wenn man Sprüche und Sprichwörter, die dem ganzen Volke zugehörten und einem jeden bekannt waren, in Freidanks volksmässiger Fassung anführte, so konnte es niemand einfallen, dafür einen Gewährsmann zu nennen oder »ein Plagiat« darin zu sehen. Mit biblischen Stellen hielt man es nicht anders, selten wird dabei die Quelle genannt. Pfeiffer ist ohne Noth
9 besorgt, dass »die hohe Achtung vor Hartmanns edler Gesinnung und dichterischer Kraft darunter leide«, wenn in seinen ziemlich umfangreichen Gedichten ein Paar allbekannte Sprichwörter mit Freidanks Worten angeführt werden. Ein Gleiches gilt vom Winsbeke, der mehrere, und von dem Überarbeiter der Klage, der nur zwei aufnahm; ihr Werth sinkt dadurch nicht im Ge-

ringsten, und dichterische Kraft kann sich dabei nicht bewähren, da Sprichwörter überliefert, nicht erfunden werden. Hat doch Hartmann einen Spruch, der nicht von ihm herrührte, zweimal in verschiedenen Gedichten vorgebracht. Wie viel weiter ist Boner gegangen! Pfeiffer weiss recht gut, schweigt aber darüber, dass dieser eine grosse Anzahl von Sprichwörtern Freidanks in seine Fabeln wörtlich eingerückt hat, ohne ihn ein einziges Mal zu nennen. Er hätte eher Ursache dazu gehabt, aber der in Ansehn stehende Mann, der geistliche Prediger, hat gewiss nicht geglaubt ein Unrecht zu begehen, sondern hier nur ein Gemeingut erblickt. Aber warum wird Freidank überhaupt nicht vor 1240 genannt? Darauf ist leicht zu antworten, hatten die, welche ihn benutzten, keinen Grund dazu, so hatten andere, die nichts aus ihm nahmen, noch weniger Ursache. Sogenannte literarische Stellen, in denen man seine Kenntnis der vorhandenen Gedichte darlegte, kommen in diesem Zeitraume nicht vor: Gottfried nennt einmal die Dichter, die er rühmen will, aber es sind ihrer nur fünfe. Erst der redselige Rudolf führt im Wilhelm und im Alexander eine Reihe von Dichtern und Gedichten auf, die ihm bekannt sind, und unter diesen auch Freidank, der indessen gestorben war. Früher im Gerhart hatte auch er einen Spruch von ihm aufgenommen, ohne ihn zu nennen (Über Freidank 11. 12), jetzt thut er es, weil er an ihn erinnern und ihn damit ehren will. Aber es war noch ein anderer, ganz einfacher Grund vorhanden, weshalb man nicht von ihm sprach. Den Dichtern, welche in dem ersten Viertel des Jahrhunderts die Poesie zur höchsten Blüthe brachten, lag ein Werk fern, das nicht poetisch ergötzen, sondern mit sittlichem Ernst die Welt strafen wollte; Gottfried und Wolfram scheinen es gar nicht gekannt zu haben. Freidank wird sich in soweit selbst nicht als Dichter betrachtet haben und hat die Bescheidenheit nur berihtet, geordnet. Ich finde nicht, dass Thomasin, dessen Welscher Gast nicht unbekannt geblieben war (Rückert zählt zwölf Handschriften auf), irgendwo genannt wird, auch nicht Hartmanns Büchlein, der König Tirol und der Winsbeke, die in ihrer Art doch ausgezeichnet sind. Erst im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, als die poetische Kraft zu sinken begann und die Lehre in Auf-

nahme kam, wuchs Freidanks Ansehen und steigerte sich immer mehr.

10 Vergleicht man die bei anderen vorkommenden, aber mit Freidank zusammenhängenden Sprüche, so zeigt sich bei ihm das Bessere und Ursprüngliche. Hartmann giebt keine Gelegenheit dies nachzuweisen, weil die Übereinstimmung zu gross ist, doch zu einem Spruch muss ich eine Bemerkung machen, weil Pfeiffer damit beweisen will, dass Freidank der sei, welcher entlehnt habe. Im Gregor nämlich heisst es:

wir haben daz von sine gebote.
swer umbe den andern bite.
dâ kre er sich selben mite 3400.

aber auch im armen Heinrich, wie ich angeführt habe,

man seit er si sin selbes hute
und erkose sich dâ mite.
»wer über des andern schulde bite 26.

bei Freidank,

merket. swer für den ander bite.
sich selben leset er dâ mite 39. 18.

Pfeiffer sagt mit Recht, dass bitet stehen müsse. Der Spruch ist in keiner alten Handschrift, nur in drei späteren erhalten, und man ist, auch wenn die Stelle im armen Heinrich nicht vorläge, berechtigt zu bessern,

man seit swer für den andern bite.
sich selben læse er dâ mite.

Merket, nu merket gebraucht Freidank noch an andern Stellen, 60, 23. 123, 24. 129, 27. Warum Pfeiffer (wenn es nicht zu Freidanks Ehre geschieht) es »ein armseliges Flickwort« nennt, weiss ich nicht: Walther sagt noch öfter nû merket, nû merkent, nû hœret und merket, und es scheint bei Sprichwörtern besonders angemessen, da sich auch der Winsbeke dessen bedient, 3, 1. 27, 1. 31, 1 und die Winsbekin 44, 2. Für einen biten soll »modern« sein: wer hat je einen Ausdruck, der in jener Zeit vorkommt, weil er heute noch wie so viele andere in Gebrauch ist, »modern« genannt? Ausserdem ist er schon im Althochdeutschen (Graff 3, S. 54) zu finden.

Thomasin gegenüber ist Freidank unbedingt im Vortheil, man sieht deutlich, dass jener nur geändert hat, um die Lehre

breiter auszudrücken, und kann sich davon überzeugen, wenn man die von mir (Über Freidank S. 12 [oben S. 15]) zusammen- 11
gestellten Sprüche vergleicht. Nur einen will ich anführen,

swelh man hât einen rîchen muot
derst niht arm mit kleinem guot W. Gast 2717.
swâ ist frœlich ârmuot,
da ist grôz rîcheit âne guot Fr. 43, 20.

Der Unterschied zwischen geistreicher und geistloser Auffassung ist sichtbar genug. Den Dichter des Winsbeke nöthigte die Strophenform zu Änderungen; in den beiden Stellen, die Pfeiffer vergleicht, steht Freidank nicht im Mindesten zurück: sein Ausdruck ist schärfer und dem Gedicht angemessener und deshalb natürlicher. Hier ein anderes Beispiel,

sun, merke wie daz kerzen lieht
die wile ez brinnet swindet gar 3, 1.

Sinnvoller bei Freidank,

diu kerze lieht den liuten birt
unz daz si selbe zaschen wirt 71, 6.

Bei einem anderen Gedicht muss ich länger verweilen. In der pfälzischen Handschrift folgen 32 Strophen, von welchen Pfeiffer einen berichtigten Text liefert. Ich habe sie eine Art Cento genannt und mit vollem Recht, denn sie bestehen aus umschriebenen und erweiterten Sprichwörtern, die zuweilen mit einem geringen, gewöhnlich ohne allen Zusammenhang an einander geschoben sind; es ist eine blosse Spitzfindigkeit, wenn Pfeiffer behauptet, am Ende jeder Strophe werde der Grundgedanke kräftiger ausgedrückt. Einen vollkommenen altdeutschen Cento, in welchem auch Sprichwörter eingeflochten sind, hat Wackernagel in Haupts Zeitschrift 3, S. 40 bekannt gemacht, andere hat er nachgewiesen. Das ist meinem Gegner entgangen, welcher meint, es komme im deutschen Mittelalter sonst kein Beispiel vor. In jene Strophen, die ich als eine Quelle für den Text behandelt und natürlich nur, wenn es nöthig war, in den Lesarten angeführt habe, sind gegen 60 Sprichwörter eingefügt, die auch im Freidank vorkommen, und der Zusammenhang mit ihm ist unverkennbar, obgleich die verschiedene Form bedeutende Abweichungen und Zusätze veranlasste. Ich zweifle nicht, der

unbekannte Verfasser hat diese Sprichwörter aus Freidank entlehnt, bei dem man, wie eine Vergleichung darthut, die bessere Fassung findet. Ich muss einige Beispiele mehr ausheben.

12 1 swâ trunkene liute und tobende sint.
swer die niht fürchtet, derst ein kint Freid. 94. 5.

ungeschickt verändert und erweitert,

swer dâ drôuwet, dâ man in niht fürchtet, derst ein kint.
und gît sô vil daz er sich êren roubet.
der ist an guoten sinnen worden blint. 3. 4—6.

wohl die einzige Stelle, worin behauptet wird, grosse Freigebigkeit könne der Ehre Schaden bringen.

2 swer schiltet wider schelten.
der wil mit schanden gelten Freid. 63. 2. 3.

Weil der Reim nicht zu brauchen war, wird ein Gemeinplatz aus dem Spruch gemacht,

swer schiltet wider schelten, derst niht wol gezogen 5. 11.

3 swer blinden winket, derst ein gouch.
mit stummen rûnet, derst ez ouch Freid. 54. 22.

verschlechtert,

swer blinden winket, derst ein kint,
mit stummen rûnet, derst verlorn 9. 2.

4 swer den tôren flêhen muoz.
dem wirt selten sorgen buoz Freid. 83. 4.

Hier ist Freidank nicht verändert, hat aber einen unverständigen Zusatz erhalten,

swer den tôren flêhen muoz
ze allen ziten umbe gruoz.
dem wirt selten sorgen buoz 9. 7.

Man kann in die Lage gerathen, von einem Thoren etwas erbitten zu müssen, aber um einen Gruss wird niemand ihn anflehen.

5 möhte ich mînen willen hân.
ich wolde dem keiserz rîche lân Freid. 73. 22.

Der Gedanke wird abgeschwächt und schief ausgedrückt,

swannich volende mînen muot,
des einen bin ich hêre.
sone reche ich waz der kaiser tuot 10. 7.

6 swâ ich weiz des wolves zant,
dâ wil ich hüeten mîner hant,
daz er mich iht verwunde;
sîn bîzen swirt von grunde Freid. 137. 26,

mit einem missglückten Zusatz,

swa ich erkenne den wolfes zant
in mînes friundes munde,
dâ wil ich hüeten mîner hant
daz er mich iht verwunde:
sîn bîzen swirt von grunde 11. 9.

Man flieht den Wolfszahn, wo man ihn erblickt.

Dieses Gedicht kann vor 1230 gedichtet sein, aber auch nachher, und hat in jedem Fall die Sprüche aus Freidank genommen. Weil darin ein ähnliches von Spervogel nachgeahmt, ja eine ganze Strophe von ihm eingerückt wird, so verfällt Pfeiffer auf den unglücklichen Gedanken, dem alten Dichter, der um 1180 in hohem Alter starb, das Ganze oder doch den grössten Theil davon beizulegen. Es fehlt dem Flickwerk gänzlich Gehalt, Geist und Anmuth, die uns in den echten Gedichten Spervogels erfreuen. Es wird nicht unter den Liedern des 12. Jahrhunderts erscheinen, von denen wir Haupts Ausgabe erwarten.

11 Ich habe in der Einleitung S. XC—CV eine Reihe von Sprüchen und Sprichwörtern zusammengestellt, die auch bei andern Dichtern vorkommen. Was aus dem Winsbeke hierher gehörte, schien mir in den Anmerkungen einen passenden Platz zu erhalten: mein Gegner tadelt mich nicht bloss deshalb, er hält mir auch vor, dass er nicht die geringste Äusserung finde, ob und welcher von beiden den anderen ausgeschrieben habe. Wie konnte ich damals, wo ich noch glaubte, die Bescheidenheit sei in Syrien gedichtet, eine solche Frage aufwerfen? Mein Gegner wird das nicht bedacht haben, ich will darüber hinweg sehen. Aber etwas anderes muss ich ihm zur Last legen, ich sagte dort: »ich lasse jetzt die volksmässigen, mit Freidank übereinstimmenden Sprüche aus früheren, gleichzeitigen und späteren Denkmälern folgen, wobei es meist deutlich, immer wenigstens wahrscheinlich ist, dass kein äusserer Zusammenhang wirkte: weder hat Freidank die früheren entlehnt, noch ist er Quelle der späteren gewesen, sie sind vielmehr aus gemeinschaftlichem Boden in ver-

schiedener Gestalt hervorgewachsen«. Dieses an sich natürliche Verhältnis zeigt sich auch bei Volksliedern sehr häufig. Ich hatte sogar die Möglichkeit bedacht, dass sich in einzelnen Fällen noch ein Zusammenhang entdecken lasse, und hätte dann keinem
14 anderen als Freidank die Entlehnung zuschreiben können. Was ich dort sagte, gilt noch immer mit Ausnahme der wenigen Sprüche, die, wie ich jetzt glaube, aus der Bescheidenheit genommen sind. Was macht aber mein Gegner aus meiner Bemerkung, die man gar nicht missverstehen kann? Etwas ganz anderes, er behauptet die Möglichkeit des Entlehnens von Seiten Freidanks sei »als undenkbar von mir sogleich wieder verworfen worden«. Wenn das wahr wäre, so hätte ich damit eine Blösse gegeben, denn man konnte mich mit den von mir selbst angeführten, biblischen Sprüchen und lateinischen Sprichwörtern leicht widerlegen. Ich will noch jetzt eine Entlehnung Freidanks, sobald sie sich erweisen lässt, ohne Bedenken anerkennen.

12 Die vorhin besprochenen, der Form nach gemeinschaftlichen Stellen mögen etwa 200 Zeilen ausmachen, ich will 300 annehmen: rechnet man diese ab, ferner 400 Zeilen in den Abschnitten von Rom und Akers, so bleiben für die Bescheidenheit 3800 Verse, die ihr allein zugehören. Jene zwei- oder dreihundert Zeilen, die mein Gegner nicht zu vermehren gewusst hat, können keinen Einfluss haben, wenn man das Werk beurtheilen will. Es besteht aus Sprüchwörtern, die damals allgemeine Geltung hatten, aus Sprüchen, von denen einige aus der Bibel, andere aus dem Munde des Volks genommen waren, ein Theil, und ohne Zweifel ein nicht geringer, enthält Freidanks eigene Gedanken und Betrachtungen. Den Werth dessen, was lebendige Überlieferung gewährt hat, brauche ich nicht zu vertheidigen: was von ihm selbst herrührt (es lässt sich im Einzelnen nicht bestimmen), finde ich sinnreich gedacht und trefflich ausgedrückt, wiewohl nicht alles gleich gut sein kann. Kenntnis der Welt, ein freier, kühner Blick, sittlicher Ernst leuchten überall durch. Das einfache Reimpaar und die schlichte Sprache war bei dem Spruch und Sprichwort, sollten sie volksmässig bleiben, allein angemessen: eine geschmückte Rede, Umschreibungen und Erweiterungen vertrugen sich nicht damit. Das Überlieferte hat

er mit sicherem Takt behandelt, dem Inhalt nichts oder nichts Wesentliches entzogen, aber ihm einen gleichmässigen Ausdruck gegeben, wie man schon aus der Behandlung der biblischen Stellen ersehen kann. Seine Eigenthümlichkeit fühlt man überall, in der von mir (S. 26 [oben S. 31]) aus Rudolfs Wilhelm nachgewiesenen Stelle, wo er nicht genannt wird, ist sie, scheint mir, nicht zu verkennen. In diesem Sinne habe ich mit Recht gesagt, dem Empfangenen sei das Siegel seines Geistes aufgedrückt, aber ich habe zugleich die Grenzen seiner Einwirkung (Einleitung S. CXVIII—CXX) bestimmt genug bezeichnet. Wo habe ich ihn über Gebühr erhoben? Ist es zu viel, wenn ich sage: »er hat eine Umprägung des edlen Metalls vorgenommen, das durch den feiner geschnittenen Stempel nichts verlor«? Ich glaube, der Standpunkt, von dem man ihn beurtheilen muss, ist damit richtig bezeichnet, und mein Gegner hätte mich mit den ironisch gesteigerten Redensarten von einem »aus dem reichen Innern schöpfenden Geist«, zu dem ich ihn habe stempeln wollen, verschonen sollen. Von einem höheren dichterischen Schaffen kann bei einem Lehrgedicht überhaupt nicht die Rede sein. Pfeiffer mag den Freidank so tief herabsetzen als ihm beliebt, ihn für geistlos halten und eigener Gedanken völlig unfähig, das ist seine Sache und sein Geschmack, gegen welchen zu streiten ein bekanntes Sprichwort verbietet.

13 Wie sich wohl mein Gegner die Entstehung des Werkes in Syrien denkt? Hat Freidank die früheren Dichter, die er angeblich ihres Eigenthums berauben wollte, in Akers durchgelesen und dort ausgeschrieben? Hat er die nicht geringe Anzahl von Büchern, unter denen auch eine vollständige Sammlung von Walthers Gedichten sich befinden musste, gleich mit dem Vorsatz sie »auszubeuten« und in der Hoffnung auf schriftstellerische Musse in Syrien, auf die stille Ruhe, wie sie bei einem betrachtenden Werke nöthig ist, und die er in dem unruhigen Akers schwerlich gefunden hat, bei seiner Ausfahrt gleich mitgenommen? Oder hat er den Vorsatz zu einer solchen Arbeit längst vor dem Kreuzzuge gefasst, Auszüge gemacht und diese mit sich geführt? Das alles ist nicht sehr glaublich, wohl aber dass er, was er auf dem Kreuzzuge erlebte, dort, als die Eindrücke noch frisch waren,

gleich niederschrieb. Pfeiffer legt ihm vermittelst einer kühnen Hypothese (der ich nicht beitrete) noch ein erzählendes Gedicht von Askalon bei: soll er dieses auch in der kurzen Zeit seines dortigen Aufenthalts verfasst haben? Oder fällt es in die Jahre 1230—1240, die er vorgeblich noch in Deutschland verlebte? Hat er die Dichter seiner Zeit »ausgebeutet«, so befremdet, dass er gerade die grössten, Gottfried und Wolfram, übergieng, und bei den meisten eine so dürftige Auswahl traf.

14 Nicht genug dass Freidank seine Weisheit bei andern geholt hat, Pfeiffer weiss ihn noch härter anzugreifen. Eine Behauptung scheint ein Scherz zu sein, ist aber ernsthaft gemeint. Ich habe zum Beweis, dass die Abschnitte von Rom und Akers von keinem anderen als dem Verfasser der Bescheidenheit herrühren, die Übereinstimmung in der Anwendung nicht etwa
16 seltener, sondern bekannter Wörter und Redensarten nachgewiesen, wie sie ein jeder, ohne es zu wissen, sich angewöhnt, z. B. Walther. Dieser Beweis scheint meinem Gegner auch eingeleuchtet zu haben, aber man erräth nicht, was er, der unbefangen ist, daraus folgert. Freidank hat »nicht bloss andere, er hat sich selbst ausgeschrieben«: der Schwachkopf hat die ihm sonst bekannten Ausdrücke vergessen, bei sich selbst wieder aufgesucht und dann »ausgeschrieben«, kleine Münze aus dem eigenen Beutel entwendet.

15 Ich habe das Verhältnis Freidanks zu Walther noch nicht berührt, um diese Frage abgesondert zu behandeln. Man kann mit einigem Schein sagen, Freidank habe Walthers Gedichte geliebt und sich so eingeprägt, dass er ihn unwillkürlich nachgeahmt habe: aber damit begnügt mein Gegner sich nicht, er behauptet, Freidank habe ihn förmlich ausgeschrieben und ausgebeutet. Dabei erlaubt er niemand anderer Meinung zu sein, jeder Unbefangene, meint er, müsse seine Überzeugung gewinnen, ohne alle anderen Beweise, bloss durch die von mir nachgewiesene Übereinstimmung zwischen beiden. Das heisst einem den Daumen aufs Auge setzen. Ich stelle meine Ansicht entgegen, wonach beide eine und dieselbe Person sind, und ich glaube damit die grosse, über unwillkürliche Nachahmung weit hinausgehende Übereinstimmung auf die einfachste und natürlichste Weise zu erklären. Es steht eigentlich nichts

entgegen, als die Verschiedenheit zwischen einem lyrischen und einem lehrhaften Dichter, die ich selbst hinlänglich hervorgehoben habe. Aber lehrhaft zeigt sich Walther auch in seinen Liedern, und in manchen wird die freie poetische Stimmung durch diese ihm natürliche Richtung getrübt: auf der anderen Seite bricht im Freidank, wie Wackernagel mit Recht anmerkt, die lyrische Empfindung durch. Ausserdem habe ich ein ähnliches Verhältnis bei Hartmann und Lichtenstein nachgewiesen, was mein Gegner mit Stillschweigen übergeht. Zeigte sich jene Übereinstimmung lediglich in einer Anzahl von Sprüchen, Sprichwörtern, Gleichnissen und eigenthümlichen Redensarten, so würde immer noch Bedenken haben, aber es kommt Folgendes hinzu, worauf meine Überzeugung beruht. 1) Die höchst wahrscheinlich gleiche Heimath, die Verhüllung des wahren Namens, die äussere Stellung als fahrende Sänger, die Theilnahme an dem Kreuzzug, das Zurückbleiben von Jerusalem, endlich das Verschwinden zu gleicher Zeit. Pfeiffers Meinung, dass Freidank noch bis 1240 gelebt habe, stützt sich auf nichts als auf die unechte Grabschrift, die überdies kein Jahr angibt. 2) Die völlige Übereinstimmung in religiösen, politischen und sittlichen 17
Dingen. Manches ist in den Liedern, wie natürlich, umständlicher, aber nicht schärfer ausgedrückt, es fallen hier härtere Worte als dort; ein Widerspruch mit Walther tritt nirgend hervor, und doch würde selbst eine beschränkte Natur nicht alles Eigenen sich entäussern können, wie umgekehrt eine reiche natürlichen Grenzen unterworfen bleibt, innerhalb welcher sich ihre Gedanken bewegen. 3) Die weitgehende Übereinstimmung in der Sprache und in den Sprachformen. Auch hier gilt die Bemerkung, dass bei keinem Einzelnen die Sprache in ihrem vollen Umfang erscheint, sondern bei jedem unwillkürlichen Beschränkungen unterliegt. Hier sind nicht auffallende und ungewöhnliche Redensarten von Gewicht, die man abborgen kann, sondern ganz unscheinbare Ausdrücke, Wörter und Wendungen, welche nachzuahmen oder gar auszuschreiben niemand in Versuchung kommt; solcher habe ich eine grosse Anzahl nachgewiesen, die noch könnte vermehrt werden. Selbst bei Goethe, dessen Sprache so reich und mannigfaltig ist, findet man Lieb-

lingswörter im Überfluss. Es versteht sich von selbst, dass nicht jedes Wort bei Walther auch bei Freidank vorkommen kann, oder umgekehrt: ich habe selbst eine Anzahl alterthümlicher Wörter angemerkt, die sich in Walthers Liedern nicht zeigen und dort auch nicht an ihrer Stelle gewesen wären. Es bleibt zu erwägen, dass niemand gleich anfangs seine Sprache und Sprachformen auf das Genaueste feststellt und durch ein langes Leben beibehält, dass vielmehr in Folge verschiedenartiger Einwirkungen, innerer und äusserer, und der beständigen weiteren Entwicklung der Sprache Änderungen von selbst eintreten. 4) Die gleiche Behandlung des Reims. Auch ein alterthümlicher ist darunter, und dass einige wenige auf geläufigen Kürzungen beruhende bei Walther sich nicht zeigen, kann zufällig sein oder lässt sich aus dem Unterschied zwischen gesungenen und gelesenen Gedichten vollkommen genügend erklären. vât, vervât, enpfân erscheinen in dem neuen Text nicht mehr, und die ohnehin gewagte Behauptung, diese Stellen seien einem mitteldeutschen Gedicht entnommen, fällt zusammen. Was hilft es mir, dass ich die gleiche Behandlung des rührenden Reims, den gleichen Gebrauch von —lich, worauf ich besonderes Gewicht lege, von dem Doppelreim und der Anhäufung desselben Reims nachgewiesen habe? Meinem Gegner ist der Umstand so gleichgültig, dass er ihn gar nicht erwähnt. 5) In der neuen Ausgabe wird sich zeigen, mit welcher Sorgfalt Freidank die feineren metrischen Gesetze beachtet hat: Pfeiffer ist im voraus überzeugt, dass dies nur durch Anwendung künstlicher unstatthafter Mittel gelingen werde. Meine Bemerkung, dass Freidank eine Hebung ohne Senkung nur ein Mal in der Zeile zulasse, wie der Dichter des Athis, hat er so wenig beachtet, als die nachgewiesene Übereinstimmung mit Walther im Gebrauch des in der letzten Senkung vor dem stumpfen Reim stehenden unt. Welche Übereinstimmung mit Walther, von dem wir kein Gedicht in dem einfachen Reimpaar besitzen, sonst noch erwartet wird, weiss ich nicht.

16 Ich muss die Lichtstrahlen sammeln, die Pfeiffer von allen Seiten auf Freidank fallen lässt. Er blickt auf ihn herab wie auf die Dohle, der man die eingesteckten Pfauenfedern aus-

gezogen hat: das hässliche Thier steht da unverhüllt, der Verachtung preisgegeben. Leider habe ich ihm selbst zu seinem Urtheil die Worte geliefert: ich habe geäussert: »wenn ein solches Abborgen wirklich stattgefunden hätte, welch ein armseliger, aller eigenen Mittel entblösster Geist muss er gewesen sein«. Das greift er auf und sagt: »Wenn das künftig das Urtheil über ihn sein wird, so kann ich es nicht hindern«, setzt aber mild hinzu: »obwohl es mich zu hart dünkt«, was in der Sache nichts ändert. Wird man glauben, dass der, welcher die Stellung des Papstes und die Zustände in Rom, die Lage der Dinge in Akers, den seltsamen Verkehr des Kaisers mit dem Sultan so scharf und verständig beurtheilt, der die sittlichen Verhältnisse in Deutschland so genau beobachtet hat, dass der keine eigenen Gedanken gehabt und was er sonst vorbringt anderen abborgen musste? Ist es denkbar, dass ein verständiger Mann sich der mühsamen und fruchtlosen Arbeit unterzogen habe, die gewöhnliche Ausdrucksweise in der Sprache eines anderen mit peinlicher Aufmerksamkeit zu erforschen und sich einzuprägen? Konnte er sich damit schmücken oder geltend machen? Konnte er die Absicht haben, einen lyrischen Dichter in der einfachen Form eines Spruchgedichts nachzuahmen? Konnte derselbe Mann, der als strenger Sittenrichter die Gebrechen der Zeit bitter tadelt, einem berühmten Zeitgenossen Gedanken nnd Sprache unverschämt entwenden? der so kühn spricht, aus Feigheit hinter einem falschen, gerade die Freiheit der Gedanken bezeichnenden Namen sich verstecken wollen? Heisst das nicht zu viel Schande auf einen Einzigen häufen? Freidank selbst antwortet:

> mîne sprüche sind nicht geladen
> mit lügen sünde schande schaden. 129, 18.

Mich wundert, dass Pfeiffer dem geistesarmen Mann, der keinen 19
Schritt allein zu gehen vermag, noch ein erzählendes Gedicht beilegt, das Rudolf über seine eigenen erhebt; hier ist der Wagen aus dem Geleise gekommen.

17 Am Schluss noch eine Frage: warum hat mein Gegner sich die Mühe gegeben, eine Widerlegung auf diesem weiten Umweg zu versuchen? Er war bereits am Ziel angelangt, und

zwar mit einem einzigen Schritt. Da er mit Lachmann annimmt, Walther sei in Deutschland und wahrscheinlich schon vor des Kaisers Ankunft in Palästina gestorben, so ist keine Möglichkeit mehr vorhanden, ihn und Freidank für eine Person zu halten, und alles, was ich vorbringe, fällt zusammen. Lachmanns Voraussetzung scheint mir so erzwungen als eine, und mein Gegner hätte schon deshalb sich nicht rühmen sollen, dass er mir das Einfache und Natürliche entgegenhalte, oder dass er die alten Zeugnisse zu Ehren bringe, womit er nur die erbärmliche Grabschrift meinen kann. Hier gerade will man ein altes, echtes und klares Zeugnis zu nichte machen. Ich werde mich nie überreden lassen, dass Walthers Lied Allerêrst lebe ich mir werde in Deutschland sei gedichtet worden und nur einer künstlichen Versetzung in diese Lage seine Entstehung verdanke. Lachmanns Gründe machen keinen Eindruck auf mich, er meint, Walther habe darin auf die überwundene trübe Zeit deuten müssen und die Empfindung wärmer und persönlicher ausdrücken. Aber es war noch Trübes genug zu beklagen, der Bann nicht gelöst, sondern verstärkt, schon dieser Umstand musste seine Freude dämpfen: und dann, wer kann die augenblickliche Stimmung, in welcher ein Gedicht entstanden ist, berechnen? Ist aber das Lied in Syrien gedichtet, so ist es eine starke Stütze für meine Ansicht, und ich freue mich deshalb Wackernagels und Simrocks Beistimmung. Mein Gegner muss fest bei Lachmanns Ansicht beharren, denn es kommen, wie ich nachgewiesen habe, einige Ausdrücke des Liedes im Abschnitt von Akers vor, welche die diebische Elster nothwendig dort muss geholt haben.

[Vgl. die Erklärung Über Bernhart Freidank und die Zurechtweisung Kl. Schr. Bd II. S. 508—510.]

ZUM FREIDANK.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Elfter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1859. 8°. S. 209—210.

In dem zweiten Nachtrag zu meiner Schrift über Freidank habe ich S. 17 [oben S. 114] gesagt, die Kürzungen vât, vervât, enpfân würden in dem neuen Text der Bescheidenheit nicht mehr vorkommen. Das nehme ich in so weit zurück, als sie in einigen Stellen bleiben. Franz Pfeiffer (Zur deutschen Litteraturgeschichte S. VI) hat die Behauptung aufgestellt, dies seien keine oberdeutschen Formen. Darin hat er Unrecht. Die strenghochdeutsche Sprache Hartmanns lässt sie mehrmals im Reim zu, Iwein 1667 enpfân: getân. Arm. Heinrich 633 hân: enpfân. Gregor 749 undervân: hân. Büchlein 1, 1769 vervât: zergât. Aber auch andere und darunter entschieden oberdeutsche Dichter gebrauchen sie ebenfalls im Reim. Eraclius LV enpfâst: lâst. Herzog Ernst 2665 getân: bevân. Lichtenstein 16, 17 vervât: rât. 432, 24 umbevât: missetât. Flore 1891 vân: ane vân, daneben 6915 sâhen: vervâhen. König Tirol Ms. 2, 248ª enpfât: stât. Ms. 2, 21ª hât: vervât. Ms. 2, 54ª hât: gevât. Hermann der Damen 444 ane vât: stât. Konrad von Würzburg Ms. 2, 198ᵇ begât: vât. Reinhart Fuchs 865, 2007 gevât: gât. Kolocz. S. 131 vân: gân. Hugo Martina 273ᶜ hât: umbevât.

Zu dem Abschnitt über Rom kann ich aus einer noch unbenutzten Handschrift eine Stelle mittheilen, deren Echtheit ich nicht bezweifle, die aber ihrer Heftigkeit wegen aus allen anderen Handschriften verschwunden ist,

ich hân in den buochen gelesen
der bâbst sül lebende heilic wesen.
oder swie der bâbest werbe,
er si heilic, sô er sterbe,
kam nie bâbst zer helle,
sô tuo er swaz er welle.

Der Unterschied dieses und des Abschnitts über Akers von den Sprüchen der Bescheidenheit kann nicht verkannt werden. Wer der wunderlichen, in der Luft schwebenden Behauptung beistimmt, Freidank habe das ganze Gedicht (nur 200 Zeilen finden sich auch bei anderen) aus noch unbekannten, natürlich in das erste Viertel des 13. Jahrhunderts, also in die glänzendste Zeit der mittelhochdeutschen Dichtung fallenden Werken zusammengestoppelt, der muss ein Gleiches von diesen beiden Abschnitten behaupten, die so sichtbar auf eigener Anschauung und lebendiger Betrachtung der geschilderten Zustände beruhen. Ich will hier noch einen nicht gleichgültigen Druckfehler bemerken, in dem zweiten Nachtrag S. 15 Z. 9 v. u. steht 1220 für 1230.

Wilhelm Grimm.

NOCHMALS ÜBER FREIDANK. 238

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Elfter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1859. 8°. S. 238—243.

Wo ich nicht irre, hat Müllenhoff gelegentlich bemerkt, Freidank sei bürgerlichen Standes gewesen. Ich weiss nicht, worauf sich diese Behauptung stützt: in dem Gedicht selbst kann ich keine Hindeutung darauf entdecken. Die Benennung her und meister schwankt und kann nicht entscheiden, wie ich schon (Zweiter Nachtrag S. 5 [= oben S. 100]) gezeigt habe. Ein Freidank kommt in früherer Zeit nicht vor, und der Dichter gab sich seiner Gesinnung wegen und weil er unbekannt bleiben wollte diesen Namen: seinen ursprünglichen, den er natürlich nicht ablegte, kennen wir nicht, auf diesen aber kommt es hier an. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts bewirkte das Ansehen zu dem das Gedicht allmählich gelangte, dass Freidank als Eigenname eingeführt ward und zwar bei Adlichen sowohl als Nichtadlichen. J. V. Zingerle (Die Personennamen Tirols im Mittelalter) weist nach Freidank von Stegen (1295), Freidank Stuck (1316), Freidank von Vals (1336), Freidank von Auchhofen (1358), Freidank Gössl (1454). Andere Nachweisungen aus dem 14. Jahrhundert habe ich in der Einleitung S. XLI gegeben. In das Ende des 13. Jahrhunderts fällt auch Bernhart Freidanks Entstellung des alten Gedichts. Auch dieser, den Helbling allein kennt, war wohl ein Tiroler. Schon an sich ist unwahrscheinlich dass dem bedeutungsvollen Namen des alten Dichters noch ein gewöhnlicher hinzugefügt worden, allein auch die, welche ihm näher standen, Rudolf von Ems, Raumeland, der Tanhauser, wissen davon nichts, und sein Verehrer, Hugo von Trimberg, der ihn so oft nennt, würde nicht versäumt haben, den vollständigen Namen vorzubringen.

Ich kann ein ähnliches Verhältnis nachweisen. Der Verfasser einiger Lehrgedichte, wovon das erste daz alte swert

heisst, nennt sich selbst am Schluss desselben Meister Altswert, anderwärts auch Niemant (78, 30), und wird von den Leuten so genannt (95, 21. 110, 31). Ohne Zweifel ist der sonst nirgend vorkommende Name Altswert nicht sein wirklicher: er will, weil er, wie Freidank, die Sitten seiner Zeit straft, unbekannt bleiben. Er war, wie dieser, ein Süddeutscher und von Adel. Er ermahnt

si seufte süeze und milte.
daz hœret zuo dem schilte 2. 23.

Als er anlangt, ruft der Wächter

ir hânt sin lange zit begert.
dar umb sült ir im bieten zuht:
er ist von art ein edelin fruht 35. 29.

Auch begleitet ihn ein Knecht (14, 8. 18, 11). Seine Geliebte ist ein hôhez wip 71, 20. Die Herausgeber vermuthen dass er in die Mitte des 15. Jahrhunderts gehöre: er ist mindestens ein Jahrhundert älter; darauf führen die ziemlich reinen Reime und die metrische Behandlung der Verse.

Freidank war ein höfischer Dichter, und die höfische Kunst lag zu seiner Zeit in den Händen des Adels: wo man nichts Bestimmtes weiss, streitet die Vermuthung immer für adelichen Stand; bei dem Winsbeke war der bairische Ritter nachzuweisen. Wer sich ein wenig besinnt, wird nicht auf den Einfall gerathen, das Lehrgedicht sei ausschliesslich den Bürgerlichen zugekommen: berühmte Adliche, wie Hartmann in seinen Büchlein und Lichtenstein im Frauenbuch, gefielen sich darin, und ich habe schon (Über Freidank S. 17 [= oben S. 22]) ausgeführt wie allgemein die lehrhafte Richtung in jener Zeit war. Wir lernen Freidanks Stellung aus dem Gedicht selbst hinlänglich kennen: der weite Kreis seiner Betrachtungen, die Einsicht in die öffentlichen Zustände, die Beurtheilung der Verhältnisse des Papstes in Rom, des Kaisers und des Sultans in Syrien, die Bemerkung dass er vieles verschweigen müsse, das alles zeigt dass er zu den höheren Ständen gehörte.

Allein ich bin auch einigen Sprüchen begegnet, die den adlichen Stand des Dichters anzeigen. Ich habe früher nur darauf hingewiesen, will mich aber jetzt näher darüber äussern.

Es ist nicht glaublich dass ein Bürgerlicher sich selbst herabsetze.

êst lützel namen âne schamen
wan hêrren unde frouwen namen 41, 8.

hêrre und frouwe war die Bezeichnung der Adelichen. Auf seine eigenen Zustände mag er hinweisen:

man êret leider rîchen knecht
für arme hêrren âne reht 56, 27.
swâ hêrren name ist âne guot,
daz machet dicke swæren muot 57, 10.

Was kümmerten ihn, war er nicht selbst in der Lage, diese Sorgen? Der Bürgerliche der sich eine höhere Stellung erworben hat wird auch nicht klagen über das Emporkommen geringer Leute,

sô swache liute werdent rîch,
sost niht sô unvertregelich 41, 8.

Auch nicht über den Nachtheil, den adeliche Kinder von der Erziehung geringer Leute empfangen,

swâ schalke (mit der Lesart swache) magezogen sint,
dâ verderbent edeliu kint 49, 17.

Er wird auch um Mitleid für Kinder seines Standes, nicht für adeliche bitten,

man sol sich gerne erbarmen
über die edeln armen 49, 17.

Glaubt man, er habe diesen Spruch aus Hartmann entlehnt, wo er auch vorkommt, warum suchte er gerade diesen aus, wenn dadurch nicht seine eigene Gesinnung bezeichnet ward? Warum sagte er nicht: über die swachen armen? Ferner

swer tugende hât derst wol geborn,
ân tugent ist adel gar verlorn 54, 5.
edele zuht schœne unt jugent
witze rîchest êre unt tugent
die wil der tôt niht stæte lân 176, 16.

Die Betrachtung in den beiden letzten Stellen, die einen weitverbreiteten Spruch enthalten (vgl. Einleitung S. XCII), könnte freilich auch ein Bürgerlicher angestellt haben, ebenso natürlich aber sind sie im Munde eines Adelichen, der seine Standesgenossen näher kennen gelernt hat.

Freidank sagt von Rom

wîp und pfaffen lebent dâ wol.
die zwei nieman schelten sol:
der zweier zuht ist grœzer dâ
dan ich wizze ieuder anderswâ 154, 1.

Eine Handschrift fügt hinzu

âne zuo Messine eine.
dâ sint wîp kiusche und reine.

Es ist kein Grund vorhanden die Echtheit dieser Zeilen anzuzweifeln. Es folgt daraus dass Freidank von Rom nicht
241 nach Apulien gieng, wo der Kaiser sein Heer sammelte, zu dem er nicht gehörte, sondern nach Sicilien, dass er auch nicht mit dem Kaiser, der aus Otranto absegelte, sondern als blosser Pilger mit dem Stab von Messina aus nach Syrien sich einschiffte. Walthers Ausruf lât mich an eime stabe gân! habe ich schon auf den Pilgerstab bezogen.

In dem aus Sprichwörtern zusammengesetzten strophischen Gedicht habe ich schon mehrere Stellen nachgewiesen (Zweiter Nachtrag S. 12. 13 [oben S. 108. 109]), die aus der Bescheidenheit genommen, aber entstellt sind. Ich will noch ein anderes Beispiel anführen, das auffallend genug ist.

swer sich alsô richet
daz er sich selbe stichet.
der hât sich niht wol gerochen.
dêr sich selbe hât gestochen 65. 8.

Freidank drückt den Gedanken noch in einer anderen Fassung aus:

erst tump der richet sinen zorn.
dâ von er selbe wirt verlorn 64. 23.

Das ist ein echtes Sprichwort aus dem Volk, wie etwa »wer sich die Nase abschneidet verschimpft sein Angesicht« (Simrock 7424). Ich habe es schon in der Einleitung (S. CI) nach der Auffassung Konrads von Würzburg mitgetheilt:

ich hœre wîse liute jehen
und sie gemeine sprechen
daz sînen schaden rechen
vil manegen dicke welle.
der mit der râche velle
sich in grœzer ungemach troj. Krieg 13048.

man sol die rèche miden
diu schaden ûf den rücke ladet:
swer alsô richet daz er schadet
im selben, der ist wise niht 18955.

Ich will noch eine andere Stelle nachweisen:

er sprach »erst tumbe, sammir got,
der mit schaden richet
daz man im gesprichet« Reinhart Fuchs 162.

Ein verwandter Spruch bei Burkart Waldis:

wenn du dein eigen willen erstochen,
so hast du dich an der welt gerochen Äsop 217ª.

Für die derbe volksmässige Auffassung hatte der geistlose Ver- 242
fasser des Flickwerks keinen Sinn, er änderte mit ungeschickter Sentimentalität

und der sîn leit sô richet
daz erz dâ nach beweinet,
den muoz riuwen daz ers ie gewuoc. 5, 3, 6.

Billig hätte er sagen müssen worin die Rache bestand, die ihm Thränen auspresste.

Als eine besondere metrische Ausbildung muss man es betrachten dass Freidank in der Zeile nur eine Senkung auslässt. Die Regel würde fest stehen, wenn sich auch zwei oder drei Ausnahmen fänden. Aber auch diese fallen der fehlerhaften Überlieferung zur Last und werden in der neuen Ausgabe sich nicht mehr zeigen. Es versteht sich von selbst, dass diese Regel nicht auf die wenigen Sprüche Anwendung findet, in welchen sich der Dichter der alten Freiheit bedient, die Senkungen ganz wegzulassen.

Noch einer anderen Bemerkung von mir muss ich Erwähnung thun. Ich habe gesagt (Über Freidank S. 39. 40 [oben S. 45]) »von dem« (in der ersten Ausgabe noch herrschenden) »Vorurtheil, dass man bei Freidank eine strenge Beachtung der metrischen Gesetze nicht suchen dürfe, bin ich zurückgekommen. Ich glaube vielmehr dass er den besten Dichtern in dieser Beziehung nicht nachsteht und hoffe dass eine neue Bearbeitung des Textes davon überzeugen wird.« Ferner (Zweiter Nachtrag S. 17. 18 [oben S. 114]) »in der neuen Ausgabe wird sich zeigen, mit welcher Sorgfalt Freidank die feineren metrischen Gesetze

beachtet hat.« *Das kann sich natürlich nur auf die* metrischen Gesetze beziehen, die für das einfache Reimpaar bei den guten Dichtern jener Zeit galten, und ein Missverständnis scheint mir nicht möglich. Dennoch hat ein unbefangener Forscher meinen Worten einen anderen Sinn zu geben gewusst. Ich soll behauptet haben, der Bau von Freidanks Versen sei strenger, als das Volk und selbst die höfischen Epiker und sonst Didactiker ihn geübt, sei beinah ganz so streng als in der Lyrik geregelt. Er hat sogar Häkchen hinzugefügt, als seien das meine eigenen Worte und Gedanken und man könne sich auf die Richtigkeit seiner Angabe verlassen. Dass eine solche unverständige Übertreibung mir nicht in den Sinn gekommen ist, brauche ich kaum zu sagen. Nur wer nicht weiss dass die metrischen Gesetze des Liedes und des einfachen Reimpaars verschieden sind, der könnte auf den unglücklichen Einfall gerathen, diese nach jenen
243 regeln zu wollen. Dazu kommt dass ich ausdrücklich bemerkt habe (Über Freidank S. 40 [oben S. 45]), die Übereinstimmung mit Walther trete in metrischer Beziehung so weit hervor als sie bei der Verschiedenheit der Dichtungsart möglich sei.

Wilhelm Grimm.

[Ich verweise auch hier wieder wie schon oben S. 116 auf Bd II, S. 508—510.]

ZUR GESCHICHTE DES REIMS.

(Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 7. März 1850.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1852. S. 521—713. Einzeln: Göttingen bei Dieterich. S. 1—193.

Der gewöhnliche Reim fordert Verschiedenheit des An- 521
lautes oder, um es allgemeiner auszudrücken, er beginnt erst 1
mit dem Vocal, der rührende dagegen setzt völlige Gleichheit aller Buchstaben voraus; ein Reimwort oder auch beide dürfen bei ihm in Zusammensetzung mit einer Partikel, einem Substantiv oder Adjectiv stehen: immer aber müssen sie verschiedene Bedeutung haben, und gleiche ist nur unter besonderen Bedingungen erlaubt.

Ich beginne die Betrachtung*) mit dem dreizehnten Jahrhundert und habe Gründe, Walther und Freidank voranzustellen. Beide gebrauchen diesen Reim höchst selten. Jener bindet nach Lachmanns zwar in den Text nicht aufgenommener, aber sehr wahrscheinlicher Vermuthung tæte (Verb.): tæte (Subst.) 30, 10, dieser nur wirt (Subst.): wirt (Verb.), jedoch zweimal 87, 10. 156, 20, • dinc : tegedinc 97, 18 neue Bearbeitung frezzen (gezzen Les.): vergezzen 138, 18.• Auffallender ist, dass beide die Zu-

*) [Auf eingeklebten Zetteln nennt W. Grimm im Handexemplar noch folgende Schriften, welche zu untersuchen seien: • Noch nachzusehen ist Bruder Philipp, Kindheit Christi, nach der berliner Handschrift. — Über eine rheinische Chronik des 13. Jahrhunderts von Pertz, Abhandl. der Akademie 1855 S. 131 f. — Die Reime des französischen Renard waren nachzusehen. — Ein alter lateinischer Aesopus von einem gewissen Balbo. In Du Meril Poésies inédites du moyen âge p. 213. 258. Der Herausgeber deutet S. 215 an, dass er nicht älter als das 12. Jahrhundert sein könne und auch nicht unter das 13. herabgerückt werden dürfe. Vgl. Benfey Gött. Anz. 1857 No. 189. Seine Reime sind zu untersuchen. — Chronica praesulum et archiepiscoporum ecclesiae Coloniensis wahrscheinlich von 1370, redigiert und später von D. Haun († 1515) fortgesetzt, in den Annalen des histor. Vereins von D. Ecbers edirt. Cöln. Ztg. 1857. No. 182. •

sammensetzungen mit -lich -liche -lichen, die sich so häufig darbieten und von ihnen in dem nicht rührenden Reim öfter verwendet werden, hier meiden; vgl. Über Freidank S. 49. 50 [oben S. 56. 57] und die Anmerkung zu 126, 7 [S. 83]. Wahrscheinlich hält es Gottfried von Strassburg ebenso, sonst stehen jene beiden in dieser Eigenthümlichkeit allein. Wir werden hernach sehen, dass die anderen Dichter des 13. Jahrhunderts und viele sehr häufig diese Reime auf -lich -liche -lichen gebrauchen: Veldeke gestattet sie einige Male, wenn er sie auch nicht zu lieben scheint: Reinmar, Otto, der Dichter des Eraclius, der Marner und der Bruder Wernher wenigstens einmal, wobei man den geringen Umfang ihrer Gedichte in Anschlag bringen muss. Lichtenstein lässt sie in seinen Liedern nicht zu, wohl aber in seinen anderen Gedichten. Im Wartburger Krieg kommt überhaupt kein rührender Reim vor. Zurückhaltend damit ist Konrad von Würzburg und Frauenlob. Blicken wir in die frühste Zeit, so erscheinen sie schon häufig bei Otfried und nach ihm
322 mehr oder weniger in allen Gedichten, die hier in Betracht
2 kommen können, bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts, ja es gibt einige, die keinen anderen rührenden Reim dulden.

Wenn bei dreifachem Reim zwei rührende Wörter neben oder zwischen einem nicht rührenden stehen, so wird die Wirkung der Rührung aufgehoben. Auch Dichter, die sonst den rührenden Reim nicht lieben oder gar nicht anwenden, gebrauchen ihn dann unbedenklich und lassen auch wohl dieselben Wörter mit gleicher Bedeutung zu, was sie sonst streng meiden. Reinmar zît : strît : zît MS. 1, 83ᵃ. • Marienlieder Hanöv. zerrîven : geschrîven : schrîven 36, 19. • Veldeke küniginne : minne : minne MS. 1, 19ᵃ. als ê : snê : als ê MSHag. 3, 468ᵃ. Gottfried von Strassburg kan : gewan : gewan Lobgesang 31, 1—3. himelrîche : minnecliche : geliche MS. 2, 184ᵇ. Walther unbewollen : wollen : bevollen 5, 19. werdekeit : herzeleit : leit 24, 15. richen : trügelichen : Friderichen 26, 23. Hier lässt er -liche zu, geliche : himelrîche : sicherliche 76, 36. Er bindet sogar in zwei Strophen enkan gemachet lachet : gewan gemachet lachet 110, 17—19. 24—26. Der tugendhafte Schreiber gebunden : entwunden : wunden MS. 2, 102ᵃ. Lied eines Ungenannten sich : ich : ich

MSHag. 3, 321ᵃ. Neidhart geleit : treit : leit 11, 5 Ben. endelichen : sicherlichen : strichen 12, 8. hiure : stiure : biure 19, 2. Gottfried von Neifen wendet : sendet : wendet 6, 22. stunden : wunden : underwunden 8, 35. wenden : senden : senden 9, 14. 40, 7. seldebære : bære : swære 21, 12. rôt : nôt : rôt 36, 33. beliben : liben : vertriben 43, 11. Heinrich von Türlein heil : meil : unheil Krone Bl. 1ᵇ. wert : swert : wert 3ᵈ. alle : valle : alle 12ᵈ. hantstift : stift : gift 15ᵇ. næme : genæme : widerzæme 68ᵃ. guot : wol gemuot : wol gemuot 30010. Ulrich von Wintersteten mich : grimmeclich : tougenlich MSHag. 1, 148ᵇ. gelîch : rîch : minneclîch 1, 158ᵇ. gelîch : fremdeclîch : rîch 1, 163ᵇ. sicherliche : fröudenrîche : geliche 1, 169ᵃ. Der Düring gewalteclichen : entwichen : minneclichen MS. 2, 20ᵇ. Winli gewan : gewan : man und gerichen : minneclîchen : berîchen MS. 2, 21ᵇ. Tanhäuser enzwei : hei : enzwei MS. 2, 61ᵇ. hei : hei : enzwei 3, 63ᵃ. gelîchen : rîchen : lobelîchen 2, 63ᵇ. jâ : jâ : wâfenâ 2, 66ᵃ. Schulmeister von Esslingen niht : iht : niht MS. 2, 93ᵇ. Walther von Breisach eigenliche : geliche : rîche und sinnerîche : geliche : geliche MS. 2, 95. Hermann der Damen wirt (Verb.) : verbirt : hellewirt MSHag. 2, 162ᵃ. Der um die Form immer besorgte Frauenlob gebraucht den zweizeiligen rührenden Reim in seinen zahlreichen reimerfüllten Gedichten überhaupt nur zweimal und nur in Zusammensetzungen (meisterschaft : ritterschaft S. 147 Ettm. und jæmerlichen : unbarmeclîchen S. 234), dagegen den dreifachen öfter, himelrîche : wirdeclîche : tegeliche S. 42, 43. freislich : eislich : unmeislich S. 93. erzeiget : zeiget : geneiget S. 205. mir : dir : mir S. 249. Regenboge unbescheidenheit : leit : bescheidenheit und rich : tugentlich : gelîch MSHag. 2, 309ᵃ. 523 3

Ein gleiches Verhältnis findet bei dem vierfachen Reim statt, sei es, dass zwei nicht rührende darunter stehen oder nur einer, Veldeke danc : twanc : danc : tranc MS. 1, 19ᵃ. danc : kranc : danc : sanc 1, 19ᵇ. Heinrich von Morunge winde : kinde : underwinde : vinde MS. 1, 54ᵃ. Singenberg in fünf Strophen MS. 1, 153ᵃ wære : wære : unmære : mære. leiden : leiden : beiden : beiden usw. Merkwürdig sind zwei Lieder, die unter Walthers Namen gehen, in den vier Strophen des einen (S. 122. 133) findet man

winde : erwinde : linde (Subst.) : linde (Adject.). wandelbære : bære : swære : gebære. gedingen : dingen : ringen : geringen. gemeine (Adj.) : gemeine (Verb.) : reine : gebeine; unter diesen Reimen ist kein rührender mit gleicher Bedeutung der Wörter. Das zweite Lied besteht aus einer Strophe von zwanzig Zeilen (47, 16—35). Die ersten sechs lauten

Ich minne, sinne lange zit:
versinne Minne sich.
wie sie schöne löne miner tage.
nû löne schöne: dêst mîn stât:
vil kleine meine mich.
niene meine kleine mine klage.

der vierfache Reim wird hier durch Schlagreime je in zwei Zeilen gebildet, und es ist Bedingung, dass der erste und vierte wie der zweite und dritte zugleich rührende sind. In den beiden ersten Zeilen sind es Wörter mit verschiedener, in den vier anderen aber mit völlig gleicher Bedeutung. Dieser Art sind in einer sonst gleich gebildeten Strophe eines Unbekannten (Lachmann zu Walther 47, 16) auch die beiden ersten, also steht hier herre : verre : verre : herre. hulde : schulde : schulde : hulde. niuwe : riuwe : riuwe : niuwe. Ist Walther der Dichter des Liedes Ich minne, sinne? Es wird in der Heidelberger Liederhandschrift (S. 9. 10) dem Reinmar zugelegt, das macht es schon zweifelhaft. Mich dünkt es nicht wahrscheinlich, dass Walther sich zu einer solchen überkünstlichen Spielerei mit dem Reim, wenn sich in seinen anderen Gedichten kein Gegenstück
521 findet, herabgelassen habe, freilich auch nicht Reinmar, wiewohl
4 sich anführen lässt, dass dieser mit unerträglicher Wiederholung des Worts minne, die einige Male einem Schlagreim gleicht und doch keiner ist (MS. 1, 776), etwas Ähnliches sich erlaubt hat, aber diese Strophe wird auch Heinrich von Rücke (MS. 1, 98) beigelegt. Auch das zuerst angeführte Lied Ein meister las scheint mir Gesinnung und Ausdruck nach nicht Walthers Geist zu verrathen, und ich stimme den Gründen Wackernagels (Altfranzösische Gedichte S. 218. Geschichte der Litt. S. 199) bei, der es ihm abspricht. Ich gebe noch weitere Beispiele eines solchen vierfachen Reims, von welchen Gottfried von Neifen die

meisten liefert, swinden : vinden : erwinden : underwinden 17, 35. gebunden : wunden : befunden : überwunden 18, 26. vertriben : beliben : wiben : liben 18, 34. gunde : enbunde : underwunde : erwunde 28, 8. güete : gemüete : güete : hüete 36, 4. minneclichen : richen : inneclichen : wichen 39, 27. underwunden : befunden : wunden : unverbunden 50, 33. Ulrich von Wintersteten minneclichen : tougenlichen : entwichen : herzeclichen MS. Hag. 1, 148^b. Rudolf von Rotenburg sælekeit : stætekeit : werdekeit : breit MSHag. 1, 336^b. Frauenlob S. 261. 1, 25—29 zange : twange : lange : twange.

Es versteht sich von selbst, dass bei weiterer Anhäufung die Einmischung rührender Wörter noch weniger Anstoss macht. Heinrich von Morunge sê : ê : mê : mê : ergê MS. 1, 51^b. Neidhart gemuot : fruot : guet : behuot : tuot : behuot 37, 4 Ben. Gottfried von Neifen betwingen : ringen : singen : gedingen : gelingen : dingen : ringen : dringen 25, 22—34. gebunden : wunden : erwunden : unb[illegible]wunden : kunden : funden : wunden : stunden 26, 7—19. swære : enbære : fröidebære : gevære : swære : wære : mære : bære 26, 30—27, 4. Ulrich von Gutenberg getân : getân : kan : undertân : man : kan MSHag. 1, 118^b. Taler an : getân : gân : wân : an : gân MS. 2, 100^b. Frauenlob êwikeit : meit : wirdekeit : weit : bereit : treit S. 20. noch : bloch : doch : noch : joch : koch S. 115. lât : hât : stât : wât : hât : nât S. 116. zange : twange : lange : twange : umbevange S. 261.

Ich untersuche zunächst den rührenden Reim bei Walthers und Freidanks Zeitgenossen.

Hartmann bedient sich dessen nicht ganz selten, doch häufig nur in seinem ersten Werk, im Erek. Ich will zusammenstellen, was überhaupt bei ihm sich zeigt, sin (Verb.) : sin (Pronom.) Erek 2399. in : in (Pronom. und Partikel) Er. 1707. 2513. 9647. Gregor 2211. 2869. Iwein 6711 herren (Gemahl) : herren Er. 8969. dicke (Adv.) : dicke (Subst.) Er. 2625. leit (Verb.) : leit (Subst.) Er. 3449. 525
zagen (Feiglinge) : âne zagen Er. 4225. arme (Adj.) : arme (Subst.) 5
Er. 5891. swebte in wâge : mers wâge Er. 7061. dû wilt : wilt (Subst.) Er. 7181. dingen (Subst.) : ûz dingen (Verb.) Büchlein 1, 1353. hie (Prät.) : hie (Partikel) Greg. 2453. liuten (Verb.) : liuten (Subst.) Greg. 3587. ringe (Adv.) : ich ringe Büchl. 1, 1873. Lac : lac Er. 3389. 4437. 5035. Auch palas : Pallas Er. 8201 muss ich an-

führen. In der einen Zeile eine vorgesetzte Partikel, gedinge : dinge Er. 3045. Büchl. 1, 1864. walt : gewalt Er. 3113. 6759. 6827. gewert : wert Er. 3777. wünne : gewünne Er. 5625. entwesen : wesen Er. 3275. breit : zerbreit Er. 8725. lich : gelich Gregor 2756. Iw. 1333. 1669. 3595. verlôs : siegelôs Er. 947 : lôs Büchlein 1, 815. ich mache : ungemache Büchl. 2, 35. dâ mite : vermite Er. 1059. wert : entwert Er. 4949 : gwert 6471. füere : gefüere Er. 9973. vernement : nement Iw. 2171. enpfielen : vielen Iw. 6225. Armen : erbarmen Gregor 3277, das fast bei allen Dichtern vorkommt, kann ich übergehen, da man die Wurzel nicht wird erkannt haben. Auch ein Beispiel, wo in beiden Zeilen eine mitreimende Partikel vorgesetzt ist, belangen : gelangen Büchl. 1, 1880. -lich -liche -lichen zeigt sich nur im Erek häufig, gelich : hêrlich 287 : lobelich 743 : manlich 843 : blinclich 1319 : wætlich 1851 : lobelich 1909 : riterlich 2301 : alsamelich 2285. 2317 : samenlich 2321. grimmeclich : ungelich 9251. geliche : lobeliche 781 : riterliche 2457 : friuntliche 2896 : mûezecliche 2940 : billiche 3335 : unmûezecliche A 395 : wærliche 4857 : wirdecliche 5093 : vollecliche 7147 : klägeliche 7967 : wunderliche 9739. algeliche : vollecliche 2959. heimliche : wipliche 5105. barmecliche : herzeriweliche 5743. manlichen : lasterlichen 903. glichen : riterlichen 1945 : vollechen 2813 : angestlichen 3139 : ungindeclichen 2381, sogar, was ich bei keinem anderen gefunden habe, zwivellichez : gelichez 7067. In den übrigen Gedichten habe ich es viel seltener bemerkt, in den Büchlein heimlich : gelich 2, 77. billich : ungelich 2, 175. wærliche : geliche 1, 909 : ungeliche 2, 171. müelichen : gelichen 1, 651. In den Liedern sælecliche : ungeliche 15, 9. Im Gregor geliche : wünnecliche 33 : heimliche 2761 : bescheidenliche 3159. Im Armen Heinrich mislich : gnislich 167. Im Iwein gelich : eislich 427 : tägelich 753 : wünneclich 1683 : unmügelich 2659. gemeliche : geliche 2217. gelichen : flizlichen 3755. Die Zusammensetzung mit schaft nur im Erek, riterschaft : hêrschaft 1977. geschaft : meisterschaft 7365. 7605. Die übrigen Substantivcompositionen lassen sich ebenfalls leicht übersehen, im Iwein zeigt sich gar keine, in den anderen Gedichten schefte : riterschefte Erek 2333. gewant : isengewant E. 2407. stegereife:

526
6

goltreife E. 7669. hîrât : rât Arm. Heinr. 1453. Greg. 2049. îsenhalten : behalten Gregor 2818 : gehalten 2871. Ferner vâlande : lande E. 5647. misselunge : wandelunge Büchlein 1, 1153. Ìmâin : in E. 175. 1315. montanje : Britanje E. 1913. Karnant : genant E. 2881. Marguel : Luntaguel E. 1934. ergân : Kardigân 2851. gelingen : Karlingen Büchl. 1, 1279. spêculâtor : tor A. Heinr. 1357. Henegöu : Haspengöu Gregor 1403. Hier liegt immer die Verschiedenheit der Bedeutung am Tage; Gleichheit desselben gestattet Hartmann nur, wo der rührende Reim durch das Hilfsverbum oder das persönliche Pronomen oder eine Partikel gebildet wird, er hât : ir hât Iw. 3411. daz minn ich : des sorg ich Iw. 7437. da verlüre niemen an wan ich. zwâre jâ bin ich (iedoch mîn selber vient niht) Büchl. 1, 1451. dâ hân ich michel angest zuo : nû gedenke selbe ouch dar zuo Arm. Heinr. 1099. diu muoz verderben dâ mite, wan dâ verliuset sî mite Büchlein 2, 771.

Noch zurückhaltender als Hartmann erscheint Wolfram; ausser einem einzigen Beispiel ohne Composition, è (Subst.) : è (Partikel) Wilh. 465, 19, finde ich nur den Reim auf lôs, verlôs: lôs Parz. 693, 17 : helfelôs Parz. 501, 27. Wilh. 421, 7. 450, 5: rehtlôs Parz. 524, 25 : sigelôs Parz. 693, 27. Wilh. 421, 7. 450, 5, und dann noch (wenn ich nichts übersehen habe) teidinc: dinc Parz. 729, 5. Eigennamen und fremde Wörter sondere ich ab, im Parzival Kaylet : Dôlet 48, 7. 58, 28. Waleis : Kanvoleis 59, 23. 60, 9. 77, 19: leis 281, 11. Brandelidelîn : Lehelîn 67, 17. 85. 27. bâruc : ruc 108, 11. -lich kommt noch am meisten vor, -liche selten, -lichen habe ich gar nicht gefunden, gelîch : ritterlîch Parz. 104, 19. 534, 23: minneclîch Parz. 648, 21: werlîch Parz. 532, 27. Wilh. 57, 1: grœzlîch Parz. 562, 5: werdeclîch Parz. 648, 21: wünneclîch Parz. 796, 13: unzallîch Wilh. 52, 25: kostlîch Wilh. 116, 7: unzerganclîch Wh. 216, 15. ritterlîch: ungelîch Parz. 24, 9. werlîch : ieslîch Parz. 351, 27. manlîch: ieslîch Wh. 260, 13. zornecliche : sicherliche Parz. 120, 19. geliche : senliche Parz. 704, 27. Im Titurel wie in den Liedern zeigt sich kein rührender Reim. Wolfram gebraucht nicht, wie Hartmann, Hilfsverbum, persönliches Pronomen und Partikel.

Gottfried lässt das Pronomen zu, enzwizchen sî (Isolt und

Tristan): hin dan lac er, her dan lac si 427, 19. durch in : ir fuoge hæten under in 445, 1. si meinde in : gelobtens under in
527 420, 5, wobei freilich Geschlecht, Numerus und Casus Unter-
7 scheidung bewirken. Mit verschiedener Bedeutung im Tristan ê (Subst.) : ê (Partikel) 42, 29. sin : sin (Verbum und Pronomen) 86, 21. 229, 21. 487, 7 habe (Eigenthum) : habe (Hafen) 223, 23. 224, 13. wis (Subst.) : wis (Adject.) 248, 39. ô wâfen : wâfen 254, 19. vaste (Adv.) : vaste (Subst.) 390, 33. arme (Subst.): arme (Adj.) 395, 1. wilde (Wildnis) : wilde (Hochwild) 429, 27. 433, 13. tranc : dranc Lobgesang 28, 9. Mit vorgesetzter Partikel genæme : sich an genæme 231, 37. gewar (Verb.) : gewar (Adject.) 360, 19. zehant : hant 75, 15. meine : ungemeine 484, 27. Zusammensetzungen mit Subst. und Adject., herberge : berge 139, 27. gedankhaft : haft 428. lich : gotelich 393, 21: wünneclich 441, 33: schedelich 442, 17. erbärmecliche : liche 393, 32. Nirgend -lich -lichen, ein einziges Mal -liche, unmüezecliche : iegeliche 456, 29, das natürlich befremdet. Die Lesarten gewähren keine Abweichung der Handschriften, ich glaube dennoch, dass man ändern muss. Tristan und Isolt haben sich eingeschlossen, auch Brangäne hat sie verlassen und zu den Frauen sich niedergesetzt: da kommt der König und fragt nach der Königin vil harte unmüezecliche. nu sprach ir iegeliche »si slâfet, herre, ich wæne«. diu verdâhte Brangæne diu arme erschrac unde geschweic. Es ist zu lesen ir geliche, die mit Brangäne gleichen Dienst bei der Königin that; durch die substantivische Geltung von geliche tritt der Reim aus der Reihe der hier nicht zulässigen.

Ich habe von den Meistern, die der Kunst des dreizehnten Jahrhunderts die Richtung gaben, jeden einzeln betrachtet, die übrigen fasse ich zusammen. Gleiche Bedeutung der Reimwörter wird nur gestattet, wenn sie aus dem Pronomen, Hilfsverbum und den Partikeln bestehen. Beispiele hat schon Hartmann und Gottfried gewährt: ich stelle hier zusammen, was sich bei den übringen Dichtern findet: von dem Volksepos wird besonders die Rede sein. Konrad von Fussesbrunnen reimt im Læben Jesu ir : ir (welhez meinet ir? dô sprâchen sie ze ir) 74, 75 und in der Urstende er : er (daz si geswigen unz er rehte ver-

nænne waz er seltsænes wolde sagen) 109, 36. Herbort was: was (dô Hector genesen was und der fride gegeben was 9390). in: in (sie rauten zuo engegen in ûf den rinc under in) 9875. Heinrich von Türlein ist: ist (sît er uns gekündet ist: swer under uns der fruoste ist) Krone 25ª. Lichtenstein mir: mir (des kan si niht geweigern mir: ich helf uns drin, dir unde mir) 154, 8. verderben mich: bedenken mich 352, 1. besmiden mich: daz müet mich 544, 27. geviele niht: verswigen niht 29, 7. für übel niht: von niemen niht 273, 29. geturniren niht: hôhes muotes niht 309, 23. Stricker wære: wære (ob der walt lemtic wære und niht wan ritter wære) Karl 80ᵇ scheint nicht ganz sicher, da vielleicht wære: bære zu ändern ist. Rudolf von Ems sîn: sîn (daz ir durch den willen sîn [mîn von Gr. übergeschrieben] iuch ruochet underwinden sîn) Wilh. v. Orlens 3974. Ulrich von Türheim gar: gar (der hals alsô diu guffe gar: daz houbet was gestellet gar nâch einer grôzen mûlîn) Wilh.... Tanhäuser von mir: nâch mir MS. 2, 62ᵇ. Passional hât: hât (daz fiwer vier tugende hât, die es mit grôzer tugende hât l. mugende hât) 117, 37. der: der (sage mir, herre, wer ir der? dô sprach Jêsus z'im »sich, der) 59, 2. im: im (ir erge wart her für gelesen: swaz si der hetten ie ûf im. sumelich gie dâ zu im) 65, 85. in: in (ir heubet neigete si ûf in und sach noch jæmerliche ûf in) 73, 67. an: an (sîn gewonlichez cleit tâten si im wider an und griffen arcliche in an) 68, 18. Doch nâch alle mînem willen dîn: wol mich liebez crûce dîn 210, 9 gehört nicht hierher: es ist zu lesen nâch allem willen mîn. Jüng. Titurel wâren: wâren (in Tasmê si wâren: gap allen die dâ wâren) 4451. Renner gemerken kan: (übergên) kan 5825. neben sich: hinder sich 6169. sprâchen niht: gesâhen niht: griffen niht: giengen niht: schrîen niht 10844—10849. Wigamur mir: mir (ritter balt, nu sage mir waz schulde hætest dû ze mir?) 654. Boner gelîchet sich: blât er sich 46, 11. stôzet sich: hüete sich 85, 67. wunderliche sî: daz sî 74, 41. * Der Suchenwirt hat drei Gedichte mit rührendem Reim gemacht No. 43. 44. 45. Equivoca Meisterlied Haupts Zeitschr. 10, S. 307; vgl. das zweite Meisterlied. **)

*) * Gemahlt sein: bezahlt sein Goethe 5, S. 103. * [Zettel.]

Diese Grenze wird überschritten, wenn selbständige Verba, Substantiva und Adjectiva im zweiten Reimwort mit völlig gleicher Bedeutung wiederholt werden. Erlaubt ist dies nur, wie wir oben gesehen haben, bei dem drei- und mehrfachen Reim, nicht aber bei dem einfachen Reimpaar. Wo ein solcher Reim vorzukommen scheint, zeigt sich bei genauerer Betrachtung immer einige Verschiedenheit in der Bedeutung, die ihn zulässig macht, oder er beruht auf Verderbnis des Textes. Ich will die Stellen, die hier in Betracht kommen, soweit ich sie kenne, anführen. Bei Herbort elter vater : vater 17992 sind die Begriffe verschieden, ebenso lässt sich der welsche gast : der diutsche gast bei Thomasin Pfälz. Handschr. Bl. 224ᵃ erklären, auch noch al : über al (sô beredent in die al, diez im rieten über al) 199ᵃ, dagegen wäre nicht zu entschuldigen vertragen : vertragen (der rich durchz guot muoz vil vertragen unwirde, die ich niht wolt vertragen) 42ᵇ. Aber die Stelle ist offenbar verderbt, ich bemerke zu den von Rückert angegebenen Les-
329 arten, dass auch die Göttinger Handschrift haben setzt, was
9 richtig sein könnte, da Thomasin geben : pflegen 202ᵇ reimt. Bei Konrad von Heimesfurt ist statt wolte : wolte 1053 zu lesen solde : wolde; • wolte : wolte ist Druckfehler, l. wolte : solte Pfeiffer.• Pfeiffer (Haupts Zeitschrift 8, S. 159) bemerkt, dass auch sehen : sehen vorkomme, allein ich kann die Stelle in dem Gedicht nicht finden. • Es ist Urstende 111, 69 gemeint, wo winkelsehen : sehen vorkommt, es ist dafür winkelspehen zu lesen. Pfeiffer. Nein, es ist ein erlaubter rührender Reim. • *) In Heinrichs vom Türlein Krone 21362—21365 heisst es

sô harte in begunde
der herte slâf twingen
und solhe nüwe twingen
daz er sich niht mohte erholn.

Die dritte unverständliche Zeile ist etwa in solhe ruowe bringen zu lesen. Bei Herbort ist gesunt : wol gesunt 6417 in gesunt : ungewunt zu ändern, wie schon Frommann angezeigt hat, ebenso bei dem tugendhaften Schreiber beroubet : beroubet (MS. 2, 101ᵃ) in betoubet : beroubet und bei Reinbot erkorn : erkorn 2691 in erkorn : erborn. In Strickers Daniel sind einige verderbte Zeilen

*) [S. unten die Briefstelle.]

herzustellen, die ich, da das Gedicht noch nicht gedruckt ist, aus der Dresdener Handschrift anführen will,

»nu begund er bald er hauē (l. nû begunde er balder zouwen),
vn hatte schier gehauē
ein loch so breit vnd so hoch« Bl. 123.
»da der kunec Artus saz,
der was des herste ane saz« (l. hêrste ân widersaz.) Bl. 211. 212.
»der ist nit so versonē
das er habe der wicze kunst (l. gunst).
kunde ein mā alle kunst
die got auf der erden
ie geschuf ūn liess werden« Bl. 229.

Bei Rudolf ist gûete : gûete Gerh. 1039 in gûete : blûete zu bessern, bei Raumelant verirret : verirret MS. 2, 226ᵇ in verirret : verwirret und beim Marner behaget : behaget MSHag. 2, 257ᵃ in bejaget : behaget; ich lese nämlich die erste Zeile diu din pris vil wol bejaget. Statt solden : solden Herzog Ernst 3939 ist solden : wolden (auch statt mêr : mêr mare 4529 mê : sê) zu setzen. Bei Ulrich von Türheim kommen einige zweifelhafte Stellen vor, verdienen mûeze : geleben mûeze Trist. 518, 17 kann man zulassen, da mûezen als Hilfsverbum steht, aber einer Stelle im Wilhelm, daz wir keines mannes ellen bedürfen zuo din eines ellen wäre nur durch eine Änderung zu helfen, etwa daz wir deheines hergesellen. Bei dem Litschauer steht swer in der riuhe rîten sol, sîn pfert er wol beslahen sol MS. 2, 237, aber die Lesart sol beslahen wol (MSHag. 3, 735) ist allein richtig. In Türleins Wilhelm heisst es wie sie gebâren solde, dô man si toufen solde Bl. 13ᵇ, will man nicht toufen wolde lesen, was sehr passend scheint, so steht hier süln wie mûezen in der vorhin angeführten Stelle aus Ulrich von Türheim. Im Passional ist wolken : wolken 106, 68 in volken : wolken zu bessern, bekumen : bekumen 126, 16 in bekumen : kumen und bôsen : bôsen 228, 58 in bôsen : lôsen. Für einen gebildeten, guten Mustern nachstrebenden Dichter, wie sich der Verfasser der Guten Frau zeigt, wäre mê : mê 1255 unerträglich: um ihn zu entschuldigen, hat der Herausgeber den Reim durch einen Abschnitt getrennt, aber ich zweifle nicht, die zweite Zeile ist verderbt, und man muss lesen nâch drin tagen oder ê. Sollte Konrad von Würz-

burg, der überall glättet, solche verwerfliche Reime gerade in seinem letzten Gedicht, im Trojanischen Krieg, geduldet haben, während sich in seinen übrigen Werken durchaus keiner findet? Es ist unglaublich, und ich bin überzeugt, dass sie sämmtlich auf Verderbnis des Textes beruhen. Es fällt gleich in die Augen, dass âne var 2383 und von dirre vart 23601 stehen muss. Bei den übrigen bessere man âne siure 2497, des kleides sin 3101, dâ : sâ 5007, gesinde : kinde 5726, unde dâ 6346, richin volle 6684, beidersit 10295, der slâf an im gelige 11071, ze sagenne : ze klagenne 11350, und sin lîp 20257, überflüetec 20623, jugent 20959, gegerwet 22765, verkorn 22836. Eine Stelle in Heinrichs von Freiberg Tristan mit aller nôt : des tôdes nôt 3633 unterscheidet den allgemeinen und besonderen Begriff, und ebenso verhält es sich in einer Stelle des Gedichts vom Priester Johann (Altd. Blätter 1, S. 314), al der jâre (in der ganzen Zeit): drizec jâre 226. Wo in der Heidelberger Handschrift des jüngern Titurels, die Hahn herausgegeben hat, ein solcher Reim vorkommt, ist sicher eine Verfälschung des Textes anzunehmen. Der alte Druck von 1477 bessert die meisten, danach ist zu lesen hitze : witze 317. füeren : rüeren 382. girde : wirde 3157. riche : geliche 4371. vinden : erwinden 4655. gewidert : gevidert 5719. fiere : schiere 6004. schulde : schulde 2824 ist die ganze Stelle verderbt, und statt gebende : entstehende, wie hier der alte Druck hat, ist jehende : entstehende zu lesen. Lohengrin S. 63 ist wahrscheinlich stalte : gevalte und S. 189 gestammet : gesâmet zu setzen. Bei Boner findet man 97, 40 Pfeiffer

vil bezzer ist daz zwêne man
ein frouwen haben denn ein man
zwei wip.

Schwerlich hat der Dichter, der sonst nur genaue Reime gestattet und den rührenden selten anwendet, sich diese Rohheit zu Schulden kommen lassen: Benecke hat eine spätere Nachhilfe in den Text genommen. Ich ändere

vil bezzer ist daz zwêne hân
eine frouwen denn ein man
zwei wip.

Im Wigamur ist zu bessern getwungen nuo 796, alle wunder

4660 und gên mittem tage gevienc 4579. Streng erwiesen scheint mir der verwerfliche Reim bei keinem gebildeten Dichter. Erst am Ende des Jahrhunderts, vielleicht erst im Anfang des folgenden kam der Schmied Regenboge auf den unglücklichen Gedanken in seinem langen Ton (MSHag. 3, 468ᵃ) fünf Strophen, jede von 23 Zeilen, man kann denken mit welcher Anstrengung, zusammenzuhämmern, wo alle weitgetrennten Reime nicht bloss rührende sind, sondern auch bis auf sint : hofgesint lauter unerlaubte, um so auffallender, als er in seinen übrigen Gedichten sich des rührenden enthält.

Wenn bei vollem Gleichklang der Wörter die Bedeutung verschieden ist, so gilt der Reim als kunstgerecht, und ich weiss kein grösseres Gedicht dieser Zeit, in dem er nicht vorkäme, bei einigen selten, bei andern häufig: am sichtbarsten tritt er hervor, wenn die Reimwörter bloss liegen, d. h. durch eine Zusammensetzung nicht gleich äusserlich unterschieden sind. Ich gebe die Beispiele so vollständig als möglich. Athis ê (Subst.) : ê (Partikel) C* 109. sluogin sporn zu sîtin : in andir sîtin A** 51. Eraclius marc (Münze) : marc (medulla) 1427. want (Verb.) : want (Subst.) 3145. Lanzelet werden (Verb.) : werden (Adj.) 4583. Wigalois reit (Verb.) : reit (Adj.) 12, 5. wol getân : getân 30, 30. 203, 3. werden : werden 63, 30. sîn : sîn (Pronom. und Verb.) 109, 2. 170, 23. stat : stat 274, 14. Konrad von Fussesbrunnen im Leben Jesu in (Pronom) : in (Partikel) 73, 17. 84, 61. hieze (genannt werde) : hieze (anordne) 75, 44. gemaches (Subst.) : gemaches (Verb.) 87, 84. bat (Subst.) : bat (Prät.) 88, 1. sage (Verb.) : sage (Subst.) 97, 46. Urstende alter (senectus) : alter (altare) 127, 84. Konrad von Heimesfurt wâren (Adject.) : wâren (Verb.) 53. ê (Subst.) : ê (Partikel) 45, 271. Welscher Gast ê (Partikel) : ê (Subst.) 71ᵇ. leit (Verb.) : leit (Subst.) 82ᵇ. muoz (Verb.) : muoz (Subst.) 83ᵃ. für übel guot : zem oberisten guot 94ᵇ. 532
schaffen : schâfen 107ᵇ. wîse (modus) : wîse (Adj.) 108ᵃ. wîsen 12
(Verb.) : wîsen (Adj.) 108ᵃ. criuce : sich criuce 178ᵇ. êre (Subst.) : êre (Verb.) 202ᵃ. kunt (Verb. für kunnet) : kunt (Adject.) 217ᵃ. wern (dauern) : wern (gewähren) 223ᵃ. Herbort sîn (Verb.) : sîn (Pronom.) 1401. mære (Adject.) : mære (Subst.) 1635. wert (Adject.) : wert (Subst.) 1865. 9062. wîs (Subst.) : wîs (Adject.)

3023. 10905. in : (Pronom.) : in (Partikel) 3735. 11959. 13574. 14452. 16172. lide (Verb.) : lide (Subst.) 5802. enden (Verb.) : enden (Subst.) 6191. habe (Verb.) : habe (Subst.) 11885. habe (Vermögen) : habe (Hafen) 17604. genâde (Subst.) : genâde (Verb.) 17976. ane (Subst.) : ane (Partikel) 18022. Heinrichs von Türlein [1]) Krone sin : sin 53[a]. 30023. wirt : wirt (Subst. und Verb.) 60[d]. habe (Hafen) : habe (Vermögen) 70[c]. varn (Verb.) : varn (Nachen) 71[c]. bergen (Subst.) : bergen (Verb.) 79[b]. was (erat) : was (campus herbidus) 17470. wâc (Subst.) : wac (Verb.) 27672. habe (Verb.) : habe (Subst.) 27097. hân (Verb.) : han (Subst.) 29945. Stricker wert (Verb.) : wert (Adject.) Kl. Ged. XI, 29. sin : sin Karl 48[b]. werde (Adject.) : werde (Verb.) 112[a]. in (Pronom.) : in (Partikel) 113[a]. dô si mich heten verrâten und mich schuofen in die nôt, daz rach ich; des gie mir nôt 128[a] zeigt Verschiedenheit der Bedeutung. sin : sin Amis 945. in (Pronom.) : in (Partikel) 233. wirt : wirt 2255. Lichtenstein sin : sin 21, 31. 129, 17. 337, 19. 470, 30. 471, 5. sît (Subst.) : sît (Verb.) 80, 25. hân (Hilfsverb.) : hân (habere) 38, 31. 335, 21. hie (Präf.) : hie (Partikel) 209, 3. habe (Subst.) : habe (Verb.) 467, 21. hêr : hêr 472, 1. komen hinne: verbergen hinne 512, 18. Fleck [2]) gnâde sagen : singen unde sagen 3 sind die Begriffe getrennt, wie alt : fünf jâr alt 613. sîn: sin 3731. 5179. wise (Subst.) : wise (Adj.) 2027. wis (Subst.) : wis (Adj.) 3459. si (Pronom.) : si (Verb.) 4097. 5533. wirt : wirt 3199. werde (Subst.) : werde (Verb.) 6017, doch vgl. die Anmerkung. man (Subst.) : man (Verb.) 6559. wert (Adject.): wert (Verb.) 7873. Gottfried von Neifen bar (Verb.) : bar (Adj.) 8, 31. wer (Pronom.) : wer (Verb.) 9, 18. heil (Adject.) : heil (Subst.) 21, 24. 24, 17. swære (Subst.) : swære (Adject.) 23, 18. man (Subst.) : man (Verb.) 23, 24. senden (Verb.) : senden (sehnenden) 24, 1. sende (Subst.) : sende (Verb.) 24, 2. guot (Adj.): 533 13 guot (Subst.) 39, 8. bluot (sanguis) : bluot (flos) 39, 11. solt

[1]) Ich gebe die Beispiele nach der Wiener Handschrift, die ich in der Berliner Abschrift benutzt habe, bevor die Ausgabe von Keller in meinen Händen war; diese tritt mit Z. 12062 ein.

[2]) [Das Beispiel aus Rudolf von Ems hat W. Grimm unter Verweisung auf S. 8 = oben S. 133 gestrichen.]

(Subst.): solt (Verb.) 39, 26. leit (Subst.): leit (Verb.) 39, 7. Meister Alexander val (Subst): val (Adj.). lachen (Subst.): lachen (Verb.). bat (Subst.): bat (Verb.). want (Verb.): want (Subst.). varn (Subst.): varn (Verb.). wint (ventus): wint (canis) MSHag. 3, 28ᵇ. Ulrich von Wintersteten ougen (Subst.): ougen (Verb.) MSHag. 1, 145ᵃ. Ulrich von Türheim lachen (Verb.): lachen (Subst.) Tristan. Häufiger im Wilhelm man (Subst): man (Verb.). ellen (Mass): ellen (Kraft). werde: werde. gewirket hât: sper bî ime hât. wâfen: schrien wâfen. leit (Subst.): leit (Prät.). wege (Subst.): wege (Verb.). wâge (fluctus): wâge (lanx). armen: armen. wirt: wirt. hœren: ûf hœren. Herzog Ernst mære (Subst.): mære (Adject.) 4599 und das ungenaue lûte (Prät.): linte 5305. Tanhäuser triuwe (Adject.): triuwe (Subst.) MS. 2, 64ᵇ. Ulrich von Türlein kunden: kunden Wilhelm 19ᵃ. werde: werde 100ᵃ. 121ᵇ. werden: werden 116ᵃ. 124ᵇ. dri stunt: ze stunt 118ᵇ. er nam: für liebe nam 127ᵇ. was: gebluomter was 131ᵃ. nam (nomen): nam (Verb.) 137ᵇ. ê: ê 144ᵃ. Passional got herre, den ich meine, dû bist, den ich meine 2, 87. wâr: war 23, 23. weich (Verb.): weich (Adv.) 23, 58. sagete (dixit): sagete (sägte) 49, 5. gruoben (Verb.): gruoben (Subst.). berge: ze berge 95, 27. 101, 46. 108, 84. arme (Subst.): arme (Adject.) wise (Subst.): wîse (Adj.) 146, 10. genæme (Verb.): genæme (Adject.) 212, 55. sal (Subst.): sal (Verb. = sol) 278, 59. vaste (Adv.): vaste (jejunium) 335, 37. stat (l. an der stat auf der Stelle): stat (urbs) 336, 83. Marienlegenden hin von mir wilt kêren: du salt dich dar an kêren 131, 163. arm (Adj.): arm (Subst.) 231, 545. Heinrich von Meisen sîn: sîn Unservater 478. armen: armen 2260. Meisener muozen (Subst.): muozen (Verb.). arm (brachium): arm (pauper): wazzers arm. wider (Partikel): wider (vervex) Amgb. S. 43. Konrad von Landegge ich muote: muote (Dat.): muote (Prät. von müejen) MS. 1, 199ᵇ. Boppe risen (Subst.): risen (Verb.) MS. 2, 230ᵇ. Konrad von Würzburg gebraucht diesen Reim in den erzählenden Gedichten mit grosser Zurückhaltung: nur einige Male habe ich ihn im Trojanischen Krieg bemerkt: ê: ê 10192. wilde: wilde (Adject. und Subst.) 16203. erden (Welt): erden (Heimath) 22148. diu (vart) wart erhaben: der apfel guldîn und erhaben 23519. Dagegen wird ihm ein Lied

von drei Strophen (MSHag. 2, 318ᵇ. XIII.) beigelegt, worin nicht bloss linde (Subst.) : linde (Adject.), dicke (Adv.) : dicke (Adj.), schône (Adv.) : schône (Verb.) vorkommen, sondern auch der dreifache Reim winterleit : leit (duldet) : leit (liegt). wert
524 (dauert) : wert (Adj.) : wert (gewährt). gewant (Partic. von wen-
14 den) : gewant (Subst.) : gewant (Prät. von winden). Ja, ein anderes von zwei Strophen (MSHag. 3, 453ᵇ) ist ganz aus solchen Reimen zusammengesetzt, z. B. künde (Subst.) künde (possem): künde (nuncio). ringen (Subst.) : ringen (luctari) : ringen (imminuere). scheiden (Dat. Pl. von scheide silurus) : von ir scheiden (Verb.) : scheiden (vaginæ) : spæne scheiden. In den übrigen Liedern sind sie gemieden, sogar in der mühsam gearbeiteten Vorrede zum Engelhart, wo sie gute Dienste hätten leisten können. Ja, wir werden hernach sehen, dass Konrad die andere Art dieses Reims, von welcher gleich die Rede sein wird, ebenfalls nur in den erzählenden Gedichten und auch da nicht minder sparsam gebraucht: in den Liedern macht lûterlich: wünneclich (MSHag. 2, 200ᵃ) die einzige mir bekannte Ausnahme: die Klage der Kunst, worin sicherlichen : rîchen : künicrîchen : gelîchen vorkommt (MSHag. 3, 334ᵇ), darf als ein untergeschobenes Gedicht (vgl. Wackernagels Geschichte der Litteratur S. 114, Anm. 29) nicht angeführt werden. Der Gedanke liegt also nahe, auch jene beiden Lieder für unecht zu halten. Bei einem Ungenannten rinde (cortex) : rinde (bovi). linde (Subst.) : linde (Adject.). winde (Hunde) : luftes winde MSHag. 3, 4689. Jüng. Titurel der eine : eine (Adv.) 2836. ander (alius): ander (alter) 3080. Boner für wâr : war 57, 53. über ein : ein 70, 25. sîn : sîn 99, 65. Lohengrin solde (Verb.) : solde (Subst.) S. 163. Renner arm (Adj.) : arm (Subst.) 346. wider (Partikel): wider (Subst.) 1694. wirt (Subst.) : wirt (Verb.) 4559. 5353. 5553. 5611. 9256. 21203. guot (Subst.) : guot (Adj.) 3843. 4896. 9508. 10606. 20391. 21631. sparn (Subst.) : sparn (Verb.) 4815. 21072. alter (altaria) : alter (senectus) 5033. werden (Subst.) : werden (Verb.) 5061. dâ heime : heime (Grille) 5615. 5657. genuoc (Adj.) : genuoc (Verb.) 5832. leben (Subst.) : leben (Verb.) 6607. werde (Verb.): werde (Subst.) 8168. schepfen (Schöffen): schepfen (Verb.) 8410. esse (As im Würfel) : esse (Kamin) 11406. wâr:

war 13710. lachen (Verb.) : lachen (Subst.) 14092. 15934. lâgen (Prät. von ligen) : lâgen (insidiari) 14756. visch noch man (Mensch) : pfaffe noch man (Laie) 17898. under wegen : wegen (Verb.) 19046. wîse (Subst.) : wîse (Adj.) 19862. marc (medulla) : marc (Geld) 19891. mit lambes vellen : vellen (Verb.) 21529. gevallen (placere) : gevallen (delapsus) 21533. leit (Verb.) : leit (Subst.) 23384. Der spätere Suchenwirt, der noch am Schluss des 14. Jahrhunderts lebte, hat sich mit einem Gedicht von 118 Zeilen abgequält (S. 146), in welchem nur rührende Reimpaare vorkommen: fast alle sind dieser Art und keine unerlaubte darunter.

Stehen beide rührende Reimwörter oder auch nur eins in 535
Zusammensetzung, so tritt der Unterschied der Bedeutung so- 15
gleich hervor und kann kein Bedenken erregen; ohnehin bietet sich dieser Fall öfter dar. Es scheint mir angemessen, die Reime auf -lich -liche -lichen, -heit, -schaft, -tuom und -haft abzusondern: da diese Wörter jetzt (das Adjectiv haft in Gottfrieds Tristan 23, 13 ausgenommen) nur noch in Zusammensetzungen vorkommen, so ist ihr Begriff verdunkelt und das Rührende wird weniger empfunden. (a) -lich, -liche, -lichen. Nur zweimal zeigt sich -licher bei Heinrich vom Türlein und im jüngeren Titurel, nur einmal -lichez in Hartmanns Erek. Reinmar gelichen : gemellichen MS. 1, 83, der einzige rührende Reim, den er zulässt. König Tirol ritterlich : herteclich MS. 2, 250ᵃ. Eraclius nur sicherliche : minnecliche 3777. Lanzelet gelich : mennegelich 2975. senftecliche : billiche 2235. gezogenliche : minnecliche 3145. 3479. 8451 : rîterliche 5283 : bitterliche 6849. sælecliche : algeliche 7299. güetliche : nemliche 7635. wirdecliche : bescheidenliche 8591. Wigalois sûberlich : tegelich 11, 10 : gelich 77, 8 : ieslich 187, 33. jæmerlich : gelich 123, 7. wunderlich : jegelich 43, 22. heimlich : tegelich 45, 23 : billich 51, 31. tegelich : unbillich 97, 35. ungelich : mislich 165, 19. geliche : meisterliche 24, 18. 26, 8 : gefuocliche 27, 29 : minnecliche 28, 3. 73, 24. 238, 36 : wünnecliche 48, 24 : gemeinecliche 116, 29 : kreftecliche 171, 9. herzenliche : väterliche 246, 5. jæmerliche : offenliche 250, 39 : kreftecliche 171, 9. 262, 19. Bei beiden also, bei Wirnt und Ulrich von Zezichofen, kein -lichen.

Ich habe bei den eben angeführten gebildeten, der besten Zeit zugehörigen Dichtern vollständig sein wollen, bei anderen, wenn sie nicht ausgezeichnet sind, genügt eine Auswahl. Im Welschen Gast alle drei Formen, doch -lichen am häufigsten, frevelich : frowelich 7ᵇ. sicherlich 7ᵇ. nœtlich : gelich 23ᵃ. 79ᵇ. etelich : bœslich 26ᵃ: wunderlich 76ᵇ. wunderlich : gemelich 42ᵃ. eteliche : sumeliche 71ᵇ: sicherliche 136ᵇ. ungeliche : wunderliche 28ᵃ. tougenliche : sicherliche 58ᵇ. gemeinliche : höveschliche 60ᵇ: genzliche 94ᵇ. genzliche : sicherliche 164ᵇ. tegeliche : werltliche 196ᵇ. müezeclichen : lesterlichen 3ᵃ. frowelichen : höchverticlichen 4ᵃ. sicherlichen : bœslichen 5ᵃ. 5ᵇ: unhövischlichen 11ᵃ: gelichen 196ᵇ. 204ᵇ: frælichen 212ᵇ: übelichen 214ᵇ: genzlichen 220ᵇ. 224ᵃ: flizeclichen 221ᵃ: offenlichen 222ᵇ. offenlichen : tougenlichen 222ᵇ. bœslichen : frümeclichen 157ᵃ: geistlichen 171ᵃ: bescheidenlichen 212ᵃ. unmæzlichen : unkiuschlichen : unredelichen
336 155ᵇ. tegelichen : übellichen 167ᵇ. Konrad von Fussesbrunnen
16 in der Kindheit Jesu griulich : freislich 83, 3. gelich : grimmelich 83, 42. minnecliche : kintliche 88, 29. gelichen : êweclichen 76, 69. 79, 20. In der Urstende erbarmeclichen : gnædeclichen 121, 83. gelichen (Verb.) : jæmerlichen 124, 48. Konrad von Heimesfurt gebraucht nur -lich und nur einmal, gelich : untœtlich 825, was gegen die Vermuthung Pfeiffers (Haupts Zeitschrift 8, S. 153) spricht, er sei auch der Verfasser der Urstende. Bei Herbort -lich und -liche häufig iegelich : gelich 2929. 3177. 10755. 16874. 16906: grœzlich 6487. lügelich : mislich 3045. frœlich : engestlich 3195. tegelich : gelich 9362. hêrlich : gelich 15934. minnecliche : hübeschliche 527. zornecliche : werliche 2094: geliche 7777. hübeschliche : stolzliche 2425 : frevelliche 7447. gezogenliche : bœsliche 8031. geliche : iegeliche 10979. 16233. freisliche : geliche 11709. jæmerliche : unsæledeliche 14957. êwecliche : endeliche 15293. hêrliche : geliche 16750. 18433. unwiplíche : bœsliche 17254: nur einmal -lichen, gezogenlichen: iegelichen 631. In Heinrichs Krone -lich, selten -liche und lichen und einmal -licher, ungelich : wunderlich 8ᵃ : kumberlich 38ᶜ: lügelich 17749: misselich 18073: sûberlich 14035: tugentlich 16324: rilich 18341: wunneclich 29154. gelich : ieslich 40ᵇ. 26993. 27952: klegelich 45ᵃ: eislich 73ᵇ. 12780. 20895. 13402.

vorhtlich : ieslich 43ᵃ. Sodann kostelîche : gelîche 14747. iegelîche : gelîche 25387. gezogenlîchen : betlîchen 39ᶜ und iegelîcher : gelîcher 25904. Gottfried von Neifen minneclich : gelich. minneclîchen : gelîchen 34, 22. Auch im Mai -lich und -lîche häufig und nur einmal -lîchen, gelich : wünneclich 5, 23 : frœlich 49, 31 : unmügelich 50, 25 : tugentlich 72, 31 : flîzeclich 96, 3 : minneclich 97, 3. 107, 29 : werdeclich 116, 33 : ungezogenlich 166, 11 : willeclich 228, 1. ungelich : êweclich 2, 25. Ferner gelîche : bitterlîche 38, 35 : innercliche 93, 29 : innerliche 204, 15 : willecliche 210, 5 : reiselîche 210, 17 : êrlîche 240, 5 und lesterlîchen : gelîchen 156, 9. Eigenthümlich, dass hier immer gelich gelîche gelîchen ohne weitere Zusammensetzung in dem einen der beiden Reime steht, ungelich 2, 25 macht kaum Ausnahme, nur liepliche : tugentliche 242, 24 : aber ich glaube, das Gedicht schliesst mit 242, 23 und halte die folgenden sechs Zeilen für einen unechten Anhang. Lichtenstein im Frauendienst sunderlich : gelich 94, 13. ernstlich : endelich 102, 3. ritterlich : wünneclich 188, 3 : minneclich 231, 12 : lobelich 272, 3. wunderlich : stæteclich 327, 21. minneclich : meisterlich 442, 12. schedelich : lesterlich 537, 12. nur im Frauenbuch einmal magetliche : zornicliche 625, 27 und heimlichen : swachlichen 613, 15, wiewohl man erwägen muss, dass klingende Reime im Frauendienst selten sind. Bei Stricker erscheint -lich sehr vereinzelt, gelich : billich Kleine Ged. I, S. 26 : unbillich VI, S. 94. wünneclich : gelich Karl 15ᵇ. gelich : hêrlich 28ᵇ. helfelich : iegelich 51ᵇ. gelich : grôzlich (Adv.) 112ᵇ. Auch im Daniel nur gelich : minneclich Bl. 17. freislich : gelich Bl. 60 und einmal geliche (Verb.) : grôzliche (Adv.) Bl. 1. Unsicher ist spoteliche : müezecliche in der Fabel von dem Fuchs und Krebs (Haupts Zeitschrift I, S. 398). Die Warnung zeigt bloss frœlich : gelich 1219. unbillich : griulich 3191. Neidhart lobelich : minneclich 24, 8 Ben. : wünneclich 54, 1. gelich : vîretegelich 32, 5 und geliche : sumeliche 26, 2. In den verdächtigen Liedern gelich : minneclich MSHag. 3, 212ᵇ. geliche : wærliche 241ᵇ. Reinbot nur wünnecliche : geliche 3284. Bei Rudolf von Ems zwar kein -lich, doch -liche und zwar am häufigsten im Gerhart. Ich zähle sie sämmtlich auf, algeliche : minnecliche 753. 1979. vestecliche : jæmercliche 1531. lobeliche : gewaltecliche 4317. frœ-

537 17

liche : werdecliche 5533. grœzliche : wünnecliche 5723. wünnecliche : geliche 5937. stætecliche : geliche 6909, einmal sicherlichen : güetlichen 2209. Im Wilh. v. Orlens klegeliche : algeliche 4496. geliche : herzecliche 4997. riliche : geliche 5213. minnecliche : trûrecliche 10421. Fleck gebraucht -lich und häufig -liche (vgl. Sommer zu Flore S. 266): aber -lichen durchaus nicht, gelich : edelich 469: hêrlich 3561: wætlich 6967. ungelich : minneclich 251. Von -liche nur Beispiele, geliche : bescheidenliche 231: lûterliche 1767. hoveschliche 2001: nemeliche 4053: vollecliche 4243. algeliche : bescheidenliche 1107. riliche : innecliche 3467. verzegenliche : flizecliche 3865. unervorhtecliche : gliche 6803. Gottfried von Neifen minneclichen : minneclich : gelichen : gelich 34, 22. Otto von Botenlauben gnædecliche : endeliche MSHag. 1, 11ᵃ. klagelichen : tougenlichen MS. 2, 172ᵇ. Walther von Klingen gliche : genædecliche MS. 1, 31ᵇ. Markgraf von Hohenburg minneclich : gelich MS. 1, 17ᵇ. Jacob von Warte geliche : sicherliche MS. 1, 66ᵃ. Marner nur manlichen : gelichen MS. 2, 172ᵇ. Rejnmar von Zweter wunderlich : gelich MS. 2, 135ᵃ. ungeliche : sumeliche 2, 132ᵇ. gelichen : edellichen 2, 128ᵇ: sicherlichen 2, 144ᵇ. êweclichen : sicherlichen 2, 148ᵇ. Bruder Wernher nur willecliche : sicherliche MS. 2, 162ᵃ. Der wilde Alexander unendelich : gelich MSHag. 1, 306ᵃ. Rauneland wîpliche : geliche MSHag. 2, 370ᵃ. Meisener minneclich : gelich MSHag. 3, 89ᵇ. untugentlich : gelich 3, 109ᵇ. lesterlichen : gelichen 3, 109ᵇ. lügelichen : gelichen 3, 110. -liche nur im dreifachen Reim, himelriche : vorhtecliche : geliche 3, 93ᵃ. Ulrich von Wintersteten grimmeclich : tougenlich MSHag. 1, 154ᵇ. minnecliche : geliche 1, 157ᵃ. geliche : herzecliche 1, 164ᵇ. ungeliche : sicherliche 1, 163ᵇ. tougenliche : minnecliche 1, 166ᵇ. tougenlichen : gelichen 1, 159ᵇ. Rudolf von Rotenburg gelichen : minnecliche MSHag. 1, 79ᵃ. Der von Gliers gelich : wünneclich MSHag. 1, 106ᵇ. Christian von Hamle gelichen : minnecliche MSHag. 1, 113ᵃ. Der Schenk von Limburg minnecliche : geliche MS. 1, 59ᵃ. Reiman von Brennenberg lobelich : gelich MS. 1, 184ᵃ. 185ᵃ. wunderliche : sicherliche 1, 185ᵇ. Christian von Lupin vorhtecliche : zorneliche MS. 2, 16ᵃ. Ulrich von Munegr genædeclichen : unendelichen MS. 2, 46ᵃ. Hug von Werbenwag geliche : minnencliche MS. 2,

538 18

50ᵃ. Göli wünnecliche : geliche MS. 2, 58ᵃ. Der von Buwenburg minneclichen : gelichen MS. 2, 180ᵇ. Hadlaub gebraucht nur -liche und überhaupt keinen anderen rührenden Reim geliche : minnecliche MS. 2, 185ᵇ. ungeliche : minnecliche 2, 192ᵃ. zartliche : minnecliche MSHag. 2, 294ᵃ. -lich setzt er aber in Verbindung mit anderen Reimen, wodurch nach der oben angeführten Regel die Berührung aufgehoben wird, wunderlich : ungelich : sich MSHag. 2, 300ᵇ. minneclich : hovelich : êrenrich : ich 2, 306ᵇ. Der Kanzler wunderlich : unbegrifelich MS. 2, 245ᵇ. Herzog Ernst gebraucht nur einmal -lich, das er auch im nicht rührenden Reim (gelich : sich 3315) verwendet, wünneclich : zühteclich, öfter -liche, menliche : redeliche 481. geliche : willecliche 1259: grôzeliche 1737: jæmerliche 1951: behegeliche 1951: behegeliche 2090: minnecliche 2695: willecliche 3312: wunderliche 3727: getriuweliche 5335, nur zweimal -lichen, wo aber auch -liche stehen könnte, striteclichen : nitlichen 1311. allertegelichen : krefteclichen 1385. In dem Passional kommt bloss -lich vor und auch dieses verhältnismässig (das grosse Werk enthält gegen 100000 Zeilen, wovon erst mit Einschluss der dazu gehörigen Marienlegenden etwa 40000 gedruckt sind) äusserst selten: ich habe nur bemerkt offelich : endelich 14, 73. güetlich : getrûelich 16, 58. ordenlich : êweclich 21, 10. vientlich : gemeinlich 201, 83. Gute Frau tegelich : billich 809. gelich : unmügelich 2925. gelichen : tegelichen 2123, kein -liche, wiewohl es sehr oft mit riche gebunden wird 43. 233. 1130. 1295. 3238 usw. Heinrichs von Meisen Unservater zeigt häufig -lich, selten -liche, gar nicht -lichen, gelich : geistlich 443 : lobelich 630. 871: unsihtlich 1005: frülteclich 3183: mügelich 3374: 539
unschedelich 4248. wirdeclich : tegelich 827. 936. unnützelich : 19
tegelich 837. tegelich : klegelich 3151. freislich : engestlich 3014. 4534: lobelich 4453. Sodann gebruoderliche : geliche 185. wærliche : geliche 1922. Aus Ulrich von Türheim habe ich angemerkt geliche : minnecliche Wilhelm Pfälz. Handschr. Bl. 250 und gelichen : gesellecliche Tristan 540, 37. In Ulrichs von Türlein Wilhelm nur gelich : sumelich 94ᵇ. geliche : menschliche. Bei Konrad von Würzburg ist -lich, -liche selten genug, ich habe nur gefunden lûterlich : wünneclich MS. 2, 200ᵇ. enges-

lich : minneclich Weltlohn 69. klägelich : minneclich Engelh. 2326. Von wünneclich : ungesihteclich Troj. Kr. 9918 wird gleich hernach die Rede sein, von dieplich : lieplich MSHag. 2, 323ª weiter unten. Sodann geliche : sicherliche MSHag. 2, 315ᵇ. riliche minnecliche Engelh. 1620. geliche : snellecliche Engelh. 2699 : innecliche Engelh. 987. -lichen kommt bei Konrad nicht vor. Heinrich von Freiberg gestattet im Tristan nur -lich, gelich : megetlich 693 : kœstlich 1319 : hêrlich 1347 : tugentlich 4231. minneclich : friuntlich 1978. heimlich : listeclich 3024. lieplich : wünneclich 4929. klegelich : gemeinlich 6743. Dagegen im Johann von Michelsberg geliche : wünnecliche 12 und prislichen : wünneclichen 65. Man müsste die Verschiedenheit aus früherer Abfassung dieses Gedichts erklären, aber ich habe noch weitere Gründe, den Heinrich von Freiberg, der sich darin nennt, für einen anderen zu halten. Im jüngeren Titurel, wo lauter klingende Reime gebraucht werden, kann nur -liche oder -lichen vorkommen. Sie sind nicht häufig, tegeliche : ungeliche 159 : hurtecliche 555. ungeliche : sælecliche 805 : hoveliche 4112. geliche : herzenliche 1090 : menliche 1203 : flühtecliche 1383 : ritterliche 1466 (und so ist auch 2801 zu lesen) : behendecliche 2554 : sunderliche 2830 : êwecliche 3085 : verborgenliche 3297 : ungenædecliche 3786 : ritterliche 5563. 5928 : werdecliche 5984 : tegeliche 6165. menliche : kreftecliche 3541. Die Heidelberger Handschrift hat noch einige mehr, die aber vor den besseren Lesarten des alten Drucks verschwinden. hôch und riche statt betwungenliche 798. fürsten, frien, gråven, arm und riche statt fürstenlichen an ir herren stat vil wunder werdecliche 1077. triuwenriche statt hoveliche 1096. trügelisten richen statt trügenliche 1558. riche statt geliche 2545. krefte riche statt kreftecliche 2921. 3401. riche statt sunderliche 4301. jâmers riche statt 5945. Sigune in der Klage über Tschionatulanders Leiche spricht:

sich meine ûf erde in solchen noten lebende,
ich wæn von miner noete
wære ein lewen herze tôt ûf helsende.

Von meinem Klagegeschrei würde ein Löwenherz lebendig werden, mit Hindeutung auf die Sage von dem Löwen, der

seine Jungen lebendig schreit. Das hat der Bearbeiter des Heidelberger Textes nicht verstanden und setzt eine Albernheit dafür:

›ich mein ûf erde mit klage sô klegeliche:
ez wirt diu klage bernde
an mir noch vil der klage jæmerliche‹ 5159.

Sodann -lichen, frevellichen : meisterlichen 337. güetlichen : sicherlichen 723. werdiclichen : lieplichen 1244. ritterlichen : gelichen 2021. hurticlichen : gelichen 2109. krefteclichen : gelichen 2316. kristenlichen : ordenlichen 2801. volleclichen : unhovelichen 2884. werdeclichen : menlichen 3604. gelichen : flühteclichen 3910 : lobelichen 4958. menlichen : kostlichen 4182. tegelichen : gewalteclichen 6130. -lichen wird in der Heidelberger Handschrift nicht vermehrt. Überhaupt höchst selten ist ungelîcher : billicher 2586 (s. oben S. 635 [= S. 141]). Im Reinfried von Braunschweig, den ich in K. Gödekes Auszügen benutzen kann, finde ich -lich und -liche, kein -lichen, griuwelich : sicherlich S. 67. keiserlich : minnenclich 104, wozu noch geistlich : meistlich 50 kommt. Sodann endeliche : minnecliche 12. tougenliche : minnecliche 14. grimmecliche : geliche 45. wunderliche : behendecliche 97. eigenliche : ungeliche 100. Bei Frauenlob habe ich nur jæmerlichen : unbarmeclichen S. 234 bemerkt. Auch im Lohengrin ist der Reim höchst selten, ritterlich : ungelich S. 71. zühtecliche : geliche S. 59. ritterliche : geliche S. 139. Im Wigamur alle drei Formen, hêrlich : tœrlich 423. lobelich : ungehiurlich 478. gemelich : tegelich 514. mislich : lieplich 1102. kintlich : wærlich 1310. gnôzlich : grôzlich 1434. hovelich : minneclich 1548. grôzlich : ungelich 1710. gelich : gezogenlich 1952 : hovelich 1982 : ritterlich 2326 : tugentlich 3437 : minneclich 5725. tugentlich : ritterlich 2042 : zierlich 2326. minneclich : gemelich 4361. Sodann geliche : wunderliche (so ist zu lesen) 1025 : ritterliche 1229 und werlichen : ungehegelichen l. unbehegelichen 664. gelichen : wærlichen 3425. So häufig in Hugos Renner -lich und -lichen, so selten -liche, gelich : lesterlich 922 : edellich 2461 : sunderlich 2804. 10376 : werltlich 4241. unbillich 4975. 6131 : unzimlich 5729 : jæmerlich 7376. 16830 : krefteclich 7886 : zwîvellich 11942 : klæsterlich 12080 : heimlich 20665 : tiuvellich $\frac{541}{21}$

23891: getriuwelich 24212: ungelich 3759. 24565: giteclich 24645. unbillich : ungelich 2834. werltlich : ungelich 4241. lûterlich : inneclich 4669. wizzentlich : êweclich 4679. unbarmherzeclich : jæmerlich 6799. unverspelteclich : velschlich 7772. jæmerlich : offenlich 9071: frælich 15492. unordenlich : unhœvelich 9169. unêlich : unzimlich 9171. unkristenlich : unêrlich 9173. unmuoterlich : unbruoderlich 9174. ungesellich : unendelich 9176. unredelich : unfriedelich 9182. unordenlich : unbarmherzeclich 9240. ungelich : schedelich 9348. offenlich : sunderlich 10375: jæmerlich 24050. giteclich : ungelich 10734. sunderlich : inneclich 10965. tegelich : wertlich (so liest die Frankfurter Handschrift S. 202ᵃ) 15662. heimlich : offenlich 17078 (so ist zu bessern, wie in den anderen Stellen steht) 21793. 24305. veterlich : inneclich 15758. rîlich : jæmerlich 16322. willeclich : heimlich 17098. ordenlich : offenlich 17900. unordenlich : unbruoderlich 18079. engestlich : minneclich 19134. tougenlich : dêmüeteclich 20729. reineclich : sunderlich 22802. güetlich : minneclich 23268. menschlich : götlich 23809. Nur zweimal habe ich ein sicheres -liche bemerkt, wunderliche : geliche 88. offenliche : ernestliche 19855. Von -lichen Beispiele genug, edellichen : esellichen 1458. einvelteclichen : ernestlichen 6437: frumeclichen : lesterlichen 7100. êweclichen : gelichen (Verb.) 13510. jæmerlichen : êweclichen 14003. 17036. 18382: minneclichen 17241. gelichen (Verb.) : tugentlichen 15092: wünneclichen 20075. frœlichen : volleclichen 20718. wærlichen : versûmeclichen 21875. willeclichen : unnützelichen 21881. Bei Boner, der sich selten einen klingenden Reim erlaubt, nur -lich und nicht oft, gelich : trügenlich 83, 11: senfteclich 69, 3: hêrlich 82, 33. ungelich : valscheclich 33, 37. * Cato ed. Zarncke rührend 273 guetlichen : volleclichen. * [Zettel.]

Noch ist etwas Eigenthümliches bei diesem Reim zu bemerken: manchmal berühren sich darin cl nl rl, ohne dass zugleich die vorhergehende Silbe mit zum Reim gehörte. Dies lassen aber nur einige zu. Hartmann einmal in dem minder ausgebildeten Erek barmecliche : herzeriwecliche 5743, wo Haupt herzeriweliche bessert. Wirnt wünnecliche : gesellecliche 22. 24. jæmerliche : sicherliche 258, 30. Thomasin mæzeclichen : dê-

müeteclichen Pfälz. Handschrift Bl. 158ᵃ. offenlichen : tougenlichen 222ᵇ. sicherlichen : lesterlichen Götting. Handschr. Bl. 142ᵃ und Dresdner Handschr. unmæzeclich : unstæteclich. Urstende erbarmecliche : gnædecliche 121, 83. Wernher von Teufen zühteclich : minneclich MS. 1, 44ᵇ. Lichtenstein züchteclich : minneclich 170, 1. manneclich : trûrelich 315, 31. sunderlich : ritterlich 542
76, 17. 193, 29. 268, 25. 487, 26. ritterlich : jæmerlich 221, 19: 22
kumberlich 235, 17. wunderlich : meisterlich 444, 12. Rudolf vestecliche : jæmercliche (wo aber wohl jæmerliche zu bessern ist) Gerhard 1531. minnecliche : trûrecliche Orlens 10421. Fleck unbescheidenliche : gezogenliche 3137. Ulrich von Wintersteten minnecliche : senftecliche MSHag. 1, 557ᵇ. Konrad von Kilchberg zühteclich : minneclich MS. 1, 14ᵇ. Reinmar von Zweter werdeclich : sünderlich MSHag. 3, 468ᵇ. Christian von Lupin wærliche : sunderliche MS. 2, 17ᵇ. Herzog Ernst wünneclich : zühteclich 5057. Rabenschlacht volleclichen : trûrecliehen 18. Rosengarten D wünneclich : gewalteclich 583. Konrad von Würzburg nur wünneclich : ungesihteclich Troj. Krieg 9918. Jüng. Titurel krefticliche : gewalticliche 34. senfticliche : krefticliche 2839, wo aber der alte Druck senftelichen : kreftelichen liest. Hugo hat kein Bedenken bei diesem Reim und setzt ihn häufig, ansihteclich : zühteclich Renner 561. giteclich : flizeclich 1978: jæmerclich 7376: mildeclich 7646. minneclich : willeclich 2900: êweclich 6448. willeclich : êweclich 6045: gedulteclich 20749. einvelteclich : wünneclich 10390: êweclich 12008. flizeclich : inneclich 12188. inneclich : milteclich 24543. volleclich : unflæteclich 15918. êweclich : minneclich 24330: genædeclich 2440 und êwecliehen : minneclichen 1868. Sodann ordenlich : effenlich 17900. tougenlichen : offenlichen 12470. kumberlich : unêrlich 2676. Das sind alle Beispiele, die ich gefunden habe. Dieser Reim kommt also bei den Dichtern, die als Muster voranstehen, wie Wolfram, Gottfried von Strassburg, Singenberg und Gottfried von Neifen, nicht vor: bei Walther und Freidank ist er unmöglich; wir werden unten sehen, dass er sich nur in dem inneren Reim einer unechten Strophe der Nibelungen zeigt, auch nicht in der Klage und im Dietleib. Gebildeten Dichtern, Lichtenstein etwa

ausgenommen, entschlüpft er nur als seltene Ausnahme, und Lachmann hat Recht, wenn er ihn (zu den Nibelungen 70 und zum Iwein S. 546. 550) für kunstlos erklärt.

(b) Den rührenden Reim mit dem in Zusammensetzungen stehenden -heit meiden gänzlich nicht bloss Walther, Freidank, Hartmann, Wolfram, Gottfried und Neidhart, sondern auch die meisten ihrer Nachfolger. Zweimal im Lanzelet manheit : vermezzenheit 7721: wârheit 7809. Bei mehreren nur einmal, Eraclius baltheit : kristenheit 2351. Heinrichs Krone schalkheit : gewonheit 27ᵇ. Mai bôsheit : manheit 67, 31. Flore wârheit : ge-
543 legenheit 3601. Stricker tôrheit : manheit Daniel Bl. 80. Bei
24 Reinmar von Zweter und dem Meisner goteheit : kristenheit MS. 2, 136ᵃ. MSHag. 3, 92. Auch bei Konrad nur das einzige, auch in anderer Beziehung merkwürdige klârheit : wârheit Troj. Krieg 20967. Bei Herbort dagegen ist dieser Reim nicht selten, manheit : zageheit 3057: krankheit 11171: veikheit 17676. snelheit : schœnheit 6303. wisheit : pfafheit 10686. 18248: manheit 10851. 16670. 17676. wârheit : kuonheit 1189: smâheit 9468. gewonheit : gewisheit 15281. gotheit : zierheit 16316. Noch häufiger bei Thomasin arkheit : leckerheit 6ᵃ. wârheit : sicherheit 41ᵇ: manheit 81ᵃ: schalkheit 86ᵃ: trâkheit 117ᵃ. 206ᵇ: snelheit 151ᵃ. 206ᵃ: leckerheit 153ᵃ: trunkenheit 156ᵃ. 196ᵃ: kristenheit 171ᵃ: bôsheit 194ᵇ: kintheit 210ᵃ: trügenheit 220ᵇ: zageheit 222ᵇ. leckerheit : trunkenheit 67ᵇ. 115ᵃ. 195ᵇ: trâkheit 195ᵇ. trügenheit : lôsheit 115ᵃ. bescheidenheit : sicherheit 116ᵇ: wârheit 134ᵃ: schœnheit 152ᵇ. lurzheit : goukelheit 217ᵃ. trâkheit : zageheit 153ᵃ: snelheit 206ᵃ. Passional wisheit : gotheit 10, 25. kintheit : wârheit 56, 22. zierheit : wisheit 119, 17. gewonheit : cristenheit 167, 6: smâheit 345, 78. Marienlegenden tôrheit : kristenheit 247, 235. Renner bescheidenheit : verstandenheit 928. kristenheit : gelîchsenheit 12016: gewonheit : kristenheit 13623. 16866: unverstandenheit 16187: trunkenheit 16800. Wenn ein wurzelhaftes ch an heit stösst, wo dann beide h in einander übergehen, so ist allerdings ein rührender Reim noch anzunehmen: ich kenne nur Lanzelet rîcheit : wârheit 2831. Passional wârheit : rîcheit 281, 47 und Reinfried von Braunschweig rîcheit : kristenheit S. 49. Ein Gleiches gilt aber nicht von sch : h, das ebenfalls nur wenige

gebrauchen, Herbort manheit: hübescheit 902. gotheit: menscheit 1701. 18214. Thomasin kintheit: nerrischeit 12ᵇ: hövischeit 24ᵇ: wârheit: girischeit 15ᵃ. 183ᵃ. 212ᵃ. 215ᵇ: nerischeit 21ᵃ. girischeit: zageheit 114ᵃ: bôsheit 182ᵇ. 212ᵃ: bescheidenheit 214ᵇ. menscheit: gotheit 129ᵃ. 150ᵃ. nerrescheit: tumpheit 111ᵇ: trunkenheit 153ᵃ. Passional kûscheit: gewonheit 11, 61: kintheit 12, 25. wârheit 261, 45: wisheit 324, 19. gotheit: menscheit 19, 32. 78, 45. 107, 80. 244, 37. Heinrichs von Meisen Unservater goteheit: menscheit 277: underscheit 283. Noch weiter aus einander steht kûscheit: rîcheit, dem ich nur einmal begegnet bin im Passional 248, 44. Sehr selten ist -scheit: -scheit, Welscher Gast tœrischeit: nerrischeit 43ᵇ zweimal, und in den Marienlegenden kûscheit: menscheit 23, 67; wir werden es noch bei Eilhart finden. Öfter -keit: -keit: tritt nämlich die Ableitung ec ic zu heit, so wird der Laut durch k ausgedrückt, und damit bilden 544
einige, doch fast nur diejenigen, welche auch -heit: -heit zulassen, 24
jenen Reim. Herbort unsælikeit: sûezekeit 7564: erbarmherzikeit 9444. manicvaldikeit: fünfvaldikeit 7603. sûezekeit: stætekeit 17690. Bei Thomasin genügen Beispiele, sælikeit: blœdikeit 11ᵇ: duldikeit 72ᵇ. frümikeit: unstætekeit 16ᵃ: kündikeit 139ᵇ. stætikeit: werdekeit 38ᵇ. Lichtenstein stætikeit: sælikeit 41, 11: werdikeit 425, 19. Fleck gitekeit: behendekeit 4781. Otto von Botenlauben werdekeit: sældekeit l. sælekeit MSHag. 1, 31ᵃ. Reinman von Brennenberg unstætekeit: werdekeit MS. 1, 184ᵃ. Passional barmherzikeit: bitterkeit 68, 58. wildekeit 391, 47: edelheit 148, 14. heilikeit: innikeit 129, 5. reinikeit: hertikeit 320, 14. 322, 47: irrekeit 205, 8. blindekeit: irrekeit 298, 77. Marienlegenden innekeit: reinekeit 108, 79: barmherzikeit 230, 523. Heinrich von Meisen Unservater werdekeit: hertekeit 1453. In dem Renner habe ich nur einmal und zwar in einem erweiterten Reim bemerkt driveltekeit: einveltekeit 11278. Boner lässt -keit: -keit allein zu, bitterkeit: sûezekeit 2, 17. 4, 11. 13, 33. 25, 49. 33, 39. senftekeit: hertekeit 66, 47. schalkeit: kündekeit 71, 71. Dagegen -keit: -heit ist kein rührender Reim. Ihn gebrauchen Lanzelet sælikeit: schônheit 5159. Wirnt manheit: frümekeit 20, 35. 194, 22: sælikeit 107, 27. Herbort stætikeit: manheit 12134. Thomasin unstætekeit: wârheit 39ᵃ: bôsheit 61ᵇ.

wârheit : unsælikeit 73ᵃ. 78ᵃ: üppekeit 218ᵃ. duldekeit : zageheit 155ᵇ. kintheit : stætikeit 210ᵇ usw. Heinrichs Krone wârheit : werdikeit 21ᵇ. Heinrich von Freiberg manheit : wirdekeit Trist. 2007. Reinmar von Zweter trügeheit : stætekeit MS. 2, 150ᵃ. Passional kûnheit : heilikeit 6, 91. swindekeit : kintheit 12, 51. wisheit : bitterkeit 13, 15: êwikeit 119, 87. einvaldikeit : wârheit 25, 66. unvollkomenheit : lûterkeit 80, 23. sûzikeit : klârheit 133, 71. Heinrichs von Meisen Unservater werdekeit : hêrheit 1439: hertekeit 1353: goteheit 2304. einekeit : wârheit 4827. Reinfried von Braunschweig rehteheit : kristenheit S. 52. Wigamur kintheit : gevüegekeit 342. unsinnekeit : stolzheit 5069. Auch Konrad scheut ihn nicht; im Silvester kommt er am häufigsten vor, kristenheit : sælikeit 43: irrekeit 1560: girekeit 2044. gesuntheit : sûezekeit 493. grimmekeit : pfafheit 1225. manicvaltikeit : gotheit 2817. Sonst noch im Engelhart gesellekeit : bescheidenheit 363. unwerdekeit : smâheit 5613. Im Partenopier werdekeit : klârheit. Im Troj. Krieg edelkeit : sicherheit 4277. gesellikeit : trügenheit 17692. werdekeit : tumpheit 18176. grimmekeit : zageheit
545 18711. Renner heilikeit : gelichsenheit 21221. Ebenso wenig
25 kann ch : k und sch : k als rührend betrachtet werden, die ein Paar Mal bei Konrad vorkommen, siecheit : ûzsetzikeit Silv. 922: werdekeit Engelh. 5857 und menscheit : sælikeit : stætikeit Silv. 4105. 4373. fremdekeit : jüdischeit Gold. Schmiede 1717. Dieses sch : k erscheint mehrmals. Bei Thomasin girischeit : sælikeit 25ᵃ: kündekeit 127ᵃ: üppekeit 206ᵇ. nerrischeit : kündekeit 155ᵇ. 188ᵇ: unsælikeit 167ᵇ. unhövischeit : unstætikeit 195ᵇ. Auch im Passional stætikeit : kûscheit 14, 66. 16, 10: valscheit 321, 2. menscheit : heilikeit 18, 9: bitterkeit 61, 86: miltikeit 90, 9. itelkeit : valscheit 198, 6. Marienleg. werdikeit : valscheit 27, 159. Wigamur valscheit : stætekeit 1129. miltekeit : hübscheit 2645.

(c) Auch -schaft : -schaft zeigt sich nur bei einigen. Es ist schon oben (S. 525 [= S. 130]) bemerkt, dass Hartmann im Erek riterschaft : hêrschaft reimt, daran schliesst sich Wirnt riterschaft : heidenschaft 236, 11: geselleschaft 293, 9. valschaft : meisterschaft 64, 23. Herbort ritterschaft (die Ritter) : ritterschaft (ritterliches Fest) 3015: geselleschaft 3015. 3333. 4001 : friuntschaft 4085. 11121 : boteschaft 7999. 8039. 14271. 15355:

vintschaft 16722 : wirtschaft 17850. Thomasin meisterschaft : eigenschaft 137[b] : geselleschaft 166[b]. künneschaft : geselleschaft 152[b]. Heinrichs Krone ritterschaft : lantschaft 25[b]: boteschaft 44[c]: geselleschaft 14006. 27983: wirtschaft 14895: manschaft 15422: hûsgenôzschaft : ritterschaft 19480. Lichtenstein ritterschaft : botschaft 43, 27. Rudolf von Ems ritterschaft : hêrschaft Wilh. v. Orlens 5780. Fleck gnôzschefte : friuntschefte 873. heidenschaft : friuntschaft 2525. Boppe MS. 2, 232[b]. ritterschaft : keiserschaft. Passional hêrschaft : heidenschaft 25, 26. 166, 67. Marienleg. vintschaft : hêrschaft 196, 49. Gute Frau ritterschaft : geselleschaft 1469 ist ungewiss. Frauenlob ritterschaft : meisterschaft S. 147. Wigamur ritterschaft : gesellschaft 4605. Jüngerer Titurel nur einmal (2598 ist verderbt) heidenschefte : ritterschefte 2326. Lohengrin ritterschaft : boteschaft S. 48, wenn nicht zu lesen ist: mit siner stolzen ritter kraft. Renner meisterschaft : ritterschaft 487: eigenschaft 3827: geselleschaft 13780. Boner bischaft : meisterschaft Vorrede 41. vigentschaft : friuntschaft 95, 75. -schaft : -haft bildet so wenig einen rührenden Reim als -scheit : -heit, daher öfter bei Konrad von Würzburg, Engelh. geselleschaft : tugenthaft 351. Trojan. Krieg ritterschaft : jâmerhaft 13127: fröudenhaft 17596. redehaft : grâveschaft 17966. boteschaft: tugenthaft 18015: samenthaft 18101. Lieder wunderhaft: geschaft MSHag. 312[a] meisterschaft: sigehaft 331[a]. Der Kanzler 546
mâcschaft : sippehaft MS. 2, 246[b]. Aus dem Flore merke ich 26
an dienesthaft : manschaft 4861. Wigamur ritterschaft : zwivelhaft 503: tugenhaft 3403.

(d) -tuom : -tuom gewähren Eraclius wistuom : richtuom 369. Welscher Gast bistuom : herzentuom 54[a]. Flore richtuom : wistuom 1601. Passional bistuom : wistuom 110, 5.

(e) -haft : -haft ebenfalls nur bei wenigen. Welscher Gast tugenthaft : namhaft 56[a]. untugenthaft : schadehaft 82[a] : zagehaft 83[a]. 179[a]. Heinrichs Krone manhaft : zinshaft 45[c]. Herzog Ernst manhaft : wârhaft 4517. Wigamur tugenthaft : schadehaft 1852. Schon im 12. Jahrhundert kommt dieser Reim, wie wir unten sehen werden, vor, auch bei Heinrich von Veldeke. Bei Reinolts von der Lippe vierfachem Reim geschaft : samethaft : kraft : sigehaft MSHag. 3, 50[a] findet keine Berührung statt.

Noch sind die übrigen mit Substantiv-, Adjectiv- oder Partikelcompositionen, in seltenen Fällen mit Ableitungen gebildeten Reime zu betrachten. Eraclius ritterschaft : schaft (Subst.) 2665. berge : halsberge 4479. Lanzelet âkûste : küste 1335. herbergen : bergen 3225. war : gewar 7614. heim : œheim 8461. Konrad von Fussesbrunnen wart : bewart 73, 37. kunden : urkunden 80, 15. heilant : lant 81, 70. Anegenge nam : vernam 103, 61. wise : ich bewise 104, 49. Wirnt riterschaft : schaft 19, 7. 46, 30. 119, 34. 230, 34. haben : erhaben 41, 28. 51, 5. 284, 24. zehant : hant 53, 10. 108, 23. 241, 35. wunden : überwunden 82, 2. verlôs : sigelôs 193, 36: valschlôs 208, 9. Herbort ôtmüetec : hôchmüetec 139. zit : hôchzit 209. beswærnisse : übelnisse 631. gevencnisse : verrætenisse 6713. zoubernisse : verrætnisse 13237. vinsternisse : gevencnisse 17582: gesteltnisse 18211 (dieser Reim auch in den Marienliedern der Hanöv. Handschr., die noch ins 12. Jahrhundert gehören). halsbere : bere 1301. 4998. halsberge : berge 8701. stat : walstat 1541. 1565. 5773. 7037. êrsam : lustsam 2941. hônsam : lobesam 2998. lussam : gruozsam 3211. -sam : -sam kommt im 13. Jahrhundert nur hier und im Mai vor, früher war es weniger selten; wir werden es in Heinrichs Gedicht vom gemeinen Leben, Hartmanns Credo, in der Litanei, im Himmelreich, in Wernhers Maria und in einem Alram von Gresten beigelegten Lied finden. bestât : stât 3955. warnunge : samenunge 4157. stuont : bestuont 3997. fride : berefride 6193. wunden : überwunden 8695. genâde : ungenâde 9451. hôrten : gehôrten 8626. gewizzen : wizzen 10417.
547 hant : zehant 10531. 11781. ware : geware 11862. unbescheiden :
27 scheiden 12211. liez : geliez 14955. verlôs : triuwelôs 16974: sigelôs 17362. 17432: lôs 17110. schult : verschult 16976. untriuwe (Subst.) : ungetriuwe (Adject.) 16982. gaz : vergaz 17658. gemache : ungemache 17794. furt : zefuort 17808 : gefuort 18128. ruowe : unruowe 17818. Thomasin hant : zehant 8ᵇ. 62ᵃ. 186ᵇ. gevallen : vallen 10ᵇ. minne : unminne 19ᵇ. er (Pronom.) : unêr 20ᵇ. vingerlîn : blüemelîn 21ᵇ. gemuot : muot 48ᵃ. rât : hirât 54ᵇ. tugent : untugent 83ᵇ. 98ᵃ. genomen : vernomen 113ᵇ. 205ᵃ. 223ᵃ. ritterschaft : schaft 116ᶜ. wizzen : verwizzen 121ᵇ. vergeben : geben 132ᵃ. ich enschilt : schilt (Subst.) 142ᵇ. riche : tugende riche 143ᵇ. einvalt : manicvalt 150ᵃ. dêmuot : übermuot 155ᶜ. nemen : ver-

nemen 163ᵃ. 198ᵇ. 201ᵇ. 203ᵃ. 215ᵇ. versuochet : suochet 277ᵇ. hôchvart : vart 182ᵇ. 183ᵃ. getân : undertân 185ᵇ. 200ᵇ. entweich : weich 193ᵇ. dinge : gedinge 220ᶜ. Heinrichs Krone gewizzen : wizzen 1ᶜ. 35ᶜ. 38ᵃ. unwirde : ich wirde 3ᵈ. unwirdet : wirdet 6ᵃ. 34ᵃ. geboten, erboten : boten 12ᵇ. 68ᵇ. œheim : heim 17ᶜ: vaterheim 16359. getiuret : untiuret 22ᵃ. halsberc : berc 22ᵈ. herberge : berge 15066. 17320. halsbergen : bergen 87ᵃ. nam : vernam 29ᶜ. gefüere : widerfüere 31ᵈ. gewalt : walt 45ᶜ. 74ᵃ. ungaz : vergaz 70ᵈ. bergen (Dativ Pl.) : sich bergen 79ᵇ. hôchvart : zuovart 79ᶜ. haft (Subst.) : manhaft 12693. lîch (Subst.) : gelîch 14380. 16526. widerfuor : fuor 19333. missefuor : erfuor 29421. Konrad von Heimesfurt zwelfboten : geboten 67. entboten : boten 407. herberge : berge 149. gehiez : hiez 443. gelîch : lîch 513. bestaten : gestaten 649. * Urstende 111, 69 winkelschen : schen * [s. S. 529 = oben S. 134]. Der von Singenberg vinde : enpfinde MS. 1, 155ᵇ. Gottfried von Neifen walt : gewalt 8, 23. 38, 26. bant : gebant 9, 2. lôs : fröidelôs 9, 10. langet : belanget 14, 27. verber : ber 38, 36. gewer : wer 39, 2. ervar : var 39, 7. In einem anderen Liede (34, 26) folgen immer fünf rührende Reime auf einander, und die Schlusszeilen der vier Strophen sind ebenfalls unter sich mit rührenden Reimen gebunden. (1) erwinden : winden (canibus) : winden (ventis) : ze Winden : überwinden, want. (2) seldebære : gebære (Subst.) : offenbære : fröidebære : verbære : gebære (Verb.). guot (Subst.). (3) erlouben : louben (Subst.) : louben (Verb.) : gelouben (Verb.) : gelouben (Subst.) : Bottenlouben. steinwant. (4) bescheiden (Infin.) : gescheiden (Partic.) : scheiden (Infin.) : bescheiden (Adject.) : verscheiden : wir scheiden. guot (Adject.). Mai schaft : ritterschaft 4, 15. verlôs : lôs 134, 23. herrenlôs 491, 6. zehânt : hant 166, 29. 212, 33. 234, 13. gewære : wære 170, 15. vart : hôchvart 209, 4. gehôrsam : lobesam 212, 7. Lichtenstein sinnelôs : verlôs 70, 21. 361, 25. 365, 23 : lôs 361, 25. 548
ze hant : hant 83, 23. 99, 21. 263, 31. 488, 11. gestaten : unstaten 28
169, 6. ûf gehaben : haben 187, 17. gebat : bat (balneum) 228, 29. danc : gedanc 360, 11. welt : erwelt 363, 17. 364, 1. 9. werden (Verb.) : unwerden 645, 1. Auffallend selten bei Rudolf von Ems. Ich habe nur anzuführen aus dem Wilhelm Orlens sigelôs : verlôs 1297. enden : verenden 4554. Strickers Karl verlôs :

sigelôs 71ᵇ. 80ᵇ: lôs 121ᵃ: sældelôs 122ᵇ. wenden: erwenden 104ᵃ. wert: gewert 131ᵃ. in (Pronom.): in (Partikel) 113ᵃ. gejagt: verjagt 72ᵇ ist zu bessern in gejagt: verzagt; vgl. Roland 199,12. Amis herzogen: gezogen 893. wære: alwære 943. Daniel jungelingen: gelingen Bl. 26. sitzen: entsitzen 33. boten: verboten 131. 235. empfangen: ane gepfangen 185. belibe: libe 205. Bei Fleck sehr häufig; das Verzeichnis bei Sommer S. 265. 266 ist nicht ganz vollständig. erwenden: missewenden 907. ich wise: der unwise 931. wis: gewis 1031. lange: belange 1129. ende: verende 1217. verlôs: sigelôs 1633: helfelôs 5093. 5339: trostelôs 5983: endelôs 7267. verwizen: itewizen 2191. wiz: itewiz 6899. bereit: reit 3261. gemüete: heimüete 3355. füere: gefüere 3395. verrihte: enrihte 3399. bîme wege: after wege 3493. ich meine: gemeine 3639. ellenden: vollenden 2721. wint: erwint 3773. missewende: wende 4191. bebluot: bluot 4451. næme: genæme 4527. 7507. verlust: gelust 4693. scheide: bescheide 4953. danc: gedanc 4775. 5191. danken: gedanken 5877. ze muote: muote (Verb.) 5453. dinges: gedinges 5239. tegedinc: dinc 5465. leit: ûf geleit 5555. vermæren: mæren 5641. wisse: gewisse 5921. gewar: war 6129. wart: bewart 6139. herzogen: gezogen 6539. missetân: getân 6807. entweich: weich 7207. geviel: enpfiel 7227. erboten: boten 7649. Bei Reinbot dagegen nur enphâhen: umbevâhen 1702. Herzog Ernst zehant: hant 479. ritterschaft: geschaft (Verb.) 4405. Rudolf von Rotenburg geschaft (Subst.): meisterschaft MSHag. 1, 85ᵇ. Winli ent stân: stân MS. 1, 22ᵃ. Reinmar von Brennenberg agetstein: isenstein MSHag. 3, 329ᵇ. Türheims Tristan ungemache: mache 557, 37. ungehabe: habe. Wilhelm überwinde: underwinde. hôchvart: vart. entwarf: warf. enbirt: gebirt. einander: ander. behangen: umbehangen. unrehte: rehte. ungemaches: du maches. ich mache: mit gemache. Türleins Wilhelm ritterschaft: schaft 32ᵇ. Passional geschaft: meisterschaft 1, 57. underscheit: menscheit 18, 11. vurwart: wart 16, 16.
549 anderweide: weide 20, 25. ôsterpflâgen: pflâgen 21, 48. maneger
29 leie: leie 80, 33. vergezzen: ungezzen 95, 57. vuor: ervuor 116, 34. unbehende: hende 132, 86. haben: uberhaben 170, 51. vur wâr: gewâr 172, 13. zehant: hant 184, 70. • 151, 51 Köpke. • owê: wê 214, 93. wirt (Verb.): hellewirt 237, 92. entweich: weich

220, 60. geleit : leit 301, 59. haben : erhaben 359, 39. wirt (Subst.) : entwirt 366, 62. halden : enthalden 373, 77. itewizen : verwizen 373, 85. * durchschrapfen : schrapfen (Subst.) 172, 9 Köpke. * Marienlegenden engelden : vergelden 107, 49. Gute Frau müedinc : dinc 1879. tuome : heiltuome 2405. Heinrichs von Meisen Unservater samenunge : ordenunge 1283. Bei Konrad von Würzburg, zumal wenn man den grossen Umfang seiner Gedichte bedenkt, sehr selten, im Silvester gewant : want (Prät.) 1962. dannoch : noch 3485, zuht : unzuht 4701, und im Engelhart hein (heim) : dehein 1541. wæren : bewæren 6059. Heinrich von Freiberg hant : zehant Trist. 4719. leit (Subst.) : überleit 6123. gebernde : enbernde 6417. In der Strophe eines Ungenannten verswinde : swinde. erwinde : ich winde MSHag. 3, 468a. Jüng. Titurel ander : einander 2344. herbergen : bergen 2383. ervarnde : varnde 2636. hende : behende 5668. wunden : erwunden 5950. Bei dem grossen Umfang dieses Gedichts äusserst wenige Beispiele, wie sich auch (S. 534 [= S. 140]) von den nicht in Zusammensetzung stehenden rührenden Reim nur zwei fanden. Es ist schon oben S. 530 [= S. 136] bemerkt, wie durch Verderbnis des Textes in der Heidelberger Handschrift die unstatthafte Berührung sich eingedrängt habe, hier muss ich hinzufügen, dass auch für unseren Fall eine ähnliche Erscheinung eintrete. Es zeigt sich nämlich eine Anzahl zwar unerlaubter rührender Reime, die aber absichtlich in den Text dieser Handschrift eingeschwärzt sind, da sie manchmal mit weiteren Veränderungen in Zusammenhang stehen. Der Urheber derselben hat dem Gedicht eine Zierde beilegen wollen, an welcher der Dichter selbst kein Wohlgefallen gehabt hatte. Der alte Druck ist frei von diesen Verfälschungen, und ich will hier seine offenbar besseren Lesarten angeben, die den rührenden Reim immer aufheben, sinnecliche statt sinneriche 537. wilden und unbilden statt wilden und unwilden 703, 2. bendec statt wendec 762. minnecliche statt zühticriche 1049. unverwendet statt unverendet 1122. mit dienste sunder wanken statt mit worten mit gedanken 4206. undervachet statt undermachet 4818. sumersunne. oder (nach der Hanöverschen Handschrift), was den Vorzug verdient, ôstersunne statt ôsterwunne 5406. freude wernde statt freude bernde

5412. zouberscheſte statt zouberkreſte 5665. gewidert statt gevidert 5719. verzagte statt versagte 5797. klagende statt tragende 5882. stürme, wetter herte statt gròz michel ungeverte 5557. Wigamur mânôt: nôt 1216. ritterschaft: sperschaft 4977. Renner leit: verleit 152. bergen (Subst.): verbergen 583. manger leie: leie 841. laden: geladen 946. verboten: boten (Subst.) 1070. wirt (Verb.): hellewirt 3209. 5091. 12805. himelrich: künecrich 3495: ertrîch 7636. 8303. 16370. 17678. 18438. 18884. 19849. 21150: genâden rich 8102. künecrich: rîch 16086. ertriche: himelrîche 4917. zigen (Subst.): gezigen 4195. gazzet: vergazzet 5461. hant: zehant 6313. tât: missetât 6357. walt: gewalt 6859. werde: unwerde 7470. huote: isnehuote 7496. schînheline: grînweline 8096. zerinne: entrinne 8110. sibenvalt: einvalt 8677. libe: belibe 11918. gehœre: hœre 13418. kumberjâr: hungerjâr 13548. für wâr: war 13710. drier leie: leie 14042. maneger lei: leie 16040. 16248. 23318. witze: wanwitze 14894. setzen: entsetzen 16600. lîch: ungelich 17142. verborgen: borgen 17180. stuollachen: lachen (ridere) 17346. beliben: liben 17744. under wegen: wegen (Verb.) 19046. ungeschriben: geschriben 19190. bilde: unbilde 19633. gewunnen: wunnen 19979. sinnec: unsinnec 20043. vergilt: engilt 20377. deckelachen: lachen (Subst.) 21223. Bouer torwart: banwart 15, 41. diupstâl: stal 22, 31. zergieng: gieng 43, 31. ze hant 34, 27. 60, 27. 86, 21. 89, 35. 91, 13. 65: über hant 56, 51. entwirt: wirt (Subst.) 63, 57. gedanc: danc 85, 9. geben: vergeben 89, 12. gevalt: manecvalt 96, 49. * er (der Bär) ebnet zw seim (des Menschen, der sich todt stellt) munde ob er noch athem funde do er keines empfunde lies er in an der stet, Meisterlieder cod. Arnim (Ms. germ. 23) No. 36. * [Zettel.]

Fremde Wörter und Eigennamen stelle ich zusammen, bisande: sande Eracl. 751. tier: tehtier Eracl. 473: forehtier Parz. 592, 9. Wolframs Wilh. 379, 25. Lanz. 731. Marroc: roc Lanz. 4427. Diomêdes: des Herbort 7463. 8939. 8967. 9009. 9410. 9913. Pâlimêdes: Diomêdes das. 11755. Kastôr: Nestôr das. 281. 1439. Êsiônam: nam das. 1945. rich: Friderich Welsch. Gast 180ᵃ. Lichtenstein 468, 1. Neidhart 28, 2 Ben. Bruder Wernher MSHag. 3, 10ᵇ: Heinrich Lichtenstein 8, 17. 78, 1. 191, 5. 469, 19. 527, 9. Türleins Wilhelm 92ᵇ: Ysterich Lichtenst. 106, 13: Oesterich 350, 15 das.: Uolrich 199, 9 das.: Dieterich das. 490, 20. Lohen-

grîn S. 109. Dieterich : himelrîch MS. 2, 64ᵇ. rîche : Oesterrîche Welsch. Gast 194ᵃ. des : Orcades Heinrichs Krone 21777. îgern : gern das. 22331. kleinôt : nôt 26198. 28606. tjostiure : tiure das. 27992. man : Herman Lichtenst. 193, 3. Genelûne : lûne Strickers Karl 77ᵃ. nam : Helenam Fleck 1609. Rennewart : wart. Rennewarten : warten Türheims Wilhelm. Tantrisel : risel Heinrichs von Freiberg Tristan 3401. 4327. 4555. Ludewic : Brûnswic MS. 2, 85ᵃ. Babilôn : lôn Lohengrin S. 115. Anchardassîn : sîn S. 121. dô : crêdô Passional 115, 85. Hêrôdes : des das. 46, 3. 156, 83. 167, 79. 350, 95. Hêrôdiâdes : des das. 350, 85. trût : Gêrdrût Gute Frau 3041. Albarôse : liljenrôse Jüng. Titurel 5295. Canadicke : dicke Wigamur 4747. Hugewitze : witze Renner 6359.

Wir haben oben (S. 524 [= S. 129]) gesehen, dass bei Anhäufung der Reime dazwischen- oder danebengestellte nicht rührende Reime die Berührung aufheben: ebenso scheinen auch unerlaubte zulässig, wenn sie mit erlaubten gemischt sind, eine Strophe des Meisners (Amgb. S. 43) gewährt Beispiele, rat (rota) : rât (Verb.) : rat (rota) : Kuonrât : unrât : rât (Subst.) : rât (Verb.) : rât (Subst.). stæte : unstæte : stæte.

In diesem ausgedehnten und bei einzelnen wiederum sehr beschränkten Gebrauch zeigt sich der rührende Reim während des dreizehnten Jahrhunderts: gehen wir seiner ersten Erscheinung nach, so begegnen wir ihm schon im Althochdeutschen. Otfried bedient sich seiner mit voller Freiheit und zeigt uns die Bedingungen, unter welchen er angewendet ist, am deutlichsten. Ich ordne die Beispiele aus ihm mit ziemlicher Vollständigkeit, wie ich hoffe, den bisher angewendeten Unterscheidungen gemäss. Gleicher Laut und gleiche Bedeutung erscheint nicht selten bei dem Hilfsverbum sin und dem Pronomen. Von jenem wird nur so ist, was und sî (sit) gebraucht, worolt ist : druhtin ist I 3, 42. gidân ist : iz ist II 1, 41. unser ist : in worolt ist II 4, 67. ther hinana ist : thanana er ist II 13, 19. kind ist : liebesten ist II 13, 33. kreftigêr ist : in worolti ist III 2, 18. unredina ist : wanan er ist III 16, 56. bilemit was : geloubig ni was I 4, 76. sôsiz was : queman was I 16, 17. untar iu sî : er suntilôser sî III 17, 39. biliban sî : thar er sî III 23, 55. gewis sî : uppigaz sî V 1, 18. 30 usw. 24, 26. abwertaz sî : war iz sî V 23, 41. Persönliches ungeschlechtiges Pronomen, fona thir : mit thir II 4, 57.

untar thir : widar thir III 7, 83. weiz thih : hiluh thih V 8, 37. hilu thih : gurtit anderêr thih V 15, 42. untar iu : sagên ih iz iu III 13, 39. zimit iu : untar iu IV 11, 49. untar iu : fora iu IV 13, 8. zi iu : untar iu IV 23, 19: forahtet ir iu V 4, 37. Persönliches geschlechtiges Pronomen, gimuatfagôta er in : was thar mit in II 44, 113. zi in : untar in III 16, 51. V 12, 14: ingegin in IV 20, 9. fon in : untar in III 25, 39. gizalta iz allaz in : mit in V 11, 46. untar in : mit in IV 18, 12. V 10, 27. bran in in : 552 mit in V 10, 29. Pronom. demonst., nirwelit thaz : bî thaz II 32 12, 58. wizist thû thaz : gisceinta siu thaz III 11, 15. thaz : umbi thaz III 14, 102. wizit ir thaz : er ni deta thaz III 16, 25: ubar thaz III 20, 17. wizist thaz : ubar thaz III 12, 28. 35. 20, 17. V 23, 112. sagên ich iu thaz : umbi thaz III 14, 99. wirdit innan thes : brest imo thes V 23, 139. bi thiu : thiu II 14, 90. after thiu : bi thiu III 13, 43. fora thiu : bi thiu IV 1, 12. zi thiu : bi thiu II 21, 11: after thiu III 1, 24: in thiu IV 13, 10. Possessives und persönliches Pronomen, drûhtin mîn : irgazi thû mîn IV 33, 17. Possessives, lêra mînu : nist si mînu III 16, 13. in wâr mîn : thaz wesan mîn III 11, 62. Von Partikeln habe ich nur ein Beispiel zaltun wir io : sâhen wir nan êr io I 17, 15. Gleichlaut mit Verschiedenheit der Bedeutung duam : duan (facere) I 1, 44. III 20, 179. wunni (Subst.) : wunni (Verbum) II 6: 39. nim es gouma : goumâ III 7, 42. wisu (Adject.) : wisu (Subst.) III 17, 24. libe (Subst.) : libe (Verbum) III 19, 37. gelicho (Adverb.) : gelicho (Subst.) III 20, 36. V 25, 56. eino (unus) : eino (solus) V 7, 15. ubar al : al II 1, 36. maht : thû maht III 20, 44. duat : wola duat Hartmann 78. sin : sin (Pronomen und Verbum) I 27, 57. II 6, 46. III 14, 38. 19, 2. IV 36, 24. V 11, 30. min (Pronomen possessiv.) : mîn (persönliches Pronomen) IV 33, 17. in : in (Pronomen und Partikel) III 23, 28. IV 9, 9. 16, 10. 23, 30. 34, 6. 35, 5. Da bei Otfried völliger Gleichlaut der Vocale und Consonanten nicht nothwendig ist, so will ich noch anführen wâri : wiari III 4, 3. mâron : mêrôn III 7, 86. garnô : gerne I 5, 12. selidon : sâlidon I 7, 24. ungimezen : gimazen V 10, 24. rehte : rihte I 10, 26. 26, 14. rehte : irrehte III 7, 68. er : êr I 27, 55. werke : wirke II 12, 10. III 1, 10. wisôn : weisen I 18, 24. IV 15, 47. libe : liabe, liebe III 14, 8. IV 37, 14. V 20, 45. 23, 55. 188. gewisso : wasso III 13, 20. githunkit : githenkit III 13, 36. gibirgi : giburgi III

8, 3. stulli:stilli III 8, 48. wirdi:wurdi IV 19, 45. thenke:thunke IV 19, 68. terren:thurren IV 26, 52. garno:gerne IV 29, 33. hanton:hunton III 10, 34. mannon:minnôn III 12, 2. IV 6, 55. 11, 52. V 12, 65. 71. 78. 15, 6. 23, 74. kunsti:konsti III 16, 7. ubili:ubiri V 23, 75. sâre:sêre IV 34, 19. nuzzin:nezzin V 13, 10. lûto:liutô IV 24, 13. 26, 6. lûti:liuti IV 33, 32. leibta:liubta V 11, 43. worte:wirte II 10, 13. Gleichlaut, wenn eins von beiden Reimwörtern in Zusammensetzung steht, wobei sich Verschiedenheit der Bedeutung alsbald ergibt, thegankind:kind I 14, 21. houbit:mannahoubit II 6, 52. rîchi:himelrîchi I 28, 12. II 12, 61. 16, 31. 21, 29. IV 4, 50. V 18, 11. 23, 70. 86: kuningrîchi IV 7, 79: woroltrîchi V 19, 59. riches:himilriches Salom. 37. III 26, 22. umbiring:ring V 1, 32. schuldheizo:heizo III 3, 5. IV 34, 15. fazzôn:liohtfazzon VI 16, 15. alalîchi:lîchi IV 29, 45. guallîchi:lîchi V 12, 45. sumilîche:lîche V 25, 71. gilîchan:missilîchan III 5, 14. zi wâru:alawâru Hartm. 60. alawâri:wâri I 22, 12. II 4, 15. 9, 75. III 2, 28. V 7, 46. 9, 12. nôti:elsunôti I 23, 24. einôti:nôti II 3, 59. 4, 30. Am häufigsten erscheint Zusammensetzung mit Partikeln, worin beide Reimwörter stehen können, âleibô:leibô III 6, 55. nuzzi:anuzzi IV 33, 5. giheizan:heizan II 14, 75. III 12, 31. wirdît:firwirdit II 17, 7. bihiazi:hiazi IV 20, 17. lâzet:bilâzet II 21, 41. giswîchi:biswîchi III 15, 44. biswîches:giswîches III 13, 17. giswîchit:biswîchit V 23, 156. bigê:gigê V 23, 363. gab:firgab V 12, 60. firliazi:biliazi II 6, 33: giliazi V 33, 18. wurti:firwurti I 17, 7. wurtin:firwurtin III 6, 47. firwerde:werde III 8, 32. firbârun:bârun IV 6, 6. firburgi:burgi IV 6, 22. wizzi:firiwizzi III 20, 41. 126. V 18, 4: itwîzi IV 30, 21. duan:giduan IV 6, 29. ward:giward III 6, 44. giwerde:werde III 13, 18. giligge:ligge III 23, 56. antwurti:giwurti I 5, 34. 22, 38. III 20, 109. V 15, 15: wurti IV 27, 29. giwurti:wurti III 2, 30. 4, 20. 11, 62. 15, 68. IV 15, 58. 29, 16. V 22, 16. wîzi:itwîzi IV 31, 2. ungerno:gerno I 17, 32. ummahti:mahti III 23, 21. urheize:biheize IV 23, 28. minu:urminnu I 4, 40. giang:zigiang III 8, 15. wiht:niawiht I 25, 27. V 19, 57. niwiht:niawiht II 5, 12. III 13, 35. tharawert:geginwert V 7, 58. sun:herasun I 19, 21. 22, 41. II 3, 26. 4, 29. 6, 48. 7, 11: heimortsun II 4, 73: tharasun II 6, 6 usw. thara-

sun : berasun V 23, 46: wisun V 18, 6. Auch gifnah : nah V 5, 10 mag hier stehen. (a) Wenige Zusammensetzungen mit -lih, häufige mit licho. gilih : gilumflih I 25, 25: sumilih III 3, 17. iagilih : samalih V 25, 65. gilicho : gualìcho I 13, 24: driulicho I 16, 10: frawalicho I 17, 56. II 9, 14. 13, 14. 16, 32: baldlicho I 27, 40: gomilicho I 27, 47: lugilicho II 4, 62: blidlicho II 4, 64. giwaralicho I 17, 46. III 16, 22. drugilicho II 6, 13: geistlicho II 10, 16. 14, 70: kraftlicho I 23, 34. II 11, 10. IV 7, 42. V 4, 23: garalicho II 21, 26: follicho II 23, 6. III 22, 18: wênaglicho III 10, 14: jâmarlicho III 24, 8. theganlicho III 26, 40: suazlicho IV 1, 18: kuninglicho IV 22, 28: liublicho IV 29, 35. 37, 18:
554 forahtlicho I 15, 24. II 4, 96. V 20, 12. 20. baldlicho : thegan-
34 licho IV 13, 21. hêrlicho : guallicho IV 19, 55. iagilicho : geistlicho V 23, 203. Nicht -heit : -heit, nur heit : zagaheit IV 7, 76. -tuom nur in suâsduam : duan II 7, 20: giduan V 10, 7. wisduam : duan I 1, 50. IV 1, 50. 19, 2. Mit Verschiedenheit der Vocale gifartin : fuartin IV 35, 25. githiganô : theganô II 9, 12. giwisso : wasso III 13, 20. giwissi : wessi IV 18, 30. elilente : lante V 9, 17. liobo : giloubo III 23, 8. IV 13, 28. liubî : giloubi V 20, 44. liuben : gilouben III 26, 12. leibta : liubta V 11, 43. libe : geliabe V 20, 39. widarwerto : wortô II 4, 93. 104. worte : antwurte II 14, 74: êwarte IV 19, 15. worton : widarwerton I 23, 20. III 16, 26: êwarton I 17, 35. III 24, 108. IV 3, 9. 8, 13. 19, 15. 27, 27. 30, 19. 36, 2. 37, 26. geginwerti : wurti II 10, 8. geginwerti : giwurtî V 24, 21. giwelti : wolti IV 17, 16. wollet irwellet IV 22, 11. irwellent : wollent V 23, 32. ubarlût : liut III 6, 31. suntilôsan : firliasan IV 26, 22. dôti : gidâti V 7, 41. lantliutô : lûto IV 26, 5. Auch durch Ableitungen und Flexionsendigungen kann der rührende Reim gebildet werden, rehtaz : thaz II 12, 56. thaz : fliazantaz II 14, 30. scinantaz II 17, 11. thaz : blidaz IV 33, 6. furdir : thir III 13, 13. thes : mithontes II 24, 12: heimortes III 14, 47. thes : nahtes III 23, 31: sindes III 24, 104: tôdes IV 30, 16: muates V 20, 83. fartes : mithontes V 13, 36. heilant : lant I 13, 23, 32. III 4, 2. 24, 1. IV 1, 13. 4, 64. lante : heilante V 9, 23. henti : roubenti I 4, 20: wihenti I 4, 74. thanne : widarstantanne III 26, 50. got: bimunigôt IV 19, 47: bredigôt V 16, 28. nôt : firdamnôt II 5, 24. III 13, 34. V 2, 16. 16, 34: gieinôt III 15, 2. IV 1, 2: zeinôt

IV 23, 23: bizeinôt IV 5, 20: redinôt IV 6, 46: biredinôt V 19, 17: pînôt IV 7, 77: weinôt IV 26, 32: biseganôt V 3, 15: gisamanôt V 11, 2. bibinôta: nôtta IV 34, 1. nôti: thionôti I 13, 12. V 20, 90: regonôti II 1, 18. ebonôti III 5, 13: steinôti III 17, 31: spentôti III 14, 12. gisamanôti III 10, 26. 26, 47. nôtin: warnôtin IV 14, 7: steinôtin III 22, 34. wîsun: sun II 9, 34. 87. 97. 12, 68. gewissi: sî III 19, 6. IV 20, 19. 22, 7. 26, 37. V 6, 11. 23, 37. wîsi: sî I 3, 15. III 20, 51. IV 22, 7. 28, 21. V 6, 11. 15, 13. lindo: thô IV 23, 39. sô: giwisso III 5, 15. 6, 13. 10, 35. 18, 47. 24, 23. IV 19, 33. 29, 2. V 9, 31. egiso: sô V 4, 22, 39. drâgon: stetigon V 17, 31. thingon: mennisgon III 20, 22. V 19, 19. 41 usw. samanungu: manungu III 15, 10. mammunti: munti V 23, 29. 59. 131. 173. 185 usw. Ein rührender Reim mit gleicher Bedeutung, 558
sô wer so ouh muas eigi, gebe themo ni eigi I 24, 7, fällt weg, 35
sobald man richtig neigi ausspricht, wie auch eine Handschrift schreibt: ebenso kommt vor nist: ist II 4, 47. 13, 23. 54. III 6, 52. 20, 137. zin: in I 17, 43. II 7, 16. III 10, 23. IV 24, 34. ziu: iu IV 10, 13. 15, 51. 22, 12. Das kurze Ludwigslied gewährt skluog her: stah her 109, 1. hio was: thurft was 110, 5. Der Leich*) auf den heiligen Georg aus dem neunten Jahrhundert wereltriche: himilriche 5. In den wenigen Gedichten, die aus dem elften Jahrhundert auf uns gekommen sind, sehen wir Otfrieds Regel festgehalten.

Die Schöpfung (Diemer 93—103) lässt nur das Pronomen zu, an demo sehstin dagi worhter in (den Menschen): disiu werilt al irwart durch in 95, 11. sînis undankis dienôt er: gotis holdin, mit vorhtin machit er 100, 1. Sodann geisti hêri joch vil edili: woli gizam den edilin (substantivisch) 94, 8. in scalkis wîs: in sunis wîs 99, 5. zuovirsicht: anisicht 99, 3. (a) mislich: gelich 99, 21. (b) dôticheit (l. dôtheit): gotheit 96, 21. Anzumerken ist mennischeit: gotheit 97, 10. Das ältere Anegenge (die vier Evangelien bei Diemer 319—330) ich lobe dich: gih ich an dich 320, 21. sîn: sîn (Verb. und Pronom.) 329, 25. gesin (Verstand): wir sîn 320, 19. (a) wunterlich: gelich 323, 16. In der Weltbeschreibung (Merigarto) findet sich noch folgende

*) [Änderung W. Grimms für: Das Lied.]

Stelle »dône maht ih heime vuese, dô skouf in ellente min vuese« 5, 3; das wäre der erste unzulässige Reim. Aber ich halte den Text für verderbt und lese done maht ich heime haben muoze, dô skuof ih in ellende mine fuoze. Lob Salomons (Diemer 107—113) (a) gilichin (Verbum): richlichin 113, 17. (b) cristenheit: wisheit 107, 7: wârheit 113, 23. (d) richtuom: wistuom 108, 2. (e) ginôzschaf: hêrschaf 112, 9. Ungenau disc: landis 113, 26.

Auch bei den Gedichten aus dem zwölften Jahrhundert halte ich eine Absonderung der verschiedenen Arten des rührenden Reims, wie ich sie bei dem dreizehnten Jahrhundert durchgeführt habe, nicht für vortheilhaft, da ihre Anzahl geringer ist: man wird lieber übersehen, was jedes einzelne enthält. Die Bücher Moses (Fundgruben 2) gewähren öfter Hilfsverbum und Pronomen, von jenem, fast wie Otfried, nur ist, was, si, sîn, alsô iz ist: der dâ ist 92, 20. ungewizzen was: ungenesen was 87, 42. dir wole sî: mir hie sî 58, 21. daz wâr sî: dâ heime sî 63, 15. gewis sîn: hêrre sîn 53, 24. gelouben dir: erscinen dir 93, 35. zuo mir neige dich: ich begrife dich 28, 29. (giengen) nâch ime: ir rede pevulhen si ime 68, 3. sine bruoder forhten in: si engulten wider in 82, 39. trûtchint mîn: den munt min 38, 42. Zu
556 diesen tritt, und hier zum ersten Mal, der Reim mit derselben Par-
36 tikel, furhtet iu niht: missedunch iu niht 69, 37. Sodann ze wâre: wâre (Verb.) 47, 37. worten (Partic.): worten (Dat. Pl.) 57, 27. riche (Subst.): riche (Adject.) 73, 38. stat: stât 91, 9. wunne: wunne 36, 5 ist in wunne: kunne zu bessern, was schon Wackernagel (Lesebuch 173, 7) gethan hat. Da hier ungenaue Reime vorherrschen, so will ich noch anführen trinchen: trunchen 38, 40. der: dir 39, 29. ziehen: zihen 46, 15. herte: harte 100, 26. antwurte: worten 93, 16. 96, 30. 99, 3. Egiptum: richtuom 72, 3. Mit Zusammensetzungen engele: hôchengele 11, 5. heim: ôheim 43, 45. 46, 32. fercholen: cholen 69, 6. gewâre: wâre (Verb.) 90, 41. freissam: gehôrsam 13, 17. uberwant: unterwant 49, 6. (a) Zusammensetzungen mit -lich öfter, mit -liche und mit -lichen selten. gelich: minneclich 10, 5: forhtlich 13, 21: egelich 26, 20: êrlich 73, 11: wunderlich 86, 23. 88, 4. êrlich: zierlich 19, 3: tugentlich 55, 30. mannegelich: untôtlich 23, 10. iegelich: same-

lich 33, 34. zuhtlich : unpillich 56, 27. grôzlich : êrlich 83, 36. misselich : ungewârlich 93, 30. minniclîche : âmerlîche 48, 32. geliche : sameliche 95, 27. wislichen : tumplichen 37, 29. fridelichen : wielichen 62, 45. vrôlichen : minnechlîchen 89, 35, aber keine Zusammensetzung mit -tuom und -heit. Ich merke noch an spottes : des 29, 13. dô : rehto 39, 41 : wortô 45, 45. gedienôt : nôt 56, 45. dienôten : nôten 100, 21. In der ganz abweichenden Bearbeitung der Vorauer Handschrift von den Büchern Moses findet sich Hilfsverbum, Pronomen und Partikel, dar inne was : geordinet was 12, 23. gelegen was : geheizen was 25, 14. geboren wart : erslagen wart 10, 28. dich : dich 24, 5. stiez in ûz : warf in ûz 9, 27. dô er under wegen chom, der engel im engegene chom 37, 8, wo der Unterschied der Bedeutung in under wegen und ingene liegt. Sodann sîn : sîn (Pronomen und Verbum) 14, 18. 26, 75. 23. frowe Sâre : sâre 19, 23. Mit Zusammensetzungen, heimwart : êwart 16, 7. ze wâre : wâre (Verb.) 16, 9. 52, 14. 65, 3. minnelîchen : lichen 25, 3. ôheim : heim 25, 6. nerigen : irnerigen 38, 26. ubermuot : muot 39, 17. man : nieman 51, 8. nôt : bezeichenot 39, 21. 43, 24 : virdamnôt 39, 4. genôte : dienôte 25, 12. 26, 9 : gesegenôte 28, 11. wesenunge : offenunge 82, 12. (a) -lich öfter, zwei Mal -liche, gelich : êrlich 7, 4. 82, 5 : vreislich 12, 28 : wunderlich 69, 12 : sunderlich 79, 15. anelich : unsuntlich 88, 23 und sumeliche : ungeliche 68, 10. gewalticlichen (gewalticliche?) : wisliche 8, 16. (b) trâcheit : verwizecheit 7, 24. Drei Gedichte, überschrieben Vom Recht, Die Hochzeit, Der verlorne Sohn (in Karajans Denkmälern), die 557
wahrscheinlich von demselben Verfasser herrühren, wol gezogen 57
sîn : viel unbetrogen siu 13, 2. beslôz er : liez er 43, 2. Ferner vor trage : nâch trage 15, 9. winnet (ejulat) : gewinnet 21, 20. êwarte : warte 27, 12. riche : himelriche 29, 12. (a) iegelich : êrlich 29, 5 und, nach wahrscheinlicher Ergänzung, wunderlich : gelich 47, 17. Leben Jesu (Vorauer Handschrift bei Diemer 229—279, in den Fundgruben I, S. 130—193 nach einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts, die aber vollständiger ist, indem das Leben des Evangelisten Johannes 130—141 voransteht) gewährt auffallend viel Beispiele von dem Reim mit dem Hilfsverbum, dem persönlichen Pronomen und einigen Partikeln,

vom Hilfsverbum sîn nur ist, was, sint, seltsæne ist : geheizen ist Fundgr. 137, 45. wâr ist : der iz ist Diemer 248, 26. F. 164, 13. diu werlt ist : gegeben ist D. 253, 16. min pluot ist : gegeben ist D. 253, 21. F. 168, 19. sîn hêrre ist : gesendet ist D. 254, 22. F. 160, 33. ergangen ist : versaget ist D. 266, 14. F. 181, 21. verholn was : umbegurtet was D. 258, 19. F. 173, 25. sælig sint : gewirsert sint F. 137, 45. geborn wart : gesehen wart D. 233, 25. F. 144, 11. mir : mir D. 254, 9. F. 169 und (wo D. eine Lücke hat) 149, 23. dir : dir D. 252, 7. F. 131, 21. iu : iu D. 255, 1. F. 169, 43. D. 269, 27. F. 184, 35. D. 270, 16. F. 185, 16. was dâ : wonete si dâ D. 231, 21. er sluoc si ûz : tragen ûz D. 251, 2. sluoc iz allez dar ûz : tragen ûz F. 166, 18. ruore mich niht : ich ne kome niht D. 267, 20. F. 182, 29. zwifelôten si niht : was dâ niht D. 269, 2. F. 183, 45. Der gewöhnliche rührende Reim fehlt nicht, wâre (Verb) : ze wâre D. 247, 24. 268, 27. F. 163, 7. ze wâre : wâren F. 170, 1. die hêrren : unsereme hêrren (Christus) D. 272, 20. F. 187, 7. rîche (Adject.) : rîche (Subst.) D. 252, 18. sîn (Verb.) : sîn (Pronom.) F. 131, 21. ûf gie : gie D. 267, 5. F. 182, 5. danne gie : wider gie D. 267, 25. F. 182, 37. sagen : wissagen D. 229, 2. F. 140, 13. ze wâre : miteware D. 277, 1. F. 191, 19: wære (Verb.) F. 168, 5. gebetten : gebeten D. 235, 12. heilant : lant D. 234, 4. 245, 14. 275, 26. ein plint man : ein guotman D. 248, 17. hirât : rât F. 141, 8. Jêsus : alsus D. 242, 14. 256, 18. F. 171, 27. ir minnet : ich hân geminnet D. 254, 15. F. 169, 23. gedinge : dingen D. 278, 3. F. 192, 11. chindes : des D. 238, 24. tôdes : des 259, 10. verendôt : tôt D. 262, 19. F. 177, 31. Als unvollkommener Reim minne : manne D. 254, 17. F. 169, 25. (a) grôzlich : wunneclich D. 250, 16. F. 165, 39. êrlich : gelich D. hêrlich : gelich F. 145, 27. gotlich : wislich F. 149, 19. trûrlichen : kintlichen D. 154, 6. trûreclichen : kintlichen F. 169, 9. (b) -heit in gotheit : menesheit D. 265, 5. F. 180, 9 nur einmal wie (d) -tuom in wistuom : hêrtuom D. 264, 25. F. 179, 89. Unerlaubt wäre über vierzec tage : vor sinen marterlichen tage D. 249, wenn man nicht vierzec tage als einen besonderen engeren Begriff will gelten lassen: aber ich bin überzeugt, dass diese zwei Zeilen einen unechten Zusatz enthalten, wie sie auch in F. nach 165, 4 fehlen.

558
38

Auf das Leben Jesu folgen in beiden Handschriften (Diemer S. 280, Fundgr. S. 193) unmittelbar hinter einander noch zwei Gedichte, der Antichrist und das Jüngste Gericht, als enthielten sie eine Fortsetzung: in F. sind sie äusserlich gar nicht getrennt, bei D. nur durch einen grösseren Anfangsbuchstaben; auch hat man bisher in diesen dreien nur ein Ganzes gesehen. Die Vergleichung der rührenden Reime lehrt aber, dass das Leben Jesu einem anderen muss beigelegt werden. Diese Reime nämlich sind hier nicht nur sparsamer, sondern auch bloss in Zusammensetzungen angewendet, und unter diesen findet sich -schaft, das dort nicht, im Lob Salomons und hier zuerst vorkommt. Antichrist (d) bistuom : herzochtuom D. 280, 9. F. 194, 8, wo herzentuom geschrieben ist. irrecheit : cristenheit D. 281, 14 wird auch hier nicht als rührender Reim gelten. Jüngstes Gericht (a) wunneclich : gelich D. 287, 13. F. 200, 7, (b) wârheit : sicherheit D. 292, 8. F. 204, 39. (c) winescapht : trûtscapht D. 291, 9. F. 204, 1. Am Schluss des Jüngsten Gerichts nennt sich die Dichterin Ava: sie verleugnet auch nicht ihr Geschlecht, denn wer würde sonst bei dem elften Tag (286, 1) an den Untergang des Geschmeides der Frauen gedacht haben? Dass sie auch den vorangehenden Antichrist verfasst habe, kann man vermuthen, die Reime sind nicht dagegen, doch bei dem geringen Umfang des Antichrists zu keiner Überzeugung gelangen. Der Herausgeber hält (S. XVI. XVII. * s. Diemer Kleine Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Litteratur, im Anfang *) die beiden Kinder, deren Ava gedenkt, für den älteren Hartmann, von welchem wir das Credo besitzen, und für den Heinrich, der das Gedicht Von dem gemeinen Leben verfasst hat. Wenn er aber (S. XXXV) noch weiter annimmt, Ava habe das Leben Jesu wo nicht ganz, doch zum grösseren Theil gedichtet und Hartmann sei ihr Mitverfasser gewesen, so steht die Verschiedenheit der Reime entgegen. Wie ich daraus habe schliessen müssen, dass das Leben Jesu, der Antichrist und der Jüngste Tag nicht von einem und demselben Dichter herrühren können, so geht auch daraus hervor, dass Hartmann, der Dichter des Credo, keinen Antheil an dem Leben Jesu gehabt habe: bei ihm kommt, wie sich nachher

559 zeigen wird, kein Hilfsverbum und kein persönliches Pronomen
39 vor, die dort so häufig sind, auch kein -lîchen, dagegen -heit öfter, das wir dort nur einmal und streng genommen in einem nicht rührenden Reim fanden: vgl. oben S. 543 [= S. 150]. Soll dieser Hartmann der Sohn der Ava gewesen sein, so muss es sich auf anderem Weg erweisen lassen, was vielleicht den weiteren Forschungen Diemers gelingt; von Heinrich wird gleich die Rede sein. In der älteren Judith (Diemer S. 117—123) zeigen sich keine rührende Reime, vielleicht weil das Gedicht nur einen so geringen Umfang hat, wohl aber in der jüngeren (S. 127—180), bewollen bin : gevaren bin : gewesen bin 172, 11. Ferner geliche : ze liche 142. 8. wart : êwart 150, 11. stat (Subst.): stât 151, 14. entlibe : libe 172, 15. halsberge : berge 175, 12. ze wâre : wære (Conjunct.) 176, 6 führe ich an, weil beim Verbum der Umlaut fehlen konnte. Einmal (a) algeliche : gnædeclîchen (wohl gnædecliche) 141, 20. Das Loblied auf Maria (Diemer S. 295—316) enthält keinen rührenden Reim und kann daher nicht wohl, wie der Herausgeber S. XXXV vermuthet, von dem Dichter der Litanei verfasst sein. Das Loblied auf den heiligen Geist von dem Priester Arnolt (Diemer S. 333—357) kennt, wie der Herausgeber S. L nachweist, die Kaiserchronik und die meisten in der Vorauer Handschrift enthaltenen Gedichte. Ich finde bei ihm nur krefte : halpkrefte 342, 11. Das Gedicht von dem himmlischen Jerusalem (Diemer S. 361—372) hat keinen rührenden Reim. Ebenso fehlt er in den Gedichten einer Frau (Diemer S. 375—378), und das ist der Vermuthung nicht günstig (vgl. Diemer S. XXXV), die sie der Frau Ava beilegt, denn diese gebraucht ihn. Der Physiologus (Karajans Denkmäler) bevangen sint : beswæret sint 81, 11. in mislîchen steten ist : sô heitirer ougen ist 92, 13. Ferner nôt : meinôt 87, 4: gewizenôt 93, 21. (a) gelich : wildelich 81, 75. geistlich : vleischlich 96, 5 und sumeliche : geistliche 102, 12. Die umfangreiche Kaiserchronik gewährt nur weniges, des dar ist : irvullet ist 2969. dirre hof ist : wâr ist 5797. tôt ist : warm ist 12453. Ferner vur wâr hân : gesaget hân 2954. der heilige man : man (Ehemann) 4016. wuoterîche : riche 7699. gesunden : sunden 7945. gebot : gebôt 9495. mânôt : nôt 12735. (a) allir-

menneglich : billich 1007. gelich : wunderlich 2440: êweclich 3450. bewegelich : tôtlich 2442. eislich : menneclich 5837. geistlich : êweclich 9634 und hêrliche : vlizecliche 4753. guotliche : vorhtliche 6111. (b) wisheit : kristenheit 1093. wârheit : bôsheit 1770. (d) vizzetuom : hêrtuom 12259. Mit gleicher Bedeutung wissagen : wissagen 9630 und êre : êre 14071 ist gewiss nach den Lesarten in wissagen : verdagen, êre : mêre zu bessern. Des älteren Hartmanns Credo zeigt kein Hilfsverbum und keine Partikeln, nur einmal das Pronomen demonstrativum gedenke an daz: râte ich dir daz 2820. Sodann frowen : frowen (Subst. und Verb.) leit (Verb.) : leit (Adject.) 1581. gnâde : gnâde (Subst. und Imperat.) 3112. âne ende : ich ende 3701. gewerde : werde 455. want : gewant 2070. wunne : dû gewunne 2540. libe : beliben 1063. 1905. 2018. 3048. bewaren : ware 2942. gaz : vergaz 2695. geware : beware 2634. verlôs : erbelôs 621. wollust : verlust 2494. zwirliche (sûberliche?) : misseliche (Verb.) 3703. gemuotsam : gehôrsam 239. In unvollkommenen Reimen selben : selden 2050. volewige : entwichen 3032. Nicht selten (a) -lich, gelich : ungesihtlich 87 : wislich 279. semelich : tagelich 2782 : iegelich 2822. mugelich : gelich 583 : tagelich 2810. sunderlich : wunderlich 91. 337. allertagelich : alsamelich 1025. -liche nur einmal, innicliche : minnicliche 1886, wo vielleicht -lich zu ändern ist. (b) -heit öfter, goteheit : magetheit 729. kristenheit : versûmeheit 2940: wârheit 2968. 3633. wisheite : goteheite 145, 197 : klârheite (so ist zu lesen) goteheite 1439. Heinrichs Gedicht vom gemeinen Leben oder von des tôdes gehugede, (a) untugentlich : gebrûchlich 827. ernstliche : frôliche 561. gelichen : wislichen 235: sumlichen 358. (b) girischeit : schalkheit 799 ist oben S. 543 [= S. 150 f.] erörtert. (d) richtuom : frituom 135. cristentuom : wistuom 383. Auch ungehorsam : lobesam 828. siechtuom : getuon 612. Statt ruofen : ruofen 689 ist ruofen : wuofen zu lesen. rihtære : widervehtære 283 gehört nicht hierher. Heinrich gebraucht also nur die Berührung verdunkelnde Zusammensetzungen, wie wir ein Gleiches im Antichrist und im Jüngsten Gericht bemerkt haben. Diese Eigenthümlichkeit hebe ich hier hervor, weil dadurch die Vermuthung (vgl. Diemer S. XVI), dass dieser Heinrich zugleich der Dichter der Litanei

sei, unwahrscheinlich wird. Es sind zwei Handschriften der Litanei bekannt, beide aus dem zwölften Jahrhundert: die Strassburger, abgedruckt in Massmanns Gedichten des zwölften Jahrhunderts S. 43–63, ist etwa um fünfhundert Zeilen vollständiger, als die Grätzer, die Hoffmann in den Fundgruben 2, S. 216–238 bekannt gemacht hat. Die Sprachformen scheinen in jener etwas alterthümlicher zu sein, sonst stimmen beide ziemlich überein, und keine zeigt Neigung, den Text zu ändern: um so überraschender ist es, dass in einer Stelle, die ein Gebet enthält und am Ende vorkommt, 1393–1460 M. 235, 38–237, 24 H. eine auffallende Verschiedenheit sich zeigt, die einer Überarbeitung gleicht, während in den acht Schlusszeilen, die nicht mehr zu dem Gebet gehören, wieder Übereinstimmung herrscht. Die Lesarten der Strassburger Handschrift verdienen in der Mehrzahl entschieden den Vorzug: ich will das hier nicht ausführen, wo es uns nur auf eine Stelle ankommt: sie lautet in der Strassburger:

samene. herre. dines vater kint
in der himelischen Jèrusalèm
(dar ùz ne là niht bestèn)
den orthaben dirre getihte).
daz wir von gesihte zuo gesihte
besèwen dih selben
in den himelischen seblen.

Dagegen in der Grätzer, die ich buchstäblich hersetze,

samene i herre unter dinin chint
in der himilischen ierusalem
der selben gnaden la niht bisten
dinen scalch Heinrichen
der uil harte einlichen
sich dar üf giflizzen hat
swer mit sinne dizze gibet uerstat
swelhe guade er damit erwerne
daz er der teilnumftich werde.

Hier zeigt sich, wie es scheint, eine Überarbeitung, und die Strassburger enthält wahrscheinlich das Echte. In der ersten Zeile ist i, ein Schreib- oder Lesefehler, zu streichen: in der dritten und vierten Zeile ist zu bessern niht entstèn dinem und einlichen in der fünften nur verständlich, wenn man dafür emez-

lichen setzt. Es ist daher Grund vorhanden, den Namen Heinrich für eingeschwärzt zu halten. sal : sal l. sol : sol (volutabrun) 461 M. sol : gisol 224, 42 F. lîbe : entlîbe 1361 M. 234, 45 F. herban : Columbân 896 M. fehlt in F. Bei M. findet sich nur (a) -lich, gelîh : tagelîh 249, wo F. 220, 6 mit einer Änderung glîchen (Verb.) : tägilichen hat. In den übrigen Stellen stimmen beide zusammen, unwonlîh : lobelîh 365. tagelîh : unvertregelîh 684. redelîh : unbewegelîh 871. tugintlîh : lobelîh 1325. bruoderlîh : gemeinlîh 1393. (b) -heit mehrmals, magitheit : wârheit 381 : gnædicheit 1064. armicheit : gnædicheit 772 : heilicheit 904. reinicheit : gnædicheit 988 : gedultîcheit 1309. wârheit : frumicheit 1323. (d) richtuom : frîtuom 327 : wistuom 860. irretuom : richtuom 1429. datum (latein.) : siechtuom 918. (e) berhaft : werhaft 1120. Einmal wunnesam : alsam 1327. F. allein wære (Verb.) : ze wâre 224, 34, wo M. besser wære : toufære 454 hat. Dass der Dichter der Litanei nicht zugleich der Dichter des älteren Anegenge sein kann (S. XXXV), beweist die Vergleichung der Reime. Antichrist Elias und Enoch (Fundgr. 2, S. 106—134) dêmuot : hôchmuot 109, 6. werde (Verb.) : unwerde 118, 41. manlîh : gelîh 123, 24. (a) gelîch : egeslîch 116, 21 : gramelîch 122, 20 : dobelîch 122, 28. algeliche : stætecliche 121, 9 : wærliche 130, 32. 131, 24. Bruchstück von Johannes dem Täufer (Fundgr. 2, S. 129—141) wâr ist : komen ist 141, 16. (a) geistlîchen : misselîchen (Verb.) 140, 10. ertrîche : himelrîche 140, 14. Das Himmelreich (Haupts Zeitschrift 8, S. 145) besteht aus 378 Zeilen, deren Reime durchaus rein sind. gesehen sint : erwenet sint 359. untôtlîchen : lîchen (Verb.) 55. leitwente : mûrwente 215. wirt (Verb.) : wirt (Subst.) 77. heilsame : freissame 164. (c) wirtschefte : wertschefte 239. hêrschefte : genôzschefte 341. Jüngeres Anegenge daz des lebens wære : er danne wære 19, 27. (a) gewaltîcliche : êwicliche 7, 13. Sodann siechtuom : tuon 3, 17. wistuom : getuon 6, 17. 39. 57. 9, 55. 10, 14. ordenôt : nôt 3, 67. was : wahs 4, 11 kann wohl nicht als rührender Reim gelten, so wenig als mære : mêre 24, 53. Aber geborn : geborn 21, 13 wäre ein unerlaubter mit gleicher Bedeutung, wenn nicht der Zusammenhang nothwendig auf die Änderung verlorn : geborn führte. Albers Tundalus gitân : wol gitân 46, 59 : übel

562
42

gitân 46, 67. verlôs : batelôs 54, 68. genuhtsam : alsam 42, 9. ketenlîn : glöckelîn 63, 16. (a) freislich : jæmerlich 51, 62. eislich : schedelich 52, 61. unvertregelich : klegelich 52, 82: ungemechlich 54, 54. jæmerlich : gelich 56, 62. hêrlich : êrlich 60, 2: mislich 63, 37. wunneclich : ummugelich 62, 12. billichen : gelichen 50, 11. (b) schônheit : wârheit 59, 6. gotheit 64, 43. Aber unerlaubt ist got muoze dîn walten : dîner herverte muoz er walten 64, 69, wenn hier nicht ein Fehler steckt: vielleicht ist zu bessern got muoze dich behalten und dîner hervart walten. Wernhers Maria ê : ê (Subst. und Partikel) 151, 17. wart : bewart 154, 18. 211, 27. lîch : wætlich 165, 31. gewern : entwern 169, 11. dû wære : gewære 171, 39. werden (Verb.) : erwerden 190, 9. heilant : lant 196, 16. 204, 7: Egiptelant 208, 17. (a) bezeichenlich : wunneclich 206, 11. tugentliche : kunecliche 163, 30. algeliche : grôzliche 166, 15: frôliche 172, 30. gemeinliche : lobeliche 168, 17. alliche : manecliche 192, 563 17. frôliche : willecliche 193, 24. herzecliche : verstantliche 205, 39. 43 mortgelichen : tobelichen 208, 5. (b) gewârheit : gotheit 201, 14. trugeheit : wârheit 201, 22. (c) meisterschaft : lantschaft 169, 7. hêrschefte : trûtschefte 180, 16. Statt vinster : vinster 208, 31 ist vinster : winster zu lesen. Rolandslied von in : unter in 234, 18. ich gevolget hân : schaden hân 203, 20. sines herzen tougen newesse nieman innen : dâ wurzilt der tiuvel inne 103, 32. gelouben : irlouben 44, 16. rasten : raste (Verb. und Subst.) 156, 1. (a) hêrlich [l. heimelich]*) : gelich 22, 26. gremlich : hêrlich 23, 5. misliche : sumeliche 105, 25. geliche : wârliche 215, 10. tôtliche : gemeinliche 277, 8. (b) bôsheit : gewareheit 66, 20. kristenheit : wârheit 123, 17. 294, 14. 301, 13. Bei Eigennamen dâ : Brechmundâ 264, 6. sâ : Preciôsâ 272, 15. 278, 7. 289, 11. Josûê : ê 243, 14. Tarmarke : marke 96, 2. Targilisen : Bilisen 276, 8. Aber es kommt noch folgende Stelle vor, vil tiure er hin ze gote rief mit trânenden ougen : dô sach er mit flaischlichin ougin den engel von himele 2, 22. 23. Das scheint ein sicheres Beispiel von dem nicht erlaubten Reim, aber man muss erwägen, dass hier ein Unterschied vorausgesetzt wird zwischen den zu Gott schauenden trauererfüllten Gedanken und den wirklichen Augen,

*) [Mittheilung Ed. Schroeders.]

die den Engel erblicken, und so ermuntert auch Turpin die Helden zum Kampfe, mit flaiselichen ougin scult ir sîn (Gottes) antlutze gesehen 130, 29. Der Ausdruck kommt auch anderwärts vor, er sach dâ diu tougen diu vleisclichiu ougen niht mugen vol sehen Tundalus 64, 7. daz er sî mohte beschouwen mit fleischlichen ougen Heil. Margareta 253 (Haupts Zeitschr. 1, S. 166). Lambrechts Alexander gebraucht Hilfsverbum, persönliches Pronomen und Partikel, dâ du bèrre niwit an ne macht wesen : nâh mînem rate wesen 4105 (Weismann). verwandelôte sih : vertunkelôte sih 135. si gânt nackit allizane und hânt lutzil umbe unde ane 4617. Sodaun wis (Subst.) : wîs (Adj.) 380. habe (Subst.) : habe (Verb.) 917. glesen (glesîn): gelesen 3399. heris kraft : vôr mit micheler kraft 3913. grûben (Verb.): grûben (Subst.) 4599. mâlen (Verb.): zô dem mâle 5442. sal (Subst.): sal (Verb.) 5788. wisen (Subst.): wisen (Verb.) 6808. getân : ûf getân 282. getân : undertân 115. lugenmère : ummère 89. hôe : ebenhôe 931. berchfride : fride 979. rîche : entrîche 1386: himelrîche 7092. 7136. walt : gewalt 3357. 4912. 6738. bote : gebote 3367: urbote 6358. sigelôs : frowedelôs 3443: verlôs 4069: êrenlôs 6350. half : andirhalf 4295. zewâren : wâren (Verb.) 4603. 4882. 5268. 5574. 5672. 5742. 6393. 6970. wâre (Verb.) : zwâre 4093. wert : bewert 5354. abe ginc : ane ginc 564
5095. vollenginc : zeginc 5188. irzoge : herzoge 6178. herzogen : 44
irzogen 1624. Zusammensetzungen mit -lich, -liche, -lichen, -heit, -tuom, -schaft und -haft, (a) freislich : eislich 252. 1658. 5659. gelich 5246: tagelich : ungeloublich 5875. glich : sterblich 4705: hêrlich 5816. 5854. 5857. geliche : freisliche 338. hêrliche 5368: wisliche 6488. smêliche : frevilliche 488. tagelîche : zageliche 2907. unfrideliche : wisliche 4927. gezogenlîche : algeliche 6366. frôliche : trûweliche 6647. listecliche : wêrliche 6920. sicherlichen : freislîchen 4279. hêrlîchen : grôzlichen 7098. (b) wisheit : rîcheit 73. wîsheite : degenheite 2380. (c) vientscaft : frûntscaft 6213. (d) wistuom : rîchtuom 7068. (e) wârhaft : êrhaft 3651. 6736. Graf Rudolf nur (b) dorpericheit : edelicheit 7, 2. manheit : degenheit 19, 25: geilheit 20, 18. Bonus (Haupts Zeitschrift 2, S. 208) (a) unmügelich : træglich 9. sich gelîchen : flizeclîchen 230. Das Gedicht von den Martern der heiligen Margareta (Haupts Zeit-

schrift 1, S. 152), das aus 762 Zeilen besteht, gestattet den rührenden Reim nur in den Zusammensetzungen mit -lich (a) wunneclich : gelich 275. grimmeclich : ebengelich 289. grûslich : suntlich 325. sicherlich : fleischlich 321. unbarmeclich : grûslich 363. gelich : billich 761. Einmal mit -lichen, grûslichen : mortlichen 433. Wernher vom Niederrhein ich dir sagin sal : den du dragin sal 55, 30 (du sol auch im Welschen Gast, s. Reinhart Fuchs 384, 30), hier steht das Hilfsverbum in Verbindung mit einem zweiten Reim. Unterschied der Bedeutung läge in stên undi griez : des meres griez 4, 27, aber die Stelle ist verderbt; vgl. die Anmerkung. Zu bessern ist di nie sunden bigan (l. sunden mochte bigân) : antwurten bigan 9, 23. clagit he mê : conturbavit mê 51, 9 : -lich, -liche, -lichen wird gemieden, auch finde ich nur einmal (b) mildecheide : rûnicheide 58, 2. Statt irlôst : irlôst 46, 13 ist zu lesen irlôst : gilôst. Unerlaubt würde sein steit : steit 53, 13, aber ich bessere dan de in dem êwangêlje steit, de von deme urteile ûz geit. Die niederdeutschen Marienlieder der Hanöverschen Handschrift, die gegen 5000 Zeilen enthalten, gebrauchen weder Hilfsverbum noch Pronomen oder Partikel: sonst aber (a) êwelich : sûverlich Bl. 1ᵃ. gelich : sêlich 4ᵇ. 22ᵃ: sûverlich 22ᵃ. 54ᵃ. 87ᵃ: heimelich 44ᵃ. sûzelich : sûverlich 19ᵃ. minnecliche : sunderliche 2ᵃ. lûterliche : êweliche 9ᵃ. volliche : geliche 10ᵃ. sûverliche : geliche (Verb.) 21ᵇ. geliche : êweliche 36ᵇ. wunderliche : sunderliche 37ᵃ. bitterliche : schemeliche 38ᵃ. sunderliche : geliche 48ᵃ. 91ᵇ. êweliche : sunderliche 56ᵇ. 58ᵇ. unmêzliche : geliche 77ᵃ. (b) sûzicheit : selicheit 5ᵇ. heilicheit : einveldicheit 9ᵃ. gerechticheit : gehôrsamecheit 9ᵃ. edelcheit : reinecheit 9ᵃ. bittercheit : sûzicheit 29ᵇ. otmûdicheit : stêdicheit 39ᵇ: werdicheit 41ᵃ. barmherzicheit : unverdoldicheit 45ᵇ. heimlicheit : idelcheit 50ᵃ: otmûdicheit 51ᵃ: einveldicheit 58ᵇ. senftmûdicheit : mildicheit 91ᵃ. wârheide : bôsheide 6ᵇ. sûzicheide : driveldicheide 6ᵇ. mildicheide : unverfluzicheide 26ᵇ. vrôlicheide : trûricheide 30ᵇ. heimlicheide : senftmûdicheide 41ᵇ. otmûdicheide : sêlicheide 47ᵃ: werdicheide 53ᵃ. drunkenheide : bescheidenheide 50ᵇ. sûzicheide : heimilicheide : wisheide : sêlicheide 52ᵇ. wisheide : reinicheide 57ᵃ: einveldicheide 58ᵇ. heimlich 61ᵃ. reinicheide : gelusticheide 91ᵃ. sicherheide : barmherzicheide 93ᵃ. (d) richedûm : heilichdûm 8ᵇ.

Auch minnesam : lovesam 8ᵇ. 9ᵇ und das hier zuerst erscheinende und hernach nur noch bei Herbort vorkommende uperstentnisse: bedrûvnisse 30ᵇ. Sodann êre (Subst.) : êre (Verb.) 1ᵇ. geiste: geiste abstract und persönlich genommen (sô gerne wanede he in dîneme geiste, de aller meiste uver alle geiste) 2ᵇ. schade (Schatten) : schade (Schaden) 5ᵃ. leven (Subst.) : leven (Verb.) 5ᵃ. 87ᵇ. sanc (Subst.) : sanc (Verb.) 9ᵃ. worden (verbis) : worden (Part. praet.) 20ᵇ. 50ᵃ. 61ᵃ. 63ᵇ. 64ᶜ. 66ᵃ. 82ᵇ. salven (Subst.): salven (Verb.) 24ᵃ. wîs (Adj.) : wîs (Subst.) 23ᵇ. 48ᵃ. 75ᵇ. spîse: engele spîse (bildlich) 24ᵇ. armen (Subst.) : armen (Adj.) 27ᵇ. êren (Subst.): êren (Verb.) 40ᵃ. rûchen (Subst.) : rûchen (Verb.) 40ᵃ. du brandes: brandes (Subst.) 64ᵇ. geboden (Subst.): geboden (Part. praet.) 66ᵇ. sîn (esse) : sîn (Pronom.) 66ᵇ. wirt (Subst.): wirt (Verb.) 71ᵇ. have (Subst.) : walehave (Adj.) 77ᵃ. minnen (Andenken): minnen (Lieben), ich will die Stelle ganz hersetzen, he lovet dîne (der Jungfrau Maria) schônheit bit dîner minnen in dem sange geistlicher minnen 79ᵇ. sal (Verb.) : sal (Subst.) 92ᵇ. ich getrûwe : getrûwe (Adj.) 93ᵃ. In Zusammensetzungen alzehant : hant 4ᵃ. nemen: vernehmen 5ᵃ. 75ᵃ. gebrichet: zebrichet 5ᵃ. gedenken : verdenken 5ᵃ. erlûchtet : lûchtet 10ᵇ. wurdes : antwurdes 11ᵃ. iezû : zû 18ᵇ. haven : erhaven 40ᵇ. 78ᵃ. 85ᵇ. 86ᵇ. vollekumen: kumen 47ᵇ: willekumen 82ᵇ. gevellet: bevellet 53ᵃ. offerman : man 56ᵇ. himelrîche : kuninerîche 38ᵇ: rîche 57ᵃ. rîche : ertrîche 69ᵇ. ertrîche : himelrîche 77ᵃ. rîches : keiserrîches 92ᵇ. geboden (Subst.): geboden (Part. Praet.) 66ᵇ. ungezzen: vergezzen 76ᵃ. sanc (Subst.) : gesanc (Verb.) 85ᵃ. gemach : enmach 91ᵃ. kêre : umbekêre 93ᵇ. Der unerlaubte Reim ist nur einmal ausser Zweifel, van siner minnen, van siner rôsin werdent geverwet alle rôsin 72ᵇ, * spîse : der engele spîse 24ᵇ. * Ein ander Mal, denn alle engele die sint in deme sesteme chôre : si havent mê êren wan die vonf chôre 39ᵇ soll wohl die beigefügte Zahl 566
einen Unterschied begründen, und in einer dritten Stelle 19ᵃ 46
steht zwar beide : beide mit gleicher Bedeutung neben einander, aber es folgt unmittelbar beide (Subst. = bîte) : leide : gescheide, wodurch die Berührung aufgehoben wird. Albertus gebraucht im heil. Ulrich wert : wert 41 und sun : suon 882 mit Verschiedenheit des Begriffs, trugelich : gelich 620. Heinrîche: Nordentrîche

794. mæzlichen : gelîchen 448. Dass im Reinhart Fuchs, heil. Aegidius und dem ersten Text von Eilharts Tristant kein rührender Reim sich zeigt, erklärt sich leicht aus dem verhältnismässig geringen Umfang der Bruchstücke, die sich davon erhalten haben. Ich will noch die Liederdichter dieses Jahrhunderts anführen, welche diesen Reim gebrauchen, wiewohl ihre Gedichte von geringem Umfang sind. Dietmar von Eist walt : gewalt MS. 1, 41ª. Kürenberg (a) schedelich : lobelich 1, 38. schedelich : gelich MS. 1, 38ᵇ. Spervogel (b) gotheit : kristenheit MS. 2, 229ᵇ. Meinlo von Sevelingen mir : mir MS. 1, 97ª. Volkslied ir : ir (war went ir : neig ih ir) Carmina burana S. 153. Das unter Alram von Gresten stehende Lied lobesam : minnesam MS. 2, 110ª. Dass Reinmar, der noch in das dreizehnte Jahrhundert reicht und dessen Lieder zahlreicher sind, keinen anderen rührenden Reim zulässt als (a) gelichen : gemelichen MS. 1, 83ª habe ich oben (S. 521 [S. 126]) bemerkt, wohl aber finde ich bei Ulrich von Gutenberg habe dane : ungedane MS. 1, 114ª. undertân : wol getân 116ª : missetân 118ᵇ.

Ich habe Heinrichs von Veldeke noch nicht Erwähnung gethan: er dichtete zwar die Äneide in den achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts, aber Bildung und Kunst stellen ihn an die Spitze der folgenden Periode. Bei ihm sucht man die mit dem Pronomen, Hilfsverbum oder der Partikel gebildeten rührenden Reime vergeblich: die unerlaubten darf man gar nicht erwarten, und mit Sicherheit ist füeren : füeren 128 in füeren : rüeren, minne : minne 9146 in minne : sinne zu bessern, ebenso wider : wider 1750 in wider : nider (vgl. 7187), was durch die Berliner Handschrift bestätigt wird. daz her : daz her 9170 ist gleichfalls verderbt: nach der Wiener Handschrift (in der Berliner fehlt die Stelle) sind die beiden Zeilen zu lesen ez was niht durch wer : dar in herbergetez her. Richtig steht ich mac : mâc 2176. genuogen (Prät.) : genuogen (Adject.) 2951. Ferner verlôs : sigelôs 4420 : erbelôs 8102. schaft : boteschaft 4168. halsberge : berge 5972. 6434. 7124. 8329: herberge 6434. worten : antworten 8498, mûedine : teidine 12526. Marroc : roc 6286. -lich
567 und -liche nur dreimal, (a) lobelich : mannegelich (nach der
47 Wiener Handschrift ieglich) 5848. eislich : freislich 3195. sunder-

liche : sicherliche 12068 (die Stelle fehlt in der Berliner und Wiener Handschrift). -lichen kommt nicht vor, denn listlichen : sunderlichen 3533 ist verderbt, und mit der Berliner und Wiener Handschrift sind die beiden Zeilen zu lesen mit listeclichen dingen allesunderlingen. (b) wârheit : wisheit 1505: ungezogenheit 8502: bôsheit 11248: girheit 12396. (c) boteschaft : hêrschaft 3900: geselleschaft 3874: friuntschaft 4104: wirtschaft 4128. ritterschaft : hêrschaft 4510. 9380: gesellschaft 3299. 5189. 7260. 8736. 9006. meisterschaft : vientschaft 5776. friuntschaft : geselleschaft 7560. hêrschaft : wirtschaft 13000. (d) richtuom : wistuom 405. 2374: magetuom 4234. (e) êrhaft : werhaft 5036: wârhaft 18414. Aus diesen Reimen geht hervor, dass Veldeke in keiner Beziehung zu dem späteren Herzog Ernst steht, wo -liche viel öfter vorkommt (oben S. 538 [= S. 144]), dagegen das hier nicht seltene -heit (denn lôsheit : wirdekeit Ernst 47 ist kein rührender Reim), -schaft und -tuom mangelt. Das alte Bruchstück (Fundgr. 1, S. 228—230) enthält nur 126 Zeilen, es lässt sich also daraus nichts beweisen; indessen zeigt sich darin kein Reim dieser Art. Der Dichter des Pilatus steht der Zeit wie der Bildung nach neben Veldeke. Er reimt rehte : unrehte 1, 107. genâde : ungenâde 1, 110. gewalt : walt 2, 9. heimuote : armuote 2, 95. kuninc rîche : rîche 2, 141. lant : heilant 2, 407. Herodes : des 2, 411. Sodann (b) semftikeit : barmherzikeit 1, 100 und (c) gesellescaf : bereitscaf 2, 29. Dass -lich -liche und -lichen fehlen, kann in dem geringen Umfang des Gedichts seinen Grund haben. Ganz anders bei dem Dichter des Servatius, der ebenfalls als Zeitgenosse Veldekes angesehen wird (Haupts Zeitschrift 5, 76), denn er gebraucht in 3548 Zeilen den rührenden Reim fast nur in der Zusammensetzung mit -lich (a) tägelich : unverträgelich 169: klägelich 743. 1777. grœzlich : kunterlich 1953. unmegelich : klegelich 2193 und einmal gærliche : sælecliche 841. Sonst noch (d) bistuome : tuome, auch lande : heilande 817. [heilant : lant]*) 2353. manlich (Subst.) : glich 291. 2581. Endlich will ich hier der Überarbeitung von Eilharts Tristant eine Stelle geben, weil sie in metrischer Beziehung dieser Zeit

*) [Mittheilung Ed. Schroeders.]

zuzugehören scheint. Wir finden darin niht als Subst. und Partikel, wenn he enwolde wibes niht. ez wære in liep iht oder niht 1111. sin (Verb.) : sin (Pronom.) 3237. 5863. werde (Adj.) : werden (Verb.) 4451. Sodann lässt sie den rührenden einige Male zu, wo er sich dem unerlaubten nähert, doch noch erträglich ist, daz was von rôtem golde riche (prächtig) : daz gap im
568 al der künic riche (mächtig) 619. er tet als im der hêrre hiez :
48 Tristant im hundert schillinge geben hiez, wo zu lesen ist Tristant im hundert schilline hiez (verhiess) oder der im hundert schilline geben liez 6250. diu frowe den boten gewinnen hiez : Pilâse der knappe hiez, die Bedeutung des Reimwortes ist hinlänglich verschieden, vielleicht ist auch hier zu ändern gewinnen liez 6060. zuo dem sê kam er gân (l. gegân) : dâ vant er vil schiffe gân (fahren) 7137. -lichen in Zusammensetzungen als Adverbium ist nicht selten. (a) menlichen : freislichen 125. getrûwelichen : frôlichen 2518. zornlichen : wærlichen 3075. ernestlichen : inneclichen 3379. 4842. spottlichen 6493. wærlichen : offenlichen 7153: tôrlichen 7602. sicherlichen : wislichen 7259. lieplichen : jæmerlichen 7327. tegelichen : heileclichen 7670. Nur einmal das Adjectiv hêrlich : unmæzlich 299. Einmal wærliche : geliche 1145, wenn man nicht wærlichen lesen will mit freierem Reim, wie bitterlichen : geliche 97 steht. (b) -heit in wârheit : wisheit 1445: wizzenheit 3515. Sogar hoveschеit : unkiuscheit 141 (s. oben S. 543 [= S. 150]). frümikeit : manheit 1231 enthält, wie oben gezeigt ist, keinen rührenden Reim, auch nicht hêrschaft : schadehaft 2162 oder früntschaft : unbehaft 5724. Ich merke noch an bist : liebist 2234.

Von der Volksdichtung rede ich absichtlich zuletzt. Älterer Laurin kleine sin : gewaltic sin S. 11. ôheim min : gruoz min 59. dâ : dâ 72. Sodann wise (Adj.) : wise (Subst.) 68. über al : al 25. vernam : nam 33. sin : gesin (Pron. und Verb.) 39. ze hant : hant 75. (a) êrlich : genzelich 48. sicherlich : lobelich 53. (b) wârheit : kristenheit 46. Auffallend würde man : man 44. 76 mit gleicher Bedeutung sein, wenn wir nicht die rohe Arbeit eines Spielmanns vor uns hätten. Rother her genôzte sich in : he suzte sie ineben in 1319. sin (Pronom.) : sin (Verb.) 1859. (a) tagelich : hêrlich 1383. Sodann hêrre : hêren 2454. Dagegen

guot : guot 2237 (Adject.) mit gleicher Bedeutung fällt der Spielmannsdichtung zu. Im Dietleib steht der rührende Reim mit gleicher Bedeutung beim Hilfsverbum und persönlichen Pronomen, ich müge ûf iuwer triuwe hân : daz irz ze guote wellet hân 8086. dâ ich so grôzen schaden mohte wol gewunnen hân : swaz ich noch her gestriten hân 12736. daz bin ich : jâ hân ich 12450. Doch statt dâ : dâ in helme dôz und swerte klanc hôrt man von in beiden dâ : Walther von Spâne was ouch dâ 11199 ist sâ : dâ, ein hier häufiger Reim, zu lesen, auch hin : in 1569 statt hin : hin. getân : wol getân ist zulässig, allenfalls auch under sie komen : danne komen 1606 bei dem Gegensatz in der Bedeutung, aber ich zweifle nicht, es ist zu ändern under sie bekomen. Dagegen wäre began : began 2785 nicht zu ent- 569
schuldigen. Die Stelle lautet sin gewæfen und den volen Hagene 49
prüeven dô began : sinnen er also begân, der sin ze koufen hæte begert, ez wære tûsent mare wert : ich glaube, es ist zu lesen dô sinnete er alsô der man. Sonst habe ich noch angemerkt haft : ritterschaft 2465. herzoge : gezoge 12228. hiez : gehiez 13368. Gelfrât : rât 845. Gelfrâten : râten 6245. Hâwart : wart 1241. Dieterîch : rîch 5257. 7545. 7921. 12510. Helferîch : Dieterîch 10380. 11568. 11754. rîche : Dietrîche 4585. 5731. 11256. Helfrîche : rîche 11999. Helferîchen : rîchen 11946. Imbrecke : recke 5659. 7635. 9892. 12858. Imbrecken : recken 4597. 4767. 10674. 11206. Liudegaste : gaste 5051. rinc : lrinc 8750. 10496. 12083. Dietleip : beleip 4909. 7535. 11178. 11604. 12764. Wîkêr : hêr 7797. rât : Wolfrât 10282. Gernôt : nôt 10600. bewæren : wæren 11570. gewizzen : verwizzen 6461. 10880. itewizen : verwizzen 12504. kindelîn : tohterlîn 4205. (a) lasterlich : gelich 2555 : ungelich 498. offenlich : hêrlich 4987. flizecliche : geliche 2023. lobeliche : ritterliche 6257 : angestliche 7439 : heimliche 7925 : hêrliche 11322. Klage als in diu vrowe geleit hât : mîn sin der krefte niht enhât 1891. Ferner mære (Adject.) : mære (Subst.) 1001. haben : erhaben 2040. verlôs : houptlôs 433 : untriwelôs 1025. Herrât : rât 2120. Dancwart : wart 1894. Giselhêr : hêr 1517. Gunthêr : Giselhêr 95. Sigehêre : hêre 781. (a) wizzenlich : tägelich 24. ungelich : islich 1423. minneclîche : geliche 1512. freislichen : loblichen 1966. (b) gotheit : kristenheit 492. Die Be-

handlung des rührenden Reims macht schon wahrscheinlich, dass beide, Dietleib und die Klage, selbst in dieser Abfassung älter sind, als unser Nibelungelied. Die verderbte Zeile 190 ändere ich nicht wie Lachmann in der Anmerkung mit dem Reim komen : komen, sondern von grôzen schulden sô bekomen : sie wârn ins rîches æhte komen. In der Überarbeitung der Klage ist hât : hât 3859 geblieben, haben : erhaben in erhaben : begraben 4239 geändert, weiter sind eingeführt arme (Adject.) : arme (Subst.) 1591. mære (Adject.) : mære (Subst.) 3423. tôt (Subst.) : tôt (Adject.) 4410. bewart : wart 1307. var : missevar 3097. spileman : man 1463. zît : hôchgezît 4137. (a) unfriuntliche : tobeliche 2747. geliche : minnecliche 3141 : jæmerliche 3209. In den Nibelungen wird der rührende Reim sehr mässig angewendet: der mit dem Hilfsverbum, dem Pronomen oder einer Partikel von gleicher Bedeutung gebildete ist gänzlich ausgeschlossen. In den echten Strophen sîn (Pron.) : sîn (Verb.) 965, 3. wart : bewart 21, 1 : Eckewart 1041, 1. 1223, 1. bewart : Hâwart 1285, 1 : Dankwart 1592, 1. Liudgast : gast 139, 3. spilman : man 1416, 1. wol getân : getân 1245, 3. stên : bestên 1776, 3. vernam : nam 2242, 1. Nur (a) islich : lobilich 304, 1. gelich : lobelich 2150, 3. Aber hof : bischof 1448, 1 (auch in der Klage 1652. 1677. 1701) bildet keinen rührenden Reim (vgl. oben S. 545 [= S. 153]). In den unechten Strophen Eckewart : bewart 9, 3. stat (ripa) : stat (urbs) 1228, 3. man : spileman 195, 1. 1416, 1. Liudgêr : gêr 212, 3. haben : erhaben 347, 3. meit : gemeit 1168, 1. gebôt : enbôt 1388, 1. stên : bestên 1776, 2. In der Überarbeitung sind sie (im Gegensatz zu der Überarbeitung der Klage, wo sie vermehrt sind) verschwunden bis auf spilman : man 12339. vernam : nam 1931. (a) ieselich : lobelich 2455. gelich : lobelich 8376. Eine Stelle muss ich näher betrachten, dem sult ir niht engelten : ich wil iu wæge sîn durch mines sunes liebe; des sult ir gar ân angest sîn 8982—8985. In dem alten Text: des sult ir niht enkelten : ich tuon iu triwen schîn durch iwers mannes liebe unde des edelen kindes sîn 1014, 3. 4. Nach meinem Gefühl lautet der Text der Überarbeitung besser und natürlicher: die Änderung könnte es glücklich getroffen haben. Da aber auch die Lesart von B (wo der Text von der Über-

arbeitung nicht berührt wird) des sult ir gar ân angest sîn sich dahin neigt, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, hier liege das Echte und die anderen Handschriften hätten den rührenden Reim sîn : sîn mit gleicher Bedeutung, den sie nirgend zulassen, wegschaffen wollen. Das Nibelungelied zeigt manchmal überschlagende Reime in der Cäsur und unter diesen auch rührende. Ehe ich davon rede, will ich eine Bemerkung einfügen.

Überschlagende Reime kommen in den echten Strophen nur etwa sechzehnmal vor, in den unechten häufiger, mehr als noch einmal so oft, ja Strophe 1 und 17 in beiden Hälften: sie sind mithin in den unechten, die ungefähr den vierten Theil des ganzen Liedes ausmachen, verhältnismässig viel weiter vorgedrungen. Bemerkt man ferner, dass sie in der Gudrun und den Bruchstücken von Walther und Hildegund abermals sich steigern, so darf man aus diesem Fortschritt schon auf ein höheres Alter der überschlagenden Reime in den echten Strophen zurückschliessen. Nun ergibt sich aber ein Unterschied, die überschlagenden Reime der echten Strophen gehören zugleich zu den unvollkommenen, wie wir sie aus den Dichtungen des zwölften Jahrhunderts kennen, also Hagne : degnen 120, 1. Hagnen : degnen 1974, 3. làzen : màze 2153, 3. mære : êren 21, 3. mære : verre 138, 1. mère : mære 583, 1. mære : wæren 106, 1. recken : 571
rechen 968, 1. gère : swære 1881, 3. küniginne : Rîne 794, 1. 51
gewinnen : minen 160, 1. Sigemunde : friunde 679, 1. triuwe : getrouwen 2114, 3. Genau sind nur mære : swære 2137, 1. mère : sère 2071, 1 und gelobte : ertobte 2143, 1. Gerade umgekehrt zeigen die zahlreichen überschlagenden Reime der unechten Strophen die Regelmässigkeit des dreizehnten Jahrhunderts, mære : wære 324, 1. 807, 1. gebære : mære 102, 11. mære : videlære 1372, 1. mæren : lobebæren 1, 1. berge : herberge 454, 2. degene : engegene 102, 7. êre : mère 128, 1. êren : gêren 656, 1. leide : beide 17, 3. dinge : ringe 802, 3. gedingen : ertwingen 114, 1. küniginne : inne 1846, 1. beliben : wiben 17, 1. rîche : degenliche 102, 5. rîchen : tougenlichen 147, 1. Rîne : Pilgerîne 1435, 3. zîten : rîten 1537, 1. hochgezîten : strîten 1, 3. schiere : viere 880, 1. wolde : solde 1054, 1. gesunden : wunden 1893, 1. gesunden : verchwunden 238, 1. 1796, 3. gerouwen : zerblouwen

837, 1. guoter : muoter 341, 5. Die wenigen ungenauen lassen sich leicht beseitigen, sedele : edelen 243, 3 ist nach den Lesarten zu berichtigen, êren : hêrren 43, 1 könnte mitgehen, und statt den zinnen : küniginne 377, 1 dürfte man unbedenklich der zinne setzen. Diese reinen Reime der unechten Strophen und ein Paar aus Wolframs Parzival darin aufgenommene Wörter (Lachmann zu 423, 2. 417, 5. Heldensage S. 65) weisen auf einen bestimmten Zeitpunkt ihrer Abfassung. Ich kann mir den Gegensatz, in welchem sie zu den alterthümlichen Reimen der echten Strophen stehen, am natürlichsten durch die Annahme erklären, jene echten Strophen seien im zwölften Jahrhundert damals entstanden, als die bei Kürnberg zuerst auftauchenden, bei Friedrich von Hausen schon ausgebildeten überschlagenden Reime *) aufgekommen waren, und der spätere Sammler oder Ordner des Nibelungeliedes habe zwar die Endreime der Regel seiner Zeit näher gebracht, die überschlagenden aber unberührt gelassen, da sie höchstens als eine Zierde, nicht als eine Nothwendigkeit betrachtet wurden. Merkwürdiger Weise zeigt Gudrun ein ähnliches Verhältnis, nämlich in den überschlagenden Reimen erscheint dort neben den überwiegenden genauen eine nicht unbeträchtliche Anzahl alterthümlich freier (z. B. degene : lebene, gelouben : ougen, wære : sêre), die man in den Endreimen vergeblich sucht. Durch diese wie die nächstfolgende Beobachtung wird zugleich die Annahme unechter Strophen, die Lachmann mit Scharfsinn herausgefunden hat,
572 aufs Neue bestätigt, wenn er auch den Heptaden zu Liebe einige
52 mit Unrecht dazu geschlagen hat. In der Gudrun sind sie nicht zu verkennen. « Müllenhoff S. 8. »

Doch ich kehre zur Betrachtung des rührenden Reims zurück. Er findet sich nicht in den überschlagenden Reimen der echten Strophen des Nibelungeliedes, man müsste denn Kriemhilt : Prûnhilt 784, 3. 789, 1 dazu rechnen, oder recken : rechen 968, 1 und triuwe : getrouwen 2114, 3 als rührende ansehen. Aber eine Stelle muss ich in ihrem Zusammenhang hersetzen, »ob ez dir wol gevalle, vil liebe vrouwe min, sô wold ich gerne

*) « Der Schreiber Wernhers vom Niederrhein gebraucht überschlagende ungenaue Reime Vorr. VI. Vgl. Wackernagel Gesch. der Lit. S. 135. »

senden nâch den vriunden din die minen videlære in Burgondon lant. die guoten videlære hiez er bringen sân ze hant 1347. videlære : videlære wäre als rührender Reim unerhört und so roh, dass man ihn dem Ordner des Gedichts nicht zutrauen darf; die Handschriften Ih haben die guoten boten bëde geändert, aber es war nicht nöthig: hier wird an einen Reim gar nicht gedacht, sondern es ist die natürliche, altepische Wiederholung. In den unechten Strophen finden sich die regelrechten überschlagenden Reime berge : herberge 454, 3. jâmerliche : sumeliche 963, 1 und der höfischen Dichtern anstössige (oben S. 541 [= S. 148]) trûrecliche : minnecliche 70, 1, aber vil gerne : vil gerne 1358, 3. 4 ist unerträglich: hier steckt ein Fehler, und die Besserung in der Handschrift D des sæhen in zen Hiunen gern diu ougen min ist geschickt. Die Überarbeitung hat recken : rechen 8610. triuwe : getrouwen 18095. berge : herberge 3970. trûrecliche : minnecliche 545. jâmerliche : sumeliche 8570 beibehalten, aber vil gerne : vil gerne nicht geduldet 11870, sodann neu eingeführt der genesen wære : gesunt wære 18455. gewunne : wunne 15100 und die ungefälligen (oben S. 541 [= S. 148]) bitterliche : jæmerliche 8362. vollecliche : willecliche 14424. flîzecliche : minnecliche 2358. Für ein blosses Versehen halte ich recken : recken 8618, zumal das richtige degne : recken 969, 1 in dem alten Text steht. In der Gudrun erscheint der rührende Reim noch seltener als im Nibelungelied, ich habe nur gefunden sîn : sîn (Verbum und Pronomen) 631 (158, 1). 2719 (680, 1). began : gân 8027 (1324, 1) und sant : alle sant 3003 (751, 1). Zusammensetzungen mit -lich, -liche und lichen nicht oft, (a) lobelich : tegelich 1891 (473, 1): anelich 4965 (1241, 1). minneclich : anelich 4957 (1239, 1). lasterliche : geliche 1153 (288, 3). grimmecliche : lobeliche 3737 (934, 3). geliche : lobeliche 5371 (1342, 3). frœlichen : trûreclichen 3897 (974, 3). Sodann daz si die ritterschaft niht wol geben kunden : sô si aller beste kunden 2897 (724, 3), was zulässig ist; das ist aber nicht ân êre : sîner tohter êre 1765 (441, 3), wo man sîne tohter hêre bessern muss, was schon Ziemann gethan hat. In den häufigen überschlagenden Reimen nur mæren (Subst.) : mæren (Adj.) 2808 (702, 3). In den alten von Lassberg herausgegebenen Bruchstücken von Ecke

mich : mich Str. 8. Sodann hèr (Adj.) : her (Part.) 97. fürsten ère : êre (Sieg) 145 und Zusammensetzungen mit -lich, -liche und lichen, (a) sicherlich : fridelich 232. sicherliche : willecliche 226: lasterliche 228. jæmerlichen : gelichen 141. Sigenot bei Lassberg volge mir : hât geholfen mir Str. 40 und (a) klegeliche : kreftecliche 31. In den wenigen Bruchstücken von Walther und Hildegund und in den zehn Strophen, die vom Goldemar Albrechts von Kemenaten übrig sind, kommt kein rührender Reim vor. Ortnit (bei Ettmüller) entweich : weich Str. 24 S. 50. Engelman : man Str. 28 S. 7. Alberich : rich Str. 57 S. 23 und öfter. geschaft : hèrschaft Str. 38 S. 20. an (avus) : an (Partikel) Str. 22 S. 105. Ich will noch unreinekeit : kristenheit Str. 23 S. 6 anführen, es gilt aber nicht für rührend. Unter den überschlagenden Reimen zeigt sich mit gleicher Bedeutung füeren : füere Str. 38 S. 41, aber die ohnehin schlechte Strophe ist gewiss unecht, sie steht nur in einer Handschrift, und die übrigen haben etwas Anderes und Besseres. In den Bruchstücken aus der Dietrichssage Dietrîch : rich Altdeutsche Blätter 1, S. 341. Dietrichs Flucht daz diu werlt erstorben ist : als wite sô diu erde ist 742. Dagegen statt ich : ich 5083 ist ich : ich mich zu lesen in Übereinstimmung mit der Starhemberger Handschrift. samt in (Pronom.) : in (Partikel). man : nieman 3291. 8017. ergàn : abe gàn 3397. rich : Woltdietrich 2286. 2295: Dieterich 4892: Friderich 2717 usw. Ermrich : Friderich 2455: Dietrich 2515. 2567. 2639. 3071 usw. Hugdietrich : Francrich 2356. Dietrich : Helfrich 5901. Isterich : Dietrich 8191. riche : Francriche 2349 : Dietriche 3963. richen : Dietrichen 2969. Dietrichen : Ermrichen 3325. 6629. Sigehèr : her 5841. -lich, -liche und -lichen, (a) tugentlich : gelich 1211. sicherlich : endelich 4701: gelich 6915. geliche : sicherliche 6471 : grimmecliche 6497. heimeliche (Subst.) : getriuweliche 945. kurzliche : endeliche 1971. sicherliche : hèrliche 2003. jæmerliche : lobeliche 3775. bescheidenliche : ungetriuweliche 5229. küneclichen : sicherlichen 8147. (a) ritterschaft : hêrschaft 8194. In der Rabenschlacht erscheint was : was 160. Ich setze die ganze Strophe her, wie ich sie mit Hilfe der Starhemberger Handschrift berichtigt habe:

Dò diu starke samenunge 574
z' Ezelburc komen was. 54
ez jâhen alte und junge
und allez daz dà was.
daz ûf der breiten erde
nie zusamne kæm sò manic recke werde.

Statt und allez daz dà indert was, wie im Druck steht, hat die Starhemberger als uns das buoch las, worin ich nur eine absichtliche Änderung des Reims sehe. Ferner rich : Dietrich 32. 333. 395. 1115. 1120. 1140. riche : Helfriche 576. richen : Dietrichen 83. 1133. Ermrichen : Dietrichen 487. -lich, -liche und lichen, (a) lobelich : sicherlich 524. klägeliche : heimliche 14: lobeliche 318. sicherliche : unmæzecliche 500: hertecliche 429: eisliche 624. geliche : endeliche 148: manliche 594. sicherlichen: ritterlichen 250: untrœstlichen 271: andehteclichen 512: vientlichen 648: etlichen 665: lobelichen 982: jæmerlichen 1086. Schon oben habe ich volleclichen : trûreclichen 18 angeführt. Rosengarten C lieben bruoder min : die ringe min 471. entwesen: gewesen 1027. rich : himelrich 995: freuden rich 999. In den überschlagenden Reimen (a) frumeclichen : keiserlichen 3. vientlichen : grimmeclichen 1906. Rosengarten D dich : dich 1531. sin (Conj.) : sin (Inf.) 431. Dietrich : rich 61. 66. (a) sicherlich : gelich 49: lobelich 435. Auch hier wünneclich : gewalteclich 583. Laurin (Druck vom Jahr 1500) sin (Pronom) : sin (Verb.) 1247. seitenspil : spil 1851. Dieterich : rich 1291. 1553. 2417. 2399.

II.

Den Schlagreim bilden zwei unmittelbar auf einander folgende Reimwörter, die innerhalb der Zeile und unabhängig von dem Endreim stehen. Freidank sagt singen springen sol diu jugent : die alten walten alter tugent 52, 6. 7 und in dem 48. Abschnitt S. 165—169 ist liegen triegen durchgeführt; mit triuwen (minder beglaubigt ist die Lesart triuwe) triuwe gelten 44, 11 gehört nicht hierher. Verbleibt die Strophe Ich minne, sinne lange zit, wovon die sechs ersten Zeilen (oben S. 3 [= S. 128]) erörtert sind, bei Walther, so wäre der Schlagreim auch bei

ihm gefunden, der sich ausserdem in den vier letzten Zeilen nochmals zeigt.

575 wære mære stæter man,
55 sô solte, wolte si, mich an
eteswenne, denne ouch sehen,
sô ich gnuoge fuoge kunde spehen.

In der gleichgebildeten Strophe eines Unbekannten (Walther S. 175) lauten sie:

êre sêre mich verriet:
si liuget, triuget vil der diet.
Krist der wise, wise dar
mich dâ din wünne künne wesen gar.

Ein geringer Unterschied besteht darin, dass in der vorletzten Zeile der Reim zugleich ein rührender ist. Dies sind die ersten strengen Schlagreime, die ich bemerkt habe, es müsste denn ein Lied des tugendhaften Schreibers (MS. 2, 103[b]) noch älter sein, wo er mit vierfacher, aber durch eine Zeile geschiedener Wiederholung des Reimworts erscheint, und zwar in drei Strophen,

Der heide leide ist worden bar, man hœret dâ
vil manegen süezen vogelsanc:
vil kleide beide grüene gel rôt unde blâ
der meie in gît: des habe er danc. usw.

Neidhart bringt in ein Paar leichtfertigen Zeilen (MS. 3, 80[b]) botzel botzel und urrâ burrâ vor, was aber ein volksmässiger Ausruf zu sein scheint, kein absichtlicher Reim. Burkart von Hohenfels führt den Schlagreim durch in der ersten und dritten Zeile eines fünfstrophigen Liedes (MS. 1, 88) niden liden muoz diu reine. schelten gelten kann sie kleine usw. Albrecht von Raprechtsweil (MSHag. 1, 342) in der ersten, vierten und achten eines dreistrophigen. Auch drei Strophen Wernhers von Teufen (MS. 1, 44[a]) und Winlis (MSHag. 2, 29) sind hier anzuführen, wo er in der letzten Zeile steht. Häufiger und unmittelbar auf einander folgend zeigt er sich bei dem Taler in zwei Sätzen eines Leichs (MS. 2, 99[b]. 100[a]): ich merke daraus zwei Zeilen mit stumpfem Reim an, diu bluot tuot in den ougen und in herzen wol und der walt gestalt ze froiden ist der dœne vol. Mariengrüsse (Haupts Zeitschrift 8) hillet schillet, hîâ hîâ! 279.

swigen nigen: din munt spriehet 499. Konrad von Würzburg ir lip trûter hûter- var : hilf uns allen wallen dar : tuo von swachen sachen gar MS. 2, 201ᵃ. Aber er hat es nicht lassen können, diesen Reim, der in einzelnen Fällen angemessen und wirksam ist, auf eine übertriebene Weise herbeizuziehen: in dem überkünstlichen Eingang zum Engelhart wird er häufig angewendet, gleich in den vier ersten Zeilen und dann regelmässig im Beginn oder in der Mitte bestimmter Zeilen (ich lese Z. 66 si stiuret tiuret rehten muot); hier ist er immer klingend. Noch weiter treibt es Konrad in zwei Strophen eines Liedes (MSHag. 2, 326), wo dieser Reim in jeder der sechzehn Zeilen, aus welchen sie bestehen, angebracht ist, und zwar ist er in der ersten Hälfte und in den zwei letzten Zeilen stumpf, in der zweiten klingend. Um das Mass voll zu machen, ist er in der letzten Zeile jeder Strophe sogar verdoppelt, der ger lâzen spil wil hie. lip wip flehen sol wol dir. Bei Frauenlob (Etmüller S. 260, MSHag. 3, 426 als Lied eines Ungenannten) in der ersten Zeile der beiden Stellen und des Abgesangs, Durch dinster vinster nebel dicken. Diu frouwe gnouwe dise wise. Der werde swerde sprach in leiden usw. Endlich in der achtzehnzeiligen Strophe eines Ungenannten (MSHag. 3, 418), wie bei Konrad, in jeder Zeile und in den beiden ersten mit Wiederholung des Reims,

Si zart enwart geborn nie wîp
von art bewart ir kiuscher lip.

wie Zeile 10 und 11

diz wunder under wilen tuot
besunder munder mir den muot.

Zeile 14 ist das Pronomen dazwischen gesetzt,

wie garwe ir varwe erquiken kan.

Aber schon früher kommt es vor, dass die beiden Reimwörter sich nicht unmittelbar berühren, sondern durch ein einsilbiges Wort, Pronomen, Partikel oder Hilfsverbum, getrennt sind, ja diese Art des Schlagreims ist die ältere. In dem Gedicht vom Himmelreich (Haupts Zeitschrift 8, S. 145), das in den Anfang des zwölften Jahrhunderts gehört, findet man zwischen anderen Langzeilen folgende. sint bescirmit, sint gefirmit, alter

unde jugent 16. dere du waltes und gehaltes, rihtes jouh phlihtes ungeliche 38. daz êriste, daz hêriste ist daz firmamentum 45. da ist der bezziste, der suoziste waz 76. vone den verlogenen, den ungezogenen werltminnæren 210. die hungerigen, die durstigen werdent dâ gehabet 238. Ferner in Heinrichs Gedicht vom gemeinen Leben daz er gên und stên niht enmac 547. Der tugenthafte Schreiber dar inne ich brinne, und sol mir niht ze helfe komen MS. 1, 103ᵇ. Freidank swie
577 der man sich kan bewarn 34, 13. Gottfried von Strassburg wie
57 gânt si vrüetend (l. flüetend) unde wüetend über al MSHag. 2, 277. Lichtenstein nur in dieser Weise:

reht als ein wunder sô sunder sô sêre
minn unde meine, si reine, si suelic, si hêre.

Ebenso in den folgenden vier Strophen S. 394. 395. Boppe genennet und erkennet ist Galadrius MS. 2, 231ᵇ. der sus, der sô, kraft unkraft was dar under MSHag. 2, 382ᵃ. Konrad von Haslau mit ungenauem Reim swâ niht swigt und wicht ein jüngeline Haupts Zeitschrift 8, S. 555, 175.

Frauenlob und Witzlav steigern den Schlagreim zu einem dreifachen, doch nur mit einsilbigen Wörtern. Bei jenem findet man in der 17. und 21. Zeile von drei Strophen (Ettm. 261, MSHag. 3, 426) Nuo zuo fruo din hinnevart! ich sprich sich des tages schîn, Wie die hie sint singens bar; sie hie lie den wahter stân, Ei hei schrei daz reine wip (die entsprechende Zeile fehlt). Bei diesem in der 7. Reihe von drei Strophen (MSHag. 3, 84ᵃ) Hô frô sô stet des meien blüete; Wân sân hân ich der frouwen mine. Snel hel gel schrie ich dinen namen. Als blosses aber nicht günstiges Spiel des Zufalls betrachte ich bei Ulrich von Zazichoven die Zeile waz daz was daz in twanc Lanz. 1369.

Aufgehoben wird der Schlagreim, wenn die Wiederholung des Reims vervielfacht und der Endreim mit hineingezogen wird. So findet man bei Frauenlob in einem Leich min muot guot tuot (: luot : fluot : gluot) S. 8 Z. 13. min schar gar klar var (: spar : zwâr : wâr) S. 8 Z. 32 oder Wie die dœne schœne lœne : balde trœne krœne frœne S. 13. 18, 1. 8.

Auch die unmittelbare Wiederholung desselben Worts rechne ich nicht dahin; rührende Reime konnte man darin nicht sehen, denn es wären unerlaubte gewesen. Singenberg fröit iuch, fröit iuch, fröiderîchen MS. 1ª, 152ᵇ. Gottfried von Neifen ziert damit immer die erste Zeile der fünf Strophen eines Liedes (16, 8), Sælic sælic si diu wunne 1. Niemen niemen kan erdenken 2. Wâfen wâfen über die Minne! 3. Frouwe frouwe, sælic frouwe, 4. Wol dir, wol dir, wibes güete, 5. In dem Refrain eines anderen Liedes (49, 13) jedes Mal diu guote, diu guote, diu guote, die reine. Vereinzelt wil diu guote mir ir helferiche helfe senden 3, 21. in den fröiden fröiden âne 6, 20. kan si liebe liebe machen. swâ si liebe liebe machet 6, 32, 33. minne minne, trûte minne, swîc, ich wil dich wagen 52, 15. 24. Lichtenstein wol wol wol mich 450, 3. Bei ihm auch in dem Endreim frô frô frô 507, 23 und wol wol wol 521, 6, wie bei 578
Walther hâhâ hâhâ hâhâ 38, 4. Rudolf von Rotenburg küsse 58
küsse küsse mich MSHag. 1, 79ᵇ. Wachsmut von Mülnhausen in den Anfangszeilen von drei Strophen summer summer summerzît. Frouwe frouwe frouwe mîn. Rôse rôse rôsen bluot MS. 1, 178. Steimar im Refrain schœne schœne schœne schœne, trœste mich MS. 2, 107ᵇ und sumer sumer süeze 109ª. Bei Geltar ebenfalls im Refrain hei hei hei hei hei MS. 2, 119ª. Noch weiter ab liegt die Wiederholung desselben Worts in einer Zeile zwischen anderen, wie bei Walther Der guote wîn wirt selten guot, wan in dem guoten vazze 106, 17.

III.

Den Binnenreim nehme ich an, wenn die Reimwörter innerhalb der Zeile so weit aus einander gerückt werden, dass man nicht mehr einen Schlagreim darin sehen kann. Begreiflich kommt er nur bei längeren Zeilen vor. Er erscheint in allen Strophen eines Liedes bei Wolfram (7, 41 ff.), z. B. es ist nu tac, daz ich wol mac mit wârheit jehen. Der tugendhafte Schreiber gebraucht ihn in einem Lied von fünf Strophen (MS. 2, 102ᵇ), lieb unde leide habent beide pflîht ûf mînen schaden : owè leider ich bin beider überladen usw. Nach Lachmanns Besserung steht bei Walther brinc si des inne, daz

werdin minne twingen kan 98, 39. Bernge von Horheim in einer Strophe (MS. 1, 172) nû lange ich mit sange die zit hân gekündet usw. Ferner Christian von Lupin (MS. 2, 16[b]) und Hadlaub (MSHag. 2, 288. 289). Abermals weiter ab liegen überschlagende Reime, wenn sie in mehrere Zeilen vertheilt sind, wie z. B. bei Lichtenstein S. 18: als solche müssen nach Lachmanns Anmerkung zu 98, 40 bei Walther 9319, 22 ze gebenne : ze lebenne angesehen werden. Dreifach zeigen sie sich schon bei Heinrich von Rücke in zwei Liedern (MS. 1, 99[b]. 100[b]).

Etwas Anderes ist die Wiederholung desselben Wortes, die der Sinn herbeiführt, und die in anderen Strophen des Liedes auch nicht wiederkehrt: auf den Reim ist es dabei nicht abgesehen, und er braucht auch nicht vollkommen zu sein. Ich will Beispiele aus Reinmar von Zweter anführen, der solche Wiederholungen überhaupt liebt, gehoft und ungehoft, verhoft der mir diu drîu beschiet MS. 2, 124[a]. swer minnen wil nâch minne site 2, 133[a]. zwîfel machet zwîfelmuot 2, 134[b]. swer bannen wil und bannen sol 2, 143[b]. ein gelle ir gellen niden muoz 2, 144[b]. ein bruoder sinen bruoder sluoc 2, 149[a]. ich wise an wiser liute rât 2, 151[a]. Mit Überladung got aller wunder wunder è gewundert hât mit wunder wunder unde wunder mê 2, 153[b]. Lichtenstein Ist der wibe güete und ir schœne schœne ob aller schœne 423, 26. Konrad von Heimesfurt dâ wünne berude wünne birt 920. In einer Strophe Singenbergs (MSHag. 1, 290[b]), in zweien Gottfrieds von Neifen (29, 14—35) und in einer des Markgrafen von Hohenburg (MSHag. 1, 34[b]) wird mit dem Wort minne in beständigen Wiederholungen gespielt.

IV.

Der Schlagreim steht innerhalb der Zeile und ohne Berührung mit dem Endreim; ein anderes Verhältnis tritt ein, wenn sich an das letzte Wort einer Zeile in dem Anfang der nächstfolgenden ein zweites Reimwort anschliesst: dies Reimpaar kann allein stehen, es kann sich aber auch noch mit einem dritten und vierten Reim verbinden. Ich nenne diesen Reim,

der natürlich nur in lyrischen Gedichten erscheint, den übergehenden. Unbekannt ist er in den Liedern des zwölften Jahrhunderts, auch noch bei Veldeke, Hartmann, Wolfram, Gottfried von Strassburg und Walther: aber des Letzteren Schüler, der von Singenberg (starb 1219 20), stattet die vier ersten Zeilen von fünf siebenzeiligen Strophen (MS. 1, 153ᵃ) damit aus, z. B.

Wie gerne ich mit fröiden wære,
wære unfröide niht sô wert.
nu ist dem rîchen fröide unmære:
mære ist swer ir ze rehte gert.
Ich muoz lieben unde leiden.
leiden trost von schulden geben:
triuwe und êre verret beiden:
beiden nieman kan gelebn. usw.

Auch in den folgenden Strophen besteht jedes dieser Reimpaare aus demselben Wort, das auch meistens dieselbe Bedeutung hat: da aber der Reim zugleich vierfach ist, so hebt sich die unerlaubte Berührung auf. Künstlicher verwickelt den übergehenden Reim Gottfried von Neifen. Aus einem Liede von fünf zehnzeiligen Strophen (21, 2) will ich die erste ganz hersetzen:

Ich hær aber die vogele singen.
in dem walde suoze erklingen:
dringen siht man bluomen durch daz gras.
was din sumerwunne in leide.
nu hât aber diu liebe heide
beide bluomen unde rôsen rôt:
meige kumt mit maneger bluot.
tuot mir wol diu minnecliche,
seht, sô wirde ich fröideriche,
sunder nôt vil maneger sorgen frî. usw.

Man sieht, er besteht zweimal aus dem einfachen Reimpaar, und zweimal ist er dreifach. Ich bemerke ausdrücklich, dass der getrennte Reim rôt : nôt in der sechsten und zehnten Zeile nicht hierher gehört. Fünf neunzeilige Strophen eines anderen Liedes (38, 26) zeigen ihn vierfach mit überschlagenden Endreimen, so in den ersten sechs Zeilen.

Sumer, nu wil din gewalt
walt den anger und die heide
heide kleiden: dast dien kleinen vogelen nôt.

man siht blumen manicvalt,
valt an maneger stolzen meide:
reide löcke tragents unde mündel rôt. usw.

In einem dritten Lied von drei zehnzeiligen Strophen (42, 35) steht er in den beiden ersten Zeilen, ein dritter entsprechender Endreim folgt erst in der sechsten:*)

Ich solt aber dur die süezen
grüezen meigen walt heid ouwe
und der kleinen vogele süezez singen.
lieze eht mir an ir gelingen
trüt mîn trost, mîs herzen frouwe,
daz si minen kumber wolde büezen. usw.

Ulrich von Wintersteten im Abgesang von zwei elfzeiligen Strophen (MSHag. 1, 151ª):

nement war
wie winter gegen uns ziehe.
leider, kreftic ist sîn schar:
sô ist der sumer schiehe.
fliehe, winter hât daz mezzer bî dem hefte. usw.

581 Steinmar in drei sechszeiligen Strophen mit dreifachem Reim
61 (MS. 2, 109ª). Ich wähle die zweite als Beispiel:

Der ich hân dâ her gesungen,
diust ein klugin dienerinne:
nâch ir minne
hân ich vil gerungen:
gelungen ist mir niht an ir,
wan si wolte guot von mir.

Bei dem Schenk von Limburg in dem Kehrreim eines Liedes von drei Strophen (MS. 58ᵇ) ein vierfacher Reim:

Frowe, mache
daz wir swache
leitlich sache
lache mir unt dir.

Konrad von Würzburg in drei elfzeiligen Strophen (MSHag. 2, 323), wo ein sechsfacher Reim beide Stellen füllt:

Jârlanc von dem kalten snê
valwent blumen unde klê:

*) • S. Burkhart von Hohenfels MS. 1, 83ᵇ. 84ᵇ. •

mê siht man grüenes loubes in dem walde niht.
schouwet wie der anger stê
jæmerliche aber als ê:
wê manegem kleinen vogelin dâ von geschiht. usw.

Ferner im Kreuzes Leich S. 16:

2, 2 dîn in dir unspâte
drâte giene ze râte,
8, 7 der mit golde was betroffen
offen wandel meinte?
10, 9 wart dunstic trûbt der touwes vollen
wollen! vorgedenken schuof daz giezen.
13, 4 der vierde kam in âles wîse
spîse, krinze, dîner hôhen wirdekeit.

In einem Liede von drei Strophen mit 34 Zeilen (S. 260), das ihm Ettmüller mit Wahrscheinlichkeit beilegt, in Verbindung mit dem Schlagreim:

Durch dinster vinster nebeldicken
blicken siht man grâwen tac:
ich wecke, schrecke zwên getriute 582
liute sô ich beste mac. usw. 62

Andere verdoppeln den im Anfang der Zeile stehenden Reim, so dass drei Reimwörter unmittelbar aufeinanderfolgen. Winli gebraucht in drei zwanzigzeiligen Strophen (MSHag. 2, 29) beide Arten:

Maneger leie blüete
güete waltet
und enthaltet
sich al durch den sumer frô,
jô sô singent schœne
vogelin in ir dœne
willeclichen hô,
sô des meien künne
wünne machet usw.

Der Düring in drei Strophen (MS. 2, 20), wovon ich die erste hersetze

Ich hân selhen trost besunnen,
wunnen sunnen gliche ist sie gestalt,
dîn mir tuot min leit verswinden:
binden swinden muot kan ir gewalt.

ja ist ir güete mêr dan tûsentvalt:
sie kan friunde trôst bewisen.
grisen wisen machen frôiden halt.

V.

Klingt ein Wort in derselben Zeile mit dem Endreim zusammen, so entsteht ein Mittelreim. Ich habe ihn nur bei wenigen Dichtern gefunden: aus dem zwölften Jahrhundert liefert das in seiner Form überhaupt eigenthümliche Gedicht vom Himmelreich ein Paar Beispiele, an daz fiur ne leget mê neweder bloh noch stoch 248. daz uns gewerren ne mege nâhen noch verren 338. Eilhart ez wære in liep iht oder niht 1112. Eingang von Albertus heil. Ulrich redelich und wunneclich 17. uber ein er ist rein 21. sich ime ergît, swem sunder nit 23. Gottfried scheint ihn zu lieben, im Tristan die enphlegent niht, sie widerphlegent 2, 12, sogar in zwei Zeilen hinter einander mit doppeltem Reim die dine stege, die dine wege: wol im der
583 si wege und stege 2, 19. 20. Sodann bescheidenheit schuof unde
63 sneit 116, 17. und alsô rich daz iegelich 116, 26. wâ unde wâ: dâ unde dâ 232, 7. weiz got, Brangæne, ich wæne 458, 18. Walther dô gotes sun hiem erde gie 11, 18. Öfter bei Freidank diu Krist gebar ân argen list 7, 14. slüffe ein schale in zobels balc 49, 19. êst lützel namen âne schamen 53, 13. ûf minne und ûf gewinne 55, 19. des mannes sin ist sin gewin 56, 5. den milte ie bevilte 86, 22. der sol sin guot niht lân zergân 91, 19. ein reine wip hât reinen lîp 101, 17. swer guot wider ûbel tuot 107, 4. gienge ein hunt tûsent stunt 138, 5. • 32, 19 ie læser und ie læser, ie bœser und ie bœser. Hier ist der rührende Reim an sich ein unerlaubter, aber das Formelhafte ist mächtiger. Sodann 60, 19 sich huop nit unde strit. • [Nachtrag auf S. 187.] • Mit vierfachem rührendem Reim ein tugent minnet d'ander tugent, als tuot ein jugent die ander jugent Freid. 52, 18. 19. • Singenberg ich welle, sone welle, sô fürhte ich daz din minne mich MS. 1, 153ᵇ. gedanke fügent wol gemach und ungemach MSHag. 1, 299ᵇ. Reinmar von Zweter die engel sint noch engel kint MS. 2, 131ᵃ. Rudolf von Ems daz ich verkêrte mich, unt ich Barl. 278, 4. Boppe öfter

in einer Strophe, z. B. sin hôher gwalt versigelt und verrigelt MS. 2, 232ᵇ. Litschauer sin pfert er sol beslahen wol MS. 2, 237ᵇ. Der Refrain in den fünf Strophen eines Liedes Konrads von Landecke schliesst jedes Mal mit mir gegen ir. Jüng. Titurel altissimus der hôhste, einvaltec und drivaltec 936, 1. Konrad von Haslau (Haupts Zeitschrift 8, S. 567) der im setzt ein sprüzzel undern drüzzel. Hugo wird ihn seinem Meister Freidank abgesehen haben, der sinen rât an den bœsen lât Renner 1835. Mit Doppelreim swaz swendet bluot und blendet muot 6411. Vierfach, sô ein gevater gên ir gevatern beginnet snatern über den gatern 18228, und mit Wiederholung derselben Wörter und also auch mit rührendem Reim, der hier sogar ein unerlaubter ist, als bringt ein sal den andern sal, und bringt ein val den andern val 20401. Noch ein späteres Beispiel, ouch saget man von ir wunder vil besunder Laber 657.

VI.

Pausen werden zwei Reime genannt, wovon der erste in der Regel am Anfang, der andere am Schluss entweder derselben Zeile oder einer der folgenden oder auch der ganzen Strophe steht; sie sind immer stumpf, meist einsilbig, können aber auch zweisilbig sein (z. B. lobe : tobe Walther 67, 24). Ich habe sie nur bei wenigen gefunden. Es ist sehr zweifelhaft, ob Heinrich von Morungen, der als Zeitgenosse Reinmars zu den ältesten Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts gehört, sie schon gebraucht hat: im Anfang der dritten Strophe eines Liedes (MS. 1, 51ᵇ) steht Owê und am Schluss in der neunten Zeile ein entsprechendes wê; es scheint aber zufällig, da die letzten Zeilen aller fünf Strophen diesen Reim zeigen, doch sonst keine im Anfang. Unzweifelhaft sind die Pausen bei Walther von der Vogelweide, der sie aber nahe bei einander hält: in den vier zehnzeiligen Strophen eines Liedes (62, 6) stehen sie jedes Mal am Anfang und Schluss der fünften und zehnten Zeile: 584 64

ein klôsenære. ob erz vertrüege? ich wæne, er nein.
dar und ouch mê vertrage ich doch dur etswaz. usw.

In den fünf zwölfzeiligen Strophen eines anderen (66, 21) Zeile 5. 6 und 7. 8:

des habet ir von schulden grözer reht dan è:
welt ir vernemen, ich sage iu wes.
wol vierzec jär hab ich gesungen oder mè
von minnen und als iemen sol. usw.

Freier behandelt Gottfried von Neifen die Pausen und häuft zugleich die Schwierigkeiten. In fünf achtzeiligen Strophen (8, 22) entspricht das erste Wort der ersten Zeile dem letzten am Schluss der Strophe; ausserdem ist der Reim, doch nur in diesem Lied, ein rührender. Ich wähle als Beispiel die zweite Strophe:

Bar min herze ie berude wunne,
daz was sweunc ich sach ir wunneclichen schin
unde ir ougen sam der sunne
dur min ougen liuhten in daz herze min.
dar nâch wart mir leit in kurzen stunden.
owè Minne wunden!
wie hast du aus dich min underwunden
daz ich sender siecher bin noch fröiden bar.

In einem anderen Lied (9, 26) ist der Reim ebenso gestellt, nur, da die Strophen aus elf Zeilen bestehen, noch weiter auseinandergerückt, wobei jede Wirkung aufhören muss. Ich bemerke die weiteren Verschiedenheiten: in fünf vierzehnzeiligen Strophen (32, 14) trägt die erste Silbe der zehnten Zeile den ersten Reim, so dass er von dem Schlussreim nur durch drei Zeilen getrennt ist. In drei zehnzeiligen Strophen (43, 26) enthält die vierte und letzte Zeile die Pausen, in zwei siebenzeiligen Strophen (46, 17) die dritte und siebente. Aber Gottfried erlaubt sich auch die Stellung des ersten Reims zu ändern, in zwei neunzeiligen Strophen (die dritte ist unvollständig) stehen sie (14, 8) in der ersten und letzten Zeile, aber der erste Reim ist in die zweite Silbe vorgerückt, Sich hât : rât. Wie kan : gran. Sodann nimmt er in zwei zehnzeiligen Strophen (42, 1) die dritte Silbe ein, Sumer, din : min. Frouwe, ir sit : lit. Ferner die vierte Silbe in fünf elfzeiligen (4, 1) und drei zwölfzeiligen Strophen (47, 10), Owè, winter, din : schin usw. Nu siht man die : hie usw. Endlich die fünfte Silbe in fünf neunzeiligen Strophen (38, 26), Sumer, un wil din : min. Wil si daz mich leit (Subst.) : leit (Verb.). Ach wie ist so gar : bar usw. Lichten-

stein hält sich in den Schranken Walthers: der erste Reim steht alle Zeit in der ersten Silbe, der zweite ist nicht weit von ihm getrennt und folgt meist am Schluss derselben Zeile: auch beginnt er nie eine Strophe mit diesem Reim, wie Gottfried thut, sondern bringt ihn innerhalb derselben an.

S. 399 sechs neunzeilige Strophen, fünfte Zeile:

Si nimt mir freude. din mich sorgen solde machen fri.
So richer freuden wünsch ich. daz mich tuot daz wünschen frô. usw.

Doch folgt hier in der letzten Zeile am Schluss noch ein dritter Reim, also zu si: fri noch bî, zu sô: frô noch hô usw.

S. 518 fünf siebenzeilige Strophen, letzte Zeile:

sô daz du sîst herzenlichen frô.
tuot mir din lîp wol. sô bistu guot. usw.

In der siebenten Strophe sind aber die drei letzten Zeilen damit geziert:

lâ mich drîn: ich tuon dir sanfte dâ.
Dar wil ich und niender anderswar.
kum ich dar. ez ist uns beiden frum.

S. 553 fünf siebenzeilige Strophen, letzte Zeile:

sô dem gefüegen wirt gelônet hô usw.

S. 571 sieben siebenzeilige Strophen, fünfte Zeile:

Hât ein frowe missetât usw.

Sodann in verschiedene Zeilen vertheilt,

S. 421 sechs siebenzeilige Strophen, sechste und siebente Zeile:

wâ hât freude sich verborgen?
die envinde ich hie noch dâ.
waz bedarf ich sælden mêre?
wie kan mir gelingen baz. usw.

S. 512 zieben siebenzeilige Strophen, fünfte und siebente Zeile:

Wie der tac ûf gât. der wahter von der zinnen 586
ist gegangen. iwer friunt sol hinnen: 66
ich fürht er sî ze lange hie.
Der tac ist hôch ûf: ich kan niht komen hinne.
maht du mich verbergen iender hinne?
daz ist min rât und ouch min ger. usw.

VII.

Körner heissen die in verschiedene Strophen vertheilten Reime: Lachmann zu Walther 11, 32 zweifelt nicht, dass sie von den Welschen entlehnt seien: vgl. Cl. Friedr. Meyers Gesichte des deutschen Reims S. 47. Reinmar setzt sie in die vorletzte Zeile, von drei siebenzeiligen Strophen, zît : strît : zît MS. 1, 63ᵃ. Walther wiederholt in zwei siebenzeiligen Strophen die drei letzten Reime enkan gemachet lachet : gewan gemachet lachet 110, 12, und in der siebenten Zeile von vier neunzeiligen Strophen sît : lît : nît : zît 119, 23. Bei Heinrich von Morungen reimen die Schlusszeilen von fünf neunzeiligen Strophen, sê : ê : mê : mê : ergê MS. 1, 51ᵇ. Lichtenstein hat in drei zehnzeiligen Strophen Körner und Pausen vereinigt, und Anfang- und Schlusssilbe reimen, Wol : hol. Wol : vol. Wol : sol 449, 11. Bei Gottfried von Neifen reimen in vier siebenzeiligen Strophen die letzten Zeilen unter sich und zwar überschlagend want (Verb.): guot (Subst.) : steinwant : guot (Adject.) 34, 26. Aber er hat ein noch viel schwierigeres Kunststück zu Stand gebracht, ein Lied von vier siebenzeiligen Strophen (11, 6) ist ganz aus Körnern zusammengesetzt, und diese sind mit strenger Regelmässigkeit so versteckt, dass es zuerst den Eindruck eines völlig reimlosen macht. Zu einander gehören 1, 1. 2, 3. 3, 1. 4, 3 meigen : eigen : leigen : erzeigen. 1, 2. 3, 2 heide : scheide. 1, 3. 3, 3 gesingen : gelingen. 1, 4. 3, 4 wise : prise. 1, 5. 3, 5 aleine : meine. 1, 6. 3, 6 güete : gemüete. 1, 7. 3, 7 hât : rât. Der erste vierfache Reim also bindet alle vier Strophen, die folgenden einfachen bringen die erste und dritte Strophe zusammen, und ebenso verhalten sich die zweite und vierte zu einander, 2, 1. 4, 1 verderben : erwerben. 2, 2. 4, 2 rôsen : lôsen. 2, 4. 4, 4 verdirbe : stirbe. 2, 5. 4, 5 kinde : vinde. 2, 6. 4, 6 riche : helfecliche. 2, 7. 4, 7 hân : getân. Merkenswerth, dass Walther, Lichtenstein und Gottfried zu denen gehören, welche auch Pausen gebraucht haben.

VIII.

587 47 Auch den grammatischen Reim, die Abwandelung eines Wortes durch verschiedene Formen der Flexion und Ableitung,

haben einige Dichter den Welschen abgesehen: vgl. Wackernagel Altfranzösische Lieder S. 172. 218. Veldeke füllt eine Strophe damit, sange : muot : lange : guot. muoten : guoten : sanc : lanc MS. 1, 21ᵃ. Reinmar wendet ihn sehr mässig an, nur in einigen Zeilen einzelner Strophen, tage : tac (: mac) 63ᵃ. geschehen : geschach : gesehen : gesach 83ᵃ. Hartmann brant : brende : bant : gebende : hant : hende : gesant : sende Büchl. 1, 1691—1697. armuot : armüete : unbehuot : behüete : bluot : blüete : gruot : grüete : guot : güete : verwuot : verwüete : ungemuot : ungemüete, dazwischen bluot : glüete, dann wieder fluot : flüete : wuot : wüete : Büchlein 2. 1785—1805. Er allein gebraucht ihn auch in erzählenden Gedichten, zwar geswiche : heimliche. entwichen : unbeswîchen Gregor 241—244 kann man kaum hierher rechnen, bestimmter muote : guote 437. 438. 447—450 und guotes : muotes 439. 440, zwischen dem angehäuften Reim muot : guot. Ähnlich im Iwein gemüete : güete. muote : guote. guote : muote 1877—1882. 2905—2910. ergangen : undervangen. undervienc : ergienc 3145—3148. haz : vaz. hazze : vazze 7017—7025. Am vollständigsten, mit beständigem Wechsel der Formen, gulte : engulte. gelten : engelten. engiltet : giltet. engolten : vergolten. galt : engalt 7151—7160, wo sich gelten : schelten. scheltære : geltære anschliesst. Burkart von Hohenfels in drei achtzeiligen Strophen sehent : sâhen. verjehent : verjâhen. funden : findent : entwunden : windent. strichen : strichent : entwichent : entwîchent MS. 1, 86ᵃ. Lichtenstein führt ihn in fünf sechszeiligen Strophen (S. 563) ganz durch, singen : sanc : gelingen : gelang : twingen : twanc usw. Am meisten Wohlgefallen daran zeigt Gottfried von Neifen, in fünf siebenzeiligen Strophen gewährt ihn die dritte in den vierzehn Zeilen, banden : minnebant : handen : hant 514—517. Innerhalb der vierten Strophe eines anderen Liedes lachen : lachet : machen : machet 6, 28. 29. 32. 33. In fünf achtzeiligen Strophen die vierte in den vier ersten Zeilen, singen : sanc : ringen : ranc 15, 30—34. In vier Strophen von dreiundzwanzig Zeilen (34, 35) ist er an verschiedenen Stellen angebracht, in der ersten Strophe Zeile 4. 5 kleide : bekleide, und wahrscheinlich soll auch Zeile 13. 14 meide : gemeit als ein solcher Reim gelten. In der zweiten Strophe Zeile 1—4. 8. 9

588 betwingen : twanc : ringen : ranc : gelingen : gelanc. In der dritten
68 Zeile 1. 2. 8. 9 gebunden : bant : kunden : erkant. In der vierten Strophe kommt er nicht vor. In fünf elfzeiligen Strophen (9, 26), die zugleich mit Pausen ausgestattet sind, fehlt er nur in der ersten und vierten Zeile und in der letzten mit der Pause, (heide:) kleide : bekleit : leide : leit. verswinden : verswant : enbinden : enbant usw. Ganz durchgeführt ist er in einem Lied von drei zehnzeiligen Strophen (33, 33), bekleidet : bekleiden : kleit : leiden : leidet : leidet : leit : blüete : bluot : güete : guot usw. Zu den genannten müsste ich auch Konrad von Würzburg gesellen wegen eines Liedes, das unter seinem Namen geht (MSHag. 2, 318[b]), dessen Echtheit aber schon oben (S. 533 [= S. 139]) aus anderen Gründen ist angezweifelt worden. Darin ist dieser Reim zwischen den rührenden gestellt, und aus diesen beiden Arten ist er ganz zusammengesetzt, blüete : guot : wundergüete : guot. flüete : wuot : wüete : fluot, und so in den beiden folgenden Strophen.

IX.

Der gebrochene Reim beruht auf der Trennung eines zusammengesetzten Wortes, dessen erster Theil den einen Reim ausmacht, dessen zweiter meist in den Anfang der nächsten Zeile übergeht; vgl. Wackernagel Altfranzösische Lieder S. 218. 219. Gottfried von Neifen hat ihn gekannt, gebraucht ihn aber nur einmal und zwar in einer Pause, wip-lich : lip 43, 31. Ulrich von Türlein zeigen : eigen-lichen Wilhelm 3[a]. Konrad von Würzburg scheint eine besondere Zierde darin gesehen zu haben und verwendet ihn öfter. Goldene Schmiede wandel : mandel-kerne 432. gürtel : türtel-tûbe 570. Ebenso in einem seiner Lieder der zweite Theil der Zusammensetzung in der folgenden Zeile, morgen-sternen : verborgen MSHag. 2, 319[b]. Er kann aber auch bei ihm in derselben bleiben:

> Dâ diu liebe nahtegal ir sanc
> lûte dœnet under:
> wunder- licher stimme klanc
> erhillet dâ MSHag. 2, 323[b].

Im Schlagreim ir lip trûter lûter-var MS. 2, 201[a]. kein herze-

smerze trûren birt Engelhart 49. Endlich mit fehlerhafter Trennung

Wünne -elicher varwe schîn
hât daz velt an sich geleit.
swer mit zühten frœlich sîn 589
künne, der sî der liebest zît gemeit. MSH. 2. 317ᵇ. 69

Elisabeth Swâben : Bâben-bere Diutisca 1. 354.

X.

Für den ungenauen Reim galt im Althochdeutschen die Regel, dass bei gleichem Vocal verschiedene Consonanten, die aber nicht ungleichartig sein durften, bei gleichen Consonanten verschiedene Vocale zulässig waren: vgl. Wackernagel Altfranzösische Lieder S. 215. Geschichte der Litteratur S. 59. Cl. Friedr. Meyer hat in dem zweiten Abschnitt seiner Geschichte des deutschen Reims von Otfried an bis auf Konrad von Würzburg in den einzelnen Dichtungen sowohl [erschöpfend?] als übersichtlich die Abnahme und das fast gänzliche Erlöschen dieser Freiheit mit Sorgfalt nachgewiesen. Ich will hier keine Nachträge liefern, sondern nur Veranlassung nehmen zu bemerken, dass ein (S. 26) dem Freidank beigelegter ungenauer Reim siget: gibet bei diesem so wenig als bei Walther vorkommt. Durchaus reine Reime zeigt zuerst der Verfasser des Gedichts vom Himmelreich, dann der Dichter des Pilatus und Heinrich von Veldeke, die beide ziemlich gleichzeitig sein mögen. Der ungenaue machte sich zuletzt geltend in dem Gedicht von der heiligen Margareta: im dreizehnten Jahrhundert erscheint er nur vereinzelt.

XI.

Der Doppelreim, bei dem sich die Silben suchen (Lachmann zu den Nibelungen 876, 3. zu Walther 98, 40. zu Iwein 7248), erscheint in verschiedenen Graden. Ich rede zuerst von dem Fall, wo der Endreim nur einmal verdoppelt wird, entweder in der ersten oder in der zweiten Zeile, wobei meist das Reimwort der anderen Zeile sich wiederholt. Ich unterscheide hier nicht, ob der vorstehende Reim in der Senkung steht, was bei dem einsilbigen das Gewöhnlichste ist, oder ob er eine

Hebung trägt, was natürlich den Eindruck verstärkt. Schon bei Otfried er : was er êr I 27, 55. er êr : belibanêr III 23, 50. io sô : egiso V 4, 39. Erst mit der beginnenden Kunstbildung werden die Beispiele häufiger. Marienlieder der Hanöverschen Handschrift ich : ich dich Bl. 10ᵇ. Albers Tundalus sprach : ach ach 65, 35. Altes Bruchstück aus Eilharts Tristant sî : sî bî Fundgr. 1, S. 238, in der Überarbeitung bî : sî sî 1183 Dresdner Handschrift. dô : sô hô 6565. frô : sô hô 6751. Wernher vom Niederrhein mich : ich dich 40, 20. Veldekes Äneide frô : sô hô 227. sîn sin : in 3127. Veldekes Lieder si sî : bî MS. 1, 18ᵇ. Walther ein : ein zein 15, 31. hein : ein stein : zein 30, 27. Freidank sî : si bî 100, 8. sin : hin in 133, 13. kein bein : stein 164, 17. Auch will ich anführen hân : lân zergân 91, 18. Hartmann ich : ich mich Erek 1217. Iwein 480. 3555. sin schîn : sîn Erek 2023. sô hô : dô Erek 10039. in : in drin Armer Heinrich 993. Büchlein ich : ich dich 1, 959. künigin : hin in Iwein 97. bin : mîn sin 3573. sich : ich mich 4143. ich mich : sich 5923. Parzival ir : ir mir 155, 25. sô frô : sô 509, 7. in sin : sin 539, 21. Wolframs Wilhelm in in : sin 444, 29. Gottfrieds Tristan dô dô : sô 18, 17. doch : noch doch 155, 25. doch : doch noch 285, 23. iesâ : iesâ dâ 171, 39. er : er der 409, 17. ich dich : mich Lobgesang 55, 1. Wigalois geschiht niht : geschiht 32, 23. sê : wê wê 56, 19. ê : wê wê 113, 4. mê : wê wê 119, 9. Reinmar sô : frô alsô MS. 1, 66ᵇ. si sî : bî 67ᵇ, 81ᵃ. si sî : fri 72ᵇ. mich : ich dich 71ᵃ. Der tugendhafte Schreiber ich dich : mich MS. 2, 102ᵇ. * schelten : schelten gelten Freid. 63, 2. * muot : guot tuot Freid. 107, 5. In den Nibelungen zeigen diesen Reim nur unechte Strophen. lant genant : hant 5, 3. an gewan : man 98, 3. hân getân : gestân 135, 3. hân getân : man 227, 1. In einer echten 828, 1 sind gerade die Worte understân : hân getân verderbt. Auch in der Gudrun sind sie vermieden, denn in nieman dan : begân 1609, 2 ist wohl niemen anzunehmen, und man gân : getân 1037, 1 gehört kaum hierher: nur etwa in win : sin 1305, 1. Die Wiederholung mit ir juncfrouwen : mit ir juncfrouwen schouwen 1306, 4 ist so ungeschickt, dass ich vermuthe, es ist zu lesen, und ir schœnen meide schouwen. Einige Male im Dietleib in : in hin 3219. hin in : sin 8356. nam : name zam

11660. In der Klage besten : besten westen 1996. Dieterichs Flucht in : hin in 1707 und ich : ich mich 5083. Auch will ich batwât : hât 9041 anführen. Eraclius redelich : ich dich 579. ir : ir mir 2074. Herbort in : in hin 579. ir : ir mir 2074. in : in drin 5735. unde unde : enkunde 13647. sîn sin : bin 14159. Konrad von Heimesfurt tougenlich : ich mich 773. kâmen : âmen âmen 1129. Neidhart drî : si si 42, 3 Ben. Mai ir : ir gir 12, 39. hin : sin sin 104, 34. frouwen : frouwen getrouwen 154, 7. sich : ich mich 189, 24. Lichtenstein ich dich : mich 151, 27. ich mich : ich 552, 13. ich mich : sich 181, 9. 191, 25. in niu : iu 374, 14. bî : si si 421, 24. Stricker hin : in sin Daniel Bl. 92. hân : hân getân 188. Flore 591 si si : bî 1513. ir : ir mir 3685. er : er ger 7995. Rubin frô : 71 sô hô MS. 1, 167ª. Konrad von Kilchberg si si : bî MS. 1, 14ª. Reinbot ich : ich mich 1608. 3466. Wernher von Honberg si si : frî MS. 1, 25ª. Heinrich von Morungen sô hô : frô MS. 1, 49ᵇ. Buwenburg bî : si si MS. 2, 180ᵇ. Hadlaub si : si bî MS. 2, 188ª. sô hô : sô 2, 197ª. Rudolfs Gerhart in : sîn sin 1093. Barlaam ich dich : mich 49, 33. 350, 35. ich dich : ich 336, 15. ich dich : unmügelich 361, 23. Orlens hân : hân getân 9114. ich dich : mich 10558. Passional dâ : jâ jâ 251, 93. in in : sîn Marienlegenden 107, 39. Gute Frau sîn sin : bin 1229. ir : ir mir 2291. Heinrichs von Meisen Unservater alsô hô : alsô 3719. Der von Gliers hin : hin in MSHag. 1, 105ª. si si : frî 1, 105ᵇ. ich mich : dich 1, 106ª. Wachsmut von Mühlhausen ich dich : mich MS. 1, 178ᵇ. Ulrich von Wintersteten si si : bî MSHag. 1, 172ª. Konrads Trojan. Krieg sich : ich mich 4854. Freibergs Tristan schin : in in 561. in in : schrîn 801. sîn : hin in 847. hin in : sîn 3081. hin in : künegin 3667. Kaedin : hin in 4375. in : in hin 6053. Auch mûshûs : Artûs 2901 ist zu bemerken. Reinfried von Braunschweig dâ : nâ nâ S. 73. Stolle sich : ich mich MSHag. 3, 8ᵇ. Frauenlob in hin : Sin S. 97. Witzlav jâ : aldâ â â MSHag. 3, 84ᵇ. Boner ir : ir gir 86, 5. ich dich : mich 95, 41. 53. 2) Häufiger wird in beiden Zeilen ein zweites und drittes, auch wohl viertes Reimwort vor den Endreim gesetzt, der gleichsam ein Gefolge hinter sich herzieht. In der Regel, doch nicht immer, wird dieser doppelte Reim mit einem und demselben Wort und zwar in gleicher Bedeutung gebildet und nimmt dann den Schein

eines rührenden Reims an, und zwar eines unerlaubten. Otfried gewährt nur einige Beispiele und nur mit Partikeln, thara frua: thara zua Salomon 39. mit muatû : mit guatû 46. iu ein : iu heim I 27, 28. ni derre : ni merre II 4, 65. zi gamane : zi samene IV 22, 20. Ebenso Moses (Voraner Handschrift) in ûz : in ûz 9, 27. ne suochte : ne ruochte 10, 24. Karajans Sprachdenkmale liefern schon ein Beispiel von einem nicht rührenden Participium und von einem Adverbium, was in dieser Zeit befremdlich ist, gezogen sin : unbetrogen sin 13, 2. willichlichen geben : cristenlichen leben 30, 3. Hartmanns Credo vil yerne : vil gerne 349. oder gê : oder stê 2450. ze lebene : ze wesene 2864. ir fleisc : ir geist 3080. Heinrich vom gemeinen Leben und nit : unde strit 195. unde hêr : unde sêr 737. Anegenge *) si bewarn : si harn 6, 67. und daz holz : und daz smalz 11, 47. er im gab : er in bat 14, 35. Kaiserchronik ûf ruckete : ûf zuckete 5227. dir kom : dir wol 10427. unde sælec : unde gnædec 11021. unde êre : unde hêrren 15185. unde zuht : unde genuht 15168. vil rôte : vil breite 14265. alsô wise : also lise 15713. noch sô mehtec : noch sô kreftec 6395. si sich garten : si sich scharten 14969. Marienlieder der Hanöverschen Handschr. diner mûder êre (Subst.) : dine mûder êre (Verb.) Bl. 1ᵇ. dich meine : dich leine 2ᵃ. de van dineme live quam : de van dineme live nam 14ᵇ. * wie vrôliche sêzes du dâ he saz : wie vrôliche izes du dâ he az 30ᵃ. wat vroweden mochte din herze haven : wat vroweden mochte din herze laven 31ᵃ. ich enweiz of mich dâ iman bekenne : ich enweiz of mich dâ iman nenne 78ᵃ. bit grôzeme schalle he zû dir giene : bit grôzeme schalle he dich entfiene 90ᵃ. * sô sêre : sô sêre êre 40. wie he dir lône : wie he dich crône 78ᵇ. sô hô : sô frô 92ᵇ. Albers Tundalus unde schrien : unde glien 51, 46. dâ lie : dâ gie 57, 4. âne nit : âne strit 61, 27. Lambrechts Alexander verwandelôte sih : vertunkelôte sih 135. wol geschaffen : wol offin 167. dinis gemuotis : dinis guotis 2895. unde mêr : unde hêr 4490. ze nemenne : ze gebenne 4651. wol gezieret : wol gewieret 5418. ime sine sculde : ime sine hulde 6774. Kürenberg dâst schedelich : dâst lobelich MS. 1, 38ᵃ. Wernher vom Nieder-

*) [L. jüngere Anegenge (als Anegenge ist sonst immer Ezzos Lied bezeichnet). Ed. Schroeder.]

rhein lässt ein nicht rührendes Verbum zu, sagin sal : dragin sal 55, 30. Albertus heiliger Ulrich er vol : er sol 15. er sêre : er êre 147. Die Kunstdichter gebrauchen diesen Reim öfter, aber schon bei Eilhart sinen landen : sinen handen 271. he was : he genas 941. sinen gesellen : sinen willen 1695. ein teil : ein heil 2135. iuweres wibes : iuweres libes 4227. aber wider : aber nider 4579. ze dir : ze mir 6721. niht sehen : niht geschehen 7098. Reinmar an mir : an ir MS. 1, 74ª. niht angiht : niht ensiht 78ª. Pilatus ubir tal : ubir al 2, 81. Aus den häufigen Beispielen in Veldekes Äneide nur eine Auswahl, sin lîp : sin wîp 138. ze guote : ze muote 1145. wol gewieret : wol gezieret 7105. sal gân : sal irslân 2092. aller hêrst : aller êrst 5010. unde samit : unde ravit 12986. unde guot : unde bluot 5138. unde singen : unde springen 12960. vil frô : vil hô 13060. und von Salerne : und von Volterne 5094. und wol gehêret : und wol gelêret 12766. Noch weiter geht diu in screip und in behielt : diu in sneit und in gevielt 11120. Der Dichter des Servatius ist viel zurückhaltender damit, beschränkt sich auch mehr, denn er lässt nur das Pronomen zu, si mâzen : si vergâzen 777. er spâte : er drâte 2841. die mûre : die gebûre 2891. sich regete : sich wegete 3415, und bei unvollkommenem Reim einem ekke : ein lekke 553. sinen hort : sin wort 2209. Walther ist diesem Reim wie Veldeke geneigt, er geht nur weiter und lässt auch Substantiv, Adjectiv und unabhängiges Verbum zu, unde reht : unde kneht 9, 6. minen sanc : minen danc 41, 26. dine tage : mine klage 64, 18. ze gebenne : ze lebenne 93, 19. mir nimmer : mir immer 593 S. 178. Mit geringer Unvollkommenheit behuote sich : behüete 73 mich 113, 24. sô lachent ir : sô lachen wir 29, 22. Drei Reime, alle frowen var : alle frowen gar 49, 7. iedoch frô : hie noch sô 98, 6. der ist frô : der ist sô 110, 28. Noch weiter, mir ist umbe dich : dir ist umbe mich 49, 21. Ja, zwei Zeilen sind fast ganz auf diese Weise zusammengesetzt: liuget er, sie liegent alle mit im sîne lüge : und triuget er, si triegent mit im sîne trüge 33, 17. Ebenso Freidank, ein bast : ein gast 73, 14. ich war : ich var 124, 16. nie gelouc : nie betruoc 169, 20. unt jugent : unt tugent 176, 17. unde katzen : unde kratzen 138, 15. umbe minne : umbe gewinne 58, 19. * wirt vergezzen : wirt ge-

mezzen 46, 3. • wâren driu : wâren diu 19, 25. ieman treit : man seit 164, 2. wassers gê : wassers mê 41, 20. gerne stilt : gerne spilt 49, 5. dunke sleht : dunke reht 50, 24. ander tugent : ander jugent 52, 18. gliche hellent : gliche schellent 58, 8. affen (Verbum) wil : affen (Subst.) spil 83, 5. erkennen wol : erkennen sol 102, 4. kristen mite : kristen site 129, 7. müezen wesen : müezen genesen 161, 2. Sodann ze rehte hân : ze rehte stân 50, 16. so vil gelinget : sô vil getringet 169, 10. Auch einige nicht ganz vollkommene Reime, gelouben niht : gloubet iht 70, 18. Zweimal nicht dasselbe Wort, din guot : sin huot 42, 1. mich iemer : ich iemer 51, 1. Verhältnismässig weniger häufig lässt Hartmann diesen Reim zu, Erek und zendâle : und gemâle 377. ze libe : ze wibe 567. ze stunde : ze munde 9623. Auch im bôt : im unnôt 1409 will ich anführen. si frô : si dô 1527. er frô : er dô 3599. mit triuwen : mit riuwen 7091. si vermiten : si riten 7815. an mir : an ir 9529. wol gunnen : wol begunnen 10073. Unvollkommene Reime, ritter guot : ritters muot 897. 6945. êren sterben : êre verderben 9363. ein man : eine an 9557. gliche riuwe : glicher triuwe 9933. Einmal drei Reime, noch ze lane : noch ze krane 7341. Gregorius unde lip : unde wip 99. unde lane : unde blanc 2734. unde guotes : unde muotes 3731. mit muote : mit guote 448. si begie : si lie 639. si nie : si hie 3525. Einmal vier Reime, und an der jugent : und an der tugent 693. Büchlein unde sagen : unde jagen 1, 681. unde gert : unde wert 1. 443. unde got : unde spot 2, 775. an mir : an dir 1, 913: an ir 2, 269. âne dich : âne mich 1, 1024. über dich : über mich 1. 527. ze klagenne : ze tragenne 2, 337. ich doch : ich noch 2, 499. Unvollkommen: sinem muote : sine huote 1, 25. eine heil : einen teil 1, 1385. Drei Reime: unde an jugent : unde an
594 tugent 2, 519. Armer Heinrich nicht enfliuhest : niht enschiuhest
74 421. ein stoup : ein loup 723. hât gezogen : hât betrogen 742. Zwei Zeilen gehören ganz hierher: wird er mir liep, daz ist ein nôt : wird er mir leit, daz ist der tôt 765. Iwein dise sungen : dise sprungen 67. unde brâ : unde grâ 446. unde jugent : unde tugent 1925. si ane : si dane 1697. ir fuoz : ir gruoz 2283. ir hulden : ir schulden 2729. vil gestriten : vil geriten 4393. sin

guot : sin muot 4841. von iu : von diu 5721. ein wint : ein kint 5784. Drei Reime, doch nicht ganz vollkommen: die si liten : diu si riten 4933. Ein Paar Mal ein anderes Wort: stein gôz : ein dôz 993. bî ir : si mir 7751. Unvollkommene Reime: grînen kan : grînet an 877. wizze krist : gewizzen ist 5485. Hartmann unterscheidet sich von Walther und Freidank darin, dass er für den zweiten Reim bloss Pronomina und Partikeln und einmal das Hilfsverbum verwendet; nur wenn die zweiten Reime unvollkommen sind, gestattet er auch Substantiva und Verba, woraus man schliessen kann, dass er nicht eigentlich doppelte Reime darin sieht. Wolfram ist damit noch sparsamer als Hartmann: Parzival uns beiden : uns scheiden 9, 1. dâ rief : dâ slief 166, 27. ze krane : ze lane 339, 29. ze gebenne : ze lebenne 373, 21. ze sparne : ze varne 819, 11. er fuorte : er ruorte 343, 3. al gemeine : al eine 230, 23. sîne wîbe : sîne lîbe 497, 25. si sprach : si sach 531, 21. ze teilen : ze veilen 538, 5. Nur einmal ein Substantiv: strites wer : strites ger 688, 19. Wilhelm ie gerane : ie getwane 61, 3. ze bejagenne : ze sagenne 78, 7. ze klagenne : ze sagenne 450, 13. si fuorte : si ruorte 315, 3. si riten : si striten 423, 13. unt die : unde hie 225, 1. sîner jugent : sîner tugent 387, 7. Einmal drei Reime: sîn ein lîp : bin ein wîp 168, 13. Nicht hierher gehört velschen gerne : valsch gelerne Parz. 439, 17. dâ gewuoc : dô genuoc Wilh. 67, 5. hât gepflegen : hân bewegen 158, 7. Gottfried hält es wie Walther und Freidank: sîn hâr : sîn gebâr Trist. 19, 35. im zuo : im tuo 71, 37. im geriet : im schiet 141, 1. mit mir : mit dir 101, 17. er gât : er hât 104, 7. er sol : er wol 346, 27. an mir : an dir 113, 39. an muote : an guote 115, 23. unde brâht : unde bedâht 131, 36. unde swach : unde gemach 292, 1. unde altet : unde kaltet 328, 29. unde lant : unde erkant 329, 19. unde gêret : unde gehêret 395, 39. unde blanc : unde unlanc 434, 21. zenphâhene : ze gâhene 140, 36. ze rehte : ze vehte 171, 25. ze mir : ze dir 271, 3. ze ritene : ze bitene 402, 37. ze lange : ze ange 459, 15. dem her : dem mer 179, 15. was erkant : was gewant 199, 24. ein wint : ein kint 208, 21. für sich : für mich 386, 7. umbe waz : umbe daz 427, 2. sîn herze : sîn smerze 440, 32. Ferner vergebene hin : lebene

bin 3, 1. lêre kam : lêre nam 58, 27. bluomen dar : bluomen war 118, 11. alle wis (Subst.) : alle wis (Adject.) 248, 39. Nicht unmittelbar anschliessend: gap ich dir : gap ez mir 109, 15. Nicht dasselbe Wort: saget mir : klaget ir 301, 29. Unvollkommener Reim: sûeze wip : sûezen lip 31, 20. sin guot : sinem muot 142, 39. edeln kint : edele sint 155, 29. sin ahte: sine trahte 79, 10. dine hant : min lant 130, 34. sinen handen : sinem anden 179, 9. wilent sô : wilen frô 327, 26. Brangænen lêre : Brangæne sêre 348, 31. Drei Reime: an dem guote : an dem muote 142, 32. wâ unde wâ : dâ unde dâ 232, 7. Auch ohne völlige Uebereinstimmung: und wis unbetrogen : und wis wol gezogen 127, 29. klage daz Riwalin erstarp : klage daz Blanscheflûr verdarp 47, 33. Vier Reime: ez ime gevallen wol : ez ime gevallen sol 1, 15.

Auch das Volksepos kennt den doppelten Reim. Die echten Strophen des Nibelungeliedes gewähren ihn mit Partikel und Präposition: vil leit : vil gemeit 152, 1. dâ geschach : dâ gesach 235, 1 (dâ geschach : gesach 1895 Lassb.). unde wel : unde snel 425, 3. der tac : der mac 1766, 3. in bôt : in nôt 2065, 1. Einmal drei Reime: er dô sach : er dô sprach 795, 1 (er dô sach : er sprach 7179 Lassb.). Einmal verschiedene Wörter: sîn gewant : din hant 847, 1. Mit Substantiv und Adjectiv nur in wenigen Stellen: leger stuont : jeger tuont 876, 3. manegen stic : manegen wic 1735, 1. angestlichen slegen : zierlichen degen 2286, 3 (angestlichen slegen : ûz erwelter degen 19476 Lassb.). Mit unvollkommenem Reim: frœlichen reit : grœzlichez leit 243, 3 (frœlichen reit : grœzliche leit 1963 Lassb.). hêrliche wip : wünneclicher lip 1010, 3 (hêrliche wip : wünnecliche lip 8934 Lassb.). Ebenso die unechten Strophen: min gewant : min lant 395, 1 (min gewant : daz lant 3399 Lassb.): alsô verbarc : alsô starc 1080. an den munt : an der stunt 1233, 1. min lant : sîn ervant 1344, 3 (mîniu lant : mîn ervant 11750 Lassb.). sinen man : sin getân 1131, 1 (sinen man : hân 10019 Lassb.). Ferner: Prünhilde lant : Kriemhilde hant 363, 3 (Prünhilde hant : in die hant 3059 Lassb.). zegeliche nôt : schemlichen tôt 1523, 3. wünnecliche wip : minneclichen lip 1618, 3 (wünnecliche kint : minnecliche sint 13970 Lassb.). Gudrun in sagen : in klagen 311, 1. unde wip : unde lip 347, 1. unser leit : unser arbeit 424, 1. sô

gewert : sô gebert 794, 1. niht tragen : niht gesagen 991, 1. niht triegent : niht enliegent 1185. wol kunt : wol gesunt 1174. wol gesagen : wol behagen 1174, 1. sîn lant : sîn hant 569, 1. sîme gesinde : sîme kinde 826, 3. ir lant : ir pfant 1593, 1. Ein Substantiv nur einmal, und zwar bei unvollkommenem Reim: herren biten : hêren siten 295, 1. Ein Verbum kommt gar nicht vor. Zwischen dem zweiten und dritten Reim liegt ein ganzer Fuss: si sô giengen : si dô herberge viengen 465, 3. Aus den verdächtigen Strophen bemerke ich unde marc : unde starc 65, 1. nie verlôs : ie erkôs 556, 1. daz ich im verzêch : daz im lêch 879, 1. Dietleib in riten : in erstriten 2407. ze schanden : ze handen 3034. den wegen : den degen 3087. in sâhen : in nâhen 3275. si holt : sie golt 4925. ich sol : ich wol 7551. vil hêre : vil sêre 10119. dâ gewesen : dâ genesen 10516. niht verzîhen : niht gelîhen 13254. wart erkant : wart genant 13340. Mit Substantiv und Verbum sehr selten, voget vie : voget hie 3961. fürsten wîp : fürsten lîp 6839. wolte bestân : wolte er gân 10808. Drei Reime, noch die wege : noch die stege 927. und ouch den lîp : und ouch diu wîp 9666. wol ze suone : wol ze tuone 12524. Unvollkommener Reim, was wâr : daz jâr 3403. mîn wîp : mînen lîp 4191. wâren komen : war genomen 5969. Klage mich enphie: mich nie 1012. ie geschach : nie gebrach 1829. ir triuwe : ir riuwe 1865. Ferner er kunde : er stunde 2053. die mîne : die sîne 2062. und geschach : unde sach 2153. Also nur mit Pronomen und Partikel, bei unvollkommenem Reim auch mit Hilfsverbum, wâren komen : war genomen 1763. hât gesant : het bekant 1803. mîne nôt : mînen tôt 502. 2129. mîn lant : dîne hant 2130, kein dreifacher Reim. Aus der Rabenschlacht bemerke ich immer wê : immer mê 892. Aus dem Haugdieterich (Pfälzer Handschrift Bl. 29[b]) führt Wackernagel (Altfranzösische Lieder S. 249) an, giengen im balde nâch : ze walde gâch.

Bei Hartmann, Wolfram, Gottfried wie bei Walther und Freidank bin ich ausführlich gewesen, bei den übrigen Dichtern dieses Jahrhunderts kann ich mich kürzer fassen: sie gebrauchen sämmtlich den doppelten Reim, etwa Ulrich von Türheim ausgenommen, in dessen (mir vollständig noch nicht bekannten) Wilhelm ich nur daz her : daz mer bemerkt habe. Bloss Par-

tikel und Präposition (wenn mir nichts entgangen ist) wenden dabei an Konrad von Fussesbrunnen, der Dichter des Athis, des Eraclius (bei spæher list : spæher ist 705 verdient die Lesart bezzer ist ohne Zweifel den Vorzug), Ulrich von Zezichoven, Herbort, Thomasin und der Dichter der Warnung: so hatten
597 es schon, wie wir gesehen haben, mit einer geringen Ausnahme
77 die Dichter des zwölften Jahrhunderts gehalten: Walther und Freidank waren zuerst weiter geschritten. Die Freiheit, deren sich diese wie einige Male das Volksepos bedienten, wenn man die Unterdrückung der früheren, auf einem natürlichen Gefühl beruhenden, dem einfachen Reim sein volles Gewicht lassenden Beschränkung so nennen will, gilt ausser bei Gottfried auch bei der Mehrzahl der Übrigen. Ich werde aus ihren Gedichten meist nur Beispiele von dieser weiteren Entwicklung ausheben. Wirnt triuwe wol : triuwen wol 38, 20. frouwe hère : frouwen êre 191, 35. Der zweite Reim ist, wie man sieht, nicht ganz vollkommen. Heinrich von Sax ûf der sælden tür : ûf der sælden kür MS. 1, 36ª. Neidhart gippen gappen : hippen happen MS. 2, 80ᵇ. ich mine sinne : ich sine minne 82ᵇ, die einzigen Beispiele, leicht aber gehören diese Lieder zu den unechten. Fleck sage mirz : sage dirz 1121. wolte werben : solte sterben 3869. kleine war : gemeine gar 6529: vgl. Sommer zu 1121, wo aber die doppelten Reime mit Partikel und Pronomen nicht vollständig angegeben sind: man findet ausserdem wie sie sungen : wie sie sprungen 821. und die merren : und die herren 259. noch sô wis : noch sô gris 4411. sô wisen : sô grisen 7559 usw. Rudolf von Ems michel êre : michel sêre Gerhart 2044. friunde sin : friunt min Barl. 121, 33. lêre geben : lêre leben 404, 27. gân zuo mir : gân zuo dir 189, 32. und ie strenger : und ie lenger 396, 25. geste wol : geste sol Wilhelm von Orlens 3473. sô gar ûf reht : sô gar ûf sleht Wilhelm von Orlens 3782. Konrad von Heimesfurt fröiden hœret : fröide stœret 417. Mai wart geraut : wart bekant 9, 1. êre gar : êren bar 204, 39. ein teil : ein heil 217, 37. Heinrichs Krone * die ûf was gedozzen : het ûf was geslozzen 17374. * ritters art : ritters vart 24732. vil lange : vil ange 28773. Aber unmöglich echt kann folgende Wiederholung sein:

29723 wolt iegelicher, möhte ez sîn,
für in liden, möhte ez sin,
mit gelichem kumbers valle.

In der zweiten Zeile ist etwa zu lesen:

für in liden disen pîn.

Lichtenstein mir gram : ir sam 30, 19. rôsen gar : rôsen var 229, 11. ist bekant : ist genant 478, 9. über sie : über die 616, 27. Ein dreifacher und vierfacher Reim, und ir triegen : und ir liegen 644, 9. mich freut ir jugent : mich freut ir tugent 594, 10. Ähnliche formelhafte Wiederholungen, ze mâzen tump, ze mâzen kare : ze mâzen milt, ze mâzen are 452, 11, und noch ausgedehnter, dâ sint si tump, dâ sint si kare : dâ sint si snel, dâ sint si stare. dâ sint si junc, dâ sint si gris : dâ sint si kint, dâ sint si wîs 609, 31. Mit unvollkommenem Reim, bereiten sich : bereitet mich 164, 25. werder man : werden kan 342, 21. Strickers kleine Gedichte alle krône : alle schône VIII, 15. kristenlichen wirbet : kristenlichen stirbet VIII, 49. immer mè : nimmer mè Karl 75ᵃ, und so ist auch Daniel Bl. 15 zu lesen. solde leben : solde geben Amis 1771. Heinrich von Morungen mit verschiedenen Wörtern, betwungen stât : gesungen hât MS. 1, 56ᵇ. Gottfried von Neifen minneclich gedinge : minneclich gelinge 5, 8. Konrad von Landegge lieber machen : lieben sachen MS. 1, 196ᵃ. Der Düring güetlich lachen : müetlich machen MS. 2, 20ᵃ. Boppe dir wol zungee : dir wol klungee MSHag. 2, 383ᵇ. Raumelant kopfer sîn : kopfer schin MSHag. 3, 64ᵇ. Ulrich von Gutenberg ich strebe : ich lebe MSHag. 1, 116ᵃ. Reinbot sô kare : sô stare 2624, und mit geringer Abweichung selbes frô : selber sô 2518. Herzog Ernst pflegen wol : pflegen sol 269. Passional ist gesant : ist enbrant 1, 54. den ich meine : den ich meine 2, 87. gûte hûte : gûte lûte 32, 18. der tur : her vur 60, 41. ich nu bin : ich nu bin 72, 92. ûf in : rûf in 73, 67. tugende hât : tugende (l. mugende) hât 117, 37. unde hô : unde ô 147, 89. im wil : im vil 165, 15. ein teil : ein heil 170, 85. sîn raste : sîn vaste 198, 28. mit guote : mit muote 288, 40. unde sâzen : unde âzen 294, 26. in (l. an) der stat : in der stat 336, 81. was zer hant : was erwant 353, 60. ist erkorn : ist verlorn 371, 85. Gute Frau mâze alt : mâze balt 169.

598 78

und von lande : und von gwande 183. Heinrichs von Meisen Unservater engel schar : engel gar 1866. hân gesaget : hân gedaget 1987. uns niht enwirret : uns niht enirret 2553. sînes knehtes : sînes getrehtes 3538. Türleins Wilhelm gar ein vuhs : gar ein luhs 13[b]. freude dort : freuden hort 136[b]. Auch zwei völlig auf einander reimende Zeilen, des triuwe lôn mich hât belônet : des triuwe krôn mich hât gekrônet 102[a]. Konrad von Würzburg führe ich mit mehr Vollständigkeit an, unde für : unde spür Goldene Schmiede 413. unde muot : unde guot Trojan. Krieg 2524. unde wert : unde gert 8477. unde starc : unde barc 10686. unde komen : unde genomen 11871. unde leben : unde geben 18521. und vische : und frische 3740. ze tragenne : ze sagenne Silvester 4587. ze sagenne : ze klagenne Troj. Krieg 11350. 12901. Andere Partikeln habe ich bei ihm nicht bemerkt, wohl aber Artikel, Pronomen und Hilfsverbum, ein kint : ein rint Goldene Schmiede 1593. ein kleine : ein reine Engelh. 599 909. des hers : des mers Goldene Schmiede 1593. die mine : 79 die pîne Pantaleon 1357. mir beschert : mir vert Engelh. 572. ir tugent : ir jugent Troj. Krieg 4414. sime heile : sime teile Engelh. 577. sîne minne : sine sinne 1875. Unvollkommen sîne klûse : sime hûse Trojan. Krieg 13652. hæte gar : hæte dar Partenopier 52, 11 Massm. Auch wart vor dem Particip, wart gekrœnet : wart beschœrnet Schwanritter 699. wart bereit : wart geleit Alexius 1273; sonst kein Verbum. Adjectivum in einem unvollkommenen Reim, minneclicher lip : wünneclichen wip Silvester 996. Substantivum nur in einem dreifachen und vierfachen, dem willen sin : dem willen min Silvester 1142. vor den liuten starc : vor den liuten barc Engelh. 6237. Auch ist anzumerken für baz mêr : daz êr Troj. Krieg 9734. Renner des iht : des niht 1636. niht wol gevellet : niht wol gesellet 5499. sîn vater hæte : sin vater tæte 8256. der ist ein kint : der ist ein rint 12318. ir (l. wir) kinder : wir rinder 12480. ân alle fruht : ân alle zuht 12550. als ein glas : als ein gras 20045. Mit unvollkommenem Reim, bœse tât : bœsen rât 1835. tiuvels kint : tiuvel sint 7056. sünder niht : sünden siht 10688. irdischen muot : irdisch guot 22786. Boner junge man : jungen kan 19, 5. Heinrich von Freiberg ein dahs : ein wahs Tristan 5908. si trat:

si hat 1477. sine trite : sine site 5171. hân ernert : hân verzert 3501. ritern guot : ritern fruot 1735. zürne doch : zürne noch 4266. Drei Reime wil er gern : wil er wern 1453. Brunwart von Augheim si sî : si fri MS. 2, 55ᵃ. Frauenlob dir in mich : mir in dich S. 237. in mir : in dir S. 238. Regenboge ritter ern : rittern nern : ritter wern MSHag. 3, 309ᵃ. Hugo von Langenstein und ouch ze arm : und ouch ze warm Martina (Diutisca 2, S. 127). Hadlaub gegen ir : gegen mir MS. 2, 188ᵃ. ir ie : mir nie 2, 190ᵇ. ir kinne : ir tinne MSHag. 2, 293ᵇ.

Ich bemerke einige eigenthümliche Stellungen doppelter Reime, Renner Marthà Marthà : wartà wartà 8919. Schretel (Haupts Zeitschrift 6, S. 174) nu bizà biz! nu limmà lim! nu kratzà kratz! nu krimmà krim! 257. Im Renner wiederholen sich in zwei Zeilen zugleich mit einem Mittelreim fast alle Wörter, als bringt ein sal den andern sal : und bringt ein val den andern val 20401. Noch weiter geht der Kanzler, lèrs (l. lère) ouch sendiu herzen gern : lern (l. lère) ouch sendiu herzen gern (l. wern) MS. 2, 242ᵃ.

Noch gehören, wenigstens halb, die Reimpaare hierher, wo nur in einer Zeile (meist ist es die zweite) zwei Wörter den Reim bilden. Am leichtesten geschieht es, wenn eine mitreimende Partikel oder ein mitreimendes Pronomen vor dem 600
Schlusswort in der Senkung steht, ergie : er ie Gottfrieds Trist. 80
180, 17. genôze : ze lôze 151, 1. 153, 3. einbære : ein mære 61, 33. ersach : er sprach Gudrun 648, 1. Türheims Wilhelm Pfälzer Handschr. 267ᵃ. erschrac : er lac Eraclius 3141. er starp : erwarp Barlaam 86, 11. 397, 35. er sterbe : erwerbe 335, 23. erklingen : er singen Konrads Troj. Krieg 5450. Gewichtiger ist Didô : si sô Friedrich von Hausen MS. 1, 91ᵇ nach der Besserung von Lachmann (Iwein S. 550 Anm.), noch mehr Didô : si dô Erek 7557. wæn ich : wænlich Iwein 1959. wider senden : wider wenden Jüng. Titurel 4666. Auch will ich nóch volbringen : wól gelingen Gudrun 1862, 3 (4250) anführen. Aus Otfried bemerke ich wisî : ni sî Hartm. 10. sâr in : bredigârin I 22, 23. fuart er : muater I 11, 26 und mit unvollkommenem Reim erdringe : ni gê II 17, 12. Dreisilbig bei Lichtenstein dieneet an : dienestman 308, 31. Renner wider abe : widerhabe

20171. Aus Walther gehört iedoch frô : hie noch sô 98, 6 auch hierher. Sonst noch einige unvollkommene Reime, herzeklage: herzen trage Gottfrieds Trist. 38, 18. unde roc : underzoc Schwanritter 285.

XII.

Der erweiterte Reim ist dem Doppelreim ähnlich, nur dehnt sich hier der Gleichklang in einem Worte aus und wächst gleichsam zurück. Ich sondere die verschiedenen Abstufungen.

1. Häufig reimen unter sich die zu einem Endreim gehörigen untrennbaren Partikeln: da sie aber niemals betont, vielmehr, wenn sie zur Senkung an dieser Stelle nicht dienen, ganz verschluckt werden, so kann man nur eine leichte Zuthat zu dem Reim darin erblicken. Bei Otfried kommt dies so oft vor, dass ich nur einige Beispiele anzuführen brauche, girustês: girestês I 1, 50. gifiangin : gigiangin I 23, 11. giwezzit : giszzit I 23, 51. giwartent : gihaltent II 19, 10. giwurti : giburti II 12, 40. gibirgi : giburgi III 8, 3. ginuag : giwuag III 14, 83. giwankô: githankô III 19, 36. giwâti : gidâti IV 19, 58. ginuagen : gifuagen V 25, 90. Seltener sind ir und bi, irthuesben : irlesgen I 17, 52. irquiktôs : irwaktôs III 1, 21. irwuntan : irstantan V 4, 47. irfuntan : irstantan IV 37, 28. V 7, 60. birinit : biscinit II 1, 50. biwelze : bisturze II 17, 16. biginne : bibringe II 12, 9. bifillit : bistellit IV 23, 13. zi nur in zisamane gegenüber dem abgetrennten zi scharne III 9, 3. int, in und, was mehr zu
601 verwundern ist, fir habe ich gar nicht gefunden. Das sind Bei-
81 spiele, wo die Partikeln sich berühren, weil sich dies am häufigsten trifft, aber keine Bedingung ausmacht, denn es reimt öfter gi- : bi-, z. B. ginuagi : bilnagi II 3, 47. gidoufit : bisoufit II 3, 53. gigiangun : bifiangun III 8, 11. gisprah : bisah V 7, 43. bigunni : gizungi V 25, 11. Ein Paar Mal zi- : gi-, zisliaz : gihiaz II 11, 50. giflizan : zislizan IV 30, 10. Hier erscheint auch fir- im Reim auf ir-, irqualtun : firsaltun V 9, 29.

Diese mitreimenden Partikeln sind in der folgenden Zeit fortwährend in Gebrauch: bloss in Dichtungen von geringem Umfang könnten sie fehlen, wie ich sie in der Schöpfung (Diemer 93—103) und der älteren Judith (Diemer 117—123) nicht bemerkt habe.

Ich werde die wichtigeren berücksichtigen. Leben Jesu ge-, ver- (verschrannet : versperret Diemer 257, 6. verschranchet : versperret Fundgr. I 172, 7. verholne : verstolne D. 265, 10. F. 180, 17) und ge- : be- (gewalte : behalten) D. 278, 13. 26. F. 192, 25. 43). Auch die drei ersten und ältesten Gedichte in Karajans Denkmälern S. 1—70 enthalten auffallend wenige solcher Reime, selbst mit ge-, die reichlich bei allen anderen vorkommen, nur einige (gestân : getân 4, 6. 5, 24. geschach : gesach 23, 10. geschihet : gesihet 37, 22. getragen : getwagen 40, 12). Ausserdem bloss zerstôret : zerfuôret 522; kein be-, er-. Sodann be- : ge- (gevaren : bewaren 7, 12. 13, 22. 14, 10. 22. begân : gestân 21, 7. geneite : bereite 25, 6. gefluoch : betruoch 41, 6. beroubet : geloubet 42, 2) und dehein : beschein 38, 11; kein ge- : ze-, er : ver-. Moses (Fundgr. 2) ge-, be-, ver-, ent- (betrugen : beriuwent 32, 42. benomen : betrogen 45, 7. verlihit : verzihit 34, 9. verkiesen : verliesen 89, 15. inthiez : intslief 85, 23). Sodann ge- : be-, er- : ver- (gefrouwen : peschouwen 65, 38. gidoubit : biroubit 78, 19. beginnen : gewinnen 89, 25. besehen : geschehen 93, 46. verschiet : ergiench 86, 11. vergâzen : erlâzen 86, 45). Hartmanns Credo ge-, be- (nur beschînit : beglimet 117). er- (irchundit : irvollit 691. irquebit : irhebit 2398. irworben : irstorben 3054. irwurbe : irsturbe 3781). ver- (verlâzen : verwâzen 1813. verkiusit : verliusit 2886. verlorn : verkorn 2586). Sodann be- : ge- (bescheinet : geheilet 913. geniezen : berieze 1910. gewalden : behalden 2578). er- : ver- (verlorn : irkorn 1387. irrêren : verkêren 2966). Moses (Diemer 3—90) ge-, er- (nur irgezzen : irsezzen 25, 28, denn statt irsunken 46, 23 ist virsunken zu lesen). ver- (nur verstolen : verholen 26, 22). be- habe ich nicht gefunden. Sodann be- : ge- (bechêret : gelêret 17, 29. gegangen : bevangen 22, 8. gelogen : betrogen 23, 26. 25, 25. began : getân 29, 5. gezogen : betrogen 48, 24. ge- 602
scriben : beliben 55, 10). er- : ver- (virsunchen : irtrunchen 13, 21. 83
irtrenket : virsenket 17, 23. irborn : virlorn 22, 15. virbrante : irkante 34, 9. ertrenchen : versenchen 45, 11). Kaiserchronik ge-, be- (bequam : began 711. bewaren : behaben 3332. belangen : bevangen 12391). er- (irhangen : irgangen 827. irgienc : irhienc 7772. erwern : ernern 10725. irhôrten : irvorhten 14687. irswitzet :

irhitzet 16747). ver- (virliesen : virkiesen 5181. 7853. 13411. 12555. virmezzen : virgezzen 7011. 15707. 13823. virlorn : virkorn 8237. 14793. virbrennen : virhengen 10919. virwizzen : virgezzen 12057. virschiet : virliez 15597). ze- (zevuoret : zestôret 907. zestôrte : zevuorte 15583). Sodann ge- : be- (gemezzen : besezzen 2452. bewaren : geschaden 3338. bedenken : gewenken 11985. gerechen : besprechen 12577). er- : ver- (virsunken : irtrunken 1745. irtrenket : virsenket 11875. irkorn : virlorn 12589). ze- : ge- (zestôre : geirre 11039. zevuoren : geruoren 11177). Albers Tundalus ge-, be- (bivangen : bigangen 52, 6. bislichen : beswichen 66, 35). ver- (verkorn : verlorn 46, 73. verlâzen : verwâzen 47, 19. verstoln : verholn 50, 35. verkôs : verlôs 56, 55). en-, ent- (enbunnen : enrunnen 56, 59). er- kommt nicht vor. Sodann ge- : be- (gitân : bigân 47, 76. 53, 28). er- : ver- (ergie : verlie 45, 13. verlorn : erkorn 45, 71. ersterben : verderben 46, 11). be- : ze- (beruorte : zefuorte 57, 8). ge- : de- (gisteine : debeine 59, 64). Lambrechts Alexander ge-, er- (irslagen : irzagen 3334 Massm. irlangen : irgangen 4360). ver- (versunken : vertrunken 1065. versezzen : vermezzen 1629. verwunnen : vergunnen 3734. verklagen : verslagen 3788. verjaget : verzaget 4458). ze- (zevuoren : zestôren 973. zestôret : zefuoret 6169). be- habe ich nicht gefunden. Sodann ge- : be- (getihtet : berihtet 15. gesihte : berihte 155. betuon : geruon 302. beschrite : gerite 316. geliegen : betriegen 258. getân : bestân 1527. bestuonden : gebunden 1605. behaget : gesaget 2378. bekant : gesant 3148. gesehen : bejehen 3154. besehen : geschehen 3382. bevangen : gegangen 5367 : gehangen 5575). er- : ver- (vernemet : irgremet 1523. versezzen : irgezzen 3072. irslagen : verklagen 4622). ge- : ze- (gerechen : zebrechen 1001. gezam : zeslân 1515. gesprochen : zebrochen 3962. zespielt : behielt 7273. zestunt : gesunt 402. 1420. beschalt : ze balt 1585). be- : ne- (beschein : nehein 5291. 6577). Bei Veldeke ge- häufig wie bei allen, doch hebe ich hervor, dass es an einer Stelle dreimal hinter einander steht (genesen : gewesen. geschen : geschehen. genozzen : geschozzen 10996). be- (bezwicket : bestricket 825. bereit : bespreit 1326. betrahte : bedâhte 1976. beleiten : bereiten 2595). er- (ersturben : erwurben 102. ersterben : erwerben 10176. er-

langen : ergangen 11908). ver- (verkorn : versworn 1932. verlorn : verkorn 2036. verkiesen : verliesen 4396. vermezzen : vergezzen 9434. verholn : verdoln 10328. verzigen : verswigen 11988). en- (engienc : enphienc 751). ze-, zer- gebraucht er nicht. Sodann ge- : be- häufig, so dass Beispiele nicht nöthig sind. er- : ver- (versunken : ertrunken 585. erkorn : verkorn 1043. 1545. erliten : vermiten 7634. erslagen : verklagen 7980. 8524). ge- : ze- (zebrochen : gerochen 62. gehôrt : zestôrt 468). Hartmann ge-, er- (häufig im Erek, ersigen : erwigen 5719. erstechen : errechen 6065. ergetzet : ersetzet 6247. 7273. 9775. ersetze : ergetze 6391. erweeket : erstrecket 6595. erwinden : ervinden 7932. Auch einmal ersach : er sprach 7893. Seltener in den übrigen Gedichten erwirbe : erstirbe Gregor 1297. erwerbe : ersterbe Büchlein 1, 1905. erworben : erstorben Iwein 15. erwern : ernern Armer Heinrich 214. Büchlein 2, 841. Iwein 4079. ernerte : erwerte Büchlein 2, 49. ernert : unrewert Armer Heinrich 214. erhal : erschal Iw. 301). be- (ich habe nur im Erek bekam : benam 3647 gefunden, denn begât : bestât Gregor 3815 hat Lachmann selbst in Haupts Zeitschrift 5, S. 69 begêt : stêt gebessert, aber ich glaube, dass auch im Erek zu ändern ist, der ruowe die sî dô gewan, dô man ir diu ros benan). ver- (im Erek verpflac : verlac 2969. verstolne : verholne 3063. verlorn : verborn 3161. 4135. verliesen : verkiesen 5875. verkiusest : verliusest 8105. Ausserdem verliesen : verkiesen Armer Heinrich 493. Büchlein 2, 371. Iwein 7319. verkürest : verlürest Büchl. 1, 407. verkür : verlür Büchl. 2, 795. verkorn : verlorn Iw. 2997. Büchl. 2, 107. verlorn : verborn Lieder 19, 7 und unverlorn : verlorn : verborn 8, 5. versèret : verkêret Büchl. 1, 427. verlâzen : verwâzen Büchl. 2, 795. verholn : verstoln Greg. 273. verholne : verstolne Greg. 536. Iw. 1765. verzigen : verligen Iw. 2863. versezzen : vergezzen Büchl. 2, 513. versaz : vergaz Iw. 3055. verstiez : verliez Iw. 7339. verendet : verpfendet Iw. 7719). en- (enbunden : enpfunden Erek 911. enphliehe : entziehe Greg. 431). zer- (nur im Erek zerbrach : zerstach 2589. zerbrochen : zerstochen 2812). Ich bemerke die Verneinung en- (enfliuhest : enschiuhest Arm. Heinr. 421. enwolten : ensolten Arm. Heinr. 871. enwolde : ensolde Iw. 2307. engunde : enkunde Greg. 2851), die ich nur noch in einer unechten Strophe des

Nibelungeliedes gefunden habe (s. unten [S. 220]). Sodann ge-: be-, ge- : ze- (gerochen : zebrochen Erek 1037. 6105. 9271. gesprochen : zebrochen Iwein 154. gestochen : ze brochen E. 2603. Iwein 7113. zebrach : gesprach E. 5346: gesach E. 5037: geschach Iw. 3351. zehant : genant E. 2769. 4180: gewant E. 3931. Iw. 4319. 3593. zesæte : getæte E. 3819. zestat : gebat E. 3501. gestroufet : zeroufet E. 5321. zeslagen : geklagen E. 5595: getragen E. 9141. Iw. 6724. zestœret : gehœret E. 7549. zerbreit : geleit E. 7717. 7750. zefüere : gefüere E. 9272. gewunnen : zerunnen E. 9759. gesunt : zestunt Armer Heinrich 1189. 1369. Greg. 3613. Iw. 3429. getân : zegân Büchl. 2, 167. ze gote : gebote Greg. 3399). be- : ze- (beginnet : zerinnet Büchl. 1, 410. zevuorte : beruorte Iw. 5383). de- : ge- (deheine : gesteine Greg. 3215). er- : ver- (im Erek verdorben : erworben 2981. 8531. verderben : ersterben 3367. verstieze : erlieze 3699. vertragen : erslagen 3983. 5431. versagen : erslagen 4071. ergienge : vervienge 4453. erstarp : verdarp 5157. 5215. ersterbet : verderbet 6161. erkür : verlür 8401. In den anderen Gedichten erkôs : verlôs Lieder 14. 15. erkorn : verlorn Büchl. 1, 109. Iw. 1655. 1843. 6037: verborn Greg. 2035. erslagen : vertragen Büchl. 1, 387. Iw. 6767 : verklagen Iw. 7279. erjagen : versagen Greg. 1529. erloufen : verkoufen Greg. 1533. erwerben : verderben Armer Heinrich 219. Iw. 3817. erwirbet : verdirbet Büchl. 2, 703. verdarp : erwarp Büchl. 2, 109. verderbet : ersterbet Greg. 3191. Iw. 717. ergienge : vervienge Arm. Heinr. 947. Iw. 3851. verbrant : erwant Iw. 7999. ersprenget : verhenget Büchl. 1, 1559. verstêt : ergêt Büchl. 1, 1579. erlischet : vermischet Arm. Heinr. 107. unervorht : verworht Iw. 2567). ver- : zer- nur einmal (vervât : zergât Büchl. 1, 1769), und in einer langen Reihe gleicher Reime, wo es kaum hierher gehört. Walther ge-, be- (betaget : bebaget 1, 28. benomen : bekomen 65, 29. 73, 23). ver- (versaget : verschraget 80, 11 : verzaget 121, 4. versezzen : vergezzen 13, 19. verlorn : verborn 95, 18). er- und ze-, zer- habe ich nicht bemerkt. Sodann ge- : be- (beladen : gebaden 7, 39. bewegen : gepflegen 30, 33. gezogen : betrogen 52, 31. 57, 7. geniezen : besliezen 62, 3. gevarn : bewarn 67, 20. gerechen : besprechen 79, 6. gesogen : betrogen 101, 5. beschœnet : gekrœnet 106, 6. gelogen : betrogen

116, 1). er- : ver- (erwurbe : verdurbe 8, 12. vermiden : erlîden 50, 23. verdorben : erworben 52, 28. verswern : erwern 61, 24. erkorn : verlorn 67, 82. 79, 29. erstirbet : verdirbet 82, 26. erstorben : verdorben 83, 3. erwirbest : verdirbest 91, 29). Freidank ge-, be- (begât : bestât 14, 10). er- (erwern : ernern 63, 8. 69, 13. ernert : erwert 163, 3. erbal : erschal 109, 19). ver- (verkiuset : verliuset 20, 26. verstoln : verholn 47, 8. verlorn : verborn 50, 10. 98, 1. vergizzet : vermizzet 131, 21). Ferner ge- : be- (gesiget : bewiget 30, 21. gezogen : betrogen 64, 19. berouben : gelouben 134, 18. betrogen : gelogen 150, 6. 151, 13. 172, 2: gezogen 154, 10. 171, 21. gebrâten : berâten 162, 10. begraben : geschaben 162, 16. beschornen : gelornen 162, 22. gelouc : betrouc 169, 20). er- : ver- (verlorn : erkorn 6, 17. verdarp : erwarp 53, 25. 87, 16. erworben : verdorben 87, 18. erborn : verlorn 111, 10. verdurben : erwurben 160, 8. verlûr : erkûr 87, 24. verswern : erwern 99, 5). Einmal ze- : ge- (zebrochen : gerochen 4, 4). Wolfram ge- : be- (besluzzen : beguzzen Lieder 3, 13. benennen : bekennen Parz. 472, 9. bejageten : betageten Wilh. 7, 5. benennet : bekennet Wilh. 151, 3). er- (ersprenget : erklenget Parz. 60, 25. erklenget : erlenget 122, 5. erkant : erwant 122, 1. erwerben : ersterben 151, 15 usw.). ver- (vergêt : verstêt Parz. 2, 15. verkorn : verlorn 51, 3. verkûr : verlûr 58, 9. vergûzze : verdrûzze 151, 1. vermiten : versniten 234, 22 usw.). Ferner ge- : be- (gebouc : betrouc Parz. 4, 13. betoubet : geloubet 10, 20). er- : ver- (erkôs : verlôs Parz. 12, 17. 346, 17. Wilh. 5, 21. versagn : erslagn 150, 23. verdarp : erwarp Wilh. 7, 27. erdinsen : verzinsen 97, 1). Gottfried im Tristan ge-, be- (besageten : beklageten 431, 33. bemæret : bewæret 432, 33), er-, ver-, aber auch zer- (zerlie : zergie 20, 13) und ent- (entwæten : entnæten 73, 33. entbestet : entlestet 74, 35). Ferner ge- : be-, er- : ver- und ze- : be- (zehant : besant 145, 37).

Klage ge-, be- (bekomen : benomen 1068. behaben : begraben 1990. bestân : begân 2000). er- (erwerben : ersterben 256. erstorben : erworben 641). ver- (nur versêret : verkêret 55). Sodann ge- : be-, er- : ver-, ge- : ze- (zebrochen : gesprochen 326. gesant : zehant 1971). be- : ze- (bekant : zehant 1806), Dietleib ge-, be- (beruochte : besuochte 128, 5. bekomen : benomen 6079.

behande : besande 13094). er- (nur erwerben : ersterben 7599). ver- (vergezzen : vermezzen 2007. versehen : verjehen 4113. verholn : verstoln 2243. 4380). Sodann ge- : be-, er- : ver-, aber nicht ze- : be- oder ze- : ge-. Nibelungelied ge-, be- (nur bekomen : benomen 1751, 3). ver- (verstoln : verholn 791, 1. verzagt : versagt 2079, 1). Ich will hier auch die Verneinung en- in einer unechten Strophe anführen, ensach : ensprach 615, 1. In einer solchen Strophe entran : enkân 880, 4. Sodann ge- : be-, er- : ver-, ge- : ze- (zehant : gewant 537, 1. 116, 3 : bekant 857, 1. geschach : zebrach 1940, 3). Gudrun ge-, er- (nur erwerben :
606 ersterben 865, 3 und ersach : er sprach 648, 1). ver- (vermezzen :
86 vergezzen 248, 3. 1097, 3. verjehen : versehen 1374, 1). Kein be-. Ferner ge- : be- (gevangen : belangen 1080, 3. besliezen : geniezen 1381, 3). er- : ver- (verswindet : ervindet 377, 4. verjehen : ersehen 614, 1. erkôs : verlôs 1079, 3. verderben : ersterben 1270, 3. 1505, 3. erkiese : verliese 1351, 3. erdiezen : verdriezen 2443, 3). Auch hier bemerke ich nebenbei gêrstange : erlange 447, 3. Dietrichs Flucht ge-, be- (bejaget : betaget 2371), ver-, kein er-. Sodann ge- : be- (gefüeget : benüeget 3544. bereit : gekleit 7447. began : getân 7751. begraben : gehaben 9987). er- : ver- (verderbet : ersterbet 7975. erslagen : vertragen 9489. erkorn : verlorn 9679. 9685. 9739. 9881. 9997). Rabenschlacht ge-, be- (bedenke : bekrenke 506). ver- (vermezzen : vergezzen 90. 251. 580. 710. 727). er- (erwahte : erschrahte 125. ersterben : erwerben 509. 903. erlangen : ergangen 698). Ferner ge- : be- (gedenket : bekrenket 1084). ge- : ze- (gesprechen : zebrechen 130. zehant : genant 384). be- : ze- (begunde : ze stunde 102). er- : ver- (verderben : ersterben 770. verlorn : erkorn 806. 909. 1064). ver- : zer- (verstâchen : zerbrâchen 688). Ich will auch enblanden : entranten 662 anführen.

Man kann bei allen auf die grossen Meister folgenden Dichtern voraussetzen, dass sie ge-, be-, er-, ver- und be-, er- : ver- auf diese Weise verwenden. Neidhart (16, 3 Ben.) gebraucht ver- sogar in dreifachem Reim, verriden : vermiden : versniden : Ausnahmen würde ein Zufall oder der geringe Umfang eines Gedichts erklären. Ich will also nur noch die selteneren Fälle hervorheben. Eraclius zerouft : gekoufet 1367. Herbort

zebletzet : zequetzet 5861. gehœret : zestœret 5919. Mai enzücket : entrücket 15, 25. 204, 37. entnihtet : entrihtet 24, 7. enblecket : entecket 206, 39. Heinrichs Krone zerizent : zerwizent 26021. entsweich : entweich 28320. entrinnen : entrinnen 28388. Lichtenstein zerlie : ergie 107, 17. zehant : zesant 540, 27. Albrechts von Kemenaten Goldemar (Haupts Zeitschrift 6, S. 520) zerbrochen : zerstochen 7, 7. Stricker zergê : erstê Kleinere Gedichte XII, 591. Flore entwarf : endarf 553. vervangen : zergangen 6491. zersleif : ergreif 7213. zerinnet : beginnet 1213. 7211 (wo zerrinnet ungenau geschrieben ist). zerünne : gewünne 2611. zehant : genant 4039 : gewant 4655. Konrad von Heimesfurt zersant : zehant 365. Ulrich von Wintersteten zerkliebe : zerstiebe MSHag. 1, 141ª. Ulrichs von Türheim Wilhelm entsitzet : entwitzet Bl. 263ᶜ Pfälzer Handschrift. Passional entgangen : entfangen 341, 87. Bei Konrad von Würzburg muss 607
ich wieder ausführlich sein, ge-, be- (beschiet : beriet Engelhart 87
5253. beschouwet : bestrouwet Turnier 19, 1. beslozzen : begozzen Goldene Schmiede 1789. beswære : bewære Engelh. 5531. beswæret : bewæret Pantal. 291. Trojan. Krieg 7572. 7879. 12097. behagest : bejagest Trojan. Krieg 14164. bejaget : betaget 10832. bekleit : bereit 11925). er- (erliuhten : erfiuhten Engelh. 99. erfiuhtet : erliuhtet Silv. 5139. Trojan. Krieg 9990. ergeben : erleben Engelh. 1573. erwerben : ersterben Engelh. 5907. Otto 227. Trojan. Krieg 5907. erkracheten : erwacheten Troj. Krieg 12193). ver- (verholne : verstolne Engelh. 6297. verlürst : verkürst 1521. verswigen : verzigen 2063. verzern : verhern Pantal. 1541. versigelt : verrigelt Weltlohn 311. verrihtet : verslihtet Silv. 3615. verrihten : verslihten Trojan. Krieg 4686. 8036. verwizzen : verslizzen Alexius 93. verkiesen : verliesen Trojan. Krieg 1591. 8314. 17924. verküre : verlüre 22509. vermezzen : vergezzen 9354). en- (endecket : enblecket Silv. 972. enschelten : engelten, wie zu lesen ist, Goldene Schmiede 869. engernt : enbernt Silv. 2089. engenzet : enschrenzet Troj. Krieg 3992). Kein ze-, zer-, denn vierfacher Reim würde nicht in Betracht kommen, wenn das Gedicht auch echt wäre, wizzen : zerizzen : zeslizzen : glizzen Klage der Kunst MSHag. 3, 335ᵃ·ᵇ. Sodann ge- : be- (besach : geschach Engelh. 937. 947. beschehen : gesehen Alexius 1003.

beslozzen : geschozzen Turnier 149, 3. gebrennet : beschrennet Troj. Krieg 2979. 20138). ze- : be- (zespielte : behielte Goldene Schmiede 1489). er- : ver- (erwerben : verderben Engelh. 2373. Trojan. Krieg 11618. verdarp : erwarp Pantal. 1247. erwürbe : verdürbe Trojan. Krieg 2728. verdorben : erstorben Herz 295. verbrennen : erkennen Pantal. 2123. erwindet : verwindet Engelh. 53. erkôs : verlôs 3089. ernert : verzert 6337. verschamt : erlamt MSHag. 2, 313ᵇ. erschein : verswein Silv. 1204. erwendet : verswendet Troj. Krieg 3556. erkorn : versworn 8570. erkennet : verbrennet 9238. 9890. verhern : erwern 9886). Einmal zer- : er- (zerflecket : erschrecket Pantal. 1843) und zer- : ver- (zergangen : vervangen Troj. Krieg 4790). Heinrichs von Freiberg Tristan zergie (l. zegie) : zelie 983. Hug von Langenstein zerspennen : zerdennen Martina 161ᵃ. Frauenlob entzücket : entnücket S. 193. Renner zeströuwet : gefröuwet 4747.

2. Die Partikel un- zeigt sich freilich nur untrennbar, aber da sie häufig betont wird und eine Hebung tragen kann, so steht sie doch mit den anderen untrennbaren Partikeln nicht auf
608 einer Linie. Sie erscheint mitreimend nicht oft. wîs undôtlich:
88 úngeloublich Evangelienharmonie aus dem Anhang des zwölften Jahrhunderts (Haupts Zeitschrift 7, S. 445, 9). ĕ unkunt : úngesunt Veldekes Äneide 9670. genûoge unminne : vón unsinne Freidank 101, 1. úngeræte : gâr unstæte 117, 22; in Walthers Liedern war das nicht wohl anwendbar. nôch unschult : úngedult Herbort 13181. vil unsuoze : únmuoze Strickers Daniel Bl. 103ᵇ. In diesen Beispielen ist die Partikel nur einmal betont, dagegen beide Male in folgenden, úngemechlich : únvertreglich Albers Tundalus 54, 54. úngelâze : únmâze. úntriuwe : úngetriuwe Herbort 10199. 16982. únverholn : únverstoln. únvergolten : únbescholten Parz. 303, 25. 361, 13. ungenant : únbekant Lichtenstein 15, 21. MSHag. 3, 468ᵃ. únverzaget : únversaget Passional 335, 83. úngezæme : úngenæme Warnung 385. 423. 447. únverhagelt : únvernagelt Jüng. Titurel 3756. úngewenket : únverschrenket 4649. únerstorben : únverdorben 5077. únenthalten : únverschalten Reinfried von Braunschweig Bl. 6ᵇ. únsinnec : úngewinnec. únflætec : ungetætec Hugs Martina 66ᵃ. 133ᵇ. úngenennec : únerkennec 284ᵇ. úngewizzen : úngeflizzen Wigamur

580. Unbetont in beiden Zeilen, gár unbendec : wás unwendec Meisner MSHag. 3, 93ᵇ. unkúndec : unsúndec Heinrichs von Meisen Unservater 345. unlæzec : unmæzec Hugs Martina 61ᵃ. unzühtegen : unflühtegen das. 34ᵃ. lîp unlidec : êre unnidec Renner 269ᵃ. unmuoterlich : unbruoderlîch 9174. unlûstec : unkûstec das. 9178. 11976.

3. Ähnlich verhält es sich mit den trennbaren Partikeln. Es kann zunächst nur von dem einsilbigen durch die Rede sein, das ich aber nur in ein Paar Stellen gefunden habe, nóh durhstechen : dúrhbrechen Lambrechts Alexander 6375. wás durchstochen : dúrchstochen Konrad von Heimesfurt 1037. dúrchstochen : wárt durchbrochen Heinrichs Krone 18305. Auch die zweisilbigen Partikeln begegnen selten, überfluz : übergnuht Moses 40, 6. überstrebt : überlebt Freid. 84, 16 Lesart. überstriten : überriten Barlaam 61, 35. überflüetet : übergüetet Jüng. Titurel 27, 3. übermüete : überflüete 3038, 1. underligen : underdigen Servat. 91. undertân : understân Barlaam 354, 1. widerbráht : widerdáht Heinrichs Krone 25462. Otfried gebraucht die trennbaren Partikeln nicht in diesem Verhältnis, doch muss ich missifiangin : missigiangin, das sich jedoch nur einmal (II 11, 41) zeigt, hier anführen: denn welche Ansicht man auch über den Ursprung von missi- hegen mag (Grammatik 2, S. 470. 587), so vertritt es in der Zusammensetzung die Stelle einer Partikel. Auf ähnliche Weise setzt Heinrich von Meisen 609
volbráht : voldáht Unservater 128, das ich bei keinem anderen 89
gefunden habe.

4. Aber der Reim kann auch in beiden Zeilen aus einem einzigen mehrsilbigen Wort bestehen. Ich betrachte zuerst den zweisilbigen oder als zweisilbig geltenden, der sich von dem klingenden dadurch unterscheidet, dass er statt des unbetonten e in der zweiten Silbe einen anderen schwerer wiegenden Vocal oder einen Diphthong hat. Verhältnismässig fallen die meisten Beispiele in das zwölfte Jahrhundert, tegelich : unvertregelich Litanei 684. klegelich : unvertregelich Tundalus 52, 82. hêrlich : êrlich 60, 2. freislich : eislich Lambrechts Alexander 352. 1658. 5659. dêôrum : dominôrum Kaiserchronik 2414. antichristum : bistuom Entechrist Elias und Enoch 121, 33. tägelich : kläge-

lich Servatius 743. 1777. unmegelich : klegelich 2193. Mit ungenauem Reim Ênoch : ienoch Moses Vorauer Handschrift 12, 1. geistlich : fleischlich Karajans Sprachdenkmale 96, 5. heilsame : freissame Himmelreich 164. Von den folgenden gebildeten Dichtern haben ihn nur wenige zugelassen, Veldeke eislich : freislich Äneide 3195. Didô : Cupidô 739. 857. 10978; auch will ich êrhaft : werhaft 5036 anmerken. Hartmann einmal mislich : gnislich Armer Heinrich 167. • lobtest : tobtest Iwein 2085. • Heinrich von Morungen krôn ist : schônist : lônist MS. 1, 53. Buch der Rügen (Haupts Zeitschrift 2) geislich : freislich 911. fridelich : sitelich 1635. Heinrich von Meisen werdekeit : hertekeit 1453. tegelich : klegelich 3151. Passional wistuom : bistuom 110, 4. Mariengrüsse (Haupts Zeitschrift 8) sámît : hàmit 201. frœulich : drœulich 499. Boppe nidine : glîdincMS. 2, 234ᵃ. Auffallend ist bei dem regelrechten Konrad von Würzburg klârheit : wârheit Troj. Krieg 20967, um so mehr, als man bei ihm weiter kein Beispiel eines rührenden Reims auf -heit findet. Dieser Reim steht einsam wie irdisch : unwirdisch Goldene Schmiede 1003, wo man jedoch irdesch : unwirdesch schreiben kann. Unangreifbar scheinen dieplich : lieplich MSHag. 2, 323ᵃ und güetlich : müetlich Goldene Schmiede 589 (vgl. Lachmann zu Iwein 7248), wiewohl Konrad den rührenden Reim auf -lich äusserst selten gebraucht; der Reim gilt hier als klingender. Ferner bei ihm reidiu : beidiu Troj. Krieg 11040. miniu : diniu 15896 (vgl. Lachmann Auswahl XIX. zu Nibel. 2091, 3) und nach Haupts sehr wahrscheinlicher Besserung heinlichiu : richiu Engelh. 74. Reinfried von Braunschweig meistlich : geistlich S. 50. geislich : freislich 51. Hug von Langenstein lieplich : dieplich Martina 94ᵇ. frilich : rilich 92ᵇ. 158ᵈ. 266ᵇ. heinlich : einlich 273. stritlich : nitlich 276ᵇ. verschamptiu : beklamptiu 106ᵃ. unrehtvertigiu : widerwertigiu 96ᵈ. Frauenlob freislich : eislich : ummeislich S. 93. 94. Wigamur gnœzlich : grœzlich 1434. 2280. Renner Marthâ : wartâ 8910. unertic : hœchvertic 5989. freidic : meineidic 5990. In den zum Volksepos gehörigen Dichtungen bin ich diesem Reim nicht begegnet und will nur aufmerksam darauf machen, dass in der Gudrun in der zweiten Halbzeile eines Reimpaars (641, 3. 4 = 2565—2566) ze Gâleis:

ze Wâleis steht, weil dies als Endreim aus der Quelle des Gedichts könnte übergegangen sein.

Enthält der Reim drei oder vier Silben mit zwei Hebungen, so entspricht er bei Zusammensetzungen dem vorhin behandelten Doppelreim mit ebenso viel Silben. Auch dieser Fall ist nicht häufig. Anegenge 5, 53 kumftigære : vernunftigere. Hartmanns Credo sunderlich : wunderlich 91, 337. innicliche : minnecliche 1886. Lambrechts Alexander tageliche : zageliche 2907. Marienlieder Hanöv. Handschrift wunderliche : sunderliche Bl. 37ᵃ. 65ᵃ. Mit unvollkommenem Reim, Himmelreich 239 wirtschefte : wertschefte. Pfaffenleben (Altdeutsche Blätter 1) 299 armecheit : barmecheit. Veldeke gewalkieret : gebalzieret Äneide 5170. Hartmann Garredômechschin : marlômechschin Erek 1665. geltære : scheltære Iwein 7163. Athis C 7 Dôrîlâus : Korîlâus. Wolfram gränselin : flänselin Parz. 113, 7 Lesart. sundersiz : underviz Parz. 230, 1. Malatons : Malacrons Wilh. 438, 39. Gottfried hovebære : hovemære Trist. 57, 7. 331, 29. ebengelich : ebenrich 126, 30. Herbort ritterschaft : ritterschaft 2753. manecvaldekeit : fünfvaldekeit 7603. Thomasin stætekeit : unstæte seit 153ᵃ. Rudolf von Ems zouberære : zoubermære Barl. 190, 33. Gottfried von Neifen minneclichen : inneclichen 39, 27. Herzog Ernst minnecliche : innecliche 2695. Ulrich von Wintersteten minneclich : inneclich MSHag. 1, 153ᵃ. Der von Obernburg unminnecliche : ungeliche MS. 1, 159ᵇ. Düring senderinne : swenderinne MS. 2, 20ᵃ. Tanhauser hermelin : ermelin MS. 2, 61ᵃ. Mariengrüsse himelslüzzel : himelsprüzzel 241. Lieder von Unbekannten wunderlich : sunderlich MSHag. 3, 468ᵃ. sunderlich : munderlich : wunderlich MSHag. 3, 467ᵃ. reinikeit : einikeit : gemeinikeit MSHag. 3, 468ᵃ. Hug von Langenstein bredegerîn : ledegerîn Martina Bl. 80ᵇ. sinneclich : minneclich Bl. 109ᵉ. 268ᵃ. kempferîn : stempferîn Bl. 109ᵉ. sunderlich : wunderlich Bl. 141ᶜ. Am häufigsten im Renner kamerær : hamerær 637. kindelîn : gesindelîn 1326. gewendelîn : Schendelîn 1816. hiuselîn : miuselîn 2740. wentelîn : mentelîn 5993. 20481. genselîn : flenselîn 12446. schiu- 611
weline : griuweline 8096. wunderlich : sunderlich 2170. un- 91
muoterlich : unbruoderlich 9174. inneclich : minneclich 13128. 19678. almehtekeit : ämehtekeit 10940. driveltekeit : einveltekeit

11278. salliute : zalliute 20409. Regenboge unbescheidenheit : bescheidenheit MS. 2, 197ᵃ.

Dreisilbige Reimwörter mit langer Wurzel und zwei unbetonten Endsilben sind eben so unhäufig, pfingesten : ringesten gilt im Jüng. Titurel 6158 und in Freibergs Tristan 512 als klingend. handelte : wandelte aus dem zwölften Jahrhundert Mones Anzeiger 1835 S. 287, 14. freidigten : leidegten Himmelreich 211. Passional wanderte : veranderte 102, 84. 282, 2. sunderte : wunderte 115, 55. handelte : wandelte 171, 36. minnerte : innerte 237, 67. neigete : veigete 389, 6. ferner lengete : besengete Marienlegenden 256, 493. hunderten : sunderten Engelhart 2677. handelte : wandelte 5143. Am meisten wird noch das Participium auf diese Weise gebraucht, doch immer nur von einigen, Servatius sitzende : switzende 3435. Athis springinde : singinde C*, 97. Gottfried von Strassburg lachende : machende Trist. 80, 20. 345, 12. 483, 7. trahtende : ahtende 91, 17. 367, 31. 404, 5. 487, 27. fliehende : ziehende 139, 23. nigende : swigende 277, 19. weinende : erscheinende 333, 29. wetzende : setzende 340, 3. streichende : smeichende 351, 9. trûrende : amûrende 374, 35. kôsende : lôsende 483, 9. Marner stigende : sigende MS. 1, 170ᵇ als klingender. Rudolf von Ems fliezende : niezende Weltchronik 63, 214 Vilmar. erstummende : slummende Marienlegenden 122, 101. Konrad von Würzburg lâgende : frâgende Engelh. 1273. untrônwende : tônwende 2179. stechende : brechende 2739. mêrende : êrende 2869. wachende : machende 3211. klingende : springende 5345. weinende : meinende 5960. rûefende : wûefende Silv. 982. rûemende : blûemende 3555. 3917. hærende : stærende 4645. geloubende : roubende 5143. kroygierende : prûevierende Turnier von Nantes 195, 5. glüejende : blüejende Partenop. 27, 34 Massm. Alexius 215. swigende : nigende Troj. Krieg 7506. gedenkende : krenkende 11392. bînwende : getrînwende 13371. smochende : geruochende 12692. glîzende : flizende 14566. fliezende : begiezende 23145. Heinrich von Freiberg gedenkende : wenkende Trist. 167. sturmrüschende : lüschende 791. kôsende : lôsende 1233. 2165. glestende : vestende 1627. trahtende : ahtende 2727. 3051. 6643. smochende : geruochende 3897. weinende : erscheinende 6781. Ludwig von

Thüringen lachende : machende 2790. Elisabeth contemplêrende: 612
speculêrende Diutisca 1, 422, 465. Hug von Langenstein flie- 92
hende : schiehende Martina Bl. 31ᵈ. wüefende : rüefende 65ᵃ. râsende : mâsende 83ᵇ. schallende : wallende 159ᶜ.

Diese Reime sind bei einigen unbezweifelt als klingende gesetzt und sollen wohl überall als solche gelten: sie unterscheiden sich aber von diesen, die aus zwei Silben bestehen und in der zweiten ein unbetontes e verlangen. Noch weiter von dem klingenden, obgleich äusserlich ganz mit ihm übereinstimmend, stehen die Reime ab, die auf das sonst unbetonte e die letzte Hebung legen, mithin stumpf sind (vgl. Lachmann zu den Nibelungen 1362, 2); sie erscheinen als genaue, aber auch als freie. Nur letzterer Art in einem beim Kürenberg (MS. 1, 38) stehenden Lied, wunné : kundé. zinnén : singén. bette : weckén. hemedé : edelé. fliegén : riemén. geweiné : scheidén. Ebenso in einem dem Dietmar von Eist (MS. 1, 39ᵇ. 40ᵃ) beigelegten Lied und in einer Strophe, die unter Alram von Gresten (MS. 2, 110. Fundgruben 1, S. 266. 267) angeführt wird. Unter den Liedern Gottfrieds von Neifen findet sich eins (44. 20), das Inhalt und Ton nach von den übrigen ganz abweicht und in einer Strophe die Reime kundé : bundé : gundé zeigt. Es scheint ein ungearbeitetes Volkslied zu sein, aus welchem diese der gebildeten Kunst entfremdeten Reime beibehalten sind; als klingende gebraucht sie Gottfried anderwärts häufig. Lachmann hält es nicht für unwahrscheinlich (zum Iwein 617), dass auch Hartmann nideré : wideré Iwein 617: gevideré 679, 2127 und ze klagenné : ze tragenné Büchlein 2, 337 zugelassen habe; ob fremedé : hemedé oder fremde : hemde im Iwein anzunehmen sei, lässt er unentschieden. Im Herzog Ernst, der sonst einen ungenauen Reim nicht zulässt, scheint das Sprichwörtliche in einer Stelle diesen Reim erhalten zu haben, als in beiden wohl gezam dem küene und Ernsten alsam, dem wirte ze gebenné, dem gaste ze nemenné 4853—4856. Im Volksepos findet sich dieser Reim nicht ganz selten, der genaue sowohl als der freie, immer aber, wie beim Kürenberg, nur in der ersten Hälfte der Strophe (Lachmann zu den Nibel. 1362, 2). Bis auf drei Ausnahmen, Uotén : guotén 14. Hagené : ze tragené 330: ze jagené

873, zeigt er sich nur in dem zweiten Theil des Nibelungeliedes (vgl. Lachmann zu 1916, 1), Hagené : ze tragené 1636. (Ueberarbeitung Hagené : ze habené 14111). 1682. 1776 (Hagené : ze dagené 15277). 2131 (milt : schilt 18228). 2137 (die Strophe fehlt nach 18274). 2297 (gezemen : nemen 19417).
113 Hagené : ze sagené 1440. 1483. 1666. 1862. 2278. Hagené :
99 erslagené 1663. genâmén : quâmén 1571. mære : wære 1803. mærén : wærén 1653. schildé : Kriemhildé 2133. woldé : soldé 2132 (Hagené : ze tragené 18235). verborgén : sorgén 1467. huobén : uobén 1462. Uoté : guoté 1449. Alle diese stehen in den echten Strophen; in den unechten finde ich nur Hagené : ze tragené 330. sandé : landé 1362, wo man jedoch nach Lachmanns Bemerkung auch gesant : lant lesen kann, und ze dagené : Hagené 2044 (degené : Hagené 17516). Der freie Reim in den echten Strophen des ersten Theils nur dreimal und nur mit Hagené : degené 84. 810. 813. Häufig ist er im zweiten Theil, einige Male mit verschiedenen Consonanten, Hagené : gademé 2248 (ze sagené : Hagené 19177). 2280 (Hagené : degené 19425). Hagené : menegé 1619 (Hagené : ze sagené 16468), sodann Hagené : degené 1123. 1143. 1403. 1676. 1678. 1688. 1719. 1726. 1748. 1787 (degen : pflegen 15317). 1855. 1889. 1896 (Hagené : gademé 15309. Es fehlt ein Halbvers, den die mit der Ueberarbeitung stimmende Lesart von C gewährt). 1966 (Hagené : ze klagené 16892). 1993 (Hagemé : ze sagené 17100). 2144. 2270. 2275. 2283 (Dieterich : lobelich 10449). In den unechten Strophen bloss Hagené : degené 386. 1129. 1403. 1740. 1825. 1942. 1949. Die Ueberarbeitung hat, wie man sieht, einige dieser Reime mit genauen vertauscht, andere gemildert: ausserdem fügt sie noch hinzu âzén : lâzén 15909. mære : swære 14352. 16668. mærén : wærén 3343. soldé : woldé 9619. Uoté : guoté 9563. 9603 und mit verschiedenen Consonanten Hagené : zesamené 16828, womit aber in dem älteren Text 1960 die Lesart C übereinkommt, so dass diese als alterthümlicher vielleicht vor degen : gepflegen der übrigen Handschriften den Vorzug verdient. Der Dichter der Klage und des Dietleibs hat, scheint es, Reime dieser Art nur bei Eigennamen und bei degen, die häufig in seiner Quelle vorkommen mochten, beibehalten. In der Klage ze sagené:

Hagené 369. Hagené : ze klagenné 1707. Hagené : gademé 589. degené : Hagené 544. 1548. Im Dietleip Sabené : ze habené 10994. Rabené : degené 4741. Hagené : degené 771. 3081. 4543. 5005. 5829. 6065. 6315. 6681. 7153. 7213. 7233. 8486. 9461. 10132. 11170. Hagenén : degenén 2741. 6019. Ferner degené : begegené 3715. 5463. 10182. engegené : degené 5567. 8412. 9123. 9510. 13102. Einmal degené : lebené 5865. In der Gudrun kommen Reime dieser Art nicht vor, engegene : degene 1120, 3. sedele : edele 1631, 3 stehen klingend.

Von Reimwörtern mit langer Wurzelsilbe, einem unbetonten und einem tonlosen e habe ich beim Adjectivum nur ein Paar Beispiele, tiuvelwinnegen : unsinnegen Servat. 783. liutsælege : mælege Engelh. 883, wo man indessen auch tiuvelwinnigen : unsinnigen und liutsælige : mælige mit dem Nebenton setzen kann, wie frühtigen : miselsühtigen Engelh. 5243 steht. Heinrich von Meisen gebraucht schuldegen : geduldegen 3284. 3489. Hug von Langenstein geht weiter und erlaubt sich üppegin : gelüppegin Martina 707ª. Hierher gehören aber schwache Präterita, sobald sie unverkürzt stehen, was nur nicht immer zu erweisen ist. Mit Sicherheit kann man sie bei Konrad von Würzburg annehmen, wo sie am häufigsten sich zeigen, geluogete : fuogete Engelh. 957. machete : lachete 1907. mischete : wischete 2623. swacheten : lacheten 3103. wâgete : beträgete 3963. wisete : prisete Schwanritter 143. geswachete : machete (so ist zu lesen) Silv. 3933. 4481. dröuwete : frôuwete Tournier 180, 1. mûzete : lûzete Gold. Schmiede 367. erfrischete : mischete 1385. grâzeten : mâzeten Troj. Krieg 3902. erswachete : wachete 4234. machete : geswachete 5454. 7888. lachete : swachete 5662. steckete : leckete 6062. wachete : machete 8914. lûschete : vertûschete 16589. wâgete : gelâgete 20555. Bei Fleck hat sie Sommer (zu Flore 603) stehen lassen, weiss aber nicht, ob mit Recht. Für wahrscheinlich halte ich sie bei denen, die auch das Particip. Präs. in dieser Stellung gebrauchen, wiewohl nicht nothwendig Eins das Andere bedingt. Mit dieser Rücksicht will ich anführen beroubete : houbete (Subst.) Gottfrieds Tristan 276, 7. wisete : prisete Reinbot 1902. Passional 96, 36. 286, 39. 368, 51. neigete : veigete Reinbot 5366. Ferner im Passional irrete : GII 94

virrete 294, 40. geloubete : vertoubete 336, 21. neigete : zeigete 349, 45. kôseten : lôseten Freibergs Tristan 4797. 5865. schœnete : krœnete 6793. erzeigete : neigete 6825. erkôsete : erglôsete Hugs Martina 114ᶜ. Ulrich von Türheim scheint diesen Reim zu gebrauchen, obgleich ich das Part. Präs. bei ihm nicht finde, trûrete : sûrete Tristan 517, 29. erwachete : lachete 539, 35. Aus dem Wilhelm habe ich mir bemerkt versmâhete : gâhete. gâheten : nâheten. sûmeten : rûmeten. lengete : mengete. minneten : sinneten.

Drei- oder mehrsilbige mit dem Nebenton sind sehr selten, heiligest : meiligest führt Lachmann (Auswahl XIX) aus Rudolfs Weltchronik an. unzühtigen : unsühtigen Martina 34ᵃ. unrehtvertigiu : widerwertigiu 90ᵃ. unrehtvertiger : widerwertiger 112ᵃ. hôchvertigen : verzigen 273ᵃ.

615 95 5. In den althochdeutschen Gedichten liegt der Reim auf der letzten gehobenen Silbe. Häufig findet sich auch ein zweisilbiger Gleichlaut, der in einigen Capiteln Otfrieds (z. B. IV 35. 36. 37) die Mehrzahl ausmacht. Schon im Wessobrunner Gebet undarstantanne : piwisanne. Aus Otfried nur ein Paar Beispiele reini : kleini I 1, 6. rehtaz : slehtaz I 1, 7. ruachent : suachent I 1, 24. wahsenti : henti I 9, 40 und so auf jeder Seite. Auch der ungenaue oder freie zweisilbige Reim ist so häufig, dass wenige Beispiele genügen. Muspilli farprunnan : bidwungan 119. Otfried wâres : Abrahâmes Hartmann 138. scônaz : schinaz I 17, 18. sindes : heininges II 5, 10. waltent : thultent II 16, 13 usw. Ludwigslied Hludwigan : ritan und Vrankon : lango. Von dem dreisilbigen will ich einige Beispiele mehr anführen, zuerst solche, die durch Vorpartikeln gebildet werden, bigunnun : gisunnun Otfr. Hartm. 69. githrewita : gistewita I 1, 89. irthuesben : irlesgen I 17, 52. biruaren : gifuaren II 4, 107 nirwanta : firsankta II 6, 28. biginne : bibringe II 12, 9. inquicktôs : irwaktôs III 1, 21. ziklekit : bithekit IV 33, 37. Sodann forahta : worahta Otfr. Hartm. 43. IV 33, 14. forahtun : worahtun III 20, 102. IV 31, 11. V 20, 8. 22, 6. widiri : nidiri Hartm. 155. gamane : gisamane Hartm. 167. redinôn : predigôn I 2, 7. V 12, 82. dragenti : scamenti I 4, 85. selidôn : sâlidôn I 7, 24. bilide : himile I 12, 30. ladôta : sageta I 17, 41. nerita : biwerita II 7, 13. redinû : zebinu II 8, 32. kamarn : gamanû II 9, 9. lebeta : klebeta

II 9, 37. korôti: worolti II 10, 5. III 1, 4. gizeliti: queliti III 17, 48. manôta: sageta III 22, 48. thenita: nerita III 8, 43. faranne: korônne IV 13, 24. theganâ: seganâ IV 15, 63. seganon: theganon V 3, 18. managên: garawên IV 16, 16. sabane: bigrabanne IV 35, 33. wonenti: lobenti IV 37, 39. grubilô: ubilo V 25, 64. mendenti: stantenti V 25, 100. redinû: ebinû Ludwig 14. Mit der Vorpartikel viersilbige, firloranê: erboranê II 2, 30. gibredigôt: giredinôt II 13, 40. githigini: gisidili IV 9, 19. Allein steht missigiangin: missifiangin II 11, 41.

In allen diesen Stellen ist der Zusammenklang der der letzten Silbe voranstehenden Laute eine Erweiterung des einsilbigen Reims, die wohl als Zierde galt und die Absicht hatte, den Reim deutlicher hervorzuheben. Äusserlich erscheint er, zumal wenn er zweisilbig und rein ist und die zweite Silbe ein e zeigt, als klingender, kann aber doch nicht als solcher gelten. Das Lied von dem heiligen Georg steht noch auf 616
gleicher Linie mit Otfried, auch das unter dem Namen Meri- 96
garto bekannte Gedicht erträgt noch Reime wie genuogiu: truogin. pergâ: erdâ, wiewohl jenes e sonst vorgerückt ist. In der etwas späteren Schöpfung (Diemers Vorauer Handschrift 94) müsste man das i der Endigungen für e gelten lassen, doch widerstreben Reime wie geheilôt: virdeilôt 98, 7. Erst im alten Anegenge (Diemer 319, vgl. Wackernagels Geschichte der deutschen Litteratur S. 86), das in die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts gehört, ist die Endsilbe mit e durchgedrungen. Die erweiterten Reime schwanden im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bis auf die vorhin zusammengestellten Überbleibsel, weil sie mit dem klingenden sich nicht vertrugen.

XIII.

Wir gelangen zu der Anhäufung des Reims. Die Form der ältesten Gesänge, die auf uns gekommen sind, besteht in einer Strophe von zwei unmittelbar auf einander folgenden kurzen Reimpaaren, mit welchen der Sinn schliesst. Dieser Art sind mehrere Leiche (ich gebrauche diesen Ausdruck nach Wackernagels Ansicht), das Gebet zum heil. Petrus, die Samariterin, der Schlachtgesang von König Ludwig III, die Legende vom heil. Georg. Hier sind die beiden Reimpaare

immer verschieden, und es zeigt sich keine Strophe mit vier gleichen Reimen, was man indessen aus dem geringen Umfang dieser Leiche erklären könnte. Bei Otfried dagegen finden sie sich nicht ganz selten, und zwar in mehreren Abstufungen. Zuerst Beispiele mit einiger Verschiedenheit des Reims oder mit Einmischung eines ungenauen, guato : gimuato. muates : guates Salom. 47. wolle : allê. irwellen : gizellen Hartmann 95. muate : guate. muat : guat 215. wâr : thâr : wâre : hiare 141. thinan : minan. thina : mina I 2, 3. worolti : sprechenti. geheizenti : hentî I 7, 21. min : sin. druhtine : sine I 40, 19. erdente : biwente. brieventi : henti I 11, 18. sâr : thâr. al : gibar II 1, 9. giwâran : mâran. gimeinan : einan II 2, 1. wurti : giburti. giwurtin : hirtin II 3, 11. giwurti : wurti. wurti : firstulti III 14, 21. deil : heil. deile : heile III 14, 65. mohti : dohti. nôti : dâti III 20, 65. wib : lib. libe : wibe V 8, 57. Mit genauen Reimen seltener, min : thîn. min thin I 2, 1. managaz : managfaltaz. thaz : gilichaz I 20, 21. mih : iuih. iuih : mih II 16, 35. muat : duat. muat : duat II 21, 9. thaz : ûfhaldaz. thaz : allaz V 1, 37. got : nakot. got : gilokôt V 20, 75. brusti : gilusti. brusti : angusti V
417 23, 143. Man sieht, dass hier fast immer eins der Reimwörter
97 wiederholt wird oder auch beide, wobei kein rührender Reim anzunehmen ist. Unbedenklich gebraucht Otfried den Reim des zweiten Paars in dem ersten Paar der nächsten Strophe, so dass dann vier gleiche Reime an einander stossen, z. B. wurti : giburti. Wurti : firwurti I 17, 7. wâr : jâr. Wâr : thâr I 19, 25. analichî : richi. Richi : guallichî II 4, 82. sin : win. Min : win II 8, 44. mâri : wâri Wâri : ziarî III. 22, 6. umbiring : woroltring. Thing : woroltring V 1, 32. fram : gizam. Gizam : ginam V 4, 54. weist : meist. Geist : meist V 12, 66. wâr : thâr. Wâr : thâr V 20, 42. Dagegen habe ich nie gefunden, dass er die vier gleichen Reime einer Strophe in der zunächst daran stossenden fortgeführt habe, so dass acht oder auch nur sechs gleichlautende neben einander gekommen wären. Die von einem Priester gedichteten niederdeutschen Marienlieder der hannöverschen Handschrift gehören ins 12. Jahrhundert, kennen aber schon den überschlagenden Reim, wonach sich ihre Zeit näher bestimmt. Der grösste Theil derselben ist in der vierzeiligen volksmässigen

Strophe mit zwei Reimpaaren abgefasst; manchmal ist ein drittes Reimpaar zugesetzt, so dass sie dann aus sechs Zeilen besteht, • wie im altfranzösischen Gedicht von Leodegar Schades sechszeilige Strophe • [s. unten S. 167]. Vorherrschend sind die verschiedenen Reimpaare; doch kommen auch Strophen vor, wo derselbe Reim durchgeführt ist, der auch in die nächste Strophe so weit übergeht, dass wohl sechs, was, wie wir gesehen haben, Otfried nicht zuliess, doch niemals acht ganz gleiche Reime an einander stossen. Der Dichter sah ohne Zweifel in dieser Anhäufung eine Zierde, und deshalb sind gleich die drei ersten (das zweite und dritte mit dem Akrostichon Jesus und Maria) aus fünf und sechs Strophen bestehenden Lieder, wie das letzte, in dieser Weise abgefasst. Ich gebe zugleich von allen Fällen der gleichen Reimpaare Beispiele, wenn ich aus jenen drei Liedern die Reime anführe, I Vrôwen : beschôwen. bedôwen : vrôwen. Love (Subst.): hove. bischove : love (Verb.). Dich : mich. êwelich : sûverlich. Rîzen : bîzen. verwîzen : wîzen (Adject.). Bevolen : verholen. colen : geholen. II Kunt : unbewunt. sunt (Sünde) : bunt. Êre : êre. lêre : lerêre. Halven : salven. salven : allenthalven. Enbeide : barmhercecheide. geleide : underscheide. Wîs : prîs. îs : sîs. Sûverlich : mich. dich : louelich. III Barmhercicheide : geleide. beide : stêdicheide. Aleine : reine. meine : leine. Bôsheit : entfeit. reinicheit : bereit. Minne : minnêrinne. sinne : kêserinne. Himelrîche : wunderlîche. minnencliche : sunderliche. Von Otfried weicht er, ausser dass er keinen ungenauen Reim zulässt, noch darin ab, dass er êre in gleicher Bedeutung unmittelbar neben einander stellt. Er wiederholt nur einmal in 618
der dritten und vierten Zeile die Reimwörter der ersten und 98
zweiten, II 3 Halven : salven. salven : allenthalven, was sich Gottfried in den Strophen zum strengen Gesetz gemacht hat, die das Akrostichon im Eingang zum Tristan bilden und einige Male (5, 11. 7, 32. 128, 29. 131, 17) die Erzählung mit einer Betrachtung unterbrechen. Bei ihm folgt also Niht : geschiht. niht : geschiht. Guot : tuot. guot : missetuot oder in anderer Stellung List : ist. ist : list. Pflegent : wegent. wegent : widerpflegent; sogar wiederholt er (7, 32) brôt : tôt. tôt : brôt genau in der unmittelbar daran stossenden Strophe, was Otfried ge-

mieden hatte. Herbort rückt (14035—14078) mitten in die gewöhnliche Erzählung elf solcher Strophen, welche die Klage der Hecuba aussprechen. Die zwei Reimpaare enthalten jedes Mal denselben Reim, aber nicht dieselben Reimwörter, also Gebende: hende. ellende: ende. Gebar: var. war: dar. Ist: frist. bist: brist usw. höchstens Varn: verwarn. barn: bewarn. Gesehen: geschehen sehen: jehen. Die Carmina burana liefern einige solcher Strophen, hân: begân. stân: getân S. 181. walt: balt. manecvalt: kalt S. 182. sumerzit: lit. git: widerstrit S. 214. Ich führe auch Walthers Leich an, wenn er mit geschlossenem Sinn zusammenstellt Gêret: gemêret. geunêret: lêret 3, 21. Jaget: verzaget. versaget: maget. betaget: behaget 3, 25. Stunt: grunt. kunt: gesunt. wunt: funt 6, 11. Ein Lied Gottfrieds von Neifen (17, 17) von fünf Strophen mit achtzehn Zeilen enthält in jeder Strophe zweimal vier nahe neben einander stehende Reime, anger: langer: twanger: swanger und singen: entspringen: dringen: ringen usw. Vielleicht wirkte diese Form in dem künstlichen Eingang zu Konrads Engelhart, wo solche vier gleiche, mit verschiedenen Wörtern gebildete, allzeit klingende Reime zwischen anderen vorkommen und geschlossenen Sinn haben, also Wæte: hæte. stæte: ræte. Wangen: bevangen. verlangen: zergangen usw. Angewendet auf lange Zeilen, ebenfalls mit klingenden Reimen findet man sie in einem fünfstrophigen Lied bei Veldeke (MS. 1, 22ᶜ) und in einer Strophe der Carmina burana (S. 186). Durchaus gemieden sind sie in den 150 Strophen der Mariengrüsse (Haupts Zeitschrift 8, S. 227 ff.).

Der Zusatz eines dritten Reimpaars, dessen ich gedacht habe und der in den Marienliedern nicht selten ist, ändert noch nicht die Natur der alten Strophe, sie ist aber aufgehoben, wenn Gottfried von Neifen (34, 26) je in vier Strophen sechsmal
619 denselben klingenden und dabei rührenden Reim (s. oben S. 547
99 [= S. 155]) setzt und eine siebente Zeile mit einem anderen stumpfen Reim hinzufügt. Sie ist auch nicht mehr anzuerkennen, wenn fünf gleiche Reime auf einander folgen, weil sich diese nicht in Paare abtheilen und insoweit mit Strophen von drei gleichen Reimen, wovon Ulrich von Gutenberg (MSHag. 1, 114ᵇ) ein

Beispiel liefert, zusammenstellen lassen. Eine fünfzeilige Strophe enthalten die Marienlieder (Bl. 19ᵃ), beide : beide : beide (mora): leide : gescheide, und die Carmina burana (S. 177), verlân : getân : an : getân : zergân; zwei findet man bei Walther (39, 1—10) auf al und ît. Der Schulmeister von Esslingen (MS. 2, 94ᵇ) theilt Strophen von fünfzehn Zeilen in fünffache stumpfe Reime. Walther geht weiter und lässt (S. 75. 76) in fünf siebenzeilige Strophen jede Strophe auf einen der langen Vocale reimen, blâ : anderswâ : dâ : nebelkrâ : jâ : übergrâ : brâ und so auf ê î ô û, wozu hernach Singenberg (MS. 1, 157ᵇ), Rudolf der Schreiber (MS. 2, 181. 182) und Seifried Helbeling (Haupts Zeitschrift 4, S. 208. 209) Gegenstücke geliefert haben. Bei Lichtenstein ein Lied (S. 394. 395), wo die fünf Zeilen (neben dem inneren Reim) der fünf Strophen jedes Mal auf denselben klingenden Reim ausgehen. Er hat (S. 443) auch ein Lied von fünf siebenzeiligen Strophen mit stumpfen Reimen gedichtet, worin die zwei Strophen, in welchen der Mann spricht, auf ân und agen endigen, während in den zwischengestellten beiden Strophen, in welchen die Frau antwortet, die Reime Zeile für Zeile sich entsprechen, so dass alle Wirkung des Reims verschwindet: eine Überkunst, wie sich Wackernagel (Altfranz. Lieder S. 217) ausdrückt. Die fünfte Strophe zeigt wieder eine andere Spielerei: die vier ersten Zeilen reimen auf ât, und die drei letzten entsprechen den drei letzten Reimen in den Antworten der Frau, so dass sie dreimal vorkommen. Fünf gleiche Reime mitten in fünf Strophen stellt Gottfried von Neifen (17, 17) zusammen, meigen : leigen : beigen : reigen : zeigen usw. Abermals weiter schreitet ein Unbekannter (MSHag. 3, 468) und liefert drei Strophen von zehn Zeilen auf ünde, at, eine und eine fünfzehnzeilige auf inde. Am weitesten geht der Kanzler (MS. 2, 243. 244), der in drei Strophen den Reim alt, eit und ant nicht weniger als zwanzigmal wiederholt.

Ich berühre noch einen anderen Fall, wenn mehrere gleiche, unmittelbar auf einander folgende Reime den Sinn nicht abschliessen, sondern ihn in andere Reime überschreiten lassen. So kommen in einem zweistrophigen Liede Heinrichs von Rücke (MS. 1, 98ᵃ. 99ᵃ) erst fünf Reime auf unde und æte, und daran schliessen sich vier verschiedene. Veldeke setzt (MS. 1, 20ᶜ)

Wâr : jâr : hâr : swâr : pris : amis : wis : pris. Min : bin : sin : zin. golt : holt : ungedolt ohne Unterbrechung des Sinnes, und Walther 74, 14—19 wunde : munde. wunde : grunde. wunde : Hiltegunde. Ebenso kann er in Leichen in einen anderen Absatz oder in andere Reime übergehen, wiewohl es nicht nothwendig ist. Jenes bei Walther (3, 21. 6, 17. 7, 35), aber auch dieses bei ihm (3, 6. 5, 9), bei Ulrich von Gutenberg (MSHag. 1, 215ᵃ), dem Tanhauser (MS. 2, 61ᵇ) und Frauenlob (S. 3, 4, 5): auch der Abcleich (MSHag. 3, 468ᶜ) ist anzuführen.

Hier, wo nur von der ununterbrochenen Folge gleicher Reime die Rede ist, gehe ich nicht auf die Wiederholung bei überschlagenden, verschlungenen oder grammatischen Reimen ein, wie z. B. Friedrich von Hausen (MS. 1, 92ᵃ) wechseln lässt getân : algemeine : kan : alterseine : kleine : hân : gewan : enkeine : lân, oder Gottfried von Neifen (24, 35) in vier Strophen jedes Mal denselben Reim achtmal vorbringt. Ferner finden sich Beispiele, dass mit geringer Unterbrechung derselbe Reim in einer Strophe festgehalten wird, so bei Heinrich von Morungen (MS. 1, 55ᵃᵇ) in drei Strophen, heide : sanc (Subst.) : beide : kranc : gedanc : ranc : swanc : sanc (Vêrb.) : spranc usw. Auch ein mehr erwähntes Lied Gottfrieds von Neifen (34, 26) gehört hierher. Hartmanns erstes Büchlein enthält am Schluss (77—85) ein Gedicht von vierzehn Strophen, die verschiedene Länge haben. Die grösste, die vorangeht, umfasst zweiunddreissig Zeilen, die kleinste acht. Bei einfacher Verschlingung werden in jeder Strophe nur zwei Reime, ein stumpfer und ein klingender, durchgeführt, Eit : unde. Ant : ende usw.

Die nichtstrophischen Gedichte bedienen sich bekanntlich des einfachen Reimpaars. Zuweilen wird am Schluss eines Abschnitts ein dritter Reim hinzugefügt: das Bruchstück von der Bekehrung des heiligen Paulus (Haupts Zeitschr. 3, S. 519), das Gedicht von Bonus (das. 2, S. 208) und vom Pfaffenleben (Altdeutsche Blätter 1, S. 217), liefern Beispiele aus dem zwölften Jahrhundert, aus der folgenden Zeit Wirnts Wigalois, Heinrichs vom Türlein Krone, Lichtensteins Frauendienst, Heinrichs von Meisen Unservater, Ulrichs vom Türlein Wilhelm, das Passional (nur am Schluss der Vorrede 5, 10—12), Helbeling

IX, X, Wiener Meerfahrt, Ruprecht von zwei Kaufmännern. Das ist nicht zu tadeln, der Schluss wird damit nachdrücklicher bestimmt, dagegen wird die Natur des einfachen Reimpaars verkannt, wenn mitten in der Erzählung, da, wo kein Abschnitt zulässig ist, ein dritter Reim eingeschoben wird. Der Dichter des Passionals macht sich allein, soviel ich weiss, dieses Miss- 621
brauchs schuldig, und zwar nicht etwa einmal, sondern öfter, 101
und ohne Zweifel sah er darin eine Zierde, geschehen: bejehen: geschehen 213, 73. Nach einer anderen, aber immer paarweisen Anhäufung des Reims noch veilen: teilen: heilen und machen: sachen: virswachen 233, 79—85. sagen: tagen: getragen 234, 37. betaget: maget: gesaget und unholden: solden: wolden 276, 89—94; darauf noch vier gleiche Reime. begiene: viene: hiene und ungehabe: abe: grabe 383, 24—29. genûc: slûc: trûc und lant: gewant: lant 383, 50—55. schatze (l. schat): stat: trat 389, 36. * Auch bei Jeroschin, der sie aus dem Passional gelernt hatte, Pfeiffer LII ff., bei Seb. Brant Zarncke 288. * Auch in den Marienlegenden willekur: tur: vur 176, 77. schouwen: unverhouwen: vrouwen 176, 82. beschouwen: gehouwen: vrouwen, und daran schliesst sich Marien: vrîen: schrien 242, 79—84. Im Renner 7083 steht zwar nahtgengel: engel: bengel, aber die mittlere Zeile ist unecht, wie sie auch in der Frankfurter Handschrift fehlt. Die Wiederholung des Reims in einem zweiten Paar, so dass vier gleiche unmittelbar auf einander folgen, ist ganz unbedenklich und kommt in allen Gedichten vor: wir betrachten also nur den Fall, wo darüber hinausgegangen wird. Da Gedichte mit dem einfachen Reimpaar gesprochen wurden, nicht gesungen, also von keiner wiederkehrenden Melodie abhängig waren, so war der Anhäufung der Reime an sich kein Ziel gesetzt, ausser etwa in dem seltenen Fall, wo die Absätze an eine bestimmte Zahl von Zeilen gebunden waren, wie in Türleins Wilhelm an 32.

Bis zum dreizehnten Jahrhundert ist die Anhäufung der Reime selten und wird gewöhnlich durch besondere Umstände herbeigeführt. Von den im Übermass gehäuften Reimen in zwei Stellen der Litanei war schon oben beim Mittelreim die Rede, und sie können als ein ausserordentlicher Fall, aus dem sich

auf eine Gewohnheit nicht schliessen lässt, kein Gewicht haben. Ich kenne nur eine Paar vereinzelte Beispiele eines sechsfachen Reims aus dieser Zeit: in den drei ersten Gedichten, die Karajans Denkmäler bekannt machen, kommt vor diuwe : triuwe. vrouwe : triuwe. triuwe : diuwe 7, 15. chnehte : rehte. chneht : unreht. chneht : unreht 8, 2. chneht : reht. chneht : reht. chneht : unreht 21, 12, aber jedes Mal steht hier das dritte Reimpaar in dem Anfang eines neuen Abschnitts und trennt sich dadurch von den beiden ersten ab. Im Moses gaben Eigennamen die Veranlassung, Chananêus : Ethêus. Amorrêus : Vêrezêus. Êriêus : Jebusêus. Gêresêus : sus Fundgr. 2 S. 91, 27—31. In der Kaiser-
622 chronik 381—386 wird bei der Aufzählung rheinischer Städte
102 dreimal der Reim guote : ze huote wiederholt, was noch weniger hierher gehört. Lambrechts Alexander Mŷnjatan : Bâtrân. wân : man. quam : gewan 3315—3320 Weism. verwan : Persiam. Indiam : undertân. sân : man 4775—4789. Bei Wernher vom Niederrhein finde ich ungireit : reit. steit : rênicheit. steit : geit 45, 9—14.

Die Anhäufung beginnt, wie es scheint, mit Veldeke, der auch öfter als andere die vierfachen Reime gebraucht. Er setzt in fünf Reimpaaren sinne : minne. inbinne : minne. irkenne : gotinne (wie er auch seiner Mundart gemäss erkenne : minne 10360 und trinken : denken 10800 bindet). minne : küniginne. minne : sinne 10992 (früher nicht) und auf gleiche Weise, d. h. sodass in jedem Reimpaar minne steht, in sechszehn Zeilen (10948-10963). Hartmann hat noch grösseres Wohlgefallen daran; am Schluss des zweiten Büchleins 821—826 findet man sechsmal den Reim auf êre, im Gregor 437—552 wechseln in sechszehn Zeilen muote : guote. guot : muot, dazwischen einmal guotes : muotes. Im Iwein folgt 1879-1884 nach gemüete : güete sechsmal muote : guote. guote : muote. guot : entuot und nochmals 2905-2910 guot : muot. guote : muote. gemuot : guot. Daselbst wird in einer langen Stelle 7017—7052 die Spielerei mit dem Reim haz : vaz. hazze : vazze durchgeführt, dazwischen einige Male baz daz laz und ein Paar andere Reime. Ferner wird 7151—7160 gelten in verschiedenen Formen wiederholt gulte : engulte. gelten : engelten. engiltet : giltet. engolten : vergolten. galt : engalt, und

gelten : schelten macht den Übergang. Merkenswerth, dass diese Anhäufung im Erek und im Armen Heinrich (wenn man diesen seines geringen Umfangs wegen anführen darf) noch nicht vorkommt: man sieht, es war eine neue Künstlichkeit. Freidank reiht sich an, wobei ich bemerke, dass die zweite Ordnung, in welcher die Bescheidenheit überliefert ist, durch veränderte Stellung der Sprüche mehrmals die Anhäufung stört. Er setzt (106, 18—107, 15) dreimal hintereinander tuot : guot. guot : tuot, so dass derselbe Reim dreimdzwanzigmal auf einander folgt. In anderen Stellen muot : guot. guote : muote. guot : huot (56, 9—14) und guotes : muotes. guot : muot. tuot : guot (57, 8—13). Sodann tugent : jugent. jugent : tugent. jugent : tugent. tugent : jugent, so dass einmal jugent an jugent, das andere Mal tugent an tugent stösst. Ferner hunt : pfunt. stunt : hunt. hunt : stunt (138, 3—8). man : kan. man : kan. kan : man (80, 6—11). hân : lân. man : enkan. man : kan (99, 7—12) und nit : strît. zît : nit. 623
niht : geschiht: meist also sind dieselben Wörter beibehalten. 103
Konrad von Fussesbrunnen schliesst die Kindheit Jesu (S. 102[b], vgl. die Anmerkung S. 146) mit dem siebenfachen Reim auf az. Die Urstende endigt in vierzehn Zeilen auf ît, Konrads von Heimesfurt Himmelfahrt der Jungfrau Maria in zwölfen auf ôz und ôs. Lichtenstein reimt, jedoch an dem Schluss eines Absatzes, in einem Büchlein (45, 2. 8) sechsmal auf ant, Fleck (5323—5328) auf ât. Der Dichter von Mai und Beaflor setzt (64, 5—9) sechsmal unt, Rudolf von Ems kintheit : gemeit. kleit : sneit. kintheit : gemeit Gerh. 2903. gebot : spot. tôt : nôt. tôt ; bôt Barl. 209, 17. kêre : lêre. verkêren : lêren. kêre : lêre 219, 15. gebote : gote. got : spot. tôt : nôt 231, 17. muot : guot. guotes : muotes. muotes : guotes. muote : guote. muot : guot Wilhelm von Orlens 3329—3332, und am Schluss dieses Gedichts erst siebenmal den Reim auf ich und unmittelbar darauf neunmal auf ât. In der Warnung folgt zehnmal der Reim auf ære (361—370) und achtmal (380—386) mit denselben Wörtern, genæme : widerzæme. genæme : widerzæme. genæme : zæme. ungenæme : ungezæme. Der Dichter des Passionals zeigt sich, wie bei seiner Erfindung des dreifachen Reims zu erwarten stand, der Anhäufung geneigt. Nicht bloss an dem Schluss der Ab-

sätze findet man drei Reimpaare mit Gleichklang, min:schrin. din: schin. kunigin: sin 154, 53—58. vrist: mitwist. ist: genist. Crist: bist 333, 15, sondern auch anderwärts, müte:güte. hüte: grüte. glüte: vlüte 208, 34—39. genant: alzuhant. gesant: unvolant: lant: bekant 233, 34—79. »Vier Paare 186, 5—12 Köpke sagen: jagen. tagen: tragen. gnagen: geslagen. hagen: ungetwagen.« Er stellt auch fünf Paare zusammen. sprach: ungemach. sach: geschach. stach: brach. swach: bejach. rach: virbrach 226, 35—44, sogar sechs, woltät: rat. versmät: entphät. gät: lät. hät: entstät. grät: slät. unvlät: wät 233, 62—73. an welche sich die zuletzt angeführten drei Paare schliessen, und an diese wiederum die oben bemerkten drei Reime, so dass Zeile 62—85 mit solchen Künsteleien ununterbrochen angefüllt sind. Man bemerke, dass er hier allzeit die Wiederholung desselben Reimworts meidet, was er sogar bei den drei Reimen (oben S. 621 [= S. 237]) fast immer beachtet. Die Mariengrüsse sind strophisch abgefasst, nicht aber die Vorrede und Zwischensätze, wo das gewöhnliche Reimpaar angewendet ist. In der Vorrede tragen 39 Zeilen (29—66) denselben Reim auf an oder ân: es scheint eine Zeile zu fehlen. Auch Hugo von Trimberg liebt die Anhäufung und hat wahrscheinlich diese Kunst seinem Vorbild, dem Freidank,
624 abgelernt. Häufig genug sind drei Paare, troc: stoc. soc: roc.
104 narreboc: gedroc Renner 365; ebenso, ich will sagen immer mit verschiedenen Reimwörtern, sind gebildet 491. 1747. 4653. 7262. 7270. 7334. 8182. 8541. 8745. 9014. 9029. 9133. 9602. 10710. 11122. 11713. 12098. 13253. 14098. 14566. 15198. 15482. 15926. 18026. 19164. Er weicht nur bei besonderen Veranlassungen davon ab; 16750 wird die ganze Zeile 16746 wiederholt, weil es der Zusammenhang verlangt, und 22134 folgt, der Gegenüberstellung wegen, dreimal were: bere, ist aber durch Freidank 82, 9 veranlasst. Die Anhäufung steigt weiter; vier Paare auf -keit und -heit 2992, auf -ære 16144, auf -ærn 24381. Auch hier Verschiedenheit der Reimwörter, doch absichtlich wiederholt, der Gegenüberstellung wegen, ist hôvart 511, guot 86147, geselleschaft 13780. Sechs Paare auf ort 10340, wo in jedem Paar die Zeile: bekenne dich selbe ist ein wort formelartig wiederholt wird. Ebenso in acht Paaren glîchsenheit und

gitekeit 21235. Acht Paare auf eit 17043, darin zweimal, doch weit getrennt, treit. Zehn Paare auf -lich 9169; es fehlt eine Zeile hinter 9170, die nach der Frankfurter Handschrift ungesponnen, unêlich lautet. Ferner auf -ære 16990, auf ort 17686, wo wort dreimal und ort zweimal verwendet wird. Verschieden hiervon ist ein anderer Fall 10844; hier ist siebenmal niht gesetzt, aber das dazugehörige Verbum bewirkt jedes Mal Verschiedenheit des Begriffs, wovon nur gesâhen niht 10845 und sehen niht 10852 als Ausnahme kann betrachtet werden. Boner lässt zwei Reimpaare mit einander wechseln, gleichsam überschlagen, sol: wol. tuot: guot. wol: sol. guot: tuot 90, 31—38. Heinrich von Freiberg Gâwân: Tristan. hân: Gâwân. Tristan: hân. Gewân: Tristan. Gâwân: man Tristan 1847—1856. Seifried Helbling nur am Ende der Abschnitte, êr: verkêr. unêr: lêr. her: gewer II 1509. Dreizehnmal auf enden VII 1247—1269 und am Schluss getân: wân. began: plân. erlân: kan. man: ân XV 847. Rüdiger der Hundhofer setzt am Schluss der Erzählung vom Schlegel (Kolocz. S. 188) achtmal den Reim auf eit.

Die anderen Dichter verschmähen diese Anhäufungen, und unter ihnen ist Wolfram, Gottfried, Wirnt, Otte, Ulrich von Zezichoven, Herbort, Thomasin, Stricker, Konrad von Würzburg. Ich wiederhole, dass sie zwei Reimpaare mit gleichen Reimen unbedenklich zulassen, und zwar öfter, so dass Beispiele nicht nöthig sind. Hier will ich nur zwei Fälle auszeichnen: erstlich den, wo in dem zweiten Reimpaar manchmal, doch nie als Regel, die Reimwörter des ersten wiederholt werden, wozu sich, wie wir gesehen haben, in den vierzeiligen Strophen, 625
schon von Otfried an, die wahrscheinlich volksmässige Neigung 105
zeigte; auch bei den grösseren Anhäufungen haben wir sie zu bemerken Gelegenheit gehabt. Bei Hartmann im Erek einmal vernæme: dar kæme. dar kæme: vernæme 5856. Öfter bei Freidank, verheln: steln. heln: steln 47, 4. gewinne: sinne. gewinne: minne 55, 19. spart: wart. wart: spart 87, 20. gert: gewert. begert: gewert 112, 5, und unvollkommen, missetete: bete. missetæte: bæte 100, 12. Gottfried iemer daz: âne haz. niemer daz: âne haz. Tristan 212, 14. Rudolf von Ems hôchgemüete:

gûete. hôchgemûete : gûete Wilhelm von Orleus 3955. Passional trûgen : vûgen. entrûgen : gevûgen 131, 35. geswigen : ligen. ligen : verswigen 194, 68. Barnabas : was. Barnabas : was 322, 54. Renner vindet : verswindet. vindet : verswindet 5891. kunst : gunst. kunst : gunst 13426. vol : hol. vol : hol 21725. senken : gedenken. versenken : gedenken 24653. Heinrich von Meisen Unservater irlôste : trôste. irlôst : irtrôst 317. Der andere Fall, den ich in Heinrichs Krone bemerkt habe, zeigt sich darin, dass, im Gegensatz zu dem Vorigen, die vier Reime nur dann zugelassen werden, wenn das eine Reimpaar durch einige Verschiedenheit sonst verwandter Vocale oder Consonanten von dem anderen sich unterscheidet, also rôt : bôt. bot : spot 9ᵈ. sprach : gesach. mne : slac 28ᵇ. wâgen : frâgen. sagen : bejagen 35ᵇ. guoter : muoter. bruoder : huoder 87ᵃ.

Noch ist das Volksepos übrig. Wir finden auch in den Nibelungen, in den echten wie in den unechten Strophen, zuweilen die vier gleichen Reime, auf an gemischt mit ân 513. 729* (der Stern bezeichnet die unechten. • Lachmann zu 615, 1 nennt die vier Reime äussere Kennzeichen jüngerer Strophen•). 1971*. Auf ac 1899, auf ach 615* und auf ant 877. 2299. Doch kann nur ein Reimwort und nur getrennt in der Strophe wiederholt werden, nicht beide, wie bei Otfried, dan : gewan. man : dan 645*. dan : spileman. dan : getân 1431*. man : Aldrian. man : hân 1691. man : gân. man : getân 1704. gân : stân. man : bestân 2104. gân : man. bestân : gân 2190. dan : lân. man : dan 2237. Wie bei Otfried, kann sich auch der Reim des letzten Reimpaars in dem ersten der nächsten Strophe wiederholen, man : gewan. Hân : undertân 7* 8*. tôt : nôt. Erbôt : Gernôt 1020. 1021*. sach : ungemach. Gâch : vâch 1515. •1516.• vart : bewart. Eckewart : vart 1572*. 1573. getân : man. Hân : gân 1846*. 1847. getân : gewan. Gân : hân 1935*. 1936. leit : geseit. Gemeit : leit 2044*. 2045. Diese gehören entweder ganz in die unechten Strophen oder sind durch Anschiebung dieser an echte ent-
623 standen. Wichtiger sind die überspringenden Reime in den
106 echten Strophen, weil sich daran die Bemerkung knüpft, dass nur ein einziges Beispiel in dem ersten Theil des Nibelungenliedes vorkommt, lân : getân. Man : hân 120. 121. Im zweiten

sind sie häufiger, lant: hant. Vant: hant 1839. 1840. gân: getân. Ergân: bestân 2033. 2034. understân: lân. Stân: getân 2074. 2075. gân: getân. Gân: gestân 2185. 2186. spileman: gewan. Man: dan 2224. 2225. Dieterich: rich. Dieterich: lobelich 2256. 2257. Auf diesem Weg kann auch sechsmal derselbe Reim zusammenkommen, wenn die vorangehende Strophe mit ihrem letzten oder die folgende mit ihrem ersten Reimpaar an eine Strophe stösst, die vier gleiche Reime enthält, also man: hân. lân: bestân. Man: bestân 1971*. 1972. hân: bestân. Gân: stân. man: bestân 2103. 2104, vgl. 644*. 645*. Dagegen so wenig als bei Otfried folgen zwei Strophen auf einander, die in allen acht Zeilen denselben Reim tragen. Was endlich die Wiederholung beider Reimwörter eines Reimpaars betrifft, die, wie vorhin bemerkt, in derselben Strophe nicht gestattet wird, so ist sie doch beim Überspringen in eine andere Strophe zulässig. In den unechten Strophen habe ich dies Verhältnis fünfmal gefunden, tragen: sagen. Sagen: tragen 390*. 391*. stuont: tuont. Stuont: tuont 454*. 455*. tor: vor. Tor: vor 456*. 457*. lant: bekant. Lant: bekant 1271. 1272*. dan: spilman. Dan: spilman 1953*. 1954*. In den echten nur zweimal und auch nur im zweiten Theil des Liedes, wîp: lîp. Wîp: lîp 1797. 1798. Blœdelîn: sîn. Blœdelîn: sîn 1859. 1860. In der Gudrun wird das Verhältnis insofern etwas verändert, als das zweite Reimpaar einen klingenden Reim enthalten muss. Hier finde ich mer: her. sêre: mêre 337—340 (85). mêr: sêr: hêre: mêre 807—810 (202). sprane: erklane, fürvanken: gedanken 1443—1446 (361). rant: hant. Môrlanden: anden 2847—2850 (712). Gêrlint: kint. ingesinde: vinde 3879–3882 (970). Tenelant: erkant. lande: sande 5481–5484 (1370). dan: undertân. dannen: manne 6225—6228 (1556). dîn: mîn. küniginne: gewinnen 6557—6560 (1639). Dieselben Reimwörter, gemuot: guot. Hartmuoten: guoten 4863—4866 (966). mîn: sîn. minen: sînen 5957—5966 (1489). Ich will noch anmerken, dass einmal in zwei Strophen 3378—3386 (845. 846) dieselben Reime wiederkehren, was im Nibelungelied minder genau 1900. 1901 vorkommt. Mehrmals springt der Reim in die nächste Strophe über, 2254. 2255 (563. 564). 2298. 2299

(574. 575). 2702. 2703 (675. 676). 2850. 2851 (712. 713). 3190. 3191 (787. 788). 3262. 3263 (815. 816). 3878. 3879 (969. 970). 4956. 4957 (1238. 1239). 5116. 5117 (1378. 1379).

XIV.

637
107

Nach dieser Darstellung des altdeutschen Reims glaube ich die äusseren Einwirkungen betrachten zu müssen, denen er ausgesetzt war. Mit den Romanen standen die Deutschen allzeit in näherer Berührung, der Einfluss lateinischer Dichtungen hat nie aufgehört und war oft mächtig genug: dahin also haben wir den Blick zu richten.

Zunächst begegnet uns im Hexameter und Pentameter der leoninische Reim, dessen hergebrachten Namen ich beibehalte, wenn er auch unrichtig ist. Man legt nämlich die Erfindung desselben einem gewissen Leo bei, über dessen Person man sich aber nicht einigen kann. Santen (Terentianus Maurus S. 215. 216) und Schuch (de poësis latinae rhythmis et rimis S. 70. 71) haben die verschiedenen Meinungen über ihn zusammengestellt: wir werden sehen, dass sie alle ohne Grund sind und diese Erscheinung in weit ältere Zeit hinaufgeht, mithin von einer Erfindung, wie sie hier gemeint wird, nicht die Rede sein kann.*)

*) [Folgende Schriften hat W. Grimm hierzu auf Zetteln noch notiert: » Dr Fried. Dörr, Der Reim bei den Griechen mit besonderer Berücksichtigung des Sophokles. Ein Beitrag zur Geschichte des Reims, nebst einem Anhang, 100 Reimsprüche aus den Versen der Alten. Leipzig 1857. — Latin Hymns of the Anglo-Saxon Church with an interlinear Anglosaxon Glossery. Aus einer Handschrift des 11. Jahrhunderts. Durham 1852. 8. Gehört zu der Sammlung der Schriften der Surtees[?] Society. — Dr G. A. Königsfeld, Lateinische Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter, deutsch unter Beibehaltung der Versmasse mit beigedrucktem lateinischem Urtexte. Bonn bei Ed. Weber 1847. — Ein alter lateinischer Aesopus von einem gewissen Balbo. In Du Meril Poésies inédites du moyen âge p. 213. 258. Der Herausgeber deutet S. 215 an, dass er nicht älter als das 12. Jahrhundert sein könne und auch nicht unter das 13. herabgerückt werden dürfe. Vgl. Benfey Gött. Anz. 1857 No. 189. Seine Reime sind zu untersuchen. — Poésies populaires latines du moyen âge par Edelstan du Meril 1847. 2 Vol. 8°. — Mone hat lateinische Hymnen aus Palimpsesten herausgegeben 1843 oder 1853. — Karolellus. Beitrag zum Karlssagenkreis. Aus dem einzigen Pariser Drucke herausgegeben von Dr Merzdorf, Grossh. Oldenburg. Bibliothekare. Oldenburg 1855. 80 Seiten in 8. »Das erste Buch ist in gereimten Hexametern geschrieben, die nach und nach ihre Reinheit verlieren und im vierten Buch allmälig verschwinden, hier und da wieder auftauchen und mit einzelnen leoninischen

Ich beginne mit Lucretius.*) Bei ihm finden sich schon leoninische Reime und zwar nicht selten: manchmal (1, 823—824. 2, 514—515. 533—534. 6, 15—16. 644—645. 749—750. 902—903) in zwei auf einander folgenden Zeilen, einmal (2, 1302—1304) in dreien; vielleicht ist es nur Zufall, dass dann auch die Stellung der Reime bis auf eine geringe Abweichung dieselbe ist. In den 1117 Hexametern des ersten Buchs kommt er gegen achtzigmal vor; ich merke das an, um das Verhältnis zu bezeichnen, und hebe natürlich nur Beispiele aus.

Am häufigsten steht er als Mittelreim in der Hauptcäsur des dritten Fusses,

(a) 1, 179 tuto res teneras effert in luminis oras?
211 quae nos fecundas vertentes vomere glebas
789 quod facere haud ullo debent primordia pacto.
2, 274 nam tum materiem totius corporis omnem
1124 plura sibi adsumunt quam de se corpora mittunt.
3, 934 luctibus indulges? quid mortem congemis ac fles?
4, 217 corpora quae feriant oculos visumque lacessant:
5, 33 asper, acerba tuens, immani corpore serpens
1302 inde boves lucas turrito corpore, tetras,
anguimanus, belli docuerunt volnera Poeni
sufferre et magnas Martis turbare catervas. 628
6, 395 turbine caelesti subito correptus et igni? 106

fast ebenso oft im vierten Fuss, so dass man diese beiden Stellungen als die Regel betrachten kann,

(b) 1, 125 commemorat speciem lacrimas effundere salsas
475 clara accendisset saevi certamina belli,
823 quin etiam passim nostris in versibus ipsis
multa elementa vides multis communia verbis,

Versen gemischt sind«, Vorwort S. V. Ich bemerke dazu, dass die gereimten Hexameter alle zweisilbig sind. Der Verfasser fieng also mit dem Reim an, setzte ihn aber nicht durch. — Herm. Adalbert Daniel, Thesaurus hymnologicus. Halle und Leipzig 1842—1851. 3 Vol. Sive hymnorum canticorum, sequentiarum circa annum MD usitatarum collectio amplissima Tomus 1—3. Elias Maior, Renatus Morneus, Dissertatio de versibus leoninis. In Gebauers Dissertat. antholog. reculis. Unbedeutend. «]

*) [Vgl. K. Lehrs De Aristarchi studiis Homericis p. 473[2] und unten den Brief von Wackernagel mit dem von Pfeiffer.] « Fabricius B. L. II. c. X. p. 538 sagt, die Alten hätten den leoninischen Reim nicht gebilligt. Vgl. Diction. encyclop. 9, 390. «

2. 514 materiem quoque finitis differre figuris.
denique ab ignibus ad gelidas iter usque pruinas
873 intempestivis ex imbribus umida tellus:
3. 49 conspectu ex hominum. foedati crimine turpi,
946 si tibi non annis corpus iam marcet et artus
4. 678 dissimilis propter formas. ideoque per auras
5. 1107 ingenio qui praestabant et corde vigebant.
1363 arboribus quoniam bacae glandesque caducae
1390 haec animos illis mulcebant atque iuvabant
6. 193 in statione locata sepultis undique ventis:
544 terra superne tremit magnis concussa ruinis,
subter ubi ingentis speluncas subruit aetas:
703 sunt aliquot quoque res quarum unam dicere causam
1139 finibus in Cecropis funestos reddidit agros

seltener im zweiten Fuss,

(c) 1. 228 reducit Venus, aut reductum daedala tellus
2. 353 turicremas propter mactatus concidit aras.
5. 1122 et placidam possent opulenti degere vitam.
6. 453 asperiora, moris quae possint indupetita
706 conspicias hominis. fit ut omnis dicere causas
970 barbigeras oleaster eo iuvat usque capellas.

nur einige Male im fünften Fuss,

(d) 2. 533 fecundamque minus naturam cernis in illis.
at regione locoque alio terrisque remotis
5. 347 causa. darent late cladem magnasque ruinas.
1230 [ventorum pavidum paces animasque secundas].

einmal, wenn ich nichts übersehen habe, im ersten,

639 (e) 6, 549 tecta. viam propter. non magno pondere tota.

109 Nicht minder häufig als der zweifache ist der dreifache, und zwar in verschiedenen Stellungen,

(f) 1. 97 perfecto posset claro comitari Hymenaeo.
115 etsi tenebras Orci visat vastasque lacunas.
120 etsi praeterea tamen esse Acherusia templa
897 At saepe in magnis sit montibus inquis aut altis
2. 385 suptilem magis e parvis constare figuris.
851 naturam, nullam quae mittat naribus auram.
3. 119 principio sit uti detracto corpore multo
4. 75 et volgo faciunt id lutea russaque vela
5. 1163 suscipiendaque curarit solemnia sacra.
1368 avia per nemora ac silvas saltusque reperta,

6. 644 fumida cum caeli scintillare omnia templa
cernentes pavida complebant pectora cura.
776 texturas inter sese primasque figuras.
1280 perturbatus enim totus trepidat, et unus

zuweilen ein vierfacher,

(g) 1. 800 posse eadem. demptis paucis paucisque tributis,
2. 8 edita doctrina sapientum templa serena.
552 sed quasi naufragiis magnis multisque coortis
3. 13 aurea, perpetua semper dignissima vita.
5. 950 lubrica proluvie larga lavere umida saxa,
6. 1117 finibus. inde aliis alius locus est inimicus
1215 multaque humi cum inhumata incerent corpora supra.

Ein anderer geht noch weiter,

(h) 4. 517 prava cubantia prona supina atque absona tecta.

Der Binnenreim ist nicht selten und steigert sich manchmal zum dreifachen, einmal (6, 1036) zum vierfachen,

(i) 1. 18 frondiferasque domos avium camposque virentis
111 aeternas quoniam poenas in morte timendumst:
2. 408 Omnia postremo bona sensibus et mala tactu
4. 974 adsiduas dederunt operas, plerumque videmus,
5. 867 omnia sunt hominum tutelae tradita, Memmi:
903 visceris in terris quodcumque et sanguinis extet,
1160 et celata mala in medium et peccata dedisse. 630
1171 et magis in somnis mirando corporis auctu 110
6. 543 his igitur rebus subiunctis suppositisque
720 flumine, quae gelidis ab stellis axis aguntur:
749 est ut Athenaeis in moenibus, arcis in ipso
vertice, Palladis ad templum Tritonidis almae,
902 quam tetigit flammam, taedamque pari ratione?
multaque praeterea prius ipso tacta vapore
1036 omnibus est rebus circum datus adpositusque.
1083 nec me tam multam hic operam consumere par est.
1155 rancida quo perolent proiecta cadavera ritu.
1172 in fluvios partim gelidos ardentia morbo
1185 sollicitae porro plenaeque sonoribus aurea.

Auch zwei Reimpaare in einer Zeile, und zwar auf einander folgend,

(k) 2. 533 fecundamque minus naturam, cernis in illis,
at regione locoque alio terrisque remotis
5. 94 tris species tam dissimilis, tris talia texta,

6, 43 Et quoniam docui mundi mortalia templa
124 cum subito validi venti conlecta procella
839 dispergunt animas per caulas corporis omnis.

oder in einander verschränkt,

(l) 2, 102 indupetita suis perplexis ipsa figuris.
5, 1191 noctivagae faces caeli, flammaeque volantes,
6, 387 hinc flammis, illinc ventis, umoreque mixto.
899 semina habent ignis stuppaeque taedaeque tepentis.
1150 debilitata malis, motu gravis, aspera tactu.

auch einmal als Binnenreime,

(m) 2, 511 naribus auribus atque oculis orisque sapori.

Der rührende Reim ist mir nur zweimal begegnet,

(n) 5, 206 quod super est arvi, tamen id natura sua vi
1429 dum plebeia tamen sit, quae defendere possit.

Wiederholung des Reimpaares in zwei auf einander folgenden Zeilen,

(o) 1, 823 quin etiam passim nostris in versibus ipsis
multa elementa vides multis communia verbis,
631 6, 15 atque animi ingratis vitam vexare querellis
111 passimque infestis cogi saevire periclis.

Sogar der dreifache ist wiederholt,

6, 644 fumida cum caeli scintillare omnia templa
cernentes pavida complebant pectora cura.

Bisher war nur vom einsilbigen Reim die Rede, der natürlicher Weise fast immer auf Endigungen ruht: schwerer wiegt der Gleichklang, wenn die vorangehende Silbe, in welcher die Wurzel liegen kann, noch mit hineingezogen wird. Die Fälle sind nicht häufig; ich will sie daher sämmtlich und zwar in der bisher beobachteten Ordnung anführen.

(a°) 1. 318 saepe salutantum tactu praeterque meantum.
2. 696 multarum rerum cum sint primordia, verum
3. 60 quae miseros homines cogunt transcendere fines
(b°) 1. 901 scilicet, et non est lignis tamen insitus ignis,
2. 475 est ratio secernendi seorsumque videndi:
4. 556 servat enim formaturam servatque figuram.
740 nulla fuit quoniam talis natura animalis:
1010 edere sunt persectantes visuque volantes.
5. 1226 summa etiam cum vis violenti per mare venti

1369 cernebant indulgendo blandesque colendo.
6, 734 contrusae nubes coguntur vique premuntur.
(c°) 2. 844 sunt ac frigoris omnino calidique vaporis,
(i°) 4, 988 in somnis sudare tamen spirareque semper
5, 45 quidve superbia spurcitia ac petulantia? quantas
6, 238 tanto mobilior vis et dominantior haec est.
597 tecta superne timent, metuunt inferne cavernas
(n°) 4, 441 omnia converti sursumque supina reverti
813 tempore semotum fuerit longeque remotum.
6, 435 coniectu trudatur et extendatur in undas;
S. 233 Lachm. non mihi si linguae centum sint oraque centum.

Auch der ungenaue zweisilbige ist zu berücksichtigen

(p) 3, 322 ut nil impediat dignam dis degere vitam.
434 nunc igitur quoniam quassatis undique vasis
591 quam prolapsa foras enaret in nēris auras.
681 tum cum gignimur et vitae cum limen inimus,
4, 24 versibus in nostris possem, dum percipis omnem 632
272 ianua cum per se transpectum praebet apertum, 118
494 seorsus item sapor oris habet vim, seorsus odores
513 denique ut in fabrica, si pravast regula prima,
801 presto sint simulacra locis in quisque parata.
5, 232 denique non armis opus est, non moenibus altis,
250 atque eadem gigni rursusque augescere dixi,
270 materies umoris et ad caput amnibus omnis
543 at quaecumque foris veniunt inpostaque nobis
585 postremo quoscumque vides hinc aetheris ignes,
639 qui queat aestivis solem detrudere signis
646 nonne vides etiam diversis nubila ventis
782 tollere et incertis crerint committere ventis.
812 et aucum venis cogebat fundere apertis
833 porro aliut clarescit et e contemtibus exit.
952 et partim plano scatere atque erumpere campo.
999 at non multa virum sub signis milia ducta
1098 exprimitur validis extritus viribus ignis
1155 qui violat factis communia foedera pacis:
6, 83 versibus: est ratio fulgendi visque tonandi,
225 hunc tibi subtilem cum primis ignibus ignem.

Der leoninische Reim ist ein Mittelreim; doch kann ich nicht umhin, einer anderen Erscheinung Erwähnung zu thun, die ein einfaches Reimpaar gewährt und auch im Homer (Schuch S. 30) nicht unbekannt ist. Es stehen nämlich nicht sehr selten Reim-

wörter am Ende von zwei unmittelbar auf einander folgenden Versen, doch ohne dass der Sinn dabei schliessen muss.

(q) 1, 260 artubus infirmis teneras lasciva per herbas
ludit lacte mero mentes perculsa novellas.
273 inter dum rapido percurrens turbine campos
arboribus magnis sternit montisque supremos
352 quod cibus in totas usque ab radicibus imis
per truncos ac per ramos diffunditur omnis.
642 inversis quae sub verbis latitantia cernunt,
veraque constituunt quae belle tangere possunt
633 887 mittere. lanigerae quali sunt ubere lactis,
113 scilicet, et glebis terrarum saepe frictis
2, 99 pars etiam brevibus spatiis vexantur ab ictu.
et quaecumque magis condenso conciliatu
257 unde est haec, inquam, fatis avolsa potestas,
per quam progredimur quo ducit quemque voluntas,
5, 87 et dominos acris adsciscunt, omnia posse
quos miseri credunt, ignari quid queat esse,
885 tum demum pueris aevo florente iuventas
occipit et molli vestit lanugine malas:

Der zweisilbige,

(r) 1, 265. 543 Nunc age, res quoniam docui non posse creari
de nilo neque item genitas ad nil revocari,
664 ut videas non e stipatis partibus esse.
quod si forte alia credunt ratione potesse
734 Hic tamen et supra quos diximus inferiores
partibus egregie multis multoque minores.
961 esse, nisi ultra sit quod finiat: ut videatur
quo non longius haec sensus natura sequatur.
1088 et calidos simul e medio differrier ignis.
atque ideo totum circum tremere aethera signis
2, 417 araque Panchaeos exhalat propter odores:
neve locos rerum simili constare colores
581 Illud in his obsignatum quoque rebus habere
convenit et memori mandatum mente tenere.
626 aere atque argento sternunt iter omne viarum.
largifica stipe ditantes, ningunteque rosarum
5, 370 nec porro natura loci spatiumque profundi
deficit, exspargi quo possint moenia mundi.
963 conciliabat enim vel mutua quamque cupido
vel violenta viri vis atque impensa libido.

Dasselbe Wort darf sich wiederholen, so dass man einen rührenden Reim darin sehen kann,

(s) 1, 393 errat: nam vacuum tum fit quod non fuit ante,
et repletur item vacuum quod constitit ante,
3, 357 perdit enim quod non proprium fuit eius in aevo, 634
nullaque praeterea perdit, quom expellitur aevo. 114
6, 684 omnibus est porro in speluncis ventus et aër.
ventus enim fit, ubi est agitando percitus aër:
823 ut cadat e regione loci, qua derigit aestus.
quo cum conruit, hic eadem vis illius aestus

sogar mehrere Wörter,

1, 835 ossa, videlicet, e pauxillis atque minutis
ossibus hic et de pauxillis atque minutis.

Noch häufiger als Lucretius gebraucht Catullus den Reim und, wie sich von selbst versteht, in dem mehr Veranlassung bietenden Pentameter öfter als im Hexameter. Im Ganzen möchte er etwa den fünften Theil einnehmen; so wenigstens stellt sich dies Verhältnis in den grösseren Elegien heraus.

(a) 63, 13 qualia sub densis ramorum concinit umbris
64, 13 dulcia nocturnae portans vestigia rixae,
24 quom penitus maestas exedit cura medullas.
66, 68 ad quam communes exerceremus amores,
67, 9 quare aut crudelem nasorum interfice pestem
80 eripere ei noli, multo quod carius illi
(b) 66, 92 hei misero fratri iocundum lumen ademptum:
104 quo tibi tunc casu, pulcherrima Laodamia,
102 Credis me potuisse meae maledicere vitae,
(c) 93, 4 Smyrna cavas Atacis penitus mittetur ad undas,
(d) 89, 5 sed neque quod matrem nec germanam esse videbam
(f) 66, 103 ne Paris abducta gavisus libera moecha
110 quod quondam caesis montis fodisse medullis
89, 3 quod te cognossem bene constantemve putarem,
(g) 66, 23. 94 omnia tecum una perierunt gaudia nostra,
112 tempore quo certa Stymphalia monstra sagitta
(i) 76, 3 Gallus homo est bellus: nam dulces iungit amores,
66, 144 sed furtiva dedit mira munuscula nocte,
113 Mentula, habes instar triginta iugera prati,
(l) 66, 17 multa satis lusi, non est dea nescia nostri.

Im sicheren Abschnitt des Pentameters dringt (a) der Reim noch entschiedener vor. Nur einige Male (74, 4. 81, 6. 82, 8. 635 115

95, 4. 101. 113, 2) rückt er (b) in die zweite Hälfte des Verses zusammen, oder bindet sich (c) der zweite Fuss mit dem letzten (64, 62. 66, 18. 149. 86, 4. 93, 7). Selten ist auch (f) der dreifache und (g) vierfache, von dem ich die Beispiele sämmtlich anführe, doch nicht von dem häufigeren (i) Binnenreim.

(a) 63, 4 mens animi. (tantis fluctuant ipsa malis:
18 effluxisse meo forte putes animo.
64, 2 qui stellarum ortus comperit atque obitus:
65, 28 quod posset zonam solvere virgineam.
66, 61 quam gravis exustos aestus hiulcat agros
77 quod temere invitis suscipiatur heris.
121 nomen testatas intulit in tabulas,
131 lux mea se nostrum contulit in gremium:
79, 4 hospes inaurata pallidior statua.
(b) 113, 2 quadraginta arvi: cetera sunt maria.
(c) 64, 62 devotae flavi verticis exuviae.
93, 7 et laxas scombris saepe dabunt tunicas.
(f) 64, 66 lumina. Callisto iuxta Lycaonida,
65, 22 nunquam se mediam sustulit ad tunicam:
75, 2 (frustra? immo magno cum pretio atque malo),
6 vitae, heu heu nostrae pestis amicitiae.
99, 2 advenio has miseras, frater, ad inferias,
(g) 65, 32 Brixia Cycnea supposita specula:
75, 8 suavia comminxit spurca saliva tua.
76, 2 alterius, lepidus filius alterius.
(i) 63, 12 semper maesta tua carmina morte canam.
16 haec expressa tibi carmina Battiadae.
66, 157 lux mea, qua viva vivere dulce mihi est.
74, 8 aut facere, haec a te dictaque factaque sunt.
12 et, dis invitis, desinis esse miser?
78, 2 hiberna fiant candidiora nive.
(l) 64, 20 invisente novo praedia torva viro.
78, 8 ilia, et emulso labra notata sero.
97, 10 tanquam commictae spurca saliva lupae.

636 Der zweisilbige Reim ist im Gegensatz zu Lucretius selten:
116 im Hexameter kommt er nur einmal als Binnenreim vor, im Pentameter einmal im Abschnitt, einige Male in der zweiten Hälfte.

(a*) 95, 10 et non pistrino traditur atque asino?
(b*) 70, 6 multo mi tamen es vilior et levior.
81, 6 irata est: hoc est, uritur et loquitur.

82, 8 audibant eadem haec leniter ac leviter.
95, 4 verum etiam culus mundior et melior;
(i*) 71, 5 ut mihi, quem nemo gravius nec acerbius urget,
(p) 96, 4 culos et crepidas lingere carpatinas.

Endlich begegnen wir Distichen, die in beiden Zeilen gereimt sind,

63, 17 ne tua dicta vagis nequicquam credita ventis
effluxisse meo forte putes animo,
64, 1 Omnia qui magni dispexit lumina mundi,
qui stellarum ortus comperit atque obitus
13 dulcia nocturnae portans vestigia rixae
quam de virgineis gesserat exuviis.
19 id mea me multis docuit regina querelis
invisente novo proelia torva viro.
55 isque per aetherias me tollens advolat umbras,
et Veneris casto collocat in gremio.
65, 7 dic agedum nobis, quare mutata feraris
in dominum veterem deseruisse fidem.
21 languidior tenera cui pendens sicula beta
nunquam se mediam sustulit ad tunicam:
134 quae tamen etsi uno non est contenta Catullo,
rara verecundae furta feremus herae,

mit Überfüllung,

73, 1 Nunc est mens deducta tua mea, Lesbia, culpa.
atque ita se officio perdidit ipsa suo.

Virgilius steht mit Lucretius in gleicher Reihe, nur dass der zweisilbige Reim bei ihm seltener ist. Diesen also werde ich, wo ich ihn bemerkt habe, anführen.

(a) Bucol. 1, 23 sic canibus catulos similes, sic matribus haedos
6, 86 iussit, et invito processit Vesper Olympo.
7, 68 fraxinus in silvis cedat tibi, pinus in hortis. 637
8, 53 mala ferant quercus, narcisso floreat alnus, 117
101 fer cineres, Amarylli, foras rivoque fluenti
10, 77 ite domum saturae, venit Hesperus, ite capellae.
Georg. 2, 408 primus humum fodito, primus devecta cremato
3, 12 primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas
398 multi iam excretos prohibent a matribus haedos,
primaque ferratis praefigunt ora capistris.
Aen. 1, 63 et premere et laxas sciret dare iussus habenas.
2, 46 aut haec in nostros fabricata est machina muros,
12, 9 haud secus accenso gliscit violentia Turno.

(b) Bucol. 1, 11 non equidem invideo; miror magis: undique totis
3, 15 et, si non aliqua nocuisses, mortuus esses.
4, 8 iam nova progenies coelo demittitur alto.
6, 7 Vare, tuas cupiant et tristia condere bella;
8, 99 Moerin, saepe animas imis excire sepulcris,
Georg. 1, 110 saxa ciet, scatebrisque arentia temperat arva.
143 tum ferri rigor atque argutae lamina serrae
2, 253 neu se praevalidam primis ostendat aristis!
Aen. 1, 7 Albanique patres atque altae moenia Romae.
60 sed pater omnipotens speluncis abdidit atris,
8, 233 stabat acuta silex, praecisis undique saxis
10, 549 canitiemque sibi et longos promiserat annos.
11, 658 delegit pacisque bonas bellique ministras:
12, 93 nedibus adstabat, validam vi corripit hastam,
709 procurso rapido, coniectis eminus hastis,
(c) Bucol. 3, 39 diffusos hedera vestit pallente corymbos.
9, 13 chaonias dicunt aquila veniente columbas.
Georg. 1, 117 unde cavae tepido sudant humore lacunae.
(d) Bucol. 2, 44 et faciet, quoniam sordent tibi munera nostra.
51 ipse ego cana legam tenera lanugine mala
57 nunc frondent silvae, nunc formosissimus annus.
4, 6 iam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna;
30 et durae quercus sudabunt roscida mella.
Georg. 1, 123 movit agros, curis acuens mortalia corda.
638 (e) Bucol. 3, 9 et quo (sed faciles Nymphae risere) sacello.
118 10, 51 carmina, pastoris Siculi modulabor avena.
(f) Bucol. 5, 7 silvestris raris sparsit labrusca racemis.
17 puniceis humilis quantum saliunca rosetis;
8, 66 coniugis ut magicis sanos avertere sacris
10, 29 nec lacrimis crudelis Amor, nec gramina rivis,
Georg. 1, 142 alba petens, pelagoque alius trahit humida lina:
163 tardaque Eleusinae matris volventia plaustra.
2, 86 Orchades, et radii, et amara pausia bacca.
101 non ego te, dis et mensis accepta secundis,
320 candida venit avis longis invisa colubris,
3, 144 flumina muscus ubi et viridissima gramine ripa,
4, 342 ambae auro, pictis incinctae pellibus ambae,
Aen. 7, 43 Tyrrhenamque manum totamque sub arma coactam
8, 663 hic exsultantes Salios nudosque Lupercos,
10, 526 est domus alta; iacent penitus defossa talenta
11, 372 nos, animae viles, inhumato infletaque turba,
(g) Bucol. 2, 50 mollia luteola pingit vaccinia caltha.
Georg. 2, 88 Crustumiis Syriisque piris, gravibusque volemis.

169 extulit; haec Decios, Marios, magnosque Camillos,
3, 321 pabula, nec tota claudes faenilia bruma.
Aen. 4, 637 sic veniat; tuque ipsa pia tege tempora vitta.
9, 49 portat equus, cristaque tegit galea aurea rubra.
179 ora puer prima signans intonsa iuventa.
10, 529 vertitur, aut anima una dabit discrimina tanta.
(i) Bucol. 1, 4 nos patriam fugimus; tu, Tityre, lentus in umbra
25 quantum lenta solent inter viburna cupressi.
82 et iam summa procul villarum culmina fumant,
2, 20 quam dives pecoris, nivae quam lactis abundans.
27 iudice te metuam, si nunquam fallit imago.
52 castaneasque nuces, mea quas Amaryllis amabat;
Georg. 1, 204 praeterea tam sunt, Arcturi sidera nobis
531 addunt in spatia et frustra retinacula tendens
Aen. 11, 84 ipsos ferre duces, inimicaque nomina figi.

Vierfach,

Bucol. 2, 18 alba ligustra cadunt, vaccinia nigra leguntur. 639
9, 11 nostra valent, Lycida, tela inter Martia, quantum 119
(k) Bucol. 6, 61 tum canit Hesperidum miratam mala puellam;
8, 34 hirsutum supercilium promissaque barba;
(l) Bucol. 5, 58 ergo alacris silvas et cetera rura voluptas
8, 10 sola Sophocleo tua carmina digna cothurno?
10, 22 Galle, quid insanis? inquit; tua cura Lycoris
Georg. 1, 84 nec ulla interea est inaratae gratia terrae.
(n) Georg. 2, 43 non mihi si linguae centum sint oraque centum,
(o) Bucol. 7, 65 fraxinus in silvis pulcherrima, pinus in hortis,
populus in fluviis, abies in montibus altis;
Georg. 2, 506 ut gemma bibat et Sarrana dormiat ostro;
condit opes alius, defossoque incubat auro;

Auch hier bei dem mehrfachen Reim,

Bucol. 2, 50 mollia luteola pingit vaccinia caltha.
ipse ego cana legam tenera lanugine mala
(a*) 6, 24 solvite me, pueri; satis est potuisse videri.
8, 80 limus ut hic durescit, et haec ut cera liquiscit
Georg. 2, 422 quum semel haeserunt arvis aurasque tulerunt;
(b*) Georg. 2, 21 silvarum fruticumque viret nemorumque sacrorum.
Aen. 1, 373 et vacet annales nostrorum audire laborum,
(c*) 12, 902 tollentemve manu saxumque immane moventem
(p) Bucol. 6, 33 et liquidi simul ignis, ut his exordia primis
8, 15 quum ros in tenera pecori gratissimus herba;
9, 31 sic cytiso pastae distendant ubera vaccae;
10, 64 ipsa placent; ipsae rursum concedite silvae.

Georg. 1, 111 quid, qui, ne gravidis procumbat culmus aristis,
202 remigis subigit, si brachia forte remisit,
492 Emathiam et latos Haemi pinguescere campos.
2, 419 et iam maturis metuendus Jupiter uvis.
425 hoc pinguem et placitam paci nutritor olivam.
466 nec casia liquidi corrumpitur usus olivi;
Aen. 11, 838 atque procul medio iuvenum in clamore furentum.

Der Reim am Schluss zweier Zeilen ist ebenso häufig wie bei Lucretius; ich beschränke mich auf wenige Beispiele,

640 (q) Bucol. 2, 41 capreoli sparsis etiam nunc pellibus albo;
120 bina die siccant ovis uberae; quos tibi servo.
Georg. 2, 360 viribus eniti quarum et contemnere ventos
assuescant, summasque sequi tabulata per ulmos.
ac dum prima novis adolescit frondibus aetas,
parcendum teneris, et dum se laetus ad auras
palmes agit, laxis per purum immissus habenis
ipsa acie nondum falcis tendenda, sed unci
500 quos rami fructus, quos ipsa volentia rura
sponte tulere sua, carpsit, nec ferrea iura
4, 498 invalidas tibi tendens, heu non tua, palmas!
dixit et ex oculis subito, ceu fumus in auras
Aen. 1, 390 namque tibi reduces socios classemque relatam
nuntio et in tutum versis Aquilonibus actam,
Bucol. 9, 11 audieras, et fama fuit: sed carmina tantum
nostra valent, Lycida, tela inter Martia, quantum
(r) Aen. 3, 656 ipsum inter pecudes vasta se mole moventem
pastorem Polyphemum et litora nota petentem
4, 256 haud aliter terras inter coelumque volabat
litus arenosum ad Libyae, ventosque secabat
(s) Bucol. 10, 53 malle pati, tenerisque meos incidere amores
arboribus; crescent illae, crescetis, amores.
Georg. 2, 406 ecce inimicus, atrox, magno stridore per auras
insequitur Nisus: qua se fert Nisus ad auras,
Aen. 7, 653 mille viros, dignus, patriis qui laetior esset
imperiis, et cui pater haud Mezentius esset.
8, 396 quo tibi, diva, mei? similis si cura fuisset,
tunc quoque fas nobis Teucros amare fuisset;
8, 541 transfossi ligno veniunt: vix unus Helenor,
et Lycus elapsi, quorum primaevus Helenor.

Es folgt auch in drei Zeilen derselbe Reim,

Bucol. 10, 8 dum tenera attondent simae virgulta capellae.
non canimus surdis: respondent omnia silvae.
quae nemora aut, qui vos saltus habuere, puellae

(t) Aen. 1, 95 quis ante ora patrum Troiae sub moenibus altis 641
contigit oppetere! o Danaum fortissime gentis, 121
Tydide, mene Iliacis occumbere campis

517 quae fortuna viris, classem quo litore linquant,
quid veniant; cuncti nam lecti navibus ibant,
orantes veniam et templum clamore petebant.

10, 623 oratur iuveni, neque hoc ita ponere sentis:
tolle fuga Turnum atque instantibus eripe fatis:
hactenus indulsisse vacat. sin altior istis

11, 173 tu quoque nunc stares immanis truncus in armis,
esset par aetas et idem si robur ab annis.
Turne, sed infelix Teucros quid demoror armis?

in vieren,

(u) 11, 462 corripuit sese et tectis citus extulit altis.
tu, Voluse, armari Volscorum edice maniplis:
duc, ait, et Rutulos! Equitem, Messapus, in armis,
et cum fratre Coras, latis diffundite campis.

sogar zwei Reime überschlagend,

(v) Aen. 2, 459 tela manu miseri iactabant irrita Teucri.
turrim in praecipiti stantem summisque sub astra
eductam tectis, unde omnis Troia videri
et Danaum solitae naves et Achaia castra,

12, 677 morte pati nec me indecorem, germana, videbis
amplius, hunc, oro, sine me furere ante furorem.
dixit et e curru saltum dedit ocius arvis
perque hostes, per tela ruit, maestamque sororem

so auch Georg. 1, 110. Aen. 2, 103. 4, 427. 5, 508. 515.

Bei Horatius zeigt sich der Reim im Hexameter minder häufig als bei Virgilius, doch in gleicher Verschiedenheit und Abstufung. Ich bin sparsam mit Beispielen; nur habe ich mich bemüht, den seltenen zweisilbigen nicht zu übersehen.

(a) Satir. I 1, 27 sed tamen amoto quaeramus seria ludo.
28 ille gravem duro terram qui vertit aratro,
42 furtim defossa timidum deponere terra?
98 supremum tempus, ne se penuria victus

2, 9 omnia conductis coemens obsonia nummis:

3, 47 Sisyphus: hunc varum distortis cruribus, illum 642

4, 19 at tu conclusas hircinis follibus auras, 122

5, 70 prorsus iucunde cenam produximus illam.

6, 68 egregio inspersos reprehendas corpore naevos.

II 1, 1 Sunt, quibus in satira videor nimis acer et ultra

3, 313 tantum dissimilem, et tanto certare minorem?
4, 69 pressa Venafranae quod baca remisit olivae
Epist. I 5, 31 atria servantem postico falle clientem
13, 9 cognomen vertas in risum et fabula fias.
II 1, 183 quod numero plures, virtute et honore minores,
2, 137 expulit elleboro morbum bilemque meraco.
Ars poet. 38 sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
461 si curet quis opem ferre et demittere funem.
(b) Satir. I 2, 61 officit, evitare? bonam deperdere famam
114 num. tibi quum fauces urit sitis, aurea quaeris
3, 54 haec res et jungit, junctos et servat amicos.
5, 44 nil ego contulerim jucundo sanus amico
8, 9 conservus vili portanda locabat in area;
9, 58 exclusus fuero, desistam: tempora quaeram;
II 3, 136 in matris jugulo ferrum tegefecit acutum?
4, 31 sed non omne mare est generosae fertile testae:
41 curvat aper lances carnem vitantis inertem:
7, 107 nempe inamarescunt epulae sine fine petitae,
Epist. I 20, 12 coeperis, aut tineas pasces taciturnus inertes
II 1, 60 hos ediscit et hos arto stipata theatro
Ars poet. 336 percipiant animi dociles teneantque fideles.
359 indignor quandoque bonus dormitat Homerus.
(c) Satir. I 3, 95 prodiderit commissa fide sponsumve negarit?
6, 123 aut scripto quod me tacitum juvet, unguor olivo
II 3, 76 dictantis, quod tu nunquam rescribere possis.
4, 52 nocturna, siquid cassi est, temnabitur aura.
Epist. II 2, 54 ni melius dormire putem quam scribere versus?
Ars poet. 147 nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo:
643 (d) Satir. I 8, 17 quum mihi non tantum furesque feraeque suetae.
123 24 Canidiam pedibus nudis passoque capillo,
(e) 6, 74 laevo suspensi loculos tabulamque lacerto,
10, 35 magnas Graecorum malis implere catervas.
(f) 1, 8 momento cita mors venit aut victoria laeta.
2, 10 sordidus atque animi quod parvi nolit haberi,
86 regibus hic mos est, ubi equos mercantur, opertos
3, 122 furta latrociniis et magnis parva mineris
7, 20 compositum melius cum Bitho Bacchius. in ius
II 1, 8 transnanto Tiberim, summo quibus est opus alto,
3, 59 hic fossa est ingens, hic rupes maxima: serva
142 pauper Opimius argenti positi intus et auri,
J 184 nudus agris, nudus nummis, insane, paternis?
8, 22 Vibidius, quas Maecenas adduxerat umbras.
Epist. I 1, 1 Prima dicte mihi, summa dicende Camena,

Ars poet.	45	in verbis etiam tenuis cautusque serendis	
	241	speret idem, sudet multum frustraque laboret	
	278	post hunc personae pallaeque repertor honestae	
	332	posse linenda cedro et levi servanda cupresso?	
(g) Satir. I 10,	87	complures alios doctos ego quos et amicos	
II 2,	26	rara avis et picta pandat spectacula cauda:	
Epist. I 17,	1	Quamvis, Scaeva, satis per tibi consulis, et scis	
(i) Satir. I 2,	29	quarum subsuta talos tegat instita veste:	
9,	50	nec magis his aliena malis; nil mi officit, inquam,	
10,	58	versiculos natura magis factos et euntes	
	66	quam rudis et Graecis intacti carminis auctor	
II 3,	45	autumat, haec populos, haec magnos formula reges,	
	95	virtus, fama, decus, divina humanaque pulchris	
5,	39	persta atque obdura, seu rubra Canicula findet	
8,	70	praecincti recte pueri comptique ministrent?	
Epist. I 1,	23	sic mihi tarda fluunt ingrataque tempora quae spem	
2,	47	non domus et fundus, non aeris acervus et auri	
Ars poet.	470	nec satis adparet cur versus factitet: utrum	
(k)	37	spectandum nigris oculis nigroque capillo.	
(l) Satir. II 3,	228	unguentarius ac Tusci turba impia vici,	644
4,	51	Massica si caelo suppones vina sereno	124
Epist. I 2,	16	Iliacos intra muros peccatur et extra.	
15,	15	collectosne bibant imbres puteosne perennes	
	46	conspicitur nitidis fundata pecunia villis.	
II 1,	233	Choerilus incultis qui versibus et male natis	
Ars poet.	38	sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam	
(n) Satir. II 6,	6	si neque maiorem feci ratione mala rem	
Epist. I 12,	25	ne tamen ignores quo sit Romana loco res	
(o) Satir. I 6,	10	multos saepe viros nullis maioribus ortos	
		et vixisse probos, amplis et honoribus auctos:	
(a*) Epist. I 14,	7	fratrem maerentis, rapto de fratre dolentis	

Nur dies einzige Beispiel des zweisilbigen Reims in dieser Stellung habe ich gefunden, aber ein anderes mit dem dreifachen,

Epist. II 2,	214	lusisti satis, edisti satis atque bibisti:	
(b*) Satir. I 5,	25	milia tum pransi tria repimus atque subimus	
Epist. I 8,	9	fidis offendar medicis, irascar amicis,	

sogar ein dreisilbiger,

Satir. I 6,	3	nec quod avus tibi maternus fuit atque paternus,	
(i*) Satir. I 2,	119	non ego: nanque parabilem amo Venerem facilemque.	
10,	71	saepe caput scaberet, vivos et roderet ungues.	

II 3, 50 ille siniatrorsum, hic dextrorsum abit, unus utrique
67 tune insanus eris si acceperis? an magis excors
Epist. II 1, 262 discit enim citius meminitque libentius illud
2, 211 lenior et melior fis accedente senecta?
(l°) Satir. I 2, 11 respondet. laudatur ab his, culpatur ab illis.
(p) Epist. I 1, 37 ter pure lecto poterunt recreare libello.
15, 46 conspicitur nitidis fundata pecunia villis.
18, 48 cenes ut pariter pulmenta laboribus empta;
66 fautor utroque tuum laudabit pollice ludum.
II 1, 27 dictitet Albano Musas in monte locutas.
Ars poet. 36 non magis esse velim quam naso vivere pravo

Zwei am Schluss einsilbig gereimte Zeile begegnen so oft, dass ich mich mit Hinweisungen begnüge,

(q) Satir. I 1, 96. 2, 66. 94. 3, 7. 80. 4, 6. 86. 139. 5, 25. 77. 80.
II 1, 8. 36. 2, 30. 73. 88. 3, 110. 128. 292. 4, 4. 30. 50. 76.
645 6, 31. 7, 70. Epist. I 1, 18. 31. 5, 19. 17, 11. 18, 57. II 1, 45.
125 124. 221. 2, 39. 44. 130. 173. 180. Ars poet. 105. 333. 444. 475.

(r) Satir. I 1, 78 ne te compilent fugientes, hoc iuvat? horum
semper ego optarim pauperrimus esse bonorum.
Ars poet. 99 non satis est pulchra esse poëmata: dulcia sunto,
et quocumque volent, animum auditoris agunto.
(s) Satir. I 5, 16 multa prolutus vappa nauta atque viator
certatim, tandem fessus dormire viator
II 1, 83 iudicumque? esto siquis mala: sed bona siquis
iudice condiderit laudatus Caesare? siquis

mehrere Wörter,

Satir. I 3, 9 nil aequale homini fuit illi, saepe velut qui
currebat fugiens hostem, persaepe velut qui
6, 45 nunc ad me redeo libertino patre natum,
quem rodunt omnes libertino patre natum.
Epist. I 18, 16 propugnat nugis armatus: scilicet ut non
sic mihi prima Fides et vere quod placet ut non
II 2, 149 si volnus tibi monstrata radice vel herba
non fieret levius, fugeres radice vel herba

Die Stellen, wo drei und vier Zeilen reimen, zeige ich nur an,

(t) Satir. I 1, 70. 2, 11. II 3, 63. Epist. I 18, 34. II 1, 112. 2, 186.
(u) Ars poet. 436.

Tibullus behandelt den Reim im Hexameter nicht anders als die Vorigen, im Pentameter wie Catullus. Einige Beispiele,

(f) I 6, 54 sanguis, ut hic ventis diripiturque cinis.
(g) I 2, 6 clauditur et dura ianua firma sera.
5, 14 somnia, ter sancta deveneranda mola.

(l) I 1, 52 quam fleat ob nostras ulla puella vias.
6, 28 sobria supposita pocula victor aqua.
III 4, 52 quantum nec cupido bella puella viro.
(a°) I 4, 54 oscula; pugnabit, sed tamen apta dabit.
(p) 4, 14 virgineus teneras stat pudor ante genas.
30 quam cito formosas populus alba comas!

Auch hier findet sich der Reim nicht selten im ganzen Distichon, 646 126

I 1, 1 Divitias alius fulvo sibi congerat auro
et teneat culti iugera multa soli,
61 flebis et arsuro positum me, Delia, lecto,
tristibus et lacrimis oscula mixta dabis.
2, 68 ille licet Cilicum victas agat ante catervas,
ponat et in capto Martia castra solo,
6, 23 at mihi si credas, illam sequar unus ad aras:
tunc mihi non oculis sit timuisse meis.
II 1, 27 nunc mihi famosos veteris proferte Falernos
consulis, et Chio solvite vincla cado.
III 4, 31 ut iuveni primum virgo deducta marito
inficitur teneras ore rubente genas,
67 me quondam Admeti niveas pavisse iuvencas
non est in vanum fabula ficta iocum:

mit Überfüllung und Durchführung desselben Reims,

I 5, 43 non facit hoc verbis, facie teneroque lacertis
devovet et flavis nostra puella comis.
9, 49 illa velim rapida Vulcanus carmina flamma
torreat et liquida deleat amnis aqua.
10, 25 at nobis aerata, Lares, depellite tela,
hostiaque e plena mystica porcus hara;

Auch bei Propertius zeigt sich der Reim im Hexameter in gleicher Weise,

(a) III 18, 5 me modo laudabas et carmina nostra legabas:
V 11, 23 Sisyphe, mole vaces, taceant Ixionis orbes,
65 vidimus et fratrem sellam geminasse curulem
81 sat tibi sint noctes, quas de me, Paulle, fatiges,
(b) 9, 11 hic, ne certa forent manifestae signa rapinae,
(c) III 7, 53 periuras tunc ille solet punire puellas,
9, 1 Assiduae multis odium peperere querellae:
(e) I 4, 23 nullas illa suis contemnet fletibus aras,
(f) II 2, 7 aut quum Dulichias Pallas spatiatur ad aras,
III 11, 3 nullus erit castis iuvenis corruptor in agris,
(i) I 9, 17 nunc mihi summa licet contigere sidera plantis:
19, 1 Haec certe deserta loca et taciturna querenti,

(a°) I 18, 5 quia etiam absenti prosunt tibi, Cynthia, venti:
647 IV 7, 1 Dulcis ad hesternas fuerat mihi rixa lucernas,
127 (c°) 2, 37 e quarum numero me contigit una dearum:
(p) III 7, 5 nunc sine me plena fiunt convivia mensa.
V 11, 49 quaelibet austeras de me ferat urna tabellas:

Der Reim im Pentameter begegnet, zumal in dem Abschnitt, vielleicht noch häufiger als bei Catullus; ich hebe nur den zweisilbigen heraus,

(a°) III 7, 2 maxima praeda tibi, maxima cura mihi.
IV 6, 42 in mare cui soli non valuere doli.
22, 18 natura hic posuit quicquid ubique fuit.
V 10, 2 armaque de ducibus trina recepta tribus.

Auch rührend,

(n) III 21, 8 qui dare multa potest, multa et amare potest.
IV 6, 64 hoc de me aut erit si modo matris erit.

Man wird III 7, 2 und 21, 8 das weitere Spiel des Reims mit dem Gegensatz der Gedanken bemerken.

Das in beiden Zeilen gereimte Distichon begegnet hier in jeder Elegie mehrmals, und im ersten Buch allein wenigstens zwanzigmal. Ich begnüge mich, ein Paar Stellen anzuführen, wo in beiden Zeilen derselbe Reim angewendet ist,

I 2, 21 sed facies aderat nullis obnoxia gemmis,
qualis Apelleis est color in tabulis.
31 his tu semper eris nostrae gratissima vitae,
taedia dum miserae sint tibi luxuriae.
III 7, 29 aspice quid donis Eriphyla invenit amaris,
arserit et quantis nupta Creusa malis.
IV 18, 21 tuque o Minoa vemundata, Scylla, figura,
tondens purpurea regna paterna coma.
V 8, 87 atque ita mutato per singula pallia lecto
respondi, et toto solvimus arma toro.
10, 19 idem eques et frenis, idem fuit aptus aratris,
et galea hirsutis compta lupina iubis.
11, 19 aut si quis posita index sedet Aeacus urna,
in mea sortita iudicet ossa pila:

oder wo sich ein zweisilbiger Reim zeigt, was jedoch niemals in beiden Zeilen der Fall ist,

646 I 18, 5 quin etiam absenti prosunt tibi, Cynthia, venti:
128 aspice, quam saevas increpat aura minas.

III 7, 1 Praetor ab Illyricis venit modo, Cynthia, terris,
maxima praeda tibi, maxima cura mihi.
12, 5 non tam nocturna volucris funesta querela
Attica Cecropiis obstrepit in foliis,
IV 7, 1 Dulcis ad hesternas fuerat mihi rixa lucernas,
vocis et insanae tot maledicta tuae.
15, 29 aut humer ignotae cumulis vallatus harenae.
non iuvat in media nomen habere via.
22, 17 omnia Romanae cedent miracula terrae:
natura hic posuit, quicquid ubique fuit.

Mit Anhäufung des Reims,

V 1, 137 militiam Veneris blandis patiere sub armis,
et Veneris pueris utilis hostis eris,

aber Propertius geht weiter, er lässt zwei gereimte Distichen unmittelbar auf einander folgen,

III 17, 11 et modo pavonis caudae flabella superba
et manibus dura frigus habere pila
et cupit iratum talos me poscere eburnos
quaeque nitent Sacra vilia dona Via.
30, 9 quum videt accensis devotam currere taedis
in nemus et Triviae lumine ferre deae.
scilicet umbrosis sordet Pompeia columnis
porticus aulaeis nobilis Attalicis,
IV 10 1 Quid mirare, meam si versat femina vitam
et trahit addictum sub sua iura virum,
criminaque ignavi capitis mihi turpia fingis,
quod nequeam fracto rumpere vincla iugo?
16, 15 ipse seram vites pangamque ex ordine colles,
quos carpant nullae me vigilante ferae.
dum modo purpureo spument mihi dolia musto,
et nova pressantes inquinet uva pedes,
V 1, 17 nulli cura fuit externos quaerere divos,
cum tremeret patrio pendula turba sacro,
annuaque accenso celebrare Parilia faeno, 649
qualia nunc curto lustra novantur equo. 129

sogar drei,

III 32, 85 haec quoque perfecto ludebat Iasone Varro,
Varro Leucadiae maxima flamma suae.
haec quoque lascivi cantarunt scripta Catulli,
Lesbia quis ipsa notior est Helena.
haec etiam docti confessa et pagina Calvi,
cum caneret miserae funera Quintiliae.

Auch Ovidius tritt in die Fussstapfen seiner Vorgänger: der Reim zeigt sich oft und, wie es mir scheint, am häufigsten in den Gedichten aus der Zeit seiner Verbannung, also in den späteren. Nur habe ich in diesen (wenn sie mir nicht entgangen sind) keine zwei unmittelbar auf einander folgende gereimte Distichen bemerkt, so oft auch eins allein vorkommt. Bei dem zweisilbigen Reim macht sich der häufigere Gebrauch der Genitivendungen -orum, -arum bemerkbar, die wir bei Lucretius, Catullus und Horatius gar nicht, bei Virgilius nur ein Paar Mal, bei Propertius einmal und nicht im Abschnitt des Hexameter fanden; auch diese am meisten in den späteren Gedichten.

Bei dem Hexameter belege ich von den verschiedenen Fällen nur die minder gewöhnlichen,

(g) Heroid. 1, 31 atque aliquis posita monstrat fera proelia mensa:
19, 49 paucaque quum tacta perfeci stamina tela.
Amor. I 7, 65 nec nostris oculis, nec nostris parce capillis:
Ars am. 3, 453 sunt quoque non dubia quaedam mala nomina fama:
Rem. am. 37 his lacrimis contentus eris sine crimine mortis:
Medic. faciei 99 vidi quae gelida madefacta papafera lympha
Metam. 1, 266 barba gravis nimbis, canis fluit unda capillis,
Epist. III 8, 19 clausa tamen misi Scythica tibi tela pharetra:
(h) Heriod. 19, 63 multaque praeterea lingua reticenda modesta.
Epist. IV 14, 55 tempora sacrata mea sunt velata corona,
(i) Amor. I 8, 111 quin albam raramque comam, lacrimosaque vino
Ars am. 3, 443 nec coma vos fallat liquida nitidissima nardo:
Ibis 551 nudave derepta pateant tua viscera pelle,
(l) Heroid. 2, 111 quae tibi subieci latissima regna Lycurgi,
Metam. 13, 185 immeritam saevae natam mactare Dianae.
Epist. I 10, 43 qui meritam nobis minuat, non finiat iram,
(i) Metam. 8, 96 turbatusque novi, respondit, imagine facti:
di te submoveant, o nostri infamia saecli,
11, 517 inque fretum credas totum descendere coelum,
inque plagas coeli tumefactum scandere pontum.
13, 692 hanc non femineum iugulo dare vulnus aperto,
illam, demisso per fortia vulnera telo,
15, 395 haec ubi quinque suae complevit saecula vitae,
illicis in ramis, tremulaeve cacumina palmae.

Sogar durch vier Zeilen zieht sich derselbe Reim,

Metam. 6, 531 lugenti similis, caesis plangore lacertis,

intendens palmas, proh diris, barbare, factis,
proh crudelis, ait: nec te mandata parentis
cum lacrimis movere piis, nec cura sororis,

vgl. 6, 689—692.

(a°) Heroid. 8, 27 vir, precor, uxori, frater succurre sorore:
19, 129 at tibi flammarum memori, Neptune, tuarum
Fasti 6, 553 una ministrarum solita est, Cadmei, tuarum,
Ibis 75 noxque tenebrarum specie reverenda tuarum.
Metam. 6, 89 nomina summorum sibi qui tribuere deorum.
8, 773 quae tibi factorum poenas instare tuorum

ferner 9, 622. Fasti 1, 509. 5, 117. 621. 665. Trist. II 419. IV 2. 7. V 6, 35. 14, 9. Epist. II 3, 47. III 9, 7. Ibis 143.

Fasti III 487 Thesea culpabas, fallacemque ipse vocabas;
Epist. II 5, 67 Thyrsus enim vobis; gestata est laurea nobis.
IV 8, 59 sic affectantes coelestia regna Gigantes
(b°) Heroid. 11, 111 nate, dolor matris, rabidarum praeda ferarum,
18, 133 iam patet attritus solitarum limes aquarum,
19, 181. Metam. 4, 344. 14, 10. 414.
Metam. 6, 198 huic aliquid populo natorum posse meorum;

Fasti 1, 465. Trist. III 3, 73. IV 10, 1. V 5, 5. 6, 41. 7, 6. Epist. II 3, 47.

(c°) Metam. 6, 638 tendentemque manus, et iam sua fata videntem,
(i°) Amor. III 2, 83 risit et argutis quiddam promisit ocellis: 651 131

mit einem dreisilbigen Reim,

Metam. 1, 16 sic erat instabilis tellus, innabilis unda
(n°) Heroid. 10, 57 venimus huc ambo: cur non discedimus ambo?
Ars am. 2, 459 oscula da flenti, Veneris da gaudia flenti:
(p) Heroid. 1, 7 non ego deserto iacuissem frigida lecto,
4, 27 tu nova servatae carpes libamina famae,
Metam. 1, 477 vitta coercebat positos sine lege capillos.
5, 197 et prosternite humi iuvenem magica arma moventem.
Trist. V 14, 31 si qua tamen pretii sibi merces ipsa petiti,

Häufig ist der Reim am Schluss zweier Hexameter, wie Metam. 1, 1. 248. 342. 384. 584. 5, 14. 134. 202. 406. 6, 468. 487. 598. 621. 7, 177. 259. 348. 497. 11, 288. 339. 428. 584. 631. 12, 21. 389. 556. 585. 611. 13, 37. 14, 343. 500. 561. Nur Beispiele von seltenen Fällen,

(r) Metam. 2, 830 vocis haberet iter, saxum iam colla tenebat,
oraque durarant signumque exsangue sedebat.

6, 198 huic aliquid populo notorum posse meorum;
non tamen ad numerum redigar spoliata duorum
639 tendentemque manus, et iam sua fata videntem,
et »mater, mater« clamantem, et colla petentem
7, 677 iamdudum dubito: certe si fraxinus esset,
fulva colore foret; si cornus, nodus inesset.
8, 359 fertur et Eupalamon Polagonaque, dextra tuentes
cornua, prostrauit, socii rapuere iacentes.
(s) 3, 361 reddere de multis ut verba nouissima posset.
fecerat hoc Iuno, quia, quum deprendere posset,
4, 556 illa, manus ut forte tetenderat in maris unda,
saxea facta manus in easdem porrigit undas:

Es wiederholen sich auch mehrere Wörter,

Metam. 1, 361 namque ego, credo mihi, si te modo pontus haberet,
te sequerer, coniux, et me quoque pontus haberet
5, 369 tu superos, ipsumque Iouem; tu numina ponti
victa domas, ipsumque, regit qui numina ponti,
9, 791 femina nuper eram, puer en. date munera templis:
nec timida gaudete fide. dant *munera templis:*
652 (t) 4, 336 desinis? aut fugio, tecumque, ait, ista relinquo.
182 Salmacis extimuit; locaque haec tibi libera trado,
hospes, ait; simulatque gradu discedere verso.

6, 82. 7, 62. 8, 119. 195. 673. 11, 358. 13, 586. 883.

(u) 6, 689 apta mihi via est: vi tristia nubila pello;
vi freta concutio, nodosaque robora verto:
indurosque niues, et terras grandine pulso.
idem ego, quum fratres caelo sum nactus aperto,

Bei dem Pentameter ist der zweisilbige auch hier selten,

(a°) Heroid. 18. 154 indicium dubiae non placet esse viae.
Remed. am. 216 stabit et in media pes tibi saepe via.
Amor. II. 14, 28 et nondum natis dira venena datis?

einmal im zweiten Abschnitt,

Heroid. 19, 10 ponitis in varia tempora longa mora.

Als eine besondere Zierde scheint es zu gelten, wenn im zweiten Abschnitt die Worte, aus welchen der erste besteht, ganz oder mit geringer Abänderung wiederholt werden.

Heroid. 15, 40 nulla futura tua est: nulla futura tua est.
184 conuenit illa mihi, conuenit illa tibi.
Ars am. 2. 204 tu male iactato, tu male iacta dato.

Distichen, in welchen der Hexameter und der Pentameter gereimt sind, begegnen so häufig, dass Beispiele überflüssig wären. Oft ist derselbe Reim durchgeführt, öfter als bei Tibullus und Propertius,

Heroid. 3, 133 sis licet immitis, matrisque ferocior undis;
ut taceam, lacrimis commiuuere meis.
4, 57 Pasiphae mater, decepto subdita tauro,
enixa est utero crimen omnsque suo.
13, 111 excutior somno, simulacraque noctis adoro:
nulla carat fumo Thessalis ara meo.
18, 71 quanto, quam fulges radiis argentea puris,
concedunt flammis sidera cuncta tuis:

Amor. III 2, 17. 6, 51. Ars amor. 1, 190. 207. 311. 527. 531. 2, 745. 3, 71. 317. 623. Fasti 1, 339. 4, 9. 727. 5, 91. 159. 177. 329. Trist. I 10, 47. II 445. III 3, 21. 4, 21. IV 8, 1. Epist. II 3, 25. 4, 1. III 2, 19. Ibis 39. 251.

Mit Überfüllung, 653 133

Amor. I 5, 9 ecce Corinna venit, tunica velata recincta,
candida dividuo colla tegente coma.
Ars am. 1, 527 Gnosis in ignotis amens errabat arenis,
quae brevis aequoreis Dia feritur aquis.
2, 301 adstiterit tunicata: move incendia, clama;
sed timida, caveat frigora, voce roga.
Fasti 2, 593 vos illi in prima fugienti obsistite ripa,
ne sua fluminea corpora mergat aqua.

Ovidius schliesst auch zwei gereimte Distichen an einander,

Heroid. 11, 115 non mihi te licuit lacrimis perfundere iustis,
in tua non tonsas ferre sepulcra comas.
nam superincubui, non oscula frigida carpsi:
diripiunt avidae viscera nostra ferae.
19, 35 protinus in summo vigilantia lumina tecto
ponimus, assuetae signa notamque viae.
tortaque versato ducentes stamina fuso
feminea tardas fallimus arte moras.
Amor. II 14, 25 sponte fluent matura sua: sine crescere nata;
est pretium parvae non leve vita morae.
vestra quid effoditis subiectis viscera telis,
et nondum natis dira venena datis?

Einmal wird derselbe Reim bis auf einen ungenauen durchgeführt,

Ars am. 1, 311 in nemus et saltus thalamo regina relicto
fertur, ut Aonio concita Bacchа deo.
ah quoties vacuam vultu spectavit iniquo
et dixit »domino cur placet ista meo«?

Die Dichter aus dem Zeitalter des Augustus, bei denen Sprache und metrische Kunst auf gleicher Höhe stand, habe ich einzeln und ausführlich betrachtet; gleiche Umständlichkeit scheint mir bei den nachfolgenden, denen sie Vorbild waren, nicht nöthig: die Bemerkung genügt, dass der Reim von ihnen auf gleiche Weise und innerhalb derselben Grenzen angewendet wird. Ich finde bei Martialis und Iuvenalis den einsilbigen ebenso oft, den zweisilbigen ebenso selten, und will aus jenem nur einige gereimte, auf einander folgende Distichen bemerken,

654 Epigr. IV 45. 1 Haec tibi pro nato plena dat laetus acerra,
134 Phoebe, Palatinus munera Parthenius.
ut qui prima novi signat quinquennia lustro,
impleat innumeras Burrus Olympiadas.
73. 1 Quum gravis extremas Vestinus duceret horas,
et iam per Stygias esset iturus aquas,
ultima volventes orabat pensa Sorores,
ut traherent parva stamina pulla mora,
iam sibi defunctus, caris dum vivit amicis:
moverunt tetricas tam pia vota deas.

Die Wiederholung desselben Worts treibt Martialis weiter, vgl. II 7. IV 71. VII 92. 10. IX 98. Dagegen bei anderen, ich nenne nur Gratius Faliscus, Manilius, Calpurnius, Persius, Lucanus, Valerius, Silius, Statius, scheint mir der Reim eher ab- als zugenommen zu haben. Ich suche den Grund in der gesunkenen Sprache und geringeren Kunstfertigkeit: Absicht war dabei nicht. Ebenso verhält es sich mit den Dichtern der folgenden Jahrhunderte: mit Serenus, Nemesianus, Lactantius, Ausonius, Claudianus, Avianus, Juvencus, Prudentius im vierten: mit Sedulius, Merobaudes, Prosper Aquitanus im fünften: mit Priscianus, Arator, Venantius Fortunatus im sechsten Jahrhundert.

Auf Anfang und Schluss eines Gedichts besondere Sorgfalt zu verwenden war natürlich: daher erklärt sich wohl, dass an dieser Stelle zuweilen der Reim gehäuft ist. Calpurnius füllt

damit die sieben Hexameter, womit er beginnt, Statius die drei ersten der Silvae, Ausonius die fünf letzten der Mosella.

Einen unzweifelhaften Fortschritt des leoninischen Reims müsste man am Ende des zweiten Jahrhunderts anerkennen in dem Gedicht De iudicio domini, das Fabricius (S. 286) und Méril (S. 82), doch letzterer mit Unsicherheit, dem Tertullianus beilegen: hier herrscht der Gleichklang im Abschnitt des Hexameters sichtbar vor, zumal im Eingang. Allein man kann an der Unechtheit dieses Gedichts nicht zweifeln, das einer späteren Zeit angehören muss; vgl. Bährs Geschichte der römischen Litteratur, Suppl. 1, 18. 75.

Unter den Gedichten des spanischen Bischofs Orientius (Martene Thesaurus novus anecdotorum 5, 19—46), der in das erste Drittel des sechsten Jahrhunderts fällt, befinden sich drei, De nativitate domini. De trinitate, Explanatio nominum domini, 655
die zusammen 186 Hexameter ausmachen: ein viertes De epi- 135
thetis salvatoris nostri besteht aus fünf Distichen. In dem zweiten (S. 41. 42) kommen ganz in gewöhnlicher Weise ein Paar einsilbige Reime vor und ein Paar drei- und vierfache. Ein anderes Verhältnis zeigt ein grosses, in etwa fünfhundert Distichen abgefasstes, Commonitorium oder Memoriale überschriebenes Gedicht: hier ist reichlich der dritte Theil mit Reimen ausgestattet. Gleich der Eingang zeigt, wie er vorherrscht,

Quisquis ad aeternae festinas praemia vitae
perpetuanda magis quam peritura cupis,
quae caelum reserat, mortem fugat, aspera vitat,
felici curgt tramite, disce viam.

Man sieht, die zweite Zeile enthält einen doppelten Reim, die dritte einen dreifachen, nur die vierte einen ungenauen. Der zweisilbige erscheint im Pentameter schon häufiger,

(a°) S. 21 non vino madidi, non epulis gravidi.
27 primo animus capitur, post etiam moritur.
29 primum servitii mox fuit imperii.
35 et quod si scierit qui tibi merces erit.
36 et quae per varias mors ruit una vias.
hoc quoque quod loquimur tempore praemorimur.
38 quot patuit vitiis, tot quoque supplicüis.
39 pallores fletus gaudia vota metus.

(n*) 21 impendens aliis, ora parata aliis.
32 crede mihi fieri vel mihi non fieri.
34 vel gaudere nimis vel modo flere nimis.

Von diesen drei rührenden Reimen gehört nur der erste zu den unerlaubten; in dem zweiten ändert die Verneinung den Begriff, und in dem dritten ist die Partikel statthaft.

(s) 21 nolo tuos hircos, nolo tuo vitulos.

Dieser Drang zum Reim im Gegensatz zu den übrigen Gedichten des Orientius, wie die auffallend höhere Gewandtheit in den Gedanken und im Ausdruck legen es nahe, das Commonitorium als ein untergeschobenes, in viel späterer Zeit verfasstes Gedicht zu betrachten. Dass Orientius sich am Schluss selbst nennt, vergrössert den Verdacht, und das Zeugnis, welches Martene (S. 18) aus dem Sigebert von Gemblours, der in
656 das elfte Jahrhundert gehört, beibringt, hat kein Gewicht, da
136 es aus dem Gedicht genommen ist. Übrigens hat man die Echtheit auch schon aus anderen Gründen angefochten, vgl. Bähr Suppl. 1, 72.

Als ältestes Zeugnis für den leoninischen Reim (vgl. Santen zum Terentianus Maurus S. 216. 217) gilt gewöhnlich die Inschrift an einer von Belisarius in der Mitte des sechsten Jahrhunderts erbauten Kirche zu Rom, die Baronius Annal. ad a. 538 bekannt gemacht hat,

Hanc vir patricius Vilisarius, urbis amicus,
ob culpae veniam condidit ecclesiam.
hanc ideirco pedem sacram qui ponis in aedem,
ut miseretur eum, saepe precare deum.

Der Reim ist zweisilbig und genau, im ersten Hexameter dreifach: aber zwei Distichen, die der Form nach bei den classischen Dichtern schon möglich gewesen wären, können nicht als Anfangspunkt gelten, wobei ich noch voraussetze, dass die Inschrift nicht etwa in späterer Zeit ist zugefügt worden. Einzelne Distichen (vgl. Schuch S. 60–63) kommen noch weniger in Betracht, wie etwa die Inschrift auf einem Estrich vom Jahr 787,

Sancte memento deus, quia condidit iste Datheus,
hanc aulam miseris auxilio pueris.

Es müssen Gedichte von einigem Umfang sein, wenn daraus ein Schluss soll gezogen werden: bei denen, welche in die karlingische Zeit fallen, zeigt sich der Reim nicht anders als bei ihren Mustern, den altrömischen.

Alcuin (geb. 735, gest. 804) wendet den einsilbigen nicht häufiger an als jene, den zweisilbigen noch seltener. Das Gedicht De conversione Saxonum (Froben 2, 615[b]), wo der einsilbige vorherrscht, kann von ihm nicht herrühren, wie man es ihm auch nur zweifelnd beilegt, sondern gehört in spätere Zeit.

In gleicher Reihe stehen Hraban (geb. 776, gest. 856) und sein Schüler Walefried Strabo (geb. 807, gest. 842), bei denen ich ein weiteres Vordringen des Reims keineswegs bemerken kann. Im Hexameter zeigt er sich in den verschiedenen Abstufungen, die wir kennen. Bei Walefried (Canisii lectiones antiquae II 2, 185—284 Basnage) hebe ich nur den vierfachen heraus,

(g) S. 209 ille ferox rapaxque minax mendaxque sagaxque.
246 olfactu auditu gustu speculamine tactu,

und einen fünffachen, wo jedes Wort ihn trägt,

S. 201 sobrius ornatur iocundus cautus honestus. 657 137

Der zweisilbige im Hexameter ist mir bei Hraban nicht begegnet, bei Walefried nur einige Male,

(a*) S. 250 sit dominus tecum, semper tua gratia mecum.
(b*) 189 continuo redeunt gaudentes atque timentes.
193 sola tibi, veniam cunctorum praesto malorum.

Ähnliche und mit dem Genit. Plur. gebildete S. 199. 202. 210. Im Pentameter kommt bei Hraban (Opera 6) zwar der zweisilbige vor, doch selten genug,

(a*) S. 203 b Corduba quem genuit: Africa quem tenuit.
203 n mundum fine capis, lumen et arce dabis.
204 r praesul in aede dei, sis memor ipse mei.
208 n et modo qui fuimus iam modo desinimus.

bei Walefried, der aber die Distichen seltener als Hraban angewendet hat, nur

(a*) S. 251 quae tibi quando fero centuplicata gero.

Da in Walefrieds zahlreichen Gedichten der Reim unhäufig ist und man ihn in längeren Stellen vergeblich sucht, so über-

rascht es, wenn wir ihn ein Paar Mal bei ihm durchgeführt sehen. Zuerst in einem Gedicht an Grimald über den Tod Wettins vom Jahr 840 (S. 221), also in einem seiner letzten. Es besteht aus 61 Hexametern, die bis zum 41., wie gewöhnlich, den Reim selten zeigen; von da an aber ist er bis zum Schluss mit genauem Gleichlaut fast ganz durchgeführt. Ich nehme nur daraus eine Zeile, die den zweisilbigen doppelt gebraucht,

(a°) 45 panibus et quinis, tum piscibus ordine binis.

Ebenso verhält es sich mit zwei Gedichten am Schluss der Sammlung. Das eine (S. 262) besteht aus 15 Hexametern, darunter auch zweisilbige,

(a°) 8 tale quod ex vobis referat solamina nobis.
11 vel melius fari, vel prorsus posco negari.

Das andere (S. 263. 264) hat in 26 Hexametern nur drei Zeilen ohne Reime, die aber verderbt sein mögen; auch hier ein zweisilbiger,

(a°) 8 cuius frons quinis (l. binis) deciesque recognita quinis.

Endlich muss ich noch zwei Elegien anführen; die eine auf die Jungfrau Maria (S. 227) besteht aus drei Distichen, in welchen der Reim vollständig durchgeführt ist: die andere (S. 251) zeigt in zwanzig Distichen die Eigenthümlichkeit, dass nur einmal (Z. 33) im Hexameter der Reim fehlt, dagegen achtmal (Z. 8. 658 10. 12. 14. 16. 20. 30. 32) im Pentameter. Will man annehmen, 138 Walefried habe den Versuch gemacht, den Reim als Regel durchzusetzen, was in dem kleinen Gedicht auf die Jungfrau Maria gelang, nicht aber in dem grösseren, so würde doch für diese Zeit der Versuch auffallen, da, wie wir hernach sehen werden, die Regel erst am Ende des Jahrhunderts sich feststellte. Wahrscheinlicher dünkt mich daher, dass die angeführten Gedichte, in welchen der Reim gehäuft ist, ihm mit Unrecht beigelegt werden und einem späteren zugehören. Darin bestärkt mich eine schon vorhin bemerkte Zeile, die aus einem echten Gedicht entlehnt ist, wo sie (S. 250) fast ganz gleichlautend vorkommt,

S. 227 sit dominus tecum, semper haec gratia mecum.

In dem Anfang des neunten Jahrhunderts, schon bevor Walefried zu dichten begann, muss das 586 Hexameter ent-

haltende Gedicht Carolus magnus et Leo papa entstanden sein, über dessen Verfasser man nur Vermuthungen hat (Bähr Suppl. 3, 85. 86). Er verräth nicht geringere Bildung als die eben besprochenen beiden Dichter der karlingischen Zeit. In der Anwendung des Reims ist er weiter gegangen, der viel häufiger hervortritt, namentlich in den ersten 150 Versen, wo er entschieden überwiegt; der Verfasser, scheint es, bemühte sich anfangs ihn ganz durchzusetzen, gab es aber wieder auf. Der zweisilbige kommt bei ihm nicht vor: zwar eine Zeile scheint ihn zu enthalten, wo er ausserdem ein rührender und zwar ein unstatthafter wäre,

421 namque potest legio omnis et hinc exercitus omnis,

aber ich ändere potest (celso de colle videri) legio, amnis, was auch einen besseren Sinn gewährt. In drei Zeilen wiederholt sich das Reimwort,

(o) 61 fulget in orbe potens, prudens guarusque, modestus
inluster facilis doctus bonus aptus honestus
mitis praecipuus iustus pius inclitus heros.

Das Denkmal, das zunächst Berücksichtigung verdient, ist die Grabschrift auf Ludwig den Frommen zu Metz (Historie littéraire de la France 4, S. 587), der im Jahr 840 starb; sie mag bald nachher verfasst sein.

Imperii fulmen, Francorum nobile culmen.
erutus a saeclo conditur hoc tumulo,
rex Ludowicus pietatis tantus amicus
quod Pius a populo dicitur et titulo.
Hildegard soboles, Caroli Magni pia proles, 659
in pacis metas colligit hunc pietas. 139
Rumelicum villam, quidquidve refertur ad illam,
Arnulfo sancto contulit huicque loco.
stirps a quo procerum, regumque vel imperatorum,
quorum muneribus sistitur iste locus.

Man sieht, der Reim fehlt nie und ist ebenso oft zweisilbig als einsilbig.

Einige kürzere Inschriften aus dieser Zeit, die Schuch (S. 60. 61) beibringt, zeigen gleichfalls den Reim, wiewohl man bei solchen Veranlassungen eine besondere Sorgfalt und Zierde,

wofür der Reim wohl galt, voraussetzen muss: grössere Gedichte allein können das Verhältnis darstellen.

In den Schluss des neunten Jahrhunderts fallen die in Hexametern und in Distichen abgefassten Gedichte des Constanzer Bischofs Salomon (Canisii lect. ant. III. 3, S. 239—250), der 919 starb. Hier ist der Sieg des Reims, der im Ganzen genau ist, entschieden, und Zeilen, wo er fehlt, kommen nur noch vereinzelt vor. Der zweisilbige ist auch im Hexameter vorgedrungen.

(a°) S. 240 non contemplamur cum mutua famina famur.
241 non miseret patris, nulla est miseratio matris.
243 at vero gentes stulte simulacra colentes
244 haec est summa quidem, quod coepi scribere pridem.
245 quanto plus dederis, tanto plus danda mereris:
area cluit dando, vacuatur et ipsa negando.
246 istic dum viguit nil mihi triste fuit.
cum perpessus eram: nil patiens fueram.
247 turba beatorum Messiae discipulorum.
ergo quid facimus, quod declinare nequimus.
(b°) 240 Hierusalem, dans signa gementi sive dolenti,
(p) 249 nos neque repetit, quem petra mersa tegit.
accipe solamen, quod scis spondere creantem.

Der Waltharius ist von einem Sangaller Geistlichen Eckart I wahrscheinlich zwischen 920—940 verfasst, hernach von einem Genossen Gerald, magister scholarum, der nach 965 dem Bischof Erkanbald das Gedicht zuschickte, gepflegt und im folgenden Jahrhundert von Eckehart IV, in der Absicht, die Sprache der classischen näher zu bringen, überarbeitet. Es fällt auf, dass nur der kleinere Theil mit dem Reim geziert ist, während er
660 bei dem früheren Salomon, über dessen Zeit kein Zweifel sein
140 kann, schon entschieden durchgeführt war. Den zweisilbigen, auf den es jetzt vorzüglich ankommt, habe ich in den 1456 Hexametern, aus denen das Gedicht besteht, ziemlich selten gefunden; ich rede hier nur von dem genauen, der ungenaue ist häufiger.

(a°) 64 ibant legati totis gladiis spoliati.
88 non incusamur, si talibus aequiparamur.
266 his armillarum tantum da Pannonicarum.
556 cultores regionis, et en galeam Haganonis
1146 an soli insidias facerent propiusque laterent.

1202 sive superborum crepitantia frena virorum,
1372 sed cassis fabrefacta diu meliusque peracta

Der dreifache (f) kommt mehrmals vor, z. B. 128. 372. 508. 1156. 1233. 1384, der vierfache nur einmal,

(g) 1273 unice enim carum rutilum blandum pretiosum

Auch der Binnenreim ist häufig,

(i) 526 hostibus invisus, sociis mirandus obitat,
923 hic vero metuenda virum tam bella videres.
1363 ictum praevalidum ac mirandum fecit, eique
1445 imponunt equiti, et sic disiecti redierunt,
1446 Franci Wormatiam, patriamque Aquitanus adivit.

ein rührender,

(n) 1216 si modo supremis laus desit, dedecus assit.

derselbe Reim in zwei Zeilen, so dass auch die Schlusswörter zusammenstimmen,

(o) 74 pergit in exilium pulcherrima gemma parentum.
postquam complevit pactum statuitque tributum,
105 donec iam cunctos superarent fortiter Hunos.
militiae primos tunc Attila fecerat illos,
134 prae cunctis temet nimium dilexit amicis,
quod volo plus factis te quam cognoscere dictis.

und ferner 90. 158. 279. 384. 386. 490. 494. 1009. 1222. 1399. Manchmal wiederholt sich der genaue Reim nur dreimal in den zwei Zeilen,

237 quid lingua simulas quod ab imo pectore damnas,
oreque persuades toto quod cordo refutas?
731 eminus emissis haud aequo Marte sagittis 661
Walthariun turbans. contra tamen ille virilis 141
1353 sed iam saxo, locum propius ne accedere tardes;
ecce tuas scio praegrandes in corpore vires,

ebenso 573. 935. 958. 1287. 1316. 1389.

Im Ganzen also steht in Beziehung auf den Reim Walthariu den classischen oder vielmehr den Gedichten des achten Jahrhunderts näher, wiewohl er ihn doch häufiger gebraucht als Hraban und Walefried und sichtlich begünstigt; es gelang ihm nur nicht, ihn durchzuführen. Die Bemühung Eckeharts IV, die Sprache des Gedichts zu reinigen, kann den Reim nicht etwa entfernt haben; denn in dessen eigenen Gedichten auf den

heiligen Otmar (Pertz 2, S. 55) ist er eine Nothwendigkeit, und der zweisilbige sogar vorherrschend. Eckeharts I strenge, fast herbe Darstellung weist auf die frühere Zeit: wie viel zierlicher, anmuthiger und umständlicher drückt sich der Dichter Rudliebs aus, der doch nicht viel jünger ist. Auch Geralds Einfluss kann nicht gross gewesen sein, darüber lässt sein Prolog (Lateinische Gedichte S. 59) keinen Zweifel: wie er sich auch am Waltharius mag betheiligt haben, hier, wo er selbst spricht, fügt er sich gänzlich der Form seiner Zeit, und in den zweiundzwanzig an Erkanbald gerichteten Zeilen vermisst man nur einmal (Zeile 4) den Endreim, der aber durch Binnenreime hinlänglich ersetzt ist. Ich komme hernach noch auf ihn zurück.

Bei Hrosuith († 984), die sich der Zeit nach anschliesst, erscheint in dem Gedicht De gestis Othonum (• vgl. Ausgabe von Barack, Pfeiffer Germ. 3, S. 375 •) der Reim in voller Geltung: der einsilbige ist Regel, der zweisilbige unhäufige Ausnahme. Es wird genügen, wenn ich von hier an nur die Reimwörter anführe, (a°) gestorum : tuorum 162, 13 Reuber. gentem : habentem 163, 37. perfectorum : virorum 168, 39. moerenti : dolenti 164, 41. (p) habitantes : gentes 162, 9. plebi : fideli 164, 18. regem : fidelem 168, 35.

Die Zeit des Theodolus, der eine Ecloge von 312 Hexametern verfasste, ist ungewiss: man setzt sie in das Jahr 980. Da der Reim zwar durchgeführt, doch bis auf ein Paar Ausnahmen (fraude puellari me non patiar superari 317) einsilbig ist, so könnte sie älter sein und in den Anfang des Jahrhunderts gehören.

Das Gedicht De nominibus volucrum ferarum lignorum piscium (Altdeutsche Blätter 1, S. 348—350. Haupts Zeitschrift 5, S. 360. 361. • 9, S. 388—398. •) setze ich an das Ende des zehnten Jahrhunderts; es besteht aus 53 Hexametern. Der
662 Reim herrscht darin ebenso wie in den Gedichten des Bischofs
142 Salomon: nur zwei Zeilen (wenn sie nicht verderbt sind) 11 (• l. orbigometra, wie bei Wigand steht •) und 30 haben keinen Endreim, wohl aber den Binnenreim: der einsilbige ist wie dort bis auf Zeile 3 genau, der zweisilbige ziemlich häufig und auch wohl ungenau. (a°) caeli : fideli 1. fringellus : amarellus 8. pau-

carum : ferarum 22. digna : ligna 35. cornus : ornus 42. ballena : murena 53. (p) nisus : picus 2. turtur : vultur 4. deerit : residebit 14. vibex : ilex 40. sambucus : paliurus 46. salices : vites 47.

Von dem Mönch Fromund zu Tegernsee, dessen Gedichte in den Anfang des elften Jahrhunderts fallen, sind kleinere in Hexametern und Distichen abgefasste Stücke vorhanden, wovon der grössere Theil, etwa 700 Zeilen, bei Pez Thesaurus anecdotorum 6, 167—188 abgedruckt ist. Der Reim hat zwar entschieden das Übergewicht, fehlt aber nicht selten, in einigen Gedichten mehr, in anderen weniger. So sind in dem 17. die zwanzig Hexameter, aus denen es besteht, fast sämmtlich reimlos: selbst im Pentameter mangelt er zuweilen, wie z. B. im 18. Gedicht. Der Reim ist einsilbig, den zweisilbigen habe ich nicht oft gefunden, im Hexameter (a^e b^e c^e) divellor : pellor 1. S. 167, amborum : domorum 9, 171. priscorum : sceptrigerorum 9, 172. regnorum : malorum 10, 174. servorum : tuorum 12, 177. rebus : diebus 13, 178. multorum : malorum 16, 180, im Pentameter pariter : iter 10, 174. solii : imperii 12, 176. flamen : amen 13, 177; dazu kommt noch ein Distichon,

13, 178 portent gaudentes cunctae sua munera gentes
congrua dona sibi, Caesar amande, tibi.

Auch einige ungenaue, (p) ullus : ursus 6, 171. traham : psallam 11, 175. nostris : hostis 12, 176. dulcisono : domo 15, 179. somni : Ponti 15, 180. parens : habens 20, 183.

Diesen Gedichten lasse ich folgen die beiden Prologe in der Chronik Dietmars von Merseburg, die er im Jahr 1012 begonnen hatte. Der eine steht voran, der andere zum Lobe des Kaisers Otto vor dem dritten Buch (Pertz 5, 733—734 und 758); jener enthält 42, dieser 25 Hexameter. Der Reim ist immer genau (733, 20 muss benignus statt benigne gelesen werden) und in dem ersten Prolog vorherrschend, in dem zweiten immer einsilbig. Wo er in jenem fehlt (733, 22. 27. 734, 10), ist ein Binnenreim dafür gesetzt; in diesem scheint er nur einmal zu fehlen

758, 3 sede patris magni. vivens per secla secundo (successu),

doch im früheren Text stand richtig felici. Zwar hat Dietmar selbst bei der letzten Durchsicht seines Werks im Jahr 1018 $\frac{663}{143}$

dafür secundo gesetzt, aber mit Unrecht oder in Übereilung: denn er nahm bei dieser Änderung auf den Reim keine Rücksicht. Der zweisilbige kommt nur im ersten Prolog vor; (a°) ascribatur : variatur 733, 33. futurorum : bonorum 734, 7. predecessorum : meorum 734, 19. Thietmari : amari 734, 21. Ich bemerke noch (n) nunquam : quicquam 733, 35.

Besondere Erwägung verdient das durch inneren Gehalt, Darstellung und Sprache ausgezeichnete Gedicht von Rudlieb; Nachträge zu der Ausgabe in den lateinischen Gedichten des zehnten und elften Jahrhunderts hat Haupt in der Zeitschrift 1, S. 401—404 geliefert. Die Nothwendigkeit des Reims ist hier so entschieden, dass die wenigen Zeilen, wo er fehlt (III 525. IV 118. VI 4. IX 12) kaum in Betracht kämen, wenn sie auch nicht durch Verderbnis des Textes sollten herbeigeführt sein. Einiges Eigenthümliche will ich voranstellen. Der Dichter verwendet auffallend oft einsilbige Pronomina; nur der leichteren Aufstellung wegen lasse ich das Pronomen vorangehen, während es am häufigsten im zweiten Reim steht, me : se VI 30. me : audire I 87: deservire II 25: notificare III 282: eloquere III 283: sepelire VI 54: respondere XVI 10. me : rege II 200: domine II 201: districte II 206: infide VI 35: vase VI 52. Dreifach, velle : te : me III 542. ille : minime : rogitasme XVI 5. furtive : amare : me XVI 84. Ebenso se : applicuere III 93: valete III 221: habe III 509: ligare III 595: luisse XIII 79. se : cliente III 449: die III 594: curte V 36: risibile VII 12: sponsae XIV 65: omne XVII 32: coeleste XVIII S. 198: propere Haupt 404, 58. te : me III 541. X 73. te : teste II 88: natae III 208: posce III 467. superbe III 479: potestate III 504: nocte V 6: vae VI 85. Ferner is: dispositis III 143. aquis : his Haupt 401, 4. Endlich nos : vos XVII 25: mos XIV 40. Im Waltharius finde ich nur me : studiose 249. juste : te 659. his : estis 1106. Er gebraucht wie Otfried (oben S. 632. 633 [= S. 250]) die Pronomina im rührenden Reim, amplexando se : deicimt se III 91. induerant se : falerant se III 576. fallant te : fallantur et a te III 537. inter nos : velut nos II 224. intro quem : foras quem XV 37. haec : istaec III 176. Auch findet sich ubicunque: I 111. nunquam : quem

III 271. Ich weiss nur nunquam : quicquam bei Dietmar von Merseburg danebenzustellen. Endlich reimen im Rudlieb nicht selten auf einander die Endigungen der Adverbien pariter : libenter : audacter : ioculanter usw. II 8. 65. III 34. 490. 512. 590. 664 V 33. VII 65. VIII 41. 47. X 77. XV 58. Haupt 403, 10. 144

Offenbar muss man hier eine besondere, bei anderen nicht gewöhnliche Anwendung des Reims erblicken, die darauf hinweist, dass der Verfasser die Gesetze des deutschen Reims besser kannte als die übrigen lateinischen Dichter jener Zeit. Auffallend ist der ungenaue einsilbige, der sich hier neben dem genauen, ganz entschieden vorherrschenden zuweilen zeigt und, da jeder Vers einen Reim verlangt, nicht bezweifelt werden kann. Ich wähle die Beispiele mit Rücksicht auf den Wechsel der Vocale, ingenitam : nobilitatem I 2. suspirans : flens I 69. repetunt : dant II 47. iubet : habebat II 48. inclinet : inquit II 76. nos : veniamus II 128. 148. inaequales : nos II 139. sint : sunt II 177. velint : sunt III 536. condignas : grates III 46. huc : istic III 58. concordent : fuerunt III 69. vesicam : minutim III 120. viduas : pupillos III 241. dilectos : sodales III 563. vultur : cadaver VII 23. nos : fraus XVII 18. Viel seltener sind die Consonanten ungenau, wo dann der Vocal gleich sein muss, nos : mors I 110. hunc : voluerunt VI 125. Während der einsilbige Reim immer noch die Mehrzahl ausmacht, hat sich der zweisilbige im Verhältniss zu den bisher angeführten Gedichten so sehr ausgebreitet, dass ich mich auf Beispiele beschränken muss, (a° b° c°) deservisse : meruisse I 5. convivatur : iocatur I 105. catum : beatum I 135. praecursorem : bicolorem I 140. donorum : variorum II 4. bona : dono II 46. rumoris : honoris II 121. more : amore II 167. praepediabantur : consiliantur II 217. ditari : tenuari II 222. lorifregi : recepi II 226. bello : duello II 243. firmatur : adbreviatur III 23. redduntur : queruntur III 24. convenerunt : constituerunt III 27. parma : arma III 47. igne : maligne III 66. quingenta : talenta III 78. tollebant : gerebant III 86. butina : bina III 105. moramen : famulamen III 191. lamentamur : gregamur III 237. resurgendo : gemendo III 285. pertractemus : demus III 297. servisti : scisti III 298. oblivisci : reminisci III 299. illis : lapillis

III 376. censu : sensu III 431. audito : ito III 447. primis : imis III 450. praedico : amico III 451. dira : ira III 454. subsannando : ioculando V 124. tollatis : debilitatis VI 78. commater : frater IX 3. mures : fures XII 4. venissent : stetissent XIV 6. possemus : habemus XVI 127. vincentur : perimentur : XVII 9. herbarum : variarum Haupt 401, 27. venator : amator 402, 36. succedente : repente 402, 63. gaude : laude 404, 45.
665 Häufig ist der zweisilbige ungenau, sei es durch verschiedene
145 Vocale oder verschiedene Consonanten, z. B. (p) dignaris : probabis I 137. corde : ore II 53. IV 54. demandasti : parati II 60. nostris : vestris II 62. melius : alius II 87. teste : de te II 88. audisset : adesset II 90. illos : amicos II 106. impunitos : inimicos II 115. sibi : dixit II 176. ferrent : essent II 250. cameli : muli III 167. vivit : misit III 227. iuste : honeste III 240. tibi : meruisti III 249. prodesse : tribuisse III 300. latro : arto III 443. sperat : versat III 465. valedicunt : figunt III 558. fido : amico III 571. revertamur : queamus III 610. esset : posset III 616. XIII 31. vidua : amica IV 105. proterve : superbe V 44. credo : crebro VI 2. maritali : consociari VIII 57. XIV 25. celarunt : amarent IX 29. conclave : matre X 36. suras : dolituros XIII 78. amborum : divitiarum XIV 60. sigillata : parva XVI 20. suscepit : recedit XVI 22. pallet : alget XVI 32. dotem : omnem XVI 45. mater : operatur XVI 85. sciret : praetitularet XVI 104. Ein Paar Mal wird dem einen Reimwort noch ein Consonant angehängt, noster : honeste II 170. aqua : diffluitabat III 608. male : grates XVI 128. Einige meist ungenaue dreisilbige, die ich anderwärts bisher nicht bemerkt habe, pranderemus : biberemus II 127. deponebant : volebant II 220. armatos : paratos II 234. saltabant : variabant III 88. servabo : temerabo III 440. uxori : pudori V 112. Man sieht, es gelten die Freiheiten Otfrieds, und diesen entsprechen auch die zwei eingerückten deutschen Reime liebes : loubes und wunna : minna XVI 67. 68. Noch häufiger als im Waltharius zeigt sich der dreifache Reim mit den bekannten Verschiedenheiten der Stellung, z. B. I 30. 40. 63. 75. 128. 138. II 13. 72. 229. 253 usw. Ich hebe nur eine Stelle aus, weil ich eine Bemerkung dazu machen muss,

(f) II 30 est quod ait verum, dictum sibi vult fore verum.

Nach dem Gesetz des deutschen Reims wird die unerlaubte Berührung in verum durch das dazwischengestellte dictum aufgehoben. Ausserdem habe ich den rührenden nur einmal gefunden,

(n) III 359 . . . ne possint cerni maiuscula si sint.

Der vierfache, der im Waltharius nur selten begegnet, kommt hier oft genug vor: einige Beispiele,

(g) I 50 arrepto freno, monito calcare poledro.
II 41 omnibus ille locus est visus ad hoc satis aptus.
III 31 eius praesulibus tunc praebitus est amor ipsius.
214 orant et pro te studiose nocte dieque, 666
400 carta perlecta fiunt ibi tristia corda. 146
IV 79 et tuus est panis solaminis omnis inanis.
V 101 ni solus nasus curvus fuit et varicosus.
V 102 stant oculi gemini velut effossi tenebrosi.
X 24. XIII 82 fercula post multa post pocula totque secuta
XV 5 nam denos annos, quos tu fueras apud [Afros],
XVI 28 dum tam praeclarum convinctum viderat hostrum,

Über den vierfachen hinaus wird der Reim gesteigert,

(h) I 125 castris ingressis, pueris et equis stabulatis,
II 39 sunt ubi victi vestri nostrique redempti
130 o nostri domini nissi summique patroni,
137 virtus mira tua, pietas, tu magna sophia
III 141 praesidibus pulchris madris crisisque poledris,

eine gesuchte Anhäufung ahmt den sprechenden Vogel nach,

VIII 22 usque »qui es in coelis« lis lis lis triplicatis.

Beispiele von dem ziemlich seltenen Binnenreim,

(i) II 3 non solis verbis quorum satis est inveniemus.
(i*) III 83 atque leopardi gemini binique leones,
XIII 5 accurruntque coci, tollunt properantque parare.

Spielerei scheint,

XIII 73 nunc hunc, nunc dominos, nunc gratificat residentes.

Eine andere eigenthümliche Stellung,

II 177 »induciae quo sint laudatae quandove, dic, sunt?«
ebdomadae tum praetereunt tres, induciae sunt

denn hier ist der Binnenreim in beiden Zeilen durchgeführt, und die Schlusswörter wiederholen sich. Ähnlich,

XIV 13 et plures alii comitantes his famulari.
his vinum ferre iubet illo pro famulari;

Am Schluss dasselbe Wort in zwei auf einander folgenden Zeilen haben wir schon bei den Classikern gefunden, so auch,

(s) III 29 noster pontifices ut idem facerent iubet omnes,
et post abbates ex ordine basiat omnes.

Der durch zwei Zeilen geführte Reim ist ungleich häufiger als im Waltharius, sowohl der vierfache als der dreifache: dahin
667 I 34. 113. II 200. 222. III 1. 5. 81. 94. 97. 112. 145. 160. 166.
167 226. 261. 303. 364. 369. 376. 397. 452. 467. 543. 554. 594. IV 9. 85. V 64. 96. VI 59. 77. 102. 110. 113. VII 3. 13. 15. 27. 32. XII 3. XIII 1. 21. 60. 69. 74. XVI 90. XIX 11. Ich merke nur ein Paar mit dem zweisilbigen an,

(o) III 18 oscula datque sibi: »quid narras?«, post ait illi.
omne bonum dici tibi de me sat mernisti?
VIII 51 is se movisse, sed cernitur illa natasse.
neutrum, saltasse, neumas manibus variasse.
XIII 1 quos miles virga perterrens cogit ad arva.
miratur domina domicellarumque caterva.

Wiederholung desselben Worts in der Mitte beider Zeilen,

III 505 nec quid ei praestes, veraciter id quia perdes.
cum rogat ut praestes, est tunc melius, sibi quo des:
V 50 [»nescio qui]s sitis,« ait is, »stulte satis itis.«
[»nescio qui]s sitis. nunc nobis quidve velitis.
VI 52 inclusam vase vultis submergere si me,
deforis in vase, quod feci, notificate.

Überschlagende Reime in vier Zeilen,

III 186 auratas parmas, litnos ad bella canoros,
inque suos libras sexaginta tribuendas.
et post praesidibus det equos faleris redimitos,
atque suis denas cunctis libras tribuendas.

Das genügt dem Dichter noch nicht; er häuft den Reim in beiden Zeilen,

II 5 est ut equis frenis, auro compte faleratis.
pelliciis crisis, varicosis, sive crusennis. Vgl. 160. III 142.
115 quos impunitos, quamvis meritos, inimicos
reddere, laudares in nulla re nichilatos.
III 131 simia nare brevi, nate nuda murcaque cauda,
voceque milvina, cute crisa catta marina.

135 auxit cum psitachis binis corvisque gemellis,
monedulis, sturnis doctis garrire loquelis.

ferner III 282. V 2. VI 59.

Er lässt mehrmals den Reim durch drei Zeilen ziehen,

III 244 ergo tui cuncti cum sunt hostes nihilati,
partim defuncti, partim membris mutilati,
illorum nulli tibi quid plus sunt nocituri. 668
266 pro sola matre lacrimis perfunditur ore. 148
id resciscente populi rumore sodale,
ultra credibile nimium fit mentis acerbae:
306 pascha fuit tecum mihi semper cottidianum,
semper habens multum vel honorum sive bonorum
a te non solum, sed ab unoquoque suorum.

Ebenso V 49. VI 52. XVIII c. 5,

ja durch fünf Zeilen,

III 139 loricis, galeis ducibus, scutis .... alatis,
munerat atque tubis auro pra post decoratis,
praesidibus pulchris madris crisisque poledris,
militibus summis seu peliciisve chrusennis.
his ita dispositis modicum requiescere vult is.

Nach Schmellers Vermuthung (Latein. Ged. S. 225) hat der Mönch Fromund auch den Rudlieb und zwar des ziemlich weltlichen Inhalts wegen in seiner Jugend gedichtet. Ich kann dem nicht beistimmen, dort ist der Reim noch nicht ganz durchgedrungen, hier fehlt er kaum in einer Zeile, und der zweisilbige, der dort nur vereinzelt erscheint, ist hier weit vorgerückt; schon aus diesem Grund sprechen jene Gedichte ein höheres Alter an. Dazu kommt, dass von den bemerkten auffallenden Eigenthümlichkeiten des Reims bei dem Mönch keine Spur sich zeigt. Ich bringe dabei das geistige Übergewicht noch nicht in Anschlag, das sich entschieden auf der Seite Rudliebs findet: die kühne Auffassung und Behandlung der Sage, der Verstand und die Weltkenntnis, endlich die Gewandtheit in Gedanken und Ausdruck verrathen nicht einen jugendlichen Dichter, sondern scheinen die Frucht eines gereiften Mannes zu sein.

Weit abstehend an innerem Gehalt, ist doch, was den Reim und dessen häufige Anwendung betrifft, die Ecbasis

captivi neben dem wohl nicht viel älteren Rudlieb zu nennen. Die Eigenthümlichkeiten, die dort hervorzuheben waren, findet man hier nicht, nur im rührenden Reim (n) quidam : quiddam 17. nunquam : quisquam 671. quicquam : quemquam 1058. quemquam : unquam 1109. Ausserdem berühren sich prodest : obest : probatum est 43. adest : non est 793. abest : prodest 895. quod non vult : quod vult 746. pardo : leopardo 757. Der zwei-
669 silbige bleibt auch hier noch in der Minderzahl, ist aber ebenso
119 häufig: einige Beispiele, (a°) dictandi : vagandi 6. muscarum : ferarum 242. damnetur : vocetur 524. aptandis : piperandis 645. priscorum : avorum 664. vescuntur : fruuntur 686. pater : frater 748. (p) gestarum : patrum 34. totam : tortam 43. feci : replevi 269. fabae : palmae 280. aper : acer 648. Auch ein dreisilbiger,

232 me circumvolitabant. dente sed asperitabant,

und ein Doppelreim,

471 totus conticuit grex. atque cruris siluit lex.

Der dreifache ist verhältnismässig (das Gedicht enthält 1226 Hexameter) ebenso häufig wie im Rudlieb: auch der vierfache fehlt nicht,

(g) 903 tunditur expuitur deluditur atque negatur.
979 fit vox omnigenum volucrum pecudumque ferarum.

Binnenreim öfter im Rudlieb,

(i) 291 blandus corde sapor, fragrans odor, apta voluptas.
607 nec pes ire valet, nec cervix praevalet ille.

ebenso 631. 698. 1086. 1092. 1167.

Zwei Reimpaare,

(k) 158 quid calidum gelidum, dominorum quid famulorum,

Wiederholungen desselben Reims in zwei Zeilen haben, dem Rudlieb gegenüber, bedeutend zugenommen; die Nachweisung aus den ersten 200 Zeilen zeigt das Verhältnis, das sich in den folgenden nicht mindert, 8. 11. 15. 23. 39. 46. 50. 116. 121. 149. 165. 186. 215. Auch die Wiederholung in drei Zeilen ist angewachsen, man sehe 5. 30. 54. 110. 420. 557. 613. 771. 884. 959. 1034. 1095. 1128. 1158. Einmal 1096—1097 wird zugleich am Ende dasselbe Wort wiederholt. Ein Beispiel muss ich an-

führen, wo nämlich der dreifache Reim wiederholt wird, so dass er neunmal auf einander folgt,

714 non est periurus neque sordidus ac furiosus,
comis et urbanus, animo pius, ore serenus,
consilio cautus, moderatus, pacis amicus.

An dieser Stelle will ich der lateinischen Sprichwörter Wippos, Capellans des Kaisers Heinrich III, gedenken, die er um 1027—1028 schrieb (Canisii lect. antiq. 1, S. 190. Fabricii bibl. lat. med. aevi 1, 447 Mansi. Altdeutsche Blätter 1, S. 12). Sie gehören insofern nicht hierher, als sie nicht in Hexametern abgefasst sind, sondern mit zwei Endreimen ein einfaches Reimpaar darstellen: aber ich thue ihrer Erwähnung, weil in den 78 Zeilen nur einmal Z. 15 der einsilbige Reim res : spes vorkommt, die übrigen alle zweisilbige sind und zwar ganz genaue. Man sieht daraus, in welcher Geltung dieser Reim damals stand.

Von Eckehart IV († 1036) war schon beim Waltharius die Rede. In seinen Gedichten auf den heiligen Otmar (Pertz 2, S. 55—58), die gegen 200 Hexameter ausmachen, unter welchen kein reimloser sich zeigt, ist der einsilbige zurückgedrängt, und der zweisilbige hat die Oberhand gewonnen. Ich finde jenen nur einige Male, z. B. (a) vehemens : urgens 55, 10. trepidat : gestat 55, 39. duas : coronas 56, 22. obiit : superavit 58, 2. Der zweisilbige ist genau, z. B. (a°) pelago : imago 55, 6. caedat : laedat 55, 25. pincerna : phalerna 55, 31. inflatus : hiatus 55, 33. Otmarus : amarus 56, 3. Eckehardos : tardos 56, 42. spectando : amando 57, 11. pacem : tenacem 57, 44. dicta : victa 58, 9. Ebenso oft ungenau, z. B. (b°) iustum : castum 55, 4. pedes : perpes 55, 9. contingunt : pangunt 55, 21. nullo : Gallo 55, 41. viros : vivos 55, 50. sancta : cuncta 57, 27. figens : lugens 58, 16. Sonst bemerke ich noch,

(f) 58, 24 ut veniat ad nos, rogo, quosque petatis egenos,
(l) 57, 29 fur soleas rapuit, complosas atque reiecit.
(n) 57, 22 numquid ait: mala sunt mihi quae cano vel, roga, prosunt?

Hermannus Contractus († 1054) verfasste in etwa 300 Distichen ein Gedicht De conflictu ovis et lini, das Méril S. 379–399 bekannt gemacht hat. Der Reim fehlt zwar in keiner Zeile,

doch herrscht der einsilbige noch entschieden vor, und insoweit ist Hermann vor Eckehart IV zu setzen. Der zweisilbige steht etwa so oft als im Rudlieb und in der Ecbasis, auch ist er öfter ungenau: dabei zeigt sich im Gegensatz zum Rudlieb die Eigenthümlichkeit, dass fast immer die Vocale gleich, die Consonanten verschieden sind. Ich will die nöthigen Beispiele ausziehen, simplex : species S. 386. profert : fovet 387. hoc : maior. stellas : moveat 388. aliquis : putabit. breviter : placet. domus : efficitur 390. mundat : stolas 392. vetus : aliud. hac : careat. felix : albis 394. facturus : praesul 395. felix : capit. est : fides 397. nomen : idem 398. Verschiedene Vocale mit gleichen Consonanten habe ich nur zweimal gefunden, sanctas : usus 395. totum : orbem 396. Es kommt auch vor, dass in einem Reimwort ein Consonant angehängt wird, der in dem anderen fehlt, so reimt einsilbig trahitur : diu. subit : sibi 382. mirari : nequit 386. exornat : thiara. Moysis : novi. nostri : generis 391. summi : pontificis. Jacob : duro 392. manu : cultus 394. oculos : meo 396. Ich enthalte mich der
671 Beispiele von dem zweisilbigen genauen Reim, der einige zwan-
151 zig Mal erscheint. Ebenso oft der ungenaue, mit Verschiedenheit der Consonanten, z. B. campi : vocari. seges : tenet 379. stylo : replico. cernis : herbis 380. nullum : usum. velis : iacebis. patulo : nudo. manibus : penitus 381. promeritas : animas. vili : ibi 382. ovis : orbis 389. tangis : transis 390. aleret : esset 399. Ein Paar Mal der dreifache Reim, sowie zwei Reimpaare. Auch der rührende kommt vor,

(n) 396 ille subire potest cui dolus omnis abest.
397 agno iure subest, qui facit omne quod est.

Nur einmal ist derselbe Reim im Distichon durchgeführt,

383 haec et in oblongum formans lac pingue butyrum
non escam tantum, sed facit antidotum.

Petr. Damianus († 1072) verfasste seine eigene Grabschrift in sieben Distichen (Schuch S. 63). Sie beginnt

Quod nunc es fuimus, es quod sumus ipse futurus.
his sit nulla fides, quae peritura vides.
frivola sinceris praecurrunt omnia veris,
succedunt brevibus saecula temporibus.

Hierauf einsilbige Reime und nur noch im Pentameter des fünften

Distichons proprium : principium. Im letzten Pentameter sogar der unvollkommene Reim gemitu : deus, wie wir ähnliche bei Hermannus Contractus gefunden haben.

In der aus 6 Distichen bestehenden Grabschrift Siegfrieds, Abts zu Tegernsee, dessen Briefe in die Mitte des elften Jahrhunderts fallen, herrscht der zweisilbige Reim vor (Pez Thesaurus anecdotorum 6, 1, 242); ich theile die zwei ersten mit,

Abbas eximius tumba situs hac Sigefridus,
omnia dum viguit terrea deseruit.
ac paupertatis suscepit onus grave gratis,
vivat cum domino dives ut hoc pretio.

In der zweiten Hälfte des folgenden Jahrhunderts zeigt Herrad von Landsberg († 1195) in dem aus 75 Distichen bestehenden Gedicht De lapsu carnis (Hortus deliciarum S. 153) noch keine wesentliche Verschiedenheit: der Reim ist durchgesetzt, aber der einsilbige ist in der Minderzahl und ist sogar einmal ungenau, faciet : vidit S. 157; und zweimal wird est gebunden mit requies und fames 153. 154. Der zweisilbige ist öfter ungenau. Ein Paar Mal erscheint der dreisilbige im Pentameter,

S. 154 fervet avaritia, rumpitur invidia,
156 quidquid in hoc oritur praeterit et moritur.

Von dem dreifachen, der nicht selten ist, verdienen einige Beispiele angeführt zu werden: im Hexameter,

(f) 153 est opus ut comedat, rursum bibat atque quiescat,
155 sunt illic vermes serpentes atque dracones,

zugleich mit einem dreisilbigen Binnenreim.

153 perpetitur culices pulices et mille dolores.

mit Wiederholung desselben Worts,

155 quidquid eos torquet, sic torquet ut esse reservet,

im Pentameter,

154 mentem perturbant dilacerant hebitant.
marcent praetereunt intereunt pereunt.
156 nam mihi ut licuit, paruit ut potuit.

Weiter bemerke ich,

(g) 155 ieiuna, vigile, commissa pia prece vela,

(b) 153 esurit atque sitit comedit bibit atque quiescit:
(k) 156 quae volui fuit. tua iussa salubria sprevit:

der rührende Reim zeigt sich öfter: im Hexameter,

(n) 154 hunc spes impellit. formido tremorque repellit.
155 ne careas vita. ludos spectacula vita:

im Pentameter,

155 appete quod prodest, respue quidquid obest.
156 si finis bona est, nec tibi finis obest.
mortem non adimunt, vivere non redimunt.

aber auch der unerlaubte wird zugelassen, im Hexameter,

155 ut fugias mortem vivens infer tibi mortem.
158 ut victor mortis aditur (l. aditum) claudat tibi mortis.

im Pentameter,

157 nam quicunque perit, se quoque teste perit.

In den Eclogen des Metellus von Tegernsee (Canisii lect. antiq. III 2, 179) hat der Hexameter zweisilbige, meist genaue Reime, denn sie fallen nicht, wie der Herausgeber meint, in das Jahr 1060, sondern sind, nach dem Zeugnis, das Basnage beibringt, um ein Jahrhundert jünger. Hier also war der weitere Schritt gethan, nämlich der einsilbige Reim völlig ausgewiesen.

In diese Zeit setze ich ferner, des durchgeführten zweisilbigen Reims wegen, die aus etwa 300 Hexametern bestehende Apologia pro schola Wirzeburgensi, die Pez thesaurus anecdotorum I 1, 189—199 aus dem Codex, der Fromunds Gedichte enthält, hat abdrucken lassen: endlich sechs Hexameter, die Mone (Anzeiger 1837 S. 485) aus einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts als Inschrift gleichzeitiger Gemälde mitgetheilt hat.

Von den Gedichten des Archipoeta, der mindestens bis zum Schluss des zwölften Jahrhunders gelebt hat, gehören zwei hierher. Das sechste nämlich enthält 22 Hexameter und geht dann in Strophen über. Dort trägt jede Zeile einen zweisilbigen und genauen Reim; unter diesen könnte man dicebant: videbant 10. fieri : videri 15 als eine Annäherung zum dreisilbigen betrachten. In dem dritten Gedicht sind die beiden ersten Hexameter reimlos, der dritte, vierte und einundzwan-

zigste haben die gewöhnlichen leoninischen Reime, bei den übrigen ist immer das eine Reimwort aus zwei Wörtern zusammengesetzt, immense : regimen se. cuius : manu ius. flos es : eos es. vivas : consilii vas usw., ein Kunststück, das früher nicht vorkommt, das er aber auch in seinen strophischen Liedern angewendet hat, z. B. vereor te : forte II 43. penes te : veste II 77. nec thus : electus V 2. indiscrete : de te VIII 4.

Noch weiter wird die Künstelei getrieben, und zwar mit sichtbarem Wohlgefallen, in einem Gedicht, das die Überschrift Omne punctum führt und das Friedrich Jacob (M. Reineri Alemanici Phagifacetus et Godefridi Omne punctum. Lübeck 1838) aus einer zu Lübeck befindlichen Pergamenthandschrift herausgegeben hat. Aus einer Heidelberger Papierhandschrift vom Jahre 1452 hatte Mone im Anzeiger 1834, S. 159 schon Mittheilungen gemacht: er nennt den Dichter einiger Anspielungen wegen Gottfried von Thiemen nach einer Stadt in Brabant, legt ihm noch andere Gedichte bei und setzt ihn in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Vielleicht ist er älter, und sicher bleibt nur, dass er Gottfried hiess, indem er sich am Schluss selbst so nennt. Dies Gedicht verdient besondere Aufmerksamkeit, da es scheint, dass der Verfasser von allen Arten des leoninischen Reims Beispiele hat geben wollen. Von den 340 Hexametern, aus denen es besteht, enthalten die ersten 177 sämmtlich jenen eigenthümlichen, bei dem Archipoeta bemerkten Reim, der aber, um die Schwierigkeit noch mehr zu erhöhen, zugleich und ohne Ausnahme ein rührender sein muss, und 674
zwar ein regelrechter mit Verschiedenheit der Bedeutung. Er 154
ist nicht bloss zweisilbig, sondern auch öfter drei- und viersilbig, und manchmal wiederholt sich derselbe in zwei Zeilen. Ich gebe einige Beispiele,

1 Criste, regis qui nos, in me sensus rege quinos:
custodemque datae vitae mihi, supplico, da te.
hostem, ne sua vis nocent, rex pelle suavis,
nec queat hac velati victor gaudere vel uti.
26 omnis honoratae legis datus est honor a te,
spesque timoratae mentis venit et timor a te.
98 cuncta sacraviase docet alma dei sacra vis se.
dona sacramenti prosunt sane sacra menti

nec male vementi sunt congrua sanave metuti.
Cristus agi tantum bona vult bona dux agitantum.
hostis agi tantum mala vult mala dux agitantum.

171 prospera sors quamvis det opes et opem tibi quam vis.
commodius quamvis rem confert ius tibi. quam vis.
dives eum dator es. hilares imitare datores.
et dandas dato res hunc. qui bona cuncta dat. ores.
spem qua te reris metum fuge ter quater aeris.
rem re nitentes cumulare foris. renitentes
fronte. retinentes fidei qua non retinent aes.

Mit Zeile 177 tritt ein anderes Gesetz ein. Der aus zwei Wörtern gebildete Reim ist nicht mehr nothwendig und erscheint nur einzeln (185. 192. 193), wo er dann nicht führend ist; auch wird der gewöhnliche zweisilbige zugelassen und zuweilen noch angehäuft, z. B.

186 aeris eris praedis. si non veris homo credis.
190 aeris amor. curis. si quem miseris agis, uris.

Mit Zeile 194 beginnt eine neue Verschiedenheit, von welcher hernach die Rede sein wird, wo jener aus zwei Wörtern bestehende Reim in den Endreimen (213. 229. 240. 325. 331. 339) und Binnenreimen (213. 229. 231. 258—281. 302. 335) häufig erscheint.

Merkenswerth, dass in dem anderen mit dem Punctum und schon früher (im Jahre 1488; vgl. Theoduli ecloga ed. F. G. S. Schwabe p. 24) herausgegebenen, aus 439 Hexametern bestehenden Gedicht Phagifacetus seu de moribus in mensa requisitis,*)
675 ebenfalls aus ungewisser Zeit, dessen Verfasser Magister Reinerus
155 Alemanicus de Saxonia genannt wird, ein absichtlicher Reim nur in einem Sprichwort vorkommt,

166 quadrupes in plano quandoque cadit pede sano,
non mirere. bipes. si labitur ergo tibi pes.

wo bipes : tibi pes ein zweisilbiger jener Art ist.

In die Zeit des Archipoeta werden die Lehren des Cato gehören, aus welchen in den Fundgruben 2, S. 105 und von Schuch S. 67 einiges mitgetheilt ist: »es ist eine Umschreibung

*) [Vgl. Reineri Phagifacetus addita versione Sebastiani Brantii rec. Hugo Lemcke. Stetini MDCCCLXXX. Begrüssungsschrift der Stettiner Philologenversammlung.]

der alten Disticha Catonis in einer Handschrift zu Stuttgart, der Verfasser nennt sich Martinus. Pfeiffer.*) Zarncke 185. 186.*: die Reime sind ohne Ausnahme zweisilbig und rein. Ferner die Inschriften in der Basilica zu Hersfeld, die man in den Werken Hrabans 6, 234 findet, und die Siegelinschriften italienischer Städte, die Fr. Böhmer in Mones Anzeiger 1839, S. 259 f. bekannt gemacht hat.

Betrachtet man die abermals gesteigerten Künsteleien in zwei Gedichten von der Zerstörung Trojas (am vollständigsten bei Méril S. 309. 400), so ist man geneigt, sie in das Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, dass die Reime nicht bloss durchaus zweisilbig und durchaus genau sind, sondern dass auch ohne Ausnahme derselbe Reim in jedem Distichon durchgeführt, ja in dem ersten Gedicht ein Paar Mal in zwei auf einander folgenden Distichen wiederholt wird, z. B.

S. 312 urbsque beata satis, urbs primae nobilitatis,
dives honoratis dantibus absque datis.
regna beata satis donec nocuere beatis
praedo voluptatis et mala rapta ratis.

Noch überboten werden diese Schwierigkeiten durch weitere Anhäufungen des Reims in dem Prolog, den ich deshalb hersetzen muss.

S. 309 Pergama flere volo, fato Danais data solo:
solo capta dolo: capta, redacta solo.
exitiale sona, quae prima tenes Helicona,
et metra me dona promere posse bona.
est Paris absque pare; quaerit, videt, audet amare;
audet temptare furta, pericla, mare.

Zu dem Archipoeta bemerke ich fidum : qui, dum S. 403, hier der einzige Reim dieser Art. Einzelne in dieser Weise gereimte Distichen, darunter die Inschrift auf einer Glocke, weist Méril S. 210 nach, andere Künsteleien Schuch S. 72—81. Ich kann hier die Betrachtung des leoninischen Reims schliessen, der in den folgenden Jahrhunderten fortdauerte, ohne eine neue Seite zu zeigen.

*) [S. unten Pfeiffers Brief.]

676 156 Es ist leicht zu begreifen, dass nicht jeder sich dem Zwang dieses Reims unterwarf, selbst nicht zu der Zeit, wo er in seiner höchsten Blüthe stand. Dahin gehört der Dichter des Isegrimus aus dem Anfang und des Reinardus aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts (so wird ungefähr ihr Alter bestimmt), die beide in Distichen abgefasst sind. Ferner Günthers Ligurinus in Hexametern vom Jahr 1200*) und ein Versuch, den Eingang von Wolframs Wilhelm zu übersetzen, aus dem dreizehnten Jahrhundert (bei Lachmann XLIII. XLIV). Die Distichen des Poenitentiarius (Reinhart Fuchs 397) zeigen aber häufig den Reim und zwar den einsilbigen; stände nicht ein anderer Grund entgegen (vgl. Reinhart CLXXXV), so müsste man glauben, das Gedicht sei nicht in das dreizehnte Jahrhundert zu setzen, sondern bedeutend älter.

Hier ist einer besonderen Erscheinung zu gedenken, die mit dem leoninischen Reim in einem gewissen Zusammenhang steht, aber zugleich auf das einfache Reimpaar, von dem hernach die Rede sein wird, hindeutet. Man band nämlich, wiewohl ziemlich selten, zwei Hexameter oder ein Distichon bloss mit Endreimen. Zwar fanden sich schon bei den Klassikern manchmal zwei Hexameter auf diese Weise vereinigt, aber hier ist eine absichtliche und regelmässige Durchführung gemeint. Das merkwürdigste Beispiel liefern die Distichen des schon im elften Jahrhundert gedichteten Luparius (Reinhart Fuchs 410), der vielleicht noch älter ist**); denn wir begegnen darin nur einsilbigen, aber genauen Reimen. Ich will die vier ersten Distichen anführen,

Sepe lupus quidam per pascua leta vagantes
arripuit multas opilionis oves.
ledere raptorem postquam virtute nequivit,
illaqueare dolo pastor eum studuit:
nam rigidam flectit tanto conamine quercum,
ut caput illius tangere posset humum,
et capiti flexo laqueus sic nectitur unus,
mobilis ut laqueum detineat baculus.

*) » Ligurinus ist unecht. «

**) » Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung S. 136 Anm. fragt »von Marbodius?«. Endlicher Codd. Vindob. 1. S. 171. «

Dieser Reim giebt zugleich ein sicheres Mittel an die Hand, die eingeschobenen Stellen zu unterscheiden, weil diese den gewöhnlichen, aber auch noch einsilbigen leoninischen Reim zeigen. Dergleichen unechte Distichen stehen 9—12. 43 und 44. 63—66. Ein anderes Beispiel (Méril S. 80) gewähren vier Distichen des Papstes Calixtus II († 1124), wo aber der Reim zweisilbig ist. Hexameter ebenfalls mit zweisilbigen Endreimen, zwischen 1088—1160 abgefasst, weist Schuch S. 68—69 nach, andere 677
Méril S. 80 Anm. 1. Die wichtigsten darunter sind der Pilatus 157
(Mones Anzeiger 1835, S. 435) und der Facetus (Wiggerts Scherflein 2, S. 6): ich bemerke dazu noch ein Räthsel aus dem zwölften Jahrhundert (Mones Anzeiger 1838, S. 41) und die lateinische Übersetzung von Freidanks Sprüchen, die am vollständigsten in dem alten, höchst seltenen Druck (ohne Jahr und Ort) erhalten ist.

Das vorhin (S. 153 [289]) erwähnte Gedicht Punctum führt mit unersättlicher Reimlust in seiner zweiten Hälfte von Zeile 194 bis zu Ende diese Form noch weiter: es bindet nicht bloss zwei Hexameter, sondern auch drei und vier mit demselben zwei- oder dreisilbigen Endreim. Es fügt diesem noch einen Binnenreim hinzu, der mindestens zweisilbig, häufig auch dreisilbig sein muss. Und das ist noch nicht genug: es wird öfter ein zweiter Binnenreim hinzugesetzt, so dass dann fast alle Wörter gebunden sind. Ich gebe Beispiele von den verschiedenen Abstufungen,

194 Iurgia vites, ne mala lites pugna sequatur:
ira tepescat, lingua quiescat, lis reprimatur.
si det oluscula mensa minuscula pace quieta,
non pete grandia largave prandia lite repleta.
sunt mediocria vitaque sobria congrua sanis,
est lascivia, quae convivia captat, inanis.
204 prodiga laute, provida caute plebs epulatur:
ebria vano, sobria sano more notatur.
208 rara modestia, multa molestia litigiorum
cum potoribus ac lusoribus est deciorum.
222 cum sua non det, cui dare spondet fraus baratonis,
est fugitivo tuta nocivo villa trudonis.
non epulae placuere gulae tenues epulonis:
seu baratrum bona cuncta patrum vorat os baratonis.

238 fallere callet, callida fallet fraus meretricis:
respue basia quae dat amasia talis amicis,
si mediteris, quanta teneris reddere, quis sis,
recta sequeris, quas male quaeris rebus omissis.

282 Non dubito mea quin subito metra livor inique
corripiat, nec suscipiant, qui saevit ubique,
non vereor nec obesse reor, si culpet inique
falsidicus, quae veridicus commendat iniquis.

678 Der Binnenreim kann sich auch in der nächsten Zeile wieder-
158 holen,

218 scurra crumenam post breve plenam sic vacuabit,
ac alienam post modo cenam saepe vorabit.

Wie in dem ersten Theil des Gedichtes Z. 1—177 der Endreim und der Reim in der Cäsur ein rührender sein muss und einer davon aus zwei Wörtern bestehen, so ist dies Z. 258—281 auch auf den Binnenreim angewendet, z. B.

258 sperne dolosum, saepe dolo sum, crede, gravatus,
linque dolosi verba, dolo si sit male fatus,
non vitiosis par vitio sis; si comitaris
hos vitiose, qui vitio se dant, vitiaris.

266 praedo minatur: praedominatur, si male partam
perditionem per ditionem vergit in arctam,
sperne rapinam, posse rapi nam scis rapientem,
inque rapinae vota rapi ne tu sine mentem.

272 cras, homo, vix eris; ut bene vixeris in nece tristi,
res opereris, quas ope reris profore Christi.

Auch erscheint einmal eine beinahe vollkommene Wiederholung aller Reime, wobei zum Theil dieselben Worte wiederkehren,

317 non tibi ius carum constat, sed ius epularum,
non tibi ius gratum constat, sed ius piperatum.

Noch ist zu bemerken, dass einige Male rührende Endreime mit gleicher Bedeutung zugelassen sind; man sieht daraus, dass der Dichter die Gesetze des deutschen Reims nicht kannte.

200 fundere sobria mens approbia dura cavebit:
lingua sed ebria non funebria bella cavebit.

264 legis iniquae scriptor, ini quae dictat honestas:
vincis, ad aptas si cor adaptas res et honestas.

299 tu veluti sentis luti foedissima sordes
clade luas diroque tuas cruciamine sordes.

Endlich zeigt sich eine Art Vermittelung zwischen der vier- oder sechsfachen Strophe und dem leoninischen Reim in dem Gedicht von der Übertragung des Leichnams des heiligen Dionysius Areopagita in das Emmeramskloster (Wolf über die Lais S. 466, vgl. S. 115), das von einem mit der metrischen Kunst wenig vertrauten Geistlichen etwa im zehnten Jahrhundert mag verfasst sein. Es besteht aus acht nicht vollständig erhaltenen Sätzen, die einmal der Strophe entsprechen und sich zu dem trochäischen 679
Rhythmus neigen, aber im Ganzen wie Prosa lauten. In der 159
Mitte und am Ende der langen Zeile steht jedes Mal ein Reim: bis zum fünften Satz ist er einsilbig, von da an zeigt er sich auch zweisilbig, gentes: prementes. auxilium: hostium. resedisset: tractavisset. tractare: explorare.

Diesen geschichtlichen Nachweisungen lasse ich einige Betrachtungen folgen. Der leoninische Reim mit seinen verschiedenen Abstufungen erscheint bei den römischen Klassikern und bereits bei Lucretius als etwas Herkömmliches und kann seiner Natur nach nicht als eine neue Erfindung gelten. Die lateinische Sprache mit ihren volltönenden Endigungen brachte ihn häufig von selbst hervor, und es würde, auch wenn man die Absicht gehabt hätte, schwierig gewesen sein, ihn zu verbannen: ausserdem schmeichelte der Gleichklang dem Ohr zu sehr, als dass man ihn hätte abweisen sollen. Dass er unbemerkt geblieben sei, wird niemand behaupten wollen; ich glaube vielmehr, man hat Wohlgefallen daran gehabt und ihn nicht bloss zugelassen, sondern auch gefördert, nur niemals mühsam herbeigeführt. Die deutschen Nachahmer des alten Versmasses, denen so viele Mittel abgehen, haben ihn, wahrscheinlich weil sie etwas Barbarisches darin erblickten, sorgfältig vermieden; auch wäre er allerdings bei ihnen viel auffallender hervorgetreten. W. Wackernagel (Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters S. IX) hat gezeigt, dass der syntaktische Parallelismus in den Hauptabschnitten beider Versarten darauf hingewirkt und ihm seinen Platz angewiesen habe, wo er dann einen Mittelreim bildete. Wenn er auch am Häufigsten an dieser Stelle vorkommt, so war er doch daran nicht gebunden; er durfte auch in einem anderen Fuss stehen, zum drei- und vierfachen heran-

wachsen oder sich in Binnenreime zurückziehen. Da ihn kein Zwang hervorrief und er alle Zeit in der Minderzahl blieb, so konnte er weder dem Dichter noch dem Zuhörer lästig werden: einen entschiedenen Vortheil sehe ich darin, dass er nur eine Silbe und selten die Wurzel eines Wortes ergriff; denn dadurch ward einem zu grossen Einfluss gewehrt, und doch bestand daneben die Freiheit, wenn es sich so fügte, den stärkeren zweisilbigen und zwar den genauen wie den ungenauen einfliessen zu lassen. Dieser Wechsel musste die Anmuth und Bedeutung der rhythmischen Gliederung erhöhen, und der Gebrauch des Gleichklangs war ebenso natürlich als kunstgerecht. Es änderte nichts, wenn ein Dichter ihn häufiger, der andere seltener anwendete, wobei der Zufall walten konnte, so wie es noch kein Übermass war, wenn er in einigen Zeilen oder in ein Paar Distichen ohne Unterbrechung fortgieng.

In dieser glücklichen Stellung beharrte er ohne wesentliche Änderung bis in die karlingische Zeit. Aber es pflegt zu geschehen, dass eine aus der Natur der Dinge hervorgegangene, glücklich entwickelte Form, wenn man ihre Bedeutung nicht mehr empfindet, der Freiheit beraubt und in ein starres Gesetz gebunden wird, das immer schwierigere Bedingungen auflegt. Von dem Schluss des neunten Jahrhunderts an erblicken wir den leoninischen Reim in beständigem Vordringen, bald im Kampf mit der alten Freiheit, bald in entschiedenem Übergewicht. Noch ist er einsilbig, aber im elften Jahrhundert erhebt sich der zweisilbige, der bisher nur vereinzelt erschienen war, und strebt nach der Herrschaft, die ihm nach langem Schwanken im Beginn des zwölften Jahrhunderts zufällt. Bei seinem schweren Tritt wird die erfolgte Umwälzung erst recht fühlbar. Sein voller Klang mag dann und wann, bei leichtem Fluss der Rede, gerne gehört werden, aber auf die Länge wird dies eintönige Geläute unerträglich. Im dreizehnten Jahrhundert treten weitere Anhäufungen des Reims und Künstlichkeiten aller Art hinzu, die jeden freien Athemzug des dichterischen Geistes ersticken.

XV.

Lateinische Strophe. Nichts scheint natürlicher als die Voraussetzung, dass die Dichter der lateinischen Kirchengesänge in der äusseren Form den Liedern des Volks gefolgt sind und dorther auch den Reim empfangen haben. Ob dieser schon in den saturnischen Versen, bei denen er in keinem Fall eine Nothwendigkeit war, muss angenommen werden, mag dahingestellt bleiben. Wir fragen, wann er zuerst in der einfachen, meist vierzeiligen Strophe des geistlichen Liedes sich zeige. Mit Absicht angewendet begegnen wir ihm zuerst bei dem mailändischen Bischof Ambrosius, einem Gallier, der bis zum Ende des vierten Jahrhunderts lebte. Ihm wird eine grosse Anzahl von Hymnen beigelegt, unter welchen die echten zu unterscheiden schwer fällt. Die Benedictiner haben in dem zweiten Theil seiner Werke (Paris 1860 S. 1219—1223) zwölfe ausgewählt, welche durch alte Zeugnisse gesichert sind, geben aber zu, dass unter den übrigen sich noch echte befinden können. Es wird am sichersten sein, aus jenen Beispiele zu wählen. Zuerst zwei Strophen ohne allen Reim, conditor : regis : tempora : fastidium I. concinat : concrepet : amor : sobria II. Strophen mit 681
zwei reimlosen Zeilen und einem Reimpaar, clauserit : noctium. 161
nesciat : reluceat II. luminis : virginis. conditor : ecclesiae XII. Zwei vollkommene Reimpaare, tempora : gratia. veritas : ecclesias III. viris : dividis. dentibus : cibus V. gaudium : credentium. pocula : carmina XII. Dabei ein ungenauer Reim, respice : corrige. cadunt : solvitur I. Drei gleiche Reime und eine reimlose Zeile, redit : refunditur : conditur : revertitur I. gentium : virginis : saeculum : deum IV. regat : corpore : ferveat : nesciat VII. pervia : gratia : permanet : saecula XII. die : preces : adiuves : solvimus II. princeps : duces : milites : lumina VIII. Mit geringer Abweichung einer Zeile auch einmal vier gleiche Reime, dedit : criminis : diluit : sustulit III. Endlich, wenn es nicht Zufall ist, einmal überschlagende, lubrico : somnient. dolo : suscitet II. Man sieht, der Reim, der am häufigsten einsilbig ist, aber auch zweisilbig, ja dreisilbig sein kann, wird angestrebt, ist aber nicht nothwendig. Die neunte, zehnte und elfte Hymne habe ich bei

diesen Beispielen unberücksichtigt gelassen: sie werden zwar von Hincmar dem Ambrosius beigelegt: da dies aber auch mit anderen, gewiss unechten geschieht, so ist sein Zeugnis nicht von grossem Gewicht. Ich bezweifle ihre Echtheit und halte sie für später, weil der Reim darin schon vorgerückt ist. Er fehlt hier kaum in einer Zeile und ist nur einige Male ungenau, intulit: munere IX. paraclito: seculum IX. somnolentiam: obruat X. luminis: dies X. Sonst zwei regelmässige Reimpaare, wie concinat: ambiat: sequentium: exordium IX. supplices: amputes: canentium: perpetuum IX. trinitas: unitas. igneus: cordibus XI. carmine: vespere. gloria: saecula XI. Auch einmal vier gleiche Reime, artubus: surgimus: canentibus: deposcimus IX: einen rührenden habe ich nicht bemerkt. Die Sammlung von Hymnen, die den Namen des Ambrosius trägt und höchst wahrscheinlich noch echte, ihm zugehörige enthält, besteht aus Kirchengesängen, die in gleichem Geist wie in gleicher Form von mehreren sind gedichtet worden. Schon in dem neunten Jahrhundert ward ein ansehnlicher Theil davon ins Deutsche wörtlich übersetzt; ich bediene mich der Ausgabe von Georg Fabricius (Basel 1554) und von Jacob Grimm (Göttingen 1830). Für die jüngsten darunter halte ich diejenigen, in welchen der Reim und wiederum der genaue am häufigsten sich zeigt, der ohne Zweifel allmählich und gradweise vorgeschritten ist: dahin gehören in der Göttinger Sammlung II. VI. XIX. XXI. XXIII. Im Ganzen erscheinen dieselben Verschiedenheiten und Abstufungen des Reims, die ich bei den anerkannten Hymnen des
68 Ambrosius nachgewiesen habe. Ich enthalte mich also weiterer
162 Beispiele; nur das scheint mir merkenswerth, dass unter den vieren, die in keiner als in der neueren Sammlung sich befinden, drei sind (II. XIV. XVII.), in welchen die meisten reimlosen Strophen vorkommen: diese nämlich könnten zu den ältesten gehören, vielleicht noch vor Ambrosius gedichtet sein. Dagegen rechne ich einen Hymnus (XIX) zu den jüngeren, wo auffallend oft die vier gleichen Reime angewendet sind, rutilat: intonat. iubilat: ululat 1. gemitibus: doloribus: dominus: angelus 4. apostoli: domini: crudeli: impii 5. angelus: mulieribus: dominus:

quantocius 6. Einzeln erscheinen die vier Reime auch anderwärts XXI 1. XXIII 2. XXVI 4. Fabricius S. 363. 785—790. Ebenso der vorangehende Grad, drei gleiche Reime mit einer bloss assonierenden oder ganz reimlosen Zeile, II 6. VI 2. XIX 9. 10. XXI 3. 4. 6. XXIII 4, bei Fabricius S. 794. 799. 790. Den rührenden Reim habe ich mehrmals bei dem Hilfsverbum gefunden, agius es : ipse es II 5. orandum est : deprecandus est XVII 1. Christus est : agnus est : azyma : oblata est XXI 4. Sodann mortalis : immortalis (Fabricius S. 805); in den Hymnen gehören sie zu den ältesten Beispielen von diesem Reim. Der zwei- und mehrsilbige fehlt nicht, lucis : crucis VI 3. lumine : domine XIV 1. semine : spiramine Fabricius S. 792. surgentibus : dicentibus XXIII 1. potentialiter : personaliter Fabricius S. 788. Als eine besondere Freiheit betrachte ich die Wiederholung moriatur vita omnium : resurgat vita omnium XX 7. Dagegen ist die Strophe contines : nomen tuum. regnum tuum : voluntas tua II 7 als eine reimlose zu betrachten. Gehören die sieben Hymnen auf die Schöpfungstage dem Ambrosius zu, dem sie beigelegt werden (Fabricius S. 363—366), was wohl möglich ist, so zeigt sich bei ihm schon die Wiederholung desselben Reims in der nächsten Strophe, Lumini : terminum : mensium : notissimum. Omnium : mentium : vinculum : criminum.

Vor Ambrosius hätte ich drei andere nennen müssen, weil ihre Hymnen zum Theil in eine etwas frühere Zeit, etwa in die Mitte des vierten Jahrhunderts, fallen können; allein es schien mir besser, jenen voranzustellen, der die Strophenform in den lateinischen Gedichten geltend machte. Ich meine den Damasus, Hilarius und Prudentius. Die Gedichte des Papstes Damasus, der ein Spanier von Geburt war und im Jahr 384 hochbejahrt starb, sind fast alle in Hexametern abgefasst, und man kennt von ihm nur zwei strophische Hymnen. Die Echtheit der einen auf den heiligen Andreas (Bibl. max. 27, 83[a]) wird bezweifelt: der Reim ist darin wie bei Ambrosius behandelt. Es finden sich in den fünf Strophen, aus welchen sie besteht, reimlose 683
Zeilen und Reimpaare mit genauem und ungenauem Reim, 163
provehit : diligit. praeparat : gaudia und languidos : suscipe. vic-

toriam : patriam. Die andere auf die heilige Agathe (Bibl. max. 27, 83[b]. Fabricius S. 773. Méril S. 118) von sechs Strophen gilt für echt, wird aber von einigen dem Prudentius beigelegt. Sie kann weder diesem noch dem Damasus zugehören, sondern muss später verfasst sein; denn es kommen bis auf die geringe Abweichung in fugiens : opem 5, 1 regelmässig nur genaue Reimpaare darin vor. Dass Hilarius, Bischof von Poitiers, in der Mitte des vierten Jahrhunderts Kirchenlieder gedichtet hat, ist durch Zeugnisse sichergestellt, aber der Hymnus de epiphania, den Fabricius S. 792 und Méril S. 117 ihm beilegen, ist gewiss unecht und viel später, da die Strophen genau durchgereimt sind. Dagegen beginnt das alte Antiphonarium des Klosters Benchor (Muratori Anecdota ex Ambrosianae bibliothecae codicibus 4, S. 127) mit einem dem Hilarius beigelegten Hymnus auf Christus, der echt zu sein scheint. Der Reim fehlt noch öfter als bei Ambrosius und zeigt, wo er angewendet wird, gleiche Abstufungen; ich hebe nur den rührenden ingenito : unigenito heraus. Der Spanier Aurelius Prudentius aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, in hohen Würden lebend und klassischer Bildung zugewendet, gebraucht in seinen umfangreichen Kirchenliedern (Fabricius S. 40 ff.) den Reim nur selten, obgleich er offenbar nicht zufällig ist, praescii : spei. libri : dei (41). gaudium : prospera : mala : omnia (42). nubila : turbida (42).

Betrachten wir die folgenden Jahrhunderte, so begegnen wir bei Sedulius aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts in der Hymne auf Christus (Méril S. 142) keiner Strophe ohne Reim: in den Reimpaaren ist er genau und ungenau. Bei ihm drei rührende Zeilen, gurgitis : attulit : detulit : sustulit. Auch Venantius Fortunatus, Bischof zu Poitiers, der am Ende des sechsten Jahrhunderts starb, lässt keine Strophe ohne Reim zu: der genaue herrscht vor, und die vierzeilige Strophe ist öfter durchgereimt. Auch er lässt einmal den Reim in der nächsten Strophe wiederkehren, Floruit : edidit. protulit : permanet. Pertulit : extitit : condidit : induit (Fabricius S. 694). Diese Anhäufung ausgenommen, stehen die Reime des Papstes Gregor I, eines Zeitgenossen des Fortunatus, auf gleicher Stufe (Fabricius S. 783—784. 795—796. 800. 801). Das Bruchstück eines Liedes

auf den Sieg Chlotars II über die Sachsen im Jahr 622 (Méril S. 239), das bald hernach wird gedichtet sein, weist auf die Strophe mit vier gleichen zweisilbigen Reimen. Bei Alcuin kommt die Strophe mit vier gleichen einsilbigen Reimen (Opera 684
2, S. 294 Froben) zum Vorschein. Hraban, der den Übergang 164
des achten ins neunte Jahrhundzrt macht, scheint in seinen vierzeiligen Hymnen (Opera Colon. 1626. 6, 221—228), die sich der gewöhnlichen Form anschliessen (er hat auch einige in lateinischen Versmassen gedichtet), die alterthümliche Weise des Ambrosius zum Muster genommen zu haben. Wir finden bei dem Reim dieselben Abstufungen: die Strophe besteht aus zwei Reimpaaren mit verschiedenem Reim, z. B. homo : natio. mortuam : machinam 5, 1, oder ist durchgereimt, z. B. plebium : novum : omnium : criminum 6, 1. Der Reim ist genau und ungenau: er kann in einem Reimpaar fehlen, z. B. optime : dirige. tibi : munera 5, 5. dedicant : expians. flumina : artifex 6, 2; ja es gibt Strophen, die ganz reimlos sind, z. B. munera : gentium. mysterio : gloriam 5, 2, oder coinquinet : portio. mansio : conferat 6, 4. Umsomehr fällt es auf, dass Hraban in einem grösseren Gedicht De fide catholica (S. 209—213), das aus Strophen von drei Reimpaaren besteht, den Reim und zwar den genauen (mit der geringen Ausnahme terminus : incendium 212F), der manchmal zweisilbig, sogar dreisilbig ist, streng durchgeführt hat. Man muss glauben, wofür auch andere Gründe sprechen (vgl. Bähr drittes Supplement S. 106), dass das Gedicht untergeschoben und das Distichon am Schluss, das ihn als Verfasser nennt, unecht sei. Ich will daraus den mit dem Hilfsverbum gebildeten rührenden Reim, der in den Hymnen Hrabans nicht erscheint, anführen, ubi es : lapsus es 210H. pulsus est : ministratus est 211G. expulsus est : liberatus est 212E. confractae sunt : liberati sunt C. Walefried Strabo behandelt in ein Paar Hymnen (Canisii lectiones antiquae II 3, 209. 225—227 Basnage) den Reim ebenso wie sein Lehrer Hraban. Er fehlt in einigen Strophen durchaus, in anderen halb, oder das doppelte Reimpaar ist angewendet: ich habe keine Strophe gefunden, worin ein Reim durchgeführt wäre, wohl aber moribus : iucundissimus. gratia : ditissimus. Zu Hraban und Walefried gesellt sich noch

Ratpertus (Canisius II 3, 202), der in das Ende des neunten Jahrhunderts fällt. In dem Lied auf die Zerstörung des Klosters Montglonne im Jahr 848 von 39 Strophen (Méril S. 255) halten sich bis auf wenige Ausnahmen vierfache, einsilbige und zweisilbige, immer genaue Reime ziemlich das Gleichgewicht. In einer Hymne von Notker Balbulus (Canisius II 6, 218—219), der im Jahr 912 starb, ist jede der zwölf Strophen durchgereimt, aber die zweisilbigen Reime wiegen vor. Zwei Lieder, eins auf Rom, das andere auf einen Knaben, aus einer Handschrift des zehnten Jahrhunderts (Méril S. 239. 240) zeigen in
653 jeder der drei Strophen, aus welchen sie bestehen, durchgereimte
163 Zeilen. Da aber die Reime sämmtlich zweisilbig und genau sind, so kann ich der Vermuthung bei Méril (S. 239 Anm. 5), wonach die Gedichte in das siebente Jahrhundert gehören sollen, nicht beitreten. Mit der Ausbildung des Reims in dieser Zeit steht in auffallendem Widerspruch der Leich von den beiden Heinrichen, der in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts gedichtet ist; denn darin sind die Reime einsilbig und ungenau, vielleicht weil es schwer war, lateinische und deutsche Wörter in vollen Gleichklang zu bringen. Ein Hymnus Fulberts, Bischofs von Chartres, der im Jahr 1029 starb, ist in allen fünf Strophen regelmässig (Fabricius S. 708): jede enthält zwei Reimpaare mit ein- oder zweisilbigem, fast ganz genauem Reim. In der lateinischen Übersetzung des deutschen Liedes Radperts auf den heiligen Gallus (Méril S. 156) von Eckehart IV, deren Strophen aus fünf Reimpaaren bestehen, hat der zweisilbige, immer reine Reim entschieden die Oberhand. So verhält es sich ferner in den Gedichten aus dem Ende des elften Jahrhunderts, in den Liedern auf den Tod Wilhelms des Eroberers im Jahr 1087 (Méril S. 294), in dem Gesang auf den ersten Kreuzzug (Méril S. 297), aus dem ich den rührenden Reim passus est : perforatus est : confixus est : redemptus est anführe, und in der Hymne auf Maria Magdalena (Méril S. 150). In diese Zeit oder etwas später sind jene merkwürdigen, ins Lateinische übertragenen, im Anhang zum Waltharius bekannt gemachten Volkslieder zu setzen. Bei Herrad von Landsberg in der Mitte des zwölften Jahrhunderts finden sich nur noch

wenige einsilbige Reime. Ihre Neigung zum Gebrauch des Reims zeigen (wenn sie ihr zugehören) zwei Gedichte (S. 160. 161 bei Engelhardt), in welchem der innere, der doppelte, der überschlagende und der Endreim neben einander angewendet sind, wie es sich gerade fügte, z. B.

mundus abit sine munditia nec sorde carebit,
illius in amicitia qui corde manebit.
cuncta ruunt velut unda fluunt, nihil est sine naevo:
quid variabile, quid nece labile coepit ab aevo:

auch der dreifache,

tu male trux, es ad inferna dux, ubi nulla viget lux:
luten fex, certissima nex, est quod tua dat lex.

Durchgedrungen ist der zweisilbige in den Hymnen eines Unbekannten (Fabricius S. 810—815), deren Zeit danach wird zu bestimmen sein, ebenso in den vierzeiligen Strophen der Carmina Burana (No. 106. 168. 169. 175. 178), des Gedichts von dem jüngsten Gericht (Haupts Zeitschrift 3, S. 523) und der von Th. Wright (London 1844) herausgegebenen Mysterien und Gedichte, sodann, was wegen ihrer bedeutenden Zahl am entscheidendsten ist, bei dem Archipoeta, der in einem Lied ziemlich oft auch dreisilbige zulässt, wie potentialiter : naturaliter : spiritualiter : qualiter I 7. somnia : omnia : latentia : sapientia I 11. temeritas : veritas I 12. moritur : oritur I 15. copia : inopia. nobilia : similia I 40. Drei dreisilbige und ein zweisilbiger, fruentibus : bibentibus : deficientibus : sumptibus I 45. Noch weiter geht Floram deprehendit : Flora reprehendit S. 79. Häufiger als bei Früheren wird bei ihm derselbe Reim in der folgenden Zeile fortgeführt, so dass er als achtmalige Wiederholung erscheint, dahin I 35 und 36. 38 und 39. V 1. 2. IX 3 und 4. 5 und 6. 7 und 8. X 3. 4. S. 83, 34. 35. Den rührenden habe ich nur einmal bemerkt, patitur : compatitur. pungitur : compungitur I 22. Auf die letzte Spitze getrieben ist die Regelmässigkeit in den nahe aus 400 Strophen bestehenden Gedichten des Gilbertus (herausgegeben von L. Tross. Hamm 1849), der in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts fällt, ferner in der Klage über den Tod des heiligen Thomas von Canterbury im Jahr 1178 und in dem Lied auf den dritten Kreuzzug im Jahr 1189 (alle

686
166

drei bei Méril S. 411—420). In dem aus 145 Strophen bestehenden Gedicht von dem heiligen Alexius (Altdeutsche Blätter 2, S. 273) und in der ebenfalls umfangreichen Visio Fuliberti Méril S. 217—230) ist jede Strophe mit vier zweisilbigen genauen Reimen ausgestattet. • Strophen in der mittellateinischen Hofdichtung in Modus Carlemanninc, Modus florum usw. nachgewiesen von Fröhner in Haupts Zeitschrift 11, S. 1—29. •

XVI.

Romanische Strophe. Das älteste Denkmal, das sich bei den Romanen erhalten hat, ist das mindestens ins neunte Jahrhundert gehörige französische Lied auf die heilige Eulalia. Es lässt sich in sieben vierzeilige Strophen abtheilen, deren Reim einsilbig und einige Male genau, meist aber frei ist, Maximiien : pagiens 12. 13 und element : empedementz 15. 16 kann man als zweisilbig betrachten; vielleicht steckt hier ein Fehler, da die vierte die einzige Strophe ist, wo der Sinn nicht schliesst, sondern in die folgende übergeht. Am Ende sind die Worte par soune clementia zugefügt, die nicht eigentlich zu dem Gedicht gehören. Der Dichter sagt, er habe sich die Kirchenlieder zum Vorbild genommen; ich beziehe das auf den geistlichen Inhalt und die Melodie: die strophische Form aber konnte
es? im Volkslied bekannt sein; vgl. F. Wolf, Lais S. 117. • Die Passion
167 Christi vom Jahre 1000 (aus 10 Strophen) ist in der vierzeiligen Strophe abgefasst wie die Eulalia. Leodegar, ebenfalls aus dem zehnten Jahrhundert, besteht aus Strophen mit drei Reimpaaren. Vgl. oben S. 97 [= S. 233]. • Der Zeit nach folgt das in normännischer Mundart verfasste, wahrscheinlich in das elfte Jahrhundert gehörige Lied auf Alexis (Haupts Zeitschrift 5, S. 302; vgl. die trefflichen Anmerkungen von Diez in den Altromanischen Denkmälern S. 114) von 125 Strophen. Diese sind in der Regel fünfzeilig, nur ein Paar Mal vierzeilig, eine ist dreisilbig; das doppelte Reimpaar war also nicht anwendbar, und jede Strophe ist durchgereimt. Kaum ein Paar Mal ist der Reim genau, adaisement : gentement : belament : nient : talent 10. largent : gent : discumbrement : nien : talent 106, und mit geringer Abweichung leprus : palazinus : languerus : malendus : dolur 111. Der einsilbige

ist noch überwiegend, der zweisilbige hat am häufigsten in der ersten Silbe ein e, so bele : nacele : acertes : converset : cesset 17. mudede : pedre : dunethe : frere : returnerent 24, und ähnlich 27. 29. 48. 53. 76. 80. 85. 94. 98. 100. 113. 114. 116. 117. 119. 121. Doch kommen auch andere Vocale vor, cartre : alascet : pape : guardet : Esauie 75. cartre : barbe : messages : repairasses : reconfortasses 78; vgl. 90. dutance : angeles : estranges : anames : grande 122. peitrine : medisme : enhadithe : avoglie : vedisse 87. servisse : vide : replenithe : dire : medisme 123. apostolie : noise : goie : adiutorie : tolget 101; vgl. 125. canuthe : retenude : cure : aparude : absoluthe 82. aventure : porteure : venude : feude : duret 89. faiture : figure : creature : aparude : fusse 97. In die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gehört ein englisch-normännisches Volkslied (F. Wolf über die Lais S. 443) von 92 Strophen mit vier Zeilen, die aber hier kürzer sind; Str. 14 ist dreisilbig und Str. 87 fünfzeilig. Jede ist durchgereimt, aber der einsilbige Reim zeigt sich bis auf ein Paar geringe Abweichungen genau; wo er als zweisilbig gelten kann, wie Str. 14. 15. 20. 36. 39. 55. 63. 68, nur mit e oder i in der ersten Silbe, ist er freier, wiewohl Str. 71 und 88 auch vollkommene Reime liefern. Schon die angeführten Gedichte von dem neunten Jahrhundert an machen es wahrscheinlich, dass auch bei den Romanen die vierzeilige Strophe die natürliche, älteste Form des Volksliedes war, und zwar mit den Verschiedenheiten, die wir bei der lateinischen bemerkt haben: dass sie auch für die älteste spanische Romanze galt, hat F. Wolf (Spanische Romanzen in fliegenden Blättern S. 76) dargethan. In den künstlich gebauten Gesängen der Troubadours ist sie verschwunden, wie sie den deutschen Liederdichtern des dreizehnten Jahrhunderts zu einfach war: doch hat der älteste von jenen, Wilhelm von Poitiers († 1127), noch einige Versmasse angewendet, die aus jener können hervorgegangen sein, worüber Wolf (Lais S. 88. 89) und Diez (Altromanische Denkmäler S. 109. 121) nachzusehen ist.

Den Gebrauch der Strophe in altenglischen Gedichten be- 688
weisen die Hymnen von Godric saint, der im Jahr 1170 starb 168
(Ritsons Bibliotheca poetica S. 2—4); sie sind vierzeilig mit zwei meist einsilbigen und genauen Reimpaaren.

XVII.

Weit in der Formlosigkeit gehen drei lateinische Gesänge, die sich an die Ungebundenheit der Sequenzen halten und ohne Zweifel von Geistlichen herrühren: sie mögen unmittelbar nach den Ereignissen, auf welche sie sich beziehen, gedichtet sein. Zuerst nenne ich den Gesang auf den Tod des Erzbischofs Heribert von Cöln im Jahr 1021 (Méril S. 279). Er besteht aus kürzeren und längeren Sätzen, welche wie Prosa erscheinen, in welche aber der genaue und ungenaue Reim und daneben die Alliteration regellos eingemischt ist, und auch nicht immer; denn in einigen Sätzen zeigen sich beide nicht, wenigstens nicht deutlich. Allerdings muss der Gesang das Metrum vertreten haben. In dem ersten Satz reimen die getrennten Wörter principium : rerum. plectrum : regum und nostris : piis : coeptis; die Alliteration ruht auf principium : piis : plectrum : precamur. In dem zweiten nate : sancte : ore : corde : vitae : fragilitate, aber keine Alliteration. In dem dritten immortales : cives : mortales : concives, daneben coeli : cives : concives : commendate. In dem vierten fibris : cordis : tentis : tristes : laetas : causas und partim : praeclamantes : pastore : pio : patrono. Im fünften sibi : servum : super. Im sechsten sarculo : studuit : sciens : sibi : scalis : sublatus. Im siebenten omnium : morum : speculum : bonorum und placuit : populo : pius : pollens : Pythagoreae. Im neunten ministravit : magno : monstrans : mundum : mala : mundi. Im zehnten vestivit : vacans : vitae : virtutum. Im elften demum : cumulum : bonorum : templum : speciosum : situm : sanctam : glebam : diem : magnum : tremendum und summae : sanctitatis : sanctae : speciosum : situm : sanctam : secure. Im dreizehnten mundum : rerum. creatarum : omnem : finem : nostrum : solum und finis : finem : fac : finiri. Der zweite Gesang auf den Tod Heinrichs II im Jahr 1024 (Méril S. 286), der etwas mehr Streben nach Rhythmus zeigt, ist ganz mit einsilbigen Reimen ausgefüllt, die auch wohl dreifach sind. Alliteration fehlt, oder man müsste sie in rector : redemptor 2. probum : posse 9 finden. Der dritte Gesang (Méril S. 287) in vierzehn Sätzen auf die Krönung des Saliers im Jahr 1024 scheint am allerwenigsten gegliedert. Einsilbige und mehr-

silbige Reime, z. B. caro : Christo : nato : domino 1. humanae : raucae : divinae 3. angelicam : militiam : sanctam : symphoniam : variam : discordiam : harmoniam 3. imperium : romanum. agnos : lotos 4. adulando : flagellando 5 usw. Alliteration, caute : cane : caute : cane : conspira : Karole, welche Wörter hinter einander stehen 1. providentia : praeclara : praedestinavit 5. patri : pneumati und laudes : laudant 14.

Als das Äusserste kann die Einmischung des Reims mitten in die lateinische, wie in die deutsche Prosa betrachtet werden, wovon Wackernagel (Geschichte der deutschen Litteratur, S. 84. 85) Beispiele gegeben hat, die verkehrteste Anwendung, die man davon machen konnte.

XVIII.

Von diesem rohen Gebrauch des Reims wenden wir uns wieder zurück zu der Betrachtung seiner naturgemässen Entwicklung. Ward die epische Dichtung nicht bloss gesungen, sondern auch gesprochen oder gelesen und erhielt der Inhalt derselben durch Fortbildung einen weiteren Umfang, so war Veranlassung vorhanden, die strophische Form aufzugeben. Bei den Romanen finden wir erzählende Dichtungen, die in Abschnitte von unbestimmter Länge getheilt sind; jeder derselben hat in der Regel einen einzigen, besonderen Endreim, der durch alle Zeilen geht. Man gebrauchte dafür früher den Ausdruck Vers (Diez Altromanische Denkmäler S. 85—87); jetzt nennt man sie Tirades monorimes. Das provenzalische Gedicht von Boethius, das man wohl mit Recht in den Beginn des zehnten Jahrhunderts setzt, zeigt diese Form in ungleichen, kürzeren und längeren Tiraden. Der Reim darin ist einsilbig und oft genau, kann aber auch als blosse Assonanz auf dem Vocal allein ruhen; in einem Abschnitt von sechs Zeilen (34—39) lässt sich die Hinneigung erblicken, zwei Silben zu binden, valor : emperador : onor : senor : genzor : doctor. Innerhalb eines Abschnitts folgen zuweilen verschiedene Reime auf einander, so ut ent ant 106—118, ix ent 137—150. In dem Rolandslied sind die Tiraden von verschiedener, immer mässiger Länge, und darin wechseln einsilbige, aber auch zweisilbige Reime;

doch sind jene häufiger. Schon diese Fortschritte, ohne die ausgebildetere Sprache in Anschlag zu bringen, führen darauf, das Rolandslied in der Gestalt, in der wir es kennen, für etwa ein Jahrhundert jünger zu halten als den Boethius, wie alt auch
690 seine Grundlage sein mag. Daneben erwähne ich die Bruch-
170 stücke eines provenzalischen Gedichts auf die heilige Fides von Agen an der Garonne, das Fauchet Origine de la langue et poésie françoises aufbewahrt hat, der es ins elfte Jahrhundert setzt. Man hat Alter und Echtheit ohne Grund verdächtigt, vgl. Diez Altromanische Denkmäler S. 109. Es besteht aus zwei Tiraden, wovon die eine zweisilbige, die andere einsilbige und genaue Reime hat. Hierauf kommen die Dichtungen, in welchen der Umfang der Tiraden und damit die Anhäufung des Reims gewachsen ist, wie das provenzalische Gedicht von dem Albigenserkrieg aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, Fierabras, die Aimonskinder, Alexander von Lambert li tors, Garin de Loherain, Guillaume d'Orange, Gerhard von Viane, Amis und Amiles, Jourdain de Blaivies und andere, wo indessen der einsilbige Reim noch immer überwiegt: den zweisilbigen finde ich am weitesten vorgedrungen in der Berte aus grans piés. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts versuchte Adenez le Roi, ohne Nachahmer zu finden, einen künstlichen Wechsel: er liess auf jede Tirade mit einsilbigen eine andere mit zweisilbigen Reimen folgen, behielt aber darin denselben Vocal bei (Conrad Hofmann über ein Fragment des Guillaume d'Orange S. 5).

Lateinische Gedichte führen das Alter dieser Form, die nur aus der Volksdichtung dahin konnte übergangen sein, viel weiter hinauf. Sie kommt schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts bei dem christlichen Dichter Commodianus zum Vorschein, in dessen Schlussgedicht (Instructiones S. 111. 120 Schurzfleisch) alle 26 Zeilen, aus welchen es besteht, auf o reimen. Ich muss auch des dem Tertullian fälschlich beigelegten Gedichts De iudicio domini Erwähnung thun, weil es doch immer in das sechste Jahrhundert gehören kann. Es besteht aus leoninischen Hexametern, wovon die sechs ersten, dann wieder der achte bis zum zwölften auf as ausgehen, so dass derselbe Reim, den

inneren mitgerechnet, zweiundzwanzigmal sich wiederholt: dann fünf Zeilen auf o, sechs auf is. Der Verfasser strebt noch an anderen Stellen die schwierige Bedingung dieser Form zu erfüllen: in neunzehn Zeilen herrschen um und an, in einer anderen Reihe wird is durchgeführt. Man kann in diesem Gedicht die Einwirkung der Tirade auf den leoninischen Hexameter erblicken; entschiedener finde ich sie in einem moralischen Gedicht des heiligen Comgillus (Antiphonarium monasterii benchorensis S. 139), Abts des Klosters Benchor in Irland, der in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts lebte. Es besteht aus kurzzeiligen Tiraden von verschiedener, doch niemals so bedeutender Länge, wie in den romanischen Gedichten, deren 691
jede mit einem Refrain schliesst. Der Reim ist vorherrschend 171
einsilbig und mit geringen Abweichungen genau. Innerhalb einer Tirade geht einige Male der Reimvocal in einen anderen über, gleich in der ersten e in a, in anderen i in e, am in um, os in am. Die Form steht also der im Boethius bemerkten sehr nahe. Es kommt aber noch eine Eigenthümlichkeit hinzu: die Anfangsbuchstaben der Tiraden enthalten gewöhnlich in der ersten Zeile, manchmal in allen, das Alphabet nach der gewöhnlichen Ordnung, nur dass das griechische X in Christus auf V folgt. Daneben bemerke ich, dass W durch hy in Hymnum ausgedrückt wird und wohl die angelsächsische, noch heute im englischen erhaltene Aussprache anzeigt; doch wird auch in einem Abschnitt der Altdeutschen Gespräche hu für w gesetzt (Nachtrag S. 11 [Kl. Schr. Bd III S. 502]). Diese Anwendung des Alphabets, womit man vielleicht dem Gedächtnis zu Hilfe kommen wollte, findet sich auch bei anderen Gedichten, die Méril (S. 121 Anm.) zusammenstellt. Das älteste darunter ist ein Psalmus contra partem Donati (Méril S. 120, vgl. Bähr Suppl. 2, S. 245), den der heilige Augustin im Jahr 393 gedichtet hat. Er wählte, wie er ausdrücklich sagt, diese Form, die er während seines Aufenthalts in Rom und bei Ambrosius in Mailand mochte kennen gelernt haben, um dem gemeinen Volk und den Ununterrichteten verständlich zu sein. Von der Tirade weicht sie insofern ab, als die einzelnen Abschnitte darin bis auf geringe Ausnahmen eine gleiche Zahl der Zeilen enthalten, sonst

aber stimmt sie damit überein. Durch alle Abschnitte des nahe aus dreihundert Langzeilen bestehenden Gedichts geht unveränderlich (um, wie es scheint, das Auswendiglernen zu erleichtern) der Endreim e, und an dem Schluss eines jeden Abschnitts wird als Refrain eine und dieselbe Zeile wiederholt. Wir besitzen in diesem Gedicht das älteste Zeugnis von dem Dasein und der volksmässigen Natur der Tirade. Das Lied der Belagerten in Modena vom Jahr 924 (Méril S. 268) besteht aus neun Strophen, die sämmtlich auf a reimen; denn die Unechtheit der dritten und vierten Zeile der fünften Strophe, tu murus tuis sis inexpugnabilis, sis inimicis hostis tu terribilis, verräth der mangelnde Reim auf a und der innerhalb der Zeile angehäufte auf is. Auch die 28 Langzeilen eines Liedes von Fulbert (Méril S. 278) gehen alle auf a aus, und es ist in sieben Strophen abzutheilen. Beide Gedichte bilden eine Vermittelung zwischen der Strophe und Tirade.

692

XIX.

172 Einfaches Reimpaar. Die deutsche Sprache konnte bei der Mannigfaltigkeit ihrer Endigungen nicht so leicht wie die romanische gleiche Reime auf einander folgen lassen, und schon deshalb war die Tiradenform bei uns nicht möglich. Die Anhäufung, die erst später zum Vorschein kommt und sich doch immer in engen Grenzen hält, hat bloss äussere Ähnlichkeit damit; denn sie zeigt sich nur vereinzelt, eingemischt nach Laune, ohne inneren Grund. Die nicht volksmässige, erzählende oder lehrhafte Dichtung wählte, was sich zunächst darbot, das einfache Reimpaar, das heisst die zerfallene, ihrer Gliederung beraubte Strophe. Die Reimpaare wurden unmittelbar aneinandergereiht, und ein Abschnitt, den man nach Belieben machte, nur dadurch bezeichnet, dass man den zweiten Reim den Sinn abschliessen liess, während in dem Zusammenhang der Rede dies der erste that und damit eine lebendige Verbindung unterhielt. Ich finde das einfache Reimpaar zuerst in dem Bruchstück der Weltbeschreibung, die unter dem Namen Merigarto bekannt ist und in den Anfang des elften Jahrhunderts fällt: darin sind Zeilen von ungleicher Länge, und es kommt vor,

dass in demselben Reimpaar die eine acht, die andere dreizehn Silben (4, 26. 27) enthält, die eine fünf, die andere zwölf (6, 29. 30). Der Reim ist einsilbig oder zweisilbig, genau oder ungenau; es zeigt sich die Unsicherheit, welche der Auflösung einer organischen Ordnung folgt. Die lateinischen Gedichte dieser Zeit sind, wie wir gesehen haben, schon zu voller Regelmässigkeit des Reims mit entschiedenem Übergewicht des zweisilbigen gelangt; man wird also nicht annehmen dürfen, dass sie auf diese neue, noch rohe Form irgend Einfluss gehabt haben. Der Grund dieser Erscheinung lag darin, dass die eigenen Betrachtungen und Gedanken des Dichters anfiengen, sich geltend zu machen oder die Erzählung, durch lebendige Überlieferung nicht mehr gezügelt, ungehemmt sich ausdehnen wollte: mit anderen Worten, die Persönlichkeit des Dichters trat in die Dichtung ein. Auch bei dem einfachen Reimpaar musste jede Zeile, wie in der Strophe, vier Hebungen fordern; da aber die natürliche Schranke einmal durchbrochen war, so ward anfänglich die Regel nicht mehr empfunden: man verminderte die Hebungen willkürlich, bis man bei höherer Ausbildung wieder auf den rechten und natürlichen Weg kam. In jener Weltbeschreibung lassen sich längere Stellen ausheben, die leidlich gegliedert sind und das Gesetz zu befolgen suchen, wenn auch ungeschickt und fehlerhaft. In diesem Streben liegt mir der Beweis seines Daseins. Ich theile eine solche Stelle 693
mit, die mit geringen Änderungen könnte regelrecht gemacht 173
werden.

dô ich z'Uztrihte quam,
dô vand ich einin [vili] guoten man,
den vili guoten Reginpreht.
er uopte gerno allez reht:
er was ein wîsman,
sô er gote gizam.
ein êrhaft phaffo,
in aller slahte guote,
der sageta mir ze wâre,
sum (l. sam) andere ginuogi dare,
er wâre wile (l. wilen) givarn in Îslant,
dâr michiln rihtuom vant
mit holze erlîne.

mit melwe joub mit wine.
daz kouften si zi fiure:
dà ist (daz) wito tiure.

Unvollkommener im Reim, mehr überfüllt mit langen Zeilen und weniger gelenk im Versmass ist das Gedicht von der Schöpfung (Diemer S. 93), das ich daher auch weiter zurückschiebe, wogegen das alte Anegenge (die vier Evangelien bei Diemer S. 319) jener Weltbeschreibung ziemlich nahe kommt und die Bekehrung des heiligen Paulus (Haupts Zeitschrift 3, S. 510) schon einige Schritte weiter zur Regelmässigkeit gethan hat. Übrigens würde manche Zeile der hier berührten Gedichte durch kritische Behandlung des Textes wahrscheinlich eine bessere Gestalt gewinnen. Ich kann also nicht wie Wackernagel darin baare Reimprosa erblicken. Entschiedene Fortbildung im Reim wie im Versmass zeigen die Bücher Mosis schon in dem ältesten Theil bei Diemer. Da wir zunächst nur den Reim zu betrachten haben, so ist hier nicht der Ort, die weitere Entwickelung des Metrischen zu verfolgen: ich will nur anmerken, dass das Gedicht von dem Grafen Rudolf, das in die siebziger Jahre des zwölften Jahrhunderts fällt, der vollkommenen Ausbildung des Reimpaars sehr nahe steht, die ein anderes, von den Martern der heiligen Margareta, das der Reime wegen doch vor Veldeke zu setzen ist, schon erreicht zu haben scheint. Das einfache Reimpaar hat lange gedauert;
694 erst hundert Jahre später verlor diese Form in der Regelmässig-
174 keit Konrads von Würzburg ihren eigentlichen Gehalt und gieng endlich in die rohen Knittelverse über.

Möglich, dass in lateinischen Gedichten das einfache Reimpaar ist angewendet worden, nur bedürfen die Beispiele, die Méril (S. 187—189 Anm.) beibringt, genauerer Untersuchung. Zu erwähnen sind hier die mit Endreimen regelmässig gebundenen Sprichwörter Wippos (oben S. 669 [= S. 285]) und die Hexameter oder Distichen, von welchen (oben S. 676 [= S. 292]) bei dem Luparius die Rede war und die bereits im elften Jahrhundert sich zeigen. Diez (Altromanische Denkmäler S. 109) rechnet hierher die Erzählung von den Wundern des heiligen Nicolaus (Méril S. 185—189), wovon die Handschrift in das

zehnte Jahrhundert gesetzt wird; allein ich kann darin nur die bekannte vierzeilige Strophe sehen, in welche das Gedicht zerfällt. Der Beweis liegt darin, dass jedes Mal nach vier Zeilen der Sinn schliesst; ebenso beurtheile ich die Legenden von Fulbert (Méril S. 189. 190).

Soweit sich aus den bekannt gewordenen Denkmälern ein Schluss ziehen lässt, tritt bei den französischen Dichtern das Reimpaar plötzlich und gleich in fertiger Gestalt ziemlich zu derselben Zeit auf, wo es in Deutschland seine völlige Ausbildung erhielt, in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts; Graf Rudolf ist gedichtet, als Christian von Troyes blühte. Es bildete dort einen Gegensatz zu der volksmässigen Form der durchgereimten Tiraden, setzte sich aber wie bei uns in der Kunstdichtung fest. Ich beschränke mich natürlich auf die ältesten Gedichte dieser Art. Da Gautier von Arras vielleicht etwas früher dichtete als Christian von Troyes, der gegen das Ende des Jahrhunderts starb, so will ich von dem Eraclius zuerst reden. Der einsilbige Reim wechselt mit dem zweisilbigen, aber dieser fordert nicht nothwendig in der zweiten Silbe ein tonloses e, Reime wie randon : abandon 1635. l'adesa: l'enpesa 1227. dangier : cangier 4747. pourtandus : descendus 4727. savoir : avoir 5293 sind nicht selten. Der Reim ist überall genau; wo dagegen gefehlt scheint, ist Verderbnis des Textes anzunehmen, so z. B. 1485—1486. 4427—4428. 4539—4540, wo die Lesarten das Richtige enthalten. Häufig ist der rührende: wie im Deutschen werden Präpositionen, Partikeln und Hilfsverbum dazu verwendet, a lui : entour lui 1353. celui : lui 101. 205. 1893. 2865. 3563. 5573. viegnes-tu : veus-tu 1809. devant : devant 1399. estoient : estoient 6329. Unter die unerlaubten kann man noch nicht zählen, so nahe sie daran streifen, je vous dis : tou dis 4991. m'aidera : nos aidera 5121. en va : s'en va 6033. Ob ein entschieden unerlaubter vorkommt, ist bei dem unkritischen 695
Text mit Sicherheit nicht zu sagen; denn in einigen Stellen, 175
wo er anzunehmen wäre, wie 4371. 5977. 6097. 6263. 6295. 6443, weisen ihn die Lesarten zurück, aber diese könnten auch absichtliche Änderungen enthalten. Erweiterung des Reims, esprouverai : trouverai 1561. estable : conestable 1611. 1631. ka-

lengier : arengier 2159. coustumière : lumière 2495. amendement : entendent 2829: commandement 5575. mandement : demandement 4463. Doppelreim, est ensegnie : est engegnie 2493. bon loujer : son foujer 4189. li dist : li fist 4399. ki le noroit : ki le paisoit 2591. ki te cace : ki te manace 2593. s'il le set : se il ne het 3625. il ne set : il ne het 3885. pités de toi : pité de moi 6253. tous li plus biaus : tous li plus loiaus 2027. Anhäufung der Reime ist selten und geht nie über zwei Reimpaare hinaus, z. B. engien : rien. rien : bien 2629. Öfter werden beide Reimwörter mit einiger Verschiedenheit wiederholt, apierte : pierte. piert : apiert 3379. pris : souspris. prise : sousprise 4129. desirés : confirés. confirée : desirée 4471. Doch auch l'entrée : encontrée. entre : ventre 4633. Der gleiche Mangel kritischer Ausgaben erschwert die Untersuchung der Werke Christians von Troyes, die wir ausserdem bis jetzt nur unvollständig kennen. Ganz abgedruckt ist erst Le chevalier de la charette oder Lancelot du lac (Reims 1849) und Le chevalier au lion oder Iwein (Mabinogion 1, S. 134—214, vgl. Kellers Romfahrt S. 525 f. • Ionckbloets Roman de la charette, Michels Guillaume d'Angleterre in dem dritten Bande der Chroniques anglonormandes • *): nur Bruchstücke aus dem Perceval (Contes populaires des anciens Bretons von Villemarqué 2, S. 266 f.) und aus dem Erek (Arthursage von Schulz S. 298 ff. Haupts Erek V—VII. X—XIII). Christian (*Holland S. 255•) behandelt das Reimpaar im Ganzen nicht anders als Gautier. Auch hier ist bei dem zweisilbigen Reim das unbetonte e in der letzten Silbe keine Nothwendigkeit, man findet fera : relevera. ailliez : bailliez. osas : reposas. allissions : seussions. meilor : greignor usw. Der rührende ist häufig, am häufigsten im Lanzelot von S. 164 an, so dass man auf den Gedanken geräth, der Fortsetzer Gottfried von Laigny sei an dieser Stelle eingetreten. Sogar mehrmals hinter einander ist er gesetzt, wozu sich in den deutschen Gedichten kein Gegenstück finden wird, oste : oste. meins : meins. face : face Lion S. 198•. Fünfmal, neust : reconeust. pas : pas. repère : repère. genz : genz. tout : tout Lanzelot S. 178. Er galt, wie es scheint, für eine Zierde,

*) [S. unten Hollands Brief.]

während die besseren deutschen Dichter ihn lieber meiden. Ich nehme nur die Beispiele von Präpositionen, Partikeln und Hilfsverbum heraus, moi : de moi Lanz. 5. de lui : a celui Lanz. 79. 84. avecques lui : apres lui Lion 153ᵃ. de lui : avec lui Lion 181ᵇ. iert il : repria il Lion 189ᵃ. orendroit : orendroit Lanz. 170. de 696
leenz : par leenz Lion 200ᵃ. plus : plus Lanz. 95. estoit : estoit 176
Lion 136ᵇ. fust : fust Lion 138ᵃ. furent : furent Lanz. 19. Der unerlaubte ist hier nicht selten: einige wie a mes II. mains : tenir au mains Lanz. 26. bien le sai : je ne sai Lanz. 42. vingt et trois : chevaux trois Lanz. 49. fils Lac : Lanzeloz dou lac Erek bei Haupt XI könnte man nachsehen, da eine gewisse Verschiedenheit eintritt, aber nicht folgende, die alle im Lanzelot vorkommen, prison : prison 30. 183. fère : fère 78. felons : felons 101. eles voudroient : eles voudroient 145. velt : velt 145. vint : vint 151. demander : demander 176. véez : véez 184. corre : corre 187. Erweiterter Reim im Lanzelot, remeinent : demeinent 113. à l'encontre : encontre 143. tesmoignera : besoignera 170. Lanzelot : chancelot 177. Sodann dreisilbige, manderoiz : demanderoiz Lion 156ᵃ. dédaignerai : seignerai Percev. 267. desconseilliée : appareilliée Perc. 279. merveille : vermeille Erek XII. Doppelreim, im Lanzelot le sai : ne sai 42. à tire : à lire 54. 139. les os : les os 85. l'ennor est soe : l'anor est soe 89. de toi : de moi 90. ne demore : ne hore 95. ne l'eust : ne feust 101. me feistes : me veistes 120. son lit : son délit 134. le het : le set 139. en sont : s'en vont 145. en pris : en pris 170. In dem Chevalier au lion ne fust : ne fust 136ᵇ. le dist : le mist 149ᵃ. le sache : le sache 157ᵃ. si mort : si fort 167ᵇ. ne sel : ne el 175ᵃ. li laist : li plaist 210ᵃ. ma foi : a foi 212ᵃ. Im Erek bei Schulz, li mere : li pere 304. le pas : le pas 313. Im Parceval il ot : il ot 285. Weiter gehend, tu ne l' sez : tu me hez Lanz. 107. si le geta : si le porta Lion 175ᵃ, und je n'i poi trère : je ne poi ferè Lanz. 111. Die Anhäufung des Reims geht auch hier selten über zwei Reimpaare hinaus und wiederholt, wie bei Gautier, meist dieselben Wörter mit geringer Änderung: einige weiter gehende habe ich vorhin bei Erwähnung des rührenden Reims angeführt; dann habe ich im Lanzelot gefunden, bele : novele. bel : Abel. fontenele : isnele 186. In dem Bruchstück vom Tristan, das

Michel im ersten Band seiner Ausgabe bekannt gemacht hat, ist die Wiederholung derselben Wörter mit gleicher Bedeutung im unerlaubten rührenden Reim am weitesten getrieben, la ou estoit : la ou estoit S. 49. n'est pas mervelle : n'est pas mervelle 90. ensenble o lui : ensenble o lui 92. que demorer : que demorer 103, eine Roheit, die sich kein deutscher Dichter erlaubt hat. Feinere Bildung lässt sich erkennen in dem von Im. Bekker bekannt gemachten Flore und Blanceflore: ich habe keinen rührenden Reim darin entdeckt, den man unerlaubt nennen
697 könnte, und führe nur an errés vous : uees vous 1523. morte
177 est : voirs est 685. ele demende combien a : qu'ele recut cou dont mal a 155. mors estoit : encainte estoit 99. Bei dem Doppelreim ist Regelmässigkeit la nouele : la pucele 334. en son estage: en son corage 2705, et hairons : et paons 3185. Auch hier zwei Reimpaare mit gleichem Reim 725. 2409. 3027; einmal wird das eine Reimwort wiederholt, Rome : home. some : Rome 443.

Diese Form nicht strophischer Gedichte tritt in deutschen Gedichten, soweit wir zurücksehen können, mit ihren ungebildeten Anfängen im Beginn des elften Jahrhunderts hervor: in Frankreich erscheint sie, wenn nicht ältere Denkmäler an den Tag kommen, erst in der zweiten Hälfte des zwölften und, wie schon bemerkt, gleich in der fertigen Gestalt, zu welcher die deutschen Dichter eben in dieser Zeit gelangt waren. Bei dem rührenden Reim fehlt Einsicht in die natürlichen Gesetze, und er ist oberflächlich behandelt. Eine Einwirkung romanischer auf deutsche Kunst hat Wackernagel in seinen schönen Abhandlungen zu den altfranzösischen Liedern dargethan, wenn man ihm auch nicht in allen Beziehungen folgen kann. Aber eine solche Berührung beider Völker wird doch nicht bloss nach einer Seite Wirkungen gehabt haben, und wenn auch die Franzosen allzeit weniger Empfänglichkeit für die eigenthümliche Bildung anderer, auch angrenzender Völker gezeigt haben, so muss man doch an die Möglichkeit denken, dass diese Form, die sich dem Bedürfnis durch Einfachheit und leichte Anwendung empfiehlt, von Deutschland aus nach Frankreich gelangt sei. Arras und Troyes sind nicht weit von der Grenze entfernt,

und Christian lebte einige Zeit an dem Hof des Grafen Philipp von Flandern.

Altenglische, durch die Sammlungen von Ritson und Weber bekannte erzählende Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts haben das einfache Reimpaar wahrscheinlich den Franzosen abgelernt. Ich habe darin ausser der Reinheit des Reims Vorliebe für den zweisilbigen bemerkt.

XX.

Nachdem Bildung und Gebrauch des Reims betrachtet ist, darf ich die Frage nach seinem Ursprung berühren. Gleichklang findet sich leicht unbeabsichtigt und von selbst ein und ist wahrscheinlich von den meisten Völkern schon in frühen Zeiten in der Dichtung oder doch in Formeln und Sprüchen angewendet worden. Man kann also von dem Erfassen und Hervorheben desselben reden, wie von seiner Fortbildung und 693
endlichen Herrschaft, nicht aber von einer plötzlich auftauchen- 178
den Erfindung. Diese Ansicht ist schon öfter geäussert worden, wie die gelehrte Zusammenstellung der verschiedenen Meinungen über seinen Ursprung von Ferdinand Wolf (Über die Lais S. 161—166) nachweist. Neuerdings hat sich in Beziehung auf den deutschen Reim eine Stimme von Gewicht dagegen erhoben. W. Wackernagel (Geschichte der deutschen Nationallitteratur § 30) erklärt es für unzweifelhaft, dass Otfried den Reim aus den lateinischen Gedichten kennen gelernt und zuerst angewendet habe. Da in den wenigen aus der vorotfriedischen Zeit auf uns gekommenen Denkmälern oder Bruchstücken die Alliteration sich zeigt, die zwar auf einem Gleichlaut, aber ganz anderer Art beruht und sich von dem Endreim wesentlich unterscheidet, so müsste durch Otfried, den geistlichen Dichter, eine neue Kunst eingeführt und auf einmal ein völliger Umschlag erfolgt sein. Freilich trat bei ihm in anderer Beziehung ein verschiedenes Verhältnis ein; die lateinischen Hymnen, der Verherrlichung der Gottheit und des religiösen Lebens gewidmet, lassen wohl eine Betrachtung oder Lehre einfliessen, und das werden auch andere Gedichte gethan haben, aber Otfried erzählt das Evangelium in der Absicht, seine sittlichen und geistlichen Be-

trachtungen daran zu knüpfen; das war sein eigentliches Ziel. In diese Richtung wird vor ihm kein Gedicht, am wenigsten ein weltliches Lied eingegangen sein, und wir erblicken hier zum ersten Mal die Dichtung nicht von dem Geist des Volks, sondern von der eigenthümlichen Bildung eines besonderen Standes und von der persönlichen Begabung eines Einzelnen getragen und durchdrungen. Aber wie abweichend auch Otfrieds Auffassung war, so ist doch höchst wahrscheinlich, dass er, ungeachtet seiner Abneigung vor der weltlichen Volksdichtung, nicht bloss herkömmliche Redensarten und Sprüche daraus beibehielt, sondern auch die ganze äussere Form, mithin auch den Reim. Die Armuth, die Wackernagel in dem Gebrauch desselben bemerkt, ist der Volksdichtung eigenthümlich und in den Nibelungen noch grösser. Erst die Kunstbildung gefällt sich in reichem, häufig gesuchtem Wechsel der Reime: dort aber wird das überlieferte Mittel auf die einfachste und unschuldigste Weise verwendet, gerade wie die Darstellung bei aller Tiefe der Gedanken so schlicht ist, dass die höfischen Dichter mit Geringschätzung darauf blicken zu dürfen glaubten. Wer eine fremde Form abborgt, pflegt sie nur äusserlich zu ergreifen; er empfängt nicht zugleich ihr inneres Leben. Woher
c99 hat Otfried die feinen, aber nicht erdachten Gesetze, womit er
179 leicht und sicher, als folge er nur der Überlieferung, den rührenden Reim, den erweiterten, den doppelten, den ungenauen und den angehäuften behandelt, Gesetze, die nach und nach verschwanden, weil man sich von ihnen keine Rechenschaft zu geben wusste? Gewiss nicht aus den lateinischen Hymnen, in welchen sie nur zum Theil und unvollkommen beobachtet sind. Noch eine andere Frage. Wenn Otfried den Reim lateinischen Dichtern entlehnte, so war er auf vollen Gleichklang angewiesen, der zu seiner Zeit bei jenen schon durchgesetzt war, warum ist er davon abgegangen? Was berechtigte ihn zu einer solchen Freiheit? Auf diesen Einwurf zielt wohl Wackernagels Bemerkung, dass Otfried die Latinität zu verdeutschen gewusst habe; er meint die Einführung des ungenauen Reims. Doch dieser ist nichts als der naturgemässe Beginn des Gleichlauts, und man müsste annehmen, der deutsche Dichter habe eine

schon fertige Entwickelung zu ihren Anfängen zurücklenken wollen und den richtigen Weg glücklich gefunden; denn auch dieser freie Reim hat seine natürlichen Grenzen. Und wie ist es gekommen, dass sein Werk, die Arbeit eines gelehrten Geistlichen, die schwerlich grossen Einfluss auf die Volksdichtung gewann, nachhaltig genug wirkte, um die Dichter der Samariterin und des Ludwigsliedes, ja alle übrigen bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts zu bestimmen, diesen freien Reim anzuwenden? Die meisten von ihnen gebrauchen ihn nicht bloss häufiger, sondern auch roher als Otfried, unter welchen gleich der Verfasser des 138. Psalms, der nicht viel später mag gelebt haben, sich bemerklich macht. War der Weissenburger Mönch ihr Vorbild, so haben sie ihn schlecht aufgefasst: kannten sie aber den Reim durch die lebendige Überlieferung, so darf man sich nicht wundern, dass er allmählich sank und dass zu der Zeit, wo er untergieng, oft die Hälfte der Reime ungenau war. Er konnte in dem Zustand, in dem wir ihn bei dem Pfaffen Konrad oder dem Dichter des Königs Rother erblicken, nicht länger bleiben, ohne völlig zu verwildern.

Das Wenige, was sich aus der Zeit vor Otfried erhalten hat, ist mythischen oder epischen Inhalts, und bei dem Vortrag dieser Dichtungen wird Singen und Sagen noch keinen Gegensatz ausgemacht haben. Bloss gesungene Lieder jener Zeit, vulgares cantilenae, sind nicht auf uns gelangt; doch bestimmte Zeugnisse lassen an ihrem Dasein nicht zweifeln. Die cantica rustica et inepta oder turpia et luxuriosa, wie die Geistlichen in ihrem Widerwillen sie schalten, mögen sich auf wirkliche, nicht absichtlich vorausgesetzte Ereignisse bezogen haben, wie 700
dies bei echten Volksliedern geschieht, aber sie giengen doch 180
von besonderen Gefühlen und Stimmungen aus, die durch solche Beziehungen sollten ausgedrückt werden, und mussten sich dadurch von den bloss mythischen und epischen unterscheiden, hat doch das eddische Lied, das den Schmerz der Gudrun bei Sigurds Leiche ausdrückt, einen lyrischen Grundton. Wurden sie mit wiederkehrender Melodie gesungen und diese war, ausgenommen die Tanzleiche, welche die wechselnden Bewegungen beim Reigen begleiteten, nothwendig, so mussten sie in Strophen

abgetheilt werden. Die Strophe ist daher das Unterscheidende, und Wackernagel lässt sie folgerichtig auch erst von aussen kommen. Da sie aber meiner Meinung nach bei dem Gesang nicht konnte entbehrt werden, so ist wohl glaublich, dass jene cantilenae vulgares schon darin ihre Form gefunden hatten, nämlich in jenen einfachen, meist aus vier, manchmal aus sechs oder drei Zeilen bestehenden Absätzen, die beim Volkslied nachweislich bis zum dreizehnten Jahrhundert fortgedauert haben. Ist doch die strophische Abtheilung in den eddischen Liedern nicht zu bezweifeln, die nur zuweilen die drei oder vier Zeilen überschreitet, und man darf glauben, dass sie auch im Hildebrandslied die ursprüngliche gewesen sei. Der Reim war darin an sich nicht nothwendig und durfte ganz fehlen, oder es konnte die Alliteration angewendet sein, ja beide neben einander. Finden wir doch in einzelnen Zeilen der ältesten alliterierenden Gedichte bereits den Reim. Beispiele davon hat Meyer (Geschichte des deutschen Reims S. 9—15) aus deutschen, nordischen und angelsächsischen Denkmälern beigebracht*). Auch sind die zusammengehörigen, auf einander reimenden Eigennamen neben anderen alliterierenden in Grimnismâl Str. 27. 29, auf die Simrock aufmerksam gemacht hat, in Erwägung zu ziehen. Es ist nicht glaublich, dass die Alliteration plötzlich verschwunden und ebenso plötzlich der Reim als Gegensatz aufgekommen sei: das wäre der natürlichen Entwicklung ganz entgegen gewesen. Allmählich ist er vorgedrungen, erst in ungenauer Form als Assonanz, bis er die Oberhand und durch grössere Genauigkeit auch grössere Macht erhielt. Die Alliteration war an sich zarter und edler, weil sie eine feinere Empfänglichkeit des Ohrs vor-

*) • In dem 15. Abschnitt von Andreas und Elene zeigen die ersten 15 Zeilen Alliteration und Reim, vgl. Einleitung S. XLIV; ferner einzelne gereimte Zeilen in dem Gedicht. Kelle in der Einleitung zu Otfried spricht von Reimen in Muspilli. S. Fröhner in Haupts Zeitschrift 11, S. 1. • [Hierzu stelle ich noch zwei Zetteleitate:] • Über Alliteration in den Merseburger Fragmenten und das Metrische im Hildebrandslied s. Programm von Wilhelm Pütz Die Überreste deutscher Dichtung vor Einführung des Christenthums. Coblenz 1851 bei Bädeker. S. 3 älteste Spur des Reims in den Merseburger Fragmenten. Reste der Alliteration im Nibelungenliede, Inauguraldissertation von O. Vilmar. Marburg 1855. •

aussetzte, durch den Anschluss an die Hebung der metrischen Bewegung sich anschmiegte und durch freiere Stellung und häufigere Wiederkehr minder reizte. Eben darin lag der Grund, warum sie untergieng: man bedurfte eines stärker wirkenden Gleichlauts, der zugleich durch die unveränderliche Stellung am Schluss der Zeile die Aufmerksamkeit stärker anregte. Im 701
Norden verschwand das alte, einfache Fornyrdalag. Die Allite- 181
ration erhielt sich zwar in künstlicher Ausbildung, erscheint aber auch in regelmässiger Verbindung mit dem Endreim, der in der volksmässigen Form von Runhenda das Übergewicht erlangte und ein- und zweisilbig mit voller Reinheit auftrat. Die Alliteration war für die älteste Dichtung, die über Anhöhen hinschreitend mit kurz zugemessenen, oft formelhaften Worten die mythische und geschichtlich umgewandelte Sage erzählte, die natürlichste Form. So finden wir sie in den eddischen Liedern und in dem von den Angelsachsen auf die britische Insel hinübergebrachten Beowulf: so zeigt sie sich auch in den deutschen aus jener Zeit übrig gebliebenen, zum Theil auf das Heidenthum hinweisenden Liedern.*) In dem späteren niederdeutschen Heljand (abgesehen davon, dass das Evangelium jede Berührung, auch die von einer Dichterhand abweist,) fühlt man schon, dass diese Form nicht recht mit dem Inhalt sich einigt und für eine breitere, ruhigere Erzählung nicht gemacht war.**) Dem milden, weichen Geist Otfrieds und seiner Redseligkeit musste sie widerstreben, und es war natürlich, dass er sich der Strophe mit dem Reim zuwendete. Übertraf ihn der Verfasser des Heljands an Geist und Kraft, so dringt bei ihm in den belebteren Stellen eine grössere Innigkeit und eine Natürlichkeit des Ausdrucks hervor, in welchem man den Einfluss der durch das Christenthum umgewandelten Zeit erkennen muss. Die alte Darstellungsweise wurzelte in der grossartigen,

*) • Alliteration die Urform deutscher Dichtung. Haupt Monatsberichte der Akademie 1856. S. 579. Alliteration in Distichen des Venantius Fortunatus s. Böckings Ausonius S. 106. Alliteration in der mittellateinischen Hofdichtung s. Haupts Zeitschrift 11, S. 1—29. Alliteration bei Otfried, Simrock Nibelungenstrophe S. 51—62. •

**) • Vgl. Geschichte der Sprache S. 511. •

aber ungezähmten Naturkraft des Heidenthums. Wahrscheinlich, wenigstens nach den erhaltenen Denkmälern zu urtheilen, war Otfried der Erste, der die Strophe mit dem Reim in einem grösseren Gedicht anwendete, aber in einigen, allerdings seltenen Fällen kommt die Alliteration auch bei ihm noch zum Vorschein, wie Lachmann (Über Otfried S. 281) schon nachgewiesen hat, und ebenso in dem 138. Psalm (Meyer S. 18); man kann sie als Gegensatz zu den vorhin erwähnten vereinzelten Reimen in den alliterierenden Gedichten betrachten. Sie finden sich auch neben dem Endreim in einem lateinischen Gedicht des ziemlich gleichzeitigen St. Galler Mönchs Hartmann (Canisius 2. 3, 130 Basnage), z. B.

sic mandat ipse maximus magister summi filius.
ast qui felices fertili glebas foecundat germine
illum laetantem cumulat fructus laboris centuplex.

Ganz entschieden mit dem zweisilbigen Endreim verbunden zeigt sie sich in den etwa um ein Jahrhundert älteren lateinischen
702 Gedichten der Angelsachsen Aldhelm und Ethilwald (Altdeutsche
182 Wälder I, S. 127. 128). Ich kann nicht mit Sicherheit behaupten, dass man die völlig reimlosen Zeilen Otfrieds (es sind einige mehr, als Meyer S. 17 anführt,) als Nachwirkungen ältester Zeit betrachten müsse*), da sie vielleicht in einem kritischen Text verschwinden (so ist I 18, 9 leicht zu helfen, wenn man lioht ans Ende setzt), aber zulässig bleibt die Vermuthung um so mehr, als, wie wir gesehen haben, in den älteren lateinischen Hymnen nicht selten Strophen ohne allen Reim vorkommen. Die Abstufungen des ungenauen Reims, in denen er sich entwickelte und ausbildete**), lassen sich bei Otfried deutlich bemerken: oft ist der Unterschied von dem völlig reinen nur noch gering, und dieser, der einsilbige wie der zweisilbige, ist schon so weit vorgerückt, dass er überwiegt; in dem rührenden, wo

*) • Nach Haupt zeigen Otfrieds reimlose Zeilen nur Nachlässigkeit oder unvollkommene Kunst, s. Monatsberichte der Akademie 1856, S. 578. Vgl. Kelle in der Einleitung zu Otfried. •

**) • In einer Handschrift des elften Jahrhunderts ein reimloses deutsches Gedicht, ist ein einzelner Versuch eines Geistlichen, Haupt Monatsberichte der Akademie 1856, S. 579. •

nicht die Form der beiden Reimwörter, sondern ihre Bedeutung den Unterschied ausmacht, ist der Gipfel des Gleichlauts erreicht.

XXI.

Geschichtliche Fortbildung. Als die im Althochdeutschen betonten Endigungen nach und nach sich abschwächten und nicht mehr im Stand waren, eine Hebung zu tragen, wandelten sich die zweisilbigen Reime, deren erste Silbe lang war, in klingende um. In reinhochdeutschen Gedichten gebührt ihnen in der letzten Silbe unabänderlich ein unbetontes e: die niederdeutschen, aber auch die mitteldeutschen, lassen daneben das i ihrer Endigungen zu. Ich habe dies Athis S. 13[= Kl. Schr. III S. 225] nachgewiesen und will hier aus dem Passional noch ein Paar entscheidende Beispiele anführen, wo deutsche Wörter wie lônis 97, 47. ràtis 105, 7. 150, 43. aftermâlis 247, 60 auf die lateinischen Simêônis, maiestatis, materjâlis reimen, auch personâlis: essentiâlis 2, 33 ist hier gerecht. Bei dem einfachen Reimpaar trugen von nun an die beiden Zeilen mit klingendem Reim in der Regel nur drei Hebungen und bildeten dadurch einen Gegensatz zu dem stumpfen, der entweder aus einer betonten oder aus zwei kurzen Silben bestand und vier Hebungen hatte. Der Wechsel zwischen beiden Arten that einer gewissen Verweichlichung Vorschub und gestattete dem Reim einen grösseren Einfluss, ja er veranlasste die Verletzung eines natürlichen Gesetzes, indem die meisten Dichter bei dem klingenden gelegentlich auch vier Hebungen zuliessen: am Ende des Jahrhunderts, bei Hugo von Trimberg, war daraus eine Regel geworden. Zuerst wendete, wie Wackernagel (Altfranzösische Lieder S. 215) bemerkt, Veldeke den klingenden Reim nach fester Regel an, 703
wiewohl man ihn auch schon in dem etwas früheren Gedicht 183
von der heiligen Margareta, bei Friedrich von Hausen und dem Spervogel anerkennen darf; der Dichter des Pilatus schliesst sich diesen an. Das Nibelungelied, Walther und Hildegund wehrten sich noch dagegen, Reinmar lässt ihn zu, Hartmann in seinen Liedern nur selten: in das Lied von Gudrun drang er als gleichberechtigt ein, und in der Titurelstrophe siegte er vollständig. Sonst war den erzählenden Gedichten mit ein-

fachem Reimpaar noch mehr den lyrischen der Wechsel stumpfer und klingender Reime vortheilhaft. Lichtenstein liess diesen Wechsel in den meisten Liedern, im Frauenbuch und in den Büchlein des Frauendienstes gelten; in der Erzählung des Frauendienstes aber herrscht der stumpfe. Auch dichtete er Lieder, in welchen nur stumpfe (z. B. 402, XV. 406, XVII) oder nur klingende (403, XVI) angewendet sind. Den einfach überschlagenden Reim, der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Eingang fand, kann man einen glücklichen Fortschritt nennen, wie die daraus sich entwickelnde Verflechtung der Reime in der erweiterten, kunstvoll gegliederten Strophe; mit Mass und Geschick wussten sie Hartmann, Wolfram und Walther in ihren Liedern zu verwenden. Man empfindet da, welche Vortheile der Reim gewährt und was Reizendes und Anmuthiges darin liegt. Wie schön hat Goethe*) diese Wirkung durch das Erstaunen und Wohlgefallen der griechischen Helena im Faust ausgedrückt, als der volltönende Gleichklang zum ersten Mal ihr Ohr berührt. Aber die Kunst artet leicht in Künstelei aus, das haben die den Meistern folgenden Liederdichter hinlänglich gezeigt. Nicht bloss suchte man auffallende und seltene Wörter für den Reim, man erfand willkürliche und unfruchtbare Gesetze, welche die Schwierigkeiten bei seinem Gebrauch häuften. Schon Gottfried von Neifen missbraucht ihn, wenn er ihn mühselig, aber mit grosser Gewandtheit in einem Lied (oben S. 568 [= S. 197]) so weit aus einander bringt, dass er ganz zu fehlen scheint und das Bindende und Verknüpfende, worin sein Wesen und seine Kraft ruht, völlig unwirksam geworden ist. Der gebrochene, der grammatische Reim, die Körner und Pausen sind Spielereien.

Ich will den Weg bezeichnen, den die Kunst einschlug, um die alte Freiheit zu beschränken. Der ungenaue Reim, den Otfried sehr mässig und mit natürlichen Schranken gleich dem Dichter der Samariterin anwendet, der aber in der Folge häufiger und zugleich roher ward, dauerte bis über die Mitte des zwölften Jahrhunderts fort. Man kann sagen, dass er sich be-

*) 41, 218 (Ausgabe von 1822). Goethe über den Reim 43. 83.

reits überlebt hatte, als er durch Heinrich von Veldeke, bei dem sich überhaupt der Wendepunkt entschied, unterdrückt 704
ward. Von da an erscheint er nur in einzelnen gemilderten 181
Ausnahmen, wie z. B. bei Wolfram; kein gebildeter Dichter würde i : o, a : ô gebunden haben. Damit war der alten Freiheit die Spitze abgebrochen. Bei Gottfried von Strassburg verschwand er völlig, und ihm schlossen sich die kunstreichsten unter den übrigen Dichtern an. In der That zeigt sich jetzt eine Reinheit des Reims, die an sich Bewunderung verdient und in solcher Vollendung nie wiederkehren wird. Konrad von Würzburg erreichte den Gipfel und schwelgte in der Geschicklichkeit, womit er den reinen Reim in allen Verschlingungen spielen liess. Er war auch der Letzte; denn die bei ihrem Ziel angelangte, fertig gewordene Kunst würde, wie alles, was seine Blüthe erreicht hat, von selbst allmählich abgewelkt sein. Sie sank aber schnell, da die zugleich herabgekommene Sprache sie nicht länger auf dieser Höhe erhalten konnte. Bei dem rührenden Reim, dem Gegensatz des ungenauen, ein ähnlicher Verlauf: auch hier war Heinrich von Veldeke der Erste, der Reimwörter von gleicher Bedeutung auch in den Fällen ausschloss, wo Otfried sie zugelassen hatte. Er fühlte nicht mehr den Grund der Statthaftigkeit, der darin lag, dass Hülfsverba, Pronomina und Partikeln erst in der Verbindung mit den Wörtern, von welchen sie abhängen, ihre volle Bedeutung und damit Verschiedenheit des Begriffs erlangen. Die folgenden Meister nahmen Veldekes Lehre an, und es befremdet schon, wenn Hartmann von Aue, der bei dem Beginn seiner Laufbahn sich noch nicht so entschieden wie die anderen von dem Volksmässigen abgewendet hatte, die alte Berechtigung noch einige Male gelten lässt; Lachmann (zu Iwein 7438) nennt es ein Wagestück, was es nicht war. Substantiva, Adjectiva und Verba in völlig gleicher Bedeutung zu verbinden erlaubte sich kein deutscher Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, der einigermassen gebildet war, während französische, die an der Spitze standen, darin nichts Fehlerhaftes erblickten. Aber in dem erlaubten rührenden Reim durfte man keine Unbeholfenheit, am wenigsten Verderbnis sehen: er hatte nur nicht den Schein der

Künstlichkeit, die alles durchdringen sollte. Sichtlich schieben ihn die Ausgezeichneteren zur Seite, Reinmar, Walther und Freidank, Wolfram: selten gestatten ihn die Dichter des Eraclius, des Athis, des Herzogs Ernst, Stricker, Rudolf von Ems, Reinbot von Dürn: Hartmann gebraucht ihn in seinem ersten Werk, dann aber hält er damit zurück. Am zulässigsten schien er noch, wenn eins von den rührenden Wörtern oder beide in
705 Zusammensetzung standen, weil diese die Verschiedenheit des
185 Anlauts, die der gewöhnliche Reim fordert, vertraten. Dass Konrad von Würzburg ihn so viel als möglich beschränkte, war zu erwarten: der Dichter des Passionals, des jüngeren Titurels, des Lohengrins, Frauenlob und Boner sind sehr sparsam damit. Bei den späteren Meistersängern galten die aequivoca (so nannte man diesen Reim nach Wagenseil S. 528) sogar für einen argen Fehler. Nur Gottfried von Strassburg scheute ihn nicht, und andere, wie Wirnt, Fleck, der Dichter des Grafen Mai, gebrauchten ihn mit Vorliebe. Als besondere Zierde scheint ihn Gottfried von Neifen betrachtet zu haben; mit künstlicher Verflechtung ist er in zwei Liedern (8, 22. 38, 26) angebracht, so dass kein anderer Reim dazwischen kommt. Zwei andere (23, 8. 34, 26) sind ganz damit angefüllt; einzelne Strophen dieser Art haben Meister Alexander (MSHag. 3, 28ᵇ) und der Meisener (MSHag. 3, 101. XIII, 3) geliefert. Man sieht das Schwanken der Ansichten, das nicht ausbleibt, wenn die Sicherheit der Überlieferung aufhört. Das Übermass im Welschen Gast begreift man, wenn man bedenkt, dass Thomasin, der nicht in seiner Muttersprache dichtete, die Reime suchen musste und sich half, so gut es gieng. Ich habe die Zusammensetzungen mit -lich -liche -lichen -heit -schaft und -tuom gesondert, weil darin die Verschiedenheit der Ansicht am deutlichsten zu Tage kommt. Unter diesen sind wiederum -lich -liche -lichen die merkwürdigsten; denn bald sehen wir alle drei Formen gebraucht oder verworfen, bald eine, bald zwei. Die Wahrnehmung selbst bietet ein gutes kritisches Hilfsmittel dar, aber es ist schwer, die Gründe der verschiedenen Ansichten nachzuweisen.

XXII.

Ich werfe noch einen Blick auf unsere Zeit. Die ursprünglichen, aus der Natur der Dinge hervorgegangenen Gesetze verfallen, sobald ihre Nothwendigkeit nicht mehr empfunden wird, und erliegen zuletzt den Einwirkungen Einzelner, die nach Gutdünken daran ändern und damit weitere Willkür hervorrufen. Wie fern steht unsere Zeit der Mannigfaltigkeit, mit welcher die alte Dichtung verschieden anlautende Reime durch rührende unterbrach, vollkommene mit unvollkommenen, diese wieder in ihren vielfachen Abstufungen wechseln liess und den Gleichklang erweitern oder auf eine Silbe beschränken durfte. Wie ward dadurch der einfache, ungesuchte Ausdruck gefördert, der den Gedanken rein und vollständig auszusprechen gestattet. 706
Es fällt mir nicht ein, die Herstellung dieser alten Freiheit zu 186
verlangen, die sich doch der Veränderung nicht hätte entziehen können und im Volkslied, wo sie noch fortdauert, verwilderte; denn das ist der andere entgegengesetzte Abweg, auf welchen das Naturgemässe geräth, wenn es von dem lebendigen Geist verlassen wird. Es ist ferner nicht abzuwenden, auch nicht zu tadeln, dass künstliche Behandlung auf grössere Schärfe der Form dringt und nach zierlicher Ausführung strebt. Aber zu der Genauigkeit des dreizehnten Jahrhunderts können wir es doch nicht wieder bringen, nachdem die Sprache so manche ursprüngliche Verschiedenheit der Laute aufgegeben, verwandte vermischt und gleich gemacht hat. Zu jener Zeit war durch das Recht, zwei kurze Silben als eine lange gelten zu lassen, den ersten Fuss in drei Silben auszudehnen und die Senkung manchmal zu unterdrücken, bei dem einfachen Reimpaar der erzählenden Gedichte eine Bewegung des Verses möglich, die den Gedanken des Dichters zu begleiten vermochte und die Eintönigkeit, die man dieser Form oft vorgeworfen hat, abzuwenden wusste: uns ist, auch in den prächtigsten Stanzen, kaum etwas anderes übrig geblieben, als der iambische oder trochäische Fluss, der unaufhaltsam fortströmend durch sein eintöniges Rauschen ermüdet und das sorgsamere Aufhorchen

einschläfert, zugleich aber dem Reim, weil er den Gedanken auf sich hinzieht, ein ungebührliches Gewicht verleiht. Um aber den gleichmässigen Schritt halten zu können, erlaubt man sich Dehnungen und Zusammenziehungen, die unserer Aussprache widerstreben und die man nur erträgt, weil man daran gewöhnt ist; wofür die alte Kunst feste Gesetze hatte, das wird jetzt nach Laune und Willkür behandelt. Bei dem Reim meint man die letzte Höhe der Kunst erstiegen zu haben, wenn man ihn in völliger Reinheit auftreten lässt, und doch ergötzt er mehr das Auge des Lesenden als das Ohr des Hörenden. Man hat, gleichsam als Entschädigung für den Zwang, die gehäuften Assonanzen der romanischen Gedichte einführen wollen, aber wie musste man sich winden, um sie in erforderlicher Abwechslung und Menge zu liefern, und dabei wollte man leicht und anmuthig erscheinen. Nach meiner Meinung ist es, zumal im mehrsilbigen Reim, unbedenklich, verwandte, in der Aussprache wenig unterschiedene Vocale zuzulassen: im dreizehnten Jahrhundert, wo diese Laute genauer und schärfer unterschieden wurden, konnte man mit reinem Gleichlaut dem Ohr gefällig sein und hatte in der Strophe die Erlaubnis, durch eine ausser dem Reim stehende Zeile, durch den sogenannten
707 Waisen, ihn zu unterbrechen. Man betrachtet es als einen
187 Vorzug, dass man den rührenden Reim als unbeholfen ausschliesst, und hat doch nur einen Vortheil aufgegeben. * Rückert gebraucht zuweilen rührende Reime. * Man kann die Gesetze des klingenden nicht mehr beachten, weil man sie nicht kennt und leben : geben, Schlangen : Wangen, Labung : Begabung, Verhängnis : Bedrängnis für Reime ganz gleicher Art hält. Warum will man jetzt, wo etwas Besseres unerreichbar ist, sich unnütze Schwierigkeiten aufbürden? Goethe hat solche Fesseln niemals geduldet, und wenn er es gethan hätte, ich zweifle, dass die Lieder, die ihm aus voller Brust strömten, solche Macht ausüben und in so vertrauliche Nähe rücken würden. Beginnt doch eins davon mit einem Reim, dessen sich die Anhänger der strengen Regel schämen würden, mit Lettern : vergöttern, und wer möchte freudvoll : leidvoll, betrübt : liebt geändert sehen? Platens Reime, die unter der schärfsten Zucht gestanden haben,

geben seinen schönen Gedichten die Glätte und den Glanz kunstreicher Schnitzwerke in Elfenbein, die man bewundert, aber nur mit den Augen, nicht mit den Händen zu berühren wagt.

ÜBERSICHT.

I Rührender Reim 521 (1). II Schlagreim 574 (54). III Binnenreim 578 (58). IV Übergehender Reim 579 (59). V Mittelreim 582 (62). VI Pausen 583 (63). VII Körner 586 (66). VIII Grammatischer Reim 587 (67). IX Gebrochener 588 (68). X Ungenauer 589 (69). XI Doppelreim 589 (69). XII Erweiterter 600 (80). XIII Anhäufung 616 (96). XIV Leoninischer 627 (107). XV Lateinische Strophe 680 (160). XVI Romanische 636 (166). XVII Reim in formlosen lateinischen Gedichten 688 (168). XVIII Tirades monorimes 689 (169). XIX Einfacher Reim 692 (172). XX Ursprung 697 (177). XXI Geschichtliche Fortbildung 702 (182). XXII Gegenwart 705 (185).

REGISTER.

(Die nicht eingeschlossene Zahl bezieht sich auf den Druck in den Schriften der Akademie.)

ABCleich 620 (100).
Adenez le Roi 690 (170).
Heil. Aegidius 566 (46).
Aimonskinder 690 (179).
Alber 562 (42). 589 (69). 592 (72). 602 (82). 609 (89).
Albertus 566 (46). 582 (62). 592 (72).
Albrecht v. Kemenaten 573 (53). 606 (86).
v. Raprechtsweil 575 (55).
Alcuin 656 (136). 683 (163).
Aldhelm 701 (181).
Alexander v. Lambert li tors 690 (170).
Meister Alexander 533 (13). 537 (17). 705 (185).
Alexis 687 (167).
Heil. Alexius 686 (166).
Alram von Gresten 546 (26). 566 (46). 612 (92).
Altenglische Gedichte 607 (177).
Ambrosius 680 (160).
Amis und Amiles 690 (170).
Anegenge 546 (26). 562 (42). 591 (71).
das ältere 555 (35). 616 (96). 693 (173).
Antichrist 558 (38).
Antichrist Elias und Enoch 562 (42). 609 (89).
Apologia pro schola Wirzeburgensi 673 (153).
Arator 654 (134).
Archipoeta 673 (153). 686 (166).
Arnolt 559 (39).
Athis 531 (11). 596 (76). 610 (90). 611 (91). 702 (182). 704 (184).
Augustinus 691 (171).
Ausonius 654 (134).
Ava 558 (38). 559 (39).
Avianus 654 (134).
Belisarius 656 (136).
Beowulf 701 (181).
Berngo von Horheim 578 (58).
Berte aus grans piés 690 (170).
Boethius 689 (169).
Boner 528 (8). 530 (10). 534 (14). 541 (21). 545 (25). 550 (30). 599 (79). 705 (185).
Bonus 564 (44). 620 (100).
Boppe 533 (13). 545 (25). 577 (57). 583 (63). 598 (78). 609 (89).
Brunwart v. Augheim 599 (79).
Carmina Burana 566 (46). 618 (98) zweimal. 619 (99). 685 (165).
Burkart v. Hohenfels 575 (55). * 587 (67). *
Buwenburg 538 (18). 591 (71).
Calixtus II 676 (156).
Calpurnius 654 (134) zweimal.
Carolus Magnus et Leo papa 658 (138).
Cato 675 (155).
Catullus 634 (114).
Chlotar II 683 (163).
* Passion Christi 687 (167). *
Christian v. Hamle 538 (18).
v. Lupin 538 (18). 542 (22). 578 (58).
v. Troyes 694 (174). 695 (175).
Claudianus 654 (134).
Comgillus 690 (170).
Commodianus 680 (160).
Commonitorium 655 (135).
Damasus 682 (162).
Damianus 671 (151).
Dieterichs Flucht 573 (53). 590 (70). 606 (86).
Bruchstück aus der Dietrichsage 573 (53).
Dietleib 568 (48). 590 (70). 596 (76). 605 (85). 613 (93).
Dietmar v. Eist 566 (46). 612 (92).
Dietmar v. Merseburg 662 (142).
Dionysius Areopagita 678 (158).
Düring 522 (2). 582 (62). 598 (78). 610 (90).
Ecbasis 668 (148).
Eckehart I 659 (139).
IV 659 (139). 670 (150). 685 (165).

Eddische Lieder 700 (180). 701 (181).
Eilhart 566 (46). 589 (69). Überarbeitung des Tristant 543 (23). 567 (47). 582 (62). 592 (72).
Elisabeth 611 (91).
Eraclius s. Otte.
Herzog Ernst 529 (9). 533 (13). 538 (18). 542 (22). 546 (26). 548 (28). 567 (47). 598 (78). 610 (90). 612 (92). 704 (184).
Schulmeister von Esslingen 522 (2). 619 (99).
Ethilwald 702 (182).
Eulalia 686 (166).
Evangelienharmonie 698 (88).
Faustus 677 (157).
Fides von Agen 690 (170).
Fierabras 690 (170).
Fleck 532 (12). 537 (17). 542 (22) zweimal. 546 (26). 548 (28). 550 (30). 545 (25). 591 (71). 597 (77). 614 (94). 623 (103). 705 (185).
Flore und Blanceflore 696 (176).
Gedicht einer Frau 559 (36).
Gute Frau 530 (10). 538 (18). 545 (25). 549 (29).
Frauenlob 521 (1). 522 (2). 524 (4). 540 (20). 545 (25). 577 (57) zweimal. 581 (61). 591 (71). 599 (79). 607 (87). 610 (90). 620 (100). 705 (185).
Freidank 521 (1). 574 (54). 576 (56). 589 (69). 590 (70). 593 (73). 604 (84). 608 (88) zweimal. 622 (102). 624 (104). 624 (104). 625 (105). 704 (184). 707 (187). Lateinische Übersetzung 677 (157).
Friedrich von Hausen 571 (51). 600 (80). 620 (100). 703 (183).
Fromund 662 (142). 668 (148).
Fulbert 685 (165). 691 (171). 694 (174).
Visio Fulberti 686 (166).
Garin de Loherain 690 (170).
Gautier v. Arras 694 (174).
Geltar 578 (58).
Heil. Georg 555 (35). 616 (96).
Gerald 659 (139). 661 (141).
Gerhard v. Viane 690 (170).
Gilbertus 686 (166).
Gliers 538 (18). 591 (71).
Godefridus 673 (153). 677 (157).
Godric saint 688 (168).
Goldemar s. Albrecht v. Kemenaten.
Göli 538 (18).
Goethe [703 (183)]. 707 (187).
Gottfried von Laigny 695 (175).
v. Neifen 522 (2). 524 (4) zweimal. 532 (12). 536 (16). 537 (17). 547 (27). 577 (57). 579 (59) zweimal. 584 (64). 586 (66). 587 (67). 588 (68). 598 (78). 610 (90). 612 (92). 618 (98) zweimal. 619 (99). 620 (100) zweimal. 703 (183). 705 (185).
v. Strassburg 521 (1). 522 (2). 524 (4). 526 (6). 535 (15). 676 (56). 579 (59). 582 (62). 590 (70). 594 (74). 600 (80) zweimal. 605 (85). 610 (90). 611 (91). 614 (94). 624 (104). 625 (105). 704 (184). 705 (185).
Gratius Faliscus 654 (134).
Gregor I 683 (163).
Grimnismál 700 (180).
Gudrun 570 (50). 571 (51). 572 (52). 590 (70). 595 (75). 600 (80). 605 (85). 610 (90). 613 (93). 626 (106). 703 (183).
Guillaume d'Orange 690 (170).
Günther 676 (156).
Hadlaub 538 (18). 578 (58). 591 (71). 599 (79).
Hartmann Mönch 701 (151).
Verfasser des Credo 558 (38). 559 (39). 560 (40). 591 (71). 601 (81). 610 (90).
v. Aue 524 (4). 535 (15). 541 (21). 545 (25). 579 (59). 587 (67). 590 (70). 593 (73). 600 (80). 603 (83). 609 (89). 610 (90). 612 (92). 620 (100). 622

(102). 624 (104). 625 (105). 703 (183) zweimal. 794 (184) zweimal.
Gedicht auf den Tod Heinrichs II 688 (168).
Heinrich Verfasser des Gedichts vom gemeinen Leben 558 (38). 560 (40). 576 (56). 591 (71).
Heinrich Dichter der Litanei 561 (41).
Die beiden Heinriche 685 (165).
Heinrich von Freiberg 530 (10). 539 (19). 544 (24). 549 (29). 550 (30). 591 (71). 599 (79). 607 (87). 611 (91). 614 (94). 624 (104).
v. Meisen 533 (13). 538 (18). 543 (23). 544 (24) zweimal. 549 (29). 591 (71). 598 (78). 608 (88) zweimal. 609 (89). 614 (94). 620 (100). 625 (105).
v. Morunge 523 (3). 524 (4). 583 (63). 586 (66). 591 (71). 598 (78). 609 (89). 620 (100).
v. Rücke 524 (4). 578 (58). 619 (99).
v. Sax 597 (77).
vom Türlein 522 (2). 527 (7). 529 (9). 530 (10). 532 (12). 535 (15). 536 (16). 542 (22). 544 (24). 545 (25). 546 (26). 547 (27). 550 (30). 597 (77). 606 (86). 608 (88). 620 (100). 625 (105).
v. Veldeke 521 (1). 522 (2). 523 (3). 546 (26). 566 (46). 579 (59). 587 (67). 589 (69). 590 (70). 592 (72). 602 (82). 608 (88). 609 (89). 618 (98). 620 (100). 622 (102). 702 (182). 703 (183). 704 (184).
Helbling 619 (99). 620 (100). 624 (104).
710 Heljand 701 (181).
190 Herbort 527 (7). 529 (9). 532 (12). 536 (16). 543 (23) zweimal 544 (24). 545 (25). 546 (26). 550 (30). 590 (70). 596 (76). 606 (86). 608 (88). 610 (90). 618 (98). 624 (104).
Heribert von Cöln 688 (168).
Hermann der Damen 522 (2).
Hermannus Contractus 671 (151).
Herrad v. Landsberg 671 (151).
Hersfelder Inschriften 675 (155).
Hilarius 683 (163).
Hildebrandslied 700 (180).
Himmelreich 562 (42). 576 (56). 582 (62). 609 (89). 610 (90). 611 (91).
Hochzeit 556 (36).
Markgraf v. Hohenburg 537 (17). 579 (59).
Horatius 641 (121).
Hraban 656 (136). 684 (164).
Hrosuith 661 (141).
Hugo v. Langenstein 599 (79). 607 (87). 608 (88) zweimal. 609 (89). 610 (90). 611 (91). 614 (94).
v. Trimberg 528 (8). 534 (14). 540 (20). 542 (22). 543 (23). 544 (24) zweimal. 545 (25). 550 (30). 551 (31). 583 (63). 599 (79) zweimal. 600 (80). 610 (90). 621 (101). 623 (103). 625 (105). 607 (87). 702 (182).
v. Werbenwag 538 (18).
Hymnensammlung 681 (161).
Isengrimus 676 (156).
Jacob v. Warte 537 (17).
Fall von Jerusalem 686 (166).
Das himmlische Jerusalem 559 (39).
Leben Jesu in der Vorauer Handschrift 557 (37). 601 (81).
Priester Johann 530 (10).
Johann v. Michelsberg 539 (19).
Johannes der Täufer 562 (42).
Jourdains v. Blaivies 690 (170).
Judith älteres Gedicht 559 (39). 601 (81).
Jüngstes Gericht 558 (38).
Juvenalis 653 (133).
Juvencus 654 (134).
Kaiserchronik 559 (39). 591 (71). 602 (82). 621 (101).

Kanzler 538 (18). 546 (26). 599 (79). 619 (99)
Karajans Denkmäler 601 (81). 609 (89). 621 (101).
Klage 569 (49). 590 (70). 596 (76). 605 (85). 613 (93). Überarbeitung 569 (49).
Klage der Kunst 534 (14).
Lied auf einen Knaben 684 (164).
Konrad Verfasser des Rolandsliedes 563 (43). 699 (179).
v. Fussesbrunnen 527 (7). 531 (11). 536 (16). 546 (26). 596 (76). 622 (102).
v. Haslau 577 (57).
v. Heimesfurt 528 (8). 529 (9). 531 (11). 536 (16). 547 (27). 578 (58). 590 (70). 597 (77). 606 (86). 608 (88). 623 (103).
v. Kilchberg 542 (22). 591 (71).
v. Landegge 533 (13). 583 (63). 598 (78).
v. Würzburg 521 (1). 530 (10). 533 (13). 539 (19). 544 (24). 545 (25) zweimal. 549 (29). 575 (55). 581 (61). 588 (68) zweimal. 591 (71). 598 (78). 600 (80). 606 (86). 607 (87). 609 (89). 611 (91). 614 (94). 618 (98). 624 (104). 694 (174). 704 (184). 705 (185).
Konrad der Salier 688 (168).
Lied auf den ersten Kreuzzug 685 (165). den dritten 686 (166).
Kürenberg 566 (46). 571 (51). 592 (72). 612 (92).
Laber 583 (63).
Lactantius 654 (134).
Lambrecht 563 (43). 592 (72). 602 (82). 608 (88). 609 (89). 610 (90). 622 (102).
Laurin 674 (54).
älterer 568 (48).
• Leodegar 567 • [617 (97). 687 (167)].
Ligurinus s. Günther.
Schenk von Limburg 538 (18). 581 (61).
Litanei 560 (40). 561 (41). 609 (89). 621 (101).
Litschauer 530 (10). 583 (63).
Lohengrin 530 (10). 534 (14). 540 (20). 545 (25). 550 (30). 551 (31). 705 (185).
Lucanus 654 (134).
Lucretius 627 (107).
Ludwig von Thüringen 611 (91).
Ludwigslied 555 (35). 615 (95). 616 (96). 699 (179).
Luparius 676 (156). 694 (174).
Mai und Beaflor 536 (16). 542 (22). 590 (70). 597 (77). 606 (86). 705 (185).
Manilius 654 (134).
Heilige Margareta 564 (44). 693 (173). 703 (183).
Loblied auf Maria 559 (39).
Hymne auf Maria Magdalena 685 (165).
Mariengrüsse 575 (55). 609 (89). 610 (90). 618 (98). 623 (103).
Marienlegenden 533 (13). 543 (23) zweimal. 544 (24). 545 (25) zweimal. 541 (71). 611 (91). 621 (101). 711 191
Marienlieder der Hanóverschen Handschrift 564 (44). 589 (69). 592 (72). 610 (90). 617 (97). 619 (99).
Marner 521 (1). 529 (9). 537 (17). 611 (91).
Martialis 653 (133).
[Martinus 675 (155)].
Meinlo von Sevelingen 566 (46).
Meisener 533 (13). 537 (17). 543 (23). 551 (31). 608 (88). 705 (185).
Merobaudes 654 (134).
Metellus v. Tegernsee 672 (152).
Lied der Belagerten in Modena 691 (171).
Kloster Montglonne 684 (164).
Moses 555 (35). 601 (81). 608 (88). 621 (101). Vorauer Handschrift 556 (36). 591 (71). 601 (81). 609 (89). 693 (173).
Neidhart 522 (2). 524 (4). 527 (7). 537 (17). 550 (30). 575 (55). 590 (70). 597 (77). 606 (86).
Nemesianus 654 (134).

Nibelungelied 569 (49). 570. 571 (50. 51). 572 (52). 590 (70). 595 (75). 605 (85). 612 (92). 625 (105). 703 (183). Überarbeitung 570 (50). 572 (52). 613 (93).
De nominibus volucrum ferarum lignorum piscium 661 (141).
Notker Balbulus 684 (164).
Obernburg 610 (90).
Orientius 654 (134).
Ortnit 573 (53).
Otfried 524 (1). 551 (31). 589 (69). 591 (71). 600 (80) zweimal. 608 (88). 615 (95). 616 (96). 625 (105). 698 (178). 701 (181). 702 (182). 703 (183).
Otto Dichter des Eraclius 521 (1). 531 (11). 535 (15). 542 (22). 546 (26) zweimal. 550 (30). 590 (70). 596 (76). 600 (80). 606 (86). 624 (104). 704 (184).
v. Botenlaube 537 (17). 544 (24).
Ovidius 649 (129).
Passional 528 (8). 530 (10). 533 (13). 538 (18). 543 (23) viermal. 545 (25) zweimal. 546 (26). 548 (28). 551 (31). 591 (71). 598 (78). 606 (86). 608 (88). 609 (89). 611 (91). 614 (94). 620 (100). 621 (101). 623 (103). 625 (105). 654 (134). 702 (182). 705 (185).
Bekehrung des heiligen Paulus 620 (100). 693 (173).
Persius 654 (134).
Gebet zu dem heiligen Petrus 616 (96).
Pfaffenleben 610 (90). 620 (100).
Phagifacetus s. Reinerus Alemannicus.
Physiologus 559 (39).
Pilatus 567 (47). 589 (69). 592 (72). 703 (183). Lateinisch 677 (157).
Platen 707 (187).
Poenitentiarius 676 (156).
Propertius 646 (126).
Prosper Aquitanus 654 (134).
Prudentius 654 (134). 683 (163).
Psalm der achtunddreissigste 699 (179). 701 (181).
Punctum s. Godefridus.
Rabenschlacht 542 (22). 573 (53). 596 (76). 606 (86).
Ratpertus 684 (164). 685 (165).
Lateinische Räthsel 677 (157).
Raumelant 529 (9). 598 (78).
Vom Recht 556 (36).
Regenlege 523 (3). 531 (11). 599 (79). 611 (91).
Reinardus 676 (156).
Reinbot 529 (9). 548 (28). 598 (78). 614 (94). 704 (184).
Reinerus Alemannicus 674 (154).
Reinfried v. Braunschweig 540 (20). 543 (23). 544 (24). 591 (71). 608 (88).
Reinhart Fuchs 566 (46).
Reinman v. Brennenberg 538 (18). 544 (24). 548 (28).
Reinmar 521 (1). 522 (2). 523 (3). 535 (15). 566 (46). 587 (67). 590 (70). 592 (72). 703 (183). 704 (184).
v. Zweter 537 (17). 542 (22). 543 (23). 544 (24). 578 (58). 583 (63).
Reinolt von der Lippe 546 (26).
Rolandslied altfranz. Gedicht 689 (169).
Lied auf Rom 684 (164).
Rosengarten C 574 (54). D 574 (54).
Rother 568 (48). 699 (179).
Rubin 591 (71).
Rüdiger der Hunthofer 624 (104).
Rudlieb 663 (143).
Graf Rudolf 564 (44). 693 (173). 694 (174).
Rudolf v. Ems 528 (8). 529 (9). 532 (12). 537 (17). 542 (22). 545 (25). 548 (28). 583 (63). 591 (71). 597 (77). 600 (80). 608 (88). 610 (90). 611 (91). 614 (94). 623 (103). 625 (105). 704 (184).
v. Rotenburg 524 (4). 538 (18). 548 (28). 578 (58).
der Schreiber 619 (99).
Buch der Rügen 620 (100).
Ruprecht 620 (100).
Salomon Bischof v. Constanz 659 (139).

Salomons Lob 555 (35).
Samariterin 616 (96). 699 (179). 703 (183).
De Conversione Saxonum 656 (136).
Schöpfung 555 (35). 601 (81). 616 (96). 693 (173).
Der tugendhafte Schreiber 522 (2). 529 (9). 575 (55). 576 (56). 578 (58). 590 (70).
Schretel 599 (79).
Sedulius 654 (134). 683 (163).
Serenus 654 (134).
Servatius 567 (47). 592 (72). 608 (88). 609 (89). 611 (91). 614 (94).
Siegelinschriften 675 (155).
Siegfried von Tegernsee 671 (151).
Sigenot 573 (53).
Silius 654 (134).
Singenberg 523 (3). 547 (27). 577 (57). 579 (59). 618 (98).
Der verlorene Sohn 557 (37).
Spervogel 566 (46). 703 (183).
Statius 654 (34) zweimal
Steinmar 578 (58). 581 (61).
Stricker 527 (7). 529 (9). 532 (12). 547 (17). 543 (23). 548 (28). 550 (30). 590 (70). 608 (88). 624 (104). 704 (184).
Stolle 591 (71).
Suchenwirt 534 (14).
Taler 524 (4). 575 (55).
Tanhauser 522 (2). 528 (8). 533 (13). 610 (90). 620 (100).
Tertullianus 690 (170).
Theodolus 661 (141).
Thomas v. Canterbury 686 (166).
Thomasin 528 (8). 531 (11). 535 (15). 541 (21). 543 (23) zweimal. 544 (24) zweimal. 545 (25) zweimal. 546 (26) zweimal. 547 (27). 550 (30). 596 (76). 610 (90). 624 (104). 705 (185).
Tibullus 645 (125).
Tirol 535 (15).
Jüngerer Titurel 528 (8). 530 (10). 534 (14). 535 (15). 539 (19). 542 (22). 545 (25). 549 (29). 551 (31). 583 (63). 600 (80). 608 (88). 611 (91). 705 (185).
Tristan altfranz. Gedicht 696 (176).
Trojas Zerstörung 675 (155).
Tundalus s. Alber.
Ulrich v. Gutenberg 524 (4). 566 (46). 598 (78). 619 (99). 620 (100).
v. Lichtenstein 521 (1). 527 (7). 532 (12). 536 (16). 541 (21). 544 (24). 545 (25). 548 (28). 550 (30). 577 (57) zweimal. 578 (58). 579 (59). 585 (65). 586 (66). 587 (67). 590 (70). 597 (77). 600 (80). 606 (86). 619 (99). 620 (100). 703 (183).
v. Munegur 538 (18).
v. Türheim 528 (8). 529 (9). 530 (10). 533 (13). 539 (19). 548 (28). 550 (30). 596 (76). 600 (80). 606 (86). 614 (94).
vom Türlein 530 (10). 539 (19). 550 (30). 588 (68). 621 (101).
v. Winterstetten 522 (2). 524 (4). 533 (13). 538 (18). 542 (22). 580 (60). 591 (71). 606 (86). 610 (90).
v. Zezikoven 531 (11). 535 (15) 542 (22). 544 (24). 546 (26). 550 (30). 577 (57). 596 (76). 624 (104).
Urstende 527 (7). 531 (11). 536 (16). * 547 (27). * 623 (103).
Valerius 654 (134).
Venantius Fortunatus 654 (134). 683 (163).
Virgilius 636 (116).
Volkslieder im Anhang zum Waltharius 585 (165).
Wachsmut von Mülnhausen 578 (58). 591 (71).
Walefried Strabo 656 (136). 684 (164).
Waltharius 659 (139).
Walther und Hildegund 570 (50). 573 (53). 703 (183).
Walther von Breisach 582 (2).
v. Klingen 537 (17).
v. d. Vogelweide 521 (1). 522 (2). 523 (3). 574 (54). 574 (54). 578 (58) zweimal. 579 (59). 583 (63) zwei-

mal. 584 (64). 586 (66). 590 (70). 592 (72). 600 (80). 604 (84). 618 (98). 619 (99). 620 (100). 703 (183). 704 (184).
Warnung 537 (17). 596 (76). 608 (88). 623 (103).
Wartburger Krieg 521 (1).
Weltbeschreibung (Merigarto) 555 (35). 616 (96). 692 (172).
Bruder Wernher 521 (1). 537 (17). 550 (30).
Wernher von Honberg 591 (71).
vom Niederrhein 564 (44). 589 (69). 622 (102).
v. Tegernsee 562 (42).
v. Teufen 541 (21). 575 (55).
Wiener Meerfahrt 620 (100).
Wigamur 528 (8). 531 (11). 550 (30). 545 (25) zweimal. 546 (26) zweimal. 551 (31). 540 (20). 544 (24). 608 (88). 610 (90).
Wilhelm der Eroberer 685 (165).
v. Poitiers 687 (67).
Winli 522 (2). 548 (28). 575 (55). 582 (62).
Wippo 669 (149). 694 (174).
Wirnt 531 (11). 535 (15). 541 (21). 545 (25). 546 (26). 590 (70). 597 (77). 620 (100). 624 (104). 705 (185).
Witzlav 577 (57). 581 (71).
Wolfram 526 (6). 550 (30). 578 (58). 590 (70). 594 (74). 605 (85). 608 (88). 610 (90). 624 (104). 703 (183) zweimal. 704 (184) zweimal.
Wolframs Wilhelm latein. Übersetzung 676 (156).
Th. Wright 686 (166).

Hierzu stelle ich folgende Dankbriefe.

Hochgeehrter Herr Professor!
Lieber Freund!

Meinen besten Dank für die reichhaltige Gabe: Zur Geschichte des Reims. Ich habe die Abhandlung mit grofsem Interesse durchgearbeitet. Sie bietet viel mehr als der Unkundige beim Lesen des Titels erwarten wird. Besonders wichtig war mir u. A., was Sie über die Französischen und Deutschen Reimpaare und dann, was Sie über Otfried im Verhältnifs zur Volksdichtung sagen. Die anliegende kleine Schrift*) ist eine dürftige Gegengabe. Ihr ganzer Zweck ist, ein Mifsverständnifs zu beseitigen, das nachgerade anfieng stabil zu werden.

Herzliche Grüfse an alle die lieben Ihrigen.

Erlangen d. 17/10 1852. Ihr treuer Rudolf von Raumer.

Stuttgart 5. nov. 1852.

Verehrtester herr professor!

Ihre vortreffliche abhandlung »zur geschichte des deutschen reims« habe ich nun mit aufmerksamkeit gelesen und will daher nicht länger zögern, Ihnen zu sagen, wie sehr Sie mich durch deren zusendung erfreut haben. dieser besitz ist von hohem werthe für mich, und die belehrung, die ich daraus gezogen habe, mir unschätzbar. Ihre umfassenden und erschöpfenden untersuchungen, und die scharfsinnigen, feinen beobachtungen und bemerkungen haben meine kenntnisse mächtig erweitert und meine aufmerksamkeit auf eine menge von puncten geleitet, die ich bis dahin nur oberflächlich oder gar nicht beachtet hatte. eine arbeit, die ich gerade unter den händen habe,**) ist mir durch das studium Ihrer abhandlung sehr erschwert worden, indem ich genoethigt wurde, einen grofsen theil derselben von neuem vorzunehmen. aber das ist ja der rechte segen solcher arbeiten, wie der Ihrigen, dafs sie anderen die arbeit erschweren. und wenn mein buch erscheint, so werden Sie bald sehen, wie grofs der einflufs ist, den Sie darauf ausgeübt haben. zu s. 9 erlaube ich mir eine bemerkung. bei K. v. Heimesfurt 1053 ist wolte : wolte nichts als ein druckfehler, deren sich dort noch viel mehr eingeschlichen haben. es ist aber umgekehrt

*) [Ein Wort der Verständigung über die Schrift: Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Von Rudolf von Raumer. Erlangen 1852.]

**) [Wohl: Beiträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Litteratur. Auch unter dem Titel: Die Deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin. Stuttgart 1854.]

wolte : solte, nicht solte : wolte zu lesen. wenn ich in der Zeitschrift 8, 159 wo von der urstende und der himmelfahrt die rede ist, bemerkt habe, dafs auch sehen : sehen vorkomme, so habe ich mich nicht deutlich und bestimmt genug ausgedrückt. der von mir citirte rührende reim steht in der urstende 69, 70: winkelsehen : ougensehen. es ist aber dafür gewifs [nein, cf. Urstende 127, 7. es ist ein erlaubter rührender Reim. W. Grimm.] winkelspehen : ougensehen zu lesen und gehoert somit zu den übrigen von Ihnen so überzeugend gemachten verbefserungen angeblich rührender reime. — die bedenken Haupts (von ihm ist doch wol die anzeige im centralblatt [2. Oct. 1852]?) [Zarnke. W. Grimm.] gegen Ihre nachweisungen des reims bei den clafs. dichtern theile ich nicht und seine heftige abweisung Ihrer sorgfältigen untersuchungen und beobachtungen scheint mir der | rechten begründung zu entbehren. mit einem blofsen machtworte kann man solche beweise, wie die von Ihnen vorgebrachten, nicht entkräften. Ihre darstellung und geschichte der s. g. leoninischen verse war mir besonders willkommen: ich hatte längst schon gewünscht, etwas zuverläfsiges darüber zu lesen. von dem s. 155 erwähnten Cato besitzt unsere universität ebenfalls eine hs. cod. theol. fol. no. 218 XII—XIII. jh. fol. 1ᵃ—26ᶜ. ich habe mir schon vor einiger zeit abschrift genommen, die Ihnen zu gebote steht, falls Sie zu etwaigen späteren nachträgen sie gebrauchen können. es ist eine umschreibung der alten disticha Catonis in leon. verse, als deren verfasser am schlusse unserer hs. ein Martinus genannt wird:

hoc quicumque legit MARTINI*) musa quod egit
sic ubi deliquit vitium sanare reliquit
sic ubi laudatur Lanquino laus habeatur.
HIC CATO FINITVR QVI ME TIBI SCRIBERE SCITVR.

Hier gelegentlich ein paar bemerkungen zu gemuosit Athis F 82, | das wort erscheint noch bei Frisch I 676ᶜ, Graff 2, 872. in einem liede Muscatblüts: altd. museum 2, 189. ferner in der Minneburg (Lafsbergs hs.) 7, 2848 ff., wo ein buntstreifiges aus 6 farben gewirktes panier beschrieben wird: der èrste strich der ist vin, | grüene von jaczintem schin | gemuosiert von künsten küene: | von spànisce lichtem grüene | liuhtet er sam ein smarac | und sam ein meiengrüener hac | liuhtet in der sunnen schin. und ebd. 2874: der sechste strich der glenzet | geworht mit künsten hel: | von Britanjen ein àgstein gel | liget in dem striche schòn: | von sapphir gold topasiòn | ist er schòn durchmuosieret.

Zu C° 87 kùle, kaule, kugel, noch im kinderspiel mit kleinen kugeln gebräuchlich; schnellkäulchen, globulus marmoreus. niederd. wört. s. Frisch 1, 504ᶜ.

*) randglosse: nomen auctoris qui composuit Catonem. (von der gleichen hand.)

Nehmen Sie freundlich vorlieb mit diesem wenigen.

Leben Sie recht wol. Mit herzlichen grüßen an Sie und Ihren Herrn bruder bin ich in aufrichtiger verehrung

Ihr ganz ergebener
Frz. Pfeiffer.

Basel 10. Nov. 52.

Werthester Freund!

Ihr letztes Schreiben mischt viel Bitterkeit in die Süsse mit der Nachricht von einer unausgeführten Reise an unsren Rhein, in unsre Berge. Mit mir ist meine Frau untrostlich, dass Sie nicht als hochwillkommene Gäste bei uns eingekehrt sind. Aber wir hoffen das nun vom nachsten Jahre. Wie triumphirend wollen wir Ihnen dann unser schœnes Gelände zeigen, triumphirend mit Ihnen und mit dem, was wir zeigen, und es soll das, damit Sie nicht im Voraus erschrecken vor dem Vergnügen ausstehn, in aller Bequemlichkeit geschehen.

Sie erhalten beifolgend einige Exemplare, noch nicht der Litteraturgeschichte (damit geht es in der Druckerei auf die widerwärtigste Weise langsam), sondern einer academischen Gelegenheitsschrift,*) eines für Sie, die andern mit den freundlichsten Grüssen und resp. ergebener Empfehlung für Ihren Bruder, die Academie, Homeyer und Pertz: darf ich Sie, ohne dass Sie zürnen, mit so vieler Mühwaltung behelligen?

Fast aber schœme ich mich auf die vielen Gaben, die von Ihnen und Ihrem Bruder an mich kommen, mit so wenigem und sonst auch so geringem zu antworten. Erst neulich also haben Sie mich wieder mit der schœnen Vermehrung des Athis und mit Ihren Vorträgen über den Reim erfreut. Noch habe ich die letzteren nicht so durchstudiren können, wie sie es verlangen, aber doch genug um zu sehen welch reiches und wohlgebautes Bergwerk hier aufgethan ist. Einstweilen bin ich, was einige Punkte betrifft, noch zweifelhaft oder eigensinnig: vielleicht aber, dass sie mich hier ebenso bekehren, wie beim Freidank. Ich würde, was den Reim im Lat. betrifft, bestimmter zwischen dem Reim der Classiker und dem des Mittelalters unterschieden haben.**) Jener ist, wie ich glaube, an Cæsur und Versschluss gebunden und auf solche Worte eingeschränkt, die als Gegensatz oder durch grammatische Verbindung zusammengehœren; der leoninische p.p. Reim entbehrt dieses Grundes und Haltes in der Syntax, ist kein Reim des Sinnes, sondern bloss einer der Laute. So nun auch der deutsche Reim, von

*) [Das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel in deutscher Aufzeichnung des dreizehnten Jahrhunderts. Programm. Basel 1852. 43 S. 4°.]

**) [Vgl. Lehrs De Aristarchi Studiis Homericis S. 473³.]

Anfang an, seitdem man deutschen Versen Reime giebt: wohl ein Grund mehr für meine | Behauptung, dass Anlass und Vorbild des deutschen Reimes wie der Verse und der Strophen, in denen er zuerst erscheint, in den gereimten lat. Kirchenliedern zu suchen sei. Hiebei möchte ich also vor der Hand noch bleiben: die Beschränkungen und Bedingungen, die dem allgemeinen Satze allerdings noch beizugeben sind, glaube ich in der Litt.-Gesch. § 30 u. 31 nicht übersehen zu haben.

Und Ihr Wörterbuch geht vorwärts, und ich stehe von fern und schaue zu, wie die Koenige bauen und habe nichts dabei zu thun noch dazu gethan, schaue zu und würde nach den herben [?] Worten, die Sie einmal in den Zeitungen haben ergehn lassen, mich anklagen und mich schaemen, wenn mein Gewissen mich nicht freisprecche, wenn nicht der langsame Fortgang alles dessen, was ich unternehme, Ihnen zeigen müsste, wie wenige Zeit zum Arbeiten ich habe und wie noch viel weniger Kraft, ich übelschlafender Schulmeister und Bürger von Basel. Zudem, was ich hätte leisten können und sollen, ist so viel ich weiss darum nicht ungeleistet geblieben. |

— — — — — — — — — — — — — —

Wie trœstlich wohl thut mir Ihre Liebe! Und die wollen Sie mir erhalten, Sie und Ihr Bruder! Grüssen Sie ihn auf das her[z]lichste und sagen Sie auch ihm meinen Dank. Auch Ihrer Frau und all den Ihrigen und auch von meiner Frau die freundlichsten Empfehlungen.

Ganz der Ihre
Wilh. Wackernagel.

Sie haben mich, hochverehrter herr professor, durch die überaus gütige zusendung Ihrer geschichte des reims zum herzlichsten danke verpflichtet, dessen zu meinem eigenen bedauern verspätetem ausdrucke Sie eine hochgeneigte entschuldigung nicht versagen mögen. Hat mich das werk überhaupt auf das freudigste überrascht, so ist es mir gerade jetzt besonders erwünscht gekommen um der ausführungen willen, die es zugleich auch über den altfranzösischen reim enthält. Für meine arbeit über Crestiens de Troies — zu den s. 175 genannten ausgaben seiner dichtungen liefse sich noch Jonckbloets roman de la charrette und Mistrels Guillaume d'Angleterre im 3. bande der chroniques anglo-normandes hinzufügen — habe ich daraus den wesentlichsten nutzen gezogen. Möchte es Ihnen doch gefallen, dem kostbaren buche eine darstellung der deutschen metrik im ganzen folgen zu lafsen!

Bei dieser gelegenheit ist es ihnen wol nicht unlieb, zu erfahren, dafs die fastnachtspiele nun bald verschickt werden können. Das manuscript ist längst vollendet und es ist lediglich schuld des druckers,

dafs das werk, das nun etliche und 80 bogen umfafsen wird, nicht schon in den händen der vereinsmitglieder sich befindet.

Schliefslich gestatten Sie mir, hochverehrter herr professor, meine freude über das ununterbrochen rasche voranschreiten des wörterbuches auszudrücken. Gerne hätte auch ich, nach meinen bescheidenen kräften, wenn ich Zeit erhielte, einen beitrag dazu geliefert. Ein unbearbeiteter autor würde sich wol noch auffinden lafsen.

Haben Sie die güte, mich in dem andenken Ihres herrn bruders zu erneuern und genehmigen Sie, hochverehrter herr professor, die versicherungen der Ihnen stets gewidmeten unbegränzten verehrung, womit ich beharre

Ihr ganz ergebenster
Dr W. L. Holland.

Tübingen, 9. januar 1853.

DIE HIMMELSSTÜRMER.

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausg. von J. W. Wolf. Zweiter Band. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. 1855. 8°. S. 2—7.

Ein Märchen (Hausmärchen No. 5) erzählt von einem lahmen Schneider, den Petrus aus Mitleiden in den Himmel schlupfen lässt und der dort die Gelegenheit ersieht, sich auf den Thron Gottes zu setzen. Als er da auf Erden ein altes Weib erblickt, das beim Waschen ein Paar Schleier stehlen will, wirft er den Schemel auf es herab. Wegen der Anmassung, Gottes Stelle zu vertreten, zu richten und zu strafen, wird er wieder herausgewiesen. Wenn er Gottes Sitz einnimmt, so ist dadurch die feindselige Gesinnung widerstrebender Geister ausgedrückt, welche in den Himmel eindringen und die Herrschaft an sich reissen wollen, aber herabgestossen werden. Listiger als der Schneider fängt es in einem anderen Märchen (No. 81) der Bruder Lustig an. Er reicht dem Apostel, der ihm den Eintritt verweigert, seinen Ranzen hinein, in welchen er alles bannen kann, was er will. Als Petrus den Ranzen im Himmel aufgehängt hat, wünscht sich der Bruder Lustig selbst hinein und hat nun erlangt, was er wollte. Der Spielhansel (No. 82) ist kein anderer, zeigt sich aber noch deutlicher als Himmelsstürmer. Er begibt sich mit seinen Genossen, das sind Teufel, die er im Spiel dem Lucifer abgewonnen hat, nach dem Himmel, und sie stürmen mit grossen Stangen, die sie ausgerissen haben, so gewaltig, dass der Himmel schon anfängt zu krachen. Petrus muss sich entschliessen, ihn sammt seiner Rotte einzulassen. Spielhansel fängt gleich wieder sein gottloses Spielen an, und die Unholde machen einen solchen Lärm, dass sie wieder müssen hinausgeworfen werden. Man sieht, es sind die den Göttern verhassten, übermüthigen Riesen, die nordischen Jötnar, die Thorr mit seinem Donner bekämpft, der hier durch Petrus ver-

treten wird. In dem merkwürdigen Märchen aus der Bukowina (S. I 178) schifft Gott mit dem Teufel auf dem Wasser und lässt ihn Sand aus dem Abgrund holen, welchen er ausstreut und damit das Festland erschafft. Als der Herr in den Himmel wieder hinaufsteigt, dringt der böse Geist mit hinein und durch rückwärts gesprengtes Wasser erzeugt er eine so grosse Menge Teufel, dass Engel und Heilige nicht mehr Raum haben. Gott beruft den Elias, der hier die Stelle von Thorr vertritt und mit Donner, Blitz und vierzigtägigem Regen den Teufel und sein Gefolge wieder hinaustreibt. Die ganze Erzählung ist so alterthümlich und so bedeutungsvoll, dass sie wie ein Stück aus der Edda lautet. Den Zorn des Elias auf den Teufel erklärt eine wallachische Sage (Schott S. 375): der Böse hat ihn verlockt, seinen Vater und seine Mutter zu erschlagen, und Gott gestattet ihm, Rache zu nehmen. Da haust Elias so furchtbar mit Donner und Blitz, dass die ganze Welt zu Grund gegangen wäre, wenn ihm der Herr nicht den rechten Arm gelähmt hätte. Der Kampf des Elias mit dem Antichrist in dem alten Gedicht Muspilli empfängt dadurch neues Licht: von dem Blut, das aus der Wunde des Elias trieft, entzündet sich die Erde, und das Weltall geht in Flammen auf, vgl. Deutsche Mythologie S. 157—159. In einem Märchen aus dem Harz (Pröhle No. 17) geht Thorr als Schmied mit seinem gewaltigen Hammer zu dem Höllenthor, das auf einen Schlag zusammenfällt. Dann spielt er (ein bildlicher Ausdruck für Kampf) mit vier Teufeln, und einer nach dem anderen, so wie er verloren hat, wird, der Verabredung gemäss, mit dem Hammer erschlagen. Hierauf zerstört er die ganze Hölle.

Abgeschwächt wird die Sage, wenn der Eindringling keine feindliche Gesinnung zeigt, sondern nur die menschliche Gemeinheit mitbringt. So ist sie zu einem blossen Scherz geworden in einem schwäbischen Märchen, das Meyer (No. 18) mittheilt. Ein ganzer Gemeinderath war in den Himmel eingelassen worden; nun kommt der Büttel und verlangt gleichfalls Zutritt. Petrus verweigert ihn, wenn er nicht zuvor den Gemeinderath herauszubringen wisse. Das Himmelsthor wird ihm nur so weit geöffnet, dass er mit einem Auge hineinsehen

kann: da ruft er: ›traussen gibts ein Weinkauf‹, worauf der ganze Gemeinderath blitzschnell hinausläuft, um nach Herzenslust zu trinken. Noch humoristischer und anmuthiger ist die Darstellung in dem Märchen vom Meister Pfriem (Hausmärchen No. 178)*), in dem auch alte und schöne Züge vorkommen. Er betritt nur im Traum den Himmel, wo er anfangs seine abgünstige Gesinnung verbirgt; doch bezähmt er sich nicht lange, bricht los und setzt alles herab, was er im Himmel sieht, worauf er hinausgeschoben wird. Ich kann eine mindestens dreihundert Jahre ältere Auffassung nachweisen. Im sechzehnten Jahrhundert dichtete Martin Heineccius ein lateinisches Lustspiel, das er hernach ins Deutsche übersetzte. Es erschien unter dem Titel Hans Pfriem oder Meister Kecks ohne Angabe des Orts, unter der Vorrede steht 1582: es ward zu Leipzig 1603 und zu Magdeburg 1606 wieder abgedruckt, s. Gottscheds Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst 1 S. 119. 2 S. 244. In der Vorrede erzählt der Verfasser das Märchen, das seinem Gedicht zu Grund liegt, und bemerkt am Schluss, dass D. Luther es gekannt und Wohlgefallen daran gehabt habe, wie man aus seinen Predigten über das 15. Capitel des ersten Briefs an die Corinther sehen könne. Ich will bei dem Auszug die Worte des Heineccius so viel als möglich beibehalten. Es war vor Zeiten ein Fuhrmann, Hans Pfriem genannt, ein seltsam wunderlicher alter Kunde, der seines Kopfs war, meinte, jedermann müsste sich nach ihm richten, er aber nach niemand. Nun weil der Hans Pfriem so gar unverträglich und unruhig, ja so gar überklug war, bedurfte man seiner im Paradies nicht, und ward verboten, wenn er stürbe, ihn einzulassen. Er stirbt aber und flickt sich nein, wie er kann, ehe mans innen wird. Da man ihn heraustreiben will, gibt er gute Worte, saget zu, er wolle fromm sein; man lässt es geschehen. Bald aber im Nu, da er allerlei sieht, wie man handelt im Paradies, da es alles auf besonder himmlische Weise zugeht, dessen er nichts verstehen noch in seinen Kopf bringen

*) [Wilhelm Grimm hatte es zuerst im Berliner Taschenbuch von H. Kletke, Alexander Duncker, Eduard Hänel, Berlin 1843, S. 168—173 mitgetheilt.]

kann, wird er in sich selbst unwillig und wünscht schier, er wäre nie hinein kommen. Denn es thut solchen Leuten faul (sie werden ärgerlich), wenn sie Köpflein nicht brauchen sollen. Gleichwohl verbeisst er des Dinges viel und lässt sich nichts merken, ohne dass er mit sich selbst wundert, wenn er siehet, wie die Jungfräulein in Sieben Wasser schöpfen, etliche tragen es in alte löcherige Fässer, die, ob es gleich raus läuft, doch allzeit voll bleiben; das kann er nicht verstehen, ist ihm gar seltsam Ding. Dergleichen er sonsten viel mehr siehet und darf es doch nicht tadeln. Eines Males sieht er mit einem langen Zimmer (gezimmerten Balken), das sie auf den Achseln tragen zu einem engen Gässlein zu, da sie die Quer mit dem Holze hindurch wollen. Das möchte ihm den Tod thun, doch darf es nicht schnappen lassen. Endlich stösst er auf einen Fuhrmann, der mit Pferd und Wagen im tiefsten Schlamm in einem Pfuhl steckte, konnte weder hinter sich noch vor sich: spannte die Pferd zwei hinten und zwei vorne an und hieb darauf. Das konnte Hans Pfriem nicht vertragen, weil es seines Handwerks war: schreit zum Fuhrmann ungestümlich ein und straft ihn wegen des närrischen Vornehmens, als er meinte: hiess ihn die Pferde zusammen spannen und antreiben; das brach ihm den 6
Hals. Denn alsbald es kund wird, dass er den Vertrag gebrochen und seiner Zusage vergessen hätte, schickte man eilend hin und lässt ihn erinnern, dass er das Paradies räume. Da wird er erstlich verzagt, fasst aber hurtig einen Muth und erkühnet: wird frech und trotzig wider alle der heiligen Seelen, die ihn hinaus zu weisen an ihn treffen. Rückt sämmtlichen und sonderlichen ihre Gebrechen auf, damit sie auf der Welt beschrien waren: dem seligen Schächer, so zu der Seiten Christi gekreuzigt ward, wirft er den Galgen vor, der Maria Magdalenen ihre Unzucht und die sieben Teufel, Zachäo seine Untreu, Diebstahl und Finanzerei, S. Petro sein Verläugnen, Schwören und Meineid und anderes, S. Paulo seine Verfolgung und Gottes Lästerung, Moysi seinen Unglauben und Zweifel, dadurch er das gelobte Land verscherzet, ja auch sein Grab, das Gott nicht hat wollen wissen lassen. Mit solcher Weise schützt sich Hans Pfriem und macht aller Heiligen Sinnen an

höhnisch zu: »Jetzt kannst du mir nichts mehr anhaben«. Der Riese stellt sich an, als wäre er versöhnt, und spricht zu ihm: »Steh, Jüngling, und lass dir ein Wörtchen sagen«. Der Jüngling traut ihm nicht und will entfliehen. Da ruft der Riese ihm nach: »Steh und nimm diesen Ring von meinem kleinen Finger zum Andenken«. Der Jüngling lässt sich bethören, nimmt den Ring und steckt ihn an. Da hebt der Ring an zu rufen: »Hierher, Blinder, hierher!« Der Jüngling springt fort; der Riese läuft ihm nach, kommt immer näher und streckt schon den Arm nach seinem Nacken aus, als jener das Gewässer erreicht. Schnell haut er den Finger ab und wirft ihn in die Wellen. Der Ring ruft auch hier immerfort: »Hierher, Blinder, hierher!« Da springt der Riese ins Wasser und ertrinkt.

7. Eine Sage aus Esthland ist von Rosenpläntner in den Beiträgen zur genaueren Kenntnis der esthnischen Sprache Bd 2, Heft 6 S. 61—63 bekannt gemacht; ich theile die Übersetzung aus der Deutschen Mythologie S. 979 mit.

Die Esthen nennen den Knecht, welcher über Scheune und Getreide die Aufsicht hat, Riegenkerl. Ein solcher sass einmal und goss Knöpfe; da kam der Teufel gegangen, grüsste und fragte: »Was machst du da?« »Ich giesse Augen«. »Augen? Kannst du mir auch neue giessen?« »O ja, doch jetzt sind mir weiter keine zur Hand«. »Aber auf ein ander Mal willst du es wohl thun?« »Das kann ich«, sprach der Riegenkerl. »Wann soll ich wiederkommen?« »Wann du willst«. Den andern Tag kam der Teufel, um sich die Augen giessen zu lassen. Der Riegenkerl sagte: »Willst du grosse oder kleine?« »Recht grosse«. Der Mann setzte nun eine Menge Blei zum
17 Schmelzen auf und sagte: »So kann ich dir nicht giessen; du musst dich erst festbinden lassen«. Darauf hiess er ihn sich rücklings auf eine Bank legen, nahm dicke, starke Stricke und band ihn ganz fest. Als der Teufel festgebunden war, fragte er: »Welchen Namen hast du?« »Issi (Selbst) ist mein Name«. »Das ist ein guter Name; keinen besseren kenne ich«. Das Blei war nun geschmolzen; der Teufel sperrte seine Augen weit auf und gedachte neue zu bekommen, des Gusses wartend. »Jetzt giess' ich«, sprach der Riegenkerl und goss dem Teufel

das heisse Blei in die Augen. Auf sprang der Teufel mit der Bank am Rücken und lief davon. Im Feld pflügten Leute, bei denen er vorüberlief. Sie fragten: ›Wer that dir das?‹ Der Teufel antwortete: ›Issi teggi (Selbst that's)‹. Da lachten die Leute und sprachen: ›Selbst gethan, selbst habe‹. Der Teufel starb an seinen neuen Augen, und seitdem sah man keinen Teufel mehr.

8. Eine Überlieferung in den finnischen Volksmärchen und Sprichwörtern von Bertram S. 9. Gylpho, ein armer Stallknecht, zieht aus, um drei durch Zaubergewalt in eine unterirdische Felsenhöhle gebannte Königstöchter zu befreien. Er gelangt in ein eisernes Gemach, wo eine derselben von dem alten Felsengeist Kammo bewacht wird, der ein grosses Horn auf dem Haupt hat und ein einziges Auge mitten auf der Stirne: er wittert Menschenfleisch, aber die Jungfrau beschwichtigt ihn. Sein Auge war trüb geworden und die Wimper hineingewachsen, so dass er den Jüngling nicht sehen kann. Der Ofen war geheizt, und daneben stand eine grosse eiserne Stange, womit der Geist die Kohlen zu schüren pflegte. Gylpho nimmt sie leise weg, macht die Spitze glühend und stösst sie dem Geist in das Auge. Kammo erhebt sich und schreit so gewaltig, dass die Felsen widerhallen. Er tastet rings umher, kann aber seinen Feind nicht haschen, der eine gute Gelegenheit ersieht, ihm den Kopf abzuhauen.

9. In dem höchsten Norden, in dem russischen Karelien, vernahm Matth. Alex. Castrén (Reseminnen från åren 1838–1844. Helsingfors 1852 S. 87) unsere Sage, theilt aber den Inhalt nur kurz mit. Der Held, der nicht genannt wird, sitzt in einer Burg eingeschlossen, von einem Riesen bewacht, der an einem Auge erblindet ist. Um aus seinem Gefängnis zu entkommen, sticht er ihm in der Nacht das gesunde Auge aus. Als der Riese am folgenden Morgen die Schafe auf die Weide sendet, verbirgt sich der Held unter einem derselben und gelangt glücklich durch das Burgthor.

10. Ich gedenke noch einer Überlieferung aus dem Harz 18
(Kinder- und Volksmärchen von Heinr. Pröhle S. 137). Ein kluger Mann, der umherzieht, kommt in ein Land, wo ein Riese

herrscht, der zwölf Fuss hoch ist, sechs Fuss breit und nur ein Auge hat, das mitten vor dem Kopf sitzt und so gross ist, als ein Käsenapf. Die sieben werden gefangen, und jeden Tag wird einer von ihnen dem Riesen zum Verzehren gebracht. Als nur noch der Kluge mit einem Gefährten übrig ist, sinnen diese auf ihre Rettung. In der Nacht machen sie ein Eisen glühend, stechen damit dem Ungeheuer das Auge aus und entfliehen. Er kommt mit grossen Schritten hinter ihnen her, kann sie aber in seiner Blindheit nicht finden.

Ich will diese verschiedenen Darstellungen der Sage mit einander vergleichen; das Märchen vom Harz lasse ich dabei unberücksichtigt, weil vielleicht Erinnerungen aus der Odyssee Einfluss darauf gehabt haben. Die griechische Dichtung erscheint als ein für sich bestehendes, abgerundetes Ganzes und unterscheidet sich merklich von den übrigen Gesängen der Odyssee. Die Erzählung ist ebenso einfach als frisch und natürlich: der altepische Stil erscheint in höchster Reinheit, und jene ausführlichen, wie kleine Bilder selbständig ausgemalten Gleichnisse kommen nicht vor. Wenn wir sonst im Homer Länder und Völker in einem geordneten öffentlichen und häuslichen Leben erblicken, werden hier uranfängliche Zustände geschildert, eine von den Einwirkungen menschlichen Treibens noch unberührte, in wilder Pracht und grossartiger Fülle sich entfaltende Natur, bewohnt von dämonischen Riesen, die, unbekannt mit Sitte und Gesetz, nur der Willkür folgend, in rohen Felsenhöhlen hausen. Jetzt zum ersten Mal, scheint es, landen Bewohner gesitteter Länder an dieser Insel, und Homer hat, was die Sage von der Begegnung der Menschen mit den Kyklopen erzählt, in die Irrfahrten eines berühmten Helden verflochten. Noch sind die Spuren der Anfügung zu erkennen. Es geschieht absichtlich, dass Odysseus nicht, wie das Natürlichste gewesen wäre, die zwölf Schiffe und alle Gefährten mitnimmt, damit er, nach dem Abenteuer auf der Kyklopeninsel, seine Irrfahrten weiter fortsetzen kann. Nur mit seinem Schiff und seinen Genossen steuert er dorthin: nur zwölfe nimmt er mit in die Höhle; denn es durften nicht alle umkommen, damit für ihn, der das Schiff allein nicht zu lenken vermag, noch

Rückkehr möglich war. Dabei muss noch der glückliche Zufall eintreten, dass der Wurf mit dem zweiten, grösseren Felsenstück ihn zum ersten Landungsplatz zurücktreibt. Dies alles ist geschickt eingefügt. Auffallender ist die Veränderung seines 19
Charakters, die durch die Verknüpfung mit der Kyklopensage nothwendig geworden ist. Lauer (Geschichte der homerischen Poesie S. 260 ff.), der in ihm das Ideal eines griechischen Charakters sieht, hat die Klugheit, Weisheit und Vorsicht des welterfahrenen Mannes, der jeden Augenblick seiner Herr, klar und sich selbst bewusst ist, hervorgehoben, aber im Eifer für ihn vergessen, dass er sich hier nicht in dieser Weise, vielmehr in vollem Gegensatz zeigt. Listig ist er in der Höhle Polyphems, aber nicht im Sinn eines Helden; er ist zugleich leichtsinnig und unbesonnen und zwar im höchsten Grad. Diesmal übernehmen die Gefährten seine Rolle: sie geben ihm den verständigen Rath, bei der Abwesenheit des Kyklopen sich mit dem Wegtreiben der Herde zu begnügen, aber er besteht unklug darauf, ihn selbst zu sehen und ein Gastgeschenk von ihm zu verlangen, als wenn der vielgewanderte, erfahrungsreiche Odysseus nicht gewusst hätte, dass von dem Kyklopen kein Gastgeschenk und keine menschliche Sitte zu erwarten war. Aber diese Annahme war nöthig, um einen freiwilligen Besuch bei dem Ungeheuer zu rechtfertigen. Es ändert nichts, dass die Bitte um das Gastgeschenk trefflich benutzt ist, um den rohen Humor des Riesen zu schildern, der das Verlangte damit gewähren will, dass Odysseus zuletzt soll verzehrt werden. Dieser Zug mag ursprünglich vorhanden gewesen sein, indem Polyphem die Schonung als Lohn für den zweiten Trunk anbietet, wie Odysseus auch erst nach dem ersten das Geschenk fordert und sich dadurch zu retten glaubt. Nicht würdig wie ein Held, unverständig, tollkühn handelt Odysseus, als er durch sein Zurufen von dem Schiffe den Kyklopen aufreizt und die Gefahr herbeiführt; ja, er lässt sich nicht abhalten, zum zweiten Mal zu rufen. Aber diese Aufreizung war erforderlich, wenn an den Tag kommen sollte, dass dem Riesen der Verlust seines Auges voraus verkündigt war.

Bei aller Verwandtschaft mit der griechischen weicht die

Die Brüder ziehen in die Fremde und kommen auf ihrem Weg an ein tiefes Loch. Die beiden ältesten überreden den jüngsten sich hinabzulassen. Er fällt auf das Haus einer Alten: auf ihre Frage, was er hier suche, antwortet er: »mich schickt der König der Oberwelt, um ein Haar von der Schönen in der Unterwelt zu holen.« »O Söhnlein«, spricht die Alte, »wie willst du dahin kommen? Die Schöne wird von einem Hunde bewacht, der drei Köpfe hat und niemals einschläft.« Sie gibt ihm ein Wasser und von der Erde der Todten und sagt: »wenn du dich mit diesem Wasser wäschest, so wirst du so dunkel, dass dich der Hund nicht sieht, die Schöne aber liegt in einer Ecke und schläft: stecke ihr ein wenig von der Erde in das Ohr, so wird sie dich nicht gewahr. Reiss ihr das goldene Haar aus dem Kopf und komm schnell zurück.« Er vollbringt es glücklich. Die Alte bindet ihm Fleisch in den Gürtel, ruft alle Krähen zusammen, und die Vögel, indem sie an dem Fleisch zupfen, heben ihn in die Höhe. Die Brüder verwundern sich, als er wieder erscheint, er aber bringt das goldene Haar dem König, der es der Königin gibt. Ihn macht er reich und mächtig, und die beiden älteren Brüder werden endlich seine Diener. Die deutschen Märchen von den drei Federn (Hausm. No. 63) und dem Müllerbursch (Hausm. No. 106) haben dieselbe Grundlage: die älteren Brüder bemühen sich vergeblich eine köstliche, mit Wunderkräften begabte Sache zu erlangen: aber dem Dummling, dem Unschuldigen, den jene beiden ins Verderben führen wollten, wird sie zu Theil. Bedeutender ist es hier, dass das goldene Haar gesucht wird, in dem ohne Zweifel übernatürliche Kräfte liegen: in einem deutschen Märchen werden dem Teufel, als er schläft, die drei goldenen Haare ausgerissen (Hausm. No. 29). Eine schwedische Erzählung (Cavallius No. 15) ist der deutschen ähnlicher.

381 Das vierte Märchen übergehe ich: es hat, wie schon der Herausgeber bemerkt, nahe Ähnlichkeit mit der Sage von Perseus, und es fehlt auch die unsichtbar machende Nebelkappe nicht.

Das fünfte zeigt wieder merkwürdige Ähnlichkeit mit einem deutschen. Zwei alte Eheleute wünschen sich ein Kind, und

auf eine seltsame Weise wird ihnen ein Knabe zu Theil, der aber nicht grösser ist als eine Nuss. Sie pflegen ihn, kleiden ihn wohl, aber im funfzehnten Jahre ist er noch eben so klein. Eines Tages schicken sie ihn mit den Ochsen hinaus, den Acker zu pflügen. Er springt auf die Spitze des Pflugs und lenkt von da die Thiere. Drei Räuber kommen vorbei, und da sie den Kleinen nicht sehen, so wollen sie die Ochsen wegführen und fangen an sie von dem Joch los zu machen. Der Kleine schlägt ihnen mit der Treibstange auf die Hände: sie erblicken ihn und nehmen ihn mit sich. Sie haben die Absicht, dem Priester die Ochsen wegzunehmen. Der Kleine schlüpft durch die Thürritze, öffnet von innen und zieht die Ochsen heraus. Dann wird er ein Räuber, der Seinesgleichen nicht hat, heisst Räuber Nuss und wird von jedermann gefürchtet, bis er endlich ertrinkt. Das deutsche Märchen vom Daumesdick (Hausm. No. 37) ist reichhaltiger und der Schluss, wonach er zu seinen Eltern zurückkehrt, angemessener. Die Erzählung aus der Bukowina (oben S. 48), wo der Kleine ein Teufel, der faustgross aus einer Maus hervorspringt, nähert sich mehr dem deutschen.

Hr v. Hahn hat auch, wie er mir mittheilt, an hundert neugriechische Märchen gesammelt, die manches Neue und Wichtige enthalten werden. Möge er mit der Bekanntmachung nicht zu lange zögern.

Wilhelm Grimm.

SPANISCHE MÄRCHEN.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Elfter Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 8°. 1859. S. 210—215.

210 Das Dasein spanischer Märchen war nicht zu bezweifeln, wiewohl ich nur Zeugnisse dafür (Hausmärchen 3, S. 309) anführen konnte. Eine Hinweisung darauf aus der neuesten Zeit, auf die mich Hr Professor V. A. Huber aufmerksam gemacht hat, befindet sich in dem Romancero general por don Agustin Duran 1, XXII (Madrid 1849); ich lasse sie hier folgen.

Yo me acuerdo que en mi niñez, en mi edad adulta, y aun ahora en mis viejos años, oia y oigo en boca de las ancianas rudas una multitud de estas narraciones, con un inmenso placer,
211 y que aun excitan mi anhelosa curiosidad. pero ¿en qué tiempo nacieron? ¿cuándo se popularizaron? ¿por qué no se convirtieron en romances, ni se han escrito? ¿porqué solo se conocen por tradicion oral de abuelos á nietos? eso es lo que no sabré decir: mas afirmaré desde luego que hay algunas muy antiguas, en extremo antiguas, y que no se halla de ellas vestigio en libros, ni en codices, ni en documento escrito. ¿de dónde nos vino el cuento de la reina convertida en paloma? ¿de dónde el del negro Gafitas de la Luz, cuya amada, perseguida por sus padres y sometida á trabajos imposibles, llamaba á las aves, que con sus lágrimas lavaban y con sus picos planchaban la ropa que la jóven debia preparar? el primero parece un remedo de un cuento árabe, y el segundo una imitacion del episodio de Psichis y Cupido. pero hay otros muchos de cuya sustancia me acuerdo, y que á pesar de mis investigaciones porfiadas, no me ha sido posible hallar los tipos originales de que proceden. varias veces he intentado formar una colleccioncita de ellos: pero me ha desviado de esta idea la de que no podia prescindir de mi propio pensamiento, y que entónces mi obra seria poco menos que

inútil al fin á que aspiraba. y en verdad esta obra no contendria de antiguo y genuino mas que el argumento de cada narracion; pero ¿y el estilo? y los incidentes? y los accesorios? ¿a qué modelos acudiria para imitarlos, cuando se ignora hasta las épocas de donde proceden los originales? narrar estos cuentos como lo hacen las ancianas, sería tener que repetirlos de mil maneras diferentes, pues aunque en sustancia el asunto esencial de cada uno sea el mismo, en los accesorios y en la expresion, cada persona que los cuenta se constituye en autora, y quita ó añade, ó tergiversa los hechos y las formas: rehacerlos á mi modo, sería producir una obra mia, y privada del interes y espontaneidad antigua que los pudiera hacer interesantes como populares y documentales. lo mejor parece pues renunciar á una empresa tan dificil, y asi lo hago.

Die Bedenken, die sich Duran über das Auffassen der Märchen machte, hat ein anderer mit Recht unbeachtet gelassen. Nicht lange nachher, im Jahre 1853, erschien in Barcelona eine Schrift, welche mit Sinn und Liebe, auch mit Kenntnis deutscher Arbeiten in diesem Fach die spanischen Überlieferungen aus dem Munde des Volks in Catalonien aufgefasst hat, Observaciones sobre la poesia popular por d. Manuel Milá y Fontanals, die uns durch einen trefflichen Kenner der spanischen Litteratur 212
näher gerückt ist in den Proben portugiesischer und catalonischer Volksromanzen mit einer litterarischen Einleitung über die Volkspoesie in Portugal und Catalonien von Ferdinand Wolf (Wien 1856). Es finden sich bei Milá neun vollständige und elf Bruchstücke von Märchen, also nur der Anfang einer Sammlung, die, wenn sie sich über ganz Spanien hätte ausdehnen können, viel reichhaltiger würde ausgefallen sein. Acht von den vollständigen stimmen der Grundlage nach mit deutschen überein: wenn gleich im Ganzen der Inhalt dürftiger ist, haben sie doch auch eigenthümliche und schöne Züge. Ich kann bei diesen auf Wolfs Übersetzung hinweisen, wo auch die entsprechenden deutschen angegeben sind. Dem neunten Märchen El hijo del rei desencantado (Milá 185. Wolf 47) steht den Eingang ausgenommen kein deutsches zur Seite. Zu dem dritten La caña del riu de arenas, unser Märchen von dem

singenden Knochen (Hausmärchen No. 28), führt Milá (S. 176) noch ein schönes Volkslied an.*) Wie in der schottischen und serbischen Erzählung wird hier von dem Arm und den Haaren der getödteten Schwester eine Harfe gemacht, welche die Unthat verräth; es wird darin angenommen, die ältere Schwester habe die jüngere ermordet, um deren Bräutigam zu erlangen. Da Wolf es übergangen hat, lasse ich hier eine Übersetzung folgen.

Es kamen zwei Wanderer und fanden den Leichnam.
Nahmen die Arme des Mädchens und machten daraus eine Harfe:
Nahmen ihre blonden Haare und machten daraus Saiten.
Giengen zu einem nahen Haus, wo man eine Hochzeit feierte:
Stellten sich an die halboffene Thür und liessen die Töne der Harfe erklingen.

Die erste Saite sagte: »die Braut ist meine Schwester,«
Die zweite Saite sagte:**) »der Bräutigam ist [war] mein Geliebter.«
Die Braut ward roth wie eine glühende Kohle, »die Harfe schmäht mich.«

Die Braut ward roth wie Blut, »ich mag die Harfe nicht hören.«
Die vierte Saite sagte: »die Harfe wird nicht schweigen.«
Die Braut geht sich in das Bett zu legen.
Die Harfe tönt stark, und das Herz der Braut bricht vor Schmerz.

Auch die elf Bruchstücke hat Wolf nicht aufgenommen. Da sie für uns von Werth sind, so will ich ihren Inhalt angeben.

10. Ein Mädchen giebt einer Katze eine Leber zu fressen, die sie zubereiten sollte, geht dann auf den Kirchhof und holt
213 die Leber eines Verstorbenen. Erzürnt darüber, kommt der Todte zur Zeit, wo alle zu Bett liegen, und ruft mit hohler und dumpfer Stimme in dem Mass, in welchem er näher kommt: »Marieta, Marieta, schon bin ich auf der ersten Stufe der Treppe, schon bin ich auf der zweiten, schon bin ich auf dem Treppenabsatz, schon bin ich an dem Fuss deines Bettes.«

*) [»Zu Zs. 11, 212« hat Reinhold Köhler Zs. 23, S. 88–90 mit einem Nachtrag S. 344 Wilhelm Grimm einen eigenthümlichen Irrthum nachgewiesen. Ich lasse mit seiner Erlaubnis beide Zusätze am Schluss des obigen Aufsatzes folgen.]

**) [S. Haupts Zeitschrift 23 S. 89 No. 1.]

11. Ein Königssohn thut aus Scherz ein Steinchen in eine mit Öl angefüllte Nuss, die er auf den Kopf einer alten Hexe bringt, und muss die Verwünschungen der Zauberin erdulden.

12. Ein Mädchen folgt einem seidenen Band, das der Wind aus ihren Händen reisst, und kommt in ferne Länder, mit fremdartigen Menschen und Thieren bevölkert.

13. Ein Königssohn fragt ein Mädchen: »Herrin, Herrin, wie viel Blätter hat der Baum?« Es antwortet: »Herr, Herr, wie viel Sterne stehen am Himmel?« Sie vermählen sich hernach. Als sie aber vernimmt, dass er sie tödten wolle, legt sie eine Frau von Zucker in das Bett. Er zieht sein Schwert und haut der Zuckerfrau die Nasenspitze ab, die in seinen Mund fällt: darauf spricht er: »hätte ich gewusst, dass du so süss wärest, so hätte ich dich nicht getödtet.« Da tritt sie hervor, und sie versöhnen sich.

14. Drei Brüder gehen Äpfel zu verkaufen; die beiden ältesten betrügen einen alten Heiligen, indem der erste sagt, es wären Steine, der zweite, es wären Mäuse. Die Äpfel verwandeln sich wirklich in Steine und Mäuse. Der jüngste sagt die Wahrheit, und seine Äpfel werden besser, so dass er sie sehr gut verkauft.

15. Ein König muss seine Töchter verlassen und gibt jeder einen Ring, der schwarz wird, wenn sie sich etwas zu Schulden kommen lassen. Der Sohn eines benachbarten Königs kommt Nachts in ihr Haus, verkleidet als alte Frau. Die jüngste, Rosmarin genannt, heisst ihn in einem Feldbett schlafen und wirft ihn, gebunden mit festen Stricken, durch das Fenster in einen Waldbach. Rosmarin heirathet einen Arzt, der sie hergestellt hat.

16. Ein Vater nöthigt seine drei Töchter nach einander in das Haus eines Riesen zu gehen, der sie heisst einen Blumenstrauss sammeln: welche den Straus fallen lasse, die werde er tödten. Zweien fällt er herab, und eine Katze, die zugegen war, will ihn nicht aufheben. Doch die dritte lässt ihn nicht fallen, und diese tödtet den Riesen.

17. Drei Mädchen kommen in einen Palast, in welchem ein verwünschter König lebt. Es zeigen sich Hände die Lichter

und Speisen herbeitragen. Die Mädchen dürfen von allem essen, nur von dem Obst nicht. Die zwei ältesten essen und sterben; die jüngste isst auch davon, aber da es gerade an dem Tag geschieht, wo der Zauber aufhört, so bleibt sie am Leben, und der König vermählt sich mit ihr.

18. Ein Spieler verliert seine Seele, und der welcher sie gewonnen hat, befiehlt ihm in eine Burg von Gold zu gehen, wo sich ein schwarzer Saal befindet mit gelben Kerzen und zwei Bildsäulen, die ihm mancherlei Proben auflegen. Einige besteht er durch die Hilfe dreier Tauben, doch zuletzt werfen ihn die Riesen in ein Feuer, so gross wie ein Feuer, das nicht erlischt.

19. Ein alter Diener des weisen Salomon hält sich aus, dass dieser ihm drei Lehren gebe, womit er ihm den Lohn für seine Dienste auszahlen solle. Salomon gibt ihm ein Brot und folgende drei Lehren: »was nicht deinetwegen brennt, das lass brennen; verlass nicht den Fahrweg, um einem kürzeren Nebenweg zu folgen; was du heute thun willst, das verschieb auf morgen.« Die beiden ersten Lehren retten ihm das Leben, die dritte bewirkt, dass er seinen Sohn nicht tödtet. Dieser war ein Geistlicher, der am folgenden Tag die Messe sang. Während des Essens nimmt der Vater das Brot, und als er es anschneidet, findet er darin die Goldstücke, die ihm Salomon schuldig war. Dieses merkwürdige Märchen, dessen ausführlicher Inhalt sehr willkommen wäre, stimmt im ganzen mit dem lateinischen Rudlieb und dem cornwallisischen Ivan (Hausmärchen 3, S. 311—313) überein. Die zweite Lehre, den Fahrweg nicht zu verlassen, ist allen gemein, die dritte, »was du heute thun willst, das verschieb auf morgen,« lautet deutlicher im Rudlieb: »verschiebe jede Rache über Nacht« (vgl. Thierfabeln bei den Meistersängern S. 18 [s. unten S. 386]).

20. Ein maurischer König erhält von einem spanischen König einen Rosenstock, bevor er blüht, und da er nur Dornen sieht, so rächt er sich damit, dass er ihm ein Obst sendet, das in seinem Himmelsstrich giftig ist, in die spanische Luft verpflanzt, schmackhaft und gesund wird.

21. Man hat eine Sage von einem Mann, der seinen

Schatten verkauft, worauf Chamissos bekannte Erzählung gegründet ist.

Thiermärchen kommen bei Milá nicht vor. und doch darf man glauben, dass sie auch in Spanien nicht erloschen sind. Ich habe bedauert (Hausmärchen 3, S. 412), dass in Wuks serbischer Sammlung keine Rücksicht auf Thiermärchen genommen sei; ich hätte aber anmerken müssen, dass in einer 215
Erzählung, eigentlich in zwei in einander verflochtenen (No. 50), der Fuchs und Wolf erscheinen. Der erste Theil ist mit dem Märchen vom Wolf und den sieben jungen Geislein (Hausmärchen No. 5) verwandt, nur dass der Fuchs die Stelle der alten Geis vertritt; in dem zweiten bethört der Fuchs seinen Feind, indem er den Wolf überredet, der im Brunnen sich spiegelnde Vollmond sei ein Käs, und ihn antreibt das Brunnenwasser auszuschlürfen, um zu dem leckern Bissen zu gelangen. Dann reizt er ihn über einen Pfahl zu springen, wobei er sich aufspiesst.

Wilhelm Grimm.

ZUSÄTZE VON REINHOLD KÖHLER.

Zeitschrift für Deutsches Alterthum und Litteratur. Bd 23, S. 88—90 u. S. 344.

Vor gerade zwanzig Jahren hat Wilhelm Grimm im zweiten Heft des 11. Bandes dieser Zeitschrift einen Aufsatz ›Spanische Märchen‹ veröffentlicht, in welchem er auf S. 212 in einen eigenthümlichen Irrthum verfallen ist, dessen Nachweis auch heute noch mir nicht überflüssig erscheint. W. Grimm schreibt a. a. O.:

›Zu dem dritten [catalanischen Märchen] La caña del riu de arenas, unser Märchen von dem singenden Knochen (Hausm. No. 28) führt Milá [y Fontanals, Observaciones sobre la poesia popular, Barcelona 1853] (S. 176) noch ein schönes Volkslied an. Wie in der schottischen und serbischen Erzählung wird hier von dem Arm und den Haaren der getödteten Schwester eine Harfe gemacht, welche die Unthat verräth; es wird darin angenommen, die ältere Schwester habe die jüngere ermordet, um deren Bräutigam zu erlangen. Da [Ferdinand] Wolf [Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen mit einer literarhistorischen Einleitung über die Volkspoesie in Portugal und

Catalonien, Wien 1856] es übergangen hat, lasse ich hier eine Uebersetzung folgen.

Es kamen zwei Wanderer und fanden den Leichnam.
Nahmen die Arme des Mädchens und machten daraus eine Harfe:
Nahmen ihre blonden Haare und machten daraus Saiten.
Giengen zu einem nahen Haus, wo man eine Hochzeit feierte:
Stellten sich an die halboffene Thür und liessen die Töne der Harfe erklingen.

Die erste Saite sagte »die Braut ist meine Schwester«,
Die zweite Saite sagte »der Bräutigam ist mein Geliebter«.
Die Braut ward roth wie eine glühende Kohle, »die Harfe schmäht mich«.
Die Braut ward roth wie Blut, »ich mag die Harfe nicht hören«.
Die vierte Saite sagte »die Harfe wird nicht schweigen«.
Die Braut geht sich in das Bett zu legen.
Die Harfe tönt stark, und das Herz der Braut bricht vor Schmerz.

Wer Grimms dem Lied vorangehende Worte liest, muss annehmen, dass es ein aus Catalonien oder sonst woher aus Spanien stammendes Lied sei, und so citirt es denn auch E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, 1. Bd, Berlin 1867, S. 244, als ein spanisches.

89 Die betreffende Stelle in Milás Observaciones lautet aber:

La caña del Riu de Arenas envuelve una idea profunda, idéntica á la de uno de los cuentos de Grimm en que un hueso hace el oficio que en el nuestro la caña.

Und dazu unter dem Text folgende Anmerkung:

Es el mismo pensamiento que el de la sublime balada, El arpa maravillosa de la isla de Ferte. Una hermana mayor habia muerto á la menor para tomarle el novio. »Llegan dos peregrinos y hallan el cadáver.« — Toman los brazos de la jóven y hacen de ellos una arpa. — Toman sus rubios cabellos y los convierten en cuerdas. — Vanse á la casa vecina donde se celebra una boda. — Se colocan junto á la puerta entreabierta y se oyen los sonos del arpa. — La primera cuerda dice: »La novia es mi hermana«. — La segunda cuerda dice: »La novia me ha muerto«. — La tercera cuerda dice:[1]) »El novio era mi bien amado«. — La novia se puso roja como un ascua: »El arpa me lastima«.

[1]) In W. Grimms Uebersetzung sind offenbar nur aus Versehen die Worte »La novia me ha muerto«. — »La tercera cuerda dice« weggefallen.

— La novia se puso roja como sangre: »No me gusta oir el arpa«. — La cuarta cuerda dice: »El arpa no callará«. — La novia va á echarse en la cama. — El arpa resuena muy recio y el corazon de la novia se quiebra de dolor«. — El mismo asunto se halla entre las baladas escocesas, pero mas parafraseado y menos enérgico.

Wie man sieht, ist, was Milá von der Ballade »de la isla de Ferte« mittheilt, spanische Prosa, muss also aus einer anderen Sprache oder wenigstens Mundart übersetzt sein. W. Grimm scheint die »isla de Ferte« für eine catalanische gehalten und angenommen zu haben, dass Milá also ein catalanisches Lied in spanischer Prosa wiedergegeben habe. Es ist aber vielmehr die »Sublime balada de la isla de Ferte« ein — färöisches Volkslied, welches Milá aus Chants populaires du Nord [— Islande — Danemark — Suède — Norvége — Feroe — Finlande — Traduits en français, et précédés d'une introduction, par X. Marmier. Paris 1842. 8°], wo es sich S. 75 unter der Überschrift »La harpe merveilleuse« in französischer prosaischer Übersetzung findet, kennen gelernt und dessen zweiten Theil er fast durchaus wörtlich aus dem Französischen übersetzt hat.

Wenn er als Heimat der Ballade »la isla de Ferte« nennt, so ist »Ferte« wohl nur Druckfehler für »Feroe«; »la isla« aber wird ein Versehen Milás sein, der »las islas de Feroe« oder noch besser — dem französischen »les Feroe« entsprechend — nur »las Feroe« hätte schreiben müssen.

Marmier hat das Lied, wie er angibt, nach einem »manuscrit inédit«, welches ihm »Mr. Schroeter de Thorshavn« mitgetheilt hatte, übersetzt, und diese seine Vorlage muss durchweg oder doch fast durchweg übereinstimmend gewesen sein mit dem färöischen Texte bei E. G. Geijer und A. A. Afzelius, Svenska folk-visor från forntiden, I, 86.[1])

[1]) Man vgl. über die Herkunft dieses färöischen Textes S. Grundtvig, Danmarks gamle folkeviser, II, 507. — Nebenbei sei bemerkt, dass Geijer und Afzelius eine wörtliche schwedische Uebersetzung des Liedes gegeben und G. Mohnike, Volkslieder der Schweden, I, Berlin 1830, S. 194, und Rosa Warrens, Schwedische Volkslieder der Vorzeit, Leipzig 1857, S. 294 und Norwegische, isländische, färöische Volkslieder der Vorzeit, Hamburg 1866, S. 205, es ins Deutsche übersetzt haben.

W. Grimm erwähnt in der Anmerkung zu KHM No. 28 ausdrücklich des färöischen Liedes bei Geijer und Afzelius, er hat es also, was wir auch ohne dies Zeugnis unbedenklich annehmen müssten, gekannt, aber bei Abfassung des Aufsatzes über die spanischen Märchen hat er, irre geführt durch die »isla de Ferte«, nicht daran gedacht.

Weimar, Juni 1878.

Reinhold Köhler.

NACHTRAG.

344 In meinen Aufsatz oben S. 88 hätte ich erwähnen sollen, dass S. Grundtvig, Danmarks gamle folkeviser, III, 879, aus W. Grimms Aufsatz dessen Übersetzung des angeblichen catalanischen Volksliedes mitgetheilt hat, aber »wegen der sehr auffallenden fast wörtlichen Übereinstimmung« mit dem nordischen Lied von der sprechenden Harfe an der Echtheit und »folkelighed« desselben als eines catalanischen Liedes zweifelt und annimmt, dass wir hier »eine sehr neue, zufällige und locale Einwanderung eines nordischen Liedes in den Süden« vor uns hätten. Offenbar haben dem trefflichen Herausgeber von Danmarks gamle folkeviser Milás Observaciones nicht selbst vorgelegen und hat er sich des französischen Textes bei Marmier nicht erinnert, sonst würde er den von mir nachgewiesenen Sachverhalt natürlich auch erkannt haben.

Weimar, Januar 1879.

Reinhold Köhler.

DER SWINEGEL.

Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausg. von J. W. Wolf. Erster Band. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. 1853. 8°. S. 381—383.

Dieses hübsche Märchen ward mir im Jahre 1840 von 381
Herrn Professor Firnhaber in Cassel mitgetheilt, der mir sagte, dass es nach mündlicher Überlieferung aufgefasst sei; von wem, 382
konnte er nicht angeben. Es ward dann in der fünften Auflage der Hausmärchen (No. 187) abgedruckt. Einige Jahre später erhielt es in Germaniens Volksstimmen von Firmenich I 210. 211 einen Platz, der es aus einer anderen Quelle erhalten hatte. Er setzt es in die Gegend von Stade und bemerkt, es sei von Wilhelm Schröder erzählt. Jetzt hat Herr J. P. T. Lyser eine neue Ausgabe bei Hoffmann und Campe in Hamburg veranstaltet und mit artigen Bildern ausgestattet. In der Vorrede sagt er, als Verfasser des Märchens sei ihm von den Herren Verlegern der verstorbene Theodor von Kobbe genannt worden, er bemerke das ausdrücklich, weil der Swinegel, in seiner Art ein Meisterstück, schon zu unterschiedlichen Malen nachgedruckt sei, ohne dass die Herren Nachdrucker daran gedacht hätten, den Namen des eigentlichen Verfassers zu nennen. Dann fügt er hinzu: »Firmenich und Grimm scheinen aus diesem Grunde das Märchen für sehr alt gehalten zu haben; allein Kobbe selber erklärt es ganz und gar für sein Eigenthum, und wir mögen es um so mehr auf sein Wort glauben, als sich für den Kundigen bei genauer Prüfung der moderne Ursprung des Swinegels unzweifelhaft herausstellt«. Auf die Nachdrucker, die mir unbekannt sind, kommt nichts an, und es mag dahingestellt bleiben, ob Theodor von Kobbe oder Wilhelm Schröder der Verfasser ist; in jedem Fall hat er seine Sache gut gemacht und trefflich erzählt. Aber ich glaube, dass ein Kundiger in dem Grund des Märchens keine Erfindung, sondern eine lebendige

Überlieferung erblicken wird, deren Alter sich nicht bestimmen lässt und deren Ursprung weit hinauf gehen kann. Glücklicher Weise kann ich den Beweis liefern. Der Hauptinhalt besteht darin, dass der hoffärtige Hase von dem trägen, aber listigen Schweinigel im Wettlauf besiegt wird. Ein wendisches Märchen (Haupt Volkslieder aus der Lausitz 2, 160, 1843) erzählt Folgendes. Der Fuchs kommt zu einem Teich und will da trinken: ein Frosch quakt ihn an, und der Fuchs droht: »geh weg, oder ich verschlinge dich«. »Nicht so hochmüthig«, erwidert der Frosch, »ich bin hurtiger als du«. Der Fuchs lacht ihn aus und spricht: »wir wollen in die Stadt laufen, da wird es sich zeigen«. Der Fuchs kehrt sich um, und der Frosch springt in seinen Schwanz. Reinhard fängt nun an zu laufen; als er nahe bei dem Thor ist, dreht er sich um und will sehen, ob der Frosch nachkomme; in dem Augenblick springt dieser von dem Schwanz herunter und in das Thor hinein. Als der Fuchs sich wieder umgekehrt hat und in das Thor kommt, sitzt der Frosch schon dort und ruft ihm zu: »bist du endlich da? Ich bin schon auf dem Heimweg und dachte, du würdest gar nicht kommen«. Niemand, der das Wesen der Überlieferung kennt, wird die Übereinstimmung und den gleichen Grund beider Märchen läugnen: dass die Nebenumstände verschieden sind, liegt in dem Wesen der Sage. Sieht man von der anmuthigen humoristischen Darstellung des plattdeutschen Märchens ab, so verdient das wendische in einigen Stücken den Vorzug. Der Hase hat in der Thiersage eine untergeordnete Stelle und erscheint niemals übermüthig, wohl aber der schlaue Fuchs, und dass dieser von dem armseligen Frosch besiegt wird, bildet einen glücklichen Gegensatz, der viel ursprünglicher zu sein scheint.

Wilhelm Grimm.

ZWEI THIERMÄRCHEN.

Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausg. von J. W. Wolf. Erster Band. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. 1853. 8°. S. 1—3.

KRIEG DER WESPEN UND ESEL.

Ein Esel weidet an einem Hügel, die Bienen schwärmen um ihn herum: auch eine Wespe fliegt heran und setzt sich in sein Ohr. Der Esel, als er ihre Stiche empfindet, geräth in Wuth, schüttelt sich, schreit laut und rennt hin und her. Endlich ruft er dem Plagegeist zu: »hast du dich in den Höhlungen meines Leibes versteckt, so komm heraus und kämpfe offen mit mir. Hast du Muth, so mögen die Bienenschwärme und die Schar der Esel mit einander Krieg führen.« Es wird ein Kampf auf offenem Feld verabredet und der Tag bestimmt. Der Esel begibt sich zum Löwen und berichtet, was sich zugetragen hat; dabei äussert er die Besorgnis, dass die Wespe wieder in sein Ohr kriechen werde. Der Löwe ertheilt ihm den Rath, alle Öffnungen seines Leibes mit Riemen zu verschliessen; dann würden seine Feinde nichts gegen ihn ausrichten und er Sieger bleiben. Dieser Rath wird befolgt, und auf diese Weise geschützt, erscheinen die Esel auf dem Schlachtfeld. Als die Wespen sehen, dass kein Weg mehr offen ist, um in den Feind zu dringen, so setzen sie sich unten an den Bäuchen der Thiere fest und peinigen sie nach Kräften. Die Esel werfen sich auf die Wespen nieder, um sie zu erdrücken, aber dabei springen die Banden entzwei, womit die Zugänge verschlossen waren. Jetzt dringen die Wespen überall ein, beissen, stechen und quälen die Esel so heftig, dass diese rufen: »wir unterwerfen uns, wenn ihr uns nur wieder verlasst.«

2

DER ZAUNKÖNIG.

Der Zaunschlüpfer ward König durch List, nicht durch Tapferkeit und ward über die anderen Vögel gesetzt, obgleich er der kleinste ist. Als nämlich sich die Vögel versammelt hatten, einen König zu wählen, wurden sie einig, dass derjenige es werden solle, der am höchsten fliegen könne. Der Adler sprach: »wer unter den Vögeln kann sich mit mir vergleichen und wer ist schneller als ich?« Der Zaunschlüpfer aber dachte: »ich will mich von ihm in die Höhe tragen lassen« und setzte sich unter die Flügel desselben. Die Vögel flogen auf, und der Adler stieg noch einmal so hoch als die übrigen. Da rief er: »ich bin der Herr der Vögel!« Als der Zaunschlüpfer sah, dass der Adler ermüdet war und nicht weiter konnte, nahm er alle seine Kräfte zusammen und flog noch ein Stück weiter in die Höhe. So ward ihm der Preis und er der König der Vögel.

Beide Märchen sind genommen aus einer Sammlung von Thierfabeln, die der Rabbi Barachja Nikdani oder Hannakdan in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in hebräischer Sprache dichtete. Sie erschien zuerst in Mantua 1557, und im Jahr 1661 gab sie der Jesuit Melchior Hanel zu Prag mit einer lateinischen Übersetzung heraus. Man findet darin die bekannten äsopischen Fabeln, aber von einem nicht unbeträchtlichen Theil lassen sich die Quellen nicht nachweisen. Dass darunter auch Erzählungen aus dem Munde des Volks waren, wer sie nun zuerst aufgefasst hat, lässt ihr schlichter der lebendigen Überlieferung gemässer Inhalt nicht bezweifeln. Zu diesen gehören die zwei hier mitgetheilten Thiermärchen, die bei Hanel S. 105 und S. 147 stehen. Sie sind besonderer Aufmerksamkeit werth, weil sie mit der noch heute unter uns umgehenden Überlieferung offenbar in Verwandtschaft stehen, deren hohes Alter dadurch nachgewiesen ist. Der Krieg der Wespen und Esel ist in dem Hausmärchen 102 als Krieg zwischen den vierfüssigen Thieren und den Vögeln dargestellt: der Zug aber, dass die Wespe sich in das Ohr ihres Feindes setzt und ihn sticht, kommt in einem anderen (Bd. 3, S. 82)

vor. Die List des Zaunkönigs wird in No. 171 nach einer meklenburgischen und hanöverschen Überlieferung erzählt, die aber auch in anderen Gegenden Deutschlands bekannt ist (vgl. Kuhns Sagen und Märchen 293. Mones Anzeiger 1835, S. 313), und deren Alter wahrscheinlich noch viel höher hinauf geht, als durch die äusseren Zeugnisse dargethan wird. Der Krieg der Thiere unter sich wird so alt sein als die Thiersage überhaupt.

Wilhelm Grimm.

THIERFABELN BEI DEN MEISTERSÄNGERN.

(Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 11. Januar 1855.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1855. S. 1—27.

1 Die Thiersage ist aus dem ununterbrochenen Verkehr des Menschen mit den Thieren und der dadurch erlangten innigen Bekanntschaft mit ihrem eigenthümlichen und heimlichen Leben hervorgegangen. Dieser nahe Umgang hob sie zu ihm herauf und bewirkte, dass er einen Theil seiner geistigen Vorzüge auf sie übertrug. Die Hausthiere wurden als Glieder der Familie betrachtet, gepflegt und geliebt: nomadische Völker nennen noch jetzt ihre Pferde Brüderchen und Freundchen, reden zu ihnen, als verständen sie jedes Wort, und beweinen ihren Tod, als sei ein Verwandter gestorben. Bei uns lässt der Volksglaube die Thiere in der Christnacht mit einander reden, und die Dichtung gibt ihnen die Sprache vollständig zurück, die ihnen durch ein unglückliches Ereignis oder zur Strafe, wie die nordamerikanischen Indianer von dem Biber glauben, scheint entzogen zu sein: sie lässt sie überhaupt in dem Widerschein menschlicher Verhältnisse leben. Der Inhalt der Dichtungen geht hervor aus der scharf bestimmten, unwandelbaren Natur der Thiere. Der Löwe oder der Bär ist der Stärkste und darum der Herrscher, der Wolf der Grausamste, der Hirsch der Flüchtigste, der Fuchs der Listigste, der Esel der Geduldigste, der Hase der Furchtsamste, das Schaf das Unschuldigste. Von Lastern oder Tugenden ist weiter nicht die Rede; ihre Handlungen sind Folge ihrer natürlichen Triebe. Die Thiersage, wie sie auch neue Zweige treiben, die Überlieferung erweitern und neu gestalten mag, ihr Wesen ändert sich nicht: sie steht auf demselben Grund und Boden und muss, auch wenn sie sich einmal davon entfernt, dahin zurückkehren.

Diese Stätigkeit des Thierepos bildet einen Gegensatz zu der Beweglichkeit der Götter- und Heldensage, wo nicht allein die Freiheit des Geistes zu wahren und der Unterschied zwischen Gut und Bös geltend zu machen ist, sie muss, wenn sie fort- 2
dauern will, auch den wechselnden Strömungen der Geschichte sich unterwerfen. Die ältesten Lieder besingen die furchtbare Herrschaft der alten Götter, aber diese gehen unter, und mildere steigen auf, zu denen sich Helden gesellen, die den Kampf um die Macht und den Ruhm ihres Volks als die höchste Aufgabe, Tapferkeit als die grösste Tugend betrachten. Ist der Boden gewonnen, die Heimat gesichert, sind die Verhältnisse geordnet, so kommen andere Geschicke, und andere Wünsche erfüllen das Herz des Menschen. Wir haben in der Gudrun ein glänzendes Bild von der Kraft, mit der sich die Seele einer Frau unter den widerwärtigsten Verhältnissen erhebt. Zuletzt sinkt, wie in dem Rosengarten, der Ernst des Kampfes zu einem blossen Spiel herab, und das Epos hat sein Ende erreicht. Von diesen verschiedenen Stufen in der Entwickelung eines Volkes wird die Thiersage nicht berührt. Sie kann lückenhaft werden, wenn äussere Zustände, die Ausbreitung des Ackerbaus, Gewerbe und städtisches Leben, von dem unmittelbaren Verkehr mit den Thieren in Wald und Feld abziehen, aber sie beharrt in ihrer Natur und hat keine Veranlassung, an ihrem Inhalt Änderungen vorzunehmen. Der Fuchs übt seine Listen wie der Wolf seine Grausamkeit in der spätesten wie in der frühsten Dichtung: ihnen wird nichts angerechnet, man entschuldigt die Hinterlist, ja man ergötzt sich daran, und der Fuchs, dem jede Bosheit gelingt, geht am Ende als Sieger über alle hervor.

Wer sucht nicht gerne die Wege auf, welche die Thiersage auf ihrem langen Gang eingeschlagen hat? Innere Gründe stellen ihr Dasein in den frühsten Jahrhunderten ausser Zweifel: die trefflichen in Deutschland, den Niederlanden und in Frankreich erhaltenen Gedichte von Reinhart Fuchs, wie einzelne in diesen Kreis gehörige Fabeln, weisen auf die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch reichlich strömende Quelle der mündlichen Überlieferung. Bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, bei Boner, Hugo von Trimberg, Heinrich von Müglin

und Gerhard von Minden, dauerte die Fabeldichtung, wenn auch in minder belebter Auffassung, fort; unter diesen haben Boner und Gerhard nur Weniges, was nicht auf Äsop zurückzuführen wäre.

In dem fünfzehnten Jahrhundert begegnen uns zwei, aber nicht in deutscher Sprache abgefasste werthvolle Sammlungen, aus denen wir eine Anzahl von Thiersagen kennen lernen, die von den Äsopischen unabhängig sind und schon deshalb Aufmerksamkeit verdienen. Die eine enthält die sogenannten Extravaganten, die in der ersten Ausgabe von Steinhöwels Äsop im Jahr 1480 ans Licht traten. Ich glaube, sie sind ursprünglich aus dem Munde des Volks aufgenommen und gleich in lateinischer Prosa niedergeschrieben worden. Steinhöwel fügte eine in den späteren Ausgaben allein beibehaltene deutsche Übersetzung hinzu. Der Name des Verfassers ist ebenso unbekannt als seine Heimath und Zeit: möglich, dass er ein Paar Jahrhunderte früher gelebt hat. Wenn er, wie man aus einigen Ausdrücken schliesst, im nördlichen Frankreich oder in Flandern zu Hause war, so gibt uns die uralte Verwandtschaft der französischen Thiersage schon ein Anrecht darauf. Ausserdem befinden sich unter den siebzehn Fabeln mehrere, die uns nicht fremd sind, wie die siebente und elfte (Hausmärchen 132 und 48), ja eine der eigenthümlichsten, worin erzählt wird, wie der Wolf in dem Wahn, ihm sei Glück verkündigt, überall ins Unglück geräth, ist noch bei uns in verschiedenen Gegenden bekannt (J. W. Wolf Deutsche Hausmärchen S. 419, Leo Haupt und J. E. Schmaler Volkslieder der Wenden 2, S. 161—164). Die andere Sammlung besteht aus hebräischen Fabeln, die der Rabbi Barachja Nikdani, wie Melchior Hanel, der sie ins Lateinische übersetzte, ihn nennt, oder Berachja Hannakdan (Punctator) nach Wolfs Bibliotheca hebraica (1, S. 272. 4, S. 800), um das Jahr 1260 dichtete.[1]) Der Titel kündigt Erzählungen an vom

[1]) Das Zeitalter des Berahjah han-niqdan oder besser han-naqdan ist von Wolf Bibliotheca hebraica I S. 167. 272 falsch um 1408 gesetzt worden. Schon J. B. de Rossi (Codices hebr. Vol. 2, Parma 1803. 8°. p. 57 No. 482) hat mit Beziehung auf Wolf (3, S. 165) den Widerspruch bemerkt, dass ein Sohn (richtiger Enkel) des Genannten eine hebräische Bibelhandschrift der Berliner Bibliothek im Jahr 1334 vollendet habe: Rossi setzt daher den Berachjah in das dreizehnte Jahrhundert. Steinschneider (in dem gewissenhaften Artikel

Fuchs, allein dieser Hauptträger der Thiersage tritt doch nicht in allen auf. Barachja sagt in der Vorrede, er habe den Fabeln anderer seine eigenen zugefügt. Was er unter jenen versteht, ist bei dem grösseren Theil leicht einzusehen; es sind die bekannten Äsopischen, die etwa die Hälfte des Buches (es besteht aus 108 Stücken) ausmachen. Unter den übrigen sind einige, die er aus anderen Quellen mag genommen haben, wie z. B. der Mann in der Grube (Altdeutsche Wälder 1, S. 177) und der Maulesel, der nur von seinem Vater, dem Pferd, sprechen will (Freidank S. LXXIX). Einige mögen aus verlorenen Sammlungen stammen, doch die Extravaganten, wenn sie anders schon vorhanden waren, haben nichts dazu geliefert. Welche aber nennt Barachja seine eigenen? Ich glaube diejenigen, welche sonst sich nicht nachweisen lassen und die Merkmale mündlicher Überlieferung an sich tragen. Mehrere dieser Art sind von entschiedenem Werth; eine davon anzuführen wird hernach Gelegenheit sein. Auch zeigt sich nichts Verfälschtes darin, und die Erzählung, wenn man einige künstliche Redensarten abrechnet, ist ganz erträglich. Die Verwandtschaft mit deutschen Sagen wird bestätigt nicht bloss durch die zu der Sage von Reinhart Fuchs gehörigen Stücke (sie sind dort S. CCLXXXIII ausgehoben), sondern auch durch zwei andere mit Märchen, die noch bei uns umgehen, nah verwandte: die eine von dem Kampf der Wespe und der Bienen mit dem Esel (S. 105 der lateinischen Übersetzung), die andere von dem Zaunschlüpfer, der durch List König wird; man vergleiche die Hausmärchen No. 102. 171.

Nähere Untersuchungen sind noch nicht angestellt, inwiefern das sechzehnte Jahrhundert, in welchem sich der Ansatz

»Jüdische Litteratur« in der Allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber II 27, 433) sagt dagegen: »den vorhandenen Fabelschatz verarbeitete frei und ergänzte Berachja hanakdan in Burgund um 1160«; es soll wohl 1260 stehen. J. Fürst in seiner Bibliotheca judaica (Leipzig 1851) 2, p. 110 nennt ihn »Berechja Krispia hanakdan, ben Natronai in val Dromé in Burgund« und bemerkt dazu: »er blühte um 1260 in Burgund, war Punctator, Gesetz- und Sittenlehrer, Fabeldichter und Übersetzer«. Um 1300 setzt ihn der unbedeutende Artikel von O. Fr. Hartmann in der Encyclopädie von Ersch und Gruber I 9, 61. Ich verdanke Herrn Dr Richard Gosche diese Nachweisungen.

zu einer neuen, nicht idealen, aber gesunden Poesie bemerklich macht, Zeugnisse von der Fortdauer der einheimischen Thierfabel liefert. Burkhart Waldis und Erasmus Alberus gewähren leider nichts, obgleich sie sich nicht auf die ihnen zugänglichen Äsopischen Fabeln beschränkten, sondern auch manches, was ihnen sonst zur Hand war und den Namen einer Fabel nicht verdiente, aufnahmen: ja der zuletzt Genannte gerieth auf den seltsamen Einfall, die Äsopischen Apologe an ihm bekannte Örtlichkeiten anzuknüpfen. Besonders bei Waldis, der an freiem Blick und gewandtem Ausdruck jenem weit vorsteht, ist zu beklagen, dass er die beste Quelle nicht aufgesucht hat. Der unermüdliche Hans Sachs, der die Augen überall hinwendete, wo er für seine Gedichte passenden Stoff finden konnte, hat zwar von dorther die schönen Erzählungen von dem junggeglühten Männlein und von des Herrn und des Teufels Gethier (Hausmärchen S. 147. 148) empfangen, leider aber kein Thiermärchen. Aus Rollenhagens Froschmeuseler wird hernach etwas mitzutheilen sein. Aber in dem Mückenkrieg des Joh. Christoph Fuchs, der aus dem Italienischen übersetzt ist, so wenig als in Wolfart Spangenbergs Ganskönig ist eine Spur des Sagenhaften zu entdecken, und im Äsopus Hulderich Wolgemuts, der an 361 Fabeln zusammengebracht und vieles aus Alberus und Waldis zugefügt hat, findet sich nichts Neues vor.

Indessen bin ich durch einiges da überrascht worden, wo ich es nicht erwartete, in den Meistergesängen des sechzehnten Jahrhunderts, deren erstarrte Form selbst bei H. Sachs von einem frischen Luftzug bewegt wird. Die Meistersänger holten ihren Stoff zumeist freilich aus der Bibel, sie nahmen aber auch, was sich sonst darbot, alte Geschichte aus den Chroniken, Erzählungen aus den Übersetzungen des Boccaccio, der Cento novelle, des Bidpai, aus dem Phädrus, Avianus und Romulus: sie verschmähten nicht die Schwänke Eulenspiegels, berichteten auch wohl Ereignisse, die sie mit angesehen hatten, oder stellten bloss moralische Betrachtungen an. Das alles ward nach den peinlichsten und engsten Gesetzen gleichmässig zugeschnitten.

Von den eigentlichen schulgerechten Meistergesängen sind natürlich die meisten noch ungedruckt: man erschrickt vor dieser

geistlosen, handwerksmässigen Dichtung, und doch würde ihre Untersuchung immer noch Früchte bringen, vielleicht einige unerwartete. Die hiesige königliche Bibliothek besitzt unter ihren Handschriften vier mit Meistergesängen angefüllte Bände (Ms. germ. fol. 22—25), die wahrscheinlich der Singschule in Nürnberg zugehörten: in zweien sind auch Musiknoten aufgezeichnet. Die umfangreichste und gehaltvollste ist No. 23, die ehemals Achim von Arnim besessen hat. Sie enthält 250 Stücke und ist von mehreren Händen geschrieben, aber im Vergleich zu den drei anderen Sammlungen mit mehr Sorgfalt, so dass auch der Text lesbarer ist. Zuweilen ist das Jahr der Abfassung angemerkt, und danach fallen sie in die erste Hälfte des Jahrhunderts zwischen 1529—1551.

In dieser Handschrift habe ich drei Thierfabeln (No. 45. 160. 249) gefunden, die meines Wissens noch unbekannt sind. Ihr Inhalt ist eigenthümlich, und da ich bei zweien ältere Auffassungen nachweisen kann, so regen sie vielleicht nähere Theilnahme an.

Die erste handelt vom Wolf und Storch. Die beiden haben sich zusammengethan und errichten eine Weinschenke.*) Das Geld wird gemeinschaftlich eingenommen; als aber der Gewinn nach einem halben Jahr soll berechnet werden, sieht es schlecht aus: kaum die Hälfte der Gäste hat gezahlt, das Übrige steht auf Borg. Der Wolf zeigt sich grossmüthig; »ich will auf meinen Theil verzichten,« spricht er, »du sollst keinen Verlust erleiden: lieber will ich erfrieren, als dass man spräche, ich wäre gewaltsam mit dir verfahren«. Der Storch antwortet: »ich muss fort in ferne Lande, liebster Geselle, gib mir das baare Geld, du kannst dafür die Schulden eintreiben. Wenn die Schuldner nicht zahlen wollen, so nimm ihnen Gänse, Kühe, Schweine und Schafe und treib sie hinweg«. »Da du so sehr nach dem Geld verlangst«, sagt der Wolf, »so will ich es dir ohne Zaudern geben«. Er bindet es in ein Tüchlein, das er dem Storch um den Hals hängt und das leicht über den schmalen Kopf geht. Der Storch erhebt sich in die Luft und kommt

*) [Vgl. unten S. 399 Holzschnitt zu einer Fabel.]

auf seiner Fahrt über einen See, in welchem er eine Menge Frösche erblickt. Von Hunger gequält, lässt er sich herab. Als er aber den Kopf ins Wasser steckt, rutscht das Tüchlein mit dem Geld darüber hinab und sinkt auf den Grund. Der Storch sucht mit seinem langen Hals geraume Zeit, doch vergeblich. Er muss endlich weiter fliegen, hasst aber die Frösche, weil er ihnen den Verlust des Geldes beimisst.

Der Inhalt der Fabel ist hübsch, die Erzählung einfach und natürlich, und der Ausdruck verräth mehr Gewandtheit, als man bei Meistersängern dieser Zeit erwartet. Ich vermuthe, dass ein älteres Gedicht zu Grund liegt, etwa von Heinrich von Müglin, dessen Fabeln in dieser Weise aufgefasst sind; unter den bekannt gewordenen findet sie sich jedoch nicht. Ganz geschickt ist an die Äsopische Fabel angeknüpft, die den Storch zur Herrschaft über die Frösche gelangen lässt. Warum er sie schlecht behandelt, wird dort nicht gesagt; hier erfahren wir den Grund seines Hasses. Doch in einem Umstand scheint die Überlieferung verderbt: nicht der Wolf musste darin auftreten, sondern der Fuchs, mit dem der Storch eher in Gemeinschaft leben konnte, und dessen Natur es angemessen war, seinen Gesellen listig um sein Geld zu bringen, während er sich dabei noch scheinheilig anstellen konnte. Dem Fuchs war es ein Leichtes, die Schuldner durch den Raub der Hühner und Gänse schon hinlänglich in Schrecken zu setzen; der Wolf war dazu nicht nöthig.

Der zweite Meistergesang erzählt von einem alten Löwen, der, bevor er stirbt, jedem seiner beiden Söhne einen grünen Wald zuweist und ihnen drei Lehren der Weisheit ertheilt. Erstlich sollen sie mit dem Menschen, der sie an Stärke übertreffe, keinen Kampf beginnen, sodann mit ihren Nachbarn in Frieden leben, endlich die Wälder in Ehren halten, damit die Thiere ihre Jungen darin gross ziehen. Der Älteste befolgt diese Lehren, und es geht ihm wohl; der Jüngste missachtet sie, fängt übermüthig mit seinen Nachbarn Streit an, so dass
7 niemand in seiner Nähe bleibt, und würgt eine zahllose Menge Thiere, mehr als er verzehren kann: die übrigen fliehen, und der Wald verödet. Er beklagt sich bei seinem älteren Bruder

darüber; dieser macht ihm Vorwürfe, dass er des Vaters Lehren nicht achte und so wüthe, dass niemand mehr bei ihm bleiben wolle. Er führt ihn in seinen Wald, der mit wilden Thieren angefüllt ist. Da erblickt der Jüngste einen Weidmann, der sein Garn stellt, und verlangt alsbald von seinem Bruder, er solle ihn zerreissen. Dieser führt des Vaters Gebot an, mit keinem Menschen den Kampf zu beginnen. »Was geht mich des Alten Gebot an«, ruft jener und läuft hin, den Jäger zu zerreissen. Er geräth aber in die Stricke, die dieser gelegt hat, und wird mit einem Knüttel aufs Genick geschlagen. »Schlag zu«, spricht der Löwe, »es geschieht mir recht, warum habe ich auf die Lehre meines Vaters nicht geachtet: den Narren muss man mit Kolben lausen«.

In Paulis Schimpf und Ernst Cap. 18 wird dieselbe Überlieferung erzählt, dem Inhalt nach übereinstimmend, nur dass der Eingang etwas verschieden lautet: »wir lesen von einem löwen, der hett zwen sön, die wolt er versorgen, und gab ieklichem ein frauwen. zu der ehesteuer gab er jedem einen wald und drei lehren, die solten sie behalten dieweil sie lebten«. Beide Erzählungen sind ziemlich gleichzeitig, da die erste Ausgabe von Schimpf und Ernst im Jahr 1522 erschien. Pauli deutet auf eine schriftliche Quelle, und die wird auch der Meistersänger gehabt haben. Ich kann sie nicht nachweisen, wohl aber ältere Darstellungen, deren Verwandtschaft bei allen Abweichungen unzweifelhaft bleibt.

Zunächst eine etwa dreihundert Jahr ältere. Sie findet sich in den von Franz Pfeiffer (Haupts Zeitschrift 7, S. 349) bekannt gemachten Beispielen. Der Löwe hat hier nur einen Sohn, dem er bei Annäherung des Todes eine Lehre ertheilt: »zuerst sei freundlich gegen die Deinigen, so wird dein Leben glücklich sein. Alle Thiere auf Erden sind dir unterthan, nur nicht der Mensch; den sollst du meiden. Seiner Stärke und Kraft bist du wohl gewachsen, aber nicht seiner Klugheit; gegen die kommst du nicht auf«. Der Alte stirbt; der junge Löwe denkt: »warum soll ich den Menschen nicht anfallen? Ich bin jung und stark, er ist schwach und listig: ich will mich schon hüten«. Er macht sich auf und sucht den Menschen so lange,

bis er ihn findet. Aber es gereicht zu seinem Schaden, dass er seines Vaters Rath in den Wind geschlagen hat: der Mensch weiss es dahin zu bringen, dass er seinen Schweif verliert.

Diese Erzählung ist einfacher als der Meistergesang und hat einen anderen Schluss, aber sie ist unvollständig; denn es musste von der Begegnung des Löwen mit dem Menschen und von dem Verlust des Schweifes umständlich berichtet werden. Vielleicht gerieth der Löwe in die von dem Menschen gelegten Schlingen und rettete das Leben nur dadurch, dass er sich gewaltsam losriss.

Es trifft sich glücklich, dass die Fabel auch in einer Extravagante bei Steinhöwel (es ist die sechzehnte in der Augsburger Ausgabe von 1487 Bl. 62. 63, in der Freiburger von 1555 Bl. 72. 73) sich erhalten hat. Sie weicht wiederum ab, aber sie vermittelt jene beiden, während sie das Einzelne und zum Theil trefflich ausführt. Der Löwe verlässt mit seinem Sohn die heimathliche Wildnis, weil ein kleiner Mann darin sich niedergelassen hat, der das Feld anbaut, ihm aber, da er seine Saat verwüstet sieht, Schlingen legt. Als der junge Löwe erstarkt ist und hört, aus welchem Grund sie haben fliehen müssen, will er Rache an dem Kleinen nehmen. Der Vater räth ab und warnt ihn, zwar komme der Mann ihnen an Stärke lange nicht bei, aber er sei klüger und listiger. Der Sohn hört nicht darauf und geht fort, seinen Feind zu suchen. Unterwegs begegnet ihm das Pferd, das ihm seinen von dem Sattel und den Gurten geschundenen Rücken zeigt, weil der kleine Mann auf ihm reitet. Dann erscheint der Ochse und klagt, dass ihn der Mann zwinge, die Erde aufzureissen: dabei werde er mit Gerten bis auf den Tod geschlagen. Der Löwe bemerkt die Spuren von den Fusstritten des Mannes und wundert sich, dass sie nicht grösser seien, da der Mensch so viel Böses vollbringe. Indem erblickt er ihn; er steht auf einer Anhöhe, hat eine Grabschaufel in der Hand, baut und besäet den Acker. Der Löwe fordert Genugthuung, aber der Kleine droht: ›kommst du herauf, so schlage ich dich mit diesem Kolben todt, schneide dir mit diesem Messer die Haut ab und zerhacke mit diesem Beil dein Fleisch‹. Der Löwe macht den Vorschlag, mit ihm

zu seinem Vater zu gehen, damit dieser als höchster Richter über sie entscheide. Sie leisten einander den Eid, sich nicht zu verletzen, bis sie bei dem Alten angelangt seien. Sie machen sich auf den Weg, aber der listige Mensch führt seinen Feind dahin, wo er seine Stricke gelegt hat. Der Löwe ist bald mit seinen Vorderfüssen hinein verwickelt und verlangt Hülfe, aber der Mann verweigert sie, weil er geschworen hat, ihn nicht zu berühren. Mühsam schleppt sich der Löwe weiter: nicht lange, so geräth er auch mit den Hinterfüssen in die Stricke und kann sich nicht mehr regen. Da haut der Mann einen Knüttel von einem Baum und schlägt mit allen Kräften auf den Löwen. »Schlag nicht auf meinen Kopf, Rücken und Leib«, ruft dieser, »schlag auf meine Ohren, weil sie meines Vaters Gebot nicht hören wollten; schlag auf mein Herz, weil es seine Lehre nicht achtete«. Das Männlein thut, wie er verlangt, und schlägt ihn todt.

Wie manches der spätere Meistergesang mit dieser Erzählung gemein hat, so ist doch seine Unabhängigkeit davon nicht zu bezweifeln: die Überlieferung ist dort theils erweitert, theils eingeengt, hat aber an innerer Vollständigkeit und Ausbildung verloren. Man wird den Gehalt dieser Fabel nicht verkennen, der an sich schon ein höheres Alter verbürgte, wenn sich dieses auch nicht hätte nachweisen lassen. Wahrscheinlich geht es noch weiter hinauf; denn es lag in dem Geist der ältesten Thiersage, die Zustände zu schildern, die sich bildeten, als der Ackerbau die Wälder verdrängte, die Einsamkeit der Wildnis aufhörte und die Thiere sich zurückziehen mussten: nothwendig war damit die Anerkennung menschlicher Klugheit und der Sieg derselben über die rohe Kraft verbunden.

Der Extravaganto an die Seite zu stellen ist die Sage, wie sie sich bei Barachja erhalten hat (No. 106). Der Löwe, der König der Thiere, erkrankt, lässt seinen Sohn vor sich kommen und ertheilt ihm gute Lehre. »Herrsche in Frieden,« spricht er zu ihm, »sei stark und muthig. Nimm deine Nahrung aus den Thieren, aber hüte dich vor dem Menschen: du bist stärker, er aber ist listiger; er trägt einen Bogen in der Hand, er legt dir Schlingen und gräbt dir eine Grube. Er hat keinen Herrn

über sich, und alle Thiere müssen ihm dienen: Pferde und Maulthiere spannt er vor seinen Wagen, der Esel muss ihm seine Lasten tragen, der Ochs seinen Acker pflügen, das Lamm führt er zur Schlachtbank›. Danach stirbt der alte König; die Thiere kommen und beklagen seinen Tod, und der junge Löwe wird auf den Thron gesetzt. Er wählt aus den Thieren eine tapfere Schar und theilt die Schätze seines Vaters unter sie aus. Er kündigt seinen Entschluss an, einen Raubzug zu unternehmen; auch den Menschen will er gegen das Verbot seines Vaters angreifen und zerreissen. Er geht aus dem Wald heraus und begegnet dem wilden Esel, den er nicht kennt. Er brüllt, aber der Esel erschrickt nicht, weicht auch nicht zurück. Der Löwe verwundert sich darüber: ›ist das der Mensch?‹ spricht er, ›jetzt will ich thun, was mich gelüstet‹, fällt über ihn her und will ihn zerfleischen. Der Waldesel bittet um Gnade und unterwirft sich ihm als seinem König. Der Löwe fragt, ob er den Menschen kenne; der Waldesel hat ihn nicht gesehen, räth ihm aber, weiter zu gehen, da werde er den Lastesel und den Ochsen finden, denen sei der Mensch bekannt. Der Löwe geht weiter und begegnet dem Pferd. Dieses erhebt sich auf seine Hinterfüsse; der Löwe thut einen Satz und kommt hinter das Pferd; das schlägt aus, trifft den Löwen in die Lenden, so dass er eine Wunde empfängt. Wüthend fällt er auf das Pferd und zerbricht es wie ein Rohr. Es unterwirft sich und bittet um Gnade. Der Löwe fragt, ob es der Mensch sei; das Pferd verneint es, sagt aber, wenn er mit dem Menschen kämpfen wolle, so werde er ihn auf seinem Felde finden. Der Löwe geht weiter und erblickt den Menschen, der das Getreide in Garben bindet. Indem kommt der Esel daher und stürzt von seiner Last gedrückt nieder: die Schafe, die bei ihm sind, gerathen in Angst und rufen nach ihrem Herrn. Der Löwe tritt heran und fragt, worin ihre Arbeiten beständen und wer ihr Herr sei. Sie antworten: ›wir sind Knechte des Menschen; ein jeder von uns erhält seine Nahrung von ihm und verlangt nichts Anderes‹. Der Löwe erkundigt sich, wo der Gewaltige hingegangen sei. Sie antworten: ›in den Wald, dort Holz zu hauen‹. Da schleicht der Fuchs herbei; der

Löwe freut sich, als er ihn erblickt, und spricht: »der bringt gute Botschaft, aber ich weiss nicht, welcher Art sie ist«. Der Fuchs kommt näher, neigt sich und bittet um seine Gnade. »Wo willst du hin?« fragt der Löwe. »Ich komme aus dem Haus des Königs (des Menschen): ich habe seinen jungen Hühnern nachgestellt und keins übrig gelassen«. »Ist der Mensch nicht vorsichtig?« fragt der Löwe, »oder bist du stärker als er?« »Ich habe es durch List erlangt, nicht durch Tapferkeit; wir Füchse können nicht anders«. »Bleib bei mir,« spricht der Löwe, »bis ich zu dem Menschen gelange; mit einem Sprung will ich ihn vernichten«. »Herr, ich gehorche deinem Befehl und will hinter dir hergehen, aber hüte dich vor der Schlinge. Du wirst den Menschen zwischen den Bäumen des Waldes finden: bezwingst du ihn, so wirst du grosse Beute machen.« Der Löwe geht stolz weiter, aber der Fuchs ist auf seiner Hut.

Die Überlieferung bricht hier ab; es fehlt wohl der grössere Theil, der Zusammenstoss des Löwen mit dem Menschen und das Verderben des wilden Thiers, doch ist der Schluss dadurch angezeigt, dass der Fuchs vor den Schlingen des Menschen warnt. Möglich auch, dass der Ausgang ein anderer war, als in der Extravagante und in dem Meistergesang, und dass der Löwe durch die List des Fuchses aus den Fallstricken gerettet wird. Darauf scheint mir das Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert zu weisen, wo der Löwe mit Verlust seines Schwanzes entkommt; auch ist es dem Geist der Thiersage angemessener, dass der Mensch am Ende noch den Kürzeren zieht. Was sich bei Barachja erhalten hat, ist übrigens vollständiger und besser, als in irgend einer der anderen Auffassungen. Sinnvoll ist der Gegensatz zwischen den Waldthieren und den Hausthieren hervorgehoben: sie erscheinen nach einander entkräftet und erniedrigt von den Diensten, die sie dem Menschen leisten müssen. Trefflich ist der Zug, dass der wilde König das gezähmte, allbekannte Pferd nicht kennt und meint, es sei der Mensch. Es wird von ihm überwältigt und unterwirft sich seinem natürlichen Herrn. Der Ochse hätte auch auftreten müssen, ist aber vergessen. Der Esel sinkt unter seiner Last zur Erde; nur das geduldige Schaf befindet

sich wohl in der Knechtschaft und will darin verbleiben. Geschickt ist der wohlbekannte Fuchs eingemischt, der Halbwilde, Halbgezähmte, den der Löwe mit Wohlgefallen kommen sieht. Noch einen merkwürdigen Umstand will ich hervorheben: es weist in die älteste Zeit zurück, wenn der junge Löwe beim Antritt der Regierung die Schätze seines Vaters unter die versammelten Getreuen austheilt. Hätten wir diese Auffassung vollständig, wir würden eins der schönsten und bedeutungsvollsten Thiermärchen besitzen.

Ich kann noch eine Darstellung nachweisen, die leicht älter ist als das vorhin erwähnte Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert. In dem ersten Viertel desselben dichtete Marie de France, und zwar in nordfranzösischer Sprache, ihren Äsop (Ysopet), dessen Quelle eine aus dem Lateinischen übersetzte Fabelsammlung in englischer Sprache war. Vielleicht hängen auch die Extravaganten mit jener lateinischen Quelle zusammen, nur nicht unmittelbar: denn die Fabel von dem Hund und der Katze, bei der Marie de France die achtundneunzigste, stimmt in der Ausführung nicht mit der Extravagante (abgedruckt im Reinhart Fuchs S. 421. 422), sondern merkwürdiger Weise näher mit einem altdeutschen Gedicht, das im Reinhart Fuchs S. 363 mitgetheilt ist. Doch mit den Fabeln des Romulus und des Anonymus Neveleti, der die Prosa desselben in Elegien brachte, ist jene lateinische Quelle der Marie schwerlich näher verwandt. Ihr Werk besteht in der Ausgabe von Roquefort aus 103 Stücken, wovon nur der kleinere Theil die bekannten Äsopischen Fabeln erzählt; unter den übrigen sind 39, deren Quelle man nicht
12 kennt und die aller Wahrscheinlichkeit nach sich auf ursprünglich normännische Überlieferungen gründen. Eine davon (No. 92) enthält unsere Fabel mit eigenthümlichen Abweichungen.

Eine Hirschkuh ertheilt eben ihrem Kälbchen gute Lehren, wie es sich vor Hunden und Jägern und vor dem Wolf in Acht nehmen müsse, als sie einen Reiter daher kommen sehen, der Bogen und Pfeile in der Hand hat. Das Kalb fragt, wer das sei. »Den musst du am meisten fürchten«, antwortet die Mutter, »und wenn er dir nahe kommt, so hüte dich«. »Was soll ich ihn fürchten?« spricht das Kalb, »er will uns kein Leid

anthun: er ist von seinem Pferd abgestiegen, hat sich versteckt und begnügt sich damit, uns zu betrachten«. »Bleib zurück, liebes Kind,« ruft die Mutter, »vor seinem Haupt liegt eine lange Stange (ein Pfeil): kommt die auf uns zu, so können wir dem Tod nicht entgehen: besser ist, wir laufen davon«. »Ich fliehe nicht«, spricht das Junge, »bevor er den Pfeil abschiesst, was mir auch geschehen mag.«

Dass hier die Warnung in den Mund einer Hirschkuh gelegt ist, kann man eine glückliche Änderung nicht nennen, da die Thiersage den Hirsch nicht zu den muthigen Thieren zählt, und doch wird ein Solches vorausgesetzt, da das junge Kalb schon gegen die gute Lehre den Trotz zeigt, der dem Sohn des Löwen angemessener ist. Auch der eigentliche Schluss fehlt dieser lückenhaften Überlieferung: das ungehorsame Kind musste von dem Pfeil des Menschen getroffen werden.

In dem dritten Meistergesang ist es eine Wölfin, welche die Stelle des alten Löwen einnimmt. Wenn diese ihr Junges entlässt, führt sie es auf einen hohen Berg, zeigt ihm die verborgenen Waldwege und warnt es vor den Nachstellungen des Jägers. »Hör mich an,« spricht sie, »wenn dir einer begegnet, der ein kurzes Holz trägt, das an der Spitze ein Löchlein hat (sie meint eine Büchse), so fall ihn nicht an, sondern lauf eilends hinweg; denn erreicht er dich auf offenem Feld, so reisst er dir ein Loch in den Pelz (trifft dich mit einer Kugel). Oder kommt in dem Hag ein Mann zu dir, der ein zwei Klafter langes Holz trägt, an dem ein Hölzlein vorn gebunden ist (sie meint einen Schweinespiess), so flieh weit weg; sonst macht er dir eine tiefe Wunde. Oder kommt einer daher, der ein Holz trägt mit viel Zinken (einen Morgenstern?), den erwarte nicht: er haut dir damit grosse Scharten in den Leib, sticht und schneidet. Lauf immer zu und ruhe nicht, bis du 13
in deiner Höhle bist. Kommt aber einer mit einem langen Holz (sie meint einen Lanzenspiess) hoffährtig durch den Wald gegangen, dem schleich nach in alle Ecken, bis er sich verirrt. Dann treibt ihn die Angst, sein Natürlichstes zu verrichten: er setzt sich nieder und lehnt die Lanze an eine Hecke. Jetzt kannst du über ihn herfallen: pack ihn mit deinen scharfen

Zähnen und zerreiss ihn ohne Barmherzigkeit«. Damit lässt die Alte ihr Wölflein laufen, das sich mit den erlernten Tücken zu nähren weiss, bis endlich Mutter und Kind in der Beize des Kürschners wieder zusammenkommen.

Man sieht, dass diese Erzählung mit der vorhergehenden auf gleicher Grundlage beruht und nur andere Verhältnisse darstellt. Dort hinterlässt das Thier, das als das edelste geschildert wird, seinen beiden Söhnen heilsame Rathschläge; doch nur auf den ältesten vererbt sich die bessere Natur; in dem jüngsten bricht die thierische Wildheit wieder durch, und er empfängt den verdienten Lohn. Hier ermuntert der bösartigste Bewohner des Waldes sein Kind zur Grausamkeit und ermahnt es nur, sie mit Vorsicht auszuüben.

Ich weiss nicht, ob es noch eine Thierfabel gibt, die mit solcher Beweglichkeit in so verschiedenartige, immer unabhängige Bildungen übergegangen ist und dabei ihre Grundzüge festgehalten hat. Nochmals zeigt sie sich mit einer neuen ergötzlichen, humoristischen oder, wenn man will, satirischen Wendung, und zwar mit lebendigster Mannigfaltigkeit in weit auseinanderliegenden Zeiten.

Ich will sie zuerst in der Gestalt anführen, in welcher ich sie bei Hugo von Trimberg, also am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, gefunden habe.

Ein agelster zuo ir tohter sprach
»kint, wiltû niht werden veige,
sô warte wâ der man sich neige
und mit der hant grîf an die erden.
daz dînes lebens tage iht werden
kürzer, wan sô wil er dich
werfen: des gedenke an mich
und fliuc von ime«. »daz tæte ich gern,
und möhtest dû mich des gewern,
daz er den stein niht bî im hæte
verborgen unter seiner wæte«.
14 diu agelster sprach »var hin von mir,
ich kan niht mêr geråten dir:
dû hâst mêr liste danne ich hân«.

Renner 14915—14928.

Älter, aber nicht besser ist eine Erzählung der Marie de France (No. 93), wo die kluge Bemerkung des Kindes die Spitze verloren hat.

Ein Rabe ertheilt seinem Kind die Lehre, sich vor dem Menschen zu hüten, von dem er nur Böses zu erwarten habe: »wenn du siehst, dass er sich bückt und einen Stock oder einen Stein erfassen will, so flieg fort, damit dir nichts Schlimmes widerfährt«. »Wenn ich aber sehe,« fragt das Kind, dass er sich nicht bückt und nichts in den Händen hat, muss ich mich da auch entfernen?« »Lass mich gehen,« sagt der Alte, »du brauchst weiter keine Lehre: flieg allein und hilf dir selbst, ich fürchte nicht für dein Leben. Ich will zu meinen anderen Kindern gehen und ihnen Beistand leisten.«

Nach einem langen Zeitraum taucht eine andere französische Überlieferung auf. Bonaventure Des Pieres († 1544) veranstaltete im südlichen Frankreich eine Sammlung von scherzhaften und leichtfertigen Geschichten (contes ou nouvelles récréations et joyeux devis), gewiss nach mündlichen Erzählungen, zu welcher auch andere sollen Beiträge geliefert haben. Ähnliche Bücher erschienen in dieser Zeit auch in Deutschland: Freys Gartengesellschaft, Wickrams Rollwagen und Kirchhofs Wendunmuth. Glücklicher Weise ist auch unsere Fabel darin aufgenommen worden.

Eine Elster führt ihre Kinder aufs Feld, damit sie lernen selbst ihre Nahrung zu suchen. Das gefällt ihnen nicht; sie wollen lieber ins Nest zurück, wo sie es bequemer haben, weil die Mutter die Speise im Schnabel herbeitragen soll. »Meine Kinder,« spricht sie, »ihr seid gross genug, euch selbst zu ernähren; meine Mutter hatte mich viel früher ausgewiesen.« »Aber die Bogenschützen werden uns tödten«, antworten die Kinder. »Nein, nein,« spricht sie, »es gehört Zeit zum Zielen: wenn ihr seht, dass sie die Armbrust in die Höhe heben und an das Gesicht legen, um abzudrücken, so fliegt davon«. »Das wollten wir wohl thun, aber wenn einer einen Stein nimmt und will nach uns werfen, dazu ist kein Zielen nöthig, wie dann?« »Ihr könnt ja sehen, wie er sich bückt,« sagt die Alte, »wenn er den Stein aufheben will«. »Aber wie, wenn

er einen Stein beständig in der Hand trägt und jeden Augenblick zum Schleudern bereit ist?« »Ei! was ihr nicht alles wisst!« spricht die Mutter, »ihr könnt schon selbst für euch sorgen«. Damit fliegt sie weg und lässt sie allein.

Diese Darstellung ist anmuthiger, als bei der nordfranzösischen Dichterin und bei Hugo von Trimberg, dem sie sonst näher steht, während das Zielen des Schützen hier, wie in der Fabel von der Hirschkuh, hervorgehoben wird.

Nicht viel später ist eine umständliche und ausgebildete Erzählung in Rollenhagens Froschmeuseler, die uns abermals in ganz andere Verhältnisse führt. Ein Sperling erscheint hier als vorsorgender, bedächtiger Hausvater, der das zukünftige Wohl seiner vier Kinder bedenkt und sie vor den Gefahren warnen will, die ihnen drohen: er findet sie aber schon gewitzigt und weltklug. Ganz sagenhaft stimmt diese Auffassung mit den anderen, sonst so verschiedenen in einzelnen Zügen überein; dahin gehört die Warnung vor dem Steinwurf, die Beschreibung des Feuergewehrs, das an die Stelle des Bogens und Pfeils tritt: das Sprichwort von dem Zusammenkommen der Pelze beim Kürschner zeigt die Verwandtschaft mit dem Meistergesang. Rollenhagen erzählt sonst nicht so gut, und man empfindet hier die Einwirkung einer lebendigen Quelle. Da W. Wackernagel dieses Stück mit Recht in sein Lesebuch (2, S. 210—214) aufgenommen hat, so genügt eine Angabe des Inhalts.

Ein Sperling hat ein Schwalbennest an einem Kirchenfenster in Besitz genommen. Während Vater und Mutter ausgeflogen sind, Futter für ihre Jungen zu suchen, kommt eine Windsbraut und wirft das Fenster in die Kirche hinab. Drei von den Jungen werden von dem Wind weggetrieben; der Jüngste bleibt in der Kirche. An einem warmen Sommertag finden sich die Eltern und die Kinder auf einem Feld zwischen gemähter Gerste glücklich zusammen. Der Vater spricht: »Liebe Kinder, bevor ihr in die Welt geht, will ich euch gute Lehren geben und euch warnen vor den Gefahren, die euch erwarten«. Er fragt den Ältesten, wie es ihm ergangen sei. Dieser erzählte sein Schicksal: »Der Wind führte mich über

das Dach hinaus in das öde Feld. Ich setzte mich in eine Dornhecke am Fahrweg und wäre Hungers gestorben, wenn nicht ein Bauer seinen Sack geflickt und einige Körner daraus verzettelt hätte, die ich zusammenlas. Wer arbeitet und sparsam ist, kann sich ernähren.« »Wohl,« antwortet der Vater, »wer das thut, der bringt etwas vor sich, wer aber müssig auf dem Wege geht, der macht manche Erfahrung: siehst du, dass ein Mannthier die Hand ausstreckt und einen Stein fasst, so flieg davon; es will nach dir werfen.« »Wie dann aber,« erwidert der Sohn, »wenn es den Stein schon in der Hand hat oder aus seiner Tasche holt? Da muss ich schnell wegfliegen; das hab' ich täglich bei den Bergknappen und Hirten erfahren. Oder wenn sich das Mannthier hinter den Busch legt und seine Schlingen stellt? Ich habe immer darauf Acht gehabt. Oder wenn aus einem Busch ein Rauch in die Höhe geht, als wär' ein Feuer angemacht? Da liegt ein Hund begraben; denn das Mannthier lässt immer einen solchen Dunst ausströmen, wenn es den Mund aufthut.« »Du listiger Lauerer,« spricht der Alte, »weisst du das, so ist dirs schon übel ergangen: gottlob, dass du vorsichtig bist«. Der Vater wendet sich zu dem Zweiten: »wie hast du dich vor dem Sturmwind gerettet, und wo bist du seither gewesen?« »Ich fiel in ein Haus, in welches fremde Gäste ein- und ausziehen, Herren und Frauen, Junker und Reiter, Fuhrleute, Kärrner, Landsknechte und Freibeuter. Ich sah, wie sie den Hafer schwungen, was die Glucke mit den Küchlein frass, und habe da auch meine Nahrung gefunden.« »Gute Nahrung«, antwortet der Vater, »aber es ist grosse Gefahr dabei. Da wird die Peitsche geschwungen, mit Strohgabeln geschlagen, Blaufüsse und Sperber packen die kleinen Vöglein: sieh dich vor, lieber Sohn, dass dirs nicht schlimm ergeht.« »Es ist wahr, ich bin da nicht sicher, doch hat das alles mir wenig Schaden gethan: aber die Knaben stellen Fallen, und wer sich darauf setzt, den schnappen sie weg. Dazu haben sie ein blankes Holz, darauf liegt eine eiserne Kugel: wenn sie das an den Mund halten, ehe man sich umsieht, blitzt es mit einem Donnerschlag, und wer getroffen wird, liegt todt; wer nur eine Wunde empfängt und fortfliegt, muss ein kleines Bleikörnlein

daraus ziehen. So wie ich das glänzende Holz erblicke, so begebe ich mich auf die Flucht.« »O lieber Sohn,« spricht der Vater, »du bist an grosse Gefahr gewöhnt: wenn dir solche Leute nachstellen, so musst du dich hüten.« Hierauf fragt der Vater den Dritten: »wo bist du im Sturmwind geblieben?« »Ich ward in den Lustgarten des Pfarrers geworfen. Ich dachte, das wäre ein Gottesmann und würde sich meiner annehmen: aber er gieng in Gedanken darin auf und ab und hörte nicht auf mich. In der Noth verzehrte ich eine Raupe, die zu mir kroch, und suchte noch andere auf. Damit nährte ich mich, bis die Erbsen reif wurden, Maulbeeren und Kirschen, und so habe ich in guter Ruhe meine Nahrung gehabt.« »Dich hat der Wind wohl geführt, aber hüte dich vor den grünen Stangen, die oben ein Löchlein haben und in der Hand der jungen
17 Knaben sind (er meint ein Blasrohr), auch vor dem Meisenkasten und Pechruthen.« »Aber wie dann, wenn die Stange geschwärzt ist und vor das Loch ein Blättlein geklebt (so dass man sie nicht erkennt)? Für das Kästlein hat man Drahtgitter (Vogelbauer, die man nicht bemerkt), und das Pech schmiert man an die Zweiglein (auf die wir uns setzen): wer sich nicht vorsieht, wird gefangen.« »Du bist klug,« sagt der Alte, »aber des Pfarrers Knaben sind listig, sieh zu, dass sie dich nicht erwischen. Statt über den Büchern zu sitzen, stellen sie lieber den Vögeln nach und fangen Fische. Der Wolf frisst auch die klugen Hunde, und so listig die Füchse sind, am Ende kommen doch ihre Pelze in der Beize bei dem Kürschner zusammen.« Endlich wendet sich der Vater zu dem Jüngsten: »Wo bist du geblieben, Nestküchlein?« »Ich als der Jüngste und Schwächste konnte mich nicht erheben und im Wind davonfliegen: ich stürzte in die Kirche hinab und blieb auf dem Dach der Kanzel sitzen. Als der Pfarrer die Predigt hielt, da hörte ich, dass wir nicht kleingläubig sein und unsere Sorgen Gott anbefehlen sollen, der alle Creaturen erhält: so gering man die Sperlinge auf den Hausdächern achte, so solle doch ohne seinen Willen keiner herabfallen, und die Raben sollen Speise von ihm erhalten. Ich ward getröstet und dachte: 'was hast du nun für Noth'. Da kam eine Spinne daher gekrochen:

ich ass sie und suchte ihrer mehr und säuberte damit die Kirche von dem Geschmeiss. Ihr Gift that mir keinen Schaden, nur dass einige von meinen Federn kreideweiss wurden, weshalb mich die Kinder ihren bunten Kirchensperling nennen«. Der Alte lobt ihn seines Verhaltens wegen und ermuntert ihn, fest an Gottes Wort zu halten, wenn auch die Eulen kämen und ihn verfolgten.

Abermals später, etwa in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, erscheint die Fabel bei J. Balthasar-Schuppius (Fabelhans S. 837). Aus dem Froschmeuseler hat er sie nicht genommen; bei aller Übereinstimmung im Ganzen und in den Grundzügen weicht er in der Ausführung zu weit von ihm ab, und wir werden auch hier auf die mündliche Überlieferung als Quelle geleitet. Da sie in den Hausmärchen mitgetheilt ist (No. 157), so kann ich dahin verweisen.

Wir haben gesehen, dass das edelste wie das grausamste und wiederum das schwächste Thier seinem Kind bei dem Eintritt ins Leben väterliche Lehren mit auf den Weg gibt. Man muss darin eine Abspiegelung menschlicher Sitte erkennen: was ist natürlicher, als dass Vater und Mutter den Sohn, der seine Laufbahn beginnen soll, oder der Herr den Diener, den er ausschickt, vor den Gefahren warnt, die ihn bedrohen, und 18
ihn belehrt, wie er seine Handlungen einrichten, wo er auf seiner Hut sein müsse. Kein Zweifel, dass sich darin die Fortdauer einer uralten Sitte zeigt, bei der wahrscheinlich wiederkehrende Formeln angewendet wurden. Waren doch auch, wenn der wandernde Fremdling die Gastfreundschaft in Anspruch nahm, die Fragen bestimmt, die der Wirth an den Gast richten, die Antworten, in welchen dieser Auskunft geben musste. Ich glaube, dass schon in dem Hohen Lied (Hâvamâl) der Edda solche Reiselehren aufbewahrt sind, deren Eindringlichkeit noch durch den höheren, den eddischen Dichtungen eigenen Ausdruck gesteigert wird. Aus diesem Gesichtspunkt erkläre ich den Inhalt eines anderen eddischen Liedes (Sigurdrifumâl), worin Brünhild als Walküre den Sigurd, der sie eben aus dem Zauberschlaf geweckt hat und den sie zum ersten Mal erblickt, aber als den Herrn ihrer Seele erkennt,

beim Abschied über die geheimen Kräfte der Runen belehrt und Sprüche der Weisheit hinzufügt. Sie spricht darin nur die Überlieferung aus, deren Kenntnis nicht einem jeden zu Theil ward, welche zu erlangen der Uneingeweihte trachtete und höher als Gold schätzte, ja sie damit erkaufte. Nur besonderer Gunst verdankte man ihre Mittheilung. Noch einflussreicher tritt die Sitte hervor in dem lateinischen Gedicht von Rudlieb, das schon vor der Ausbildung der deutschen Dichtung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts entstand und von einem echt poetischen Geist durchdrungen ist. Als der jugendliche Held zu seinem früheren Herrn zurückzukehren im Begriff ist, fragt ihn der König, dessen Diener er bisher gewesen ist, ob er zum Abschiedsgeschenk Gold oder Lehren der Weisheit zu empfangen wünsche. Er zieht die letzteren vor, und nun ertheilt ihm der König in einsamem Gemach zwölf Lehren, an welche sich die nachherigen Schicksale Rudliebs knüpfen. Es macht keinen Unterschied, wenn es bei Brünhild elf Lehren sind, und merkenswerth ist der ähnliche Inhalt einiger darunter: beide rathen die Rache zu verschieben und sich vor Frauen zu hüten, zu denen man auf der Reise kommt. Acht Räthe sind es, die in der Hervararsaga der weise Höfundr seinem Sohne Heidrekr ertheilt, aber dieser, wie in unserer Fabel der zweite Sohn des Löwen, geht darauf aus, sie zu vereiteln. Weitere Nachweisungen sind von Jacob Grimm in den lateinischen Gedichten des zehnten und elften Jahrhunderts (S. 207. 208) und von Schmeller in Haupts Zeitschrift (1, S. 407 f.) gegeben. Ich will noch eine zufügen, die Hans Sachs (S. 3, 61. 62) überliefert:

19

in meiner jugend warnet mich
ein alter mann gar tugentlich
mich zu hüten vor dreien stücken,
wolt ich dass es mir solt gelücken,
die doch wären gemein auf erden,
weil ir jedes brächt vil geferden.
das erst das wär hurengelet,
darfür solt ich mich hüten spet:
das ander wär auch in den tagen
einer frommen frawen warsagen:

und solt auch fliehen das dritt stück,
wär der alten weiber gross glück.

was dann sinnreich ausgelegt wird; die letzte Warnung folgender Weise:

wan sie zu allen bösen sachen
allmal gross glück darauss machen:
fellt eim ein kind zum fenster rauss
und fellt etwan ein schenkel auss,
oder fellt einer vom gaul herab
und er fellt etwan ein arm ab.
sprechen ›gross glück haben die allen,
dass keiner sich zu todt hat gefallen‹.

Der König Tirol und sein Sohn, der Winsbeke und die Winsbekin zeigen, wie im dreizehnten Jahrhundert der gebildete, aber der Überlieferung entfremdete, den eigenen Betrachtungen hingegebene Geist sich des Gegenstands bemächtigte, keine räthselhaften Sprüche vorbrachte, sondern ein umständliches Lehrgedicht.

Gehört zu dem Wesen der Äsopischen Fabel eine dürftige, auf das Nothwendigste beschränkte Erzählung und geht ihre ganze Richtung nur auf Belehrung, wobei freilich aller Reiz der Poesie schwindet, oder muss man darin nur ein erweitertes Gleichnis erblicken, so hat man Recht, sie als etwas von dem Thiermärchen von Grund aus Verschiedenes zu betrachten. Wenn sie aber die Thiere auftreten, reden und handeln lässt und dabei ihr natürliches Wesen beachtet, so setzt sie doch die Sage von ihnen voraus, die wiederum auf jenem eigenthümlichen Verhältnis des Menschen zu den Thieren beruht, das nicht konnte erfunden werden, sondern wirklich vorhanden sein musste. War bei dem Apolog die Nutzanwendung im voraus fertig, wie kommt es, dass sie nicht selten so unbedeutend erscheint, manchmal wie bei den Haaren herbeigezogen? War doch die freie Erfindung durch nichts beschränkt und konnte sich der Lehre genau anschliessen. Dennoch ist bei Äsop das Märchenhafte lange nicht genug unterdrückt und oft noch mächtig genug. Wollte Äsop vor Zweizüngigkeit warnen, so durfte er die Fabel von dem Satyr und dem Menschen nicht dazu erfinden; denn dieser thut nichts Unrechtes, sondern han-

delt ganz vernünftig, aber es ist ein hübsches Märchen, welches den mit dem menschlichen Leben unbekannten Waldmann durch sein Erstaunen über die verschiedene, ganz entgegengesetzte Wirkung des Blasens vortrefflich schildert. Der Inhalt der allbekannten Fabel von dem Lamm, das dem Wolf soll das Wasser getrübt haben, ist so natürlich und das Wesen des schüchternen Thiers so gut dargestellt, dass die poetische Theilnahme nicht ausbleibt: aber an der dürren Moral geht ein jeder gleichgültig vorüber. Dieses Märchen kann als Gleichnis gelegentlich passend angewendet werden, aber auf einen solchen Gebrauch hat es nicht nöthig zu warten, um sich geltend zu machen. Die echte griechische Fabel haben wir im Babrius kennen gelernt: in Hitopadesa, Pantchatantra, bei Bidpai und Nechschebi ist die Absicht auf Lehre und die Einmischung eigener Erfindung deutlich, weshalb wenig Rücksicht auf die Natur der Thiere genommen wird. Die cyrillischen Thierfabeln gehen am entschiedensten zu Werk; sie stellen eine bestimmt ausgesprochene Moral an die Spitze und knüpfen an ein Paar dünne selbstgedrehte Fäden eine Reihe guter, oft sinnreicher Betrachtungen, die aber keinen Anspruch auf dichterischen Werth machen können. Das echte Thiermärchen dagegen kennt nur die unschuldige und freie Lust an der Poesie: es will zunächst nur ergötzen und überlässt es seiner inneren Kraft, in dem rechten Augenblick auf den Menschen zu wirken. Hängt man auch ihnen Epimythien an, so sind sie im besten Fall oberflächlich und gehaltlos: es ist ein Zufall, wenn es einmal damit glückt oder eine Lehre wie eine reife Frucht von selbst abfällt. So entschieden man also bei ihnen die Absicht darauf zurückweisen muss, so zeigen sie sich doch in gewisser Beziehung lehrhaft: indem sie auf den Unterschied der Thiere von dem Menschen aufmerksam machen, mahnen sie diesen, den bösen thierischen Richtungen nicht blindlings nachzugeben, und wirken damit sicherer und dauernder als durch eine abgezogene moralische Wahrheit. Die Paar Fabeln, deren
21 Umwandlungen wir hier betrachtet haben, gehören gewiss zu den echten Thiermärchen, aber welche Moral will man aus der Weinschenke des Wolfs und Storchs ziehen? Etwa dass zwei

so verschiedene Naturen sich nicht in ein gemeinsames Geschäft einlassen sollen? Aber dichterisch behandelt könnte es die Grundlage einer guten Erzählung werden. Oder was lässt sich Erbauliches darüber sagen, dass die Wölfin ihren Kindern Anweisung gibt, wie sie ohne Gefahr ihre Blutgier befriedigen können? Sie thut, was ihre Natur fordert und ermahnt sie zum Bösen, gerade so, wie der Sperling seine Jungen zum Guten. Beide setzen die Handlungen als nothwendig voraus und empfehlen nur Vorsicht dabei. In einem esthnischen Volkslied (Neuss 3, S. 444) wird die Warnung einem wohlmeinenden Vöglein in den Mund gelegt.

Eilig gieng die Geiss den Berg an,
Hurtig hinter ihr der Wolf drein:
»Komm zu mir, o komm, Geisslein,
Neue Schuhe die schenk ich dir,
Rothe Absätz unten dran,
Drüber sind die Seidenbänder.«
In der Erle sang der Vogel:
»Nimmer glaub es, o du Geisslein,
Glaub den Worten nicht des Wolfes;
Falsche Reden führt der Wolf,
Trüglich täuscht des Bären Wort.
Seine Schuhe nennt dein Vliess er,
Nennt dein Blut die Absätz unten,
Bänder dran dein Eingeweide.«

Babrius hat dem Thiermärchen sein poetisches Recht gelassen und es nicht durch geistlose Epimythien herabgewürdigt. Ich nenne diesen trefflichen Dichter absichtlich, weil ich zu einem seiner Gedichte eine Bemerkung machen will, die man als eine nicht weit abliegende Zugabe zu dieser Abhandlung betrachte.*) Sie gewährt wiederum ein überraschendes Beispiel, wie der Grundgedanke in einer durch Zeit und Raum weit getrennten Überlieferung sich erhalten kann, der hier so besonderer Art ist, dass man eine zufällige Übereinstimmung darin nicht erblicken, einen äusseren Zusammenhang nicht nachweisen, einen inneren nicht abweisen kann. Der Inhalt (No. 74. Furia 278. Coray 194) ist einfach. Pferd, Stier und Hund kommen vor

*) [Vgl. unten S. 395 ff.]

Frost zitternd zu dem Haus des Menschen. Er öffnet ihnen
22 seine Thüre, lässt sie am Feuer sich wärmen und gibt ihnen Nahrung: dem Pferd Gerste, dem Stier Hülsenfrucht, dem Hund Speise von seinem Tisch. Die Thiere vergelten die erwiesene Wohlthat, indem sie als Gastgeschenk dem Menschen einen Theil ihrer Lebensjahre überlassen. Das Pferd sogleich, deshalb ist der Mensch in der Jugend übermüthig; hierauf der Stier, darum müht sich der Mensch in der Mitte des Lebens mit Arbeit und sammelt Reichthümer: der Hund schenkt die letzten Jahre, darum sind die Alten immer mürrisch, schmeicheln nur dem, der ihnen Nahrung gibt, und achten die Gastfreundschaft gering. Damit vergleiche man, was vor funfzehn Jahren ein hessischer Bauer auf dem Felde erzählte und schon im Jahr 1845 in den Hausmärchen (No. 170) mitgetheilt ward. Nachdem Gott die Welt geschaffen hat, bestimmt er als Lebenszeit allen Creaturen dreissig Jahre. Dem Esel, dem das zu viel ist, werden achtzehn Jahre abgenommen, ebenso auf ihre Bitten dem Hund zwölf, dem Affen zehn Jahre. Jetzt kommt der Mensch; ihm sind die dreissig Jahre zu wenig, und der Herr legt ihm noch zu, was er den Thieren abgenommen hat. Demnach lebt der Mensch siebenzig Jahre; wenn seine dreissig herum sind, kommen die achtzehn des Esels, da wird ihm eine Last nach der anderen aufgelegt: hierauf die zwölf des Hundes; da liegt der Mensch in der Ecke, knurrt und hat keine Zähne zum Beissen: endlich die zehn des Affen; da wird der Mensch ein Spott der Kinder.

Man wird zugeben, dass die deutsche Erzählung bedeutungsvoller und innerlich zusammenhängender ist als die griechische: die Abgabe der Jahre wird natürlicher begründet, da man dort nicht weiss, wie der Mensch, dessen Alter man nicht kennt und dem Muth und Freudigkeit nicht fehlt, Gebrauch von dem Geschenk des Pferdes machen soll.

Ich theile den Text der drei Meistergesänge mit, ohne an den rohen Sprachformen etwas zu ändern.

In des hardters suesen thon 23
der wolff und storch die wein scheuckten.

1

Ein wolff und auch ein storch furware
die scheuckten pede mit einander wein
das gelt das namens vber tag
pei mit einander Ein: — — — — — — &
Es ston pis auff Ein halbes jare
Sy wolten pede wissen iren gwin
do was der halb tail kaum bezalt
der ander tail porgt hin: — — — — — — &
Do sprach der wolff mein sach will ich verkiesen
furwar an mir so soltu nicht verliesen
Ee wolt ich hie Erfriesen
vnd das man sprech ich trib mitt dir gewalt
So pleyb ich hie dan sumer lanck
vnd auch den wintter kalt: — — — — — — &

2

Do sprach der storch so muss ich fliegen
In fere lant draut liebster gselle mein
Das par gelt soltu geben mir
die schuld pring selber Ein: — — — — — — &
Ob dir die pauren wolten liegen
vnd wolten dir bezallen nicht dein gelt
so nim in gens kue schwein und schaff
und treyb ins vber felt. — — — — — — &
Do sprach der wolff mein aller liebster gsele
seit du dan nach dem gelt so ser duest stele
so gib ich dir Es schnele
Er pant ims in Ein tuchlein da zw mal
Er henkts dem storch an seinen hals
sein kopff der was im smal: — — — — — — &

3 24

Der storch der schwang das sein gefider
vnd kam so weit vber ein see furwar
darin sach er der frösche vil
so gar Ein grose schar: — — — — — — &
Der storch lies sich in lufften nider
der pitter hunger zwang in da zw mal
Er neigt sein kopff ims gelt Empfil

1, 5. l. stunt. 1, 8. l. geborget. 2, 2. l. ferre.

sein haubt das was im schmal — — — — — — &
Es fiel im in den se alda zw grunde
der storch der sucht Es lang mit seinem schlunde
vnd floch hinweg zw stunde.
das pey spil mercket ir auch alle sam
drum er das gelt im see verlor
ist er den fröschen gram: — — — — — — &

In des muglings langen thon
von dem frechn jungen löben.

1

Man saget von Eim loben weis als er war alt
Het er zwen sun vnd gab iedem ein grunen walt
det in dar zw drey guetter lere geben: — — — — — — &
Zwm Ersten solt er fechten mit keim menschen nit
weil sein sterck aller thire stercke vber trit
auch thut mit den nachtpauren fridlich leben — — — — — — &
Zwum dritten halt die weld in Ee
auff das die thirlein Junge drin auff ziehen
vnd so ir volget meiner leer
so mugt ir allem vngeluck Emptliehen
nach dem der alte löb gestarb
sein Elter sun volget des vatters Ratte
darmit gunst eer vnd guet erwarb
der Jung löb vebt vil mutwilliger date
mit sein nachtpauren zanckt vnd palgt
Niemant vmb in kunt wonen
auch wurget er die thier an zal
durch perg vnd thal
mer dan er zw notturfft bedorfft
keines det er verschonen: — — — — — — &

2

Die thierlein flohen daruon wurt der walt gar öd
Der halb sein narung in die leng wurt schmal vnd spröd
Er kam zw seim pruder det im das clagen: — — — — — — &
Sein pruder sprach ich halt mich vnsers vatters leer
Dw wuettest das vm dich kan niemant pleiben mer
des must dw ab nemen in alten tagen: — — — — — — &
Er fuert in mit im in sein walt
den sach er springen voll der wilden thire

2, 4. l. an unsers.

Der jung löb sach ein waidmann alt
stellen sein garen in Waldes Riefire
Er sprach den jeger Reis zw dot
Er wil die thierlein in dem walde fahen
Er sprach vnser vatter gepot
wir solten uns mit keinem menschen schlahen
Er sey stercker vnd hab vil list
der Jung löb sprach vermessen
was get des alten pot mich an
disen waidman
wil ich zw Reissen durch mein sterck
vnd wil in darnach Essen: — — — — — — &

3

Der Jung löb loff viel vnfursichtig in die strick
der Jeger schlug in mit eim pengel auff sein knick
der lob sprach waidlich schlag mein hertz vnd oren: — — — &
Das ich meins vatters leer hab gehört vnd verschmecht
darum sint dise straich auf mich pillig und Recht
mit kolben muss man lausen solchen dören: — — — — — — & 26
Aus diser Fabel nem drey leer
Ein mon Erstlich mit iederman sey fridsam
Zwm andern beweis zucht vnd eer
der nachtpaurschafft sey in freuntlich vnd mitsam
Zum dritten acht hab auff sein gut
das er es meer doch mit gerechtem handel
vnd wen er also leben dut
fridlich freuntlich in allem seinem wandel
So erlangt er guet er vnd gunst
pey iedermon auff erden
wer aber hadert zanck vnd greint
dem wirt man feint
das iedermon in scheucht vnd fleucht
des mues er Elent werden: — — — — — — &
Anno 1543 adj 24 septembris

Inn des hans sachsen kurtzen thon
Die Wulffin mit irem Jungen.

1

Ein waidman fraget ich Ein mal der mer
Was fur ein abschid pei der wulffin wer

3, 17. l. zankt.

Wen sy ir Junges von ir hin wolt lassen: — — — — — — &
Er sprach do stet Sy auff ein hohen perck
Vnd warnet das Jung vor allerlei waid werck
Zaigt im in dem wald al verporgen strassen:
Vnd spricht Hör dw ‖ wo dw kumst Zw
Eim der ein kurtz Holtz dreckt den las mit Ru
das foren hat ein lochlein in der spitzen
vermeint ein puchsen von dem fleuch die weit
Wan er Erraicht dich in dem felde preit
Vnd dut dir ein loch in den wolfs peltz schmitzen: — — — &

27 2

Wo auch ein man Zw dir kumpt in dem hag
Der zwaier klaffter lang ein holtz auch trag
daran ein höltzlein voren ist gepunden: — — — — — — &
darmit die wulffin vermaint ein schwein spis.
von dem fleuch weit wan er stech dich gewis
sunst Hinden Ein macht dir ein dieffe wunden: — — — — — &
Auch kumpt Einer ‖ gegangen der
Ein holtz dregt mit vil Zincken hin vnd her
des Erwart nit es haut leichnam gros schartten
Es sticht vnd schneit vor dem fleuch Imer zw
pis in dein loch die weil hab dw kein Ru
darmit maint die wulffin ein Helle partten: — — — — — — &

3

Kumpt aber Einer mit Eim langen holtz
Vnnd drit her durch den wald hoffertig stoltz
dem schleich den nach langsam in allen ecken: — — — — — &
pis er Etwan im walde wird verirt
als den vor Engsten Im not scheissen wirt
den laint er sein lantzen spies an Ein Hecken: — — — — — &
Auff das er scheis ‖ den selben pois
Vnnd mit dein Zennen grimmiclich zw Reis
Darmit lest Sy ir Junges wolfflein lauffen
Das sich mit den ducken zw neren wais
bis Entlich pey dem Kurschner in der pais
Muetter vnd kinder wider kumpt zw hauffen: — — — — — &

2, 9. l. deim leichnam.

ÜBER EINE THIERFABEL DES BABRIUS.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Zwölfter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1865. 8°. S. 228—231.

Babrius (No. 74 Furia, 194 Coray) erzählt eine schöne 228
Thierfabel. Pferd, Stier und Hund kommen vor Frost zitternd zu dem Haus des Menschen. Er öffnet seine Thüre, lässt sie am Feuer sich wärmen und gibt ihnen Futter: dem Pferd Gerste, dem Stier Hülsenfrucht, dem Hund Speise von seinem Tisch. Als Dank dafür überlassen die Thiere dem Menschen einen Theil ihrer Lebensjahre. Das Pferd zuerst, deshalb ist der Mensch in der Jugend übermüthig. Darauf der Stier, darum müht sich der Mensch in der Mitte des Lebens mit Arbeit und sammelt Reichthümer. Der Hund schenkt die letzten Jahre, darum sind die Alten immer mürrisch, schmeicheln nur dem, der ihnen Nahrung gibt, und achten die Gastfreundschaft gering. Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit (Thierfabeln bei den Meistersängern S. 22 [oben S. 390]) angemerkt, dass eine entsprechende, aber abweichende Volkssage in Niederhessen umgeht, die ich in den Hausmärchen (No. 176) mitgetheilt habe. Nachdem Gott die Welt geschaffen hat, bestimmt er als Lebenszeit allen Geschöpfen dreissig Jahre. Damit unzufrieden beklagen sie sich, und der Herr ändert seinen Beschluss. Den Thieren dünkt bei dem elenden Leben, das ihnen zu Theil wird, die Zeit zu lang; darum werden dem Esel achtzehn, dem Hund zwölf, dem Affen zehn Jahre abgenommen. Esel und Affe nämlich treten hier statt des Pferdes und Stiers auf. Jetzt kommt der Mensch, dem dreissig Jahre zu wenig sind. Der Herr legt ihm zu, was er den Thieren abgenommen hat. Demnach lebt der Mensch siebenzig Jahre: wenn seine dreissig herum sind, kommen die achtzehn des Esels; da wird ihm eine Last nach der anderen

aufgelegt. Hierauf die zwölfe des Hundes: da liegt der Mensch in der Ecke, knurrt und hat keine Zähne zum Beissen. Endlich die zehn des Affen: da wird der Mensch ein Spott der Kinder.

229 Ich stehe nicht an, der deutschen Auffassung den Vorzug zu geben; sie ist sinnreicher und innerlich zusammenhängender. Sie geht aus von einer göttlichen Einrichtung bei Erschaffung der Welt, von welcher die griechische Überlieferung nichts weiss, die nur von einem unerwarteten befremdlichen Geschenk handelt, das mit der erwiesenen Gastfreundschaft in keinem Verhältnis steht. Die Thiere haben auch keine Ursache, mit ihrer Lage unzufrieden zu sein; sonst würden sie mit der Hingabe der Lebensjahre kein Opfer gebracht, sondern etwas gewonnen haben. Wenn in der deutschen Erzählung sie unzufrieden mit der göttlichen Anordnung sind und Abänderung verlangen, so muss man bedenken, dass ihnen, wie in der Thiersage überhaupt, Selbständigkeit, Sprache und Vernunft beigelegt werden.

Bei dieser tief eingreifenden Verschiedenheit kann ich eine Abstammung aus der griechischen Fabel, die an sich als eine Abschwächung des Ursprünglichen erscheint, nicht annehmen. Die Frage ist nur: »gehört diese Sage zu jenen alten Überlieferungen, die wir mit anderen Völkern gemein haben, oder ist sie aus einer fremden schriftlichen Quelle zu uns gekommen?« Ich habe sie, so weit ich nachforschen konnte, bei keinem anderen griechischen Schriftsteller, bei keinem römischen oder orientalischen gefunden, auch nicht in den lateinischen und deutschen Fabelbüchern, die von dem Mittelalter bis in unsere Zeit reichen. Um so willkommener war mir eine Nachweisung von Karl Gödeke, dass sie in einem hebräischen Gedicht des Ben Seeb enthalten sei. Genauere Bekanntschaft damit verdanke ich Herrn Professor Wilh. Schott. Der Verfasser (geb. 1764, gest. 1811) heisst vollständig Jahuda Loeb Ben Benjamin Seeb Wolf, wird aber gewöhnlich schlechthin Ben Seeb (Wolfsohn) genannt, und das Gedicht steht in dem fünften Band der Zeitschrift Meassef S. 388—391, der aber als Fortsetzung des vierten (Königsberg 1788) zu betrachten ist. Es ist überschrieben: »Die Lebenstage des Menschen«. In Prosa aufgelöst und etwas vereinfacht ist der Inhalt folgender.

Im Anfang der Welt, nach der Schöpfung, rief der Herr alle Geschöpfe herbei, um jedem das Mass seines Lebens, die Dauer seines Daseins zu bestimmen. Zum Esel sprach er: »dich habe ich zu hartem Frohndienst erkoren; du sollst für und für ein Joch tragen und die Knie biegen, und dein Leben soll dreissig Jahre sein«. Der Esel antwortete: »dreissig in sauerer Arbeit verlebte Jahre sind mir zu viel: schnell werd' ich altern unter den Streichen der Züchtiger. Nimm, o Herr, von der Zahl meiner Jahre zwanzig hinweg«. Es geschah nach seinem Willen, da sein Wunsch gerecht befunden ward. Zum Hunde sprach Gott: »dich bestell ich als Wächter, dass du Tag und Nacht Habe, Haus und Hof des Menschen bewachest. Deine Speise sollen dürre Knochen sein und die Zahl deiner Jahre fünfunddreissig.« »Ach Herr«, hub der Hund an, »wie schwer ist der Dienst eines Wächters und Hüters, der schlaflos das Gut fremder Leute immer bewachen muss! Von den fünfunddreissig Jahren sind mir fünfundzwanzig zu viel.« Zu dem Affen sprach Gott: »du gleichst dem Menschen in allem; nur fehlt dir die Vernunft: ich will dich mitten unter die Menschen setzen, auf dass sie ihre Kurzweil an dir haben; ich weise dir zwanzig Lebensjahre an«. »Zwanzig?« entgegnete dieser, »ach Herr, neige mir dein Ohr und erbarme dich. Lebe ich nur zehn Jahre, so ist dies Zeit genug, wenn man anderen nur zu Spott und Kurzweil dienen soll«. Jetzt kam der Mensch, und Gott sprach zu ihm: »tritt her, du sollst das vollkommenste Wesen sein. Dir sei Weisheit, Verstand und Einsicht gegeben und die ganze Erde zur Beherrschung: alles was du siehst wird dir zu Ehren geschaffen. Mache dich ohne Säumen daran und freue dich meiner Schöpfung; denn nur dreissig Jahre habe ich dir als Lebenszeit bestimmt.« Der Mensch erschrak, als er das hörte. »Ach, zu wenig sind meiner Tage!« rief er aus, »und was hat man am Guten, wenn man nur Augenblicke dabei verweilen kann; ich breite meine Hände gegen dich aus und krümme mein Haupt wie ein Rohr, dich flehend, meine Tage über die bestimmte Zahl zu vermehren und mir noch die Jahre anzuweisen, welche Esel, Hund und Affe verschmäht haben.« »Es geschehe nach deinen Worten«, erwiderte der Herr, »aber

in dem Zeitraum, den du als Zulage bekommen hast, wird dein Loos dem Loose jedes der Thiere gleich sein, deren Jahre du geerbt hast.«

Man sieht die Übereinstimmung mit dem hessischen Märchen. Nur darin tritt eine Abweichung ein, dass die Lebenszeit nicht bei allen gleichmässig auf dreissig Jahre bestimmt wird; denn der Hund soll fünfunddreissig, der Affe nur zwanzig Jahre alt werden. Auch die Kürzung ist verschieden. Dem Esel werden zwanzig Jahre statt achtzehn, dem Hund fünfundzwanzig statt zwölf abgenommen. Diese Änderungen sind nicht gut; denn warum ist dem Hund ein höheres Alter gegeben als dem Menschen? und warum soll der Affe zurückstehen? Es ergibt sich aber daraus die Unabhängigkeit der deutschen Erzählung von der rabbinischen.

231 Ich kann die Quelle des Ben Seeb nachweisen. Ein wenig bekannter französischer Dichter Delaunay (geb. 1695, gest. 1751) gab heraus: La verité fabuliste, comédie, avec un recueil de fables. Paris 1731. Von den funfzig Fabeln ist die erste: Jupiter et les animaux, und diese liegt dem hebräischen Gedicht zu Grund. Es scheidet den Jupiter aus und übersetzt nicht, sondern umschreibt den Inhalt, aber entscheidend ist, dass es die Zahlen beibehält, die das Alter des Hundes und Affen und die Kürzung des Alters angeben. Auch Hagedorn (Werke 2, 115, vom Jahr 1757) hat eine freie Übersetzung von Delaunay, den er nennt, geliefert. Aber woher hat der Franzose den Stoff erhalten? Vielleicht findet sich noch seine Quelle; bis dahin muss ich auf eine mündliche Überlieferung zurückgehen, woher sie mag gekommen sein.

Man hat einen althebräischen Ursprung annehmen wollen, aber ich glaube mit Unrecht. In dem Midrasch Koheleth werden dieselben Altersstufen des Menschen in ihren Eigenthümlichkeiten auf folgende Weise geschildert. »Im ersten Lebensjahre gleicht jeder Mensch einem Königssohne und wird von allen geherzt und geküsst. Im zweiten und dritten gleicht er dem Schweine; er durchsucht alle Löcher, und was er findet, führt er nach dem Munde. Der Zehnjährige gleicht dem Böcklein; denn wie dieses hüpft und springt er. Der Zwanzigjährige ist dem wie-

hernden Rosse ähnlich; stolz schmückt er seinen Leib und sucht eine Ehegenossin. Als Ehemann gleicht er dem arbeitsamen Esel, der einen Sattel trägt. Ist er Vater geworden, so zeigt er sich kühn und aufdringlich wie ein Hund, um Nahrung für sein Haus herbeizuschleppen. Im Alter aber gleicht er dem Affen.« Diese Stelle wird mitgetheilt von Julius Landsberger in den Vorbemerkungen zu den Fabeln des Sophos S. LVIII. LIX. Zugleich wird die Vermuthung geäussert, dass darin die Quelle der griechischen Fabel zu suchen sei. Ein Zusammenhang ist nicht abzuweisen, da Pferd und Hund hier in ähnlicher Beziehung auftreten. Daneben aber erscheinen auch Esel und Affe, die zwar in dem deutschen Märchen, in dem rabbinischen und französischen Gedicht, aber nicht bei Babrius vorkommen. Die griechische und althebräische Auffassung sind daher von einander unabhängig, und das hohe Alter der noch lebendigen Überlieferung ist damit gesichert.

Wilhelm Grimm.

HOLZSCHNITT ZU EINER FABEL.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Elfter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 8°. 1859. S. 594—595.

594 Nachbildung eines nicht schlecht erfundenen, doch roh ausgeführten Holzschnittes, der in einem cammerlandischen Nachdruck von Ulrichs v. Hutten clag und vermanung (in der Berliner Bibliothek aus Heyses Sammlung No. 51) vorkommt. Die cammerlandischen Drucke fallen zwischen 1534 und 1545. K. Gödeke hat mir ihn nachgewiesen und bemerkt (vgl. dessen Gengenbach S. 60), dass das Bild zu der Fabel von des Wolfs und Storchs Weinschenke gehöre, die ich in den Thierfabeln bei den Meistersängern bekannt gemacht habe [oben S. 371 ff.]. Das Bild hat nicht den geringsten Bezug auf Ulrichs Schrift; der Holzstock befand sich ohne Zweifel in der Druckerei und

ward als blosser Zierat, wie dies so häufig in den Büchern jener Zeit geschah, mit abgedruckt. In der reichen Sammlung von Holzschnitten in dem hiesigen königlichen Museum ist vergeblich danach gesucht worden; auch anderwärts habe ich ohne Erfolg nachgefragt. Wahrscheinlich hat er zu einem Fabelbuch gehört, das früher ist gedruckt worden und noch nicht aufgefunden ist. Möglich dass es, wie ich schon vermuthet habe, Müglins Fabeln waren. Auch meine Meinung, dass es ursprüng- 595
lich der Fuchs gewesen, der sich in die Gesellschaft des Storchs begeben, scheint das Bild zu bestätigen: denn das Thier am Weinfass gleicht jenem eher als einem Wolf.

Wilhelm Grimm.

DIE MYTHISCHE BEDEUTUNG DES WOLFES.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Zwölfter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1865. 8°. S. 203—228.

203 Die weite Verbreitung des Wortes Wolf in dem indogermanischen Sprachstamm ist in der Geschichte der deutschen Sprache (S. 332. 333) nachgewiesen. Neben ûlfr erscheint im Altnordischen und Isländischen vargr, im Schwedischen und Norwegischen varg, wo es nicht bloss den Wolf, im Isländischen allgemein jedes Raubthier, sondern auch einen verruchten, gottlosen Menschen bezeichnet. Dies ist wohl die ursprüngliche Bedeutung des seiner Abstammung nach dunkeln Worts (Grammatik 2, S. 262); denn in dieser allein zeigt es sich auch im Deutschen. Ein Räuber, Mörder, Würger, geächteter Verbrecher, Verbannter, Unhold, böser Geist ist der gothische vargs, althochdeutsche warg (Graff 1, S. 980), mittelhochdeutsche warc,
204 altsächsische warag, in den alten Gesetzen wargus, im Angelsächsischen vearh vearg, wo der Verbannte auch vulfheafod, caput lupinum, heisst, weil ihm, wenn er sich erblicken lässt, das Haupt kann abgeschlagen werden, vgl. Rechtsalterthümer S. 396. 955. Auch in slavischen Sprachen kommt das Wort in diesem Sinne vor, böhm. wrah, poln. wrag, serb. sloven. vrag. Der Neuntödter (lanius excubitor) heisst waregengel in den Trierer und Wiesbader Glossen 283 [= Kl. Schr. Bd III, S. 571. 581 f.] wo weitere Nachweisungen gegeben sind, wozu ich noch werckengel aus Maalers dictionarium germanicolatinum 484ª füge; andere Formen findet man in Diefenbachs glossarium latinogerm. 164ª unter currucu. Der Raubvogel wird so genannt, weil er seine Beute, bevor er sie verzehrt, aufspiesst, und durch den besonderen Namen als herumschleichender Mörder bezeichnet. Dasselbe ist wargel in den Leipziger Glossen aus dem 13. Jahrhundert (Mone

Anzeiger 1835) und bei Konrad von Haslau (Haupts Zeitschrift 8, S. 558) 259, im Renner (8689) wergel; noch heute heisst in den salzburgischen Alpen der Grünfink (loxia chloris) wörgl (Hübner, Beschreibung von Salzburg S. 983, Höfer, Östreich. Wörterbuch 3, S. 306). Nemnich nennt den Neuntödter auch Würger, und daran schliesst sich würgel, das ich nur im Apollonius 16119 gefunden habe, wo es den Vorsteher von einem Lupanar bezeichnet. Das althochdeutsche warah (Graff 1, S. 961), mittelhochdeutsch warc (Wernhers Maria 210, 16, Servatius 3221, Heinrich von Türlein Krone 19639, in der letzten Stelle ein Neutrum wie warch bei Ottaker S. 590, aus den übrigen ergibt sich das Genus nicht, der wärg Schmeller 1, S. 154) bedeutet Bluteiter und entspricht dem lateinischen lupus; das ist ein fressendes, krebsartiges Geschwür (Ducange 4, 162ᵇ), französisch loup, wie auch das deutsche Wolf (Frisch 2, 456ᵇ, Steinbach Deutsches Wörterbuch 2, S. 1017) gebraucht wird. Dazu gehört noch Wolf für die beim Reiten oder Gehen wundgeriebene Haut (intertrigo), welche Bedeutung im Anfang des 17. Jahrhunderts Henisch (Deutsche Sprache und Weisheit S. 774) anführt und die noch jetzt bekannt ist. Wölfe nennt man in Schwaben mehrere Dinge wegen ihrer Ausdehnung, Länge, Breite und Dicke, womit meist der Begriff der Stärke verbunden ist, z. B. eine starke, zum Umhauen reife Eiche Schmid Schwäb. Wörterbuch S. 537. Wolf heisst in Basel ein grobes, wollenes Zeug, und die Zunft der Weber, die ein solches Zeug verfertigen, führen einen Wolf im Wappen, Ochs Geschichte von Basel 2, S. 138. Man sieht die mannigfaltigen, doch zusammenhängenden Beziehungen, in welchen das Wort vorkommt. Die wilde Natur des Wolfs, die ihm angeborene Bosheit und Blutgier werden in 203
der Einleitung zum Reinhart Fuchs ausführlich geschildert. Übereinstimmend damit erscheint er auch in der Thierfabel. Wie die Menschen, alter Sitte gemäss, dem in die Welt Ziehenden gute Lehren mit auf den Weg geben, so entlässt die Wölfin ihr Kind mit einer Anweisung, wie es Tücke und Grausamkeit ohne Gefahr ausüben könne. Der Wolf muss als der Feind der Menschen und Thiere betrachtet werden.

Allein er wird auch als ein mythisches Wesen angesehen

und erhält damit eine andere und höhere Bedeutung. Aus Krieg und Kampf erhebt sich die Heldenzeit eines Volkes, die Schonung und Erbarmung nicht kennt und dem ungebändigten Muth den höchsten Preis ertheilt. Schon Homer vergleicht die kämpfenden Helden mit wüthenden Wölfen (Ilias 11, 72. 16, 156. 352), und es ist begreiflich, dass bei den Römern das blutgierige Thier als lupus martius, martialis dem Kriegsgott heilig war und sein Bild auf den Feldzeichen stand (Plinius nat. hist. 10, 4, 5). Eine Wölfin säugt Zwillinge und flösst ihnen, den zukünftigen Herrschern, mit der Milch den kriegerischen Muth ein. Das scheint mir der Sinn der römischen Sage, und ich glaube nicht, dass sie der bildenden Kunst, wie Goethe (31, S. 275) meint, ihren Ursprung verdankt, welche den Gegenstand plastisch zu schätzen gewusst habe. Das hässliche Thier, an dem zwei neugeborene, noch formlose Knaben saugen, ist kein lockendes Bild. In ähnlicher Weise wird auch der heidnische Glaube der Deutschen, die Kampflust des Wolfes, hervorgehoben und ihm damit eine höhere Geltung beigelegt haben. Davon zeigen sich Spuren in den alten, mit wolf zusammengesetzten Eigennamen, die überhaupt die ältesten Begriffe bewahren. Isangrim, der alte, dem Wolf eigenthümliche, aber auch von Helden geführte Name wird zunächst durch scharf wie ein schneidendes Schwert erklärt (Reinhart Fuchs S. CCXCII), aber auch auf einen furchtbaren, schreckenerregenden Helm, den er trägt, gedeutet, der dem altnordischen oegishialmr entspricht; damit würde Wolfhalm (Förstemann Namenbuch S. 1350), Wolfhelm (Alphart 76), angelsächsisch Vulfhelm übereinstimmen. Wulfhraban, unser Wolfram, bezeichnet einen muthigen und zugleich klugen Mann, wie auf Odins Schultern zwei Raben sitzen, allwissende Vögel, die ihm verkündigen, was in der Welt geschieht; nach der Deutschen Mythologie S. 1093 einen Held, dem Wolf und Rabe Sieg weissagen. Wolfgang, lateinisch Lupambulus, Gangulf ist mit waregengel zu vergleichen. In der Deutschen Mythologie
208 wird er als ein Held erklärt, dem der Sieg vorangeht. Sigiwolf der im Kampfe Siegende. Es lag in dem Geist des Alterthums, Menschen, deren Eigenschaften das gewöhnliche Mass überschritt, einen dämonischen Ursprung beizulegen. Der Kaiser

Ortnit sagt zu einem Helden, der im Kampfe unmenschlich wüthet und sogar die Weiber mordet:

dû bist in rehten triuwen eins ungefiuren mannes kint
Ettmüller S. 55.

Die Wölfinge sind ein Heldengeschlecht, dessen Ahnherr wahrscheinlich ein dämonischer Wolf war. In der alten Zeit kommt Wulfing als Eigenname nicht selten vor (Förstemann Namenbuch S. 1344); in dem Volksepos erscheint Hildebrand mit drei Wölfen im Schild als ihr Stammvater. Vor allem zeigt der starke grimme Wolfhart eine unersättliche Kampflust und freut sich den Tod von Königshänden zu empfangen. Dann liegt er, wie die Klage erzählt, mit seinem röthlichen Barte im Blute und hält im Tod das Schwert mit seinen langen Fingern noch so fest, dass man es mit Zangen herausreissen muss. Der Mönch Ilsan sagt im Rosengarten:

ez ist mir angeborn daz ich bin höch gemuot
von den Wülfingen, die hânt ez dicke gehebt:
in stürmen noch in striten wart nie dehein überstrebt.

Das Geschlecht scheint bei allen deutschen Stämmen bekannt gewesen zu sein. Im angelsächsischen Beowulf werden die Vylfingas (461. 471) genannt, in der älteren Edda die Ylfingar (Hyndluljôd 11. Helgakvida Hundingsbana 1. 5, 34. 48. Helgakvida 2 S. 89*), Nachkommen des Königs Sigmund, die an Stärke, Wuchs, Klugheit und Thatkraft alle Männer übertreffen (Sinfjötlalok). Helgi, der Sohn Sigmunds, heisst Freund der Wölfe (varga vini Helgakvida 1, 6, das althochdeutsche Wolfwin), und Sigmund wie sein Sohn Sinfjötli ziehen eine Zeit lang in Wölfe verwandelt umher und vollbringen Freveltaten, wie sie in der Natur des Thiers liegen (Völsungasaga C. 8); ja Sinfiötli hat mit einem Zauberweib neun Wölfe gezeugt (Helgakvida 2, 38).

Weitere Aufschlüsse gestattet das Gedicht von Wolfdieterich. Es ist hauptsächlich aus zwei von einander sehr abweichenden Darstellungen bekannt, die in den Ausgang des 13. Jahrhunderts fallen. Von höfischer Kunst unberührt, bewahren sie, wenn auch Form und Inhalt gesunken sind, doch den lebendigen Ausdruck und den bedeutsamen Gehalt der Volksdichtung. Ihr Werth würde sich höher stellen, wenn ein

Text aus der Zeit des Nibelungeliedes erhalten wäre; denn ohne
207 Zweifel ward das Gedicht, wenn auch kein Zeugnis davon spricht, damals schon gesagt und gesungen. Aber ich gehe noch weiter; ich glaube, dass es nicht bloss in der Zeit des griechischen Kaiserreichs (dort und in Italien ist der Schauplatz der Begebenheiten), sondern, seinen Grundzügen nach, schon in den heidnischen Jahrhunderten vorhanden war. Durch die Einmischung des Christenthums wird die Überlieferung wesentliche Veränderungen erfahren haben.

Das eine Gedicht, in welchem der ungetreue Saben im Gegensatz zu dem treuen Berchtung von Meran auftritt, ist in der Ambraser Handschrift und der dem Kaspar von der Rön beigelegten Umarbeitung erhalten. An sich alterthümlicher und gehaltvoller als das andere, lässt es auch den mythischen Kern klarer durchscheinen.

Dem heidnischen König Hugdieterich zu Konstantinopel wird während seiner Abwesenheit ein Knabe geboren. Nach seiner Rückkehr erregt man bei ihm den Verdacht, als sei das Kind von einem bösen Geist erzeugt. In der ursprünglichen Sage mag diese Angabe Grund gehabt haben, zumal bemerkt wird, die Königin habe das Kind erst kurz vor der Ankunft des ein Jahr lang entfernten Königs zur Welt gebracht. In dem mit diesem in Zusammenhang stehenden Gedicht vom Kaiser Ortnit wird ähnlicher Weise erzählt, Ortnits wirklicher Vater sei der Zwerg Alberich gewesen, der seine Mutter, die in kinderloser Ehe einen Erben ersehnte, unsichtbar überwältigt habe. In unserem Gedicht wird es ein dämonischer Wölfing gewesen sein. Wunderzeichen deuten gleich auf ein ungewöhnliches Verhältnis. Als die Königin, obgleich Heidin, einer göttlichen Stimme folgend, das Kind von einem christlichen Einsiedler heimlich taufen lässt, erblickt sie ein Kerzenlicht über dem Wasser, was auf einen Alp zu deuten scheint. Frühe schon zeigt der Knabe übernatürliche Kräfte; vierthalb Jahr alt packt er den Hund, der ihm das Brot aus der Hand zückt, und schleudert ihn an die Wand. Man räth dem König, das Teufelskind zu tödten, das einmal Land und Leute verderben werde. Er weist den Vorschlag anfangs zurück, aber der ungetreue Saben

treibt ihn dazu an, indem er den Verdacht bestätigt. Hugdieterich entschliesst sich endlich, den bösen Rath zu befolgen. Der Herzog Berchtung erhält den Auftrag, das Kebskind heimlich umzubringen, und wird durch Drohungen gezwungen, ihn anzunehmen. Der König nimmt es in der Nacht der schlafenden Mutter weg und übergibt es ihm. Während er es fortträgt, spielt es mit seinem glänzenden Schwert. Er trägt es in eine 208
Wildnis, kann es aber nicht über das Herz bringen, es zu tödten. Er setzt es an einen Brunnen, in dessen Mitte Rosen stehen, und denkt, wenn ihm der Tod bestimmt sei, so werde es nach den Rosen greifen, in das Wasser fallen und sich selbst ertränken. Auch Romulus und Remus werden in einer Mulde an das Ufer der Tiber ausgesetzt, weil sie darin umkommen sollen; ich merke das an, weil sich die Verknüpfung mit der römischen Sage in der Folge noch deutlicher zeigen wird. Berchtung bleibt nicht bei dem Kind; er versteckt sich in ein Gebüsch, von wo er es sehen kann. Es sitzt den ganzen Tag bei dem Brunnen, ohne Nahrung, aber nach den Rosen greift es nicht. Als die Sonne sinkt und der Mond durch die Wolken bricht, kommen Wölfe heran mit aufgesperrtem Rachen: doch sie geben dem Kinde Frieden und thun ihm nichts zu Leid, ja sie legen sich im Kreis um es herum, offenbar um es vor dem Wasser zu hüten. Ihre Augen brennen wie Kerzenlicht; das Kind greift ihnen hinein, und sie ertragen es geduldig. Es läuft zwischen ihnen herum, und wenn einer der Wölfe sich sein erwehren will, so schlägt es, das kleine Kind, ihn nieder. Bei dem Anbruch des Tages laufen die Wölfe wieder fort. Man sieht, es sind Nachtgeister, die sein unsichtbarer Vater ihm zum Schutz gesendet hat. Plinius weiss von den glänzenden Augen: nocturnorum animalium, veluti felium, in tenebris fulgent radiantque oculi, ut contueri non sit, et caprae lupoque splendent lucemque iaculantur hist. nat. 11, 37. Auch das Aufsperren des Rachens hat Bedeutung; der Wolf Fenrir sperrt bei dem Weltende den Rachen auf, soweit Raum ist zwischen Himmel und Erde, und Feuer brennt aus seinen Augen und Nasenlöchern (jüngere Edda Cap. 51). In dieser Erzählung von der Aussetzung des Kindes ist ein Stück alter und schöner Dichtung

erhalten. Berchtung kommt, nachdem sich die Wölfe entfernt haben, aus seinem Versteck hervor, erkennt eine höhere Macht, die über dem Kind waltet, und spricht: wærest dû des tiuvels barn, dû wærest von den wolven erstorben und vervarn. Er gibt ihm jetzt den Namen Wolfdieterich, nimmt es auf den Arm und trägt es in die Wildnis zu einem Jäger, wie Faustulus den ausgesetzten Romulus fortträgt und auferzieht. Der Knabe hat bei seiner Taufe ein seidenes Hemd empfangen, das ihn nicht bloss im Kampfe, auch gegen Wasser und Feuer schützt. Jedes Jahr soll er eines Mannes Stärke mehr erhalten und fünfzig Jahre leben. Schon dadurch ist er aus dem Kreis gewöhnlicher Helden herausgetreten. Er überragt bald andere
209 Knaben im Wuchs und zeigt seine wilde, ungebändigte Natur. Den Jäger, der ihn auferzieht, rauft er, dass er entfliehen muss, und dessen Frau muss sich vor ihm verbergen, wie sich Faustulus und sein Weib der überlegenen Kraft der römischen Zwillinge fügen. Als Berchtung ihn dann nach Konstantinopel bringt und Hugdieterich ihn liebkosen will, stösst er ihn mit dem Fusse weg. Berchtung muss ihn wieder auf seine Burg hinwegführen, wohin auch, nach des Königs Tod, die Königin, auf Sabens Anstiften, von den zwei jüngeren Söhnen verstossen wird, weil Wolfdieterich als ein uneheliches Kind keinen Theil an der Erbschaft haben könne. Wolfdieterich zieht aus und kommt bald mit geisterhaften Wesen in Berührung; er reitet einsam in einer Wüste, da hört er einen furchtbaren Ruf und glaubt, es sei das Geschrei des Teufels. Er will ihn aufsuchen und gelangt an des Meeres Ufer, wo die Wellen an die Steinwand schlagen: wahrscheinlich hatte er das Brausen für das Geschrei des Teufels gehalten. Auf einem Blumenanger unter einer Linde schläft er kraftlos ein. Da steigt ein gräuliches Meerweib aus dem Wasser und nimmt dem Schlafenden sein Schwert. Als er erwacht, tritt sie heran und bietet ihm drei Königreiche an, wenn er sie zum Weib nehmen will. Er weigert sich, weil der Teufel zur Hochzeit kommen könnte. Da wirft sie die Schuppenhaut ab und ist das schönste Weib, wie die Sonne leuchtend. Alles, was vom Meer bedeckt ist, steht in ihrer Hand, und die Wassergeister sind ihr unterthan; sie

ist der griechischen Thetis vergleichbar, die sich zu Peleus gesellt und seine Umarmung sucht. Sie gibt dem Held eine Wurzel, wovon er und sein Ross Kraft und Stärke wieder erlangen. Dann wollen ihn noch andere Göttinnen durch Wunderdinge bei sich festhalten. Er bewährt überall die grösste Tapferkeit, wobei er die Natur dämonischer Wesen zeigt, in denen das Gute und Böse nicht getrennt ist. Vor seinem Ende wird er von Geistern gemartert und in die Hölle geführt, aber Gott steht ihm bei und rettet seine Seele.

Das andere Gedicht, das sich in der Anlage schon dadurch wesentlich unterscheidet, dass der ungetreue Saben, der Gegensatz des getreuen Berchtung, darin unbekannt ist, hat einen grossentheils ganz verschiedenen Inhalt. Ich habe ausser der schon abgedruckten Wiener und der von Hagen besessenen Handschrift auch die Heidelberger und Öhringer, die besser und vollständiger sind, in Müllenhoffs Abschriften benutzen können. Ich halte diese Darstellung für eine etwas spätere, mit Abenteuern überfüllte, doch in nicht wenigen Theilen noch von dichte- 210
rischem Geist belebte Fortbildung der Überlieferung, welche auf eine Verherrlichung Wolfdieterichs ausgeht. Die Sage von Romulus ist weiter eingedrungen, und das Mythische tritt mehr zurück, ist aber nicht ganz verschwunden.

Hugdieterich, König von Konstantinopel, schön und jugendlich, erzeugt, als Jungfrau verkleidet, einen Knaben mit Hildegund, einer Königstochter, die in einen von Mauern und Graben umgebenen Thurm eingeschlossen ist, weil sie unvermählt bleiben soll. Damit stimmt, dass Mars den Romulus mit der Vestalin Rhea Silvia in einer Höhle erzeugt, in welche sie vor einem Wolf geflüchtet war. Aus Furcht vor Entdeckung wird das neugeborene Kind gleich ausgesetzt. Ein Wolf findet es im Gebüsch und trägt es zu seiner Höhle, worin die Wölfin mit vier erst vor drei Tagen geworfenen Jungen liegt; es soll ihnen zur Speise dienen. Aber die Jungen saugen noch an der Wölfin, können noch, noch blind, das Kind nicht sehen; es bleibt also unverletzt. Der Vater der Hildegund jagt am anderen Morgen in dem Wald, und die alten Wölfe werden in der Höhle erstochen. Man findet darin das weinende Kind und bringt es

zu dem königlichen Hof. Die Erzählung ist insoweit nicht wahrscheinlich, als die blinden Jungen noch kein Fleisch geniessen, aber die alten Wölfe das Kind auffressen konnten. Die Wölfin musste das Kind gesäugt haben, wenn etwa in einer früheren Sage der König nicht gleich den nächsten Morgen, sondern erst nach einigen Tagen in dem Walde jagte. Das Kind wird getauft, und weil es bei den Wölfen ist gefunden worden, erhält es den Namen Wolfdieterich; einer seiner Pathen ist der Graf Wülfin, womit wohl ein Wülfing gemeint ist. Der Knabe kommt bei der Vermählung der Mutter zu seinem Vater nach Konstantinopel und zeichnet sich schon als Jüngling im Kampfe gegen die Feinde aus. Nach Hugdieterichs Tod wollen seine beiden jüngeren Brüder ihn als Kebskind von der Erbschaft ausschliessen. Dass er von einem Alp abstamme, wird nicht gesagt, aber es könnte darauf deuten, wenn in der Heidelberger und Öhringer Handschrift der jüngere Sohn sagt: in wirkt bî mîner muoter ein grâve, hiez Wülfin, wofür in Hagens Handschrift steht: er ist funden ze walde bî jungen wolvelîn. In vielen Abenteuern und Kämpfen bewährt er sich immer als Held, er treit zuo allen ziten eins wilden lewen muot, aber die wolfartige Wildheit, die das erste Gedicht ihm beilegt, ist völlig abgestreift. Der Kampf mit seinen Brüdern um die Herrschaft kann mit dem Zwist des Romulus und Remus verglichen werden.
211 Er heisst der treue Wolfdieterich, weil ihm die Sorge für seine elf Gefangenen und zusammengeschmiedeten Dienstmänner und ihre Erlösung höher als alles steht. Ich finde noch Hinweisungen auf die ursprüngliche Bedeutsamkeit des Namens. Er sagt (Str. 876 Hagens Handschrift und 6435 Heidelberger und Öhringer), Dieterich sei er getauft, sein anderer Name sei Wolf, und es wird von ihm erzählt, sie (die Mönche) nanten in mit zwên namen Wolf und Dieterich (8670 H. und Ö.). Dem Ortnit, mit dem er kämpfen will, ruft er zu: iuch wil der wolf bestân! (2329 H. und Ö.). Belian, der ihn nicht kennt, fragt, ob er Wolfdieterich sei, von dem ihm sei prophezeit worden, indem er den Nachdruck auf Wolf legt. Dieser will den Namen verschweigen und antwortet:

wer wære der kristenman der von wolven wære geborn?
ich bin ein werder ritter; daz wil ich hiute bejagen.
(4718. 4719 H. und Ö.)

In dem alten Druck von 1509:

welher ritter riche ist von wolven geborn?
min name ist verholet.

Wahrscheinlich will er damit die Abstammung von einem Wölfing zurückweisen. In Hagens Handschrift lautet die Stelle:

waz sagestû hie von wolven die dâ loufent ze holz?
ich bin von alten Trôjen ein ritter alsô stolz. Str. 635.

Ähnlich fragt in dem Hildebrandslied (Str. 14. 15) der Vater den Sohn:

bistû ein Wülfinc vil lihte,
sô möhtestû wol genesen.

Der Sohn antwortet:

Wülfinge daz sint wolve,
die loufent in dem holz.

Auch der Verkehr mit den geisterhaften Wesen ist nicht unterdrückt. Die Meerkönigin des ersten Gedichts heisst hier die rauhe Else. Sie herrscht nicht wie jene in der Tiefe des Meers, aber sie besitzt ein Königreich, die alte Troje, und versteht Zauberkünste. Sie versenkt ihn in Schlaf und schneidet ihm Nägel und Haar ab, dass er wie ein Thor im Walde umherlauft. Aber Gott sendet einen Engel, der ihr mit dem Tode droht, wenn sie den Helden noch länger in diesem Zustande lasse. Jetzt sucht sie ihn auf und löst den Zauber; aber er bleibt schwarz am Leibe. Sie bietet ihm ihre Minne an; er verschmäht sie, da sie eine Heidin ist und mit einer rauhen Haut bedeckt. Sie führt ihn über Meer nach der alten Troje. 212
Dort badet sie sich in einem verjüngenden Brunnen, der halb kalt, halb warm ist, wirft die rauhe Haut ab und ist das schönste Weib. Auf ihr Geheiss steigt er gleichfalls in das Wasser und kommt in seiner jugendlichen Gestalt wieder heraus. In der Taufe erhält sie den Namen Sigeminne, und er vermählt sich mit ihr. Auf römische Sage deutet das schicksalverkündende Buch der alten Sibylla, das die heidnische Zauberin Marpalie besitzt.

Wir müssen den Blick noch auf die altnordischen Mythen richten, die erhalten haben, was bei uns untergegangen ist. Die Edda legt dem Wolf einen dämonischen Ursprung bei. Loki erzeugt mit dem Riesenweib Angurboda den Wolf Fenrir (Hyndluljód 37, jüngere Edda Cap. 34), der den Mond verfolgt und zu verschlingen droht. Nach einer anderen Erzählung (jüngere Edda Cap. 12) gebiert ein altes Riesenweib viele Söhne in Wolfsgestalt. Der gewaltigste heisst Mânagarmr (Mondwolf), der mit dem Fleisch der Gefallenen gesättigt wird. Von diesem Weib stammen auch die Wölfe Sköll und Hati (Grimnismâl 39), welche die Sonne begleiten: jener folgt ihr in das Meer, dieser eilt ihr voraus. Eine oder zwei Nebensonnen, die sich zuweilen in einer dichten Wolke zeigen, werden noch jetzt in Seeland, Norwegen, Island und Westgothland Sonnenwölfe genannt (Molbech Dansk dialectlexicon S. 533). Kommt das Weltende, die Wolfzeit (Vargöld Völuspâ 46), so verschlingt Sköll die Sonne, Hati den Mond (jüngere Edda Cap. 51). Vielleicht in Beziehung darauf wird Odinn in der jüngeren Edda des Wolfes Feind (ólfs of bagi 2, 238) genannt. Die Verbreitung dieses Glaubens, der sich bei Fischart noch zeigt, ist in der Deutschen Mythologie nachgewiesen; in der Bretagne sagt man noch heute von dem Vertriebenen, er vertheidige den Mond gegen den Wolf (Villemarqué Barzas-breiz 2, S. 420). Die Esthen glauben, dass der Wolf nicht von Gott, sondern von dem Teufel geschaffen sei.

Die Beherrscher des Himmels reiten auf Wölfen (Hrafnagaldr 10), wie ein Zauberweib, das Schlangen zu Zäumen gebraucht (Helgakvida Hjörvards sonar. S. 80° Munch), und die Höhlenbewohnerin Hyndla hat Wölfe in ihrem Stall. Sie sind Odins wie der Nornen Grauhunde (Vidris grey valgjörn Helgakvida Hundingsbana I, 13. Grey norna Hamdis mâl 28) und verzehren die im Kampf Getödteten. Noch Hans Sachs sagt, dass Gott die Wölfe zu seinen Jagdhunden erwählt habe. Wie an der Wolf dem Mars heilig ist, so hat Odinn zwei Wölfe Geri (vorax) und Freki (ferox), die er mit Eberfleisch von seinem Tische füttert (jüngere Edda Cap. 31). Sigurds Mörder werden durch gebratenes Wolffleisch aufgereizt (Brynhildarkvida 4, Völsungasaga Cap. 30 Rafn.). Zugesendete Wolfhaare warnen

vor Gefahr (Atlakvida 8), und das Geheul des Wolfs und sein Voranschreiten verkünden Sieg (Sigurdarkvida 2, 22).

Ich berühre nur die Sage von dem Werwolf (λυκάνθρωπος), die in der Deutschen Mythologie (S. 1047. 1048) erörtert ist; schon Herodot und Plinius haben sie gekannt. Auch in tartarischen Heldenliedern wird von einem Chan erzählt, der als Mensch und als weisser (glänzender) Wolf leben kann und daher Wolffürst (Bürüchan) heisst, s. Schiefner Tartarische Heldensage S. 372. Der Mensch nimmt, so lange er eine Wolfshaut, einen Zauberring oder Zaubergürtel trägt, Gestalt und Natur des Wolfs an. Ein Wolfsbalg (Vargsbelgr Hrafnagaldr 8) ist daher ein verderbliches Geschenk. Einen Wolfspelz anlegen heisst noch heute Gewalt brauchen und im Gegensatz den Fuchspelz anlegen listig handeln.

Es ist noch übrig, die nicht seltenen Hindeutungen auf die mythische Natur des Wolfs, so weit ich sie habe auffinden können, zusammenzustellen.

Christlichen Völkern war es ein böser Geist, ja der Teufel selbst. Dieser wird daher bei Avitus infernus lupus, bei Gregorius Magnus seelenraubender Wolf, bei Dietmar von Merseburg lupus vorax, in Cnuts Gesetzen vôdfreca verewulf genannt (Deutsche Mythologie S. 948, Édélstan du Méril poésies inédites du moyen âge S. 111. 112, wo noch andere Stellen beigebracht werden): dann palowes ware (Hymni lat. 21, 6. 3.), ubiles ware (Gl. Iun. 258), der ubele helleware (Graff 1, S. 980), der ungehiure hellewolf (Haupts Zeitschrift 5, S. 520. 191), Höllenwolf (Simplicissimus 2, 72). So heisst er auch geradezu im lateinischen Reinardus infatuatus satan 2, 238, satanas insatiatus 3, 24. Im Musqilli bezeichnet ware den Antichrist., der mit Elias bei dem Weltende kämpft,

der warch ist kiwâfant: danne wirdit unter in wik arhapan 43.

Im Heljand ist warag der vom bösen Geist besessene Judas 157, 2, in folgenden Stellen im Allgemeinen ein Unhold, Bösewicht:

du bist niht kint, du bist ein ware:
din wisheit ist unmenneschlich Kindheit Jesu 102, 30.

Im Iwein kommt ein Riese heran, der seine nur mit schlechten Hemden bekleideten Gefangenen misshandelt; dann heisst es:

214 si treip ein warc (Zwerg) der si sluoc
mit siner geiselruoten
daz si über al bluoten 4992—4930.
dà mite verriete uns der warch,
her (Ulysses) was listich unde karch Äneide 45, 24.
und saget mir wes ist daz wip,
mìn kint (meine Tochter) ein ungetriuwer warc? Lanzelet 1139.
der (Maraduc) kan zoubers michels mè
dan ieman in den richen,
mit dem suln wir beswichen
Falerînen den kargen
mit allen sinen wargen das. 6992—6996.
daz bediut die hellewargen,
die gitlichen argen,
die ir guot zesamne habent
und ez verbergent und vergrabent
vor gote und vor den liuten;
die verliesent michel trinten Haupts Zeitschrift 7, 376.

Anzumerken ist hier das lateinische lupula als Schimpfwort für Hexe, Unholdin.

Wie man sich scheut, den Teufel zu nennen oder an ihn zu denken, weil er dann erscheint, so gilt das auch von dem Wolf. Bekannt ist das römische lupus in sermone, lupus in fabula, das ursprünglich in diesem Sinn wird gegolten haben. Dem entsprechen deutsche Sprichwörter.

sô man den wolf nennet
sô er zuo drenget Sprichwort aus dem 14. Jahrhundert in Wackernagels Lesebuch 1. 835, 7.
Wenn man den Wolf nennt,
so kommt er gerennt Frisch Wörterbuch 2. 456ᵃ.
Wenn man des Wolfs gedenkt, so kömmt er 1, 732.

A. Gryphius (1698) Steinbach Deutsches Wörterb. 2, 1017.

Wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit
Simrock Sprichw. 11804.

Wenn man vom Wolf redet, guckt er über die Hecke 11805.
Der Wolf ist in den Hecken
Alberus novum dictonarii genus (1540) Ziij.

Wenn man von dem Wolf redet, sieht man von ihm den Schwanz
Simrock Sprichw. 11805[a].

Franz. quand on parle du loup, on en voit la queue. 215

Dieser Gedanke liegt zu Grunde, wenn Seb. Brant sagt:

ich schweig, der wolf ist nit verr Narrenschiff 111, 61.

Man gebraucht auch, wie beim Teufel, wenn man ihn nennen muss, z. B. ein anderes Wort, das böse Ding Stieler Sprachschatz (1691) 318. In Agricolas Sprichwörtern heisst es, er verstummt als habe er den Wolf gesehen: man glaubt nämlich, der Mensch verliere die Sinne und werde heiser, wenn der Wolf ihn zuerst erblicke (Petri Sprichw. Bbbiij. Panzer Bair. Sagen S. 298). Dieser Aberglaube war auch den Römern bekannt; daher bei Virgil (Ecl. 9, 53): lupi Moerim videre priores, Möris kann nicht sprechen. Damit soll der Schrecken angedeutet werden, den man bei dem Anblick des Thiers empfindet und der es unmöglich macht, zu schreien und Hilfe herbeizurufen.

Er ist unersättlich wie die Hölle: insatiatus ward er schon vorhin genannt. Es ist nicht bloss sein Hunger, der ihn treibt, es ist die Lust am Morden. Daher heisst es von Herodes, der die unschuldigen Kinder aufsuchen lässt, der wolf was mit zorne bevangen Wernhers Maria 209, 6.

daz mac wol sîn ein heilic zît,
so der wolf den schâfen fride gît Freidank 137, 1718.

Er würgt dreissig Lämmer und frisst nur ein halbes (Liedersaal 3, 429. 430). Wenn er in einen Schafstall kommt, so lässt er sich nicht genügen, eins zu zerreissen für seinen Hunger, er tödtet sie alle (Wolfsgesang bei Schade Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit S. 11). Der Wolf schnappt noch nach dem Lamm, wenn ihm die Seele ausgeht, sagt das Sprichwort (Petri Pv.). In dem Gedicht von dem räuberischen Helmbrecht heisst einer Wolfesdarm,

ez si kalt oder warm,
roubes wirt er nimmer vol.
diupheit tuot im sô wol,
des enwirt er nimmer sat:
einen fuoz er nie getrat
ûz der übele in die güete.

im strebet et sin gemüete
gegen der übeltæte
als diu krà tuot zuo der sæte 1222—1230.

Fischart fragt, welche Wölf zerreissen mehr? und antwortet die unersättlichen, Gargantua 52ᵇ. Wolfshunger, Wolfsmagen
216 heisst der krankhafte Hunger, der auch Pferde befällt, Uffenbach neues Rossbuch (1603) 2, 159.

Er kann, wie der Teufel, seine Natur nicht ablegen.

swie dicke ein wolf gemünchet wirt,
diu schâf er drumbe niht verbirt Freidank 138, 19. 20.
ein wolf was siech; do er genas,
er was ein wolf als er ê was 137, 20ᵃᵇ.

Dafür in einer Handschrift,

der tivel eins kranc was; do er genas,
dô was er bœser dan er vor was.

und in der lateinischen Übersetzung

cacodæmon ægrotabat,
monachus fieri volebat,
sed tandem, cum convaluit,
mansit ut antea fuit.

wenn der wolf in der gruben ist, so thut er ein gelübde, er wolte ein heiliger mann werden, wenn er los werde. Petri Sprichw. Bbbiij.

In einer Thierfabel wird erzählt (Reinhart Fuchs S. 333—341), wie bei dem Wolf alle Lehre vergeblich ist, wie er, von der Schule als Dieb weggelaufen, wieder zum Raub feister Rinder sich wendet und von seinem Vater dazu ermuntert wird. So auch das Sprichwort: lam lam ist des Wolfs Vesperglocke, dessen Verbreitung Wackernagel nachgewiesen hat (Haupts Zeitschrift 6, S. 286) und das in Kirchhofs Wendunmuth lautet:

lehr ein wolf beten, wi du wilt,
nicht mehr denn lamb lamb! bei ihm gilt 277ᵃ.

Spervogel überliefert zwei hierhergehörige Fabeln.

ein wolf unde ein witzic man
sazten schâchzabel an:
si wurden spilnde umbe guot,
der wolf begonde sînen muot
nâch sînem vater wenden.
dô kom ein wider dar gegân:
dô gab er beidiu roch umb einen venden.

Minnes. Frühl. 27, 20—26.

Er achtet nicht auf das Spiel und den Gewinn, er denkt wie sein Vater nur auf den Raub, und als ein Widder daher kommt, so giebt er den Roch, den wichtigen Elephanten, für den Venden, den geringfügigen Bauer, um nur seine Beute zu verschlingen. 217

Eine Verarbeitung des Spruchs S. 239. 240.

ein wolf sine sünde flöch,
in ein klöster er sich zôch,
er wolde geistlichen leben.
dô hiez man in der schâfe pflegen:
sît wart er unstæte.
dô beiz er schâf unde swin:
er jach daz ez des pfaffen rüde tæte 27, 27—33.

Wenn der Wolf die Gänse beten lehrt, so frisst er sie auch für das Lehrgeld. Petri Sprichw. Bbbiij.

Wenn der Wolf psalmodiert, gelüstet ihn der Schafe Simrock 11790.

Noch andere Stellen deuten auf seine Unverbesserlichkeit.

ouch tuot nâch sîme künne der wolf Meisener MSHag. 3, 86ᵃ.
und trüege ein wolf von zobel ein hût
nâch künne er lîhte tæte Minnes. Frühl. 244, 59. 60.

Bei Freidank lautet dieser Spruch,

slüffe ein schale in zobeles bale,
dennoch wære er drinne ein schale 49, 19. 20.

der wolf hât die natûre an sich, nâch roube er strelet
MS. 2, 234ᵃ: vgl. MSHag. 3, 88ᵃ.

waz sol der wolf ze kôre? Boppe MS. 2, 234ᵇ.

Der Wolf geht ehe zum Stall (Schafe zu rauben)
denn zu eines Fürsten Saal Petri Sprichw. Pv.

So hielt ers (das Versprochen) gar wenig, sondern bekehrte sich als ein junger Wolf Melissus Salinde (1718) 168.

Der Wolf erzeugte nie ein Lamm
Kirchhofer Schweizer Sprichwörter S. 302.

Das französische Sprichwort sagt, le loup mourra dans sa peau, ändert sich nicht.

Wie zwischen dem Teufel und Menschen, herrscht zwischen dem Wolf und Menschen unversöhnliche Feindschaft. Der Wolf stellt ihm nach, und der Mensch weiss, dass er verloren ist, wenn er von ihm angefallen wird.

swer den wolf ze hûse ladet, der nimt sin schaden
Spervogel 23, 23.

si slûgen daz in zû quam.
want si wären in gram
als den wilden wolven Äneide 195, 23.
218 den zweien bin ich vint als einem wolve Beneke Beiträge 2, 421.
swaz dem wolf komt in die kel,
daz ist allez gar verlorn Reinhart Fuchs 308, 1547.
man sol mit den liuten wesen,
mit wolven niemen kan genesen Freidank 135, 13.
der Schriber und der Biterolf
die sæhen lieber bi in einen wilden wolf Lohengrin S. 225.
man sprichet »swen der wolf rach,
der ist wol gerochen«
Ulrich v. Türheim Wilhelm Pfälz. Handschrift 152ᵃ.
er sprach »des wil ich in swern,
die wolve müezen mich verzern! wie »der Teufel soll mich holen!«
Gesammtabenteuer 2, 182, 288.

Treulosen Menschen wird wölfische Gesinnung beigelegt.

Das eddische Sólarljód sagt
úlfum líkir þikkja allir þeir
sem eiga hverfan hug 31.
nu was ein pfalenzgrâve Arnolf
geheizen an den triuwen ein wolf Albertus St. Ulrich 801.
werltliche rihtære
daz sint widervehtære
gotes und aller guote:
die tragent wulvin gemuote,
si bebirsent swaz si mugen bejagen,
diu triuwe ist garliche erslagen
Heinrich Gemeines Leben 263—268.

swer noch wolves triuwe hât,
den soll man schiuhen: dast min rât Reinhart Fuchs 327, 983.
sin (des Ungetreuen) wolflich lîp hât hennen fuoz
Der wilde Alexander MS. 2, 223.

die kuniginne uberez lant
die was Lupâ genant,
daz spricht zu dûte ein wulvin,
als si wol ouch mohte sin,
wande sie valsch was genuoc. Passional 220, 68—72 Hahn.
Lupâ die kuniginne
vil gar in wolves sinne
hete in ubelez gedâht 221, 1—3.
219 daz sprach die kuniginne
aber in wolves sinne 222, 26, 27.

und iz was ein kunig in Galicien, der was under der gewalt Herôdes, dirre hâte ein wip di was sô bôse daz man si hiez die wulvinne.
Herman von Fritzlar 167, 22.

Ebenso von Grausamen und Hartherzigen. Gerlint· heisst darum in der Gudrun mehrmals diu wülpinne 1015, 1. 1280, 1. diu alte wülpinne 1052, 1, aber auch diu tiuvelinne 1282, 1, 1361, 4, diu übele tiuvelinne 996, 1. Dido spricht zum Äneas:

ir wordet under wolven gezogen,
û erbarmet daz niet
daz ir mich sus queln siet.
ich wâne ûr herze ist steinen
daz ir mich sus lât weinen Heinr. v. Veldeke 71, 40—72, 5.

Falsche erscheinen nach dem biblischen Ausspruch (Matth. 7, 15) äusserlich als Schafe, innerlich sind sie Wölfe. Der Antichrist sendet falsche Propheten vorauf:

die selben truginære
werdint wite mære
daz sie sin guote liute:
iedoch steckit in der schâfinen hiute
daz wulvine herze Antichrist 111, 34.

Falsche Spieler und Spitzbuben nenneten vor Zeiten die Landsknechte Wölfe darum, dass sie die Einfältigen (Landsknechte) wie die Wölfe ein Schaf berückten, Kirchhof Militaris disciplina (1602) 139. Welcher ebenfalls einen Fuchsbalg trug, im Leib aber ein Wolfsherz hegete Melissus Salinde (1718) 70.

unmenschlich liute sint leider hiute,
die wülvîn (wolves Frankf. Handschrift) herzen in menschen hiute
hânt verborgen und selten immer
werdent frô, wan leider ie grimmer
ir herzen werdent die wile si lebent Renner 21369—21372.
ieglich crêatiure erkennet wol ir zit,
niht wan diu tier in menschen hiute
diu sint gotes widerstrît.
ûzen mensch und innen wolf. nu friz das lamp Marner MS. 2, 171ª.
den friunden wolf, den vinden schâf Stolle MSHag. 3, 5ª.
innen wolf und ûzen schâf,
daz sint die in ir herze valsch mit listen tragent verborgen 220
MSHag. 3, 375ᵇ.

reine frowen niht trahten
ûf einen sô reht ungeslahten,

der sich erzeige in lammes schin.
so er denn aller best solt sin,
sô tuot er eines wolves zuc,
ach den ungetriuwen tuc
solt got selbe rechen Liedersaal 2. 424. 171—176.

Der Wolf ändert wohl seine Haut, aber nicht seinen Muth
Petri Sprichw. Pr.

Oft ist ein Wolfes Herz bedeckt mit Schaffellen
Simrock Sprichw. 11788.

Gregôrie bâbest, geistelicher vater, wach und brich ab dînen slâf,
du wende daz in frömeder weide iht irre loufen diniu schâf:
ez wahset junger wolve vil in tugentlicher wât
Bruder Wernher MSHag. 2, 227ᵇ.

gelîhsenheit die got verbôt
diu ist mit in gekrœnet,
diu treit nu geistlich wæte
und wülvet ûz des herzen dunst Frauenlob S. 147, 14—17.

Der Grausame ist blutdürstig wie der Wolf.

in winkeln, under benken,
suochten sin mitten swerten,
wande sî sins tôdes gerten,
alsam der wolf der schâfe tuot;
vor zorne tobet in der muot Iwein 1336—1380.
sin hirte ist zeinem wolve worden under sinen schâfen
Walther 33, 30.

ein valscher nider der min leben sträfe,
der tuot gên mir alsam der wolf tuot gegen dem schâfe
Meisener Altmeistergesangb. 44ᵃ, 35.

wie lange wiltu slâfen?
stant ûf: ez schriet wâfen!
Ceciljenlant, Calaber, Egipten, Kriechen klagen:
des stuoles wolf stêt vor des riches schâfen.
Britanjen beitet diner kunst:
wol ûf, ez ruofet dir.
zuch nû daz swert, Johannes (Papst),
entbint den wolf des bannes.“
sol er des riches schâf nu von der weide jagen?
daz rich ist unbewart von vorht des mannes.
Frauenlob S. 194, 1—12.

Die Bösen nehmen die Sitten des Wolfes an.

ich meine dich, Benjamin,
du noch hâst wolves sin.

den roup izzist dù fruo,
den roup teilest dù ouch spâte Genesis 82, 26.
die recken dâ niht liezen
sin weinten bitterliche,
sam tâten algeliche
die in der reise wären.
wer kunde der gevären
durch sine wolfliche site,
der dâ trûren vermite? Lanzelet 6850—6854.
in schûf vil ubelen geniez
des valschen mannes willekur,
der ê gewesen was dâ vur,
wande in der tûvel sante.
sin herze er darûf wante
daz er lief als ein wolf toben
an den gûten Jâcoben Passional 262. 82—88 Hahn.
möhten siz geràten (wie gerne si daz rieten!)
daz man guote fröide über al müeze lân,
sô müeze man sam die wolve sich gehân
Herzog v. Anhalt MS. 1. 6ᵇ.
swelch fürste nâch dem keiser gât
dem gliche als ern mit triuwe meine
und ûf in prüevet valschen rât,
der hât sich zim in wolves wis gesellet
Bruder Wernher MSHag. 2, 234ᵇ.
wes wænt der künic, wes?
in dunket lihte und wænet des,
daz wir wilde wolve sin Heinr. v. Freiberg Tristan 2037—2039.
maneger ist als zagehaft daz er erschrecket,
swenn er siht den fremden gast, als ein wilder wolf er blecket
Meisener Altmeistergesangb. 38ᵃ.
ir bizent umb iuch als ein wolf Liedersaal 3, 121, 10. 222

Die leichtfertige Dirne, die lateinische lupa, ist wild wie der Wolf.

ein wîp durchliuhtec unde fin
diu sich vor allem wandel hât gefriet
und sich in staete wirde hât gezwiet,
der sol man billich hölder sin
dann einem tumben riberlin,
diu sich vor mannen noch vor wiben schamt
und als ein wilder wolf ist ungezamt Winli MS. 2, 24ᵃ.
die babylonsch hur dahindn steckt,

ihre wulfsklawen herfür reckt,
die muss man ihr abhawen Volkslied von 1628 bei Soltau 1, 472.

Tückische, wüthende Blicke werden wülvine blicke genannt: schon oben [S. 407] war von dem bedeutungsvollen Licht in den Augen des Wolfes die Rede.

er (der Verräther Genelun) tete wulvine blicke
Roland 51, 5. Stricker 2025.

(Wolfhart) vil dicke wülvischen sach Dietleib 8941.

vil wolflich schiehe blicke
tet er gein der frien
Martinâ, gotes amien Martina 162ᶜ.
des keisers muot der wart scharf
gein der megede er warf
sinin ougen harte dicke
in wolves schichem blicke 183ᵇ.

er sicht (sendet) ouch die wolflichen blicke
Orendel (Augsb. 1512) 2687.

die zornigen wolves blicke 1150.
wizzent daz er sicht vil dicke
die zornwolflichsten blicke 1162.

In einem serbischen Volksliede heisst es

Als Held Marko nun Zedren erreichte
Und im Divan vor den Sultan hintrat,
Blickten wildverworren seine Augen,
Wie der Wolf, der hungrig waldumherschweift.

Wolfsauge bedeutet noch heute eine raubgierige Gesinnung. Auch die Geberden überhaupt heissen wölfisch,

mit wulvinen gebæren
reizetes algemeine
den nit üf die vil reine Wernher Maria 189, 16.

Ich muss noch den eigenthümlichen Ausdruck wolves zan erklären. Der Wolf hat den weiten, gähnenden, unersättlichen Rachen, womit er seine Beute verschlingen will, mit dem Teufel und der Hölle gemein (Deutsche Mythologie S. 948). Schon Lactantius (Symposium 2, 255 Dufresnoy) lässt den Wolf in einem Räthsel sagen:

dentibus insanis ego sum qui vinco bidentes (Schafe)
sanguineas prædas quærens victusque cruentos
multa cum rabie: vocem quoque tollere possum.

In dem Gedicht von Helmbrecht haben die räuberischen Gesellen des bösartigen Jünglings bedeutungsvolle Namen; unter diesen ist Wolfesguome (Wolfsrachen), der den Leuten die Kleider vom Leib reisst.

swie liep im si sîn muome
sîn base, sîn œheim und sîn veter,
und wære ez hornunges weter,
er lât niht an ir libe
dem manne noch dem wîbe
einen vaden vor iẹ scham,
den fremden und den kunden sam 1196—1202.

Der andere Wolvesdrüzzel versteht teuflische Künste,

ûf tuot er âne slüzzel
alliu sloz und îsenhalt.
in einem jâr ich hân gezalt
hundert îsenhalt grôz,
daz ie daz sloz damme schôz,
als er von verren gie dar zuo 1204—1209.

den (der nicht Busse thun will) hât des tiuvels kiuwe
verslunden unz an die fûeze Warnung 540.

Weitere Beispiele in Müllers mittelhochd. Wörterbuch 1, 831ª.

und solt ich des verderben,
ich gewinne in der bluomen
und hetes in sîne guomen
der tiuvel beslozzen Krone 21194.

Von dem Wolf sagt schon ein lateinisches Gedicht, das dem Alcuin beigelegt wird,

infernale aperit guttur faucesque voraces
pandit et immensae reserat penetrale caverna
20, 21 (Reinhart Fuchs S. 420).

Er packt die Hand des Fuchses (Reinaert 3874. 4058), wie der nordische Fenrir die Hand des Gottes. Es ist dann keine Rettung mehr.

swaz dem wolf komt in die kel
daz ist allez gar verlorn
Wolf und Kranich 1548 1549 (Reinhart Fuchs S. 348)

der wolf tuot alsô grôzen schaden,
sîn giel ist arger gir Frauenlob S. 194.

Wenn er seine Beute erblickt, so sperrt er den Rachen auf und zeigt seine grossen, schneidenden Zähne, drohend, sie

damit zu erfassen und zu verschlingen. Wer ihm nicht entweicht, ist verloren. Daher wird mit dem Wolfszahn zunächst die Raubgier und der Blutdurst bezeichnet, dann die dazu treibende Bosheit und feindliche Gesinnung. Von einem missgeschaffenen Knecht heisst es:

ein zan stuont hie, der ander dort,
und wârn die dünne unde lanc:
dar under für die andern dranc
ûz dem guomen der wolves zan Krone 19827.

Der Tochter Liebster sagt von ihrer ihm abgeneigten Mutter:

si hât sich mîn erwert.
wie rehte kûme si daz hât getân!
si zeigte mir den wolves zant dâ si vil ebene saz Neidhart 45, 40.

Und dann

swer die triuwe suochet dâ ir lützel ist,
deist ein list
der si doch vil kleine helfen sol 46, 5—6.

Bei Sigeher werden sie dem Antichrist beigelegt, der in der oben angeführten Stelle aus Muspilli der ware heisst,

er ist geborn bî dem in lambes munde wahsent wolves zende
MS. 2, 222ᵃ.

ez ist im übele geschehen,
der dem ungetriuwen man
niender niht entwichen kan:
swen er salbet, dast ein schâch,
den erwürget er dar nâch,
wan er daz niht verlâzen kan
ern zeige im den wolves zan Reinhart Fuchs S. 327, 1002—1008.

man siht ir vil schantlachen under stunden
und den wolves zan enblecken
Schulmeister von Esselingen MS. 2, 94ᵇ.

künic, merke, ez komt ein â, daz selbe sleht ein ander â,
sô grinent dâ die wolves zende
in allen landen hie unt dâ Marner MSHag. 3, 468ᵃ.

ob iman wolle tummen spot
und einen bösen wolves zan
mit ergerunge henken dran,
daz ich zû dem dûtschem volke
disses büches bin ein tolke Passional 2, 69—78 Hahn.
der keiser zurnde sêre

daz sie niht tâten mêre
der megede ungemaches.
sin übel herze swachez
gein der juncfrowen bran.
er ougte ir mangen wolfzan,
als im was gemæze Martina 58°, 15—20.
owê swem nu daz gezimt,
daz er hie willeclichen nimt
diz honecgifte maz
daz der welte gemâlet vaz
mit untriuwen biutet.
mit valsche sie hie triutet
ir toubez ingesinde,
den sie hie vil swinde
ouget einen wolfzan 215, 1—9.

Auch in folgender Stelle wird der Wolfszahn gemeint sein,

ich wândez (das Glück) hæte enblecket
wilent gên mir sinen zan Liedersa. 3. 539, 29.

Wolfram verbindet noch den Begriff des Giftes mit dem Wolfszahn,

gunêrter lîp, verfluochet man!
ir truogt den eiterwolfes zan,
dâ diu galle in der triuwe
an in bekleip sô niuwe Parzival 255, 13—16.

Daher spricht er auch von dem giftigen Zahn der Natter, der, wie der Wolfszahn, gleich einer Angel gekrümmt ist.

ir veder angel, ir natern zan! 316, 20.

Ich habe nur eine Stelle bemerkt, wo der mit dem Wolf ver- 226
wandte Hund seine Stelle vertritt:

ir wüetender hundes zan! Reinbot 4139.

Bei einem Spruch Freidanks muss ich verweilen:

swâ ich weiz des wolves zant,
dâ wil ich hüeten miner hant
daz er mich iht verwunde;
sin bizen swirt von grunde 137, 23—26.

Wo ich den Wolf mit dem aufgesperrten Rachen und den scharfen Zähnen erblicke (wizzen heisst hier wie erkennen soviel als bemerken, sehen, dem lateinischen videre entsprechend, wo noch beide Begriffe, der sinnliche und abstracte, sehen und einsehen, zusammenfallen), womit er mich zu verschlingen droht,

da will ich meine Hand behüten; denn diese packt er zuerst, und aus seinem Schlund ist keine Rettung, mit wolven niemen kan genesen 135, 14. Wie aber kann er seine Hand behüten, in Sicherheit bringen? Gewiss nicht dadurch, dass er sie etwa in das Gewand versteckt oder auf den Rücken hält: er kann bei der Begegnung mit dem Wolf nicht stehen bleiben; sonst ist er verloren, ihm bleibt nichts übrig als zu entfliehen. Der Spruch ist klar gedacht, sinnreich ausgedrückt und gestattet Anwendung auf mancherlei Zustände. Der Verfasser des strophischen Gedichts, der einen Theil seiner Sprüche aus Freidank entlehnte, hat einen Zusatz gemacht, der alles verdirbt,

swâ ich erkenne des wolves zant
in mines friundes munde.

Der falsche Freund sperrt im eigentlichen Sinne nicht den Rachen auf und weist nicht die Zähne; es kann also wolves zant hier nur die uneigentliche Bedeutung von Bosheit, Treulosigkeit haben, erkennen nur heissen in Erfahrung bringen, kennen lernen, percipere. Wie fügt sich aber: dâ wil ich hüeten miner hant, das dann auch uneigentlich müsste verstanden werden? Es könnte nur im Allgemeinen so viel heissen als: »da will ich mein Herz von dem Freund abwenden«, was sich aber von selbst versteht; es wäre ein matter und erzwungener Sinn, der den ganzen Spruch zu einer Trivialität herabdrückte.

In der folgenden Zeit kommt Wolfeszahn selten vor; bei Luther und H. Sachs habe ich ihn nicht gefunden. Vielleicht geht darauf ein Ausdruck bei Ayrer (Historischer Processus juris 1604): den grossen Aaman, ein wolfmaulenden, drachenschwanzigen, allwissenden margrafen 3, 6. Die Redensart einem
227 die Zähne weisen für drohen, ähnlich dem französischen avoir une dent contre quelqu'un, braucht nicht gerade auf den Wolfszahn zu gehen. Aber so nennt man einen langen, spitzen Zahn, woran auch Thiere zuweilen leiden: den pferden wächst oft hinden an den kiefern ein unnatürlicher oder, besser zu sagen, ein schiefer zahn, den man in gemein den wolfszahn nennet, und weil (so lange) ihn das pferd hat, mag es nit wol essen Seuter Rossarznei (1599) 341. In der Schweiz heissen die Augen- oder Spitzzähne (dentes canini) Wolfszahn und Wölfeli

bei Kindern ein hervorragendes Zähnchen Stalder 2, 456. Indessen ganz verschwunden ist das Wort auch nicht in seiner uneigentlichen Bedeutung.

Hier nagt am Lorbeer guter That
Kein Neid mit seinem Wolfeszahn Gökingk 3, 7.

Vor dem Mann mit Kraft und List oder mit einem Wolfszahn und einem Fuchsschwanz hütet euch Klinger 11, 173. Der Zahn, welcher andere Thiere verletzt, verletzt den eigenen Gaumen, wenn überflüssige Länge und Spitze ihn zum sogenannten Wolfszahn umgewandelt. J. Paul 6, 105.

Nicht oft werden im Mittelalter andere Thiere mit dem Menschen verglichen und ihre Eigenschaften auf ihn übertragen, am ersten noch der mit dem Wolf verwandte Hund oder Fuchs. Der Gegensatz ruft sie wohl hervor; wir haben gesehen, dass in diesem Sinne, meist die biblischen Redensarten, das Schaf einen gutartigen, sanften Menschen bezeichnet. Dahin gehört auch

swer under wolven schâf ist Freidank 67, 27.

Und noch Logau sagt

böse leute mögen trotzen, fromme christen stille leben:
schafes wolle kummt in himmel, wolfes locken nur daneben 2. 1, 17.

Noch einige kann ich anführen,

[Walther], Reinmâr, der Schriber, Biterolf
hânt genuc wân,
so si dën wolf
erkennent (erblicken) und welnt ûz den zinnen gân
Wartburger Krieg 19, 13—16 Simrock.
des muots ein leu, der rœze ein wolf Helbing 15, 538.

Die mythischen Beziehungen auf den Wolf erhielten sich bis in das 13. Jahrhundert lebendig; von da blieben nur in Sprichwörtern einzelne Spuren zurück. Im Wolfsgesang, einer satirischen Schrift auf die Geistlichkeit aus der Reformationszeit (Schade Satiren und Pasquille 3, 11—13), werden umständlich die bösen Eigenschaften des Wolfs aufgezählt, aber keine, die seine mythische Natur bezeichnet.

Wilhelm Grimm.

DIE SAGE VON POLYPHEM.

(Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 2. April 1857.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1857. S. 1—30.

1 Alt und weitverbreitet ist die Sage von dem einäugigen Kyklopen, den Odysseus überlistet und blendet; nicht bloss das alte Griechenland hat sie gekannt, auch in Persien und in der Tartarei war sie einheimisch: noch heute wird sie in weit abliegenden Ländern erzählt, bei den Serbiern wie bei den Rumänen in Siebenbürgen, bei den Esthen, Finnen, in den norwegischen Bergen, auch in Deutschland. Sie scheint mir vor anderen geeignet, ein Beispiel von der Verbreitung und Fortdauer dichterischer Überlieferung zu geben und die Vergleichung der verschiedenen Auffassungen einen tieferen Blick in die Natur und Eigenthümlichkeit derselben zu gewähren. Die Sage verhüllt schon da, wo sie zuerst hervortritt, ihren Ursprung und lässt eine frühere Gestaltung ahnen: sie bricht in fernen Himmelsstrichen hervor, geht durch Jahrhunderte hin, verschwindet und taucht in ungeminderter Kraft wieder auf. Abhängig von dem Boden, in welchem sie Wurzel geschlagen hat, wandelt sie Farbe und Gestalt, dehnt sich aus oder zieht sich zusammen: immer aber leuchtet bei diesen Umwandelungen die gemeinsame Grundlage durch.

Vorangehen müssen die Darstellungen, die wir bei den verschiedenen Völkern finden.

1. Homer erzählt in dem neunten Buch der Odyssee die Abenteuer des Helden auf Trinacria, wo die Kyklopen hausen. Von einer benachbarten Insel fährt er mit seinen Genossen dahin und lässt die elf übrigen Schiffe zurück. Als sie gelandet sind, erblicken sie eine Felsenhöhle, die mit

Steinen, Fichten und Eichen eingehegt ist. Polyphem, ein nicht Menschen, sondern einem Felsengebirg ähnliches Ungeheuer, wohnt darin. Odysseus wählt zwölf seiner Gefährten aus und heisst die übrigen bei dem Schiff bleiben. Dann geht er mit einem gefüllten Weinschlauch und einem Korb voll Speise in die Höhle. Der Kyklop ist nicht daheim, sondern mit der Herde auf die Weide gezogen. Mit Käse gefüllte Körbe stehen darin: Lämmer und Zicklein sind in verschiedene Ställe ge- 2
sperrt. Odysseus wird von seinen Gefährten dringend gebeten, die Käse zu nehmen und die Thiere nach dem Schiffe wegzutreiben, dann aber zu entfliehen. Er hört nicht darauf: er will das Ungeheuer sehen und ein Gastgeschenk von ihm empfangen. Sie zünden Feuer an, geniessen von den Käsen und warten auf den Kyklopen. Er kommt jetzt, die Herde heimtreibend und eine mächtige Ladung trockenes Scheiterholzes tragend, die er mit furchtbarem Krachen zur Erde wirft. Die Fremdlinge, voll Angst, entfliehen in den Winkel der Höhle. Polyphem lässt Widder und Böcke in dem Gehege des Vorhofs und treibt die Thiere, welche er melken will, herein. Dann schwingt er ein gewaltiges Felsstück, das zweiundzwanzig Wagen nicht fortbewegt hätten, vor den Eingang. Nachdem er Schafe und Ziegen gemelkt und die Hälfte der Milch genossen hat, zündet er Feuer an und erblickt die Fremden. »Wer seid ihr?« fragt er, »und weshalb durchschifft ihr das Meer?« Alle erschrecken über das rauhe Gebrüll; doch Odysseus antwortet, sie seien von Trojas Gestade umherirrende Achaier, bittet, er möge ein Gastgeschenk reichen, und ermahnt ihn, die Götter zu scheuen und den die Fremdlinge rächenden Zeus. »Thörichter«, erwidert Polyphem, »wir, die wir trefflicher sind, wir achten nicht Zeus und die heiligen Götter. Dich und deine Freunde verschone ich nur, wenn es mein Wille ist.« Dann fragt er den Odysseus, wo sein Schiff liege, aber der Listige erwidert, das Schiff sei nicht fern von diesem Gestade an den Klippen zerschellt, und er allein sei mit diesen Gefährten dem Verderben entronnen. Der Kyklop packt zwei von den Fremdlingen, zerhackt sie und verzehrt sie als Nachtkost. Dann streckt er sich zwischen die Herde zum Schlaf. Odysseus kann ihm jetzt das

Schwert durch die Brust stossen, aber ihn hält die Betrachtung zurück, dass er und seine Gefährten nicht im Stande sind, den Fels vor dem Eingang wegzuräumen. Als am folgenden Morgen der Kyklop abermals zwei von den Fremdlingen verzehrt hat, hebt er das Felsstück von dem Eingang ohne Mühe weg, treibt die Herde hinaus und setzt es wieder vor, so dass die Fremdlinge in der Höhle eingeschlossen bleiben.

Odysseus bemerkt eine Keule von grünem Olivenholz, lang und dick, wie der Mast eines zwanzigrudrigen Schiffes: der Kyklop wollte sie, wenn sie ausgedörrt war, mit sich tragen. Odysseus haut sie zurecht, und die Gefährten glätten sie. Nachdem er sie gespitzt und im Feuer gehärtet hat, birgt er sie im Mist. Vier der Gefährten werden durch das Loos bestimmt, welche helfen sollen, dem Ungeheuer, wenn es schläft, den Pfahl im Auge herumzudrehen.

Abends kehrt der Kyklop wieder mit der Herde zurück: diesmal treibt er sämmtliche Ziegen und Schafe in die Höhle und verschliesst sie. Abermals verzehrt er zwei von den Fremdlingen, da nähert sich Odysseus schmeichelnd mit einer hölzernen Kanne voll des köstlichen Weines, die der Kyklop mit Entzücken leert. Er verlangt einen zweiten Trunk und verheisst ein Gastgeschenk dafür. Dreimal füllt ihm Odysseus das Gefäss. Als der Wein dem Kyklopen die Sinne umwölkt, sagt ihm der Listige, er heisse Niemand, und verlangt das versprochene Gastgeschenk. ‹Den Niemand verzehre ich zuletzt, und das soll das Gastgeschenk sein›, erwidert der Kyklop, taumelt und fällt in Schlaf. Jetzt wird der Olivenpfahl im Feuer angebrannt und die glühende Spitze dem Ungeheuer ins Auge gestossen, während Odysseus den Stamm herumdreht. Wimpern und Brauen werden versengt, und das Blut quillt aus dem zerstörten Auge. Furchtbar brüllt Polyphem, und die Thäter springen zurück. Er reisst den Pfahl aus dem Auge, schleudert ihn fort und ruft mit Zetergeschrei die rings umherwohnenden Kyklopen. Sie eilen herbei und um die Höhle stehend fragen sie, warum er sie in der Nacht mit seinem Geschrei aus dem Schlummer geweckt, ob ein Sterblicher ihm die Herden geraubt oder ihn habe tödten wollen. ‹Niemand›, ant-

wortet er, »hat mich arglistig tödten wollen, Niemand hat Gewalt an mir geübt.« »Hat keiner Gewalt an dir geübt, ist es Krankheit, so kann sie durch kein Mittel abgewendet werden«, erwidern sie und entfernen sich. Odysseus freut sich, dass sie durch seinen Namen sind getäuscht worden.

Der Blinde, stöhnend vor Schmerz, tappt mit den Händen umher und hebt den Fels von dem Eingang hinweg. Dann setzt er sich in die Pforte und streckt die Hände aus, um den, der sich etwa unter den Schafen durchschleichen will, festzuhalten. Odysseus ersinnt eine List, er bindet mit Ruthen drei Widder zusammen, so dass der mittlere einen Mann trägt; für sich wählt er den grössten, über die anderen ragenden aus, wälzt sich unter dessen wolligen Bauch und hält sich mit den Händen an sein flockiges Vliess. Als der Tag anbricht, entspringen die Widder auf die Weide. Polyphem sitzt und betastet die Rücken der Thiere, sowie sie zu der Öffnung aufwärts steigen: er ahnet in seiner Dummheit nicht, dass unter ihrer Brust Männer angebunden sind und hinausgetragen werden. Langsam wandelt zuletzt der Bock, der den Odysseus trägt, zu der Felsenpforte. Polyphem betastet auch diesen und fragt, warum er, der sonst beim Aus- und Eingang der Vorderste gewesen, heute hinter den Übrigen hertrabe. »Könntest du doch sprechen«, fügt er hinzu, »und mir sagen, wo Niemand sich verbirgt, damit ich ihn zerschmetterte und sein Gehirn in der Höhle umherspritzte.« Damit entlässt er das Thier.

Als Odysseus ein wenig von der Felsenhöhle und dem Vorhof entfernt ist, macht er sich von dem Widder frei und löst dann seine Gefährten. Er eilt mit ihnen zu dem Schiff, wo sie von den Zurückgebliebenen mit Freude empfangen werden. Sobald die Thiere auf das Schiff gebracht sind, stossen sie ab. In der Entfernung eines lauten Rufes sendet Odysseus dem Kyklopen kränkende Worte zu. Dieser ergrimmt und wirft ihm ein Felsstück nach, das zwar das Schiff nicht trifft, aber durch die Bewegung des Wassers dem Ufer wieder zutreibt. Als sie doppelte Weite gewonnen haben, lässt sich Odysseus nicht von den Gefährten abhalten, nochmals dem Kyklopen zuzurufen, ihn habe Odysseus, Laertes' Sohn, der Städteverwüster,

geblendet. Heulend erwidert Polyphem: »Wehe! Jetzt trifft eine alte Verkündigung ein: mir ward geweissagt, ich sollte durch Odysseus' Hände des Lichtes beraubt werden. Ich erwartete einen grossen und stattlichen Mann, und ein elender Wicht hat mich, den vom Wein bewältigten, geblendet.« Dann lädt er den Helden ein, zu ihm zu kommen, damit er ihn als Gast bewirthe und ihm von Poseidon ein Geleit erflehe, dessen Sohn er sei, und der ihn, wenn es ihm gefalle, auch heilen werde. Odysseus erwidert, auch Poseidon werde ihm das Auge nicht wieder geben. Jetzt streckt Polyphem die Hände gen Himmel und fleht zu Poseidon, seinem Vater, dass Odysseus nicht wieder heimkehre oder doch spät, elend, ohne Genossen auf fremdem Schiffe, Unglück im Hause findend. Zum zweiten Mal wirft er dem Odysseus ein noch grösseres Felsstück nach, das zwar das Schiff nicht trifft, aber nahe dabei niederfallend es vorwärts zu der Insel treibt, wo die anderen Schiffe verweilen und die Freunde besorgt sie erwarten. Die Herde Polyphems wird gleich vertheilt; nur Odysseus erhält den Widder voraus, den er dem Ordner der Welt weiht. Aber Zeus verschmäht das Opfer.

2. Zwischen die Jahre 1184—1212 fällt ein lateinisches Werk, das den Mönch Johann, der in der zum Bisthum Nancy gehörigen Abtei Haute-Seille (Haute-Selve Alta Silva) lebte, zum Verfasser hat und den Titel führt: Historia septem sapientum. Bald hernach (zwischen 1222—1228) übersetzte ein gewisser Herbers in französische Verse unter dem Titel: Li romans de Dolopathos. Man hat es bisher, durch die Ähnlichkeit des Titels verleitet, für eins gehalten mit den orientalischen Erzählungen der sieben weisen Meister. Der Dolopathos, den man nur aus Auszügen und einzelnen Stücken kannte, ist eben (Paris 1856) vollständig von Charles Brunet und Anatole de Montaiglon herausgegeben, und es zeigt sich, dass das französische Gedicht mit jenem orientalischen Werk nur drei Stücke gemein hat und sonst völlig verschieden ist. Die lateinische Erzählung des Johann, von welcher Martène noch die Handschrift in Händen hatte, ist gegenwärtig verloren. Seine Quelle ist nicht bekannt, da er aber nach orientalischer Weise die Er-

zählung äusserlich verknüpft hat, so ist Montaiglon geneigt, als sein Vorbild ein zweites Werk von dem Verfasser der sieben weisen Meister, wofür man einen gewissen Sendabad oder Sendabar hält, anzunehmen. Von einem solchen zweiten Werk weiss man aber sonst nichts, und mir ist es viel wahrscheinlicher, dass Johann aus verschiedenen Quellen seine Erzählungen geschöpft und nur, die Orientalen nachahmend, den äusseren Rahmen und zwar ganz oberflächlich zugefügt hat. Als Beispiel dient die Sage vom Schwanritter, die (Dolopathos S. 317) ganz märchenhaft erzählt wird und gewiss nicht orientalischen Ursprungs ist. Uns kommt es hier nur auf die Sage vom Polyphem an, die wir in eigenthümlicher Auffassung (S. 284–297) darin finden. Woher sie auch Johann mag genommen haben, ihrem Ursprung nach beruht sie ohne Zweifel auf lebendiger Überlieferung und enthält in keinem Falle eine absichtliche Umbildung der homerischen Erzählung; möglich, dass er eine deutsche Sage vernahm. Es trifft sich glücklich, dass eine deutsche Übersetzung davon in einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts aufgefunden und von Haupt in den Altdeutschen Blättern (1, S. 119—127) bekannt gemacht ist. Da ihr wahrscheinlich das lateinische Buch des Johann zu Grunde liegt, nicht das altfranzösische Gedicht, so gebe ich danach den Inhalt an und füge nur einige genauere Bestimmungen aus dem Dolopathos hinzu, der keine wesentliche Abweichung enthält.

Ein landkundiger und verschlagener Räuber, Herr und Anführer einer Bande, die in Wäldern und Bergschluchten haust, vernimmt, dass in einem wilden Wald, zwanzig Meilen von Menschen entfernt, ein Riese wohne, der Gold und Silber in Menge besitze. Er wählt hundert seiner Gesellen aus und zieht mit ihnen unter grossen Beschwerden dorthin. Als sie ankommen, finden sie den Riesen nicht daheim, und, froh darüber, packen sie Gold, soviel sie tragen können, auf und wollen sich wieder auf den Heimweg machen. Aber unversehens kommt der Riese mit neun anderen Seinesgleichen. Sie ergreifen die Fremdlinge und vertheilen sie unter sich, so dass jeder zehn von ihnen empfängt. Der Anführer wird dem Riesen zu Theil, 6
dessen Schätze man weggenommen hatte. Der Riese bindet

ihm und den neun anderen die Hände auf den Rücken und treibt sie wie Schafe in seine Berghöhle. Sie bieten reichliches Lösegeld, aber er braucht ihre Schätze nicht und will ihr Fleisch verzehren. Alsbald ergreift er den Fettesten, zerhackt ihn und siedet ihn in einem Kessel voll Wasser. So frisst er nach und nach die neune und zwingt den Anführer, mit zu essen. An diesen, weil er der Magerste ist, soll zuletzt die Reihe kommen. Er sinnt eine List aus und spricht zu dem Riesen: »Ich sehe, du hast böse Augen und ein schlechtes Gesicht: ich verstehe mich darauf, sie zu heilen, und will dir helfen, wenn du mir das Leben lassen willst«. Der Riese sagt ihm das zu und gibt ihm, was er nöthig hat. Der Räuber giesst ein Fass Öl in einen Kessel, mengt Schwefel, Pech, Salz, Arsenik und andere verderbliche Dinge hinein und stellt ihn ans Feuer, als wolle er ein Pflaster bereiten. Als das Öl siedet, heisst er den Riesen sich niederlegen und giesst alles, was der Kessel enthält, ihm über Augen, Hals und Leib, so dass er das Gesicht völlig verliert und die Haut am ganzen Leib verbrennt und zusammenschrumpft. Der Riese fährt in die Höhe, wirft sich wieder zur Erde, wälzt sich hin und her und schreit und brüllt entsetzlich wie ein Löwe oder Ochse, dann springt er in seiner Wuth wieder auf, ergreift eine mächtige Keule, und im Haus hin und her rennend schlägt er auf die Erde und wider die Wand, sucht den Räuber in allen Winkeln und denkt ihn zu treffen. Dieser kann nicht entfliehen, da die hohen Mauern des Hauses keinen anderen Ausgang haben, als eine Thüre, die mit eisernen Riegeln verschlossen ist. Er weiss sich endlich nicht anders zu helfen, als dass er auf einer Leiter bis zum Dach steigt und sich mit beiden Händen an den Hahnenbalken hängt (a un des chevrons me getai Dolopathos 8428). Er hängt da einen Tag und eine Nacht. Als er es nicht länger auszuhalten vermag, steigt er wieder herab und mischt sich unter die Schafe (deren er tausend und mehr hatte Dolop. 8441). Da gilt's behende zu sein: mit den Thieren läuft er zwischen den Beinen des Riesen hindurch, ohne dass dieser es gewahr wird. Endlich findet er in der Ecke die Haut eines Widders liegen und schlüpft so geschickt hinein, dass die Hörner gerade

auf seinen Kopf zu stehen kommen. Der Riese lässt die Schafe, wenn sie auf die Weide gehen sollen, durch seine Beine laufen, zählt sie, und das fetteste Thier packt er und hält seine Mahlzeit damit. Der Räuber in der Widderhaut will sich durchdrängen, aber der Riese greift ihn, und als er fühlt, dass er schwerer ist als die übrigen, spricht er: »du bist feist, du sollst heute meinen Bauch füllen«. Der Widder thut einen Satz und entspringt seinen Händen. Der Riese greift ihn abermals, und der Widder entspringt aufs Neue. So geht es siebenmal. Da ruft der Riese zornig: »lauf hin, die Wölfe mögen dich fressen«.

Als er draussen ist, wirft er die Widderhaut ab, ruft ihm zu, dass er ihm entkommen sei, und höhnt ihn. Der Riese spricht: »es ziemt sich nicht, dass ein so kluger und behender Mann ohne Gabe bleiben sollte«, und gibt ihm einen goldenen Ring, den er vom Finger gezogen hatte. Etwas bestimmter im Dolopathos. Der Riese sagt: »ich besitze grosse Schätze«, zieht den Goldring vom Finger und wirft ihn vor den Flüchtling auf die Erde. Er war vier, nach einer anderen Handschrift dreissig Bisante werth. Als ihn der Räuber erblickt, empfindet er grosses Verlangen danach. Er steckt ihn an, weiss aber nicht, dass ein Zauber darin liegt: von dem Augenblick an muss er ohne zu wollen unaufhörlich rufen: »hier bin ich! hier bin ich!« Der Riese, der auf die Weise immer erfährt, wo sein Feind ist, läuft ihm in dem Walde nach. Da er blind ist, rennt er jeden Augenblick wider einen Ast oder einen Baum und fällt zur Erde, erhebt sich aber gleich wieder, und mit seinen grossen Schritten holt er doch seinen Feind ein. Schon ist er ihm ganz nahe, da merkt dieser, dass der Ring die Ursache seines Geschreies ist. Er will ihn abziehen, vermag es aber nicht: es bleibt ihm nichts übrig, als ihn mit seinen Zähnen abzubeissen. In dem Augenblick hört das Rufen auf, und er entläuft dem Riesen. Es werden noch andere Abenteuer angefügt, welche die wilde Natur des Riesen trefflich schildern.

3. Weitab liegt die Sage, die sich bei den Oghuziern findet, einem tatarisch-türkischen Volk, das schon frühe in der Geschichte auftritt, und dessen Sprache eine gleiche Mischung zeigt. Ein darin abgefasstes, einem Dede Korkud oder Korkud

Ata beigelegtes Werk enthält zwölf Erzählungen aus der Geschichte der Oghuzier, die in verschiedene Zeiten fallen. In dem Eingang wird Korkud nahe an die Zeit Muhameds gerückt und von ihm gesagt, er habe von dem erhabenen Gott Eingebungen empfangen, ohne seinen Rath habe man nichts gethan und nach seinen Worten immer gehandelt. Dass Korkud eine mythische Person war und mündliche Überlieferungen seiner Sammlung zu Grund lagen, kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen. Über das Alter derselben lässt sich nichts mit Gewissheit sagen. Diez ist der Meinung, dass es weit über die Entstehung der osmanischen Dynastie hinausreiche, obgleich Beziehungen darauf in dem Buch vorkommen. Vielleicht gehört diese Abfassung in das dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert. Die achte Erzählung mit der Überschrift »Wie Bissat den Depé Ghöz getödtet hat« ist von Diez aus einer Handschrift herausgegeben (Der neuentdeckte oghuzische Cyklop verglichen mit dem homerischen, 1815) und beschäftigt uns hier allein.

Depé Ghöz, das heisst Scheitelauge, ist der Sohn eines halbgöttlichen Wesen, den Schwanenjungfrauen der deutschen Mythe vergleichbar, das ein oghuzischer Hirte an einer Quelle, wie es scheint im Bade, überrascht und bewältigt hat. Die Erzeugung des Depé Ghöz bringt, wie die Jungfrau beim Wegfliegen verkündigt, den Oghuziern Verderben. Er kommt unter seltsamen und widernatürlichen Umständen ins Leben und hat eine menschliche Gestalt, aber ein Auge auf dem Scheitel. Der Chan Aruz bringt ihn in seine Wohnung: der Amme, die ihn an ihre Brust legt, nimmt er schon beim dritten Zug das Leben. Als Knabe misshandelt er seine Gespielen auf das Grausamste. Aruz jagt ihn fort; da kommt seine göttliche Mutter, steckt ihm einen Ring an den Finger und spricht: »Kein Pfeil soll an dir haften und kein Schwert deinen Leib verletzen«. Er wohnt jetzt auf einem Berg in einer Felsenhöhle als Strassenräuber. Er fängt Menschen und verzehrt sie. Man schickt Leute gegen ihn aus, aber vergeblich: er ist unverwundbar. Bald beginnt er auch die Oghuzier, obgleich er durch seinen Vater von ihnen abstammt, wegzuholen und zu verzehren. Sie ziehen gegen ihn

aus, aber er schleudert einen aus der Erde gerissenen Baum auf sie und tödtet damit funfzig oder sechszig. Keiner kann vor ihm bestehen, und siebenmal werden sie von ihm in die Flucht gejagt. Da senden sie einen aus ihrer Mitte zu ihm, um einen Vertrag abzuschliessen. Der Riese fordert täglich zwölf Menschen zu seiner Nahrung. »Auf diese Weise,« erwidern sie ihm, »würdest du bald unser Volk aufreiben: wir wollen dir täglich zwei Menschen und fünfhundert Schafe geben«. Depé Ghöz verlangt noch zwei Diener, die ihm seine Speise braten sollen. Unter diesen Bedingungen wird der Vertrag abgeschlossen. Wer vier, drei oder zwei Söhne hatte, gab einen her.

Es trägt sich zu, dass ein Mann, der schon einen seiner Söhne geliefert hat, als die Reihe wiederum an ihn kommt, auch noch den zweiten, den einzigen Sohn, der ihm übrig ist, hingeben soll. Bissat, der Sohn des Chan Aruz, in seiner Jugend von Löwen genährt, ist eben von einem Streifzug zurückgekommen. Die alte Mutter des Jünglings, der dem Depé Ghöz soll geliefert werden, begibt sich zu Bissat in der Hoffnung, dass er ihr einen Gefangenen schenken werde, den sie an der Stelle ihres Sohnes dem Riesen geben könne. Bissat sitzt hinter seinem goldenen Zeltschirm, als die Frau kommt. Sie erzählt die Gräuelthaten des unverwundbaren Riesen, der Bissats eigenen Bruder umgebracht hat, und klagt ihm ihre Noth. Des Helden dunkle Augen füllen sich mit Thränen. »Die Zelte meines Bruders,« sagt er, »hat der Wütherich niedergerissen, seine besten Pferde weggeführt, seine stärksten Kameele weggeschleppt, seine eingepferchten Schafe getödtet: er soll sterben. Meinen graubärtigen Vater hat er um den Sohn, meinen Bruder, weinen gebracht, meine Mutter mit dem weissen Angesicht hat er in Trauer versetzt: er soll sterben. Dieser Bruder war erhabener als die gegenüberliegenden schwarzen Berge, der schöne, beredte Bruder, er war der trefflichste meines Geschlechts; dieser Bruder war die Kraft meines Leibes: von diesem Bruder, dem Licht meiner dunkeln Augen, bin ich getrennt worden«. Er weint heftig, als er dieses spricht, und gibt der Frau einen Gefangenen, damit sie ihren Sohn befreie.

Bissat geht in das Gezelt seines Vaters und seiner Mutter, die ihn voll Freude empfangen. Die übrigen Fürsten von Oghuz versammeln sich zu einem Gelag, und Bissat verkündet seinen Entschluss, den Riesen aufzusuchen. Die Fürsten haben selbst schon den Versuch gemacht, aber vergeblich. Sie rathen ihm ab: »Lass deinen graubärtigen Vater nicht weinen, mache nicht, dass deine weisse Mutter Runzeln bekommt.« Aruz selbst räth ab. »Sollen die Deinigen verlassen stehn?« sagt er zu ihm. Bissat hört auf niemand. Er greift eine Handvoll zweischneidige Pfeile und steckt sie in seinen Gürtel: er bindet sein Schwertgehenk um, wirft den Bogen über die Schulter und schürzt sein Kleid auf. Als er seinem Vater und seiner Mutter die Hand geküsst und Abschied genommen hat, geht er fort.

Der Held kommt an den Felsen, wo Depé Ghöz die Menschen verzehrt. Der Riese sitzt da, hat den Rücken gegen die Sonne gekehrt und ist allein. Bissat zieht einen Pfeil aus dem Gürtel und schiesst ihn auf die Brust des Ungeheuers, aber er dringt nicht ein und bricht in Stücke: ebenso geht's bei dem zweiten. Depé Ghöz spricht zu seinen Dienern: »Eine Fliege hat mir Verdruss gemacht«. Bissat sendet den dritten Pfeil: auch dieser zerbricht, und ein Stück davon fällt vor dem Riesen nieder. Jetzt springt er auf und erblickt den Helden. »Wiederum stellen mir die Oghuzier nach«, spricht er zu den Dienern: dann geht er langsam hin, packt ihn an der Kehle und trägt ihn zu seiner Lagerstätte. Hier steckt er ihn in seinen Stiefel, der von einer Ochsenhaut gemacht ist. Er spricht zu den Dienern: »Diesen will ich zur Abendmahlzeit am Spiess braten«, und schläft wieder ein. Bissat hat ein Messer bei sich, schlitzt damit die Ochsenhaut auf und tritt heraus. Er fragt die Diener, wie er den Riesen tödten könne. »Wir wissen es nicht,« antworten sie: »er hat an keiner Stelle seines Leibes Fleisch ausser an den Augen«. Bissat geht zu dem Haupt des Schlafenden, hebt das Augenlid auf und sieht, dass das Auge von Fleisch ist. Er heisst die Diener das Schlachtmesser in das Feuer legen. Als es glüht, stösst er es in das Auge des Ungeheuers, so dass es ganz und gar vernichtet wird. Depé Ghöz brüllt,

dass Berge und Felsen widerhallen. Bissat entspringt und fällt in die Höhle unter die Schafe.

Depé Ghöz merkt, dass Bissat in der Höhle ist. Er setzt sich in die Thüre, stemmt die Füsse auf die beiden Seiten derselben und ruft: »Mein Glück soll untergehen; kommt, kleine Widder, einer nach dem anderen«. Jeden, der kommt, fasst er am Kopf. Bissat hatte einen Widder niedergeworfen, geschlachtet und ihm das Fell abgezogen, doch Kopf und Schwanz daran gelassen. Jetzt steckt er sich in die Haut und nähert sich dem Riesen. Dieser merkt, wer es ist, und spricht: »Du hast gewusst, dass ich durch mein Gesicht umkommen soll: ich will dich an die Felsenwand schlagen«. Bissat gibt ihm den Kopf des Widders in die Hand, und als der Riese eins der Hörner fasst und in die Höhe hebt, bleibt das Fell zurück, und Bissat springt zwischen den Beinen des Riesen hinaus. Depé Ghöz wirft das Horn zur Erde und fragt: »Bist du befreit?« Bissat antwortet: »Mein Gott hat mich befreit«.

Depé Ghöz reicht dem Bissat einen Ring und sagt: »Stecke ihn an deinen Finger, so kann Pfeil und Schwert dich nicht mehr verletzen«. Bissat steckt ihn an. Der Riese geht auf ihn los und will ihn mit einem Messer verwunden. Bissat entspringt und bemerkt, dass der Ring wieder unter den Füssen des Riesen liegt. Dieser fragt abermals: »Bist du befreit?« Bissat antwortet: »Mein Gott hat mich befreit«.

Depé Ghöz spricht zu Bissat: »In jenem Gewölbe liegen meine Schätze, geh hin, damit sie die Diener nicht nehmen; sie haben es versiegelt«. Der Held geht hin und sieht, dass Gold und Silber darin aufgehäuft liegt. Über das Anschauen der Schätze vergisst er sich selbst. Depé Ghöz fasst die Thüre des Gewölbes und spricht: »Ich werde einen solchen Schlag thun, dass du mit dem Gewölbe sollst vernichtet werden«. Bissat ruft Gott an: das Gewölbe zerreisst und sieben Thüren öffnen sich: durch eine geht Bissat heraus. Depé Ghöz steckt die Hand ins Gewölbe und sprengt es, so dass es zusammenstürzt. Er fragt wieder: »Bist du gerettet?« Bissat erwidert: »Mein Gott hat mich errettet«. Depé Ghöz spricht: »Für dich gibt es keinen Tod«.

Hierauf sagt der Riese: »Dort in der anderen Höhle befinden sich zwei Schwerter; das eine ist blutig, das andere rein: mit dem blutlosen haue mir den Kopf ab«. Bissat tritt in die Höhle, bemerkt aber, dass kein Schwert ohne Blut darin liegt. Er wagt nicht, das blutige anzugreifen, zieht sein eigenes Schwert heraus und hält es daran: es zerspringt in zwei Stücke. Er nimmt seinen Bogen; das blutige Schwert zerschlägt den Bogen und die daran hängende Kette: es fällt auf die Erde in den Schlamm. Bissat steckt sein eigenes Schwert in die Scheide, hebt es damit herauf und geht zurück. Depé Ghöz spricht: »Bist du noch nicht todt?« Bissat antwortet: »Mein Gott hat mich befreit«. Der Riese ruft wieder: »Für dich gibt es keinen Tod«.

Depé Ghöz schreit und jammert über sein verlorenes Auge. Er fragt den jungen Helden nach seiner Heimath, nach dem Namen von Vater und Mutter, nach seinem eigenen Namen. Bissat antwortet: »Im Süden ist meine Heimath; der Name meines Vaters ist 'den man nicht von hinten greifen kann', der Name meiner Mutter 'Tochter des Kyghan Aslan': ich heisse Bissat, Sohn des Aruz«. Depé Ghöz bittet um sein Leben, aber Bissat wirft ihm vor, dass er seinen Vater und seine Mutter in Leid versetzt, seinen Bruder Kyjan umgebracht, dessen Frau zur Wittwe, dessen Kinder zu Waisen gemacht habe. Er fügt hinzu: »Ich werde nicht ablassen, bis der schwarze Stahl meines Schwerts dein hässliches, verwegenes Haupt abgehauen, bis es dein farbiges Blut auf die Erde vergossen und für meines Bruders Blut Rache genommen hat«.

Depé Ghöz droht: »Treibe mich von meiner Stelle, ich werde fest stehen. Mit den übrigen Fürsten von Oghuz werde ich meinen Bund brechen, ihre tapferen Söhne werde ich tödten: ich werde mich wieder mit Menschenfleisch sättigen. Verjage mich, ich werde in mein Felsenschlachthaus gehen. Ich werde schwere Steine werfen und auf die Köpfe fallen lassen. Du hast mich von dem blauen Auge getrennt, Jüngling; möge der Allmächtige dich vom süssen Leben trennen«. Er rühmt sich, wie viel graubärtige Alte, wie viel weisse Frauen er (durch den Tod der Söhne und Männer) weinen gemacht, wie viel

Jünglinge er verzehrt habe. Dann beginnt er von neuem über das verlorene Auge zu klagen.

Unwillig tritt Bissat hervor, heisst den Depé Ghöz wie ein Kameel niederknieen und haut ihm mit dem weggenommenen Schwert den Kopf ab, durchbohrt diesen und hängt ihn an eine Bogensehne. Dann schickt er die beiden Diener, um den Oghuziern und seinem Vater von der Besiegung des Riesen Nachricht zu bringen.

4. Von den Reisen Sindbads kennt man nur den arabischen Text, den Langles mit einer wörtlichen Übersetzung bekannt gemacht hat (Les voyages de Sindbâd le marin 1814); er glaubt aber, die Quelle sei eine altpersische gewesen.

Sindbad erzählt die Abenteuer seiner dritten Reise. Das Schiff wird durch Sturm an eine Insel verschlagen, die von affenartigen, nur vier Spannen langen Zwergen bewohnt ist. Sie bemächtigen sich des Schiffs und lassen die Mannschaft ans Land steigen. Sindbad und seine Gefährten wandern auf der Insel umher und nähren sich von Kräutern. Sie gelangen endlich zu einem grossen Schloss, öffnen die beiden Thore von Ebenholz und treten in eine grosse Halle, die vorn eine Erhöhung hat. Sie erblicken die Überreste einer Küche, Feuer, Knochen, grosse eiserne Bratspiesse, was sie alles in Schrecken setzt.

Die Sonne will eben untergehen, als plötzlich die Erde erzittert und durch das Thor ein schwarzer Mann eintritt, gross wie ein Palmbaum, dessen Augen wie brennende Kohlen leuchten. Seine Hundszähne sind grossen Spiessen ähnlich, sein Mund ist breiter als das Maul eines Kameels, seine Ohren hängen wie Elephantenohren auf den Schultern, seine Nägel gleichen den Klauen der Thiere. Die unglücklichen Seefahrer fallen, vom Schrecken überwältigt, besinnungslos zur Erde, einer auf den anderen.

Der Riese setzt sich auf die Erhöhung nieder, erhebt sich aber bald, greift den Sindbad heraus und kehrt ihn herum, wie der Schlächter ein Schaf. Da er ihn aber zu schwach und mager findet, lässt er von ihm ab und untersucht die anderen, bis endlich der Schiffscapitän ihm in die Hand kommt. Dieser

scheint ihm wohlgenährt und breitschultrig: er packt ihn wie einen Sperling und steckt ihn an einen eisernen Spiess, so dass die Spitze zum Kopf herausgeht. Nachdem er ein grosses Feuer angezündet hat, lässt er ihn daran braten, zerreisst ihn dann mit seinen Klauen und verzehrt ihn. Darauf streckt er sich zum Schlaf auf die Erhöhung und fängt an zu schnarchen.

Als der Morgen angebrochen ist, verlässt der Riese das Haus. Die Unglücklichen, die ihr Schicksal voraussehen, durchsuchen die Insel, um einen Aufenthalt zu entdecken, der sie vor dem Ungeheuer schütze, aber sie finden keinen und kehren Abends in das Haus zurück. Bald kommt der Riese, sucht sich einen aus und verzehrt ihn wie den vorigen. Dann legt er sich zum Schlaf.

Am nächsten Morgen, als der Riese wieder fortgegangen ist, macht Sindbad seinen Gefährten einen Vorschlag zu ihrer Rettung: «Lasst uns von diesen Holzstämmen Flosse bauen, wovon jedes drei Mann tragen kann, die wir an dem Strand befestigen. Dann sinnen wir darauf, wie wir den Riesen tödten. Gelingt uns dies, so erwarten wir ein vorbeisegelndes Schiff, das uns aufnimmt: gelingt es nicht, so besteigen wir die Flosse und begeben uns auf das Meer, selbst auf die Gefahr, zu ertrinken.» Der Vorschlag wird angenommen. Abends kehren sie in das Haus zurück, wo der Riese wieder einen zur Mahlzeit auswählt. Als er eingeschlafen ist, machen sie die eisernen Spiesse glühend. Dann fasst von zehn der Stärksten jeder einen Spiess und stösst ihn dem auf dem Rücken liegenden, wie der Donner schnarchenden Ungeheuer in die Augen. Er schreit so entsetzlich, dass sie zur Erde fallen und an ihrem Leben verzweifeln. Indessen richtet er sich in die Höhe und geht zum Thor hinaus.

Als der Tag anbricht, eilen sie fort, suchen Kräuter zur Nahrung und begeben sich dann an den Strand, wo sie sich niedersetzen und ein Zeichen von dem Tod des Riesen darin sehen wollen, wenn er sich Abends nicht wieder zeigt. In dem Augenblick kommt er daher, von zwei anderen geführt und von einer Menge ihm ganz gleicher Ungeheuer begleitet. Die unglücklichen Seefahrer besteigen alsbald ihre Flosse und steuern

ins Meer. Die Riesen laufen herbei und werfen mit lautem Geschrei ungeheuere Steine auf sie. Die meisten werden getödtet; nur Sindbad mit zwei anderen entkommt. Ihr Floss wird die ganze Nacht hin- und hergetrieben, bis sie der Wind an einen Strand wirft und sie gerettet sind.

5. Ein hierhergehöriges serbisches Märchen befindet sich in der Sammlung von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch No. 38 (deutsche Übersetzung S. 222—225).

Ein Priester und sein Schüler gehen durch ein grosses 14
Waldgebirg und werden von der Nacht ereilt. Sie erblicken in der Ferne ein Feuer, gehen darauf zu und gelangen zu der Höhle eines Riesen, der nur ein Auge auf der Stirne hat. Der Eingang ist mit einer Steinplatte verschlossen, so gross, dass hundert Menschen sie nicht hätten wegräumen können. Der Riese hebt sie weg, lässt die Fremdlinge ein und wälzt den Stein wieder vor die Öffnung. Darauf schürt er ein grosses Feuer an, an welchem sich die Beiden wärmen. Der Riese befühlt sie am Nacken, und als er den Geistlichen fleischiger findet, steckt er ihn an einen Spiess und lässt ihn am Feuer braten. Der Knabe sieht das voll Kummer an, aber es ist unmöglich zu entfliehen. Dann setzt sich der Riese nieder, den Geistlichen zu verzehren, und lädt den Knaben ein, daran Theil zu nehmen. Dieser gibt vor, keinen Hunger zu empfinden, aber der Riese zwingt ihn zu essen. Der Knabe steckt einen Bissen in den Mund, speit ihn aber seitwärts wieder aus. »Iss,« spricht der Riese, »morgen werde ich dich verzehren«.

Nachdem der Riese gesättigt ist, legt er sich ans Feuer, und der Knabe fängt an, ein kleines Stück Holz zuzuspitzen. »Wozu spitzest du dieses Holz?« fragt der Riese. »Wenn ich müssig bei den Schafen sitze«, antwortet der Knabe, »bin ich gewohnt, so zu schnitzeln«. Der Riese schliesst sein Auge und entschläft; da stösst der Knabe das zugespitzte Holz ihm in das Auge und macht ihn blind. Wüthend springt das Ungeheuer auf und schreit: »Du hast mir das eine Auge genommen, da ich nicht so klug war, dir beide zu nehmen, aber du sollst mir nicht entrinnen«. Er greift nach der Öffnung der Höhle, und da er sie verschlossen findet, tappt er hin und her, um

den Knaben zu haschen, aber vergeblich. Dieser hatte einem Widder die Haut abgestreift, über seinen Leib gezogen und sich unter die vielen Schafe gemischt, die in der Höhle waren. Der Tag war inzwischen angebrochen; der Riese rückt die Platte von der Öffnung weg und fängt an, die Schafe zu locken, damit eins nach dem anderen herausspringe. Der Knabe kommt auch heran; der Riese packt ihn und wirft ihn unter die übrigen hinaus. Jetzt ruft dieser ihm zu: »Suche mich nicht weiter; ich bin draussen.«

Der Riese reicht dem Knaben einen Stab heraus und spricht: »Nimm den Stock, die Herde damit zu treiben; denn ohne ihn wirst du kein Schaf von der Stelle bringen«. Der Knabe erfasst den Stab; aber wie er ihn berührt, bleibt ein Finger daran haften. Der listige Knabe springt um den Riesen hin und her, damit er ihn nicht packen kann. Es fällt ihm ein, dass er sein Schnappmesser bei sich trägt. Damit schneidet er sich den am Stock haftenden Finger ab und macht sich glücklich von dem Riesen los, den er verspottet und verlacht, während er die Herde vor sich hintreibt. Der Riese läuft hinter ihm her, und sie gelangen an einen grossen See; der Knabe springt um ihn herum, pfeift und spottet. Als der Blinde am Rand des Wassers steht, läuft der Knabe hinter ihn und stösst ihn hinab, so dass er ertrinkt. Dann treibt er die Herde ruhig nach Haus.

6. Eine rumänische Sage ist eben erst von Franz Obert (Ausland 29, S. 717) in Siebenbürgen aufgezeichnet worden.

Ein Mann schickt seine drei Söhne mit der Schafherde aus und gebietet ihnen, wenn jemand sie Nachts anrufe, keine Antwort zu geben. Sie hören in der Nacht eine Stimme, die ruft: »Ihr Jünglinge!« Der Jüngste will antworten, aber der Älteste erinnert ihn an das Verbot des Vaters und lässt es nicht zu. Über eine Weile ruft's zum zweiten Mal: »Ihr Jünglinge!« Der Mittlere spricht: »Lasst uns antworten«, und der Ältere gibt nach. Als es zum dritten Mal ruft, antworten alle drei: »Hier sind wir!« Es kommt ein Riese heran und ruft ihnen zu: »Bratet euren fettesten Hammel für mich; denn ich habe grossen Hunger«. Als der Hammel gebraten ist, ver-

schlingt ihn der Riese in einem Augenblick und heisst darauf die drei Brüder ihm mit der Herde zu folgen. Er schreitet voran und führt sie in seine Wohnung, wo sie die Schafe in dem von einer Mauer umgebenen Hof zurücklassen müssen. Als sie in das Haus des Riesen eintreten, spricht der Älteste: »Guten Abend!« Der Riese antwortet: »Gut wirst du sein für heute Abend«. Darauf spricht der Mittlere: »Guten Abend!« Der Riese erwidert: »Gut wirst du sein für morgen Abend«. Zuletzt der Jüngste: »Guten Abend!« Der Riese dankt mit den Worten: »Gut wirst du sein für übermorgen Abend«. Er macht ein mächtiges Feuer an, hängt einen grossen Kessel darüber und legt sich zum Schlaf nieder, indem er den Brüdern befiehlt ihn zu wecken, sobald das Wasser sieden werde. Als sie das gethan haben, packt er den Ältesten, wirft ihn in den Kessel, lässt ihn weich kochen und verzehrt ihn. Dann stellt er abermals Wasser auf, legt sich nieder und befiehlt ihn zu der bestimmten Zeit zu wecken. Der Jüngste aber nimmt das auf dem Kessel schwimmende Fett seines Bruders und steckt es zu sich. Der Riese schläft bis zum Abend, und als er aufgeweckt wird, packt er den Mittleren und verzehrt ihn. Zum dritten Mal stellt er Wasser auf und legt sich nieder mit dem Befehl, ihn zu wecken. Mittlerweile findet der Jüngste einen 16
Dreifuss in der Küche, legt das Fett seines Bruders darauf und brät es über dem Feuer. Hierauf wirft er es sammt dem Dreifuss dem schlafenden Riesen ins Gesicht, so dass er an beiden Augen geblendet wird. Wüthend springt der Riese auf und will den Jüngling fassen, aber dieser hat Nüsse in seiner Gluge (Tornister), wirft eine nach der anderen auf den Boden und leitet dadurch den Riesen irre. Als er sich der Thüre nähert, wirft der Jüngling eine ganze Hand voll Nüsse gegen dieselbe. Da stürzt der Riese nach der Thüre, um ihn zu packen, erfasst aber die Klinke und reisst die Thüre auf. Der Jüngling springt schnell hinaus auf den Hof, schlachtet dort einen Widder und kriecht in dessen Fell. Der Riese, welcher die List nicht ahnte, öffnet jetzt das Thor in der Mauer und lässt die Schafe einzeln hinaus in der Hoffnung, des Jünglings habhaft zu werden. Dieser aber schlüpft als Widder mit hinaus und ruft dem Riesen

höhnisch zu: ›Jetzt kannst du mir nichts mehr anhaben‹. Der Riese stellt sich an, als wäre er versöhnt, und spricht zu ihm: ›Steh, Jüngling, und lass dir ein Wörtchen sagen‹. Der Jüngling traut ihm nicht und will entfliehen. Da ruft der Riese ihm nach: ›Steh und nimm diesen Ring von meinem kleinen Finger zum Andenken‹. Der Jüngling lässt sich bethören, nimmt den Ring und steckt ihn an. Da hebt der Ring an zu rufen: ›Hierher, Blinder, hierher!‹ Der Jüngling springt fort; der Riese läuft ihm nach, kommt immer näher und streckt schon den Arm nach seinem Nacken aus, als jener das Gewässer erreicht. Schnell haut er den Finger ab und wirft ihn in die Wellen. Der Ring ruft auch hier immerfort: ›Hierher, Blinder, hierher!‹ Da springt der Riese ins Wasser und ertrinkt.

7. Eine Sage aus Esthland ist von Rosenplänter in den Beiträgen zur genaueren Kenntnis der esthnischen Sprache Bd 2, Heft 6 S. 61—63 bekannt gemacht; ich theile die Übersetzung aus der Deutschen Mythologie S. 979 mit.

Die Esthen nennen den Knecht, welcher über Scheune und Getreide die Aufsicht hat, Riegenkerl. Ein solcher sass einmal und goss Knöpfe; da kam der Teufel gegangen, grüsste und fragte: ›Was machst du da?‹ ›Ich giesse Augen‹. ›Augen? Kannst du mir auch neue giessen?‹ ›O ja, doch jetzt sind mir weiter keine zur Hand‹. ›Aber auf ein ander Mal willst du es wohl thun?‹ ›Das kann ich‹, sprach der Riegenkerl. ›Wann soll ich wiederkommen?‹ ›Wann du willst‹. Den andern Tag kam der Teufel, um sich die Augen giessen zu lassen. Der Riegenkerl sagte: ›Willst du grosse oder kleine?‹ ›Recht grosse‹. Der Mann setzte nun eine Menge Blei zum
17 Schmelzen auf und sagte: ›So kann ich dir nicht giessen; du musst dich erst festbinden lassen‹. Darauf hiess er ihn sich rücklings auf eine Bank legen, nahm dicke, starke Stricke und band ihn ganz fest. Als der Teufel festgebunden war, fragte er: ›Welchen Namen hast du?‹ ›Issi (Selbst) ist mein Name‹. ›Das ist ein guter Name; keinen besseren kenne ich‹. Das Blei war nun geschmolzen; der Teufel sperrte seine Augen weit auf und gedachte neue zu bekommen, des Gusses wartend. ›Jetzt giess' ich‹, sprach der Riegenkerl und goss dem Teufel

das heisse Blei in die Augen. Auf sprang der Teufel mit der Bank am Rücken und lief davon. Im Feld pflügten Leute, bei denen er vorüberlief. Sie fragten: »Wer that dir das?« Der Teufel antwortete: »Issi teggi (Selbst that's)«. Da lachten die Leute und sprachen: »Selbst gethan, selbst habe«. Der Teufel starb an seinen neuen Augen, und seitdem sah man keinen Teufel mehr.

8. Eine Überlieferung in den finnischen Volksmärchen und Sprichwörtern von Bertram S. 9. Gylpho, ein armer Stallknecht, zieht aus, um drei durch Zaubergewalt in eine unterirdische Felsenhöhle gebannte Königstöchter zu befreien. Er gelangt in ein eisernes Gemach, wo eine derselben von dem alten Felsengeist Kammo bewacht wird, der ein grosses Horn auf dem Haupt hat und ein einziges Auge mitten auf der Stirne: er wittert Menschenfleisch, aber die Jungfrau beschwichtigt ihn. Sein Auge war trüb geworden und die Wimper hineingewachsen, so dass er den Jüngling nicht sehen kann. Der Ofen war geheizt, und daneben stand eine grosse eiserne Stange, womit der Geist die Kohlen zu schüren pflegte. Gylpho nimmt sie leise weg, macht die Spitze glühend und stösst sie dem Geist in das Auge. Kammo erhebt sich und schreit so gewaltig, dass die Felsen widerhallen. Er tastet rings umher, kann aber seinen Feind nicht haschen, der eine gute Gelegenheit ersieht, ihm den Kopf abzuhauen.

9. In dem höchsten Norden, in dem russischen Karelien, vernahm Matth. Alex. Castrén (*Reseminnen från åren 1838–1844*, Helsingfors 1852 S. 87) unsere Sage, theilt aber den Inhalt nur kurz mit. Der Held, der nicht genannt wird, sitzt in einer Burg eingeschlossen, von einem Riesen bewacht, der an einem Auge erblindet ist. Um aus seinem Gefängnis zu entkommen, sticht er ihm in der Nacht das gesunde Auge aus. Als der Riese am folgenden Morgen die Schafe auf die Weide sendet, verbirgt sich der Held unter einem derselben und gelangt glücklich durch das Burgthor.

10. Ich gedenke noch einer Überlieferung aus dem Harz (Kinder- und Volksmärchen von Heinr. Pröhle S. 137). Ein kluger Mann, der umherzieht, kommt in ein Land, wo ein Riese

herrscht, der zwölf Fuss hoch ist, sechs Fuss breit und nur ein Auge hat, das mitten vor dem Kopf sitzt und so gross ist, als ein Käsenapf. Die sieben werden gefangen, und jeden Tag wird einer von ihnen dem Riesen zum Verzehren gebracht. Als nur noch der Kluge mit einem Gefährten übrig ist, sinnen diese auf ihre Rettung. In der Nacht machen sie ein Eisen glühend, stechen damit dem Ungeheuer das Auge aus und entfliehen. Er kommt mit grossen Schritten hinter ihnen her, kann sie aber in seiner Blindheit nicht finden.

Ich will diese verschiedenen Darstellungen der Sage mit einander vergleichen; das Märchen vom Harz lasse ich dabei unberücksichtigt, weil vielleicht Erinnerungen aus der Odyssee Einfluss darauf gehabt haben. Die griechische Dichtung erscheint als ein für sich bestehendes, abgerundetes Ganzes und unterscheidet sich merklich von den übrigen Gesängen der Odyssee. Die Erzählung ist ebenso einfach als frisch und natürlich: der altepische Stil erscheint in höchster Reinheit, und jene ausführlichen, wie kleine Bilder selbständig ausgemalten Gleichnisse kommen nicht vor. Wenn wir sonst im Homer Länder und Völker in einem geordneten öffentlichen und häuslichen Leben erblicken, werden hier uranfängliche Zustände geschildert, eine von den Einwirkungen menschlichen Treibens noch unberührte, in wilder Pracht und grossartiger Fülle sich entfaltende Natur, bewohnt von dämonischen Riesen, die, unbekannt mit Sitte und Gesetz, nur der Willkür folgend, in rohen Felsenhöhlen hausen. Jetzt zum ersten Mal, scheint es, landen Bewohner gesitteter Länder an dieser Insel, und Homer hat, was die Sage von der Begegnung der Menschen mit den Kyklopen erzählt, in die Irrfahrten eines berühmten Helden verflochten. Noch sind die Spuren der Anfügung zu erkennen. Es geschieht absichtlich, dass Odysseus nicht, wie das Natürlichste gewesen wäre, die zwölf Schiffe und alle Gefährten mitnimmt, damit er, nach dem Abenteuer auf der Kyklopeninsel, seine Irrfahrten weiter fortsetzen kann. Nur mit seinem Schiff und seinen Genossen steuert er dorthin: nur zwölfe nimmt er mit in die Höhle; denn es durften nicht alle umkommen, damit für ihn, der das Schiff allein nicht zu lenken vermag, noch

Rückkehr möglich war. Dabei muss noch der glückliche Zufall eintreten, dass der Wurf mit dem zweiten, grösseren Felsenstück ihn zum ersten Landungsplatz zurücktreibt. Dies alles ist geschickt eingefügt. Auffallender ist die Veränderung seines 19
Charakters, die durch die Verknüpfung mit der Kyklopensage nothwendig geworden ist. Lauer (Geschichte der homerischen Poesie S. 260 ff.), der in ihm das Ideal eines griechischen Charakters sieht, hat die Klugheit, Weisheit und Vorsicht des welterfahrenen Mannes, der jeden Augenblick seiner Herr, klar und sich selbst bewusst ist, hervorgehoben, aber im Eifer für ihn vergessen, dass er sich hier nicht in dieser Weise, vielmehr in vollem Gegensatz zeigt. Listig ist er in der Höhle Polyphems, aber nicht im Sinn eines Helden; er ist zugleich leichtsinnig und unbesonnen und zwar im höchsten Grad. Diesmal übernehmen die Gefährten seine Rolle: sie geben ihm den verständigen Rath, bei der Abwesenheit des Kyklopen sich mit dem Wegtreiben der Herde zu begnügen, aber er besteht unklug darauf, ihn selbst zu sehen und ein Gastgeschenk von ihm zu verlangen, als wenn der vielgewanderte, erfahrungsreiche Odysseus nicht gewusst hätte, dass von dem Kyklopen kein Gastgeschenk und keine menschliche Sitte zu erwarten war. Aber diese Annahme war nöthig, um einen freiwilligen Besuch bei dem Ungeheuer zu rechtfertigen. Es ändert nichts, dass die Bitte um das Gastgeschenk trefflich benutzt ist, um den rohen Humor des Riesen zu schildern, der das Verlangte damit gewähren will, dass Odysseus zuletzt soll verzehrt werden. Dieser Zug mag ursprünglich vorhanden gewesen sein, indem Polyphem die Schonung als Lohn für den zweiten Trunk anbietet, wie Odysseus auch erst nach dem ersten das Geschenk fordert und sich dadurch zu retten glaubt. Nicht würdig wie ein Held, unverständig, tollkühn handelt Odysseus, als er durch sein Zurufen von dem Schiffe den Kyklopen aufreizt und die Gefahr herbeiführt; ja, er lässt sich nicht abhalten, zum zweiten Mal zu rufen. Aber diese Aufreizung war erforderlich, wenn an den Tag kommen sollte, dass dem Riesen der Verlust seines Auges voraus verkündigt war.

Bei aller Verwandtschaft mit der griechischen weicht die

Sage im Dolopathos doch in wesentlichen Zügen ab. Der Riese hat nicht das eine grosse Auge auf der Stirne, sondern zwei gewöhnliche, wie die Menschen, und wird auf eine andere, gemeinere Weise geblendet. Die List, sich den Namen Niemand zu geben, ist unbekannt, überhaupt aber die Art, wie der Räuber dem Riesen entschlüpft, verschieden. An sich zeigt der Inhalt einen festen Zusammenhang und verdient in mancher Hinsicht den Vorzug vor dem Homer. Der Räuber lässt nicht einen Theil seiner Gefährten zurück, wie Odysseus, und dem Wesen der Sage, die symmetrische Anordnung liebt, ist es angemessen, dass je zehn den übrigen Riesen zugetheilt werden. Ebenso ist es angemessen, dass alle neun Gefährten von ihm verzehrt werden und an ihn nur deshalb zuletzt die Reihe kommt, weil er der Magerste ist. Der Geblendete, statt, wie beim Homer, nach Hülfe zu rufen, sucht mit seiner Keule den Feind in der Höhle zu treffen. Die Furcht, die der Räuber dabei empfindet, ist eigenthümlich, aber sehr lebendig geschildert; er hängt einen Tag und eine Nacht an dem Hahnenbalken in der Luft. Es ist eine bessere Wendung, dass der Räuber in die Haut eines Widders kriecht und auf diese Weise endlich aus der Höhle entschlüpft. Homers schöne Erzählung darf uns in diesem Urtheil nicht irre machen. Odysseus hat nicht sich allein, er hat auch seine Gefährten zu retten: wie geschickt er diesen hinaushilft, er selbst kann sich nicht zwischen drei Widder festbinden, er muss an einen sich anhängen. Wenn er auch den grössten dazu auswählt, so fehlt doch immer noch jener Grad von Wahrscheinlichkeit, den auch die Dichtung verlangt. Viel natürlicher ist es, wenn in einem norwegischen Märchen (Norske folkeventyr af Asbjörnsen og Moe S. 82) das von der Hexe verfolgte Mädchen sich unter die Wolle eines Widders versteckt. Bei der weiteren Entwickelung verdient die Sage im Dolopathos entschieden den Vorzug. Polyphem lädt den entschlüpften Odysseus ein, zu ihm zu kommen, damit er ihn als Gast bewirthe und ihm von Poseidon, seinem Vater, Geleit erflehe. Er thut dies, wiewohl der Grund nicht ausgesprochen ist, um ihn wieder in seine Gewalt zu bringen und zu verderben; auch lässt sich Odysseus klüglich darauf nicht ein. Die Sage bei

Dolopathos mischt erst hier und ganz angemessen das Gastgeschenk ein: nachdem der Räuber aus der Höhle entkommen ist, wirft ihm der Riese einen Goldring hin. Der Räuber kann nicht widerstehen, hebt ihn auf und steckt ihn an, wird aber durch die darin verborgenen Zauberkräfte in neue Gefahren gestürzt. Trefflich ist der Zug, dass der Blinde, der ihn verfolgt, wider die Bäume rennt, niederstürzt, sich wieder aufrafft und dem Fliehenden so nahe kommt, dass dieser nur durch ein gewaltsames Mittel sich retten kann.

Nach der oghuzischen Sage wohnt Depé Ghöz zwar in einem Felsenhaus, aber nicht an einem fernen, schwer zugänglichen Ort, sondern zwischen den Oghuziern, und zwar zu ihrem Verderben. Sie müssen ihm Menschen und Thiere zu seiner Nahrung liefern und zugleich zwei Diener senden, die ihm Speise daraus bereiten. Gegen ihn zieht ein Fürstensohn, ein jugendlicher Held, nicht um die Schätze des Riesen zu holen, oder aus Neugierde, ihn zu sehen, sondern aus edlen Bewegungs- 21
gründen. Er zieht allein, ohne Gefährten. Die Einleitung ist also verschieden, wie der Ausgang, da der Riese getödtet wird. Es fehlt auch nicht an einzelnen eigenthümlichen Zügen. Als Bissats Pfeil den Riesen berührt, meint er, eine Fliege habe ihn gestochen: das erinnert an das deutsche Märchen von dem starken Hans, der, als Mühlensteine auf ihn herabgeworfen werden, glaubt, es seien Sandkörner, von den Hühnern oben losgekratzt, wie es an die Däumlingsmärchen erinnert, wenn Bissat in den Stiefel des Riesen gesteckt wird, sich aber herausschneidet. In anderen Beziehungen neigt sich die tartarische Sage bald zu der griechischen, bald zu der Erzählung im Dolopathos. Wie in dieser, kriecht Bissat, um aus der Höhle zu kommen, in die Haut eines Widders, reicht dem Riesen den Kopf in die Hand und entschlüpft zwischen seinen Beinen. Noch bestimmter zeigt sich die nähere Verwandtschaft in dem zauberkräftigen Ring, von dem wir hier Näheres erfahren und der noch entschiedener in die Entwickelung eingreift. Depé Ghöz hat ihn von seiner göttlichen Mutter wohl als Zeichen seiner Abstammung empfangen, und er ist dadurch bis auf das Scheitelauge unverwundbar geworden. In der Hoffnung, sich

auf diese Weise rächen zu können, reicht er, schon erblindet, dem Bissat den Ring und entdeckt ihm die Kräfte desselben. Depé Ghöz will den Herangenahten jetzt mit dem Messer tödten, aber Bissat springt zurück. Der Ring hätte ihn nicht geschützt; denn ob er ihn gleich an den Finger gesteckt hatte, so war er doch gleich wieder herabgefallen und zu Depé Ghöz zurückgekehrt, unter dessen Füssen ihn der Held bemerkt. Was nicht gesagt wird, aber angenommen werden muss, der blinde Riese, der den Ring nicht wiederfinden und ergreifen kann, hat damit seine Unverwundbarkeit verloren. Dagegen nähert sich die tartarische Sage der homerischen in der Weise, wie Bissat den Riesen des Auges beraubt, und in dem merkwürdigen Umstand, dass Depé Ghöz wie der Kyklop sein Schicksal, den Verlust seines Auges, voraus weiss. Nicht als gehaltlose Erweiterungen, sondern als echte Bestandtheile der Sage, wenn sie auch hier allein sich zeigen, sind die ferneren Versuche des Riesen zu betrachten, die er macht, um den oghuzischen Helden umzubringen. Depé Ghöz überzeugt sich, dass es für Bissat keinen Tod gibt, und lässt sich von diesem, in welchem er das unabwendbare Schicksal anerkennt, mit seinem eigenen Schwert den Kopf abhauen, während Polyphem unsterblich zu sein scheint.

22 Die arabische oder persische Sage kann man, den anderen gegenüber, dem Inhalt wie der Ausführung nach dürftig und oberflächlich nennen. Dennoch ist sie ihrer Übereinstimmung wegen bald mit dieser, bald mit jener der Berücksichtigung werth. Wie im Dolopathos sucht und wählt der Riese den Fettesten zur Speise, und Sindbad kommt, wie dort der Räuber, nicht gleich an die Reihe. Wie Depé Ghöz, der serbische und siebenbürgische Riese verzehrt er sein Opfer erst gekocht oder gebraten; wie Polyphem verfolgt er, geführt von seinen Gesellen, den Feind, der ihn geblendet hat, und wirft den Fliehenden Felsenstücke nach, so dass sich Sindbad nur mit zwei Gefährten rettet. Aber den Riesen mit höhnenden Worten aufzureizen fällt keinem ein. Merkenswerth ist es, dass die Riesen hier mit Zwergen zusammenleben und die an das Ufer

verschlagenen Fremdlinge von diesen genöthigt werden, an das Land zu kommen.

Das wohl zusammenhängende serbische Märchen unterscheidet sich gleich darin, dass es ein Knabe ist, der in die Höhle des Riesen geräth und ihn durch seine List besiegt; von diesem Umstand wird hernach noch die Rede sein. Mit dem Dolopathos stimmt es, dass der Riese sich den Fettesten aussucht, um ihn zuerst zu verzehren, und dass er den Knaben zwingt, an der gräulichen Mahlzeit Theil zu nehmen. Dieser steckt sich, wie der Räuber und Bissat, in eine Widderhaut, was bei ihm leicht auszuführen war. Am merkwürdigsten ist der Zusammenhang des zauberhaften Stabes mit dem verrätherischen Ring des Räubers: um sich zu retten, müssen beide den Finger, der davon festgehalten wird, gewaltsam ablösen.

Das Märchen aus Siebenbürgen ist mit dem serbischen näher verwandt, doch auch durch einige Züge unabhängig davon. Der Wunderring tritt wieder an die Stelle des Stabes, lockt aber den blinden Riesen zu seinem Verderben in die Fluth.

Die esthnische Überlieferung tritt darin den übrigen entgegen, dass der Riegenkerl nicht in die Macht des Teufels und mithin in keine Bedrängnis geräth; vielmehr nähert sich dieser ohne feindselige Gesinnung und begibt sich mit der Dummheit und Tölpelhaftigkeit eines Riesen (ein solcher war er gewiss ursprünglich) freiwillig in sein Verderben. Diese Auffassung war schon unvollständig; denn die Frage Polyphems nach dem Namen des Fremdlings ist geblieben, zu der hier der Teufel keinen Grund hat, die aber des Erfolgs wegen, der sich daran knüpft, nicht durfte ausgelassen werden. Der Teufel lässt sich bereitwillig binden, statt durch Wein betäubt zu werden. Wenn ihm geschmolzenes Blei in die Augen gegossen 23
wird, so müssen wir darin eine Übereinstimmung mit der Erzählung im Dolopathos und dem siebenbürgischen Märchen erblicken; denn das siedende Öl, das dort bereitet wird, ist wenig davon verschieden. Von dem Scheitelauge ist auch keine Rede, aber der Teufel verlangt nicht bloss neue, sondern auch grosse

Augen. Ich vermuthe, es liegt im Hintergrund, dass der Teufel sein Scheitelauge verloren hat und es durch den klugen Riegenkerl wieder zu erlangen hofft.

Die finnische Erzählung nähert sich darin der deutschen und esthnischen, dass das Auge des Riesen krank und trübe ist.

In der karelischen Sage hat der Riese wie in der siebenbürgischen, esthnischen und im Dolopathos zwei Augen, und von dem Stirnauge wird nichts gesagt. Da es schwierig war, beide Augen zugleich auszustechen, so wird dort Öl und Blei darauf gegossen, hier aber angenommen, dass der Riese schon vorher an dem einen Auge blind gewesen sei.

Wie weit die bisher betrachteten Darstellungen der Sage durch ihre Heimath und die Zeit ihrer Auffassung von einander getrennt sind, ihr gemeinsamer Grund ist ebenso sichtbar, als ihre Verschiedenheit und Selbständigkeit. Jede steht auf eigenem Grund und Boden, ist auf ihre Weise begrenzt oder erweitert: bei keiner findet man Anzeichen einer Nachahmung, noch weniger einer Übertragung. Alle zusammen lassen uns erst den vollen Inhalt oder die Tiefe der ursprünglichen, uns unzugänglichen Quelle ahnen. Will man in der Umänderung der Ereignisse, in der Versetzung in andere Verhältnisse Absicht erblicken, man müsste mit grossem Verstand und seltenem Scharfsinn zu Werk gegangen sein. Die jedem Volke innewohnende dichterische Kraft bewahrt zwar die Grundlage der Überlieferung, aber sie drückt ihr unbewusst den Stempel des eigenen Lebens auf. Diez meint, Homer habe auf seinen Reisen die Sage der Oghuzier kennen gelernt, unvollständig erzählt und nach seinen Bedürfnissen umgebildet. Zu dieser Ansicht wird sich jetzt nicht leicht jemand bekennen. Stellt man aber die griechische Dichtung an die Spitze und leitet die übrigen, verhältnismässig viel jüngeren davon ab, so erheben sich Schwierigkeiten, die nicht wegzuräumen sind. Wie kommt es, dass die tartarische Sage wie der Dolopathos die Befreiung des Gefangenen aus der Höhle des Riesen vollständiger und zusammenhängender erzählen, als Homer, während dort fehlt, was auszulassen kein Grund vorhanden war? Die Klugheit des Odysseus,

21 der den Kyklopen erst (wie Oenopion den leuchtenden Riesen

Orion, als er trunken da liegt, s. Preller Mythologie S. 304) durch den dargereichten Wein in tiefen Schlaf versetzt, eh er ihn blendet, ist so natürlich, dass man nicht begreift, warum sie von den anderen nicht sollte beibehalten sein. Ein Gleiches gilt von der List, womit sich Odysseus den Namen Niemand beilegt, die nur in dem esthnischen Märchen wieder zum Vorschein kommt. Sie ist auch in deutschen Sagen ein wohlbekannter Zug. In einer Erzählung aus dem Vorarlberg (Vonbun S. 4. 5), die sonst keine Beziehung zu Homer verräth, gibt sich ein Holzhauer dem Waldgeist gegenüber den Namen Selb (Ipse), und als sich dieser betrogen sieht, ruft er: »Selb hat es gethan«; ein Gleiches in einem märkischen Märchen (Haupts Zeitschrift 4, S. 393). In einem hessischen (J. W. Wolf Hausmärchen S. 426) nennt sich der Entführer einer Königstochter: Vorgestern, Gestern und Heute, und die erschrockene Mutter ruft: »Gestern hat sie geraubt«. Diese aus dem Mund des Volks geschöpften Überlieferungen haben so wenig aus dem Homer geborgt, als im zehnten Jahrhundert der indische Somadeva, wenn er in seinen Märchen (1, S. 115) von einem mit Kriegern angefüllten hölzernen Elephanten erzählt, der eine Stadt erobert. Ein einzelner Zug kann wie ein Lichtstrahl über ein Paar Welttheile hinstreifen. Streiten auf diese Weise innere Gründe gegen die Abstammung unserer Sage aus der Odyssee, so stemmen äussere sich nicht minder dagegen. Soll Homer den Kareliern, Esthen und Finnen bekannt gewesen sein? oder den Oghuziern? Angenommen, das griechische Gedicht sei zu ihnen gedrungen, wie ist der tartarische Dichter zur Kenntnis der Sage im Dolopathos gelangt, mit der er gerade in wichtigen Zügen übereinstimmt? oder der Dolopathos zur tartarischen?

Das Zeugnis, das Homer über den Inhalt unserer Sage ablegt, geht in so hohes Alterthum hinauf, dass man nicht erwartet, eine reinere, dem Ursprünglichen näher liegende Auffassung derselben zu finden. Gleichwohl hat die lebendige Überlieferung eine solche in den einsamen Gebirgen des Nordens erhalten, die den im Mittelpunkt liegenden Gedanken in einen engeren Ring schliesst als die bisher bekannten und von uns betrachteten. Das Märchen ist erst vor Kurzem in Norwegen

aufgefunden und von P. Chr. Asbjörnsen (Juleträet for 1850 S. 72. 76) bekannt gemacht worden.

Vor langer Zeit wohnte in Gudbrandsdal ein armes Ehepaar mit zwei halberwachsenen Knaben. Diese mussten auf den Bauerhöfen umherlaufen und betteln, weshalb ihnen Wege, Stege und Fusspfade wohl bekannt waren. Einmal hören die Knaben, dass Falkenfänger am Mela sich eine Hütte gebaut haben, und wollen hingehen, die Vögel zu besehen. Sie machen sich auf, kommen aber vom Wege ab und gerathen in einen Wald, der so dunkel ist, dass sie nicht wissen, wo sie sich befinden. Sie reissen Blätter von den Bäumen und machen ein Feuer an, und da sie eine Axt bei sich haben, so bauen sie eine Laubhütte. Als sie auf einem Lager von Gras und Moos eine Stunde etwa gelegen haben, hören sie ein starkes Schnauben und lauschen, ob es ein Thier sei oder ein Waldtrold. Der Sturm erhebt sich immer stärker, sie hören sprechen: »Es riecht nach Christenblut«, und es braust so heftig, dass die Erde zittert. Da wissen die Knaben, dass es Trolde sind. »Gott stehe uns bei!« ruft der Jüngste, »was sollen wir thun?« »Du bleibst unter dem Baum stehen und machst dich fertig, fortzulaufen, wenn du siehst, dass sie kommen; ich ergreife meine Axt«. In dem Augenblick erscheinen die Trolde; sie sind so gross, dass ihre Häupter mit den Baumspitzen gleich stehen. Die Ungeheuer haben bloss ein Auge gemeinschaftlich und theilen sich in den Gebrauch: jeder nämlich hat in der Stirne eine Höhlung, in welche der, an welchem die Reihe ist, das Auge legt. Dieser sieht dann allein, geht voran, und die beiden anderen folgen ihm, indem sie sich an einander halten. »Jetzt mache dich auf die Beine«, spricht der Älteste, »doch laufe nicht zu weit fort, damit du siehst, wie es geht. Da dem Trold das Auge so hoch steht, so kann er mich nicht gut sehen, wenn ich hinter ihn komme oder unter ihn«. Der jüngste Knabe läuft fort, und die Trolde ziehen ihm nach. Indessen macht sich der Älteste hinter sie und haut dem, der zuletzt geht, mit der Axt in die Knöchel, so dass er anhebt, fürchterlich zu schreien. Darüber erschrickt der Vorderste so sehr, dass er in die Höhe fährt und das Auge aus der Höhlung

springt. Der Knabe ist gleich zur Hand und nimmt es weg. Das Auge ist so gross, dass man es nicht in einen Kesseltopf legen könnte, und so klar, dass, als der Knabe hindurchsieht, ein heller Tag leuchtet, obgleich es dunkle Nacht ist. Als die Trolde merken, dass der Knabe das Auge weggenommen und einen von ihnen verletzt hat, so stossen sie Verwünschungen gegen ihn aus und drohen das Schlimmste ihm anzuthun, wenn er es nicht alsbald herausgebe. »Ich fürchte mich nicht vor euch und euren Drohungen«, erwidert der Knabe; »nun habe ich drei Augen allein, und ihr habt keins, und doch müssen zwei den dritten tragen, wenn ihr von der Stelle kommen wollt«. »Wenn wir nicht alsbald unser Auge zurückerhalten, so sollst du zu Stock und Stein werden«, schreien die Trolde. „»Das geht nicht 26
so geschwind«, antwortete der Knabe, »und hat keine Gefahr: ich habe keine Angst vor eurer Prahlerei und euern Künsten«. Dabei droht er jedem einen so tüchtigen Hieb zu geben, dass sie wie das Gewürm auf der Erde kriechen sollten. Als die Trolde das hören, wird ihnen angst und bang, und sie lassen sich zu guten Worten herab; wenn er ihnen das Auge zurückgebe, sollte er dafür Gold und Silber und noch anderes dazu erhalten. Das sei schon gut, meint der Knabe, aber bevor er das Auge herausgebe, müsse er das Gold und Silber haben: einer von ihnen solle hingehen und es holen, soviel als in seine und seines Bruders Tasche gienge, auch zwei Stahlbogen. Die Trolde jammern, keiner von ihnen könne gehen, da keiner ein Auge habe, um zu sehen. Da hebt einer an und schreit (wie Polyphem, der Weitbrüllende) nach der Frau (sie haben alle drei nur eine), dass es in den Klüften eine Zeit lang widerhallt: sie soll zwei Stahlbogen bringen und zwei Eimer mit Gold und Silber angefüllt. Nicht lang, so ist sie mit den verlangten Dingen da. Als sie hört, wie es zugegangen ist, fängt sie an mit Zauberei zu drohen, aber die Trolde rathen ihr sich vor der kleinen Wespe zu hüten, die auch ihr das Auge wegnehmen könne. Da wirft sie die Eimer mit Gold und Silber und die zwei Bogen dem Knaben zu und eilt mit den Trolden heim. Seit der Zeit hat niemand gehört, dass sie in den Hedalswald gegangen wären und Christenblut gesucht hätten.

Es ist nicht nöthig, im Einzelnen nachzuweisen, dass wir den Grund der Polyphemsage vor uns haben, wie abweichend auch die äusseren Verhältnisse, selbst die Begebenheiten erscheinen. Sie ist hier im Geist uralter Dichtung aufgefasst und zeigt eine seltene Reinheit der Überlieferung, die nur in dem abgeschlossenen Land ungestört sich hat erhalten können. Die Erzählung ist einfach, aber bedeutungsvoll. Harmlose Knaben gerathen auf der in kindischer Lust unternommenen Fahrt in einen dunkeln Wald, aus dem sie nicht heraus können, und werden von feindlichen Trolden überfallen: aber die Klugheit und Behendigkeit der Kleinen bewältigt die Ungeheuer, nöthigt sie, ihre Schätze herauszugeben, und zwingt sie in die Finsternis zurückzukehren.

Ich habe bis dahin einige Bemerkungen über das Stirnauge des Kyklopen zurückgehalten. Mit den gewöhnlichen Augen des Menschen hat es seinem Ursprung nach nichts gemein, wenn es auch in der Überlieferung manchmal damit verwechselt wird. Die Sage im Dolopathos, die siebenbürgische,
27 esthnische und karelische reden nur von zwei menschlichen Augen, denen die arabische doch eine besondere Gluth beilegt und die sie mit feurigen Kohlen vergleicht. Guido de Columna, der im Jahr 1287 die Geschichte des trojanischen Kriegs schrieb, weiss von Augen Polyphems, wovon Ulysses ihm eins ausreisst. Dass das grosse Rundauge den Kyklopen ursprünglich eigen war, zeigt schon ihr Name, und es war für sie so bezeichnend, dass man an dem Hals einer griechischen Vase, auf welcher die Tödtung eines menschenfressenden Riesen abgebildet war, an beiden Seiten ein solches anbrachte; s. Panofka in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1851 S. 7. Auch den Arimaspen wird es in einem altdeutschen Gedicht (Ernst 3671) beigelegt. Ovidius sagt ausdrücklich: »unum est in media lumen mihi fronte, sed instar ingentis clypei« (Metamorphosen 13, 851), und nach der nordischen Sage ist es zu gross, als dass es in einen Kessel könnte gelegt werden. In einem magyarischen Märchen (Stier S. 39), wo es ein Riesenweib auf der Stirne trägt, wird es mit einem Teller verglichen, wie in einem norddeutschen (Colshorn S. 111), wo hinzugefügt wird,

es habe schrecklich geleuchtet. Das norwegische weiss noch mehr, es liegt eine solche Kraft darin, dass, wenn man hindurchblickt, auch in finsterer Nacht alles erglänzt, wie am hellen Tag. Es scheint einer Krystallkugel ähnlich gewesen zu sein, die der Trold, wenn die Reihe an ihn kam, es zu gebrauchen und die Gefährten zu leiten, mit den Händen in die Höhlung auf der Stirne legte. Beim Homer ist es dem menschlichen Auge insoweit näher gebracht, als ihm Wimpern und Brauen beigelegt sind: in der oghuzischen Sage gehören diese nothwendig dazu, weil Bissat, während der Riese schläft, sie aufhebt, um sich zu überzeugen, dass er nur an dieser Stelle verwundbar sei.

Dieses übernatürliche, weit hinausblickende, leuchtende Stirnauge, was soll es andeuten? Es bezeichnet das Weltauge, die Sonne selbst, die schon den Parsen das Auge des Ormudz, des höchsten Gottes, war, mit dem er die ganze Welt überschaute, den Aegyptiern das rechte Auge des Demiurgen. Das ist der ursprüngliche Sinn, wenn Odinn einäugig erscheint, gibt auch dichterische Fortbildung eine andere Deutung davon, vgl. Deutsche Mythologie S. 133. 665. Der deutsche Wodan sieht durch ein Fenster zur Erde nieder (Deutsche Mythologie S. 124), wie die Königstochter im deutschen Märchen (No. 191); das ist nur ein anderer Ausdruck. Hier ist der merkwürdige, noch nicht erklärte Name des Opals, Weltauge, anzuführen und der altnordische Augastein, pupilla, gemma oculi. Es war 28
ohne Zweifel eine uralte Darstellung, wenn Pausanias (II 24, 3) berichtet, auf der Akropolis von Argos, Larissa genannt, habe ein altes, im Freien verehrtes, geschnitztes Holzbild, der Zeus πατρῷος des Priamus gestanden, das zwei gewöhnliche Augen und ein drittes auf der Stirne gehabt habe, vgl. Gerhard Mythologie 1, S. 163. 168. 175. Dieses dritte war das göttliche Weltauge, und die Deutung dieser drei Augen auf die Herrschaft über Himmel, Erde und Meer (Creuzer Symbolik 1, S. 140. 2, S. 485) scheint mir nicht zuzutreffen. Auch der Herr der Unterwelt, der dem Sonnengott gegenübersteht, wird ein solches Scheitelauge besessen haben, aber es ward ihm bei seiner Verstossung aus dem Himmel genommen. Der Teufel heisst im

Littauischen Aklatis, der Geblendete (Deutsche Mythologie S. 980), und dahin habe ich die esthnische Überlieferung gedeutet. Nach einer morgenländischen Sage richtet Salomon an Gott die Bitte, den bösen Geist fühlbarer zu züchtigen, als ein Prophet vermöge, und ihm zum Andenken an seine Empörung das rechte Auge auszuschlagen, womit wohl das Stirnauge gemeint ist (Hammer Rosenöl 1, S. 230).

Wir sehen, dass bei jenen dämonischen Wesen, die nur von einer Seite göttlicher Abkunft sich rühmen dürfen, wie die Titanen und Kyklopen, zu denen Depé Ghöz und der mongolische Gesser chan gehören, die wilde Naturkraft wieder hervortritt, die keine Götter achtet. Aber sie tragen ein Zeichen ihrer göttlichen Abstammung an sich, und ein solches ist das grosse Rundauge. Ich finde es auch in dem mythischen Glauben der Deutschen. Der Wacholdermann hat ein graues und ein schwarzes Auge, die jedes Jahr mit ihrer Farbe wechseln (Auerbach Dorfgeschichten S. 159), und wird damit bald als Tag-, bald als Nachtalp bezeichnet. Man vergleicht das leuchtende Auge der nächtlichen Geister mit einem Kornscheffel, Teller oder Pflugrade (Rochholz Schweizersage 2, S. 84). Sinnvoll ist es, wenn die drei Trolde nur ein Auge in Gemeinschaft besitzen, wodurch der Antheil an der göttlichen Kraft gemindert wird. Diese Beschränkung erscheint schon in der frühesten Zeit. Nach Äschylus (Prometheus 797) besitzen die drei, wie jene nordischen Trolde, in der Finsternis lebenden Schwanenjungfrauen, die Gräen, nur ein gemeinsames Auge, das sie sich abwechselnd zum Gebrauch leihen. Perseus bemächtigt sich desselben und gibt es nur, wie jener Knabe den Trolden, gegen Bedingungen zurück. Das Herausnehmen des Auges aus der Höhlung und das Wiedereinfügen erscheint auch in der Mythe von der Lamia, der Zeus die Gabe verliehen hatte, während
29 des Schlafs ihre Augen aus ihrem Kopf nehmen und sie dann wieder einzusetzen (Jacobi Handbuch der Mythologie S. 560). Noch sind Überlieferungen anzumerken, in welchen die Vorstellung von dem nicht schlafenden, alles schauenden Auge hervorgehoben ist. Ein deutsches Märchen (No. 130) erzählt von drei Schwestern, Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein; das dritte Auge der letzteren kann durch keine Zaubersprüche

in Schlaf gesungen werden. In einem anderen aus Siebenbürgen (Haltrich S. 83) hat ein Mädchen im Nacken noch zwei Augen, die offen bleiben, wenn die vorderen schlafen, und womit es alles sehen kann, was vorgeht.

Wird durch diese Hinweisungen eine tiefere Bedeutung der Polyphemsage begründet, so können wir vielleicht der ursprünglichen Gestalt noch näher rücken. Die mythischen Lieder der Vorzeit, was besingen sie anders, als die Entstehung der Welt und, so lange sie dauert, die nie ruhenden Bewegungen gewaltiger, aber feindseliger Kräfte? Es sind die Kämpfe der Elemente unter einander, des Himmels und der Unterwelt, des Sommers und des Winters, des Tages und der Nacht, die sich in sittlichen Gegensätzen von Segen und Verderben, Liebe und Hass, Freude und Trauer wiederabspiegeln. Der Gegensatz zwischen den äusseren, furchtbaren und den stillen, im Verborgenen wirkenden Naturkräften oder in sittlicher Beziehung zwischen roher Gewalt und listiger Behendigkeit wird in den Mythen von Riesen und Zwergen ausgedrückt. Darin finde ich den ursprünglichen Inhalt und Sinn der Polyphemsage, der sich in der nordischen Überlieferung am klarsten ausspricht. Erkennt man Zwerge in den beiden Knaben, so treten hier lauter übernatürliche Wesen auf. Die angeborene Klugheit des Kleinen ersetzt nicht bloss den Mangel an äusserer Kraft; er weiss auch die Riesen zu bewältigen und ihre Macht zu brechen. Nicht gewaltsam beraubt er den Trold des Auges; es springt diesem, als er erschrickt, unversehens aus der Höhlung, und schnell nimmt es der Kleine weg. Damit ist der Trold in seine Gewalt gegeben und ihm entzogen, was er an göttlicher Kraft besass. Der Knabe benutzt seinen Vortheil, um seinen Feind völlig zu besiegen: er muss ihm nicht bloss Gold und Silber geben, auch zwei Stahlbogen, deren Pfeile wohl unfehlbar trafen. In dem Schatz, den die Riesen zu bewahren pflegen, liegen immer auch wunderkräftige Dinge, im Dolopathos ein Schwert, vor dem alles zerspringt, und ein Ring, an dem alles haften bleibt, von dem auch die siebenbürgische Sage weiss und der in der serbischen zu einem Stab geworden ist. Nicht eher erhält der Trold das Auge zurück, als bis der Kleine die Stahlbogen empfangen hat und jener ge- 30

nöthigt ist, in die Finsternis sich zurückzuziehen. Auch Helden wie Odysseus und Bissat sind, den Ungeheuern gegenüber, nur als Zwerge zu betrachten: ihre Tapferkeit bleibt unwirksam, und sie müssen List und Klugheit gebrauchen, wenn sie den übermächtigen Gegner verderben wollen.

Endlich muss ich noch einer Umwandelung Erwähnung thun, die das Übernatürliche fast ganz ausscheidet und dadurch einen entgegengesetzten Ausgang herbeiführt. Zwölf Männer kommen zu dem Riesen, die er sämmtlich nach einander verzehrt, ohne dass der letzte ihm Widerstand leisten kann, und die rohe Gewalt behält hier die Oberhand. Damit gieng die ursprüngliche Bedeutung, die schon durch Einmischung der Helden verdunkelt war, völlig verloren. Diese Erzählung enthalten zwei Gedichte, eins von Stricker, das andere von Konrad von Würzburg, die man in Wackernagels Lesebuch 1, S. 559 und bei den Minnesängern 2, S. 205 findet. Wahrscheinlich liegt ihnen mündliche Überlieferung zu Grund.

Zwölf Männer, nach Konrad sind es Räuber, Schächer, verirren sich in einem finsteren Tann, erblicken ein Feuer und gelangen in das Haus eines Riesen. Die Frau desselben, die allein zugegen ist, sagt ihnen, dass der Riese, wenn er heimkomme, sie umbringen werde, und heisst sie in die Höhe steigen, damit er sie nicht erblicke. Der Riese aber, als er anlangt, merkt gleich, dass jemand in seinem Hause ist. Die Frau will es ihm ausreden, er aber leuchtet mit einem Licht hin und her und sieht die zwölfe oben stehen. »Werft einen herab«, ruft er ihnen zu. Sie werfen den Kleinsten herab. Der Riese verzehrt ihn und verlangt einen zweiten. Als dieser verschlungen ist, einen dritten, und so weiter, bis nur der zwölfte noch übrig ist. Auch diesen heisst er herabkommen. Er weigert sich, und als der Riese droht, ihn zu holen, will er sich wehren. Aber der Gierige spricht: »Als du selbzwölfte warst, da hättet ihr euch wehren können, jetzt ist es zu spät«. Er wird auch verzehrt. Die Einmischung der gutmüthigen Frau, die die Fremdlinge vor der Gefahr warnt und ihr Verderben abwenden möchte, kommt in vielen anderen Sagen vor, vgl. Deutsche Mythologie S. 959.

VOLKSLIED AUS DEM SECHSZEHNTEN JAHRHUNDERT. 383

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolf. Erster Band. Göttingen. Verlag der Dieterichschen Buchhandlung. 1853. 8°. S. 383—384.

DIE HERZOGIN SINGT VOR, DIE ANDERN NACH.

Der meyen, der meyen,
der bringt vns blümlein vil.
ich trag ein freyes gemüte:
gott weiss wol wem ichs will,
gott weiss wol wem ichs will.

Ich wills eim freyen gesellen,
derselb der wirbt vmb mich:
er tregt ein seidin hemmat an,
darein so preist [1]) er sich, darein so preist etc.

Er meint es süng ein nachtigal, 384
da wara ein jungfraw fein,
und kan sie ihm nicht werden,
trawret das herze sein, trawret das etc.

Dies Lied hat Hans Sachs in dem Fastnachtspiel der Neidhart mit dem feibel (Veilchen) vom 7. Februar 1562 aufbewahrt, Nürnberger Ausgabe seiner Gedichte 1578 Bd 4. Theil 3. S. 50.

Wilhelm Grimm.

[1]) Das alte *brüsen* einschnüren.

ZWEI MEISTERLIEDER.

307

Zeitschrift für Deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Zehnter Band. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung 1856. 8°. S. 307—310.

I.

Ihn den Spiegel Ton Ehrnboten

Ein Equinoca

1

Hort wunder wafs Ich hab in kurz erfahren
Zw Nachts fach Ich auff einem Bockh
Ein vnhulden Aufs faren
Ich hort fie einen Segen Lang
Aufs einem Brieff Her Lefsen C
Troiam die Statt fach Ich ein maller malen.
Auch fach Ich in der krötten Mull
Ein Müllner Koren Mallen
Nach dem (denn *undeutlich*) fach Ich in Franckhenland
Zeitige weinber lefsen C
Ein fischerr vifchet in eim Bach
ein beckhin fprach zum Beckhen Pach
Du haft Bollen vnnd Rockhen
Ich fach ein Bauren fchöne gerften fchneiden
Ein Mader het ein Senfsen krum
Die bet ein Bofe fchneiden.
Ich fach drey hubfche Bauren Maid
Spinen An einem Rockhen C

2

Ein Radfchmit fach ich kunftlich Arbeit gifsen
Zw Abent ging Ich in dz Bet
Der Bader det auff gifsen
308 der fcherer war drunckhen vnd vol
fchnit mich als er folt fcheren C
Ein goltfchmid het ein kunftlich Bild gegraben
Ein Ziegeiner het einem weib
Etwas haimlich eingraben

eines mals ich bei eim wirte zert
Der det mir duckiſch ſcheren C
Darnach Pracht ein Reytender Bot
vom Keiſser gar ein ſtreng gepot
Die weiber ſolten ſpinnen
Ein furman ſchlug mir ein drey fenster ſcheiben
Darfuer Bracht er von Reichen hal
mir ein gute falz ſcheiben
auch ſach ich Ein Driackels Man
Eſsen drey Bazet Spinen C

3

Bey Coblenz drauckh Ich aufs dem faur prunen
Vor Etlich Jaren Sind zv Bray
Vill heufser Abgebrunen
man ſagt Bei dem duren Babell
Sind vill trachen vnnd ſchlangen C
Der Keiſser kompt mit groſsem hör gezogen
auch ſach Ich zwölff ſchnebweiſser Roſs
Sein Triumph wagen zogen
Ein Buckſchen maſter ſchos gar wol
aufs Karthaunen vnnd ſchlangen C
Ich hab geſehen auch noch Mehr
Zw Venedig dz hoche Mör
mit Starckhen wellen wogen
Darauff die ſchiff auch faren nach den winden
Ey ſchneller wan die flitſcher Pfeil
Vnd on dem jeid die winden
wer vil hören vnd Sehen will
Muſs Etwaſs darauff wagen
Ano Salut 1543
am 17 tag Jully

Nürnberger Meistergesänge, Ms. Germ. Fol. 22 in der Berliner königlichen Bibliothek.

II.

209

Inn des Römers gsang wey (l. weys)

Ein schulkunst

1

Welcher maiſterlich ſingen wil der ſelb hab acht
das von im all latein in Congrua wert pracht
Es ſey ein wort oder ein aigen namen: 4
Auch hab er acht das er kein ploſen reimen pring

oder kein ſchilleretten reimen auch nit ſing
Einer Equinoca ſol er ſich ſchamen . . . . . ℔
Vnd ein halbe ſtet auch nit wol
Vnd ein differentz die ſol er aus ſcheiden
Vnd plinde mainung gar nit ſol
Vnd plinde wort die ſelben ſol er meiden
las keins aus deinem munde gan
kein Rorenden reimen las er ein reiffen
kein ſchnurenden ſol er nit han
Vnd gantzer wort der ſol er ſich thun fleiffen
das iſt ein ſchand kurtz vnd auch lang
der ſlutz due er ſich maſſen
Er vorgreyff ſich nit im geſang
falſchem anhang
geb iedem thun ſein Rechten klang
pleyb auff der Rechten ſtraffen: . . . . . ℔

2

Pringt Er lattein die nit in congrua iſt ſtan
Es ſey gleich ein wort oder mer die er iſt han
fur iede ſilb thut man ein ſilben mercken: . . . . . ℔
Vnd fur ein plofen Reimen vier ſilben wiſt
Vnd fur ein Equinoca auch vier ſilben iſt.
fur ein halbe zwen ſilben iſt kunſt ſtercken: . . . . . ℔
Ein ſchilleretten reimen ſol
man mit zweien ſylben ſtraffen am ſingen
Ein differentz mit zweien wol
zw ſtraffen iſt wer die ſelben iſt pringen
plinde mainung zwen ſilben hat
zw ſtraff welcher ein plindes wort iſt fueren.
Ein ſilben im das fur ab gat
Ruerende Reimen wo man die thut ſpuren
ſchreybt man dar fur ein ſilben dar
fur ſchnurend Reimen Eben
Ein halben ſilben nemet war
Ein wort das gar
drifſbig (*ſo*) iſt vnd in ein ſchar
zwingt mues ein ſilben geben: . . . . . ℔

3

Ein halben Sylben nemet man fur ein halb wort
lind vnd auch hert ein ſylben hat an allem ort
fur iede ſylb ein ſylb zw kurtz vnd lange: . . . . . ℔
Welcher ein ſlutz dut der ſelbig ein ſylben hat

Vergreifft er ſich hin fur oder hintter ſich gat
fur iede ſylb ein ſylb in dem geſange: . . . . . ꝛc.
zwen klingent reimen die da N
In Ent des Reimens von Nattur begeren
Vnd nit pracht werden zuuerſten
verſingt ein Sylben halb thue ich ercleren
So doch der ein begert das e
ſo ſollen Sy im werden nach gelaſſen
Vnd wo ein pauſe anderſt ſte
dan wie der thon iſt gepracht auff die ſtraſſen
Ein ſylben man im ſchreybet an
Vbel ſtet Reimen zwingen
O got Im aller höchsten thran
thue vns nit lan
Vnd gib vns dein wort zuuerſtan
das wir zw lob dir ſingen: . . . . . ꝛc.

Nürnberger Meistergesänge in der Berliner königlichen Bibliothek Ms. Germ. Fol. 23 No. 248.

Wilhelm Grimm.

BRUCHSTÜCKE EINER BEARBEITUNG DES ROSENGARTENS.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Elfter Band. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1859. 8°. S. 243—253.

242 1

Fraw Kunigin Ich mues mer Rosenkrantz han.
Ee Ich schayd von dann
Ich hab noch Zwenvndfumftzig bruder jm closter mein.
Denn will Ich bringen yeden bringen ein cräntzelein
Nw lat Her khomen zwenvndfunftzig man.
Dye will ich allain bestan.
Von wegen der Zwenvndfunftzig bruder mein.
Damit Ich yer yegtlichem bringen ein Rosenkräntzelein.

Kriemhild Bruder Yllsan
(sie steht vor ihm, und er hat den Rosenkranz schon auf dem Haupt)

Amtwurt die Kunigin Munich
Yllsan Auf sein Begern

Herr thuet ein wenig vertziehen
Bis das die khumpff all sein geschehen.
Darnach solt yer bestan.
Die zwenvndfunffzig man.
Als offt yer einen thut erschlagen.
Als menych Rosenkräntz soldt yer haben.
Ein hallsen und khussen dartzwe.
Schawt daz es euch nit gerewen thue.

1b

Hie klagt Gi Kunig Gibich gegen
Graf Walthher von Waxenstein

Ach gott was soll Ich heben an.
Meiner fursten mag kayner bestan.
Ich ways noch ein rysen.
Der wierdt den streydt nit verliesen.

Er liess sy (l. sich) nie erschreckchen, 244
Waltherr ein gefurster graff ob allen rekgen,
Vnd ein lanndtherr zw waxenstain,
Eer fürcht weder gros noch klain,
Walltherr Richstw mier mein hertznlaydt,
Ich gib dier ein kunigin hochgemaydt,
Zw ainem weyb mach ich dierr vnntertan,
Die allerpest als Ich sy Inn meynem Reich han.

Kunich gibich (mit dem Scepter in der linken Hand) — Graff Wallther von Waxenstain (trägt als Riese eine Stange in der Rechten)

II

Anntwort Waltherr von Waxenstain
Kunig Gibich Hinnwider

Genedigster kunig, Ich habs Ewern khunigklichen genaden vor gesagt,
Da maynt ewr gnad Ich wär vertzagt,
Ich habs nit darumben than,
Gern will ich den meyn bestan,
Hiett man genolgt dem Ratt meyn,
Vnd hiett nit der khunigein,
Yern muetwillen gelan,
Das wär weyslicher getan
Annder leytt haben auch khraft,
Vnnser grosse hochfardt macht vns vnsighaft,
Vnnd die verachtung die wier treyben,
Ladt gott vngerochen nit beleyben,
Nw̄ habt yer offt gehördt,
Wie Troya wardt Erstordt,
Von wegen hochfardt vnd des vbermuett,
Der thuet hewt noch nymermer guet,
Doch Es ist geschehen,
Mann soll daz best dartzw yehen,
Herrn yer sollt unerschrökhen sein,
Ich thue ewch die hilffe meyn,

Hie manndt Hillibrant der maister
Hertzog Dietlieb von Stey

Hertzog Dietlieb von Steyr nw wolher,
Vernembt mich lieber herr, 245
Ich bitt ewch yer welt bestan

Graff Walther den grossen man.
Gar hart thuet er warten.
Hie zu disem Rosenn Garten.
Sein hertz Ist zornes vol.
Herr Dietlieb Nw thuet alles,
Wie Ich ewch gelernt hann.
So mag ewch nyemandt widerstan.

Auntwurt Herrtzog dietlieb von Steyr
dem Berrner vnnd Hillipraut wider

Herr jer dorfft mich nit bitten.
Ich bin doch darumb her geytten.
Das Ich mannlich well streytten.
Wie wol waltherr bey seynen zeytten.
Gross sachen hatt getan.
Darumb will Ich Inn gern bestan.
Daran wag Ich meinen leyb.
Von wegen aller schöner weyb.
Ach zw geuallen dem allerliebsten püelen mein.
Mues es mannlichen gefochten sein.
Wol herr gesell, vnd wer dich mein.
Alls lieb dier dein leben mag sein.
Dann dw muest mich gewern.
Gar pald will dier scheern.

II[b]

Hertzog Dietlieb von Steyr — Graff Walther

Krimhilt

(gibt jedem einen Rosenkranz)

Hie Schaidt Kunigin Krimhillt die
zwen fursten. vnd gibt yedem ein cranntz

Hört Auff yer zwen fursten guet.
Es bryngt mier grossen vnmwt,
Es gylt auch Ewr payder leben.
Ich bitt ewch yer wellt frydt geben.
Ich gib ewch bayden gewunnen.
Kainer Ist dem anndern entrunnen,
Yer seydt bayd zwen Redlich Man.
Inn dem garten habt yer das pest getan.
Mein Cränntzelein tayl Ich ewch mit
Durch gott nw habt frydt.

III

Graff Walltber (auf den Schild mit der Rechten gestützt) — Kunig Gibich (mit dem Reichsapfel und Scepter in den Händen) — Graff Völkhher von Altzen (mit der Stange in der Rechten)

Hie dannkht Kunnig Gibich dem
Fursten von Waxenstain

Hab ymmer dannkht dw Edler furst von Waxenstain,
Mit gauntzen trewen Ich dich mayn,
Das best lanndt das ich han,
Will Ich dier machen vntertan,
Wann dw hast mannlich gestrytten
Vnd wass dw mich thuest bitten,
Das solldtw gewert seyn,
Von mier vnnd der khunigeyn,

III[b]

Hie dannkht der von Waxenstain
dem kunig Seinner gab

Gott dannkh ewrn khunigklichen Mayestat,
Das mier ewr gnad geben hat,
Ich hab mein bestzs hie getan,
Vnnd wills ewr khuniglich gnad han,
So will Ich noch mit ainem schlahen,
Gar klain acht Ich den schaden,
Der mir von yen möcht geschehen,
Dann gern wolt Ich Rechen,
Die fursten die hie erschlagen sein,
Sy rewen mich In dem herrtzen mein,

Anntwort Kunnig Gibich dem
Fursten vonn Waxenstain

Nayn dw furst lobysan,
Dw hast deinen Ern genueg tan,
Dw soldt deiner Rue phlegen,
Ich ways ainen Risen verwegen, 247
Das jst ain starker furste herr,
Mit namen graff Völkherr,
Layd mag er vnns wol Ergetzen,
Denn wil ich ann sy hetzen,
Er hat erschlagen manichen man,

Wolheer Graff lobysan.
Nw gedennkh an den buelen dein.
Vnnd thue mier hilffee scheyn.
Gar furstlich wille ich dich begaben.
Des solldtw kainen zweyffel haben.

Hie Auntwurt Graff Volkher von
Altzen Dem kunig gibich

Herr kunig Ich bin schon beraytt.
Zw genallen Ewr Furstiichhaytt.
Will ich hie der mynnst nit sein.
Auch zugenallen dem puelen mein.
Will ich hie thuyn Alls ein Redlich man.
Vnnd soldt es mich den leyb gestan.
Herr jer solldt gantz an sorg sein.
Auch Meyn genedigiste fraw khunigein.
Was schadens vns hat getan der von Beern.
Will Ich Alls mit meiner handt widerkheern.
Wolheer der mit mir will streytten.
Lenger mag Ich nit peytten.

Hie Nannt Hillibrannt denn Grafen vonn
Mountnan Mit dem Risen Volkherr zustreyten

Wolheer dw Edler Margkgraff.
Ein Hawbtman der Ritterschafft.
Geporn von Mantuan.
Dw byst seins leybs ein Man.
Ottnitt dw Furste Reych.
Das bitt Ich dich gar frewnthleych.
Dw last den Risen kain zeytt hie stan.
Baildt thue yn lauffen an.

IV

248

Ach wee mir disen grossen not
zwen Edl Fursten sein mier todt.
Vill Edler khunig Schrutthan
Nw Rych mier dise zween Fursten lobisan
Yer tod bringt mir grossen schmertzen
Nw gedennkh in deinem hertzen
Das sy bayde Frewndt synnd
Sy wären deiner Schwester khind

auf das antwordt kunig Schruttan
dem kunig gibich hinwider

Kunig Gibich
(sitzt auf dem Throne, das Scepter in der rechten Hand)

Kunig Schrutan
(steht vor ihm mit der Stange in der Rechten)

k unig vnnd herr meyn
Dise zween vettern meyn
Die hie tod sein Erschlagen
Khan Ich nit genueg verklagen
Sy warn mier mit frewntschaft vntertan
Der von pern vnnd all sein man
Muessen sein Entgelten
Sy werden mich noch schelldten

IV[b]

Gar pald muessen sy mit mier dran
Anderst mag es nit ergan
Ich verlur ee das leben meyn
Ee ich nit Rech die vettern meyn
Land vnd lewt, vnd alles das Ich han
Das wag Ich von herrtzen gern daran
Vnd biet Ich hunnderdt leyb
Vnd das aller schönest weyb
So ay ye würdt geborn
Muest alls sein ee verlorn
Ich würd wenig daran gedenkhen
Ee ich ynen das wolldt schenkhen
Wolheer wolherr yer klaynen man
Welicher ist da, der mich will bestan

Auff das antwort perner vnnd 249
Hillibrannt kunig Schrutan

Rys dw treybst grosse trowe wordt,
Alls ob man nye Risen hab gehordt,
Dw maynst nyemanndt dörff dich bestan,
Ich ways deinem leyb ein man,
Von Soffoy ist ees ein herrtzog Reych
Der soll werden dein geleych,
Herrtzog Heymb dw Furste lobisan,
Nw schlag dich mit disem Risen freysan,
Lass hie dein mannhayt werden scheyn,
Vor den frawen vnd der khunigein

Anntwort der Edl herrtzog Heim von
Schoffoy, dem Alten Hilliprant

Herr von Bern vnd mayster meyn.
Was yer mich hayst das soll pillich sein.
Aber yn will ich nytt bestan.
Das soldt yer mier nit ner vbl han.
Der gleychen mein herr von pern.
Das ist mein frunthlich bitt vnd begern.
Yer wolt mich des verlan.
Der Ris ist mir zw freysan
Er hat dreymalen mer sterkch dann Ich
Erschlueg Er dann mich
Das war vnns allen ein grosse schandt
Wo man das saget in dem landt

Darauff. Anndtwort Hillibrant wider
dem Herrtzog Heym von Soffoy

Nicht lieber furste Reych
Du bist ym wol geleych.
Laas dich hye nit merkhen.
Dw wurst jn sunst sterkhen.
Woltstw erst der vertzogist sein
Hie vnnter den fursten mein
Villieber Ich hiet dich nie gesehen
Denn das man soldte yehen
Dw warest ein zaghaftig' mann
Das stuennd dier vnfurstlichen an
Darumb thue nit lenger vertziehen
Der Ries maynnt aunnat du woltest fliehen

Himwider Anntwort Herrtzog Heym von
Soffoy dem Alten Hillibrant

V

Hilliprant
(steht vor einem Zelt, hat die Rechte aufgehoben und warnt mit dem Zeigefinger)

Herrtzog Heym
(den runden Schild in der Linken)

Herr fliehen will ich nicht.
Was mir darumben gschicht
Vnd Ee ich sein zage woldt sein.
Ich verlur Ee daz leben mein.
Nw will Ich zu den streytt.
Ris nw Sei dier wider seydt

Hinnwider anntwordt Kunig Schrutan
herrtzog Heym von Soffoy

Wolher dw bist mier ein Ehnner man,
Ich traw deiner hunndert wol zw bestan,
Es Nymbt Mich ein gross vmpilldt,
Das dw dich vnnterstan wildt,
Hie mit mier vmb das krantzlein zwschlagen,
Ich will dier jm trewen sagen,
Dw wellest dich sein nicht vnnterstan
Es würdt dier sunst an das leben gan,
Dann dw bist noch ein jung man,
Dw soldt noch bas zw schnel gan,
Mich nymbt gros wunnder,
An den Hillipranndt besunder,
Daz er dich an mich tuet schikhen,
Vnd mich thuet allso vernichten,
Dann dw gleychest einem khnaben
Mich Rewt soll ich dich Erschlagen

Hinnwider Anntwort Herrtzog
Heymb Kunig Schrutan

751

V[b]

Ris Ich Will dier Sagen,
Gros vnd faul sind zwen schaden,
Nw lass dein klaffen sein,
Flax werr dich mein

Kunig Schrutan
(liegt auf der Erde)

Hertzog Heim Von Soffoy
(hat das Schwert mit beiden Handen gefasst und schwingt es)

Hier klagt kunig Gibich
dem kunig Assprian

VI

Anntwurt Herrtzog Hagen
dem kunig Gibich

Ach lieber herr mein,
Yer soldt vnnertzagt sein,
Sy habens noch nit all erschlagen,
Ich wird jm Anndre mär sagen,
Manichen Sturmb hab ich getan,
Kain man hat mier nye nichts gewunnen an,

Darumb hab ich ein freyen syn.
Dann Ich gantz sonnder zweyffl bin.
Her will Ich Im dem garten Erjagen.
Oder werden darumb Erschlagen.

Hie Ruefft Herrtzog Hagen Wellicher
der sey der Mit ym Streyten well

Wellicer der mich will bestan.
Dann Ich sein ein grosse freyd han.
Das Er an mich khumen ist.
Ich wayn das yetz khaymer hie ist.
Der mich wierdt bestan.
Er muss yn an sein leben gan

König gibich
(sitzt auf dem Thron und hat den Scepter in der Rechten. Unten am Thron die Jahreszahl 1533)

Hertzog Hagen
(vor Gibich stehend mit der Stange in der Rechten)

VI[b]

Anntwurt Hilliprant dem Risen vnnd Mannt
dem Getrewen Eckhart mit ym zw Streiten

Nie es wirdt noch peser werden.
Ich wais noch nin helden auff Erden.
Das sag ich dier zw diser fryst.
Ein lantgraff Im Elsass er ist.
Im dienen Burgg Stett vnd weyte lanndt.
Der getrew Eckhart jst ers genannt.
Furst dw soldt hie streytten.
Dw soldst auch nit lenger peyten

Hilliprandt

Herzog Hagen
(liegt auf der Erde, Schwert und Stange unter ihm)

Eckart
(schwingt das Schwert mit beiden Händen)

Anntwurt der getrew Eckhart dem
Alten Hillibrant Hinwider

Hillipranndt yer seytt ein getrew man.
Hie will Ich mich des Risen gern vnterstan.
Von wegen meins herrn von Bern.
Der mich mit grossen Ern.
Zw Mannhaytt getzogen hat.
Denn will Ich mit meiner mannhayt

Diese Bruchstücke, sechs Papierblätter in grossem Folioformat, an denen man noch die Randstiche des Einbandes sieht,

befinden sich auf der Berliner Königlichen Bibliothek. Fast auf jeder Seite stehen grössere Federzeichnungen in Umrissen, etwa in dem Geschmack der Holzschnitte zum Theuerdank, nur viel schlechter. I II und III gehören zusammen, dann IV und V, VI steht allein. Wie gross die Lücken dazwischen sind, lässt sich nicht sagen: was erhalten ist, gehört etwa in die Mitte des Gedichtes. Die Handschrift ist wahrscheinlich im Jahre 1533 geschrieben; denn diese Zahl befindet sich auf dem Bilde von VI. Ob die Abfassung des Gedichtes älter ist, steht dahin. Es ist mit der rohsten Orthographie geschrieben, doch ziemlich fehlerlos.

Eine Erzählung der Begebenheiten kommt nicht vor; es sind lauter Gespräche der hier auftretenden Personen. Gibich und der alte Hildebrand ermuntern ihre Helden zum Kampfe. Die 253
meisten sind bereit; einige machen Schwierigkeiten, nehmen aber schliesslich den Vorschlag an. Nach dem Kampf folgt wieder eine Unterredung, aus der man den Erfolg ersehen kann. Von Etzel und Rüdiger ist keine Rede; ihre Theilnahme an dem Zuge Dieterichs, von dem C und D berichten, hat also nicht stattgefunden.

Bei den Persönlichkeiten ist einiges Eigenthümliche zu bemerken. Gibichs Helden werden sämmtlich Riesen genannt, also auch Walther (19), Volker (104) und Hagen (216); dabei sind sie Grafen und Herzoge. Schrutan sogar ist ein König (129): ihm sind zwei Schwesterkinder erschlagen: in den älteren Gedichten sind Pusolt und Ortwin seines Bruders Kinder. Heime heisst Heimb von Schoffoi Soffoi, womit wohl Savoyen gemeint ist. Er hat auch hier anfangs nicht Lust, den Kampf anzunehmen, und Schrutan nennt ihn einen Knaben, der noch in die Schule gehen müsse (214–219). Der getreue Eckhart wird Landgraf von Elsass genannt (244). Eine neue Gestalt ist Otnit Graf von Mantua (129. 131), womit wohl Otnit von Lamparten gemeint ist.

Schon in den älteren Gedichten sind die Zweikämpfe verschieden geordnet; in allen steht Heime dem Schrutan gegenüber, und das ist auch hier beibehalten. Walther kämpft mit Dietleib wie in ABC, dagegen in D mit Hartung; Eckhart mit

Hagen, wie in AB, in C mit Pusolt, in D kommt er nicht zum Kampf. Volker mit Otnit, der in AB dem Ortwin, in C und D dem Hann gegenübersteht.

An dichterischem Werth steht diese Arbeit auf der tiefsten Stufe, und Ayrers Tragödien von Hugdieterich, Wolfdieterich und Otnit sind Kunstwerke dagegen. Von anderen hat der Verfasser nichts genommen; aus den älteren Gedichten klingt kein Wort an: es ist alles eigenes Gewächs der kümmerlichsten Art. Die dürftigste Sprache und nicht ein belebter Gedanke. Gibich weiss seine Helden nur damit zu ermuntern, dass er ihnen sagt, sie sollten beim Kampf an ihre Liebsten denken. Seltsam nimmt sich die Erinnerung an die Zerstörung von Troja aus (42).

Das Metrische ist nicht minder roh, an eine Regel kein Gedanke. Dazu passen Reime wie verziehen : geschehen (5), risen : verliesen (19), geschehen : rechen (97), wolher : herr (50), Bern : kehrn (124), schicken : vernichten (217), hat : manheit (253). Doch statt vol : also (54) ist vol : wol zu lesen.

Wilhelm Grimm.

DER ROSENGARTEN.

536

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Elfter Band. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1859. 8°. S. 536—562.

A

I^{b} (2^{b}) .....h gerne helfen sprach d.... nich Elsan
.....et mich h^{t} dith^{t} ich wax zustrite han (410)
.....ẽz die kütte er warf sy in daz gras
..... wie wonneklich der münich gewallent wax
Wax dragēt ir dar oben sprach meyst^{t} Hiltbrant
Daz dun ich lieber brůder min alt storngewant
Do schůtte der vō bern münich Elsan swert (415)
Eins frischen bredigerstab sint ir gewert
Wem ir do mit gebent einē slag
Ich geben ẽch daz min trůwe ez volget im in sin grab
Wistenz by dem rine die snellen bůrger
. E. sy bihte sprechen sy worden . e . zwifeler (420)
Er sprach ich wil gen wormefs ritē vñ schaůwē dez rines flůs
Nach einē rosen Crauz vō nach ein^{t} jůncfraůwē kůs
Nů wissent min h^{t} dith^{t}ich ez wirt do vollenbracht
Das krimhelt mohte wollen daz sy ez nie hette gedaht
Die rosen noch die blůmē daz sol man glaůben mir (425)
Sint ir nach hůbischen recken ist gewesen also gir
So wellen wir sy lassen schauwē manigē werdē man
Der ir dē staub vor dē aůgē wol ab geblasen kan
Wellent ir hie beidē ir lieben h^{t}ren min
Wellent ir hie essen ich wil ẽch geben gůten win (430)
Die münich můfsent ez doch engeltē sprach d^{t} snelle man
*Ez sy in liep oder leit ez wirt in doch gedan
I^{b} (2^{a}) Do sament sich .....et mit siner brůderschu..
Sy baden got vō himel vber dez müniches kraft
Do sprach sich vō bern H^{t} dith^{t}ich (435)
Lassent ir in nit h^{t} wider in daz closț^{t} zůrstorē i..
Do sprach zů hant der apt daz sy ẽch sich^{t}lichē vnn^{t}seit
Daz ir in himē fürēt daz ist vns allen leit
Do sy do gessassen gedrunken vn gessen (440)

Man zoch dar ein marg ein ros
Von schemninges brůder michel vnd gros
Sin swert daz gůrt er selber vmb der můnich Elsan
537 35 Mit grimeklichen zorn er ez mit dem gehiltze nam
Do ging er vor den appet der můnich Elsan (445)
Er sprach vil lieber apt v̂wern vrlop můz ich han
Wir můssen alle dienē vō bern H' dith'ich
Ich geben vch gern vrlop sprach der apt sich'lich
40 Do hies er ime balde bringē sin sper vn aůch sin schilt
Da er by sinē ziden dicke het mit gespilt (450)
Schemning daz gůde Ros wart vō dem muniche ůb'er schrittē
Vrlop namē die h'ren vō dē clost' sy do ritten
Do volgeten im vor daz Closter die můnich vñ darzů ir man
45 Sy begůndē alle zů flůchen dem můnich Elsan
Daz du dich hast gescheiden vō diner brůd'schaft (455)
Daz můstů důrchschossen werden vñ w' dest nim' sigehaft
Er ist ein man stark wir sin mit ime bedrogen
Er hat vns mit vnserme hare vil dicke v̂mb gezogen
50 Wan wir nit endadent daz er v̂ns gebot
II^a (12) ..... in diesem clost' angest vnd not (460)
.....en die alten bruder wir wellen got loben
.....ns mit vnserme grisen hare vil dik vmb gezogē
*Daz vns der vaůt vō bern nach ime kam
55 *Wir hoffen wir sint erlost vō dem vnsenigē man

An dem fůnften morgē do vf brach der dag (465)
Do warē die h'ren kůmē zů bern do daz gesinde lag
An wolfart lag an ein' sv̂der stat
Do er die mere horte er maht sich vf dē pfat
60 Er ging zů den helden wider heim er do sprach
Nů horent ir h'ren alle min gros vngemach (470)
Ez hat der faůt vō bern ein můnich mit ime h' braht
Ich enkan nit wissen waz er mit ime habe bedaht
Spottest dů min sprach Heym nein helt v'nim mī wort
65 Wiltů ez nit gleuben so siehe in selber dort
Vf sprungen die h'ren alle samē glich zů hant (475)
Do dadent sy an ir schů vnd ander ir gewant
Die die schů nit kůnden finden die lieffen barfůs
Her dith'ich zů enpfahen mit irē hůbischen grůs
70 Sie lieffen alle gelich zů der portē waz in gach
An Wolfhart sleich hinden nach (480)
Do sprachent die h'ren alle samet gelich
538 Sint gotwilkomen vō bern h' dith'ich

Sint nach wilkomē h' alt hitbrant
Wilt der tûfel waz sieht der mûnich in die lant
II[b] Waz sûchent ir hie h' mûnich sprach der ku ..... (485)
Her mûnich richten veh balde heim uf die .....
Ich wil mit veh nit v'reveisen in die fremde l....
Ir in dûrfent veh nit schamē sprach meist' Hiltbra..
Wer ist der Ritt' jûnge sprach der mûnich do
*Der mirs mit sime vbermûte bûtet so rehte ho
Wil er ez nit sagen einē drûssel slag mûs er vō mir habē (490)
Dez enber ich gern sprach Wolffhart ernistlich
Nû wellent ir vnbescheidē w'den sprach h' dith'ich
Wer ist der ritt' jûnge sprach der mûnich aber do
Der mirs mit sinē vbermûte bûdet so reht ho
Dû wirst in wol erkennē sprach meist' Hiltbrant (495)
Ja ist er diner swest' kint sprach der mûnich zû hant
Ist ez dan Wolffhart sprach der mûnich Elsan
Daz ich in nit erkenne dē selben jûngen man
Nû lag er in der wagē do ich in zu leste sach
Ich enwist nit daz ich vō ime solte liden daz gros vngemach (500)
Sy sint nach dir gewassen Wolffhart vū Sigstab
An ir gros stûrmē kûmē sy nimer in kein grab
Nû mûs sy got behûdē sprach der mûnich Elsan
Daz ich sy han fûndē die zwene jûnge man

Die rede laz beliben sprach meist' Hiltbrant (505)
Vnd rûste wir vns balde zû den hûnē in daz lant
Daz wir betwingē by dem rine die helde lobelich
Wol âf wir mûssen hinnē sprach H' dith'rich
Do reit der kûnig Etzel wider in sin lant
Mit ime der vō bern vñ meist' Hiltbrant (510)
III[a] (11) ..... art vnd sigstab vnd der munich Elsan
Di .. arē irem h'ren mit trûwē vnd'tan
Do d.r kûnig Etzel wider heim kan
Do sach man mit ime kûmē manigē w'den man
Gegen in ging frauwe Heriche die edel kûnigin (515)
Sie empfing do die h'ren mit mang' frauwē fin
Do nam der kûnig Etzel H' dith'ich mit der hant 339
Anderthalp ging der alt Hiltbrant
Der dritte waz ein margrefe rich
Er fûrte sy vor die kûnigin sy was mineklich (520)
*Do seitē sy die mere der kûnigin gût

[485] Mit rother Tinte in *kom* geändert.

*Von der botschaft die waz so hoch gemůt
Sy seiten ir vō dē gartē der were schone breit (525)
Do sessen manig keyserlich wip gemeit
Sy seiten ir vō dē gůte daz zů wormess in dē rine waz
Sie seiten ir vō den fogeln die vf der linden sassen
Sy seitē ir vō den megeden die waren schone vñ glantz
Ez trůge ickliche vf irme heůbte vō rosen einē crantz (530)
Sie seitē ir von den .XII. heldē die w'rē schone zů felde kůmē
Von irē waffen Rocken hat nieman vol v'nomen
Vf icklichen ist gesmit .XII. gůlden fogel
Man můs ir liht gesinnē in aller der Welt loben
Do sprach die kunigin gezogenlich (535)
Nů bringent vns die rosen vō bern H' dith'ich
Daz wil ich vmb v̄ch v'dinē die wil ich han daz leben
Vnd wil v̄ch mit minē hendē die riche gabe geben
III^b Do sprach der jůncfraůwen eine ach got moht . . .
Welicher h're vns brehte die rosen vō dem Rin (540)
Vnd welicher h're důrch vnsern willē kůmpt da . .
Der hat den pris gewōnen nach fürstlichē sitten
Do sprach fraůwe Herich die edel kůnigin
Nů han ich mir zů hůse manige frauwe fin
Nů dar ir ziherē helden v'dienēt richen solt (545)
Schaffent daz ich ůch vñ mine megde v̄m' wesen holt
Werent v̄ch frůmecklichen důrch dē willen min
Daz wil ich v̄mer me ůmb v̄ch v'dienē sin
Vnd slahent dieffe wūden nider vf dē grůnt
Daz danket vch hie heim manig rot' můnt (550)
Hat sy by dem rine ir Ritt' v̄berzogen
Vf die icklichen gesmit XII gulden fogel
*Man můs ir liht gesinnē in aller der welt loben
So wil ich vf die vwern alle samē besůnder
Vf icklichen hies sy smidē .XII. gůlden mer wōder
540 Do begůnde die fraůwe Heriche die kist vf důn (555)
Do begůnde die fraůwe w'ben vmb so grossē rům
Sie sprach nement daz gesteine vñ daz golt so rich
Slahent ez vf die nacken so recht wonneklich
Den goltsmit hies sy smiden mit elenthaft' hant
Manig lieht merwonder wart im do bekant (560)
Der maniges vfser dē rocken hart lieht erschein
Ickliches hette in sinē mūde dē liehtē karfůnkelstein
Do hies sy die helme alle samē důrch graben (567)
Mit dēme edeln gesteine daz die XII helde solten dragen

116 *Gemeit* ist von einer anderen Hand zugesetzt.

XII

IV[a] (14) Dar in waz genet manig klein berlin (569)
Durch sin dûget gap ez vm'borgē schin (570)
Die gedecke hies sy machen manigē snellen marg
Zu den sitē enge zû den brûsten starg
Do sprûngē sy gar wite vñ warē sin gemeit
Daz man der abentûrē noch singet vñ seit
Ein gezelt hies sy machen costlich vō richeit (575)
Golt vñ edel gesteine schein vil dar ab waz wol bereit
Ez lûhte nahtes als man vō einre kertzē sach
Do vnden hettē die .XII. helde gût gemach
Golt vnd edel gesteine was dar in getragē vil
Man fant vnder dē gezelt manig schones spil (580)
Die dische warē helfenbeinē clar als ein spigel glas
Oben in dem knopfe der liehte karfûnkel waz
Die gezirde wart bereit so reht wōneklich
Als ein richer keyser wolte farē so geweltklich (584)
*Dar vnder wart ir gûden sy mûstē ime alle v'iehen
*Daz sy by ire zitē nie kein schoner gezelt hette gesehen
*Do wart die wite heide alle samēt bestraûwet
*Mit manigē richen gezelt wart der kûnig erfraûwet
Deme kûnige mûste dienē, XVI. wite lant (595)
Dar ûz kam ime zû helfe manig kûner wigant
Do hies die kunigin balde vor sich stan
Do mante sy ir helde die kûnigin lobesan
Nû lassent vch nit vberwinden zû wormefs an dē rin
Werent vch frûmeklichē dûrch den willen min (592) 541
*Dez wil ich v̄m'me vmb v̄ch v'dienē sin
IV[b] *Slahent dieffe wunden mit elenthaft' hant
*Ich geben vwer icklichem ein juncfrauwe vñ dar zv . . . .
Do sprachen die recken alle sy wolten ez gerne dûn (595)
Varēt an den Rin ûmb pris vmb rûm
Daz die schone fraûwe mûs der weit jehen
Der pris der ist erfohtē wol vf es mûs geschehen
Also mante sy ir helde die edel kûnigin rich (590)
Besûnder der vō bern der edel Dith'ich
Sy sprach nein aberner dû ez dûrch dē willē min
Schaffe daz din lob erhebe zû wormess an dē rin
Do sprach der faut vō bern edele kûnigin (603)
Ez wirt von mir zûrhauwē licht' helm schin
Ez wirt aûch ûber gossen mit heissem blûde naz (604)

163 *Waz wol bereit* von anderer Hand.
173 *Zitē* von anderer Hand übergeschrieben.

Ich slahe dieffe wůden vor ware wisse daz
So wellen wir hinnē riten důrch dinē ůbermůt
Vnd wellen daz nit lassen důrch kein' slahte gůt
Sprach der faůt vō bern edele kůnigin (610)
Wir důn ez allez gern důrch dē willen din
Mohten wir sy betwingē nit elenthaft' hant
Daz vns muste dinen kůnig gibich vñ sin lant
Mit sinē starken helden mit schilt vn aůch mit spern
An h'rferten in reisen wo wir ir begern (614)
Do enredet nit me vō bern h' dith'ich
Von dannē begůde sich růsten manig helt lobelich (616)
*Orlop nam vō den fraůwē manig w'der man
*Vil gůder segē wart in nach gedan
Orlop nam der vō Bern vō der kůnigin her (619)
V* (15) Orlop nam der vō Bechlan der milt Růdig' (620)
Von den fraůwē allen da sy sassen in dem sal
Orlop namē die h'rē alle vō den fraůwē vber al
Orlop nam Hiltbrant gar ein kůner man
Orlop nam sin brůder der můnich Elsan
Orlop nam Sigstab an der selben fart (625)
Orlop nam sin brůder der kůne Wolffhart
Orlop nam Heim ein vsserwelt' degen
Vrlop nam Wittich ein Ritt' so erwegen
Vrlop nam vō růssenlant Hartnit ein kůnig rich
Vrlop nam von Kriechen der schone Dith'ich (630)
Vrlop nam vō stiere Dietleip hochgemůt
Vrlop nam vō tennen marg der jung kůnig frůt
Vrlop nam kůnig Etzel vñ alle sin dienest man
Also frischlichen hůben sy sich vō dan
Do brahtē sy vf die heide manig baner wit (635)
Die Ros die warē vberdecket wůneklich
Vf den gecrontē helmen manig licht' stein lag
Der da vō erlůhte also schone reht als der dag

Do hies der kůneg v̄f blasen balde sin herhorn
Dar zů begůde sich růstē manig helt hoch geborn (640)
Der storm fan wart beůolen meyst' hiltbrant
Do fůrt er die h'ren mit freiden důrch die lant
Do fůrē sy vō den hůnē mit ein' grofsen maht
Daz sy in .xx. dagē vñ aůch ein teil der naht
Waren by dem Rine an der stat da wormefs lit (645)
V* Da hůb sich vmb die rosen ein engestlicher . . . . .

202 n zu *spern* von anderer Hand zugesetzt.

Da Hiltbrant der alt daz rines flos ansach
Do hûb er mit gewalt nû horet wie er sprach
Ir h're vô den hûne nû merkent alle sampt
Halten veh wischlichin in dez Küniges Gibiches lant (850)
Do spruch vô den recken der alt hiltbrant (851)
Ir h're vô dê hûne nû beitet alle hie
Alsôlichen starken ferige enahen vw' nûgen nie
Als einre ist by diesemo rine denken ich hart wol (855)
Wer wider sinê willen her ûber farê sol
Der bedarf gûdes glûckes sol ime bliben daz leben
Nû wil ich zû ime ritê ob er vns wolle fride geben
Ja ist der selbe ferige ein also ûngefûg' man
Er hat zwene sune die sint so freissam (860)
Wer vber farn wil der mûs im lassen ein fûs ob ei hât (861)
Do spruch der vô bern daz wer ein dûwers pfant
Solte ich ime lassen ein fûs vñ ein hant
*So kome uns die ûber fart hart dûwer an
Das wissent sich'rliche ich grif in .E. selber an (866)
Do spruch der mânich Elsan lant mich d' hette ein
Zû dem selben ferigen noch hûde an diesem rin 543
Er wenet ich sy ein waller spruch der mânich Elsan
Wan er minê hart ersiht der selbe grofse man (870)
Diz ist ein seltzen mere Wolfhart sicher spruch
Wie kûnde sich daz gefûgen daz grofs vngemach
Von diesen helden allen gegê einê man
VI[a] (12) ..... wir dan. XII. heldê vm'me gesigen an
Wir sollen ime so rehte flehen als man eim esel dût (875)
So er nit wil secke dragen mit starken stecken gût
Vnd sollen dan sprechê nû fûre vns vber rin
Daz dirs der tûfel lone der libe h're din
Sy warê manige milo geritte vñ gerant
Die h'ren vô dê hûne dadent sich do bekant (880)
Das sy vnu'zaget werê in stormo vñ in strites not
Do sach man vf der heidê manig baner vô golde Rot
Vs der stat vô wormefs nam man der geste war
Ritter vñ frauwê sahen alle dar
Do sach man vsser dê helmê erschinê manigê stein (885)
Dis ist ein fry gesinde sy alle gemein
Mich dânket an der wisen sy wellen strites pflegen
In demo rosen garte by vnsern helden hie
Sie werê zû dê rine anders kûnê nie (890)
Ir ist an alle masse gar an alle zal
Man siht by dê rine vil grenê ane zal

Der gezelt vnd auch ir hůttē gar wōneklichen stan
Daz sich solicher geste Krimhelt nit wil erlan
Daz schende sy der tůfel mit irē helden gůt (695)
Al vmb ir brief sendē daz sy zů den hůnē důt
Sie erhebet mit irē heldē manigē strit durch ir hoffart
Jeder man sehe zů ime selber wie er sich bewart

An dē selben stůndē ging der můnich Elsan
Iedes halb dez rines do er dē sergē fant (700)
VI[b] Er begůnde lůde růffen wiltů vber fürē .xii. gebrůd' gůtlich
Daz wellent sy dir lonen daz wisse sicherlich
Gensit an dē rine dez gůte ferge sprach
Da er dē můnich mit siner kuttē sach
Ja vil lieber brůder ich wil vch gerne vber füren (705)
Do begůnde mit dē riemē daz schief vast zů rürē
Do kam er vber vñ sach daz er waz bereit
Er sprach h' můnich so veig' waz hant ir mir geseit
Ritent ir wol brůder in ůwerm lande also
So mag der vbel tůfel vwers gebedes w'dē fro (710)
Rittent ir also mit harnasch vñ mit ringē dürch got
Daz ist nů wol der groste spot
Der in diesem iare ieme h'haben wart
Waz hant ir mir gelogē ir alt' last' bart
Der ferge zoch daz růder vf dē můnich er slůg (715)
Můnich Elsan mit dē bart het liste do gnůg
Er vnder sprang dē verigē dez breidē ruders lang
Sy slůgē vf enander manigē hertē swang
Der můnich zog dē fergē vss' dē schiffe zů im an dē staden
Sie begūden vō hertē streichē in dē sweis baden (720)
Daz sy bede vf die erde fielen
Sie slůgē enander in die kiefelen
Der můnich gab dē ferigē einē hartē drůk
Daz er můst důn zů der erde einē bůck
Nůmme domine amē sprach d' ferge zů hant (725)
Alsůllichen starken tůfel wart mir nieme bekant
VII (17) In stormē vñ in stritē wart ich nie vber strebet
Nů hat er mich betwūgen so gar in sin gewalt eben
Als ich sy vō .vii. iaren ein cleines kint
Můnich Elsan mit dē barte mich vber wint (735)
Nů mag er wenē war mir die sterke kůmē sy
Nů han ich doch manigē helt gewonet by
Mit minē scharpfen swerte daz er sin hende want
Wil er ez nit geradē ez geschiht im alzů hant (734)

733 *eben* von anderer Hand.

*Nv̂ werfent hin daz rûder vñ griffent zû dē swert
*Ir werdēt von mime libe strites wol gewert
*Do slûgen sy vf enander manigē hertē streich
*Mûnich Elsan mit dē bartē waz dē strite nit zû weich
*Er sprach gar zornеklich
*Nû wern ich doch min lip
*Wan daz ir betwingēt mich
*Nû bin ich doch ein kempfe zweier fürstē lobelich
*Dez berners vñ kûnig Etzel die v̂z hûnēlant 545
*Die wellent sich lassen schauûwen die fürsten bedesant
*Noch hûde an diesеme rinc mit irē helden snel
*Dû mûst vns vber fürē daz wisse ane spil
So lafsent v̂wer stritē der ferge schier sprach (735)
So reht liebe geste ich nie me hie ingesach
So die vñ dē hûnē mit irē helden fin
Ez hat nach in gesant Krimhelt die Kûnigin
Solte ich mich dan setzen wider die helde fry
So moht mir grôfse dorheit wonen by (740)
Sint daz ez frauûwe Krimhelt hat begert
Waz ir an mir gesinnet daz sollent ir sin gewert

Do hies er ime zû dē stadē schief bereidē genûg
Darin trat v'meslich manig Ritt' klûg
Mit sime gecronetē helme gar frislich an der stûnt (745)
Norpreht hies der ferige vñ sprach dûrch dē grûnt
Sint gotwilkûmē ir h'ren v̂fser Hûnē lant
Ir warēt mir alle weis got wol v̂nbekant
Han ich vwer keinē zû leide it getan
Der dar vmb wil zûrnē der sol mirs varē lan (750)
Do sprachen die recken alle sy wolten ez gerne dûn
Also maht im der verige Norprecht selber ein stede sûn
Dar nach fûrt er vber manigē werde gast
Des schilt vnd aûch dez harnasch gab gar liehtē gast (754)
*Do trat in das schief der kûne Wolfhart
*Do sprach der ferige norpreht ez ist v̂bel hie bewart
*Der lange stet zû doben er mag wol der tûfel sin
*Blibet er in dē schieffe er dridet ez in den Rin
*Do hies man v̂z springē Wolfhart den kûnē degen
*Er hette vil nach v'sûmet vmb sin w'des leben
*Hetten im nit geholfen die gesellen sin
*Wolfhart were hertrûken zû wornefs in dē Rin
Norpreht niht anders enpflag (765)
Den mit sinē vil snellen schieffen bis an dē dritten tag
Daz er v̂ber fürtē kûnig Etzel vñ sin vnd'tan

VIII[a] (18) Do sach vfser der stat vō wormefs manigē fraûwe lobesam (766)
Vfser der stat vō wormefse vil der lûde sprach (755)
Ez gesach nie aûge so vil vf einē dag
So vil der stolzen helde fûrē vber rin
Krimhelt die schone zûmphē leckerin mag wol in nodē sin
Kûmēt sy in den gartē werlich ez geschiht schir
Solicher grofser vngefûg daz man mir gleubet (760)
Krimhelt sin erslagē ir bestē helde zart (761)
Do er vber brahte manigen recken leben (767)
Do sprach der kunig Etzel nû sollent ir mercken eben
Ir her stoltzer ferige daz wir veh nit engeben
Wider golt noch silber zû lone bis wir kûmē wider eben
Bringe ich den her wider manigē kûnē helt (771)
Von Krimheltē recken so wirt mit veh gedeilt
Min gût mit solicher trûwē daz ir mirs sagēt dang
Lafsent vch by dem rine nit die wile sin zû lang
Ach fûrste vñ lieber h're der ferige schir sprach (775)
Geschiht veh vō Krimheltē recken hie kein vngemach
Von Krimheltē recken daz ist mir werlichen leit
Kûment wan ir wollent so bin ich veh bereit

Do sprach wolfhart der kûne war vmb sin wir vs kûmē (788)
Zu strite vmb das richen krone daz han ich noch vnu'nomē
Ob dûrch willen schoner frauwē der dû mir daz bekant
So willen wir helm zûr haûwen sprach der kûne wigant
Do sprach der helt wittich wir sollen ein hasen jagen (791)

VIII[b] Einen botten in den gartē der vns die mere h'wider sagen
Ja sprach Hartnit vō rûfsen lant mir ist ein mere geseit (795)
Fûnf hûndert schoner fraûwē sint auf der heiden breit
In dē rosen gartē mûs der strit geschehen
Wolt got sprach Wolfhart daz ich in ein stûnt solt sehen
Do sprach Hiltbrant der alt Wolfhart lieber ohē min (787)
Dû wirdest strites wol gew't zû wormefs an dē rin
.E. dan wir uns gescheiden vfs' dē rosen rot
Ich geben veh daz min trûwe wir kûmē sin in not
Do sprach der faût vō bern der fûrstē hochgemût (797)
Zû dieser botschaft ist nieman also gût
Alz rûdig' vō bechlan der edele fûrste milt
Der fûret vor den fraûwē wol der erē schilt (800)

Do sprach der kûnig Etzel ach milt' Rûdig'
Rit vns in dē gartē vñ erfare vns die rechte mere

770 *schir* von anderer Hand.
776 *eben* von anderer Hand.

Ob die h'ren võ dẽ rine zů strite sin bereit
Ob in dem gartẽ sy die kůnigin gemeit
Do sprach der margrefe h're ich hort ein mere sagẽ (805)
Eins richen kůniges botte sol riche kleider tragen
Den man wil senden zů eine sin genos
Drůge er nit riche cleider an sin last' worde vil gros
Do hies der kůnig Etzel her für dragen
Ein gewant daz koste wol. xx. dusent marg (810)
Daz waz mit golde wol důrchslagen starg
Dar in was genewet manig edel stein
Der vfser dẽ gewande so wũneklich erschein
IX[a] (19) Do sprach des võ bern nim daz clare gewant (814)
Do ritest dů mit erẽ vor die fraůwẽ alle sampt (815)
So begegnet dir in dẽ gartẽ frauwẽ vñ megętin
*Die dir alle dan schaůwẽ vf daz golt so vin
Do der margrefe sach daz gůlden gewant
Do enpfing er ez also schone vñ det ez an zů hant
Er besach ez vber die brůst da waz ez also gůt
Mit frolichem h'tzen wart er hoch gemůt (820)
Von dẽ golde Clare gab daz gewant richen glast
Dem milten margrefen an freidẽ nie gebrast
Sein Ros stůnt gesattelt vf der heiden breit
Er reit nit alleine ein knecht mit ime reit
Do er vor de gartẽ kam ab stůnt der kůne man (825)
Do wolt der milt margrefe vor die schonẽ frauwẽ gan
Er trat võ dem Rofse nieder in daz gras
Vil schire ez võ sime knechte do gebůndẽ waz
*Do wůt er důrch die rosen der wũder kůne man
*Daz võ im erlůhte daz schone gůlden gewant
Er kam vor die schonẽ fraůwẽ als noch ein richer botte důt
Sie warẽ vnder der linden alle samẽ hoch gemůt (830)
Ein gehimeltz oben swebet vor der kůnigin
Die grůst er důgẽtlich der milte margref fin
Do sprach der fraůwẽ eine er ist mir vnbekant (835)
Sage degẽ kůne wie bist dů genant
Do sprach der margrefe so reht důgẽtlich
IX[b] Ich dienen kůnig Etzel vn H[s] dith'lich 548
Důrch solich abentůre bin ich her gesant
Die schonste vnder vch allen wie ist die genannt (840)
Eins richen kuniges doht' võ dẽ man wond[s] seit (842)
Zwolf riches kůniges doht' wirt man by ir sehen
In diesem rosen gartẽ můs der strit geschehen
Krimhelt der schonẽ ist der gewalt geben (845)

Wel zwen sy vō enander scheidet die behaltēt wol dz lebē
*Da in ret nit me der milte Růdig'
*Da wart er wol empfangē vō ein' jůnefraůwē her
*Die schonē fraůwē lietē sich lieplichen an
*Den danket důgētlich der milt marg man
Die schonē fraůwē safsent by im in ein' schar (847)
Der schonstē vnder in allen er nam ir genůg war
Do hette er die kůnigin gern gekant
Er wolt ir sagen fremde mer vō dē kůnig vz hůnē lāt (850)
Zwolf richen kůniges doht' safsen vor im in daz gras
Die schonste vnder in allen schone gezieret waz
Sie was aůch an dē lip ein stoltz maget klůg
Ein Crone vō rotē golde sy vf irme houbet drůg
Die Crone waz gezieret mit fünf stollen wūneklich (855)
Also schone gezieret mit edelm gesteine rich
Wan sich wolte neigen die edel kůnigin
So gabē die edel gesteine vō der crone vm'borgen schin
Vf dem erstē stollen lag ein liht' Robin
In dē andern stollen lag ein liht' smaletin (860)
Vf dē zwein stollen lag der lihte karfünkelstein (865)
Xª (1) Der vō der cronē so reht womeklich erschein (866)
In dem drittē stollen lag der lieht jochant (863)
In dē virden stollen lag der lieht adamant (864)
Vf den zwein stollen lag der lieht Robin gůt (861)
Der brant zů allen zitē als ein heis glůt (862)
In dē fünften stollen lag zwey gůlden bildin (867)
Daz ein waz syferit gelich daz ander der kůnigin
Vf dē stollen allen lag manig edelgestein
Der vō der cronē důrch sin důgēt so wūneklich erschein (870)

Aller erste ist der margrefe vor die kůnigin kůmen
Er sprach vil edel kůnigin hant ir daz it v'nomen
War vmb bin ich vō den hůnē an dē riu gerant
Vil edel kůnigin daz důnt mir bekant
Do kůnte der margrene vor die kůnigin alzůhant (875)
Also důgētlich leit er ir dē brief in ir hant
By ir stůnt ein schriber balde sy im dar rief
Der schriber kam zů ir dar
Sy sprach lies dē brief daz man ez vber al hor (878)
Do der schriber den brief vfgebrach
Wie lůde er lachet nů horent wie er sprach (880)
Ez stet an dem briefle wůnders also vil (881)
Der bedarf wol lieplichen lachen diese mere sint also (883)

Zwar vns betrûget kunig Etzel vñ d' bern' h'r vor war
Sy sûchent heime die schone krimhelt die kûnigin (885)
Vnd ir starken helde wo by (886)
Sie wollent ir hie zurdrettē die rosen vnd daz gras (889)
Daz sy begossen w'den mit heifsem blûde naz (890)
Do sprach die kunigin daz selb ich dar inbot
Der strit mûs geschehen in dē rosen rot
Ist ez daz sy min hehlen gesigē an
So mûs min vatt' vñ min Brûd' sin dinstes vnd'tan
Daz hort ein Jûncfraûwe zû dē margrefen sy sprach (895)
Neina fûrste riche dû bist wite erkant
Sprich der garte sy zûrstoret da in die rosen rot
Sint daz ez die fraûwe krimhelt dûrch ir hoffart dar ī bot
Wie balde daz die kûnigin hort vñ sach
Daz die jûncfraûwe zû dē margrefen sprach (900)
Sy stûnt vf vō dē gestûle zû in beiden sy trat
Der milte margrefe d' Jûncfraûwē rede nīme bat
Do sprach die Jûncfraû so ist ez wol der wille min
Sit daz ez hat gehort die edel Kûnigin
So bitten ich vch hie horē dē sang d' fogelin (905)
Ob ich mûs vō fern hûlden vmm'me gescheidē sin
Do det der margrefe als vō art ein biederman
Der sich zû fraûwē hûlden wol gelieben kan
Er sprach zû der Kûnigin ir gartē w' schone breit (909)
Des frauwet sich ir h'tze der kûnigin gemeit
Die blasbelge hies man drûcken durch die rore ging d' w... (913)
Oben vf die linde da die fogelin sint
Sie sûngē vnder en ander clein vñ da by gros (915)
Ez enwart nie h'tze so trûrig daz der kûrtzwilē ie v'dros
Manig fogelin so cleine daz gar lûte sang
Daz ez in den wolken lûte erklang
Sy sungen vnder enander die lerchen vñ die nahtgal
Daz ez vz dē rotē golde so lieplich erhal (920)
Do sprach der margrefe so reht tugentlich
Nu hant ir vf erden ein gantzes himelrich
Moht ich do in bliben die wil ich leben mag
Mir were by diesen schonē fraûwē ein ganz jar als ein dag
Do spilete ein jûncfraûwe die rotte also mīneclich (925)
Wer die stymme horte d' mûst fraûwen sich
Vber sy stûnt der margrefe er zoch ab sin gûldē gewāt
Der juncfrauwē mit d' rottē der gab ers in ir hant
Do sprach die juncfraûwe waz fûrstē mag dis wesen
Der sich so richer gaben gen fraûwē mag erwegen (930)

Er mag wol sin ein furste vñ edel sin genos
Oder ein richer keyser sin gabe sint so gros
Do sprach die kûnigin er ist mir vnbekant
Sage fûrste riche wie bistû genant
Do sprach der margrâfe so reht dogentlich (935)
Ich dienẽ kûnig Etzel vnd H' dith'rich
Vnd frauwe Herichẽ der milten bin ich vnd'tan
Ich bin geheifsen Rûdig' der vñ bechelan
Sie sprach helt von diner tûgent ist mir vil geseit
Siehestu vor dir sitzen .XII. Jûncfrauwẽ wol gemeit (940)
Der wil ich dir ein geben edeler fûrste rich
Mit einer gûlden Cronẽ vnd dar zu ein kûnigrich
Do sprach der margreffe als ein reht' biderwer man
XI[b] Der sich zû frauwen hûlden wol gelieben kan (944)
*Er sprach frauwe wie vbel mir daz gezeme
*Daz ich ein ander neme
Ich wil mich mit diser frauwẽ lafsẽ gnûgẽ kunigĩne klûg (945)
Sint daz mich got vñ himel daz erst zû ir drûg
So wil ich ir stete lafsẽ daz ich ir gelobet han
Vnd wil mich an diser frauwẽ mafsen dz man mir gleûbet zwar
Vnd wil auch by ir alten der mir daz lebẽ lat
Vber recken in dẽ gartẽ daz alles an gotte stat (950)
So wellen wir hinnẽ fûre die rosenkrentz so klûg
Ez enwart nie kein schappel also sûr v'dient dz mâ ie vs gedrug
Durch soliche abenture sin wir an den rin gerant
Wir wellent sicher kûmẽ mit gewaffent' hant
Wo wir sollent stritẽ daz dûnt mir hie bekant
Do sprach die kûnigin alhie an diser stat (955)
*In diesem rosen gartẽ mûs der strit geschâhen
*Mit beden minẽ ûge wil ich in an sehen
*Wel zwen ich vñ enander scheide die behaltẽt wol dz lebẽ
*Heis sy kûmẽ wan sy wollen die sich dez strittes hant erwegẽ
Von dannẽ schiet h' Rûdig' vmb en mittẽ tag (957)
Do reit er also balde do daz gesinde lag

Sie schruwẽ alle gliche ach milt' Rûdig'
Nû sage vns balde vñ dẽ recken mere (960)
Do fragete der vñ bern dẽ graffen alzû hant
Wo hant ir nû gelafsẽ ûw' guldẽ gewant
Do sprach der marggreffe edeler faût vñ bern (963)

962 *zwar* von anderer Hand.

B

XII^{a} (1) Sage degen kůne wie bistu genant (1012)
Sicstab der jůnge im sins namē nit enseit
Do wider seiten sy enander vf der heiden breit (1014)
*Si dreip vf enāder ir beder grofser zorn
*Sie růrten die Ros vast zů dē sitē mit den sporn
*Die schefte sy zůrstachen mit elenthafter hant
*Sie grieffen zů den swerten schiere do zů hant
*Zweier fursten kempf zů samē warē kůnen
*Ein vngefůger strit. vñ schade wart vō in do v'nomē
*Reinolt der kůne gab sicstab einē slag
*Daz der Ritt' edele vor im vf dē sattelbogē lag
*Dez slages sich erholte sicstab der junge man
*Hart snelleclich reit er in wider an
*Er ime ein vngefůge wonde wider slůg
*Da er reinolt der wondē gefůlt vō der banē er sich hůb
*Do bleip er vf der fart sicstab der jůnge man
Bis ez begunde dagen er hůb sich vfd' dez h'dan (1020)
Vnd seit vō abenture h' dith'ichen mere
Wie ime vf der fart gescheben were (1022)

Do sprach der faůt vō bern getrůw' Hiltbrât 582
Nů rite zů dem kůnige hie vfser nider lant (1026)
Ob er vfser einē helden vel sůchen .XII. kůn' degē (1029)
So wellen wir vfser dē vnsern .XII. dar gegē wegen (1030)
Do ensůmet sich nit lange der althiltbrant
Do reit er zů dem kunig gibich dem merē wigant
XII^{b} Do wart er wol enpfangen vō dē heldē vf d' bal
Den danket degentklich Hiltbrant vber al
Do sprach gezogēlich der alt Hiltbrant (1035)
Edeler kůnig rich ich bin her zů vch gesaat
Ob ir wellent sůchen .XII. in die not
So wellen wir vfser den vnsern schicken in die rosē rot
Ja sprach der kůnig Gibich ich wil der erste sin
Zů strite in dem garten vor der doht' min (1040)
Ich han ez by minē zitē dicke me getan
In dem rosen gartē wil ich der kempfen ein bestan
So bin ich in der aht jar sin mir gezalt
So bestan ich vch selber sprach Hiltbrant d' alt
Wer bestat mir den Gůnth' min sůn dē degē gůt (1045)
Den bestat vō tennē mark der jůng Kůnig frůt
Wer bestat mir den sin brůder gernot
Mit wem er hat gestrittē ein teil slůg er tot

Sagen ich veh sich' vnd wil veh ez wiſsen lan
Den bestat Rûdig' der vō bechlan (1050)
Wer bestat mir den Hagen der mûs nûch an die fart
Den bestat vō gartē min oheu Wolfhart
Wer bestat mir Walth' ein helt vō Kerling genant
Den bestat Hartuit ein kūg vſser rûſsen lant
Wer bestat mir den Stofnūg ein kūg vſser eg' lant (1055)
Den bestat von stiere Dietleip hoch gemût (1058)
Ich sagē dir sich'lichen er ist ein helt gût (1057)
Wer bestat mir ein risen heiſset asprian (1059)
Er furt zwey swert in einer scheidē domit er fehtē kan (1060)
XIII[a] (7) Er ist gros vnd lang daz sy dir geseit
Den bestat Wittich den schemmingē dreit
Wer bestat mir aber ein Risen heiſset schrûtau
Dem sint die prûſsen vf dem mere dûrch forchtē wil vnd'tā
Den han ich vf minē hofe wol .xx. jar gezogen (1065)
553 Den bestat Heime der dreit vier ellenbogen
Wer bestat mir ein Ritt' heisset Herbort
Der in allen stormen kein strit nie geforht
Er ist ein degen kûne daz wiſse sich'lich
Den bestat vō Kriechen der schone Dith'rich (1070)
Wer bestat' mir den Volker vō altzhein genant
Er ist ein fidelere ein helt zů siner hant
Er ist by den besten die ich irgē by mir hie han
Den bestat min brûder der mûnich Elsan
Wer bestat mir den Syferit den kûnig vſs' nid'lant (1075)
Er fûrt der .xii. swert eins ist palmûnt genant
Er fihtet vmb min doht' daz wiſse sich'lich
Den bestat vō bern min h' dith'ich
Do sprach der kûnich Gibich ist dir it wordē kûnt (1080)
Reynolt vf der fart wart mir nehten gewont (1079)
Er mag nîme gefehtē daz sy dir geseit
Do viel sicstab vō dē roſse daz waz vns allē leit
Do sûmet er sich nit lange meist' Hiltbrant
Do reit er also balde da er sin h'ren fant

Sie rieffen alle gliche Hiltbrant getrûw' m.. (1085)
Nů rat vns in truwē wie sollen wir e.....
XIII[b] Die rede sollent ir swigen sprach meist' hiltbrant (1087)
551 Man hat gen veh gedeilt daz dûn ich veh bekant (1092)
.xii. der kûnsten helde die ich ie gesehen han
Doch getrûwe ich got vō himel wir gesigē in allē an
Bereittent veh balde sprach meist' Hiltbrant (1091)

Zů strite in den gartē vnd rustē vch dar zů hant
*Das Ros vnd harnasch na by vch sy
*Ich hoffe ez werde in dē garten etlicher kůnig fry
Wem ich růffen der sol mich v'stan (1095)
Ein Ritter nach dem andern sol zu strite gan
Do by sollent ir merken daz ir beinget rům
Do sprachen die recken alle sy wolten ez gerne důn
Do wart reckenmeister der alt Hiltbrant
Er schůf daz die hůttē worden alle v'brant (1100)
Da hielt vf dem felde manig helt stark
Mit sime gecronte helme by ime manig snel mark

Do hies der kůnig vf blasen balde sin herhorn 554
Dar zů begůnde sich růsten manig helt hoch geborn
Sie ritten gen dē rosen garten gar frislich vf dē plan (1105)
Me den ein starken ros laůf do sweig ider man
Hagen vō troēgen kam h'für geraut
Ein silberē schilt fůrt er for der hant
Er fůrte vf dem helme zwei gůlden wisant horn
Er sprang vor den gartē vnd rief vf mit zorn (1110)
..... ů nů vō bern getrůwer hiltbrant
..... sol ich nů stritē daz du mir bekant
XIV[a] (8) Do sprach hiltbrant der alt daz ist Wolfhart
Der helt by dem kůnige vnd ist zů strite wol bewart
Vnder eime baner ez ist von golde rot (1115)
Als frislich trat Wolfhart an die not
Sin helm war gesteint vnd ein liehtē schin
Er fůrte an dem schilte ein wolf was gůldin
Ez fůrte vf dem helme der degē so gemeit
Zwo silberen wis stangen vō den man wonder seit (1120)
Dar an die gůlden schellen daz rede ich ane wang
Wan man dē helm růrte daz ez vil lůde erklang
Sin ros ging in sprůngē, waz wis als ein harm
Er fůrte ein sper dicke als ein arm
Sie růstē vf enander die zwene kůne man (1125)
Manig slag swinde wart vō in gets
Einre wolt den andern zwingē die zornigē degē
Do wolt einre dē andern dez prises nie gegeben
Die ros sy sere růrtē zů dē sitē mit den sporn
Sie kamē von den rofseñ hind' zwen schilt sy sich bůgē
Hart frislich zwey scharpf swert sy zůgen
Sie slůgē vf enander die zwene kůne man (1132)

681 Es stand *vf* da, ist aber ausgestrichen und *an* darübergesetzt.

Daz die fûers flammē vf ir beder helm enbran
*Sie drungen vf enander die zwene kûne man
*Manig slag swinde wart von ihn getan
*Einre wolt dē andern betwigen die zornigē degen
*Do wolt einre dem andern dez prises nit .....
XIV[b] *Sie strittē mit enander ein vil lange zit
*Sie begûnden enander driben vf der heidē wit
Die ringe begûnden risen nider vf daz gras (1137)
Wie gar ez vō irē rofsē in die erde gedredē waz
*Sie warē bede also schone zů velde kûmen
*Sie dadent wol daz bestē also wir hant v'nomen
Do sy mûde warē die zwene kûne man (1139)
*Sie sassen by enander nider vf die ban
*Do leitē sy die swert vō in vfser der hant
Wie balde einre do dem andern dē helm wider vz gebāt (1140)
Sie waren bede samet vō strite also heis
Sie wischtē vō den augen dē dampf vñ aůch dē sweis
Do sy der wint er wewete die zwene kûne man
Sie sprungē vf gar balde vnd hûben wider an
Sie slůgen vf enander nach dem altē sitten (1145)
Aller erst wart engistlich von in do gestritten
Wie kûne H' Hagē were sy namē ime doch die .... (1149)
Schrit im dûrch die ringe der kûne Wolfhar.
*Dûrch halsberg vñ dûrch schilt slůg er im w.....
*Daz begûnde trûrē Hagē an der zit
*Do was H' hagē gůt vil schiere do gelegen
*Aller erst begûnde sin Wolfhart gar freůtlich ....
*.... ht er gefûrt ein vngefůgē slag
*..... kûne Hagē vor dē fůssen gelag
XV[a] (9) Vf sprang die kûnigin vō der man wond' saget (1155)
Do schiet sy vō enander die recken vn'zaget
Wer sy dar nit kůmē Wolfhart het hagē zů dode erslagē
Do můst man H' hagē vfser dem gartē tragen

Hiltbrant der alt rûffen do began
Wie nů H' Wolfhart wůnder kůner man (1160)
Nů sollent ir vwern zorn gen mir lafsen sin
Ich han vch strites wol gew't zů wormes an dē rin
Wolfhart begûnde rûffen im waz der spot zorn
Daz sin stimme lůte als ein wisant horn
Ich wil noch me stritten vf den alten grůnt (1165)
Mir werde dan ein kůs vō eimē rotē můnt
Verbindent mir die wůnden also sprach Wolfhart

Durch willen schoner frauwē wil ich wider vf die fart
Hiltbrant der alt zorniklichen sprach
Swigent stille Wolfhart vñ habent vw' gemach (1170) 556
Hiltbrant der alt Wolfhart vnder sinē arm nam
Vnd fürt in vō dem ringe den vfserweltē man
Er zoch im vz daz harnasch do sprach der wigant
Ich můs noch bas strittē vnd hie v'suchen mi .....
Do rief der kůne Wolfhart wider vf den p ..... (1175)
Wo sint ir nů H' Hagē ich wil vch noch me b .....
Dez antwort im die kůnigin vil balde an d .....
XV[b] Ir hant den pris gewōnen sich'lich
Do schied er vfser dem gartē wolfhart d' kůne man
Mit also hohen erē daz er hagē het gesiget an (1180)
Do sprach der faůt vō bern wolfhart ist vngezogen
Daz er sich vor hagen slegen hat hůt so sere gebogē
Wolfhart der kůne zorneklichen sprach
Swigent min' h' dith'ich ez enist nit ein kintspiel (1185)
Syferitz slege vō dem rine wird vch aůch zů vil

Do rief der kunig gibich asprian bistů bereit
Vmb hagen von troīgē ist mir vfs'mafsen leit
*Nů bistů der aller grōsse den ich irgē mag han
Nein edeler degen kůne daz soltů vns geniefsē lan (1190)
Vf sprang der Rise lange vnd gros
Er sprach nů weis ich in dem gartē niergē mī genos
Er wappent sich mit grīme vnd hub sich vf die ban
Do rief vnder den hůnē hiltbrant der kůne man
Wo bistů nů wittich der liebe geselle min (1195)
Dů ez důrch den vō bern den lieben h'ren din
Siestů in dē garten den Risen Asprian
..ina degen kůne den soltů hie bestan
..rch der helt Wittich Hiltbrant kanstů mir gesagē
...h dir vatt' oder brůdēr ie hab erslagen (1200)
...ů mich hast v'rattē gegen dez tůfels man
....mich hast gegē im gestalt nů grif in selb' an
XVI[a] (10) Er ist so gros vnd so lang der tůfel wid' mir
*Ach richer christ vō himel min arbeit clagē ich dir
Also sprach der helt wittich der degē vnu'zeit (1205)
Hiltbrant mich důnket dir sy min lebē leit
°Nů wil ich doch nit strittē mit des tůfels man
*Ich neme nit .xx. důsent marg daz ich in grieffe an
Do sprach der von bern neyn wittich kůner degen (1207) 557
Ich wil dir vmmer lihen vnd geben

Bringestú den Risen vf falles wang
Daz wil ich dir sich'lichen sagen dang (1210)
*Sprach der faût vō bern daz soltū gleûben mir
*Vellestú den risen ich wil ain louen dir
Daz soltû gleûben Wittich vſserwelt' man (1211)
Schemming daz gûte Ros wil ich dir wid'lan
Daz brahtestú vſser dem berge von dem liebē vatt' din
Helt nû felle den Risen ez sol din eigen sin
Es wart wir do vor garten do dû stritte mit Ammolt (1215)
Ich wil dirs wider lafsē helt v'diene den solt
Noch wil ich nit strittē sprach wittich der wigant
Ez w'de dan bürge vmb daz gûde ros d' alt hiltbrant
Her hiltbrant wart bürge vor dz ros dût vns dz bûch . . .
Noch enwil ich nit stritten sprach wittich d' kûne de . . . . (1220)
Noch engegen dem langē Risen vnd wagē min w' . . . . .
XVI[b] Mich waffen den margreffe Rudig' vñ wel mir auch sûne geb . .
Do wart schiere gewaffent Wittich der kûne degen
Vmb Rüdigers sûn nodog wart im ein ste sûn gebē
Den schilt fürt im heim er sprach got mûs din selb' plegē (1225)
Do sprang er in den gartē Wittich der kûne degen
Ich forchte der lange tûfel bringe mich vmb min lebē (1230)
*Er ist gros vnd lang der tûfel wider mir
*Ach richer Crist von himel min arbeit clagē ich dir
*Werder Crist von himel wiltû mir by bestan
*Wilt dû mir nit helfen min freude mûs v'gan
Der rise mit den zwein swertē slûg Wittich dē kunē man (1231)
Daz er mûste wichen gen dē frauwē hin dan
Doch vaht er listeklichen wittich der helt gût
Er kûnde sich wol behûtē wie vast er wider slûg
Do waz er vnder den recken so gar vnu'delt (1235)
Vnd wer Wittich nit gewesen ein helt
Schemmyng daz gude Ros mûst sin v'loru
Doch mûst ez im sûwer w'den dē Ritt' hoch geborn

Hiltbrant begûnde rûffen Wittich flûhestû hin dan
Schemming daz gûde ros wil anders mī h're im selb' han (1240)
Do hûb er sich an den risen Wittich der wigant
. . d langte in mit meming vñ slûg im ein hāt ab
. . . . ine wart erzûrnet mit der einē hant
. . . . . wittich den kûnē vf sines helmes want
XVII[a] (5) Daz er mûste strûchen nider vf daz gras (1245)
Von dez Risen zorn im daz geschehen was
Von des risen slag kam Wittich vf die knie

Ez was im by sinē dagen vor geschehen nie
Vff sprang Wittich dem risen zwůschen die bein
Er schriet im ab den rechtē fůs dē risen gar ůnrein (1250)
Er sprach ez wirt dir sůre daz dů mich brahtest uf die knie
Das wisse sich'lich daz wistů gefellet hie
Er slůg im ab ein ussel als wir horent sagen
Ez mohten niergen zwene vf einre beren han getragē
Do rief die kůnigin Wittich dů solt mir dē risē ergebē (1255)
Er dede ez niht bis daz er im nam daz leben
Do kert er sich h^{s} vmb vnd sprach stoltz maget wz wellet ir
Wellent ir den risen lange der sy vch vnu'seit schier
Waz solte mir ein doder sprach die kůnigin zart
Sint din lip von mir daz erste an gerůffen wart (1260)
Ich rief zů dir ich bat dich
Dů were orelos dů woltest mich nit v'stan
Sint dů in hast eraslagē so soltů in selber han
Vil edele kůnigine so zempht ez vch vil bas
Das ir in selber habent wan er ůwer eigen waz
Min h'tze stůnt in freůden do ich in vberwant (1265)
Vnd er můste fallen vō minen swertes clang
XVII^{b} Do reit er vfser dem gartē Wittich d^{s} wigant
Schemnīg daz gůde Ros gab im der bern^{s} wid^{s} in sin hät
Dar vf waz schiere gesessen Wittich d^{s} degē lobelich
Er sprach nů forcht ich nīm^{s} Kůnig noch Keys^{s} rich (1270)

Do rief der kůnig Gibich wo bistů nů schrůtan
Rich dinen gesellen vfs'welt' man
*Han ich dir by minē ziten ie kein gůt getan
*Vor miner doht' schone soltů mich ez geniessen lan
Vf sprang der Rise gros waz sin zorn (1273)
Daz er sinē gesellē in dē gartē hette v'lorn
Er sprach nů kůmpt sin hůte einre in not (1275)
Daz ich wil rechen dez kůnen asprians dot (1275) 559
Do wart im balde sin gesmide h'vor braht
Er waffent sich so swinde also er ez hette gedaht
Also frislich hůb er sich vf die ban

Do rief vnder den hůnen Hiltbrant d^{s} kůne man (1280)
Wo bistů nů Heime der lieb geselle min
Sistů den risen lange geborn an dem Rin
Vor dir in dem gartē stan daz dun ich dir bekant
Do sprang er in den gartē Heyme der kůne wigāt

832 *schier* von anderer Hand.

..sprach ez hat mir gedraůmbt dz ich by minẽ dagẽ (1285)
..t dem tufel selber ein strit sol haben
...sehen ich alhie vor minẽ aůgen stan
....ůs sich võ minen henden ein starker strit ergan
XVIII[a] (a) Der Rise kam geschritten vnd was ein grofs' man
Mit vngefůgen slegẽ griffen sy enander an (1290)
Sy slůgen vf enander dem risen nit gelang
Daz daz blůt võ dẽ Risen vf die rosen sprang
*Wie gros der Rise were Heime der cleine man
*Begůnde in vast triben vor im hin dan
*Daz er můste wichen vf der heiden breit
*Daz was der kůniginnẽ getrůelichen leit
Sy stritten mit enander nit gar lange zit (1305)
Sie begůnden enander triben vf der heiden wit
Der Rise gros vnd lang Heymẽ einen slag (1295)
Daz der Ritt' edele vor im do gelag
Er lag doch nit lange Heime der kůne wigant
Er sprang vf gar balde ein swert in siner hant
Schůtte er kreftekliche den schilt er zů dẽ růck swang
Er sprach h' Rise lange dez slages sagẽ ich dir dang (1300)
Er sprach edan man vns noch hůde scheidet noch hůd vf disẽ dag
Mag ich ez gefůgẽ ich v'gelten dir den slag
Nach gerling by dem ecke an siner hende klang
Do slůg er dem Risen die dieffen wůnden lang
*Do slůgẽ sy vf enander slege vnmafsen gros
*Daz von der hitzunůnge in die luft erdos
XVIII[b] Vmb warf sin swert Heyme an der zit
Er stiez ez durch den risen gar zorneklich
Do der Rise lange dot zů der erden kam (1310)
Hiltbrant der alt rief do den kunen an
Ach edeler helt Heime Ritter wol gezogen
Din sterke noch din elent hat mich nit bedrogen
*Do der Rise lang dot waz gelegen
*Do begůnde heime wider růffen der kůne degen
*Wo sint ir nů fraůwe Krimhelt edel Kůnigin
*Hant ir der laugen it me an dem Rin
*Do sprach Wolfhart d' kůne der Ritt' vnz'zeit
*Krimhelt der schonẽ mag wol wesen leit
*Vmb ir brief senden daz sy zů dẽ hůnẽ hat getan
*Daz sicht sy disse langẽ Risen nime zů dische gan

Do rief der kůnig gibich wo bistů nů Stofning (1315)
Waffen dich vil balde hie an diesen ring

Han ich dir by minē dagen ie kein gůt getan
Vor miner doht' schone soltů der kempfen ein bestan
Do waffent sich vil balde Stofning der kůne man (1320)
[a]Also frolich kam er vf die ban
Mit wem sol ich nů striten der dů mir daz bekant
Mit dietleip von stiere sprach meist' hiltbrant
. iltbrant der alt růffen do began (1323)

C

XIX[a] (11) Dich vnd dine brůder wil ich allē dem tůfel erwegen (1749)
Du hast mir mit dime bredig' stab so starke streiche gebē
Nů můs sy vnd mich got behůtē daz ist befser vil
Mich vnd mine brůder als ich dir sagen wil
Min brediger stab ist licht vnd scharff
Ich fůrē in mit creftē daz ich niemā dar zů endarff
Daz han ich in disen rosen wol erzaůget (1755)
Do sprach der fideler gar liht ist vw' gebot
Ir mohtent vor die kůtte lieber clar side tragen
Sint man vch vfs' dē Clost' zů stritte sol jagen
Ez důt einre vor dē andern sprach d' můnich gůt
Ez hat mich an geerbet daz ich bin hoch gemůt (1760)
Von den wolfinge hāt dicke wol gehebet
In stormē vnd in strittē wart nie keinre vber strebet
Daz han ich hůde geůbet dē jůngē zů einē bilderwar
Daz sy hdnt geschaůwet vf mines strittes spar
In stormē vnd in strittē waz mir ie nach erē gach (1765)
Wan ich wider kůmē in daz clost' so důn ich auch dar nach 561
Ich weis nit vmb din klost' dů vngewifser cappelan
Were ich by dinē brůdern ich hies sy alle vō dir gan
Diner hant dat bin ich wordē gewar
Er ist ein kůner keller der din pflege ged . . (1770)

Do rief der kůnig Gibich wo bist . . . . . , (1779)
Waffen dich vil bālde vnd dů daz ich dich bit (1780)
Daz du mich recheat vnd die lieben sůne min
Krimhelt min doht' sol doch din eůgen sin
Vf sprang die kůnigin důt vns daz bůch bekant
Sie ging gezogenlichen vor den kůnig vfs' niderlant
Sie kůfsete in togentlich[b] vor einē roten můnt (1785)
Sie sprach strittēt frūmeklichē ez wirt vch noch manig kůnt
Krimhilt schone fraůwe ir sollent an sorgē leben
Mir wirt in dē gartē der pris schone gegeben
Wer mit mir sol strittē vnd het er zweier mānes můt

Ich gedar in wol betwingē mit minē swerte gůt (1790)
Ach syferit liber h're mins einigē mannes drůt
Sprach Krimhelt die schone zu ime vberlůt
Got můs din selber pflegē als holt ich dir bin
Nů lebent sünder sorgē edele kůnigin
Ich gedar ez wol besetzē daz ir mirs sagēt dank (1795)
In stormē vnd in strittē gedet ich nie abewang
Also sprach h' syferit der degen hoch geborn
Frauwe maget waz mī swert begriffet dz můs vm' sin v'lorn
...gar er hůrnē were zweyer manne harnasch leit er an
.....er in dē gartē Syferit der kůne man (1800)
.....ch nů strittē der dů mir daz bekant
.....bern sprach meist' Hiltebrant (1802)
Do sprach hiltbrant

Abdruck von 19 Blättern einer Papierhandschrift, die aus der Meusebachischen in die Berliner Bibliothek übergegangen ist (Ms. Germ. Quart 577). Sie enthält 956 Zeilen in drei Bruchstücken, 409—963. 1012—1323 und 1749—1802, also noch nicht die Hälfte des Gedichts. Die grossen Anfangsbuchstaben der Abschnitte sind mit rother Farbe eingezeichnet, die kleineren am Anfang jeder Zeile roth durchstrichen, zuweilen auch ein-
562 zelne Worte innerhalb einer Zeile, besonders Eigennamen, die zugleich durch einen grossen Anfangsbuchstaben hervorgehoben sind. Die beim Einbinden willkürlich unter einander geworfenen Blätter habe ich in die richtige Ordnung gebracht, doch mit einer arabischen Ziffer die Folge in der Handschrift bemerkt. Auf Bl. 2 geht dort die Rückseite voran. Auf Bl. 14 Vorw. steht oben XII. u ist gewöhnlich ů oder ū geschrieben; es soll aber weder uo, ue noch ū damit bezeichnet, sondern im allgemeinen nur u von n unterschieden werden. Die wenigen Abbreviaturen habe ich beibehalten.

Dem Inhalt nach gehört diese Handschrift zu der Bearbeitung des Rosengartens, welche den König Etzel, die Hünen und den Markgrafen Rüdiger einmischt (D). Sie war bisher nur aus der Heidelberger (D^a) und Strassburger (D^b) bekannt, von denen ich Abschrift besitze. Der Druck in Hagens und Primissers Heldenbuch mischt beide unter einander und zählt 2462 Zeilen; ich habe diese Zählung in Klammern beigefügt.

Diese drei Handschriften sind völlig von einander unabhängig. Sehr häufig weicht jede in einzelnen Worten und in der Stellung der Worte ab: jede gewährt bessere und schlechtere Lesarten; jeder fehlen einzelne Zeilen und ganze Strophen, jede hat ihrer mehr. Was hier allein vorkommt, habe ich mit Sternen ausgezeichnet; was hier fehlt oder in anderer Folge steht, lässt sich aus der Hinweisung auf die Zählung bei Hagen leicht abnehmen.

Das Gedicht beruft sich, wie andere zu dem Volksepos gehörige, nicht selten sowohl auf mündliche Überlieferung, als auf ein Buch. Das mag öfter blosse Ausfüllung sein, aber eine Wahrheit muss zu Grunde liegen. Die Volkssänger werden das Gedicht wohl auswendig gewusst haben, aber durch eine Aufzeichnung ihrem Gedächtnis zu Hülfe gekommen sein. In diesen Büchern mischte sich die mündliche Überlieferung immer von neuem mit der geschriebenen Quelle und dem, was ein jeder aus eigenen Mitteln hinzuthat und nach der verschiedenen Begabung gut, erträglich oder ganz schlecht ausfallen konnte. Von der ursprünglichen Dichtung werden sich die Sänger, zumal ihr Stand immer tiefer sank, weit genug entfernt haben, und so lange nicht eine ältere und reinere Quelle zum Vorschein kommt, ist an eine Herstellung oder kritische Ausgabe nicht zu denken.

Wilhelm Grimm.

483

BRUCHSTÜCKE AUS EINEM UNBEKANNTEN GEDICHT VOM ROSENGARTEN.

(Diese Abhandlung sollte vom Verfasser den 15. December 1859, den Tag vor seinem Tode, in der Akademie vorgelesen werden.)

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1859. S. 483—500.

Ia.

Der eine ſchilt vil richer
den der andere was
Von edelme geſteine
ſwas man dar ane vant
Di weren al vm vnd vmme
geleit uf des ſchildes rant
Walter sprach zu witgen
nu nim du einen ſchilt
Vnder diſen beidin
ſwelchin ſo du wilt
Vor flugich das ſprach wittige
des mochtich mich ſchemen
Nemt ir den armen
ich wil den richen neme
Sich hub ein *niues* vectin
di ſchilde g...*ge*clobin
Die ſteine gein den *vrouwen*
hoch in di venster ſtobin
Walter der ſtunt ebene
wittige wart gewunt
Ir hende flue zu sammene
di ſchone hiltegunt
Was ſal des *ſch* — — —
da ni — — — — — —
Wol — — — — — — —
vnd habt uch d — —
Wi lobif . . . . . — —
ſprach *her d* . . . . . — —
wittiche ſprach . . . . . — —
ist gein im vnge — —
Ichn rite nimer *m* — —
nach roſin in diz —
So vechtin andere — —
ſprach meiſter hi — —
Nv muz man *ab* . . . —
ſprach di mait *nu* —
So vechtin abir *tzw* - —
ſprach her dyth*er* - —
Dytleip von ſtyre — —
ſprank uf . . . . . — —
Gein im . . . . . —
der werde . . . . . — —
Do vurte das ein*h* — —
von styre dytle — —
Nu — — — — — — —

Ia. 484

— — — — — en vliez
— — — — — — ....
— — — — ..... truk
— — — ... ſtangen
— — ..... *uf*
— — ....lcht..e
— — .....
— — .....
— — .....
— — ..d...nitere ſa*ch*
— — rowen claite
— — nd ſin vngemach
— — n.....
— — in.de.dytleip
— — ſlain
— — ach der Styrere
— — von dir re clain
— — .....ſchuld*ik*
— — .....ſluk
— — — — — ...

uf dem ſatil bogín lak
Doch hy*u* her ym eine wunden
da mit ſo reit her hin
Da mit ſo reit her dannen
das was ſin gewin
Mit dem ſelbin ſlage
vil dytleip uf *das* gras
Do claite den von Styre
alliz das.s was
Dytleip ſich des irholte
do *qua*m der gygant
.....dr*uk* di grozin ſtangin
vs ho as ſiner hant
Dytleip von ſtyre
ſprank gein im uf d*az* gras
Er vnder gink im d...*an*gen
das ſi im vnnutze was
Do ſluk im eine wunden
der ryſe zu beider hant
Dietleip mûſte vntwichen
vnder eine *ſteine* want
..ſluk den ſlak ſo ſwinde
— — — — — ...zubrach

485 II a.

90 Er ſprach du groze gygant
Ich brenge dich zu grabe
Mit dem ſelbin ſchrote
Sûlc er ym einen ſchenkel abe
Der ryſe muſte vallin
95 do ſluk her vaſte zu
Do ſprach der von b'ne
du richeſt al zu vru
Dinen nebin Ortin
den ich han ir ſlain
100 Swie ſere du in richeſt
du m . . dich ſelbir clain
Dytleip der was mûde
nider warf er den ſchilt
Do brachtim ein roſin crenzil
105 die mait cremilt
Das ſazte her uf ſin hovbet
. . . . . .
Vnd kuſte die mait m̃iniclich
Nu vechtin abir tzwene
110 ſprach von b'ne her dytherich
Wo iſt min nebi nodungk
vnd der kvnik Gûnter
ich weiz wol ſprach der b'ner
Hi iſt noch recken mer
115 Do quam der margraue
nodungk her gevarn
Der vurte an ſime ſchilte
den ſwarzen adel*arn*
. . . . eime wizzen *velde*
120 . . . . . den halbin lowin
Den vurte ſin vater der milde
dem kan niman gedrowen
In einer edelin varve
ſin decke was geſnitten
125 So quam markgraue nodung
gar kvndiclich gerittén
Der kvnink *vur*ete dri phaw̃e
grune ſam ein gras
In einer brunen varwe
130 da vm vnd *vmme* was
Eyn rant geſlain von golde
vnd von edelin ſteinen rich
Nu han ich eines nebin angeſt
ſprach von b'ne her dytherich
135 Als han ich mins bruder
ſprach . . . . vrowe crimilt
Lant beide *cwer* vechtin
ich gibe — . . inen ſch*ilt*
Mit zwen roſin crenzen
140 Vnd kuſſe minen mûnt
Des wil ich beidin gûnen
vnde blibet ouch geſvnt
Do kuſte ir broder
di ivng kunigin
145 Vnd margrabin nodûngin
das was ein gut begin
. . . . . ch . . .

IIa.

Die kamphbere sint
Was solde wir disen wizin
So sint si beide . . int
Nu muz man abir vechtin
sprach di mait miñiclich
So vechtin abir tzwene
sprach von b'ne der dytherich
O we sp'ch ir mûter
wes ist das *gelachi*
Das du so mangin *rechin*
zu morde hast gebrach.
Nu wer vil gevuchten
duchtes dich genuk
Ich clage gote vô himele
das ich dich y getruk
Was ist veh here muter
sprach ver cremilt
Darv̄mme. . . . . *he . . vmē*
vil mangen n— wen schilt
Das ich wolde *schowen*
wer vrowen dinen kan
Dav̄rmme han ich gesamment
vil mangen w'den man
Diz mûz sin sprach walter
man rate vorbaz
Si mûzens bas vorsûchin
vor war so wizzet daz
Wer sal mi Eckwarte vechte
der schaffe *sin* . . . . . .

Er wil vechtin zvm erstin
her mir entpoten hat
Herbort von dem *ryne*
sp'ch der kvne Hagen
Her sal mit Eckwarte vechtin
das wil ich uch allin sagin
So entpot mir heyme
her wolte der erste sin
Das se ich vollin g'ne
sprach do di konigin
Das ist gut sprach Hagne
wie *wol ich:* vûgin wil
Das herbort vnde heyme
Komen czu rechtim czil
In dem anderen morgen
do in irschein der tak
Er dytherich von b'ne
ze sinen recken sp'ch
Horit alle messe
in der kappellen min
Vnd bereitet veh zu strite
Wer vordinen wil das crentzelin
Do messe wart gesungen
Heyme bereite wart
Gewaphint ritterliche
hub der sich an di vart
kursit vñ kouerture
di waren beide glich
Her reit in den gartin

487 **IIb.**

Nu mochte man ſie ſcheiden
ſprach von burgentrich h' Hagn
Das wil ich wol behûte
ſprach herzoge Adrian
Sin ſwert *l..ſ.* ſo verre
vnd ſch..... groze *we*....
Ym kumt ſin herre zu helfe
nimmer her dytherich
Er en ſiet yn nimer mer—
daz wizzet ſicherlich
Der mûnich ſp'ch mit tzuchtin
ich bin dir noch ein her
Swi ſtark ſi uwer *kolyr*
ich wil mich wol ir wer
Dem aldin wart vil le*ide*
bi des gartin want
Do wencte ſime herrin
meiſter hildebrant
Di ſchilde ſi du ſuchtin
die helde unvortzait
Da ſi geworfin waren
des lachete die mait
Diz mak nyman ſcheide
ſi ſten in ſulcher not
Sprach her Dytherich d'iûge
iz en ſi ir eines tod
Der munich den ſchilt uf ructi
mit tzorne den her truk
Der helt mit beidin hendin
mit der kolbin v... —
Vil ſtarke ſlege g— —
Do ſprach der mun— —
Ich her beriz got *in*— —
Du muſt din clopph —
Alfart der iuuge — — —
Vragete das *eid*— — —
Wi queme du uz de —
machin hin wider — —
Du kvmest wol in — —
niûr uf di*nen* ſchil —
Ich helfe dir in di ro —
ſwenne ſo du wil — —
Di ros vordeckit w — —
ac— hundert oder — —
Do hub ſich in dem — —
alreſt groz hertze — —
Der munich Aldry — —
ſine — — — ſlege —
Das tet her also lan —
wens in duchte ge—
Do iz in genuk duch—
den ſchilt her vaſte—
Vf der kappin hoybe — —
er tructe ein mez — —
Mit dem erſten ſprin — —
he in dur das he — —
Alreſt do mugete *h*— —
das he di roſe — —

IIb.

488

—ch wider wolde
—.. fin fwert
—et fprach der iûge
—e vngewert
—uch fp'ch mit tzorne
—min billich
—vafte *di* phor*tin*
—g her Dyderich
—in grozen *wage*
—*k* heldes lip
—uf di phortin
—nnicliche wip
—nen gartin
—ziten phlak
—n fi di *recken*
—.cht *vnde ros*
—*in* uz dem gartin
—ort habe getragin
—ch ab*ir* — — ..wart
—t durch des munches
—geflagin
—*tin* ubir den brûder
—lle gelich
—noch vngebunden
—n b'ne her dytherich
—te vnde *ymmer*
—rowe eremilt
—ngoten fweimen
— .....

Der vane iſt an gebunden
her brenget uns in not
Der munich muz von hinnen
eder wi iegin alle tod
Der munich do mit fnelheit
vil grimme von ym fprangk
Beide mit eime rucke
fchilt vnd fwert he fwank
Do fprach Aldrianes mage
wol her wer in rechin wil
So wil ich vm in machin
ein nouwe iamer fpil
Wolfart der kvne
zv dem *muniche kaft*
Mit heller voller ſtimme
er den b'ner ane rief
Horet herre von Berne
waz min vetere yllan gicht
Wes er do beginnet
ichn k[illegible]me von im nicht
Dartzu fprach der alde
meister hildebrant
Herre heizet di reckin
anlegin ir gewant,
Wollin ſîz in ubele wendin
wir wollin ſi beſtan
Ich ſtrite fybentzigen eine
ſo fprach der munich yllan
— ....ein michel ruſchen

489 Ib.

zu beider ſit getan
Do gink getzogintliche
vor den b'ner ſtan
Hagene der kvne
zu dem bernere ſprach
Wir vor kyſen uf yſſan
was vns ſchadin von im geſchach
Dangwart ſprach ſin brvder
h're das iſt ouch min wort
Das aldryan min vater
den tod hat hi bekort
Das iſt ein gekorn wille
das müze wir alle ien
Hette er gevolget der ſcheide
ſo en were diz nich geſchen
Do ſprach der von b'ne
ir herren horet diz an
Hagen unde Dangwart
vorkyſen uf yſſan
Dangwart ſprach der iunge
wir habn uf in verkorn
Die ſchult iſt vor.....
das wir den vater habn....
- -nſin ymmer waſin
ſprach der kvne hagin
.....ubir di roſin
— — — — — — clain

Vnd Sygefrides warte
do diz zvm erſtin geſch-ch
Iz wirt weiz got gerochin
ſprach der helt dangwart
Tzu vnſeldin vnd zun ſchadin
hat ſi geſtiffet heruart
Do ſprach ir vater Gebiche
vnd ir bruder Gernot
Waz ſal diz gebrechte
dirre man der iſt tot
Das iſt war ſprach Hagne
wir muzen in tot ſe
Wol her man vnd mage
di mir wollin bi geſte
Di helfin mir nů rechin
den liebin vater min
An diser morderinne
wen das müz rechte ſin
....*it* ſich hi ein ſtriten
ſprach der helt wolfart
..... etzide
min jeert wirt nicht geſpart
Darzu *eile* ich *male* getzihen
vnd hebin mit der hant
Nu biſtu *aber* tobinde
ſprach meiſter hildebrant
Hagne wart bereite
vnd hundert ſiner man

1b.

gine vor Seburge ſtan
Si ſprach zu ir geſpile getruwe
vil liebe hertzogin
Nu genk zu dime vridel
hilf mir der hulde ſin
Du biſt ſins herzin vroude
ſwen her entpfet dinen grûz
Vnd din ane blicken
ſo wirt im tzornes bûz
Nu tv diz durch din ere
vnde durch min gebot
Irhebt ſich hi ein ſtriten
hi blibet manger tod
Du macht wol vor lieſin
an dem ſelbin man
Ichn han nicht ſiner hûlde
keines ſchadin ich im gan
Si ſprach ... ſte ich *bi*. bet*i*
ich han yn dicke gewert
Mir gedanke*t* her von kinde
ſwes her an mir hat *gegert*
Da was ein michel ruſchin
vnde ein michel ſchal
Beidenthalp die recken
bereitin ſich ubir al
Sygefrid mit den ſinen
waphinte ſich zu hant
Do ſprach zu dem von b'ne
.... — — — — —

Horet h're von b'ne
was ich raten wil
Ir enſcheidet dis geruſche
hi wirt ein boſe ſpil
Wolfart hat geſprochin
er wolle Hagin bi geſtan
Mit welchin uwern erin
weltir im abe gan
Ichn laze yn nicht vnderwegin
ſprach her dytherich
Bindes wart bereite
Seburgk di vurſtinne rich
Getziret miñicliche
was di mait wol
Wer ſi mochte ſchowe
der was vroude vol
Ir mantel was von golde
geworcht in ninive
ſwer ſi ane blicte
dem was nach ir mîne we
Ir *hochbitgolt* vorwiret
mit geſte-ne edel vnde clar
Des was an ir wunder
des nam da manigir war
Sus gink mit grozin *ezuchen*
di magit min*niclich*
Do ſprach — — — — —

491

ANMERKUNGEN UND ERGÄNZUNGEN.

1. *verflüege ich daz*, wiese ich das zurück; vgl. Wackernagel Baselrecht S. 33. 14. L. *nemen*. 16. *gar*. 17. Die Edelsteine, womit die Schilde ausgeziert waren, lösten sich bei den Stössen und sprangen in die Höhe; vgl. Nibelungen 2149, 3. 19. Er stand fest, in sicherer Haltung. *ir ros ſtuonden ebene* Nibel. 369. 28. *her Dieterich*. 29. *ſprach min vechtin*. 30. *ungelich*. 31. *niemer mêre*. 32. *diz lant*. 33. *andere recken*. 34. *Hiltebrant*. 35. *abir vechtin*. 36. *minniclich*. 37. *zwêne*. 40. *ûf den plân*. 41. *gein im durch die rôſen*. 42. *werde Schrûtân*. 43. *einhürne*. 44. *Dietleip*. 75. *daz da*. 82. *die ſtangen*. 98. L. *Ortwin*. 101. *dû muoſt*. 107. Eine unleserliche Zeile: wahrscheinlich war sie ausgestrichen, da die Strophe vollständig ist, auch dem Sinn nach nichts fehlt. 133. Statt *eines* lies *mines*. 138. *ich gibe iu einen*. 140. L. *küſſet*. 147. Die untere Hälfte der Buchstaben ist abgeschnitten. 158. *gebrâcht*. 176. *ſin guoten rât (?)* 179. L. *Herbort*, ohnehin ist das angehängte *l* ungewiss. 226. L. *gewâſint*. 235. *ûf in ſluoc*. 236. *grimme*. 237. *münch Ilſân*. 238. *er beriz* ist deutlich. *erboerez? in himele*. 239. *clophen lân*. 245. *ſchilt*. 246. *rôſen*. 247. *du wilt*. 248. *wâren*. 249. *acht hundert oder mêr*. 250. *dem garten*. 251. *herzeſwêr*. 252. *Aldriâne*. 253. *grôzen ſlege ſluoc*. 254. *lange*. 255. *wen* niederdeutsch für *unz*; vgl. Sachsenspiegel S. 395 Homeyer. *genuoc*. 256. *dûchte*. 257. *vaſte warf*.. 258. *hoybe* = *hûbe*. 259. *mezzer ſcharf*. 260. *ſpringen*. 261. *herze ſtach* 263. Die untere Hälfte der Buchstaben ist abgeschnitten, aber die Zeile ist noch lesbar. *rôſen brach*, im Rosengarten kämpfte. Ebenso *ſô muoz man mich im garten die rôſen lâzen lesen* Dc. 726. 732. 301. Auffallend ist *mâge* der Form und Bedeutung nach. Der schwache Singular kommt sonst nicht vor und nirgend steht das Wort für Sohn. 335. *diu ſcheide* die Trennung des Kampfes. 343. *verkieſen*. 344. *habn verlorn*. 367. *Hebit*. 369. *ſô ſagetz mir bezite*. 371. in *male* ist das *l* unsicher. 405. *der alte Hiltebrant*. 408. *uns zwên enſcheidet niemen wan der bitter tôt* Rosengarten No 1525. 416. *bindes* = *indes*. 430. *zühten*.

Vor einigen Jahren empfieng ich als ein gütiges Geschenk 492
von Herrn C. W. Sack in Braunschweig zwei von einem Bücherdeckel in Quart abgelöste, noch zusammenhängende Pergamentblätter (I), die vier Seiten, jede mit zwei Spalten, enthielten. Die Schrift zeigte auf das Ende des dreizehnten oder auf den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Sie waren an der Seite in gerader, unten in schiefer Linie abgeschnitten, an mehreren Stellen zerrissen, durchlöchert oder durch den Gebrauch abgeschabt. Der bisherige Besitzer hatte noch ein anderes, mit einem Blatt aus derselben Handschrift überzogenes Buch besessen, aber es war nach Hildesheim verkauft und von dort auch wieder in fremde Hände gekommen. Die Pergamentblätter gewährten Bruchstücke aus einem unbekannten Gedicht vom Rosengarten, das Aufmerksamkeit verdiente. Ich zögerte aber mit der Bekanntmachung derselben, weil ich hoffte, das verschwundene Buch werde wieder zum Vorschein kommen. Die Hoffnung erfüllte sich: das Doppelblatt (II) gelangte in die Hände von M. Haupt, der so freundlich war, es mir zu freier Benutzung zu überlassen. Ebenso zerstört wie das andere, war es doch unten in gerader Linie abgeschnitten, wodurch einiges mehr erhalten ist: immer aber fehlen an jeder Spalte mindestens vier bis fünf Zeilen.

Mehrere Stellen konnten nur mit Mühe und nach wiederholter Betrachtung herausgebracht werden. Bei den verblichenen und abgeschabten that das Reagens gute Dienste; doch auch hier kam nicht alles wieder zum Vorschein. In dem Abdruck ist das ganz Unleserliche mit Punkten bezeichnet, das Durchlöcherte oder Abgeschnittene mit Strichen, das nur Halbsichtbare und daher Ungewisse mit Cursivschrift. Die Unterscheidung der Strophen ist auf den Pergamentblättern roth eingezeichnet, so auch einige grössere Anfangsbuchstaben (35. 111. 151): die kleineren Anfangsbuchstaben der ersten, dritten und siebenten Zeile jeder Strophe sind roth durchstrichen.

Wir müssen zunächst den Inhalt näher betrachten.

Es ist von zwei Schilden die Rede, einem prächtigen, mit Edelsteinen besetzten, und einem schlichten. Walther lässt

seinem Gegner Wittich die Wahl, und dieser nimmt den prächtigen. Nun beginnt zwischen beiden der Kampf oder, wie es scheint, er erneuert sich; denn vielleicht hatte Wittich den Schild verloren, und Walther lässt grossmüthig ihn einen aus
490 den seinen wählen. Wittich wird verwundet, und die Hildegunt, die nur in dieser Bearbeitung auftritt, schlägt die Hände zusammen, wohl aus Freude über den Sieg ihres Geliebten. Wittich weigert sich weiter zu kämpfen, und Hildebrand spricht: «so werden es andere thun». Von diesem Kampfe Walthers und Wittichs wissen die anderen Darstellungen nichts, wo dieser immer dem Asprian gegenübersteht (1–34).

Kriemhilt und Dieterich von Bern, die ihre Helden lenken, fordern zwei andere auf, sich zum Kampf zu stellen. Dietleip von Steier erhebt sich. Er führt das Einhorn auf seinem Schild: das ist anderwärts das Zeichen Biterolfs, seines Vaters, während ihm ein goldener Adler oder in der Viltinasaga ein elfendýr (Elephant oder Kameel) beigelegt wird; s. Heldensage S. 127. 179. Gegen ihn kämpft ein Riese: in ABC steht ihm Walther gegenüber, in D Hartung von Ruizen. Wegen des lückenhaften Textes ist die Beschreibung des Kampfes unvollständig: Dietleip wird zweimal verwundet, erholt sich jedes Mal wieder und schlägt dem Riesen einen Schenkel ab, so dass er niederfällt und getödtet wird. Dietleip empfängt den Preis, den Rosenkranz und Kuss der Kriemhilt. Den Namen des Riesen erfahren wir nicht: er steht in einer unleserlichen Zeile (42). Ohne Zweifel aber ist Schrutan gemeint: denn Dieterich sagt zu dem Riesen: «du rächst deinen Neffen Ortwin zu frühe», den er, der Berner, erschlagen habe (95–101): wir wissen aber aus C, dass Ortwin und Pusolt Schrutans Bruderkinder waren, vgl. Heldensage S. 249 (35–108).

Dieterich ruft jetzt den Markgrafen Nudung und den König Günther zum Kampf. Nudung, den der Berner seinen Neffen nennt, führt das Schildzeichen seines Vaters, des Milden, womit Rüdeger von Bechelaren gemeint ist. Er scheint also dessen Stelle zu vertreten, und man darf schliessen, dass Rüdeger so wenig als Etzel hier erscheint. Nudung ist Rüdegers Sohn, wie in C 1325 und Dd 796, wie er anderwärts Gotelinden Kind

heisst. Das Schildzeichen ist ein schwarzer Adler und ein halber Löwe in weissem Feld, das dem Rüdeger nirgend beigelegt wird, aber in einigen späteren Gedichten führt Dieterich einen Löwen und Adler im Schild (Heldensage S. 143), und dieses Zeichen scheint seinem Geschlecht eigenthümlich gewesen zu sein, da es Ermenreich dem Heime verleiht (Dieterichs Drachenkämpfe 654). In unserem Gedicht wird es wahrscheinlich dem Nudung nur deshalb zugetheilt, weil er ein Verwandter des Berners sein soll (133). Davon weiss die Dichtung sonst nichts, aber man könnte hierher ziehen, dass nach das Viltinasaga Gudelinde die erste Frau Thidreks war, vgl. Heldensage 494
S. 180. Überhaupt erscheint er als Kämpfer im Rosengarten befremdlich, da er nach C und D schon längst von Wittich erschlagen war, der nicht eher kämpfen will, als bis sich Rüdeger deshalb mit ihm versöhnt hat, vgl. Heldensage S. 101. Nudungs Gegner, König Günther, führt drei Pfauen im Schild, hier allein; andere Zeichen sind in der Heldensage S. 129 nachgewiesen. Wie Dieterich um seinen Neffen, so ist Kriemhilt um ihren Bruder besorgt, und der Kampf unterbleibt, indem die Königin beiden den Preis ertheilt (109—150).

Abermals fordern Kriemhilt und Dieterich zwei Helden zum Kampfe auf. Die Mutter der Kriemhilt (genannt wird sie nicht), die in den anderen Gedichten vom Rosengarten nicht erscheint, jammert über die Mordlust ihrer Tochter und beklagt, dass sie sie zur Welt gebracht habe. Kriemhilt erwidert, sie habe sehen wollen, wer Frauen dienen könne, und deshalb so viele herrliche Männer zusammengebracht. Walther billigt das und fragt, wer mit Eckewart kämpfen solle. Hagen nennt den Herbort von dem Rhein in (D 185. 1067. 1535. 1560), sagt aber, dass Heime der Erste sein wolle. Kriemhilt willigt ein. Am anderen Morgen gebietet Dieterich seinen Helden zuvor Messe in seiner Kapelle hören. Darnach reitet Heime wohlbewaffnet in den Garten. Den Ausgang des Kampfes erfährt man nicht, weil hier das Pergament abgeschnitten ist (131—205).

Hagen von Burgundreich (so heisst er hier, nicht von Tronje; doch die Sage kennt ihn als Verwandten der burgundischen Könige) spricht, man solle sie beide scheiden. Wahr-

scheinlich waren im Vorhergehenden Aldrian und der Mönch Ilsan als Kämpfer bestimmt, und Hagen, besorgt für Aldrian, wünscht, dass sie getrennt werden. Aldrian ist als Hagens Vater, wie er auch hier (331) bezeichnet ist, bekannt (Heldensage S. 86. 88. Rosengarten D 173), tritt aber sonst nirgend auf, und es scheint, wo von ihm die Rede ist, dass er nicht mehr am Leben sei. Herzog Aldrian verlangt aber zu kämpfen, dem Mönch werde Dieterich, sein Herr, nicht zu Hülfe kommen und ihn nicht wieder sehen. Ilsan erwidert, er werde sich sein erwehren. Dem alten Hildebrand an der Gartenwand wird angst, und er winkt seinem Herrn, wohl um ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Jetzt suchen die Helden ihre Schilde, und Kriemhilt lacht, als sie gewafnet sind. Dieterich spricht: ›die zwei kann niemand scheiden: einer wird sterben‹. Zornig erhebt der Mönch seinen Schild, und Aldrian gibt ihm mit einem Kolben harte Schläge. ›Bei Gott im Himmel‹ (das wird wohl der Sinn der Zeile 238 sein), spricht der Mönch, ›du sollst dein Klopfen lassen‹. Der junge Alfart, der auch in D unter den Wülfingen erscheint, tritt hier (240) auf, er will dem Ilsan beistehen; seine Worte sind wegen des zerstückten Textes unverständlich. Der Mönch versetzt dem Aldrian harte Schläge, bis er endlich den Schild über das Haupt hebt und ihn durch das Herz sticht. Jetzt thut es Hagen leid, dass Aldrian die Rosen im Garten brach (206—263).

Was nun folgt, ist wegen der lückenhaften Spalte nicht zu enträthseln. Wahrscheinlich klagt Alfart über die streithustige Haltung des Mönchs, der, wie es scheint, mit den zu Worms versammelten Recken einen allgemeinen Kampf beginnen will. Auf ihn geht es wohl, wenn es (292) heisst: der vane ist an gebunden; denn das ist das Zeichen der Kampfbereitschaft (Nibelungen 193, 1). ›Er muss von hinnen‹ (es ist auch wohl Alfart, der spricht), ›oder wir liegen alle todt‹. Der zornige Mönch schwingt Schild und Schwert. Hagen sagt: ›herbei, wer meinen Vater rächen will! Ein neues Jammerspiel soll anheben‹. Wolfhart blickt den Mönch an und ruft mit lauter Stimme: ›Herr von Bern, hört, was mein Vetter Ilsan spricht! Was er auch beginnt, ich werde ihm beistehen‹. Hildebrant

spricht zu seinem Herrn, er möge seine Recken sich waffnen lassen. Hasan: ›wollen nicht zum Verderben wenden, ich streite allein mit siebenzigen‹ (264—321).

Hierauf fehlt ein Blatt, in welchem wahrscheinlich gesagt war, dass man den Kampf gegen den Mönch verhindert habe. Hagen nämlich und Dankwart, sein Bruder, kommen zu Dieterich und erklären ihm, dass sie dem Mönch Hasan den Tod ihres Vaters verzeihen: es wäre nicht so weit gekommen, wenn Aldrian die Scheidung des Kampfes zugelassen hätte. Dieterich verkündigt das den Seinigen. Dankwart ist als Bruder des Hagen aus den Nibelungen bekannt, erscheint aber nicht in den anderen Darstellungen des Rosengartens (322—366).

Hagen schreit Weh über Kriemhilt, die das Verderben angestiftet hat, und Dankwart sagt, es werde ihr vergolten werden. ›Wozu das Geschrei?‹ erwidern Gibich und Gernot, ›der Mann ist todt!‹ ›Das ist wahr, wir müssen ihn todt sehen,‹ spricht Hagen und ruft die Seinigen auf, die den Tod seines Vaters an Kriemhilt, der Mörderin, rächen wollen. Aber auch Wolfhart will Theil nehmen und sein Schwert Mâle ziehen. Dieses Schwert wird ihm hier allein beigelegt, doch führt im Ruther (4153) ein anderer ein Schwert, das Mâl heisst. Hagen ist 106
mit hundert Mannen bereit (367—376). Befremdlich ist, dass ein Wölfing und ein rheinischer Held sich einigen, die sonst nur als Feinde auftreten, und deshalb merkenswerth, dass im Rosengarten D etwas Ähnliches von ihnen berichtet wird. Als nämlich die Zweikämpfe im Garten beendigt sind, klagt Hagen über die Wunden, die ihm Wolfhart geschlagen hat:

Dô sprach Wolfhart ›mir ist leide geschehen.
einer staten friundschaft soltû mir verjehen‹.
›gerne‹ sprach dô Hagene, ›din schulde ist niht din,
den mort hât gebriuwet Kriemhilt din künegin 2347—2350.

In der Lücke ward wohl erzählt, dass sich Kriemhilt bemühte den Kampf beizulegen, den Hagen beginnen wollte. Sie ist es wohl, welche sich zu einer Herzogin Seburg begibt. Diese ist sonst nicht bekannt, scheint aber im Dienst der Kriemhilt zu stehen, da sie Befehle von ihr erhält. Die Königin sagt zu ihr: ›geh zu deinem Geliebten‹, womit ohne Zweifel

Hagen gemeint ist, ›und mache, dass er seine Feindschaft gegen mich aufgibt. Du bist seines Herzens Freude: wenn du ihn grüssest und anblickst, so schwindet sein Zorn. Kommt es zum Kampf, so wird mancher den Tod davon haben, und auch du kannst deinen Geliebten verlieren. Er ist feindlich gegen mich gesinnt, aber ich will nicht seinen Schaden.‹ Die Herzogin erwidert: ›von Kindheit an ist er mir dankbar, dass ich seine Wünsche erfüllt habe.‹ Man hört grossen Lärm, da sich von beiden Seiten die Recken zum Kampf rüsten. Siegfried waffnet sich mit den Seinen. Hildebrant spricht zu seinem Herrn: ›wo ihr nicht diese Kampflust stillet, so kommt es zu einem bösen Spiel. Wolfhart hat versprochen dem Hagen beizustehen: es wäre gegen eure Ehre, wenn ihr zurückbleiben wolltet.‹ ›Ich lasse ihn nicht im Stich‹, erwidert Dieterich. Indes ward die Fürstin Seburg herrlich geschmückt: wer sie erblickte, der freute sich und sehnte sich nach ihrer Minne: ihr goldener Mantel war in Ninive gewirkt, ihr goldenes Kopfband mit Edelsteinen besetzt. So gieng sie mit Würde dahin (376—432). Kostbare Frauenkleider von pfell von Ninnivê werden im Parzival (235, 11) erwähnt, ein vane ûz Ninivê im Dietleip (7465).

So weit reichen die Bruchstücke. Sie beschreiben nur fünf Zweikämpfe, so dass noch sieben zurück sind. Also von dem, was vorangeht, von der Einladung der Kriemhilt, der Sendung ihrer Boten, dem Besuch Hildebrants bei Ilsan, der Fahrt Siegestabs zu Dietleip, des Zugs Dieterichs von Bern nach Worms erfahren wir nichts, ebenso nichts von dem Ausgang des Liedes, von der Rückkehr des Mönchs nach dem Kloster. Vielleicht war der Inhalt auch hier verschieden, die Darstellung gewiss. Etzel, die Hünen und Rüdiger von Bechelaren scheinen nicht eingemischt, wie in D und C. Auf der rheinischen Seite zeigen sich Kriemhilt, Siegfried, Gibich, Günther, Gernot, Hagen, Walther, und, wie man mit Sicherheit annehmen kann, Schrutan (42); diese auch in ABCD. Ferner Herbart vom Rheine, der nur in D bekannt ist. Dann aber mehrere, die in den anderen Darstellungen nicht erscheinen, Herzog Aldrian, Hagens Vater (209. 252. 301. 331), Dankwart, Hagens Bruder (329. 339. 341.

352), die Mutter der Kriemhilt (155), Hiltegund, Walthers Geliebte (22), und eine Herzogin Seburg, Hagens Geliebte (377), die nirgends sonst bekannt ist. Gegenüber stehen Dieterich von Bern, der alte Hildebrant, der Mönch Ilsan, Wolfhart, Eckewart, Heime, Wittich, wie in ABCD. Alfart der Junge, ein Wölfing, erscheint sonst nur noch in D (205. 225. 227) E, Nudung, Dietrichs Verwandter, allein hier (111. 125. 145). Die Zweikämpfe werden nicht von Gibich und Hildebrant voraus verabredet, sondern Dieterich und Kriemhilt rufen jedes Mal ihre Helden auf, die zum Kampfe kommen sollen. Die Reihenfolge weicht von den übrigen, die ich in der Einleitung zu C S. XL. XLI zusammengestellt habe, völlig ab, und andere stehen sich gegenüber, Walther und Wittich, Schrutan und Dietleip, Günther und Nudung, Herbart und Heime, Aldrian und Ilsan. Das dramatische Gedicht aus dem sechzehnten Jahrhundert (Haupts Zeitschrift 11, S. 243—253 [oben S. 468—478]), wo ganz Unbekannte neben den Bekannten auftreten, braucht hier überall nicht berücksichtigt zu werden.

Die Sprache in den Bruchstücken ist schlecht, aber nicht ungebildet; sie neigt sich zum Mitteldeutschen. Die Erzählung entspricht dem einfachen Stil des Volksepos und liebt die Wechselrede. Man begegnet keinen unbeholfenen Worten oder rohen Ausdrücken, wie sie sich in den Auffassungen des fünfzehnten Jahrhunderts zwischen den besseren oft eingedrängt haben. Der kampflustige Mönch sagt: ‹ich will mit siebenzig streiten› 319, d. h. mit der ganzen Welt›. In Ac mit ungeschickter Übertreibung: ‹ich will sechzigtausend allein bestehen› (24ᵇ, 10). Wolfhart will der Königin einen Backenschlag geben (Aa 31. 33, Ac 821), und Kriemhilt schlägt sich selbst mit der Faust auf den Mund (Aa 65ᵃ, 11. Ac 1559). Die Strophen sind mit Sicherheit auseinandergehalten, während sie dort zwar noch durchblicken, aber schon wegen der eingemischten Zusätze nicht mehr reinlich sich abscheiden lassen; auch ist eine 498
dritte Reimzeile zuweilen angehängt. Die Zahl der Hebungen [ist] hier noch der Regel gemäss, die metrischen Gesetze der Senkungen sind in Geltung, und einige Verstösse dagegen würden sich entfernen lassen. Dort sind diese Gesetze vergessen und haben

sich nur da erhalten, wo das Verderbnis nicht eingedrungen ist. Der regelmässig stumpfe Reim, etwa tac : sprach (192) ausgenommen, ist in den Bruchstücken noch rein, der Binnenreim noch unzulässig, die Cäsur immer klingend; denn anderwegen (414) muss dafür gehalten werden, wie im Mitteldeutschen schon früher solche zweisilbige Wörter mit kurzem Wurzelvocal dafür gelten. Dort ist der Reim gleichmässig verwildert: ich will Beispiele anführen, darunter auch solche, in welchen Freiheiten gebraucht sind, [die] anderwärts wohl vorkommen, doch nicht in unseren Bruchstücken. Aa bewarn : geborn 4ᵃ, 5. höch geborn : erkorn. höch geborn : gehören 6ᵃ, 16—19. meit : guot 6ᵇ, 4. dô (für dâ) : frô 21, 13. geben : degen 33ᵃ, 16. 42ᵇ, 1. Dietleip : kintheit 47ᵃ, 10. Klingend wunden : munde 9, 2. siten : schriten 47ᵃ, 14. stunden : begunde 67ᵃ, 2. Binnenreim, geniezen : verlîesen 76, 2. Der Reim ist ganz verschwunden 37ᵃ, 7. 8. 47ᵃ, 2—9. 62, 10. Ac (die vordem Weigelsche, jetzt Berliner Handschrift) frô : dô (für dâ) 709. zit : beschiht 893. Gunthêr : erwern 1240. Gunther : dar 1288. huop : wuot 1036. slugen : slugen 1477. orden : geborn 1617. Derselbe Reim unmittelbar wiederholt niht : wiht 1025—1028. Derselbe Reim siebenmal hintereinander 1564—1570. Aᶜ und B kommen als absichtliche Umarbeitungen hier nicht in Betracht. C frum : magetuom 301. frô : Ilsô (statt Ilsan) 527. was : saz 719. naz : was 1343. leben : erwegen 857. 1021. degen : geben 1111. barn : erkorn 1420. klagen : haben 1706. gehaben : gelagen 1753. flugen : stuben 1844. begraben : verklagen 1898. Klingend ere : spere 3. grüene : küene 1253. beitete : bereitete 1445. Rührend mit gleicher Bedeutung min : min 570. daz stêt dir wol an : daz stêt dir wol an 1039. künegin : sîn. künegin : sîn 1098. Unmittelbar auf einander folgend bekant : Pravant. vant : Pravant. Pravant : genant 115—119. meit : treit. leit : meit. unverzeit : manheit 433—438. verzeit : seit : unverzeit : gezeit 1554. bestân : man. lobesan : man. gân : Strutan. man : bestân 1237—1243. Rîn : sîn : Rîn : dîn 1914. Dᵇ gôt (für gât) : Gernôt 96. stân : crôn 222. erbôt : stôt (für stât) 255. vor : klâr 993. sagen : haben 200. tagen : haben 1285. laden : tragen 1739. degen : geben 2163. 2411. loben : gezogen

461. bin : sîn 339. fluz : kus 421. was : saz 527. gras : naz 889. guot : truoc 945. guot : sluoc 1233. guot : genuoc 1611. sluoc : huop 1037. überzogen : vogel 551. kint : nimt 729. heilt (für helt) : geteilt 771. 2363. wesen : erwegen 929. sal : alt 1033. empfelhen : geben 1749. Niderlant : arman 2223. getan : lanc 1227. wart : scharf 2249. ringe : Gobelint 2387. Klingend mêren : hêren 13. hæren : tœren 1661. steren : gehœren 1719. zerhiegent : vielent 1991. Rührend mit gleicher Bedeutung sîn : sîn 51. leben : leben 1255. dich : dich 1531. De (die Pommersfelder, von Bartsch herausgegebene Handschrift) kint : Kerline 65. degen : leben 175. degen : gegeben 451. min : hie 587. her : swær 591. Walther : wer 625. bevalch : man 677. gewant : drane 763. guot : sluoc 773. 309. hant : irklane 798. sprach : erkant 882. Unmittelbar auf einander folgend man : kan 663—666. Rührend mit gleicher Bedeutung breit : breit 9. schiet : schiet 453. Dd (die vordem Meusebachische, jetzt Berliner Handschrift, abgedruckt in Haupts Zeitschr. 11, 8. 536—561 [= oben 8, 479—503]) slac : grap 9. loben : gezogen 53. vogel : loben 123. graben : tragen 154. degen : leben 358. 799. leben : erwegen 563. degen : gegeben 690. 778. dagen : haben 862. erwegen : geben 911. was : sâzen 117. überzogen : vogel 140. heim : roum 146. 186. sampt : lant 239. gewant : sampt 416. Hsan : vant 286. strebet : eben 314. zornecliche : lîp 326. snel : spil 332. undertân : lobesam 364. heilt (helt) : geteilt 377. man : gewant 432. wesen : erwegen 531. hân : zwâr 551. sluoc : huop 585. sprach : erkant 599. Herbort : gevorht 630. ir : schier 831. überwant : klanc 841. zit : zorneclich 885. erzouget : gebot 917. Klingend bestrôuwet : gefrôuwet 174. Rüedegêre : mære 403. 567. Rührend mit gleicher Bedeutung an : an 253. zal : zal 278. Dreifacher Reim hant : pfant : hant 250—252. genant : Riuzenlant : Egerlant 617—619. Ohne Reim steht 835.

Das älteste Zeugnis von dem Dasein des Rosengartens gewährt Ottacker von Horneck, der um das Jahr 1295 schrieb. Wir sind also nicht berechtigt, das Gedicht weiter als in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen. Hätten sich gute Pergamenthandschriften von A und D erhalten, so würde sich Inhalt und Sprache in ähnlicher Reinheit zeigen,

wie in den Bruchstücken. Abgesehen von der eingetretenen Verderbnis halte ich A für die älteste Auffassung, weil sie die einfachste ist und weil der Grundgedanke, Siegfried und Dieterich gegenüberzustellen und diesen zu verherrlichen, darin am bestimmtesten ausgedrückt ist, dann auch, weil die einzelnen Kämpfe nach der Regel der Volksdichtung geordnet sind, worüber die Einleitung zu C S. LXXII nachzusehen ist. Die Einmischung Etzels in D und C ist störend: neben ihm erscheint Dieterich nicht mehr als der Mittelpunkt, als der Held des Gedichts, was er doch sein soll, vielmehr in Abhängigkeit von ihm, wie in der Dietleipsage. Rüdeger musste gleichfalls hineingezogen werden, weil sonst kein namhafter hünischer Kämpfer in dem Rosengarten aufgetreten wäre. Nudung vertritt seine Stelle, aber nicht als sein Sohn, sondern als ein Verwandter Dieterichs, weil er hier zu dessen Recken gehören muss. Die Beschreibung der einzelnen Kämpfe weicht völlig ab, und die Bruchstücke haben nicht eine Zeile mit AC und D gemeinschaftlich, während sich in diesen, wie abweichend sie unter sich sind, solcher nicht wenige finden. Dort sind die Berufungen auf ein Buch oder auf die mündliche Überlieferung häufig, fehlen aber hier.

Unsere Bruchstücke (F) setzen, wie ich glaube, nicht bloss A, sondern auch D voraus: denn daher kann nur Herbort vom Rhein und Alfart genommen sein, die bei den Übrigen (nur Herbort in E, ohne Zweifel aus D) nicht erscheinen. Erweitert wird der Inhalt des Liedes durch die Einmischung eines allgemeinen Kampfes zwischen den rheinischen und Berner Helden, den Hagen anstiftet. Er will Rache nehmen wegen des Todes seines Vaters, den er doch dem Mönch verziehen hat, und wirft die Schuld auf die Mordlust der Kriemhilt. Deshalb fordert er die rheinischen Helden auf (302) und kommt mit hundert seiner Mannen. Der Gedanke ist nicht glücklich, da nach der Anlage des Gedichts die Oberherrschaft Gibichs oder Dieterichs nur durch Zweikämpfe soll entschieden werden. Veranlassung gab wohl der Umstand, dass in A und D Dieterich und Etzel bei dem Zug nach Worms von einem grossen Heer begleitet werden, das sich aber nicht einmischt. Vielleicht setzte man

in den Bruchstücken voraus, das Gefolge der Helden sei in dem Rosengarten zugegen gewesen und aufgefordert worden an dem Kampf Theil zu nehmen.

In den hier besprochenen Gedichten liegt ein Beispiel vor von den beständigen Umwandlungen und dem Herabsinken der Volksdichtung: innerer Gehalt und äussere Form schwinden gleichmässig mit der Achtung vor der Überlieferung. Ein ähnliches Geschick zeigt sich in dem Lied von Siegfrieds Jugend, wie in den Bearbeitungen des Nibelungenliedes, von welchen Weigand (Haupts Zeitschrift 10, S. 142—146) und Holzmann (Pfeiffers Germania 4, S. 315—337) Nachricht gegeben haben.

EINLEITUNG ZUR VORLESUNG ÜBER GUDRUN *).

Ich habe, als ich im vorigen halben Jahre Freidanks Gedicht erklärte, bei diesem aus klarer Besonnenheit hervorgegangenen Werke für passend gehalten, in einer ausführlichen Einleitung über die Kunstpoesie des deutschen Alterthums mich zu verbreiten und die vorzüglichsten Denkmäler, in welchen sie sich darstellt, zu erörtern. Die Volksdichtung, welche, was Ursprung und Ausbildung betrifft, einen Gegensatz zu der Kunstpoesie bildet, habe ich dort zur Seite liegen lassen. Ich wähle jetzt aus der Mitte [der Dichtungen] des Volksepos, die nicht von einem einzelnen Dichter, sondern dem ganzen Volke ausgegangen sind, eine der schönsten und ausgezeichnetsten, und stelle mir die Aufgabe, Sie zugleich in diesen ganzen Kreis einzuführen. Mir scheint dieser Weg der beste, um zu einer wahrhaften Einsicht in die Geschichte der deutschen Poesie zu gelangen, und sollte es mir gelingen, durch die Erklärung des Gedichts Ihnen eine lebendige Anschauung davon zu verschaffen, so wird Ihnen durch diese vorangehenden Betrachtungen der Zusammenhang mit dem Ganzen deutlich werden und sich das rechte Verständnis eröffnen. Ein Vortrag, der die ganze Geschichte der deutschen Poesie umfassen wollte, würde in der Zeit, die wir ihr widmen können, allzu kurz und trocken oder allzu lückenhaft ausfallen: es scheint mir also besser, einzelne aber organische Theile herauszuheben und zu versuchen, ob der guten Absicht auch die Fähigkeit entsprechen wird, das gewünschte Ziel zu erreichen. Zudem sind empfehlungswerthe Bücher vorhanden, die das Ganze umfassen. Äusseres Material ist in Kobersteins Grundriss der Geschichte der deutschen

*) [Dreistündig begonnen am 5. Mai 1843, 6. Mai 1844, 24. April 1845, 6. Mai 1846, 1. November 1847, 10. Mai 1849.]

Nationallitteratur (zuletzt 1837; der erste Band der neuesten Auflage 1845) mit Fleiss und Einsicht zusammengetragen. Gervinus' grösseres Werk (in vier Bänden, zweite Auflage 1840—1842, dritte Auflage 1846) geht auf innere Geschichte. Es ist das erste Buch dieser Art, das, aus den Quellen selbst geschöpft, seinen Gegenstand mit ausgebreiteten Kenntnissen und noch ausgezeichneterem Geist, mit einer seltenen Freiheit und Unbefangenheit der Betrachtung behandelt. Es trägt nicht wenig zur Verbreitung und Belebung dieser Wissenschaft bei. Ich bin in vielen und in wichtigen Beziehungen anderer Meinung: es herrscht darin eine allzu persönliche Stimmung, und die darin aufgestellten Analogien überschreiten oft das zuträgliche Mass und verlieren durch ihre Ausbreitung und allzu häufige Anwendung in meinen Augen Gewicht und Bedeutung; aber das hindert mich nicht den sonstigen Werth des Buches anzuerkennen. Auch der Auszug in einem Bande, der schon zwei Auflagen erlebt hat, befriedigt glücklich das Bedürfnis nach einer schnellen Übersicht. Endlich zweifle ich nicht, dass die Vorlesungen, die Lachmann an der Universität über die Geschichte der altdeutschen Poesie hält, ebenso gründlich gelehrt als mit scharfsinnigen und glücklichen Gedanken angefüllt sind.

Meine Erklärung des Gedichts soll eine genaue, philologische sein. Aber wenn ich bloss ein philologisches Ziel vor Augen hätte, so würde ich nicht das Gedicht von Gudrun zur Erklärung gewählt haben. Wir besitzen andere, auch ausgezeichnete, ja, in ihrer Art treffliche Werke, wie z. B. Hartmanns von Aue und Wolframs von Eschenbach, die in kritischen Ausgaben einen musterhaften Text gewähren, während von unserem Gedicht nur eine einzige spätere Handschrift erhalten ist, und die an sich achtungswerthe Ausgabe, die ich zu Grund lege, lange nicht alle Schwierigkeiten beseitigt hat. Wenn also dort in philologischer Hinsicht mehr zu lernen ist und die ausgebildete, kunstreiche, oft schwierige Sprache den freieren Organismus, gleichsam das zarte Geäder der Grammatik zeigt, so überragt doch unser Gedicht jene durch seinen inneren Werth und durch die Bedeutung, die es für die Geschichte der Poesie hat. Jenes

sind Werke künstlerischer Besonnenheit, immer abhängig von dem Geiste des Einzelnen, der sie hervorbrachte, und nur denen zugänglich, die für die höfische Dichtung das Verständnis ausgebildet und Sinn und Gefühl dafür erlangt hatten: das Gedicht von Gudrun ist unmittelbar aus dem Wesen eines ganzen deutschen Volkes hervorgegangen, dessen lebensvolles Bild es uns in reinem Spiegel zeigt. Den längst in den Strom der Zeit versenkten Geist eines Volkes wieder zu erkennen und anschaulich zu machen ist die Aufgabe der Alterthumswissenschaft, und dazu ist die Philologie nur ein Mittel, wenn auch ein ausgezeichnetes und an sich edeles, ja, sie ist für uns der einzige Weg, der uns zum Ziel leiten kann.

Gedichte wie die Gudrun und das Nibelungelied erscheinen nur selten, aber bei allen Völkern, die eine Heldenzeit gehabt haben: sie entstehen nur unter den Einwirkungen glücklicher Verhältnisse; sie entwickeln sich Jahrhunderte hindurch und scheinen einen unvergänglichen Bestand zu haben. So wachsen edle Bäume langsam und bedürfen langer Zeit, ehe sie in Blüthe ausbrechen, während geringe Pflanzen ganze Felder bedecken und ihre gemeinen Blumen jeden Sommer neu hervortreiben. Ich weiss nicht, welches von beiden Gedichten den Vorzug verdient; ich ordne sie nicht unter einander, ich stelle sie neben einander. Jedes hat seine eigenen Vorzüge. Wenn jenes den Heldengeist der früheren Jahrhunderte, der bei einem Volke erwacht, das sich als ein Ganzes fühlt und in die Geschichte eingreift, das den Kriegerstand über den erhebt, der den Acker bebaut und die Herde bewacht, wenn das Nibelungelied den Heldengeist in einem höheren Glanze zeigt und einen tragischen Eindruck hinterlässt, so sucht das Lied von Gudrun als Schluss ein geordnetes, beruhigtes, der Gegenwart sich erfreuendes Dasein. Es eröffnet uns in warmer Nähe das häusliche Leben; es offenbart uns das Gemüth edler Frauen. Nicht der Held, wie tüchtig und herrlich er auch geschildert wird, ist der Mittelpunkt, sondern eine Frau; aber ich weiss nicht, wo die Hoheit der Seele, die sie mitten in der Erniedrigung offenbart, mit solcher Schönheit, Tiefe und Wahrheit sonst geschildert wäre.

Hierzu kommt, was ich vielleicht zuerst hätte hervorheben sollen, es ist seinem Ursprung wie seiner Fortbildung nach ein vaterländisches Gedicht. Uns muss alles, was vaterländisch ist, näher zu Herzen gehen. Wer die Geschichte der deutschen Litteratur kennt, weiss, wie oft durch die Nachahmung des Fremden, die nur das Äusserliche zu erfassen versteht, edle Triebe niedergehalten worden oder verkümmerten. Nur wer sicher auf eigenen Füssen steht, kann Vortheil aus der Betrachtung des Fremden ziehen. Welch eine verrenkte Sprache hatte die äussere Nachahmung der griechischen und römischen hervorgebracht, die so vortheilhaft wirken kann, wenn wir im Stande sind den freien Geist der alten Sprachen zu erkennen! Aber diese gefesselte Nachahmung konnte auf den gesunden Sinn keinen Einfluss gewinnen. Es ist erfreulich zu sehen, wie die deutsche Sprache den fremden Putz, den man ihr von Zeit zu Zeit hat aufdrängen wollen, immer wieder abgeworfen hat. Nicht die Puristen haben mit pedantischen Gesetzen die Sprache gereinigt, sondern das erstarkte Gefühl für das Vaterländische, nicht das Abwenden von anderen, sondern das Festhalten an uns selbst. Um den Werth des Fremden zu fühlen, müssen wir uns erst in die Gesinnung und die geistige Richtung eines anderen Volks versetzen lernen. Das wird nicht ohne Arbeit und Mühe erreicht. In unserem Gedicht, wie manches auch von dem Leben, das es darstellt, verschwunden ist, spricht doch noch vieles unmittelbar zu uns; die zarten Farben, der feine Duft, der über ihm schwebt, das kann nur unter uns empfunden werden. Mit tausend Fäden, oft leicht nur erkennbar, oft nur dem schärfer blickenden Auge sichtbar, verwebt es sich noch in unsere Gegenwart. Das ist der Grund, weshalb jedes Volk, das ein tieferes Gemüth empfangen hat (und dieses Gemüth ist einer der schönsten Züge in der Natur unseres Volkes), das Alterthum als einen Bestandtheil seiner selbst, als einen Bestandtheil der frischesten Gegenwart erkannt und geehrt hat. Wer jene Fäden zerschneidet, wer die Gegenwart, deren volles Recht ich anerkenne, bloss mit dem heutigen Tag beginnt, mit jedem Abend sie endigt, der gleicht in seiner athemlosen Hast dem Unglücklichen, der ohne Heimath herumirrt, keine Stätte

findet, wo er niedersitzen kann, und an dem Leben in Wahrheit und Liebe nicht theilnimmt. Um ein anderes Bild zu gebrauchen, die Vergangenheit setzt sich wie eine harte und feste, oft rauh gewordene Rinde um den Stamm, aber unter diesem Schutz steigt der Saft aufwärts und treibt neue Äste, und wenn die Sonne günstig scheint, Blüthe und Frucht. Wer die Rinde unverständig abschälen wollte, würde den Baum zum Absterben bringen.

Noch etwas erquickt uns in diesen Dichtungen, zumal in einer gerne sich zurückziehenden, verbergenden oder einhüllenden Zeit, die offene Stirne, die hier die Menschen zeigen, die Aufrichtigkeit des Herzens, die Wahrheit der Rede. Das Gute und Böse, edler Muth und rohe Tapferkeit, zarte, reine Gesinnung und wilde Triebe erscheinen hier in jenen vielfachen Mischungen, die der menschlichen Natur eigen sind, aber in voller Freiheit. Und über allem, als das höhere Ziel des Daseins, schwebt eine schöne Sittlichkeit und ein tief gegründetes Gefühl für die Tugenden, deren der Mensch fähig ist.

Ich setze voraus, dass unter Ihnen auch manche sind, die sich dem eigentlichen Studium des deutschen Alterthums nicht widmen können: diesen wünsche ich dieses Bild der Vorzeit so frisch und lebendig, als es meine Kräfte erlauben, vor die Augen zu stellen. Ich wünsche, dass es Ihnen, in welche Verhältnisse Sie auch eintreten, welche Richtung auch Ihre Laufbahn nimmt, einen Eindruck hinterlasse, der ihnen förderlich, aufklärend, belehrend und belebend sei. Von diesem Gesichtspunkt bitte ich Sie meine Vorlesungen zu betrachten; dieses Ziel schwebt mir vor, indem ich mich bemühe, es auf dem Weg genauer Auslegung und Erklärung zu erlangen.

In der Einleitung werde ich zuerst das deutsche Volksepos bis zu der Zeit unseres Gedichts in seinen einzelnen Denkmälern betrachten und die Hauptpunkte angeben, von welchen es zu beurtheilen ist. Damit behandle ich zugleich einen bedeutenden Abschnitt von der Geschichte unserer Poesie. Indem ich zu unserem Gedicht übergehe, werde ich von dem Inhalt, der Zeit der Abfassung, dem Alter der Sage, Verhältnis zur

Geschichte und dem inneren Werth reden und die nöthigen literarischen Nachweisungen geben.

Die Poesie ist die Schatzkammer des menschlichen Geistes, in welche er niederlegt, was er im Leben gewonnen hat. Sie gleicht dem reinen Gold, das nicht verwittert; denn sie hat das Auffällige, Unwahre und Vergängliche ausgeschieden. Sie erhebt die Ereignisse aus der Wirklichkeit in das reinere Licht der Idee und gewährt ihnen damit ein höheres Dasein. Indem sie beides, Gedachtes und Erlebtes, vereinigt, trennt sie sich von der äusseren Erscheinung, von dem, was wir Wirklichkeit nennen, dem immer etwas Beschränktes, man kann sagen Ängstliches anklebt. Sie unterscheidet sich von ihr wie der Abguss einer Form von dem reinen, frei gearbeiteten Marmorbild. Erst nach und nach trennt sich von ihr die geistige Betrachtung als Philosophie, die Erzählung des Geschehenen als Geschichte, die ihre gesonderte Richtung verfolgen, während die Poesie in lebendiger Vereinigung erhält, was von aussen auf sie eindringt und was innerlich aus der Seele strömt [1]).

Man hat bei der Sprache bemerkt, dass Verba die Grundlage aller Substantiva seien, und daraus den Schluss gemacht, dass die epische Dichtung die älteste und ursprünglichste ist. Ich glaube das nicht. Der Eindruck der menschlichen Gefühle und Leidenschaften, den der unmittelbare Anblick der Natur hinterlässt und der in den lyrischen Gedichten sich äussert, ist mindestens ebenso alt als der Eindruck der Ereignisse, der in der epischen Dichtung sich abspiegelt. Schon in dem ältesten Epos wird der lyrische Gesang erwähnt. Diese beiden Dichtungsarten sind im Grunde die einzigen: die dramati-

[1]) Lachmann über Otfried [bei Erach und Gruber III, 7] p. 279 B [= Kleinere Schriften I 453]: »Das Loblied auf König Ludwig III von Frankreich, die Hofpoesien unter den sächsischen und fränkischen Kaisern gehen überall gleich in die Erzählung über. Der Inhalt von Spottliedern wird uns immer so angegeben, dass etwas Schimpfliches darin sei erzählt worden. Selbst die älteren Liebeslieder des zwölften Jahrhunderts haben meistens die Form der Erzählung: Es stand eine Frau, ich sah, ich hörte, und die früheren ‚winlîod' sind gewiss sämmtlich in dieser Art gewesen.«

sehen Dichtungen entspringen aus dem Epos (Brocken von dem Gastmahl Homers nannten sie die Alten), wenn das Bewusstsein der dichterischen Kraft und ein ordnender Verstand hinzutritt, der die Ereignisse einer bestimmten Idee unterwirft und dieser gemäss umbildet. Das Epos trägt seine Idee unbewusst in sich, während sie in dem Drama absichtlich alle Glieder des Ganzen durchdringt, das eben deshalb in seiner Vollendung das Höchste erreicht, was menschliche Kunst vermag. Noch später erscheint die didaktische Poesie, der gehobene, gesteigerte und durch die Beschreibung ruhender Zustände belebte Ausdruck sittlicher Wahrheiten. Die didaktische Poesie belehrt unmittelbar. Da aber die wahre Poesie nie darauf ausgeht, unmittelbar Lehre zu ertheilen, sondern erwartet, dass aus der Darstellung des wahrhaften Lebens die Lehre von selbst in der Seele erwachse, so ist das didaktische Gedicht schon in der Wurzel von der Poesie geschieden. Die echte Poesie verwendet das gewonnene Gold zu kunstreichen Gebilden; die Lehre prägt es in Geld aus, dessen Werth angegeben wird, das in Umlauf kommen und unbedingt angenommen werden soll. Etwas Anderes ist Belehrung über äussere Dinge, die der Inhalt des Epos manchmal nöthig macht, wenn z. B. von der Mauer herab das Heer des Feindes betrachtet wird und die Namen der Helden und Völker, ihre Feldzeichen genannt werden, oder wenn Brunhild in der Edda den Sigurd über die Zeichen und Kraft der Runen unterrichtet.

Die lyrische Poesie hat in gewisser Art keine Geschichte, ich will sagen, keine fortschreitende Entwicklung. Der Ausdruck des rein menschlichen Gefühls zeigt Übereinstimmung, wo wir den Blick hinwenden. Man braucht nur die Stimmen der Völker in der Herderschen Sammlung anzuhören, um sich davon zu überzeugen. Die lyrischen Gedichte der Serben [1]) sind so einfach, wahr und natürlich, und zugleich so tief empfunden, dass Goethe sie könnte gedichtet haben. Dasselbe gilt, um in einen anderen Welttheil überzuspringen, von einem Theil der chinesischen Lieder, die Rückert (unter dem Titel Schiking)

[1]) Gesammelt von Wuk, übersetzt von Talvi [T. A. L. v. Jacob].

mit grossem Geschick zugänglich gemacht hat: auch hier naive, zutrauliche, aus der Tiefe der menschlichen Seele geschöpfte Gedanken. Es liegt etwas Schönes und Erquickliches in diesem Zusammenklang der lyrischen Poesie, die jedes Volk ausströmt, ein jedes versteht. Ich rede hier nur von der Volksdichtung; sobald eine einseitige, nur einer bestimmten Lebensrichtung oder einem abgesonderten Stand eigene Bildung sich der lyrischen Poesie bemächtigt, so verliert sich diese allgemeine Bedeutung. Wir haben ein glänzendes Beispiel an den Minneliedern des dreizehnten Jahrhunderts, die bei aller Tiefe des Gefühls und aller Zartheit des Ausdrucks doch nur aus einer besonderen Bildung in einem bestimmten Zeitraum hervorgiengen und keine allgemeine Geltung gewinnen konnten. So können sie auch nur von dem Gesichtspunkt jener Zeit verstanden und in ihrem Werth erkannt werden.

Wenn die lyrische Volksdichtung an keine Vergangenheit geknüpft ist und immer von neuem aus sich selbst beginnt, so weist die epische beständig auf ein Früheres, Vorangegangenes hin, und wir besitzen kein einziges Denkmal, das als das ursprüngliche oder als die erste Grundlage könnte betrachtet werden. Nach dem Zeugnis des Erhaltenen zu urtheilen, waren die ersten Gegenstände sinnbildliche Darstellung geheimnisvoller Gedanken über die Erschaffung, das Bestehen und den Untergang der Welt. Hier erscheinen die Naturkräfte als menschliche oder doch immer als lebende organische Wesen, die mit Wundergaben ausgerüstet sind und die man Götter nennt; abstracte Darstellung des Übersinnlichen kommt nicht vor. Aber diese Götter, unter sich in Kampf und Streit, sind thätig und handeln, und da hierdurch Gelegenheit gegeben ist, wirklich Geschehenes einzumischen, so tritt in diese mythischen Gedichte gleich ein geschichtliches Element ein. Solche mythische Gedichte hat Deutschland so gut gehabt als der Norden, wo bei längerer Fortdauer des Heidenthums sich eine zusammenhängende Darstellung in der Edda erhalten hat. Was diese Gedichte besingen (eins der ausgezeichnetsten ist die Völuspá, die Weissagung der Völva[1]), ist im Ganzen und Grossen auch

[1]) In der Kopenhagener Ausgabe der Edda.

einmal in Deutschland Glauben des Volkes gewesen. Uns ist nichts übrig geblieben, als zwei kleine, erst voriges Jahr in Merseburg entdeckte, von meinem Bruder bekannt gemachte[1]) Gedichte. Mythische Gestalten der Edda erscheinen darin und eine Sage, die in dichterischer Umwandlung noch lange im Norden fortgedauert hat. Zwei andere Gedichte aus dieser Periode[2]), das Wessobrunner Gebet, in dem von dem Zustand vor Erschaffung der Welt die Rede ist, und ein etwas grösseres Gedicht von dem Kampf bei dem Untergang der Welt, das Schmeller unter dem Namen Muspilli (1832) bekannt gemacht hat, sind christliche Gedichte, aber es schimmern noch heidnische Ideen durch. In den letzteren streiten gute und böse Geister um die Seele der Gestorbenen, und Elias kämpft mit dem Antichrist, dem Teufel, der in der Gestalt Christi erscheint, und das Blut, das aus seinen Wunden herabfällt, entzündet den Brand der Erde. Die Darstellung ist einfach und grossartig: auch im Wessobrunner Gebet hat die Sprache Schwung und poetische Farbe.

Das sind die einzigen Überreste von heidnischen Dichtungen.

Krieg und Fehden, auch mit Grausamkeit geführt, kommen zwar bei einem Ackerbau treibenden oder einem Hirten- und Jägervolk vor, aber vorübergehend und nur zwischen einzelnen Stämmen: erst wenn ein ganzes Volk zusammentritt und eine durchgreifende, die Stämme einigende Verfassung bildet, wenn, wie man sich ausdrücken kann, die Geschichte des Volks beginnt, dann erhebt sich in den Bewegungen, die erfolgen, die Heldenzeit. Der veredelte Stand des Kriegers mildert die Rohheit des Kampfes: Helden fallen sich nicht an wie wilde Thiere, der Kampf wird durch Sitte und Ehre geordnet. Ein anderes Blut strömt in den Adern derer, die die Poesie verkündigen: ihnen erscheint in der Tapferkeit und in dem kriegerischen Muth die Blüthe des Daseins: er wird als die höchste Tugend des Mannes betrachtet. Die Thaten der Götter verwandeln sich in die Thaten tapferer Männer, die dem Volk Glanz und Be-

[1]) In den Werken der Akademie (1842, S. 1—24 = Kl. Schr. II S. 1—29).
[2]) Wackernagels Lesebuch I.

deutung verliehen haben. Erlebtes, geschichtliche Ereignisse werden den Mythen zugelegt. Ich kann hier nur das Verhältnis im Allgemeinen angeben; die Mischungen im Einzelnen sind ohne Zweifel sehr verschieden gewesen. Das Mythische konnte ganz geschichtlichen Charakter annehmen und umgekehrt das Geschichtliche einen mythischen Schein. Daran ist festzuhalten, dass, je mehr das Heldenthum sich ausbreitet und die übrigen Verhältnisse beherrscht, auch in dem Epos sich der geschichtliche Charakter immer stätiger entwickelt. Die wirklichen Ereignisse sind in diesem Geiste der Dichtung schnell aufgegangen oder von ihm verzehrt worden. Man wird niemals äussere Geschichte, wirkliche Ereignisse aus dem Epos mit einiger Sicherheit herausziehen. Wir kennen z. B. die beglaubigte Geschichte Carls des Grossen hinlänglich, um uns zu überzeugen, dass die kerlingische Sage bei allem geschichtlichen Schein wenig, fast nichts davon aufgenommen hat und zwar die Verhältnisse seiner Zeit, nicht aber die Ereignisse derselben darstellt. Ich habe das bei der Sage, die dem Rolandslied zu Grunde liegt, ausführlich gezeigt (Göttingen 1838). Aus späteren Jahrhunderten will ich die Geschichte des Cid nennen, die in den Romanzen kaum eine Ähnlichkeit mit dem hat, was wir aus sicherer Quellen von ihm wissen. Hier eine Zwischenbemerkung.

Es hat Lieder gegeben, die ein geschichtliches Ereignis festzuhalten suchten, vielleicht haben das auch Volksdichter gethan, obgleich das uns erhaltene Ludwigslied (am besten in Wackernagels Lesebuch), das den Sieg Ludwigs III, Königs von Frankreich, eines Sohns Ludwigs des Stammlers, über die Normannen feiert, von einem Geistlichen herrührt, der aber mit der Art und Weise des Volksliedes bekannt war; es ist im Jahr 881 gedichtet. Andere rein historische Lieder sind verloren, aber Zeugnisse darüber vorhanden, die in unserer Sammlung Deutscher Sagen Band 2 S. XI. XII zusammengestellt sind. Solche Lieder, wie sie auch die nordischen Skalden dichteten, dauerten ihrer Natur nach nicht lange; sie sanken mit den Ereignissen selbst in Vergessenheit und sind eben deshalb nicht auf uns gekommen.

Abermals ein verschiedenes Verhältnis zeigt sich, wenn geschichtliche Begebenheiten in ein von einer bestimmten Idee geleitetes Gedicht zusammengefasst werden, das sich eben dadurch über eine bloss an einander gereihte Erzählung wirklicher Ereignisse erhebt. Hier keine eigentlich geschichtliche Wahrheit, sondern eine freie Auffassung für ein höheres Ziel. Ich weiss nur ein einziges Beispiel einer solchen Dichtung. Es ist das nicht vollständig, aber in grösseren zusammenhängenden Bruchstücken erhaltene Gedicht aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts vom Graten Rudolf. Es schildert in einer schönen, einfachen Erzählung den Zustand des Königreichs Jerusalem, wie es sich etwa in den ersten funfzig Jahren nach seiner Entstehung (es entstand am Ende des elften Jahrhunderts) gebildet hatte, mit seltener poetischer Kraft und Wahrheit und gehört zu den merkwürdigsten Denkmälern des Mittelalters. Man kann nicht behaupten, dass es wirkliche Ereignisse enthalte: es treten darin Personen auf, welche die Geschichte nicht kennt, aber was darin erzählt wird, trägt den Widerschein der Wirklichkeit und mag aus den durch mündliche Überlieferung umgebildeten Ereignissen hervorgegangen sein. Es fehlt ihm nichts zu dem Volksepos als der Zusammenhang mit einer mythischen Zeit. Doch ich kehre zu den früheren Jahrhunderten zurück.

Die geschichtliche Haltung, glaube ich, trat zu der Zeit der grösseren Völkerbewegungen, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, in die alten Mythen ein. Dies geschah, wie sich von selbst versteht, nicht plötzlich, sondern in allmählichem Übergang. Schon im sechsten Jahrhundert, zur Zeit des ostgothischen Geschichtschreibers Jornandes, war diese veränderte Haltung entschieden. Er gedenkt gothischer Lieder, aus welchen er schöpfte: aber die Sagen selbst, die er erzählt, tragen schon den Charakter des geschichtlichen Epos, unter diesen besonders die Sage von Ermanarich, die in den uns erhaltenen Darstellungen der Heldensage noch vorkommt, wie ich in meinem Buche[1]) ausgeführt habe und deren Alter und my-

[1]) Deutsche Heldensage. Gottingen 1829 [1867].

thische Züge eine Abhandlung von Jacob Grimm im dritten Bande von Haupts Zeitschrift noch besonders hervorhebt. Noch entschiedener erscheint diese Richtung in dem etwas späteren Paul Winfried (Paul Diaconus), einem Zeitgenossen Carls des Grossen, der die Sagen seines Volks, der Longobarden, in reicherer und anmuthigerer Ausschmückung erzählt. Ohne Zweifel hat er sie aus den Liedern des Volksepos genommen. Was Jornandes und Paul Winfried gewähren, ist in dem zweiten Bande der deutschen Sagen zusammengestellt. Carl der Grosse liess nach einer bekannten Stelle bei Einhard die alten Gedichte sammeln. Damals mag das Epos noch in reicher Blüthe gestanden haben, aber das Bedürfnis der Sammlung und Aufzeichnung verräth doch schon die Besorgniss des möglichen Untergangs und Verlustes. In der Zeit, wo man des Besitzes sicher ist, denkt niemand an eine Bewahrung durch Schrift, und eben deshalb ist uns kein Denkmal aus der Zeit des vollen und lebendigsten Glanzes erhalten worden. Nur zufällig niedergeschrieben ist ein Bruchstück auf uns gekommen, dass aus der Zeit der Karolingischen Auffassung rühren kann, und deshalb von unschätzbarem Werth ist. Ich meine das Hildebrandslied[1]), das auf die erste und letzte leer gebliebene Seite eines alten aus Fulda stammenden, jetzt in Cassel bewahrten Codex geschrieben ist. Ich habe ein Facsimile davon bekannt gemacht[2]), das von Lachmann in den Abhandlungen der Akademie*) trefflich ist erläutert worden. Eine Abtheilung in Strophen hat Wilhelm Müller in Haupts Zeitschrift 1843 Bd 3 versucht. Es erzählt ein einzelnes, für sich bestehendes Ereignis aus der Dieterichssage[3]), das auch noch in späteren Auffassungen und in Zusammenhang mit dem Ganzen erhalten ist.

[1]) Hildebrandslied mit Wessobrunner Gebet. Cassel 1812.

[2]) 1830 in Folio.

*) [Am 20. Juni 1833, S. 123—162 = Kleinere Schriften I. S. 407—448.]

[3]) Wilkinasaga, ed. Peringskiold. Stockholm 1715. Fol., der nordische Text mit lateinischer und schwedischer Übersetzung. Darnach: Wilkina- und Niflunga-Saga oder von Dieterich von Bern und den Nibelungen. Übersetzt durch Fr. Heinr. v. d. Hagen. Breslau 1814. 2 Bändchen 8. Zugleich unter dem Titel: Nordische Heldenromane. Eine dänische Übersetzung von Rafn in dem zweiten Bande der Nordiske Kæmpe historier. Kopenhagen 1823.

Hildebrand und Hadubrand begegnen sich und rüsten sich mit einander zu kämpfen. Da fragt der alte den jungen Helden nach seinem Geschlecht und erkennt, dass Hadubrand sein Sohn ist. Er will ihn vom Kampf zurückhalten, sagt ihm, dass er sein naher Verwandter sei, und will ihn durch das Geschenk eines goldenen Armringes begütigen. Aber Hadubrand hält den Alten für einen Betrüger und sagt, sein Vater Hildebrand sei schon lange todt. Der Kampf beginnt, aber hier endigt das Bruchstück. Wir erfahren den Ausgang durch spätere Darstellungen. Hildebrand besiegt den Sohn und zieht dann mit ihm heim zu der Frau Uote, seinem Weib, das er seit dreissig Jahren nicht gesehen hat und das ihn freudig empfängt. Das Gedicht ist, wie die altheidnischen, wie Muspilli und das Wessobrunner Gebet, in epischen Langzeilen mit Alliteration abgefasst, aber die Darstellung ist ausführlicher und milder als in den eddischen Liedern von gleicher Form.

Wir besitzen zwei poetische Bearbeitungen des Evangeliums aus dem neunten Jahrhundert, die an sich nicht in die Geschichte des deutschen Epos gehören, deren ich aber doch hier Erwähnung thun muss. Die eine hochdeutsche rührt von Otfried, einem Mönch zu Weissenburg, der von Geburt ein Franke war, und ist um das Jahr 867 beendigt. Das Gedicht ist mehrmals, zuletzt von Graff (Königsberg 1808 in 4), der ihm den Namen Krist beilegt, herausgegeben. Die andere ist in altsächsischer, d. h. niederdeutscher Sprache von einem unbekannten Dichter in dem Kirchsprengel von Münster verfasst und von Schmeller 1830 unter dem Titel Hêljand sorgfältiger als Otfried von Graff bekannt gemacht. In diesem Denkmal herrscht noch die Alliteration: bei Otfried ist sie, wie in anderen Überresten aus dieser Zeit, in dem Lied von der Samariterin, in einem kurzen Gebet, in dem schon genannten Ludwigslied, aufgegeben und der Reim eingetreten, der die nach bestimmten Gesetzen der Hebung und Senkung gegliederten Zeilen schliesst (alle diese Stücke am besten in Wackernagels Lesebuch I), wie in dem Lied

2 Vol. S., mit Zusätzen und Verbesserungen aus Handschriften. Vollständige Edda. Nachweisungen s. Heldensage S. 175.

auf den heiligen Georg (Fundgruben I). Otfrieds Darstellung ist bei aller Redseligkeit doch trocken und unbelebt und mit Betrachtungen im Predigerton, die dem Volksepos immer fremd bleiben mussten, noch langweiliger gemacht: nur im Einzelnen erhebt er sich manchmal zu einer gewissen unschuldigen Naivität, die auch wohl etwas Anmuthiges hat. Insoweit, d. h. da, wo er besser ist, dürfen wir eine Nachahmung oder, wenn man will, Beibehaltung der Volksdichtung seiner Zeit und Gegend erkennen, wie sie sich auch in den anderen genannten Denkmälern zeigt, nur dass diese etwas gedrungener und gehaltvoller sind. Im Hêljand fordert schon die Alliteration ihrem Wesen nach einen gehobeneren, kräftigeren Ausdruck und eine höhere Richtung des Geistes, wozu noch die begabtere Natur des Dichters kommt. Darum steht an innerem Werth Hêljand über Otfried, nähert sich auch wohl mehr dem Geist des Epos. Eine empfehlenswerthe Schrift hat eben Vilmar geliefert, die die Vorzüge des Werks hervorhebt, Deutsche Alterthümer in Hêljand, Marburg 1845, 4.

Ich wende mich wieder zu der Betrachtung des Epos.

Von der Nibelungesage rede ich zuerst[1]). Sie war wohl, allem Anschein nach, die bedeutendste, die am meisten verbreitete, meinte doch die Edda, sie werde dauern, so lange die Welt bestehe. Wäre die deutsche Auffassung des achten und neunten Jahrhunderts noch vorhanden, wir würden Blicke in das Leben der Heldenzeit thun, wie sie keine andere Quelle gestattet. Unmittelbar spricht der Geist eines Volkes in dem Epos zu uns; nicht brauchen wir aus den trockenen Berichten der Annalisten uns ein Bild davon mühsam zusammensetzen, wie hoch ich für die Forschung ihren Werth anschlage. Was würden wir aus der griechischen Vorzeit wissen, wenn uns Homer verborgen geblieben wäre, der so wenig Geschichte enthält als das Nibelungelied. Wie sehr wir auch den Verlust der einheimischen alten Darstellung beklagen müssen, ein Ersatz ist uns glücklicher Weise gegeben. Ich meine die Lieder der alten Edda, die sich auf diesen Fabelkreis beziehen. Dass sie aus Deutsch-

[1]) Lachmanns Ausgabe 1841.

land nach dem Norden gekommen, nicht dort ursprünglich entstanden sind, habe ich in dem Buche über die Heldensage schon lange behauptet und bloss aus den geographischen Angaben den Beweis geführt. Auch aus den Eigennamen, die zum Theil dem Norden fremd sind, lässt es sich darthun. Eine Übersetzung, wie wir sie uns zu denken gewohnt sind, ein wörtliches Übertragen in eine andere Sprache, würde in einer Zeit, wo man den ungehemmten, frischen Eindruck der Dichtung fordert, unnatürlich gewesen sein. Aber eine wesentliche Änderung des Inhalts darf man auch nicht voraussetzen. Nach den Untersuchungen von Peter Erasmus Müller in der Sagenbibliothek [1]) darf man mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen, dass jene eddischen Lieder schon im sechsten Jahrhundert im Norden vorhanden waren. Sie sind also vor der Zeit Carls des Grossen hinübergekommen und zeigen uns den Inhalt, den sie damals hatten. Ein merkwürdiger Umstand bestätigt diese Ansicht. Das Hildebrandslied nämlich, das in die Zeit Carls des Grossen gehört, verbindet allem Anschein nach schon die Dietrichssage mit der Nibelungesage: die Edda aber ist noch frei davon.

Ich kann hier nicht auf eine ausführliche Vergleichung der eddischen Lieder mit dem Nibelungelied eingehen, sie gehört in die Vorlesungen über dieses Gedicht, aber so viel will ich im Allgemeinen bemerken, dass in der Edda die Sage einfacher, reiner, in sich zusammenhängender sich zeigt. Der Hauptunterschied besteht darin, dass Sigurds Frau, die Gudrun heisst, nicht, wie im deutschen Gedicht, Siegfrieds Mord an ihren Brüdern rächt, sondern gerade für diese Brüder an Atli oder Etzel, ihrem zweiten Gemahl, Rache nimmt, der ihre Brüder herbeigelockt und getödtet hatte. Aber auch Atli hatte dies nur gethan, weil er glaubte, ihnen den Tod seiner Schwester zur Last legen zu müssen. Gudrun nämlich hat nicht, wie im Nibelungeliede Kriemhild, den Plan, sich an ihren Brüdern wegen Sigurds Mord zu rächen, weil sie sich mit ihnen versöhnt und den Becher der Vergessenheit getrunken hatte, aber sie muss an Atli Rache nehmen, weil er ihr Geschlecht vernichtet hat.

[1]) Kopenhagen 1817—20. 3 Voll.

Dieser Beweggrund wird so sehr hervorgehoben, dass der Tod ihres Bruders Gunnar in der Schlangenhöhle der bitterste Schmerz genannt wird, den sie je empfunden hat. Angetrieben davon tödtet sie die eigenen Kinder, weil es auch Atlis Kinder sind, und die Grausamkeit, die sie zeigt, wird durch Pflicht, die ihr aufliegt, entschuldigt. Diese Ansicht ist dem Alterthum angemessener als die Darstellung der Nibelunge Noth, wo die Schwester, wenngleich mit ihren Brüdern versöhnt, ihr ganzes Leben auf Rache für Siegfrieds Mord sinnt, und diese Rache ist um so entsetzlicher, als sie durch keine Sitte geboten, im Gegentheil nach der Versöhnung unrechtlich war.

Wie die Darstellung in den verlorenen deutschen Liedern war, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. Das Hildebrandslied zeigt eine breite, ruhige Erzählung, die den Inhalt der Sage deutlich und umständlich den Zuhörern vorzuführen strebt. Ich bin der Meinung, dass dieses Streben schon ein Gefühl voraussetzt von der eingetretenen Nothwendigkeit, mit dem Inhalt bekannt zu machen. In der früheren Zeit, wo dieser Inhalt einem Jeden bekannt war, brauchte nur Einzelnes hervorgehoben, das Andere vorausgesetzt werden; das geschieht wirklich in den eddischen Liedern. Die Erzählung darin ist abgebrochen, deutet manchmal selbst das Wichtige nur an: sie berührt gleichsam wie ein einzelner Sonnenstrahl nur die vorragenden Spitzen eines Gebirges und lässt das Andere in Dunkelheit liegen. Sie steht der Ausführlichkeit des dreizehnten Jahrhunderts gerade entgegen. Diese bedarf einer ruhigen Gemüthsstimmung, während die eddischen Lieder eine heftige Aufregung zeigen. Es mag sein, dass hier die von der starren Umgebung zu grosser Energie gedrängte nordische Natur einwirkte, aber es ist doch wahrscheinlich, dass wir auch hier im Ganzen ein Abbild von der früheren deutschen Darstellungsweise besitzen.

Waren in dieser vorkarolingischen Zeit nur solche kurze Lieder vorhanden, in welchen einzelne Ereignisse und Zustände hervorgehoben werden? Gab es kein grösseres Gedicht, das die ganze Sage umfasste? Die Frage lässt sich nicht mit einer Vermuthung beantworten. Lebte die ganze Sage in dem Be-

wusstsein des Volkes, wie die Sprache, das Recht, der religiöse Glaube, so lässt sich denken, dass kürzere, für sich bestehende Lieder das Einfachste und Natürlichste waren, wie sie die Edda zeigt, ja, wie sie in späterer Zeit in den einsamen färöischen Liedern aus dem Sagenkreis vorkommen (herausgegeben von Lyngbye 1822). Sie änderten sich je nach der Verschiedenheit des Standpunkts, den man nahm, und der von eigenthümlichen Stimmungen und Zuständen abhängig war. War auch eine grosse Anzahl solcher Lieder vorhanden, so erschöpften sie doch nicht zu jeder Zeit die Sage vollständig. In den grönländischen Liedern von Atli, die auch in der Edda aufbewahrt sind und die ich für etwas jünger als die übrigen halte, wird aber schon ein grösseres Stück der Sage umfasst, etwa was bei uns den zweiten Theil des Nibelungeliedes ausmacht, aber die Darstellung ist hier auch schon mehr erzählend, gleichmässiger, künstlicher, schwieriger im Ausdruck, zugleich weniger grossartig und innerlich weniger belebt.

Von entschiedener Einwirkung auf die Gestaltung der Sage wie auf ihre Darstellungsweise muss die Zeit gewesen sein, wo die Volksdichtung nicht mehr bloss aus dem Gedächtnis vorgetragen, sondern wo die Schrift zu Hülfe genommen wurde. Die Zeugnisse, die von schriftlicher Auffassung reden, weisen bis auf das neunte Jahrhundert zurück; dass daneben der Vortrag aus dem Gedächtnis fortdauerte, versteht sich von selbst. Nicht bloss konnte sich jetzt die Richtung auf ausführliche und vollständige Erzählung entfalten, sondern es entwickelte sich auch die Neigung zur Verknüpfung verschiedener Sagen, wovon die bedeutendste und älteste die Verbindung der Dietrichs- und Nibelungesage, die in unserem Nibelungeliede vollendet sich zeigt und der Edda noch fremd war, scheint gewesen zu sein. Solche Verknüpfungen konnten die Dichtung bereichern und manche glückliche Gegensätze bewirken, sie mussten aber auch Widersprüche herbeiführen, die dem reinen und natürlichen Zusammenhang der ganzen Sage nachtheilig waren. Der Kampf der Burgunden mit den Amelungen ist erst aus der Verknüpfung beider Sagen entstanden, und wie schön und ergreifend er im Einzelnen dargestellt ist, er hebt doch das ursprüngliche Gleich-

gewicht der Sage auf. Die Edda springt wie ein Waldstrom über gezackte Felsen heftig herab; das Nibelungelied ist ein breiter, mächtiger Fluss, der langsam durch das offene Land hinzieht. Der Rosengarten ist bloss aus der Idee hervorgegangen, dass die beiden Helden der Sage einmal im Kampfe einander gegenüberstehen müssten, die sie ursprünglich einander immer fremd bleiben sollten. So veranlasste die Verknüpfung neue Auswüchse, wie Dietleib, Biterolf und die Klage, die in der echten Sage keinen Grund haben.

Wer pflanzte das Volksepos fort? Wessen Mund verkündete es? Wir finden schon frühe Sänger. Einen abgeschlossenen Stand bildeten sie nicht, wie die Skalden im Norden, noch mehr die Barden der Gallier; im Gegentheil, sie scheinen in allen Ständen vorgekommen zu sein: selbst Könige sangen. Doch gab es auch Sänger, die aus dem Vortrag der epischen Lieder ein Gewerbe machten. Sie erfreuten sich besonderer Ehren und Vorzüge; allein sie wurden, zumal in späterer Zeit, auch wieder geringschätzig behandelt. Sie hatten überall freien Zutritt, zogen umher: sie dienten als Boten und erhielten reiche Gaben; so erblicken wir sie im Nibelungeliede. Die, welche geringer Herkunft waren, nähern sich den Bänkelsängern. Es haben sich noch einige in roher Form abgefasste bänkelsängerische Gedichte erhalten, die man doch nicht schlecht nennen kann und die poetischen Sinn zeigen, wie z. B. das Lied von Oswald, das Ettmüller herausgegeben hat. Blinde besonders haben das Gewerbe der Sänger ergriffen. Der technische Ausdruck von ihrem Vortrag war singen und sagen, s. Lachmanns Abhandlung, [= Kl. Schr. I S. 461—479] Heldensage S. 373—379. Dieser Ausdruck bezeichnet recht gut die Weise des Vortrags, der ein Mittel zwischen Rede und Gesang muss gewesen sein. Ein musikalisches Instrument mag den Rhythmus angegeben oder begleitet haben. Die alte Sprache war reich an Vocalen, hatte volle Endigungen und Flexionen und liess ihrer Natur nach nicht die Schnelligkeit zu, mit der unsere verkürzte und abgeschliffene Sprache gesprochen wird. Sie war an sich schon, was man singend nennt.

Das Nibelungelied, wie es auf uns gekommen ist, ist vor-

züglich geeignet, die bisher im Allgemeinen dargelegten Grundsätze näher zu entwickeln. Es ist im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in der Gestalt, in der wir es besitzen, entstanden und bildet einen sichtbaren Gegensatz zu den erzählenden Werken der höfischen Dichter, durch Inhalt sowohl als durch Darstellung. Jene sind aus fremden Quellen, zumal aus romanischen geschöpft: diese Dichter lebten an den Höfen der Fürsten oder des mächtigen Adels. Die Weise, mit welcher die staufischen Kaiser das Geschick von Deutschland und Italien lenkten, ihre Kraft, ihr grossartiger Geist warf auf die Poesie einen Widerschein. Die Bildung ihrer Zeit offenbarte sich immer in den Dichtern am deutlichsten, die zugleich damit die Eigenthümlichkeit ihrer besonderen Natur zu verknüpfen wussten. Die Persönlichkeit der Dichter, die bei dem Volkspos gar nicht zur Sprache kommt, machte sich bei ihnen geltend. Wir kennen daher ihre Namen und empfinden das Individuelle in ihren Werken: bei dem Nibelungelied wird so wenig wie bei den anderen Volksdichtungen ein Dichter genannt. Die Vermuthungen, die man darüber geäussert hat und die dabei stehen geblieben sind, einen Heinrich von Ofterdingen als den verborgenen Urheber des Nibelungeliedes anzusehen, von dem wir gar nichts Echtes besitzen, der aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht gelebt hat, sondern bloss eine für den Wartburger Krieg erdichtete Person ist, und dem man das Gedicht von Laurin ebenso fälschlich beigelegt hat, als das Gedicht von Wolfdieterich dem wohlbekannten Wolfram von Eschenbach, diese Vermuthungen bedürfen keiner ernstlichen Widerlegung und verdienen kaum die Ehre, angeführt zu werden. So wenig der, welcher das Volkspos vortrug, Ursache hatte, sich zu verbergen, ebenso wenig konnte ihm einfallen, das, was dem ganzen Volke zugehörte, was nicht einer allein, sondern viele Volkssänger zugleich vortrugen, für sein eigenes Werk auszugeben. Sie hatten auch andere Zuhörer: die höfischen Dichter scheiden sich als Vornehmere, höher Gebildete aus. Ihnen waren die Volksgedichte nicht unbekannt geblieben; wir wissen das aus Anspielungen darauf, aber keiner hat aus ihnen den Stoff zu einer Dichtung genommen. Sie mögen, wenn auch nicht

mit Verachtung, doch mit einer gewissen Geringschätzung darauf herabgesehen haben. Die höfischen Dichter waren in gewissem Sinne ihres Stoffes nicht mächtig und wollten ihn doch beherrschen. Sie legten in die fremde Sage ihre eigene Ansicht und bildeten sie dieser gemäss aus. Sie heben hervor, was ihnen zusagt, und schieben das Andere zurück oder vernachlässigen es. In dem berühmtesten Werk der höfischen Dichter, in Wolframs Parzival, sind die Ereignisse so angehäuft und in einander verflochten, dass es schwer hält, sich des Inhalts zu bemeistern, und doch hat er aus seiner französischen Quelle nur das ausgewählt, was ihm zu seinem Zweck diente. Zwar bewundern wir die tiefe, sinnvolle, glänzende Darstellung; wiederum aber ist der Ausdruck oft schwierig, manchmal gesucht, und das Verständnis eröffnet sich nicht gleich. Wie steht die Einfachheit des Nibelungeliedes im Inhalt wie im Ausdruck entgegen! Durch die Überlieferung ist der Stoff so, wie ihn der Geist des Volkes jedes Mal auffasst, gebildet, der keine Überfüllung der Ereignisse duldet, kein unverhältnismässiges Verweilen und Ausmalen des Einzelnen. Die überlieferte epische Ausdrucksweise, die die höfischen Dichter aufgegeben haben, das ruhige, langathmige Silbenmass, überhaupt jenes Einfache, Natürliche, Mühelose, das uns bei Homer wie bei allen Volksdichtungen erfreut, wo die Worte wie von selbst sich einzufinden scheinen, dringt näher zur Seele als die bewusste Erzählung der höfischen Dichter, wenn man auch zugeben kann, dass sie feiner, geistiger und kunstreicher ist.

Ich habe vorhin bemerkt, dass die ursprüngliche Form des Volksepos, allem Anschein nach, einzelne Lieder waren, die für sich bestanden und ihren eigenen, für sich verständlichen Zusammenhang hatten, wiewohl sie zugleich Theile eines grossen Ganzen waren, dass aber auch bald Gedichte von weiterem Umfang entstanden, welche eine Sage in grösseren Theilen oder als Ganzes umfassten. Liegen unserem Nibelungelied solche einzelne, nur zusammengefügte Lieder zu Grund? Man könnte dagegen sagen, dass zu viel Übereinstimmung in dem Ton und in der Auffassungsweise des Gedichts herrsche und es deshalb ein einziges Werk sein müsse. Allein jene Lieder hatten als ein

Gemeingut des Volkes nicht weniger einen gemeinsamen Geist als die Sprache, und ihre Form war die, welche sich damals unter dem Volk ausgebildet hatte. Lachmann hat die Ansicht von der Entstehung unseres Gedichts aus lauter einzelnen Liedern mit nicht gewöhnlichem Scharfsinn durchgeführt und in seiner letzten Ausgabe die früheren und späteren Lieder äusserlich unterschieden. Man muss nicht vergessen, dass damit das gleichzeitige Vorhandensein grösserer, die ganze Sage oder einen grösseren Theil derselben umfassender Gedichte noch nicht abgeleugnet wird: er behauptet zunächst bloss eine solche Entstehung unseres Gedichtes. Ich glaube, dass Lachmann die Einfügung einzelner Lieder hinlänglich dargethan hat, und das ist ein bedeutendes Ergebnis seiner Forschungen: aber wenn mir wahrscheinlich ist, dass schon vorher, im zwölften Jahrhundert, denn das erhaltene Gedicht ist im ersten Jahrzehnt des dreizehnten entstanden, ein ganzes zusammenhängendes Werk vorhanden war, so könnte ein solches zu Grund gelegt und durch einzelne Lieder erweitert sein, oder es könnten grössere Theile, etwa der zweite Theil, der die Rache der Kriemhild besingt und ohnehin mehr gleichmässige Ausbildung zeigt, aufgenommen sein. Ich muss gestehen, so überzeugend mir Lachmanns Ansicht im Einzelnen erscheint, und obgleich ich die Verschiedenheit in manchen Theilen anerkenne, bald Trockenheit und einige Rohheit der Sprache, bald reiche und warme Ausführlichkeit, so regt sich doch, wenn ich das Ganze betrachte, ein Gefühl dagegen: es erscheint immer noch zu sehr aus einem Guss, und ich meine, es müsste sich eine noch bedeutendere Verschiedenheit bemerkbar machen, wenn lauter einzelne Lieder an einander gerückt wären. Dazu kommt, dass ich genöthigt bin, einen nicht ganz geringen Einfluss des Umarbeiters anzunehmen, nicht auf den Inhalt (ich glaube nicht, dass er ihn anrührte oder das Geringste aus eigenen Mitteln zusetzte), doch auf den Ausdruck. In dem zwölften Jahrhundert nämlich war der völlig reine Reim noch unbekannt; nur Annäherungen in verschiedenen Abstufungen fanden statt. In dem Nibelungeliede dagegen ist der reine Reim entschieden eingeführt, und er konnte schwerlich ohne manchmal bedeutende Änderungen

durchgesetzt werden. Und das ist das Werk des Ordners, oder wie man ihn nennen will, denn es ist schwer, für das Verhältnis den richtigen Ausdruck zu finden; ihn aber meine ich, wenn ich von einem Dichter, Verfasser, Bearbeiter des Nibelungeliedes rede [1]).

Dass er den Inhalt des Gedichtes nicht berührte, muss ich nochmals hervorheben, um jedes Missverständnis zu verhüten. Hat er doch beibehalten, was die leiseste Regung eines kritischen Gefühles würde entfernt haben: unnöthige Wiederholungen, eingeschobene Personen, baare durch keine Erklärung zu beseitigende Widersprüche. Wozu, um ein Beispiel anzuführen, die hier und da zerstreute Angaben über das jedesmalige Alter der Kriemhild, die, wenn man sie zusammenrechnet, beweisen, dass sie mindestens fünfzig Jahre alt war, als sie dem zweiten Gemahl einen Sohn gebar, und erst noch sechs Jahre später die furchtbare Rache vollbrachte? Dies alles beweist unwidersprechlich, dass von einem einzigen Dichter, der frei das Nibelungelied geschaffen habe, nicht die Rede sein kann.

Ich habe den Inhalt des Nibelungelieds bisher epische Volkssage genannt.

Das Nibelungelied enthält epische Volkssage. Die Volkssage kann so wenig erfunden werden, als sich eine Sprache erfinden lässt: im Ernste wird auch jetzt, nachdem man die Natur der Volksdichtung kennen gelernt hat, niemand mehr auf diesen Gedanken verfallen. Ich habe oben gezeigt, dass sie aus der Vereinigung mythischer und geschichtlicher Wurzeln erwächst, aber die bisherigen Meinungen trennen beides und lassen nur einen Ursprung gelten, einen mythischen oder einen geschichtlichen; sie stellen sich damit einander gegenüber. Bei dem mythischen Ursprung nimmt man an, dass die Personen und Ereignisse des Gedichts eigentlich nur sinnlich ausgedrückte Gedanken über die Erschaffung, Anordnung und den Untergang der Welt enthielten. Da sich aber solche allgemein ausgedrückte Sätze in der Mythologie aller Völker vorfinden, so

[1]) Über die Lieder von den Nibelungen von Wilhelm Müller. Göttingen 1846. Rec. von Müllenhoff in den Berliner Jahrbüchern 1846 No. 75—79.

wird man genöthigt sich immer allgemeiner zu fassen und immer weiter zurückzugehen, bis sich das ganze Gedicht verflüchtigt und an dem fernen Horizont nur als ein blauer Dunst übrig bleibt (ich wähle das Wort, weil wir damit ein unergreifbares Luftbild bezeichnen). Diese Richtung haben besonders Mone und von der Hagen verfolgt. Wer die Schrift des letzteren »Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer (Breslau 1819)« in die Hand nimmt, der wird bald bemerken, wie alles darin in Wolken und Nebel sich auflöst und, was man greifen und festhalten will, wie Wasser zwischen den Fingern durchläuft. Siegfried ist darnach zugleich auch Dieterich, erscheint als Baldur in der nordischen, als Sonnengott in der griechischen Mythologie; und was wird sonst nicht alles durchwühlt, um ihn dahinter zu finden! Will man, was hier zusammengehäuft ist (ein Haufe zusammengelegter, überall ausgerupfter Federn), näher betrachten, so muss man den Athem einhalten, weil bei dem leisesten Luftzug alles aus einander fliegt. Ich bin an sich nicht der Idee abgeneigt, dass in Siegfrieds Adern, wenn ich so sagen darf, noch das Blut eines deutschen heidnischen Gottes rinne, aber ich kann diese Umwandlung nur soweit gelten lassen, als sie sich mit einiger Sicherheit nachweisen lässt und mehr als ein blosses Spiel der Phantasie ist. Und wie schwer ist es, dem ganzen Inhalt der Nibelungesage, der schon vielfachen Umgestaltungen unterworfen war, in seinem jetzigen Zusammenhange eine begründete mythische Deutung zu geben. Ich will drei Versuche anführen, einen von P. E. Müller in der Sagenbibliothek, den anderen von Lachmann, in der Kritik der Sage, die den Anmerkungen zu seiner Ausgabe angehängt ist, den dritten von Wilhelm Müller in einer besonderen Schrift (Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungesage, Berlin 1841), alle drei der Beachtung werth. P. E. Müller hält den Grundstoff für älter als die Einwanderung der Asen (Götter) in den Norden, und da er gerne die Einführung des Gedichts aus Deutschland abwenden möchte, so muss er sich nach Asien wenden und den Ursprung der Sage dort suchen, ein an sich schon bedenkliches Unternehmen. Er macht den Rhein, der in der Sage nicht fehlen kann, allgemein zu einem gold-

führenden Fluss, sodann zur Wolga. Die Personen erklärt er als Symbole nicht eigentlich mythologischer, sondern sittlicher Ideen. Es ist ganz sinnreich ausgeführt, aber gewiss falsch. Lachmanns Deutung hat strengen Zusammenhang, ist scharf und bestimmt gefasst. Den Weg, den er betritt, halte ich für den richtigen. Er mittelt zuvor das, was man echte Sage nennen kann, aus und zeigt dann eine Aehnlichkeit zwischen Siegfried und Baldur. Grundgedanke des Ganzen scheint ihm der Satz, dass das Gold, obgleich begehrungswürdig, doch in die Gewalt der dämonischen Mächte bringe, und zwar trifft das Unheil nicht bloss einen Helden, sondern auch einen herrlichen, leuchtenden Gott, wie Baldur war. Ich habe unabhängig von Lachmanns Ansicht eine ähnliche ausgeführt (Heldensage S. 384. 385) und den Mittelpunkt der Sagen in dem verderbnisvollen Ring gefunden, der das Gold erzeugte und über den ein Zwerg einen Fluch ausgesprochen hatte, der allen Besitzern den Tod brachte. Nur habe ich Siegfried nicht als Baldur bezeichnet, was auch immer nur eine Vermuthung bleibt, wenn auch eine ansprechende. Wilhelm Müller sieht in Siegfried einen wilden Naturgott, der durch die Erlegung des bösartigen, in Drachengestalt erscheinenden Fafnir die verderbliche Kraft des Winters bricht, und erblickt dann noch bestimmter den nordischen Gott Freyr in ihm. Mir ist der Standpunkt, von welchem aus die Sage betrachtet und erklärt wird, in zu weiter Ferne genommen, obgleich man ihn mit Unrecht dem unbegrenzten von Mone und Hagen zur Seite setzen würde; im Gegentheil, die Untersuchung ist verständig und gemessen geführt und behält Werth, wenn man auch den Ergebnissen nicht beizustimmen geneigt ist.

Ich will zu diesen Deutungen des mythischen Gehalts eine allgemeine Bemerkung machen, die mir wichtig scheint. Wir wissen, die geschichtliche Haltung des Epos war schon im sechsten Jahrhundert entschieden; in dieser Zeit waren die eddischen Lieder schon vorhanden. Der Uebergang aus dem Mythus kann nicht plötzlich erfolgt sein; vielleicht waren Jahrhunderte nöthig, um stufenweise die Umänderung zu vollbringen. Der Ursprung der Heldensage muss also noch über jene Zeit

hinter das sechste Jahrhundert zurückgeschoben werden. Der heidnische Glaube des deutschen Volkes stand in jener Zeit in voller Blüthe; selbst im achten Jahrhundert war er, wenn auch nicht aller Orten, noch vorhanden. Das beweisen die eben aufgefundenen heidnischen Gedichte; in dem Norden ward er erst im Jahre 1000 von dem Christenthum verdrängt. Die Heldensage mit ihren mythischen Anklängen müsste also lange Zeit hindurch neben den anderen, religiösen, ihren Inhalt klar aussprechenden Überlieferungen bestanden haben. Möglich ist das, doch nicht sehr wahrscheinlich. Allein die Mythologie selbst war in beständiger Umwandelung begriffen; denn niemals hat bei dem deutschen Volk der Geist stille gestanden. Ich zweifle nicht, der heidnische Glaube, aus dem das Epos seine ersten Keime empfangen hat, war ein anderer, als der, welcher uns in der Auffassung der Edden vielleicht ein Jahrtausend später erhalten ist. Die Grundanschauungen mochten fortdauern, aber die äusseren Gestaltungen derselben, zumal wenn sie in Handlungen der Götter bestanden, mussten grosse Änderungen erlitten haben. Einmal angenommen, dass Siegfried aus Baldur hervorgegangen ist, so war der Baldur jener ältesten Zeit gewiss ein anderer, als der, welchen wir in der Edda erblicken. Das alles muss uns vorsichtig machen, wenn wir mythische Bestandtheile der Heldensage nachzuweisen suchen.

Der mythischen Erklärung gegenüber stellt sich die geschichtliche. Sie nimmt an, dass wirkliche Ereignisse, urkundlich begründete Personen Anlass zu der Dichtung gegeben haben und diese durch dichterische Ausschmückung, d. h. absichtlich erfundene Begebenheiten, dann auch durch Einverleibung späterer geschichtlicher Ereignisse nach und nach ihre Gestalt gewonnen, aber eben auf diesem Weg die geschichtliche Wahrheit getrübt und entstellt, die verschiedenen Zeiten verwirrt habe. Eine mythische Grundlage wird dabei entschieden geleugnet. Diese Ansicht hat schon A. W. v. Schlegel im Jahre 1812 in dem Deutschen Museum von Friedrich Schlegel vorgetragen; sie ist hernach von Göttling, Giesebrecht, Rückert und Crüger (litterarische Nachweisungen in der Schrift von Wilh. Müller) noch aufgestellt worden; auch Gervinus scheint ihr geneigt. Ich

kann ihr durchaus nicht beitreten. Die Übereinstimmungen mit der Geschichte sind theils so gering, dass man fast bei allen Völkern und in allen Zeiten solche Ähnlichkeiten auffinden kann, theils stehen sie vereinzelt und im Zusammenhang mit ganz anderen Begebenheiten. Was dieser Ansicht, meine ich, schon das Urtheil spricht, ist der Umstand, dass fast jeder eine ganz andere historische Grundlage entdeckt hat und wahrscheinlich jeder weitere Anhänger dieser Ansicht wieder eine neue vorbringen wird. Allerdings gibt es einige historische Namen in dem Nibelungelied, vielleicht auch eine Beziehung auf ein geschichtliches Ereignis, nämlich auf die Vernichtung des burgundischen Volks in den katalaunischen Feldern durch Attila; allein diese geschichtliche Beziehung gehörte nach meiner Meinung nicht ursprünglich in die Sage, sondern ist erst später eingeführt worden. Auch erscheint das Meiste davon in den eddischen Liedern noch nicht. Was die beglaubigte Geschichte von dem ostgothischen Ermanrich, Attila und Theodorich dem Grossen berichtet, stimmt mit dem, was das Epos von Ermanrich, Etzel und Dieterich von Bern erzählt, durchaus nicht überein: es steht vielmehr entgegen.

Was bleibt in dieser Lage übrig? Ich glaube nichts Anderes, als die mythischen Bestandtheile des Epos, soweit sie erkennbar sind, ebenso die geschichtlichen herauszuheben und neben einander aufzustellen. Ich habe diesen Weg in meinem Buche über die Heldensage eingeschlagen. Man erkennt daraus, wie der Zustand der Dinge ist. Will man weiter gehende Vermuthungen anstellen, so ist dagegen nichts einzuwenden; nur darf man sie nicht für mehr ausgeben, als sie sind, und sie nicht mit dem vermischen, was als sicher kann betrachtet werden, um aus der Verbindung weitere Folgerungen zu ziehen. Ich mag nicht weiter schreiten und den Fuss nicht da aufsetzen, wo ich nicht sicheren Boden sehe. Mässigt man sich nicht, so versteigt man sich bald in das Unhaltbare und spinnt einen Zusammenhang aus, der dem unbefangenen Blick sogleich als ein blosses Phantasiebild erscheint. Das gilt von der mythischen wie von der geschichtlichen Ansicht.

Hier ist, um Missverständnissen vorzubeugen, eine Be-

trachtung anzustellen. Jedes wahrhafte Gedicht hat, weil es das Wirkliche in der Idee zu fassen und zu reinigen strebt, einen Mittelpunkt oder einen geistigen Grundgedanken. Bei dem Volksepos, das kein Einzelner gedichtet hat, ist er nicht absichtlich hineingelegt, wie ihn kunstreiche Dichter wie Gottfried und Wolfram in die Sage von Tristan und Parzifal mit Bewusstsein legten. Vielmehr drückte sich der ganze geistige und sittliche Zustand einer jeden Zeit von selbst in der Volksdichtung aus und gab ihm seinen höheren Mittelpunkt. Sie konnte nicht anders. Ich habe in den verschiedenen Gestaltungen des Hildebrandliedes, wie ich glaube, überzeugend nachgewiesen, wie die Umwandelung der Sitte immer die Charaktere und theilweise den Inhalt der Sage verändert hat. Ein anderes Beispiel aus der kerlingischen Sage habe ich bei dem Rolandsliede aufgestellt, wo sich neben dem äusserst geringen historischen Bestandtheil die allmähliche Umbildung der die Sage beherrschenden Grundansicht in verschiedenen Zeiten erkennen lässt. Ich habe vorhin bemerkt, dass nach den eddischen Liedern in der Nibelungesage der Besitz des Goldes oder vielmehr des dem Hort zugehörigen, mit einem Fluch beladenen Ringes der Mittelpunkt der Sage war. Dieser Gedanke enthält nicht etwa bloss eine sittliche Betrachtung; er trägt eine höhere Bedeutung in sich; denn der Ring erscheint als das Symbol dunkler, unterirdischer Mächte, die den Menschen dem Untergang zuführen. In dem Nibelungelied des dreizehnten Jahrhunderts ist dieser Gedanke noch erkennbar, aber zurückgedrängt. Der Mittelpunkt ist ein anderer; er liegt in der treuen Liebe der Kriemhild, die, um Rache für Siegfrieds Mord zu erlangen, Sitte und Recht durchbricht und, obgleich versöhnt, nach langen Jahren entsetzliches Verderben bereitet, die Blüthe der Burgunden und Hunnen vernichtet und die Amelungen mit in den Untergang zieht. »Auf Liebe folgt Leid« sagt das Lied selbst und will damit seinen Inhalt bezeichnen.

Ich kann jetzt noch näher die Natur des Volksepos erörtern. Die reinere Gestalt der eddischen Lieder erlaubt eine Kritik der Sage, wie sie im Nibelungeliede sich darstellt. Wir sind im Stande, die Umänderungen, die Verknüpfungen und

die aus diesen Verknüpfungen erwachsenen neuen Verhältnisse und Zustände zu unterscheiden, und müssen sie als nicht ursprünglich anerkennen: wir gelangen damit zu einer reineren Gestalt. Allein auch jene frühere eddische Darstellung zeigt, wenn wir sie aus sich selbst beurtheilen, schon Änderungen, Zusätze, Lücken. Wir müssen also auf eine noch reinere Bildung der Sage zurückschliessen, aus welcher die eddischen Lieder hervorgiengen. Dieses Verhältnis erscheint bei aller Sage: die älteste und reinste Gestaltung, die sich erhalten hat, sie weist auf eine noch ältere, reinere, zusammenhängendere, einfachere. Aber zu dem Anfangspunkt der Sage gelangen wir niemals. Es verhält sich also auch hier wie bei der Sprache, dem Recht, der Mythologie, wie bei allem, was ein Abbild des menschlichen Geistes ist, der überall seinen göttlichen wie seinen irdischen Ursprung in der unbegreiflichen Mischung, die ihm eigen ist, offenbart: das älteste Denkmal zeigt uns noch nicht das Ursprüngliche; wir nähern uns ihm nur gradweise, indem wir immer weiter zurückgehen. Was wir ursprünglich nennen, bezeichnet bloss die Grenze, bis zu welcher wir gelangen; diesen äussersten Punkt erreichen wir durch Schlüsse, die wir aus dem ältesten Denkmal auf seine Quelle machen. Das Nibelungelied des dreizehnten Jahrhunderts wird sich zu dem Epos, das die Gothen besessen haben, verhalten, wie sich die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts zu der gothischen des Ulfilas verhält. Wie eine Ursprache unergreifbar im Hintergrund schwebt und sich nur ahnen lässt, so liegt eine Ursage hinter allen auf uns gekommenen Denkmälern: unseren Blicken erscheint sie nur in beständigen Umwandelungen. Eins aber ist gewiss, so überraschend es auch denen sein mag, welche den menschlichen Geist nur nach seinem gegenwärtigen Zustand zu beurtheilen gewohnt sind, wir finden ein langsames, aber unaufhaltbares Herabsinken wie bei der Sprache, so auch bei dem Epos. Es gleicht einem Baum, aus dem immer neue Äste wachsen, der seine Natur zwar im Ganzen und Grossen bewahrt, aber immer eine neue Gestalt annimmt, seine Spitze in die Höhe treibt, bis er sein Ziel erreicht hat. Auch darin bleibt das Gleichnis wahr, dass der Sage im Fortgang der Zeit einzelne Äste absterben

und zwischen beiden hindurchragen, die noch von grünem Laub bedeckt sind. Auf die schlichte, aber grossartige Einfachheit folgt die Zeit der Überfüllung, die durch Milde, durch eine reichere und anmuthigere Bewegung entschädigt, bis sie zu welken beginnt, in Rohheit ausartet und endlich erstarrt: wie ist in dem Heldenbuch Caspars von der Röhn (in dem dreizehnten Jahrhundert gedichtet) der Geist des alten Epos völlig verschwunden und ein klapperndes Skelett übrig geblieben! Die Kraft, ein Volksepos zu erzeugen, hört auf, wenn das Bewusstsein der Kunst das Gemüth der Dichter durchdringt, die Poesie sich absondert und vornehm zurückzieht, wie es im dreizehnten Jahrhundert die höfischen Dichter thaten. Die Siegfriedssage, von der die Edda glaubte, sie werde so lange dauern, als die Welt stehe, fiel zuletzt in die Hände dürftiger Meistersänger.

Ich habe deshalb meine Ansicht von der Entstehung und Fortbildung des Epos bei der Nibelungesage ausgeführt, weil sie die ausgezeichnetste ist und die aus verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden erhaltenen Denkmäler, wie die Zeugnisse, die sich darüber finden und die ich, chronologisch geordnet, in meinem Buche zusammengestellt habe, uns tiefere Blicke gestatten. Für die übrigen Sagenkreise gilt im Ganzen dasselbe, wenn auch jedes einzelne Gedicht nach seiner Natur eine eigenthümliche Betrachtung verlangt. Wir besitzen eine umfassende Darstellung der Heldensage in Prosa, die unter dem Titel »Wilkinasaga« bekannt ist; sie sollte eigentlich Dietrichssage heissen; die Niflungasaga kommt darin abgesondert vor.*) Sie ist, wie sie selbst aussagt, aus einer doppelten Quelle entstanden, aus alten deutschen Gedichten und aus den Erzählungen deutscher Männer, die in nordischer Sprache aufgefasst und zusammengestellt wurden. Nach P. E. Müllers Meinung (Sagenbibliothek 2, S. 311. 312) ist dies am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, nach meiner Meinung hundert Jahre früher geschehen. Sie ist für die Kenntnis des Sagenkreises von unschätzbarem Werth. Auch die Darstellung ist gut, schlicht und einfach und hat eine belebte Ausführlichkeit.

Ich will jetzt eine Übersicht der ganzen Heldensage aus

*) 18. oben S. 535 Anm. 3.

den verschiedenen Quellen geben nach meiner Ansicht, d. h. so wie ich die einzelnen Dichtungen unterscheide. Ein eben erschienenes Buch »Die grossen Sagenkreise des Mittelalters« von Joh. Georg Theodor Gräsze, Dresden und Leipzig 1842, ist mit dankenswerthem Fleiss und grosser Belesenheit zusammengetragen, aber im Einzelnen ist kein Verlass darauf: es sind Verstösse darin, wie sie vorkommen, wenn man sich von aussen einem Gegenstand nähert und ihn nicht von innen erfasst hat. Das Buch ist nur mit Vorsicht zu gebrauchen.

[Hier] folgt die Übersicht nach der Heldensage S. 337—341 [welche ungefähr vier Stunden in Anspruch nahm: sie liegt nicht ausgearbeitet vor].

Ich habe bisher von der Heldensage gehandelt, welche ihre Verbreitung durch ganz Deutschland und bei den verwandten Stämmen im Norden und England schon als die allgemeinste, wichtigste und umfassendste bezeichnet; ich wende mich jetzt zu einer anderen Sage, welche, wenn sie auch, nach den erhaltenen Denkmälern zu urtheilen, nicht im Norden und bei den Angelsachsen bekannt war, doch in Frankreich und Flandern und auf der anderen Seite in dem Nordosten von Europa sich verbreitete. Ich meine das Thierepos. Fuchs und Wolf sind die Hauptträger dieser Sage, die unter dem Namen Reinhard Fuchs bekannt ist. Diese Dichtung ist aus langgepflogenem Umgang der Menschen mit den Thieren hervorgegangen, aus ungesuchter, aber dauernder Betrachtung ihres Wesens, ihrer Triebe, Fähigkeiten und Leidenschaften. Ihnen wird zugleich ein Theil der menschlichen Natur beigelegt: sie besitzen menschliche Sprache und menschliche Gedanken; und aus dieser bei dem Zusammenleben mit Thieren leicht begreiflichen Mischung des an sich durch eine weite Kluft Getrennten erwächst die poetische Bedeutung, ergibt sich die Erhebung des Gedichts, ein eigenthümlicher Gehalt und ein besonderer Reiz. Dies alles ist der Grund von der langen Dauer und Verbreitung des Thierepos, das noch jetzt nicht ausgestorben ist, sondern in Volksmärchen noch umgeht.

Die äusseren Zeugnisse von dem Dasein des Thierepos sind an sich verhältnissmässig nicht sehr alt. Mit Gewissheit beginnen sie erst im Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo in

Nordfrankreich und in Flandern die Gedichte, die wir kennen, wenigstens in ihren Grundlagen sich ausbildeten und die Sage selbst allgemein bekannt war. Die altfranzösischen Gedichte, die wir besitzen, gehören in das dreizehnte Jahrhundert, aber eine deutsche Übertragung, die Heinrich der Glichesere (Glichasâre) [1]) im Elsass, etwa in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, verfasste, hat uns den Inhalt eines älteren, verlorenen, aber einfacheren französischen Gedichts bewahrt. Etwas älter als Glichesers Gedicht ist ein lateinisches, Isengrinus betitelt, das aller Wahrscheinlichkeit nach in Südflandern entstanden ist; ziemlich gleichzeitig mit Glichesser ist ein anderes lateinisches, Reinardus genannt, das nach Nordflandern gehört. Weitere Nachweisungen über ein altflandrisches, eingeständlich aus dem Französischen übersetztes, an sich ausgezeichnetes Gedicht, sodann über den plattdeutschen Reineke de Vos, der eine Übersetzung jenes altflandrischen enthält, so wie über einzelne hierhergehörige altdeutsche Stücke brauche ich nicht zu geben; man findet alles beisammen in dem Buche meines Bruders Reinhart Fuchs (Berlin 1834); ich merke nur an, dass jenes altflandrische Gedicht, das mein Bruder nur zum Theil erlangen konnte, im Jahre 1836 von Willems vollständig herausgegeben ist.

Zeugnisse führen, wie ich bemerkt habe, das Alter des Thierepos in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, und die Verbreitung der Sage in damaliger Zeit lässt nicht zweifeln, dass sie schon lange vorher bestanden hat. Aber eine andere gelegentlich vorgebrachte Äusserung des Mönches Fromund zu Tegernsee, der im zehnten Jahrhundert lebte, beweist, dass damals nicht der ausländische Löwe, wie in den erhaltenen Dichtungen, sondern der Bär als der König der Thiere betrachtet wurde; wir werden damit auf eine frühere Gestaltung der Sage in Deutschland hingewiesen. Was aber noch entschiedener den deutschen Ursprung und das hohe Alter beweist, das sind die Namen, welche die beiden Hauptträger der Sage in den nordfranzösischen und altflandrischen Dichtungen führen, Reinard

[1]) Simrock, Reinhart Fuchs.

und Isengrin: sie sind nämlich deutsch und würden in der alten Form Raginhart und Isangrim lauten; jener heisst ›Rathgeber, rathskundig‹, dieser ›Schwertgrimm‹ (vgl. Einleitung zu Reinhart Fuchs S. 240. 241. Graff, Sprachschatz I 489. II 384. VI 325). Diese Namen konnten nur mit der Sage, an welche sie durch ihre Bedeutsamkeit geknüpft sind, aus Deutschland nach Frankreich gekommen sein, als die Franken dahin im fünften Jahrhundert einzogen. Das Dasein des Thierepos wird also noch hinter diese Zeit gerückt.

Allein ich glaube, wir dürfen noch weiter zurückschreiten. Mein Bruder sagt (Einl. S. 294): ›Mir ist, als empfände ich noch germanischen Waldgeruch in dem Grund und der Anlage dieser lange Jahrhunderte fortgetragenen Sage‹. Das ist mit richtigem Gefühl gesagt. Nur bei einem Jäger- und Hirtenvolk, das in beständigem Verkehr mit den Thieren lebte, konnte sich eine solche Dichtung ausbilden, ›welche‹, wie er ferner bemerkt, ›alle Zeichen erfinderischer Rohheit, sinniger Einfalt und naturgetreuer Beobachtung an sich trägt; in der noch eine Zugabe von Wildheit merkbar ist‹. Ich halte sie daher für älter als die Heldensage, in der wir auch eine, wenn auch nicht überall nachweisbare Umbildung alter Mythen erkannten, und die erst entstand, als die Bewegung der Geschichte kriegerische Tapferkeit zu dem Mittelpunkte des Lebens machte.

Haben wir bei dem Heldenepos eine Urzage nur voraussetzen und ahnen können, so wird auch hier die beständige Umwandlung eingetreten sein, und die erhaltene Auffassung wird sich von der ursprünglichen weit genug entfernt haben. Gleichwohl begegnen wir noch in Einzelnen Zügen des höchsten Alterthums. Auch unserer Zeit ist diese Dichtung noch nicht entfremdet, eben weil sie, weniger an besondere Verhältnisse gebunden, in der Vermischung des Entgegengesetzten, des Eigenthümlichen des thierischen Wahllebens mit den Vorzügen des menschlichen Geistes, eine gewisse ideale Haltung gewonnen hat. Spricht doch die plattdeutsche Bearbeitung noch heute an, und hat sich Goethe nicht angeregt gefunden, sie in einer Bearbeitung mit antikem Versmass in einen noch weiteren Kreis einzuführen?

Ein Ursprung aus der Geschichte, wobei man eine Übertragung menschlicher Verhältnisse in die der Thiere voraussetzen muss, glaube ich, muss mit Entschiedenheit abgewiesen werden. Möglich, dass einzelne Anspielungen auf wirkliche Ereignisse sich darthun lassen, aber das ändert die Sache nicht; es werden immer Nebendinge sein, die den Mittelpunkt der Sage nicht ändern. Anspielungen auf die Geistlichkeit, Ausfälle auf ihre Verderbtheit lagen nahe. Aber die Pilgerfahrt des Wolfes und Fuchses, überhaupt ihr Mönchthum gieng aus der sich entwickelnden Sage hervor. Ein eigentlich satirischer Hintergrund des Ganzen kann nicht zugegeben werden und würde die tiefere poetische Natur der Dichtung zerstören. Dagegen lässt sich wohl denken, dass mythische Überlieferungen auch hier eine Wurzel der Dichtung gewesen sind, aus der sie Nahrung gesogen hat. Bösartige Götter haben manchmal Thiergestalt angenommen; noch in unseren Märchen wird erzählt, wie sie sich dahinter verstecken und die wilden Triebe der Thiere annehmen. Dann auch konnte man unbedenklich ihnen Sprache und Vernunft beilegen.

Gervinus äussert sich 1, S. 123. 161 ausführlich über diesen Sagenkreis und zugleich kritisch über die angeführten Meinungen. Er führt hauptsächlich die Behauptung durch, dass die Thierfabel, wie wir sie bei Aesop finden, ihrem Wesen nach von dem Thierepos und dem Thiermärchen verschieden sei und streng abzusondern. Die Seele der Fabel sei, und zwar ihrem Ursprung nach, Lehre und Moral, und sie gewähre nur das allegorische Bild einer Abstraktion. Dass er sie damit von der Poesie scheidet, die niemals geradezu auf Lehre ausgeht, fühlt er selbst. Er möchte aber den Griechen überhaupt gerne das Thierepos wegnehmen, weil es ihrem immer auf das Höhere nur auf Götter und Heroen gerichteten Blick nicht angemessen sei und sie die Thierfabel nur Sklaven und Fremdlingen überlassen hätten. Die Batrachomyomachie, die ganz gegen seine Behauptung streitet, lässt er nur als eine Ausnahme gelten, aber sein bewundernder Ausruf: ‚Was erschuf dieses Volk (die Griechen) nicht!‘ rechtfertigt ihr Dasein nicht. Auch der historischen Deutung der Fuchssage ist er nicht ganz abgeneigt,

obgleich er wohl einsieht, dass die bisherigen Versuche, sie zu begründen, unzulässig sind. Den Werth des altflandrischen Gedichts und damit auch des Reineke de Vos würdigt er mit feinem Takt.

Ich habe bisher von den Sagenkreisen geredet, welche in ganz Deutschland mögen verbreitet gewesen sein und dem Binnenlande zugehörten; wir haben noch zwei Dichtungen zu betrachten, die, wenigstens vorzugsweise, deutschen Stämmen eigen waren, die an der nordwestlichen Küste, an den Gestaden der Nord- und Ostsee ihre Sitze hatten, mit dem Meer und der Seefahrt bekannt waren und mit dem benachbarten Skandinavien und den britischen Inseln in vielfacher Berührung standen. Ihr Kreis scheint demnach ein engerer gewesen zu sein. Es sind die Gedichte von Beowulf und von Gôdrûn.

Beowulf ist in angelsächsischer Sprache abgefasst, und wenn auch vor dem Überzug der Angeln nach der britischen Insel (er begann in der Mitte des fünften Jahrhunderts) in der deutschen Heimath entstanden, kann es doch die Gestalt, in der wir es besitzen, erst frühestens in dem Anfang des siebenten Jahrhunderts gewonnen haben. Es enthält nämlich eine Anspielung auf ein geschichtliches Ereignis, das in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts fällt. Wahrscheinlich aber ist die Auffassung, die wir besitzen, weil sie schon eine Überarbeitung zeigt, in das achte Jahrhundert zu setzen. Britische Einwirkung finde ich darin nicht. Daran dürfen wir festhalten, dass es uns ein Abbild von dem deutschen Leben, den öffentlichen und häuslichen Zuständen der Deutschen gewährt, sei es nun in dieser Gestalt mit hinübergeführt oder dort erst aus mitgebrachten Überlieferungen zusammengesetzt. Auch die heidnische Zeit stellt es dar, wenn auch ein christlicher Überarbeiter, der nach einigen Zusätzen nicht zu bezweifeln ist, die heidnischen Götternamen getilgt hat. Also auch hier Hinweisung auf älteren Ursprung und eine frühere Gestaltung, auch die Wahrscheinlichkeit einer Vereinigung einzelner für sich bestehender Theile oder Lieder (vgl. Ettmüller S. 65). Auch darin zeigt sich die Heimath, dass auf andere deutsche Sagenkreise Anspielungen

vorkommen: auf die Siegfriedsage in einer merkwürdigen, vielleicht älteren Bildung, auf den Schmied Wieland, auf Ermenrich und Heimo, die wir aus der Dieterichsage kennen; ich habe davon in der Heldensage S. 13–17 geredet. Aber auch eine vielfach bei uns vorkommende, unter dem Namen des Schwanritters noch von Conrad von Würzburg erzählte Sage ist in den Eingang des Gedichts verwebt.

Der Inhalt des Gedichts ist der Hauptsache nach einfach. Grendel, ein sumpfbewohnendes Ungeheuer, richtet in der prächtigen Halle des Königs Hrodgar grosses Unheil an, kommt in der Nacht und erwürgt die schlafenden Helden; niemand ist im Stande, es zu bekämpfen. Da erscheint der jugendliche Beowulf, stellt sich dem Ungeheuer entgegen und verwundet es auf den Tod. Dann steigt er in das Wasser und tödtet auch die Mutter des Ungeheuers, die ebenso furchtbar und entsetzlich ist. Mit Ehren und Geschenken überhäuft, kehrt Beowulf zurück, wird späterhin König und herrscht lange in voller Macht, aber im Alter muss er noch einen Kampf mit einem das Land verheerenden, feuerspeienden Drachen bestehen, der einen grossen Schatz bewacht. Beowulf besiegt das Unthier, empfängt aber selbst die Todeswunde. Die Leiche wird feierlich verbrannt, und ein Hügel über ihr errichtet. Beide Kämpfe, gegen Grendel und gegen den Drachen, mögen in besonderen Gedichten besungen sein, die hier zu einem die Thaten des Jünglings und Greises zusammenfassenden Ganzen vereinigt sind.

Auch in diesem Gedicht erscheint die Mischung des Mythischen und des Geschichtlichen, das wir als Eigenthümlichkeit des Volksepos bemerkt haben. Der ältere Beowulf (d. h. Bienenwolf, Specht, der die Bienen verfolgt und frisst), der in dem Gedicht angeführt wird, trägt als Stammherr von neun Völkern noch den Schein eines mythischen Daseins. Grendel, der Wassergeist, und seine Mutter (wie noch heutzutage Volksmärchen von dem Teufel und seiner Mutter reden) sind dunkle, böse Geister in scheusslicher Bildung. Grendel hat eine durch Waffen nicht zu verletzende Haut und Stahlkrallen, mit denen er seine Beute packt, die er mit den Zähnen zerreisst und verschlingt. Dass der edle Held erst mit dem Wasser-, dann mit

dem Feuergeist kämpft, mag einen alten mythischen Gedanken ausdrücken. Ein waltendes Schicksal wird anerkannt: Beowulf nimmt den Kampf mit dem Drachen an, weil er von Todesbestimmung getrieben wird. In anderen Theilen hat das Gedicht eine ganz geschichtliche Haltung, namentlich in den eingeflochtenen Erzählungen von sonstigen Heldenthaten. Unter diesen befindet sich auch eine von einem Zug des Hygelâr, des Lehnsherrn Beowulfs, gegen die Friesen, wobei er das Leben verlor. Dieses Ereignis wird durch geschichtliche Zeugnisse, die es in das erste Viertel des sechsten Jahrhunderts setzen, hinlänglich verbürgt: selbst der Name des Königs stimmt überein.

Der an sich wenig verwickelte Inhalt des Gedichts wird von Zwischenerzählungen anderer vorangegangener Ereignisse häufig unterbrochen, welche den sonst einfachen Gang des Liedes stören. Der Ausdruck ist voll sinnlicher Kraft und Wahrheit, etwas schwieriger als der Ausdruck in den eddischen Liedern, aber mit ihm verwandt. Er ist ohne Milde und Anmuth, was beides jener Zeit fehlte, aber ernst und edel.

Von dem Urtext besitzen wir eine treffliche Ausgabe von Kemble (2. Ausgabe London 1837, 8.); die frühere von Thorkelin (Kopenhagen 1815, 4.) war unbrauchbar. Dazu kommt eine wörtliche Prosaübersetzung ins Englische mit einem sorgfältigen Glossar zu dem Urtext in einem besondern Band (London 1837); eine dänische, mit Geist abgefasste poetische Paraphrase hatte Grundtwig geliefert (Kopenhagen 1820, 8.). Auf Kembles Arbeit stützen sich zwei deutsche Schriften, eine von Leo (Beowulf, das älteste deutsche, in angelsächsischer Mundart enthaltene Heldengedicht, nach seinem Inhalte und nach seinen historischen und mythologischen Beziehungen betrachtet. Ein Beitrag zur Geschichte alter deutscher Geisteszustände. Halle 1839), die andere von Ludwig Ettmüller (Beowulf, Heldengedicht des achten Jahrhunderts. Zum ersten Male aus dem Angelsächsischen in das Neuhochdeutsche stabreimend übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Mit einem Kärtchen (den Schauplatz des Gedichts darstellend). Zürich 1840). Beide enthalten eigene und gute Bemerkungen. Ettmüllers Übersetzung, die ihm Mühe genug mag gemacht haben, ist der Art, dass sie

ohne die beigefügten Anmerkungen nicht kann verstanden werden. Kembles schlichte Übertragung in Prosa halte ich für angemessener.

Ich gelange endlich zu unserem Gedicht, das nach seinem Hauptinhalt Gûdrûn heisst. Die alte Form des Namens ist Gundrûn. Gund bezeichnet bellum, pugna. Ob rûn, das in anderen Zusammensetzungen von Eigennamen vorkommt (Graff 2, 523), von rûna mysterium abzuleiten ist, mag dahin gestellt bleiben. Die spätere mittelhochdeutsche Form wäre Kûtrûn; doch mögen wir hier G beibehalten, weil es den nordischen Dialekten angemessen ist und unser Gedicht, wie wir nachher sehen werden, dem nördlichen Deutschland zugehört.

Ich muss zuerst eine Übersicht des Inhalts geben.

(I.) Sigeband, Geres und Uotens Sohn, herrscht als König in Irland und vermählt sich mit einer norwegischen Königstochter. Nach drei Jahren gebiert sie ihm einen Sohn, der Hagen genannt wird. Auf ihr Verlangen stellt Sigeband ein grosses Fest an, und mitten unter den Lustbarkeiten wird der Knabe von der Hand der Wärterin durch einen wilden Greifen weggerissen und entführt. Der Greif trägt ihn in sein Nest und wirft ihn seinen Jungen als Futter vor. Einer von den jungen Greifen ist noch zu schwach, um den Knaben zu halten; er fällt mit ihm von einem Ast herab, und das verschafft dem jungen Hagen Gelegenheit, sich zu retten. Er verkriecht sich in das Gebüsch und findet dort drei Königstöchter, die mit ihm gleiches Schicksal gehabt hatten; sie waren von dem alten Greif geraubt und hatten sich gerettet. Hagen lebt mit ihnen in einer Felsenhöhle und wird von ihnen gepflegt; sie nähren sich von Wurzeln und Kräutern. Ein Schiff strandet einstmals: Hagen kleidet sich in die Rüstung eines todten Mannes, nimmt dessen Waffen zu sich und tödtet den Greif und dessen Jungen. Jetzt gehen die Jungfrauen aus der Felsenhöhle hervor: Hagen jagt wilde Thiere, kräftigt sich mit ihrem Fleisch und Blut und erlangt dadurch die Stärke von zwölf Männern. Endlich erscheint der Tag der Erlösung. Ein Schiff landet und nimmt den jungen Helden und die drei Jungfrauen auf. Der

Herr des Schiffes, ein Graf von Garadie, ist aber ein Feind von Hagens Vater und will den Sohn jetzt als Geissel und Pfand behalten. Hagen aber zwingt die Schiffsleute nach Irland zu steuern, wo seine Mutter ihn an einem goldenen Kreuz auf der Brust erkennt. Er versöhnt seinen Vater mit dem Grafen von Garadie und heirathet dann Hilde aus Indien, eine von den Jungfrauen, die mit ihm bei dem Greife waren. Grosse Feste finden statt, weil Hagen zugleich das Schwert nimmt. Sigeband übergibt ihm die Herrschaft.

(II.) Damit ist ein Gedicht beschlossen; allein es beginnt jetzt ein anderer Theil des Ganzen. Hagens einzige Tochter ist Hilde, wie ihre Mutter genannt. Sie ist von grosser Schönheit, Hagen aber so stolz, dass er jeden Freier verschmäht, der geringer ist als er. Die Boten der Freier lässt er aufhängen. Auch Hetel, König von Hegelingen, will um sie werben und beruft deshalb Horand, den berühmten Sänger, und Frute von Dänemark, aber sie scheuen die Gefahr und verlangen den Beistand des alten Wate. Hetel entbietet ihn zu sich, und der Alte zeigt sich bereitwillig, die gefährliche Fahrt zu unternehmen. Grosse Zubereitungen werden getroffen. Als Kaufleute verkleidet, langen sie bei Hagens Burg an, wo sie vorgeben, von Hetel geächtet zu sein. Durch diese Täuschung, durch ihre Reichthümer und Freigebigkeit gewinnen sie Hagens Gunst und werden an seinen Hof geladen. Die Frauen sehen die drei Helden gerne: Wate gefällt ihnen, obgleich er ihnen ins Gesicht sagt, dass es ihm bei schönen Frauen nie so wohl gewesen sei, als in der Schlacht. Als Hagens Leute sich im Kampfspiel zeigen, fragt dieser den Alten, ob in seinem Lande so tüchtiger Kampf zu finden sei. Wate erwidert spöttisch, er wünsche darin Unterricht zu erhalten. Der König selbst macht den Versuch, ihm die Kunst beizubringen, und gesteht noch nie einen so gelehrigen Schüler gesehen zu haben. Wate setzt den Hof durch seine Stärke, Frute durch seinen Reichthum, Horand durch seinen Gesang in Erstaunen. Wenn er beginnt, verstummen die Vögel: Hilde und ihre Dienerinnen horchen, die Schlafenden werden munter. Der König selbst tritt auf die Zinne, und als der Sänger schweigt, bittet Hilde ihren Vater

ihn weiter singen zu heissen. Sie wird von seinem Liede so bewegt, dass sie den Sänger zu sich rufen lässt, und er erhält jetzt Gelegenheit, Hetels Werbung anzubringen. Sie willigt zu einer Entführung ein. Hagen, der von der Gefahr nichts ahnt, erlaubt ihr die Gäste, bevor sie abfahren, auf ihrem Schiffe zu besuchen. Dort wird die Mutter von der Tochter geschieden. Die Fremden spannen die Segel auf und führen die Braut nach Hegelingen. Hagen verfolgt die Räuber, und es erhebt sich ein gewaltiger Kampf. Hetel wird verwundet, aber Wate besteht den König Hagen, und es kommt zu einer Versöhnung. Hilde wird zu Hegelingen als Königin gekrönt, und Hagen kehrt heim.

(III.) Die beiden vorangehenden, wie man sieht, nur leicht mit einander verknüpften Sagen können als Einleitung zu dem eigentlichen Gedicht betrachtet werden, das jetzt beginnt und das Schicksal der Gudrun darstellt. Hetel hat von Hilde zwei Kinder, Ortwin und Gudrun. Jener wird von Wate erzogen, diese von ihren Verwandten in Dänemark. Gudrun wird das Vorbild aller Schönheit und Tugend. Als sie herangewachsen ist, wirbt Siegfried, König aus Mohrenlanden, vergeblich um sie. Dann sendet Hartmut, König von der Normandie, seine Boten, die um sie anhalten sollen, aber sie werden abgewiesen. Hartmut kommt unerkannt an Hetels Hof und gibt sich der schönen Gudrun zu erkennen: sie heisst ihn fortgehen, obgleich sie ihm nicht abgeneigt ist. Er sinnt, wie er in ihren Besitz gelangen und, ohne ihre Gunst zu verlieren, an Hetel Rache nehmen könne, wozu ihn seine Mutter Gerlind antreibt. Indessen hatte ein dritter Freier, König Herwig, Hetels Nachbar, um Gudrun geworben: sie war auch ihm verweigert worden, und er zieht mit einem Heer heran. Ein Kampf beginnt, den Gudrun scheidet, die jetzt dem Herwig zugesagt wird. Als Herwig von dem zurückgesetzten Freier, von jenem König Siegfried, überfallen wird, erhält er Beistand von Hetel; allein der verschmähte Hartmut erspäht die Abwesenheit von Gudrunens Vater, kommt mit grosser Macht, zerstört Hetels Burgen und Land und führt Gudrun und Hildeburg von Portugal, die Gefährtin ihrer Mutter, fort nach dem Wulpensande. Die Mutter sendet Boten an

Hetel, die das Vorgefallene melden. Es wird Friede mit Siegfried gemacht, der jetzt seinen Beistand zusagt. Auf Wates Rath werden Pilgern Schiffe und Lebensmittel weggenommen, und Hetel, wie er einst von Hagen verfolgt wird, als er dessen Tochter entführte, verfolgt jetzt Hartmut, den Räuber seiner Tochter. Er holt ihn auf dem Wulpensande ein. Ein heftiger Kampf beginnt, in welchem Ludwig, der Vater Hartmuts, den König Hetel tödtet. Der Kampf, in welchem Wates Tapferkeit sich auszeichnet, dauert bis in die Nacht, wo Ludwig mit den Seinigen sich entfernt und nach der Normandie heimschifft. Die Hegelinge kehren heim, und Hilde hat nicht bloss den Verlust ihrer Tochter, sondern auch Hetels, ihres Gemahls, zu betrauern.

Der alte Ludwig sucht anfänglich die Gefangene günstig für Hartmut zu stimmen; als sie ihn aber zurückweist, wirft er sie zornig in die See, und sie wäre umgekommen, wenn sie Hartmut nicht an den Haaren herausgezogen hätte. Gudrun weist ebenso entschieden die Vorschläge der alten Gerlind, der Mutter Hartmuts, zurück, die jetzt die rohste Hartherzigkeit zeigt. Nur Ortrun, Hartmuts Schwester, ist der Unglücklichen geneigt. Gerlind übernimmt es jetzt, Gudrunens festen Willen zu beugen: sie und ihre Jungfrauen müssen niedrige Arbeiten thun. Nach einiger Zeit erfolgt ein abermaliger Antrag Hartmuts, den Gudrun ebenfalls zurückweist. Ortrun bemüht sich vergeblich ihren Sinn zu wenden. Gudrun wird einige Zeit gut behandelt, dann aber verdoppelt Gerlind ihre Grausamkeit. Die Unglückliche muss wie eine Magd am Ufer Kleider waschen. Die treue Hildburg theilt ihre Leiden.

Indessen bereitet Gudrunens Mutter Hilde einen neuen Zug nach der Normandie, wozu sie ihre Mannen beruft. Grosse Gefährlichkeiten bestehen sie, bevor sie in der Normandie landen. Ortwin, Gudrunens Bruder, und Herwig, ihr Verlobter, gehen aus, als die Sonne sinkt, die herabgewürdigte Gudrun aufzusuchen. Ein Engel in Gestalt eines Vogels verkündigt ihr, die am Strande steht und wäscht, die nahende Hülfe. Als sie nach Hause kommt, wird sie von Gerlind wegen des nachlässigen Waschens ausgescholten. In der Nacht fällt Schnee; die

grausame Gerlind nöthigt sie am anderen Morgen barfuss in diesem Schnee zum Strande zu gehen und zu waschen. Lange schon haben sich die Jungfrauen nach der verheissenen Hülfe umgesehen, da zeigt sich die Barke mit Ortwin und Herwig. Gudrun und ihre Jungfrauen, ihres Zustandes sich schämend, gehen zurück, aber die Männer rufen sie herbei und fragen sie aus. Herwig bietet den vor Frost Zitternden Mäntel an, aber Gudrun, in der tiefsten Erniedrigung ihrer Würde sich bewusst, nimmt es nicht an: sie will nicht, dass je Mannes Kleider sie berühren. Jetzt erfolgt die Erkennung, die auf die rührendste Weise geschildert wird. Ortwin will seine Schwester nicht auf der Barke mit fortnehmen: es scheint ihm unedel, die, welche geraubt ward, hinwegzustehlen. Die jungen Helden fahren wieder zurück und lassen die Jungfrauen am Strand. Hildburg erinnert Gudrun an die vergessene Wäsche, aber diese, im Gefühl ihrer erwachenden königlichen Würde, wirft das Linnen ins Meer. Als sie nach Hause kommen, will Gerlind sie dafür schlagen, aber Gudrun wendet die entehrende Strafe ab, indem sie sich bereit erklärt, Hartmuts Liebe anzunehmen. Jetzt wird sie mit ihren Jungfrauen prächtig gekleidet.

Ortwin und Herwig waren zu den Ihrigen zurückgekehrt und hatten ihnen verkündigt, dass sie Gudrun am Strande waschend gefunden hätten. Auf Wates Rath schiffen sie in der Nacht zu Hartmuts Burg, und bei Tagesanbruch ist sie umstellt. Hartmut und sein Vater beschauen die Feinde vom Fenster, und Hartmut nennt die Zeichen. Gerlind räth die Burg zu schliessen und nicht zum Kampf auszuziehen, aber Hartmut verwirft den Rath, und es kommt zur Schlacht. Hartmut verwundet den Ortwin und Horand: auch Herwig besteht bei dem ersten Zusammentreffen mit Ludwig schlecht, schlägt ihm aber in dem zweiten Kampf das Haupt ab. Wate schneidet den Hartmut von dem Thore ab. Die in der Burg tobende Gerlinde bietet grossen Lohn, wenn jemand die Gudrun tödte: schon ist einer bereit, als auf ihren Hülferuf der mit Wate kämpfende Hartmut von unten dem Mörder wehrt. Auf Gudrunens Bitte scheidet Herwig den Kampf zwischen Hartmut und Wate, und Hartmut wird gefangen. Jetzt wird die Burg gestürmt, und die

Thore werden aufgehauen. Der wüthende Wate tödtet selbst die Kinder in der Wiege. Es gelingt der Gudrun, die Ortrun vor ihm zu schützen, aber der alten Gelinde schlägt er das Haupt ab.

Die Sieger kehren nach Hegelingen zurück; eine vierfache Verbindung besiegelt die Versöhnung: Herwig wird mit Gudrun vermählt, Ortwin mit Ortrun, Hartmut mit Hildburg und Siegfried mit Herwigs Schwester.

Dies ist der Inhalt des Ganzen. Ich beginne die Betrachtungen darüber mit der Frage nach der Zeit, in welcher unser Gedicht ist abgefasst worden. Sprache und Darstellungsweise zeigen das dreizehnte Jahrhundert an, und zwar nähert es sich darin so sehr dem Nibelungelied, dass wir es, ohne einen bedeutenden Fehler befürchten zu dürfen, in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts setzen können. Eine Anzahl Strophen nehme ich aus, in denen sich spätere Zusätze erkennen lassen; sie verräth ein unbelebterer, dürftigerer Ausdruck, auch, wie es scheint, einige Abweichung im Silbenmass. Ich sage absichtlich »wie es scheint«; denn diese Abweichung könnte auch in echten Strophen zulässig sein, und der, von welchem die Zusätze herrühren, welche in der Sage selbst nichts ändern, könnte gerade diese Abweichung ausschliessend für seine Zuthat ergriffen haben. Ich werde sie bei der Erklärung bezeichnen, aber es gibt einzelne Fälle genug, wo es schwierig ist, zu bestimmen, ob wir einen Zusatz vor uns haben oder eine echte Strophe. Sehr viel später glaube ich auch nicht, dass diese Zusätze sind: sie verrathen nur einen dürftigeren, schwächeren Geist. Das System Ettmüllers, der nicht einen, sondern vier Überarbeiter annimmt und den Antheil eines jeden bestimmt, sogar äusserlich bezeichnet und ausscheidet, ist gewagt; er hätte bessere Beweise als die allgemeinen Bestimmungen, die er S. IV von dem Geiste ihrer Zusätze gibt, beibringen müssen. Dass er diese Zusätze aus dem Text verweist und nur in Anmerkungen mittheilt, muss ich vollends missbilligen; ich werde mich nicht danach richten, sondern alles fortwährend als ein Ganzes behandeln.

Ettmüller hat zu voreilig Lachmanns Ansicht von der Ent-

stehung des Nibelungeliedes auch hier anwenden wollen, und doch ist das Verhältnis sehr verschieden. Lachmanns Ansicht wird kein Verständiger, nur der, wer sich weiss macht, die Ehre des Nibelungeliedes erfordere es, einen einzigen Dichter anzunehmen, so weit entgegen sein, dass er das Einrücken einzelner Lieder leugnet; aber Gudrun ist sichtbar das Werk eines Einzigen. Das zeigt der gleiche Ton, dessen besonderer, wenn ich so sagen darf, Beigeschmack ein jeder empfindet, der Gefühl für das Eigenthümliche eines Gedichtes hat. Es ist viel mehr aus einem Guss als das Nibelungelied, hat eine gewisse milde Anmuth, sanftere Umrisse und reichere Ausführung, die dem hier und da herben, in einzelnen Stücken harten, selbst an das volksmässig Rohe streifenden Geist des Nibelungeliedes nicht kann beigelegt werden, das allerdings tragischer und erhabener ist. Beide unterscheiden sich dadurch wesentlich von einander. Wir finden auch hier, was in dem Nibelungeliede niemals sich zeigt, die Berufung auf ein »buoch«.

Bei dieser höheren Ausbildung ist Gudrun doch ein vollkommenes Volksepos. Der Ordner, wie ich ihn auch hier nennen will, hat, was den Inhalt betrifft, wahrscheinlich nichts von Bedeutung zugesetzt, und die Auffassungsweise, der Ausdruck, der ganze Ton ist so volksmässig, dem Ton des Nibelungeliedes so verwandt, dass wir etwas allgemein Verbreitetes darin erblicken müssen. Jene Anklänge in gemeinschaftlichen Redensarten und Wendungen (sie sind in Ziemanns Ausgabe nach von der Hagens Anmerkungen am Ende zusammengestellt) hat keiner von dem anderen empfangen, sondern sie sind Gemeingut gewesen. Am wenigsten dürfen wir annehmen, dass hinter dem Ordner der Gudrun ein höfischer Dichter versteckt sei. Es ist oberflächliche Ansicht, wenn San Marte (Schulz) S. 226 sich durch diese Anklänge zu der Behauptung verleiten lässt, der Ordner der Gudrun habe das Nibelungelied nicht bloss genau gekannt, sondern sich auch zum Vor- und Musterbild genommen. Er kann es gekannt haben, aber das wäre erst darzuthun: aus den Anklängen allein lässt es sich nicht erweisen.

Unser Gedicht ist aus drei Theilen zusammengesetzt, die ich bei der Übersicht des Inhalts schon bezeichnet habe, die

gesondert für sich bestehen können und ohne Zweifel auch bestanden haben. Hat unser Ordner sie erst verknüpft und zu einem Ganzen vereinigt, oder schon ein Vorgänger? Entschieden lässt sich darauf nicht antworten. Er beruft sich mehrmals auf mündliche Überlieferung, aber er sagt auch einmal: »als uns diu buoch kunt tuont« (Heldensage S. 325), beruft sich also auf eine schriftliche Quelle. Hat er eine Auffassung aus dem zwölften Jahrhundert benutzt, so hat er, dies zeigt die Ausbildung der Reime, mindestens ebensoviel Einfluss auf den Text gehabt, als der Ordner des Nibelungeliedes. Hat er die drei Sagen aneinandergeschoben und auf diese freilich immer oberflächliche Weise verbunden, so hat er einen grösseren Antheil an der jetzigen Gestalt.

Die drei Theile des Gedichts sind ihrem Inhalt nach sehr verschiedener Art, und diese Wahrnehmung gewährt uns weiteren Aufschluss. Der erste Theil, Hagens Aufenthalt bei dem Greif und in der Einöde bei drei geraubten Jungfrauen, ist ganz märchenhaft; hier fehlt die geschichtliche Haltung der beiden andern Theile. Der zweite Theil, die Entführung der Hilde durch Hetel und der Kampf des Vaters mit dem Räuber der Tochter, der mit einer Sühne endigt, das ist eigentliche Heldensage. Der dritte Theil, der die Schicksale der Gudrun begreift, strebt eigentlich den Charakter einer edlen königlichen Jungfrau darzustellen, den Zustand ihrer Seele, überhaupt das häusliche Leben, obgleich auch hier Helden thätig auftreten. Es ist darin der Anflug einer späteren, der Betrachtung zugewendeten, in das Gemüthsleben eindringenden Zeit.

Ich kenne keine ähnliche oder verwandte Darstellung des ersten Theils, auch kein Zeugnis darüber in einem anderen Gedicht. Der Inhalt im Ganzen, Art und Weise der Auffassung stimmt aber im Allgemeinen mit dem Geist der Märchen, selbst noch jetzt lebender.

Der zweite Theil ist der älteste und der verbreitetste. Diese Sage gieng auch noch weiter, als wir sie aus unserem Gedicht kennen lernen; das beweisen Beziehungen auf unbekannte Ereignisse und Anspielungen, die darin vorkommen, und die ich (Heldensage S. 325) zusammengestellt habe. Eine Hauptperson

war Horand, dessen süsser Gesang vorzüglich von anderen hervorgehoben wird. Die frühsten Anspielungen darauf finden sich bei dem nordischen Dichter Bragi dem Alten, der vor 853 lebte, und in angelsächsischen Gedichten. Die Snorra-Edda und mit mehr geschichtlichem Schein Saxo grammaticus gewähren auch den Inhalt dieser Sage, und hier hat sie, wie es dem Heldenepos eigen ist, einen tragischen, mit Vernichtung endigenden Schluss, den unser Gedicht schon der Anknüpfung wegen in eine Versöhnung milderte. Diesen tragischen Schluss scheint auch noch das Gedicht gehabt zu haben, auf welches Lambrecht im Alexander anspielt. (Mittheilung aus der Snorra-Edda.)

Auf den dritten Theil, der die Schicksale der Gudrun schildert, finden sich keine sicheren Anspielungen. Wir begegnen im Biterolf, der in das letzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts gehört, einer Anspielung auf ein verlorenes Gedicht (Heldensage S. 133. 134), worin Hartmut von Normandie und sein Vater Ludwig, die wir ebenfalls nur aus dem dritten Theil kennen, erscheinen, auch eine Schwester Hartmuts, die jedoch Hildeburg heisst, nicht wie hier Ortrun. Den Inhalt dieses Gedichts lernen wir aus der Wilkinasaga kennen: es ist darin von einer Brautwerbung und einer durch List eingeleiteten Entführung die Rede, aber dieser Inhalt hat, obgleich sehr abweichend, mehr Ähnlichkeit mit dem zweiten als mit dem dritten Theil.

Wir werden also auch bei unserem Gedicht auf eine frühere Gestaltung, auf ein höheres Alter gewiesen: bei dem zweiten Theil führen uns die Zeugnisse am weitesten zurück, mindestens in das neunte Jahrhundert. Wenn in dem angelsächsischen Lied von dem Wanderer ein Hagena, der darin genannt wird, wirklich der Hagen des zweiten Theils (der Grossvater unserer Gudrun) gemeint ist, wie die Deutsche Mythologie Vorrede S. XXII behauptet, was ich aber nur für eine wahrscheinliche Vermuthung kann gelten lassen, so dürfen wir wohl noch ein Jahrhundert zurückgehen. Allein in dem achten und neunten Jahrhundert stand, wie ich schon oben behauptet habe, das deutsche Epos in seiner vollsten Blüthe. Nur die Gestalt, die ihm die Fortbildung des dreizehnten Jahrhunderts oder etwa deren Grundlage aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts ge-

geben hat, ist auf uns gekommen. Könnten wir sie mit einer früheren vergleichen, sie würde eigenthümliche Vorzüge behaupten, aber der reinere Zusammenhang, der tiefere Gehalt würde sich bereits als gesunken auch hier erweisen. Wahrscheinlich müssten wir eine mildere, reichere Ausschmückung in dem späteren Gedicht anerkennen; das Einzelne wird auf Kosten des Ganzen gewonnen haben. Vielleicht ist der König Siegfried von Mohrenland erst in dieser Zeit eingeführt, um den heiteren Schluss besser zu begründen. Das mag vorerst als blosse Vermuthung gelten.

Der zweite und dritte Theil haben einen ganz geschichtlichen Schein, noch mehr als das Nibelungelied, und doch, bin ich überzeugt, enthalten sie keine wahrhafte Geschichte. Ich bin nicht einmal im Stande, einen geschichtlichen Bestandtheil, eine Anlehnung an wirkliche Ereignisse nachzuweisen, obgleich möglicher Weise eine solche vorkommen könnte.

Auch die mythische Wurzel ist kaum noch sichtbar; sie ist weit mehr hingeschwunden als im Nibelungeliede: ich zweifle nicht, dass sie vorhanden war. Das Märchenhafte in dem ersten Theil will ich nicht hierher ziehen. Das Märchen spielt, so zu sagen, mit dem, was früher Bedeutung hatte. In dem dritten Theil erscheint ein Engel in Gestalt eines Vogels und verkündigt bevorstehende Ereignisse: das war ohne Zweifel ursprünglich eine Schwanenjungfrau. Das Christenthum ist äusserlich eingeführt; es erscheint aber nicht als innerer Hebel der Ereignisse. Das Mythische des zweiten Theils zeigt sich schon viel bedeutender in den älteren Darstellungen des Saxo und der Snorra-Edda. Hier dauert der Kampf endlos fort, weil durch Zauberkünste der Hilde die Getödteten alle Nacht wieder zum Kampf erweckt werden, während sie bei Tag sammt ihren Waffen als Steine da liegen. Sie deuten auf die nordischen Einherjar, die immer zum Kampfe wieder lebendig werden.

Was ich also bei dem Nibelungelied behauptet habe, dass sich keine der beiden Erklärungsweisen durchführen lasse, liegt bei der Gudrun ganz am Tage, und diese Analogie ist von Gewicht: jeder Versuch nach einer von beiden Seiten wird in der Luft schweben. Wohin man mit Voraussetzungen und Ein-

fällen gelangt, kann man aus dem sehen, was Mone (Quellen und Forschungen 1830 S. 97—108) vorgebracht hat. Wer mag über ausgeblasenen Eiern brüten? Ich halte nicht das Geringste wahr von allem, was er sagt.

Wir haben noch die Heimath des Gedichtes zu suchen. Dass der zweite Theil im Norden und bei den Angelsachsen bekannt und einheimisch war, beweisen die Zeugnisse, aber andere zeigen, dass er auch Deutschland zugehörte. Vorzugsweise aber scheint das Gedicht dem nördlichen Deutschland eigen gewesen zu sein; denn da ist der Schauplatz der Ereignisse, Holstein, Friesenland, Dietmarsen. Einem wie mit dem Meer und der Seefahrt, so mit dem Leben der Seefahrer vertrauten Volk gehört es an. Es bildet insoweit einen Gegensatz zu dem Nibelungelied, das an den Rhein gebunden ist und des Meers nur bei Siegfrieds Fahrt gedenkt. Deshalb bilden auch hier Dänemark, Irland, Norwegen und die Normandie den weiteren Schauplatz. Der Wulpensand, auf dem so heftig gekämpft wird, findet sich auf der Karte von dem alten Holland verzeichnet, der in Warnkönigs flandrischer Staats- und Rechtsgeschichte beigegeben ist. Man darf sich nicht wundern, dass einem seefahrenden Volk Indien, Arabien, Mohrenland (Mauritanien) bekannt ist. Die Sprache aber ist die oberdeutsche, und die Auffassung könnte mit den Nibelungen gleiche Heimath haben.

Eine Verschiedenheit zwischen der nordischen und deutschen Auffassung muss ich hervorheben. Der Sänger Horand in dem zweiten Theil ist, wie ich schon bemerkt habe, eine Hauptperson, oder vielmehr es ruht auf ihm, wie auf Volker in dem Nibelungeliede, ein besonderer poetischer Glanz. Dieser Horand erscheint weder bei Saxo grammaticus noch in der Edda: sie scheinen ihn nicht zu kennen. Dass er aber alt ist in der deutschen Sage, folgt allein schon aus dem angelsächsischen Zeugnis.

Ich will schliesslich noch den poetischen Werth unseres Gedichtes berühren. Die drei Theile sind lose mit einander verknüpft. Der erste lässt sich am leichtesten ablösen; der zweite steht zu dem dritten insoweit in passendem Verhältnis, als er den Übergang aus der Heldenzeit in das tiefere Leben der Seele

darstellt. Jeder Theil für sich hat Zusammenhang; die Ereignisse entwickeln sich aus einfachen Anlässen, greifen in natürlicher Bewegung immer weiter um sich und gelangen zu einem angemessenen Schluss, der eine milde Versöhnung gewährt. Diese Zeit sucht schon eine heitere Beruhigung der Ereignisse. In dem zweiten Theil strömt aller Glanz auf die Entführung der Hilde und Horands Erscheinung. In dem dritten Theil zeigt der Aufenthalt der geraubten Gudrun bei ihren Feinden die grösste Höhe der Poesie. Wie sie unter Herabwürdigungen aller Art den Adel ihrer Seele bis zu dem Augenblick der Erlösung unbefleckt bewahrt, das ist mit einer Kraft und Wahrheit, mit einer Innigkeit geschildert, die dieses Gedicht zu dem Schönsten erhebt, was die Poesie je hervorgebracht hat. Es ist lauteres Gold ohne Beimischung eines unedeln Metalls. Zarte Menschlichkeit steht zwischen der ungebändigten Kraft des alten Wate: keck und unverhüllt stellt sich das Böse entgegen. Das Nibelungelied, das eine Heldenwelt noch im höchsten Glanz vor dem grausenhaften Untergang besingt, ist insoweit grossartiger: in der Gudrun herrscht der Gedanke an die Verherrlichung der Frauen vor, und doch zeigt sich nichts von jenem übernatürlichen, phantastischen, bei Lichtenstein in das Alberne übergehenden Minnedienst der höfischen Dichter. Überall ist die Gesinnung tüchtig und gesund: sie ist nicht durch jene Vergeistigung umhüllt, die uns reizt, die aber keine unmittelbare Wahrheit in sich trägt. Indem wir tiefere Blicke in das innere Leben, den häuslichen Zustand thun, darf man nicht mit Unrecht unser Gedicht mit der Odyssee, das Nibelungelied mit der Ilias vergleichen.

Die Charaktere sind, wo nicht schärfer, doch feiner und zarter angegeben und wirken entscheidender auf die Begebenheiten ein als im Nibelungelied. Die von Löwenblut genährte Tapferkeit Hagens unterscheidet sich sehr bestimmt von der halbrohen Wildheit des alten Wate, dessen Natur gleichwohl durch die Treue und eine Beimischung von Edelmuth sich wieder erhebt. Hartmuts herbe Gesinnung lässt doch keine Gemeinheit zu; so blickt doch eine, wenn auch nie ausgesprochene Hinneigung zu ihm durch, wenn Gudrun ihm auch

Widerstand leistet, und in der Treue gegen ihren Verlobten scheint sie mehr dem Edelmuth als innerer Neigung zu folgen. Harand ist, wie sich's für einen Sänger geziemt, mit einer gewissen zarten Wärme geschildert, und obgleich er sich dem Waffendienst nicht entzieht, so fühlt man doch, dass er in einer reineren Luft athmet. Gudrun, deren Gemüth ebenso zart als tief ist, die ebensoviel Muth und Entschlossenheit als jungfräuliche Schüchternheit zeigt, die mehr von der angeborenen Grossartigkeit der Seele als von einem leidenschaftlichen Gefühl angetrieben wird, sie ist noch durch den Gegensatz zu der Gerlind gehoben, die eine boshafte Heftigkeit zur Schau trägt. Was anderwärts die Kunst ersinnt, das hat hier der unbewusste Trieb der Volksdichtung gefunden.

Ich habe noch die nöthigen litterarischen Nachweisungen zu geben.

Wir besitzen von unserem Gedicht nur eine einzige und zumal spätere Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts, die sich zu Wien befindet. Sie ist mit einigen leichten, aber gleich in den Text gerückten Abänderungen in der Sammlung altdeutscher Gedichte Bd 2 (Berlin 1816) durch v. d. Hagen und Primisser bekannt gemacht; ein genauer Abdruck wäre besser gewesen.

Im Jahr 1835 erschien Kûdrûn von Ziemann. Der Text ist hier mit grösster Willkür behandelt: es soll eine Herstellung desselben sein, und einiges davon ist brauchbar, aber der wahre Text wäre daraus niemals wieder zu gewinnen. Schätzbare Anmerkungen dazu haben Haupt und A. Hahn geliefert in den Ergänzungsblättern der Hallischen Litteratur-Zeitung 1837, No. 11. 12, Haupt ferner in den Hallischen Jahrbüchern 1839, No. 133. 134. Ein Stück in Wackernagels Lesebuch 1. Die 2. Ausgabe von 1839 ward erst etwa 1841 versendet.

Die Ausgabe von Ettmüller, Zürich 1841, mit Glossar zeigt bessere Schule und hat manches Lobenswerthe. Ihre Brauchbarkeit wird erschwert durch die Hypothese von den vier Ordnern, die ihn veranlasst hat den Text zu zerschneiden.

Bemerkungen zu dem Gedicht nach dieser Ausgabe von Haupt und Jacob Grimm in Haupts Zeitschrift Bd 2 und 3.

Kûdrûn. Die echten Theile des Gedichtes, mit einer kritischen Einleitung herausgegeben von Karl Müllenhoff. Kiel 1845. Ein Viertel nur bleibt übrig; der ganze erste Theil fällt weg.

Hülfsmittel:

Wackernagels Glossar zum Lesebuch. Beneckes Wörterbuch. Ziemanns Wörterbuch. Hahns kleine Grammatik.

Bearbeitungen:

Gudrun, ein episches Gedicht. Programm und Probegesang, Leipzig 1836. Es ist keine Übersetzung, sondern eine freie Auffassung im Sinn und Ausdruck des griechischen Epos. Sie ist mit Geist und Geschmack gemacht, aber ich glaube nicht, dass auf diesem Wege das Gedicht in die Gegenwart kann eingeführt werden. Wahrscheinlich ist Gervinus der Verfasser, aber ich kann es nicht mit Gewissheit sagen. In seinem Werk über die poetische Nationalliteratur handelt er 1, S. 372—383 von unserem Gedicht.

Gudrun, Nordseesage nebst einer Abhandlung über das Gedicht von dem Nordseesagenkreis von San Marte (A. Schulz), Berlin 1839. Keine Übersetzung, sondern eine freie Bearbeitung mit völliger Umänderung der Form. Ich kann ihr keinen Geschmack abgewinnen: es ist ein lyrisches Element eingeführt, und die alte Dichtung nimmt sich mit den Gedanken und Redensarten unserer Zeit sehr wunderlich aus. Ob es denen, welche unser Gedicht, überhaupt die Weise der altepischen Dichtung nicht kennen, zusagt, weiss ich nicht: mir ist unmöglich diesen Standpunkt zu nehmen. Die Abhandlung bespricht freilich wichtige Dinge; der Verfasser hat Kenntnisse, Belesenheit und Einsicht, aber er beantwortet die aufgeworfenen Fragen doch ziemlich dilettantenartig. Es fehlt überall nicht an wunderlichen Behauptungen und Einfällen. Es kostet z. B. dem Verfasser keine Mühe, gleich einen britischen Ursprung anzunehmen, und weil einige christliche Beziehungen vorkommen, soll der Dichter ein Geistlicher gewesen sein, und dergleichen mehr. Gervinus, Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalliteratur S. 41, drückt sich vorsichtiger aus: »der letzte

Bearbeiter der Gudrun war eher Geistlicher als Laie.« Die Wahrheit ist, dass wir nichts darüber wissen und man sich mit blossen Vermuthungen nur eine Last aufbürdet, aber nichts gewinnt.

Eine Übersetzung von Adalbert Keller, Stuttgart 1840, hält sich näher an den Text und verdient insoweit den Vorzug. Aber die Übertragung, nicht aus einer anderen Sprache, sondern aus derselben, wie sie im Alterthum gegolten hat, in die, welche jetzt gilt, führt unüberwindliche Schwierigkeiten mit sich. Ich kann es nicht ohne Widerstreben lesen. Ich habe kein Beispiel ausgesucht, sondern das Buch nur aufgeschlagen und will die Strophe näher betrachten, auf die zuerst meine Augen fielen.

Der Sänger Horand wirbt bei Hilde, der Königstochter, heimlich für seinen Herrn. Er sagt ihr, dass Hetel sie vor allen Frauen liebe: sie möge sich auch ihm geneigt erweisen. Nun folgt ihre Antwort (Hagen S. 1619—1622. Ettmüller S. 42):

si sprach ›got müeze im lônen daz er mir wæge sî.
kæme er mir ze mâze, ich wolt im ligen bî.
ob du mir woltest singen den âbent und den morgen.‹
er sprach ›ich tuon ez gerne, des sit ân aller slahte sorgen.‹

Die Übersetzung:

›Ich bitte Gott drum‹, sprach sie, ›dass er ihm gnädig sei.
Wofern sichs fügen möchte, läge ich ihm gerne bei.
Wenn du mir wolltest singen am Abend und am Morgen.‹
Er sprach: ›das thue ich gerne: darüber seid nur durchaus ohne Sorgen.‹

Ich will das näher durchgehen. ›got müeze im lônen daz er mir wæge sî‹ heisst: ›ich freue mich innig, dass er mir hold ist.“ Gottes Lohn wird nicht wie eine Belohnung, wie etwa für eine empfangene Gabe erfleht, sondern sie bezeichnet bloss das Glück, das die Jungfrau empfindet. Die Übersetzung wünscht ihm nicht Gottes Lohn, sondern seine Gnade, als wenn er gesündigt hätte, vergisst den Hauptgedanken, dass sie seine Bewerbung und Liebe damit annimmt. ›kæme er mir ze mâze‹, näherte er sich mir, wie es ziemlich, angemessen ist, will er nach königlicher Sitte um mich werben. Die Übersetzung flach

und im Geschäftsstil: »wofern sich's fügen möchte«. »ich wolt im ligen bî«, ich wollte seine Gemahlin werden, wie man noch heute bei fürstlicher Vermählung den Ausdruck »Beilager« gebraucht. Die an sich wörtliche Übersetzung »läg' ich ihm gerne bei« lautet heutzutage geradezu unverständig und rob; keine Bauerndirne wird so zu einem jungen Mann reden. Das Folgende »wenn du mir wolltest singen am Abend und am Morgen«, ebenfalls wörtlich, ist zumal in diesem Zusammenhang unerträglich, als sollte er ihr Abends und Morgens dazu singen, wenn sie bei ihrem Manne liege. Sie will sagen: »ich will seine Gemahlin werden, wenn ich deinen Gesang nicht entbehren soll, wenn ich ihn hören soll, so oft ich es verlange«; denn das heisst »am âbent und am morgen«, nicht ist es wörtlich zu verstehen. Wenn Horand nun erwidert »daz tuon ich gerne, des sît âne aller slahte sorgen«, das will ich mit Freuden thun, des könnt ihr gewiss, davon könnt ihr überzeugt sein, so macht die ohnehin ganz trivial lautende Übersetzung »das thue ich gerne; darüber seid nur durchaus ohne Sorgen« mir einen völlig komischen Eindruck. Als wenn man im Conversationsstil sagt: »machen Sie sich keine Gedanken; es wird schon alles gut gehen«.

Sie sehen, was ich einzuwenden habe; es geht mit einer solchen Übersetzung nicht. Wie kann man hoffen auf diese Weise den Geist zu fassen? Und bei dem Nibelungeliede geht es noch eher, wo der Ausdruck minder zart und ausgebildet ist.

Für uns ist diese Arbeit unbrauchbar.

Zur Vergleichung noch die Uebersetzung von San Marte (S. 51):

Es lohne Gott ihm das Vertrauen,
Die Huld, die er mir zollt.
Könnt' ich von Angesicht ihn schauen,
Ich glaub', ich wär' ihm hold.
Ja, schon des Dieners willen
Zög' ich zu ihm, wenn so dein Mund
Mir Lieder sängt zu jeder Stund',
Die Tönelust zu stillen.

Diese Uebersetzung ist wenigstens ganz modern und hat noch etwas Zucker für die Liebhaber dieses Geschmacks dar-

über gestreut. Sonst mögen beide darum würfeln, welche die verfehlteste ist.

Gudrun, deutsches Heldenlied von Dr Karl Simrock, Stuttgart 1843, S. 90:

Sie sprach: »Gott mög' ihm lohnen, dass ich sein Herz gewann.
Wär' er mir ebenbürtig, ich nähm' ihn gern zum Mann,
Wenn du mir singen wolltest den Abend und den Morgen.«
Er sprach: »ich thu' es gerne; darüber seid mir, Herrin, ausser Sorgen.«

EINLEITUNG ZUR VORLESUNG ÜBER HARTMANNS EREK.*)

Ich habe im vorigen Sommer eins der schönsten Denkmäler des Alterthums, das einen Theil des deutschen Volksepos ausmacht, das Gedicht von Gudrun, erklärt, in dem Winter vorher ein ausgezeichnetes Lehrgedicht, den Freidank, der die sittliche Bildung in der blühendsten Zeit der altdeutschen Dichtkunst darstellt: ich wähle diesmal zu dem Gegenstand meiner Vorlesungen eins der besten Werke der ritterlichen Poesie, Erek, ein Gedicht aus dem Arthurkreise. Ich habe bei der Gudrun wie bei dem Freidank versucht in einer Einleitung das Verhältnis, in welchem das einzelne Denkmal zu der ganzen Gattung [steht], zu der es gehört, zu schildern. Wenn wir einen Baum betrachten, der in seiner Kraft vor uns steht, so betrachten wir auch den Boden, der unter ihm grünt, den Brunnen, der neben ihm quillt, die Luft, die ihn umgibt, in der er athmet, endlich Berge und Felsen in dem dämmernden Hintergrund: und erst in dem Anblick der ganzen Landschaft empfangen wir den vollen und wahren Eindruck, den die Stelle gewähren kann, auf der wir stehen. Dieser Weg scheint mir der beste, um Sie auf eine fruchtbare und lebendige Weise in die Erkenntnis des deutschen Alterthums einzuführen. Vorlesungen, die das Ganze umfassen, können bei dem Einzelnen nicht mit gleicher Sorgfalt verweilen: ich verkenne ihren grossen Werth keineswegs. Allein es sind schon Bücher vorhanden, aus denen man sich Raths erholen kann, für die äussere Geschichte der Poesie Kobersteins Grundriss, für die innere das Werk von Gervinus über die deutsche Nationallitteratur, aus dem ein Auszug in

*) [Begonnen am 7. Nov. 1843, 18. Okt. 1844, 9. Nov. 1846, 6. Nov. 1848, 6. Mai 1850.]

einem mässigen Band als Handbuch eine leichte und bequeme Übersicht liefert. Ich theile in vielen und in Hauptpunkten nicht die Ansicht von Gervinus. Ich bin nicht selten ganz entgegengesetzter Meinung: allein das hindert mich nicht anzuerkennen, dass es ein geistreiches und lebendiges, mit ausgezeichneten geschichtlichen Gaben abgefasstes Werk ist, das gewiss zur Förderung der Wissenschaft beiträgt; es ist das erste, das wirklich aus den Quellen geschöpft ist. Dann aber wird in Vorlesungen über das Ganze von Lachmann für das Bedürfnis gewiss auf eine ebenso gründliche als belehrende Weise gesorgt. Ehe ich also zur Erklärung des gewählten Denkmals gehe, werde ich mich erst über den Sagenkreis von Artus verbreiten und seine Entstehung, Fortbildung und sein Verhältnis zu dem einheimischen Volksepos darlegen, doch dabei immer unser Gedicht als den eigentlichen Mittelpunkt behandeln, von welchem aus wir das Übrige betrachten.

Zu derselben Zeit, wo das Volksepos in dem Nibelungelied zum letzten Mal glänzend aufleuchtete, im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, treten auch die grössten Dichter des deutschen Mittelalters hervor, ich meine Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg. Ich würde diesen noch Walther von der Vogelweide zugesellen, der etwas später lebte, ihnen aber an innerem Werth nicht nachsteht, wenn ich hier nicht bloss von epischen Werken reden wollte; von Walther besitzen wir aber nur lyrische Gedichte. Es scheint Zufall, dass in einem so engen Raum so ausgezeichnete Geister sich erheben; allein es ist kein Zufall. Dieser Erscheinung begegnen wir überall in der Geschichte der menschlichen Bildung, und sie hat in einem höheren Naturgesetze ihren Grund. Allmähliches Heranwachsen, langsames Erstarken, dann eine Blüthenzeit von nicht langer Dauer, endlich und oft ein schnelles Abwelken und Versinken, das erblicken wir bei allen Völkern und in allen Zeiten. Erst wenn ein neuer Trieb erscheint, pflegt diesem zu gut zu kommen, was der vorige gewonnen hatte, und eine abermalige und reichere

Entfaltung beginnt aufs Neue denselben Kreislauf. Es fehlt keiner Zeit an ausserordentlichen, tiefbegabten Menschen, aber die ganze Entwickelung des Geistes, die äusseren Bedingungen, von welchen sie abhängt, müssen zu dem Punkt gelangt sein, dass ihnen möglich ist sich in voller Kraft zu entfalten. Die Keime der Pflanze liegen im Schosse der Erde. Sie durchbrechen auch wohl die äussere Decke; seltener wachsen sie auf in die Höhe, und noch seltener, wenn sie auch herangewachsen sind, gelangen sie zur Blüthe. Die Knospe, wenn sie eben aufbrechen soll, senkt das Haupt und welkt, bevor sie der Welt Glanz, Farbe und Duft hat darreichen können. Glückliche Zeiten, wo sie es vermag; sie erscheinen nicht oft. Was trägt die Schuld? Der ungelockerte Boden, der Mangel an Sonnenschein, an warmer, belebender Luft. Nicht an dem Einzelnen liegt sie, sondern an der Abhängigkeit von grösseren allgemeinen Verhältnissen. Die innere schaffende Kraft verleiht Gott dem Einzelnen, wie ganzen Völkern; wir können nichts thun, als uns bestreben, jeder nach seinem Vermögen, und mitwirken, damit diese Kraft zur Entwickelung gelange. Auch die Wissenschaft hat kein anderes Ziel: sie will dem Leben Sonnenschein, reine Luft, freien Athem zuwenden. Wer sie treibt, ohne dass ihm der Geist innewohnt, ist bloss ein Handlanger.

Betrachten wir die Zeit, die jenen drei Dichtern unmittelbar vorangieng und in den Dichtungen aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts sich kund gibt, so finden wir schon Anfänge und Versuche verschiedener Art, fast aller der Richtungen, die sich hernach ausbildeten. Mancher hat schon seinen eigenthümlichen Werth, wie Crescentia, das Rolandslied und das Gedicht von dem Grafen Rudolf, von dem sich nur grössere Bruchstücke erhalten haben. Ja, wir finden noch mehr; es zeigten sich damals Triebe und Keime, die, wenn auch an sich trefflich und lobenswerth, doch wieder zusammenfielen und verschwanden. In dieser Beziehung ist die Poesie jener Zeit sogar freier und mannigfaltiger zu nennen. Die Dichter selbst waren noch nicht an einen gewissen Stand gebunden, auch die Geistlichen dabei thätig, die sich im dreizehnten Jahrhundert davon zurückzogen.

An dem Ende des zwölften und mit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts sammelte und beschränkte sich die poetische Kraft und drängte zur Blüthe. Das Ritterthum, bei den romanischen Völkern entsprungen, bewältigte auch Deutschland und bildete sich da sinnvoller und sittlicher aus. Wie aber das Ritterthum anfieng die höheren geselligen Verhältnisse zu beherrschen, so zog auch die Poesie bei ihm ein und fand da ihren Schwerpunkt. Jene drei Dichter, die ich gerne die grossen nenne, weil erst nach mehr als einem Jahrhundert, als Goethe und Schiller unter uns erschienen, etwas Ähnliches, ja etwas Höheres sich erhob und die Zeit kam, wo die Dichter nicht einem einzelnen Stand, sondern dem ganzen Volk zugehörten: jene drei Dichter des Mittelalters waren alle von Adel, hatten ein ritterliches Leben geführt und waren von den Richtungen, Gedanken und Anschauungen ihres Standes erfüllt.

Jetzt, unter diesen Bedingungen, bildete sich der Gegensatz zwischen höfischer und Volksdichtung entschieden aus, der schon bei Heinrich von Veldeke, der eine Aeneis zwischen 1184—1189 dichtete, deutlich hervorgetreten war. Höfische Dichter heissen sie nicht in dem tadelnden Sinn unserer Zeit, sondern weil sie an den Höfen der Fürsten und des reichen, hohen Adels lebten und dort Unterstützung, wenn sie deren bedurften, fanden. Der Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen war im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts einer der ersten, der die Dichter um sich versammelte. Die höfischen Dichter waren Kunstdichter: sie schöpften aus sich selbst. Zwar den Inhalt ihrer Dichtungen fanden sie vor; denn eine Sage zu erfinden geht über die Kräfte des Einzelnen, und reine Erfindungen gibt es kaum in der Geschichte der älteren Poesie, oder wo sie versucht werden, sind sie ohnmächtig. Aber Auffassung und Behandlung, die eigentliche Belebung des überlieferten Stoffs gieng von ihnen aus, und der Gehalt ihrer Werke hieng von der inneren Begabung des Dichters ab. Sie waren von der, wenn auch sinnvollen und geistreichen, doch zugleich einseitig hinaufgetriebenen, oft seltsamen, manchmal unnatürlichen Bildung ihres Standes abhängig, die sich späterhin noch weiter verirrte und uns in Lichtensteins Frauendienst

das Bild eines kaltphantastischen Thoren zeigt. Davon sind jene Dichter noch weit entfernt: gibt man einmal ihre Grundlage zu, so muss man Schönes, Tiefsinniges und Reizendes in ihrer Anschauungsweise erkennen; auch sind sie zu belebt, als dass nicht überall das Natürliche sich durchdrängen sollte. Überhaupt muss man bedenken, dass was sich geltend zu machen weiss, was zu einer Blüthe gelangt und seine Zeit beherrscht, zu dem eigenthümlichen Geist eines Volkes gehört und an seiner Stelle Achtung fordern kann. Aber zu dem Volksepos bildeten sie doch einen entschiedenen Gegensatz. Wie dieser frei von dem gesteigerten Ritterthum einen höheren, in sich wahrhaftigeren Heldengeist athmete, so empfanden die höfischen Dichter den Werth des Volksepos nicht mehr und glaubten sich darüber erheben zu dürfen, wie jede Verfeinerung sich überschätzt, obgleich wir aus einzelnen Anspielungen abnehmen können, dass es ihnen nicht unbekannt war. Wenn ich diesen Gegensatz so bestimmt bezeichne, so muss ich doch, um falsche Folgerungen abzuwenden, noch etwas hinzusetzen.

Die Poesie an sich kennt keine Trennung. Es gibt an sich nur eine, und wie die reine und vollendete Kunst keinem besonderen Stande, sondern dem ganzen Volk, ich meine das Volk in seiner reinsten und edelsten Bedeutung, in seiner verschiedenen Abstufung angehört, so erfüllt auch das vollkommene Volksepos die Forderungen der Kunst, eben weil diese Forderungen in der Natur begründet sind, wenn es sich ihrer auch nicht bewusst ist. Allein in der Erscheinung haben sie sich fast zu allen Zeiten getrennt und in dem glücklichsten Fall nur mehr oder minder genähert, am leichtesten in der lyrischen Dichtung, weil sie am unmittelbarsten aus der menschlichen Seele strömt. Die Volkslieder der Serben, die reinsten und schönsten, die ich kenne, könnten als die edelsten Erzeugnisse der Kunst betrachtet werden, wie umgekehrt Goethes Lieder könnten von dem Volk gesungen werden. In dem Nibelungelied würde die Kunst einen strengeren Zusammenhang, eine gleichmässigere Ausführung verlangen; sie würde die manchmal allzu herbe, einige Mal an das Rohe streifende Sitte zurückweisen; dagegen würde das Nibelungelied mit dem übertriebenen,

oft nur auf Übereinkommen beruhenden Ritterthum, mit der abenteuerlichen, nicht durch Ereignisse erregten, sondern nur auf persönliche Verherrlichung bedachten, die Gefahr nutzlos und zwecklos aufsuchenden Tapferkeit sich nicht vertragen. Die Minne, die bei den höfischen Dichtern, wer will das leugnen? oft zart und mit tiefem Gefühl geschildert wird, sie steht mit ihrer Beimischung von Bethörung, von halb abgöttischer Verehrung der Frauen, die alle anderen Rücksichten bei Seite setzt, selbst die Heiligkeit der Ehe, jener schlichten, herzlichen, ganz wahrhaftigen Liebe entgegen, der wir im Volksepos begegnen: Gudrun ist das Bild einer Frau, dem an Reinheit, Tiefe und Adel der Gesinnung keins der höfischen Dichter kann an die Seite gestellt werden, so zart und rührend auch Sigune im Titurel von Wolfram geschildert ist.

Jene drei höfischen Dichter, die Bewusstsein von ihrer Kunst hatten, fühlten, dass ein Gedicht ein Ziel, einen Mittelpunkt, einen alles Übrige beherrschenden Gedanken in sich tragen muss und, wenn es ein Kunstwerk sein will, nicht zu einer bloss unterhaltenden Erzählung herabsinken darf. Am ausgezeichnetsten ist in dieser Hinsicht Wolfram. Er benutzte die alte, ihm wie uns selbst in ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung unverständliche Sage vom Parzivâl, um eine tiefsinnige, mit den edelsten Anlagen begabte Natur zu schildern, die sich in die äussere Welt und die Hemmungen, die sie ihm entgegenstellt, nicht zu finden weiss, deshalb Missgeschick erlebt, in ihren Gedanken gestört und verwirrt wird, aber endlich den Widerstand besiegt und glänzend durchbricht: dieser Charakter ist echt deutsch und wird in Sagen und Märchen auf verschiedene Weise ausgedrückt. Ein anderes Ziel hatte sich Gottfried im Tristan gesteckt. Er wollte die Bethörungen der Liebe oder vielmehr einer nichts als sich selbst mehr beachtenden Leidenschaft darstellen. An sich war der Zaubertrank, den Tristan und Isalde trinken, wohl geeignet eine solche dämonische Gewalt zu bezeichnen, aber wenn er beide, während sie, von dieser blinden Gewalt beherrscht, Verbrechen auf Verbrechen häufen, als edle und herrliche Menschen erscheinen lässt und allen Schimmer der Poesie auf sie ausgiesst, so ver-

letzt er das sittliche Gefühl, was der Dichter niemals darf. Er darf das Unsittliche darstellen, wenn es der Zweck des Ganzen verlangt, aber er darf daraus nicht Ruhm und Preis des Helden erwachsen lassen. Sein Ziel muss immer ein reines sein. Von dem, was unser Hartmann mit seinen Gedichten beabsichtigte, ob auch er seinen Gedichten einen Mittelpunkt gab, davon wird hernach noch die Rede sein.

Wie diese drei Dichter schon in der Art und Weise, womit sie den empfangenen Stoff auffassten und wenigstens Wolfram und Gottfried mit einem Grundgedanken belebten, ihre eigene Natur verrathen, so drückt sich diese auch in der Darstellung aus. Hartmann redet wie ein milder, sinnvoller Mann mit einer warmen Innigkeit: überall finden wir zarte, der menschlichen Seele abgelauschte Züge. Seine Sprache ist in ihrer Ebenmässigkeit, Genauigkeit und ruhigen Haltung vielleicht die vollendetste aller Dichter des dreizehnten Jahrhunderts. Wolfram lebte nicht in Frieden mit der Welt wie Hartmann. Er betrachtet sie und ihre Gebrechen mit scharfem und finsterem Blick. Neben reizenden Bildern liegen auch dunkele. Wolframs Rede ist eindringend, kühn, stechend. Sie bricht schnell ab oder springt keck über, verschmäht das Ungewöhnliche, das Seltsamste nicht und wird oft so schwer und dunkel, ja, er war es schon seinen Zeitgenossen, dass sich das Verständnis erst mühsamer Betrachtung erschliesst. Überall aber dringen uns glänzende Strahlen eines Geistes entgegen, dem an Tiefe und Höhe kein anderer gleichzustellen ist, dem gegenüber Hartmann weichlich, Gottfried oberflächlich erscheint, so wenig beide dies sind. Im Titurel hat Wolfram eine Dichtung hinterlassen, die an Macht der Darstellung, des Gefühls und des Ausdrucks sich dem Höchsten zugesellen kann. Wolfram völlig entgegengesetzt ist Gottfried. Er sieht die Welt mit lachenden Augen an: er hat nicht die Tiefe Wolframs, dessen schwieriger und dunkler Ausdruck ihm zuwider ist, über dessen Art und Weise er spöttelt: er hat nicht die Innigkeit und Reinheit Hartmanns, aber er breitet alle Farbenpracht über seine Gestalten aus und schildert sie mit einer Kenntnis der menschlichen Seele und einer psychologischen Wahrheit, welche die grösste Be-

wunderung verdient. Übersieht man das unwürdige Ziel, das er sich gesteckt hat, so kann man sein Gedicht vollendet nennen. Gottfrieds Sprache hat wie seine Gedanken eine verführerische Anmuth: sie strömt in reichem Fluss und weiss in mannigfaltigen Abstufungen glücklich zu wechseln. Keiner der folgenden Dichter, die ihm nachstrebten, auch nicht Conrad von Würzburg, dem es an rednerischen Gaben keineswegs fehlte, haben ihn darin erreicht.

Wir wenden uns zu näherer Betrachtung Hartmanns von Aue. Wir wissen wenig von seinem Leben, und dies Wenige schliessen wir aus einzelnen Äusserungen, die in seinen Gedichten vorkommen. Was Prof. v. d. Hagen in dem vierten Bande der Minnesänger zusammenstellt, ist mit Vorsicht zu gebrauchen: das Beste, d. h. das Sicherste über des Dichters äussere Verhältnisse hat M. Haupt in der Vorrede zu den Liedern angemerkt. Er nennt sich selbst Hartman von Owe. Wolfram nennt ihn Parz. 143, 21 min hêr Hartman von Ouwe. Er war also von adelichem Stande: denn herre wird nur ein Ritter genannt, und min hêr ist eine Höflichkeitsformel, wie min vrouwe, die dem französischen monsieur, madame entspricht. Dass er aus Schwaben war, erfahren wir aus dem Gedicht Heinrichs vom Türlein, die Krône genannt. Bei Reinbot heisst er der von Ouwe, bei Rudolf von Ems der Ouwære: in dem jüngeren Titurel von Albrecht, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet, Hartman von der Ouwen.

Er hat schon in der Jugend gedichtet. Sein erstes Werk war Erek; er nennt sich darin selbst einen unerfahrenen Jüngling. Er war auch noch in der Jugend, als er an dem Kreuzzug von 1197 und 1198 theilnahm. In dem Gregor (625—627) rühmt er, dass er bis dahin ein ruhiges Leben ohne Glück und Unglück geführt. In den Liedern klagt er sich der Unbeständigkeit an, die ihm die Neigung seiner Geliebten mit Recht entzogen habe. Aber auch der ritterliche Minnedienst scheint ihm nicht recht gefallen zu haben. Er sagt in seinen Gedichten, dass er gerne bei Frauen von geringem Stand sich die Zeit vertreibe (Lieder 20, 20). Sein Tod fällt zwischen 1210—1220. Ausser den Liedern, von denen eins nach dem März 1193 ent-

standen ist, sind seine Werke, in chronologischer Folge geordnet, folgende: 1. Erek, 2. Gregorius, 3. zwei Büchlein, 4. der arme Heinrich, 5. Iwein. Ziemlich gleichzeitig mit Gregorius sind wohl die beiden Büchlein und der arme Heinrich. Das erste Büchlein dichtete Hartmann als junger Mann, aber wahrscheinlich nach dem Kreuzzug, weil, was er von dem Meer erzählt, eigene Anschauung verräth (Haupt S. XVIII). Weil die Wendung im Eingang des Iwein leichter und einfacher ist als im armen Heinrich, schon aus diesem Grunde hält Benecke (zum Iwein 22) den Heinrich für älter. Das letzte Werk, Iwein, ist vor 1204 oder 1205 gedichtet.

Von sämmtlichen Dichtungen Hartmanns besitzen wir treffliche Ausgaben. Den Erek hat Haupt aus einer einzigen, zumal späteren Handschrift mit Sorgfalt und Liebe, soweit es bei einer so mangelhaften Quelle möglich war, hergestellt (Leipzig 1839 [1871]): nachträgliche Verbesserungen, zugleich mit den Bemerkungen seiner Freunde, sind in der Zeitschrift für deutsches Alterthum mitgetheilt (3, 266—275). Die Lieder, die zwei Büchlein und der arme Heinrich (der letztere schon von Lachmann in der Auswahl 1820, von Wackernagel im Lesebuch 2. Aufl. 1839 und von Wilhelm Müller, Göttingen 1842, besonders bearbeitet) sind ebenfalls von Haupt in einem Band (Leipzig 1842) zuerst bekannt gemacht und kritisch herausgegeben. Gregorius ist von Lachmann (Berlin 1838) hergestellt, gleich nachdem die gute vatikanische Handschrift von Greith (Frauenfeld 1838) abgedruckt war. Iwein, schon längst durch einen schlechten Abdruck in der Müllerschen Sammlung (Berlin 1785) und von Michaeler (1786) bekannt, ist von Lachmann mit Bemerkungen von Benecke schon Berlin 1827 herausgegeben, aber eben jetzt (1843) in einer neuen Ausgabe erschienen und durch die kritische Behandlung des Textes ebenso als durch sorgfältige und gelehrte Erklärung ausgezeichnet, so dass sie als eine Musterarbeit gelten kann.

Hartmanns Lieder drücken einfache Gedanken und Empfindungen schlicht und natürlich aus, zeigen aber keine besondere Tiefe. Die beiden Büchlein enthalten Betrachtungen über die Minne, das erste in einem Gespräch zwischen Leib und Seele.

Beide Gedichte sind nicht von besonderem Werth und haben nichts Anregendes. Gregorius enthält eine legendenartige Sage. Gregorius, in Blutschande von Geschwistern erzeugt, wird nach seiner Geburt ausgesetzt und gelangt als jugendlicher Ritter in das Land, wo seine Mutter herrscht, mit der er sich vermählt, ohne dass beide sich erkennen. Als das Geheimnis an den Tag kommt, unterwirft er sich siebenzehn Jahre lang der strengsten Busse; dann wird er auf den päpstlichen Stuhl berufen, wo seine Mutter zu ihm kommt, um Beichte abzulegen. Sie erkennen sich und führen fortan ungeschieden ein frommes Leben. Hartmann hat, wie er selbst sagt, das Gedicht ins Deutsche übersetzt; aus welcher Sprache, erfahren wir nicht. In den älteren Legendensammlungen kommt diese nicht vor, und eine frühere Darstellung der Sage als Hartmanns ist noch nicht entdeckt.

Die Erzählung vom armen Heinrich hat der Dichter, wie er am Eingang sagt, in einem Buch gelesen; Näheres wissen wir nicht. Eine Hauptperson darin ist ein Herr Heinrich von Ouwe, also der Herr der Aue, von welcher unser Dichter Dienstmann war. Wir müssen also eine einheimische Sage darin sehen, deren unmittelbare Quelle wir nicht kennen. Das Gedicht erzählt, wie eine unschuldige Jungfrau bereit ist, ihr Leben hinzugeben, um mit ihrem reinen Blut ihren geliebten Herrn vom Aussatz zu heilen.

Von dem Iwein oder dem Ritter mit dem Löwen kennen wir Hartmanns unmittelbare Quelle. Es war das nordfranzösische [Gedicht] des Chrétien von Troyes, der um die Zeit starb (1191), wo etwa Hartmann zu dichten begann. Es ist noch vorhanden und vor kurzem aus einer Pariser Handschrift gedruckt in den Mabinogion der Lady Charlotte Guest, Band 1, S. 134—214; Anfang und Schluss aus einer vatikanischen ist von Adalbert Keller (Tübingen 1841) herausgegeben. Eine Übersetzung der Mabinogion im Auszug lieferte A. Schulz (genannt San Marte) in seinen Untersuchungen über die Arthursage (Quedlinburg 1842). Der Inhalt von Hartmanns Gedicht ist kürzlich folgender. In dem Walde zu Breziljan ist ein wunderbarer Brunnen. Giesst man Wasser daraus auf einen Stein, der dabei steht, so erhebt

sich ein furchtbares Ungewitter; der König Ascalon von Breziljan kommt herangeritten, und der, welcher das Wasser ausgegossen hat, muss mit ihm kämpfen. Iwein hört an Artus' Hof von diesem Abenteuer erzählen und entfernt sich heimlich, um es zu bestehen. Er tödtet den König Ascalon in dem Kampf, kommt dann auf sein Schloss, wo die Wittwe Laudine sich schnell entschliesst mit dem Sieger sich zu vermählen. Gawein, sein Genoss, ein Neffe des Königs Artus, mahnt ihn nachher an ein ritterliches Leben, und Iwein nimmt auf ein ganzes Jahr Abschied von Laudine, die ihm einen Goldring auf die Treue gibt. Iwein ergibt sich mit Gawein einem ritterlichen Leben, vergisst die bestimmte Frist, und als Lunete, das Hoffräulein der Laudine, kommt, ihn daran erinnert und ihm den Ring abzieht, verliert Iwein aus Scham und Reue den Verstand. Er läuft als ein Thor in das Feld und verwildert nach und nach ganz. Durch eine Zaubersalbe, womit ihn drei Frauen, als er im Schlafe liegt, bestreichen, wird er geheilt. Er besteht jetzt mancherlei Abenteuer. Ein Löwe, dem er im Kampf mit einem Drachen beisteht, folgt ihm mit Treue und leistet ihm in anderen Gefahren Hülfe. Zuletzt kommt ihm seine Frau wieder in die Gedanken; er geht zu dem Brunnen in Breziljan und versöhnt sich mit ihr.

Auch bei dem Erek war, wie bei Iwein, ein altfranzösisches Gedicht die Quelle Hartmanns. Ein solches ist auch von demselben Chrétien von Troyes vorhanden. Haupt besitzt einen Theil desselben in Abschrift und will es ganz herausgeben, wie auch von einer bevorstehenden Ausgabe in Frankreich die Rede ist. Ein prosaischer Auszug in der bibliothèque des romans, février 1777 p. 49—86, ist ganz dürftig und ungenügend; dagegen hat San Marte (Albert Schulz) in seinem Buch über die Arthursage (Quedlinburg 1842) S. 299—320, indem er benutzte, was die histoire litéraire de la France XV, Haupt in der Vorrede und Lady Guest in dem dritten Theil der Mabinogion (1840) aus altfranzösischen Handschriften mittheilen, eine brauchbare Übersicht von Chrétiens Werk geliefert. Haupt wird dann auch das Verhältnis Hartmanns zu diesem Gedicht auseinandersetzen: so viel aber wissen wir aus dem, was bekannt ist, mit

Sicherheit, dass, wie sehr auch der deutsche Dichter im Ganzen mit dem französischen stimmt, er doch auch im Einzelnen von ihm sehr bestimmt abweicht. Man muss annehmen, dass noch ein anderes, jenem nahverwandtes französisches Gedicht vorhanden war, das entweder verloren oder noch nicht aufgefunden ist und welches die unmittelbare Quelle Hartmanns muss gewesen sein.

Ich muss den Inhalt unseres Gedichts ausführlicher darlegen. Gleich am Eingang fehlt ein Blatt, aber wir können den Inhalt aus dem Zusammenhang errathen.

König Artus befindet sich mit seinen Rittern auf der Jagd nach dem weissen Hirsch. Seine Gemahlin Ginovèr, die auch mit ausgeritten ist, bittet den Erek, Sohn des Königs Lac, während der Fahrt bei ihr und ihren Frauen zu bleiben. Als sie über eine Haide ziehen, erblicken sie einen Ritter, dem eine schöne Jungfrau und ein Zwerg folgt. Erek will Erkundigung einziehen, aber die Königin heisst ihn bleiben und sendet eine von ihren Jungfrauen ab. Der Zwerg verweigert ihr Antwort und heisst sie schweigen, und als die Jungfrau sich an den Ritter selbst wenden will, so schlägt er sie mit einer Geisel. Die Jungfrau reitet zurück und zeigt die Spuren, welche die Misshandlung zurückgelassen hat. Die Königin, aufgebracht darüber, gestattet jetzt dem Ritter hinzureiten, aber auch dieser wird von dem Zwerg mit unhöflichen Worten abgewiesen, und als er sich nicht zurückweisen lässt, mit der Geisel geschlagen. Erek, da er ohne Rüstung ist, muss den Schimpf ertragen, reitet zurück zu der Königin und erklärt ihr, dass er alsbald für die Schande Rache nehmen müsse, aber am dritten Tage wieder zurückkehren wolle. (1—148.)

Erek, weil, wenn er erst seinen Harnisch holen wollte, unterdessen seine Feinde wegreiten würden, eilt ihnen ohne Rüstung nach und behält sie, ohne sich ganz zu nähern, in den Augen. Der unbekannte Ritter reitet Abends in das Haus Tulmein [1]), wo der Herzog Imâin [2]) seinen Sitz hat. Dort soll ein

[1]) Tulmein : schein 1298. 1299.

[2]) Imâin : frimdin 182. 183.

Fest und zwar zum dritten Mal gefeiert werden. Ein Sperber sitzt auf einer silbernen Stange; wessen Geliebte die schönste ist, der nimmt den Sperber. Schon zweimal hat der Unbekannte ihn genommen und will ihn jetzt zum dritten Mal nehmen. (149—216.)

Erek weiss nichts von diesem Fest. Als er herangeritten kommt, findet er alle Häuser mit Gästen angefüllt; von niemand gekannt und mit Geld nicht versehen, sucht er vergeblich ein Unterkommen. Er tritt in ein verfallenes Haus, wo ihn ein alter, ärmlich gekleideter, aber vornehme Haltung zeigender Mann freundlich aufnimmt. Seine einzige Tochter von grosser Schönheit muss in Ermangelung eines Dieners für das Pferd sorgen. Die geringe Bewirthung wird mit anmuthiger Ironie geschildert. (217—395.)

Dieser Alte ist Graf Coralus, der, aus seinem Lande vertrieben, in grosser Armuth lebt; seine schöne Tochter heisst Énîte und ist eine Verwandte jenes Herzogs Imain, der das Fest veranstaltet. Hier vernimmt Erek, was der Lärm auf dem Markt bedeutete, und dass der unbekannte Ritter Îdêrs heisst. Erek sagt dem Alten, dass er an dem Zwerg sich rächen müsse, bittet ihn um eine Rüstung und um die Erlaubnis, seine Tochter zu dem Feste führen zu dürfen. Er sei ein Königssohn, und wenn er den Sperber als Sieger gewinne, so wolle er seine Tochter als Gemahlin nehmen. Der Alte gibt ihm seine schöne, in der Armuth noch bewahrte Rüstung. (396—619.)

Am nächsten Morgen begibt sich Erek mit Enite zu dem Herzog Imain, wo sie beide wohl empfangen werden. Erek fordert seine Freundin auf den Sperber zu nehmen. Iders setzt sich dagegen. Es kommt zum Kampf. Erek sticht seinen Gegner erst vom Pferd; dann kämpfen sie zu Fuss, ruhen einmal, bis endlich Iders niedergeschlagen wird. Der Besiegte bittet um sein Leben, und Erek gewährt es ihm gegen das Versprechen, sich zu der Königin Ginover zu begeben und dort sein unanständiges Betragen abzubüssen. Der Zwerg, er heisst Maliclisier, wird auf einen Tisch gelegt und von zwei Knechten mit Ruthen gezüchtigt. (620—1097.)

Artus hält wieder zu Kardigan Hof. Die Jagd ist been-

digt: Artus hat selbst den weissen Hirsch gefangen und dadurch das Recht erlangt, eine Jungfrau zu küssen, und zwar diejenige, welche er auswählt. Die Königin bittet ihn dieses Recht erst auszuüben, wenn Erek von seinem Abenteuer zurückgekehrt sei. Jetzt erscheint Iders mit seiner Freundin und dem Zwerg, wirft sich vor der Königin auf die Knie und ergibt sich in ihre Gewalt. Er kündigt zugleich die Ankunft Ereks auf morgen an. (1098—1291.)

Erek, der glückliche Sieger, wird zu Tulmein ehrenvoll behandelt. Imain entwaffnet ihn selbst, und Enite gestattet ihm sein Haupt auf ihren Schoss zu legen und auszuruhen. Dann kehrt er, von Imain begleitet, zurück, Enite, den gewonnenen Sperber auf der Hand, zwischen ihnen. Am anderen Morgen bricht Erek, den Imain vergeblich zurückzuhalten sucht, auf und nimmt Enite mit. Als sie einsam über die Heide reiten, blicken sie sich mit Wohlgefallen und Liebe an. Bei Artus werden sie mit Freude empfangen. Die Königin lässt Enite prächtig kleiden und führt sie dann zu Artus und den Rittern der Tafelrunde. Sie kommt neben Artus zu sitzen, und dieser übt jetzt sein Recht, indem er sie auf den Mund küsst. Erek und Enite werden feierlich vermählt: grosse Festlichkeiten finden statt, späterhin ein Turnier, wo Erek den Preis davonträgt. Als jedermann seine Tapferkeit rühmt, bedenkt Enite, welche Gefahr ihr aus einer solchen kampflustigen Gesinnung ihres Gemahls erwachsen könne. Erek zieht hernach in seine Heimath zu seinem Vater Lac, dessen Hauptstadt Karnant heisst, zurück und wird aufs Beste empfangen. (1292—2923.)

Hiermit scheint das Gedicht beendigt: allein es ist nur die Einleitung, welche die Verhältnisse darstellt, in welchen sich der eigentliche Inhalt entwickelt, der wiederum, wie es bei einer Dichtung, die eine höhere Bedeutung in sich schliesst, sein muss, aus der eigenthümlichen Natur der Hauptpersonen hervorgeht.

Erek gibt sich ganz der Liebe und den Liebkosungen seiner Frau hin, und einer weichlichen, nur Genuss suchenden Üppigkeit sich überlassend, wandelt er seine Sitte und beträgt sich, als wäre er nie ein Mann gewesen. Er lässt seine Gesellen

auf die Turniere gehen und bleibt selbst daheim. Er verliegt sich so, dass niemand mehr auf ihn achtet: Ritter und Knechte verlassen ihn und verwünschen ihn. Enite erfährt das, wagt es aber nicht ihm zu sagen. (2924—3011.)

Eines Tages, als er neben ihr ruht und sie glaubt, er schlafe, klagt sie darüber, dass sie anhören müsse, wie man ihm fluche. Aber Erek hat ihre Worte vernommen und lässt nicht nach, bis sie ihm nähere Aufklärung gegeben hat. Jetzt springt Erek auf, heisst ein Pferd für sich und Enite bereiten, zieht Rüstung an und reitet mit ihr fort. Die Frau muss geloben auf dem Zug den Mund nicht aufzuthun, sie möge sehen, was sie wolle. (3012—3104.)

Sie gelangen in einen Wald. Enite bemerkt drei Räuber; sie will den Erek durch Zeichen darauf aufmerksam machen, aber vergeblich; er bemerkt die Zeichen nicht. Sie entschliesst sich endlich, da grosse Gefahr vorhanden ist, es ihm zu sagen. Erek tödtet die Räuber; dann aber macht er ihr Vorwürfe, dass sie gegen sein Verbot gehandelt und geredet habe. Zur Strafe legt er ihr auf die Rosse der drei Räuber an die Hand zu nehmen und zu führen. (3105—3290.)

Enite erblickt abermals fünf Räuber. Alles wie vorher. Enite warnt, erhält, nachdem die Räuber getödtet sind, heftige Vorwürfe und muss die fünf Rosse noch zu den übrigen nehmen, also achte führen. (3291—3470.)

Als sie aus dem Wald heraus sind, kommen sie zu dem Sitz eines mächtigen Grafen. Auf dem Markt davor ruhen sie aus. Ein Knabe geht daher und bietet ihnen Speise an, die Erek annimmt, und wofür er ihm eins von den acht Rossen zum Geschenk macht; er hätte sie ihm alle gegeben, wenn er der Frau hätte ihre Last erleichtern wollen. Der Knabe steht in Diensten des Grafen; als dieser ihn mit dem Pferde erblickt, fragt er ihn aus und geht dann zu Erek, ihn zu sich einzuladen. Erek dankt höflich und lässt sich zu einem Wirth führen. Er entwaffnet sich, und Enite freut sich der Ruhe, aber er erlaubt ihr nicht während des Essens neben ihr zu sitzen. Der Graf, dem nach der schönen Frau gelüstet, kommt mit vier Rittern in die Herberge. Er wundert sich, dass die Frau ab-

gesondert sitzt. Erek erwidert, das sei so sein Wille, erlaubt ihm aber sich neben sie zu setzen. Der Graf tadelt die harte Behandlung, die sie erfahren muss, und trägt ihr an seine Gemahlin zu werden. Sie weist seine Anträge zurück und sagt ihm, sie dulde mit Recht. Da droht er mit Gewalt, und jetzt stellt sie sich listig an, als sei sie bereit, seinen Vorschlag anzunehmen, den sie vorher nicht als ernstlich gemeint betrachtet habe. Sie sagt ihm, er möge morgen frühe kommen, in der Nacht wolle sie dem Erek sein Schwert stehlen. Dann heisst sie ihn weggehen. (3471—3946.)

Erek lässt in dem Schlafgemach ihre Betten sondern. Enite bedenkt, dass er ihr schon zweimal die Übertretung seines Verbotes verziehen habe (nur die Strafe hatte er ihr aufgelegt, die Pferde zu führen), handle sie zum dritten Mal dawider, so sei es ihr Tod. Sie will aber lieber sterben, als ihn in die Gefahr bringen. Sie steht auf, kniet vor seinem Bett und entdeckt ihm alles. Erek erhebt sich sogleich, lässt die Rosse satteln, lohnt den Wirth mit den sieben erbeuteten Pferden und reitet in der Nacht fort. (3947—4026.)

Der lüsterne Graf macht sich frühmorgens auf und kommt mit neunzehn Gesellen in die Herberge. Erek ist schon fort, und der Wirth weiss nicht, wohin er gezogen ist. Aber der Tag bricht an: sie bemerken die Spur und reiten ihm nach. Erek ist bereits drei Meilen weit geritten: er macht der Frau Vorwürfe, dass sie ihn abermals gewarnt hat. Sie entschuldigt sich damit, dass er sonst umgekommen wäre, und verspricht sich zu hüten. Aber jetzt vernimmt sie das Geräusch der Verfolgenden: er, der in der Eisenrüstung steckt, hört es nicht. Gleich warnt sie ihn wieder, und kaum ist sie mit ihren Worten zu Ende, so reitet schon der Graf den Erek an und macht ihm Vorwürfe, dass er eine vornehme Frau entführe. Sie kämpfen mit einander, und Erek versetzt dem Grafen einen Stich in die Seite. Des Grafen Begleiter fallen über Erek her, aber er tödtet sechse, und die übrigen entfliehen. (4027—4230.)

Erek reitet weiter und bittet Gott, dass er ihn vor dem Landvolk errette, das, wenn es den Tod seines Herrn erfahre, über ihn herfallen werde. Doch die Furcht war ungegründet;

die Übriggebliebenen trugen den Verwundeten weg und sagen daheim nichts von ihrer Schande. Erek beginnt aufs Neue der Enite Vorwürfe [zu machen]; sie verspricht Besserung, hält aber ihr Versprechen nicht. Es naht noch grössere Gefahr. Erek kommt in ein unbekanntes Land, dessen Herr ein zwerghafter aber höchst tapferer Mann ist. Abermals warnt Enite. Erek empfängt im Kampf eine Wunde, schlägt aber doch noch den Kleinen nieder und schenkt ihm das Leben unter der Bedingung, dass er seinen Namen nenne. Es ist Guivreiz, König von Irland. Beide Helden verbinden sich gegenseitig ihre Wunden. Erek nimmt eine Einladung an, doch nur bis zum nächsten Morgen; er will auch keinen Arzt, der seine Wunden heile. (4231—4629.)

Hier ist eine Lücke in der Handschrift. Haupt hat die entsprechende Stelle aus dem französischen Gedicht des Chrétien de Troyes in der Vorrede mitgetheilt. Danach begibt sich Erek am andern Morgen wieder auf den Weg und kommt in eine Ebene, wo Artus an dem Rande des Waldes seine Zelte hatte aufschlagen lassen. Gawein, ein Ritter der Tafelrunde, war, müde von einem Ritt, in ein Zelt gegangen und hatte Schild, Speer und Ross aussen bei einer Buche gelassen. Kai (Truchsess des Artus, prahlerisch, aber feig und doch wohl gelitten, hat etwas vom Falstaff) kommt heran, setzt sich auf das Ross, nimmt Schild und Speer und reitet fort. Zufällig begegnet er dem Erek und wird von diesem erkannt, aber Kai erkennt den Erek nicht, weil auf dessen Schild vor Schlägen und Stichen nichts zu sehen ist und Enite ihr Gesicht verhüllt hat. Kai, ohne zu grüssen, greift dem Erek in die Zügel, verlangt zu wissen, wer er sei, und will ihn zu Artus führen. Erek weigert sich.

So erzählt das französische Gedicht. Das deutsche muss den Hergang etwas verschieden dargestellt haben; denn es beginnt damit, dass Kai dem Erek vorschlägt, er wölle dem König Artus sagen, er, Kai, habe ihm die Wunden geschlagen und er, Erek, sei sein Gefangener. Erek (der ihn schont) will seine Strasse ziehen, aber Kai will ihn zwingen. Jetzt geräth Erek in Zorn und zieht sein Schwert. Der feige Kai entflieht; Erek

setzt ihm nach und stösst ihn mit umgekehrtem Speer, dass er wie ein Sack vom Pferd fällt. Erek entführt das Ross, da läuft Kai ihm nach und muss, wie ungern er daran geht, seinen Namen sagen; denn sonst erhält er das Ross nicht zurück. Dagegen nennt sich Erek nicht. (4630—4831.)

Kai reitet zu Artus zurück und erzählt sein Abenteuer; er weiss es glimpflich darzustellen, drückt aber die Vermuthung aus, dass er es möge mit Erek zu thun gehabt haben. Artus sendet Gawein an ihn ab, der ihn einladen soll: doch Erek lehnt die Einladung ab. Aber Artus schlägt seine Zelte auf dem Wege auf, so dass Erek auf ihn stossen muss. Er und Enite werden ehrenvoll empfangen und seine Wunden mit dem kräftigen Pflaster, das die Schwester des Königs Artus, Fâmurgân, hinterlassen hat, schnell geheilt. (4832—5269.)

Am anderen Morgen zieht er mit Enite weiter. Er hört auf seinem Weg ein jammervolles Geschrei und findet eine Frau in Verzweiflung, der zwei Riesen den Mann entführt haben. Erek lässt Enite zurück, eilt den Riesen nach und besiegt beide; dann bringt er den Mann, der Sadoch von Bafriol [bei Haupt² Cadoc von Cafriol] ist, zu seiner jammernden Frau zurück und weist beide zu Artus. (5270—5708.)

Als Erek bei Enite wieder eintrifft, ist er durch die im Kampf empfangenen Wunden und das vergossene Blut so entkräftet, dass er wie todt vom Pferd herabfällt. Enite jammert und klagt, zieht dann Ereks Schwert und will es sich eben in die Brust stossen, als der Graf Oringles von Limors mit seinem Gefolge herankommt. Er entreisst ihr das Schwert und wirft es weg. Erstaunt über die Schönheit der Frau, berâth er sich mit seinen Rittern und fasst mit ihrer Beistimmung den Entschluss, sie zu seiner Gemahlin zu nehmen. Sie weist zwar seinen Antrag zurück, er hofft aber noch ihren Sinn zu ändern. Erek wird als ein Todter auf eine Bahre gelegt und nach Limors gebracht, wohin Enite folgt. Der Graf beruft sogleich die Geistlichkeit, die ihn mit der Frau vermählen soll. Enite will die Leiche Ereks nicht verlassen. Oringles nöthigt sie zu einem Gastmahl zu kommen, aber sie weigert sich etwas zu

geniessen. »Nicht eher«, spricht sie, »kommt Speise in meinen Mund, als bis mein todter Gemahl mit mir isst.« Der Graf geräth jetzt in Zorn und schlägt die Frau. Sie schreit, und Erek, der nur in Betäubung gelegen hatte und wieder zu Besinnung gekommen ist, vernimmt das Geschrei. Alsbald erhebt er sich, reisst ein Schwert von der Wand und rennt hin. Er erschlägt den Grafen und zwei neben ihm Sitzende; die anderen, in höchstem Schrecken, da sie einen Todten in ihm zu sehen glauben, ergreifen die Flucht; nur Enite bleibt. Erek nimmt Schild und Speer, hebt Enite vor sich aufs Pferd und reitet mit ihr fort. Als sie wieder in dem Wald sind, erzählt ihm Enite, was geschehen ist. Er erkennt jetzt ihre Treue und Liebe, küsst und umarmt sie, und sie versöhnen sich mit einander. (5709—6812.)

Hiermit endigt der zweite Abschnitt des Gedichtes. Die Spannung hat sich gelöst; die Ereignisse sind zu einem angemessenen Schluss gelangt. Die Sage könnte hier aufhören, aber sie fügt noch einen dritten Theil hinzu, der den Grundgedanken durch einen Gegensatz noch heller hervorhebt und das Ganze in einem weiteren Kreis abschliesst.

Ein Edelknabe ist von der Burg zu Limors, wo die letzten Ereignisse stattfanden, zu Guivreiz, dem zwerghaften König, den wir schon kennen, gelaufen und hat ihm berichtet, dass Graf Oringles erschlagen sei. Guivreiz, der gleich einsieht, dass es Erek gethan hat, fürchtet die Gefahr, die diesem durch das erbitterte Landvolk daraus erwachsen kann, und macht sich mit seinen Rittern zu seiner Rettung auf. Erek vernimmt das Geräusch der herannahenden Schar, heisst Enite absteigen und will sich, obgleich kraftlos, entgegenstellen. Es ist Nacht, und der Mond hat sich verhüllt. Beide rennen gegen einander, und Guivreiz sticht den schwachen Erek vom Ross herab, dem dies zum ersten Mal begegnet. Guivreiz bindet dem Besiegten den Helm ab und will ihn tödten: da springt Enite hervor und bittet den Sieger dem Erek, der wegen der von dem Könige Guivreiz früherhin empfangenen Wunden kraftlos gewesen sei, das Leben nicht zu nehmen. Guivreiz erkennt Enite an der

Stimme und springt zurück, als er vernimmt, dass es Erek ist, den er niedergeworfen hat, zu dessen Rettung er gerade ausgezogen war. Die beiden Helden umarmen sich. (6813—7029.)

Guivreiz führt beide auf seine Burg Penefrec, wo Erek durch das Wunderpflaster der Famurgan geheilt wird. Nach ein Paar Wochen zieht er wieder aus. Enite erhält ein Pferd, das einem Zwerg abgenommen war und das in einer unverhältnismässig langen Stelle ausführlich beschrieben wird. Sie reiten nach Britanien und wollen Artus aufsuchen. Guivreiz begleitet sie. (7030—7893.)

Auf dem Weg erblicken sie die Burg Brandigân. Guivreiz will zurückreiten, aber Erek lässt sich nicht abhalten. Dort in einem Baumgarten weilt ein Ritter, der an Stärke alle anderen übertrifft und jeden, der sich ihm entgegenstellt, niederschlägt. Unter der Burg liegt eine Stadt, in welche Erek gutes Muthes reitet, und wo jeder die schöne Frau bedauert, die ihren Mann in dem Abenteuer verlieren soll. Sie begeben sich in die Burg Brandigan, wo sie ehrenvoll empfangen werden von dem Könige Ivreins, dem Oheim jenes Ritters im Baumgarten. Sie finden darin achtzig in Trauer gekleidete Frauen, Wittwen, deren Männer dort sind erschlagen worden. Erek erfährt nun, dass der Ritter mit seiner schönen Frau in dem Baumgarten wohnt und seit zwölf Jahren jeden im Kampf getödtet hat, der in den Garten gekommen ist. Wer an der Pforte erscheint, dem wird sie geöffnet; seine Begleitung muss draussen bleiben. Ivreins räth vergeblich dem Erek von dem Abenteuer abzustehen. (7894—8612.)

Am folgenden Morgen begibt sich Erek auf den Weg. Nur ein enger Pfad führt zu dem Garten, in welchem Bäume mit Blüthen und Früchten stehen und die Vögel singen. Der Garten ist von einer Wolke eingeschlossen, durch die niemand dringen kann. Enite und Guivreiz begleiten ihn; auch Ivreins reitet mit und zeigt ihm den Eingang. Da ist ein weiter Kreis von Eichenstäben: auf jeglichem steckt ein Menschenhaupt; es sind die Häupter der erschlagenen Ritter. Nur einer ist leer, an welchem ein Horn hängt, das derjenige dreimal blasen soll,

dem es gelingt, den Ritter des Gartens zu besiegen. Dahinter liegt der schmale Weg. (8613–8894.)

Erek reitet ein. Nachdem er eine Strecke von drei Rossläufen geritten ist, findet er bei einem Zelt eine wunderschöne Frau, die ihn warnt. Indem vernimmt er ein lautes Geschrei; es ist der Ritter des Gartens, der sich nähert. Er ist riesenmässig gross und trägt eine ganz rothe Rüstung. Es kommt zum Kampf, erst mit dem Speer, dann mit dem Schwert; als beide Schwerter brechen, ringen sie mit einander. Erek wirft seinen Gegner nieder und kniet ihm auf die Brust. Der Besiegte will sich nicht nennen, bevor er überzeugt ist, dass ein Ebenbürtiger ihn besiegt habe. Erek, obgleich es gegen die Sitte ist, nennt sich, und nun sagt auch der rothe Ritter seinen Namen; er heisst Mâbonagrîn. Darauf Versöhnung. (8895—9399.)

Der rothe Ritter erzählt jetzt, wie alles gekommen sei. Seiner schönen jungen Frau hatte er, bethört von Liebe, versprochen alles zu erfüllen, was sie begehren würde. Da habe sie gefordert, dass er den Garten niemals verlassen und so lange bleiben wolle, bis er vor ihren Augen sei überwunden worden, was ihr als eine Unmöglichkeit vorgekommen war. Bis jetzt hat er noch jeden besiegt, der in den Garten gekommen war, aber jetzt freut er sich seine Freiheit wieder erlangt zu haben, wieder ausziehen zu dürfen, wohin er will. (9400—9688.)

Mabonagrin fordert nun den Sieger auf dreimal in das Horn zu stossen. Die draussen Harrenden meinen das erste Mal, es sei Täuschung; bei dem dritten Schall führt Ivreins die Frau Enite in den Garten. Grosse Freude; nur die Frau des rothen Ritters trauert, wird aber von Enite, mit der sie verwandt ist, getröstet. Die Todtenhäupter werden von den Stäben abgenommen. Erek begibt sich jetzt zu Artus, wo er ehrenvoll empfangen wird; er hat die achtzig Wittwen mit dahin genommen, die sich dort bewegen lassen die Trauerkleider abzulegen. (9689—9961.)

Ereks Vater ist gestorben; er zieht jetzt mit Enite in sein Reich, wo sie ihr Leben in Glückseligkeit beschliessen. (9962—10135.)

Ich will zunächst einige Betrachtungen über den inneren Gehalt unserer Dichtung anstellen. An lebendigem Zusammenhang, an einem idealen Mittelpunkt fehlt es ihr nicht. Sie zeigt, wie eine gänzliche Hingebung des Mannes an die Schwelgereien der Liebe die tapfere Gesinnung schwächt, endlich aufzehrt und gegen ein männliches Leben gleichgültig macht. Die Frau, die im voraus die Gefahren befürchtete, die ihr aus der kampflustigen Natur ihres geliebten Mannes erwachsen könnten, sieht sich in der Lage, dass sie nicht wagt ihn zu warnen. Jetzt kommt der Augenblick, der entscheidet. Ein anderer würde immer tiefer versunken sein, aber Erek, als die Warnung an sein Ohr gelangt, erhebt sich mit jener Stahlkraft ausgezeichneter Naturen, die in ihnen unthätig ruhen, aber nicht zu Grunde gehen kann. Die Rückwirkung ist heftig und treibt ihn über den rechten Weg hinaus. Er legt sich zur Strafe auf, blind und mit Hintansetzung aller Vorsicht, auch der Vorsicht, welche einem Ritter erlaubt war, in jede Gefahr sich zu stürzen: er prüft die Liebe und Treue der Frau auf eine zu harte und grausame Weise. Als seine Tapferkeit sich glänzend bewährt, als die Gesinnung der Frau wie reines Gold an den Tag kommt, da tritt endlich Versöhnung und Beruhigung ein und führt zu dauerndem Glück. Als Gegensatz zu Erek wird Mabonagrin aufgestellt. Seine wilde, riesenhafte Natur setzt ihn der Gefahr nicht aus, sich zu verliegen, aber auch er wird von der Liebe geirrt und bethört. Seine junge Frau hat ihm listig ein Versprechen abgelockt, das ihn nun, wie sie glaubt, für immer bei ihr zurückhalten soll, ihn aber nicht wie den Erek zum Verliegen, sondern zu roher Tapferkeit leitet, bis endlich durch den Sieg Ereks das natürliche Verhältnis wieder hergestellt wird.

Die Charaktere haben alle bestimmte Umrisse und sind mit Wahrheit und Innigkeit, dabei mit scharfem Blick in die menschliche Natur geschildert. Die Kraft, mit der sich Erek aus schwelgerischer Unthätigkeit aufrichtet, lässt uns schon den Mann erkennen, seine edle Gesinnung bricht überall durch; selbst die Härte, mit der er seine Frau zu prüfen sich vorgesetzt hat, kann er nicht ganz in Erfüllung gehen lassen, er mässigt jedes Mal die Strafe, die er ihr auflegt. Enite zeigt

eine warme, aber in Zucht gehaltene Natur und eine Gewalt der Liebe, die alle Prüfungen besteht und endlich das Geschick überwindet. Feine Züge sind eingemischt, die uns beweisen, wie tief der Dichter in die Seele der Frauen geschaut hat. Ereks Natur ist durch den Gegensatz des rothen Ritters in ein noch glänzenderes Licht gestellt, wie dessen Geliebte durch das Übertriebene, etwas Unnatürliche ihrer Leidenschaft die wahrhaftere, innigere Enite erhebt. Auch wer sonst noch auftritt, der zwerghafte, aber tapfere Guivreiz, der feige Kai haben bestimmt gezeichnete Umrisse. Hätte sich der Dichter der langen und langweiligen Beschreibung von Enitens Pferd, die über 500 Verse einnimmt, enthalten, die wie ein Auswuchs das Ebenmass stört, so wäre an der gut eingeleiteten, klar sich entwickelnden Erzählung nichts zu tadeln. Gervinus hat das Gedicht ungerecht beurtheilt und seinen Werth verkannt.

Die Darstellung ist in den anderen Gedichten Hartmanns noch ausgebildeter, der Ausdruck noch geebneter, die Sprache wie die Verskunst noch verfeinerter. Er gebraucht noch im Erek volksmässige Wörter, die er dort vermeidet (sie sind von Haupt in der Vorrede S. XV zusammengestellt). Aber durch dieses sein erstes Werk, in welchem er sich noch einen »tumben kneht«, d. h. einen unerfahrenen Jüngling nennt, geht eine jugendliche Frische, die ihm in meinen Augen einen besonderen Vorzug verleiht. Darin kann ich ihm den kunstreicher ausgearbeiteten Iwein nicht an die Seite stellen. Freilich dort wirkt die unbelebte Fabel, d. h. so wie sie in dem deutschen Gedicht erscheint, ursprünglich mag sie besser gewesen sein und inneren Zusammenhang gehabt haben, nachtheilig. Die Unnatürlichkeit der Charaktere kann die schöne Ausführung nicht verwischen, wie die Wunder uns kalt lassen und sich nicht wahrhaft mit der Fabel vereinigen. Man kann es nicht verwinden, dass die Frau den Sieger, nachdem er ihren Mann getödtet hat, gleich zum Gemahl nimmt, und der Wahnsinn, in den dieser hernach verfällt, macht einen widrigen Eindruck. Wir können für niemand rechte Theilnahme fassen. Den Grundgedanken des Iwein findet Benecke darin, dass der Dichter habe darstellen wollen, »wie dem, welcher mit ganzer Kraft

der Seele nach dem trachtet, was wahrhaftig gut ist, Glück und Ehre folge«. Der Dichter rühmt das im Eingang des Gedichts, aber von Artus, nicht von Iwein. Ich will weiter nichts dagegen einwenden: allein dieser Gedanke ist zu allgemein, als dass das Gedicht dadurch Eindruck auf uns machen könne. Ich wiederhole es, der Werth des Iwein beruht in der meisterhaften Ausführung. Sieht man von der Fabel ab, in welcher Hartmann dem französischen Dichter folgt, so verdient das Gedicht das grösste Lob. Er hat die an sich widerstrebende Fabel mit deutschem Gemüth erfüllt, und von diesem Gesichtspunkt betrachtet ist sein Werk gründlich, anmuthig, mit den wärmsten und reinsten Farben ausgemalt. Die Legende von Gregorius ist wieder trefflich erzählt; doch hält uns der düstere Inhalt etwas in der Ferne, und etwas Peinliches, das in der Sage von dem armen Heinrich liegt und das sich nicht leugnen lässt, hindert auch hier eine volle Hingebung an die Sage, wie zart, innig gefühlt, ergreifend auch die Auffassung und, man kann sagen, vollendet die Darstellung ist.

Dem Volksepos, dem Nibelungelied, der Gudrun steht Erek, wie überhaupt die höfische Poesie, entgegen. Hier begegnen wir einer ganz anderen Ansicht des Lebens; ich habe das schon früher im Allgemeinen ausgedrückt. Zwar ist auch im Erek die Tapferkeit eine abenteuerliche; die durch ihre Übertreibungen den Eindruck vernichtet, allein man muss doch sagen, dass sich hier die Poesie mehr der natürlichen Wahrheit nähert. In der Liebe der Enite sind fein abgelauschte Züge der menschlichen Seele geschildert, und dieses Gedicht hat dadurch einen eigenen Reiz erhalten: im Ganzen hat es etwas von dem Wesen des Märchens, wie ja auch die Heldensage in dem Rosengarten diese Richtung genommen hat. Das Märchen, indem es die Schranken des Natürlichen durchbricht, gestattet der Einbildungskraft, sich in das Ungemessene auszubreiten, und stellt das Unerhörte und Unglaubliche als das Gewöhnliche dar.

Ich will jetzt von dem Ursprung der Sage reden, die sich in unserem Gedicht darstellt. Erek gehört, wie das andere Rittergedicht Hartmanns, zu dem Sagenkreis der Tafelrunde, und beide haben, wie schon angemerkt ist, ihre nächsten Vor-

bilder in nordfranzösischen Gedichten des zwölften Jahrhunderts. Allein woher haben diese geschöpft? Der Inhalt, der Schauplatz weist ihr Britanien als Heimath an, und es ist schon deshalb keine Annahme natürlicher, als dass sie gälischen Ursprungs sei. Die Gälen, Gallier, ein mächtiger Zweig des grossen keltischen Stammes (wie die Hochländer in Schottland und die Iren in Irland) waren die ältesten Bewohner von Britanien und erhielten sich, zurückgedrängt erst von den Römern, die das Land unter Caesar eroberten und im Jahr 426 verliessen, hernach von den Angelsachsen, die in der Mitte des fünften Jahrhunderts kamen, endlich von den Normannen, die in der Mitte des elften Jahrhunderts landeten, in dem westlichen Theil von England, in Wales, Wallis, Cambrien, wo sie nur durch die See, die sie von drei Seiten umgibt, von Irland getrennt sind. Von gleicher Abkunft mit diesen Gälen auf der Insel sind auf dem festen Land die Bewohner von der heutigen Bretagne (Britannia minor), die auch Armoricaner hiessen; beide Völker reden dieselbe Sprache mit geringer Verschiedenheit, die früherhin noch unbedeutender muss gewesen sein. Jene Gälen in Wales (Briten, Cambrier, Walliser genannt) besassen eigene Dichter, welche Barden hiessen. Von den Dichtungen derselben sind aus verschiedenen Zeiten eine bedeutende Anzahl vorhanden, und ein Theil davon ist gedruckt. Schon lange ist Streit über die Echtheit dieser Dichtungen; zuletzt noch hat A. W. Schlegel sie für neuere Erfindungen erklärt, und zwar in hartem, absprechendem Ton. Aber in der neuesten Zeit fängt das Blatt an sich zu wenden. Es sind Untersuchungen angestellt worden und Denkmäler an das Licht gezogen, welche jener überkritischen Vernichtungslust ein Ziel setzen. An sich schon war es unnatürlich, dass so ansehnliche, gegenseitig sich verbürgende, oft den Geist des Alterthums athmende Dichtungen eine zwecklose Erfindung sein sollten; Überarbeitungen, spätere Einmischungen mögen erfolgt sein; kein Verständiger wird das leugnen; es ist ebenfalls ganz natürlich. Zudem gibt es Handschriften, die in das zehnte Jahrhundert gehören (so wenigstens wird versichert); ob andere bis in das siebente Jahrhundert zurückgehen, wie man auch behauptet, wird sich erst

mit Sicherheit ergeben, wenn die Sprache geschichtlich erforscht ist, was man bis jetzt noch nicht gethan hat, und sich die erhaltenen Denkmäler der Zeit nach ordnen lassen.

Man unterscheidet folgende Werke: 1. Gedichte namhafter Barden, welche mythischen Inhalts und schon deshalb schwer verständlich sind: sie mögen die ältesten sein. 2. Nur in Prosa vorhandene, aber allem Anschein nach metrisch abgefasste Gedichte, welche man Triaden nennt, weil darin immer von drei ähnlichen zusammen- oder gegenübergestellten Dingen die Rede ist: von drei Personen (ohne Rücksicht auf Gleichzeitigkeit), drei Orten, drei Ereignissen. Es sind sehr eigenthümliche, in gewissem Sinn gelehrte Dichtungen, über deren Entstehung und Alter wir im Dunkeln sind und die nur vorsichtig dürfen benutzt werden. Möglicher Weise sind darin uralte Bestandtheile anzuerkennen: denn sie berühren mythologische Ideen, wie jene Gedichte der Barden. Allein sie enthalten auch geschichtliche Beziehungen, die jünger zu sein scheinen. Schlegel geht so weit, S. 381 die Triaden für Erfindungen des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts zu erklären. 3. Sagengeschichte in der Form von Chroniken. Hier ist das Werk des Walther von Oxford, das uns in der lateinischen Übersetzung des Halfried oder Gottfried von Monmouth, der 1130—1150 schrieb und im Jahre 1138 sein Werk beendigte, erhalten ist, zu nennen. Gottfried gibt diese seine Quelle selbst an, und es ist kein Grund da, die Wahrheit dieser Angabe zu bezweifeln, obgleich man es gethan hat. Schlegel (S. 383) erklärt den Gottfried geradezu für einen Lügner und absichtlichen Betrüger. 4. Epische Gedichte aus dem Sagenkreis von Artus und der Tafelrunde, von welcher ich gleich näher reden werde. 5. Endlich noch in der Bretagne lebende Volkslieder epischen Inhalts, die der Graf Villemarqué unter dem Titel »Barzas-Breiz, Chants populaires de la Bretagne, in 2 Bänden (Paris 18[illegible] mit einer französischen Übersetzung, Erläuterungen und Volksmelodien herausgegeben hat.

Für uns am wichtigsten sind die unter[illegible] erwähnten epischen Gedichte. Sie werden Mabinogion g[illegible] Mabinogi, so lautet der Singular, bedeutet Sage, Erzählung, Mär[illegible]chen. Mit

ihrer Bekanntmachung ist eben erst begonnen worden. Lady Guest hat bis dahin vier Theile herausgegeben, jedes Mal den Urtext mit einer englischen Übersetzung und schätzbaren Anmerkungen: Mabinogion oder das rothe Buch (London 1838 1842), eine kostbare Prachtausgabe; bis 1845 sind 6 Theile erschienen (Sagen und Märchen von K. v. K. 1, S. 460). Deutschen Lesern sind sie zugänglich geworden in einer theilweisen Übersetzung von Albert Schulz (San Marte), Die Arthursage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest (so heisst nämlich die Sammlung in dem Codex), Quedlinburg 1842. Der Verfasser hat eigene Bemerkungen und eine verständige, die Punkte, auf welche es ankommt, richtig heraushebende Abhandlung hinzugefügt, die bei der gälischen Society in England den Preis erhalten hatte und zuerst in einer englischen Übersetzung in England erschienen war. Endlich hat Graf Villemarqué dieselben Mabinogion aus einer älteren gälischen Handschrift übersetzt, Contes populaires des anciens Bretons précédés d'un essai sur l'origine des épopées chevaleresque de la table ronde (2 Vol. Paris 1842). Abermals sind Anmerkungen den einzelnen Erzählungen beigefügt und ausser der auf dem Titel genannten Abhandlung noch eine schätzbare Zugabe, Examen critique des sources bretonnes, die sich durch eine schöne, aus den Handschriften geschöpfte und gewiss nicht häufige Kenntnis der gälischen Litteratur auszeichnet und viel Lehrreiches enthält. Eine mit Einsicht geschriebene Beurtheilung der genannten drei Bücher von Dr Wilh. Müller befindet sich in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1843, St. 101—103. Da die sonst noch hierhergehörige Litteratur in jenen drei Büchern bezeichnet ist, so kann ich dorthin verweisen. Ich hebe nur noch heraus Fauriel De l'origine de l'épopée chevaleresque du moyen âge (extrait de la revue des deux mondes) Paris 1832, wovon die Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des Alterthums Bd 5 und 6 (1841—1843) eine deutsche Übersetzung zu liefern angefangen haben. Fauriel hat in einem Abschnitt über die Romane der Tafelrunde auch diesen Gegenstand mit Geschick, Geist und Lebhaftigkeit behandelt, aber damals waren die Mabinogion noch unbekannt, und er würde

ohne Zweifel seine Ansicht in vielen Punkten ändern. Den Werth der gälischen Litteratur und alte, ursprüngliche Bestandtheile darin hat er mit richtigem Takt erkannt. Gegen Fauriel gerichtet ist eine Beurtheilung A. W. v. Schlegels, die in seinen Essais littéraires et historiques (Bonn 1842) wieder abgedruckt ist. Seines abschreckenden Urtheils über die gälischen Dichtungen habe ich schon vorhin gedacht. Gervinus redet in seiner Geschichte der deutschen Dichtung (1, S. 243 ff.) auch über die britischen Dichtungen, wie er selbst sagt, aus Mangel an Einsicht in die Quellen, nur im Allgemeinen. Er kommt zu dem Schluss (S. 251. 252), dass die Tafelrunde erst nach Bekanntschaft mit den französischen Gedichten in die Arthursage gerathen und das Meiste darin ohne allen Zweifel reine Erdichtung sei, ein Ergebnis, dem ich, wie Sie hernach sehen werden, nicht beitreten kann.

Zuerst müssen wir wissen, in welche Zeit die Abfassung der Mabinogion fällt. Die Handschrift von dem rothen Buch, die Lady Guest benutzte, gehört in das vierzehnte Jahrhundert, die andere, die Villemarqué vor sich hatte, in das dreizehnte: so weit sind wir sicher. Es gibt eine Nachricht, wonach die Urschrift, aus welcher jene beiden Codices müssen abgeleitet werden, durch einen gälischen Barden in den Jahren 1079—1137 verfasst wurde. Diese Urschrift soll in einem Brande zu London verloren gegangen sein (Villemarqué 2, S. 324). Diese Nachricht hat nichts an sich Unglaubliches und kann begründet sein; man müsste demnach die Entstehung der Sammlung in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts setzen. Die Prosa der Erzählung ist schlicht und einfach, ohne alle Kunst. Es ist an sich, der Natur der Dinge nach, sehr wahrscheinlich, dass ihre Quelle metrische Gedichte waren, zumal sich hier und da noch gereimte Zeilen finden. Die erhaltenen Mabinogion weisen also noch auf ein höheres Alter zurück, als aus den Handschriften folgt.

Wir haben es hier nur mit den Erzählungen zu thun, die zu dem Fabelkreis von Artus und der Tafelrunde gehören. Wir finden die Sage von Owein (Iwein), Peredur (Parzival) und Gheraint (Erek), gerade die, von welchen auch nordfranzöische

und deutsche Gedichte vorhanden sind. Die nächste Frage ist: hat dieser Sagenkreis sich erst zu der Zeit, wo die Mabinogion gesammelt wurden, gebildet? Der älteste Chronikenschreiber, der Mönch Gildas (geb. 520), nennt Artus nicht, auch nicht Beda Venerabilis († 735). Zuerst gedenkt Nennius (schrieb um 858) seiner; er sagt: Artus — in omnibus bellis victor exstitit, und lässt ihn eine Fahrt nach Jerusalem unternehmen. Erst bei Gottfried von Monmouth, der das altgälische Buch von dem Archidiaconus Walther von Oxford (1130—1150) übersetzte, finden wir eine reichhaltige Sagengeschichte von Artus und Merlin. Aber sie enthält etwas Anderes als die Mabinogion; er nennt zwar Gawein (Gwalchmai) und Parzifal (Peredur), aber er erzählt von ihnen nicht das, was die altwalisischen Barden von Artus berichten (Villemarqué 2, S. 327), wo er entweder als ein mythisches Wesen oder als ein geschichtlicher Held erscheint. Erst im zwölften Jahrhundert finden wir Zeugnisse, welche den Fabelkreis, wie ihn die Mabinogion darstellen, voraussetzen.

Nach diesen Wahrnehmungen hat Schulz seine Ansicht gebildet, wonach aus geschichtlichen Anlässen und aus einem geschichtlichen Artus der Fabelkreis der Tafelrunde hervorgegangen sein soll. Dieser Ansicht kann ich nicht beitreten. Die Geschichte tritt immer in die schon vorhandene Sage ein, so ist es in der deutschen Heldensage z. B. geschehen, nicht aber wächst die Sage aus der Geschichte hervor, so nämlich dass die Geschichte ihr den Grund, den Hauptinhalt liefert. Die Sage bildet sich frei, und zwar zumeist aus mythischen Bestandtheilen, die sich nur mehr oder minder verdunkeln, weil sie geschichtlichen Schein annehmen. Wirkliche Ereignisse weben sich nur hier und da ein, wie einzelne Fäden, die in dem Ganzen verschwinden. Betrachten wir Geist und Wesen der erhaltenen Mabinogion, so finden wir darin mehr oder minder die Gesetze des ritterlichen Lebens, dem Einfachen und Natürlichen schon fern getretene Sitten, ein stillschweigendes Übereinkommen für die ganze Lebensweise, dem man sich unbedingt unterwirft, unglaubliche, mit grellen Farben ausgemalte Wunder, eine Tapferkeit, die nichts als den Ruhm sucht, vor keiner Gefahr

zurückgewichen zu sein, die nicht das Vaterland oder die Familie beschützen will, an die Frage von Recht oder Unrecht nicht denkt, sondern ausser sich selbst keinen Zweck hat. Die Dichtung gefällt sich in dem Spiel der Ereignisse; auf Gemüth und Seele nimmt sie wenig Rücksicht. Die Mabinogion sind trocken, ohne Belebung der Zustände aufgefasst: man hatte, wie es scheint, nur die Absicht, den Inhalt, den Stoff festzuhalten. Wir haben demnach keine ursprüngliche, ich will sagen der ersten Bildung nahe stehende Auffassung vor uns: es muss eine bessere Gestaltung vorangegangen sein, die einfacher, naturgemässer, von wahrem Heldengeist erfüllter war. Es ist gewiss (ich habe es schon nachgewiesen), wir haben keine Zeugnisse von dem Dasein der Tafelrunde, die über das zwölfte Jahrhundert zurückgiengen, aber das kann ein Zufall sein, und wer weiss, was noch aus den vorhandenen altgälischen Gedichten, wenn sie einmal kritisch untersucht und kritisch geschieden sind, zu Tage kommt. Es ist ferner wahr, dass, was Gottfried von Monmouth erzählt, nicht in den Mabinogion erscheint und er die Tafelrunde nicht zu kennen scheint: allein das, was er erzählt, kann ein besonderer Theil, der vorzüglich von Merlin berichtete, gewesen sein, der dort sich nicht erhalten hat. Kennt doch Gottfrieds Zeitgenosse, Wilhelm von Malmesbury, der in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, schon einzelne Helden der Tafelrunde: er nennt Gawein, den Neffen Arthurs, und Ider, den Sohn des Königs Nuth, der uns aus dem Gedicht von Erek bekannt ist, ja er meint doch die Mabinogion (Villemarqué 2, S. 325), wenn er sagt ›legitur in antiquis Britonum gestis illustrissimi regis‹. Es ist endlich wahr, dass die altgälischen Gedichte der Barden den König Artus als ein ganz anderes Wesen, wie schon bemerkt ist, als eine mythische oder als eine geschichtliche Gestalt schildern. Ob man ihn deshalb für eine wirklich geschichtliche Person halten darf, wie Schulz thut, will ich noch dahingestellt sein lassen, ich glaube es nicht: gesetzt aber, er wäre es, so vereinigt sich das leicht mit meiner Ansicht. Artus trat dann in die schon vorhandene Sage und ward an ihre Spitze gestellt, wie der geschichtliche Theodorich und Attila in die Nibelungesage eintrat, und ward

dort, wo er vielleicht die Stelle eines alten heidnischen Gottes einnahm, aus einem wilden, kriegerischen Helden zu einem in hoher und glänzender Stellung nur die Geschicke lenkenden, selbst wenig thätigen Oberhaupt, wie er in den erhaltenen Gedichten erscheint und Karl der Grosse in dem kerlingischen Sagenkreis auftritt. Auch Erek zeigt sich bei den Barden (Schulz S. 321) als ein ganz anderer, und auch von ihm mag nur der Name in die Mabinogion übergegangen sein. Parzifal heisst bei den Barden und Gottfried von Monmouth wie in den Mabinogion Peredur. Ist die Erklärung, die Villemarqué (1, S. 195—197) von dem Namen gibt, richtig, wonach er so viel heisst: ›der Sucher des Gefässes, des Beckens‹ in Beziehung auf ein wunderbares Gefäss, von welchem die altgälischen Dichtungen berichten, dass es die Kraft gehabt habe, tödtliche Wunden zu heilen, selbst das Leben zurückzugeben, ist diese Erklärung richtig, so würden wir ein Zeugnis von dem frühen Dasein der Graalsage in Britanien haben, die in den nordfranzösischen Dichtungen nur eine christliche Färbung erhielt.

So viel von dem Alter der Mabinogion; wir wissen, dass sie gälischen Ursprungs sind, aber wir müssen noch die Frage nach ihrer nächsten Heimath genauer ins Auge fassen. Ihr Schauplatz ist in Britanien. In England befinden sich auch die Handschriften, aber ich zweifle nicht, dass sie auch den Briten des festen Landes, den Armoricanern, eigen waren, es mag nun die Sage ursprünglich gemeinschaftlich gewesen, oder sie mag bei den vielfachen Berührungen, die zwischen Gälen von Wales und Bretagne stattfanden, oder bei Übersiedelungen nach Frankreich herübergewandert sein. Villemarqué möchte sie gerne den Armoricanern zueignen (2, S. 327—334); allein seine Gründe gelten nicht für alle Mabinogion. Für die Iweinsage lässt sich anführen, dass sie insoweit in der Bretagne spielt, als der Wald Breziljan, wo das Wunder mit dem Brunnen vor sich geht, dort lag und aus anderen Anführungen bekannt ist. In dem Erek zeigt sich deutlich eine Berührung mit französischer Dichtung, die nur in der Bretagne stattfinden konnte (Schulz S. 327). Es wird darin gesagt, dass der zwerghafte Guivreiz bei den Franken Gwiffert le petit heisse (Villemarqué 2, S. 85), und an

dem Hofe des Königs Artus kommt sogar ein Willelm, Sohn des Königs der Franken, vor (Villemarqué 2, S. 41). Dagegen spielt das Mabinogi von Peredur, so viel ich bemerkt habe, noch ganz auf dem Boden von England und scheint mir keine armoricanische Einwirkung erfahren zu haben.

Es ist noch eine Frage übrig: wie verhalten sich die alten französischen Gedichte von Iwein Parzival und Erek zu den Mabinogion? Ich rede nicht von der dichterischen Ausbildung. Habe ich Recht, in den erhaltenen Mabinogion nur einen meist dürren Bericht von dem Inhalt zu sehen, so kennen wir die wahre gälische Darstellung nicht: wie die Sachen stehen, verdienen die Franzosen in dieser Hinsicht den Vorzug: ihre Dichtungen haben mehr Fleisch und Blut. Dass sie in den deutschen Bearbeitungen Hartmanns, Gottfrieds und Wolframs viel und ungemein viel gewonnen haben, habe ich schon oben bemerkt. Es ist also hier bloss von dem Stoff, dem Skelett die Rede. Die französischen Dichter weisen auf bretagnische Erzählungen hin: namentlich thut das Chrétien von Troyes. Auch ohne diese Hinweisungen hatten wir dieses Verhältnis als das natürlichste voraussetzen dürfen. Weiter geht die Frage: waren die Mabinogion, die wir kennen, ihre Quelle? Der Gedanke liegt nahe, da die Entstehung des rothen Buches, das die Mabinogion uns erhalten hat, wie wir gesehen haben, ziemlich gleichzeitig mit den französischen Dichtern ist, d. h. in das zwölfte Jahrhundert fällt. Schulz fragt (S. 39): ‹sind die Mabinogion Quelle jener französischen Romane oder umgekehrt abgebleichte schwache Nachbilder jener französischen Blüthezeit?› Die Frage ist unrichtig gestellt, weil sie die richtige Antwort nicht zulässt. Sie sind nämlich beides nicht: das geht aus einer genauen Vergleichung ihres Inhalts hervor. Auf jeder Seite finden wir Eigenthümlichkeiten und in der Sage von Parzival die merkwürdigsten Abweichungen. In manchen Einzelheiten, scheint es mir, stehen die Mabinogion höher und enthalten das Richtigere und Bessere: aber auch das Umgekehrte wird stattfinden. W. Müller hat in der Beurtheilung von Schulz das Rechte bemerkt: die französischen Gedichte und die Mabinogion sind verschiedene Ableitungen aus einer weiter zurück-

liegenden Quelle aus der altgälischen Sage, die uns verloren ist. Die Mabinogion mögen sich auf mündliche Erzählungen bretagnischer Sänger stützen, wie die französischen Dichter, aber beide auf andere, jedes Mal verschiedene. Wie das bei der Überlieferung schon so oft ist beobachtet worden, dass sie sich in dem Fortschritt der Zeit und zu gleicher Zeit fast in jedem Mund verändert, so ist das auch hier der Fall gewesen. Wissen wir doch, dass unserem Wolfram zwei Auffassungen der Parzivalsage bekannt waren, eine von dem Provenzalen Kiot, aber in französischer, d. h. wahrscheinlich nordfranzösischer Sprache gedichtet, der er folgte, und eine andere nordfranzösische von Chrétien, die er, eben weil sie abweichend war, der Unwahrheit beschuldigt, was nichts Anderes heissen soll, als dass sie die Sage, die er für die echte hielt, nicht darstellte; auf die Wahrheit der Begebenheiten selbst glaube ich nicht dass sie zu beziehen ist. Übrigens war es leicht möglich, dass Chrétiens Gedicht den bretagnischen Erzählungen näher stand und insofern den Vorzug verdient.

Das Mabinogi der Erekssage, die uns hier am meisten angeht, zeigt nicht bloss die schon bemerkte Berührung mit französischer Auffassung; es stimmt auch am meisten dem Inhalte nach und im Gang der Erzählungen mit den altfranzösischen Gedichten. Das Ritterthum ist sichtbar ausgebildeter, die Sitte feiner, Pracht und Glanz der Lebensweise tritt weit mehr hervor. Ferner ist die Darstellung weniger trocken und dürftig; sie hat einige poetische Ausführlichkeit. Endlich, und darauf müssen wir am meisten Gewicht legen, kommen einige Abweichungen vor, welche, wenn sie auch auf den Gang der Ereignisse weiter keinen Einfluss haben, doch eine gewisse Selbständigkeit der armoricanischen wie der französischen Auffassung darthun. Artus erhält in dem Mabinogi das Recht, den Kopf des erlegten weissen Hirsches einer Frau, die er auswählt, zu verehren; das scheint alterthümlicher als die Erzählung des französischen Gedichtes, wo er von einer Dame einen Kuss nehmen darf, was schon auf die ritterliche Galanterie hinweist. In dem französischen Gedicht verstehen wir nicht recht die Härte, mit welcher Erek die Enite behandelt, warum er ihre Treue prüfen will, die

sie nie verletzt hat und zu verletzen niemals die Absicht zeigt. Sie hat nichts gethan als, während sie ihn für schlafend hält, darüber klagen, dass sein guter Ruf zu Grund gegangen sei: Erek hatte eher Ursache, ihr dafür zu danken. Aus dem Mabinogi entnehmen wir, dass Erek die Worte der Enite falsch versteht und glaubt, sie liebe einen Anderen und wünsche seinen Tod; jetzt ist die Prüfung, die er mit der Erhebung zu ritterlichem Leben verbindet, ganz natürlich und erscheint nicht mehr als Härte. Ich führe nur diese Beispiele an: es gibt noch andere Abweichungen, wo mir das Mabinogi den Vorzug zu verdienen scheint. So tritt die Mutter der Enite auf (in dem deutschen Gedicht wird nur nebenbei die hûsfrouwe genannt 312 und beim Abschied, den Enite von ihr nimmt, 1460), und sie und der greise Vater begleiten die Jungfrau zu dem Sperberfest in Tulmein, was an sich anständiger und der Sitte angemessener ist, als wenn sie allein mit dem fremden Ritter hingeht. Vielleicht hat der französische Dichter dieses Gefühl [gehabt] und den Herrn von Tulmein deshalb zu einem Verwandten der Enite gemacht. Das Abenteuer mit Mabonagrin ist in der armoricanischen Sage viel kürzer erzählt, und das französische Gedicht gewährt hierin wohl eine vollständigere Überlieferung: gleichwohl kommen auch eigene Züge vor. Der Baumgarten ist nicht bloss von einem Nebel umgeben, sondern auch ganz mit Pfählen umsteckt, so hoch als das Auge reicht, auf welchen, bis auf zwei, die Häupter der Erschlagenen stecken.

Ich kann die Betrachtung der Mabinogion nicht schliessen, ohne auf den Werth aufmerksam zu machen, den diese wieder geöffnete Quelle für die Erforschung und Beurtheilung der epischen Volkssagen der Gälen hat. Ihre weitere Bekanntmachung, auf die wir hoffen dürfen, wird daher sehr erwünscht kommen.

So weit die Einleitung; ich glaube die Hauptpunkte berührt und auf die Fragen, die sich aufdrängen, eine klare Antwort gegeben zu haben, wenn sie auch der Lage der Dinge nach nicht jedes Mal eine entscheidende sein konnte. Aber die Wissenschaft schliesst nicht ab: neue Forschungen werden sie

weiter fördern. Ich habe Ihnen noch Einiges über den Zweck, über die Art und Weise meiner Vorlesungen zu sagen.

Das letzte Ziel dieser Vorlesung ist kein anderes, als das ich bei meinen übrigen im Auge gehabt habe. Ich wünsche Sie in den Geist des deutschen Alterthums so lebendig und wahrhaft, als es in meinen Kräften steht, einzuführen. Nicht bloss auf Gelehrsamkeit ist es abgesehen, die todt ist, wenn sie nichts als sich selbst sucht; ich möchte dazu beitragen, dass Sie lernen die Gegenwart auch aus der Vergangenheit, mit der sie durch unzählige Fäden zusammenhängt, zu erkennen. Man gräbt einen verschütteten Brunnen auf, nicht damit jemand auf dem Wasserspiegel sein eigenes Gesicht wohlgefällig beschauen könne, sondern damit seine Quelle heraufdringe und den Boden, da wo er dürr und unfruchtbar geworden ist, tränke und befruchte. Nicht zu einer seelenlosen Nachahmung stelle ich es auf, der sich der freie Geist des Menschen niemals unterwirft: nicht die Sonne allein, der günstige Himmel, wenn ihn das Geschick über uns ausbreitet, kann das Gedeihen der Pflanze sichern, sie muss auch aus der Tiefe ihre Säfte ziehen und Triebkraft empfangen. Die Geschichte ist der Boden unter uns, in dem wir Wurzel schlagen. Unsere Arbeit besteht darin, dass wir die Steine hinwegschaffen, die Gleichgültigkeit oder Unverstand darauf geworfen haben. Wer sich von der Geschichte wegwendet, eine Gesinnung, die häufig genug bei uns in dieser Zeit auftaucht, ja gerühmt und gepriesen wird, wer jeden Tag von Neuem beginnt und mit dem Abend beschliesst, der gleicht jenen gespenstigen Wesen Rübezahls, die den Schein des Lebens einen Tag annahmen, aber mit der einbrechenden Nacht wieder verwelkten.

Aber der Weg zu diesem Ziele ist kein leichter. Nicht mit ein Paar allgemeinen, in den Nebel unbestimmter Worte gestellten Redensarten gelangt man dahin: man setzt nicht mit dem Springstock über die Schwierigkeiten hinweg. Unser Weg ist ein mühsames und redliches Forschen: nur durch ein genaues, nichts Einzelnes, keine Kleinigkeit verschmähendes Verständnis eröffnet sich die letzte und die allein wahre Einsicht.

Unser Weg ist ein streng philologischer. Fürchten Sie nicht, dass der Geist dabei abhanden komme. Wer ihn wirklich besitzt, dem geht er darüber nicht verloren. Auch dem Bildhauer tritt erst aus mühevoller Arbeit, nach unzähligen Schlägen auf den Meissel das reine Bild hervor. Zu einer solchen Arbeit fordere ich Sie auf. Ich werde mich bemühen, das Einzelne zu erklären: gelingt es mir nur, das Richtige zu treffen, so werde ich niemals trocken sein. Ein ungefähres Verständnis, ein halbes Errathen, ein unruhiges Hinwegeilen gewährt nichts als ein scheinbares Trugbild, das auseinandergeht, wenn man es fest anfassen will.

Wohin ich zugleich zu wirken trachte, das ist das richtige Gefühl für unsere Sprache. Auf welche Abwege sind wir gerathen! Ich rede nicht von dem athemlosen Treiben nach dem, was man geistreiche Gedanken nennt, nach der Sucht, sich damit zu versteigen, so weit hinauf zu versteigen, dass man den Rückweg nicht wieder findet, oder von der Geringschätzung, mit der man auf schlichte und reine Worte sieht; davon wird sich der deutsche Geist, der keine Aufschneiderei duldet, schon wieder befreien. Ich habe zunächst die äussere Gestalt unserer Sprache im Sinn, die, wenn sie einmal gestört und entstellt ist, so leicht nicht wieder in die rechten Fugen kommt. Wie ist sie verrenkt worden! Welche Mischung mit fremden Wörtern und Wendungen! Das taube Gestein hat sich zwischen das edle Gold gedrängt. Wer doch die Schaufel hätte, um den Wust über die Tenne zu werfen, damit die Spreu im Wind davon flöge und das reine Korn unserer edlen Sprache beisammen läge! Luther sagt: »die Sprache ist die Scheide, in welcher das Schwert des Gedankens steckt«. Man hat die Scheide abgezogen, und der schlecht bedeckte Stahl wird von dem Dunst gemeiner Rede berührt, rostet und muss erblinden. Statt dass das Wort sich fest an den Gedanken schliessen sollte, wird er von schlottrigen, ungewissen, schwebelnden Ausdrücken verhüllt. Die Worte verlieren ihre sinnliche und leibhafte Bedeutung und geben uns abgezogene, inhaltlose Begriffe.

Auch die, welche sich Puristen nennen, haben mehr verdorben als gefördert. Wie kein einzelner Mensch, so kann auch

kein Volk abgeschlossen für sich bestehen: in der Berührung mit anderen entwickeln sich die besten Kräfte, wird man seiner Eigenthümlichkeit sich erst bewusst. Welch einen belebenden Einfluss hat der englische Shakespeare auf Deutschland ausgeübt! Wie oft hat sich der deutsche Geist, wenn er verwirrt oder versunken war, an dem reinen Muster der Griechen aufgerichtet und gestärkt! Wer sein Licht einsam brennt, kann es nicht bei dem Nachbar wieder anzünden, wenn es der Wind ausgelöscht hat. Wenn das eine Volk bei dem anderen Dinge kennen lernt, die es zu Hause nicht findet, Begriffe, die ihm fremd sind, so ist auch natürlich, dass die fremden Ausdrücke mit herüber kommen. Haben wir doch, um ein Beispiel anzuführen, kein deutsches Wort, das dem von den Griechen empfangenen »Idee« entspräche. Unser »Gedanke« ist ein viel engerer, beschränkterer Begriff und bezeichnet nicht die Lichtstrahlen, die unmittelbar aus der Seele des Menschen aufsteigen. Gedanken hat der beschränkteste, aber Ideen gehen nur von einem höher begabten Geiste aus. Die Kunst, die Wissenschaft in der Form, in der sie überliefert wird, jedes Gewerbe hat seine technischen Ausdrücke, die jedermann kennt und versteht. Wenn man sie durch neuerfundene Worte übersetzen will, so macht man sie in Wahrheit nur unverständlich. Wie abgeschmackt ist es, wenn man den Genitiv Zeugnisfall nennt, den Imperativ »Befehl«, das Präsens »Gegenwart«, das Participium »Mittelwort«. Was heisst übersetzen? Einen Gedanken in dem Geist, dem Gefühl einer anderen Sprache ausdrücken. Darf man ein Wort in seinem logischen Begriff (der lebendige und wahre ist nie ganz durch eine Erklärung zu ergreifen, sondern er ist nur zu empfinden) fassen und in einem selbstgemachten, nur logisch gebildeten, jedem andern als dem Erfinder undeutlichen Wort ausdrücken? Ein solches Wort geht nicht aus dem natürlichen Kreis der in dem ganzen Volk lebenden Sprache hervor und ist an sich todt. Die Sprache ist kein Menschenwerk; sie hat eine Seele, die ihr bei ihrer Entstehung verliehen und nicht von einem Menschen eingehaucht ist. Sie entfaltet sich aus einem inneren, geheimnisreichen, nur in seiner geschichtlichen Erscheinung zu erfassenden Trieb, aus einer Naturnothwendig-

keit. Sie bildet sich bei denen, aus welchen der Geist unmittelbar redet, zumeist daher bei den Dichtern, aus einem inneren Drang weiter, aber sie verschmäht die Gesetzgebung des berechnenden Verstandes, einer bewussten Absicht. Wie keine neue Pflanze mehr entsteht, so ist auch niemand im Stande, eine neue Sprachwurzel zu erfinden. Nur verlieren kann man sie, wie eine Anzahl in dem Lauf der Jahrhunderte zu Grund gegangen ist, andere nur in einzelnen Formen sich kundgeben. Nur in Zusammenfügungen, in der Anwendung des Vorhandenen, in dem kühneren Gebrauch der Formen bildet sich die Sprache weiter, aber sie gewinnt auch hier selten, ohne zugleich an ihrem grammatischen Bau einzubüssen. Die Klage über diesen Entwickelungsgang ist unnütz; auch hier waltet ein Naturgesetz. Pflegt doch auch ein Volk, wie der einzelne Mensch, oft an seinem Charakter zu verlieren, wenn es an Behendigkeit des Geistes gewinnt.

Die deutsche Sprache (das Wort ›deutsch‹ in der allgemeinsten Bedeutung genommen, so dass es auch die gothische, angelsächsische und nordische Sprache umfasst) ist mit der lateinischen, griechischen, persischen und dem Sanskrit gleichsam im Blute verwandt, auch die slavische und lettische zeigen unverkennbar Zusammenhang, wenngleich in weiter zurücktretenden Graden: wahrscheinlich wird ihn auch das Keltische zeigen, wenn es in dem erhaltenen Gälischen besser erforscht ist. Alle diese Sprachen gehören Völkerstämmen, die nach und nach in vorgeschichtlichen Zeiten von dem Caucasus ausgezogen sind. Sie sind alle einer gemeinsamen Wurzel entsprungen, keine ist von der andern abzuleiten, jede zeigt neben der Verwandtschaft ihr eigenes Leben. Sie setzen eine Ursprache voraus, die nicht jetzt erst den Blicken sich entzogen hat: sie war schon zu der Zeit vorhanden, wo die ältesten erhaltenen Denkmäler jener Sprachen beginnen. Dieses Ergebnis ist durch Forschungen ausser Zweifel gestellt; Partikeln, Zahlwörter, Pronomina legen diesen Zusammenhang noch am deutlichsten dar, aber es gibt auch nicht wenige einzelne Wörter, die gemeinschaftlich sind. Oberflächlicher Betrachtung erscheinen diese als erborgt, und zwar aus der nächstliegenden lateinischen Sprache, aber z. B.

Vater, Mutter, Samen sind nicht aus dem lateinischen pater, mater, semen herübergenommen. Glaubt man, dass für solche unentbehrliche Begriffe ein Volk das Wort erst borgen müsse? Es hat es von Anfang an gehabt. Der Purist versucht auch wohl solche Wörter durch Übersetzungen aus eigener Fabrik zu vertreiben. Ich will nur ein Beispiel als Muster der Abgeschmacktheit anführen. Ein Purist erblickte in unserem deutschen Wort Nase, das schon im Sanskrit násā heisst, ein lateinisches und schlug vor statt dessen »Gesichtserker« zu gebrauchen.

Noch in einer anderen Beziehung ist der Gebrauch fremder Wörter nicht bloss zulässig, sondern ein Gewinn. Ich meine in der humoristischen und komischen Sprache (ich gebrauche auch hier zwei fremde unübersetzbare Worte). Hier ist mit dem entlehnten Wort oft eine feine Nebenbeziehung, eine Andeutung verbunden, die sonst verloren gehen würde und doch sehr wirksam sein kann.

Ich streite also für die Freiheit der Sprache, die das Recht hat, sich fremder Wörter zu bedienen, sobald diese allein vollständig auszudrücken vermögen, was man sagen will. Ihre unbedingte Ausscheidung würde nur die Macht und Gewalt der Sprache einengen und ihr eine pedantische Haltung aufdringen. Gerade die Freiheit sichert gegen sklavische Hingebung und sinnloses Abborgen.

Das rechte Gesetz, ich meine das gesunde und natürliche, ist bald gefunden. Jeder fremde Ausdruck ist zu verwerfen, den wir reinlich und vollständig durch einen eigenen ersetzen können. Aber dieses einfache Gesetz, wie wenige beachten es! Öffnen Sie ein Buch namhafter Schriftsteller unserer Zeit; es fehlt nicht an Geist, sie wissen auch die Sprache mit Behendigkeit zu gebrauchen, aber welch einem Wust von fremden, meist aus dem Lateinischen verkrüppelten oder aus dem Französischen herbeigerafften Wörtern begegnen wir! Da ist von Amplification, Consideration, Bêtise, Concentrierung, Collection, Communication, Reticenz, Fiction, Omnipotenz, Indifferenz, Localisierung, Allegorisierung, von Effervescenz, von nobler Natur, von prolifiquer Behandlung die Rede: lauter missgeschaffene, cretinen-

artige Wesen; mich widert es an, mehr Beispiele zu geben. Dazu kommen noch die den philosophischen Schulen abgeborgten Ausdrücke, die man in die allgemeine Sprache an den Haaren herbeizieht. Dort sind sie nicht zu entbehren; hier vernichten sie die frische Sinnlichkeit der Sprache. Da ist von dem Objektiven und Subjektiven die Rede, ein Gegensatz, der wie ein Haifischrachen alles ohne Unterschied hinabschlingt, was ihm vorkommt, oder von dem Absoluten, das an allem, was vorhanden ist, noch nicht genug hat. Wenn Geistesarme mit solchen erborgten Lappen ihre Blösse bedecken wollen, so empfindet man nur Mitleiden: sie schaden nicht: aber wenn die, welche fähig sind, die Sprache, eins der edelsten Güter eines Volkes, auf eine würdigere Weise zu gebrauchen, [so verfahren,] so wird man zornig. Und was ist es für ein Grund, der sie bestimmt, mit diesem Mischmasch die Sprache zu verunreinigen? Mangel an Gefühl von dem Werth und der Würde der Sprache, Gleichgültigkeit gegen das Vaterländische, Schluderhaftigkeit, mitunter auch Hoffart und albernes Vornehmthun. Sie nagen, wie Gewürm, in dem lebendigen Baum und bringen seine Säfte in Stockung. Sie, m. H., sind noch nicht von der Gewohnheit befangen. Sie werden das Verderbnis noch von sich halten.

Wie ist dem Widerstand zu leisten? Gebrauchen Sie das gesunde sinnliche Wort, das den Begriff noch stark und frisch umschliesst. Geniessen Sie lieber die saftige Frucht als den abgezogenen Spiritus. Halten Sie sich die allgemeinen, unbestimmten, um den Gedanken schlotternden Redensarten vom Leib. Jede aus der Seele strömende Rede ist bilderreich; das Bild, das ungesucht sich darbietet, dringt geradezu auf den Zuhörer ein, aber meiden Sie die abgenutzten, zumal süsslichen Gleichnisse, die wie abgegriffene Münzen durch alle Hände gehen. Das Wort muss den Gedanken scharf und rein ausprägen, lieber etwas zu eckig als zu glatt und unbestimmt; das rechte Mass der Schönheit wird sich bei dem Fortschritt der Bildung von selbst einfinden. Legen Sie nicht Hand an die überlieferte Sprache, denken Sie nicht daran, ihr Gesetze geben zu wollen: der gemeinsame Geist des ganzen Volkes, der sich in einem wahren Dichter am deutlichsten offenbart, bildet sie

weiter. Die Grammatik ist nichts Anderes als die Entdeckung der in dem Lauf der Zeiten zu Tag gekommenen Entwickelung; sie ist eine Naturgeschichte der Sprache. Gebrauchen Sie ein fremdes Wort nur aus Nothwendigkeit, aus innerem Bedürfnis: finden Sie nicht gleich das einheimische, so suchen Sie erst den Gedanken auf eine andere, schlichtere Weise zu erfassen. Blicken Sie die sinnliche Welt mit scharfen Augen an, damit Sie feste Umrisse gewinnen, bevor Sie etwas beschreiben. Lassen Sie Klarheit der Gedanken vorausgehen, ehe Sie sie aussprechen. Versteigen Sie sich nicht mit Worten; auch auf den Anhöhen des Geistes ist die einfache und reine Rede die beste, ohne den gleissenden Firnis sogenannter schöner Redensarten. Dann wird die Sprache immer Wahrheit und Kraft, im Einzelnen aber die Verschiedenheit der Geister und die Eigenthümlichkeit eines jeden zeigen. Bedenken Sie, dass die Sprache das schönste Zeugnis von der Tüchtigkeit und Würde des deutschen Volkes in sich schliesst.

Dies sind die Wünsche, die ich glaubte an Sie richten zu dürfen, bevor ich die Erläuterung eines Denkmals des dreizehnten Jahrhunderts begönne, welches Ihnen unsere Sprache in einem reineren und besseren Zustand zeigen wird.

BERICHT ÜBER EINE KIRCHLICHE COMMISSION UND DIE LANDSTÄNDE IN HESSEN.

Hannoversche Zeitung. 1832. Fol. No. 29 (den 3. Februar) S. 132—134. No. 30 (den 4. Februar) S. 138—139.

Kurhessen. — Cassel, den 25. Januar.

132 B Seit einigen Tagen befinden sich die beiden Professoren Bickell und Hupfeld von der Universität Marburg unter uns. Sie sind von der Regierung hierher berufen, um Antheil an der Commission zu nehmen, welche den Zweck hat, die kirchlichen Angelegenheiten von Hessen zu ordnen oder neu zu beleben. Es macht der Regierung Ehre, erkannt zu haben, dass die Freiheit des Landes ihre beste Grundlage in der Freiheit der Kirche finde, und dass eine kräftige, religiöse Gesinnung das dauerndste Mittel sei, die Aufregung der Gemüther zu beschwichtigen, Gesetzlichkeit, Ordnung und Friede einzuführen. Die beiden genannten Männer haben durch die gemeinschaftlich abgefasste Schrift, welche diesem Gegenstande ausschliesslich bestimmt ist und, soviel wir wissen, hier wie auswärts die verdiente Anerkennung gefunden hat, einen vollen Anspruch auf diese Auszeichnung erworben. Geist, genaue Kenntnis der Sache, wie der redlichste Wille leuchtet aus allem, was sie sagen, und sie zeigen die eben nicht häufige Mischung einer das Ziel unverrückt im Auge haltenden Festigkeit und einer gerechten Nachsicht, welche die Umstände erwägt, in die Irrthümer der Zeit auch die Besseren verflochten glaubt und keine zu grossen For-
133 A derungen an die Gegenwart macht. Die übrigen Mitglieder der Commission sind in unserer Zeitung genannt; billiger Weise sieht man auch ein Mitglied des Regierungs-Collegiums darunter; ebenso sind die Punkte im Allgemeinen angegeben, welche den Gegenstand der Deliberation ausmachen werden. Alles gut und lobenswerth. Wir sind nicht ohne Hoffnung, dass der

Erfolg unseren Wünschen entsprechen werde; unsere Wünsche aber gehen dahin, dass im Anfang nicht zu viel geschehe und vorerst nur der Weg geöffnet werde, auf welchem die Kirche zu der Freiheit, deren sie bedürftig ist, gelangen und zwar durch eigene Erhebung gelangen könne. Etwa wie ein Gärtner sorgt einer edlen Pflanze Luft und Sonne zuzuwenden, damit sie von dem wuchernden Unkraut nicht unterdrückt werde; ihn befriedigt die Aussicht, dass sie aus eigenem Trieb erstarke und zu rechter Zeit Blüthe und Frucht bringe. Wir wollen das Vertrauen hegen, dass in Grund und Boden noch Kraft genug ruhe. Auf der einen Seite hat der krankhafte Pietismus, wie er schwer aufliegend und den Geist der evangelischen Kirche fesselnd in einigen Gegenden Deutschlands zum Vorschein gekommen ist, hier nicht [Fuss] gefasst, wenn auch Versuche dazu gemacht, dessen dürfen wir uns rühmen; auf der anderen Seite aber, und das wiegt schwerer als jener Vorzug, hat die entgegengesetzte seelenlose Richtung, welche die Religion zu einer Verstandessache macht, auch unter uns in die Breite sich ausgedehnt und neben anderem Bösen, das sie gestiftet, auch die Gleichgültigkeit gegen die Religion befördert. Ist also gegenwärtig unter der Geistlichkeit so wenig als unter den Laien ein Zustand, der fähig wäre, die Freiheit der Kirche würdig zu tragen und den Nachkommen zu überliefern, so ist der vorhin geäusserte Wunsch gerechtfertigt. Was wir nicht wünschen, wollen wir noch ausdrücklich sagen: keine vorausgehende, im Detail ausgearbeitete, jedes mögliche Verhältnis scharf bestimmende kirchliche Constitution. Sie würde ein Haus errichten für ein Geschlecht, das noch nicht vorhanden ist und dessen wahrhafte Individualität im voraus zu bezeichnen auch einem wohl abgerichteten Vorstande eine zu schwere Aufgabe sein würde. Schenkt der Kirche Freiheit, sich selbst, wie es das hervordringende Bedürfnis fordern wird, ein Haus zu bauen, und wehrt denen, welche sie darin stören möchten; dazu gehört freilich auch eine angemessene, äussere Stellung der Geistlichkeit. Hätte Philipp der Grossmüthige, die Säule der Reformation und evangelischen Freiheit, ahnen können, dass einer seiner Enkel den katholischen Bischof weit über die Vorsteher

der evangelischen Kirche, den Seelsorger einer Gemeinde unter den Gehülfen eines fürstlichen Kochs setzen würde?

Ich betrachte die kirchliche Commission als einen integrirenden Theil unserer Landstände und habe meine Meinung über diese Angelegenheit vorangestellt, um damit ein Urtheil über diese zu begründen. Unsere Landstände haben einen entschiedenen Erfolg für das Wohl des Landes gehabt. Wer ihren Versammlungen beigewohnt, hat sich überzeugen können, dass sie mit Haltung, Anstand und einer nur selten gestörten Ruhe die Angelegenheiten verhandelt haben, die in ihre Hände gelegt waren. Ja, es scheint mir, als hätten sie sich darin vor allen anderen Landständen Deutschlands rühmlich ausgezeichnet. Die Redlichkeit und Wahrheitsliebe des Präsidenten hat niemand, von welcher Ansicht er auch war, in Zweifel gezogen. Auf glänzende Reden, wie die französische Kammer sie liefert, auf Witz und geistreiche Schärfe war es nicht abgesehen, aber sichtbar war das Bestreben, nach besten Einsichten für das Wohl des Landes zu wirken, und in diesem Ernste sind Empfindlichkeit, verletzte Eigenliebe und andere unabwendbare Schwächen der menschlichen Natur schnell aufgegangen. Eigentliche Parteien, eine den Kampf suchende Opposition, deren Zweck ist den Gegner zu unterdrücken und ganz aus dem Felde zu schlagen, war nicht vorhanden, aber freilich auch in der Auswahl, die das Land als Deputirte sendete, stellte sich die Bildung der Zeit mit ihrer Eigenthümlichkeit, und die befasst Vorzüge wie Gebrechen, deutlich dar. Eine Anzahl Deputirter war durchgreifenden Massregeln zugethan; sie glaubte, man dürfe die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne vollständig für die Zukunft zu sorgen, jeder möglichen Willkür den Weg zu versperren und in dem Haushalte des Staates alles bis ins Einzelne fest zu bestimmen. Die Nachkommenschaft hätte dann die geringere Mühe gehabt, hie und da eine bequemere Anordnung zu treffen und das System auf das Feinste auszuarbeiten. Diese Gesinnung war gerade nicht sehr zahlreich repräsentirt, aber sie führte am häufigsten das Wort und wusste sich geltend zu machen, indem ihrer systematischen Consequenz Vorschläge, Erwiderung und Vertheidigung schneller zur Hand

waren, als denen, welche sich begnügten, praktisch, wie sie gerade vorliegen, zu betrachten. Dazu kam, dass ein Deputirter dieser Abtheilung, kein Hesse durch Abstammung, die angeborene, bei südlichen Völkern häufigere Geläufigkeit der Rede zu seinem Vortheil zu verwenden verstand. Dieser Partei gegenüber hielt sich eine andere, noch minder zahlreichere, die sich nur leise äusserte; ihr lag die historische Ansicht der Dinge am Herzen, 133 E
und sie hätte manches Gute wirken können, wenn es möglich gewesen wäre, entschiedener vorzutreten; aber sie war gehindert theils durch die meist obwaltende Dringlichkeit der Umstände, welche die bedachtsamere, zweifelhaftere Weise, in der sie zu verfahren hatte, nicht zuliess, theils, und das war die Hauptsache ihrer Zurückhaltung, durch den traurigen Zustand, in dem sich die nächstliegende Vergangenheit darstellte; viel Schlamm, wenig trockene Stellen, auf die man fussen konnte. Hätte sie die Erfahrung redlicher Beamten, deren es in Hessen viele gibt, benutzen, die im Einzelnen befragen können über das, was aus älterer, besserer Zeit noch fortdauere und was sie unter mannigfaltigem Drucke zu erhalten gesucht hatten, so würde ein sehr wohlthätiges Element in die Verhandlungen der Landstände gekommen sein. Die grösste Anzahl der Deputirten gehörte zu keiner von beiden Richtungen; die vertheidigten das, was ihnen praktisch schien, so wie sie nach ihrer Lage und Einsicht es glaubten vertheidigen zu müssen, ohne Zweifel ein nützlicher und achtungswerther Theil, der das Vordringen der einen Seite milderte, aber freilich die andere nicht hinlänglich unterstützen konnte. Bei allem aber, was geleistet worden, muss man erwägen, dass die meisten Landstände zum ersten Male in eine Thätigkeit dieser Art eintraten und bei mehr Erfahrung auch die Leichtigkeit der Behandlung zunehmen wird. Bei den Abgeordneten des Bauernstandes, die aus seiner Mitte selbst genommen waren, habe ich in den Sitzungen, denen ich beigewohnt, niemals einige Thätigkeit oder auch nur Theilnahme bemerkt und weiss nicht, ob Beispiele davon vorgekommen sind. Selbst bei der Abstimmung durch Aufstehen bewegte sich einer nur soviel als nöthig war, um zu zeigen, dass er nicht ganz sitzen geblieben war. Ich bin nicht gegen die Repräsentation

dieses Standes, der gewiss über seine Bedürfnisse ein einfaches, aber sicheres Urtheil hat, allein sie war auf theoretischem Wege eingeführt und muss erst durch irgend eine praktische Einrichtung Leben gewinnen.

Soll auf eine gerechte Weise von der Wirksamkeit der Landstände die Rede sein, so muss zuvörderst die Wohlthat in vollem Gewicht erkannt werden, dass sie es waren, die auf gesetzlichem Wege uns von dem Zustande befreiten, der alpartig auf Hessen lastete. Die Freiheit war allmählich bis zu einem Grade untergegangen, von der niemand, der es nicht selbst mit erlebt, einen Begriff hat. Jede Unbefangenheit, ich sage nicht einmal Freiheit der Rede war unterdrückt. Die Polizei, öffentliche und heimliche, angeordnete und freiwillige, durchdrang alle Verhältnisse und vergiftete das Vertrauen des geselligen Lebens. Alle Stützen, auf welchen das Dasein eines Volkes beruht, Religiösität, Gerechtigkeit, Achtung vor der Sitte und dem Gesetz, waren umgestossen oder gewaltsam erschüttert. Nur eins wurde festgehalten: jeder Widerspruch gegen den geäusserten Willen, direkt oder indirekt ausgesprochen, sei ein Verbrechen. Ich enthalte mich der Anführung von Beispielen; es ist besser, sie werden vergessen. Allerdings, es war nicht schwer, hier Hilfe zu gewähren. Der blosse Zutritt frischer Lebensluft weckte aus dieser Erstarrung; allein die Landstände, indem sie ebensowohl mit Kraft als Mässigung ihre alte, geschichtliche Stellung einnahmen, haben noch andere verlorene Güter dem Lande wieder erworben, ohne welche, wie wir glauben, in unserer Zeit kein Volk zu einem ruhigen und glücklichen Dasein gelangt: Freiheiten und Gerechtsame, die in früherer Zeit vorhanden, nach und nach schläfrig ausgeübt, endlich entzogen waren. Dahin gehört die ständische Anordnung und Verwaltung der Steuern, das Mitwirken bei allen das Wohl des ganzen Landes betreffenden Gesetzen, endlich Pressfreiheit.

Auch in der Ausübung dieser Gerechtsame durch die gemeinschaftlich mit der Regierung getroffenen Anordnungen haben sie schon viel unleugbar Gutes gestiftet. Der für das kleine Land unglaubliche Schatz ist zum Theil wieder zu der Quelle

zurückgeführt, aus der er geschöpft war, und der Landmann durch die Aufhebung der drückendsten Steuer wesentlich erleichtert, die Gehalte der Staatsdiener, die grossentheils von Nahrungssorgen gequält waren, sind erhöht; noch andere Dinge dieser Art, worunter ich auch die Anschliessung an das preussische Zollsystem (die nur ohne den Bruch eines früheren Traktats hätte bewirkt werden müssen) rechne, deren Wohlthat unbezweifelt ist und die ich übergehe, weil ich nur Beispiele anführen wollte. Allein hervorheben muss ich noch, was für den öffentlichen Unterricht gethan ist, weil sich auch darin die Hessischen von den Landständen anderer deutscher Staaten unterscheiden, welche, zum modernen Liberalismus hinneigend, der Künste und Wissenschaften für einen, wenn nicht ganz überflüssigen, doch nicht zeitgemässen Luxus betrachtet, auf Bedürfnisse dieser Art nicht Rücksicht nehmen, wie z. B. der badische Landtag nicht die billigsten Wünsche der Universität 131 A
Heidelberg erfüllt hat. Eine polytechnische Schule wurde hier auf Antrag des Bürgermeisters gestiftet, und die Universität Marburg erhielt eine jährliche Zulage von 15,000 Thalern; durch diese Summe kann aber bei richtiger Anwendung allen Hauptmängeln abgeholfen werden. Man muss, um den Werth dieser Wohlthat zu schätzen, die Lage dieser Universität unter der vorigen Regierung kennen. Keine Spur von Pietät regte sich mehr gegen die Stiftung des Ahnherrn von Hessen. Nicht nur ward keine der dringendsten Bitten berücksichtigt; es war im Gegentheil schon ein höchster Befehl erlassen, wonach der bisherige Beitrag der Staatskasse noch vermindert werden sollte. Die Universität hatte bereits zu den unabwendbarsten Bedürfnissen ihren Fonds angreifen müssen, und würde, wenn dieser Zustand noch ein Menschenleben fortgedauert hätte, ihn völlig aufgezehrt und sich selbst aufgelöst haben. Für Deutschland ist es wünschenswerth, dass kleinere Universitäten, die nicht glänzende Anstalten, wie Berlin, Göttingen etc., besitzen, aber auch nur den Begüterten eine gründliche Ausbildung möglich machen, fortbestehen.

Wir haben der lobenswerthen Einwirkungen der Land- 138 B
stände gedacht; wir wollen jetzt die Kehrseite betrachten. Sie

haben sich nicht begnügt die Freiheiten und Rechte, aus welchen die eben aufgezählten wohlthätigen Einrichtungen geflossen sind, zu sichern, sie haben fast alle inneren und äusseren Verhältnisse des Landes in Berathung genommen und, wie es heisst, zu organisiren angefangen; die verheissenen, noch auszuarbeitenden Gesetzbücher sollen schliesslich alles ins Reine bringen. Einem Staatsbürger wird fortan nichts mehr übrig bleiben, als von exemplarischer Natur zu sein: regulirt er dann sein Betragen den gegebenen Vorschriften gemäss, so kann ihm an einem completen Glücke nichts fehlen. Die zuerst genannte Partei, die diesen Ansichten der Zeit, wonach kaum etwas weniger als alles nur aufzutreibende Vortreffliche gefordert wird, huldigt, hat sich hierbei vorzüglich thätig gezeigt; doch sie nicht allein, auch die Regierung hat diesen Weg bereitwillig vorgeschlagen. Dass solche Experimente anderwärts häufig einen mittelmässigen, oft einen schlechten, niemals einen ungetrübten Erfolg gehabt, ist eine Erfahrung, die man vergeblich vorhält, weil jeder überzeugt ist es besser zu machen und den anderwärts begangenen Fehler zu vermeiden. Die entgegengesetzte Ansicht ist auch darin im Nachtheil, dass sie keine so glänzende Resultate versprechen kann. Da sie dem wahrhaft bestehenden, in der Eigenthümlichkeit eines Staats begründeten [Zustande] nur jene Freiheiten offen und ohne Rückhalt zugetheilt wünscht und auf dieser Grundlage eine stufenweise, glückliche Entwickelung erwartet, so kann sie nicht im voraus bestimmen, bis zu welchem Grade und wie schnell ihre Wünsche in Erfüllung gehen werden. Denn ihr hängt alles von der innewohnenden Kraft ab, die niemand ausmessen kann, und sie lässt das Unergründliche und Geheimnisreiche des menschlichen Lebens, das sich in den mannigfaltigsten Formen ausprägt, gelten. Wer das Metall nicht kennt, kann erleben, dass bei dem Guss die wesentlichen Bestandtheile nicht ausgefüllt werden, etwa Hände und Füsse ausbleiben, wenn nicht gar der Kopf. Haben die neuen Einrichtungen schon mehrmals die Linie des Zuträglichen und Angemessenen überschritten, sich in Kleinigkeiten, überhaupt in zu viel Dinge gemischt und der freien Bewegung der Regierung allzu enge Grenzen gesteckt, so ist doch noch immer Zeit, in dieser

Richtung einzuhalten und einer natürlichen, weniger forttreibenden Entwickelung Platz zu lassen. Selbst bei wohlmeinenden, in der Verwaltung thätigen Männern bildet sich eine Opposition gegen die Verfassung. Die absolute Gewalt wirkt ohne Zweifel schneller, und redliche, den Missbrauch der Gewalt hassende Beamten fühlen sich gehemmt, wenigstens genirt durch die Verfassung, die ihnen nur eine unnöthige Fessel erscheint. In dieser unbehaglichen und ärgerlichen Stimmung werden sie unfähig, den gegenwärtigen Zustand zu beurtheilen und streben selbst unwillkürlich dagegen. Gelangt gar die Gewalt einmal in die Hände heftiger Parteimenschen, und wer mag behaupten, dass nicht grössere Ereignisse so etwas schnell herbeiführen können? so ist an eine Mässigung nicht zu denken; sie werden alles ohne Gnade niederreissen und sich dessen rühmen.

Es kann nicht meine Absicht sein, eine Geschichte der landständischen Verhandlungen zu liefern, aber ein Paar Beispiele müssen doch zeigen, wie das Gesagte gemeint sei. In der Ernennung der Offiziere ohne Zuthun des Kriegsministers lag freilich eine Verletzung der Verfassung; das liess sich leicht darthun. Auch mögen noch unerfreuliche Umstände damit verbunden gewesen sein, aber an sich war man zu weit gegangen, und dazu hatte der aus einer modernen Theorie entsprungene Begriff von Staatsdiener verleitet. Ueber das stehende Militär muss dem Fürsten völlig freie Gewalt bleiben, wenn es in jedem Augenblick die volle Kraft äussern soll, die sein besonderer Beruf fordert. Sollten, wie versichert wird, die Landstände die Absicht haben, auf eine Verminderung unseres Militärs zu dringen, so wäre dies abermals ein Beweis von der Verdunklung des praktischen Blickes durch ein System. Niemand wird in Abrede stellen, dass aus einer verhältnismässigen Reduktion des Heeres in allen Staaten eine wesentliche, wohl die grösste Erleichterung, die unserer gedrückten Zeit überhaupt möglich ist, hervorgehen könne, aber wer die gegenwärtige Weltlage bedenkt und weiss, wie leicht der durch politische Künste eingefangene Krieg die dünnen Stangen durchbrechen und nach aller Lust wüthen kann, der wird nicht glauben, ein so tüchtiges Militär, wie das hessische ist, irgend zu verringern sei eine zeitgemässe,

kluge Massregel. Die Deutschen müssen ihre besten Kräfte in Bereitschaft halten; denn gerade die süssredende grosse Nation wird am schonungslosesten verfahren, wenn ihr Vortheil ins Spiel kommt. Auch das Ereignis vom 7. December zeigt die unrichtige Stellung der Landstände. Was sie mit glücklichem Erfolg für die Beruhigung der Gemüther gethan haben, kann nicht genug gelobt werden; auch dass sie ihre Missbilligung äusserten, war ihrer Haltung angemessen. Ueber das traurige Ereignis selbst scheint, obgleich noch nichts von der Untersuchung bekannt geworden, ein Privaturtheil nicht schwer. Jeder Wahrheitsliebende, von welcher Ansicht er ist, gesteht, dass keine Veranlassung da war, die Aufruhrakte zu lesen, mithin auch kein Grund zur Anwendung blutiger Schärfe; wer aber eine Versammlung von Bürgern, in denen kein Gedanke an einen Aufruhr war und welche ein an sich achtungswürdiges sittliches Gefühl, mehr oder minder unvermischt, bewegte, mit dem Gesindel in eine Klasse wirft, das jede grössere Stadt erzeugt und das, im Sumpfe moralischer Versunkenheit aufgewachsen, in jeder Bewegung seine Gier und Roheit zu sättigen hofft, der hat ebenso oder hat noch mehr Unrecht, als der, welcher behauptet, es sei jedermann dabei ganz rein gewesen und keinerlei Entschuldigung für die Handlungsweise der Regierung vorhanden. Hätten die Landstände ohne einen besonderen Antrag oder, war dieser zur Beruhigung und als Zeichen der Theilnahme nützlich, ohne ein solches Register von klemmenden Fragen der Regierung die Behandlung der Sache überlassen, es wäre besser gewesen. Die Regierung konnte unmöglich, wollte sie nicht alles aufs Spiel setzen, mit Stillschweigen oder einer leeren Vorspiegelung über die schreienden Thatsachen hinausgehen, sie musste den Gerichten die Untersuchung zuweisen, und wir vertrauen auf die Gerechtigkeit der Richter, die wohl würde unterschieden haben, wer in der Überzeugung der Pflicht gehandelt und wer, den Gelüsten gemeiner Leidenschaftlichkeit hingegeben, der Strafe verfallen sei. Schon die Privatklage der Unschuldig-Verwundeten oder Misshandelten machte eine Unterdrückung, selbst wenn man sie gewünscht hätte, unmöglich. Bei den neuesten Verhandlungen haben die

Stände die Nothwendigkeit, sich in manchem Betrachte der Ansicht der Regierung fügen zu müssen, eingesehen, was ihnen ebenso viel Ehre macht, als die deutlich ausgesprochene Überzeugung, dass die Autorität der Regierung unbedingt zu erhalten sei.

In dem Entwurfe eines Pressgesetzes ist die Freiheit mit einer unnatürlichen Vorsicht verklausulirt, und so, wie es vorliegt, ist freilich eine gnädige Censur ungleich angemessener; es erinnert an Humboldts Warnung, in Amerika bei einbrechender Nacht nicht unter Cactuspflanzen zu gerathen, weil man keinen Schritt thun könne, ohne sich blutig zu stechen. Vielleicht wäre der Entwurf besser ausgefallen, wenn keine Sorge gewaltet hätte, den Landständen jede Gelegenheit zur Vergrösserung ihres Einflusses abzuschneiden.

Es ist nöthig, dass die Regierung in dem Versuche, das Land der neuen Verfassung gemäss zu verwalten, einmal ungeniert sich bewege, ohne Zeit und Kräfte in beständigen Rechtfertigungen zu versplittern. Es wird sich dann erproben, was wahrhaft und echt, was blosses, wohlgemeintes Fachwerk ist, das sich lebendig nicht erfüllt; denn manche Anordnung gleicht einem wurzellosen Steckling, von dem man nicht weiss, ob er grün ausschlagen werde. Jedermann versichert, dass ohne Vertrauen nichts gedeihe; der, welcher den Anfang macht, Vertrauen zu zeigen, nimmt die edelste Stelle ein. Ohne Irrthum und Missgriffe wird es niemals in menschlichen Angelegenheiten abgehen, aber es ist kein Grund vorhanden zu glauben, dass die Regierung dem beschworenen Gesetz entgegen zu handeln beabsichtige; ein einflussreiches Mitglied des Ministeriums ist aus der Mitte der Landstände hervorgegangen, und ihnen verbleibt das Recht, Rechenschaft zu fordern und die Übertretung der Verfassung zu ahnden.

Müssen sich doch die Landstände eingestehen, dass unsere vorsichtige Verfassung gegen ein grosses Übel nichts vermag, ja, sie durfte ihnen nicht das Recht geben, die wunde Stelle nur zu berühren. Und doch ist es eine der unseligsten Störungen der Wohlfahrt, die in die Tiefe des sittlichen Lebens hinabwirkt: ich meine die Spannung, die zwischen den Gliedern der fürstlichen Familie herrscht. Wer die natürliche, nach allen

Hindernissen aufs Neue aufgetauchte Anhänglichkeit der Hessen an ihr Fürstenhaus kennt und die rührenden Äusserungen davon in einer Reihe von Jahren mit angesehen hat, der fühlt mit Schmerz, dass hier eine der herrlichsten Eigenschaften des Volkes gefährdet ist.

Unter diesen Umständen kann freilich die Stimmung in Cassel nicht erquicklich, nicht erheiternd sein. Wer wird aufrichtige Theilnahme an den grossen Interessen der Gegenwart tadeln? im Gegentheil, sie ist lobenswürdig, aber der Parteigeist ist ein Übel, das in die geselligen, selbst in die Familien-Verhältnisse eindringt. Da gehen die schönsten Eigenschaften unter. Wer die höchste Gewalt in Händen hat, übt immer einen starken Zauber aus; die, welche darin befangen sind, fügen sich nach und nach in die Umstände, wissen sie zu verschönern und endlich sich völlig damit auszusöhnen. Wir haben das bei der vorigen Regierung schon in allen Abstufungen sehen können. Auf der anderen Seite, wer ein Paar Mal den anatomischen Vorlesungen eines gewandten Theoretikers über den Staatskörper beigewohnt hat, glaubt sich zum Urtheil hinlänglich befähigt. Jede Kleinigkeit ist dann von unabsehbaren Folgen; verborgene Pläne, geheime Absichten stecken in jedem hingefallenen Worte. Der Eifer, der sonst über die Vorzüge dieses oder jenes Sängers der deutschen oder italienischen Musik stritt, entzündet sich jetzt an anderen Dingen von gleicher Wichtigkeit. Lässt ein lebhaftes Mitglied der Stände das Geschick der Freiheit von dem Verbot abhängen, einen kriegerisch gezogenen Schnurrbart bei einer goldgestickten Uniform zu tragen (auf den Südseeinseln zieht man noch unbefangener Weise einen englischen Frack auf den blossen Leib), so ermuthigt sich die schwächste Seele, ergreift Partei in der ernsten Lebensfrage, und der anmuthige Gedanke, der in der Ständeversammlung nur ein Lächeln erregte, entzweit die verschieden Denkenden im bitteren Ernste.

Seit dem 7. December v. J. herrscht eine Spannung zwischen dem Militär und den Bürgern, die nicht leicht ausbleiben konnte. Wer sie absichtlich nährt, ladet eine grosse Verantwortlichkeit auf sich. Es steht zu hoffen, dass diese Spannung

nach und nach erlischt; es giebt zu viel wohldenkende, dem Vaterlande aufrichtig ergebene Officiere, als dass sie nicht zur Milderung derselben beitragen sollten. Auf der anderen Seite werden die Bürger, zumal wenn der Gerechtigkeit in dieser Sache Genüge gethan ist, den Verstand über ihr Gefühl herrschen lassen und einsehen, dass dem Militär nur Gehorsam, nicht eine Beurtheilung des empfangenen Befehls zustand. Das Verdienst der Bürgergarde, welche in richtiger Anwendung dem Lande von entschiedenem Nutzen sein kann und in der That schon gewesen ist, wird man nicht nach der Fähigkeit, ins Feld zu rücken und das stehende Heer zu vertreten, beurtheilen. Sie hat einen anderen, ebenfalls ehrenvollen Beruf.

Dies ist, oder wenn es bescheidener klingt, dies scheint mir die gegenwärtige Lage der Dinge zu sein. Die Widerwärtigkeiten, mit welchen wir kämpfen, sind nicht der Art, dass die Hoffnung, sie beseitigt zu sehen, aufgegeben werden müsste. Hessen hat äussere und innere Bedingungen der Wohlfahrt, die anderen Ländern fehlen; wir zählen bei dieser Hoffnung nicht wenig auf den gesunden, praktischen Sinn, Redlichkeit und Vaterlandsliebe. Die Bürger von Cassel und ihr ehrenwerther Magistrat haben die heftigsten Bewegungen in die schützenden Schranken zurückzuführen gewusst und sind frei von den Gräueln geblieben, deren verruchte Erfindung von den Belgiern ausgegangen ist. Möge dieser rühmliche Charakter auch in der Folge sich bewähren.

BERICHT ÜBER GESETZENTWÜRFE IN HESSEN.

Hannoversche Zeitung. 1832. Fol. No. 39 (15. Februar) S. 190.

Cassel, den 10. Februar.

Die erwartete landesherrliche Verordnung, wonach die Landstände am 10. April auseinandergehen sollen, ist in der gestrigen Sitzung vorgelesen worden. Gegen diese Massregel ist nichts einzuwenden, falls nur noch die Gesetze über die Pressfreiheit und die Nationalgarde auf natürlichen und einfachen Grundlagen zu Stande kommen. Diese freilich mangeln den beiden von der Regierung vorgelegten Entwürfen: sie leiden einmal an einem zu grossen Detail, wie es unsere von gesetzgeberischer Luft allzu erfüllte Zeit liebt, dann aber sind die darin zu Tage geförderten Bestimmungen der Art, dass die Linke immer wieder wegnimmt, was die Rechte gegeben hat. Pilger haben wohl das Gelübde gethan, nach zwei Schritten vorwärts wieder einen rückwärts zu machen, doch blieb immer der Trost, einen wenigstens auf diesem Wege gewonnen zu haben. Wir wissen aber nicht zu sagen, ob man hier in der That nur um einen Zoll würde weiter gekommen sein. Wer einigermassen Erfahrung hat und weiss, wie wenig von dem, was die Gesetzsammlungen unserer europäischen Staaten jährlich in dicken Bänden liefern, wirklich ins Leben tritt, auch da, wo kein Widerstreben herrscht, der kann im voraus, wenn er einen neuen Beitrag erblickt, schon einen Überschlag machen, wie viel davon wird zur Ausführung kommen. Dieser Schade wäre noch zu tragen; grösser ist der, dass immer ein Theil den anderen durch feinere Klugheit zu überbieten denkt und am Ende die einfachste Sache in eine Maschine mit vielen Gewichten und Gegengewichten verwandelt wird, die einer beständigen Reparatur bedarf, wenn sie nicht jeden Augenblick stocken soll.

BERICHT ÜBER DIE STELLUNG DER REGIERUNG ZU DEN LANDSTÄNDEN UND DEM ADEL IN HESSEN.

Hannoversche Zeitung. 1832. Fol. No. 60 (den 10. März). S. 308—309.

Cassel, den 4. März.

Die Ernennung des Präsidenten der Ständeversammlung, Herrn von Trott, zum Vorstande des Justizministeriums muss einen wohlthätigen Eindruck machen. Er hat sich als einen durch Charakter, Einsicht und praktischen Blick tüchtigen Mann bewährt und es ist kein Zweifel, er wird in sein neues Verhältnis nur unter der Bedingung eingetreten sein, seine Grundsätze auch hier aufrecht erhalten zu können. Es wäre von unberechenbarem Nachtheile gewesen, wenn ein ständischer Verfassung und den davon abhängenden Einrichtungen nicht aufrichtig ergebenes Mitglied in das Ministerium gekommen wäre, das sich höchstens dazu verstanden hätte, den äusseren Schein zu wahren. Allein noch von einer anderen Seite scheint mir das Ereignis erfreulich; es bethätigt den ernstlichen Wunsch der Regierung, mit den Ständen ein vollkommenes Einverständnis (wie es denn überhaupt nie ernstlich ist getrübt worden), herzustellen. Diese gute Absicht verdient in ihrem ganzen Werthe anerkannt zu werden. Gleichfalls ist es mit Dank anzunehmen, dass, wie es scheint, durch beiderseitiges Nachgeben und eine verständige Haltung in der Mitte, welche die wahre Lage der Dinge im Auge behält, man zu einer Einigung über die Pressfreiheit und die Einrichtung der Nationalgarde gelangt. Gehen die Landstände demnächst aus einander, so bleibt ihnen der Ruhm, ihre Aufgabe mit Ehre gelöst zu haben; das Gute, was sie gestiftet, wird sich bewähren; Irrthümer, und wo wäre ein menschliches Beginnen ohne Irrthum? wird gleicher Weise die Erfahrung ans Licht bringen und sie bei der nächsten Ver-

sammlung zur Abhülfe bereit finden. Nur diejenigen, welche, landständischer Verfassung abgeneigt, Milde und Nachsicht nur für die absolute Regierungsform in Anspruch nehmen, glauben sich berechtigt, hier eine beispiellose Trefflichkeit zu verlangen, versichern, alles Gute wäre ohnehin geschehen und beklagen laut den Kostenaufwand, der sich etwa auf das beläuft, was ein Cavallerieregiment jährlich braucht, welches doch, wo keine Landstände die Steuern verwalten, ein einziger Federzug creiren kann. Wir insgesammt leiden an den Gebrechen unserer Zeit; Bescheidenheit thut mehr als je nöthig, aber das leere Polemisiren, das an sich überaus leicht ist und dem nicht selten die Eitelkeit zum Grunde liegt, man sei im Stande, das Alles besser zu machen, ist das Allerverderblichste; denn es tritt auf die Keime, die redlicher und ehrlicher Wille legt.

Je unbefangener und freier die Gerechtigkeit ist, mit welcher die Regierung verfahren wird, desto stärker und kräftiger kann sie auftreten. Stark und kräftig aber soll die Regierung sein. Es ist gewiss, in jeder Umwälzung liegt ein Unglück; und die naturgemässen Folgen konnten auch in Hessen nicht ausbleiben. Aber die Wahrheit verlangt die Anerkenntnis, dass die Revolution nicht in dem Augenblicke begann, wo der hart gespannte Bogen endlich sprang, ein Augenblick, vor dem jeden, der die Geschichte kennt, schaudert; sie begann, als eine wohlgefällige und übermüthige Schlechtigkeit sich erhob. Sie dauerte eine Reihe von Jahren, in welchen sich diese Schlechtigkeit immer breiter machte, mit Consequenz das sittliche und religiöse Leben anfeindete und die Freiheit immer enger zusammenschnürte. Als jener Augenblick kam, wollte kein Pfeiler mehr halten, aber niemand glaube, sie wären umgestürzt, wenn sie vorher nicht wären untergraben worden. Nachdem es zum Bruche gekommen war, zeigten sich die Spuren der sittlichen Erschlaffung; der Pöbel versuchte an einigen Orten, ob er nach der Gewalt greifen könne; die Macht der Autorität war gelähmt, aber der rechtliche Sinn des Volkes behielt noch die Oberhand. Jetzt ist es doppelte Pflicht der Regierung, von ihrem Rechte keine Linie zurückzuweichen, jeder Anmassung mit Kraft und ohne Zaudern entgegenzutreten, jede Unordnung, von welcher Seite

sie komme, ohne weichliche Nachsicht zu strafen; hört und bewilligt sie ebenso rasch jede gerechte und billige Forderung, so wird der Kraft auch schnell das Vertrauen zuwachsen.

Eine solche rühmliche Unabhängigkeit, soll sie bestehen, so darf keinem Stande geschmeichelt werden, keinem ein Vorzug eingeräumt. Gerade in doppeltem Masse wird sich, was dem einen voraus gewährt, als Hass bei dem Zurückgestellten 309 A
ansetzen. Hass aber, der alle anderen Gefühle bald überflügelt, zerstört mehr als alles andere das ruhige und gedeihliche Leben eines Staates, das auf der inneren Gesinnung der Menschen beruht, nicht auf Bajonetten, ob sie nun das stehende Heer oder die Nationalgarde trägt. Diese Lehre hat nicht bloss die Geschichte der letzten Zeit gegeben. Zu wünschen wäre z. B. nicht, dass das Militär wieder die Stellung einnähme, die ihm in der westfälischen Zeit von oben zugetheilt wurde und wonach wohl hier und da eine Sehnsucht mag übrig geblieben sein. Von allen anderen Gründen abgesehen, muss schon die Betrachtung davon abrathen, dass sie sich damals auf Napoleon und sein System stützte, und das war, so lange es bestand, eine feste Stütze. Es bedurfte eines Gegensatzes; unsere Zeit wünscht, und ich glaube mit Recht, ihn, soweit es möglich ist, zu mildern.

Man darf erwarten, dass auch der Adel sein natürliches Verhältnis richtig beurtheilen werde. Unter der hessischen Ritterschaft befindet sich eine Anzahl ehrenwerther Männer, die, wenn sie auf ihren Gütern gelebt, wohlthätig auf die Landleute gewirkt und ihnen mit Milde, selbst mit Aufopferung Beistand geleistet; in öffentlicher Thätigkeit haben sie oft mit aufrichtiger Vaterlandsliebe das Wohl des Ganzen ohne kleinliche Rücksichten gefördert. Sie haben mehr als andere Gelegenheit, den Zustand des Landes und seine Bedürfnisse kennen zu lernen, und gibt, was freilich immer weniger vorkommt, eigenes Vermögen eine glückliche Unabhängigkeit, so gewährt dieser Umstand ihnen als Staatsdienern noch einen Vorzug. Wer sollte die Erhaltung dieses Verhältnisses nicht wünschen und eine Rücksicht in Besetzung höherer Stellen auf solche Männer, wenn sie in Hinsicht auf Ausbildung und Talente mit anderen in

gleicher Linie stehen, nicht natürlich finden? Despotische Regenten haben nicht selten den Adel ihres Landes zurückgesetzt und zu Ministern ganz von ihrer Gunst abhängige Männer selbst aus dem Auslande herbeigezogen. Die Zahl jener Adlichen, die zugleich vermögende Gutsbesitzer sind, der eigentlichen Barone, ist übrigens nicht gross, so dass durch sie ein ausschliessendes Vorrecht könnte begründet werden. Denn als Regel kann doch nur gelten, dass die Regierung von der Aristokratie der geistigen und wissenschaftlichen Ausbildung, der höheren Fähigkeiten umgeben sei, eine Regel, die sich ohnehin von selbst, zumal bei der jetzigen Organisation der Verwaltung, in den meisten deutschen Ländern eingeführt hat. In kleineren Staaten, die keinen mächtigen hohen Adel wie etwa Österreich besitzen, ist ohnehin der Gegensatz von geringerer Bedeutung. Was aber den übrigen Adel, namentlich den neueren, unbegüterten Briefadel betrifft, so wüsste ich für diesen einen begründeten Vorzug nicht ausfindig zu machen. Man beruft sich oft auf das Mittelalter und die Herrlichkeit seines Adels; was würde jene gerühmte Zeit sagen, wenn sie diese ganze ungeschichtliche, das wahre Verhältnis zerstörende Erfindung des modernen Adels in seiner jetzigen Ausbreitung erblickte? Welcher eigenthümliche Beruf, welche besondere, anderen unerreichbare Stellung wird durch das Recht begründet, seinen Namen etwas weitläufiger zu schreiben? Wie oft ist dieses Recht aus leerer Eitelkeit gesucht und auf gewöhnlichen Wegen erlangt worden! Bekenner mosaischen Glaubens haben es empfangen, ausgezeichnete Bürgerliche nicht selten abgelehnt. Will man hier von einer angeborenen edleren Gesinnung, von höherem Sinne, sorgfältigerer Erziehung im Ernste reden? Ich glaube den Zustand der Bildung in Hessen zu kennen: es besteht kein geistiger Unterschied zwischen dem Adlichen und dem gebildeten Bürgerlichen, Erziehung, Lebensweise, geistige Richtung ist dieselbe, und will man Kunst und Wissenschaft als einen Massstab gelten lassen, was denn so gar unvernünftig nicht ist, so kann die eben erschienene Hessische Künstler- und Gelehrten-Geschichte von Justi, welche den Etat der gegenwärtigen Zeit aufstellt, leicht darthun, auf welcher Seite das Übergewicht ist.

SCHRIFTENVERZEICHNIS

UND

REGISTER.

CHRONOLOGISCHES VERZEICHNIS DER SCHRIFTEN WILHELM GRIMMS.

I. SELBSTÄNDIG ERSCHIENENE BÜCHER.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. 1811. XL und 546 S. 8. [Die Titel ist in Kupfer gestochen, ähnlich wie zu Des Knaben Wunderhorn, dessen vierten Theil das Buch nach Arnims Wunsch bilden sollte, und trägt das Motto: Reverere gloriam veterem.] Die Einleitung und den Anhang s. Bd I 176—200 und 200—211.

(Mit Jacob Grimm nur die erste Auflage, s. oben Bd II 506.) Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Berlin in der Realschulbuchhandlung. [Erster Band] 1812. 8°. Widmung: An | die Frau | Elisabeth von Arnim | für | den kleinen | Johannes Freimund. Vorrede, Cassel am 18. October 1812, V—XXVIII (s. Bd I 320—328) und 388 S. nebst Anhang von LXX S. NB. S. LXI—LXX sind erst mit Bd II ausgegeben worden. Zweiter Band. 1815. Vorrede, Cassel am 30. September 1814*) III—XVI (s. Bd I 328—332) und 298 S. nebst Anhang von LI S. 2. vermehrte und verbesserte Aufl. Mit [je] zwey Kupfern. Berlin. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 1819. 12°. Erster Band. Widmung wie bei der 1. Aufl. Vorrede V—XX. Einleitung: Über das Wesen der Märchen XXI—LIV (s. Bd I 333—358). Inhalt LV—LVI und 440 S. Zweiter Band. Einleitung: Kinderwesen und Kindersitten. Kinderglauben III—LXVIII (s. Bd I 359—404), Inhalt LXXI—LXXI und 304 S. [Der Anhang wird von W. Grimm erweitert:] Dritter Band. 2. verm. und verb. Aufl. Berlin 1822. VI und 441 S. 3. vermehrte und verbesserte Aufl. Grosse Ausgabe. Mit [je] zwey Kupfern. Göttingen, bey Dieterich. 1837. 12°.**) Bd I. Widmung aus Göttingen am 15. Mai 1837: An die Frau Bettina von Arnim (s. Bd I 317—318), XXVIII und 513 S.

*) Jacob war am 27. September 1814 bereits in Wien eingetroffen, s. Jugendbriefe S. 352.

**) Vgl. Bd II 472.

Bd II VI und 385 S. [die Einleitungen der 2. Aufl. sind weggelassen, s. Bd II 472]. 4. vermehrte Ausgabe. 1841. Bd I Widmung aus Cassel am 17. September 1840: An die Frau Bettina von Arnim (s. Bd I 318—319), XXVII und 513 S. Bd II VI und 417 S. 5. verm. Ausg. 1843. Bd I Widmung aus Berlin im Frühjahr 1843: An die Frau Bettina von Arnim (s. Bd I 319), XXXIV und 514 S. Bd II VIII und 531 S. 6. verm. und verb. Aufl. 1850. Bd I mit der Widmung der 3., 4. und 5. Aufl. XXVI und 501 S. Bd II VI und 562 S. Band III. 3. Aufl. 1856. IV und 418 S. 7. Aufl. 1857. Bd I XXIV und 431 S. Bd II VI und 482 S. 8. unveränd. Aufl. [besorgt von Herman Grimm] 1864. 9. [Stereotyp-]Aufl. in einem Bande. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) 1870. 8°. XX und 704 S. 10. Aufl. 1872. 11. Aufl. 1872. 12. Aufl. 1873. 13. Aufl. 1875. 14. Aufl. 1876. 15. Aufl. 1877. 16. Aufl. 1879. 17. Aufl. 1880. 18. Aufl. 1882. 19. Aufl. 1884. 20. Aufl. 1885. 21. Aufl. 1886. 8°.

Kleine Ausgabe. Berlin 1825. 2. verb. Aufl. 1833. 3. Aufl. 1836. 4. Aufl. 1839. 5. Aufl. 1841. 6. Aufl. 1844. 7. Aufl. 1847. 8. Aufl. 1850. 9. Aufl. 1853. 10. Aufl. 1858. 11. Aufl. [besorgt von Herman Grimm] 1864. 12. Aufl. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung 1867. 13. Aufl. 1868. 14. Aufl. 1869. 15. Aufl. 1870. 16. Aufl. 1871. 17. Aufl. 1872. 18. Aufl. 1873. 19. Aufl. 1873. 20. Aufl. 1874. 21. Aufl. 1875. 22. Aufl. 1875. 23. Aufl. 1876. 24. Aufl. 1877. 25. Aufl. 1878. 26. Aufl. 1879. 27. Aufl. 1880. 28. Aufl. 1880. 29. Aufl. 1882. 30. Aufl. 1883. 31. Aufl. 1883. 32. Aufl. 1884. 33. Aufl. 1885. 34. Aufl. 1886. 35. Aufl. 1887 und 36. Aufl. 1887. teils gr. 8°, teils kl. 8°.

Übersetzungen (s. 7. Aufl. S. XVII f.)*), meist in Auswahl: Ins Dänische von Hegermann-Lindencrone. Børne-Eventyr. Kopenhagen 1820; von C. Molbech. Julegave for Børn. Kopenhagen 1835—1839 und Udvalgte Eventyr og Fortællinger. Kopenhagen 1843; von J. F. Lindencrone in Dansk Læsebog for Tydske af Frederik Bresemann, 2. Aufl.. 1843. S. 123—133; ins Schwedische in Reuterdahls Julgsning för barn; ins Norwegische von Peter Christian Asbjörnsen, Udvalgte Eventyr af Jac. og Wilh. Grimm. Christiania 1841, 16°, anonym erschienen, und seit 1864 wiederholt unbefugter Weise ohne ihr als Udvalgte Eventyr af Brodrene Grimm nachgedruckt; ins Holländische: Sprookjesboek vor Kinderen. Amsterdam 1820, und Volkssprookjes. Geïllustreed met fraaije gravures. (Uit het hoogd.) Rotterdam 1865; ins Englische von Edgar Taylor zuerst anonym unter dem Titel: German Popular Stories, collected by the Brothers

*) Für die Übersetzungen hat mir Reinhold Köhler in bekannter freundlicher Weise wiederholt dankenswerthe Mittheilungen gemacht.

Grimm, mit Illustrationen von G. Cruikshank, 2 voll., London 1823—26. 8°, wiederholt neu aufgelegt, zuletzt unter dem Titel: German Popular Stories. With Illustrations after the Original Designs of George Cruikshank. Edited by Edgar Taylor, with Introduction by John Ruskin, M. A. London, J. C. Hotten, ohne Jahreszahl (1868). 8° (enthält 57 Märchen); von John Edward Taylor unter dem Titel: The Fairy Ring: a new Collection of Popular Tales translated from the German of Jacob and Wilhelm Grimm. London 1846, mit Kupfern von Richard Doyle; Grimm's Household Stories newly translated with Illustrations by Wehnert. 2 voll. London 1856. 8°; Household Stories from the Collection of the Brothers Grimm. Translated by Lucy Crane, and done into Pictures by Walter Crane. London, Macmillan & Co. 1882. 8°; Grimm's Household Tales, with the Author's Notes, translated from the German and edited by Margaret Hunt. With an Introduction by Andrew Lang, M. A. 2 voll. London, G. Bell & Sons. 1884. 8° (enthält alle Märchen und die Anmerkungen des III. Bdes. Vgl. The Athenæum vom 17. Januar 1885 p. 80, The Academy vom 31. Januar 1885 p. 74); ins Französische: Contes choisis de Grimm traduits par F. C. Gérard. Paris 1836; Contes de la famille par les frères Grimm, traduits de l'Allemand par N. Martin et Pitre-Chevalier. Paris, J. Renouard & Cie., ohne Jahreszahl (1846) (enthält 41 Märchen); Contes choisis des frères Grimm, traduits de l'Allemand par Frédéric Baudry et illustrés de 40 vignettes par Bertall. Paris, L. Hachette et Cie. 1859. 8° (enthält 40 Märchen); ins Armenische sind 16 Märchen aus dem Französischen (Baudrys?) von Ter Esaï Grigoriants (St. Petersburg 1864) übersetzt worden.

(Mit Jacob Grimm.) Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weissenbrunner Gebet zum erstenmal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm. Cassel bei Thurneissen. 1812. 90 S. 4°.

Drei altschottische Lieder in Original und Übersetzung aus den neuen Sammlungen. Nebst einem Sendschreiben an Herrn Professor F. D. Gräter von W. C. Grimm. Angehängt sind Zusätze und Verbesserungen zu den altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 1813. 56 S. 8°. S. die Lieder Bd I, 228—233, das Sendschreiben Bd II 104—136.

(Mit Jacob Grimm.) Altdeutsche Wälder herausgegeben durch die Brüder Grimm. Erster Band. Cassel, bei Thurneissen. 1813. VI und 330 S. Zweiter Band. Frankfurt, bei Bernhard Körner. 1815. 288 S. Dritter Band. 1816. 284 S. 8°. Vgl. unten S. 648.

Daraus erschien als Separatabdruck: Die goldene Schmiede von Conrad von Würzburg. Aus Gothaischen Handschriften herausgegeben

und erklärt von Wilhelm Carl Grimm. Frankfurt a. M. bei Körner. 1816. 96 S. 8°. Vgl. S. 639.

(Mit Jacob Grimm.) Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Aus der Straszburgischen und Vatikanischen Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Berlin. 1815. In der Realschulbuchhandlung. 224 S. 8°. Vorrede s. Bd II 505.

(Mit Jacob Grimm.) Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Erster Band. Berlin, im Verlage der Realschulbuchhandlung. 1815. VIII und 287 S. 8°. [Die Übersetzungen neu herausgegeben durch Dr. Julius Hoffory. Zum 4. Januar 1885. Berlin, G. Reimer. 1885.]

(Mit Jacob Grimm.) Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Berlin. in der Nicolaischen Buchhandlung. [Erster Theil] 1816. XXXVI und 464 S. Zweiter Theil 1818. XX und 380 S. 8°. 2. Auflage [besorgt von Herman Grimm]. Mit einer Abbildung der Sage nach WvKaulbach. 1865. 1866. 8°.

Ins Dänische übersetzt: Grimm Folkeeventyr oversatte af Lindencrone. Kopenhagen 1824. Ins Französische übersetzt u. d. T.: Les Veillées Allemandes. mit einer Einleitung von L'Héritier (de l'Ain). 2 Bde. Paris, Imprimerie de Mme Huzard, 1838. 8°. Traditions allemandes, recueillies et publiées par les frères Grimm, traduits par M. Theil. Paris, A. Levavasseur et Cie, 1838. 2 voll. 8°. [Vgl. Bd II 472.]

Ueber deutsche Runen. Von Wilhelm Carl Grimm. Mit eilf Kupfertafeln. Göttingen. bei Dieterich. 1821. 327 S. kl. 8°.

(Mit Jacob Grimm.) Irische Elfenmärchen. Uebersetzt von den Brüdern Grimm. Leipzig Friedrich Fleischer. 1825. CXXVI und 234 S. kl. 8°. Vom Original: Fairy Legends and Traditions of the South of Ireland London 1825 erschienen 1828 Bd II und III; im letzten hat der Herausgeber T. Crofton Croker die Abhandlung über die Elfen von Wilhelm Grimm (= Bd I 405—490) ins Englische übersetzt mit weiteren litterarischen Nachweisungen von demselben, vgl. Kinder- und Hausmärchen III^3^ 355/6 und unten S. 653.

Zur Literatur der Runen. Nebst Mittheilung runischer Alphabete und gothischer Fragmente aus Handschriften. Separatdruck (Wien 1828. 8°.), vgl. unten Wiener Jahrbücher der Literatur S. 656. S. Bd III 85—131.

Gräve Ruodolf herausgegeben von Wilhelm Grimm. Göttingen in der Dieterichschen Buchhandlung. 1828. 7 Bogen 4°. Zweite Ausgabe 1844. 54 und 28 S. Fol.

Bruchstücke aus einem Gedichte von Assundin. Separatdruck (Lemgo 1829. 8°.), vgl. unten Archiv für Geschichte usw. Westphalens S. 656.

Die deutsche Heldensage von Wilhelm Grimm. Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung. 1829. VI und 425 S. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe, besorgt von K. Müllenhoff. Berlin 1867. 8°.

De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum edidit Guilelmus Grimm. Gottingae. Sumtibus editoris. MDCCCXXX. 5 Blätter in Fol.

Vridankes Bescheidenheit von Wilhelm Grimm. Göttingen in der Dieterichschen Buchhandlung. 1834. CXXX und 438 S. Zweite Ausgabe 1860. 8°.

Der Rosengarte von Wilhelm Grimm. Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung. 1836. (VIII und) LXXXIV und 94 S. 8°.

Ruolandes liet von Wilhelm Grimm. Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung. 1838. (6 Bl. und) CXXVIII und 346 S. 8°. Die Steindrucktafeln besonders in Fol.

Wernher vom Niederrhein von Wilhelm Grimm. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. 1839. VIII und 90 S. 8°.

Konrads von Würzburg Goldene Schmiede von Wilhelm Grimm Berlin, Verlag von Karl J. Klemann 1840 LIII und 172 S. 8°. Dazu vgl. S. 639.

Konrads von Würzburg Silvester von Wilhelm Grimm. Göttingen Dieterichsche Buchhandlung 1841 XX und 169 S. 8°.

Ueber Freidank. Zweiter Nachtrag von Wilh. Grimm. Göttingen, bei Dieterich 1855. 19 S. 4° (s. Bd IV 98—116). — Die einzelnen akademischen Abhandlungen vgl. unten S. 658.

(Mit Jacob Grimm.) Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Erster Band A—Biermolke Leipzig Verlag von S. Hirzel. 1854. I—LXVIII Vorrede (Berlin 2 merz 1854 J. G.) und LXIX—XCII Nhd. Quellenverzeichnis und 1824 Sp. — Zweiter Band Biermörder—D 1860. I—VI Vorrede (Berlin 6. Februar 1860 J. G.) und VII—XVIII Zweites nhd. Quellenverzeichnis und 1776 Sp. — Dritter Band E—Forsche 1862. I—VIII Drittes nhd. Qu.-V. und 1904 Sp. — Vierten Bandes erste Abtheilung. Erste Hälfte Forschel—Gefolgsmann. Bearbeitet von Jacob Grimm, Karl Weigand und Rudolf Hildebrand. 1878. 2152 Sp. Zweite Hälfte. Bearbeitet von Rudolf Hildebrand. 1.—7. Lieferung (Gefoppe—genug) 1879—1886 (die 8. Lieferung ist unter der Presse). — Vierten Bandes zweite Abtheilung H I J (H—juzen). Bearbeitet von Moriz Heyne. 1877. Vorwort und 2408 Sp. — Fünfter Band K (K—Kyrie eleison). Bearbeitet von Dr. Rudolf Hildebrand. 1873. I—X Vorrede und XI—LII Nhd. Qu.-V. zum fünften Bande und 2916 Sp. — Sechster Band L M (L—mythisch).

Bearbeitet von Dr. Moriz Heyne. 1885. III Vorrede und IV—VII Nhd. Qu.-V. zum sechsten Bande und 2848 Sp. — Siebenter Band NOPQ. Bearbeitet von Dr. M. Lexer. 1.—8. Lieferung (N — Pelzflatterer) 1881—1886 (die 9. Lieferung ist unter der Presse). — Achter Band R. Bearbeitet von Dr. M. Heyne. 1.—2. Lieferung (R — Recht) 1886 (die 3. Lieferung ist unter der Presse). — Zwölfter Band V. Bearbeitet von Dr. E. Wülcker. 1. Lieferung (V — verdammen) 1886 (die 2. Lieferung ist unter der Presse). kl. Fol.

II. ABHANDLUNGEN, ÜBERSETZUNGEN. RECENSIONEN, BERICHTE, VORREDEN, ANKÜNDIGUNGEN, ENTGEGNUNGEN. — BIOGRAPHISCHES.

Neuer literarischer Anzeiger. Herausgegeben von Chr. v. Aretin in München. 4. Jahrgang II (1807).

Bd II N. 21. (26. May 1807) S. 334—336. Einige Bemerkungen zu dem altdeutschen Roman Wilhelm von Orause. Wilhelm Carl Grimm. S. Bd I 31—34.

Bd III N. 30. (28. July 1807) S. 477—478. Ueber die Originalität des Nibelungen-Lieds und des Heldenbuchs. [Mit Zusatz von B. D(ocen)]. W. C. G—m. S. Bd I 34—35.

N. 47. (24. Nov. 1807) S. 737—746. Beitrag zu einem Verzeichniss der Dichter des Mittelalters. [Zu S. 738 vgl. die Verbesserung in N. 48 S. 768, zu S. 741 die Bem. der Red. in N. 49 S. 784.] Wilhelm Carl Grimm. S. Bd I 36—45.

N. 50. (15. Dec. 1807) S. 797—798. Ueber einige unbekannte Ausgaben von Salomon und Markolf. W. C. Grimm. S. Bd I 45—47.

Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte. (Zeitung für Einsiedler.) Herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim. Heidelberg bey Mohr und Zimmer 1808. 4°. [Neudruck besorgt durch Frid. Pfaff. Freiburg u. Tübingen 1883. 8°.]

(20) April-Heft. Stück 6. S. 47—48. Des Löwen und König Dieterichs Kampf mit dem Lindwurm. Altes deutsches Lied aus dem Kreise des Heldenbuchs und der Nibelungen, aus dem Dänischen übersetzt von Wilhelm Grimm in Cassel. [Verändert in den Altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen. 1811. Heldenlieder II S. 13—17.]

(7) May-Heft. St. 11. S. 81—82. Romanze. Aus dem Dänischen von Wilhelm Grimm. [Verändert in AH. Balladen und Märchen 14. Die Ehren-Geschenke. S. 116—117.]

(15) Juny-Heft. St. 22. S. 176. Die Meerfrau. Aus dem Dänischen von Wilhelm Grimm. [Vgl. AH. Balladen und Märchen 85.

Königin Dagmar. III. Prophezeihung des Schicksals. S. 344—346. Hinter jeder Zeile sind abwechselnd folgende Refrains eingeschoben: »Die Meerfrau tanzet auf der Flur« und meist variirt »Weil sie nicht that seinen Willen«.]

(18) Juny-Heft. St. 23. S. 182—184. Das Lied von der Frau Grimhild. Aus dem Dänischen von Wilhelm Grimm. [Verändert und erweitert in AH. Heldenlieder I. 1. S. 3—6; vgl. Daub und Creuzer Studien IV 270—274.]

St. 23. S. 184. Mimmering Tand. Aus dem Dän. von Wilhelm Grimm. [Verändert in AH. Heldenlieder XIII. M. der Degen S. 62—63

(12) July-Heft. St. 30. S. 237—240. Des Riesen Langbein und Wittich Wielands Sohn Kampf. Aus dem Dän. von Wilhelm Grimm [Verändert in AH. Heldenlieder III. Kampf zwischen dem Riesen Langbein und Vidrich Verlands Sohn. S. 17—23.]

Studien. Herausgegeben von Carl Daub und Friedrich Creuzer Heidelberg. bey Mohr und Zimmer. 8°.

Bd IV (1808) S. 75—121. 216—288. Ueber die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniss zu der nordischen. Von W. Grimm. S. Bd I 92—170.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.

Jahrgang II (1809) Bd I Heft 4 und 5. S. 179—189. 238—2[4]
Der Nibelungen Lied, herausgegeben durch Friedrich Heinrich v[on] der Hagen. Berlin 1807. Im Verzeichnis: Grimm. S. Bd I 61—[64]

Bd II Heft 11. S. 121—129. (Mit A. v. Arnim.) Sigurd [der] Schlangentödter. Ein Heldenspiel in sechs Abentheuren von Friedr[ich] Baron de la Motte Fouqué. Berlin 1808. — anonym.*) S. Bd [II] 237—244.

Bd II Heft 13. S. 210—222. Einleitung zum Herzog Ern[st] [wohl Beitrag zu J. Grimms Recension von F. H. v. d. Hagen [und] J. G. Büsching, Deutsche Gedichte des Mittelalters. Bd I Berlin 18[07] s. J. Grimm Bd IV 34—43.**)].

Jahrg. III (1810) Bd I Heft 6 S. 282—283. Arius multis

*) Vgl. den Brief W. Grimms an Jacob vom 18. Sept. 1809 in Jugendbriefen S. 170 und den Arnims an W. Grimm vom 2. August 1[809] S. Bd I 242A.

**) J. Gr. schreibt in den Jugendbriefen S. 196 an W. am 24. Nov. 1[809] »Deine Recension über Herzog Ernst ist nun gedruckt« und Fr. Creuzer Görres am 23. März 1809: »Die Grimms schreiben fleissig und haben [jede] Woche eine lange gründliche Recension der ... deutschen Gedichte des M[ittel]alters geliefert«.

primus Islandorum historicus. Monographia auctore Mag. Erico Christiano Werlauff. Hafniae, 1808. — anonym*). S. Bd I 511—512.

Bd II Heft 14. S. 285—290. Der Goldfaden, eine schöne alte Geschichte. Wieder herausgegeben von Clemens Brentano. Heidelberg 1809. — anonym*). S. Bd I 261—265.

Bd II Heft 16. S. 374—383. Armuth, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores. Von Ludwig Achim von Arnim. Berlin 1810. — anonym; im Verz. steht: Von GVm. [= W—m Gr.] S. Bd I 289—297.

Intelligenzblatt III S. 9—11. (Mit C. Brentano und A. v. Arnim.) Ankündigung: Altdänische Helden-Gesänge, Liebeslieder und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. S. Bd I 173—175.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. 8°.

Jahrg. IV (1811) Bd I N. 9. S. 143—144. Aage og Else, en gammel Ballade, udgivet af Professor og Ridder af Dannebrog K. L. Rahbek; som Pröve No. 2 paa den ny Skikkelse, hvori Abrahamson, Nyerup og Rahbek agte at udgive den saa kaldte Kjempevisebog. Kiöbenhavn, 1810. 8°. — anonym**). S. Bd II 12—13.

Bd I N. 24 S. 369—381. Axel Thordsen og Skjön Valborg, en norsk Ballade, med Anmärkninger af R. Nyerup; som Pröwe paa den ny Skikkelse, hvori Abrahamson, Rahbek, og Nyerup agte at udgive den saa kaldte Kjempe Visebog. Kiöbenhavn, 1809. — anonym; im Verz.: Von W. C. Grimm. S. Bd II 1—12.

Bd II N. 49. 50. S. 774—794. 1) Ueber die Aechtheit der Asalehre und den Werth der Snorroischen Edda. Von P. E. Müller, übersetzt von L. C. Sander, Kopenhagen 1811. 2) Om Edda. Von Nyerup, Prof. (det skandinaviske Litteraturselskabs Skrifter. 1807. II 113—191. Geschrieben im Februar 1808). 3) Edda eller Skandinavernes hedenske Gudelære. Oversat ved R. Nyerup. Kiöbenhavn, 1808. W. C. Grimm. S. Bd II 14—32.

Intelligenzblatt VIII. S. 57—58. (Mit Jacob Grimm.) Ankündigung (einer Sammlung altnordischer Sagen). Cassel 11. Febr. 1811. Vilhelm Carl Grimm und Jacob Grimm. S. Bd II 493—495.

Jahrg. V (1812) Bd II N. 45. S. 705—713. Heldengesang vom Zuge gegen die Polowzer, des Fürsten vom sewerischen Nowgorod Igor Swätslawlitsch, geschrieben in altrussischer Sprache gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. In die deutsche Sprache treu übertragen von Joseph Müller. Prag 1811. W. C. G. S. Bd II 33—41.

*) Brieflich belegt.

**) Aus Conjektur W. Grimm beigelegt. Vgl. das Citat Bd III 40.

Bd II N. 53. S. 833—843. Der Helden Buch. Herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Erster Band. Berlin 1811. W. C. Grimm. S. Bd II 41—51.

Bd II N. 58 S. 913—928. N. 64 S. 1002—1008. (Der letzte Absatz ist von A. v. Arnim.) Die schöne Litteratur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Dargestellt von Franz Horn. Berlin und Stettin 1812. GVmr. [W—m Gr.]. S. Bd I 266—288.*)

Bd II N. 61. 62 S. 961—981. Die Edda. nebst einer Einleitung über nordische Poesie und Mythologie und einem Anhang über die historische Litteratur der Isländer. Von Friedrich Rühs. Berlin 1812. W. C. Grimm. S. Bd II 80—99.

Jahrg. VI (1813) Intelligenzblatt II S. 10—13. Antwort des Recensenten auf die Antikritik des Herrn Prof. D. Fr. Rühs in der Hallischen Allgem. Lit.-Zeit. 1812 No. 318 gegen die Recension seines Buchs über die Edda in den Heidelberger Jahrb. 1812. Oct. N. 61. 62 (= Bd II 80—99). Cassel im Januar 1813. W. C. Grimm. S. Bd II 100—103.

Intelligenzblatt II S. 16. (Mit Jacob Grimm.) Ankündigung der Altdeutschen Wälder. Thurneissen in Cassel. S. Bd II 501—502. Dazu Litterarische Anzeige über die Fortsetzung. Frankfurt a. M., im November 1814. Bernhard Körner. S. Bd II 502—503.

Intelligenzblatt XII S. 105—106. (Mit Jacob Grimm.) Aufruf. Praenumeration zum Besten der Hessischen Freywilligen. Cassel am 20. December (1813). J. Grimm. W. C. Grimm. S. Bd II 504. Dazu Vorrede zum Armen Heinrich. s. Bd II 505.

Jahrg. VII (1814) Bd I N. 14. 15. S. 209—223. 225—228. Über den Ursprung der isländischen Poesie aus der angelsächsischen. Nebst vermischten Bemerkungen über die nordische Dichtkunst und Mythologie. Ein nothwendiger Nachtrag zu seinen neuesten Untersuchungen von Fr. Rühs. 1813. (Hinzugefügt sind der Recension Bemerkungen zu der Rühsischen Übersetzung der Edda.) W. C. Grimm. S. Bd II 137—154.

Jahrg. VIII (1815) Intelligenzblatt VI. S. 55—57. Bemerkung zu der Recension der altdänischen Lieder in der Hall. Allg. Lit.-Zeitung N. 95 und 96. V. (sic) C. Grimm. S. Bd II 154—156.

Jahrg. IX (1816) Intelligenzblatt V. S. 45. Anzeige. Cassel am 20. Aug. 1816. W. C. Grimm. S. Bd II 506.

*) »Die Recension habe ich mit Vergnügen gelesen und in das Buch geguckt, worauf ich ein Paar Worte hinzugefügt habe, um den sehr gutmüthigen Verfasser zu entschuldigen, dass er Bücher der Art schreibt, die höchstens dazu dienen, dem schlechten Gedächtnisse der Welt zu Hülfe zu kommen, wie Senfkörner unter dem Kaffee. Hilft es nicht, so schadets auch nicht«. Brief A. v. Arnims an W. und J. Gr. Sept. 1812.

Jahrg. X (1817) Bd II N. 42. S. 657—665. Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters von Dr Joh. Gustav Büsching. Erster Band. Breslau 1816. Zweiter Band das. 1816. — anonym*). S. Bd II 512—520.

Bd II N. 42. S. 665—670. Almindelig Morskabsläsning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder. Beskreven af Rasmus Nyerup. Kjöbenhavn 1816. — anonym*) [?]. S. Bd II 520—525.

Jahrg. XI (1818) Bd I N. 29. S. 452—464. (Mit Bettina von Arnim.) Die Kronenwächter von L. Achim von Arnim. Erster Band. Berlin 1817. Mit dem zweiten Titel: Bertholds erstes und zweytes Leben. Ein Roman. βγ.

Vaterländisches Museum. Hamburg, bei Fr. Perthes. 1810. 8°.

Bd I S. 211—213. Christi Wiedererscheinen in der Natur. Nach dem Dänischen des A. Öhlenschläger übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. S. Bd I 245—247.

Pantheon. Eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst Herausgegeben von Dr Johann Gustav Büsching und Dr Karl Ludwig Kannegiesser Leipzig, bei E. Salfeld. 1810. 8°.

Bd I S. 251—267. Palnatoke von Adam Öhlenschläger. — anonym**). S. Bd I 248—260.

Berliner Abendblätter. [Herausgegeben von Heinrich v. Kleist.] Berlin [1. Okt.] 1810. [— 30. März] 1811. 8°.

No. 19. Den 23. Januar 1811. S. 75—76. Räthsel aus der Vervararsaga. — anonym. S. Bd I 171—172.

[Hallische] Allgemeine Literatur-Zeitung. 4°.

1811. Bd I N. 107 (den 18. April 1811). Sp. 853—854. (Mit Jacob Grimm.) Ankündigung der Herausgabe der Edda Saemundar und des Reineke Fuchs. Cassel, im März 1811. Gebrüder Grimm. Bd II 495—496.

Anzeiger zur Idunna und Hermode. [Herausgegeben von J. F. Gräter. Breslau.] 4°.

No. 2. Den 18. Januar 1812. [Seite A.] (Mit Jacob Grimm.) Ankündigungen. Die Herausgabe der Edda Sämundar, und des

*) Aus Conjektur W. Grimm beigelegt. Vgl. das Citat Bd III 47.

**) Von W. Grimm citiert in den Altdänischen Heldenliedern. S. 506. — »Keine Übersetzung aus Öhlenschläger wird im Pantheon erscheinen, ebenso wie Wilhelm von Orleans [? wo?], den ich ihnen aus meinen alten Einsiedlerräthen mitgetheilt.« Undatirter Brief A. v. Arnims an W. und J. Gr. (Mai? 1810). »Deine Übersetzungen aus Öhlenschläger sind gar wohlklingend«, an W. Gr. 22. Apr. 1809, »so gefällig, wie Du es den Öhlenschlägerschen Gedichten hast widerfahren lassen«, A. an W. Gr., Berlin Juny 1809. »Hitzig wohl wie Reimer waren zu keiner Übersetzung Öhlenschlägerscher Schauspiele geneigt« A. an J. und W. Gr. 3. Sept. 1810.

Reineke Fuchs, betreffend. Gebrüder Grimm in Cassel. S. Bd II 495—496.

[Seite B.] (Mit Jacob Grimm.) Von einer Sammlung altnordischer Sagen. Wilh. Carl und Jakob Grimm. S. Bd II 494.

Morgenblatt für gebildete Stände. Tübingen. Cotta. 4°.

Sechster Jahrgang 1812. N. 65. 66. 67. 68. 69. [16.—20 März.] (Mit Jacob Grimm.) I. S. 258b.—260a. II. S. 263a.—264a. III. S. 265a —267a. IV. S. 271. V. S. 275. Die Lieder der alten Edda. Kassel. am 5. Nov. 1811. Gebrüder Grimm. S. Bd I 212—227.

Beilage: Übersicht der neuesten Literatur. 1812. 4°. No. 10. S. 39a.—40b. (Mit Jacob Grimm.) Über die Edda. Erklärung, die Collision in der Herausgabe der alten Edda und der altnordischen Sagen betreffend. Kassel, am 27. August 1812. Brüder Grimm. S. Bd II 496—501.

Leipziger Literatur-Zeitung. Bey Breitkopf und Härtel. 4°.

1812. Bd I. No. 108, am 2. des May. Intelligenzblatt S. 864. (Mit Jacob Grimm.) Anzeige (zur Ankündigung der Edda). Cassel, Grimm. S. Bd I 587.

1812. Bd II No. 161. 162. 163. Am 1. 2. 3. des July. Sp. 1281—1288. 1289—1296. 1297—1301. (Mit Jacob Grimm.) Narrenbuch. Herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Halle 1811. — anonym*). S. Bd II 52—77.

1812. Bd II No. 311. Am 14. des December. Sp. 2485—2487. Boners Edelstein in hundert Fabeln. Mit Varianten und Worterklärungen herausgegeben von Johann Joachim Eschenburg. Berlin 1810. — anonym*). S. Bd II 77—80.

1817. Bd I No. 86. 87. Am 1. 2. des April. Sp. 681—688. 693—696. Nibelungen und Gibelinen. Von D. Carl Wilhelm Göttling. Rudolstadt 1816. — anonym*). S. Bd II 161—175.

1817. Bd I No. 94. 95. Am 9. 10. des April. Sp. 745—752. 753—760. Carl Lachmann über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth. Berlin. 1816. — anonym*). Bd II 176—195.

1817. Bd I No. 151. Am 11. des Juny. Sp. 1206—1207. Wundergeschichten und Legenden der Deutschen. Erstes Bändchen. Quedlinburg 1816. Zweytes Bändchen, das. — anonym*). S. Bd II 194—197.

1818. Bd II No. 172. Am 8. des July. Sp. 1369—1375. Koloczaer (Kolozer) Codex altdeutscher Gedichte. Herausgegeben von Johann Nep. Grafen Mailáth und Johann Paul Köffinger. Pesth 1817. — anonym*). S. Bd II 198—206.

*) S. die Anm. auf der folgenden Seite.

1818. Bd II No. 172. Am 8. des July. Sp. 1375—1376. Reinecke Fuchs. Ein Volksbuch. Aus den plattdeutschen Reimen in hochdeutsche Prose aufs neue getreu übertragen. Mit vielen Kupfern. Tübingen 1817. — anonym*). S. Bd II 206—207.

1818. Bd II No. 188. Am 27. des July. Sp. 1502—1504. Schottische Lieder und Balladen von Walter Scott. Übersetzt von Henriette Schubart. Leipzig und Altenburg. 1817. — anonym*). S. Bd II 208—210.

1818. Bd II No. 233. Am 17. des September. Sp. 1857—1864. Einleitung in das Nibelungen-Lied; zum Schul- und Selbstgebrauch bearbeitet von D. F. J. Mone. Heidelberg 1818. — anonym*). S. Bd II 210—220.

1819. Bd I No. 7. Am 8. des Januar. Sp. 51—55. Hans Sachs ernstliche Trauerspiele usw. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Johann Gustav Büsching. Erstes Buch. Nürnberg 1816. — anonym*). S. Bd II 227—232.

1819. Bd II No. 229. Am 15. des September. Sp. 1831—1832. Hans Sachs. von F. Furchau. In zwey Abtheilungen. Erste Abtheilung. Leipzig 1818. — anonym*). S. Bd II 233—234.

1819. Bd II No. 229. Am 15. des September. Sp. 1830. Frau Holle. Ein hessisches Volksmärchen vom Meisnerberge. Kassel 1819. — anonym*). S. Bd II 234—235.

1819. Bd II No. 261. Am 20. des October. Sp. 2081—2092. Barlaam und Josaphat von Rudolf von Montfort, herausgegeben und mit einem Wörterbuche versehen von Fr. Carl Köpke. Königsberg 1818 (mit kritischen Verbesserungen von Dr Lachmann). Wigalois der Ritter mit dem Rade, getihtet von Wirnt von Gravenberch. herausgegeben von George Friedrich Benecke. Erster Druck. Berlin 1819. — anonym*). S. Bd II 235—249.

1821. Bd II No. 235. Am 21. des September. Sp. 1876—1877. Hans Sachs ernstliche Trauerspiele usw. Herausgegeben von Dr Joh. Gustav Büsching. Zweytes Buch. Nürnberg 1819. — anonym*). S. Bd II 276—277.

Altdeutsche Wälder herausgegeben durch die Brüder Grimm. 8°. [S. oben S. 639.]

Bd I. Cassel 1813. S. 188—192. Über Otacher im Hildebrandslied.

*) Diese 14 Recensionen finden sich sämmtlich in dem gemeinsamen Conto der Verlagsbuchhandlung auf den Namen des Legationssecretärs Jacob Grimm eingetragen (s. Bd I S. IV). Die Anzeigen von Göttling, Lachmann und Mone legt sich W. Grimm in Zachers Zeitschr. für Deutsche Philologie II 343. 195 selbst bei; die von Hagens Narrenbuch belegt Arnim, die der Wundergeschichten J. Grimm.

S. 195—323. Zeugnisse über die deutsche Heldensage.

Bd II. Frankfurt 1815. S. 49—69. Von einem fahrenden Schüler.

S. 70—84. Von einem heiligen munch.

S. 84—88. Von den berten.

S. 89—95. Sage von der Springwurzel.

S. 96. Vom Neidhart.

S. 115—134. (Mit Jacob Grimm.) Die deutsche Heldensage aus der Weltchronik.

S. 135—144. Der Traum.

S. 185—188. St. Catharinen Grab auf Sinai.

S. 189—192. Von der Trunkenheit.

S. 193—288. Die goldene Schmiede von Conrad von Würzburg. [Auch einzeln. Frankfurt a. M. 1816. 96 S.]

Bd III. 1816. S. 49—96. Der Schwan-Ritter von Conrad von Würzburg.

S. 160—163. Von der minne eins albern.

S. 164—166. Von des babstes gebot zu den meiden und wiben.

S. 241—252. Bruchstücke aus zwei verlorenen Hds. der Nibelungen. [Vgl. Lachmann VIII: e. f.]

S. 253—270. Nachträge zu den Zeugnissen über die deutsche Heldensage.

S. 270—277. Antikritik gegen A. v. Schlegels Recension des I. Bd. der AW. S. Bd II 156—161.

S. 278—283. Aus einer alten Weltchronik.

Der Preussische Correspondent. [Begründet und bis 1. Mai herausgegeben von B. G. Niebuhr, bis 30. Juni von Göschen, seit No. 48 bis 30. September von Schleiermacher, seit No. 125 vom 1. Oktober von L. A. v. Arnim.] [Berlin.] Im Verlage der Realschul-Buchhandlung. 1813. kl. 4°.

N. 48. Mittwoch, den 15. December 1813. Nachträge zu den [Kriegs-]Berichten aus Cassel. — anonym*). S. Bd I 529—535.

Rheinischer Merkur. [Herausgegeben von Joseph Görres.] Koblenz, bey B. Heriot. Fol. Zweyter Jahrgang. 1815.

Donnerstag — No. 205 — den 9. März 1815 und Samstag — No. 206 — den 11. März 1815. Die Ständeversammlung in Hessen. — anonym*). S. Bd I 536—543.

Montag — No. 224 — den 17. April 1815. Aus Hessen. — anonym*). S. Bd I 543—547.

*) Brief an Arnim.

Samstag — No. 227 — den 23. April 1815. Aus Hessen. anonym*). S. Bd I 548.

Dienstag — No. 245 — den 30. May 1815. Über Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in unserer Zeit. (Von Dr Nicolaus Thaddäus v. Gönner, Ritter usw. in München. Erlangen 1815 [gegen Savigny. Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Heidelberg. 1814.]) G. S. Bd I 549—555.

Mittwoch — No. 340 — den 6. Dezember 1815. »Über unsere von den Russen genommene Kunstwerke.« (Kassel, im November.) — anonym. S. Bd I 556—557.

Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Berlin. In der Maurerschen Buchhandlung, Poststrasse No. 29. 4°.

Erster Jahrgang. Berlin 1817.

1817. Sonnabend den 3. Mai. 73tes Blatt. S. 292. Cassel, den 19. April. [Über Künstler, Censur und Schlossbau zu Kassel.] — anonym*). S. Bd I 558.

1817. Sonnabend den 19. Juli. 119tes Blatt. S. 475—476. Litteratur. Begebenheiten des Capitains von der Russisch-Kaiserlichen Marine, Golownin, in Gefangenschaft bei den Japanern in den Jahren 1811—13. Nebst seinen Bemerkungen über das japanische Reich und Volk und einem Anhange des Capitains Rikord. A. d. Russischen übersetzt von Dr C. J. Schultz. Erster Theil. Mit einem Kupfer und einer Karte. (Leipzig, bei G. Fleischer dem Jüngeren.) — anonym. S. Bd I 560.

1817. Sonnabend den 1. November. 179tes Blatt. S. 716. Cassel. den 12. Oktbr. [Beschreibung des Teutobergs im Lippischen.] G. S. Bd I 559.

1817. Freitag den 12. Dezember. 202tes Blatt. S. 805—807. Brüderchen und Schwesterchen. Märchen nach mündlicher Überlieferung. (Als Probe einer neuen Ausgabe von dem Märchenbuche der Brüder Grimm.)

Zweiter Jahrgang. Berlin 1818.

1818. Sonnabend, den 14. Februar. 26tes Blatt. S. 103. Der Sünder unter den Gerechten. (Aus alter Handschrift übersetzt von den Brüdern Grimm.) S. Bd I 573—574.

1818. Freitag den 20. Febr. 29stes Blatt. S. 116. Literatur. Erzählung des russischen Flotten-Kapitains Rikord von seiner Fahrt nach den japanischen Küsten in den Jahren 1812 und 1813 und von seinen Unterhandlungen mit den Japanern. Aus dem Russischen übersetzt vom Staatsrath von Kotzebue. (Leipzig, bei Kummer. 1817.) W. Grimm. S. Bd I 563—566.

*) Brief an Arnim.

1818. Sonnabend den 21. Febr. 30stes Blatt. S. 120. Literatur. [anschliessend an das vorige:] Müllers nordische Sagenbibliothek (übersetzt von Lachmann. Berlin 1817). W. Grimm. S. Bd I 566—568.

1818. Freitag den 27. Febr. 33stes Blatt S. 129—131. Karls des Grossen Heimkehr aus Ungerland. Mitgetheilt von Wilh. Grimm. (Nach der alten Kaiser-Chronik in der Heidelberger Handschrift No. 336.) S. Bd I 577—581.

1818. Freitag den 6. März. 37stes Blatt. S. 147. Brod und Salz mit Gottes Segen. Alte Sage; mitgetheilt von Wilh. Grimm. S. Bd I 582—583.

1818. Freitag den 29. Mai. 85stes Blatt. S. 339. Der büssende Wolf. Mitgetheilt von Wilh. Grimm. S. Bd I 575—577.

1818. Mittwoch den 30. Dezember. 208tes Blatt. S. 832. Literatur. Golownins Begebenheiten in seiner Gefangenschaft bei den Japanern, ins Deutsche übersetzt von Carl Jos. Schulze. Bd II. (Leipzig 1818.) W. Gm. S. Bd I 561—563.

Wünschelruthe. (Ein Zeitblatt.) Herausgegeben von H. Straube und Dr J. P. v. Horntbal. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 4°.

No. 11, den 5. Februar 1818. S. 43. Predigten des alten Herrn Magister Mathesius über die Historien von des ehrwürdigen u. s. w. Doctor Martin Luthers Anfang, Lehre, Leben und Sterben. Mit einer Vorrede hrsg. von L. A. von Arnim. Berlin 1817. — G. S. Bd I 569—570.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Unter der Aufsicht der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften. Göttingen, gedruckt bei J. C. Baier, seit 1826 bei E. A. Huth. kl. 8°.

1818. Bd I, 63. Stück, den 18. April 1818. S. 632. Ossians Gedichte. Rhythmisch übersetzt von J. G. Rhode. Zweyte verbesserte Ausgabe. Drei Theile. Berlin 1817. 1818. anonym. S. Bd II 220—221.

Bd I, 69. Stück, den 30. April 1818. S. 681—686. Sammlung alter Märchen etc. mit Anmerkungen; herausgegeben von Dr. Friedr. Wilh. Val. Schmidt. Erster Band. Die Märchen des Straparola. Berlin 1817. — anonym. S. Bd II 221—225.

1819. Bd II, 123. Stück, den 2. August 1819. S. 1229—1230. Sturlúnga-Saga edr Islendínga-Saga hin mikla. Nú útgengin á prent ad tilhlutun hins íslenska bókmentafélags u. s. w. Bd I, erster und zweiter Theil. Kopenhagen 1817. 1818. — anonym. S. Bd II 226—227.

1820. Bd. I, 38. Stück, den 4. März 1820. S. 369—379. Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein, untersucht und dargestellt durch Dorow, Königl. Preuss. Hofrath. Erstes Heft. Wiesbaden 1819. — anonym. S. Bd II 265—273.

Bd I, 62. Stück, den 15. April 1820. S. 619—621. Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde. Alt-Russische Heldenlieder. Leipzig 1819. — anonym. S. Bd II 274—275.

1821. Bd II, 89. Stück, den 4. Juni 1821. 887—888. Rúnakefli, le runic rim-stoc, ou calendrier runique etc. etc. Par Jens Wolff. Paris 1820. — anonym. S. Bd II 278—279.

Bd III, 157. Stück, den 1. October 1821. S. 1561—1566. Undersögelse om Snorros kilder og trovärdighed. Disquisitio de Snorronis fontibus et auctoritate. Scripsit P. E. Müller. Latine vertit B. Thorlacius. Kopenhagen 1820. — anonym. S. Bd. II 279—283.

Bd III, 157. Stück, den 1. October 1821. S. 1566—1568. Anzeige der Schlesischen Bemühungen für Sammlung und Kunde einheimischer Alterthümer. — anonym. S. Bd II 284—285.

Bd III, 157. Stück, den 1. October 1821. S. 1568. Correspondenz der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur Bd I. Breslau 1820. — anonym. S. Bd II 286.

Bd III, 160. Stück, den 6. October 1821. S. 1596—1599. Rolands Abentheuer in hundert romantischen Bildern. Nach dem Italiänischen des Grafen Bojardo. Herausgegeben von Dr. Fr. Wilh. Val. Schmidt. Drei Theile. Berlin und Leipzig 1820. — Theil III mit dem besonderen Titel: Über die italiänischen Helden-Gedichte aus dem Sagenkreis Karls des Grossen. Von Fr. W. V. Schmidt. [Angeschlossen an diese Recension:] Beyträge zur Geschichte der romantischen Poesie von Dr. Fr. Wilh. Val. Schmidt. Berlin 1818. — anonym. S. Bd II S. 286—289.

Bd III, 166. 167. Stück, den 18. October 1821. S 1659—1664. Bidrag til nordisk Archäologie meddeelte i foreläsninger ved Finn Magnussen. Kopenhagen 1820. — anonym. S. Bd II 290—294.

1824. Bd I, 41. 42. Stück, den 11. März 1824. S. 401—410. Critisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie eller om Trovärdigheden af Saxos og Snorros Kilder. Ved Peter Erasmus Müller. Kopenhagen 1823. — anonym. S. Bd II 294—302.

Bd I, 52. Stück, den 29. März 1824. S. 513—517. Symbolae ad geographiam medii aevi ex monumentis Islandicis scripsit E. Chr. Werlauff. Kopenhagen 1821. — anonym. S. Bd II 302—305.

Bd II, 70. 71. Stück, den 1. Mai 1824. S. 689—711. Verhandeling ter beantwoording der Vrage: welke volkeren hebben de zoogenoemde Hunebedden gesticht? u. s. w. door Nicolaus Westendorp. Tweede druk. Gröningen 1822. — anonym. S. Bd II S. 306—323.

Bd II, 103. Stück, den 26. Juni 1824. S. 1017—1032. Om Runeskriftens Oprindelse. Af Jakob Hornemann Bredsdorff. Kopenhagen 1822. — Periculum runologicum. Dissertatio inauguralis quam etc. publicae disquisitioni subjicit Gislius Brynjulfi fil. Kopenhagen 1823. — anonym. S. Bd II 324—337.

Bd III, 143. Stück, den 4. September 1824. S. 1417—1428. Färöiske Qvæder om Sigurd Fofnersbane og hans ät. Med et Anhang. Samlede og oversatte af Hans Christian Lyngbye. Med en Indledning af P. E. Müller. Randers 1822. — anonym. S. Bd II 338—347.

Bd III, 143. Stück, den 4. September 1824. S. 1428—1431. Biographische Denkmale von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin 1824. — anonym. S. Bd II 348—350.

1825. Bd I, 3. und 4. Stück, den 6. Januar 1825. S. 36—39. Den äldre Edda. Oversat og forklaret ved Finn Magnusen. Vier Bände. Kopenhagen 1821—1823. — anonym. S. Bd. II 350—353.

Bd I, 6. Stück, den 8. Januar 1825. S. 49—64. Van het Letterschrift, door Mr. Willem Bilderdijk. Rotterdam 1820. — anonym. S. Bd II 353—365.

Bd II, 83. Stück, den 23. Mai 1825. S. 825—830. Verzeichniss der in Dänemark 1824 noch vorhandenen Runensteine. Von R. Nyerup. Nach dem dänischen Manuscripte des Verfassers übersetzt. Kopenhagen 1824. — anonym. S. Bd. II 365—370.

1826. Bd I, 6. Stück, den 12. Januar 1826. S. 49—53. Fairy Legends and Traditions of the South of Ireland. London 1825. — anonym. S. Bd II 370—373.

Bd I, 6. Stück, den 12. Januar 1826. S. 53—55. The popular Superstitions and festive Amusements of the Highlanders of Scotland. Edinburg und London 1823. — anonym. S. Bd II 373—375.

Bd I, 37. Stück, den 6. März 1826. S. 361—366. Nordiska Fornlemningar, utgifne af J. G. Liljegreen och C. G. Brunius. Zwei Bände. Stockholm 1823. — Wilh. Grimm. S. Bd II 376—379.

1827. Bd III, 165. Stück, den 15. October 1827. S. 1642—1647. Petri Alphonsi Disciplina clericalis. Zum ersten Mal herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Ein Beytrag zur Geschichte der romantischen Litteratur. Berlin 1827. — anonym. S. Bd II 380—383.

Bd III, 165. Stück, den 15. October 1827. S. 1647—1648. Nordische Mythologie. Aus der Edda und Oehlenschlägers mythischen Dichtungen dargestellt von Johann Ludwig Heiberg. Schleswig 1827. — anonym. S. Bd II 384—385.

Bd III, 204. Stück, den 22. December 1827. S. 2025—2038. Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1827. — Wilh. Grimm. S. Bd II 385—395.

1829. Bd III, 156. Stück, den 26. September 1829. S. 1557—1559. Edda Saemundar hins fróda. Edda rhythmica seu antiquior vulgo Saemundina dicta. Pars III continens carmina Vóluspá, Hávamál et Rigsmál etc. Hafniae 1828. — anonym. S. Bd II 396—397.

Bd III. 183. 184. Stück. den 14. November 1829. S. 1817—1839. Samlingar för Nordens Fornälskare, innehållande Inskrifter. Figurer, Ruiner, Verktyg. Högar och Stensättningar i Sverige och Norrige. med Plancher. Tomen I. På Archäologiska Sällskapets kostnad och förlag af N. H. Sjöborg. Professor etc. Stockholm 1822. — anonym. S. Bd II, 398—415.

Bd III, 184. Stück, den 14. November 1829. S. 1839—1840. Norske Mindesmärker, aftegnede paa en Reise igjennem en Deel af det Nordenfjeldske, og beskrevne af Lorentz Diderich Klüwer. Udgivne af det Norske Videnskabers Selskab in Trondhjem. Christiania 1823. — anonym. S. Bd II 415—416.

1830. Bd I. 6. 7. Stück, den 14. Januar 1829. S. 49—58. Die Deutsche Heldensage von Wilhelm Grimm. Göttingen 1829. — W. G. S. Bd II 416—423.

Bd I, 48. Stück, den 27. März 1830. S. 465—469. De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum edidit Guilelmus Grimm. Göttingen 1830. — W. Gr. S. Bd II 423—426.

1831. Bd II, 97. Stück, den 20. Juni 1831. S. 967—968. Der arme Heinrich, ein erzählendes Gedicht von Hartmann von Aue, metrisch übersetzt von Karl Simrock. Nebst der Sage von »Amicus und Amelius« und verwandten Gedichten des Übersetzers. Berlin 1830. — anonym. S. Bd II 426—427.

1832. Bd I, 26. Stück, den 16. Februar 1832. S. 252—253. Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen. Herausgegeben von Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel und Karl Simrock. Drei Theile. Berlin 1831. — anonym. S. Bd II 427—430.

Bd I, 30. 31. Stück, den 23. Februar 1832. S. 301—304. Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr. O. L. B. Wolff. Stuttgart und Tübingen 1830. — anonym. S. Bd II 430—432.

Bd II, 73. Stück. den 7. Mai 1832. S. 724—728. Critisk Undersögelse af Saxos Histories syv aldste Böger. Ved D. Peter Erasmus Müller. Copenhagen 1830. — anonym. S. Bd II 432—435.

Bd II, 76. Stück, den 12. Mai 1832. S. 756—760. Le Pantcha-Tantra, ou les cinq ruses. fables du Brahme Vichnou-Sarma; aventures de Paramarta et autres contes, le tout traduit pour la première fois sur les originaux indiens; par M. l'abbé J. A. Dubois. Paris 1826. — anonym. S. Bd II 435—438.

1833. Bd I, 18. Stück, den 31. Januar 1833. S. 175—176. Run-Lära af Joh. G. Liljegren. Stockholm 1832. — anonym. S. Bd II 439—440.

1834. Bd I, 58. 59. Stück, den 10. April 1834. S. 569—578. Untersuchungen über die ursprüngliche Beschaffenheit und weitern Entwickelungen des griechischen und über die Entstehung des gothischen Alphabets. Von W. Bäumlein. Tübingen 1833. — Wilh. Grimm. S. Bd II 440—447.

Bd I, 58. 59. Stück, den 10. April 1834. S. 578—581. Harzgedichte. Nach einer bessern Orthographie geschrieben und mit einem Wortregister versehen von G. Schulze. Clausthal 1833. — anonym. S. Bd II 447—449.

1835. Bd I, 41. 42. 43. 45. Stück, den 16. 19. 23. März 1835. S. 402—424. 445—448. Vridankes Bescheidenheit von Wilhelm Grimm. Göttingen 1834. — W. Grimm. S. Bd II 449—468.

1836. Bd I, 65. Stück, den 25. April 1836. S. 647—648. Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach. Herausgegeben von San-Marte. Erster Band. Parcival. Mit dem zweiten Titel: Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt. Magdeburg 1836. — W. Grimm. S. Bd II 468—469.

1837. Bd I, 41. Stück, den 13. März 1837. S. 405—407. Der Rosengarte von Wilhelm Grimm. Göttingen 1836. — Wilh. Grimm. S. Bd II 470—471.

Bd III, 185. Stück, den 20. November 1837. S. 1842—1844. Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Grosse Ausgabe. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Göttingen 1837. — W. Gr. S. Bd II 471—472.

1838. Bd I, 50. 51. Stück, den 29. März 1838. S. 489—498. La Chanson de Roland ou de Roncevaux du XIIe siècle publiée pour la première fois d'après le manuscrit de la bibliothèque Bodléienne à Oxford par Francisque Michel. Paris 1837. — Wilhelm Grimm. S. Bd II 472—479.

Bd II, 114. 115. Stück, den 19. Juli 1838. S. 1129—1131. Ruolandes Liet von Wilhelm Grimm. Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. Göttingen 1838. — Wilh. Grimm. S. Bd II 479—481.

1839. Bd I, 65. Stück, den 22. April 1839. S. 645—648. Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems mit Auszügen aus den noch ungedruckten Theilen beider Bearbeitungen. Von Dr. A. F. C. Vilmar. Marburg 1839. — Wilhelm Grimm. S. Bd II 481—483.

1841. Bd II, 114. 115. Stück, den 22. Juli 1841. S. 1129—1138. The Runes of Anglo-Saxons. By John Kemble. From the Archaeologia vol. XXVIII pp. 327—372. London 1840. — Wilhelm Grimm. S. Bd II 483—490.

Hermes oder kritisches Jahrbuch der Litteratur. Amsterdam in der Verlags-Expedition des Hermes (Leipzig in Commission in der Buchhandlung Brockhaus).

(Zweiter Jahrgang) Erstes Stück für das Jahr 1820 (No. V der ganzen Folge). S. 1—53. Die altnordische Litteratur in der gegenwärtigen Periode. W. C. Grimm. S. Bd III 1—84.

Ebenda S. 116—129. Edda Saemundar hins fróda. Edda rhythmica seu antiquior, vulgo Saemundina dicta. Pars II. Odas mythico-historicas continens etc. Havniae 1818. W. C. Grimm. S. Bd II 250—265.

Wiener Jahrbücher der Litteratur. Wien, gedruckt bey Carl Gerold. 8°.

Bd 43. (1828) S. 1—42. Zur Litteratur der Runen. Nebst Mittheilung runischer Alphabete und gothischer Fragmente aus Handschriften. Wilhelm Grimm. [Separatabdruck s. oben S. 640.] S. Bd III 85—131.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. Herausgegeben von P. Wigand. Lemgo, Meyersche Hofbuchhandlung. 8°.

Bd IV (1829) S. 127—136. Bruchstücke aus einem Gedichte von Assundin. Erläutert von W. Grimm. [Separatabdruck s. oben S. 640.]

Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830. Fortsetzung von Strieders Hessischer Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte und Nachträge zu diesem Werke. Von Dr. **Karl Wilhelm Justi.** Marburg bei Chr. Garthe 1831. 8°.

S. 164—183 Selbstbiographie. S. Bd I 1—26.

[**Hannoversche Zeitung.** Redigiert von G. H. Pertz. Hannover, Hahnsche Buchhandlung. fol. Über unsichere Beiträge zu Jahrgang 1832 vgl. das Vorwort zu Bd IV.]

Geschichte der Universität Göttingen. Vierter Theil von 1820 bis zur ersten Säcularfeier der Universität im Jahre 1837. Vom Universitätsrathe Dr. **Österley.** Mit 7 Kupfern. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht 1838. 8°.

S. 468—469. § 220. Autobiographische Notizen. S. Bd I 26—27.

Ludwig Achim von Arnims sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. Erster Band. Berlin, bei Veit & Comp. 1839. [Mit dem besonderen Titel:] Novellen von Ludwig Achim von Arnim. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. Erster Band. Nebst einer Musikbeilage. Berlin, bei Veit & Comp. 1839. 8°.

S. V—XII. Vorwort. Cassel am 1. Mai 1839. Wilhelm Grimm. S. Bd I 311—314.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Leipzig (seit Bd 10: Berlin), Weidmannsche Buchhandlung. 8°. — Alle Beiträge sind voll unterzeichnet.

Bd I (1841). S. 30—33. Freidanks Grabmal. S. Bd IV 1—4.
Ebenda S. 34—39. Unser Frauen Klage. [Textabdruck.]
Ebenda S. 423—428. Zu Wernher vom Niederrhein. [Textkritisches.]
Bd II (1842). S. 248—252. Witege mit dem Slangen. S. Bd III 134—137.
Ebenda S. 371—380. Zu Silvester [und zur Goldenen Schmiede. Textkritisches].
Bd III (1843). S. 281—288. Der Epilog zum Rolandsliede. S. Bd III 200—207.
Bd V (1845). S. 381—384. Zu Walther von der Vogelweide. S. Bd III 208—211.
Bd VI (1848). S. 321—340. Wiesbader Glossen. S. Bd III 568—588.
Bd IX (1853). S. 192. Erklärung. S. Bd II 506.
Bd X (1856). S. 1—142. Marienlieder [aus der hannöverschen Hs. abgedruckt].
Ebenda S. 307—310. Zwei Meisterlieder. S. Bd IV 464—467.
Bd XI (1859). S. 209—210. Zum Freidank. S. Bd IV 117—118.
Ebenda S. 210—215. Spanische Märchen. S. Bd IV 352—360.
Ebenda S. 238—243. Nochmals über Freidank. S. Bd IV 119—124.
Ebenda S. 243—253. Bruchstücke einer Bearbeitung des Rosengartens. S. Bd IV 468—478.
Ebenda S. 536—562. Der Rosengarten. S. Bd IV 479—503.
Ebenda S. 594—595. Holzschnitt zu einer Fabel. S. Bd IV 395—399.
Bd XII (abgeschlossen 1865). S. 185—203. Die Sage von Athis und Prophilias. S. Bd III 346—366.
Ebenda S. 203—228. Die mythische Bedeutung des Wolfes. S. Bd IV 402—427.
Ebenda S. 228—231. Über eine Thierfabel des Babrius. S. Bd IV 395—399.

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). Berlin. Gedruckt in der Druckerei der Königlichen Akademie der Wissenschaften. 4°. [Die Tage, an denen die betr. Abhandlungen gelesen worden sind, finden sich bei dem jedesmaligen Abdruck und sind hier nicht wiederholt
1842. S. 121—175. Die Sage vom Ursprung der Christusbilde
Einzeln Göttingen bei Dieterich. 57 SS. S. Bd III, 138—199.
1846. S. 347—367. Athis und Prophilias. Separatabdruck 123 S.
S. Bd III 212—336.

[Eine nächst der vorigen gelesene Abhandlung, die ungedruckt blieb, s. Bd III 516—567.]

1848. S. 425—511. Exhortatio ad plebem christianam, Glossae Cassellanae. — Über die Bedeutung der deutschen Fingernamen. — Separatabdruck 87 SS. Mit 9 Facsimilia in Steindruck. »Wilhelm Wackernagel freundschaftlich zugeeignet«. S. Bd III 367—465.

1850. S. 331—413. Über Freidank. — Separatabdruck 85 SS. S. Bd IV 5—92.

1850. S. 415—436. Altdeutsche Gespräche. — Einzeln Göttingen bei Dieterich. 24 SS. S. Bd III 472—494.

1851. S. 235—255. Altdeutsche Gespräche. Nachtrag. — Einzeln Göttingen bei Dieterich 23 SS. S. Bd III 495—515.

1851. S. 257—261. Über Freidank. Nachtrag. — Separatabzug 5 SS. S. Bd IV 93—97.

1852. S. 1—16. Athis und Prophilias. Weitere Bruchstücke. — Einzeln Göttingen bei Dieterich 16 SS. S. Bd III 337—345.

1852. S. 521—713. Zur Geschichte des Reims. — Einzeln Göttingen bei Dieterich 193 SS. S. Bd IV 125—341.

1853. S. 159—162. Nachtrag zu den Casseler Glossen. — Separatabzug 4 SS. S. Bd III 466—471.

1855. S. 1—27. Thierfabeln bei den Meistersängern. S. Bd IV 366—394.

1856. S. 602—604. Bericht über eine Inschrift auf einem in der Wallachei ausgegrabenen goldenen Ring. S. Bd III 132—134.

1857. S. 1—30. Die Sage von Polyphem. S. Bd IV 428—462.

1859. S. 483—500. Bruchstücke aus einem unbekannten Gedicht vom Rosengarten. S. Bd IV 504—523.

Verzeichnis im Jahre 1845 in Berlin lebender Schriftsteller und ihrer Werke [von W. Koner, Dr. phil.]. Verlag von Th. Scherk. Athenaeum in Berlin 1846. 8°.

S. 114—115. Autobiographische Notizen. S. Bd I 27.

Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt am 24. 25. und 26. September 1846. Frankfurt am Main, Sauerländers Verlag. 1847. Lex.-8°.

S. 114—124. Bericht über das Deutsche Wörterbuch. S. Bd I 508—520.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltordnung von Alexander von Humboldt. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. 8°.

Bd II (1847). Über die Naturbeschreibung in dem deutschen Volksepos und dem Minnegesang. (Aus einem Brief vom October 1845.) S. Bd I 523—525.

Literarisches Centralblatt für Deutschland. Herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig, Eduard Avenarius. 4°.

1851—1855. Verschiedene anonyme Recensionen: vgl. das Vorwort zu Bd I S. V.

1857. No. 21. 23. Mai. S. 335—336. Zu den Kinder- und Hausmärchen. [Erklärung gegen Liebrecht.] Wilhelm Grimm. S. Bd II 506—508.

1857. No. 26. 27. Juni. S. 413—414. Über Bernhard Freidank. [Gegen Franz Pfeiffer.] Wilhelm Grimm. S. Bd II 508—509.

1858. No. 48. 27. November. S. 771—772. Zurechtweisung. [Gegen Franz Pfeiffer.] Wilhelm Grimm. S. Bd II 509—510.

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolf. Göttingen, Verlag der Dieterichschen Buchhandlung. 8°. — Alle Beiträge sind voll gezeichnet.

Bd I (1853). S. 1—3. Zwei Thiermärchen: 1) Krieg der Wespen und Esel. 2) Der Zaunkönig. S. Bd IV 363—365.

Ebenda S. 377—381. Albanesische Märchen. S. Bd IV 347—351.

Ebenda S. 381—383. Der Swinegel. S. Bd IV 361—362.

Ebenda S. 383—384. Volkslied aus dem sechszehnten Jahrhundert. S. Bd IV 463.

Bd II (1855). S. 2—7. Die Himmelsstürmer. S. Bd IV 342—346.

Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Gratz in Steiermark. Erzählungen, vermischte Aufsätze und Gedichte von Einhundertsechsundzwanzig deutschen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern diesem Zwecke gewidmet. Mit einer musikalischen Beilage von G. Meyerbeer. [Herausgegeben von Karl von Holtei.] Wien und Gratz, Friedrich Vieweg & Sohn; F. Manz & Comp.; Aug. Hesses Buchhandlung. 1857. 8°.

S. 4—7. Der Segen des Vaters und der Mutter. Berlin, Wilhelm Grimm. S. Bd I 584—586.

Bisher ungedruckt: Gleichnisse im Ossian und Parzival. Bd I S. 48—57. Vgl. das Vorwort zu Bd I S. VI.

Deutsche Wörter für Krieg. Bd III 516—567. Zum Theil gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 16. Februar 1846, aber in der Ausarbeitung nicht zum Abschluss gelangt

---

III. REDEN UND VORLESUNGEN AN DEN UNIVERSITÄTEN GÖTTINGEN UND BERLIN. BISHER SÄMMTLICH UNGEDRUCKT.

Göttinger lateinische Antrittsrede. Bd II 493—496.

Göttinger Rede über Geschichte und Poesie. Bd II 497—504.

Antrittsrede in der Berliner Academie (8. Juli 1841). Bd I 505—507.

Einleitung zur Vorlesung über Gudrun (seit Sommer-Semester 184 sechsmal gehalten). Bd IV 524—576.

Einleitung zur Vorlesung über Hartmanns Erek (seit Winte Semester 1843/44 fünfmal gehalten). Bd IV 577—617.

Register

von

Ferdinand Wrede.

(In dem folgenden alle vier Bände umfassenden Register ist das Specialregister zur »Geschichte des Reimes«, 4, 330—336, wiederholt worden, was bei den Specialregistern zu den Casseler Glossen, 3, 460—465, unterblieb. — Von den Personennamen des Mittelalters sind im allgemeinen die adlichen unter dem Vornamen, die bürgerlichen unter dem Familiennamen aufzusuchen.)

A.

a 2, 335. 356. 357. 358. (abd.) 3, 375. 383. 384.
aa (abd.) 3, 384.
Aage und Else 2, 12—13. 3, 40.
Aall, J., 3, 14. 30. 67.
aas (nhd.) 2, 80.
Abarbanel, Rabbi, 3, 175.
Abbreviaturen, ahd., 3, 368. 382.
ABC-leich 4, 330.
Abderiten 2, 438.
Abdrücken der Gestalt in den Schnee 1, 376.
Abel 1, 460.
Abendmärlein 1, 333.
Aberglaube in Schottland 2, 373—375.
Abgarusbilder 3, 171 f.
Abgarus, Legende, 3, 166 ff.
Abilgaard, S., 3, 8.
Abraham a St. Clara 2, 381.
Abrahamson, 2, 127. 3, 27. 29.
Abrenuntiatio 3, 214.
Absalon, Erzbischof, 2, 402. 404.
Abt, Carl, 2, 279.
Abzählen 1, 371.
Acharàn 4, 9.
Ac-Rune 3, 88.
Adam von Bremen 2, 433.
addermince (Glosse) 3, 575.
adebar 1, 399.
adelar(n) (md.) 3, 233.
Adelheit (Name der Ente) 2, 207.
Adeliche Poesie 1, 63.
Adel in Hessen 4, 631—634.
Adelung, J. Chr., 1, 109. 123. 127. 181. 2, 30. 127. 144. 157. 3, 3.
Adenez le Roi 4, 330.
Adler sättigen 1, 219.
Adlerstam, Magnus, 3, 74.
Admonter Glossen 3, 476.
Adolf von Nassau 3, 217.
ae (ahd.) 3, 384. 386.
æfstr (an.) 2, 127.
æft (run.) 2, 368.
Aeger 3, 50.
Aegers Gastmahl 1, 126.
Aegidius, Heil., 4, 330.
Aegypter 2, 325 f.
ælf (ags.) 1, 443.
ælfen (ags.) 1, 443.
ælfréd (ags.) 1, 443.
ælfric (ags.) 1, 443.
ælfscine (ags.) 1, 443. 445.
Aepfel des Lebens 1, 345.
Aequivoca 4, 326.
Aer-Rune 3, 88.
Aeschylus 4, 460.
Aesopus 2, 380. 381 f. 4, 125. 244. 364. 368. 369. 378. 387 f.
ætternistapi (an.) 2, 412.
ætthäll (an.) 2, 413.
ætthogar (an.) 2, 413.
ættkullar (an.) 2, 413.
af afbrydi (an.) 1, 227.
Afzelius 2, 350. 3, 70.
Agelmundus 1, 135.
Ageruld 2, 156.
Agirsheim 1, 339.
Agnete 1, 470.
Agram 2, 248.
Agustin, Don, 4, 352.
Ahlwardt 2, 220.
ahornenboum (glos.) 3, 578.
ai (noch ahd.) 3, 376.
Aides 1, 339.
Aimé von Varennes 3, 248.
Aimoin 1, 207.
Aimonskinder 1, 183. 2, 174. 4, 330.
Ains 1, 563.
Aka 1, 106.
Akademie zu Berlin 1, 505.
Akademische Antrittsrede 1, 505.

Akers 4, 9.
Aklatis 4, 460.
Akön 4, 9.
Aladaricus 1, 99.
alah (as.) 2, 246.
Albanesische Märchen 4, 347—351.
Alber (»Tundalus«) 3, 216. 222. 4, 330.
Alberich 1, 97. 132. 147. 2, 163.
Alberich (v. Troisfontaines) 3, 199.
Albertus (»heil. Ulrich«) 3, 222. 4, 55. 330.
Alberus, Erasmus, 4, 370.
Albigenser, Kreuzzug gegen die, (altfranz. Gedicht) 3, 247.
Albis (Flussname) 1, 444.
Alboin 1, 148.
Albrecht von Halberstadt 3, 220.
— von Kemenaten (»Goldemar«) 1, 459. 461. 470. 4, 330.
— Leech 1, 42.
— von Raprechtsweil 4, 330.
Alcuin 3, 86. 103 ff. 4, 330.
Aldhelm 4, 330.
Aldrian 1, 146. 2, 171. 344. 4, 516. 518.
aldrlok (as.) 2, 147.
Alebrander 1, 106.
Alegast 2, 528.
Alemannisch 1, 512.
Alexander d. Gr. 1, 209. 2, 522. A. und Aristoteles 1, 361.
Alexanderlied, deutschen, s. Lambrecht.
Alexanderroman, franz., s. Lambert li tors.
Alexander von Bernay (oder: von Paris) 3, 251 ff. 273; vgl. Athis.
—, der wilde, oder: Meister A. 1, 398. 4, 330. 418.
Alexis (lat. Ged.) 4, 330.
Alexius (afranz. G.) 4, 330.
Alfabruni (as.) 1, 473.
Alfart 4, 516. 519. 522. Vgl. Alphart.
Alfavakir (as.) 1, 454.
Alfen 1, 349. 3, 50. Schwarze und weisse A. 1, 341.
Alfheim 1, 364.
Alf Kämpars Saga 1, 137.
alfquarnar (schwed.) 1, 454.
álfr (an.) 1, 444.
Alfrikur 1, 147.
álfrödull (an.) 1, 445.
algatir (ahd.) 3, 296.
Algraf 2, 155.
alhs (got.) 2, 246.
Alheit (Name der Ente) 2, 207.
Alke (nd.) 2, 207.
Alle Vögel fliegen (Kinderspiel) 1, 371.
Allitteration 1, 186. 2, 81 ff. 189. 141. 4, 317. 320. 537. A. im Finnischen 2, 82. Celtischen 2, 82.
Allix, General, 1, 532. 535.
Alp 1, 411. 440. 476. 478. Alp- in Eigennamen 1, 440.
Alpe 3, 57.
Alpen 1, 444.
Alphabete 2, 328. 355. Alphabete der heil. Hildegard 3, 588.
Alpharts Tod 2, 41. 48. 191. 419. 421. Vgl. Alfart.
ἄλφιτόν 1, 444.
ἄλφιτον 1, 444.
Alpris 1, 147.
Alram von Gresten 4, 330.
Alraunen 1, 397. 2, 222.
Altclassische Stoffe 1, 64.
Altdänische Balladen 1, 176—203.
— Heldenlieder 1, 173—203.
— Liebeslieder 1, 173—203.
— Lieder 2, 110 ff.
— Märchen 1, 173—203.
Altdeutsche Gespräche 3, 472—515.
Altdeutsches Museum 2, 512.
Altdeutsche Poesie, ihre Entstehung und ihr Verhältnis zu der nordischen, 1, 92. 186.
—, Wert derselben, 1, 62—67.
Altdeutsche Studien (i. d. J. 1806 u. ff.) 1, 12 ff.
— Wälder 2, 156—161. 501—503.
altee (ahd.) 3, 401. 478.
alte erben (mhd.) 4, 72.
Alte im Hause, der, 1, 470.
Altenglische Balladen 1, 275 f.
— Gedichte 4, 330.
altelôs (ahd.) 3, 401.
Altertümer 2, 265 ff. 284. 309. 398—416.
Altertumswissenschaft 1, 506. 3, 76—84. 4, 526 ff. 611.
Althochdeutsches Register zu den Casseler Glossen 3, 463—465.
Altnordisch 2, 91 f. 3, 51 ff. Vgl. Nordisch.
Altnordisches Eherecht 3, 4.
Altnordische Litteratur 3, 1—84.
— Sagen 2, 493—495.
Altrussischer Heldengesang 2, 33—41. 274—275.
Altschottische Lieder, drei, 1, 228—233.
Altschwedische Gesetze 2, 399.
Altslavische Religion 2, 39.
Altswert, Meister, 4, 120.
Altthracisch 3, 51.
altvil (mhd.) 3, 401.
Alvensleben, die Frau von, 1, 474.
Alv-Gust 1, 473.
Alvild 1, 473.
Alvis 1, 461.
Alvismál 1, 456.
Amaler 2, 159.
Ambrosius 4, 330.
Ameisen 1, 463.
Amelunge 2, 159.
Amicus und Amelius 2, 426. 528. 3, 265.
Amis und Amiles 4, 330
Amleth 2, 299. 334. 429
Ammianus Marcellinus 2 159. 417. 428.
Amor und Psyche 1, 351
Anastasius 3, 164. 193.
anawigi (ahd.) 3, 520.
Ancher, C., 3, 14. 67.
—, Peter Kofod, 3, 58.
Anchises 1, 207.
Anchroja 2, 288.
andirweide (md.) 3, 280.
andlete (afries.) 3, 303.
andliz (md.) 3, 302.
Andreä s. Gudmund.
Andreas (ags. Ged.) 4, 32
Andromeda 1, 339.
Andur 1, 156.

Andvara Nautur 1, 152. 153.
Anegenge 3, 222. 4, 380.
anewigen (mhd.) 3, 520.
Angatŷr s. Henga-tyrr
angel (mhd.) 4, 68.
Angelsächsisch 3, 64.
Angelsächsische Inschriften 2, 487 f.
— Poesie 2, 81. 137—154.
— Runen 2, 377. 415 f. 483—490. 3, 86—88. 108. 116.
Anger 2, 88.
angeran (md.) 2, 248.
angin (md.) 3, 233.
Angliana 1, 262.
angram (mhd.) 2, 248.
angran (md.) 2, 248.
angrliod (an.) 2, 255.
angurstund (an.) 2, 255.
Anhäufung des Reims 4, 231—244.
Anhalt, Herzog von, 4, 421.
Annie 3, 9.
Annolied 1, 36. 3, 216. 223.
Anonymus Neveleti 4, 378.
— Wingartensis 2, 172.
Anschar 1, 253.
Ansen 2, 217. Vgl. Asen.
Antenor 1, 207.
ἀντίχριστος 3, 426.
Antichrist 3, 208. 4, 21. 68. 330. 419.
Antike 1, 286.
Antiochus und Stratonika 3, 365.
Antiquarische Annalen 3, 27 f.
antlitz (nhd.) 2, 92. 3, 302.
antlütze (mhd.) 3, 303.
antlutte (md.) 3, 302. 306.
Anton 1, 126.
Antrittsrede in der Akademie 1, 505—507.
antwonên (ahd.) 3, 237.
Anzeige (zur Edda) 1, 587.
ao (noch ahd.) 3, 376 f. 384.
apalgrár (an.) 1, 486.
api (an.) 2, 255.
Appeli 1, 393.
Apollonius, Maler, 3, 186.
— von Tyrland 2, 69.
Apologia pro schola Wirzeburgensi 4, 380.
aquaticus 1, 479.
Arator 4, 330.
Archipoeta 4, 21. 330.
Architektur 2, 245.
Are Frode 1, 212. 2, 282. 511—512. 3, 9.
Arendt, Martin Friedr., 2, 440. 3, 117. 126.
Arennar 1, 153.
Aretin 2, 445.
Arimaspen, die, 4, 458.
Ariost 2, 287 f.
aritalan (ahd.) 3, 236.
Arius Multiscius = Are Frode.
Armer Heinrich s. Hartmann von Aue.
armilo (ahd.) 3, 298.
Armoricaner 4, 601. 607.
arn (md.) 3, 233.
Arnamagnäanisches Institut 3, 58. Vgl. Magnäanisches I.
Arne Magnäus 1, 212. 3, 1.
Arne Resen 3, 1. Vgl. Resenius.
Arngrim Johnsen 3, 7. 48.
— Jonas 1, 212. 2, 23.
Arnim, Ludwig Achim von, 1, 311—314. 317. 569. »Die Kronenwächter« 1, 298—310. 314. »Gräfin Dolorese« 1, 289—297. 314. 398. Vorwort zu A.'s Werken 1, 311—314.
—, An die Frau Bettina von, (Widmung der Märchen) 1, 317—319.
Arnold, Lithograph in Cassel, 2, 424.
—, isländ. Dichter, 2, 299.
Arnolt (mhd. Dichter) 4, 339.
Aron Hiorleifs Saga 3, 39.
arrôsten (ahd.) 3, 236.
arsticchan (ahd.) 3, 236.
Artikel im Ahd. 3, 375 f.
Artusgedichte 2, 164.
Artussage 1, 148. 4, 602 ff.
Artwin 1, 166.
Arx, Ildefons von, 3, 111.
arzât (ahd.) 3, 442.
arzâtbuoch (mhd.) 3, 481.
Arzneibücher 3, 481.
Asalehre 2, 14—32. 27. 214.
Asathor 3, 5.
Asbjörnsen, P. Chr., 4, 456.
Aschenkind 1, 355.
Aschenkrüge 2, 265 ff. 269 f. 309.
Aschenputtel 1, 350. 2, 196.
âschildis (md.) 3, 345.
Asen 1, 125. 2, 97. 217. 281. 3, 5.
Asgard 1, 211. 347. 2, 281.
Asiatischer Ursprung der germanischen Religion 1, 127.
Asiatische Urzeit 1, 122.
Aslaug 1, 353. 2, 344.
Aslauga 1, 137. 3, 23.
Aspöstein 2, 404.
asse (ahd.) 3, 573.
Asterius 3, 178.
asuaethiauthu (run.) 2, 368.
Atark 2, 403.
Athel 2, 261.
Athenaeus 1, 383.
Athis und Prophilias 3, 212—366. 4, 48. 58. 330. Handschriften 3, 212—214. Sprache 214—237. Metrik 238—241. Stil 241—250. Quelle 250—264. Freundschaftssage 264—271. Ursprung des franz. Werkes 271—274. Textanmerkungen 275—312. Ergänzung 313—314. Text 315—333. Briefe darüber 333—336. Weitere Bruchstücke 337—345. Die Sage 346—366.
Atli 1, 152 ff. 2, 213. 261. Atlamâl 2, 264. 3, 45. Atlaquida 2, 260. Atlilieder 2, 259 f. 264. 4, 540. Atlis Mutter 2, 256.
Attenus 2, 171 f.
Atterborn, »Nordmanns Harfe«, 3, 73.
Attila 1, 503. 2, 161. 212. 213. 261. 484. 3, 22. A.'s Schwert 2, 518. A.'s Tod 3, 24.
Attilae expeditione, de prima, 1, 97. 101.
Au (ahd.) 3, 57.
au (noch ahd.) 3, 376. 384.
aube (franz.) 1, 442. 444.
Auberon (frz.) 1, 442.
Aufruf 2, 504.
Aufschneider 1, 358.
Auftakt 3, 239. 4, 48.
Augastein 4, 459.
augurstund (an.) 2, 255.

Augustin 1, 479. 3, 176. 4, 330.
— von Hammerstetten 1, 42.
Aukuthor 3, 5. 50.
Aulnoi, Gräfin, 1, 326.
Aurinia 2, 484.
aurlaug thättir (an.) 1, 348.
Ausbündige gute Possen 2, 62.
auskindeln 1, 389.
Auslauga 1, 136.
Auslautsgesetz 3, 53.
Ausonius 4, 330.
Aussatz 1, 404.
Ava 4, 330.
Aventin 1, 116. 148. 2, 69 76.
Averner 1, 210.
aventiure 3, 518.
Avianus 2, 382. 4, 330.
Axel und Waldburg 2, 1—12. 3, 40.
Ayrer 4, 478.
az (ahd.) 3, 510.
Aza-Rune 3, 94. 129.

B.

b 2, 356. 358. 359. (ahd.) 3, 585. b-Rune 2, 330.
Babrius, Fabeldichter, 4, 388. 389. 395—398.
Bänkelsänger 2, 188. 4, 541.
Bär (Märchen) 1, 354.
Bären fangen 1, 219.
Bäume (Märchen) 1, 339.
Bäumlein, W., 2, 440—447.
Baiern 3, 391.
bail (ahd.) 2, 143.
bal (ahd.) 3, 293 ff.
Balbo 4, 125. 244.
Balder 1, 341. 2, 216. 299. 4, 546 ff.
Bale (Bauernbauer) 2, 403.
Balladen, Altdänische, 1, 176—203.
—, Altenglische, 1, 275 f.
—, Schottische, 2, 206—210.
balle (mhd.) 3, 294.
Ballspiel 1, 372. 3, 293 ff.
Balmung 1, 339.
balsamite (mhd.) 3, 519. 522.
bambest (ahd.) 3, 575.
Bandello 2, 429.
banier(e) (mhd.) 3, 283.
Bannung in das Irdische (Märchen) 1, 351.
Banshi 1, 405. 411. 427. 465. 2, 372.
Barachja Nikdani, Rabbi, 4, 364. 368 f. 375.
barbier (mhd.) 3, 283.
barbierin (mhd.) 3, 286.
barbigân (mhd.) 3, 558.
Barden 2, 139. 4, 541. 601.
Barlaam und Josaphat 2, 235—249.
Barrecht 2, 218.
Barselgilde 2, 523.
Bart 2, 84 f.
Barth 2, 320.
Barthel 1, 387.
Bartholin, Thomas, 1, 214. 2, 136. 3, 48.
Basile (»Pentameronee) 1, 326. 2, 222.
basse (dän.) 2, 117.
bassi (an.) 2, 117.
Bastard, Graf, 3, 181.
bathenia (ahd.) 3, 579.
Bauernfeind 2, 70. 76.
Bauernstand 1, 337.
baugfingr (an.) 3, 443.
Baui 1, 402.
Baukunst 2, 245.
Baum (Kinderspiel) 1, 370.
— der Glückseligkeit 1, 382.
— zu Weihnachten 1, 380.
Bautasteine 2, 10. 413.
Bautzemann 1, 402.
Bauwi 1, 402.
Bayard 1, 183.
be- 3, 225. 4, 58. 215 ff.
beal (ags.) 2, 143.
Bebel 2, 57. 61. 62.
Beda Venerabilis 4, 605.
bede (dän.) 2, 121.
Begehildarqueda 1, 223. 587.
begozzen brôt (mhd.) 2, 468. 4, 83.
Begräbnis 2, 379. 3, 31.
Begräbnisgebräuche 3, 461 f.
bein (an.) 2, 262.
beinich (ahd.) 3, 573.
Bekker, J., 2, 474.
Belebung der ganzen Natur 1, 339.
Belisarius 4, 330.
belle (mhd.) 2, 85. 144.
bellen (mhd.) 2, 85.
Bellona 2, 93.
Belloves 2, 318.
bellum (lat.) 3, 519.
beluchsen (nhd.) 3, 439.
benebin (md.) 3, 283.
Benecke, George Friedr., 2, 235—249. 469. 4, 599. Wörterbuch 3, 517. 518.
Ben Seeb 4, 396. 398.
beode (ags.) 2, 144.
Beowulf 1, 467. 3, 562. 4, 330. 557 ff.
Berachja Hannakdan, Rabbi, 4, 364. 368. 375.
Berchtung von Meran 4, 406. 409.
Berena-Rune 3, 94. 130.
beretten (mhd.) 3, 279.
berewurz (gloss.) 3, 579.
berfâll (an.) 2, 262.
Bergesalte 2, 196.
Bergfrau 1, 449.
Berggeist 1, 467.
Berg, gläserner, (Märchen) 1, 346.
—, goldener, 1, 346.
Bergmâl 1, 456.
Bergmännchen 1, 461. 465.
Bergthora 1, 567.
Bergwerke 2, 316.
Berg ziehen, vom, (Kinderspiel) 1, 367.
Bericht über die Stellung der Regierung zu den Landständen und dem Adel in Hessen 4, 631—634.
— über eine kirchliche Commission und die Landstände in Hessen 4, 618—629.
— über Gesetzentwürfe in Hessen 4, 630.
berlechte löcke (mhd.) 1, 392.
Berlepsch 1, 558.
Berlin 1, 18. 27. 319. Akademie 1, 505.
Bernardin de St. Pierre 1, 524.
Berngerus von Horheim 4, 330
Bernhart Freidank 2, 508—509. 4, 4. 26 ff. 102 119.
bernisch (mhd.) 3, 281.
Bernkopf 1, 42.
Bernold von Constanz 3, 582

Bernstein 2, 310.
Beronica 3, 157.
bersiha (gloss.) 3, 576.
Berstuk 3, 118.
bert (dän.) 2, 155.
Berta 1, 445.
Bertasögur 2, 522.
Berte aus grans piés 4, 330.
Bertha, Frau, 3, 535.
—, Königin, 2, 288.
—, Mythe von der wahren und falschen, 1, 342.
—, weisse, 1, 452.
Berthel 1, 402.
Berthold IV., Herzog von Meran, 2, 239.
— von Holle 3, 217. 223.
— von Regensburg 1, 451.
Bertoch 2, 228.
bescheidenheit (mhd.) 2, 449. 4, 59.
Beschie, P., 2, 436.
bescriten (mhd.) 3, 233.
besehen, sich. (mhd.) 3, 285.
besûfn (md.) 3, 285.
besundirn (md.) 3, 235.
Bettina von Arnim 1, 317—319.
bevorn (md.) 3, 234.
bi (mhd. c. acc.) 3, 296.
Biarkamál 2, 114. 299.
biartr (an.) 2, 155.
Bibel 1, 331.
Bibliographisches 1, 25. 27.
Bicci / Bicco / Bicke \ 1, 103. 104. 2, 256 f. 300.
Bichell, Prof., 4, 618.
biderbe (mhd.) 3, 296.
biderve (md.) 3, 296.
Bidpai 2, 382. 4, 388.
Bier 1, 410. 2, 84 f.
biese (md.) 3, 276. 580.
biestlöck (nd.) 3, 580.
bigraft (md.) 3, 237.
bihelm (gloss.) 3, 573.
bihrahanen s. hrahanen.
Bildende Künste 1, 496.
Bilderdijk, Willem, 2, 353—365.
Bildergallerie in Cassel 1, 556.
Bilderschrift 2, 325. 326.
Bildhauerarbeiten, nordische, 2, 407 ff.
Bild-Säulen 2, 292.
Bildung, deutsche, 1, 109.
binewurz (nhd.) 3, 578.
Binnenreim 4, 189—190.
binnin (md.) 3, 232.
Binse 3, 276.
biodr (an.) 2, 144.
Biörn 1, 117. 144. 239. 2, 494.
Biörner 2, 11.
Biörn Halderson 3, 14. 60.
Biörnsen, Stephanus, 2, 128.
Biographisches 1, 1—27. Vgl. Grimm.
biolla (an.) 2, 85. 144.
bior (an.) 2, 84 f.
Birger, König, 2, 399.
bisen (mhd.) 1, 398.
Bissat 4, 436 ff.
Biterolf 2, 418. 4, 514. 541. 568.
biuerwrz (gloss.) 3, 580.
blámadr (an.) 1, 445.
Blank (Helmname) 3, 136.
blâs (mhd.) 4, 63.
blic (ahd.) 2, 85.
bligarn (gloss.) 3, 574.
blika (an.) 2, 85.
Blinde Jug. de, 1, 402.
Blinde Kuh 1, 368.
Blinde Maus 1, 368.
blinka (an.) 2, 85.
Blomsturvalla Saga 1, 143. 149. 2, 12. 419. 494. 500.
blota (an.) 2, 85.
Blumen im Kinderspiel 1, 375.
Blumen messen 1, 398.
Blut der Kinder 1, 404.
Blutkessel 2, 271.
Blutrache 1, 500. 567.
Blutsbrüdern, Sage von den, 3, 363. 366.
boberella (gloss.) 3, 578.
Boccaccio 2, 289. 3, 348 f. 363.
Bodil 3, 45.
Bodild 1, 162.
Bodmer 1, 274 ff. 2, 77—79. 388.
bodun (gloss.) 3, 576.
böl (an.) 2, 143.
Boethius 3, 394. 4, 330.
Bojardo 2, 286—289.
Bolieta 1, 455.
Bolland 3, 144.
Bonaventure Des Pieres 4, 381.
Boner (»Edelsteine«) 2, 77—80. 450. 454. 3, 229. 4, 8. 25. 105. 320. 367 f.
Bonus 4, 330.
Bopp 2, 441.
Boppe 4, 330.
Bornholm 2, 318.
bortdun (gloss.) 3, 575.
botterlicker 3, 437.
Botzemann 1, 402.
Bourke, Thomas, 1, 473.
bouwel röcke (mhd.) 1, 392.
Bovet, Richard, 1, 419.
Boyan 2, 34. 39.
Boye 3, 122 ff.
braad (dän.) 2, 121.
brache (ahd.) 3, 573.
Bracteaten 2, 411.
Brautigam 3, 292.
Bragarâdur 2, 17 f. 22 f.
Bragdar ant 2, 347.
Bragi 3, [illegible].
Brago der Alte 4, 568.
Bragur 2, 320. 512.
-braht 2, 425.
Brand Sämundson 2, 227. 3, 61.
Brant, Sebastian, 2, 451. 465. 4, 415.
-brant 2, 425.
braten (nhd.) 2, 121.
bráth (an.) 2, 121.
Brawallaschlacht 2, 300.
Bredsdorff, J. H., 2, 324. 335—337. 3, 127.
brengin (md.) 3, 224.
Brentano, Clemens, (»Goldfaden«) 1, 261—265.
Bretagne 4, 601.
brisen (mhd.) 3, 298. 4, 463.
Britannier 1, 211.
Briten 4, 601.
Brocken 1, 488.
Broderus 1, 104.
Brod und Salz mit Gottes Segen 1, 582—583.
Brönsted 3, 65.
Brooke 2, 370.
Brownie 1, 435. 445. 449. 470. 472. 478.
Brownie-Clod 1, 437.
Bruchstücke aus einem unbekannten Gedicht vom Rosengarten 4, 504—523.
— aus einer Bearbeitung des Rosengartens 4, 468—478.
Bruder Lustig 1, 336. 357. 4, 342.

Bruder Rus 2, 523.
Brücken 2, 402.
Brugger, J. D. C., 1, 518.
brün (mhd.) 3, 302.
Brunhild 1, 330. 2, 163. Vgl. Brynhilde.
Brunius, C. G., 2, 376—379.
brünlôter (mhd.) 3, 301.
Brunn, Heinrich, 3, 472.
Brunwart von Augheim 4, 330.
Brusquet 2, 73. 75.
brütegoum (md.) 3, 292.
Brutus 1, 211.
Brynhild 1, 136. 137. 152 f. 169. 186. 239 ff. 2, 264. 341.
Brynhildar-Quitha 1, 135.
Brynjolf Svendsen (= Brynolf Suenonius) 1, 139. 213. 223. 2, 486. 3, 1. 48.
Brynjulfsen, G., 2, 324—335. 3, 127.
Buch der Rügen 4, 18.
Buchenlin, der, 1, 41.
Buchstaben 2, 326. 354. Grosse B. 1, 516.
Buchstabennamen 3, 129.
buckels (gloss.) 3, 575.
Buderus von Karlshausen 1, 546. 547.
Budla 1, 152 f.
Budorgis 2, 285.
Bügler, der, 1, 41.
Bue hin Digre 1, 250.
Bülow, Geheimer Conferenzrath Johann von, 3, 67.
Bürgers Lenore 2, 13.
Bürgertum im Mittelalter 1, 111.
Büsching, Joh. Gustav, 1, 251. 2, 68. 227—232. 276—277. 284. 285. 512—520.
Büssender Wolf 1, 575—577.
bu-köhen (nd.) 1, 302.
Bukowina, Märchen aus der, 4, 343. 347.
Buk, sta vast un wipper nig! (Kinderspiel) 1, 371.
Bullkater, de, 1, 402.
Buman 1, 402.
Bunsen, 3, 164.
Buovo d'Antona 2, 288.
buozan (ahd.) 3, 511.
Burana Carmina 4, 330.
burdo (mhd.) 4, 25.
Bure 1, 346.
Burgmair, Hans, 3, 161. 163.
Burgunden 1, 135.
Burkhaim 2, 56.
Burkart von Hohenfels 4, 330.
Burmann 2, 399.
Burton, Capitain George, 1, 413.
Busse, von, 2, 274.
butin (ahd.) 3, 575.
Buttmann 1, 18.
Buwenburg, der von, 4, 24. 330.
Bzovius 3, 164. 165.

C (vgl. auch K).

c 2, 355. (ahd.) 3, 378 f. 385 f.
ca- (ahd.) 3, 378. 386.
Cabiren 1, 453.
cadevize (gloss.) 3, 573.
Caldaron 2, 288.
Calixtus 4, 330.
Calpurnius 4, 330.
Cambrier 4, 601.
camfwic (ahd.) 3, 536.
Cammerlandersche Drucke 4, 400.
camp (frz.; ags. afries.) 3, 535.
campa (afries.) 3, 535.
Campe 1, 241. 513.
campian (ags.) 3, 535.
campus (lat.) 3, 535.
Canterbury tales 1, 443.
Cantica rustica 4, 319.
Cantilenae vulgares 4, 319. 320.
caradrius (ahd.) 4, 88.
Caravaggio 2, 224.
Carl s. Karl.
Carlshafen 1, 537.
Carolus Magnus et Leo papa 4, 330.
carrâda (gloss.) 3, 576.
Caspar von der Röhn 2, 419. 422. 4, 552.
Cassandrino 2, 223.
Cassel 1, 9. 11. 318. 529—535. 537. 4, 628 f. Bildergallerie 1, 556. Censur 1, 558. Glossen s. u. — Künstler 1, 558. Kunstwerke 1, 556—557. Mundart 3, 219. Schloss 1, 558.
Casseler Glossen 3, 381—425. 455—471. Handschriften 3, 381—383. Sprachformen 383—386. Inhalt 387—389. Entstehung 388—392. Sprache 393—394. Anmerkungen 394—425. Text 455—459. Lateinisch-romanisches Register 460—462. Deutsches Register 463—465. Nachtrag 466—471.
Cassianus 1, 478.
Castrén, Matth. Alex., 4, 447.
Catherlieschen (Märchen) 1, 357.
Cato (Gedicht) 3, 213. 4, 330. 338.
Catos Sprüche 4, 18.
Catten 2, 282.
Catullus 4, 330.
Caucasier 2, 325.
Cauchemar 1, 477.
Caussin de Perceval 3, 358.
Caylus 3, 358. 366.
Cazotte 3, 358.
Cedrenus 3, 192 f.
Celten 2, 317 ff. 325.
Celtiberische Münzen 2, 406.
Celtiberisches Alphabet 3, 6.
Celtisch 3, 55.
Celtische Alliitteration 2, 82.
Censur in Cassel 1, 558.
cempa (ags.) 3, 535.
Cento 4, 107.
Ceres 1, 348.
Cervantes 1, 325.
ch (ahd.) 3, 378. 385. 586.
charadrion (ahd.) 4, 88.
Chaba 1, 99.
Chaldäer 2, 325.
Chamäleon 4, 79. 88.
champf (ahd.) 3, 536.
champion (frz.) 3, 545.
Chanson de Roland 2, 472—479.
Charaktere in den Märchen 1, 355—358.
Charlemagne 2, 475.
Chastoiement du père a fils 2, 380. 381.
Chatten, s. Catten.
Chaucer 1, 467.
χελιδονίζειν 1, 383.

chempho (ahd.) 3, 535.
chetelinger (ahd.) 3, 434.
Cheval fondu (Kinderspiel) 1, 371.
Chrestien de Troies 3, 248. 4, 330. 340. 586. 593. 608.
Chriemhild 1, 99. 115. 119. 136. 138. 140. 141. 157 ff. 164. 186. 216. 239. 243. 339. 2, 179. 3. 44 f. Vgl. Grimild, Grymhilddur, Kriemhild.
christ (ahd.) 3, 278.
Christentum 1, 302. 2, 213. Ch. im Nibelungenlied 2, 178.
Christian von Hamle 4, 330. — von Lupin 4, 330. — von Troyes, s. Chrestien.
»Christi Geburt« 1, 245-246. »Passione« 4, 330. »Wiedererscheinen in der Nature« 1, 245—247.
Christliche Märchen 1, 352.
Christoph, der heilige, 1, 337.
Christusbilder, ihr Ursprung, 3, 138—199.
Chronik des Isleiß 2, 512. — des Joh. de Thwrotz 1, 98.
Chronicon Urspergense 3, 25.
Chrysostomus 3, 175.
Chifflet, Joh. Jac., 3, 199.
chindili (ahd.) 3, 373.
Chinesen 2, 325.
Chinesische Poesie 4, 330.
Chlotar II. 4, 330.
Chodowiehi 2, 370.
Chozma-Rune 3, 94. 130.
chu (ahd.) 3, 372.
Chunrat von Helmsdorf 1, 40.
Cid 2, 3. 4, 533.
Cimabue 3, 186.
Cimbern 2, 318. 319.
Clara Hätzlerin 4, 35.
Claudianus 4, 330.
Clausen, Peter, 3, 34.
Claus Hinze 2, 74.
Claus Narr 2, 59.
Clemens von Alexandrien 3, 174.
Clevische Gockengesellschaft 2, 59.
clok (ags.) 2, 85.
Clericaune 1, 409. 450. 461. 462. 470. 480. 489. 2, 372.
Cluser, der, 1, 41.
cnugel (ahd.) 3, 572.
cnuosl (ahd.) 2, 87. 145.
Cochläus 3, 25.
Codex Argenteus 3, 106. — Guelferbyt. 3, 106.
Colmarer Annalen 2, 167. 4, 5. 7.
Colonia Trojana 1, 205.
Comgillus 4, 330.
Commodianus 4, 330.
Commonitorium 4, 330.
Comparativus participii praeteriti 3, 293.
Conrad s. Konrad, Chunrat.
Conradi in Marburg 1, 10.
Conradus de Fabaria 3, 532.
Conscription 1, 553.
Constantinopolitanische Sagen 1, 149.
Constantinus Porphyrogenneta 3, 168 ff. 194.
Coirshian 1, 414.
Cotta 2, 501.
Cranach, Lucas, 2, 514.
Crescentia 2, 199. 3, 222. 244. 4, 579.
Creuzer 1, 224.
cric (md.) 3, 563.
Croker, T. Crofton, 2, 371.
Crüger 4, 548.
Cruikschank 2, 370.
crûscelîn (gloss.) 3, 577.
Culturwinflüsse, fremde, 1, 108.
cumistadul(o) (ahd.) 3, 201.
cunigelen (gloss.) 3, 581.
Cunz Bast 1, 43.
curti (ahd.) 3, 287.
cv 3, 485.
Cynewulf 2, 489. Vgl. Andreas, Elene.
Cyprianus 2, 523.
Cyrillische Thierfabeln 4, 388.
Czernitscheff 1, 542. 535.

D.

d 2, 356. (ahd.) 3, 585.
Daaz-Rune 3, 93.
Dach, Simon, 2, 57.
Dâdi 1, 393.
Daeg-Rune 3, 88.
Dämesagen 2, 17. 30. 347.
Dänische Fabelzeit 2, 294—302. D. Geschichte 2, 433. D. Heldenlieder 1, 140. 2, 5. D. historische Lieder 1, 142. D. Liebeslieder 1, 142. D. Lieder 3, 41 ff. D. Litteratur 2, 1 f. D. Märchen 1, 142. D. Poesie 3, 12. D. Regierung 3, 66. D. Runensteine 2, 365—370. D. Volksbücher 1, 149. 2, 520—525. D. Volkslieder 1, 139 ff. D. Volkssagen 3, 61.
Däumling 1, 326. 349. 356. 465. 3, 429 f. 4, 451.
Dagmar 1, 193.
Dagobert 1, 342.
Dagr 1, 342.
Dags-synir, megir 1, 342.
Dalberg 2, 356.
dahlen (mhd.) 2, 88. 151.
Dahlmann 2, 296. 433. 434.
Dama Rovenza dal Martello 2, 288.
Damasus 4, 330.
Damianus, Petr., 4, 330.
dan (md., nach Compar.) 3, 277.
Dangkrotzheim (Dangbrotsheim), Cunrat, von Hagenau 1, 37. 391.
Dankwart 2, 177. 183. 4, 517. 518.
Dan Mikillati 2, 300. 3, 8. 9.
danne (md., nach Compar.) 3, 277.
dannoch (md.) 3, 277.
dâr (ahd.) 3, 293.
Daschbog 2, 39.
Daumen 3, 426—432. 471.
Daumenkraut 3, 432.
Daumesdick (Märchen) 4, 351.
daumpfaff 3, 430.
Daumring 3, 431.
Davensberg, der Ritter von, 1, 460.
Debes, Lucas, 2, 340.
Declamazion 2, 289. 3, 348 f.
Declination 3, 53 f.
Decretum Tassilonis 3, 536.
degenlich (mhd.) 3, 287.
degenschaft (mhd.) 3, 311.
degentuom (mhd.) 3, 311.
deginheit (mhd.) 3, 311 f.
degin(t)lich (mhd.) 3, 287.
Delauney 4, 398.

Delius 1, 128.
den (md., nach d. Compar.) 3, 277.
denmarka (gloss.) 3, 579.
Depé Ghôn 4, 486 ff. 451. 460.
De prima Attilae expeditione 1, 97. 101.
der u. s. w. (ahd.) 3, 275 f.
»Deutsche« 4, 614. D. Alterthumswissenschaft 1, 506. D. Heldensage 1, 352. 2, 416—423. D. Litteratur 1, 150. Entstehung derselben 1, 109. D. Epos 2, 420—423. D. Sprichwort 2, 450. 464. D. Wörterbuch 1, 508—520. D. Sprache 1, 506. 508 f. 4, 612 f. 614 ff. D. Volkslieder 1, 194 f. D. Wörter für Krieg 3, 516—567.
dh 3, 91. 129. (run.) 3, 87.
Dialekte, altgermanische, 2, 89 f.
dichten (ahd.) 1, 517.
»Dichter des Mittelalters, Beitrag zu einem Verzeichnis der,« 1, 36.
dicke (ahd. mhd.) 3, 301.
Didaktische Poesie 4, 530.
Diebold Lauber 2, 462.
Diefenbachs Wörterbuch von 1470 3, 221.
Dies innocentium puerorum 1, 389.
diet (ahd. mhd.) 3, 280.
Dietbrib 2, 170. 3, 246. 249. 4, 53. 330. 514. 541.
Dietmar von Eist 4, 330.
— von Merseburg 4, 61. 330.
Dietrich von Bern 1, 97. 99. 106. 116. 140. 141. 143. 148. 186. 402. 503. 2, 159 f. 163. 171. 181 f. 262. 344. 421. 4, 515. 535. 540. Bruchstück aus der Dietrichssage 4, 330. D.'s Drachenkämpfe 2, 419. 421. 3, 21. 135. D.'s Flucht 2, 418. 3, 245. 4, 330.
— der Druckler, Graf, 1, 43.
Diez 2, 473. 3, 466—469.
dilltopf (ahd.) 1, 375.
Diminutiva 2, 448.
dingeln 1, 390.
Dionysius Areopagita 4, 330.
Disciplina clericalis 2, 330—333. 3, 350.
Disen 3, 50.
Disir (Normen) 2, 94.
disla (gloss.) 3, 573.
Ditti 1, 393.
diu (ahd.) 2, 258.
diuuan (ahd.) 2, 85.
Diw 2, 39.
Doane-shi 1, 405. 413.
Dobrowsky 2, 33.
Docen 1, 44. 2, 239. 503. 512. 3, 110.
docke 1, 397.
Doctor Allwissend 1, 357.
Doctorfinger 3, 431.
Dodé Korkud 4, 435 f.
Dodoch 1, 393.
Dodooli 1, 393.
dokka 1, 397.
Dolopathos, li romans de, 4, 432. 450. 454.
Don Beltran 1, 220.
Donner 2, 93.
Doppelreim 4, 58. 201—214.
dorndrâgil (ahd.) 3, 581.
dorndrêwe (gloss.) 3, 581.
Dornenkrone 3, 187. 194. 208 f.
Dornröschen 1, 330.
Dorn-Rune 2, 330.
Dorow 2, 265—273.
dorth (gloss.) 3, 580.
Dositheus 3, 392.
Dotze (Kinderspiel) 1, 376.
Douce 2, 427.
douwurz (gloss.) 3, 579.
Drachen, fliegende, (Kinderspiel) 1, 376.
Drakring 2, 414.
Dramatische Poesie 1, 498. 4, 529 f.
Draud 2, 55.
Dreieckssteine 2, 272.
Drei Federn (Märchen) 4, 350.
Drei Himmel 4, 61 f.
Drei Jahrmärkte 2, 197.
Drei Könige, s. Heiligen dr. K.
Drei Söhne (Märchen) 1, 345.
Dreissigjähriger Krieg 1, 569.
drosta (gloss.) 3, 581.
drû (mhd.) 3, 299.
drûch (mhd.) 3, 299.
Druckfehler 2, 182 f.
Druckler, Graf Dietrich der, 1, 43.
Drud, die, 1, 402. 477. 489.
Drudenschuss 1, 489.
drûh (ahd.) 3, 299.
Druiden 2, 267. 291. 313.
Dschemaleddin Mohammed Al-sami 3, 350. 365.
Dubois, J. A., 2, 435—438.
Dücange 1, 479.
Duende 1, 479.
Dürer, Albrecht, 3, 163. 189. 190.
Düring (mhd. Dichter) 4, 330.
dûga (gloss.) 3, 576.
dûmelle (mhd.) 2, 427.
Dummeklaro, der, 1, 356.
Dummling 1, 355 f. 2, 275. 4, 350.
dûmo (ahd.) 3, 426. 441.
dûnâlfenne (ags.) 1, 448.
dunch (gloss.) 3, 577.
Dunlop 2, 224. 289. 427.
dupfen (gloss.) 3, 577.
durchschine (md.) 3, 279.
Dusii 1, 479.
Duziolus 1, 479.
Dvergmâl 1, 456.
Dvörgamoijaar 2, 342.
Dweepery 2, 364.
Dyna 2, 85.
Dyo 2, 269. 3, 31.

E.

e 2, 329. 357. (ahd.) 3, 585. (ê) 3, 384. 386. 376. (mhd.) 4, 46. e-Rune 2, 330. 489.
Eadmerus 3, 196.
earcläsend (ags.) 3, 448.
earn (ags.) 3, 233.
Ebeer (nd.) 1, 399.
Eberhard, Bischof, 2, 72.
-ec 3, 297.
Ecbasis 4, 330.
Eccard 3, 367. 369. 381.
Ecclesiasticus 4, 17.
Echo 1, 456. 2, 345.
Echtermeyer, Theodor, 2, 427—430.
Ecka 1, 146.
Eckart 1, 106. 107. Vgl. Eckhart.
ecke (mhd.) 3, 283.

Eckehart I. 2, 417. 4, 330.
— IV. 2, 519. 4, 330.
— von Aura 3, 532.
Eckenausfahrt 2, 41. 47. 49. 170. 345. 421. 3, 136.
Eckesax 1, 145. 147. 463.
Ecke von Rebkow 1, 37.
Eckewart 2, 178 f.
Eckhart, Getreuer, 2, 179. 4, 477. Vgl. Eckart.
Eckihard 1, 167. 169.
Ekisax s. Eckesax.
Edda 1, 125 ff. 183 f. 212. 500 ff. 587. 2, 1. 14—32. 36. 37. 80—103. 104. 109. 214. 278—279. 320. 399. 417. 421. 434. 496—501. 3, 2. 3. 9. 20. 25. 74 f. 4, 19. 331. 412. 531. 537 ff. 547. Alter der E. 2. 21. Commentar 1, 224. Handschriften 2, 17. 19. Der Name E. 1, 129. 2, 19. Prosaische E. 1, 213. Übersetzung 1, 223 f. Verfasser 2, 21. 25.
Ältere Edda 1, 125. 129. 202. 212—227. 2, 250—265. 350—353. 396—397. 495. 3, 48. Vgl. Sämund.
Jüngere E. 1, 125. 128. 130. 151—154. 211. 213. 2, 14—32. 96. 260. 3, 12 f. 15. 4, 568. 569. Handschriften d. jüng. E. 2, 17. 19. Vgl. Snorre.
Eddgard 1, 106.
Eddo (Japan) 1, 561.
edeling (ahd.) 2, 87.
Edessa, Christusbild zu, 3, 166 ff.
Edler (nhd.) 2, 87.
Edsvärastein 2, 403.
efstum (an.) 2, 127 f.
Egenberger von Werthheim, Conrad, 2, 523.
egerda (gloss.) 3, 574.
Egilssaga 3, 2. 11.
Egwald 1, 451.
Ehrenbot 1, 43.
Ehrenreiche, der, 1, 43.
Eherecht 3, 4.
Ehetrunk 3, 297.
ei 3, 52.
ei (ahd.) 3, 376. 384.
Eibann von Gengenn 1, 43.
Eidformeln von 842 3, 394.
Eigennamen, md., 3, 238.
Eigla 2, 15.
Eija, die, (nd.) 1, 393.
Eilhart von Oberge 2, 523. 3, 219. 243. 245. 4, 54. 331.
Eilifr Gudrunarson 3, 4.
Einar Skulason 3, 23.
Einfacher Reim 4, 310—317.
Einherjar (an.) 4, 569.
Einleitung zur Vorlesung über Gudrun 4, 524—576.
— Hartmanns Erek 4, 577—617.
Einseitige Sirzung 1, 538.
einwic (mhd.) 3, 529. 536.
Einwig 3, 31.
Eistein und Oluf 2, 283.
Ekerken 1, 470.
Ekisax s. Eckesax.
Ekkehardus Monachus = Eckehart IV.
Elbe 1, 444.
Elbegast 1, 466.
elben (mhd.) 1, 443.
Elberich 1, 349. 442. 446. 448. 454. 457. 460. 462. 463. 464. 465. 470. 471. 473.
Elb Graf von Helderung 1, 43.
elbinnen (mhd.) 1, 442.
elbisch (mhd.) 1, 440 f. 474. 476.
elbischez viur (mhd.) 1, 441.
Elene (ags.) 4, 329.
Elfbolt 1, 432.
Elfen 1, 405—490. 2, 371 ff. 375. E. in Irland 1, 405—412: 1) Das stille Volk 405. 2) Der Cluricaun 409. 3) Die Banshi 411. 4) Die Phuka 411. 5) Das Land der Jugend 412.
E. in Schottland 412—438: 1) Abkunft 413. 2) Gestalt 413. 3) Wohnung und Lebensweise 413. 4) Umgang mit Menschen 414. 5) Kunstfertigkeit 421. 6) Gute Nachbarn 425. 7) Boshafte Streiche 427. 8) Wechselbälge 429. 9) Elfenkeil, Waffen und Geräthe 432. 10) Der Elfstier 433. 11) Meerelfen 434. 12) Der Brownie 435.
Über das Wesen der E. 438—490. 1) Name 439. 2) Abstufung und Verschiedenheit 444. 3) Untergang 447. 4) Gestalt 448. 5) Kleidung 451. 6) Wohnung 454. 7) Sprache 456. 8) Nahrung 456. 9) Lebensweise 457. 10) Geheime Kräfte und Kunstfertigkeiten 460. 11) Charakter 463. 12) Verhältnis zu den Menschen 466. 13) Feindliche Gesinnung 472. 14) Alte Zeugnisse 478. 15) Elfische Thiere 486. 16) Hexen und Unholde 487.
Elfenfeuer 1, 473.
Elfenhöh 2, 115.
Elfenkeil 1, 432.
Elfenkönig(in) 1, 457. 461.
Elfenkönigsstück 1, 459.
elfmille (schott.) 1, 454.
Elfenmühlen 1, 454.
Elfenpfeil 1, 481. 489.
Elfenschlag 1, 473.
Elfentanz 1, 458.
Elfinnen 1, 449.
Elfric 1, 443.
Elfstier 1, 433. 486.
Elias 4, 348.
Elisabeth, Heil., 3, 221. 226. 4, 331.
elle, ellefolk, ellekone, ellekonge (dän.) 1, 444.
Else, die rauche, 1, 479. 487.
Else (i. d. Nibel.) 2, 169. 173.
Elskovs Viser 1, 178. 2, 1. 5. 113.
elni (an.) 1, 444.
elv (dän.) 1, 444.
Elvershöh 1, 175. 2, 115.
elvish (mittelengl.) 1, 443.
Elysium 2, 93.
Ementrich 1, 106.
en- (mhd.) 4, 217 ff.
ene (md.) 3, 343.

eneben (mhd.) 3, 233.
enger rât (mhd.) 4, 72.
engil-in Eigennamen 1, 445. 450.
Englische Volkslieder 1, 193 f.
Enguz-Rune 3, 94. 130.
enpfân (mhd.) 4, 117.
Ente, Namen der, 2, 207.
entsehen (mhd.) 1, 442.
entslahen (mhd.) 3, 345.
»Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen, über die,« 1, 92. 186.
entwicht (mhd.) 2, 277.
Eor-Rune 3, 88.
Epik 1, 56. 242. 499 ff. 2, 40. 420—423. 474. 4, 529. 531 ff.
Epilog zum Rolandsliede 3, 200—207.
Epiphanius 3, 176. 183.
Epischer Ursprung der Poesie 1, 55.
ἐπίσημον 3, 128.
ἐποστρακισμός 1, 376.
er- (mhd.) 4, 58.
Eraclius s. Otto.
Erasmus Alberus 4, 370.
erbegate (mhd.) 3, 237.
Erbmarschall 1, 537.
Erbsengericht 1, 382.
Erbsenspiel 1, 367.
erdâcht (md.) 3, 292.
Erdelfen 1, 445. 478.
Erdemutter 3, 57.
Erdschmidlein 1, 489.
Êre, diu, (mhd.) 3, 286.
Ereksage vgl. u. Artus, Hartmann v. Aue, Tafelrunde.
Erecks Saga 1, 149.
eren (mhd.) 2, 85.
Êren holde, der, (mhd.) 3, 249.
Erentelle 2, 171.
Erfindung in der Poesie 1, 98.
Erfurter Glossen 3, 214.
erge (mhd.) 2, 460.
Erich Blutaxt 3, 26.
Erik Ejegods 2, 403.
— Ragners Sohn 2, 300.
— der Rote 3, 12.
erja (an.) 2, 85.
Erkambaldus 2, 519.
erkennen (mhd.) 4, 425.
Erle 1, 444.
Erlkönig 1, 444.
Erlösung durch Liebe (Märchen) 1, 351.
Ermanarich 2, 159. 170. 173. 214. 417. 3, 25. 4, 534.
Ermanaricus, Gedicht von, 1, 103.
ermannen, sich, 3, 235.
ermel (md.) 3, 297.
Ermel (als Liebeszeichen) 3, 268 f.
Ermenrekur 1, 105.
Ermenrich s. Ermanarich.
Ermfrow 1, 43.
Ermoldus Nigellus 3, 520.
Erndball Spiegel 1, 43.
Erneuerung alter Poesie 2, 42 ff.
Ernst s. Herzog.
Erntelle 2, 171.
Erpur 1, 103. 154. 2, 262.
êrsam (md.) 3, 235.
Erweiterter Reim 4, 214—231.
Erxleben in Marburg 1, 11.
erzählen (nhd.) 2, 88.
Erzählende Poesie 4, 529.
Erzählungen 1, 571—586.
Esbjörn Mule 2, 404.
Eschenburg, Joh. Joach., (»Denkmäler«) 1, 45. 2, 77—80. 427.
Eschenloer 2, 285.
Eske Brok 1, 453.
Eskil, Erzbischof, 2, 406.
Esslingen, Schulmeister von, 4, 221. 424.
Esthnische Sage 4, 447. 453.
—s Volkslied 4, 389.
ester(n) (frz.) 3, 549.
Ethilwald 4, 331.
Etrusker 2, 326.
Ettmüller, Ludwig, 4, 559. 565. 572.
Etymologie 2, 157. 3, 57.
Etzel 2, 171. 178. 181. 261.
—s Hofhaltung 2, 41. 45. 50. 421.
Euagrius 3, 167. 173. 197.
Eugen, Prinz, 1, 556.
Euglin 1, 451. 453.
Eulalia, Heil., 3, 394. 4, 331.
Eulenburg, 1, 458.
Eulenspiegel 2, 59. 65. 73. 75. 4, 3.
Eusebius 1, 206. 2, 156. 167. 176. 192.
Eustachius, Heil., 2, 236.
Evangelienharmonie (12. Jahrh.) 4, 331.
Evangelium Matthaei (ahd.) 3, 368.
Exhortatio ad plebem christianam 3, 367—381. 451—454.
Eyck, Joh. von, 3, 187. 190.
Eyh 2, 514.
Eylimi 1, 151.
Eyrbyggia-Saga 1, 486.
Eyvind Skaldaspiller 2, 260.
Eyz-Rune 3, 94.
ez (mhd.) 3, 236.
Ezec-Rune 3, 94.

F (vgl. auch V).

f 2, 356. 359. (ahd.) 3, 378. 385. f-Rune 2, 329 (s. Fê).
Fabel 2, 206. Vgl. Thierfabel u. s. w.
Facetus 4, 331.
Faden des Schicksals 1, 346.
fâg (ags.) 2, 92.
fârd (ahd.) 2, 85.
Färöer 2, 338 ff.
Färöische Geschichte 3, 38. F. Lieder 2, 338—347. 3, 21. 24. 4, 540. F. Mundart 3, 63. F. Sprache 2, 339. F. Tanz 2, 339. F. Volkslied 4, 359.
fârth (an.) 2, 85.
Fafner 1, 339. 344. 2, 264. 3, 22. Vgl. Foffner.
Fafnismâl 2, 251.
Fagurskinna 2, 280 ff.
Fahnenwagen 3, 287 f.
Fahnenwärter 3, 287.
Fahrt in die Hölle (Märchen) 1, 343.
fahs (ahd.) 2, 85. 3, 486.
fahsen (nhd.) 2, 86.
faile (mhd.) 2, 517.
fâing (run.) 2, 368.
faire des ricochets 1, 376.
fairy (engl.) 1, 443.
falanza (ahd.) 2, 245.
Fallada 1, 340.
Falsterscher Runenstein 3, 29.
»Familie, die,« 1, 468.
Fant 2, 400.

far- (ahd.) 3, 375.
Farma-tyrr 2, 93.
Fastelabend 1, 379.
Fastnachtdienstag 1, 378.
Faunus 1, 478. 479.
Fauriel 2, 474. 4, 603.
faurt (dän.) 2, 114.
farwerjan (ahd.) 3, 235.
fax (afries.) 2, 86.
faxi (an.) 2, 85.
fd (ahd.) 3, 585.
Fech-Rune 3, 87.
Federallee, in die F. spazieren gehen, 1, 393.
fehde (nhd.) 3, 520.
fêhta (ahd.) 3, 520.
fehtan (ahd.) 3, 520.
Feige weisen, einem die, 3, 429.
feigr (an.) 2, 92.
feldâlfenne (ags.) 1, 443.
Felsensöhne 1, 133.
Fenia 3, 3.
Fenrir 1, 462. 4, 407.
ferkargen / ferkergen (mhd.) 3, 237.
Fê-Reihe (run.) 2, 334.
ferwerran (ahd.) 3, 531.
Fê-Rune 3, 87. 93.
ff (ahd.) 3, 378. 385.
Fiedrhamr 2, 86.
ficus (lat.) 3, 519. 522.
Fideschossi 1, 565.
Fides von Agen 4, 331.
fiende (dän.) 2, 117.
Fierabras 2, 474. 4, 331.
Fiesole 3, 186. 188.
filiolus (mlat.) 3, 373.
fillol (ahd.) 3, 373 f.
Finbogi der Starke 3, 30.
fingerling (nd.) 3, 435.
Fingernamen 3, 400—405. 468 f. Bedeutung der deutschen F. 3, 425—450.
Fingern zeigen, mit, 3, 434 f.
finne (dän.) 2, 117.
Finnen 2, 325.
Finnisch 3, 55. F. Alliteration 2, 82. F. Volksmärchen 4, 447. 454.
Finsternis und Licht (Märchen) 1, 341 f.
fiôs (an.) 2, 86.
Firmenich 4, 361.
Firnhaber, Prof., 4, 361.
firplâsan (ahd.) 3, 234.
Fischart 1, 116. 326. 360. 368 f. 377. 397. 398. 399. 402. 403. 2, 56. 57. 62. 70. 229. 4, 412.
Fischerspiel 1, 369.
Fitsch 1, 393.
Fitscheli 1, 393.
fitzeln 1, 390.
Fitzeltag 1, 389.
Fiz-Rune 3, 94.
flanischianz (gloss.) 3, 576.
Flatöe-Buch 2, 280 ff. 3, 38.
Fleck, Konrad, 3, 222. 243. 4, 16. 41. 48. 331.
Flederwisch 1, 370.
Flemink 2, 72.
Flemming, Paul, 1, 276.
flet (an.) 2, 246.
flezzi (ahd.) 2, 246.
Fliegende Blätter 2, 430—432.
Fliegender Storch 1, 374.
Floamanna-Saga 1, 149. 366. 3, 11.
Flögel 2, 54. 65. 75.
Flore und Blanceflore 3, 247. 248. 4, 331.
Florimont, Roman de, 3, 248.
Flose 1, 567.
flucken-beicze (mhd.) 1, 392.
flug (an.) 2, 143.
flyge (ags.) 2, 143.
flyht (ags.) 2, 143.
fôdarmâzi (ahd.) 3, 414.
Foffner 1, 151 f. 156. Vgl. Fafner.
Folquar(d) Spielemann 1, 159. 161. 163 ff.
foreûnger (engl.) 3, 435.
Fornyrdalag 2, 82. 4, 321.
Fortbildung des Reims, geschichtliche, 4, 323—326.
Fouqué, Friedrich Baron de la Motte, 1, 237 ff. 2, 233.
fragen (nhd.) 2, 86.
Frage und Antwort in kurzer poetischer Wechselrede 3, 245 ff.
framadr / framaverk (an.) 3, 16.
framea (lat.) 2, 270.
frami / framr (an.) 3, 16.
Franci Nebulones 2, 170.
Francus 1, 209.
Franecker 1, 362.
Franken, Trojanische Abkunft der, 1, 204—211.
Frankfurter Glossen 3, 476.
Franko 1, 208.
Französische Einflüsse im Mittelalter 1, 112. 113. F. Märchen 1, 325 f. F. Sprache 1, 510 f. 513.
frat (mhd.) 4, 85.
Frauenehr 1, 42.
Frauenfinger 3, 434.
Frauenlob 3, 221. 4, 2. 5. 7. 23 f. 331. 420.
Frauenpreis 1, 43.
Frau Eysen 1, 131.
—, s. Gute.
— Holle 1, 347. 402. 403. 449. 455. 460. 488. 2, 234—235. 3, 535.
— Treibe 3, 221. 241. 246. 4, 40.
— Venus 1, 488.
— von Alvensleben (Sage) 1, 474.
—, s. Weisse.
Frea 1, 364.
freah (an.) 2, 86. 145.
frech (nhd.) 2, 86.
Fredegar 1, 206.
Freia 1, 185.
freich (mhd.) 2, 145.
Freidank (vgl. Bernhart) 1, 13. 14. 360. 361. 525. 2, 379. 382. 438. 449—468. 508—509. 3, 218. 222. 4, 1—124. 331. 415. 417. 425. F.'s Grabmal 4, 1—4. 6. 99 f. F.'s Name 4, 5. Werke 6. Lebenszeit 11. Lehrdichtung 19. Sprichwörter 31. Handschriften 32. F., d. i. Walther von der Vogelweide 39. Metrik 45. Reim 54. Erläuterungen 59. Nachträge 93. 98. 117. 119.
Freiheit der Kirche 4, 618 f.
Freiheitskriege 1, 20 ff.
Freimund, Johannes, 1, 317.
Freitag 1, 414. 489.
fregn / fregna / frekr (an.) 2, 86. 145.
Fremdwörter 1, 517 ff. 4, 615 f.
frete (mhd.) 4, 19.
Freudeleere, der, 4, 5.
Freudenthal, Graf von, 1, 535.

Freundschaftssage 3, 264—271. 346—366.
Frey, Jacob, 2, 56. 62. 4, 381.
Freyr (Gott) 3, 50.
freyr (an.) 2, 145.
fria (an.) 2, 92.
frideles ocha (gloss.) 3, 580.
Fridrek 1, 105.
friedel (mhd.) 2, 92.
»Friedliche Leute« 1, 468.
Friedrich I. 2, 67.
— II. 2, 67. 449.
— der Streitbare 2, 67.
— von Hausen 1, 525. 4, 331.
— von Sunburg 4, 21.
frien (mhd.) 2, 92.
Friga 1, 206.
Frigga 1, 185.
frion (ags.) 2, 92.
Frisch, Johann Leonhardt, 1, 507.
Frischlin 2, 61.
Fritz Kothner 1, 43.
Fritzlarische Urkunden 3, 219.
Fritz Zorn 1, 42.
Frode 1, 212. 2, 238. 3, 82.
Frodoardus 3, 25.
Frösöstein 2, 403.
Frohnleichnamsfest 2, 218.
Frommann, G. K., 3, 369.
Fromund von Tegernsee 4, 331. 354.
frônekempfe (mhd.) 3, 537.
Frooch 1, 42.
frouwe (mhd.) 4, 77. 121.
frucht (ahd.) 1, 517.
Fruote 2, 298.
Fuchs (Märchen) 1, 354.
Fuchs geht herum (Kinderspiel) 1, 369.
Fuchs, Joh. Christoph, 4, 370.
Fuchspelz 4, 413.
Fuchs, toter, 1, 383.
fûeren (mhd.) 4, 73.
Fürst, J., 4, 369.
Fugger 2, 70. 76.
Fuglesang 3, 31.
Fuliberti, Visio, 4, 331.
Fulbert 4, 331.
funtivillolâ (ahd.) 3, 373.
fuodermâze (mhd.) 3, 414.
Furchau, F., 2, 233—234.
Fussbekleidung der Germanen 2, 270.
fûstkempfe (ahd.) 3, 536.
Fylgior 2, 94.
fyrdgemaca 3, 142.

G.

g 2, 355. (ahd.) 3, 378 f. 386. 586.
ga- (ahd.) 3, 378. 502.
Gaar-Rune 3, 94. 130.
gabeln (mhd.) 2, 391.
gadam (ahd.) 2, 246.
Gaden 2, 246.
Gälen, die, 4, 601.
Gänsemagd (Märchen) 4, 349.
Gänsewein 1, 393.
Gaer-Rune 3, 87.
gagl (an.) 2, 258.
gaitalan (ahd.) 3, 236.
galadrius (mhd.) 4, 88.
Galander (Lerchenart) 4, 88.
Galfried von Monmouth 4, 602.
galldr (an.) 2, 86.
Gallier, die, 4, 601.
gâlur (an.) 1, 394.
gamâliôn (mhd.) 4, 79.
gamandria (gloss.) 3, 580.
Gamban-sumi 1, 344.
Gamban-teina 1, 344.
Gange-Rolfs-Saga 3, 75.
gan lan (md.) 2, 247.
garâbe (md.) 3, 489.
Gardevias 3, 563.
gardr (an.) 2, 291.
Garin de Loberain 4, 331.
gârlofel (gloss.) 3, 578.
garnescrago (gloss.) 3, 574.
»Gartengesellschaft« s. Frey.
Gautier von Arras 3, 242. 248. 4, 331.
Gavein, Gawan 1, 53. 2, 238.
Gayler von Kaisersberg 2, 75.
ge- 2, 248. 3, 225. 4, 88. 215 ff.
gebârde (md.) 3, 234.
Gebhardi 3, 8.
Gebrochener Reim 4, 200—201.
Gebundener Hahn 1, 383.
Geburt 1, 364.
gebutde (gloss.) 3, 575.
Geckengesellschaft 2, 59.
gedâcht (md.) 3, 191.
»Gedanke« 4, 613.
Gedankenfreiheit 4, 80.
Gedicht einer Frau 4, 331.
Gedike 1, 284.
gedile (gloss.) 3, 573.
gegate (mhd.) 3, 237.
gegatin, sich, (md.) 3, 237.
Geheimschrift 2, 334.
Geijer, Er. Gust., 3, 70. 72.
Geirs oddr 2, 405.
Geiselung Christi 3, 209.
Geisli 3, 33.
Geister ?, 374.
geitalin (md.) 3, 236. 306.
Gelfrat 2, 169 f.
geliche ligen, — sin, — stehen (mhd.) 2, 249.
gelidit (md.) 3, 299.
gelleta (gloss.) 3, 576.
Geltar 4, 24. 331.
gemuon (md.) 3, 238.
gemuosit (md.) 4, 338.
Genesis 4, 421.
geniciales, geniocus, genius (lat.) 1, 479.
Genovefa 3, 21.
Geofu-Rune 3, 87.
Geographie im Mittelalter 2, 302—305.
Georg, heil., 1, 401. 4, 331. 537.
gerâbe (md.) 3, 489.
gerafjo (ad.) 3, 489.
Gerald 2, 519. 4, 331.
gerant (mhd.) 3, 293.
gêre (mhd.) 3, 574.
gereb (siebenbürg.) 3, 489.
gerecht (mhd.) 3, 301.
Gerhard, der gute, 2, 236.
— von Minden 3, 217. 4, 19. 368.
— von Schueren 2, 85.
— von Vianc 4, 331.
Gerlof 1, 163.
Germanen 1, 94. 100. 123. 500 f. 2, 326.
Germanisch 3, 51. 54. 56. G. Altertümer 2, 265 ff. 284. G. Religion 3, 49.
Germanisten 1, 518.
Germer 1, 157.
Gernot 1, 146. 2, 188 f.
gêro (ahd.) 3, 574.
Gerstenberg 2, 116. 119.
Gerundium 3, 296.
gerunen (md.) 3, 238.

Gervasius von Tilbury 1, 419. 450. 472. 475. 477. 481. 485.
Gervelin, Meister, 3, 221.
Gervinus, G. G., 2, 453 ff. 483. 4, 4. 98. 524. 548. 556. 573. 577 f. 599. 604.
gescafnisse (mhd.) 3, 342.
Geschenke 1, 391.
gescheffnis (md.) 3, 342.
geschepfede (mhd.) 4, 60.
Geschichte 1, 497 ff. G. der Poesie 1, 201 f. G. und Poesie 1, 92 f. (Göttinger Rede) 1, 497—504.
Geschichtliche Sage 1, 333.
Geschichtsschreibung 1, 497. 500. 2, 434.
Geschichtswissenschaft, deutsche im Mittelalter, 1, 109.
geschipnisse (md.) 3, 342.
gescurzt (md.) 3, 292.
Gesegneten, die, 1, 468.
geselle (mhd.) 4, 60.
Gesetzentwürfe 1832 in Hessen 4, 630.
Gesetzgebung 1, 549—555.
gesmide (mhd.) 3, 298.
Gesner, J. M., 1, 23.
Gesta Romanorum 1, 332. 3, 352.
gestêlit (md.) 3, 345.
Gestiefelter Kater 1, 332.
gestillen (mhd.) 3, 279.
gestürme (mhd.) 3, 552.
Gestur 1, 136. 155.
geta (an.) 2, 86.
getaene (mhd.) 3, 160.
Getreuer Eckhart, s. Eckhart.
getrue / getwâs (mhd.) 1, 476.
geurlinget (md.) 3, 557.
gevatere (ahd.) 3, 514 f.
Gevatter Johann 1, 327.
gewæmede (md.) 3, 286.
gewand (mhd.) 2, 257.
gewände (md.) 3, 286.
gewârin (md.) 3, 236.
Gewaz-Rune 3, 94. 130.
gewas (mhd.) 3, 236.
gewerren (mhd.) 3, 532.
gewohnt (mhd.) 2, 117.
geworht ane zungen 2, 246.
Giambattista Rodella 2, 224.
Gibel 2, 167.
Gibelinen 2, 161—175. Finger der G. 3, 437.
Gibich 4, 477.
Gibu-Rune 2, 330.
gidrog (ahd.) 1, 476.
Giesebrecht, A., 4, 548.
Giestur 1, 171.
gigant (mhd.) 3, 525.
Gilbertus 4, 331.
Gildas 4, 605.
Gilser 1, 146.
gimach / gimachôn (ahd.) 2, 149.
Gimli 1, 347.
gingebern (gloss.) 3, 578.
Ginguené 3, 250 ff.
giold (an.) 2, 257.
Gion 1, 152.
Giotto 3, 186.
girol (gloss.) 3, 579.
Gincke 1, 152. 155. 240.
Ginkunge 1, 135. 139. 2, 151. 3, 19.
Giunta aus Pisa 3, 186.
giwer (ahd.) 3, 532.
giwerran (ahd.) 3, 531.
gjarva (run.) 2, 404.
Gjordemoder 3, 57.
gh 3, 485. 494.
Gladsheim 1, 347.
Gläserner Berg (Märchen) 1, 346.
Glasisvöllr 1, 347.
Glasisvold 3, 50.
Glavendrupischer Runenstein 3, 29.
Gleichnisse im Ossian und Parzival 1, 48.
Gleipner 1, 462.
Glicheser s. Heinrich.
Gliers 4, 331.
Glocken 2, 406.
Glöckle 2, 496.
Glossar der heil. Hildegard 3, 478.
Glossen 3, 475. S. Admonter, Casseler, Erfurter, Frankfurter, Leipziger, Malbergische, Sanctgaller, Schlettstädter, Wiesbadener, Zürcher Glossen.
Glossenhandschriften 3, 476.
glucken (nhd.) 2, 87.
Glücksrad 1, 349. 2, 238.
Glücksschilling 1, 410.
Gnitaheide, die, 1, 151. 152. 2, 305.
Gobelinus daemon 1, 481.
Goblinus Persona 1, 470.
Godefridus 4, 331.
Godric, saint, 4, 331.
Göf 1, 393.
Gökingk 4, 427.
Göli 4, 331.
Gönner, Dr. Nikolaus Thaddäus von, 1, 549—555.
Göransson 1, 214. 2, 16. 337.
Görres, Joseph, 1, 201. 224. 2, 31. 32. 43. 63. 211. 521. 524.
Goes, Hugo van der, 3, 190.
Goethe 1, 19. 272. 279 ff. 336. 508. 509 f. 512. 551. 2, 132. 228. 266. 350. 429. 496. 3, 3. 163. 4, 40. 113. 331. 404. 555. 581. Clavigo 1, 281. Farbenlehre 1, 227. Faust 3, 81. Stella 1, 281. Wahlverwandtschaften 1, 281. Wilhelm Meister 1, 281. 291.
Götterberg 1, 346.
Götterrage 2, 420. 4, 367.
Göttingen 1, 26. 318. Göttinger Rede 1, 493—496.
Göttling, C. W., 2, 161—175. 211. 4, 548.
Goldast 1, 141.
Goldbracteaten mit Runen 3, 114—116.
Goldburg 1, 189.
Goldemar s. Albrecht von Kemenaten. [346.
Goldener Berg (Märchen) 1,
Goldenes Glücksrad 2, 238.
Goldfinger 3, 444. 471.
Goldgans (Märchen) 1, 345.
Goldhörner 2, 293 f. 331 ff. 3, 27.
goldmâl (am Helm) 3, 282.
Golfspiel 1, 373.
Golowin 1, 560—565.
goltbrâcha (gloss.) 3, 574.
Gonella 2, 73. 74. 75.
good people, the, (engl.) 1, 405.
Gooswin 1, 393.
Goov 1, 393.
Gorgo 1, 338.
Gorm 1, 257. 2, 403.
Gosche, Rich., 4, 369.
got (ahd.) 3, 378.
Gotelinde 2, 177. 4, 514.
gotes degen (mhd.) 3, 525.

gotes dienestman (mhd.) 3, 537.
— kempfe 3, 537.
— wigant 3, 524 f. 537.
Gothen 1, 95. 124. 2, 325 f.
Gothisch 3, 51. G. Alphabete 2, 440—447. 3, 88—95. 103—108. G. Buchstabennamen 3, 129. G. Denkmäler 3, 106. G. Inschrift zu Brescia 3, 107. G. Lied 3, 67. G. Schrift 2, 335 f. G. Zahlen 3, 89. G. Zeilen der Salzburger Hs. 3, 95—100. G. Ziffern 3, 100—103.
got helfe dir (mhd.) 3, 488.
Gott (Märchen) 1, 343.
Gottfried Hagens Reimchronik 3, 217.
— von Laigny 4, 331.
— Macculloch 1, 426.
— von Monmuth 4, 602. 605. 606.
— von Neifen 4, 331.
— von Strassburg 1, 517. 524. 2, 240. 3, 222. 243. 246. 249. 521. 4, 13. 21. 50. 105. 331. 578. 582. 583. Tristan 1, 56. 63. 330. 360. 3, 217.
— von Viterbo 2, 160. 236.
Gottsched 1, 268. 274. 509. 2, 71.
Gottvater 3, 186 f.
Granisage 1, 55. 2, 163. 4, 607.
Grabalt, Hieronymus, 1, 43.
Gräberg, J., 3, 69.
Grabhügel 2, 265—273. 322 f. 377 f. 398. 413 f. 3, 5. 30 f.
Grabstätten 2, 310 ff. 322.
Gräber 2, 412 ff.
Gräen, die, 4, 460.
Gräfin von Orlamünde 2, 239.
Grässe, Joh. Georg Theodor, 3, 251. 4, 553.
Gräter, Friedr. David, 1, 126. 129. 215. 218. 2, 104—136. 140. 445. 494. 498. 512.
grâti âlfa (an.) 1, 342. 445.
Gräffschi (schweiz.) 1, 393.
Graff, E. G., 3, 108. 212 f. 381. 4, 536.
gräfo (ahd.) 3, 489.
»Graf Rudolfs 2, 509. 3, 215. 222. 228 ff. 241. 244. 245. 249. 4, 40. 334. 554. 579.
Graham 1, 419.
Gral s. Graal.
Grambus 1, 402.
Grammatik 1, 509. 4, 617.
Grammatischer Reim 4, 198—200.
Gramur 1, 151 ff. 169.
gran (mhd.) 3, 572.
Grane 1, 152 ff. 169. 2, 275.
Gratius Faliscus 4, 331.
Graumännlein 2, 196.
great (fries.) 2, 86.
grebe (hess.) 3, 489.
green (dän.) 2, 155.
Gregor I. 4, 331.
Gregoriusfest 1, 379.
Greif, der, 1, 131.
greit (ahd.) 2, 86.
Greith 3, 472.
Grendel 1, 441. 467. 485.
greno (ahd.) 3, 572.
grensich (ahd.) 3, 578.
greve (nd.) 3, 489.
grey (an.) 2, 86.
Griechisch 3, 52. G. Alphabet 2, 362. 440—447. G. Sprichwort 2, 464. G. Mythologie 3, 77.
Grimaldo, Jac., 3, 164.
Grimild 1, 146. 162 ff. 182. 3, 44. Vgl. Chriemhild, Kriemhild, Grymhilldur.
Grimm, A. L., 1, 327.
—, Brüder, 2, 471—472. 493—505.
—, Friedrich, 1, 7.
—, Jacob, 1, 4. 21. 22. 433 f. 2, 157. 441. 3, 128—131. 4, 98.
—, Wilhelm, 2, 416—426. 449—468. 470—471. 479—481. Ämter und Würden 1, 25. 26. Bibliothekar in Cassel 1, 22. Biographisches 1, 1—27. Genesung seit 1809 1, 20. Heirat 1, 23. Kränklichkeit seit 1808 1, 15. Krankheit in Cassel 1, 9. Mutter G.'s 1, 8. Selbstbiographie 1, 3. 26. Söhne G.'s 1, 24. Studien in Marburg 1, 10. Weimar 1809 1, 18. Wissenschaftliche Anfänge 1, 29—57. Zimmer, G.'s Grossvater, 1, 4.
Grimmer 1, 157.
Grimnismâl 2, 352. 4, 331.
Griper 2, 264.
Gripisspâ 2, 251.
grithi (an.) 2, 86.
Grön Jette 1, 460.
Grönland 1, 217.
Grönländisch 3, 55. G. Lieder 2, 259. 264. 4, 540.
Gross-Allmerode 1, 537.
Grossdodoch 1, 393.
Grosse Buchstaben 1, 516.
Grossig 2, 331.
Grossvater 1, 402.
Grottasaungr 1, 215. 2, 265. 352. 3, 3.
Gróu Galdr 2, 251.
grôz (md.) 3, 277.
Grundtvig, Nik. Friedr. Sev., 2, 295. 3, 12. 65. 4, 360. 559.
grûz (gloss.) 3, 576.
Grymhilldur 1, 152. Vgl. Chriemhild, Grimild, Kriemhild.
Gryphius 4, 414.
gu (für w) 3, 468. 470. 485. 487. 502.
Gubbe, Höibergs, 2, 523.
Gudelinde 4, 515.
Gudmund 1, 220.
— Andreä 2, 124. 3, 14.
— Magnäus 1, 215. 2, 251 f.
Gudrun 1, 103. 136. 152 ff. 239. 363. 523 f. 2, 264. 347. 419. 421. 3, 243. 4. 20. 53. 331. 367. 524—576. 582.
Gudrunlieder 1, 135. 225—227. 587. 2, 260. 264. 347.
Gudzormur 1, 146.
Guelfenfinger 3, 431.
Günther (Nibel.) 1, 239. 2, 159. 184.
Günther (»Ligurinus«) 4, 231.
guerra (rom.) 3, 519. 531. 534 f.
Guest, Lady, 4, 603.
guft (ad.) 3, 345.
Guggaldai 2, 207.
Guggelgiegr 2, 207.

Guido de Columna 4, 458.
Guillaume au court-nez (provenz. Rittergedicht) 1, 316 ff.
Guillaume d'Orange 4, 351.
Guizot 2, 475.
Guley (Insel) 3, 59.
gullin simar (an.) 1, 348.
Guncelin 1, 164 f.
Gundachar 2, 143.
Gundichari 2, 434.
Gundobald 2, 143.
Gunguer 1, 462.
Gunhild 3, 26.
Gunlaug 2, 282.
gunn (an.) 2, 149.
Gunnar 1, 136. 146. 152 f. 2, 143.
Gunnar Paulson 2, 252.
Gunnarquida 1, 213.
Gunnars-Slagr 2, 251. 347.
Gunild 2, 343. [3, 20.
gunstic, guntlich (md.) 3, 287.
Guotære, der, 3, 221.
guotman (ahd.) 3, 511.
gurre(n) (mhd.) 4, 87.
gusche(l) (nhd.) 2, 445.
»Gute Frau« 3, 221. 246. 4, 52. 331.
Guter Gerhard 2, 236.
Guter Mann (d. i. der Teufel) 1, 425.
Gute Nachbarn (Elfen) 1, 425. 468.
Guten und Bösen, Kampf des, (Märchen) 1, 350.
Gute und Böse (Märchen) 1, 341.
Gute Volk, das, (Elfen) 1, 468. 2, 371.
Gutfastsson 2, 403.
guth (an.) 2, 143.
guthamo (ahd.) 2, 86. 143.
Guttorm Sigurdson 3, 34.
Guttormur 1, 139. 146. 152 f.
Gutturale 2, 355.
Gwyll 1, 411.
Gybellin 2, 175.
Gygia 1, 156.
Gygur 1, 155 f.
Gylfeginning 2, 17 f. 22 f.
Gynther 1, 168. Vgl. Günther.

H.

h 2, 336. 357. 358. (ahd.) 3, 279. 485. 486 f. 501. 502. 507. 573.
Haal-Rune 3, 94.
habeinn (an.) 2, 262.
Habor 2, 300.
Hackelberg 1, 460.
Hadding 2, 398.
Hadlaub 4, 331.
Hægil-Rune 3, 87.
hälde (dän.) 2, 120.
Hämmerlin (Teufel) 1, 489. Vgl. Hemmerlein.
Hämmling 2, 514.
Häner 1, 346. 2, 347.
Häslein (Name) 2, 228.
Häslein, Märe vom, 1, 360.
Hätzlerin, Clara, 4, 35.
haf (ahd.) 2, 45.
Hafbur 1, 189. 2, 5. 155.
-haft (mhd.) 4, 141. 153. 171. 173. 177.
Hagal-Reihe (run.) 2, 334.
Hagedorn 4, 398.
Hagen (vgl. Hogen) 1, 141. 157 ff. 2, 163. 170. 177. 179. 180. 185. 4, 477. 515.
—, Friedr. Heinr. von der, 1, 61. 238. 2, 41—77. 496—501. 512. 515. 517. 4, 546. 584. »Der Nibelungen Lied«, 1, 61—91. [3, 217.
—, Gottfried, (Reimchronik) — Hagenaen 3, 33.
Hagenon 2, 503.
Hagenow, F. von, 3, 120 ff.
Hager, Mörder zu Rosenburg, 2, 239.
Hahn, A., 4, 572.
—, Dr. J. G. von, 4, 348.
Hahnenberg 2, 116.
Hahnenkrat 1, 488.
Hahn, gebundener, 1, 383.
Haimonskinder 1, 183. 2, 174. 4, 330.
Hakon der Gute 2, 282.
— Herdebred 2, 283.
— Iarl 1, 256. 2, 282.
—, Sohn Harald des Haarschönen, 3, 59.
— Sverreson 3, 34.
halbin (md.) 3, 235.
hald (dän.), halde (nhd.), halde (ahd.) 2, 155. 120.
haldere (afries.) 3, 432.
Halfdan Onesteinsons Saga 1, 137.
— Svartes Saga 2, 281.
Halfkorsgrafvar 2, 413.
Hallager, Laurentius, 3, 63.
Halle 1809 1, 16.
Hallenberg, Jonas, 3, 73 f.
Hallfredur 1, 184.
Hallgrim Scheving 2, 252.
hallir (an.) 2, 291.
Halmmessen 1, 376 f.
Halm ziehen, den, 1, 377.
Hamder 1, 103. 154. 353. 2, 264.
Hamdir Saurli 2, 262.
Hamdismâl 2, 260.
Hamlet 1, 191. Vgl. Amleth.
Hammarskiöld, L., 3, 75.
Hammer (Instrument) 2, 378 f.
— (Name) 1, 489.
— (Ort) 1, 159.
Hammerstein, Graf von, 1, 186. 202. 217. 2, 498.
Hanabruinburg 2, 305.
Hanau 1, 3. 537.
Handschriften, mhd., 2, 241.
Hanel, Melchior, Jesuit, 4, 364. 368.
Hanga tyrr 2, 93.
Hanover 2, 305.
Hansel und Grethel 4, 349.
Hansen, die, 2, 217.
Hans Pfriem 4, 344.
Hans Rosengart Nester 1, 43.
Hans Sachs 1, 114. 366. 2, 2. 62. 63. 69. 227—234. 276—277. 382. 3, 349 f. 4, 370. 386. 412. 463.
Hans Zukunft 1, 41.
Har 1, 346.
Harald Blåtand (Blauzahn) 1, 248 ff. 2, 403.
— Gille 2, 283.
— Grenfeld 2, 282.
— Haardraade 2, 283.
— Harfager (Haarschöne) 1, 330. 2, 26. 281.
— Hildetand 3, 6.
Harbard 1, 126.
Hardenberg, Neveling von, 1, 470.
Harfe 1, 459. Sage von der wandernden H. 3, 71.
Harlung 1, 106.
Harlunge 2, 172.
Haredörfer 2, 2.
hart (md.) 3, 234.
Hartmann (»Credon«) 3, 223. 4, 331.

Hartmann, Mönch, 4, 331.
—, O. Fr., 4, 369.
— von Aue 1, 359. 364. 391. 524. 2, 240. 390. 426—427. 505. 3, 215. 222. 243. 246. 249. 524. 561. 4, 12. 21. 40. 41. 50. 105. 106. 117. 331. 414. 578. 583. 584 ff. »Armer Heinrich« 1, 361. 2, 426—427. 504—505. 3, 265. »Erec« 4, 577—617.
Harzer Mundart 2, 447 f.
Harzgedichte 3, 447—449.
Harzmärchen 4, 447.
Hascherl 1, 393.
Hase, der, 1, 363.
Hasenbrot 1, 363.
Hati (an.) 4, 412.
Hattalykil 2, 17.
Hattatal 2, 17 f.
Haug 2, 119.
Haugni 1, 363. 2, 262.
Haugr 2, 269. 3, 31.
Haulemänner 1, 349.
Haupt, Moritz, 2, 506. 3, 133. 470. 4, 572. 584. 585.
Hauselfen 1, 468.
Hausen s. Friedrich.
Hausmärchen 1, 333. Vgl. Märchen.
Hausgeist 1, 462. 464. 465. 471. 480. 482. 2, 372.
Hávamál 1, 214. 2, 265. 357. 4, 385.
Haxthausen, August von, 2, 122.
hd (ahd.) 3, 585.
Hebamme 3, 57.
Hebel 1, 512.
hebentungal (an.) 2, 88.
Hebräisches Alphabet 2, 355. 369 f.
Heer in Hessen 1815 1, 544.
Heiberg, Joh. Ludw., 2, 384—385.
Heidarviga-Saga 3, 1.
Heidelberg (Universität) 4, 623.
Heidenreich 2, 258.
Heidnischer Glaube in den Märchen 1, 339—350.
Heidrekr 1, 171. 253. 2, 258.
Heiligen drei Könige, die, 1, 378.
Heilige-Himmels-Berge 1, 347.
Heimb von S(ch)offoi 4, 477.
Heimdallr 1, 341. 2, 278.
Heime 4, 477. 515.
Heimer 3, 21.
heimir (an.) 2, 92.
heimisch (ahd.) 2, 92.
Heimskringla 1, 183. 477. 2, 279. 3, 26. 32. 34. 74.
Heindal s. Heimdallr.
Heineccius, Martin, 4, 344.
Heinrich, der Name, 2, 258.
—, armer, s. Hartmann v. Aue.
—e, die beiden, 4, 332.
—, Dichter der Litanei, 4, 331.
—s H., Gedicht auf den Tod, 4, 332.
—, »Vom gemeinen Leben«, 3, 222. 4, 332. 418.
— von Freiberg 2, 68. 392. 3, 221. 250. 526. 4, 332.
— der Glichesær 3, 245. 249. 4, 554.
— Hetzbolt von Weissensee 3, 221.
— von Krolewiz 3, 211. 221.
— der Löwe 2, 480. 3, 202.
— von Meissen 4, 332.
— von Morungen 1, 441. 3, 218 f. 4, 83. 332.
— von Müglin 4, 367. 372. 401.
— von Ofterdingen 4, 542.
— von Räcke 4, 332.
— von Sax 4, 332.
—, Landgraf von Thüringen, 2, 482.
— vom Türlein 3, 222. 247. 4, 16. 332.
— von Veldeke 1, 147. 3, 216. 219. 222. 225. 242. 244. 245. 521. 4, 53 f. 55. 59. 332. 419. 580.
— Graff zu Wirtenberg 1, 48.
Heinse 1, 283.
Heinzelein von Konstanz 3, 222. 4, 7. 32.
-heit (mhd.) 4, 141. 150—152. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 169. 172. 173. 174. 177. 178. 179.
Heiti 2, 20.
Hel 1, 343.
Helbling s. Seifried.
held (ahd.) 2, 86.
helde (dän.) 2, 120.
Helden 1, 132. 133. 2, 162.
Heldenbuch 1, 34—35. 65. 394. 2, 41—51. 171. 191.
Heldendichtung 1, 324. 4, 19 f.
Heldenlieder s. Altdänische, Altnordische, Altrussische, Dänische, Deutsche, Italienische, Russische.
Heldensage 1, 300 ff. 2, 157. 416—423. 4, 367. H. in den Märchen 1, 352 f. H. im Ossian 1, 48.
helfe got (mhd.) 3, 487 f.
Helferich 2, 184.
Helge 1, 223. 364. 2, 298.
Helgenlieder 1, 218—223. 2, 251. 268.
Heljand 3, 216. 4, 20. 332. 413. 536 f.
Hellenen 2, 326.
Helm 3, 305.
Helmbrecht, Meier, 3, 216. 246. 4, 415. 423.
Helmleisten 3, 282 f.
Helmnamen 3, 136.
Helmold 2, 433.
Helmont 2, 354.
Helmschmuck 3, 137.
Hemling 3, 189. 190.
Hemmerlein, Meister, 1, 489.
henga (gloss.) 3, 573.
Henneberg, Knud, 3, 26 f.
Henschel, Ludw., 1, 558. 2, 427—430. 3, 499.
Hentze 2, 341. 346.
heppa (gloss.) 3, 573.
heppa (an.) 2, 258.
Herben, die, 2, 503.
Herbern 4, 432.
Herbort von Fritzlar 1, 441. 3, 219. 223. 225 ff. 241. 246. 249. 272. 273. 336. 4, 53. 332.
— vom Rhein 4, 522.
Herder 1, 175. 215. 278. 510. 2, 116. 118. 119. 274. 3, 15.

Heribert von Cöln 4, 332.
Herkules 2, 314.
herleva (gloss.) 3, 574.
Hermann von Barburgk 1, 43.
—, Bischof, 2, 406.
— Contractus 4, 332.
— der Damen 2, 68. 3, 221. 4, 332.
— von Fritzlar 3, 219. 225 ff. 4, 61. 419.
—, Landgraf v. Thüringen, 4, 580.
Hermanfried 2, 160.
Hermannsweg 2, 273.
hermel (gloss.) 3, 573.
Hermogenes 3, 176.
Herodot 1, 192. 403. 2, 279.
Herolt, Johannes, 3, 352.
Herrad von Landsberg 4, 332.
herre (mhd.) 4, 121. 584.
Hersfelder Inschriften 4, 332.
Hertha 1, 348. 3, 9. 50.
Hertha-Thal 3, 9.
hert(h) (gloss.) 3, 577.
Hertind 1, 169.
Hervarar-Saga 1, 139. 2, 124. 3, 70. 4, 386. Rätsel aus der H. 1, 171—172.
Herzfinger 3, 444.
Herzoge in mhd. Gedichten 3, 272 f.
Herzog Ernst 3, 216. 221. 247. 4, 331.
Hessen (1815) 1, 536—543. 543—548.
Hessenblut 2, 595.
Hessischer Adel 4, 631—634. H. Freiwillige (1815) 1, 545. H. Fürstenhaus 4, 627 f. H. Garden (1815) 1, 544. H. Gesetzentwürfe (1832) 4, 630. H. Kirche 4, 618—620. H. Landstände 4, 618—629. 631—634. H. Landsturm 1, 545. H. Landwehr 1, 548. H. Märchen 1, 529. H. Mundart 3, 220. H. Regierung (ihre Stellung zu den Landständen und dem Adel) 4, 631—634.
hesta-thing / hesta-vig (an.) 3, 39.
Hestehöi 3, 8.
Hethin 2, 300.
hetschevalir (mhd.) 2, 173.
Hetzbolt, s. Heinrich.
Hexen 1, 441. 488.
Hexenprocesse 1, 489.
Hexentänze 1, 488.
Hexenwesen 2, 375.
Heymonskinder 1, 183. 2, 174. 4, 330.
hh (ahd.) 3, 386.
Hialdreck 1, 151.
Hialmarsaga 2, 31.
Hialmgunnar 1, 156.
hiälmr (an.) 2, 145.
Hieronymus 1, 206. 3, 175. — Grabalt 1, 43.
Hilarius 4, 332.
Hilds 3, 50.
hilde (ahd.) 2, 120.
Hildebrand 1, 128. 2, 163. 172. 4, 405. 477.
Hildebrandslied 1, 15. 36. 96. 115. 142. 2, 262. 417. 419. 421. 423—426. 432. 503. 522. 3, 25. 44. 214. 4, 22. 320. 332. 411. 535 f. 538. 539. 550.
Hildegard, Gemahlin Karls d. Gr., 2, 166.
—, heilige, 3, 582 f. 586 ff. Glossar der h. H. 3, 478.
hildi (an.) 2, 86.
Hildur 1, 148. 152.
Hilteling, G. G., 3, 68.
hilmir (an.) 2, 145.
Hiltegund 4, 519.
hiltu (ahd.) 2, 86.
»Himmelreiche 4, 332.
Himmel-berge 1, 347.
Himmelsstürmer, die, 4, 342—346.
Hinze, Claus, 2, 74.
Hinzelmann 1, 448. 456. 470. 471. 472.
Hincmar von Rheims 1, 479.
Hindarfiall 1, 152.
Hiordvsar 1, 151.
Hirt 2, 266.
Hirtinnen (Märchen) 1, 349.
Historia septem sapientum 4, 432.
Historische Volkslieder 2, 430—432.
Hitopadesa 2, 435. 4, 388.
hl (ahd.) 3, 379.
hlautbolli (an.) 2, 271.
Hlodyn 3, 9.
Hlöder 3, 9. 50.
Hlutana 3, 9.
hlusta (an.) 2, 86.
hn (ahd.) 3, 386. 417.
Hobgoblin 1, 470.
Hochdeutsch 3, 216.
höchvart (mhd.) 4, 64.
»Hochzeite 4, 332.
Hodeken 1, 452. 470.
Hödur 2, 299.
Höfische Dichter 4, 543 f. 580.
Höllenfahrt (Märchen) 1, 343.
Höiberga Gubbe 2, 528.
Hörnen Siegfried 1, 41. 48. 50. 2, 170. 3, 24. 216.
Hörner von Tondern 3, 6.
Höstlang 3, 4.
hof (nhd.) 2, 246. 363.
Hofnarren 2, 59. 65.
Hofstede, P., 2, 328.
Hofsprache 3, 215.
Hogen 1, 182. 204. / Hogne 1, 152f. 154. } Vgl. Hagen.
Hogne und Hethin 2, 300.
Hohenbaum 2, 520.
Hohenburg, Markgraf von, 4, 332.
Hohen-Emser Handschrift des Nibelungenliedes 2, 187. 189.
Holland, Dr. W. L., 4, 340—341.
Holländische Runen 3, 127.
Holle 1, 347. Vgl. Frau Holle.
Hollin sark 1, 230.
Holmgang 3, 31.
Holmgard 1, 169.
Holtei, Karl von, 1, 584.
Holunderbaum 1, 455.
Holyrood-House 1, 230.
holzmore / holzmuoja / holzmuwa / holzmuwo / holzmvia / holzruna (Glossen) 1, 487.
Holzschnitt zu einer Fabel 4, 271. 460.
Holzunger, der, 1, 42.
Homer 1, 119. 173. 183. 524. 2, 36. 164. 4, 428 ff. 448. 454. 537. 543.

homo (lat.) 2, 157 f.
homora (ags.) 2, 92.
Honig 1, 388.
Hopfer, Daniel, 3, 161.
Horand 4, 568. 570.
Horatius 4, 332.
horc (md.) 3, 305.
horegewat (md.) 3, 305.
Horn, Franz, »Geschichte der Deutschen Poesie« 1, 267 f. »Die schöne Litteratur Deutschlands« 1, 266—288.
Hornack s. Ottokar.
Hornleib 1, 339.
horter (mhd.) 4, 19.
Horus 2, 305.
horwic (mhd.) 3, 305.
Hother 2, 299.
houben (md.) 3, 280.
houbet = helm 3, 281.
houbit (ahd.) 3, 485 f.
Hoyer von Mansfeld 2, 247.
hr (ahd.) 3, 386.
Hraban 4, 332.
Hrabanische Runen 3, 85. 109.
hrê(f) (an.) 2, 86.
hrahanen, bi, (ahd.) 2, 86.
hreaw (ags.) 2, 86.
Hreidar der Tölpel 3, 39 f.
hrêwawunt (ahd.) 3, 235.
Hrimfaxi 2, 94.
Hrolf 2, 299.
Hrosmith 4, 332.
hruf (gloss.) 3, 572.
ht (ahd.) 3, 379. 380.
hu (dän.) 2, 121.
hûbo (gloss.) 3, 572.
Hünenbetten 2, 306—323.
Hüon 2, 116.
Hütchen (Sage) 1, 455.
Hugdietrich 1, 394. 4, 406.
huge (ahd.) 2, 121.
Hugian 1, 340.
Hugo von Langenstein (»Martina«) 1, 454. 3, 215. 4, 24. 332.
— von Trimberg (»Renner«) 1, 261. 2, 381. 3, 216. 223. 4, 6. 8. 25. 32. 119. 332. 367. 380. 382. 419.
— von Werbenwag 4, 332.
hugr (an.) 2, 121.
Hulda 1, 347. 449.
Huldevolk 1, 449.
Huldre 1, 449. 468.
Huldre slaat 1, 459.
Huldufolk 1, 468.
Hullen-Pöpel 1, 397.
hulwe (mhd.) 4, 19. 71.
Humboldt 2, 331.
Humor 2, 52 ff.
hunecwirz (gloss.) 3, 577.
huot (mhd.) 4, 66.
Hupfeld, Prof. Herm., 4, 618.
hût (mhd.) 3, 249.
Huydecoper 2, 243.
hûz (ahd.) 3, 494.
hv (got.) 3, 443.
Hven (Huen), Insel, 1, 140—174. 178.
Hvenild 1, 157. 159. 160. 163. 3, 44.
Hvenische Chronik 2, 344. 3, 21. 24.
Hveno 1, 157. 160.
Hvitaskald 3, 21.
hw (ahd.) 3, 379.
hy (für w) 4, 309.
Hymers Kessel 1, 343.
Hymnensammlung 4, 332.
Hyndlu Liod 1, 135.
hypia (an.) 2, 258.

I.

i 2, 357. 3, 52. (ahd.) 3, 384. 585. i-Rune 2, 330.
Iarl-Magus-Saga 2, 12.
Iason 2, 168.
Idee 1, 517. 4, 613.
Iduna, schwedische Zeitschrift, 3, 73.
Iduna 3, 50.
ie 3, 52.
ienehrigilicho (ahd.) 3, 563.
Igel-Hans 1, 336.
Igorlied 2, 33—41.
Igor Swätslawlitsch 2, 33—41.
Ihre 1, 129. 2, 157. 3, 14.
Ih-Rune 3, 87.
ihrsen 3, 483.
Ilcs-Rune 3, 88.
Ilinde 1, 173.
Ilja 2, 275.
Ilsan 2, 173. 4, 516.
Ilsenburg 2, 197.
Imperativ schwach bei sonst starkem Verbum 3, 487.
in- 3, 225.
inbûzin (md.) 3, 236.
Inchmurry 1, 230.
Incubo 1, 453. 479.
index (lat.) 3, 433.
Indier 2, 325.
Indische Fabeln und Erzählungen 2, 435—438.
Inge Baardson 3, 34.
Ingeborg 1, 194.
Ingemund der Alte 3, 30.
Ing-Rune 3, 88.
Inisthona 3, 9.
innâlgt (an.) 1, 222.
Inschriften 3, 75. Inschrift auf einem in der Wallachei ausgegrabenen goldenen Ring 3, 132—134. Vgl. Angelsächsische, Gothische, Hersfelder, Nordische, Ruthweller.
instechen den stich (md.) 3, 345.
int- 3, 225.
intwonin (md.) 3, 237.
invidieo-gern (as.) 2, 255.
inwit (ags.) 2, 255.
Ion 1, 190.
ir- 3, 225.
irargen (ahd.) 3, 5[illegible].
Irenäus 3, 176.
Iring 1, 135. 2, 182 f.
Irland, die Elfen in, 1, 405—412.
Irländische Märchen 2, 370—378.
irmannin (md.) 3, 235.
Irofrit 2, 160.
Iron Iarl 1, 144.
Ironie 2, 52 ff.
irriu wip (mhd.) 4, 66.
irscrôtin (md.) 3, 236.
irstickin (md.) 3, 236.
Irungur 1, 146.
irwerran (ahd.) 3, 531.
Isabella von Joigny 2, 406.
Isangrim 4, 404.
Isenburg 1, 347.
Isengrimus 4, 332. 404. 534. 555.
Isidor 1, 478. 2, 322. »Etymologiene« 3, 479 f. 585. Runenalphabet 3, 111.
Isländer 1, 566—568.
Isländisch 3, 51 ff. I. Geographie 2, 302—305. I. Geschichte 2, 226—227. 511 f. I. Geschichtsschreibung 3, 17. I. Handschriften 2, 302—305.

I. Poesie 2, 81. 137—154. I. Sprache 3. 16.
Isleifr (Chronik) 2, 512.
Ismal 2, 343.
isopo (gloss.) 3, 578.
Italienische Heldengedichte 2, 286—289. I. Märchen 1, 326.
Ivan, cornwallische Sage, 4, 356.
— Wasiljewitz 2, 407.
ivid (ahd.) 2, 255.
ividgiarn (an.) 2, 254. 262.
ividgrannr (an.) 2, 254.
Iwan 2, 238.
Iwein 2, 238.
iz (md.) 3, 236.

J.

j 3, 379.
Jacob, T. A. L. v., 4, 530.
— de Voragine 3, 140. 150.
— von Warte 4, 332.
Jäger, die wüthenden, 1, 460.
Jämtland 2, 403.
Jafnhar 1, 346.
jâbêrre (mhd.) 4, 19.
Jahuda Loeb Ben Benjamin Seeb Wolf 4, 396. 398.
Jamieson, Robert, 1, 178. 232. 2, 209. 3, 40.
Jarknasteinn 2, 258.
Jarmerich 2, 300.
Jarmericus 1, 104.
Jaroslawna 2, 38.
Japaner 1, 560—566.
Jean Paul 1, 237. 278. 291. 398. 2, 233. 4, 427.
Jerôme, König, 1, 534.
Jerusalem 2, 305. »Fall von J.« 4, 332. »Das himmlische J.« 4, 332.
»Jesu Lebene (Vorauer Hs.) 4, 332.
Jetztzeit (ahd.) 1, 515.
Jönakur 1, 154.
Jörg s. Georg.
Johann von Brabant 3, 221.
— von Damascus 3, 167. 173. 182. 183. 195.
—, Gevatter, 1, 327.
— von Haute-Seille 4, 432.
— von Kostenz 4, 2.
— von Michelsberg 4, 332.
— von Morsheim 1, 40.
Johann von Nürnberg 1, 40.
— Roy 1, 431.
Johannes, Priester, 4, 332.
»Johannes der Täufers 4, 332.
Johanneau 1, 326.
Johannisfeuer 1, 488. 2, 217. 352.
Johannismännchen 1, 386.
Johannistag 1, 385. 2, 216 f.
Johanniter, die drei, 2, 197.
Johnsen, Arngrim, 3, 7. 48.
—, Runolf, 2, 124. 3, 13.
Jolabend 1, 389.
Joltag 1, 389.
Jomsvikinga-Saga 3, 74.
John Johnson 2, 251 f.
Johnstone, James, 3, 75 f.
Jon, Bischof, 2, 406.
Jonakur 1, 103.
Jonas, Arngrim, 1, 212.
Jonsonius, Joh., 3, 11.
Jormunrekr 1, 103. 2, 301.
Jormungandur 3, 50.
Jordanes 1, 88. 109. 122. 2, 159. 214. 281. 417. 4, 534.
Jordemoder 3, 57.
Joringer 1, 43.
»Josephe 1, 247.
Joten 2, 320. 3, 5.
Jourdains v. Blaivies 4, 332.
»Judithe (altere) 4, 332.
Jümpferli machen, ein, 1, 393.
»Jüngstes Gerichte 4, 332.
Jugend, das Land der, 1, 412.
Julie und Romeo 2, 429.
Jung 3, 64.
Jungfrauenfinger 3, 444.
Juniperus 1, 240.
Junkerfinger 3, 448.
Justi 4, 634.
Justin der Märtyrer 3, 174.
Juvenalis 4, 332.
Juvencus 4, 332.

K.

k 2, 355. (ahd.) 3, 378. 385.
ka- (ahd.) 3, 375.
Kabiren 1, 349.
kämpakarl (schwed.) 3, 545.
kämpaprest (schwed.) 3, 545.
kämpe (nd.) 3, 545.
kämpe- (dän.) 3, 545.
Kämpe-Viser 1, 139 ff. 174. 178 ff. 232. 325. 2, 1. 3 ff. 83. 104. 110. 113. 300. 344 f. 3, 24. 40. 135.
Käse 1, 457.
Käsequelle 1, 457.
Kätzchen und Mäuschen (Kinderspiel) 1, 387.
Kaiserchronik 1, 392. 577. 3, 144 f. 244. 4, 22. 332.
Kai, Ritter, 4, 593.
Kaiser Karls Chronik 2, 522.
kaladrius (mhd.) 4, 88.
Kalenberger 2, 53. 65—76.
kalkr (an.) 2, 98.
Kallistratos aus Samos 2, 441.
kamp (niederl. dän.) 3, 545.
Kampf 1, 517. 3, 535–548.
kampf-, mhd. Composita mit, 3, 545. 546.
kampfan, kampfjan (ahd.) 3, 536. 543.
Kampf des Guten und Bösen (Märchen) 1, 350.
Kampf zwischen Sommer und Winter 1, 381.
Kanne 1, 294 f. 2, 76.
Kanzler, der, 4, 333.
Kappe der Elfen 1, 452.
kappi (an.) 3, 535.
Kara 1, 223.
Karajan, Theod. Georg von, 2, 306. 4, 93. 333.
Karalied 1, 223.
Kare 1, 567.
Karelische Sage 4, 447. 454.
Kargang 3, 31.
Karker 1, 256.
Karl der Grosse 2, 163. 173. 175. 181. 286. 288. Heimkehr aus Ungerland 1, 577—581. Liedersammlung 1, 96. 4, 535.
Karl der Unglückliche 3, 371.
Karlevistein 2, 403.
Karl Johnson, Abt, 3, 34.
Karlmeinet 3, 216. 217. 244.
Karls Chronik, Kaiser, 2, 522.
Karlshausen, Buderus von, 1, 546. 547.
Karolellus 4, 244.

karräsche (mhd.) / karrosche (md.) / karrutsch(e) (mhd.) 3, 287.
Kaspar vgl. Caspar.
Katzipori 2, 57. 62.
Kaufleutlinger 3, 431. 432.
Kaufmann von Venedig 2, 428.
Kaukasische Völker 1, 517.
kaule (md.) 3, 293. 335. 4, 338.
Kay, Wilhelm, 3, 107.
kampschield / kamp-kelde / kampetal / kampthing (afries.) 3, 545.
Keil, Dr. H., 3, 499.
-heit (mhd.) 4, 151 f.
Kelch 2, 98.
Keller, Adalbert, 4, 574 f.
Kemble, John M., 2, 483—490. 4, 559.
keminate 2, 246.
kempa (an.) 3, 535.
kempfe (mhd.) 3, 541 ff. 547.
kempfen (mhd.) 3, 543 ff. 547.
kempferinne (mhd.) 3, 543.
kemphje (ahd.) 3, 536.
kenkes (ahd.) 3, 448.
Kenningar 1, 129. 137. 2, 17 ff. 3, 15.
keppa (an.) 3, 535.
Kerlingische Sage 4, 533.
kerne (mhd.) 3, 289 f.
kerren (mhd.) 4, 87.
Kessel des Hymer 1, 343.
Kesselgriff 2, 262.
ketene (mhd.) 3, 278.
ketenwambis (mhd.) 3, 575.
keule (nhd.) 2, 362. 3, 504.
Kiämpe Viiser s. Kämpe Viser.
kichirn (mhd.) 3, 280.
kiel (ahd.) 2, 87.
Kiliandur 2, 305.
kimachida (ahd.) 2, 149.
kimachon (ahd.) 2, 149.
Kimmerier 2, 319.
kindappel (nd.) 1, 364.
Kindelruthen 1, 390.
Kinderbischof 1, 390.
Kinderblut 1, 404.
Kinderfeste 1, 378 ff.
Kindergebet 1, 393.
Kinderglauben 1, 399—404.
Kinderlieder 1, 393.
Kinderling 2, 321.
Kindermärchen 1, 333. Vgl. Märchen.
Kinderschule 1, 481.
Kinderspiele 1, 364 ff.
Kindersprache 1, 392.
Kindertag 1, 389.
Kinderwesen und Kindersitten 1, 359—398.
Kindibrunnen 1, 399.
Kindjeesabend 1, 389.
Kindlein in Kindesaugen 1, 401.
Kin-Rey 1, 561 f.
kiölr (an.) 2, 87.
Kiot 4, 609.
Kirchengesänge, latein., 4, 297. 340.
Kirchhof, H. W., 2, 57. 4, 381. 416.
Kirchliche Commission, Bericht über eine, 4, 618—620.
Kirchliche Freiheit 4, 618 f.
kirihha (ahd.) 2, 245.
Kirkland 1, 229.
Kitz, die, (Kinderspiel) 1, 372.
Kitzkammer 2, 235.
Kivike-Monument 2, 410. 3, 28.
Kjämpeviser s. Kämpe Viser.
Kjartan Olofson 2, 403.
Kjempeviesbog s. Kämpe Viser.
Kläden, C., 3, 210.
»Klage, die,« 1, 88. 2, 181—185. 418. 3, 249. 4, 12. 53. 104. 333. 541.
Klapperstorch 1, 399.
Klas 1, 387.
Klaubauf 1, 402.
kleiden (mhd.) 3, 290.
Kleiner Finger 3, 447—450.
Klein-Troja 1, 205.
Kleobulus 1, 383.
Klingelspiel 1, 372.
Klingenberger Thurm 2, 331.
Klinger 4, 427.
Klinggeestabend 1, 389.
Kling, Peter, 1, 327.
Klobes 1, 387.
klocka (schwed.) 2, 85.
klökgua (an.) 2, 87.
Klopfer 1, 470. 489.
Klopstock 1, 276.
Klotz 2, 435.
Klüwer, L. D., 2, 335. 367. 415—416.
kluft (mhd.) 3, 309.
Kluge Else (Märchen) 1, 357.
klûwin (md.) 3, 293.
kn- s. auch cn-.
Knaben, Lied auf einen, 4, 333.
knae (schwed.) 2, 146.
knän (im Simplicissimus) 2, 87. 145.
knæ (an.) 2, 87. 145.
Knecht Ruprecht s. Ruprecht
kneip (nhd.) 2, 115.
knie (nhd.) 2, 146.
knief (nhd.) 2, 115.
Knigge 1, 283.
kniv (dän.) 2, 115.
knuttilkempfo (ahd.) 3, 536.
Knytlinga-Saga 2, 433. 3, 2.
Kobbe, Theodor von, 4, 361.
Koberstein 4, 524. 577.
Kobolde 1, 349. 461. 470.
Kochbücher 3, 481.
Köffinger, Joh. Paul, 2, 198—206.
Köhler, Reinhold, 4, 357—360.
Kölle, S. W., 3, 362.
Könige, die heiligen drei, 1, 378.
König Erentelle 2, 171.
Königshoven, Jacob Twinger von, 1, 116.
Königsstuhl zu Rense 2, 308.
Königstöchterlein (Kinderspiel) 1, 368.
Köpke, Fr. Carl, 2, 235—249. 386.
Köppen, Peter von, 3, 124.
Körner (in d. Metrik) 4, 198.
Körner, Bernhard, 2, 503.
kolf (holländ.) 2, 363.
Kolmas (Minnesänger) 4, 21.
kolo (serbisch) 1, 458.
Koloczaer Codex 2, 198—206.
Kolskegg 2, 512.
koma (an.) 2, 258.
Komödie 1, 291.
Konrad, vgl. Chunrat, Cunrat.
Konrad IV. 2, 482.
—, Pfaffe, (»Rolandslied«) 2, 390. 477. 480. 3, 203. 206. 221. 527. 538. 4, 333.
— Fleck, s. Fleck.
— von Fussesbrunnen 4, 333.
— von Haslau 4, 333.

Konrad von Heimesfurt 4, 333. 337.
— von Kilchberg 4, 333.
— von Landegge 4, 333.
— von Lübeck 3, 206.
— von Muer 3, 149.
— von Wintersteten 4. 6.
— von Würzburg 1, 365. 447. 2, 239. 3, 210. 215. 222. 228. 239. 244. 247. 249. 521 ff. 544. 4, 21. 48. 49. 52. 122. 333. 462. 584. »Engelhart« 3, 265. »Klage der Kunste« 4, 333. »Partonopier und Meliure« 3. 336.
kopf (nhd.) 3, 418.
Kopitar 3, 85.
Kopp 2, 328. 360.
Korkud Ata 4, 485 f.
Kosmos 1, 521—525.
Kotzebue 1, 561. 563.
Kothner, Fritz, 1, 43.
Kovachich 2, 198.
Krähe 1, 383.
Kranach, Lucas, 2, 514. 3, 189. 191.
Kranz knüpfen 1, 377.
kraphilin (ahd.) 3, 577.
krêg (ahd.) 3, 563.
krêgên (ahd.) 3, 563.
Kreisel 1, 375.
krepfelin (gloss.) 3, 577.
Kreuz 2, 408.
Kreuzeszeichen 3, 29.
Kreuzzüge 1, 110. 111. 112. 525.
Kreuzzug, Lied auf den, 4, 383.
kric / kriec (mhd.) 3, 563–567.
krieg (nhd.) 3, 519.
Krieg der Weepen und Esel 4. 363. 364.
Krieg, deutsche Wörter für, 3, 516—567.
kriegen (nhd.) 3, 520. 563.
Kriegsrideal 4, 532.
Kriegsberichte aus Cassel (1813) 1, 529—535.
Kriemhilt 2, 218. 4, 514 f. Vgl. Chriemhild, Grimild, Grymbilldur. K.'s Mutter 4, 519.
Kringelkranz 1, 367.
Kristan von Lupin 3, 221.
kristen, diu, (mhd.) 4. 19. 48.
Krist helfe dir 3, 488.
Kröte 2, 229.
»Kronee« 4, 424.
Kruschein (Kinderspiel) 1, 372.
Krüdken, dat is mi een, 1, 393.
Kruse, Friedr., 2, 266. 285.
Krusenstern 1, 563.
Küchlein 2, 258.
Kückelrei 2, 207.
Kübe 1, 486.
Künste, bildende, 1, 498.
Kürenberg 4, 333.
Kürzeren ziehen, den, 1, 377.
Kufer 1, 393.
Kuhländchens, Lieder des, 3, 40. 44.
Kuhn, A., 2, 508.
küle (md.) 3, 293. 335. 4, 338.
Kumblasmidr 2, 257.
kuml (an.) 2, 269. 3, 31.
Kungklin von Strassburg 1, 43.
kunne, künne 2, 87. 146.
Kunst 2, 293. 513 f. 3, 188 ff.
Kunstpoesie 1, 114 ff. 193. 235—314. 352. 4, 524.
Kunstwerke in Cassel (1815) 1, 556—557.
Kunz von Rosen 2, 59.
Kunz Zorn 1, 42.
Kupfer 4, 83.
Kurd Chimgen 1, 470.
Kürzungen, metrische, 4, 45 ff.
Kurfürst (Wilhelm I.) von Hessen 1, 542 ff.
Kurhessen s. Hessen.
Kurprincessin von Hessen 1, 557. 558.
Kurz- oder lang-ziehen 1, 377.
Kutrun 4, 560. Vgl. Gudrun.
Kützkammer 2, 285.
Kyklopensage 4, 458 ff.
Kyklopensage s. Polyphemsage.
Kymrisch 3, 55.
Kyrialaxsage 2, 305.
Kyriologische Schrift 2, 325. 328.

L.

l 2, 355. 357. l-Rune 2, 330.
Laale, Peter, 2. 2. 3, 7.
Laaz-Rune 3, 94. 130.
Laber 4, 333.
Labiale 2, 356.
læceſinger (ags.) / lægeſinger (dän.) 3, 441.
lâchenære (mhd.) 3, 442.
Lachmann, Karl, 1, 566. 2, 170. 176—195. 235. 385—395. 451. 520. 3, 25. 4, 98. 116. 525. 544. 547. 566. 578. 585.
Lacomblet 3, 212.
Lacretelle 2, 348.
Lactantius 4, 333.
laed (dän.) 2, 121.
Lätare-Sonntag 2, 375.
Lagabätir 3, 59.
Lahen 1, 272.
lâhhi (ahd.) 3, 441 f.
Lakud 1, 365.
Lalenbuch 1, 112. 2, 53. 55. 60. 438.
Lalenbürger 1, 357.
Lambert li tors (cors) 3, 252. 4, 330.
Lambrecht (Pfaffe) 3, 220. 228. 243. 245. 4, 333.
Lamia 4, 460.
lamiae 1, 479.
lanclip (mhd.) 4, 19.
lancmar (mhd.) 3, 439 f.
Land der Jugend, das, 1, 412.
Landelfünnen 1, 487.
Landsberger, Julius, 4, 399.
Landstände in Hessen 4, 618—629. 631—634.
Landtag 1, 538.
Landvätter 3, 50.
Langbardur 1, 364.
Langobarden s. Longobarden.
Langbein, Riese, 1, 142.
langer rât (mhd.) 4, 72.
langen (mhd. Verb.) 3, 281.
Langfedgatal 2, 434.
langhals (hess.) 3, 439.
Langles 4, 441.
langluchs (pomm.) 3, 439.
langmeier (nhd.) 3, 439.
La regina Anchroja 2, 268.
larva (lat.) 1, 480.
Las Casas 1, 511.
lastern (mhd.) 4, 19. 70.
Lateinisches Alphabet 2, 355. L. Dichtung im

Mittelalter 1, 110. Reim in formlosen l. Gedichten 4, 306—307. L. Kirchengesänge 4, 297. 340. L. Register zu den Casseler Glossen 3, 460—462. L. Strophe 4, 297—304.
Lauer 4, 449.
Laurin 1, 132. 458. 464. 470. 2, 421. 522. 3, 218. 4, 333. 542. Neudänische Übersetzung 1, 149.
lauschen (nhd.) } 2, 86.
lausen (ahd.) }
Lawätz 2, 265.
ld (ahd.) 3, 585.
Leandra 2, 288.
Leben Christi 3, 218.
Leben der Heiligen 3, 221.
Lebensbaum 1, 364.
Lebensbrunnen 1, 399 f.
leckâri (ahd.) 3, 437.
lecker (nhd.) 3, 437.
Ledru 3, 9.
leed (dän.) 2, 121.
Leerager Stein 2, 337.
Legenden 2, 195—197. 3, 140 ff.
Legenda aurea 3, 150 ff. 197.
Legendenstoffe 1, 65.
Lehre in den Märchen 1, 351.
Lehrgedichte 1, 65. 4, 199 ff.
Leibnitz 1, 507.
Leiden, Lucas von, 3, 163. 189. 191.
Leif, Ossers Sohn, 3, 38 f.
Leipziger Glossen 3, 476. 479.
leithus (goth.) 2, 87.
Lejre 3, 8. 9.
lêkeis (goth.) 3, 441.*
Lendenbrood gewen 1, 393.
Lennor, Mistress, 2, 427.
Lentulus, Publius, 3, 182.
Leo 4, 559.
Leodegar (afz. Gedicht) 4, 333.
Leoninischer Reim 4, 244—296. 339.
Lepa 2, 275.
Leprechan 1, 409.
Lerch, Albrecht, 1, 42.
Lessing 1, 261. 277. 510.
Lethewasser 1, 401.
Lethraburg 3, 8.
Lettisch 3, 56.
Leufried 1, 262 f.
Leviathan 2, 249.
Liber Scivias 3, 583.
-lich (mhd.) 4, 54. 126. 141—150. 326. Vgl. -liche.
λιγυρός 3, 438.
-liche (mhd.) 4, 28. 141—150. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 171. 172. 173. 174. 176. 177. 178. 179. 180. 183. 184. 185. 326.
Lichtelfen 1, 445. 454. 455.
Lichtelân 1, 342.
Lichtenstein s. Ulrich.
Lichten verschliefsen, mit, 2, 277.
Licht und Finsternis (Märchen) 1, 341 f.
lid (an. ahd.) 2, 87.
Liden Karens Död 3, 41.
lidôn (ahd.) 3, 299.
Lieben Frauen, die, 1, 468.
Liebeslieder, altdänische, 1, 173—203. Dänische 1, 142. L. im Mittelalter 1, 113. 114. Vgl. Minnelieder.
Liebesstreit 3, 566.
Liebeszeichen in den ritterlichen Gedichten 3, 268.
Liebrecht, Felix, 2, 506-508.
Liedertheorie 2, 176. 186. 4, 544.
Lieder von Chriemhild 1, 157—165.
Ligurinus s. Günther.
Lilienfein 1, 43.
Liljegren, Joh. G., 2, 324. 376—379. 439—440.
Limburg, Schenk von, 4, 333.
Limme (Helmname) 3, 136.
Lindner, Michael, 2, 57.
linedo (gloss.) 3, 575.
Linguale 2, 355. (ahd.) 3, 379 f. 386.
Liodagreinir 1, 129.
Lippe, Graf Wilhelm zur, 2, 350.
Lippisches Land 1, 559.
Lisch 3, 117.
»Litanei« 3, 223. 4, 333.
litr (an.) 2, 92.
Litschauer 4, 333.
Litthauen 3, 56.
Litthauisch 3, 52.
Litteratur Deutschlands im 19. Jahrh. 1, 266 ff.
Livländische Reimchronik 3, 221. 227 f. 527.
ll (ahd.) 3, 277.
Locale Volkssagen 1, 334.
loch (nhd.) 2, 87. 146.
Lochlin 3, 9.
locker (nhd.) 2, 87.
lockern 2, 146.
Loder, Lodr 1, 346. 3, 10.
löchern (nhd.) 2, 87.
Löder 3, 9.
lœnelin (mhd.) 4, 19.
Löwentreue 1, 183.
Logau 4, 427.
Loge 3, 5.
Lohengrin 3, 221. 4, 333.
lok (an.) 2, 147.
Loke 1, 152. 330. 343. 344. 346. 2, 347. 3, 5. 10. 50.
Lokke 1, 185.
lokr (an.) 2, 87. 146.
Longobarden 1, 143. 2, 301.
Lord Randal 1, 228.
Lorenzo d'Ugolino 3, 189.
Lotarius und Wilibald 1, 263.
Louber, Diebold, 2, 462.
loup (frz.) 4, 403.
Luacharmain 1, 409.
Lucanus 4, 333.
Luca santo 3, 196.
Lucas Cranach 2, 514.
Lucas, der Evangelist als Maler, 3, 195. 197.
—, s. Leiden.
luchsen (nhd.) 3, 439.
Lucretius 4, 333.
lucus a non lucendo 3, 57 f.
Ludwig der Fromme, Kaiser, 1, 96.
Ludwig der Fromme von Thüringen 3, 221. 226. 4, 333.
Ludwigslied 2, 432. 4, 333. 538. 536.
lücke (nhd.) 2, 87. 146.
Lüdger, Leben des heil., 1, 95.
Lünsborn 1, 399.
Lug-Rune 3, 88.
Luini, Aurel., 3, 190.
lûka (an.) 1, 87. 2, 146.
Lumber 2, 399.
Lumbs lag 2, 400.
Luna 2, 305.
lunchwurz (gloss.) 3, 580.
lupa (lat.) 4, 421.
Luparius 4, 333.
lupula 4, 414.

lupus (lat.) 4. 402. 414.
luter (mhd.) 4. 19.
Luther 1. 508. 509. 516. 569. 3. 544. 554. 4. 344.
Lutin 1. 470.
lýk (an.) 2. 147.
lyklar (an.) 2. 147.
Lyngbye 2. 338—347.
Lyrik 1. 499. 2. 473. 4. 529. 530 f. 581.
Lyser, J. P. T., 4. 361.

M.

m 2. 356. (ahd.) 3. 377. 385. m-Rune 2. 330. 489.
Mabinogion 1. 325. 4. 602 ff.
Macculloch. Gottfried. 1. 426.
Machandelbaum 1. 339.
Macpherson 2. 220.
mäckern (nhd.) 2. 78.
mägälf (ags.) 1. 443.
Mägdleinsfelsen 1. 449.
mäkern (nhd.) 2. 78.
mäkir (an.) 2. 87. 148.
mäla (an.) 2. 87.
Märchen 1. 315—490. 2. 195—197. 221—225. 471—472. 506—508. 523. 4. 600. Alter d. M. 1. 325. 337. Charaktere in den M. 1. 355—358. Heidnischer Glaube in den M. 1. 339—350. Inhalt der M. 1. 338. Überlieferung der M. 1. 337—338. Über das Wesen der M. 1. 333—358. Vorrede zu den Kinder- u. Hausmärchen 1. 320—332. Vgl. Albanesische. Altdänische. Bukowina. Christliche. Dänische. Finnische. Französische. Harzer. Hessische. Irländische. Italienische. Magyarische. Münsterer. Negermärchen. Norwegische. Paderborner, Serbische. Spanische. Toskische. Wallachische. Wendische.
Märe vom Häslein 1. 360.
magd (nhd.) 2. 87. 148.
mage (mhd.) 2. 87. 149. 4. 512.
maget (ahd.) 2. 148.
Magnäisches Institut 1. 215. 2. 11. 15. Vgl. Arnamagnäisches I.
Magnaeus. Arne. 1. 212. 3. 1.
—, Gudmund. 1. 215. 2. 251 f.
Magnus Barfuss 2. 283.
— der Gute 2. 282.
— Erlingsen 2. 283.
— von Norwegen 3. 59.
— Olafsen 3. 14.
Magnussen. Finn. 2. 252. 259. 290—294. 350—353. 367. 397. 415. 484. 489. 3. 35 ff. 48. 67.
Magus Iarl Saga 2. 494. 500.
Magyarische Märchen 4. 348.
Mahr 1. 477.
Mai und Beaflor 4. 333.
maid (nhd.) 2. 87. 148.
Maienschein 1. 42.
Maikäfer 1. 378.
Maikönig 1. 385.
Mailáth 2. 198—206.
Maitag 1. 385.
maithms (goth.) 2. 87. 148.
make (schwed.) 2. 149.
mäla (an.) 2. 148.
Malagis 1. 488. 2. 173 f.
Malbergische Glossen 2. 322.
Måle, Schwertname. 4. 517.
Maler Müller 1. 284.
Malerei 1. 109. 2. 291.
Malmaring 2. 343.
Månagarmr (an.) 4. 412.
Mandelholz 1. 218.
Manilius 4. 333.
Mann 2. 157.
Manna-Rune 3. 94. 130.
Manni 2. 289.
Mann im Monde 2. 372.
Mannus 1. 346.
Mansfeld. Hoyer von. 2. 247.
mar (incubus) 3. 439 f.
Mara 1. 477.
Marburg 1. 10. 4. 623.
march (md.) 3. 283.
Marco 1. 461.
Marcomannische Runen 3. 109.
marr (an.) 1. 477.
mâre (mhd.) 3. 440.
Margareta, heilige. 4. 333.
Maria 1. 246.
Maria. Loblied auf. 4. 333.
Maria Magdalena. Hymne auf, 4. 333.
Marianus Scotus 3. 143 f.
Mariatale 1. 193.
Marie de France 4. 378. 381.
Mariengrüne 4. 333.
Marien Himmelfahrt 3. 221.
Marienkind (Märchen) 1. 352.
Marienleben 3. 218. 221.
Marienlegenden 3. 223. 4. 333.
Marienlieder 3. 197 f. 217. 221. 222. 4. 333.
Marienwürmchen 1. 373.
Markolf und Salomon 1. 45. 2. 64.
Marner 2. 68. 4. 22. 333. 419. 424.
Marolt 2. 461 f.
Marra 1. 477.
Marschall Stig 1. 191.
Marstig 1. 470.
martel (md.) / marter (mhd.) 4, 45.
Martialis 4. 333.
Martinus 4. 333. 358.
Masch 3. 117 f.
Massmann 2. 481. 3. 204 ff. 369.
mate (mhd.) 4. 81.
matra (gloss.) 3. 580.
Matsmai 1. 561.
Mathesius 1. 569—570.
mane (ad.) 3. 269.
Mauerbau 1. 404.
maugr (an.) 2. 149.
Maug Vuluchd 1. 437.
Maursmünster 2. 56.
mavi (goth.) 2. 87. 148.
mavilo (goth.) 2. 87. 148.
Maximilian. Kaiser, 4. 3.
méca / mêce (ags.) 2, 148.
Medea 2. 168.
medicus digitus 3, 441.
medlerste (schwed.) 3, 438.
Medusenhaupt 1. 389.
Meerelfen 1. 434.
Meifrid 1. 43.
Mehl 1. 403.
Mehlthau 1. 403.
meid (nhd.) 2. 148.
Meinlo von Sevelingen 4, 333.
Meisener. der, 3. 221. 4, 333. 420. 421.

Meisnergebirge 2, 234.
meisteil (mhd.) 4, 19. 90.
Meisterlieder, zwei, 4, 464—467.
Meister Pfriem (Märchen) 4, 344.
Meistersänger 1, 121. 2, 422. Handschriften 1, 39. 4, 371. Thierfabeln bei den M. 4, 366—394.
meithmar (an.) 2, 87. 148.
meka (an.) / meke (mhd.) / meker (schwed.) 2, 78.
Melanchthon 1, 369.
melda (gloss.) 3, 578.
Melis Stoke 2, 243.
Melodie 1, 198. 2, 122. 3, 42.
Menia 3, 3.
Menschenfresser 1, 354.
meomor (ags.) 2, 94.
meówle (ags.) s. mevola.
merbot (mhd.) 4, 89.
Merigarto 4, 336.
Meripoto (ahd.) 4, 89.
Merlin 1, 404.
Merobaudes 4, 333.
Merseburger Sprüche 4, 19. 320. 532.
Meru (Berg) 1, 122.
messer (nhd.) 2, 148. 3, 504.
Messerchen und Gäbelchen 1, 363.
mestbellisch (mhd.) 2, 516.
Metellus von Tegernsee 4, 333.
μέτρον 3, 58.
Metrik der md. Dichter 3, 238 ff.
— Freidanks 4, 45 ff.
Metzgerfinger 3, 440.
Meusebach 3, 340.
mevola (ags.) 2, 87. 148.
Michael, griech. Mönch, 3, 195.
— Scott 1, 422.
Michel, Francisque, 2, 472—479.
— Nachtigall 1, 43.
Michelstag 2, 219.
middlefinger (engl.) 3, 438.
Midgardschlange 2, 249.
midlesta (ags.) 3, 439.
Midrasch Koheleth 4, 398.
miete (nhd.) 2, 87. 148.
Milá, Manuel, 4, 353. 357 f.
Militär 4, 625. 628. 633.
Millin 2, 331.
Mimas 2, 94.
Mimer 1, 166 ff. 257. 2, 94. 151.
Mimmering 1, 188. 2, 94.
Mimmung 1, 147.
Minden 2, 205.
min hêr (mhd.) 4, 584.
Minnebrief 4, 21.
Minnegesang 1, 524 f.
Minnelieder 1, 65. 4, 531. Vgl. Liebeslieder.
Minnetrinken 3, 515.
minnewurz (gloss.) 3, 579.
minnisto (ahd.) 3, 447.
min vrouwe (mhd.) 4, 584.
miötudr (an.) 2, 256.
Misenere, der, 1, 377.
missepris (mhd.) 3, 343.
missi (ahd.) 4, 223.
mitteilære (mhd.) 4, 19. 89.
mittarôsto (ahd.) 3, 438.
mittelære (mhd.) 3, 438.
Mitteldeutsch 3, 221 ff. Vgl. »Athis und Prophilias«.
mitkempfer (mhd.) 3, 546.
Mittelalter 1, 13.
Mittelfinger 3, 438—441. 441—447.
Mittelreim 4, 57. 194—195.
Mittfasten 1, 380 ff.
Modena, Lied der Belagerten in, 4, 333.
Modernisierung alter Poesie 1, 68. 238 ff. 2, 42 ff.
mögen (nhd.) 2, 121.
mögr (an.) 2, 87. 148.
Möme, de olle, 1, 402.
Mönchsschrift 2, 377. 404 ff.
Mörin 2, 69.
Mösogothisch 3, 52.
Mohan 1, 457.
Molbech 3, 68.
Molboers Bedrifter 2, 56. 68. 524.
Molke 1, 43.
Molkendieb 1, 477.
Monachus Sangallensis 1, 479.
Mond (Märchen) 1, 339. 403.
Mone 2, 210—220. 466 ff. 3, 148. 150. 4, 546. 570.
Mongolen 2, 325.
Monin 2, 475.
Mon-Rune 3, 88.
Montanus 2, 56.
—, Martin, 3, 350.
Montglonne, Kloster, 4, 233.
Moeyer 2, 440.
Moras 2, 64.
mórcrûth (gloss.) 3, 380.
mordlich (nhd.) 2, 132.
Mordsühne 2, 262. 3, 24.
Morhof 2, 157.
Morold 1, 149.
Morolf 2, 53. 64.
Moses, Bücher des, 1, 173.
— (in der Sage) 1, 352.
— (mhd. Gedicht) 4, 333.
Motte Fouqué, Friedrich Baron de la, 1, 237 ff.
Moussaud 2, 362.
mouwe (mhd.) 3, 268 f. 413.
mówe (nd.) 3, 268.
Metislaw 2, 275.
Mühlengesang 3, 3.
Mühlenlied 2, 288.
Mühlenrad des Schicksals 1, 349.
Müllenhoff, Karl, 3, 547. 557. 4, 119. 573.
Müller, Johannes, 1, 192. 282. 503. 2, 197.
—, Joseph, 2, 33—41.
—, Maler, 1, 284.
—, Peter Erasmus, 2, 14—32. 259. 260. 261. 279—283. 294—302. 331. 334. 340. 342. 346. 351. 432—435. 3, 6. 15 ff. 39 f. 43 ff. 60. 61. 62. 4, 538. 546. 552.
—, P. F., 2, 227.
—, Wilhelm, 4, 547. 603. 608.
—, nordische Sagenbibliothek, 1, 566—568.
Müllerbursch (Märchen) 4, 350.
Münchhausen 2, 235.
Münsterer Märchen 1, 328.
Münter, Fr., 2, 409. 435. 3, 8. 27. 48 ff. 176 f.
Münzen 2, 411.
Müseken beit, dat di dat, 1, 393.
Mütze der Elfen 1, 452.
muff (nhd.) 3, 269.
Muhmen 1, 487.
Mumela (Kinderspiel) 1, 360.
Mummeln 1, 487.

Mummelsee 1, 466.
mund (an.) 2, 87. 255.
Mundarten 1, 330. 512. 3, 54.
Munimi 1, 340.
muntälfenne (ags.) 1, 448.
munti (ahd.) 2, 87.
muoja (ahd.) 1, 487.
muosen (mhd.) 3, 309 f.
muosieren (mhd.) 3, 309 f.
Murat 1, 326.
mûre (md.) 3, 275.
Museus 1, 190. 327.
Muspelheim 1, 342. 3, 50.
Muspilli 3, 518. 536. 4, 20. 22. 320. 343. 413. 424. 532. 536.
Myming 1, 147.
μῦσος 3, 449.
Myrk-vithr 3, 58.
Mythen 1, 338.
Mythische Bedeutung des Wolfes 4, 402—427.
Mythische Lieder 4, 461.
Mythologie 2, 30. Nordische M. s. Nordisch.

N.

n 2, 356. n-Rune 2, 330.
Nachtalp 4, 460.
Nachtmaer 1, 477.
Nacht, Tochter der, 1, 342.
Naed-Rune 3, 87.
Nägl 2, 165.
naegel (ags.) 2, 149.
Nâinâ 1, 393.
Nafn-festi 1, 364.
Nafur 1, 136.
nagel (nhd.) 2, 87.
Nagelring 1, 147. 462.
nagli (an.) 2, 87. 149.
nâlde (md.) 3, 301.
»Namenlose, der.« (Finger) 3, 445 ff.
Napoleon 1, 311. 4, 633.
Napfhans 1, 469. 470.
nar (an.) 2, 87.
narreht (mhd.) 4, 19.
Narrenbuch 2, 52—77.
Narrenfest 2, 59.
Narrenfinger 3, 440.
narva (gloss.) 2, 573.
nasecros (gloss.) 3, 571.
naseloch (gloss.) 3, 572.
Nâstrôndd 1, 343.
Nathanis legatio ad Tiberium 3, 141 ff.
nât (ahd.). Plural davon 3, 575.
Nationalpoesie 1, 114 ff. 148.
Natur, Belebung der ganzen, 1, 339.
Naturbeschreibung in dem deutschen Volksepos und dem Minnegesang 1, 523—525.
Naturpoesie 1, 59—283. 114 ff.
Naubert, Frau, 1, 284. 327. 2, 286.
naudmadr } (an.) 2, 253.
naudr }
naus (goth.) 2, 87.
Neapolitanische Urkunden 2, 335. 442. 445 f.
Nebel 2, 167.
Nebel, Prof., 3, 313. 334.
Nebelkappe 1, 339. 452. 460.
Nebelringe 2, 167.
nebeta (gloss.) 3, 579.
Nebi 2, 166.
Nebilinger 2, 166.
Nebulones 2, 170.
Nechechebi 4, 388.
Neckereien 1, 392.
Neest-kiken } 1, 393.
Neest-puuk }
nefa (ags.) }
neffe (nhd.) } 2, 92.
neff (an.) }
Neger 2, 325.
Negermärchen 3, 362. 366.
Neidhart 1, 372. 392. 525. 2, 66—76. 3, 336. 527. 533. 561. 566. 4, 51. 333. 424.
Nemesianus 4, 333.
nemo (lat.) 2, 157.
Nennius 4, 605.
Nestquaeckchen 1, 393.
Neubert s. Naubert.
Neugebutzte kurzweilige Zeitvertreiber 2, 57.
Nevelin 2, 175.
Neveling von Hardenberg 1, 470.
Nialssaga 1, 567. 2, 11. 15. 251. 3, 2, 10.
Nibelung (der Name) 2, 165 ff.
Nibelungen 1, 135. 2, 12. 36. 160. 161—195. 233. 241. 434. 493. 495. 502. 522. 3, 44.
Nibelungenhort 1, 116. 344. 454. 2, 517.
Nibelungenlied 1, 34. 36. 61. 65 ff. 97 ff. 106. 116. 118. 120. 130. 131. 132. 146. 147. 150. 173. 184. 187 ff. 237. 275. 523. 2, 5. 37. 210—220. 3, 20. 25. 218. 243. 527. 547. 553. 4, 20. 53. 320. 334. 523. 526. 541 ff. 550 ff. 578. 581. Dichter des N. 2, 191 ff. Vgl. Liedertheorie. Entstehung des N. 1, 98. 102. Geschichte im N. 1, 98 ff. Handschriften des N. 2, 187. 190. Metrum des N. 1, 79. 100. 197. Originalität des N. und des Heldenbuchs 1, 34.
Nibelunge Noth 2, 178. 418. 421.
Nibelungensage 4, 537 ff. 550 ff.
Nicephorus Callistus 3, 183. 196. 198.
Nicodemus 3, 198.
Nicolaus, Abt, 2, 303 f.
—, der heilige, 1, 337.
— von Jeroschin 3, 221.
Nîding 1, 159. 2, 76.
Nidingsekat 2, 76.
Nidingswerk 2, 76.
Niebuhr 1, 503.
Niederdeutsche Einmischungen 3, 213 ff.
Niederländisch 3, 308. N. Runen 3, 127.
Niedersächsisch 3, 512. N. Poesie 3, 217 f.
Niels von Borbe, Bruder, 2, 2.
Niemant (als Name) 4, 120.
Nîdud 2, 254.
Niflheim 1, 342. 2, 94. 3, 50.
Niflungasaga 1, 239. 3, 266. 4, 552.
Niflunge 1, 135. 137. 152. 154. 2, 165.
nift (an.) } 2, 92.
niftel (ahd.) }
Night-mare 1, 477.
nihhus (ahd.) 1, 447.
Nimive 4, 518.
Niord 2, 298.

Nisser-god-Dreng 1, 470.
Nithart s. Neidhart.
niugerne (mhd.) 4, 18. 19.
Niz 1, 449. 450.
Nixen 1, 447. 455. 462.
Noblinghort 2, 168. 211.
Nökken 1, 447.
Noicz-Rune 3, 44. 129.
nôîla (ahd.) 3, 384.
Nomina volucrum, ferarum, lignorum, piscium 4, 334.
Nordfranzösische Poesie 1, 31.
Nordin, Bischof, 2, 400.
Nordisch 2, 321. Vgl. Altnordisch. N. Altertümer 2, 370—379. 398—416. 3, 27. 30 f. 69. N. Altertumswissenschaft 3, 83 f. N. Archaeologie 2, 290—294. N. Bildhauerarbeiten 2, 407 ff. N. Bracteaten 2, 411. N. Geschichte 2, 294—302. N. Grammatik 3, 13. N. Gräber 2, 412 ff. N. Inschriften 3, 401 ff. N. Kunst 2, 291 f. N. Münzen 2, 411. N. Mythologie 1, 125 ff. 176. 2, 14—32. 80—103. 137—154. 290—294. 384—395. 3, 47 f. 77. N. Poesie 1, 122 ff. 150. 177 ff. 2, 80—103. 137—154. 250—265. N. Religion 3, 5. N. Ruinen 2, 410 f. N. Runen 3, 124—127. N. Sagen 1, 97. 133 ff. 2, 399. 3, 18 f. N. Sprache 3, 16. N. Übersetzungen 1, 143 ff. N. Volkslieder 1, 129 ff. N. Wörterbücher 3, 14. N. Wohnungen 2, 291.
Norege Konunga Sögor 3, 33.
Normännerzüge 1, 143.
Nornagestssage 1, 136. 138. 139. 155 f. 2, 347. 493. 3, 19 f.
Nornen 1, 244. 348. 2, 94. 3, 50.
Northumberland 2, 486.
Norwegische Altertümer 2, 415—416. N. Geschichte 3, 32. N. Märchen 4, 455 ff. N. Recht 3, 58 ff. N. Volksbücher 2, 520—525.
nôtgestalden (mhd.) 3, 300.
nôtgestalte (mhd.) 4, 19.
nôtgistalte (ahd.) 3, 300.
Notker 1, 375. 3, 249.
— Balbulus 4, 334.
nôtstadele (mhd.) 3, 300.
Nudung 4, 514 f. 519. 522.
Nürnberg 2, 232.
nüschel (mhd.) 4, 19.
nuwe huben (mhd.) 1, 392.
Nyerup, Rasmus, 2, 1—12. 14—32. 110 f. 114. 138. 154. 290. 331. 365—370. 498. 520—525. 3, 7 ff. 27. 40 f. 47 f. 71.
Nynar-Metall 1, 154.

O.

o 2, 329. 336. 357. 363. (ahd.) 3, 385.
Obbe Jern 1, 165.
ober (md.) 3, 236.
Oberamburg 4, 334.
Oberon 1, 442. 448. 450. 489. 2, 116.
Obert, Franz, 4, 444.
Oddrun 2, 264.
Oddur 2, 282.
Odenheim 2, 216.
Odenwald 2, 216.
Odericus Vidalis 1, 480.
odhin (ahd.) 2, 216.
Odilia 1, 105.
Odin 1, 156. 171. 192. 211. 258. 346. 364. 2, 93. 216. 281. 296. 336 f. 347. 384. 401. 412. 485. 3, 5. 27. 49 f. 56. 4, 459.
Odina und Teutona 2, 105. 130.
Odinsgrab 2, 408.
odo (ahd.) 3, 376.
O'Donoghue 1, 459.
Odyssee 1, 173.
örlig (schwed.) 3, 562.
Oedil-Rune 3, 88.
oedlingr (an.) 2, 87.
oegishialmr (an.) 4, 404.
Öhlenschläger, Adam, 1, 245 ff. 2, 6. 12. 32. 384. 385. »Aladdine 1, 251. »Palnatoke« 1, 248—260.
Oghuzier 4, 435 ff. 451.
Ohr (ahd.) 2, 363.
Ohrfinger 3, 448.
oi (ahd.) 3, 384.
Olaf der Heilige 2, 299.
— Höskuldsen 2, 291.
— Thordsen 2, 21.
Olafsen, John von Grundvik (Johannes Olavius) 2, 17. 81. 91 f. 158. 252. 3, 32. 33.
— von Svefnöe 2, 252. 3, 32.
Oldenburger Horn 2, 333. 334.
Olger Danske 2, 219. 523.
Olof 1, 473.
— Schoßkönig 2, 411.
Olaf Harald 2, 282.
—, König, 1, 175.
— Kyrre 2, 283.
— Tryggvesens Saga 2, 287.
ondlete (afries.) 3, 303.
onstbella (ahd.) 2, 516.
oorlog(en) (ndl.) 3, 562.
oorvinger (holl.) 3, 448.
Opal 4, 459.
Opferkanne 2, 271.
Opferschale 2, 271.
Opferstätten 2, 265—273.
Opitz 2, 2.
örcros (gloss.) 3, 571.
öregrübel (ahd.) 3, 448.
Orendel 3, 208.
örfingar (ahd.) 3, 448.
Orient 2, 259.
Orientalische Einflüsse 1, 110. 525.
Orientius 4, 334.
Origines 3, 175.
orläg (ags.) 3, 562.
orläggifre (ags.) 3, 562.
orlag(i) (as.) 3, 556. 562.
Orlamünde, Gräfin, 2, 239.
Orlando innamorato 2, 286.
orleg (ags.) und Zusammensetzungen damit 3, 562.
orlich (nd.) 3, 561.
orloch (afries.) 3, 557.
orlög (an.) 2, 253. 3, 561 f.
orlog (dän.) 3, 562.
orlog drygia (an.) 1, 348.
orloge(n) (md.) 3, 557. 560. 561.
orloga (ahd.) 3, 556.
Orm (altdänische Ballade) 1, 182.
ort (mhd.) 2, 248.
orth (an.) 2, 152.

Orthographie 1, 510 f. 516.
Orthon (bei Froissart) 1, 461.
Ortnit 1, 35. 67. 97. 446. 448. 460. 463. 464. 2, 171. 390. 419. 421. 3, 21. 245. 4, 334. 406. 477.
Ortwin 4, 514.
os (dän.) 2, 87.
Osantrix 1, 105.
Ospirn 2, 503.
Os-Rune 2, 329.
ossi (an.) 2, 87.
Ossian 1, 48. 173. 233. 283 f. 366. 2, 36. 37. 38. 220—221. 263. 312. 3, 35 f.
Ostergelächter 2, 59.
osvidr (an.) 2, 255.
Oswald-Lied 4, 541.
ôt (mhd.) 4, 54 ff.
Otacker 4, 18.
otan (run.) 3, 130.
Otfried 1, 208. 2, 322. 3, 214 f. 216. 4, 20. 334. 526 f.
Othenat 2, 171.
Othil-Rune 2, 336.
Othin s. Odin.
Otmar 1, 327.
Otnit s. Ortnit.
Ottacker von Horneck vgl. Ottokar.
Otte (»Eracliuse) 1, 442. 3, 203. 206. 221. 222. 241. 242. 246. 249 f. 4, 53. 334.
Ottelin 1, 161.
Otter 3, 24.
Ottfried s. Ottried.
Ottnit s. Ortnit.
Otto s. Otte.
— der Bogener 1, 37.
— von Botenlaube 4, 334.
— von Freisingen 2, 160. 3, 206.
— der Fröhliche von Oesterreich 2, 69. 70.
—, Kaiser, 1, 248.
Ottokar von Horneck 1, 397. 447. 462. 4, 521.
ou (abd.) 3, 385.
Oudevar 1, 399.
Ovidius 4, 334.
O wär meine Lieb jenes Röslein roth! 1, 231.

P.

p 2, 356. 363. (ahd.) 3, 378. 385. (roman.) 3, 398. 417.
Paderborner Märchen 1, 328.
palanza (ahd.)
palas (mhd.)
palatium (lat.) } 2, 245.
palenze (mhd.)
palinza (ahd.)
Palmezzano, Marco, 3, 189.
Palnatoke 1, 460. P.'s Grabhügel 3, 29.
palo (ahd.) 2, 143.
Pamélius, Jacob, 3, 158.
Pandarus 1, 205.
Pantschatantra 2, 435. 438. 4, 388.
Pape Theun 2, 73.
Paramarta 2, 436 ff.
Parenthese in der mhd. Poesie 3, 248 f.
Parthenopex und Meliure 1, 351.
Participiale Form des Gerundii 3, 296.
Partic. praet. im Compar. 3, 293.
Parzen 1, 348.
Parzifal 4, 607. Vgl. Wolfram.
Pasquier 2, 134.
Passional 3, 221. 223. 226 ff. 552. 4, 334. 418. 421. 424.
Patâken 1, 453.
πατήρ 3, 58.
Pathengeschenk 1, 364.
Pauli 4, 373.
Paulson, Gunnar, 2, 252.
Paulus, Bekehrung des heiligen, 4, 334.
Paulus Diaconus (Winfried) 1, 135. 2, 159. 281. 301. 4, 585.
Pausen 4, 195—197.
Pechmännchen 1, 401.
Peitsche 1, 375.
Pelasger 2, 326.
Penaten 1, 349.
Pentamerone 1, 326. 332. 2, 222.
Peterlein Sachs 1, 39.
Peter von Arberg 1, 42.
— von Sassen 1, 39.
Percy 1, 175. 232. 275 f.
Peredur 4, 607.
Peringskiöld 1, 143 f. 2, 11.
Perle 2, 363.
Peros de Neele 3, 251.
Perrault 1, 325 f.
Perros de Neele 3, 251.
Perseus 1, 338. 4, 350. 409. 460.
Persius 4, 334.
Pertra-Rune 3, 94. 130.
Pertz 3, 85. 108.
Persona, Gobelinus, 1, 470.
Pescheck 2, 518 ff.
Peter Leu 2, 65 ff.
— von Reichenbach 1, 42.
Petrus 4, 342. Gebet zum heiligen P. 4, 334.
Petrus Alfonsi 2, 380—383. 3, 350 ff. 364 f.
pfafendûme (ahd.) 3, 430.
Pfaff Amis 2, 199.
Pfaffenleben 3, 222. 4, 68. 334.
pfaffen wip (mhd.) 2, 468. 4, 33.
pfalenz (ahd.) 2, 245.
Pfalz von Strassburg 1, 43.
Pfalzgrafen 2, 245.
Pfarrherr vom Kalenberg 2, 65 ff.
Pfauvogel 2, 291.
pfeffercrût (gloss.) 3, 578.
Pfefferleinstag 1, 389.
Pfeiffer, Franz, 2, 506—510. 4, 99—117. 337—339.
pfennine (mhd.) 4, 89.
Pferdekampf 3, 39.
Pfingstkönig 1, 385.
Pflanzen im Kinderspiel 1, 375.
Pfriem, Hans, 4, 344.
pfulsin (ahd.) 3, 550.
ph (ahd.) 3, 385.
Phagifacetus s. Reinerus Alemanicus.
phalanza
phalenze } (ahd.) 2, 245.
phalinza
φηγός 1, 345.
Philander von Sittewald 2, 219.
Philibert 3, 221.
Philipp, Bruder, 3, 218. 221. 336.
— der Grossmüthige 3, 220. 4, 619 f.
phorzih (ahd.) 2, 245.
Photius 3, 191.
Phuka, die, 1, 411. 477. 2, 372.

phatti (md.) 3, 396.
Physiologus 4, 67. 86. 334.
Picten 3, 37.
Piephans 3, 449.
Piepling 3, 449.
Pietismus 4, 619.
Pilatus 3, 220. 223. 244. 4, 21. 334.
Pilgrim, Bischof, 2, 177.
Pilosi 1, 478. 480. 481.
Pilpai 2, 522.
Pimpinelle 3, 578.
pin (gloss.) 3, 575.
pine (ahd. mhd.) 3, 284.
pink(je) (holl.) 3, 449.
Pipin 2, 288.
Pitter, Peter, 1, 43.
Plâter, at slaae, (dän. Kinderspiel) 1, 376.
Platen 4, 334.
Platschfuss 1, 348.
plechazzan (ahd.) 2, 85.
plikch (mhd.) 2, 516.
Poenitentiale 1, 481.
Poenitentiarius 4, 334.
Poesie 1, 199. 201. 203. 241 f. 271 f. 313. 324. 497 ff. 2, 118. 156 f. 164. 4, 529. 581. P. des Altertums 3, 78 f. P. der neueren Zeit 3, 79. Epischer Ursprung der P. 1, 55. Erfindung in der P. 1, 98. P. und Historie 1, 92 f. P. und Religion 1, 124. Vgl. Adeliche, Altdeutsche, Angelsächsische, Chinesische, Dänische, Didaktische, Dramatische, Epische, Lyrische, Erzählende P., Geschichte der Poesie, Isländische, Niedersächsische, Nordfranzösische, Nordische, Romantische, Serbische, Slavische P.
pollex (lat.) 3, 426.
Politisches 1, 527—570.
Polizeigewalt 1, 540. 546.
Pole Jahrbücher 2, 285.
Polster, der, 1, 43.
Poltergeist 1, 469.
pollux (lat.) 1, 349.
Polowzer 2, 33. 35. 39.
Polyphem-Sage 4, 428–462.
Pomona 2, 264.
Popo, Bischof, 1, 248.
poppea (lat.) 1, 397.
portic (agr.) 2, 245.
Potelung 2, 172.
Potocki, Graf, 3, 117 ff.
Pott 3, 425.
Poula Phuka 1, 411.
pp (ahd.) 3, 378. 585. (rom.) 3, 422.
Prälatenstand 1, 537.
Prangfinger 3, 444.
Prèachán 1, 409.
Predigten des Mathesius 1, 569—570.
preadela (gloss.) 3, 574.
pressere (gloss.) 3, 575.
Pressfreiheit 1, 540.
Pressgesetz 4, 627.
Preussen 1, 548.
Priachan 1, 409.
Priamus 1, 206. 211.
Primisser 2, 515.
Prinz Eugen 1, 556.
Prischuch, Thomas, 1, 41.
prisclouch (gloss.) 3, 580.
Pron. pers. beim Verb. im Ahd. 3, 392.
Prosaische Edda 1, 213.
Prosper Aquitanus 1, 206. 4, 334.
Propertius 4, 334.
Protestantismus 1, 570.
Provenzalische Poesie 1, 31.
Prudentius 4, 334.
Psalm 38 4, 334.
Ptolemäus 2, 285.
Publikum 1, 12.
Publius Lentulus 3, 117.
Pück 1, 470. 471.
Püterich von Reichershausen 1, 41. 43. 375.
Püterken 1, 393.
pütjenlicker 3, 437.
Púki 1, 470.
Pulter-Klas, der, 1, 402.
Punctum s. Godefridus.
puntlouch (gloss.) 3, 576.
Puntung 1, 394. 2, 172.
pupa (lat.) } 1, 397.
puppo (ahd.) }
Purismus 1, 241. 518. 4, 612. 615.
Pusolt 4, 514.

Q.

q 2, 363.
qu (ahd.) 3, 379. 586.
Quäder 338. 341.
quahtila (gloss.) 3, 581.
Quasir 2, 341.
Quedlinburger Chronik 1, 115.
quer (nhd.) 2, 88.
Quertra-Rune 3, 94.
Querxe 2, 520.
quetschen (nhd.) 3, 236.
Quörûn 2, 344. 345.

R.

r 2, 355. 359. r-Rune 2, 329. 336.
Rabelais 2, 62.
Raben (in den Märchen) 1, 341.
Rabenschlacht 2, 173. 418. 421. 3, 336. 4, 334.
Rabenstein 2, 258.
Racen 2, 325.
Radegast 3, 121. 123.
Radevicus 1, 481.
Radischa 1, 458.
radja 3, 375.
Radlof 1, 514.
Rääf 3, 71.
Ræda-Rune 3, 87.
rásir (an.) 2, 87. 153.
rás(s)er (ahd.) 2, 87.
Rätsel 2, 490. Lateinische R. 4, 334. R. aus der Hervararsaga 1, 171–172.
Räuber Nuss 4, 351.
Raffaellin del Garbo 3, 162.
Ragnar 2, 344.
Ragnar-Lodbroks-Saga 1, 136. 2, 301. 493 f. 3, 24.
Rahbeck 2, 12—13. 3, 7. 40 f.
Ran 2, 261.
rand (ahd.) 2, 88.
Randal, Lord, 1, 226.
Randver 1, 103.
Ranisch über H. Sachs 2, 234.
rann (an.) 2, 246.
Raphael 3, 139. 189. 198.
rappo (gloss.) 3, 577.
Rask 1, 223. 337. 2, 124. 319. 320. 339. 367 ff. 396. 3, 12. 13 ff. 51 ff. 63 f. 70.
Rastbüchlein 2, 57.
rathjo (goth.) 2, 247.
Rationalismus 4, 619.
Ratpertus 4, 334.
Rauche Else 1, 479. 487.

Raumelant 2, 68. 3, 221. 4, 21. 334.
Raumer, Rudolf von, 3, 367. 4, 337.
Rausch, Bruder, s. Rus.
Raynouard 2, 473.
razn (goth.) 2, 246.
re (ahd.) 2, 96.
Reali di Franza 2, 286.
rebestuchil (gloss.) 3, 582.
rechc (ahd.) 2, 87.
Recht 1, 549 ff.
»Recht, vom.« 4, 334.
Rechtsfreet 3, 565.
Rechtswissenschaft 1, 549—555.
recke (nhd.) 1, 134. 2, 162.
Reda-Rune 3, 94. 130.
rede (ahd.) 2, 247.
Reden W. Grimms 1, 491—520.
redja (ahd.) 2, 247. 3, 375.
redihaft (ahd.) 2, 247.
Redondilla 2, 274.
refl (ahd.) 2, 86.
Refrain 1, 194.
Regenboge, Meister, 3, 152 ff. 4, 23. 24. 334.
Regensburger Münze 2, 71.
Regin s. Reiginn.
Reginbald 1, 105.
Regner Lodbrock 1, 136. Vgl. Ragnar.
Regnitzach 2, 217.
Reichardt in Halle 1, 17.
Reichenbach, Peter von, 1, 42.
Reidrune 2, 336.
Reiginn 1, 151 f. 366.
Reil in Halle 1, 16.
Reim 1, 186. 4, 54—59. 114. 125—341. 520. 544. Doppelter Reim 4, 58. Dreifacher R. 2, 240. Dreisilbiger R. 3, 275. 526. R. im Md. 3, 240. Rührender R. 4, 57. R. und Alliteration 2, 83. Zur Geschichte des Reims 4, 125—341. Übersicht zu letzterem 4, 329. Register 4, 330—336.
Reimchronik 2, 199. 201. 400.
Reimer s. Reinmar.
Reinardus 4, 334. 554.
Reinbot von Doren 2, 240. 3, 216. 219. 336. 4, 68. 334.
Reinecke Fuchs 2, 206—207.
Reineke de Vos 4, 554.
Reinerus Alemanicus 4, 334.
Reinfried von Braunschweig 1, 361. 460. 470. 2, 59. 4, 334.
Reinhart Fuchs 2, 76. 199. 383. 496. 522. 4, 334. 367. 553.
Reinheit der Sprache 1, 517.
Reinman von Brennenberg 4, 334.
Reinmar der Alte 1, 376. 525. 2, 199. 4, 7. 23 f. 53. 334.
— von Zweter 2, 247. 454. 3, 222. 224. 4, 21. 334.
Reinolt 2, 174.
Reinolt von der Lippe 3, 221. 4, 334.
reiten (nhd.) 1, 219.
reizer (mhd.) 4, 19. 66.
reke (an.) 2, 87.
Religion der Germanen 1, 123. 127.
Renard 2, 383. 473. 4, 554.
Renart Contrefait 3, 253.
renn (an.) 2, 92.
»Renner« s. Hugo von Trimberg.
Rennewart 3, 216.
Reno, Guido, 3, 190.
rê-roup (mhd.) 2, 247.
Resen(ius), Arne, 1, 214. 2, 16. 17. 21. 265. 3, 1. R.'s Edda 1, 213.
ressmadr (an.) 2, 87. 153.
reue (nhd.) 2, 86.
Reuenthal 2, 72. (S. Neidhart.)
rewwige (mhd.) 3, 235.
rêwige (md.) 3, 235.
rêwunt (mhd.) 3, 235.
Reyn 1, 154.
Rhein 2, 92. 261. 3, 22.
Rhode, J. G., 2, 220—221.
Rhythmus 1, 78. 196 f. 2, 122.
Riedesel 1, 537.
Riesen 1, 132. 133. 323. 334. 349. 2, 320. 4, 342.
rîfi (nhd.) 2, 86.
rihen (mhd.) 3, 298.
rihtic (mhd.) 4, 19. 86.
rihtida (ahd.) 3, 372.
Rigemâl 2, 20. 265. 352. 397. 3, 69.
Rikord 1, 560. 561. 563-566.
Rimur 2, 83.
rin (ags.) 2, 92. 261.
ringe (mhd.) 2, 187.
Ringe schnellen (Kinderspiel) 1, 372.
ringelære (mhd.) 3, 443.
Ringelreihe 1, 367.
Ringfinger 3, 441—447.
rist(e) (ahd. mhd.) 3, 572.
riter (ahd. mhd.) 3, 547.
Ritschart 2, 174.
Ritson 1, 232.
Ritter 2, 162.
Ritter aus Steiermark, der, 1, 142.
Ritterschaft 1, 537.
rizan (ahd.) 2, 331.
Robin 2, 68. Vgl. Rubin.
röchlog (gloss.) 3, 573.
Rockenmärlein 1, 333.
Rodella 2, 224.
Rodenstein 1, 460.
Rodgai 2, 275.
Rodingeir 1, 146.
Rodolfur 1, 146.
Römer von Zwickau 1, 40.
Roen, Kasper von der, 1, 117.
rönd (an.) 2, 87.
Roggenmuhmen 1, 487.
Rohm (Rohn, Röss), Wolfgang, 1, 41.
rohsn (goth.) 2, 188.
Rokkensteine 2, 291. 318. 3, 28.
Roland 1, 351. »Rolands Abentheuer« von Bojardo 2, 286—289.
Rolandslied 1, 113. 2, 472—481. 3, 243. 247. 4, 533. 550. 579. Epilog zum R. 3, 206—207. Altfranzösisches R. 4, 334.
Rollenhagen 4, 370. 382.
Rollwagenbüchlein 2, 56.
Rom 2, 305. Lied auf R. 4, 334.
Roman 1, 290 f.
Roman du Renard s. Renard.
Romanische Einflüsse 1, 517. 3, 393 ff. Romanisches Register zu den Casseler Glossen 3, 460—462. Romanische Strophe 4, 304—305.
Romantik 1, 286. 2, 196 f.
Romantische Poesie 1, 61 ff. 112 ff. 148. 2, 287—289.

Romeo und Julie 2, 429.
rômesse (gloss.) 3, 579.
Romter von Biber 1, 48.
Romulus-Sage 2, 172. 4, 407 ff.
Romulus (Fabeldichter) 4, 378.
Roncevaux, Chanson de, 2, 472—479.
Roo 2, 70.
Rosamunde 1, 143.
Rosengarten, Gedicht vom, 1, 35. 67. 395. 2, 41. 44. 45—47. 49. 169. 172 f. 182. 344. 419. 421. 470—471. 3, 217. 218. 4, 334. 367. 468—528. 541. 600. Bruchstücke aus einem unbekannten Gedicht vom R. 4, 504—528. Bruchstücke aus einer Bearbeitung des R. 4, 468—478.
Rosenpflänzner 4, 447.
Rosensonntag 1, 360.
Roskild 1, 252.
Rosmarin 4, 355.
Rosmer 1, 190. 469.
Rossi, J. B. de, 4, 368.
Rossminze 3, 580.
Rosstrapp 3, 197.
rost (mhd.) 3, 236.
rostên (ahd.) 3, 236.
Roth, K., 3, 336.
Rothais 1, 207.
Rother, König, 1, 148. 149. 2, 417. 421. 3, 216. 228. 225. 4, 334.
Rothkäppchen 1, 354.
Rou, Roman de, 2, 473.
roudil (gloss.) 3, 581.
Roy, Johann, 1, 431.
Rubin 1, 525. 2, 68. 4, 334.
ruch (gloss.) 3, 581.
Rudbek 1, 204. 2, 324.
Rudlieb 4, 334. 356. 380.
»Rudolf, Graf,« s. »Graf Rudolf«.
— von Ems (= R. von Montfort) 1, 149. 396. 2, 235—249. 481—483. 3, 217. 235—249. 525. 4, 6. 7. 8 f. 17. 31. 52. 100. 103. 105. 111. 334.
— von Montfort = R. von Ems.
— von Rotenburg 4, 334.
— der Schreiber 4, 334.
Rudolf von Steinach 4, 18.
Rübezahl 2, 195.
Rückert 4, 328. 530. 548.
Rüdiger von Bechelarn 1, 116. 117. 2, 174. 177. 184. 4, 514.
— der Hunthofer 4, 334.
rüeren (mhd.) 4, 73.
Rügen, Buch der, 4, 18. 334.
Rührender Reim 4, 125—185.
Rühs, Friedrich, 1, 29. 2, 80—103. 137—154.
Rüstungen (1815) 1, 548.
runa (gloss.) 3, 572.
Runo Claas, de, 1, 402.
Ruhl 1, 558.
Ruinen im Norden 2, 410 f.
Rumänische Sage 4, 444 ff. 453.
Rumelant 2, 68. 3, 231. 4, 21. 334.
Rumohr 3, 119.
Runacapituli 1, 214. 462. 2, 352.
rûnakefli 2, 278—279.
Rundauge 4, 458 ff.
Runen 1, 96. 462. 2, 324—337. 365—370. 377. 398. 401 ff. 415 f. 439—440. 443. 483—490. 511 f. 3, 29. 51. 85—131. 132—134. R. auf Goldbracteaten 3, 114—116. Künstliche R. 2, 334. »Über deutsche R.« 1, 14.
Runenalphabete 3, 85 ff.
Runenhauer 2, 403.
Runenkalender 2, 278—279. 443.
Runennamen 3, 131.
Runensteine 2, 365—370. 376 f. 402 ff. 415. 3, 29. 125. Slavische R. 3, 117—124.
runga (gloss.) 3, 573.
Runge, »Plattdeutsche Märchen«, 4, 348.
Runhenda 2, 83. 3, 47. 4, 321.
Ruodiger 1, 440. 460.
Ruolandes liet s. Rolandslied.
»Ruprechte 4, 334.
—, Knecht, 1, 387. 402. 470. 2, 195.
— ein Würzburgere 1, 46.
Rus, Bruder, 2, 523.
Russen in Cassel (1813) 1, 529 ff.
Russischer Heldengesang 2, 38—41. 274—275.
Ruther s. Rother.
Ruthweller Inschrift 2, 487 f.
Ruysche, Breeder, s. Rus.
Ryselius, Bischof, 2, 411.

S.

s 2, 356. 359. 446.
Saben 1, 394. 2, 419. 4, 406. 409.
Sachs s. Hans.
Sachsenspiegel 1, 37.
Sacy, Silvestre de, 2, 381.
saelfenne (ags.) 1, 443.
Sächsisches Gelübde 2, 321.
sagen (nhd.) 2, 88.
säflighet } (schwed.) 3, 150.
säfverlig }
Sämund Frode 1, 125. 126. 129. 212. 387. 2, 512. 3, 10. 20. Vgl. Edda.
sanftigen (nhd.) 2, 257.
Sänger 1, 95. 4, 541.
Sängerstand 3, 4.
σάγαρις 1, 345.
Sage 1, 133. 2, 195—197. 3, 79 ff. 4, 428. 551 f. 605. Geschichtliche S. 1, 333. Überlieferung der S. 1, 352. S. von Polyphem 4, 428—462. Vgl. Altnordische, Constantinopolitanische, Dänische, Esthnische, Geschichtliche S., Göttersage, Heldensage, Locale, Karelische, Kerlingische, Rumänische, Seeländische, Wallachische, Wallisische S.
Salamander und Samanirit 2, 248.
Salomon 1, 566. 3, 460. 4, 356.
»Salomons Lobe 4, 335.
Salomon, Bischof von Constanz, 4, 334.
Salomon und Markolf 1, 45. 392.
Salomon und Saturn 2, 490.
Salomon von Frankreich 1, 148.
-sam 3, 235.

Samariterin, Lied von der, 4, 335. 536.
Samekarc (mhd.) 4, 19. 86.
sâmen (verb.) 3, 307.
Samson Fagres Saga 1, 105. 144. 148.
samt (mhd.) 3, 285. 311.
Sanctgaller Glossen 3, 339 f.
— Runen 3, 111—114. 131.
Sander, L. C., 2, 14. 3, 42. 47.
Sandmännchen 1, 401.
Sandsaier 1, 401.
Sandvig 2, 12. 3, 40.
sanft (nhd.) 2, 257.
sang (dän.) 2, 102.
Sanielh 1, 103.
sanikela 3, 579.
San Marte 2, 468—469. 4, 566. 573. 575. 586. 587. 603.
Sanskrit 2, 326. 435.
Santen 1, 205.
sar (an.) 2, 257.
Sarg 2, 379.
Sasse, Johann, 1, 40.
sâttr (an.) 2, 257.
Saturnalien 1, 389.
Saurle 1, 103. 154. 353.
Savigny 1, 10. 549 f.
Saxo Grammaticus 1, 115. 134. 141. 2, 5. 17. 28. 97. 294—302. 334. 429. 432—435. 3, 26. 4, 568. 569.
Saxonum, de conversione, 4, 335.
sc (ahd.) 3, 586.
Scalden s. Skalden.
Scandinavien s. Skandinavien.
schaamvinger (holl.) 3, 439.
Schaber, der, 1, 41.
Schätze, vergrabene, 1, 410.
-schaft (mhd.) 4, 141. 152—153. 164. 167. 173. 177.
Schalmei 3, 405.
Schapel 1, 392.
Scharold, Legationsrath, 4, 3.
Schatz (in den Märchen) 1, 344.
Schaubhut 1, 403.
Schaumburg, Grafschaft, 1, 537.
Schedel, Hartmann, 4, 1 ff. 6.
schefde } (gloss.) 3,
scheftecrapho } 575.
scheide (md.) 3, 279.
Scheinhut 1, 403.
scheln (mhd.) 4, 11.
Scherben auf dem Wasser tanzen lassen 1, 376.
Scherz 2, 52 ff.
Scherzhafte Stoffe 1, 65.
Schevelin 2, 173.
Scheving, Hallgrim, 2, 252.
Schicksalsfaden (in den Märchen) 1, 348.
Schilcher, Jörg, 1, 42.
Schildbürger 2, 54—64. 438.
Schilddecke 3, 270.
Schiller 1, 275. 510. 2, 385.
Schimmelmann 1, 126. 215.
Schinhut 1, 403.
Schlafapfel 1, 400.
Schlagrasen 2, 235.
Schlagreim 4, 57. 185—189.
Schlangen (in den Märchen) 1, 343.
Schlangenbiss 1, 423.
Schlaraffenland 1, 358.
schlecht (nhd.) 2, 146.
Schlegel, A. W. von, 1, 277. 2, 8. 66. 156—161. 188. 212. 506. 4, 548. 601. 602. 604.
Schlesische Altertümer 2, 284—286.
Schlettstädter Glossen 3, 478.
Schleusingen, Hans Compan von, 2, 57.
schlicht (nhd.) 2, 146.
Schlözer 2, 30. 137. 3, 3.
Schmeller 4, 536.
Schmetterling 1, 477.
Schmieder, K. Chr., 2, 234.
Schmiedesiegel 3, 134-137.
Schmidt, Fr. Wilh. Val., 2, 221—225. 286—289. 380—383.
Schmuck der Germanen 2, 270.
Schnabellippen 1, 348.
Schnecke 1, 374.
Schnee (Märchen) 1, 347. 403.
Schneeballen 1, 376.
Schneemänner 1, 376.
Schneeweisschen 1, 342.
Schneewitchen 1, 330. 350.
Schöning, Gerhard, 3, 2. 32.
Schön, Martin, 3, 161.
»Schöpfung« 4, 335.
Scholer, der, 1, 42.
Schoreel 3, 163. 189.
schotfinger (afries.) 3, 433.
Schottischer Aberglauben 2, 373—375. Sch. Lieder und Balladen 2, 208—210.
Schottland, Elfen in, 1, 412—438.
Schrate 1, 446. 480.
Schreiber, der tugendhafte, 4, 335.
Schretel 1, 446. 483. 4, 335.
Schretlein 1, 446.
Schrift 1, 96. 107. 2, 325 ff. 353—365. Vgl. Bilderschrift, Geheimschrift, Gothische, Kyriologische Sch., Mönchsschrift.
Schriftsprache 1, 512.
Schröder, Wilh., 4, 361.
Schröter, Prof. von, 2, 341. 3, 117.
Schrutan 4, 477. 514.
Schubart, Henriette, 2, 208—210.
schufa (gloss.) 3, 577.
schürzen (nhd.) 3, 292.
Schulbischof 1, 390.
Schulenburg, Graf Matthias von der, 2, 350.
Schüler, Georg, 1, 42.
Schuler, Joh., 1, 42.
Schultz, C. J., 1, 560.
Schulz, Albert, 4, 586. 605. 608. Vgl. San Marte.
Schulze, C. J., 1, 561.
Schulze, G., 2, 447—449.
Schuppius 4, 385.
Schutzengel 1, 401.
Schutzfelsen 2, 412.
Schwaben, die sieben, 1, 357.
Schwabenspiegel 4, 25.
Schwalbe 1, 383.
Schwalbenaas 2, 80.
Schwalbenschwanz 2, 391.
Schwanenjungfrauen 1, 341 f. 348. 447. 2, 163. 4, 436. 460. 569.
Schwanhild Sonnenblume 1, 103. 153 f. 2, 348.
Schwanritter 4, 433. 558.

Schwarz und Weiss (in den Märchen) 1, 341 f.
Schwarzwald 3, 58.
Schweden 3, 56.
Schwedische Volkslieder 2, 209. 3, 70 ff.
Schweinsberg 1, 537.
Schweitzer, der, 1, 40.
Schweizerisch 1, 512.
Schwerter, berühmte, 1, 147.
Schwertzeil 2, 378.
sceaga / sceacged (ags.) 2, 88.
scina (ahd.) 3, 574.
Scivias 3, 583.
scl (statt sl) 3, 509.
Scoglius 3, 171.
Scott, Michael, 1, 422.
—, Walter, 1, 231 f. 412. 438. 457. 2, 208–210. 374. 3, 40. 76.
screiz / screza / screzzol (ahd.) 1, 446.
scruba (gloss.) 3, 576.
scuba (gloss.) 3, 576.
scuzzo (ahd.) 3, 433.
scytedinger (ags.) 3, 433.
Scythen s. Skythen.
Sebastian s. Brant.
Seburg 4, 517 f. 519.
sechere (gloss.) 3, 576.
Sedulius 4, 335.
Seehunde 1, 434.
Seeländische Sagen 3, 61.
Seelen Trost, der, 3, 353.
Seelenwanderung 2, 312. 313. 3, 50.
sefa (an.) 2, 257.
Sefafäll 1, 221.
sefi (an.) 2, 88. 150.
sefia (an.) 2, 257.
sega (an.) 2, 88.
Segen des Vaters und der Mutter 1, 584—586.
seggr (an.) 2, 88. 150.
Seifried Helbling 2, 506. 4, 4. 25 ff. 332.
selbselbe (mhd.) 4, 19.
selbselbo (ahd.) 4, 75.
Selbstbiographie W. Grimms 1, 3. 26.
selbstredend (nhd.) 1, 515.
selbstverständlich (nhd.) 1, 515.
selle (mhd.) 4, 60.
Selitz, Johannes, 1, 41.
semi (ndl.) 3, 508.
Semiten 2, 325.
Sendabad / Sendabar 4, 433.
Sendschreiben an Grüter 2, 104—136.
Senkung, Fehlen der, 4, 48.
sentier (frz.) 2, 404.
Serbische Lieder 2, 274. S. Märchen 1, 337. 4, 347. 443 f. 453. S. Poesie 1, 499. 4, 530. 581.
sere, din, (mhd.) 2, 257.
Serenus 4, 335.
sertan (ahd.) 3, 510.
»Servatius« 3, 241. 244. 245. 4, 53. 335.
sestere (gloss.) 3, 576.
Shakespeare 1, 192. 286. 369. 443. 2, 365. 372. 427—430. 3, 81. 82.
She 1, 405.
Shefro 1, 405. 409. 2, 371.
Sheringhams 1, 214.
Shi 1, 405.
Shian 1, 405. 413. 454.
Shipping 1, 376.
Sibbe Udsson 2, 403.
Sibich 1, 106. 107. 354.
sichein (md.) 3, 235.
Sidonius Apollin 2, 159.
Sieba 3, 118. 121.
Siebenschläfer 2, 219. 3, 221.
Sieben Schwaben, die, 1, 357.
Sieben weisen Meister, die, 4, 432 f.
siegel (nhd.) 2, 88.
Siegelinschriften 4, 335.
Siegelkunde 3, 134—137.
Siegenot s. Sigenot.
Siegfried 1, 161. 329 ff. 336. 338. 353. 355. 2, 163. 185. 215 ff. 3, 21. 218. 4, 546 ff. 552. 558.
—, der hörnerne, s. d.
»Siegfrieds Jugend« 4, 523.
Siegfriedslied 2, 419. 422.
Siegfried von Mohrenland 4, 569.
— von Tegernsee 4, 335.
Siegmund 3, 38. Vgl. Sigmund.
— Brestesen 3, 38.
Siegrune 1, 220.
Sif 1, 348. 3, 5.
sife (mhd.) 3, 235.
Sifka 1, 105. 2, 129.
siga (an.) 2, 216.
Sige 2, 216.
sigen (mhd.) 2, 216.
Sigenot 2, 41. 48. 50. 171. 421. 3, 218. 4, 335.
Sigfrod 1, 167.
Sigga 2, 216.
sigli (ags.) 2, 88. 151.
Sigmar der Weise 1, 40.
Sigmund 1, 151. 153. 3, 38.
Signi 2, 129. 300.
Signild 1, 189. 470. 2, 5. 155.
Sigovez 2, 318.
Sigrun 1, 342.
Sigurd 1, 134. 136. 137. 138. 147. 166 ff. 191. 216. 237 ff. 330. 2, 5. 216. 264. 342. 3, 21. 22.
—, der Jerusalemfahrer, 2, 283.
Sigurdrifumál 1, 135. 2, 264. 4, 385 f.
Sigurdur Fofnisbane 1, 151 ff. 2, 18. 340.
Sigvatur 1, 184.
Siklinger 2, 216.
Silbenmass 1, 78. 196 f.
Silius 4, 335.
Silvester, Legende von, 3, 140.
sim (an.) / sime (nhd.) 2, 258.
Simeon Metaphrastes 3, 195. 196.
Simon, Johannes, 1, 41.
simi (an.) 2, 258.
Simonides von Keos 2, 441.
Simplicissimus 1, 292. 486.
Simrock 2, 426—427. 427—430. 4, 98. 576.
Sindbad 2, 301. 4, 441 ff. 452.
Sindri 1, 347.
Sinfiotle 1, 220. 2, 251.
Singenberg 2, 454. 4, 41. 335.
Singenden Knochen, Märchen von dem, 4, 354. 357.
Singen und sagen 4, 2. 319. 541.
sinian (run.) 2, 368.
Sinter 1, 347.
sinza (gloss.) 3, 580.
Sisile 1, 165.
sit (md.) 3, 285.
sittirwarz (ahd.) 3, 578.
Sivard 1, 181. 3, 44. 45.

Sixtus von Siena 3, 196.
Sjöborg, N. H., 2, 266. 290. 376. 398—415. 3, 69.
Sjúrur snéare 2, 345.
Skade 2, 129. 298.
Skaldaspiller, Eyvind, 2, 260.
Skalden 1, 100. 188 f. 2, 18. 46 f. 281. 541.
Skandinavier 1, 123. 177.
Skandinavisch s. Altnordisch, Nordisch.
skegg (dän.) 2, 85.
skeggiadr (an.) 2, 85.
skemta (an.) 1, 144.
Skeppsbögar 2, 414.
skiäg (schwed.) 2, 85.
Skidbladner 1, 462. 2, 24.
skil / skilit (an.) 2, 253.
skilligga (goth.) 2, 445.
Skinfaxi 2, 94.
skiola (an.) 2, 194.
Skirners Fahrt 2, 105.
skirr (an.) 2, 88.
Sköll (an.) 4, 412.
Skofte 1, 249. 251 ff.
Skogr 3, 58.
Skrymner 2, 347.
Skuld 2, 94.
Skyldinge 3, 26.
Skythen 1, 345. 493.
sle (ahd.) 2, 258.
Slaa 2, 103.
Slange 3, 136.
Slaven 2, 266. 326.
Slavisch 3, 56. S. Altertümer 2, 284. S. Dichtung 2, 33. S. Religion 2, 39. S. Runensteine 3, 117—124.
slif (gloss.) 3, 575.
slod (an.) 2, 258.
slutere (afries.) 3, 448.
Sluwenburg, von, 1, 39.
smergela (gloss.) 3, 579.
smerze (mhd.) 4, 44.
Snäfridr 1, 330.
Sneewittchen 1, 330. 350.
Snio 2, 301.
Snoldelevischer Runenstein 3, 29.
Snorre Sturleson 1, 128. 129. 133. 136. 192. 212 f. 587. 2, 21 f. 97. 279—283. 294—302. 351. 404. 433. 3, 38. Vgl. Edda.
snoter / snotr (an.) / snutrs (goth.) 2, 88.
snüz (gloss.) 3, 572.
só den (md., nach d. Compar.) 3, 277.
söndag (dän.) 2, 88.
Söhne, die drei, (Märchen) 1, 345.
Sögubrot 2, 300.
Sorle s. Saurle.
»Sohn, der verlorene,« 4, 315.
Solario, Andr., 3, 189.
Sólarliod 3, 73. 4, 416.
solbiört (an.) 1, 342.
Solsernus 3, 180.
Somadeva 4, 455.
Sommerkinder 1, 381.
Sommersonnenwende 2, 216 f.
Sommertag 1, 380.
Sommer und Winter, Kampf zwischen, 1, 381.
Sommerverkündigung 1, 380.
Sonne 1, 339. 342. 445. 2, 88.
Sonnenblume 2, 343.
Sonnenfest 2, 352.
Sonnenwölfe 4, 412.
Sophie von Dänemark 3, 42.
sorcsam (mhd.) 3, 235.
spaed (dän.) 2, 101.
Spagna, La, 2, 288.
Spangenberg 2, 57. 70. 4, 370.
Spanische Märchen 1, 325. 4, 352—360.
Speere 2, 248.
speiche (nhd.) 2, 87. 150.
spelt (gloss.) 3, 574.
»Sperber, der«, 3, 218. 4. 18.
Spervogel 4, 5. 22. 109. 335. 416. 417.
Spet, der, 1, 42.
Speyer, der von, 1, 43.
Spiecker 2, 159.
spiegilbrún (md.) 3, 233.
spiegellieht / spiegellüter (mhd.) 3, 233.
Spiele 1, 364 ff.
Spielhaus 1, 343. 4, 342.
spik (an.) 2, 87. 149. 150.
spiler win (mhd.) 2, 468. 4. 33.
Spinnerinnen (Märchen) 1, 348.
spitze (nhd.) 2. 87. 150.
spiz (Adj.) 3, 304.
spizi (ahd.) 3, 304.
spörge (dän.) 2, 86.
Sponholz 3, 118. 122.
spor (dän.) 2, 88.
Sporn 2, 270.
Sprache, deutsche, 1, 508. 508 f. 2, 43.
Sprachentrennung 2, 89 f.
Sprachentwicklung 4, 612 ff.
sprechen und singen 4, 2. 7.
Sprè na Skillenagh 1, 410.
Sprichwörter 2, 450. 464. 4, 22. 414. Griechische S. 2, 464.
Sprinz 1, 397.
Sprinzelin 1, 397.
sprützvale (md.) 3, 305.
spur (nhd.) 2, 88.
ss (nd.) 3, 486.
Stab 3, 504.
Städte 1, 537. Die St. im Mittelalter 1, 111.
Ständeversammlung in Hessen (1815) 1, 536—543.
Ständische Verfassung 1, 536.
Stärkodder 2, 300.
Stamheim, der von, 1, 373.
Starkather 2, 172.
Starken Hans, Märchen von dem, 4, 451.
Statius 4, 335.
Stauchen 3, 269.
Staufenberger 1, 470.
Steffens 2, 112. 498.
Steinau 1, 5 ff.
Steinen, Spiel mit, 1, 365.
Steinhöwel 3, 350. 353. 4, 368. 374.
Steinkiste 2, 413 f.
Steinkreise 3, 30 f.
Steinmar 4, 335.
Steinschneider 4, 368.
steivvarn (gloss.) 3, 579.
Sten Sture 2, 401.
Stephanius 1, 213 f.
Sternblume 1, 377.
Sterne 1, 339. 403.
sterre (md.) 4, 44.
Steuern 1, 553.
Stewart, David, 2, 374.
—, Grant, 1, 412. 457. 2, 374.
Stiefel 1, 470.
Stiefmutter 1, 322. 334.
Stiernold, Freiherr von, 3, 68.

stiffe kreu 1, 392.
Stig 1, 191.
Stil md. Dichter 3, 241 ff.
Stille Volk, das, 1, 405.
Stilling Jung 1, 284.
stina (gloss.) 3, 574.
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg 1, 376.
Stirnauge 4, 458 ff.
Stollberg 2, 220.
Stolle, Meister, 3, 247. 4, 335.
Stonehenge 2, 312.
Storch 1, 393. 399. Fliegender St. 1, 374.
storm (ags., as.) 3, 549.
storre (ahd.) 3, 578.
straa (dän.) 2, 101.
Strabo 1, 325. 2, 314.
Straparola 1, 326. 2, 221—223.
Strassburger Eide 3, 394.
Streitäxte 1, 482.
Stribog 2, 39.
Stricker 2, 175. 477. 480. 503. 3, 222. 247. 527. 538. 4, 16. 335. 462.
Strieder 1, 22. 2, 57.
Strömkarl, der, 1, 199 f. 453.
Strophe 1, 196 f. 4, 319 f. Lateinische St. 4, 297—304. Romanische St. 4, 304—305.
strûch (md.) 3, 284.
stubenheie (mhd.) 3, 577.
stûche (mhd.) 3, 268. 412.
stüren (mhd.) 3, 550.
stürmerinne (mhd.) 3, 556.
Stussi, Rudolf, 1, 111.
stupa (gloss.) 3, 577.
Sturle Thordsen 2, 227. 3, 61.
Sturlunga-Saga 2, 226. 227. 3, 60.
Sturm 3, 549—556.
sturmære (mhd.) 3, 554.
Sturmaren, die, 3, 549.
sturmen (mhd.) 3, 550 ff.
sturm-, mhd. Composita mit, 3, 555 f.
sturmjan (ahd.) 3, 549.
sturm und strit (mhd.) 3, 554.
Suchenwirt 4, 335.
Süchesinn, der, 1, 43.
Sünder unter den Gerechten, der, 1, 573—574.
sufteläre (ahd.) 1, 481.
Sugil-Rune 3, 94. 130.
sugir (gloss.) 3, 575.
Suhm, Peter Friedrich von, 1, 210. 215. 2, 11. 16. 31. 113. 135. 236. 303. 3, 2.
Summarium Heinrici 3, 477. 479 f.
sundag (schwed.) 2, 88.
sundern (Præp.) 3, 295.
sunna (an., goth.) 2, 88.
sunnegihten, ze, 2, 471.
suonutag (ahd.) 3, 574.
Surtur 1, 259. 343.
sus (md.) 3, 276.
sutularia (lat.) 1, 481.
suzel (gloss.) 3, 575.
Svabo, Jens Chr., 2, 340. 346.
svâfa (an.) 2, 256.
Svanhilda (Svanhildur, Svavilda) 1, 103 f. 153 f.
svanr (an.) 2, 256.
Svava 1, 220. 364.
Svarabhakti-Vocale 3, 491 f.
Sverre 2, 279. 3, 33. 34.
Svithiôd 3, 56.
swanger (mhd.) 3, 308.
swâr (md.) 3, 284.
swas (ahd.) 2, 158.
swella (gloss.) 3, 575.
swerca (gloss.) 3, 575.
swerthempfo (ahd.) 3, 536.
swie den (md. nach dem Compar.) 3, 277.
Swinegel, der, 4, 361—362.
syb, sybbe (ags.) 2, 150.
Synonymik 3, 516 ff.
Syv, Peter, 1, 178. 180. 198. 2, 120. 3, 41.

T.

t 2, 355. 358. 359.
Taattir 2, 341.
Tabakspfeifen 1, 410.
Tabartische Sammlung 1, 325.
Tacitus 1, 366. 2, 282. 314.
Taddeo di Bartolo 3, 186. 189.
tafel (ahd.) 2, 98.
Tafelrunde 4, 602 ff.
Tagalp 4, 460.
Tag-Rune 2, 330.
Takati-Kachi 1, 564.
tala (an.) 2, 247.
Taler, der, 4, 335.
Tanhauser 1, 455. 517. 4, 18. 100. 335.
Tann-Fé 1, 264.
Tannhäuser s. Tanhauser.
tapete (gloss.) 3, 573.
Targitaus 1, 345 f.
tarnhût (mhd.) 1, 452.
Tarnkappe 1, 452. 460.
Tassilonis decretum 3, 536.
Tatze 1, 376.
Taubmann 2, 73.
Taufbecken 2, 414.
Tausend und eine Nacht 3, 355. 366.
Tausend und ein Tag 3, 360. 366.
tavido s. tovido.
td (ahd.) 3, 585.
Tegernseer Runen-Handschrift 3, 110.
Teichner 4, 24.
Tell 1, 246. 2, 214. 219.
tellen (nd.) 2, 88.
terrâz (mhd.) 3, 299.
Tertullian 3, 174. 175. 4, 335.
terûe (ahd.) 3, 491.
Teske 1, 566.
Teufel 1, 343. 441. 487.
Teut 2, 157.
Teutoberg 1, 559.
Textkritik 2, 241.
τεύχεα συλᾶν 2, 247.
th 2, 336. (ahd.) 3, 379. 586. th-Rune 2, 329.
Thättr af Karli vesala 3, 37.
thalen (nhd.) 2, 151.
Tham, Pehr, 3, 68.
theganscepi (as.) 3, 311.
thengil (an.) 2, 88.
theodan (an.) 2, 144.
Theodolus 4, 335.
Theodorich der Grosse 1, 503. 2, 159 f.
Theodorus Anagnostes 3, 195.
Theodor, König von Corsica, 2, 350.
Theophilus 3, 221.
Theophrast 2, 289.
Theophylactus Simocatta 3, 192.
Thetis 4, 409.
Thidrikur 1, 145.
Thiele, J. M., 3, 61.
Thiere (in den Märchen) 1, 340.

Thierepos 4, 553 ff. 556.
Thierfabel 1, 324. 2, 206. 4, 556. Vgl. Babrius, Cyrillische Th., Dänische Fabelzeit, Indische Th., Meistersänger.
Thiermärchen 1, 354. 4, 357. 388. 556. Zwei Th. 4, 363—365.
Thiersage 4, 336 ff.
Thierna na oge 1, 412.
thing(a) (an.) 2, 66.
thiodan (an.) 2, 144.
Thiodolf 1, 141. 477. 2, 25. 280. 3, 4. 46.
Thirstedstein 2, 369.
Thomas von Aquino 3, 196.
— von Canterbury 4, 335.
— von Cantimpré 3, 353 f. 364.
Thomasin (»Welscher Gast«) 2, 390. 453. 457—463. 3, 229. 4, 15. 22. 105. 106. 335.
Thomas Rymer 1, 417. 428.
Thomsen 2, 367.
Thorr 1, 185. 343. 2, 105. 405. 3, 4. 5. 50. 4, 342 f. Th.'s Hammer 2, 272. 402 f. 408. 3, 5. Th.'s Opfer 2, 102.
Thora 2, 403.
Thordis 2, 404.
Thoredrapa 3, 4.
Thorkelin 3, 33. 59. 65. 4, 559.
Thorkell Krafilas 3, 30.
Thorkill 2, 301. 3, 11.
Thorlacius, Birger, (Sohn) 2, 259. 279—283. 3, 11. 12. 30 f. 33. 37 ff.
—, Skule Theodor. (Vater) 1, 215. 2, 260. 265. 274. 317. 337. 3, 2. 3 ff. 27. 32. 63.
Thorsbild 2, 102.
Thorsteinson, B., 2, 227.
Thorwald 2, 404.
Thorwaldsson 2, 404.
Thowald Vidförle 1, 249.
Thracier 2, 326.
Thracisch 3, 51.
Thràda (an.) 1, 348.
Thrà valkyrior 1, 348.
threya (an.) 2, 253.
thrideilur (an.) 2, 334.
Thridi 1, 346.
Thronde Leben 3, 38.
Thryms Quida 3, 46.
Thuisko 1, 346.
thulr (an.) 2, 88. 150.
thumalalin (an.) 3, 427.
thumalúngr (an.) 3, 432.
thumb (engl.) 3, 430.
thúmeling (ahd.) 3, 430.
thundr (ags.) 2, 93 f. 153.
thunor (ags.) 2, 93. 153.
Thurneissen 2, 502.
Thverra 2, 88.
Thwrotz, Chronik des Joh. de, 1, 98.
thy (an.) 2, 257.
thylia (an.) 2, 151.
thylr (an.) 2, 88.
Thyth-Rune 3, 93.
Tibullus 4, 335.
Tidgren 2, 399.
Tieck 1, 66. 71. 285. 3, 81.
Tiedge 1, 283.
timbr (an.) 2, 246.
tir (an.) 2, 93.
Tirades monorimes 3, 240. 4, 307—310.
Tirard s. Girard.
Tilbury, Gervasius von, 1, 472. 475. 477.
Tirfing 1, 253.
Tirol und Fridebrant 1, 360. 3, 221. 4, 21. 105. 335. 387.
Ti-Rune 3, 88.
tisch (nhd.) 1, 517.
Tischtücher zerschneiden 4, 30. 100.
Titurel 1, 63. 361. 365. 2, 515. 3, 211. 4, 335.
tiuvel (mhd.) 1, 441. Des tiuvels er entgiltet (mhd.) 4, 19. 77.
Tochter der Nacht 1, 342.
Tod 1, 343. 2, 215. Den T. austreiben 1, 381 f.
Todter Fuchs 1, 383.
tölfr (an.) 2, 98.
toema 2, 333.
tofwurz (ahd.) 3, 579.
Toggeli 1, 477.
tohcha (ahd.) 1, 397.
Tomhan 1, 413.
tommelúnger (dän.) 3, 432.
Tomnafurich 1, 416.
Tomte Gubbe 1, 470.
Tondernsche Hörner 2, 333. 3, 6.
topf (mhd.) 1, 375.
Toskische Märchen 4, 348.
totgeselle (md.) 3, 237.
totvel (mhd.) 3, 229.
Tournûs 1, 204.
tovido (run.) 2, 333.
tr 3, 491.
trâc (md.) 3, 234.
Trades monorimes 3, 240. 4, 307—310.
Tragemundes-Lied 2, 502.
Tragica 1, 178. 2, 1. 5. 113.
Tragödie 1, 291.
Trago 1, 479.
Trauer 2, 215. 218.
Trega 1, 147.
trehdere (gloss.) 3, 576.
treuten (mhd.) 2, 79.
Treviso 4, 1.
Treya 1, 206.
Triaden 4, 602.
triegen (mhd.) 1, 476.
Trimurti 1, 346. 350. 2, 272.
Tristan 2, 523. Altfranzösisches Gedicht 3, 240. 4, 335. Vgl. Gottfried von Strassburg.
Tritopatores 1, 454.
triuwe (mhd.) 3, 491.
triwô (ahd.) 3, 491.
troen } (an.) 1, 204.
trogen }
Trolin 1, 204.
Troja 1, 161. 204 f. 2, 20. »Zerstörung Trojas« 4, 335.
Trojamanna-Saga 2, 522.
Trojan 2, 35.
Trojanische Abkunft der Franken 1, 204—211. T. Krieg 2, 522.
Trojenborg 1, 204.
Troll 2, 410.
Trolde 1, 465. 467. 3, 50.
Troneg 1, 204.
Tronia 1, 204.
Trony 1, 204.
tropf(e) (nhd.) 3, 508.
Trott, Präsident von, 4, 631.
Troubadoure 2, 473. 247 f.
Troy 1, 206.
troys (an.) 2, 248.
trûten (mhd.) 2, 79.
Trygger 1, 204.
Tryggevälde-Monument 2, 10.
tschappel (mhd.) 1, 392.
tschevalir (mhd.) 2, 173.

Tschionatulander 2, 173.
Tschurile 2, 275.
tübel (mhd.) 4, 74.
tür (mhd.) 3, 556.
Tütt-hönken 1, 392.
Tugarin 2, 275.
tule (an.) 2, 151.
Tullochgorm 1, 437.
Tundalus s. Alber.
tunc (gloss.) 3, 577.
Tuner Stein 2, 337.
tungen (mhd.) 3, 286.
tungl (an.) 2, 88. 151.
tunglsiukr (an.) 2, 88.
-tuom (mhd.) 4, 141. 153. 162. 164. 166. 167. 169. 171. 172. 173. 174. 177.
Turchet 1, 207.
Turold 2, 476.
Turpin 2, 288.
Tutosel 1, 460.
twekamp (dän.) 3, 545.
twär (an.) 2, 86.
tweegevecht (ndl.) 3, 545.
tweekamp (ndl.) 3, 545.
tweestrijd (ndl.) 3, 545.
Twinger von Königshoven, Jacob, 1, 116.
Tychsen 3, 6.
Tygo de Brahe 1, 174. 178.
Tyr 3, 50.
Tyra Danabot 2, 403.
tyrannus (lat.) 2, 93.
tyrr (an.) 2, 93.
Tyr-Reihe (run.) 2, 334.
Tyturell s. Titurel.
Tyz-Rune 3, 94.

U.

u 2, 336. 357. (ahd.) 3, 377. 384. 585. (goth.) 2, 446.
Ubbe 2, 403.
ubir ein (md.) 3, 277.
Uckesachs 1, 147.
udainsakur (an.) 1, 347. 3, 50.
Udgarde 3, 50.
übele stellen, sich, (mhd.) 3, 290.
übel hût (mhd.) 3, 249.
über daz (mhd.) 4, 19.
Übergehender Reim 4, 190—194.
Übergehen in eine andre Gestalt (in den Märchen) 1, 341.
über houbet (mhd.) 4, 54.
Überlieferung der Märchen 1, 337—338. Ü. der Sage 1, 352.
Übersetzungen 3, 81 f.
Übersetzungseifer im Mittelalter 1, 113.
übertreten (mhd.) 3, 308.
uehee (mhd.) 3, 289.
uellan (gloss.) 3, 572.
uerewere (gloss.) 3, 573.
uersbotde (gloss.) 3, 580.
üf der beite (mhd.) 1, 441.
Uhland 2, 386. 474.
Ulfilas 2, 442 ff. 3, 106.
ülfr (an.) 4, 402.
ulite (ags.) 2, 92.
»Ulrich, heiligere«, s. Albertus.
Ulrich von Budinberg 1, 39.
— Furterer 1, 388.
— von Gutenberg 4, 335.
— von Hutten 4, 400.
— von Lichtenstein 1, 364. 525. 2, 456. 3, 222. 246. 4, 16. 22. 40. 51. 335. 571. 580.
— von Muneger 4, 335.
— von Türheim 1, 34. 43. 3, 521. 4, 16. 335. 418.
— vom Türlein 1, 43. 3, 221. 240. 247. 4, 335.
— von Wintersteten 4, 335.
— von Zezinghofen (»Lanzelet«) 3, 222. 243. 246. 249. 250. 4, 335. 421.
-um und -umês (ahd.) 3, 423.
Umsingen 1, 380.
un- (mhd.) 4, 58. 222.
unbitharbi (as.) 3, 296.
understunden (mhd.) 1, 398.
Ungarische Überlieferungen 3, 24.
ungebutden (gloss.) 3, 576.
Ungeheuer (Märchen) 1, 351.
Ungelert, der, 1, 43.
Ungenannte, der, (Fingername) 3, 445 ff.
Ungenauer Reim 4, 201.
Unholdin 1, 441.
Universalität deutscher Bildung 1, 109.
Universitäten 1, 554. 4, 622.
unt (mhd.) 4, 50 ff.
Untergang der Welt, Sage vom, 4, 21.
Unterirdische 1, 445.
Unschuldigen Kindlein, Fest der, 1, 389.
Unser Frauen Klage 3, 216.
Unverzagte, der, 3, 221. 4, 5.
unwip (mhd.) 4, 12. 43.
unwipliche (mhd.) 4, 12. 17. 43.
unwiz (md.) 3, 300.
unwizzo (ahd.) 3, 300.
uochasa (ahd.) 3, 289.
uochisa (ahd.) 3, 289.
uohsnana (ahd.) 3, 289.
Uote 1, 136.
Upländisches Gesetzbuch 2, 339.
Upländischer Runenstein 2, 402.
Uraz-Rune 3, 93. 180.
Urd 2, 94. 151.
Urkunden aus dem nordischen Mittelalter 2, 400.
urlac (ahd.) 3, 520. 561. 562.
urlauge (mhd.) 3, 557. 560.
urloug(e) (mhd.) 3, 557.
urlougen (mhd.) 3, 557.
urlig (mhd.) 3, 560.
urliugære (mhd.) 3, 557. 559. 560.
urliuge(n) (mhd.) 3, 518. 556—563.
urliugevluht, urliuggruobe (mhd.) 3, 561.
urliugi (ahd.) 3, 558.
urloge(n) (ahd. mhd.) 3, 556. 560.
urlogi (as.) 3, 556. 562.
urlouge(n) (ahd. mhd.) 3, 556. 557. 560.
urlüge(n) (md.) 3, 559.
Urnen 2, 265 ff. 269 f. 309. 413 f.
Ur-Rune 2, 443. 446. 3, 87.
Ursprache 1, 517. 4, 614.
Ursprung der Christusbilder 3, 188—199.
Ursprung des Reims 4, 317—323.
Urstende 4, 335.
Urzeit, asiatische, 1, 122.
Utal-Rune 3, 93.
uththan (goth.) 3, 130.
uu (für ahd. ú) 3, 385.
Uyn-Rune 3, 87.
ûz (ahd.) 3, 490.

V.

v 2, 336. 357. (ahd.) 3, 385. 585. (goth.) 2, 442. Lat. v s. w.
Vace, Robert, (Reimchronik) 2, 478. 3, 65.
Vadianus 1, 204.
vahs (ahd.) 2, 86.
vaig (ahd.) 2, 92.
vale (mhd.) 2, 517.
Valerius (röm. Dichter) 4, 335.
varn (mhd.) 3, 300.
Varnhagen von Ense 2, 348—359.
Varusschlacht 1, 559.
Vasolt 1, 38.
vasten (mhd.) 4, 78.
vât (mhd.) 4, 117.
vehefuter } (mhd.) 1, 392.
vehemantel }
veig (ahd.) 2, 92.
Velschberger, der, 1, 40.
veltsturm (mhd.) 3, 555.
veme(r) (mhd.) 3, 233.
vemestat (mhd.) 3, 233.
Venantius Fortunatus 2, 401. 4, 335.
Venus, Frau, 1, 488.
Venusberg 1, 454.
ver- (mhd.) 4, 58. 215 ff.
verblâsen (mhd.) 3, 234.
verch (md.) 3, 232.
vereiteln (ahd.) 3, 236.
Verfassung, ständische, 1, 334.
vergelten, sich, (mhd.) 3, 275.
verhörde (md.) 3, 145.
verkargen (mhd.) 3, 306.
Verlorenen Sohn, Gedicht vom, 4, 21.
vernên (md.) 3, 298.
verningernen (mhd.) 4, 19.
Vernunftrecht 1, 552 f.
Veronica, heilige, 2, 463. 3, 141—166. 4, 21.
Veronicabilder 3, 159 ff.
verorloget (mhd.) 3, 557.
verret (mhd.) 2, 516.
verriten, sich, (mhd.) 3, 300.
Versâbe 2, 471.
Verschleifungen in mhd. Metrik 4, 47.
versehrt (nhd.) 2, 257.
Versöhnung Ottos I. mit seinem Bruder Heinrich 3, 214.
verteilen (mhd.) 3, 279.
Vertical-Runen 3, 59.
vertöten (mhd.) 3, 287.
vertragen (mhd.) 3, 287.
Vertumnus 1, 264.
vervât (mhd.) 4, 117.
vervemen (mhd.) 3, 233.
verwerren (mhd.) 3, 532.
verwirren (nhd.) 3, 532.
Verzeichnis der Dichter des Mittelalters, Beitrag zu einem, 1, 86.
vichoum (mhd.) 3, 521.
Viehmännin 1, 329.
vierdel (gloss.) 3, 576.
vige (mhd.) 3, 521.
Vignetten 2, 370.
Vilen s. unter w.
Villemarqué, Graf, 4, 602. 603.
Villers 1, 569.
Vilmar, A. F. C., 2, 481—483. 4, 537.
ningerhuth (gloss.) 3, 574.
nicelun (gloss.) 3, 581.
Viola tricolor 1, 322. 334.
violin (md.) 3, 298. 328.
vir- 3, 225.
virblâsin (md.) 3, 234. 237.
virdorpin (md.) 3, 237.
Virgilius 4, 335.
virkargin (md.) 3, 237. 306.
virminnin (md.) 3, 237.
virmiste (md.) 3, 290.
virrôstin (md.) 3, 236.
virschin (md.) 3, 291.
virtrachtin, sich, (md.) 3, 237.
virwern (md.) 3, 235.
Vocale 2, 354. 356.
Vögel (in den Märchen) 1, 340. 354.
Völkel, Oberhofrath in Cassel, 1, 22.
Völkerwanderung 1, 94. 124. 216.
volc (mhd.) 3, 295.
Volcanant 1, 37.
volcsturm (mhd.) 3, 555.
volcwic (mhd.) 3, 529. 538.
Volk, das stille, 1, 405.
Volker 1, 96. 2, 170. 177. 4, 477.
Volksbücher 1, 64. 71. 2, 520—525. Dänische V. 1, 149.
Volksdichtung 1, 353. 4, 524.
Volksepos 1, 323 f. 4, 542 ff. 550 ff. 558. 581.
Volkslieder 1, 141. 2, 10. 430—432. 3, 41 ff. 4, 319. 320 f. 327. V. aus dem 16. Jahrh. 4, 463. V. im Anhang zum Waltharius 4, 335. Vgl. Dänische, Deutsche, Englische, Esthnische, Färöische, Historische, Nordische, Schwedische V.
Volkspoesie 1, 184. 193.
Volkssagen 1, 324. 4, 545 ff.
vonen (md.) 3, 307.
voorlinger (holl.) 3, 485.
vorne (md.) 3, 281.
Vorrede zu den Kinder- und Hausmärchen 1, 320—332.
vorsprechen (md.) 3, 280.
vort (md.) 3, 234.
Vorwort zu Arnims Werken 1, 311—314.
Voss 1, 285. 512.
Voss, de, (nd.) 1, 363.
Vossbad 1, 363.
Vridanc s. Freidank.
vrischin (md.) 3, 291.
vrowe (mhd.) 4, 77.
Vulcan 3, 137.
Vulgares cantilenae 4, 319. 320.
vur vazzin (md.) 3, 279.

W.

w 2, 357. 4, 309. (ahd.) 3, 386. (goth.) 2, 442.
Wace (Reimchronik) 2, 473. 3, 65.
Wachsmut von Mülnhausen 4, 335.
Wacholdermann 4, 460.
Wachsthum 2, 257.
Wackernagel, W., 3, 466—471. 4, 98. 317. 339—340.
wadel(in) (md.) 2, 284.
wâg (ags.) 2, 92.
Wälsche 3, 391.
wâr (ags.) 3, 531.
Wäringer 2, 168. 402.
wättur (an.) 1, 339. 446. 3, 57.
Waffen 2, 132. 270. 316 f. 377.

Vafthrudnismal 1, 214. 2, 154.
Wafurloga 1, 152.
vag (ahd.) 2, 92.
vagr (an.) 2, 92.
Wagner, Veit, 1, 43.
Waiblinge 2, 166.
vaſhjô (goth.) 3, 519.
Walafrid Strabo 3, 402. 4, 335.
wala-raube (ahd.) 2, 247.
val baugaur (an.) 1, 344.
Waldemar 1, 460.
— I. von Dänemark 2, 433.
Waldberg 2, 6 ff.
Waldfrau 1, 449.
Waldgeister 1, 479.
Waldis, Burkard, 4, 123. 370.
Waldmann 1, 111.
waleveige (md.) 3, 318.
Valfeburg 2, 305.
Walhall 1, 344. 2, 93. 3, 59.
Walküren 1, 348. 2, 93.
Wallach 4, 76.
Wallachische Sage 4, 343. 347.
Vallandi 1, 155.
Walliser 4, 601.
Wallisische Sagen 1, 325.
Wallenstein 1, 287.
Vallöe-Monument 3, 10.
Valnaliot 1, 367.
val-rân (an.) 2, 247.
walsträze (mhd.) 3, 527.
Waltharius manu fortis 2, 417. 519. 4, 335.
Walther (in den Nibelungen) 4, 477. 513 f.
— und Hildegund 4, 335.
— von Aquitanien 2, 173. 519.
— von Breisach 4, 335.
— Inculanus 2, 523.
— von Klingen 4, 335.
— von Oxford 4, 602. 605.
— von Spanien 1, 102.
— von der Vogelweide 1, 361. 372 f. 377. 398. 525. 2, 385—395. 432. 452 ff. 509. 3, 187. 208—211. 222. 246. 4, 3. 5. 6. 7. 21. 23 f. 37 f. 39 ff. 49 ff. 54 ff. 59 f. 64. 68. 93 ff. 98 ff. 101. 112 ff. 116. 335. 420. 578.
— der Vogelweid von Veltheim 4, 5.
Waltschrate 1, 446. 3, 113.
waltscrechel (ahd.) 1, 446.
walt-wiser (mhd.) 1, 398.
wambis (mhd.) 3, 575.
van (dän.) 2, 117.
wan (mhd., c. Gen.) 4, 59.
wanawitz (ahd.) 3, 300.
wand (md.) 3, 233.
wandelin (md.) 3, 284.
wandeln (mhd.) 3, 284.
wandiln (md.) 3, 290.
Wandererslied 4, 568.
vang (an.) 2, 88.
wankelwitz (mhd.) 3, 300.
Vanland 1, 477.
vanr (an.) 2, 117.
Wân-Rune 2, 336.
wanwitz (mhd.) 3, 300.
Vâolue 2, 348.
wâpen aniden (md.) 3, 283.
warag (as.) 4, 402.
ware (mhd.) 4, 402. 403.
waregengel (gloss.) 3, 581. 4, 402.
varda (an.) 2, 151.
varg (schwed.) 4, 402.
warg (ahd.) 4, 402. 403.
wargel (gloss.) 4, 402.
vargr (an.) 4, 402.
varga (goth.) 4, 402.
wargus 4, 402.
»Warnung« 4, 336.
Warolin 1, 229. 230.
Wartburgkrieg 1, 360. 402. 2, 238. 4, 336. 427.
Wassereifen 1, 461.
Wasserfrauen 1, 447. 449.
Wasser des Lebens 1, 345.
Wassermänner 1, 447.
Wassersturm 3, 554.
Wassily 2, 275.
wât (ahd.) 2, 257. 3, 305.
Water-möme 1, 402.
vath (an.) 2, 257.
vatn (goth.) 3, 52.
Vatnsdäla-Saga 3, 30.
Ve 1, 346.
weardan (ags.) 2, 151.
vearg (ags.) 4, 402.
vearh (ags.) 4, 402.
Weber 1, 232.
Webi 2, 166.
Webilinger 2, 166.
Wechselbälge 1, 394. 408. 429. 475. 479.
Wechselrede 3, 245 ff.
Wedel 1, 174. 178. 180. 2, 295. 3, 284.
vega (an.) 3, 518.
Vegthamequida 1, 125. 214. 2, 264.
weho (ahd.) 3, 581.
wehren (ahd.) 2, 88.
veigan (goth.) 3, 518.
Weigand 3, 313. 333 ff.
— von Theben 2, 70.
veihan (goth.) 3, 519.
Weihnachten 1, 388. 2, 219. 375.
Weihnachtsbaum 1, 388.
Weihnachtsposseen 2, 59.
Weimar (1809) 1, 18.
Weinschwelg 1, 393.
Weissenbrunner s. Wessobrunner Gebet.
Weisse Frau 1, 411. 444. 465. 2, 372.
Weisse Vögel (in den Märchen) 1, 341.
Weise in Marburg 1, 11.
Weiss und Schwarz (in den Märchen) 1, 341 f.
weizel (md.) 3, 312.
Weland 1, 146.
Welès 2, 34. 39.
Welfen 2, 162 ff.
wellen (mit Ellipse des Inf.) 3, 290.
Velint 1, 147.
Velleda 3, 50.
Welscher Gast s. Thomasin.
Weltauge 4, 459.
»Weltbeschreibung« 4, 336.
Weltchronik 1, 362. 2, 236 f.
wen biz (md.) 3, 232.
wen daz (md.) 3, 232.
wende (md.) 3, 232.
Wendel von Görz 1, 43.
Wendisches Märchen 4, 362.
Wendungen, bestimmte W. in der Volksdichtung 1, 183.
Wend-Unmuth 2, 57.
Wengkel, der gros. 1, 43.
Vera-tyrr 2, 93.
werbære (mhd.) 3, 573.
werch (gloss.) 3, 574.
werckengel 4, 402.
Verdandi 2, 94. 151.
Verelius, Olaus, 3, 14.
verja (an.) 2, 88. 151.
wergel (mhd.) 4, 403.
Werland 3, 73.
Werlauff 2, 290. 302—305. 511—512. 3, 9. 30. 33. 126.

Wermilaga 3, 291.
Wernhers Maria 1, 360. 3, 222. 244. 4, 336. 415.
—, Bruder, 1, 374. 3, 222. 4, 21. 336. 420. 421.
— von Elmendorf 3, 220.
— von Honberg 4, 336.
— vom Niederrhein 3, 145ff. 192. 197. 216. 4, 228. 230. 336.
— von Teufen 4, 336.
— von Tegernsee s. Wernhers Maria.
werra(n) (ahd.) 3, 531—535.
werrari (ahd.) 3, 532.
Werre (Eigenname) 3, 534f.
werre (mhd.) 3, 518. 520. 533.
werren (mhd.) 3, 532.
Werwolf 4, 413.
Wessobrunner Gebet 2, 503. 4, 19. 532. 536.
Westendorp 2, 306—323. 3, 127.
Westgothisches Gesetzbuch 2, 399 f.
Westphälischer Hof (1813) 1, 333.
weterturm (mhd.) 3, 555.
wibelval (md.) 3, 280.
wic 3, 518—531.
wiegar (mhd.) 3, 529.
wiegenôz, wiegerüste, wiegeserwe, wiegesselle, wiegewæfene, wiegewant, wiegeziuge, wiegot, wiegrim (mhd.) 3, 530.
Wichart 2, 174.
wicht (nhd.) 1, 339. 446. 480. 3, 57.
Wichtelmänner 1, 349. 463.
wichuns (gloss.) 3, 580.
wickô (ahd.) 3, 580.
Wickram, Jörg (Georg), 1, 261. 263—265. 442. 2, 56. 4, 381.
wic-, mhd. Composita mit, 3, 530 f.
wicspæhe (mhd.) 3, 521. 531.
Vidar 2, 352.
widar (ahd.) 3, 375.
widarcregilin (ahd.) 3, 562.
widergüefen (mhd.) 4, 83.
widersturm (mhd.) 3, 555.
widerwic (mhd.) 3, 295.
Vidga 2, 129.
Vidrich 1, 183. 3, 73.
Wiedergeburt 2, 215. 218.
Wielandssage 1, 146. 463. 510. 2, 228. 417. 3, 135—137.
Wiener Meerfahrt 2, 199. 4, 336.
Wiener Runenhandschrift 3, 95 f. 103—108.
Wiesbadener Alphabet 3, 586. W. Glossen 3, 214. 568—588. W. Grabhügel 2, 266 ff.
wiga (ags.) 3, 519.
Wigalois s. Wirnt.
Wigamur 2, 240. 4, 336.
wigan (ags.) 3, 518.
Wigand 2, 94. 3, 529.
wigandlike (afries.) 3, 519.
vigans (goth.) 3, 519.
Wigars flocker 2, 400.
wigant (ahd.) 3, 518. 523—529.
Wigant (Eigenname) 3, 529.
Viga-Styrs-Saga 3, 1.
Wiger der Weise 2, 399.
wigidio (ahd.) 3, 535.
wigis gesatten (mhd.) 3, 531.
wihsilstein (ahd.) 1, 447.
wiht (ahd. ags.) 1, 446.
wihtel (ahd.) 1, 446.
wihtelin (ahd.) 1, 446.
wijzer, wijzfinger (holl.) 3, 434.
vikingar (run.) 2, 368.
Wild (der Schwiegervater) 1, 24. Henriette Dorothee W. 1, 28.
wildaz wip (mhd.) 1, 487.
vildbasse (dän.) 2, 117.
Wilder Jäger 3, 29.
Vili 1, 346.
Vilen, die, 1, 451. 456. 458. 461. 489.
Wilhelm der Eroberer 4, 336.
— I. von Hessen 1, 542 ff.
— der Heilige 2, 240.
— von Holland 3, 217.
— zur Lippe, Graf, 2, 350.
— von Malmesbury 4, 606.
— von Oranien 1, 31. 37. 360. 374.
Wilhelm von Orlens 1, 396. 2, 236 f.
— von Poitiers 4, 336.
— von Soetze 1, 43.
wilint (mhd.) 3, 20.
Wilibald 1, 263.
Vilkinasaga 1, 117. 142. 143 ff. 165—170. 239. 360. 448. 2, 120. 177. 180. 183. 186. 211. 344. 418. 494. 3, 19 f. 45. 125. 218. 4, 552.
Vilkinus 3, 127.
willekûre (mhd.) 3, 276.
Villemarqué, Graf, 4, 602. 603.
Wind 1, 403.
Windmühlen als Spielzeug 1, 365.
Winfried s. Paulus Diaconus.
winiliod (ahd.) 4, 529.
Winkelmann 1, 269.
Winli 4, 336. 421.
Uuinne-Rune 3, 94.
Winsbeke 3, 584. 4, 14 f. 22. 104. 107. 109. 387.
Winsbekin 1, 359. 4, 14 f. 387.
Wippo 4, 336.
Wirant 2, 239.
Wirbelwind 1, 427.
wirden (gloss.) 3, 574.
Wirmilaha 3, 291. 336.
Wirmlaga 3, 291. 336.
Wirnt von Gravenberch (»Wigalois«) 2, 235—249. 453. 3, 246. 524. 561. 4, 13. 14. 41. 336.
wirren (ahd.) 3, 582.
wise (ahd.) 3, 577.
wise (mhd.) 4, 81.
wiser (mhd.) 2, 177.
wiser (mhd.) 3, 434.
visifingr (isl.) 3, 434.
witede (gloss.) 3, 574.
Witege mit dem Slangen 3, 134—137.
vitifried forts 1, 347. 2, 291.
Wittich 1, 97. 102. 118. 142. 146. 2, 344. 415. 3, 73. 135. 4, 514. W.'s Mutter 3, 45.
Witzlav von Rügen 3, 218 f. 222. 4, 336.
wizzecliche (mhd.) 4, 19.
wizzen (mhd.) 4, 425.
Wladimir 2, 34. W. und

dessen Tafelrunde 2, 274—275.
Wodan 4, 459.
Wöchentliche Nachrichten 2, 512—520.
Wölfinge 2, 162 ff. 169. 4, 405.
wörgl (nhd.) 4, 402.
Wörterbuch, deutsches, 1, 508—519.
Wörterbücher 2, 241. 244. W. in altdeutscher Zeit 3, 475 f.
Wörter für Krieg 3, 516—567.
vöxtr (an.) 2, 257.
Wogen, Daniel, 3, 117.
Wo ist gut Bier feil? (Kinderspiel) 1, 371.
Vola (an.) 3, 50.
Wolf 1, 354. 2, 345. 4, 402 f. Über die mythische Bedeutung des Wolfes 4, 402—427. W. in Eigennamen 4, 404 f.
Wolf, Ferdinand, 4, 353.
—, Peter, 1, 43.
Wolfbrand 2, 170.
Wolfdieterich 1, 35. 67. 97. 487. 2, 171 f. 419. 421. 3, 21. 4, 405 ff. 542. W.'s Kindheit 1, 394 ff.
wolfes gele (gloss.) 3, 579.
Wolff, Jens, 2, 278—279.
Wolff, O. L. B., 2, 430—432.
Wolfhaare 4, 412.
Wolfhart 2, 170. 4, 405.
Wolfram von Eschenbach 1, 52. 53. 372. 375. 397. 398. 454. 524 f. 2, 36. 68. 170. 238. 240. 249. 392. 468—469. 3, 187. 209. 222. 243. 246. 249. 391. 521. 524. 551. 564. 4, 7. 13. 23 f. 50. 105. 336. 542. 543. 578. 582. 583. 609. Lateinische Übersetzung von W.'s Wilhelm 4, 336.
Wolfsauge 4, 422.
Wolfsbalg 4, 413.
Wolfsbart 3, 579.
Wolfsegesang 4, 427.
Wolfshunger 4, 416.
Wolfsmagen 4, 416.
Wolfspelz 4, 413.
Wolf und die Schafe, der, (Kinderspiel) 1, 366.
Wolfwin (ahd.) 2, 170. 4, 405.
Wolga 2, 261.
Wolgemut, Hulderich, 4, 370.
Wolke, Chr. H., 1, 514.
Wolken 1, 402.
Wolsungensage 1, 135. 136. 177. 186. 216. 218—223. 239. 2, 18. 36. 92. 98. 214. 260. 343. 493 f. 3, 19 ff. 26.
Wolundalied 2, 251. 253 ff. 264. 3, 20. 26.
Voluspá 1, 152. 214. 2, 30. 265. 282. 352. 397. 3, 10. 50. 78. 4, 531.
wolves zan (mhd.) 4, 422. 425 f.
Vonved 1, 190.
Wood a'Waralin 1, 230.
Vorm, Bischof, 3, 1.
Worm, Olaus, 1, 213 f. 2, 23. 278. 330. 337. 366. 3, 8. 29.
Wormeln 3, 291.
Wormlag 3, 291.
Worms 3, 21.
Wormstede 3, 291.
word (ags.) 2, 152.
wort (nhd.) 3, 518.
Wortstreit 3, 566.
vrag (serb.) 4, 402.
wrah (böhm.) 4, 402.
Wright, Th., 4, 336.
writan (ags.) 2, 331.
Wsewolod 2, 38.
wuche (nhd.) 2, 257.
vudálfeanne (ags.) 1, 443.
Wünscheldinge (Märchen) 1, 344.
Wünschelrad 1, 349.
Wünschelruthe 1, 344.
würgengel (nhd.) 3, 581.
würger (nhd.) 4, 402.
Wüthende Heer, das, 1, 460.
Wüthenden Jäger, die, 1, 460.
Wuk Stephanowitsch Karadschitsch 4, 443.
Wulf in Eigennamen 4, 404 f.
vulfheáfod (ags.) 4, 402.
wullena (gloss.) 3, 579.
Wulpensand 4, 570.
Wundergeschichten der Deutschen 2, 195—197.
Wurmeleia 3, 291.
Wurmgarten 3, 290 f.
wurmlâge (mhd.) 3, 290 f. 336.
Wurmlabun 3, 291.
Wurmstide 3, 291.
wurt (ahd.) 2, 152.
wurzun (ahd.) 3, 387.
Vylfingas (ags.) 4, 405.
Vymoth-Rune 3, 108.
wyrd (gloss.) 2, 152.
wyrd (ags.) 2, 152.
vyrmsele (md.) 3, 291.
wyrre (ags.) 3, 531.

X.

Xanten 1, 205.

Y.

y 2, 357.
Yfonde, der von, 1, 39.
Ylfingar (an.) 4, 405.
Yoglinga-Saga 2, 280.
Yr-Rune 2, 330. 336.
Ysopet 4, 378.

Z.

z 2, 356. z-Rune 3, 120.
za (ahd.) 3, 375.
Zacharia 1, 276.
Zacher 3, 134.
zagel (mhd.) 4, 68.
zahl (nhd.) 3, 247.
Zahngeschenk 1, 364.
zala (ahd.) 2, 247.
zank (nhd.) 3, 566.
Zauberei 1, 341. 2, 375.
Zauberstab 1, 344.
Zaunkönig, der, (Märchen) 1, 354. 4, 364. 365.
Zeirgker, der, 1, 43.
ze. (mhd.) 4, 216 ff.
zeigâri (ahd.) 4, 433.
Zeigefinger 3, 433—436.
zeigel (mhd.) 3, 433.
Zeitalter 2, 316.
Zeitgeschichtliches 1, 527—570.
Zenobia 2, 171.